W JACKSON

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class R05 Book EV Volume 76-77

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Professor an der Universität zu Berlin.

Sechs und Siebzigster Band.

Januar bis Juni 1865.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

205
EX
5,76-77

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 4. Januar. № 1.

Vorwort.

Wir eröffnen diesmal unsere Betrachtung mit einer Erörterung der Rede unseres Herrn über seine Zukunft und das Ende der Welt, wie sie uns der h. Matthäus in C. 24, 1—36 mitgeteilt hat.

Es komt überhaupt und speciell für unsern Zweck Alles darauf an, den Gegenstand unserer Rede zu bestimmen.

Wir stellen hier zuerst den Satz auf: die ganze Rede von Anfang bis zu Ende geht auf die Zerstörung Jerusalems.

Darauf führt uns schon der Ausgangspunkt. Jesus hat, da er am Dinstage vor seinem Leiden zum lezten Male im Tempel weilt, sein siebenfaches Wehe ausgesprochen über die Pharisäer, deren Richtung damals die Sele des Volkslebens bildete, und angekündigt, daß über das gegenwärtige Geschlecht alles gerechte Blut kommen werde, das auf Erden vergossen ward, von dem Blute Abels des Gerechten an, über den das erste Buch der heiligen Schrift berichtet, bis zu dem Blute des Zacharias, der nach dem damals lezten Buche der heiligen Schrift, der Chronik, von den Juden ermordet ward zwischen dem Tempel und Altar. Er hatte zum Schlusse das ergreifende Wort an Jerusalem gerichtet: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigest die zu dir gesandt sind: wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt", und daran die Verkündung geknüpft: „Siehe, euer Haus soll euch wüste gelassen werden". Der Tempel, da Gott mit seinem Volke so lange zusammengewohnt hat, wird, da sie die Bedingung dieses Zusammenwohnens, „ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig", so schmählig verlezt haben, zuerst von Gott mit seiner Hülfe und Gnade verlassen, und demzufolge auch äußerlich zur Ruine werden, wie ein gewöhnliches Haus unrettbar verfällt, wenn es erst von seiner lebendigen Sele, dem Menschen, verlassen ist. Diese Verkündung fand den Anfang ihrer Erfüllung, da Jesus der wahrhaftige Immanuel, Gott mit uns, den Tempel verließ, wie einst in dem Gesichte Ezechiels (C. 11) vor der Chaldäischen Zerstörung die Herlichkeit des Herrn Tempel und Stadt verließ und sich auf den Oelberg stellte, um von diesem beherschenden Punkte aus gleichsam die Belagerung zu dirigiren, welche von seinen „Geheiligten", den Chaldäern, vollführt werden sollte, und sich dann in den Himmel zurückzuziehen. Von diesem entscheidenden Momente an war die äußere Zerstörung des Tempels nur noch eine Frage der Zeit. Da Jesus aus dem Tempel herausging, „traten seine Jünger zu ihm, ihm die Gebäude des Tempels zu zeigen, wie er geschmückt wäre von feinen Steinen und Kleinoden" (Luc. 21, 6), dem Abglanze seiner inneren Herlichkeit, ob es ihn nicht jammern möchte des heiligen und herlichen Hauses, da die Väter ihn gelobt hatten (Jes. 64, 11), und ob er seinen harten Spruch nicht zurücknehmen oder wenigstens mildern würde. Jesus antwortet kurz und schroff, jede weitere Erörterung abschneidend: „Sehet ihr nicht das Alles? Wahrlich ich sage euch: „es wird hier nicht ein Stein bleiben auf dem andern, der nicht zerbrochen werde." Jesus begibt sich dann, im Einklange mit jenem Gesichte Ezechiels, auf den Oelberg, den Ort, wo später nach Josephus der Mittelpunkt der Römischen Belagerung war — „es war ihnen aber geboten, sagt Josephus, sich auf dem sogenanten Oelberg zu lagern, welcher der Stadt im Osten gegenüberliegt." Dort sah er Tempel und Stadt zu seinen Füßen liegen und hatte sie bei jedem Worte der folgenden Rede mit seinen Jüngern vor Augen. Er sezt sich da, zum Zeichen, daß er nun bereit ist einzugehen in eine weitere Erörterung des Themas, von dem das ganze Herz der Jünger voll war, und das früher nicht zur eingehenden Erörterung kommen konte, weil Jesus erst jezt mit seinen Jüngern im engeren Sinne, den Aposteln, den Mitwissern seiner Geheimnisse, denen er Alles kundthat, was er von seinem Vater gehört, allein war — „seine Jünger traten zu ihm besonders." Daß diese Erörterung eine längere sein werde, zeigt eben die Stellung, welche Jesus einnimt: er sezt sich wie einst bei der Bergpredigt. Bei solchem Ausgangspunkte, und da das Herz der Jünger ganz voll ist von jenem einen Gegenstande und für Anderes wenig disponirt, erwarten wir von vornherein, daß in der Rede Jesu nichts vorkommen wird, was nicht in der engsten Beziehung zu jenem Gegenstande stände.

Zu demselben Ergebnis führt uns auch die Frage der Jünger, durch welche die Gränzen der Antwort festgestellt werden. Sie fragen nach allen drei Evangelisten zuerst: „wann wird dies sein", wann wird die von dir verkündete Zerstörung von Stadt und Tempel eintreten, und wenn sie nach Matthäus hinzufügen: „und was ist das Zeichen deiner Zukunft und der Vollendung der Welt?" so kann nach dem Zusammenhange dieser Frage mit der ersten nur von der Zukunft Jesu zum Ge-

194440

richte über Jerusalem die Rede sein, und die „Vollendung der Welt“ muß sich wenigstens zunächst darin kundgeben, daß er den vollendeten Ruin Jerusalems und seines Tempels herbeiführt. Eben darauf führen die Parallelstellen des Marcus und Lucas: der zweite Teil der Frage lautet dort: Und was ist das Zeichen, wann alles dies soll vollendet werden (Mr.) oder geschehen (Lc.)? Da haben wir die älteste Erläuterung zu den Worten bei Matthäus, die uns verbietet, uns von Jerusalem zu entfernen. „Alles dies“, das ist um so weniger zweideutig, je klarer zu Tage liegt, daß die ganze vorhergehende Verkündigung Jesu sich auf Jerusalem und den Tempel bezieht.

Daß Alles wenigstens zunächst auf den Untergang Jerusalems geht, darauf führt auch der Blick auf diejenigen, an welche die Rede zunächst gerichtet wird, welche der Herr mit einer Instruction versieht in Bezug auf Dinge, welche kommen sollen, denen er sagt, was sie erleben werden und wie sie sich bei alledem benehmen sollen. Es sind dies nicht die Christen überhaupt, es sind vielmehr überall die Apostel. Allerdings repräsentiren diese die ganze Christenheit aller Zeiten, aber nichts führt darauf, daß nicht Alles zunächst sie selbst angeht, und daß dies der Fall ist, zeigt speciell das Wort: „was ich euch sage, das sage ich Allen: wachet“ (Mr. 13, 37), woraus hervorgeht, daß die Rede zunächst an die Apostel im Unterschiede von allen andern Christen gerichtet ist und auf diese nur eine analoge Mitbeziehung zuläßt. Hienach nun kann nichts vorkommen, auch nicht ein einziger Zug, was nicht wenigstens im Kleinen dem apostolischen Zeitalter angehört. Dies tritt uns noch besonders entgegen in den Worten: „wenn ihr dies Alles sehet.“ Da werden die Apostel als Ganzes (denn daß Einzelne vorher getödtet werden sollen, hat der Herr ausdrücklich gesagt und die Beschränkung wird auch durch das frühere Wort Christi erfordert: „wahrlich ich sage euch, es sind solche unter den hier stehenden, die den Tod nicht schmecken werden bis sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reiche“, als solche hingestellt, die alle die mannigfachen Veränderungen noch erleben werden, die er im Vorigen angekündigt hatte, mit Einschluß der Verdunkelung der himlischen Lichter, der Erscheinung des Zeichens des Menschensohnes am Himmel, der Aussendung der Engel mit heller Drommete zur Samlung der Gläubigen.

Es findet sich ferner nirgends ein Einschnitt vor, wo die Beziehung auf die Zerstörung Jerusalems aufhörte und die Behandlung der Materie vom jüngsten Tage anfinge. Wäre ein solcher überhaupt vorhanden, so könte er nur bei den Worten vorliegen: „sogleich aber nach der Trübsal jener Tage.“ Daß aber die solches annehmen schon durch das sogleich in rathlose Verlegenheit gesezt werden, zeigt die Mannigfaltigkeit ihrer Aushülfen. Marcus ferner hat wie absichtlich der Annahme vorgebeugt, daß die Rede hier in ein ganz neues Gebiet übertrete, indem er statt: „sogleich aber nach der Bedrängnis jener Tage“ sezt: „aber in jenen Tagen nach jener Bedrängnis.“ Lucas läßt das nach ganz fallen, zum Beweise, daß es nicht von durchgreifender Bedeutung sein kann, und knüpft die Verdunkelung von Sonne und Mond mit einem bloßen: „und es wird sein“, ohne Weiteres an das Vorige. Danach ist es schlechthin unzulässig, die Verfinsterung der Sonne und des Mondes und die Erscheinung des Menschensohnes in eine Zeit zu setzen, die von der Zerstörung Jerusalems durch weite Fernen getrent ist. Dazu komt noch, und das ist von großer Bedeutung, daß die Schilderung der Catastrophe über Jerusalem zum hauptlosen Torso wird, sobald man annimt, daß der Herr mit den Worten: „sogleich aber nach der Trübsal jener Tage“, zu einer ganz andern Materie übergeht. Es fehlt nämlich dann in Bezug auf Jerusalem ganz die Schilderung des Endes, der wir mit gespanter Erwartung entgegensehen. Der Herr legt zuerst (V. 6—14) die Vorzeichen des Endes dar. Dann schildert er (V. 15—22) die Unabwendbarkeit des Endes, wenn diese Vorzeichen eingetreten, und die Größe der Trübsale, welche es einleiten. Darauf warnt er (V. 23—28) vor einer Versuchung, welche sich in diesen Trübsalen für seine Jünger ergeben wird — von der Zukunft Christi zum Gerichte ist in diesem Abschnitte in den Worten: „denn wie der Blitz ausgeht von Osten und scheint bis zum Westen, also wird die Zukunft des Menschensohnes sein“, nur durchaus beiläufig und im Interesse der Warnung vor jener Versuchung die Rede. Beziehen wir die Worte: „Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden“ u. s. w. (V. 29—31) zunächst auf die Catastrophe über Jerusalem, so haben wir eine regelmäßig fortschreitende Schilderung, überall mit eingeflochtener Ermahnung. Dagegen nehmen wir an, daß mit den Worten: „sogleich aber nach der Trübsal jener Tage“, ein ganz neuer Gegenstand eintritt, so fehlt bei dem Unwetter über Jerusalem das Donnerkrachen und der zündende Blitz, und das Weltgericht bricht plötzlich und unvermittelt ein, steht da ohne vorbereitende Zeichen und als nackte und bloße Vorherverkündung ohne begleitende Mahnung und Tröstung. Wir werden aber an das Weltgericht im Gegensatze gegen die Zerstörung Jerusalems um so weniger denken können, da es offenbar unzulässig ist, die Zukunft unseres Herrn, deren in den Worten: „denn wie der Blitz ausgeht“ u. s. w. inmitten der Mahnung beiläufig gedacht wird, von derjenigen zu scheiden, welche nach der Verdunkelung von Sonne und Mond eintritt. Wir werden uns davor um so mehr zu hüten haben, da die Frage der Jünger von der Voraussetzung ausgeht, daß es nur eine Zukunft Christi gibt, in der Antwort also zwei von einander verschiedene Erscheinungen des Menschensohnes sorgfältig gegeneinander abgegränzt werden müßten, auch der Herr in den Worten: „also wird die Zukunft des Menschensohnes sein“, im Einklang mit den Jüngern von der Zukunft des Menschensohnes redet, und also voraussezt, daß es nur eine gibt. Beziehen sich nun die Worte: „denn wie der Blitz ausgeht u. s. w., also wird die Zukunft des Menschensohnes sein“, zunächst jedenfalls auf die Zukunft Christi zum Gerichte über Jerusalem, wie auch die folgenden Worte: „denn wo das Aas ist, da werden sich die Adler sammeln“ dies zeigen, zumal wenn Luc. 17, 37 verglichen wird, wo dieselben Worte unläugbar in Beziehung auf das Gericht über Jerusalem vorkommen, so kann kein Zweifel sein, daß

auch die Verdunkelung von Sonne und Mond und das Erscheinen des Zeichens des Menschensohnes zunächst bei der Zerstörung Jerusalems erfolgen soll. Dies anzunehmen liegt um so näher, da die Verdunkelung der himlischen Lichter in der Weissagung des A. T. ein so gewöhnliches Vorzeichen oder Bild der niederen Gerichte ist, der Catastrophen, welche im Laufe der Geschichte über die Völker ergehen. Das fällt um so schwerer ins Gewicht, je unverkennbarer der Herr auf diese Stellen des A. T. zurücksieht, und da das Kommen des Menschensohnes in den Wolken des Himmels in der Anrede des Herrn an den Hohenprieſter (Mt. 26, 64) in Bezug auf das Gericht über die Juden ausgesagt und in die nächste Zukunft gesezt wird — von nun an: seinen vorbereitenden Anfängen nach beginnt es sofort mit der Verurteilung Jesu; sobald die Schuld vorhanden, fängt auch die Strafe an zu wirken, wenngleich Anfangs noch unsichtbar. Auch das ist noch ins Auge zu fassen, daß in den Worten: „denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, als nicht gewesen ist von Anfang der Welt bisher, und als auch nicht werden wird", die sich, wie alle anerkennen, zunächst auf Jerusalem beziehen, diese Bedrängnis als eine solche bezeichnet wird, der keine an Größe gleichkomt. Reißt man nun die Erscheinung des Menschensohnes von der Catastrophe über Jerusalem los, so gelangt man zu dem unzulässigen Ergebnis, daß der Gipfelpunkt weniger zu bedeuten hat, als die Vorstufe.

„Wahrlich ich sage euch, spricht der Herr, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dies Alles geschehe." „Dies Alles", das muß um so mehr auch die Erscheinung des Menschensohnes umfassen, da zu einer beschränkenden Auffassung hier nicht wie in den Worten (V. 33): „also auch, wenn ihr dies Alles seht, so wisset, daß es nahe vor der Thür ist", wo durch den Zusammenhang: dies Alles, auf die Vorzeichen der Zukunft des Herrn beschränkt wird, ein Grund vorliegt. Alles, was der Herr bis dahin verkündet hat, soll hienach eintreten ehe das gegenwärtige Geschlecht vom Schauplatze abgetreten ist. „Dies Geschlecht", das kann nur die Zeitgenossenschaft sein. Das ist die gewöhnliche Bedeutung der Worte, in der sie wiederholt in den Reden Christi vorkommen, darauf führt die alttestamentliche Grundstelle (Hab. 1, 5), wo es in Bezug auf das Vorbild der Zukunft des Menschensohnes zum Gericht, die Chaldäische Catastrophe heißt: „eine That thue ich in euren Tagen", darauf die Parallelstelle: „wahrlich ich sage euch, daß Alles dies kommen wird über dies Geschlecht", die gegenwärtige Generation im Unterschiede von den Vätern, deren Maß sie vollgemacht haben. Die große Bedeutung dieser Parallelstelle, 23, 36, erhellt schon daraus, daß sie einer Rede angehört, welche an demselben Tage gehalten wurde. Darauf führt auch das ganz entsprechende frühere Wort Christi: „wahrlich ich sage euch, es sind welche unter den hier stehenden, welche den Tod nicht schmecken werden bis sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reiche" (16, 28). Die Annahme, daß unter diesem Geschlechte das Volk der Juden zu verstehen sei, sollte sich billig jezt gar nicht mehr hervorwagen.

Alles in der Rede Christi ist durch und durch practisch, enthält die kräftigsten Antriebe zum Wachen und Beten. Dagegen dies würde eine bloße unfruchtbare Vorhersagung sein. Lassen wir dem Geschlechte seine natürliche Bedeutung, so erhalten wir einen Sinn, der ins Wachen und Beten hineintreibt: die Erscheinung des Herrn erfolgt noch in der gegenwärtigen Generation, und zwar zu unbekanter Stunde, so daß sie in jeder Stunde erwartet werden muß. „Der Sinn ist — sagt Calvin — die Weissagung rede nicht von fernen Uebeln, welche nach vielen Jahrhunderten die Nachkommenschaft sehen werde, sondern von solchen, die unmittelbar bevorstehen, und zwar in solchem Zusammenhange, daß das gegenwärtige Zeitalter von keinem einzigen Teile verschont bleiben werde." Auch der Zusammenhang verbietet an die Juden zu denken. Jesus hat vorher die Jünger aufgefordert, beim Eintreffen der von ihm angegebenen Zeichen zu erkennen, daß die Erscheinung des Menschensohnes unmittelbar vor der Thür sei. Darin lag schon, daß sie dieselbe noch erleben werden, und eben dies wird, wenn man unter dem Geschlecht die Zeitgenossenschaft versteht, ausdrücklich gesagt. Dagegen, wenn man unter dem Geschlechte die Juden versteht, so fehlt jeder Anschluß an das Vorige. Im Folgenden redet der Herr von Tag und Stunde, nicht von der Zeit seiner Zukunft im Allgemeinen, sondern von dem Zeitpunkte innerhalb des Zeitraumes. Das hat zur Voraussetzung, daß der Zeitraum, dem die Erfüllung angehört, schon im Vorhergehenden bestimt sei, und diese Bestimmung liegt nur dann vor, wenn man unter diesem Geschlechte die gegenwärtige Generation versteht.

Endlich, auch nach den Umgebungen, in denen diese Rede steht, müssen wir erwarten, daß sie sich wenigstens zunächst ihrem ganzen Umfange nach auf die Geschicke des Judentums beziehen wird. Es geht eine ganze Reihe von Verkündungen vorher, die sich speciell auf das Jüdische Volk, seine Verschuldung und seine Strafe beziehen, von der Verfluchung des Feigenbaumes an, und es folgt unmittelbar auf diese Rede der Bericht über das Leiden Christi, die schwere nationale Schuld des Judentums, durch welche die Zukunft des Menschensohnes eben über dies Volk herausgefordert wurde. Was der Herr, da über ihn Gericht gehalten wird, zu dem Hohenprieſter und zu dem Hohen Rathe sagt: „Wahrlich ich sage euch, von nun an werdet ihr des Menschen Sohn sitzen sehen zur Rechten der Allmacht und kommen auf den Wolken des Himmels", das dient trefflich dazu, uns den Zusammenhang unserer Rede, welche zu diesem kurzen Worte die Ausführung gibt, mit der folgenden Geschichte des Leidens zu veranschaulichen.

Aber so sicher auch die Gründe sind, auf denen das bis jezt festgestellte Ergebnis beruht, so haben wir doch mit ihm erst die Hälfte der Wahrheit gewonnen. Die andere Seite ist die: die ganze Schilderung von Anfang bis zu Ende erlaubt nicht, daß wir bei der Zerstörung Jerusalems stehen bleiben, überall sind Umstände vorhanden, die uns aus den engen Gränzen Judäas hinausführen,

obgleich nichts vorkomt, was nicht zunächst dort seine Verwirklichung finden sollte und sie gefunden hat.

Schon daß das Thema überhaupt die Zukunft Christi und das Ende der Welt ist, zeigt, daß wir nicht bei der Zerstörung von Jerusalem stehen bleiben dürfen. Das Himmelreich erscheint im Einklange mit der Verkündung der Propheten des A. T. von Anfang an als auch für die Heiden bestimmt: „Viele werden kommen von Morgen und Abend und mit Abraham und Isaac und Jakob zu Tische sitzen im Himmelreich", Mt. 8, 11, der Sauerteig des Reiches Gottes wird unter drei Scheffel Mehl gemengt, das ganze menschliche Geschlecht nach seinen drei Abteilnngen Sem, Ham und Japhet. Nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur ist es nicht anders möglich, als daß auch in der aus den Heiden gesammelten Kirche die Sünde sich wieder geltend macht und diese Schäden müssen nach dem allgemeinen Satze: „wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler" von neuem die richtende Zukunft des Menschensohnes und die Vollendung der Welt herbeirufen. Der Mensch, der kein hochzeitlich Kleid anhat in der Parabel von der Königlichen Hochzeit stellt in einem Bilde diesen Abfall in der aus den Heiden gesammelten Kirche dar. In dem Gleichnis von dem Unkraut im Acker ist der Acker die ganze Welt. Das Gericht ergeht bei der „Vollendung der Welt" über alle Uebeltäter auf der ganzen Erde. Ganz ähnlich in der Parabel von dem Netze, das ins Meer geworfen wird. Das Meer ist das Abbild der Welt. Das Gericht ergeht also bei der „Vollendung der Welt" über alle Bewohner derselben.

Der Ausdruck: „die Vollendung der Welt" komt bei Matthäus nie in ausschließlicher Beziehung auf das Ende des jüdischen Staates, stets von dem Ende der Welt überhaupt vor. Das Ende des Jüdischen Staates kann hiernach in der Rede, die von der Vollendung der Welt handelt, nur als Teil in einem größeren Ganzen in Betracht kommen, welches in diesem Teile seine Vorausdarstellung findet.

Schon die „Kriege und Gerüchte von Kriegen" erlauben kaum innerhalb Judäas stehen zu bleiben, schlechthin aber ist dies unzulässig bei der Empörung von Volk wider Volk und von Königreich wider Königreich, um so mehr, da nur solche Kriege hierher gehören, die sich entweder als Symptom des herschenden Verderbens darstellen oder als Strafe für dasselbe, so daß also, so weit die Weissagung sich auf Judäa bezieht, nur die Kriege in Betracht kommen, die innerhalb desselben geführt werden, die Parteikämpfe unter den Juden selbst und die Kämpfe mit den Römern. Die Kriege, welche in jener Zeit in der übrigen Welt geführt wurden, gehören gar nicht hierher, wie wir auch bei den Hungersnöthen und Seuchen nicht über die Gränzen Judäas hinausgehen dürfen. Wird dies beachtet, so zeigt sich, daß die Maaßverhältnisse, in denen hier der Krieg auftritt, viel zu groß sind, als daß wir bei der Katastrophe über Judäa stehen bleiben könten. Offenbar wurde dort nur vorgebildet, was dereinst in weit größeren Dimensionen sich wiederholen sollte.

Der Haß um des Namens Christi willen „von allen Völkern" führt uns auf das Welttheater hinaus. Bliebe die Verkündung bei ihrem nächsten Gegenstande stehen, so würden statt aller Völker die Juden genannt sein. Diese sind hier als Teil in dem Ganzen verborgen.

Die Predigt des Evangeliums vom Reiche in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker, die dem Ende vorangehen soll, läßt sich in die engen Gränzen der damals gegenwärtigen Generation nicht einengen, so gewiß es auch ist, daß vor dem Aussterben derselben und vor der Katastrophe über Jerusalem das Evangelium schon weit hinaus in die Lande erschollen war, Röm. 10, 18. 15, 19. Es war damals immer doch nur im Kleinen vorgebildet, was dereinst im Großen geschehen sollte und was noch jezt in der Erfüllung begriffen ist und mit rascheren Schritten als früher der Vollendung naht. Zu beschränken und abzudingen geht um so weniger an, da schon das A. T. so nachdrücklich und wiederholt die Ausdehnung des Heiles bis zu den Enden der Erde verkündigt, alle Heiden dem großen Könige der Zukunft dienen, alle Könige ihn anbeten läßt.

Das Wehklagen aller Geschlechter der Erde bei dem Erscheinen des Menschensohnes in den Wolken des Himmels fand in der noch bis auf den heutigen Tag in Jerusalem fortgesezten Wehklage der Juden, dieses einzelnen aus den Geschlechtern der Menschenkinder, nur den Anfang und das Vorspiel der Erfüllung. Dabei stehen zu bleiben geht um so weniger an, da das Wehklagen aller Geschlechter der Erde in offenbarer Beziehung steht auf die Verkündigung an Abraham: „in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde", 1. Mos. 12, 3 und die Parallelstellen. Sie wehklagen, daß durch ihre Schuld der Segen ihnen zum Fluch geworden ist.

Das Versammeln der Auserwählten von den vier Winden, von dem einen Ende des Himmels zu dem andern, sezt voraus, daß die Kirche bereits nach allen Seiten bis zu dem Ende der Erde vorgedrungen ist; es fand bei dem Untergange Jerusalems nur den Anfang seiner Erfüllung in der Bergung der Gläubigen vor dem Gerichte und in dem festen Zusammenschlusse der Kirche Christi, die durch den Fall Jerusalems von ihrem damals gefährlichsten Feinde erlöst war.

Bei der Zerstörung Jerusalems stehen zu bleiben verbietet auch, was auf unseren Abschnitt bis zu Ende von Cap. 25 folgt. Was da vorliegt ist um so mehr beweisend, da die Ermahnung dort die Weissagung hier durchweg zum Ausgangspunkte hat.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 7. Januar. № 2.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

In dem Gleichnis von den zehn Jungfrauen verzieht der Bräutigam, er bleibt weit über die Zeit aus, zu der seine Ankunft erwartet wurde. In dem Gleichnis von den anvertrauten Pfunden kommt der Herr „nach langer Zeit". Das führt uns weit hinaus über die Dauer des „gegenwärtigen Geschlechtes", und zeigt, daß die Erfüllung der Weissagung nur dem Anfange und Vorbilde nach in ihr gesucht werden darf.

Das Gericht über die „Knechte" wird an den Pforten der Ewigkeit gehalten. Die treuen Knechte empfangen sofort den himmlischen Lohn, der faule Knecht wird in die höllische Finsternis hinausgestoßen. Das führt uns heraus über ein Gericht, welches mitten im Laufe der Geschichte gehalten wird und zeigt uns, da die ganze Rede Christi nur eine Zukunft des Menschensohnes kent, daß diese zusammenfassenden Character tragen muß.

Vor dem in seiner Herlichkeit kommenden Menschensohne werden „alle Völker" versammelt werden. Das Gericht über sie hat zur Voraussetzung, daß alle Völker der Erde in Beziehung zu der Kirche Christi getreten sind. Denn diese Beziehung bildet den Maasstab des Gerichtes. Diese Beziehung war zur Zeit der Zerstörung Jerusalems noch nicht vorhanden und konte der Natur der Sache nach nicht vorhanden sein. Die Parabeln vom Senfkorn und vom Sauerteig führen auf ein sehr allmäliges Wachstum der Kirche innerhalb der Welt.

Der Schluß der ganzen Rede Christi: „Und sie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben", stelt uns von Neuem vor die Pforten der Ewigkeit.

Wie haben wir nun das scheinbar sich Widersprechende zu vereinigen, daß Alles auf die Zerstörung Jerusalems geht, und Alles zugleich über die Zerstörung Jerusalems hinausgeht, daß die eine Zukunft des Menschensohnes und die eine Vollendung der Welt auf der einen Seite schon bei der Zerstörung Jerusalems ins Leben trat, und daß doch wieder eine Reihe von anderen Momenten vorliegt, welche uns weit über diesen Zeitpunkt hinausführen?

Es gibt nur eine rechtmäßige Vereinigung und diese wollen wir jezt versuchen darzulegen.

Es gehört zum Wesen der Weissagung das Einzelne in den Zusammenhang mit dem Ganzen einzureihen, dem es angehört, und sehr selten nur bleibt die Weissagung bei dem einzelnen Ereignisse als solchem stehen. Es liegt das darin begründet, daß die Weissagung für alle Zeiten des Volkes Gottes bestimmt ist und daher eine Darstellungsweise vermeiden muß, die sie der Gefahr aussetzt nach eingetretener Erfüllung zur Antiquität zu werden. Hätte z. B. Jesaias in C. 13 u. 14 ohne Weiteres den Fall Babels geweissagt, so würde seine Verkündung nach dem Eintreten dieses Ereignisses viel von ihrer Bedeutung verloren haben. Da er aber den Anfang von dem Weltgericht macht, von der Heimsuchung aller Bosheit der Menschen auf Erden und erst nach und nach und fast unmerklich auf seinen besonderen Gegenstand übergeht, so wird, was er von diesem sagt, in einen allgemeinen Zusammenhang aufgenommen, Babel gewint vorbildliche Bedeutung, und die Weissagung bleibt stets jung und frisch und überdauert ihre nächste Erfüllung. Noch mehr aber ist diese Beschaffenheit der Weissagung darin begründet, daß der Teil nur, wenn er in das Ganze eingereiht wird, dem er angehört, seine rechte Beleuchtung empfängt.

Das Reich Gottes unter den Juden war nur eine einzelne Form des Reiches Gottes überhaupt, Mt. 21, 43. Der Tempel war nicht eine bloße individuelle Existenz, sondern in dem Besonderen war ein Allgemeines enthalten. Er war das Zeichen und Abbild des Reiches Gottes unter diesem Volke und als solches eine Darstellung der Kirche überhaupt, die in einer ganzen Reihe von Stellen des N. T. als das Haus Gottes bezeichnet wird, wie z. B. Paulus den Timotheus ermahnt: „Du sollst wissen, wie du wandeln sollst in dem Hause Gottes, welches ist die Kirche des lebendigen Gottes", 1 Tim. 3, 15. Hienach nun war, was an dem entarteten Jüdischen Volke, an dem entheiligten Tempel geschah, eine thatsächliche Vorherverkündigung desjenigen, was an der entarteten Kirche durch alle Zeiten bis an das Ende der Welt geschehen sollte. Die Offenbarung des heiligen Johannes ist geschrieben zu einer Zeit, da das Jüdische Jerusalem mit seinem Tempel bereits zerstört war. In der entarteten Kirche der Gegenwart und der Zukunft aber erblickt der Seher die Fortsetzung Jerusalems und seines Tempels. Der Leichnam der beiden Zeugen wird nach C. 11 liegen „auf der Gasse der großen Stadt, die da heißt geistlich die Sodoma und Egypten, da auch ihr Herr gekreuzigt ward." Die große Stadt, da der Herr gekreuzigt ward, das kann nur Jerusalem sein, in dessen Bilde sich dem Seher die in Folge der Ueberflutung durch die

Welt entartete und mit Aergernissen angefüllte Kirche darstellt. Ebenso ein Bild der Kirche ist auch der Tempel, dessen Vorhof den Heiden preisgegeben wird.

Das innerlich Zusammengehörige schaut der Herr in unserer Weissagung als verbunden, nicht was fern sei, weil er es nicht unterscheiden konte, sondern weil es nur in dieser Verbindung sich in seiner rechten Bedeutung darstellte. Die mit dem Gerichte über Jerusalem beginnenden mannigfachen Erscheinungsformen des Gerichtes über die entartete Kirche stellen sich ihm unter den Gesichtspunkt Einer großartigen Erscheinung des Menschensohnes. Er sieht ab von der mannigfachen Abstufung in der Vollendung der Welt und vereinigt das im äußeren Verlaufe Geschiedene, innerlich aber Verbundene in ein Gesamtbild, um uns dazu anzuleiten, daß wir es mit dem Einzelnen recht ernst nehmen, in dem Teile überall das Ganze erblicken, hindurchdringen durch das Dickicht der geschichtlichen Besonderheiten, des menschlichen Getreibes und den Blick gewinnen auf die helle Sonne der göttlichen Bewirkung, auf den Menschensohn, der in den Wolken des Himmels komt. Nur wenn wir in jedem Ende das Ende sehen, kann es die heilsame Frucht der Buße und Gerechtigkeit bringen.

Es ist natürlich, daß in diesem zusammenfassenden Gemälde die erste großartige Erscheinung des Menschensohnes zum Gerichte über die entartete Gemeinde Gottes, die Zerstörung Jerusalems, das Musterbild aller späteren, und ebenso die lezte am Ende der Tage, als die umfassendste und großartigste, besonders hervortreten. Doch darf man sich dadurch nicht verleiten lassen, allein bei diesen beiden Erscheinungsformen stehen zu bleiben. Gehen wir auf den Grund ihrer Verbindung ein, der eben darin liegt, daß beide von der Wahrheit beherscht werden: „an denen, die mir nahe sind, will ich mich heiligen", wenn sie nämlich der durch die Nähe gegebenen Anforderung: „ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig", nicht entsprochen haben, so zeigt sich, daß der Herr auch alles Andere mitbefassen muß, worin dieselbe Wahrheit sich bewährt. Zu demselben Ergebnis werden wir auch dadurch geführt, daß der Herr in dieser für die Kirche aller Zeit bestimten Rede so nachdrücklich einschärft: „wachet, weil ihr nicht wisset, zu welcher Stunde euer Herr komt", und den Seinen sagt: „seid bereit, denn der Menschensohn wird kommen zu einer Zeit, da ihr nicht meinet." Das führt uns darauf, daß das Kommen des Herrn durch alle Zeiten hindurchgeht. Sonst hätte der Herr die Seinen durch eine falsche Vorspiegelung getäuscht. So ist, bei aller Unvollkommenheit des wissenschaftlichen Verständnisses unserer Rede, praktisch auch dieselbe zu allen Zeiten verstanden worden. Es ging von diesem Verständnis aus, daß Namen wie Gregorius und Vigilantius, Wachsam, in der alten Kirche so gangbar waren. Diese Namen ruhen auf der Voraussetzung, daß jeder erwarten darf, das Kommen des Herrn auf den Wolken des Himmels zu erleben. Der h. Ambrosius in dem Commentar zu Lucas sagt: „Wir schauen mit eignen Augen die Erfüllung der göttlichen Worte. Denn welche Kriege und welche Gerüchte von Kriegen haben wir vernommen, welche allgemeine Hungersnöte und welche Seuchen unter Thieren und Menschen?" Cromwell äußert in einem Briefe vom 13. August 1649: „wahrlich, der Herr ist sehr nahe, wir merken es an seinen wunderbaren Werken; noch diese Generation soll ihn sehen." Ein irgend gottesfürchtiges Gemüt muß sich Zwang anthun, um diese Rede rein der Vergangenheit und der Zukunft zuzuweisen. „Es handelt sich um deine Sache", das wird jedem Zeitalter in ihr zu laut und deutlich zugerufen.

Was der Herr zunächst zu seinen Zeitgenossen sagt: „wahrlich, dies Geschlecht wird nicht vergehen bis daß dies Alles geschehe", das gilt der Sache nach für alle Zeiten. Wie wenig andauernd die Wirkungen sind, welche die großen Heimsuchungen des Herrn in Strafe und Heil hervorbringen, das zeigt schon die Geschichte des A. T. „Das Volk — heißt es — dienete dem Herrn so lange Josua lebte und die Aeltesten, die alle die großen Werke des Herrn gesehen hatten, die er an Israel gethan hatte." Schon etwa zehn Jahre nach Josuas Tode mußte Kuschan über das entartete Bundesvolk gesandt werden, dessen Beiname schon, Rischataim, der Bösewicht, zeigt, wie Schweres es von ihm zu erleiden hatte. In den Zeiten der Richter war der beständige Refrain der: „Wenn der Richter starb, so wandten sie sich und verderbten mehr, denn ihre Väter, daß sie anderen Göttern folgten, ihnen zu dienen und sie anzubeten, sie ließen nicht von ihrem Vornehmen, noch von ihrem halsstarrigen Wesen." Die Zahl der Erscheinungen Jehovas zum Gerichte in dieser Periode komt ziemlich der Zahl der Generationen gleich. Auch in der Kirche Christi geht das böse Unkraut, dessen Same zuerst durch den Sündenfall ausgestreut wurde, stets von Neuem auf, und so geht auch stets von Neuem das Wort der zwei Männer in weißen Kleidern in Erfüllung: „wie ihr diesen gesehen habt gen Himmel fahren, so werdet ihr ihn auch sehen wieder vom Himmel kommen", die nachfolgenden Generationen dürfen die Himmelfahrt Christi nicht blos aufs Wort glauben, sie haben eine thatsächliche Bürgschaft für dieselbe in dem stets fortdauernden Herabkommen vom Himmel, durch die ganze Geschichte zieht sich eine lange Reihe von Erscheinungen des Menschensohnes mit ihren vorbereitenden Zeichen, die sich stets gleich bleiben: wäre es anders, so wäre es unvernünftig, an einen jüngsten Tag im engeren Sinne zu glauben. „Siehe, ich komme bald", so spricht der Herr in der Apokalypse, weil er nicht blos einmal am Ende der Tage nach Jahrhunderten und Jahrtausenden kommen wird, sondern beständig im Kommen begriffen ist.

Mit dem christlich gewordenen Rom z. B. wurde in der Völkerwanderung eine Abrechnung gehalten, welche der über Jerusalem verhängten kaum nachstand und so viel Aehnliches hatte mit dem im engeren Sinne sogenannten jüngsten Tage, daß viele christliche Gemüter das unmittelbare Einbrechen desselben erwarteten. Da erschien von neuem das Zeichen des Menschensohnes am Himmel, ertönte von neuem die Wehklage der Geschlechter der Erde. Ferner, der dreißigjährige Krieg war die große Abrechnung mit denen, welche die Gnade der Reformation entweder ganz von sich gestoßen oder auf Mutwillen gezogen

hatten, ein Gegenbild der Zerstörung Jerusalems, ein Vorbild des jüngsten Tages schlechthin und eine Vorstufe desselben. Luther hat das Bevorstehen einer solchen großen Abrechnung klar und sicher erkant. Einst zog er von Wittenberg weg und wollte zuerst gar nicht wiederkommen. „Es ist ihnen genug gepredigt", sprach er, „sie treten das Evangelium, ja sie treten das Blut Christi mit Füßen. Zu dem Ende habe ich nicht dürfen das Evangelium mit solcher Fahr erneuern." In seinen Schriften, namentlich in seinen Tischreden kehren Aussprüche beständig wieder wie die: „Wie es einst Jerusalem ergangen ist, also wird es dem deutschen Lande auch ergehen, das Gottes Wort itzt auch verachtet." Und: „Wir haben Gottes Wort und Sacrament rein, aber wir wissens nicht und erkennens nicht, was es für eine Wolthat und köstlicher Schatz sei, daß der Sohn für den Knecht dahin in den Tod gegeben ist. Für welche Wolthat der Knecht nicht allein undankbar ist, sondern fähret auch zu und will den Vater mit dem Sohne, der ihn erlöst hat, todtschlagen. Das ist zu grob, darauf muß allerlei Strafe und Unglück kommen". In den Vorlesungen über Jesaias sagt er: „Die Strafen der andern Sünden sind noch erträglich, die Verachtung seines Wortes allein straft Gott mit der allerschwersten Verwüstung, und rottet die Verächter mit Stumpf und Stiel aus. Gleichwie Jerusalem und dem ganzen Jüdischen Volke, also wird es auch Deutschland widerfahren". Ein Lied aus der späteren Zeit der Reformation von Dr. Erasmus Alberus beginnt mit den Worten: „Gott hat das Evangelium gegeben, daß wir werden fromm; die Welt acht solchen Schatz nicht hoch, der mehrer Teil fragt nichts darnach. Das ist ein Zeichen von dem jüngsten Tag." Und schließt: „Die liebe Sonne kann nicht mehr zusehen, und entsezt sich sehr: darum verliert sie ihren Schein, das mag eine große Trübsal sein. Das ist ein Zeichen von dem jüngsten Tag. Der Mond und Sterne ängsten sich und ihr Gestalt sieht jämmerlich; wie gern sie wollten werden frei von solcher großen Büberei. Das ist ein Zeichen von dem jüngsten Tag. Darum komm lieber Herre Christ! das Erdreich überdrüssig ist zu tragen solche Höllenbränd; drum mach einmal mit ihr ein End, und laß uns sehn den lieben jüngsten Tag." In welchem Umfange im dreißigjährigen Kriege sich das Wort von neuem erfüllte: „Warlich ich sage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde", das zeigen uns die Worte Paul Gerhardt's: „Das drückt uns niemand besser in unser Seel' und Herz hinein, als ihr zerstörten Schlösser und Städte voller Schutt und Stein. Ihr vormals schönen Felder, mit frischer Saat bestreut, jezt aber lauter Wälder und dürre wüste Haid." — In der französischen Revolution erschien der Menschensohn für Frankreich in den Wolken des Himmels, zur Strafe dafür, daß es das Evangelium in den beiden Gestalten, in denen es ihm entgegengetreten war, die Reformation und Portroyal, von sich gestoßen, die Wahrheit hartnäckig verfolgt, dem Fleische gelebt, in einer Weise, wie es kaum unter den Heiden erhört war, sich erst bigottem Aberglauben und dann dem Unglauben hingegeben hatte. Wie schwarz war da die Nacht, wie waren die Lichter des Himmels so völlig erloschen!

— Die Schlacht bei Jena war für Preußen die Zukunft des Menschensohnes und die Vollendung der Welt, die große Abrechnung für Alles, was seit 1740 dort geschehen war, für die eingedrungenen französischen Sitten und französischen Unglauben, für die Aufklärung, welche alles im Lande dunkel gemacht und von dort aus sich über das übrige Deutschland verbreitet hatte. Wer an der Gerechtigkeit dieses Gerichtes zweifeln möchte, oder daran, daß wir hier wirklich eine Erscheinung des Menschensohnes auf den Wolken des Himmels vor uns haben, der lese nur, was schon in den ersten Decennien nach dem Regierungsantritte Friedrichs des II. ein trefflicher Theologe, Jakob Elsner, Prediger an der Parochialkirche in Berlin, geschrieben hat. Er sagt in dem nach seinem Tode herausgekommenen Commentarius in Ev. Matthäi (1767) zu den Worten: „Und dieweil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in vielen erkalten": „Es scheint, daß das Bild der allertraurigsten Zeiten hier ausgedrückt ist, auf welche wir zu unserm tiefsten Schmerze aufgespart wurden, da Gegner von der größten Frechheit und Unwissenheit sich erheben, Andere entweder, dem Lobe der Klugheit und Mäßigung nachjagend, die Liebe Christi aber ablegend, verstummen, lau und kalt werden, oder sich gar zu dem Lager der Gesetzlosen und Gräulichen als schändliche Ueberläufer und Fahnenflüchtige begeben." Wer eine anschauliche Erkenntnis der Beschaffenheit derjenigen gewinnen will, über welche zunächst auf dem Schlachtfelde von Jena das Gericht Gottes erging, lese was in den Denkwürdigkeiten des Generals von Ledebur von dem Betragen der gefangenen Preußischen Offiziere erzählt wird. Man wird da erschrecken über die Tiefe der Wunden, welche das Zeitalter der Aufklärung und Verläugnung Christi den Seinigen geschlagen hatte. Der sicherste Beweis dafür, daß hinter dem Menschensohne der Gottessohn verborgen, ist die totale innere Aushölung der Diejenigen anheim fallen, welche ihm den Rücken gekehrt haben. Die Hingabe an den Menschensohn ist das einzige Mittel gegen die unbedingte Herschaft des Egoismus mit allen seinen niedrigen Gelüsten. Man folge Renan, Schenkel und Strauß, so werden auch die der elendesten Selbstsucht fröhnenden Offiziere wiederkehren, deren Jammergestalten v. Ledebur uns vorführt, ebenso die Generale, die in schnöder Feigheit die preußischen Festungen dem Feinde auslieferten. — In den Vereinigten Staaten Nordamerikas steht eben jezt das Zeichen des Menschensohnes am Himmel. Die Ursachen, die ihn herbeigerufen haben, liegen auch da klar zu Tage: Das Suchen der Ehre in der Schande, die grundsatzmäßige Verletzung des vierten Gebotes, die Beseitigung der Pietät, die von den irdischen Eltern aufsteigt bis zu dem wahrhaftigen Vater, von dem alle Vaterschaft benannt wird und der uns in dem Sohne offenbar geworden, die ebenso von dem himlischen Vater herniedersteigt zu den Oberpersonen auf Erden, die sein Ebenbild tragen und die ertödtet wird, sobald man auch nur eine einzelne Sprosse in der Stufenleiter muthwillig zerbricht, die Verläugnung des christlichen Staates, ein alle Gränzen übersteigender Hochmut und Mammonsdienst, wie sie überall die Herschaft gewinnen, wo die ewigen Grundlagen be-

seitigt werden. Wie gründlich der Herr mit ihnen abrechnen will, zeigt ihre mehr als pharaonische Verhärtung, wie sie sich zuletzt noch in der Wiederwahl Lincolns gezeigt hat, des Mannes des Blutes und der Thränen. Es liegt klar vor Augen, daß es Unsinn ist, den vernichtenden Krieg fortzusetzen, und doch lassen sie nicht von ihm ab. Die Unbegreiflichkeit ihrer Verblendung führt auf eine göttliche Ursache: iratus ad poenam si quos trahit Deus auferre mentem illis sanam solet. In den Büchern Mose's geht der siebenfach wiederholten Bemerkung, Pharao habe sein Herz verhärtet, die ebenfalls siebenfach wiederholte Bemerkung zur Seite, Gott habe das Herz Pharaos verhärtet, und zwar also, daß die Verhärtung durch Gott den Anfang und den Schluß bildet. Daraus ersehen wir, daß die Verhärtung Pharaos sich zur Verhärtung Gottes verhält wie die Wirkung zur Ursache. Das wiederholt sich hier. — In einem Miniaturbilde stellt, wie früher Schleswig-Holstein, so jetzt Dänemark den Inhalt unseres Abschnittes dar. Ihm sind im vergangenen Jahre des Himmels Lichter erloschen und das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erschienen. Hätten sie es vermocht, die Zeichen der Zeit zu erkennen, sie würden nicht durch diese Catastrophe überrascht worden sein, sie würden ihr durch aufrichtige Buße vorgebeugt haben. Es fehlte doch wahrlich nicht an den sittlichen Vorzeichen der Erscheinung des Menschensohnes zum Gerichte, dem Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit, dem Erkalten der Liebe, dem Stehen des Gräuels der Verwüstung an heiliger Stätte. Welch ein Schwindelgeist des Hochmutes, welche Verblendung der Eitelkeit hatte das arme Volk ergriffen! Wie wenig frei hielten sich auch diejenigen, die von der christlichen Wahrheit tiefer ergriffen waren, von diesem Wesen, wie dumm wurde hier selbst das Salz eines Grundtwig! Welche Tiefen der Gottentfremdung sind nicht durch den Mangel an Fürsorge für die geistliche Pflege des Heeres offenbar geworden: kein Geistlicher, keine Sontagsfeier, keine Predigt, kein Abendmal, und das da, wo ein Bischof die Zügel des Regimentes in Händen hatte! Wie tief der geistliche Stand gesunken war, das zeigt außer den Schriften Kirkegaards die Amtsführung der dänischen Geistlichen in Schleswig. Auch unter der allerdings vorhandenen Auswahl leisteten nicht wenige der „Gesezlosigkeit" Vorschub und verbanden sich mit ihr zur Zerstörung alter ehrwürdiger Institutionen, deren Heilsamkeit sich durch Jahrhunderte bewährt hatte.

Jesus antwortete denjenigen, die zu ihm selbstgefällig von den Galiläern redeten, deren Blut Pilatus mit ihrem Opfer vermischt hatte: „Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage nein, sondern so ihr euch nicht bessert, werdet ihr auch also umkommen." Hüten wir uns, daß wir, wenn wir anderwärts die Erfüllung unserer Weissagung wahrnehmen, nicht mit dem Pharisäer sprechen: „ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute", sprechen wir vielmehr mit dem Zöllner: „Gott sei mir Sünder gnädig." Lassen wir uns das Wort des Apostels gesagt sein: „darum schaue die Güte und den Ernst Gottes; den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, sofern du an der Güte bleibest (sie dir zu Herzen gehen lässest); sonst wirst du auch abgehauen werden." Wir sind nicht besser, wie unsere amerikanischen, wie unsere dänischen Brüder. Im Jahre 1848 fingen für Deutschland die himlischen Lichter schon an sich zu verdunkeln und wer geöffnete Augen hatte, der sah damals schon von ferne den Menschensohn kommend in den Wolken des Himmels. Und wenn der Herr damals schon dem Feuer rief damit zu strafen und es schon ein Teil dahinfraß, und es den Herrn reuete und er sprach: es soll nicht geschehen, hat uns seine unverdiente Gnade etwa zur Buße geleitet? Fassen wir nur einige unter den vielen Zeichen der bevorstehenden Zukunft des Herrn ins Auge, welche das vergangene Jahr darbietet, so können wir nicht verkennen, daß wir auf dem Wege zum Gerichte sind, daß auch uns das Wort gilt: „warlich ich sage euch: dies Geschlecht wird nicht vergehen bis daß dies Alles geschehe." Die begeisterte Aufnahme, welche in weiten Kreisen so grundstürzende Bücher, wie das Leben Jesu von Renan und teilweise auch von Strauß gefunden haben, der Director eines evangelischen Predigerseminars, der die Ferse wider den erhebt, des Brot er ißt, Fürsten, die sein elendes Buch am Theetisch vorlesen lassen, ein Oberkirchenrath, der seinen Frevel beschönigt, Conferenzen, wie die Durlacher vom 13. Juli, die ihn zur Tugend machen, ein „Kirchentag", der nicht die Energie hat, ein deutliches Zeugnis gegen ihn abzulegen und seine Feigheit mit dem Feigenblatte deckt, nicht alle Teilnehmer haben das Buch selbst gelesen, dessen von dem Ausschuß erwählter Sprecher die Beseitigung des Grundes aller unserer Hoffnung, des einigen Trostes im Leben und im Sterben, den Pfeiler der Wahrheit und alles Wolergehens, bei dessen Stürzen es besser wäre nicht geboren zu sein, der Lehre von der ewigen und wahrhaftigen Gottheit unseres Herrn als dasjenige empfiehlt, was wir aus den Angriffen der Feinde des Evangeliums zu lernen haben, die Ueberhörung der Mahnung des Wortes Gottes A. und N. T., daß jede Gemeinschaft so lange verantwortlich ist für ein geschehenes Aergernis, als sie nicht kräftig dagegen reagirt hat (5. Mos. 21, 1—9, 1. Cor. 5), das Zudecken und Bemänteln, wo es galt Zeugnis abzulegen — das Alles und so vieles Andere ist ein Zeugnis, daß auch für uns ein jüngster Tag herannaht, wenn wir auch Tag und Stunde nicht wissen. Zu welch einer Fülle trauriger Betrachtungen gibt nicht schon die eine Thatsache Anlas, daß bei einer Bevölkerung von mehr als einer halben Million Berlin in seinen sämtlichen Kirchen nur für 40000 Besucher Platz hat, und daß dieser Platz an den gewöhnlichen Sontagen lange nicht ausgefüllt ist. „Sind ihrer nicht zehn rein geworden, wo sind aber die neun", das ist ein Wort, was ganz genau auf dies Verhältnis paßt. Und wie lau sind die im vorigen Jahre hervorgetretenen Bemühungen zur Vermehrung der Kirchen aufgenommen worden, wie winzig klein ist das bisherige Ergebnis, wenn die Größe des Bedürfnisses, das mit jedem Jahre wächst,

und der Reichtum der Stadt ins Auge gefaßt wird. Das sind gräuliche Thatsachen, die durch keine anderen von mehr erfreulicher Art aufgewogen werden können.

Doch wir haben die Tragweite der Verkündung unseres Herrn noch nicht völlig ausgemessen. Sie geht nicht blos die Kirchen und die Nationen, sie geht auch den Einzelnen an, so gewiß als auch der Einzelne Gegenstand der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes ist, als auch für ihn das Wort gilt: „wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler." Diese Beziehung der Verkündung auch auf die Schicksale des Einzelnen ist nicht blos in der Natur der Sache begründet, sie scheint auch in ihr selbst bestimt hervorzutreten. Wenn es heißt: „So wird der Herr desselbigen Knechtes kommen an dem Tage, da er sich nicht versieht und zu der Stunde, die er nicht meinet, und wird ihn zerscheitern und wird ihm seinen Lohn geben mit den Heuchlern, da wird sein Heulen und Zähnklappen", so liegt die Beziehung auf individuelle Gerichte am nächsten, solche, von denen das Wort des Psalmisten gilt: „Gott zürnt jeden Tag." Wie auch von dem Einzelnen das Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit, das Erkalten der Liebe, das Stehen der Verwüstung an heiliger Stätte gilt, so hat auch der Einzelne Kriege und Gerüchte von Kriegen zu bestehen, Hunger und Seuche und Erdbeben, bis zulezt die himlischen Lichter sich ihm ganz verdunkeln, das Zeichen des Menschensohnes ihm auf den Wolken des Himmels erscheint und von dem Gebäude seiner Wolfahrt, der zeitlichen und der ewigen, kein Stein auf dem andern bleibt, der nicht zerbrochen werde.

Es ist also nach allen Seiten hin unsere Sache, um die es sich in der Verkündung des Herrn handelt. Mit dieser Empfindung im Herzen, also mit „Furcht und Zittern", wollen wir an die Einzelnheiten derselben noch etwas näher herantreten.

Baruch, der dienende Genosse des Jeremias, wird, nachdem er das Buch der Weissagungen des Propheten niedergeschrieben, deren Mittelpunkt die Chaldäische Zerstörung bildet, von tiefem Schmerze ergriffen: er kann sich nicht finden darin, daß Alles, woran sein Herz hängt auf Erden, zu Grunde gehen soll, das Haus Gottes und die heilige Stadt und das erwählte Volk. Da spricht der Herr zu ihm durch Jeremias (Cap. 45, 4. 5): „Siehe, was ich gebaut habe, das breche ich ab, und was ich gepflanzt habe, reiße ich aus, samt diesem ganzen meinem eignen Lande. Und du begehrst dir große Dinge, begehre es nicht. Denn siehe, ich will Unglück kommen lassen über alles Fleisch, aber deine Sele will ich dir zur Beute geben, an welchen Ort du ziehest." Er soll zufrieden sein, wenn er in dem unabwendbaren allgemeinen Ruin nur sein Leben rettet, er als Repräsentant aller Gläubigen, über welche bei dem Zusammenbrechen der Herlichkeit des Volkes der Herr seine schützende Hand halten wird.

Die Stellung, welche dort Baruch einnimt, nehmen hier die Jünger ein. Warum zeigen sie dem Herrn die Gebäude des Tempels? Nicht in der thörichten Meinung, es würde doch schwer halten, einen so festen Bau zu zerstören. Sie wissen, daß das Wort Gottes ein Hammer ist, der Felsen zerschmeißt, und sich also schon früher in der Chaldäischen Zerstörung und in dem Untergange der Weltstädte Ninive und Babylon, die für die Ewigkeit gebaut zu sein schienen, und so vieler anderer bewährt hat. Sie wollen vielmehr den Herrn auf die Schönheit des Tempels aufmerksam machen, auf welche er selbst früher absichtlich ihre Blicke gelenkt hatte („er besah alles", Mr. 11, 11) und wie jammerschade es sei, daß ein so herlicher Bau zu Grunde gehen sollte. Wenn die Zerstörung der geliebten Wohnungen des Herrn in Aussicht steht, der Stätten, in denen Jahrhunderte hindurch die Sele ihre Heimat gefunden hat, so wird jedes edlere Gemüt von tiefem Schmerze ergriffen.

Der Schmerz der Jünger war gerecht, aber einseitig. Sie bedachten nicht, daß das „heilige und herliche Haus" ein Haus der Gräuel, ein Kaufhaus und eine Räuberhöhle geworden. Jesus stellt ihrer bittenden Klage das unabwendbare Verhängnis entgegen: „Wahrlich ich sage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde." Die Antwort, scheinbar so hart, birgt doch eine Fülle des Trostes in sich. Geht alles zu Grunde, so geht es doch nicht durch einen blinden Zufall zu Grunde, sondern durch die Wirkung dessen, der sich durch die Sicherheit seines Vorherwissens als die in der Erfüllung tätige Macht erweist. In der Zerstörung auf Erden offenbart sich das Wesen ihres Herrn und ihres Gottes und sein Name wird nahe, man verkündet seine Wunder. Ein Verlust, der uns unserem Herrn näher bringt, und tiefer in sein Wesen einführt, ist für Gewinn zu achten, so groß er auch sein mag. Und dann, wenn Gottes vergeltende Gerechtigkeit sich so herlich entfaltet, so wird auch die Hoffnung auf die andere Ausstrahlung seiner Herlichkeit, seine heilende Gnade belebt, die nimmer von seiner Kirche weichen kann, die, wenn die alte Form zerbrochen werden muß, stets eine neue und herlichere herbeiführt.

Das Verlangen der Jünger nach weiterer Belehrung, ihre Frage: „sage uns, wann wird das geschehen? Und welches wird das Zeichen sein deiner Zukunft und der Welt Ende"? ist kein Erzeugnis der Neugier, sie erkennen, daß das Nähere über die Zukunft des Herrn zu wissen von großer Bedeutung für ihr Verhalten ist. Es ist das noch bis auf den heutigen Tag nicht blos für die Diener der Kirche, sondern auch für ihre Glieder von der höchsten Wichtigkeit. Wir wollen zwar nicht nach Tag und Stunde fragen, das hat uns der Herr ausdrücklich verboten; sie zu wissen, das würde uns eben so wenig heilsam sein, als wenn wir Tag und Stunde unseres Todes zum voraus wüßten. Aber im Allgemeinen müssen wir über das Wann des Kommens des Herrn orientirt sein, und für seine Zeichen müssen wir scharfe

Augen haben. Das treibt uns zum Wachen und Beten, das schützt uns davor, daß wir nicht Verführern in die Hände fallen.

Die beiden Fragen der Jünger liegen nicht nebeneinander, sondern die zweite soll nur die Richtung bezeichnen, in der nach dem Wunsche der Fragenden die Beantwortung der ersten vorzugsweise erfolgen soll: wann wird dies geschehen und insbesondere: was ist das Zeichen deiner Zukunft? Jede Antwort auf die zweite Frage ist zugleich eine Antwort auf die erste. Wer die Zeichen der Zukunft des Herrn erkent, der weiß auch, wann dieselbe erfolgen wird. Hiernach darf es uns nicht wundern, wenn der Herr zuerst von den Zeichen seiner Zukunft redet. Wir dürfen nicht sagen, er beantworte zuerst die zweite Frage der Apostel, dann von den Worten an: „wahrlich ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen", die erste, sondern der Herr beantwortet zuerst beide Fragen zugleich, und dann geht er zum Schluß noch besonders auf die erste ein, so weit sie sich nicht mit der zweiten deckt, faßt in der Antwort auf sie die chronologische Seite ins Auge, sagt, daß seine Zukunft noch vor dem Aussterben des gegenwärtigen Geschlechts eintreten werde und weist das Verlangen, noch weiter in die Zeitverhältnisse einzudringen, als unstatthaft zurück.

Als ein entferntes Vorzeichen seiner Zukunft bezeichnet der Herr zuerst Kriege und Gerüchte von Kriegen, einen Zustand der Unsicherheit und Aufregung, wo bald hier, bald dort der Krieg zum Ausbruche zu kommen droht.

Ein unmittelbareres Vorzeichen der Zukunft des Herrn ist, wenn der Krieg nicht mehr vereinzelt und localisirt vorkomt, sondern gleichsam permanent wird unter den Völkern, welche dem Reiche Gottes angehören, also daß sich Volk erhebt wider Volk und Reich wider Reich, ein Zustand, an dessen Schwelle wir jedenfalls stehen, wenn wir sie nicht bereits überschritten haben: der europäische Krieg, das ist es, was unter uns schon seit Jahren erwartet und nur mühsam zurückgehalten wird, dessen traurige Anfänge in dem Krimkriege und in dem italienischen Kriege mit ihren zahllosen Schlachtopfern bereits vorliegen. Theurung und Seuche kommen nur als die Begleiter des Krieges, jener Geißel Gottes, welche der eigentlichen Execution vorangeht, in Betracht. Hunger und Seuche gingen nach Josephus bei der chaldäischen, so auch bei der römischen Catastrophe mit der Belagerung Hand in Hand. Auch die „Erdbeben" haben keine selbstständige Bedeutung. Sie kommen nur als Symbol der Auflösung in den menschlichen Verhältnissen in Betracht und es wird nur da auf sie Gewicht gelegt, wo sie in Verbindung mit einer solchen Auflösung vorkommen. Josephus beschreibt ein furchtbares Unwetter mit Erdbeben, das der Zerstörung Jerusalems voranging: „Es war aber offenbar, daß zum Verderben der Menschen das ganze Weltgebäude erschüttert wurde." Man sieht, die furchtbare Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, verlieh dem Naturereignis solche Bedeutung.

Die Kriege fallen unter einen doppelten Gesichtspunkt: sie sind teils Aeußerungen des herschenden Verderbens, teils Strafen

für dasselbe. Nach der ersteren Seite, sofern sie Erzeugnisse hochmütiger Selbstüberhebung und der aus ihnen hervorgehenden Ungerechtigkeit sind, geht mit ihnen das „Ueberhandnehmen der Gesezlosigkeit" als Vorzeichen der Zukunft des Herrn Hand in Hand. Die „Gesezlosigkeit" ist die Aufhebung der Schranken, welche das Gesez Gottes dem gefallenen Menschen gestellt hat, die Proclamirung der Herschaft der Lüste und Leidenschaften des unerneuerten Herzens. Daß diese Gesezlosigkeit unter uns in einem Schrecken erregenden Grade überhand genommen hat, wer möchte das läugnen? Man prüfe nur einmal die Zeit an dem dritten und vierten Gebote. Wie gering ist die Zahl Derer, die ihren Fuß von dem Sabbat kehren, daß sie nicht thun was ihnen gefällt an Gottes heiligem Tage, und wie gering wird Gottes Bild geachtet, das er den Oberpersonen aufgeprägt hat!

In unzertrennlicher Verbindung mit dem Ueberhandnehmen der Gesezlosigkeit steht Haß und Verfolgung gegen die Jünger Christi, „alsdann werden sie euch überantworten in Trübsal und werden euch tödten. Und ihr müßt gehaßt werden um meines Namens willen von allen Völkern." Die Jünger Christi sind als solche die Gegner der „Gesezlosigkeit", die Vertreter der Ordnungen Gottes, z. B. der Heilighaltung der Ehe, der Obrigkeit, und also Gegenstand des Hasses für diejenigen, die diese ihnen unbequemen Ordnungen Gottes zerstören wollen, um so mehr, da auch die Gegner dieser Ordnungen in ihrem Gewissen mit ihnen zu schaffen haben, und da die an sich schon saure Arbeit der Tödtung des Gewissens noch erschwert wird, wenn dasselbe in den Zeugen der Wahrheit gleichsam Fleisch und Blut annimmt. Da werden dann alle eins, wenn sie auch sonst noch so gespalten sind.

Aus diesem Vorzeichen der Zukunft des Herrn erwächst dann ein anderes und wol das traurigste unter allen, die Sucht zu vermitteln zwischen dem Herrn der Herlichkeit und der Welt, eins der schlimsten Uebel unserer Tage, das schon bis in die Kirchentage hinein seinen Weg gefunden hat. „Alsdann werden sich Viele ärgern und werden sich unter einander verrathen, und werden sich untereinander hassen. Und es werden sich viel falscher Propheten erheben und werden viele verführen. Und dieweil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe der Vielen erkalten." Es ist sehr schwer, gegen den Strom zu schwimmen, mit der Majorität zu brechen, dem Zeitgeiste ins Angesicht zu schlagen. Das bringt gar Manche zum Fall: sie wollen um jeden Preis das gespante Verhältnis zur Welt los werden. Es fehlt nicht an Lehrern, die nach dem Vorbilde der falschen Propheten unter dem A. B., die in ihnen gleichsam wiederaufleben, dieser verderbten Neigung ein Gewand bereiten, wodurch die natürliche Häßlichkeit verdeckt wird. Die Prätension der „Wissenschaftlichkeit" muß dabei heutiges Tages die besten Dienste thun. Es ist natürlich, daß die sich solchem schlechten Vermitteln widersetzen, das neben anderen, noch viel schwereren Bedenken auch deshalb verwerflich ist, weil es alle wahre Wissenschaft vernichtet, keine wahre Wissenschaft ohne Character, Gegenstand des Hasses für diejenigen werden, die davon nicht ablassen wollen und kön-

nen, daß diese sogar mit der Welt gegen ihre Brüder gemeinsame Sache machen. Die Liebe, zu dem Herrn und zu den Brüdern, geräth in schwere Versuchung, wenn sie nicht anders bewährt werden kann, als also, daß man den Haß der Welt auf sich nimt. Wenn die Fluten der Gesezlosigkeit hoch gehen, so fallen gar viele unter das ernste Wort: „das habe ich wider dich, daß du die erste Liebe verlässest." „Man darf, sagt das N. T. von Portroyal, nicht erst die lezten Zeiten erwarten, um diese Verkündung sich erfüllen zu sehen. Sie hat sich erfüllt seit der Entstehung der Kirche, sie erfüllt sich im Verlaufe der Jahrhunderte — und mancher erfüllt sie selbst, ohne es zu bemerken. Müssen wir nicht zittern, da Jesus den Fall des größeren Teiles voraussagt?"

Es ist nicht etwa von Vielen die Rede, sondern von den Vielen, der Majorität. Das zeigt uns, daß in Zeiten, in denen die Ungerechtigkeit überhand genommen hat, Majoritäten die Voraussetzung der Wahrheit nicht für sich, sondern gegen sich haben, und daß es verderblich ist, ihren Beschlüssen die Angelegenheiten der Kirche preiszugeben.

„Wer aber beharret bis ans Ende — spricht Jesus — der wird selig", eig. der wird errettet werden. Das Beharren bildet den Gegensatz gegen das Capituliren mit der Welt, von dem im Vorigen die Rede gewesen. Man soll dem Vorbilde Noahs folgen, der bis zu Ende, da in der Sündflut Gott zum Gerichte kam, ein gerechter Mann war und blieb, und mitten unter seinen verderbten Zeitgenossen ohne Wandel mit Gott wandelte, der allein die Kraft gewähren kann gegen den Zeitgeist Stand zu halten; man soll, das verlangt der Herr, der Zeit gar keine „Rechnung tragen", die schlechte Redensart möge hier passiren, sie paßt zu der schlechten Sache, soll festhalten was die Christenheit von Anfang an gelehrt worden, ohne sich im mindesten an die noch so hoch gehenden Wellen der Zeitmeinungen zu kehren. Das ist der wahre Christenstand, so gewiß als unser Herr die Wahrheit ist und alle Welt im Argen liegt und nichts Gutes aus sich hervorbringen kann. Der Welt Concessionen machen ist augenblicklich sehr bequem, aber am Ende kommt die Gefahr, man hat da keinen versöhnten Gott und keinen gnädigen Heiland. Das Ende ist überall in dieser Verkündung das Ende der Welt, die eigentliche Catastrophe, die Zukunft des Menschensohnes. Wer aber vorher aus diesem Leben abgerufen wird, der ist an seinem Teile treu gewesen bis ans Ende, wenn er treu war bis zum Tode, Apoc. 2, 10.

Neben den traurigen Zeichen stellt der Herr uns ein erfreuliches vor Augen, zu dem schon die Worte: „wer beharret bis ans Ende" herüberlenken, denn die Standhaften und Treuen sind die, durch deren Vermittlung der Herr dies Zeichen wirkt. Inmitten der Kriege und großen Schrecken, die alle Welt bedecken, der Gesezlosigkeit und der daraus hervorgehenden Anfeindungen, des Erkaltens der Liebe auch bei so Vielen, die den Herrn erkant haben, geht doch die Verkündung der frohen Botschaft vom Reiche durch die ganze Welt. „Das Reich Gottes geht durch alles hindurch, geht seinen Gang für sich". Die Kraft zu dieser

Verkündung kann unter solchen Hindernissen nur von dem Oberhaupte dieses Reiches ausgehen. Die Verkündung hat ihre Wahrheit zu allen Zeiten: auch die tiefste Verderbnis kann die Predigt des Wortes Gottes nicht auslöschen, Wahrheitszeugen, gesalbt von oben, finden sich auch in den dunkelsten Zeiten, und wenn auch die Lehre der falschen Propheten, welche zwischen der Welt und dem Reiche Gottes vermitteln wollen, um sich frißt wie der Krebs, so kann sie doch nimmer zu festem Bestehen gelangen, sondern ist wie das Gras auf den Dächern, welches verdorret, ehe man es ausrauft. Besonders deutlich aber tritt uns die Erfüllung entgegen in der Apostolischen Zeit, Angesichts der Catastrophe über Jerusalem, wo Paulus schon sagen konte: „es ist in alle Lande ausgegangen ihr Schall und in alle Welt ihre Worte". „Die Kirche hatte eine Art von Universalität von ihrer Wiege an, und war der ganzen Erde sichtbar, ehe der Schatten der Synagoge verschwand". Wie Abraham den Befehl erhielt, das Land der Verheißung, das erst Jahrhunderte später in den Besitz des erwälten Geschlechtes kommen sollte, der Länge und Breite nach zu durchziehen und es also gleichsam ideal in Besitz zu nehmen, so hatte die christliche Kirche von Anfang an den Trieb in sich, die Gränzen ihres Gebietes auszumessen, das so weit reichen sollte, als die Erde reicht und keine Anfeindung der Juden konte ihrem Missionstriebe eine Schranke setzen. Ihre vollkommenste Erfüllung aber wird die Verkündung kurz vor dem jüngsten Tage im eigentlichen Sinne erhalten. Daß wir uns diesem mit starken Schritten nähern, zeigt der Eifer, mit dem jezt die Mission betrieben wird und der bis dahin beispiellose Umfang ihrer Tätigkeit. Es wird aber nicht auf die Bekehrung aller Völker zu warten sein. Der Herr sagt, das Evangelium werde allen Völkern „zum Zeugnis" verkündet werden. Es ist genug, daß die Wahrheit allen Völkern bezeugt wird. Wenn sie dieselbe alsdann verwerfen, wenn sie die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten, so haben sie keine Entschuldigung. Es gibt Völker, die bis in die Wurzel verderbt sind. Das sollte die Mission mehr beherzigen. Angeklopft muß überall werden, aber man muß sich hüten vor unnützer Vergeudung edler Kräfte. Auch für die gegenwärtige Mission hat das Wort des Herrn seine Bedeutung: „Und wo euch jemand nicht annehmen wird, noch eure Rede hören, so gehet heraus von demselben Hause oder Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen".

Man muß sich hüten, Thatsachen, die nur zur Bekräftigung desjenigen dienen, was der Herr hier von dem freien Laufe der Verkündung des Evangeliums sagt, anders zu deuten, aus ihnen zu schließen, daß seine Zukunft zum Gerichte noch ferne sei. Wir haben im vorigen Jahre sehr erfreuliche Erfahrungen in Schleswig-Holstein gemacht: das Evangelium ist dort mit Kraft und Salbung unter unserem Heere gepredigt worden und hat viele Empfänglichkeit vorgefunden, ein schöner Wetteifer hat unter den christlichen Confessionen in den Werken der Barmherzigkeit stattgefunden; überall hat sich gezeigt, daß Gottes Wort und Geist unter uns noch mächtig walten. Aber neben dem Allen bestehen doch die unverkenbaren Zeichen der bevorstehenden Zukunft des

Menschensohnes fort, und es wäre nicht gut, wenn wir uns durch solche einseitige Wahrnehmungen die Augen gegen sie verblenden ließen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Berlin.

An die zum Kampfe gegen den Verfasser des sogenanten „Charakterbildes Jesu", Dr. Schenkel, Direktor des theologischen Seminars zu Heidelberg, verbundenen evangelischen Amtsbrüder im Großherzogtum Baden.

Gnade sei mit Euch
und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo.
Amen.

Seitdem Ihr den Euch durch Euer heiliges Amt gebotenen Kampf gegen den Irrgeist, der da leugnet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, aufgenommen habt, sind wir, die unterzeichneten Berliner Geistlichen, Eure Mitkämpfer gewesen im Geist und im Glauben und in der Fürbitte.

Wir bekennen mit Euch, daß kein Heil ist außer dem, der in Kraft seiner ewigen Gottheit sich selbst für uns dahingegeben hat, und der als Herr und Christ am dritten Tage wahrhaftig auferstanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten des Vaters, von dannen er wiederkommen wird mit Herlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten, des Reich kein Ende haben wird.

Wir verwerfen mit Euch die Irrlehren, welche Dr. Schenkel in seinem Buche: „Charakterbild Jesu", im Widerspruche gegen das Bekentnis allgemeiner Christenheit und unserer evangelischen Kirche Euren Gemeinen und der ganzen christlichen Kirche zu einem Aergernisse aufzustellen sich nicht gescheut hat, und beklagen es mit Euch, daß ein Mann, welcher die göttliche Autorität der heiligen Schrift verworfen hat, in dem wichtigen Amte eines Seminar-Direktors, eines Lehrers und Führers Eurer künftigen Geistlichen geduldet werden kann.

Von inniger brüderlicher Teilnahme an Euren Kämpfen und an Eurer Trübsal ergriffen, rufen wir Euch zu: Wachet, stehet fest im Glauben, seid männlich und seid stark. Unser Glaube ist der Sieg, welcher die Welt überwunden hat, und der in Euch ist, ist größer, denn der in der Welt ist.

Berlin, am 20. December 1864.

Dr. Büchsel, Gen.-Superint. der Neumark und Niederlausitz. Dr. Bachmann, Cons.-Rath und Pfarrer zu St. Jakobi. Dr. Fournier, Cons.-R. und Pfarrer an der franz.-ref. Gemeinde. Souchon, Cons.-R. u. Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche. Stahn, Cons.-R. u. Pfarrer an der Friedr.-Werderschen Gemeinde. Dr. Niedner, Prof. u. Cons.-R. Dr. Hoffmann, Ob.-Cons.-R., Hof- u. Dompred., Gen.-Sup. der Kurmark. v. Hengstenberg, Hof- und Dompred. und Probst des Stiftes Heiligengrabe. Dr. Snethlage, Ob.-Hofpred. Dr. Rudolf Kögel, Ob.-Cons.-R., Hof- u. Dompred. Dr. Nitzsch, Ob.-Cons.-R. und Probst zu St. Nikolai. Ziethe, Pred. an der Parochialkirche. Dr. Arndt, Pred. an der Parochial-Kirche. Superint. Kober, Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche. Kirsch, Pred. an der Parochial-Kirche. F. A. Schmidt, Pred. an d. Waisenhaus-K. Berner, Pred. an d. St. Andreas-K. Dr. Diko, Pred. an d. St. Andreas-K. Loos, Superintendentur-Verweser, Pred. an d. St. Markus-K. Steffann, Pfarrer zu St. Bartholomäi. Dr. L. Couard, erster Pred. zu St. Georgen. Müllensiefen, Pred. an St. Marien. Droste, Pred. an St. Marien. Niethak, Divisionspred. Hanstein, Pred. an d. Invalidenhaus-K. Overbeck, Past. zu St. Philippus-Apostel. Schulze, Past. an d. Charité-K. C. Ludwig, Hülfspred. an St. Philippus-Apostel. Biedebantt, Past. zu St. Johannis-Evangelist. Thielen, Ob.-Cons.-R., Hofpred. und Feldprobst der Königl. Armee. J. D. Prochnow, D. ph., Past. am Elisabeth-Krankenhause und Missionsverein. Röhricht, Pred. an St. Matthäus. Dr. Steinmeyer, Universitätspred. Hapke, Pred. an d. Hausvoigtei und bei der Bethlehems-Kirche. Rode, Pred. an d. Dreifaltigkeits-K. Kratzenstein, Diakonus am Missionshause. Plath, Pred. am Missionshause. Schultz, Past. am Diakonissenhause Bethanien. Moritz, Pred. an der Waisenhaus-K. Seyring, Pred. an d. Sophien-K. Braun, Pred. an d. Elisabeth-K. Barthélemy, Past. am franz. Hospital. Lic. C. Hoffmann, Domhülfspred. Büttner, Hülfspred. an St. Johannes-Evangelist. Uhlmann, Hülfspred. an der Sophien-K. Hingmann, Pfarrer an d. Jerusalems-K. Zahn, Pred. des Evang. Vereins. Händler, Pred. am Kgl. Kadettenhause. Orth, Pfarrer am Friedrichs-Werder.

Erklärung.

Die Unterzeichneten, welche es bedauern, von dem ermutigenden Zuruf ihrer Herren Amtsbrüder hierselbst an die tapfern evangelischen Brüder im Großherzogtum Baden vorher keine Kentnis gehabt zu haben, fühlen sich gedrungen, hierdurch nachträglich ihre volle und herzliche Uebereinstimmung mit dem Inhalt jenes Zurufs zu erklären.

Berlin, den 31. December 1864.

Bögehold, Pastor an St. Elisabeth. C. Witte, Missionsprediger. Fischer, Diaconus zu St. Jacobi. Benecke, Hülfsprediger an St. Jacobi. Mathis, Hülfspred. an St. Jacobi. Th. Hübner, erster Prediger an der Neuen Luisenstadt-K. Dr. Meseberg, Past. an der Königl. Hofgerichts-K.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 11. Januar. № 3.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Der Herr wendet sich nun, nach der Darlegung der Zeichen des bevorstehenden Endes, zu einer Schilderung der Unabwendbarkeit desselben, wenn diese Zeichen eingetreten sind. In den Worten: „wenn ihr nun sehen werdet den Gräuel der Verwüstung, davon gesagt ist durch den Propheten Daniel, stehend an der heiligen Stätte", soll kein neues Zeichen des bevorstehenden Endes angeführt werden. Die Materie von den Zeichen ist im Vorigen durch die Worte: „und dann wird das Ende kommen", förmlich abgeschlossen, und das nun oder also weist darauf hin, daß ein schon im Vorigen vorliegendes Moment wieder aufgenommen wird. Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß dies Moment das Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit ist. Als ein Gräuel wird dies bezeichnet, weil es gräulich ist, wenn das Volk, das Gott sich zu eigen gemacht hat, das Gesetz mit Füßen tritt, welches der Ausdruck seines auf seinem Wesen beruhenden Willens ist, wenn es die von ihm selbst gesetzten heiligen Schranken und Ordnungen durchbricht, um seinen Lüsten und Leidenschaften fröhnen zu können. Der Gräuel der Verwüstung ist der Gräuel, welcher die Verwüstung zur unausbleiblichen Folge hat, da Gott sich nicht spotten läßt und über seinen Ordnungen wachen muß. Die „heilige Stätte" ist zunächst der Tempel. Wenn der Gräuel dort steht, so muß das Verderben bis zu dem Herzen des Volkes vorgedrungen sein, so daß nichts mehr von ihm unbefleckt bleibt. Bei uns steht der Gräuel an heiliger Stätte, wenn selbst die Kanzel und der Altar nicht mehr unentweiht bleiben (man denke nur an die Predigten eines Krause in Hamburg, eines Schwarz in Gotha, und an die bekanten Namen in Berlin), wenn die Bildungsstätten der Diener der Kirche, und die Versamlungen der Oberen davon ergriffen sind, wenn Pastoren Lust haben und es ihnen gestattet wird, Vereinen wie dem Protestantenvereine beizutreten, deren Wesen eine grundsatzmäßige Verläugnung der Kirche und ihres Herrn ist. Dann wird das Wort des Jeremias wieder neu: „Sie setzen ihre Gräuel in das Haus, über welches mein Name genant wird, um es zu verunreinigen. Ist denn eine Höhle der Frevler dies Haus, über welchem mein Name genant wird, in euren Augen? So will ich denn dem Hause, über welches mein Name genant wird, worauf ihr vertrauet, und dem Orte, welchen ich gegeben habe euch und euren Vätern, thun, wie ich Silo gethan habe."

Lucas hat (21, 20): „Wenn ihr aber sehen werdet Jerusalem belagert mit einem Here, so merket, daß herbeikommen ist ihre Verwüstung." Auf Grund dieser Stelle hat man unter dem Gräuel der Verwüstung die Umzingelung der Stadt durch die Römer verstehen wollen. Dagegen spricht aber, außer vielen anderen Gründen, daß durch die „heilige Stätte" nie etwas anderes bezeichnet wird, als der Tempel, und daß, wenn bis zu diesem die Römische Zerstörung vorgedrungen war, Niemand mehr fliehen konte. Matthäus ist aus Lucas nicht zu erklären, sondern zu ergänzen. Der Herr hat wahrscheinlich gesprochen: wenn ihr nun sehen werdet den Gräuel der Verwüstung stehen an heiliger Stätte, und demzufolge Jerusalem umzingelt von Heren. Lucas hat das äußere Merkmal aufbewahrt, welches der Herr aus Dan. 9, 26 entlehnt hatte, und zwar grade dieses, obgleich es nur das secundäre und abhängige ist, weil es in sich klar war, nicht wie das andere zu seinem Verständnisse eine tiefere Ergründung des Daniel voraussezte, wie sie Lucas von seinen ersten Lesern nicht erwarten konte. Dagegen hebt Matthäus das innere aus V. 27 bei Daniel entnommene Merkmal hervor, was der Zeit nach mit dem äußeren zusammenfiel.

Die erste Erfüllung unserer Weissagung, wie sie in den lezten Zeiten des Jüdischen Staates vorliegt, tritt ihr als thatsächliche Weissagung zur Seite, und zeigt, daß wir es mit ihr sehr ernst nehmen müssen. Als, wie Josephus sagt, die eignen Hände der Juden den Tempel befleckten, da brach die Zerstörung gewaltsam ein: „Gott, Gott selbst führte durch die Römer über den Tempel das reinigende Feuer herbei und zerstörte die mit solchen Befleckungen erfüllte Stadt." Diese Zerstörung erfolgte durch eine merkwürdige Fügung Gottes, damit der Zusammenhang von Ursache und Wirkung klar vorliege, genau an demselben Tage des Jahres, an dem einst die Chaldäische Zerstörung geschehen war. Die Belagerung trat ferner in der Zeit des Passas ein, als gleichsam das ganze Volk auch äußerlich an dem Orte sich versammelt hatte, der geistlich genommen zu allen Zeiten sein Wohnsitz war. Im Passa hatten sie Jesus getödtet, darum mußten sich auch im Passa die Adler versammeln.

Was der Herr in eingehender Schilderung von der Flucht sagt: „alsdann fliehe auf die Berge, wer in dem Jüdischen Lande ist" u. s. w., das soll keine im gewöhnlichen Sinne praktische Bedeutung haben, so wenig wie die Mahnungen des Jere-

mias, die sich an die Verkündigungen des Unterganges Babels knüpfen: „fliehet aus Babel und ziehet aus der Chaldäer Lande, damit ein jeglicher seine Sele errette und ihr nicht untergehet in ihrer Missethat“ (50, 8 f.): die Rede wird ja gar nicht an die Jünger gerichtet, an die Auserwählten, sondern es ist von den Juden überhaupt die Rede; die Schwangern und Säugenden gehören nicht dem engen Christenkreise als solchem, sondern der ganzen Nation an; es wird eines Hindernisses der Flucht gedacht, des Sabbat, welches für die Christen gar nicht bestand, vielmehr ein specifisch Jüdisches war. Es wird vielmehr in lebhafter Rede die Zerstörung als unabwendbar dargestellt, sobald erst die sittlichen Grundlagen derselben vorhanden sind und die Ermahnung zur Flucht ist hier, wie auch bei Sacharja in C. 2, 7, bloßes Darstellungsmittel. Die Angelegentlichkeit, mit der der Heiland die Unabwendbarkeit der Zerstörung hervorhebt, hat die große Geneigtheit des alten Menschen auch bei den Jüngern Christi zur Voraussetzung, sich in dieser Beziehung Illusionen zu überlassen, zu sprechen: „es ist Friede und hat keine Fahr“, welche darin wurzelt, daß unsere Erkentnis der vergeltenden göttlichen Gerechtigkeit eine so mangelhafte ist, und daß wir so sehr an das Sichtbare gekettet sind, so geneigt, uns sicher zu fühlen, so lange das Wetter des göttlichen Zornes noch nicht drohend am Himmel steht. Es ist aber von großer Bedeutung, daß man von solchen Illusionen frei werde. So lange sie fortdauern, fehlt der rechte Ernst in der Buße und in der Predigt der Buße, ist man leicht geneigt, völlig Untergeordnetem entscheidende Bedeutung beizulegen und sich an dasselbe mit seinen Gedanken und Neigungen zu verlieren. Das hat uns noch im vergangenen Jahre leider die Stellung gezeigt, die so manche Gläubige, so viele Diener der Kirche in der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit eingenommen haben. Sie gaben sich dieser Sache mit Leib und Sele hin, redeten und thaten nicht anders, als ob davon das ganze Heil der Kirche abhänge, dachten kaum an das Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit und das Stehen des Gräuels an heiliger Stätte, an das Schwert, das auch über unserm Haupte schwebt, vergaßen, daß unser Bürgerrecht im Himmel ist und daß wir an politische Händel stets mit Zurückhaltung herantreten müssen und uns nie ganz in dieselben verflechten lassen dürfen. „Dieses thun und jenes nicht lassen.“ Auch die Schleswig-Holsteinsche Sache hat eine sittliche, ja sogar eine unmittelbar kirchliche Seite. Wir reden nicht der Gleichgültigkeit das Wort, aber wir tadeln das Uebermaß und die Ueberschätzung, die Einmischung in ein fremdes Gebiet und die stets damit Hand in Hand gehende Sorglosigkeit in Bezug auf das eigne. „Der Schaden Josephs“, das ist's, worauf es eigentlich ankomt, das soll der Hauptgegenstand der Sorge sein für die Diener der Kirche und für alle ihre lebendigen Glieder.

Die Zeit, die dem Ende vorangeht, führt aber auch noch andere Gefahren mit sich, und gegen diese sucht der Herr die Seinen zu waffnen, indem er spricht: „So alsdann jemand zu euch wird sagen: siehe, hier ist Christus oder da, so sollt ihrs nicht glauben. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder thun, daß verführet werden in den Irrtum (wo es möglich wäre) auch die Auserwählten. Siehe, ich habs euch zuvor gesagt. Darum, wenn sie zu euch sagen werden: siehe er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus, siehe er ist in der Kammer, so glaubt nicht. Denn gleich wie der Blitz ausgeht vom Aufgang und scheint bis zum Niedergang, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes. Denn wo das Aas ist, da werden sich die Adler sammeln.“

„Wenn — sagt die Berleburger Bibel — die Wahrheit des Christentums in der Versuchung wankelhaft gemacht wird, so ist der Mensch sehr geneigt, sich verbessern zu wollen; das erste, das er ergreift, ist das beste. Da tritt aber Christus ins Mittel, und will nicht, daß man sich ungewissen Wellen anvertraue. Das ist ein Grund wider alles Sectenwesen.“

Die großen Bedrängnisse und Versuchungen der lezten Zeiten machen gar viele irre an dem Christus, der bis dahin in der Kirche gewaltet und zu dem sie sich bekant hat, und an der Zulänglichkeit der von ihm gestifteten Heilsmittel. Verführer, nicht selten mit glänzenden Gaben und großen Kräften ausgestattet, wissen diese Schwachheit zu benutzen. Sie schmücken einen neuen Christus aus, stellen ihn als denjenigen dar, von dem allein alle Rettung ausgehe, und laden ein, wie noch auf dem lezten „Kirchentage“ geschehen, zu diesem neuen Christus und zu ihrer werten Person, die diesen Christus producirt hat. Christus aber ermahnt, daß man nicht zu ihnen in die Wüste gehe und in die Kammern, in die obscuren Winkel, wo sie einen Anhang um sich zu sammeln suchen, sondern daß man ruhig festhalte an seiner verborgenen Herlichkeit, wie sie sich bis dahin in seiner Kirche wirksam erwiesen hat, und warte auf die Offenbarung dieser Herlichkeit, wie die Zukunft sie bringen werde. Die werde nicht in einem Winkel erfolgen, so daß man diesem oder jenem Professor nachgehen müsse in sein Auditorium oder wo er sonst seinen neuen Christus verkündigt, sondern thatsächlich, herlich und majestätisch, allgemein sichtbar, sich aufdringend. Denn wo das Aas ist, da müssen sich die Adler sammeln. Wenn die Ungerechtigkeit so überhand genommen hat, daß ihr Maß voll ist, wenn der Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte steht, wenn das Leben aus Gott geschwunden ist und die Kirche zu einem großen Leichenhause geworden, so müssen ja wol die Adler des göttlichen Gerichtes erscheinen, so gewiß, als geistliche Leichen prophetisch auf Leichen im gewöhnlichen Sinne deuten, wie das Beispiel Jerusalems dies zeigt, bei dessen furchtbarer Leichenfülle Titus die Hände zum Himmel emporhob und bezeugte, das habe er nicht gethan, so muß der Edle, der fernhin gezogen, in eclatanter Kundgebung wiederkehren, und dann werden die Christusbilder der Kammern und der Wüste sich als elende Phantasien erweisen, sie werden zu den Maulwürfen und zu den Fledermäusen geworfen werden.

Wie groß ist schon jezt die Zahl derer, welche sprechen: siehe hier ist Christus oder da, welche unter dem Namen Christi kommen und sagen: ich bin Christus, und viele verführen! Jeder, der einen andern Christus verkündet, als den in Schrift und

Kirche offenbar gewordenen, stellt sich selbst als Christus hin: wer sähe nicht, daß hinter dem Renanschen und Schenkelschen Christusbilde Renan und Schenkel selbst verborgen sind, nur etwas ausgeschmückt oder nach Jean Pauls Terminologie nicht nach ihrem empirischen, aber doch nach ihrem idealen Menschen. Wie groß ist die Anzahl der falschen Christe und falschen Propheten, die zum Teil ihre Irtümer so auszuschmücken verstehen, daß sie wo möglich auch die Auserwählten verführen könten, und die ihre Anhänger zu sich in die Wüste und die Kammern locken. Um mit dem Gröbsten anzufangen, die Anhänger eines verstorbenen Bandmachers, Jakob Wirz, dem es bei seinen Lebzeiten sogar gelang, einen Lindl in Irtum zu verführen, der früher so fein gelaufen hatte, die sogenanten Nazarener, haben noch in den lezten Jahren alle Zeichen des Verfalls und des drohenden Gerichtes zusammengestellt, um zu zeigen, daß der bisherige Christus nicht genügt, daß die wahre Gestalt Christi nur in dem engen Kämmerlein ihres Sectenführers zu suchen sei, der sich das „Melchisedekische Priestertum" beilegte und auf noch höhere Würde geheimnisvoll hindeutete. Die Schüler Swedenborgs werden auch noch immer nicht müde und haben uns noch in dem lezten Jahre wieder in den Winkel seines neuen Jerusalems eingeladen und alles Heil davon abhängig gemacht, daß wir dieser Einladung folgen. Die Secte des „neuen Tempels" (Christ. Hoffmann) hat noch im September des vorigen Jahres in Barmen eine gar kümmerliche „Deutsche Synode" abgehalten und durch „die Confession des Tempels" in ihr armseliges Kämmerlein eingeladen. Viele erhitzen sich in ihrem Eifer für Union so, daß sie aus ihr einen neuen Winkelchristus machen. Andere schwärmen für Presbyterien und Synoden oder gar für die „constitutionelle Kirchenverfassung", und erheben laut das Geschrei: siehe hier ist Christus. Noch Andere machen zu ihrer Losung die Herstellung des Episkopates und meinen, daß wenn diese geschehen, Christus in seiner vollen Herlichkeit und in der ganzen Fülle seiner Gaben in der Kirche gegenwärtig sein werde, ohne zu bedenken, daß es in der Schrift an sicherem Anhalte fehlt für eine gottgesezte Notwendigkeit der reinen Episkopalverfassung, daß wir an der Schrift irre werden müßten, wenn eine solche bestände, daß Christus durch die Austeilung seiner reichen Gaben auch an die nicht bischöflichen Kirchen gegen diese Notwendigkeit Zeugnis abgelegt hat, daß wir durch unsere so sichtbare Spuren göttlicher Leitung darbietende Geschichte auf Anderes gewiesen sind, und daß in so ernsten Zeiten es nicht gilt Pläne zu machen auf eine ungewisse Zukunft, sondern alle Kraft zusammenzunehmen, um den von Gott selbst gestellten nächsten Aufgaben zu genügen. Die eigentlichen falschen Propheten sind aber jezt die, welche statt des vom Himmel herabgekommenen Christus einen Christus lehren, der zum Himmel aufstrebt, statt des menschgewordenen Sohnes Gottes einen Gott gewordenen Menschen, mit völliger Umkehrung des Wortes: das Wort ward Fleisch, welches die Ruhe unserer Sele und der Grund aller unserer Hoffnungen ist, und welche diesen Christus anpreisen als die einzige Grundlage der Zukunft der Kirche. Das ist nicht der Christus, der auf den Wolken des

Himmels über Jerusalem kam, vor dem Rom sich beugen mußte, der stets von Neuem seine wahrhaftige Gottheit kundgethan hat, wenn seine Reben nicht an ihm blieben, der durch alle Zeiten sein Wort erfüllt hat: „ich bin bei euch bis an der Welt Ende", was nur von einem solchen gesprochen werden konte, der von Anfang der Welt und vor Anfang der Welt war, dem die Welt unbedingt dienen muß, weil sie durch ihn geworden. Er ist nichts anders als ein gesteigerter Sokrates mit seinem Dämonium, schon vielfach im Laufe der Geschichte gewogen und zu leicht gefunden, an seinen Früchten erkannt und von der christlichen Kirche mit Abscheu zurückgewiesen, so daß es seltsam ist, ihr jezt noch auf ihren alten Tag anzumuten, daß sie den Freund ihrer Jugend verlassen und diesen jämmerlichen Buhlen dafür annehmen soll, der kein Ohr hat für ihren Ruf: „verwirf mich nicht in meinem Alter, verlaß mich nicht, wenn ich schwach werde." „Ihr sollts nicht glauben", „gehet nicht hinaus", das spricht der wahrhaftige Christus Angesichts solcher losen Verführung zu allen seinen Gläubigen. Wir gehen nicht in die Kammern und nicht in die Wüste, sondern wir warten unseres alten Heilandes auf den Wegen seiner Gerichte, auf seinen Namen und sein Gedächtnis geht das Verlangen unserer Sele. Siehe das ist unser Gott, auf den wir harren, und er wird uns helfen.

Es bleibt dem Herrn nun noch übrig, das Ende selbst zu beschreiben. Diese Beschreibung beginnt mit den Worten: „Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verdunkelt werden und der Mond seinen Schein nicht geben, und die Sterne werden fallen vom Himmel und die Mächte des Himmels werden erschüttert werden." Was an der Sonne und dem Monde geschieht, unterscheidet sich von der „Bedrängnis jener Tage" nur wie die lezte Vollendung von der Vorstufe. Der Sache nach ist es nichts anders, als die allergrößte Trübsal, wie sie dem entscheidenden Schlage bei allen göttlichen Heimsuchungen voranzugehen pflegt. Sonne und Mond scheinen wahrhaft nur dem Glücklichen, für den in die Nacht des Elendes Versenkten sind sie, wenn er des wahren Trostes entbehrt, wenn nicht eine andere Sonne in seinem Herzen scheint, wie mit einem Leichentuche verhüllt. Dieselbe Darstellung schwerer Leidenszeiten, die ihre Wahrheit für die Empfindung hat, findet sich in zahlreichen Stellen des A. T., welche den Maßstab abgeben für die Deutung der auf ihnen ruhenden unsrigen. Jesaias z. B. sagt in der Schilderung der namenlosen Leiden, die über das gottentfremdete Land des Herrn durch den Einbruch der Weltmächte ergehen werden (5, 30): „dunkel wards an seinem Himmel", Jeremias (4, 23): „und ich sah die Erde und siehe sie war wüst und leer, und den Himmel und er hatte keine Lichter", Amos (8, 9. 10): „ich lasse untergehen die Sonne am Mittag und gebe Dunkel dem Lande am hellen Tage." Die Himmelslichter sind wie ausgelöscht für die Elenden, weil sie keinen Sinn haben für ihren erquickenden Glanz. — Hand in Hand mit dem Erlöschen der himlischen Lichter geht das Fallen der Sterne vom Himmel und die Erschütterung der Mächte des Himmels. An die eigentliche Auffassung kann hier schon deshalb nicht gedacht

werden, weil die gewöhnlich sogenanten Sterne vom Himmel fallend Alles zertrümmern würden, im Folgenden aber die Geschlechter der Erde noch als bestehend erscheinen. Den Schlüssel zur richtigen Erklärung bietet uns auch hier das A. T. dar. Nach der Symbolik desselben wird dadurch der Untergang alles Großen, Herlichen und Herschaftlichen bezeichnet, welcher die Gemüter nicht anders afficirt, als wenn die Sterne vom Himmel gefallen wären. „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern", spricht Jesaias, nachdem er den Fall des Königes von Babel verkündigt hat. Und derselbe sagt in der Weissagung gegen Edom (34, 4. 5): „es zerfließt das ganze Heer des Himmels, und aufgerollt wird gleich dem Buche der Himmel, und all sein Heer verwelket", und erklärt dies selbst nachher: „ihre Edlen, da ist keiner, den man zum Königtume rufen kann, und all ihre Fürsten werden zunichte."

Nach dieser höchsten Steigerung der Trübsal erfolgt der zündende Schlag: „Und alsdann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohnes am Himmel, und dann werden wehklagen alle Geschlechter der Erde, und werden sehen kommen des Menschen Sohn auf den Wolken des Himmels." Das fand seine erste Erfüllung bei der Einnahme Jerusalems durch die Römer. Daß die Worte zunächst den Juden gelten, das bezeugt uns der Herr selbst, wenn er zu dem Hohenpriester spricht: „aber ich sage euch: von nun an werdet ihr sehen des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels." Ebenso auch, wenn er schon bei der ersten Aussendung der Apostel (Mt. 10, 23) zu ihnen sagt: „Wenn sie euch aber in einer Stadt verfolgen, so fliehet in die andere. Wahrlich ich sage euch, ihr werdet die Städte Israels nicht ausrichten bis des Menschen Sohn komt." Da erfolgt die erste Zukunft des Menschensohnes noch bei Lebzeiten der Apostel und auf Jüdischem Terrain. Nach der Anschauung der Schrift A. und N. T. und überhaupt alles lebendigen Glaubens erscheint der Herr in jeder seiner großartigen Wirkungen. Nicht umsonst bezeichnet sich der Herr als den Menschensohn. Es liegt darin eine heilige Ironie. In den Tagen, da ihnen die himlischen Lichter noch schienen, meinten sie sich Alles gegen ihn erlauben zu können, weil es ein Mensch sei wie sie: „ist dieser nicht des Zimmermannes Sohn, des Vater und Mutter wir kennen?" Jeder bildete sich seine Christologie nach Herzenslust, meinte, daß er ohne Verantwortung Christus in den Staub der Erde herabziehen könne. Aber der „Menschensohn" wird dereinst zu ihrem Schrecken über sie kommen; sie werden es an ihrem Untergange und bis in den Abgrund der Hölle hinein erfahren müssen, daß hinter diesem Menschensohn der Herr der Herlichkeit verborgen ist, wie schon in der Weissagung Daniels (C. 7, 13), aus welcher der Herr den Ausdruck entlehnt hat, der Menschensohn sich als Teilnehmer der Gottheit darstellt, der auf den Wolken des Himmels komt und dem alle

Gewalt gegeben wird. Der Menschensohn wird sich als den eifrigen Gott darstellen, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern und den Schändern seiner Herlichkeit nicht übrig läßt Wurzel und Zweig und sie mit Ketten der Finsternis bindet. „Sein erste Zukunft in die Welt war in sanftmütiger Gestalt, die zweite wird erschrecklich sein, den Gottlosen zu großer Pein."

Das „Zeichen des Menschensohnes" ist seine Gegenwart selbst, im Unterschiede von den bereits angegebenen anderen Zeichen des bevorstehenden „Endes der Welt." Die an ein von der Erscheinung Christi selbst verschiedenes Zeichen denken, fallen ins Rathen hinein, auf das wir bei der Schrift nie hingewiesen sind. Zudem hat sich der Herr selbst deutlich genug erklärt. Hand in Hand mit den Worten: „dann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohnes", geht das: „und sie werden sehen den Menschensohn." Ist es der Menschensohn selbst, der gesehen wird, so kann auch nur er selbst der Erscheinende sein.

Die Geschlechter der Erde wehklagen. Erst hat Jesus über sie weinen müssen: Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich versammeln wollen deine Kinder, jezt komt das Weinen an sie: zu spät, die Zeit der Heimsuchung ist da, das Stäblein ist zerbrochen, das Urteil ist gesprochen, Berge fallet über uns und Hügel decket uns.

„Sie werden den Menschensohn sehen", in leibhaftiger Gestalt, wenn der Herr ihnen noch in der lezten Stunde die Augen eröffnet, wie einst dem Knaben des Elisa, von dem in 2 Kön. 6 geschrieben steht: „Und Elisa betete und sprach: Herr öffne ihm die Augen, daß er sehe. Da öffnete der Herr dem Knaben die Augen, daß er sah, und siehe da war der Berg voll feuriger Rosse um Elisa her." Wo aber ihre Augen durch ihre Schuld gehalten werden, daß sie ihn nicht unmittelbar erblicken können, da müssen sie die Person doch jedenfalls in ihren Wirkungen schauen. Es gibt noch ein Mittleres, daß man zwar die Person des Menschensohnes nicht erkent, aber doch im Allgemeinen die Hand aus den Wolken, welche die Sünder zur Strafe fortreißt. Das fand bei der Zerstörung Jerusalems in ausgedehntem Maße statt. Josephus, der Jude, sagt: „Gott war es, der das ganze Volk verurteilt hatte, und der ihnen jeden Weg der Rettung zum Verderben ausschlagen ließ." Titus selbst bekante, daß Gott es sei, der die starken Festungswerke der Juden zu Falle gebracht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 14. Januar. № 4.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Der Menschensohn komt mit den Wolken des Himmels. Die Wolken, mit denen oder in deren Begleitung der Herr komt, sind im A. T. stets die Abschattung des Gerichtes, wie es z. B. bei Jesaias heißt (19, 1): „siehe der Herr fährt einher auf flüchtiger Wolke und komt gen Aegypten, und es wanken die Götzen Aegyptens vor ihm, und das Herz Aegyptens zerfließt ihm im Leibe", wie bei Daniel mit den Wolken des Himmels einer wie ein Menschensohn komt, um Gericht zu halten über die Völker, Leute und Zungen. Die Schrift weist uns an, in jeder dunkeln Donnerwolke ein Vorbild der zukünftigen Erscheinung des Menschensohnes zum Gerichte zu erblicken, sowie in jedem Regenbogen das Bild der Gnade Gottes, welche stets der Kirche von Neuem aufgeht, wenn das Gewölk des Zornes sich entladen hat.

Das Bild des Menschensohnes, so furchtbar für die, welche sich in den Tagen seiner Niedrigkeit an ihm vergangen haben, ist lieblich und heilsam für seine treuen Bekenner. Mit dem Zerstören geht das Sammeln Hand in Hand. „Und er wird senden seine Engel mit heller Posaune, und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels zu dem andern." Das wird seine lezte und höchste Erfüllung finden an dem Ende der Tage, 1 Thess. 4, 16. 17. Aber die vorläufigen Erfüllungen gehen von der Katastrophe Jerusalems an durch alle Zeiten hindurch. Alle Erscheinungen des Menschensohnes auf den Wolken des Himmels, alle Gerichte über die Welt außerhalb und innerhalb der Kirche dienen dazu, die Kirche zu sammeln und ihre bis dahin mehr vereinzelten Glieder zum festen Zusammenschluß zu bringen. Mit der Zerstörung Jerusalems war nicht blos den Verfolgungen der Juden ein Ziel gesezt, das Gericht über das Judentum diente auch zur völligen Loslösung der Kirche von ihm und machte den von ihm ausgehenden Versuchungen ein Ende. Der Fall des Tempels in Jerusalem war die Bedingung des Aufbaus der Kirche. Der dreißigjährige Krieg bildet trotz aller Verwilderung, die er zunächst herbeiführte, doch die Grundlage der großartigen Erweckung der Spenerisch-Frankeschen Zeit, und schon Scrivers Selenschatz, Müllers Erquickstunden und Paul Gerhards Lieder zeigen, welcher Segen der Kirche durch ihn zu Teil geworden. Die Schlacht bei Jena und die darauf folgende tiefe Erniedrigung Preußens bildet, wie offen zu Tage liegt, die Grundlage für die Samlung der Kirche in Preußen: wir sehen das vorgebildet an der Person des Königes, dessen Herz, wie das seiner früh vollendeten Gemalin, erst durch das Erscheinen des Menschensohnes auf den Wolken des Himmels zu ihm hingelenkt wurde.

Ist dem so, so muß die Stellung der lebendigen Glieder der Kirche zu dem bereits eingetretenen oder nahe bevorstehenden Kommen des Herrn auf den Wolken des Himmels sich von der Stellung der Welt wesentlich unterscheiden. Auch sie trauern, sie sprechen mit Jeremias: „ach daß meine Augen Thränenbäche wären", sie weinen mit dem Herrn über das in der entartenden Kirche sich fortsetzende Jerusalem und über die Zerstörung alles Hohen und Herlichen in ihr. Aber neben dem Schmerze, den sie in seiner ganzen Tiefe empfinden, tiefer als die Welt, geht die Freude her, sie heben zugleich ihre Häupter empor, weil sie sehen, daß sich ihre Erlösung naht, daß der Herr, so gewiß als er auf den Wolken des Himmels komt, so gewiß auch seine Kirche sammeln und kräftigen wird.

Aus dieser Betrachtungsweise erklärt es sich auch, daß der Herr, indem er nun noch näher auf die Frage der Jünger eingeht: wann wird dies geschehen, ihnen das wonnige Bild des Feigenbaumes vor Augen stellt, und daß er von dem Sommer redet, wo für die Welt nichts als das Gegenbild des rauhen und eisigen Winters vorhanden ist. „Wenn dies wenn das — sagt Luther in der Hauspostille —, obs noch so fürchterlich aussähe, geschieht, so soll ein Gläubiger allezeit denken: dies ist wieder eine ausschlagende Blüte von jenem Feigenbaume, der den Sommer der nahen Erlösung ankündigt."

Wir wissen im Allgemeinen, wann wir sterben werden, des Menschen Leben währet siebenzig Jahre und wenn es hoch komt achtzig Jahre, und oft zeigen sich sichere Vorboten des nahenden Endes schon weit früher, aber wir wissen nicht Tag und Stunde, weil wir sonst die Buße aufschieben würden. Ebenso verhält es sich auch mit der Zukunft des Menschensohnes. Selten vergeht überhaupt ein Geschlecht, ohne daß diese erfolgte, und in unserer Zeit dürfen wir dies um so weniger erwarten, da die Vorzeichen schon so weit fortgeschritten sind. Tag und Stunde aber wissen wir nicht, auch der Menschensohn wußte es nicht in Bezug auf seine Zukunft zum Gerichte über Jerusalem, weil er aus dem ihm stets geöffneten Schatze des Vaters nur dasjenige entnahm, was seinen Jüngern heilsam war. Dies Nichtwissen soll uns

antreiben, daß wir zu jeder Stunde unsere Lenden umgürtet sein und unsere Lichter brennen lassen und gleich den Knechten sind, die auf ihren Herrn warten. Der eine Tag, sagt der h. Augustinus, ist verborgen, auf daß alle gehalten werden, latet unus dies ut observentur omnes.

„Von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht" (Mr. 13, 32), das ist für uns eine nachdrückliche Warnung, daß wir nicht danach trachten, die engen Schranken des Wissens zu überschreiten, die uns für dies Leben gestellt sind. „So redet Christus im Stande der Erniedrigung — sagt Paul Anton, der gottselige und geistreiche Professor der Theologie in den Anfängen der Universität Halle — ob er uns Sciolos von der Lustseuche könne losreißen, da wir ein bloßes Wissen machen aus dem Studiren." Leider wird diese Warnung in unsern Tagen wenig vernommen. Im Gegensatze gegen die Reformatoren welche tief davon durchdrungen waren, daß unser Wissen Stückwerk ist und überall nur soweit zureicht, als es zu unserer Heiligung erforderlich ist, zur Gewinnung des Kleinodes des ewigen Lebens, auf das unser Blick unverwandt gerichtet sein soll, jagen manche einer ungesunden Theosophie nach, sie wollen die Geheimnisse der ersten Capitel des ersten Buches Mose's ergründen, sie vertiefen sich mit Vorliebe in die Zustände nach dem Abscheiden aus diesem Leben, ohne zu bedenken, daß die heilige Schrift ganz anders eingerichtet sein müßte, wenn es unsere Bestimmung wäre, in diesem Leben zu solchen Erkentnissen zu gelangen. Doch das ist noch ziemlich harmlos, eigentlich verderblich aber wird der falsche Wissenstrieb, der nie vergessen sollte, daß durch ihn die ersten Eltern zu Falle gekommen sind, wenn er sich auf die Person unsers Herrn und Heilandes wirft und da begreifen will, wo es gilt anzubeten und die dargebotenen Kräfte der Erlösung und Heiligung sich anzueignen. Das Geheimnis der Gottseligkeit wird zerstört, nicht an sich, sondern für den, der sich solcher Anmaßung schuldig macht, sobald dies Wissen sein Ziel erreicht zu haben glaubt. Der Christus, bei dem Alles klar und durchsichtig geworden, ist nicht Christus mehr. Es gehört recht eigentlich zum Wesen unseres Herrn, daß seine Erkentnis über die menschlichen Kräfte hinausgeht, daß in Bezug auf ihn nach Zinzendorfs Ausdruck die gescheitesten Gedanken nur Scandale sind. „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist", dies Wort Hallers wird von allen besonnenen Naturforschern bis auf den heutigen Tag als tief wahr anerkant. Und wir wollten uns unterfangen, denjenigen zu erkennen, durch den die Natur geworden ist! Wer irgend die Gränzen menschlicher Erkentnis erkant hat, der kann nur lächeln über die großen Versprechungen, mit denen jener Redner des „Kirchentages" die Versamlung überraschte. Die Aerzte wissen nach sechstausend Jahren noch nicht, was eigentlich eine Erkältung ist, die Naturforscher sind noch nicht soweit fortgeschritten, daß ihnen der Darwinsche Schwindel nicht imponirt hätte, sie können uns nichts irgend Sicheres über das Wesen der Sterne sagen, wer über die Meteorsteine Humboldts Kosmos liest, wird nicht klüger als er vorher gewesen, über das Gewitter hat man nur sich widersprechende Meinungen, die Theorie, die sich eine Zeit lang eingebürgert hatte, ist jezt wieder völlig erschüttert, und ein Theologe ist naiv genug, zu verheißen, daß er aus der Person unseres Herrn hochgelobt in Ewigkeit alles Geheimnisvolle beseitigen will. Heißt es nicht der Verführung der alten Schlange sich hingeben und ihrem Worte: „ihr werdet sein wie Gott" lauschen, wenn man sich unterfängt, den im Fleische offenbar gewordenen Gott zu begreifen? Gleiches wird nur von Gleichem erkant, das wußten schon die alten heidnischen Philosophen. Wem es gelungen wäre, Christus zu begreifen, der wäre eben damit selbst Christus geworden.

Treten wir nun an die einzelnen Erscheinungen heran, welche das vergangene Jahr uns darbietet.

Ein bedeutsames Ereignis dieses Jahres ist, daß die Darwinsche Theorie in ihm mehr und mehr Eingang gefunden hat. Prof. Schleiden redete schon vor einigen Jahren von „einer großen Anzahl bedeutender Mitkämpfer." Im vorigen Jahre hat die bei Cotta erscheinende Zeitschrift: Das Ausland, proclamirt, daß diese Theorie jezt von allen Stimmfähigen als wahr anerkant sei. Das ist sicher übertrieben, aber wahr ist es, daß sie jezt als die herschende zu betrachten ist und der Widerstand dagegen mehr und mehr verstumt.

Die eigentliche Bedeutung dieser Theorie hat der bekante Carl Vogt, in den Vorlesungen über die Geschichte des Menschen, Gießen 63, mit dankenswerter Klarheit und Schärfe dargelegt: „Die Darwinsche Theorie sezt den persönlichen Schöpfer und dessen zeitweilige Eingriffe in die Umgestaltung der Schöpfung und in die Schaffung der Arten ohne Weiteres vor die Thür, indem sie dem Wirken eines solchen Wesens auch nicht den geringsten Raum läßt. Sobald einmal der erste Anfangspunkt, der erste Organismus gegeben ist, so entwickelt sich aus diesem durch natürliche Zuchtwahl in fortgesezter Weise die Schöpfung durch alle geologischen Zeitalter unseres Planeten hindurch, nach den einfachen Gesetzen der Vererbung. Auch der Mensch ist dann nicht ein Geschöpf in specieller Weise und verschieden von den übrigen Thieren gefertigt, mit einer ganz besonderen Sele und einem von Gott eingeblasenen Odem versehen, sondern der Mensch ist dann nur das höchste Entwickelungsprodukt der fortgeschrittenen thierischen Zuchtwahl, hervorgegangen aus der zunächst unter ihm stehenden Gruppe der Affen."

Darwin selbst hat noch Bedenken getragen, diese lezten Consequenzen zu ziehen. Aber der winzige Anteil, den er dem Schöpfer noch übrig lassen wollte, mußte gar bald verschwinden. Wenn die Entwickelung ganz ohne Mitwirkung des Schöpfers vor sich geht, so kann auch der erste Anfangspunkt nicht ferner auf den Schöpfer zurückgeführt werden. Wer erst anfängt, den Schöpfer einzuschränken, ihn von gewissen Gebieten auszuschließen, ist auf dem graden Wege zum völligen Atheismus und diesen Weg nicht zu vollenden ist wissenschaftliche Halbheit. Gott ist

entweder Alles in Allem und verlangt auf Grund dessen das ganze Herz, oder er ist nicht.

Die „Gesetzlosigkeit", nachdem sie weit und breit die menschlichen Verhältnisse in Besitz genommen hat, schreitet in dieser Theorie fort zu der Natur; sie ruht nicht bis sie auch aus ihr das Bild Gottes vollständig ausgetilgt hat, von dem los zu werden ihr höchstes Streben ist. Wie früher die Gottesfurcht die beherschende Macht war, so ist es jezt, nachdem der Satan losgelassen ward aus seinem Gefängnis, die Scheu vor Gott. Wie man früher fürchtete, ihn zu verlieren, so fürchtet man jezt, ihn zu finden. Er paßt nicht mehr in diese Welt, er ist ihr unbequem und lästig.

Der Apostel redet von „Selischen, die keinen Geist haben." Wie groß muß die Anzahl dieser Jammergestalten jezt sein! Nur solche, die zu ihrer Zahl gehören, können sich zu einer Theorie bekennen, welche den Menschen zu einem reinen Naturwesen herabsezt und als einen etwas veredelten Affen betrachtet. Wir sehen da, wie die Erniedrigung Gottes der directe Weg zur Erniedrigung des Menschen ist. Der Mensch, der in seinem Hochmute keinen Gott über sich leiden will, sinkt bald zur Stufe des Thieres hinab. Nur im Zusammenhange mit Gott hat er seinen Adel, das wahre Leben seiner Sele.

„Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden", sagt der Apostel, und der christliche Dichter singt: „Das Wissen, das ein Mensch hier führt, wird leichtlich in ihm selbst verwirrt, und wo die Kunst am meisten kann, so stößt sie aller Enden an." Nichts ist mehr geeignet zu heilen von dem Respect vor der von Gott losgerissenen Wissenschaft, als wenn man sieht, wie ein so erbärmlicher Schwindel die ausgezeichnetsten Männer der Wissenschaft mit sich fortreißen kann. Des seligen Stahl verspottetes Wort von der Umkehr der Wissenschaft hat hier eine glänzende Bestätigung erhalten. Was die Wissenschaft an sich nicht leisten kann, das gewährt die Frömmigkeit. Wer in lebendigem Glauben festhält an dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, wer mit Gott wandelt und das göttliche Ebenbild in sich lebendig erhält, wer dem Worte Gottes traut, nach dem in der Thier- und Pflanzenwelt, wie in zehnfacher Wiederholung hervorgehoben wird, „ein jegliches nach seiner Art" geschaffen ist, dem ist die Beschämung erspart, die auf eine so colossale Verirrung unausbleiblich folgen muß. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, auch zu einer gesunden und nüchternen Wissenschaft. Die von Gott und seinem Worte losgerissene Wissenschaft gewährt, so sehr sie sich auch blähen mag, keine Sicherheit vor den scheuslichsten und lächerlichsten Verirrungen, und wenn es ihr gelingt, von dem einen Schwindel frei zu werden, so verfällt sie in einen andern.

Im Verhältnis zu dem Worte Gottes zeigt sich die Zeit sehr schwergläubig. Was hier irgend Anstoß darzubieten scheint, veranlaßt gleich zu dem Ausrufe: unmöglich! Daß es aber nicht die fortgeschrittene Ausbildung des kritischen Sinnes ist, was von der Religion der Väter abwendig macht, mit der ihre Religiosität in unzertrenlichem Zusammenhange steht, daß vielmehr hinter

der Kritik die dem Worte Gottes feindliche Neigung steht, das sehen wir an der kritiklosen Leichtgläubigkeit, mit der man hier, wo die Neigung nicht entgegensteht, sondern sich zustimmend verhält, ein Fündlein hinnimt, gegen das, wie D. Fabri*) bemerkt, „alles, was in der Bibel steht, zu glauben, ein wahres Kinderspiel ist."

Noch bis vor wenigen Jahren machte man als eine unwiderlegliche Instanz gegen die Wahrheit des Wortes Gottes die Rassenverschiedenheiten in dem menschlichen Geschlechte geltend, welche so groß seien, daß es unmöglich sei, das menschliche Geschlecht von einem Pare abzuleiten. Brettschneider in dem „Sendschreiben an einen Staatsmann" führte aus, daß durch die Feststellung einer ursprünglichen Mehrheit von Rassen die kirchliche Theologie in ihren Fundamenten erschüttert sei. Mit dem Einen Adam falle die Erbsünde, mit dieser das Versöhnopfer Christi ꝛc. Man behauptete ferner, mit der gewonnenen Uebersicht über die ungeheure Mannigfaltigkeit der Arten in der Thierwelt falle die Erzählung von der Sündfluth und von der Arche, in der die Thierwelt geborgen sein soll, von selbst in das Gebiet des Mythischen, wobei man übersah, daß die Schrift außer der Arche noch andere mögliche Bergungsorte für Thiere übrig läßt, da nach ihr nur die höchsten Berge in der Gegend, wo die Arche auf dem Wasser war, bedeckt wurden, diese aber bei weitem nicht überhaupt die höchsten Berge sind. Jezt hat sich Alles verändert, man hat gelernt, aus dem Frosch einen Ochsen und aus der Laus einen Elephanten zu machen, man legt gar kein Gewicht mehr auf die Unterschiede zwischen den Menschenrassen, man weiß einen leichten Uebergang zu finden von den Menschen zu den Affen, von diesen wieder zu allen anderen Arten der Thiere. Es gab eine Zeit, wo es keiner Arche bedurfte, um alles Lebendige auf Erden zu bergen, wo eine Nußschale dazu hinreichte. Sollen wir daraus nicht die Lehre gewinnen, daß wir die von Gott losgerissene Wissenschaft ruhig ihre Wege gehen lassen, und uns an das Wort unseres Gottes halten, welches ewiglich bleibt und einst diejenigen richten wird, die es jezt verschmähen und verspotten.

In dem Streben, das Leben unseres Erlösers in das Gebiet des rein Menschlichen herabzuziehen, hat Renan in dem vergangenen Jahre zwei Genossen an Schenkel und an Dav. Strauß gefunden. Wir freuen uns, daß wir durch die bereits in diesen Blättern vorliegende eingehende Beleuchtung des Schenkelschen „Charakterbildes Jesu" der unangenehmen Nötigung überhoben sind, hier auf dieses widrige Erzeugnis näher einzugehen. Es erscheint dies um so weniger als angemessen, da es durch

---

*) Briefe gegen den Materialismus, zweite Ausg. mit zwei Abhandlungen über den Ursprung und das Alter des Menschengeschlechtes vermehrt. Stuttg. 64. Wer sich weiter über die Darwinsche Theorie informiren will, findet, neben dem in diesen Blättern mitgeteilten trefflichen Vortrage von Prof. Röper, dort die beste Auskunft. Recht lesenswert ist auch die kleine Schrift: „Der Mensch und der Affe. Von Friedr. v. Rougemont." Deutsch. Stuttg. 64.

das „Leben Jesu für das Deutsche Volk bearbeitet von D. F. Strauß" so bald nach seinem Erscheinen so vollständig überholt und antiquirt worden ist. Was Schenkel unter dem Einflusse seiner Vergangenheit und seiner Stellung verschleiert hatte, das wird hier enthüllt, was er angebahnt hatte, das wird hier zu Ende geführt. Das Schenkelsche Buch hat nach dem Erscheinen des Werkes von Strauß nur noch in einer Beziehung Bedeutung, in Bezug auf die Berufsstellung des Verfassers, und auf diese eine Seite werden wir später noch kommen, freilich auch da nur mit wenigen Worten, denn die Sache ist viel zu einfach, als daß sie eingehender zu behandeln wäre. Die Frage, ob Dr. Schenkel nach dem Erscheinen seines „Charakterbildes Jesu", durch das er nur sich selbst charakterisirt hat, noch geeignet sei zum Direktor eines evangelischen Predigerseminares, ist von ganz ähnlicher Art wie die: ob ein Wolf, mit oder ohne Schafskleidern, sich zum Hirten eigne, oder ob es angemessen sei, ein Dutzend Ratten mit ins Bett zu nehmen. Ueber so einfache Fragen in eine wirkliche Discussion einzugehen, fühlt sich der Herausgeber unfähig.

Das „Leben Jesu" von Strauß nun erscheint uns viel weniger gefährlich, wie Manche gemeint haben. Die eigentlich kräftigen Irtümer sind die, welche auch für die Erwählten versuchende Kraft haben. Davon liegt hier nichts vor. Der Irtum tritt uns hier in seiner nacktesten Gestalt entgegen, wir haben die klare und bare Gottlosigkeit vor uns. Wer irgend mit Gott wandelt, wer je den Himmel offen sah, wer in einem Gebetszusammenhange mit seinem Gott und Heiland steht, der wird sich mit Abscheu von einem Werke abwenden, dessen Grundgedanke die Verneinung alles Ueberirdischen ist. Das Buch, weit entfernt, die Erwählten verführen zu können, bietet vielmehr eine Hülfe dar zur Aufdeckung und Besiegung kräftigerer, weil mehr verhüllter Irtümer. Strauß hat eine unverkennbare Gabe in Aufdeckung aller Halbheiten, Verschleierungen, Winkelzüge. Was er gegen Schleiermacher, Hase, Weiße, Ewald und auch gegen unsern lieben seligen Neander bemerkt, darin arbeitet er der Kirche in die Hände. Wie schon sein erstes Werk, so ist auch dieses zum Gerichte erschienen über die auf beiden Seiten hinkende Vermittlungstheologie, die sich nicht lange mehr wird halten können gegen die kräftigen Schläge, die gegen sie von beiden Seiten geführt werden, von der ihres Glaubens gewissen Kirche und von der in ihrem Unglauben consequenten Welt. Die Kirche, wenn sie erst von ihren falschen Freunden befreit ist, wird mit ihren Feinden schon fertig werden. *)

Das Buch wird aber auch auf die noch unsichere und hin und her schwankende Welt keinen tief greifenden Einfluß ausüben, vielmehr nach nicht langer Zeit ziemlich spurlos verschwunden sein.

Die Speculation ist zunächst auf die eine reiche Ausbeute versprechende zahlreiche Klasse der Ungelehrten, die Kaufleute, Gewerbetreibenden u. s. w. berechnet. Schon auf dem Titel steht „für das Deutsche Volk bearbeitet". In der Dedication wird der dem Kaufmannsstande angehörende verstorbene Bruder als Reclame für diese Klasse benutzt. Der Verfasser denkt sich „solche Leser, die nach arbeitsvollen Tagen in ernster Lectüre ihre beste Erholung finden." Aber schon der Form nach ist das Buch für solche Leser gar wenig geeignet, und wir glauben zuversichtlich behaupten zu können, auch nicht ein einziger von ihnen wird im Stande sein, es von Anfang bis zu Ende durchzulesen: auch diejenigen, welche in der Feindschaft gegen Gott ebenso weit fortgeschritten sind, wie der Verf., werden es gar bald in den Schrank stellen und sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß sie dort eine, wenn auch langweilige und ungenießbare, doch sehr gründliche Apologie für ihre Feindschaft deponirt haben. Der Verf. versichert zwar: „ich habe mich bemüht, keinem Gebildeten und Denkfähigen auch nur in Einem Satze unverständlich zu bleiben." Aber damit ist noch nicht viel erreicht. Er geht in eine Menge von Details ein, für welche den Laien die geschichtlichen Grundanschauungen und das Interesse fehlen. Er selbst sagt gleichsam verschämt: „Die Auseinandersetzung mit den neueren Forschungen mußte, so gut es ging, dem populären Werke einverleibt werden." Sein Buch ist ein unglücklicher Zwitter, der nach beiden Seiten nicht befriedigen kann. Was aber noch wichtiger ist, es fehlt dem Verf. alle Anschaulichkeit der Darstellung, alle Kraft der Schilderung, alle rednerische Begabung, alles dasjenige, wodurch Renan sich den Einfluß in weite Kreise gebahnt hat. Kritik und nichts als Kritik, das kann am wenigsten Leser aus dem Laienstande fesseln. Das Buch macht den Eindruck eines dürren Skeletts, des hohen Karsts auf dem Wege nach Triest, der Umgegend von Beeskow nach Fontanes Schilderung, wenn wir uns den erquickenden Anblick der Märkischen Fichten noch hinwegdenken. Der Reiz, der dem früheren Werke noch durch eine gewisse jugendliche Frische verliehen wurde und durch das Bewußtsein, einen neuen Weg anzubahnen, ist hier ganz geschwunden. Der Verf. reproducirt in der Hauptsache nur Altes. Er selbst ist alt und verdrüßlich geworden. Nur die auf den Herrn harren kriegen neue Kraft, die Ungläubigen werden

*) „Das Buch von Strauß — sagt Dr. von Engelhardt, Prof. in Dorpat, in der Schrift: Schenkel und Strauß, Erl. 64 — ist ein Schreckschuß für alle Halben, es zwingt zur Entscheidung; aller Art Täuscherei macht es ein Ende; die frommen Maskeraden sind fortan bedeutend erschwert und die Feigenblätter, mit denen eine furchtsame und verlogene Theologie die Nacktheit ihres Unglaubens zu decken suchte, sind zerrissen." Unter den Gegenschriften gegen Schenkel und Strauß verdient neben dieser von Prof. v. Engelhardt besonders die von Prof. Luthardt in Leipzig: Die modernen Darstellungen des Lebens Jesu, Leipz. 64, Beachtung. Desselben Verfassers Schrift über Apologetik, die so trefflich geschrieben ist und so viele feinsinnige Bemerkungen enthält, wünschen wir in gebildeten Kreisen den weitesten Eingang.

gar früh alt, das Leben ist dazu angethan. Die eigene Langeweile blickt unverkennbar hindurch. Er wäre gewiß gern der Arbeit ledig gewesen, wenn er ihren Zweck ohne sie hätte erreichen können.

Doch nicht blos der Weg ist in dem Buche reizlos und beschwerlich, auch das Ziel, zu dem der Weg führt, ist von der Art, daß kein verständiger Mann Lust haben wird, sich der Mühe des reizlosen Weges zu unterziehen. Der Reiz, den ein solches Buch haben kann, ist der, geschichtlich die Person Jesu zu begreifen. Das ist es, was so viele zu Renan hingezogen hat. Konte dieser auch nur Seifenblasen hervorbringen, so gewährte er wenigstens den Schein der Befriedigung dieses Bedürfnisses und seine Leser vergnügten sich an seinen recht bunten Seifenblasen. Es war ein recht kindisches Vergnügen, aber es war doch ein Vergnügen. Strauß hat selbst gefühlt, daß er seinen Lesern, wenn er sie festhalten will, Aehnliches bieten muß, daß diese Art Leute nicht mit bloßen Negationen abzuspeisen sind, die sie wolfeiler haben können, als indem sie ein so dickes enggedrucktes Buch durchackern und darin sich „ihre beste Erholung nach arbeitsvollen Tagen" suchen. Er sagt: „Wir wissen jezt wenigstens gewiß, was Jesus nicht war und nicht gethan hat, nämlich nichts Uebermenschliches und Uebernatürliches: so wird es uns eher möglich sein, den Andeutungen der Evangelien über das Natürliche und Menschliche in ihm so weit nachzugehen und wenigstens in ungefähren Umrissen angeben zu können, was er war und was er wollte. Davon also, von dem mutmaslichen historischen Kerne der Geschichte Jesu, der in dem früheren Werke gar nicht als Einheit zur Darstellung kam, werden wir diesmal ausgehen." Allein schon daß er blos von einem mutmaslichen historischen Kern redet, muß die Geschichtshungrigen sehr herabstimmen und ihnen die Besorgnis hervorrufen, Oel und Arbeit an einem solchen Werke zu verlieren. Da ist Renan doch anders: er versteht es so gut, wie ein italienischer Pajazzo Wind zu machen, seine Hauptkunst besteht darin, den Lesern einzubilden, sie befänden sich auf dem Gebiete der Geschichte. Die Ausführung fällt aber bei Strauß noch viel dürftiger aus, als das Versprechen erwarten ließ. Aus der ganzen Kindheits- und Jugendgeschichte Jesu kann er sich nur „zwei oder drei Punkte als historisch aneignen." Das Erste ist, daß Jesus aus Galiläa und zwar aus dem Städtchen Nazaret stamte. Fürs Andere hat es alle Wahrscheinlichkeit, daß Jesu Vater ein Zimmermann war. „Auch die Namen beider Eltern, Joseph und Maria, kehren im N. T. zu oft wieder, als daß wir in ihnen nicht ächte Ueberbleibsel historischer Kunde vermuten sollten." Selbst die Abstammung Jesu von David soll historisch zweifelhaft werden „durch die fast ironische Aeußerung Jesu über die Vorstellung vom Messias als Davids Sohn", Mt. 22, 41 ff., eine Stelle, in der die gesunde und unbefangene Auslegung beides ausgesprochen findet, die Abstammung des Messias von David, die keines weiteren Beweises bedurfte, weil sie von den Pharisäern zugestanden wurde und seine göttliche Natur, welche gegen die Pharisäer zu erweisen war. Es liegt am Tage, daß durch die Aermlichkeiten, welche Strauß stehen läßt, das Verlangen nach Geschichte nicht befriedigt wird. Sie erinnern an die kurzgefaßte Biographie: er lebte, nahm ein Weib und starb, die auf einen weltgeschichtlichen Mann angewandt eine Lächerlichkeit ist. Ziemlich eben so dürftig sind die Tatsachen in dem öffentlichen Leben Jesu, welche Strauß als geschichtlich stehen läßt. Und in Bezug auf diesen geringen, von ihm als geschichtlich anerkanten Tatbestand verwickelt er sich noch dazu in grelle Widersprüche. Jesus soll unterschiedslos gütig gewesen sein und unterschiedslose Güte verlangt haben, wie er sich denn auch Gott als unterschiedslose Güte dachte. Derselbe Jesus aber soll erklärt haben, er werde nach seinem Tode in den Wolken des Himmels kommen und die Gottlosen und alle, die sich seines Namens schämen, der ewigen Verdammnis überliefern. Das schmeckt gar nicht nach unterschiedsloser Güte. Jesus soll ferner sich von Johannes haben taufen lassen, weil er sich nicht für gut hielt, er soll so „bescheiden" gewesen sein, daß er sich in dem Gespräche mit dem reichen Jünglinge für nicht gut erklärte: „was nennst du mich gut? niemand ist gut, als der einige Gott" — die besonnene Auslegung hat stets anerkant, daß Jesus mit dem Jünglinge, der einen bloßen Menschen vor sich zu haben glaubte, nach seiner Voraussetzung redet, daß hinter dem: was nennst du mich gut, das: was nennst du dich gut, verborgen ist. Und dieser bescheidene, sich seiner Unvollkomenheit bewußte Mann soll vor dem Hohenpriester sich mit einem Eide als den Sohn Gottes und den Richter aller Menschen bekant haben, „der mit den Wolken des Himmels im Geleite von Engeln kommen werde um die Todten zu erwecken". Das paßt gar schlecht zu der Jesu beigelegten „Bescheidenheit". Strauß selbst bemerkt: „Wer dergleichen von sich selbst erwartet, der will uns nicht allein als ein Schwärmer erscheinen, sondern wir sehen auch eine unerlaubte Selbstüberhebung darin, wenn ein Mensch sich einfallen läßt, sich so von allen Uebrigen auszunehmen, daß er sich ihnen als künftiger Richter gegenüber stellt". Und nicht das allein, der bescheidne Mann soll auch wirklich das Wort gesprochen haben das ihm von Matthäus beigelegt wird: „Niemand kent den Sohn, als nur der Vater und den Vater, als nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren," ein Wort, von dem Strauß selbst sagen muß: „wir werden hier in ein ganz eigentümliches Verhältnis versezt, in welchem der so redende zu Gott zu stehen sich bewußt war". Es liegt am Tage, daß von diesen durch Strauß selbst als geschichtlich anerkanten Aussprüchen nur ein Schritt ist zu dem Johanneischen: „wer mich siehet, der siehet den Vater", und „ich und der Vater sind eins", und daß Strauß gar keinen Grund hatte, wegen solcher Aussprüche das Evange-

lium des Johannes für unächt zu erklären, um so mehr, da auch die von ihm als ächt anerkante Apokalypse in der „Vergottung Jesu", die nur von zeitlich und räumlich ihm Fernstehenden ausgegangen sein soll, ganz mit dem Evangelium Hand in Hand geht. Das zu beweisen, reicht allein die Stelle C. 1, 18 hin. Da erhält Christus drei herliche, ihn unbedingt über die creatürliche Stufe erhebende Prädicate: der Erste und der Lezte, der Lebendige, der Inhaber der Schlüssel des Todes und der Hölle. Daß das erste dieser Prädicate namentlich solches ausdrückt, was die volle Gottheit einschließt, zeigt speciell die Grundstelle des Jesaias (44, 6): „Ich bin der erste und der lezte und außer mir ist kein Gott". Dasselbe erhellt auch aus der Beziehung auf die Weltschöpfung: ich bin der erste, spricht Christus, weil alles durch mich gemacht ist, und darum bin ich auch der Lezte, alles von mir Geschaffne wird am Ende mir zu Füßen liegen.

Daß er in seinem Streben, Geschichte zu gewinnen, nicht glücklich gewesen ist, drängt sich Strauß selbst auf, er kehrt zulezt fast ganz zu der rein negativen Haltung seines früheren Werkes zurück: „Am Schlusse unseres kritischen Geschäftes — sagt er — drängt sich uns die Ueberzeugung auf, wie mangelhaft und unsicher unsere historische Kunde von Jesus ist. — Ueber wenige große Männer der Geschichte sind wir so ungenügend wie über Jesus unterrichtet". Das ist gewiß wissenschaftlicher, als Geschichte aus Quellen gewinnen zu wollen, die ganz und gar von übernatürlichen Tatsachen und Voraussetzungen durchzogen und erfüllt sind, die man von vornherein als nichtig abweist, aber die Leser, auf die Strauß vorzugsweise gerechnet hat, werden damit nicht zufrieden sein, einen so langen mühsamen und dornenvollen Weg von ihm geführt zu sein um am Ende zu erkennen, daß er sie mit falschen Versprechungen getäuscht hat, daß er selbst nichts weiß und sie also nichts zu wissen bekommen von dem Manne, dessen Wirkungen die großartigsten in der Weltgeschichte sind und der nicht etwa der mythischen Urzeit angehört, sondern der mitten in der geschichtlichen Zeit lebte. Manche werden sich an das Wort des Blindgebornen erinnern: „Das ist ein wunderlich Ding, daß ihr nicht wisset von wannen er sei, und er hat meine Augen aufgethan". Sie werden sich um so weniger befriedigt fühlen, da alle die Tatsachen, die ihrem blinden Führer ein Räthsel sind, vollkommenes Licht erhalten, wenn sie ihn verlassend, mit der ganzen Kirche Christi in den Evangelien die zuverlässigen Urkunden des Lebens Christi erkennen. Zu den Wirkungen haben sie dann überall die entsprechenden Ursachen. Von dem wahrhaftigen Gottessohn konnten und mußten solche Wirkungen ausgehen, wie sie geschichtlich vorliegen. Mit dem Resultate aber: „Wir wissen jezt wenigstens gewiß, was Jesus nicht war und nicht gethan hat, nämlich nichts Uebermenschliches und Uebernatürliches" können sie um so weniger zufrieden sein, da dies Resultat selbst durch den Führer, der sich ihnen aufgedrungen hat, unsicher gemacht wird. Dieser hat in Bezug auf die Auferstehung Jesu die merkwürdigen Worte gesprochen (S. 278): „Hier stehen wir also an der entscheidenden Stelle, wo wir den Berichten von der wunderbaren Wiederbelebung Jesu gegenüber entweder die Unzulänglichkeit der natürlich geschichtlichen Ansicht für das Leben Jesu bekennen, mithin alles Bisherige zurücknehmen und unser ganzes Unternehmen aufgeben, oder uns anheischig machen müssen, den Inhalt jener Berichte, d. h. die Entstehung des Glaubens an die Auferstehung Jesu, ohne ein entsprechendes wunderbares Factum begreiflich zu machen." Strauß erklärt es hier selbst als möglich, daß er ein bloßes Luftgebäude aufgebaut hat, er gesteht, daß die so mühsam errungenen Resultate nicht unbedingt feststehen, daß sie sämtlich hinfällig werden, wenn es ihm nicht gelingt, bei einem einzelnen Puncte die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche seiner Ansicht entgegenstehen. Was er von diesem einzelnen Puncte sagt, das gilt offenbar auch von vielen andern. Wenn es ihm z. B. nicht gelingt, für die nichtigen Gründe Anerkennung zu gewinnen, welche er der von der ganzen alten Kirche bezeugten Aechtheit der Evangelien des h. Matthäus und Johannes entgegenstellt, so fällt sein ganzes Werk haltlos zusammen. Mit der Aechtheit dieser Evangelien, die doch sehr bedeutende Gründe für sich haben muß, da selbst die entschiedensten Rationalisten, wie Fritzsche und Paulus, sie anerkanten, ist die Geschichtlichkeit ihres Inhaltes unzertrenlich verbunden. Sind aber die Evangelien „wirklich geschichtliche Urkunden, so ist — wie Strauß selbst sagt — das Wunder aus der Lebensgeschichte Jesu nicht zu entfernen", und der ganze mühsame und dornenvolle Weg ist vergeblich gemacht. Bleiben wir aber bei dem Puncte stehen, den Strauß selbst hier für entscheidend erklärt. Es wird ihm nimmer gelingen, die auch von ihm selbst als geschichtlich anerkanten Tatsachen zu erklären, wenn er in der Läugnung der Wahrheit der Auferstehung Christi beharrt. Es ist wahr, das phantastische Wesen hat in gewissen Zeiten eine große Gewalt, es läßt sich auch nicht läugnen, daß Visionen und Entzückungen nicht blos auf einzelne beschränkt bleiben, daß auch ganze Schaaren davon ergriffen werden können. Die Belege gibt z. B. Görres' Geschichte der Mystik. Aber nicht minder wahr ist es, daß Wahrheit und phantastische Einbildung immer durch eine feste Gränze geschieden bleibt. Die leztere kann nie zu einem festen, todesmutigen Glauben werden, der im Stande ist die Welt zu überwinden, das geheime Bewußtsein der Täuschung bricht immer hindurch, sobald es gilt zu kämpfen und bis aufs Blut zu widerstehen. Sie hat noch nie welthistorische Folgen hervorgebracht, das Rinnsal der Schwärmerei hat sich stets gar bald im Sande verlaufen. Dann läge hier das wunderliche Resultat vor, daß alles was von Wahrheit und Klarheit in der Welt ist, von scharfer nüchterner Auffassung der wirklichen Verhältnisse, von Fähigkeit dieser Auffassung im Handeln Folge zu geben, durch eine bodenlose Schwärmerei hervorgerufen wäre. Das wäre der Wunder größtes, ein unendlich Größeres, wie die Auferstehung selbst, eine völlige Aufhebung des Causalgesetzes, nach dem die Wirkung nicht anders beschaffen sein kann, als die Ursache.

Auch daran aber wird bei den Laien der Einfluß des Buches von Strauß scheitern, daß er sogar nichts auch nur Scheinbares für dasjenige zu bieten vermag, was er zu rauben bemüht ist. Wir Deutschen sind ein tief angelegtes Volk. Wir haben eine

anima naturaliter Christiana, wir sind keine Kaffern, wir haben einen Zug zu Gott, schon unsere heidnischen Vorväter wurden in ihren Eichenhainen von tiefen Schauern der Ehrfurcht ergriffen. Noch bis auf den heutigen Tag ist bei allem Abfall doch ein tiefer Grund des Gottesglaubens unter unserm Volke vorhanden. Ein Hegelianer von der linken Seite kündigte einem andern, der bei gleicher Grundrichtung klüger und weltkundiger war, an, daß er nächstens mit einem Werke gegen die Offenbarung hervortreten werde. Auf die Frage nach seinem Ausgangspunct erwiderte er: der Atheismus. Damit kommen Sie bei unseren Deutschen nicht durch, war die Antwort. Gott müssen Sie stehen lassen, wie Sie auch den Gottesbegriff bestimmen mögen. Der Erfolg rechtfertigte dies Urteil. Das mit großer Prätension auftretende und von unverkenbarer Begabung zeugende Werk fiel völlig durch und ist jezt bereits verschollen. Daß Strauß diesem Zuge unserer Natur nichts zu bieten vermag und daß er selbst ihn erkent und beachtet, das erhellt schon daraus, daß er in den Schlußbetrachtungen, welche den Ersatz für das geraubte Gut der Christusreligion bieten sollen, so äußerst kurz und einsilbig ist und daß er sich mit seinem Atheismus nicht offen hervorwagt, sondern ihn nur andeutungsweise zu erkennen gibt. Sein Gewächs sieht nicht einmal aus wie Wein. An die Stelle des Gottes, der Gebete erhört, tritt ihm die „gotterfüllte Welt", die er erst durch eine Entlehnung von dem Gottesglauben mit einem Schimmer umgeben muß. Das Jenseits läugnet er schlechtweg, obgleich auch nur verstohlen und beiläufig. Er sagt in der Dedication an seinen Bruder: „Du hast selbst in solchen Augenblicken, wo jede Lebenshoffnung erloschen war, niemals der Versuchung nachgegeben, durch Anlehen beim Jenseits dich zu täuschen." Er verweist „die Menschheit für ihr Selenheil an den idealen Christus, auf jenes sittliche Musterbild, an welchem der geschichtliche Jesus zwar mehrere Hauptzüge zuerst ins Licht gesezt hat, das aber als Anlage ebenso zur allgemeinen Mitgift unserer Gattung gehört, wie seine Weiterbildung und Vollendung nur die Aufgabe und das Werk der gesamten Menschheit sein kann". „Es ist — sagt er — die Fortbildung der Christusreligion zur Humanitätsreligion, worauf alle edleren Bestrebungen der Zeit gerichtet sind". Er hat aber selbst zu dem neuen Götzen, dessen Aufkommen der Apostel schon vorhersah, da er den Menschen der Sünde ankündigte und das Kind des Verderbens, der sich erhebt über alles, das Gott oder Gottesdienst heißet, also, daß er sich sezt in den Tempel Gottes, und gibt sich vor er sei Gott, so wenig Vertrauen, daß er nicht einmal vermag, ihn etwas aufzuputzen. Er weiß, daß Deutschland es seit den Tagen Friedrichs II. mit diesem Idole schon versucht hat und mit ihm gründlich zu Schanden geworden ist. Er weiß aus eigner Erfahrung, daß wider Willen die Gedanken stets am Boden kriechen, daß ein todtes Ideal den lebendigen Lüsten und Leidenschaften nicht zu widerstehen, den Kampf gegen das Gesetz in den Gliedern nicht aufzunehmen vermag, weiß, daß Angesichts desselben der Refrain ewig wiederkehrt: ich aber bin fleischlich, verkauft unter die Sünde, weiß, daß ein „sittliches

Musterbild", das nicht in dem Zusammenhange mit Gott die Gewähr seiner Realität hat, sich unmöglich behaupten kann. Er kann es nicht lange aushalten, den Leuten Sand in die Augen zu streuen und macht, daß er fertig wird und sein trostloses Angesicht vor den Lesern verbergen kann und wieder mit seinem Wurm im Herzen allein ist. Das sind nicht einmal kräftige Irtümer. Der Banquerot liegt hier offen zu Tage und es kann uns fast rühren, daß der Mann so wenig Fähigkeit hat, ihn zu verbergen.

Konte Strauß bei denjenigen nur wenig Glück machen, für die er zunächst geschrieben hat, so ist es ihm etwas besser gelungen bei einer andern Classe, die wir im Allgemeinen als die Literaten bezeichnen können. Aus der Classe dieser, sagte ein Buchhändler, seien fast alle seine Abnehmer: „Blasse Gesichter, schmächtige Gestalten, schlaffe Geldbeutel". Aber auch diese werden auf die Dauer mit Strauß sich nicht befreunden können.

Das Werk von Strauß ist ein Anachronismus. Der Hegel'sche Taumel ist vorüber und mit ihm überhaupt der philosophische Rausch. Unsere Zeit will vor Allem Geschichte, es ist ihr um klare und sichere Erkentnis der Tatsachen zu thun. Strauß dagegen ist auf dem älteren Standpuncte stehen geblieben. Er ist ganz von dogmatischen Voraussetzungen und auf diesen beruhenden practischen Tendenzen beherscht und läßt diese mit einer Nacktheit hervortreten, die der jetzigen wissenschaftlichen Zeitrichtung unmöglich zusagen kann. Er sagt gleich zu Anfang: „unser Zweck ist nicht, eine vergangene Geschichte zu ermitteln, vielmehr dem menschlichen Geiste zu kräftiger Befreiung von einem drückenden Glaubenswahn behülflich zu sein". „Als eine, um nicht zu sagen die Hauptsache" wird bezeichnet, zu zeigen, „daß in der Person Jesu nichts Uebernatürliches, nichts von der Art gewesen ist, das nun mit dem Bleigewichte einer unverbrüchlichen, blinden Glauben heischenden Autorität auf der Menschheit liegen bleiben mußte". Er läßt sich herab zu so ordinären Rongeduftigen Redensarten wie die: „Wer die Pfaffen aus der Kirche schaffen will, der muß erst das Wunder aus der Religion schaffen". Er stellt sich als Genossen der Freigemeindler und Lichtfreunde dar. „Dem höheren vereinigenden Stadpunkte", sagt er, „wodurch das große Uebel der Zweiheit der Confessionen beseitigt wird, kann das Deutsche Volk nicht anders entgegengehoben werden, als indem es in das Innere der Religion (welche erbärmliche Heuchelei! wie bestätigt sich uns auch hier, daß alle Offenheit und Wahrheit bei denen, die nicht im Zusammenhange mit der persönlichen Wahrheit stehen, nur eine halbe ist) eingeführt und von dem äußeren Beiwerke, worin auch die confessionellen Unterscheidungslehren ihre Wurzeln haben, losgemacht wird. Dazu waren von katholischer Seite der Deutschkatholizismus, von protestantischer die Genossenschaft der Lichtfreunde, die sich beide bereits in freireligiösen Gemeinden zu verschmelzen anfangen (sie sind vielmehr schon in der völligen Auflösung begriffen), beachtenswerte praktische Versuche: dazu soll das vorliegende Werk von wissenschaftlicher Seite her einen Beitrag geben." Er operirt mit seinen dogmatischen Voraussetzungen als wären es die ausge-

machtesten Wahrheiten. Wohin wir nur blicken begegnen uns Sätze wie die: „Ist das Wunder mit der Geschichte unverträglich, so können die Evangelien keine geschichtlichen Quellen sein", „Kein wirklicher Mensch ist ein Einziger, sondern jeder gehört, wenn auch vielleicht als relativ Erster, zu einer Klasse; und keiner steht in seiner Klasse so hoch, daß er nicht von einem Andern ergänzt würde", „Die Worte: wer mich siehet, der siehet den Vater, hat nie ein Mensch von wahrer Religiosität sprechen können", „Daß irgend ein im Fleische Wandelnder sich wirklich einer Existenz vor seiner Geburt erinnere, ist uns, selbst abgesehen davon, daß hier sogar eine göttliche bis vor die Weltschöpfung zurückreichende gewesen sein soll, undenkbar, weil uns in der beglaubigten Geschichte kein Beispiel davon vorgekommen." In seinem früheren Werke rühmte sich Strauß noch der „Voraussetzungslosigkeit", diesem falschen Ruhme hat er jezt völlig entsagt. Diese sich so breit machenden Tendenzen und dogmatischen Voraussetzungen müssen dem jezt zu solcher Entwickelung gelangten geschichtlichen Sinne als ein alter rationalistischer und Hegelscher Zopf sich darstellen. Er verhält sich als solcher gegen sie sceptisch. Die Wunder von vornherein für ungeschichtlich zu erklären, dazu wird sich ein geschichtlich gerichteter Mann nicht entschließen können. Es kann sich ihm nicht verbergen, daß die Abneigung gegen sie nur in der Läugnung eines lebendigen und persönlichen Gottes ihre Wurzel hat und daß, wo diese nicht stattfindet, Nichts auch nur Scheinbares gegen die Möglichkeit der Wunder vorgebracht werden kann. Es muß ihn frappiren, daß selbst ein Rich. Rothe noch in dem neuesten Stadium seiner abwärts gehenden Entwickelung sagt: „Ich habe mir bis auf diese Stunde niemals deutlich machen können, woran sich mein Denken doch stoßen könte in dem Gedanken des Wunders. — Ich ehre das Naturgesetz aufrichtig und freue mich herzlich, wenn man ihm besser auf die Spur komt. Gott selbst hat ihm ja die Naturkräfte unterworfen. Aber sich selbst, seine Freiheit, seinen allmächtigen Willen hat er ihm nicht unterworfen und unterthänig gemacht." Auch was in Bezug auf das übermenschliche Wesen Jesu vorkomt, wird ein geschichtlich gerichteter Mann nicht ohne Weiteres verwerfen. Je klarer jezt in Folge des fortgeschrittenen geschichtlichen Sinnes und Studiums die Einzigkeit der Wirkungen Christi vor Augen liegt, desto näher wird die Annahme gelegt, daß er auch in seinem Wesen, aus dem diese Wirkungen hervorgingen, einzig unter den Menschenkindern dastand und nicht nach dem gewöhnlichen menschlichen Maßstabe gemessen werden darf. Zurückhaltung wird sich auch dadurch empfehlen, daß es sich mehr und mehr als unmöglich darstellt, die „Vergottung Christi" allein auf seine begeisterten Jünger zurückzuführen, daß selbst ein Renan und ein Strauß zugestehen müssen, daß die Grundzüge schon in den Reden Jesu selbst vorliegen, die so mit solchen Anschauungen durchzogen sind, daß man sie bis auf

den lezten Rest vertilgen müßte, um dies läugnen zu können. Steht die Sache so, so stellt sich uns die Alternative: entweder Jesus war wirklich Gottes Sohn, oder er war ein Schwärmer oder Betrüger. Vor der lezteren Annahme wird der geschichtliche Sinn zurückschrecken. Das Bild Jesu, wie es in der Geschichte uns entgegentritt, ist nicht das eines Schwärmers und Betrügers, und von einem solchen konten unmöglich die geschichtlich feststehenden Wirkungen ausgehen. Der geschichtliche Sinn wird verlangen, daß man sich aller unruhigen Tendenzen und aller problematischen dogmatischen Voraussetzungen entschlagend, vor allem die Beglaubigung und den geschichtlichen Charakter der Urkunden der evangelischen Geschichte mit völliger Unbefangenheit prüfe. Da ergibt sich dann ein Resultat, das der Sache Christi unbedingt günstig ist. Die Evangelien haben die stärkste äußere Bezeugung für sich, eine solche, wie sie sich für keinen Schriftsteller des klassischen Altertums findet, das Zeugnis des gesamten christlichen Altertums. Ihre innere Beschaffenheit dient diesem Zeugnisse nur zur Bestätigung. Weisen wir dies beispielsweise etwas eingehender bei dem Evangelium des Johannes nach. Die Beweise, aus denen Strauß folgern will, daß der Verfasser nicht im Lande und seinen Einrichtungen Bescheid wisse, sind gar wenig zahlreich und in dem Commentare des Herausgebers zu dem Evangelium nach seiner innigsten Ueberzeugung vollständig erledigt worden. Es ist gezeigt, daß „Bethanien am Jordan" in 1, 28 eine falsche Lesart einzelner, von unwissenden Abschreibern verunstalteten Handschriften ist statt Bethabara, ebenso auch der Cedernbach statt Kidronbach in C. 18, 1, daß die „fabelhafte Beschreibung des Teiches Bethesda" nur der exegetischen Unfähigkeit ihre Entstehung verdankt, daß der Teich keine Erscheinungen darbietet, die nicht bis auf den heutigen Tag auch anderswo gefunden würden. Ein öffentliches Blatt berichtete kürzlich: „Chemiker, welche das Wasser in dem Wallisischen Bade Saxon zu gewissen Stunden untersuchten, fanden nicht die Spur einer besonderen Substanz darin. Aber zwei- oder dreimal des Tages beginnt das Wasser unter starker Blasen- und Schaumentwickelung zu sprudeln und zu kochen, und unmittelbar darauf ist es mit Jod in der stärksten Weise gesättigt." Darin würde der Apostel nicht minder die Wirkung eines Engels erkennen, wie in dem Teiche Bethesda. Doch darauf ist nicht näher einzugehen. Strauß selbst gesteht zu, daß sich über diese Punkte streiten lasse. Nur ein einziger Punkt soll unbestreitbar sein, „der Hohepriester jedes Jahres" in C. 11, 49. 51. 18, 13. „Der unbefangene Sinn — meint er — wird hier als die Vorstellung des Evangelisten die finden, daß das Amt des Hohenpriesters jährlich gewechselt habe."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 18. Januar. № 5.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Es ist schon das Zugeständnis von ungeheurer Tragweite, daß sich in dem ganzen Evangelium des Johannes nur ein einziger unbestreitbarer Verstoß gegen die Geschichte vorfinde. Wie wäre dies möglich, wenn das Evangelium ein erst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts entstandenes, aus völlig umgeänderten Verhältnissen hervorgegangenes Product wäre! Es müßte dann von Verstößen wimmeln, um so mehr, da man damals noch gar nicht die Kunst besaß, sich auf fremdem Terrain mit Sicherheit zu bewegen. Eine solche überhaupt beispiellose Virtuosität werden wir dem Anonymus, der das Evangelium des Johannes untergeschoben haben soll, um so weniger beilegen dürfen, da die Betrachtung aller vorhandenen untergeschobenen Bücher zeigt, daß ihre Verfasser wie in Bezug auf Charakter, so auch in Bezug auf Bildung auf einer sehr niedrigen Stufe standen, wie das auch in der Natur der Sache liegt, da ein bedeutender Geist sich zu solchen Streichen nicht herablassen wird. Aber auch um jenen einen Punkt ist es schwach bestellt. Eine Hindeutung auf das Hohepriestertum des Kaiphas finden wir bei Johannes schon in den ersten Anfängen des öffentlichen Auftretens Jesu: Simon wird Kephas, s. v. a. Kaiphas, genant nach C. 1, 49, um dem schon damals vorhandenen falschen Felsen den wahrhaftigen entgegenzustellen. Die Bezeichnung des Kaiphas aber als des Hohenpriesters jenes Jahres enthält, weit entfernt, den Zeitverhältnissen zu widersprechen, vielmehr eine feine Beziehung auf ein eigentümliches Zeitverhältnis, das nicht ausdrücklich berichtet, sondern nur vorausgesezt wird, in der Weise eines Zeitgenossen. Die Römische Politik war darauf bedacht, da[illegible]ter dem damals schon von nationalem Schwindel ergriffenen Volke keine einzelne hohenpriesterliche Persönlichkeit tiefe Wurzel fasse. Josephus (Arch. 18, 2, 2) bezeugt ausdrücklich den häufigen Wechsel des Hohenpriestertums in jenen Zeiten. Von besonderer Bedeutung ist, daß nach Josephus mehrere Hohenpriester und namentlich die unmittelbaren Vorgänger des Kaiphas die Würde nur grade ein Jahr verwaltet hatten. Wenn auch Kaiphas durch mehrere Jahre im Besitze des Hohenpriestertums verblieb, so war man doch in jedem Jahre auf einen Wechsel gefaßt, und es lag dem Apostel nahe, es hervorzuheben, daß Kaiphas grade in jenem Jahre Hoherpriester war. Ist nun aber schon das für die destructive Kritik verderblich, daß sie so ganz außer Stande ist, Verstöße gegen die Geschichte in dem Evangelium des Johannes nachzuweisen, so wird ihre Niederlage vollendet durch die mannigfachsten positiven Beweise ächter Geschichtlichkeit und der Abfassung durch einen Augenzeugen und Apostel, welche das Evangelium darbietet. Von großer Bedeutung ist schon die auch von Strauß zugestandene Thatsache, daß der Verfasser ganz im A. T. lebt und zwar im Grundtexte desselben, auf den er stets zurückgeht, daß er auch in der Mitteilung der Reden Anderer mehrfach das Hebräische Wort beibehält und zum Besten seiner Leser die Griechische Uebersetzung beifügt, 1, 39. 42. 4, 25. 20, 16. Das führt uns auf einen gebornen Palästinenser, der von Kind an die heilige Schrift kante und der auch im fremden Lande die Liebe zu den Klängen seiner Muttersprache bewahrt hatte. Daß auch ein Nichtjude im zweiten Jahrhundert sich bewogen fühlen und in der Lage sein konte, sich eine solche Bekantschaft zu erwerben, wie Strauß behauptet, ist eine abstracte Möglichkeit, die durch kein einziges gesichertes Beispiel auch nur zur Wahrscheinlichkeit erhoben werden kann. Auch in den Zeiten nach Ausbildung einer theologischen Wissenschaft war bekantlich die Hebräische Kentnis unter den Christen Griechischer Zunge äußerst dürftig und selten, und unter den Vätern der Griechischen Kirche ist nicht ein Einziger, bei dem sich auch nur annähernd zeigte, was wir in dieser Beziehung in dem Evangelium des Johannes wahrnehmen. Der Verf. zeigt ferner eine chronologische Genauigkeit, wie wir sie nur in Werken ächt geschichtlichen Charakters vorfinden, und zwar also, daß er sie mehr verbirgt als zur Schau trägt, und daß sie bei ihm ganz von selbst aus der Augenzeugenschaft hervorwächst. Nach ächt Israelitischer Weise wird der ganze geschichtliche Stoff unter die vier Passas verteilt, welche in die Zeit des öffentlichen Lebens Jesu fielen, und zwar also, daß die betreffende Bemerkung nicht formell als chronologische auftritt, sondern in feinerer Weise, in sachlichem Zusammenhange gegeben wird: das erste Passa in 2, 13, das zweite in 5, 1, das dritte in 6, 4. Bei den Anfängen Jesu in Galiläa und Peräa (C. 1, 19 — 2, 11), die für Johannes besonders dadurch so merkwürdig waren, daß in dieser ersten Zeit seine Berufung erfolgte, ist die Erzählung bis auf den Tag genau. Wir haben hier eine Siebenzahl von Tagen, an dem ersten das Zeugnis des Täufers von Christo am Tage vor der Taufe, am zweiten das Zeugnis des Täufers nach der Taufe, am dritten das dritte Zeugnis des Täufers und die ersten Be-

rufungen, die sich daran anschlossen, dann die Ereignisse des vierten Tages, am siebenten Tage nach den beiden Reisetagen der Anfang der Zeichen, welchen Jesus zu Kana in Galiläa machte. Die ungewöhnliche chronologische Genauigkeit grade in dieser Partie wird ein Räthsel, sobald man absieht von dem persönlichen Interesse, welches sie hervorrief. Bei Ereignissen, die für ihn durchgreifende Bedeutung hatten, gibt der Evangelist sogar die Stunde an. Es war um die zehnte Stunde als die beiden ersten Jünger, unter ihnen Johannes selbst, zu Christo kamen, 1, 40. Um die sechste Stunde traf Jesus nach 4, 6 mit der Samariterin zusammen. Es war das seine erste Erweisung als Heiland der Welt. Auf diese Bedeutung der Thatsache weisen die lezten Worte der Erzählung ausdrücklich hin. Es war Rüsttag des Passa um die sechste Stunde als Pilatus sich auf den Richtstuhl sezte, um das Urteil zu sprechen, das die Versöhnung der Welt und den Untergang Jerusalems zur Folge hatte. Hand in Hand mit der chronologischen Genauigkeit geht die Sorgfalt in Bezeichnung der Oertlichkeit. Johannes taufte nach C. 3, 23 „zu Aenon nahe bei Salim, denn es war viel Wassers daselbst“: die beiden obscuren, sonst nur in einem entlegenen Winkel des Buches Josua vorkommenden Namen führen auf Quellenreichtum in einem dürren Lande, die Bedeutung der Namen stimt zusammen mit der Notiz, daß dort viel Wasser war; man hat die Localität in dem wasserarmen Südlande Judäas am Saume der Arabischen Wüste jezt wieder aufgefunden. Nach C. 4, 5. 6 „kam Jesus zu einer Stadt Samarias, genant Sychar, nahe bei dem Felde, welches Jakob seinem Sohne Joseph gab, es war aber dort der Quell Jakobs.“ Dieser Jakobsbrunnen ist noch bis auf den heutigen Tag vorhanden. Nach C. 5, 2 war in Jerusalem an dem Schafthore ein Teich, der auf Hebräisch zubenant war Bethesda mit fünf Hallen. Nach C. 10, 23 wandelte Jesus im Heiligtum in der Halle Salomos. Dieser Halle Salomos, welche die Chaldäische Zerstörung überdauert hatte, wird auch von Josephus gedacht. In C. 8, 20 heißt es: „Diese Worte redete er in dem Schatzhause, da er lehrte im Tempel.“ Die Rede Jesu steht in keiner Beziehung zu der Localität. Nur einem Augenzeugen konte sich das Gedächtnis der Begebenheit an die an und für sich indifferente Oertlichkeit knüpfen. Bethanien war nach 11, 15 nahe bei Jerusalem, gegen 15 Stadien entfernt. Eine solche Angabe der Entfernung findet sich auch in 6, 19: 25 oder 30 Stadien waren die Jünger gefahren, da sie Jesus auf dem Meere gehen sahen; man bemerke, wie sorgfältig der Evangelist die Bestimmung der Entfernung nur als eine ungefähre bezeichnet, wo eine ganz genaue nicht möglich war. Nach C. 11, 54 wandelte Jesus nicht mehr öffentlich unter den Juden, sondern er ging von dort in die Gegend der Wüste, zu einer Stadt genant Ephraim. Käme das obscure Städtlein nicht wie durch Zufall auch in einer Stelle des Josephus vor (vom Jüdischen Kriege 4, 9, 9), so würde übelwollende Dreistigkeit mit der Behauptung zufahren, der Evangelist habe den Namen des Stammes zu dem einer Stadt gemacht. Die Lage stimt vortrefflich. Die Genauigkeit in der Ortsbezeichnung tritt uns auch entgegen in C. 18, 1: „Da Jesus dies gesprochen ging er aus mit seinen Jüngern jenseits des Winterbaches Kidron, woselbst ein Garten war, in den er hineinging mit seinen Jüngern.“ Die Bezeichnung des Kidron als „Winterbach“ stimt genau mit seiner natürlichen Beschaffenheit überein. In C. 19, 13 wird gesagt: „Pilatus nun, da er diese Worte hörte, führte Jesum heraus und sezte sich auf den Richtstuhl, an einen Ort genant Steinpflaster, auf Hebräisch aber Gabbatha.“ Da Johannes zu dem weltgeschichtlichen Momente komt, ist ihm alles wichtig, er bezeichnet die Oertlichkeit mit den beiden Namen, dem Griechischen und dem Hebräischen oder Aramäischen. Diese Namen sind nach ihrer Bedeutung völlig passend. Alles steht zudem in Einklang mit Josephus, nach dem der Richtstuhl der Römischen Procuratoren unter freiem Himmel stand, und zwar wenn der Procurator nach Jerusalem kam, vor seiner Wohnung, der alten Königsburg des Herodes, identisch mit dem Prätorium hier. — Der Evangelist ferner bewegt sich überall mit Sicherheit auf dem Jüdischen Terrain in dem Zeitalter Jesu. Ueberall tritt uns entgegen, daß die Verhältnisse dieser Zeit ihm genau bekant sind. „Es waren aber dort sechs steinerne Wassereimer gesezt gemäß der Reinigung der Juden, fassend je zwei oder drei Maße“, so heißt es in der Erzählung von der Hochzeit zu Kana. In C. 7, 37 lesen wir: „An dem lezten und großen Tage des Festes aber stand Jesus und rief und sprach: wenn jemand durstet, der komme zu mir und trinke.“ Der Evangelist weiß, daß der achte Tag des Festes vor den übrigen ausgezeichnet war wie der erste. Die von ihm mitgeteilte Rede Jesu steht in Beziehung auf den dem Laubhüttenfeste eigentümlichen Gebrauch des Wassergießens. Wie genau seine Kentnis Jüdischer Sitten ist, auch solcher, die mit dem Untergange des Tempels ein Ende nehmen mußten, zeigen uns die Worte: „es war aber nahe das Passa der Juden und es zogen Viele herauf nach Jerusalem aus der Landschaft vor dem Passa, daß sie sich reinigten“ (11, 55). Die Reinigung vor dem Passa ist ein ziemlich abgelegener Ritus. Sie ist zwar in dem Geiste des Gesetzes begründet und es finden sich für sie mehrfache Analogien darin, sie wird aber in ihm ausdrücklich nirgends vorgeschrieben. Mitten in das Verhältnis der Juden zu den Samaritanern führen uns die Worte ein (4, 9): „Spricht das Samaritanische Weib zu ihm: „Wie verlangst du, der du ein Jude bist, von mir zu trinken, die ich ein Samaritisch Weib bin?“ denn die Juden verkehren nicht mit den Samaritanern.“ Daß die Samaritanerin, obgleich geborne Heidin, von „unserem Vater Jakob“ redet, stimt überein mit der durch eine Menge von Thatsachen, die namentlich bei Josephus vorliegen, verbürgte Prätension der Samaritaner, in die Rechte der zehn Stämme eingetreten zu sein und ihre legitime Fortsetzung zu bilden. Wenn in C. 4, 1—3 gesagt wird, Jesus habe, von den Pharisäern bedroht, Judäa verlassen und sei nach Galiläa gezogen, so wird dabei stillschweigend vorausgesezt, daß in Galiläa die Pharisäer geringeren Einfluß hatten als in Judäa. So andeutend konte nur ein solcher schreiben, dem die Anschauung

der Verhältnisse von selbst beiwohnte und der sie sich nicht erst durch Studium erworben hatte. Dasselbe gilt auch von der Stelle C. 18, 3: „Judas nun nachdem er die Schar genommen hatte und von den Hohenpriestern und Pharisäern Diener." „Die Schar" das kann nach dem Sprachgebrauche des N. T. nur die Römische Cohorte sein. Dem Evangelisten steht eine bestimte Cohorte vor Augen, die nach den Verhältnissen der Zeit Jesu zu solchen Zwecken, wie der hier vorliegende, gebraucht wurde: die damals während des Festes im Tempel stationirt war. Den Commentar gibt uns Josephus. Nach ihm wurde in jenen Zeiten im Passafeste der Tempel stets von einer Römischen Cohorte besezt, „um die Neuerungen zu dämpfen, wenn solche sich ereignen sollten." — Das Evangelium gibt überall die Thatsachen in den schärfsten Umrissen und die Physiognomie des Evangelisten ist das grade Gegenteil von der eines unklaren Phantasten. Man fasse in dieser Beziehung einmal z. B. die Erzählung von dem Blindgebornen in C. 9 scharf ins Auge. Sie ist so individuell, so anschaulich, so natürlich, daß jeder Unbefangene den Eindruck erhält, so ist die Sache geschehen und nicht anders. Die auftretenden Personen sind überall nicht luftige Schemen, sondern sie haben Lebenswahrheit: man denke nur an die Pharisäer, Kaiphas, Hannas, Petrus und Judas, die Samariterin, den Blindgebornen, Maria, Martha, Pilatus. Was Philo von Pilatus sagt, daß er Geschenke genommen, sich Mishandlungen erlaubt habe, Mordthaten ohne Urteil und Recht begangen und vielfach eine grausame Härte bewiesen, gibt uns den Schlüssel zu dem am eingehendsten bei Johannes berichteten Verfahren des Pilatus in der Sache Jesu. Die ihm sonst einwohnende, von Philo bezeugte Energie war in der Hauptsache gebrochen durch das Bewußtsein seiner früheren Verschuldungen, das ihm nicht erlaubte, mit den Juden die Sache aufs Aeußerste kommen zu lassen, und konte sich nur noch in einem beschränkten Spielraum äußern, wie in der Hartnäckigkeit, mit der er stets die Versuche erneuert, die Juden für Jesum günstiger zu stimmen, und in seinem Worte: „was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben." Die Treue des Johannes in der Mitteilung der Reden Jesu wird dadurch ins Licht gestellt, daß es den eifrigsten Bemühungen der ungläubigen Kritik bis jezt nicht gelungen ist, in diesen Reden ein Wort nachzuweisen, was Jesus nicht gesprochen haben könte. Das ist eine Thatsache von großer Tragweite. Die Genauigkeit des Evangelisten in der Mitteilung der Reden ist so groß, daß er mehrfach sogar den Hebräischen Ausdruck beibehalten hat und ihn für seine Griechischen Leser durch eine Uebersetzung erläutert. Auch dadurch erweist sich Johannes als einen Augenzeugen, daß seine Erzählung nicht selten in das kleinste Detail herabgeht. Wir erinnern nur an das rechte Ohr und den Namen des Knechtes Malchus in C. 18, 10, wo auch Renan sich dem Eindrucke der Wahrheit nicht entziehen konte, während Strauß bei völlig mangelndem geschichtlichen Sinne gegen solche Eindrücke verhärtet ist. Das Detail ist hier von um so größerer Bedeutung, da es im Einklange steht mit C. 18, 16 f., wonach der Evangelist in dem Hause des Hohenpriesters aus- und einging, der Knecht also für ihn ein persönliches Interesse hatte. Auch der Name an sich ist von Bedeutung. Er heißt König. So wird die Dichtung einen Knecht nicht nennen. Wie er sich aber in der Wirklichkeit bilden konte, das ist nicht schwer nachzuweisen. Der Knecht oder Kammerdiener des Hohenpriesters, der sich mit Gedanken königlicher Würde trug und nach dem Aufhören der politischen Selbständigkeit des Volkes gewissermaßen eine Königliche Stellung hatte, ähnlich wie der Griechische Patriarch in Constantinopel vor dem Griechischen Aufstande, wurde als der König unter den Knechten angesehen.

Auch bei dem Werke des zweiten Apostels unter den Evangelisten, des h. Matthäus, wird der unbefangene geschichtliche Sinn sich nicht gegen die zahlreichen Merkmale der Aechtheit und Geschichtlichkeit verschließen können, welche mit der einstimmigen Bezeugung seines Apostolischen Ursprunges durch das gesamte Altertum Hand in Hand gehen. Wir müssen uns hier auf einige wenige Andeutungen beschränken.

Matthäus erzählt die Geschichte seiner Berufung nicht anders, als handelte es sich um einen Fremden. Das konte nicht anders geschehen ohne den Charakter der Objectivität zu verletzen, der grade für sein Evangelium so besonders charakteristisch ist. Er tritt uns aber anderweitig in kleinen und feinen Zügen als Verfasser entgegen, die um so mehr beweisend sind, je weniger hier von Absicht die Rede sein kann. Auffallend ist die ungewöhnliche Ausführlichkeit, mit der die Begebenheiten grade des Tages berichtet werden, an dem Matthäus berufen wurde. Sie erklärt sich daraus, daß dieser Tag grade für den Verfasser eine persönliche Wichtigkeit hatte. Auffallend ist auch, daß die beiden andern Evangelisten den Apostel bei der Berufung Levi nennen, nur Matthäus schon hier den Namen Matthäus hat, den in den Apostelverzeichnissen nachher auch die beiden anderen geben. Es erklärt sich dies aus dem pretium affectionis, den für den Evangelisten der neue ihm von Christo beigelegte Name hatte, den früheren Namen Levi hatte er mit dem alten Menschen ausgezogen: ist jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur, das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden, 2 Cor. 5, 17. Matthäus kann den alten Levi gar nicht ausstehen, er mag seinen Namen nicht auf die Lippen nehmen. Die beiden Anderen waren natürlich in diesem Punkte nicht so zartfühlend: bei ihnen überwog das geschichtliche Interesse die persönliche Identität des nachmaligen Matthäus mit dem früheren Levi festzustellen, weshalb auch Markus (2, 14) wegen der Häufigkeit des Namens Levi noch den Namen des Vaters hinzufügt. In dem von Matthäus mitgeteilten Apostelverzeichnisse tritt uns ein doppelter merkwürdiger Umstand entgegen, um so beachtenswerter, je kleiner und feiner er ist. Die Apostel sind parweise geordnet. Nur Matthäus hat: Thomas und Matthäus, Lucas und Markus haben die umgekehrte Ordnung. Matthäus konte in seiner Demut sich nicht selbst die erste Stelle anweisen, obgleich sie ihm gebührte. Hand in Hand mit der Nachstellung geht bei Matthäus der Zusatz: der Zöllner. Seine Demut liebt

es, auf seinen früheren verachteten Stand hinzuweisen. In dieser Hinweisung lag ein Preis der göttlichen Gnade, welche den Elenden aus dem Staube erhöht.

Von Joseph heißt es (2, 22): „Da er aber hörte, daß Archelaus im Jüdischen Lande König geworden war anstatt seines Vaters Herodes, fürchtete er sich dahin zu kommen. Und im Traume empfing er Antwort von Gott und zog in die Oerter des Galiläischen Landes." Das hier nur leise berührte erhält seinen Commentar aus Josephus. Archelaus, dem nach des Herodes Tode Judäa zu Teil wurde, glich seinem Vater und war sehr argwöhnisch und grausam. Er hatte diese Sinnesart schon vor der Rückkehr Josephs offenbart. Herodes dagegen, dem Galiläa zu Teil wurde, diente zwar den Lüsten, war aber mild und gütig. Wichtiger noch als die Kentnis der Thatsachen ist die Art und Weise, wie sie berührt werden. Der Evangelist hat sich ihre Kentnis nicht mühsam erworben, in diesem Falle würde er der Versuchung nicht widerstehen können, das Erlernte vollständig darzulegen, er deutet, was ihm vollständig bekant war, den ebenso kundigen ersten Lesern nur insoweit an, als notwendig war, sie zu orientiren.

In C. 4, 12 heißt es von Jesus: „Da er aber hörte, daß Johannes überantwortet worden, zog er sich zurück nach Galiläa." Auch hier werden eigentümliche Verhältnisse nur leise angedeutet, unter der Voraussetzung, daß ihre genaue Kentnis dem Evangelisten mit den ersten Lesern gemeinsam ist. Diese mußten wissen, daß die Pharisäer den Täufer an Herodes überantwortet hatten, wissen, daß die Pharisäer, von denen Jesus Gleiches zu erwarten hatte, in Galiläa damals geringeren Einfluß hatten als in Judäa. Die Römische Herschaft, mit der Eintreibung der Steuern zufrieden, gewährte dem Pharisäischen Treiben freien Spielraum, während dagegen Herodes die Opposition gegen den Pharisäismus als Familientradition geerbt hatte, auch als eingeborner Fürst dies Treiben näher kante. Das Motiv, aus dem die Verfolgung des Täufers durch Herodes hervorgegangen, war ein rein persönliches. Von ihm also durfte Jesus nichts fürchten. Es war zu erwarten, daß er sich seines Kampfes gegen den Pharisäismus freuen werde, wie er sich früher auch ohne Zweifel über den Kampf des Täufers gegen das Otterngezüchte gefreut hatte, bis er ihm persönlich ins Gehege gekommen war.

Die Erzählung von der Enthauptung des Täufers in C. 14 erhält nach allen Seiten aus Josephus Bestätigung und zeigt somit, daß wir uns in diesem Evangelium durchweg auf geschichtlichem Gebiete befinden. Josephus berichtet über die unerlaubte Verbindung des Herodes Antipas mit Herodias, der Frau seines Bruders Philippus, von ihm mit dem Familiennamen Herodes genant (Arch. 18, 5, 1). Er berichtet auch über die Tochter der Herodias aus der früheren Ehe mit Philippus, von ihm Salome genant (18, 5, 4). Er erzählt die Hinrichtung des Täufers durch Herodes (18, 5, 2). Wenn nach ihm Herodes den Täufer hinrichtete aus Furcht, er möchte das Volk aufwiegeln, so ist das kein Widerspruch mit Matthäus, sondern die eine Erzählung ergänzt sich aus der andern. An ordinäre Demagogie läßt sich nach dem ganzen Charakter des Täufer, wie Josephus selbst ihn schildert, nicht denken. Bei dem damaligen Eifer für das Gesetz konte das Auftreten des Johannes gegen den Fürsten, der zur Aufrechthaltung des Gesetzes berufen war und dasselbe so schmählich durch Ehebruch und Blutschande verletzte, leicht stürmische Bewegungen unter dem Volke hervorrufen. Wenn Josephus nur die Furcht vor solchen Bewegungen berichtet, so ersehen wir aus Matthäus näher, wie Herodes zu solchen Befürchtungen kam, deren Anlaß auch nach Josephus nur auf dem sittlich religiösen Gebiete gesucht werden kann.

Das Buch von Strauß ist aber nicht blos insofern ein Anachronismus, als er, wo die Zeit ächt geschichtliche Behandlung verlangt, von dogmatischen Tendenzen, Neigungen und Voraussetzungen beherscht ist: er ist auch noch nach einer andern Seite hinter der Zeit zurückgeblieben.

Das vor dreißig Jahren erschienene Werk von Strauß war eine unreife Jugendarbeit, eine allerdings geschickte Compilation, die selbst in der Negation sehr wenig Eigentümliches hatte, bei weitem weniger wie z. B. der Wolfenbütteler Fragmentist, und bei der jedes eingehende Studium der Quellen fehlte. Aus Josephus z. B. hat er auch nicht ein einziges eigentümliches Moment beigebracht und es zeigt sich überall, daß er ihn nicht im Zusammenhange gelesen, sondern nur einzelne von Anderen angeführte Stellen nachgeschlagen hat. Man sollte nun erwarten, daß das neue Werk sich von dem älteren ebenso unterscheide, wie der ältere Mann von dem Jünglinge. Dies ist aber keineswegs der Fall. Wir gewahren gar keinen wesentlichen Fortschritt. Strauß hat in der Hauptsache nur das ältere Material in eine andere und zwar meist weniger angemessene Form gebracht. Wirklich neue Forschung findet sich auch nicht bei einem einzigen Punkte vor, so daß die Wissenschaft als solche sein Werk ohne Schaden völlig ignoriren kann. Er ist so wenig orientirt in der jetzigen Lage der Sache, daß er ganz zuversichtlich den alten Einwand gegen die Schatzung bei Lucas wiederholt, Quirinus habe erst mehrere Jahre nach Herodes Tode die Statthalterschaft von Syrien übernommen (S. 338), ohne eine Ahndung davon zu haben, daß die Frage durch die Entdeckung einer lateinischen Inschrift, welche eine doppelte Prätur des Quirinus in Syrien bezeugt, schon längst in ein ganz anderes Stadium getreten ist.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Lic. Gerlach: gegen Renan, Berlin 1864, S. 40.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 21. Januar. № 6.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Diese Inschrift ist schon im J. 1851 in einer besonderen Schrift von Bergmann besprochen und in einem so gangbaren Buche, wie der Tacitus von Nipperdey abgedruckt worden. Strauß aber weiß nichts davon. Von der ganzen reichen Literatur der lezten dreißig Jahre hat er nur sehr einseitig Kentnis genommen: eigentlich gelesen hat er nur die Schriften aus der Tübinger Schule, von Baur, Schwegler, Köstlin, Hilgenfeld, Zeller, und wir können nicht sagen, daß die Lectüre dieser Schriften, welche reicher sind an luftigen Hypothesen, als an wirklichen geschichtlichen Forschungen und Erkentnissen, seinem Werke wirklichen Vorteil gebracht habe. Er selbst sagt: „Ich habe in dieser meiner Bearbeitung des Lebens Jesu, hauptsächlich in Folge von Baurs Nachweisungen, der Annahme bewußter und absichtlicher Dichtung weit mehr Raum als früher zugestanden." Bewußte und absichtliche Dichtung ist einfach Lüge: je mehr Strauß jezt diese der heiligen Schrift aufdringt, desto weniger wird er den gesunden geschichtlichen Sinn befriedigen können. Die heilige Schrift reclamirt so stark dagegen, daß an solchen, die Strauß auch auf diesem Wege folgen, in der That nichts verloren ist. Wer irgend aus der Wahrheit ist, dem wird, wie sehr er auch sonst noch in Zweifeln befangen sein mag, das doch sich aufdringen, daß den heiligen Schriftstellern, was sie berichten, als Wahrheit galt, daß an ihrer Wahrhaftigkeit kein Zweifel sein kann. Von den Vertretern der conservativen Richtung hat Strauß auch nicht einen wirklich und vollständig gelesen, und wenn er sich den Schein ihrer Benutzung gibt, so ist dies nur Täuscherei. Das Buch ist in dieser Beziehung um dreißig Jahre hinter der Zeit zurückgeblieben. Wer die Frage aufwirft: „ob es einem wissenschaftlichen Manne zugemutet werden kann, mit solchem Gesindel sich herumzuschlagen?" (S. 162), der ist wahrlich nicht in der Stimmung, sich mit einem eigentlichen Studium der gegnerischen Schriften zu befassen. Wie wenig hier von einem solchen die Rede sein kann, das will der Herausg. hier an dem Beispiele seiner eignen Schriften andeutend nachweisen. Von dem Commentar des Herausg. zur Apokalypse nimt Strauß gar keine Notiz und nicht die geringste Spur führt darauf, daß er ihn je mit Augen gesehen, den Commentar zu dem Evangelium des Johannes citirt er etwa viermal, aber er muß ihn nur auf einer Reise oder sonst irgendwo flüchtig angesehen haben, um sich den Schein der Benutzung geben zu können. Gelesen hat er beide Werke nicht. Das erhellt aus einer ganzen Fülle von Thatsachen. Er wiederholt z. B., um das Evangelium und die Apokalypse des h. Johannes auseinanderzureißen, die alte Behauptung: „die Offenbarung ist die am meisten, das Evangelium die am wenigsten Judaistische Schrift des N. T." und sucht diese Behauptung mit den alten Gründen zu unterstützen, ohne sich irgend mit den eingehenden Untersuchungen auseinanderzusetzen, durch die Behauptung und Gründe in dem Commentar zur Apokalypse beseitigt worden sind, ohne den Stellen C. 2, 9 und 3, 9 gerecht zu werden, die mit dem Stärksten übereinstimmen, was in dem Evangelium Johannis von den Juden vorkomt, in denen die Juden ohne Weiteres als solche bezeichnet werden, die des Namens der Juden unwürdig und des Satans Gemeinde sind, wo der unbedingte Sieg der Kirche über sie proclamirt wird. Es ist in dem Commentar zur Apokalypse ausgeführt worden, daß ein Verfasser, der Christus als das A und O hinstellt, den Anfang und das Ende, den Fürsten aller Könige auf Erden, eben damit alle Jüdischen Sympathien ausgezogen hat, die immer mit einer niedrigen Ansicht von Christo Hand in Hand gehen. Ebenso ist dort gezeigt, daß der Verf. es in C. 10, 1—11, 13 nicht mit dem äußeren Tempel und dem gewöhnlich so genanten Jerusalem zu thun hat, sondern mit der entarteten und verweltlichten Kirche, daß er keine anderen Juden kent als die Christen, keinen andern Tempel als die Kirche, ebenso kein anderes Jerusalem: das neue Jerusalem ist ihm die christliche Kirche des Jenseits, daß dem Verfasser der Apokalypse das Jüdische überall nur als Darstellungsform für das Christliche dient. Selbst ein Baur sah sich durch diese Beweisführung genötigt, der Wahrheit die Ehre zu geben. Er hat in der Besprechung des Commentares über die Apokalypse in den Tübinger Jahrbüchern vom J. 52 in der Hauptsache die Behauptung des Judaistischen Charakters der Apok., auf die er so Vieles gebaut hatte, aufgegeben. Doch auch das ist Strauß unbekant geblieben, der damals in ganz anderen Regionen der Literatur sich herumbewegte. Auch was Strauß über „Verschiedenheit von Stimmung und Ton in den beiden Schriften" sagt, konte so nur von einem Solchen gesagt werden, der außer dem Zusammenhange der Forschung stand. Es ist eingehend auf die zarten Bande hingewiesen worden, welche die Apok. mit den übrigen Johanneischen Schriften verbinden, es sind die neben dieser Uebereinstimmung stattfinden-

den Verschiedenheiten vollständig aus der Verschiedenheit der Schriftgattung abgeleitet worden, und Lücke hat in der zweiten Ausgabe der Einleitung in die Offenbarung dieser Ausführung nichts entgegenzusetzen gewußt: sie steht unbeantwortet da. Auch die Bestimmung der Abfassungszeit der Apok. bei Strauß kann nur als Anachronismus betrachtet werden. Er hat auch nicht einen Ansatz dazu genommen, sich mit den gewichtigen Gründen auseinanderzusetzen, auf welchen ihre Abfassung unter Domitian beruht, und alles führt darauf, daß er diese Gründe auch nicht einmal kent. Gegen die Geschichte der Auferweckung des Lazarus bei Johannes macht Strauß den alten Einwand aus dem Stillschweigen der drei ersten Evangelien geltend und behauptet zuversichtlich: „Einzig, wenn der vierte Evangelist die Erzählung erst im zweiten Jahrhundert componirt hat, ist es erklärlich, daß die älteren Evangelisten nichts von derselben wissen." Er wird leicht mit den haltlosen Annahmen fertig, durch die Aeltere das Stillschweigen der drei ersten Evangelien zu erklären gesucht haben. Dagegen aber davon sagt er nichts, daß ausgeführt worden ist, wie diese in die tiefsten Tiefen der Wege Gottes hinabsteigende Erzählung in die Klasse des dem Johannes Reservirten gehörte, der von Anfang an die Mission erhalten hatte, das geistliche Evangelium zu schreiben, daß, so wie Johannes auf die ersten Evangelien zurückweist, so diese wieder in Erwartung eines zukünftigen Evangeliums geschrieben sind, dessen Verf. die Mitteilung des dem gewöhnlichen Bewußtsein Unzugänglichen, Tiefen und Geheimnisvollen vorbehalten blieb. Auch der Versuch, den Lazarus der Parabel (bei Lucas) zur Verdächtigung des geschichtlichen Lazarus zu benutzen, konnte nicht angestellt werden ohne einzugehen auf den geführten Beweis, daß der Lazarus der Parabel vielmehr den geschichtlichen Lazarus zur Voraussetzung hat. Daß Johannes in Bezug auf den Tag des lezten Males Jesu mit den ersten Evangelien in Widerspruch stehe, wird von Strauß behauptet ohne auch nur einen Ansatz dazu zu machen, die Gründe für die Harmonie zu beseitigen, welche früher in einem ausführlichen Aufsatze in diesen Blättern und dann in dem Commentar zu Johannes für die Harmonie beigebracht worden sind, Gründe, welche überhaupt bis jezt völlig unwiderlegt dastehen und nach unserer innigsten Ueberzeugung unwiderleglich sind. Die Schwierigkeiten und Widersprüche, die Strauß in den Angaben über Judas, den Verräther, nachweisen will, werden keinem Unbefangenen Schwierigkeit machen, wenn er damit nur den in diesen Blättern (1863) abgedruckten Vortrag über Judas vergleichen will. Auch die Widersprüche in den Auferstehungsberichten, die Strauß einfach nur aus seinem älteren Buche herübernimt, sind ein Anachronismus. Die Sache befindet sich jezt in einem ganz anderen Stadium.

Wie ist nun diese auffallende Erscheinung zu erklären? Einfach so: Strauß hatte mit seinem ersten Werke was die Welt nent Glück gemacht. Das munterte ihn auf, in der betretenen Bahn fortzugehen. Allein schon seine „Streitschriften" wollten nicht recht ziehen, und das größere Werk, das seiner Meinung nach in dem Erfolge das Leben Jesu noch überbieten sollte und in der That auch gründlicher gearbeitet ist, die „Glaubenslehre", fand eine kaltsinnige Aufnahme und kam nicht über die erste Ausgabe heraus. Die Gleichgesinten hatten an dem Leben Jesu genug, wozu noch Strychnin nehmen, wenn man schon eine hinreichende Dosis Arsenik genossen hat, und die Christlichen wollten sich nicht von einem Glaubensleeren in die Glaubenslehre einführen lassen. Auch das Leben Jesu, das Anfangs so großes Aufsehen hervorrief, war doch schon nach wenigen Jahren wie verschollen. Da nun der einzige Reiz, den die Theologie für Strauß hatte, der äußere Erfolg, geschwunden war, so wandte er sich ganz natürlich andern weit entlegenen Gebieten zu und verweilte auf ihnen länger als zwei Decennien, ohne irgend mit der Theologie sich noch zu befassen. Die Erfolge entsprachen aber auch dort nicht ganz seinen Erwartungen. Ein Mann, an dem jeder Zoll Kritik ist, wird auch auf dem Gebiete der Literatur nicht recht beliebt und populär werden können. Immer blieb die Sehnsucht nach den früheren Fleischtöpfen, und als mit der „neuen Aera" in Preußen der Unglaube einen neuen Aufschwung nahm, wurde der Entschluß gefaßt, die günstige Conjunctur zu benutzen. Nun galt es in kurzer Zeit (denn die Wellen konten bald wieder vorüberrauschen) sich von Neuem zu orientiren. Das konte aber, da auch die frühere Bildung wenig in die Tiefe gegangen war, nur insoweit geschehen, daß die Blöße vor den Unkundigen verdeckt wurde. Unter den wirklich geschichtlich und theologisch Gebildeten ist über ihr Vorhandensein nur Eine Stimme.

Auch das kann jedem irgend tiefer Blickenden nicht verborgen bleiben, daß sich in der Auslegung der heiligen Schrift, welche die notwendige Grundlage aller Kritik bildet, bei Strauß überall eine klägliche Unfähigkeit zeigt. Wir müssen uns darauf beschränken, dies hier an einem Beispiele zu zeigen. Andere werden sich Jedem darbieten, der das Buch nur aufschlägt. „Die beiden Geschichten, behauptet Strauß (S. 117), von dem Hauptmann von Kapernaum und von dem Kananäischen Weiblein, wo Jesus dieselbe Hülfe, die er das eine Mal dem Heiden ohne Weiteres gewährt, das andere Mal von der Heidin sich nach längerer Weigerung nur als Ausnahme abdringen läßt, stehen in entschiedenem Widerspruch." Der Widerspruch verwandelt sich aber sofort in Harmonie, sobald man nur mit eröffneten geistlichen Sinnen an die Sache herantritt. Beiden gibt Jesus vorher Gelegenheit, ihren Glauben zu offenbaren, dem Hauptmann durch seine entgegenkommende Bereitwilligkeit, dem Weibe durch seine anfängliche Zurückweisung. Es sind das nur verschiedene Wege zu demselben Ziele, das gestellt werden mußte wegen des vorbildlichen Charakters der beiden, die Berufung der Heiden weissagenden Begebenheiten, und das Jesus bei dem Hauptmann durch die Worte als erreicht bezeichnet: „wahrlich ich sage euch, auch in Israel habe ich solchen Glauben nicht gefunden", bei dem Weibe durch die Worte: „o Weib, dein Glaube ist groß." Die Verschiedenheit des Weges aber ist durch die Verschiedenheit der Individualitäten bedingt, welche vor Jesu als

dem, welcher wußte, was in dem Menschen war, klar und aufgedeckt liegt.

Lasset ihn, er ist ein blinder Leiter der Blinden. Kräftige Irtümer sind nur da, wo der Satan sich in einen Engel des Lichtes verkleidet. Ein Mann wie Strauß kann Niemand verführen. Die ihm zufallen, das sind nur solche, deren innerste Neigung schon vorher der Wahrheit abgewandt war, die bei ihm nur die Feigenblätter suchen für den innerlich schon vollzogenen Abfall. Daß sie durch ihn in dem Irtum ihres Weges noch bestärkt werden, das ist ein Teil ihres gerechten Gerichtes, dem Strauß nur als Werkzeug dienen muß.

Zu den ernstesten Betrachtungen gibt der Vortrag des Prof. Beyschlag auf dem in Altenburg abgehaltenen „Kirchentage" Anlaß. Wir bedauern von Herzen, einem Manne entschieden entgegentreten zu müssen, der mehrfach die Sache der Kirche mannhaft gegen ihre Gegner, namentlich gegen Schenkel vertreten hat. Wir schwiegen absichtlich, als er vor mehreren Jahren die bedenklichsten Abweichungen von der gesunden und heilsamen Lehre in den Studien und Kritiken niederlegte, wir hofften auf weiteren Fortschritt und tieferes Eindringen. Jezt aber hat Dr. Beyschlag dieselben Abweichungen in solcher Weise vor die Oeffentlichkeit gebracht, daß Schweigen für die Ev. K. Z. völlig unmöglich ist.

Der Ausschuß hatte das Thema gestellt, welchen Gewinn die Kirche aus den neuesten Verhandlungen über das Leben Jesu ziehen solle. Er war mit Recht von dem Worte des Apostels ausgegangen: denen die Gott lieben müssen alle Dinge zum Besten dienen. Für die Kirche, wenn sie anders ihre Schuldigkeit thut, gilt das Räthsel Simsons: „Speise komt von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken." Die neuen den Grund selbst unterwühlenden Angriffe sollen alle treuen Glieder und Diener der Kirche mit dem Bewußtsein erfüllen: „Der alte böse Feind mit Ernst ers jezt meint, groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist, auf Erd ist nicht seins Gleichen." Gegen solche Angriffe, die sich gewiß in der nächsten Zukunft noch sehr verstärken werden, reicht eine Erkentnis der Wahrheit aus zweiter Hand nicht aus, alles blos Angelernte kann ihnen nicht Stand halten. Es gilt, daß man mit Gebet und Flehen danach trachte, zu erfahren, was Hiob erfahren hatte, da er sprach: „durch das Gerücht des Ohres hörete ich von dir, nun aber sah dich mein Auge." Die mit allen Waffen des Scharfsinnes unternommenen Versuche, die geschichtliche Gestalt des Erlösers zu verflüchtigen, können erfolgreich nur also zurückgewiesen werden, daß man danach ringt, die Wahrheit seines Wortes zu erfahren: „wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen", und: „ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt." Wem das geworden ist, der kann dieser in sich vollkommen ohnmächtigen und nichtigen Versuche lachen. Das ist der höchste Gewinn, den die Kirche aus diesen Versuchen ziehen kann. Daneben wird ihr auch aus ihnen klar, daß sie auf dem Gebiete der Wissenschaft alle Trägheit abschütteln muß. Die Verantwortung, zu der jeder Christ und besonders jeder Diener der Kirche

bereit und geschickt sein muß, ist jezt eine schwere Sache, der nur mit Aufbietung aller Kräfte genügt werden kann. Wer aus Trägheit unfähig ist, ihr zu genügen, der fällt unter das Wort Gottes an Ezechiel: „sein Blut will ich von deiner Hand fordern", dem Manche leider meinen durch bloße Zudringlichkeit entgehen zu können: die kann, wenn die rechte Ausrüstung fehlt, oft mehr schaden als nützen. Nach dieser Seite hin hat die Kirche zu allen Zeiten aus der Bekämpfung ihres Bekentnisses Vorteil gezogen. Sie hat Angesichts derselben ihr Bekentnis entschieden festgehalten, aber sich durch sie näher an ihren Heiland herandrängen lassen, und in den angefochtenen Lehren selbst nach tieferer Begründung gerungen. Prof. Beyschlag schlägt einen ganz andern Weg ein. Er meint Gewinn nur in der Concession zu finden. „Die Kirche — ruft er aus — muß vollen Ernst machen mit der Menschheit Christi." Er überliefert den Feinden die feste Burg der wahrhaftigen Gottheit Christi; er sezt an die Stelle des im Fleische erschienenen Wortes Gottes einen nach und nach zur „Vergottung" emporsteigenden Menschen.

Prof. Beyschlag hätte sich sagen sollen, daß er, wenn er einmal solche Lehre vortragen wollte, es jedenfalls nicht an diesem Orte thun durfte. Der „Kirchentag" läßt seine Einladungen stets von Neuem auf Grund der Bekentnisse der Reformation ergehen. An diese sind also auch seine Redner gebunden, und wenn sie solches vortragen, was ihnen widerspricht, so begehen sie einen offenbaren Rechts- und Treubruch, wobei es keinen Unterschied macht, ob sie hie und da in dem Ausschuß selbst Sympathien finden, denn auch der Ausschuß steht unter dem Statut und eine Abnormität kann die andere nicht rechtfertigen. Daß aber die von Prof. Beyschlag vorgetragene Lehre den Bekentnissen der Reformation ins Angesicht schlägt, das liegt offen am Tage. Die Apologie der Augsburgischen Confession sagt: „Den ersten Artikel unsers Bekentnisses lassen ihnen die Widersacher gefallen, in welchem angezeigt wird, wie wir glauben und lehren, daß da sei ein ewiges, einiges, unzerteilt göttlich Wesen und doch drei unterschiedene Personen in einem göttlichen Wesen, gleich mächtig, gleich ewig, Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist. Diesen Artikel haben wir allezeit also rein gelehrt und verfochten, halten auch und sind gewiß, daß derselbige so starken, guten, gewissen Grund in der heiligen Schrift hat, daß niemands möglich, den zu tadeln und umzustoßen. Darum schließen wir frei, daß diejenigen abgöttisch, Gotteslästerer und außerhalb der Kirche sind, die da anders halten und lehren." Der erste Artikel der Augsb. Conf. verdamt u. A. „Samosateni alt und neu, so nur eine Person setzen, und von diesen zweien, Wort und Geist, Sophisterei machen", und es kann keinem Zweifel unterworfen und Prof. Beyschlag keinen Augenblick verborgen sein, daß er selbst unter die Zahl dieser Samosatener gehört. Es war ohne Zweifel ein Misgriff des Ausschusses, daß er einen Mann zu einem so wichtigen Vortrage berief, der schon in jenem früheren Aufsatze in den Studien und Kritiken sich an dem Fundamente des Bekentnisses der Reformation vergriffen hatte. Aber dadurch wird Prof. Beyschlag nicht gerechtfertigt oder entschuldigt. Die An-

nahme des Antrages selbst schloß das Versprechen in sich, daß er sich innerhalb der Bekentnisse der Reformation halten werde. Das Thema stand auch zu den Abweichungen Prof. Beyschlags in keiner inneren und notwendigen Beziehung. Er hat diese Abweichungen ziemlich gewaltsam herangezogen und konte sehr wol der Aufgabe genügen ohne ihrer zu gedenken. Diese Ueberschreitung der durch das Recht gezogenen Schranken kann kein günstiges Vorurteil für den Charakter der Theologie desjenigen erwecken, der sie sich zu Schulden kommen läßt. Wir erwarten, daß die sich hier kundgebende schrankenlose Subjectivität es auch in der Theologie nicht zu einem liebevollen und treu gewissenhaften Versenken in den Gegenstand kommen lassen werde.

Prof. Beyschlag sagt, er habe auf seinen Vortrag „nur die flüchtigen Ruhestunden einer Erholungsreise" verwenden können. War dies, so hätte er sich doch billig ein anderes Thema wählen, seinen Gegenstand nach anderer Seite beleuchten sollen. Man bedenke doch, worum es sich handelt. Hat Prof. Beyschlag Recht, so muß in der christlichen Kirche das Weihnachtsfest abgeschafft werden. Der Grundgedanke dieses Festes ist die Menschwerdung Gottes. Das zeigen alle unsere Weihnachtslieder. Sie alle sind ein Jubelruf über den von Prof. Beyschlag verspotteten „Fremdling aus einer andern Welt." „Der wol zweigestamte Held hat sich treulich eingestellt", „der Schöpfer aller Creatur nimt an sich unsere Natur", „des ewgen Vaters einig Kind jezt man in der Krippen findt, in unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ewge Gut", das sind die Töne, die in allen diesen Liedern vernommen werden. Nach Prof. Beyschlag ist Jesus bei seiner Geburt ein „völliger Mensch" (als ob wir der „völligen Menschen" nicht schon genug hätten!), nur ohne Sünde, nach und nach ist dieser Mensch mehr und mehr „vergottet" worden, und eine „Vergottung des ganzen Daseins" ist erst mit der Auferstehung eingetreten. Auch durch diese Vergottung aber komt Christus nicht zur wahrhaftigen Gottheit, sondern nur zu einer gewissen vagen Göttlichkeit. Wäre es anders, wie könte Prof. Beyschlag dann gegen „eine zweite ewige Persönlichkeit neben der des Vatergottes" einwenden, daß durch die Annahme einer solchen „nach meinem geringen Denkvermögen der neutestamentliche Monotheismus aufgehoben wäre." Schließt der neutestamentliche Monotheismus das persönliche Wort aus, das im Anfange bei Gott war, so kann Christus auch nicht durch die Auferstehung Gott geworden sein. Hinter hohen Ausdrücken birgt sich offenbar eine Meinung ähnlich der des Sabellius, wonach der Sohn und der Geist „nur geschichtliche Hüllen sind, welche die in die Menschheit eintretende Monas sich gibt." Hätte Prof. Beyschlag Recht, so müßten wir ferner an die Stelle des heiligen Athanasius die Socine setzen, und das Reformationsfest würde mindestens die Hälfte seiner Bedeutung an den Tag abgeben müssen, an dem Prof. Beyschlag seinen Vortrag hielt. Zu einem so ernsten Unternehmen aber sind wahrlich „die flüchtigen Ruhestunden einer Erholungsreise" keine würdige Vorbereitung. Wer einen Kampf unternimt gegen den Glauben der gesamten christlichen Kirche,

gegen die wissenschaftliche Arbeit der tiefsten Geister aller Jahrhunderte, der sollte, wenn ihm einmal die Augen verschlossen sind, daß er das Bedenkliche seines Unterfangens und das völlig Ungenügende seiner Kräfte nicht einsieht, doch wenigstens redlich Alles aufbieten, was er von Kräften hat.

Prof. Beyschlag will nach beinahe zwei Jahrtausenden der Kirche ein ganz anderes Fundament geben. Bedenkt er denn nicht, daß wenn die Kirche in einer Lehre von so durchgreifender Wichtigkeit durch zwei Jahrtausende geirrt hätte, es nichts wäre mit der Verheißung: „ich bin bei euch bis an der Welt Ende", thöricht für die in sich haltlose Kirche ein neues Fundament aufsuchen zu wollen, vernünftig sich von einer Lehrerin, die mit solcher Zuversicht Ungereimtes gelehrt, abzuwenden und sein Heil anderswo zu suchen oder vielmehr ganz daran zu verzweifeln und zu sprechen: lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt.

Prof. Beyschlag muthet der Kirche Christi zu, ihre bisherige Christologie aufzugeben und die seine anzunehmen. Er vergißt, daß die Entscheidung, die er provocirt, schon längst erfolgt ist, und daß sie so gewis nicht abgeändert werden kann, als das Wesen der christlichen Kirche stets dasselbe bleibt. Von dem Ursprunge der Kirche an, ist der Versuch die Gottheit Christi aufzulösen und zu beschränken in allen nur denkbaren Formen an sie herangetreten, und die Kirche hat allen diesen Formen ein entschiedenes Nein entgegengerufen, von Cerinth an, dem am Ende des Apostolischen Zeitalters Johannes in der ganzen Kraft seines tief von Christo ergriffenen Geistes und Amtes entgegentrat. Es ist unbegreiflich, wie Prof. Beyschlag so auftreten kann, als träte er mit einem neuen Vorschlage an die Kirche heran, als gälte es für diese erst jezt ihre Stellung zu nehmen. Wenn es ihrem Wesen entspräche auf solche Verläugnung der wahren Gottheit ihres Herrn einzugehen, so würde an der Stelle, welche jezt in ihr der heilige Johannes einnimt, Cerinth stehen. Dieser ist in Prof. Beyschlag wieder aufgelebt. Gemeinsam ist beiden die Läugnung der vollen Menschwerdung Gottes in Christo, die Behauptung, daß Jesus ursprünglich ein bloßer Mensch gewesen, daß seine Verbindung mit Gott nicht auf der Einheit des Wesens beruht habe, sondern nur auf einer moralischen Basis. Speciell aber an die Evangelische Kirche ist die Frage, welche Prof. Beyschlag an sie thut, schon früher herangetreten und von ihr aus ihrem Wesen heraus und somit endgültig beantwortet worden. Daß Prof. Beyschlags Christologie im Wesentlichen keine andere ist, als die Socinianische wird die Gegenüberstellung beider sofort zeigen. Prof. Beyschlag verwirft „das Bild eines incognito auf Erden wandelnden Gottes, eines als Person von Ewigkeit fertigen, ins Fleisch wie in eine Hülle gekleideten Logos." Er eifert gegen den „mangelhaften und abstracten Begriff zweier disparaten in Christo gleichsam zu addirenden Naturen", und behauptet, es werde dadurch ein „unheilbarer Dualismus" in das Personenleben Jesu hineingetragen. Man erhalte dadurch ein „Unding, nicht eine lebensfähige Person." Jesus ist ihm ursprünglich

nichts anderes als ein sündloser Mensch. Das Sein Gottes in ihm ist nur „die unmittelbare Consequenz seiner Sündlosigkeit und daher bei aller seiner Einzigkeit nichts, was die Wahrheit seines Menschseins irgendwie aufheben könnte." Erst „mit dem Todesgehorsam hat die ethische Entwickelung Jesu sich vollendet", und darauf soll „jene Verklärung und Vergottung gefolgt sein, kraft deren er das weltregierende Haupt seiner Gemeinde, kraft deren er der Gegenstand unserer Anrufung und Anbetung (!) ist. Der Anfang aber dieser Vergottung des ganzen Daseins Jesu ist seine Auferstehung." Von einer persönlichen Präexistenz Christi kann hiernach natürlich nicht die Rede sein, vor seinem irdischen Auftreten war Christus „eine noch in Gott beschlossene Person", er existirte nur in dem göttlichen Rathschlusse ihn einst auftreten zu lassen. Damit vergleiche man nun die Lehre der Socinianer z. B. nach der Schilderung in Dr. Dorners Christologie, und man wird sehen, daß hier sich volkommene Uebereinstimmung findet. Die Socinianer lehren „jede Steigerung der Person Christi auf Kosten seiner Menschheit sei in Wahrheit eine Herabsetzung, eine teilweise Läugnung des höchsten Werkes Gottes, sie raube den Trost, der in Christi Menschheit liege, verdunkle die Glorie und Würde, zu welcher die Menschheit erhöht werden soll. So möge man denn abstehen von der Erdichtung von zwei Naturen in Christus, von der die drei ersten Evangelien nichts wissen und richtig erklärt auch Johannes nichts." Nach der Lehre der Socinianer „besteht Christi Einzigkeit darin, daß er Gottes eingeborener und natürlicher Sohn ist. Erstens durch die Empfängnis der Maria vom heiligen Geiste. Ein männlicher Same wird durch Gott in die Jungfrau hineingeschaffen, wodurch Jesus frei blieb von der sündlichen Neigung anderer Menschen, ja eine heilige Willensrichtung von Natur erhielt. Zweitens ward er gesalbt mit dem heiligen Geist bei der Taufe. — Obwol er aber Gottes Sohn und gesalbter König schon auf Erden war, so hat er doch sein eigentliches Regiment erst durch Vermittelung seines Todes, nach seiner Erhöhung angetreten, dadurch ist er Sohn Gottes im eminentesten Sinne geworden." Man sieht, Alles paßt auf Prof. Beyschlag und so ist er also auch schon in den Socinianern mit verworfen worden und es bedarf keiner neuen Verhandlung. Die Cautelen und Verbrämungen, die er hinzufügt, können nicht zu einer solchen veranlassen. Denn dergleichen wird im weiteren Verlaufe stets abgeworfen und es erhält sich nur was aus dem eigentlichen Grundtriebe hervorgegangen. Es ist z. B. keine irgend wesentliche Abweichung, wenn Prof. Beyschlag noch eine Dreieinigkeit und eine Präexistenz behaupten will. Er läugnet wie die Socinianer eine Dreiheit der Personen und eine persönliche Präexistenz. Daß er sich dennoch an den Sprachgebrauch der Kirche anschließen will, ist ein bloßer Schein und solcher Schein kann sich im Verlaufe der Geschichte nicht behaupten.

Die Kirche muß jezt solche Lehre noch entschiedner abstoßen wie früher, da jezt ihre Consequenzen durch die Geschichte klar geworden sind. Die Erneuerung des Socinianismus durch Prof. Beyschlag ist um so weniger an der Zeit, da jezt längst feststeht, daß wer soweit geht auch weiter gehen muß.

„An ihren Früchten solt ihr sie erkennen." Alles Große und Herliche, welches die Geschichte der Kirche Christi darbietet, ist auf dem Boden eines entschiednen und freudigen Glaubens an die wahre und volle Gottheit Christi erwachsen. Dagegen wo die wahre und volle Gottheit Christi geläugnet wird, da zeigt sich sofort Verkümmerung. Ueber den Arianismus weiß die Geschichte des christlichen Lebens nichts Erfreuliches zu berichten. Von den Socinianern sagt A. H. Franke, sie seien die einzige unter den christlichen Religionsparteien, welche keinen Samen der Wiedergeburt in sich trage.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." Die Kirche, welche in das Bekentnis des Thomas: „mein Herr und mein Gott" einstimt, grünt und blüht, hat Kraft gegen alle äußeren Stürme, erhebt sich aus jedem Verfall. Dagegen an allen, welche sich an dem: „das Wort ward Fleisch" vergreifen, wird die rächende Hand Gottes sichtbar. Theodotus, Artemon, Paulus von Samosata, Sabellius, Arius, dessen Partei eine Zeitlang zu weiter Verbreitung und zur Herschaft im Römischen Reiche gelangt war, wie spurlos sind sie alle verschwunden! Der dürre Baum des Socinianismus ist schon längst verwest. Die Deutsch-Katholiken und die freien Gemeinden sind in der Auflösung begriffen.

Auf der wahren Gottheit Christi ruht die durch ihn gestiftete Versöhnung. Nur der in das menschliche Geschlecht eingetretene wahrhaftige Sohn Gottes vermochte die vollgültige Sühne zu leisten. Alle Theorien, die sich an der ewigen Gottheit Christi vergreifen, rauben zugleich der Christenheit ihren höchsten Trost, die Vergebung der Sünden, und vergreifen sich namentlich an dem edelsten Kleinod der evangelischen Kirche, an dem Artikel, „von dem man nichts weichen oder nachgeben kann, es falle Himmel und Erde und was nicht bleiben will", und auf dem „alles steht, was wir wider den Pabst, Teufel und alle Welt lehren und leben." „Darum — heißt es in den Schmalkalder Artikeln — müssen wir des gar gewis sein und nicht zweifeln, sonst ist es alles verloren und behält Papst und Teufel und alles wider uns den Sieg."

Prof. Beyschlag redet „von der ebenso unläugbaren als befremdlichen Thatsache, daß die Wissenschaft des Lebens Jesu von allen theologischen Disciplinen die jüngste ist, da sie doch die älteste sein solte, und daß selbst die evangelische Kirche dieselbe nicht aus freiem Entwickelungstriebe hervorgebracht hat, sondern den Antrieb zu ihr lediglich den Angriffen eines Reimarus und seiner Nachfolger verdankt." Tiefer als er hat aber selbst ein Dav. Strauß gesehen. „Der kirchliche Christus — sagt dieser — ist kein Gegenstand für eine Biographie und diese ist nicht die Art, wie

das Wirken des kirchlichen Christus dargestellt sein will." Das „Leben Jesu" komt gar zu leicht in den Zug alles begreifen und alles erklären zu wollen und sobald diesem nachgegeben wird, ist das selige Geheimnis zerstört. Der Sohn Gottes hört, nicht an sich, aber für uns, auf zu sein was er ist, wenn er unter die gewöhnlichen Bedingungen menschlicher Entwicklung gestelt wird. Man wird besser thun die neue Disciplin, deren Name schon eine Anmaßung ist, der Welt zu überlassen, die sie zuerst hervorgerufen und zu der älteren Form der Erläuterungen zu den Evangelien zurückkehren.

Schenkel, R. Rothe, Kahnis, Beyschlag — „in dieser lezten betrübten Zeit, verleih uns Herr Beständigkeit, daß wir dein Wort und Sacrament rein behalten bis an unser End."

„Wer Pech angreift besudelt sich," spricht der weise Sirach. Wir wollen daher zum Schlusse ein reinigendes Bad nehmen. Stellen wir uns zuerst einige Aussprüche vor Augen, in denen unser Herr selbst sich über sein Wesen ausspricht.

Christus bezeichnet sich in Joh. 3, 13 als den, der vom Himmel herabgekommen. Er legt sich eine himlische Wohnung bei vor seiner Erscheinung im Fleische. Daß die Worte seine wahre Gottheit zur Voraussetzung haben, zeigt ihre unverkenbare Beziehung auf die Stellen des A. T., in denen Gott ein Herabsteigen vom Himmel beigelegt wird, wenn er vorübergehend auf Erden erscheint, oder dort seine Herlichkeit kundgibt, im Vorbilde seiner Erscheinung im Fleische.

An derselben Stelle bezeichnet sich Christus als den, der im Himmel ist. Der Himmel komt hier als die Stätte Gottes in Betracht. Im Himmel sein oder sitzen erscheint im A. T. stets als der erhabne Vorzug Gottes und als gleichbedeutend mit seiner Heiligkeit oder seiner Abgezogenheit von allem creatürlichen Wesen. „Unser Gott ist im Himmel, Alles was er will, das thut er." Auch als Menschensohn ist der Herr im Himmel. Das weist uns darauf hin, daß er sich der götlichen Herlichkeit bewußt ist, deren er sich auch da mit dem Vater erfreute, da er in der niederen Knechtsgestalt auf Erden wandelte.

Jesus spricht in Joh. 8, 24 zu den Juden: „wenn ihr nicht glaubet, daß ich es bin, werdet ihr sterben in euren Sünden." Er verlangt von den Juden nach den Grundstellen des A. T., daß sie ihn als den Mittelpunkt anerkennen sollen, um den sich alles bewegt, als die absolute centrale Persönlichkeit. „Da sprachen sie zu ihm: wer bist du? Und Jesus sagte: ursprünglich was ich zu euch rede." „Ursprünglich" oder im Anfange, da hat sich Christus in der Weltschöpfung in der Eigenschaft kundgegeben, die er sich so eben beigelegt hatte, und von da an geht sein Walten durch die ganze Geschichte des A. B. hindurch. Christus ist überall, wo Jehova und sein Engel.

In C. 8, 56 spricht Jesus zu den Juden: „Abraham euer Vater frohlockte, daß er meinen Tag sehe und sah ihn und freute sich." Das bezieht sich auf 1. Mos. 18. Jesus ist Jehova, der dort Abraham erschien und damit dem heißesten Verlangen seines Herzens entgegenkam.

In C. 8, 58 spricht Jesus zu den Juden: „wahrlich, wahrlich ich sage euch, ehe denn Abraham ward bin ich." Die vorausgeschickte Beteurung weist darauf hin, daß es sich hier um eine Wahrheit von der unbedingtesten Zuverlässigkeit und von der durchgreifendsten Bedeutung handelt. Daß Jesus sich hier nicht eine „ideale Präexistenz" eine solche in dem Rathschlusse Gottes beilegt, wie sie nach Ps. 139 allen Menschen zukommt, sondern eine reale persönliche liegt schon an sich am Tage und wird bestätigt durch die Beziehung auf den Einwand der Juden — es handelte sich darum, wie Jesus schon Abraham sehen und von ihm gesehen werden konte — und durch die Hinweisung auf dasjenige, was das erste Buch Mose's über die Offenbarungen des Engels des Herrn in der Urzeit berichtet, dann auch durch die Vergleichungen von Stellen wie C. 1, 15, wo der Täufer spricht: „der nach mir komt ist mir vorangegangen, denn er war eher denn ich." Jesus sagt: „ehe Abraham ward bin ich," nicht war ich. Das weist hin auf das stets gleiche, keiner Veränderung unterworfene Sein, welches das Privilegium der Gottheit ist.

„Ich und der Vater sind eins," spricht Jesus in Joh. 10, 30. Jede beschränkende Auffassung wird hier dadurch ausgeschlossen, daß Jesus schon längst unter der Anklage stand, daß er sich Gott gleichmache.

Jesus endlich spricht in dem hohenpriesterlichen Gebete: „Und nun verherrliche mich du Vater bei dir selbst mit der Herrlichkeit, die ich hatte, ehe die Welt war bei dir!" „Das ist abermal, sagt Luther, ein dürrer heller Text von der Gottheit Christi wider die Arianer. Er spricht so deutlich und dürr heraus, er habe die Klarheit gehabt und sei in herrlichem Wesen bei dem Vater ehe die Welt geschaffen war."

Das ist das Zeugnis, welches Jesus von sich selbst ablegt, er, der gesprochen: „So ich von mir selbst rede, so ist mein Zeugnis wahr, denn ich weiß von wannen ich kommen bin, und wohin ich gehe." Christo gegenüber steht die ganze bekennende Kirche aller Jahrhunderte oder vielmehr, sie liegt vor ihm im Staube und betet an. Als ihr Repräsentant möge hier Luther auftreten. Er sagt in den Tischreden: „Alle Sprüche in der heiligen Schrift, die da reden vom Glauben an Christus, die zeigen klar an, daß er wahrer und natürlicher Christus sei, sonst wäre es Abgötterei und wider das erste Gebot, an Christum glauben und ihn annehmen, so er nicht Gott wäre, denn Gott gibt seine Ehre keinem Anderen. — Wer diesen Artikel hat, der hat den Hauptartikel des christlichen Glaubens, wiewol dieser Artikel sehr närrisch ist vor der Welt. — Es ist ein groß Geheimnis von der Menschwerdung Christi, die nicht auszureden ist, noch auszuforschen durch menschliche Vernunft, da Gott, die höchste Majestät, sich in unser Fleisch also versenkt hat. — Daß Christus Gott und Mensch sei, das ist wider alle Vernunft; denn wenn man die zwei Naturen in Christo, die Gottheit und Menschheit soll in ein Wesen bringen, da stößt sich die Vernunft und spricht: ich verstehe es nicht. Aber Dank habe für dies Bekentnis. Denn es ist nicht geschrieben, daß ich es verstehen und fassen soll mit meiner Vernunft, sondern du mußt dich gefangen geben und dem

Worte des Evangeliums glauben durch Wirkung des heiligen Geistes und Gott die Ehre geben, daß er wahrhaftig sei. — Ich hab's in meinen großen Anfechtungen und Kämpfen wider den Teufel aus der Schrift gelernt, und bin's gewis, daß Christus wahrer natürlicher Gott, sei auch Mensch geworden. In hohen geistlichen Anfechtungen hat mir nichts besser geholfen, denn daß ich mich des getröstet und den Teufel damit abgewiesen habe. — Auch hat Gott über diesen Artikel festgehalten, im Anfange der Christenheit und hernach ihn mit vielen Wunderzeichen bestätigt, also daß Alle, die ihn angefochten haben, endlich zu Schanden darüber geworden sind."

In Preußen ist die Einführung der Kreissynoden, nachdem sie schon in den beiden vorigen Jahren in den Provinzen Preußen, Posen und Pommern stattgefunden hatte, zu den Provinzen Sachsen, Brandenburg und Schlesien fortgeschritten. In der erstgenanten Provinz sind die ersten Synoden im Monate September schon allgemein abgehalten worden. Das Resultat ist dort kein sehr bedeutendes gewesen. Es fehlte an der rechten Zuversicht zu der neuen Institution, die man als eine Concession an den Zeitgeist ansah. Auch waren die den Synoden vorgelegten Propositionen nicht eben von der Art, daß sich an ihnen eine gehobene Stimmung entwickeln konnte. Die Proposition: „welche Maaßnahmen sich zur Zeit zur Erhöhung und Belebung der Wirksamkeit der Gemeindekirchenräthe empfehlen", legte den Gedanken nahe, daß es vergeblich sei einer Institution Leben auf künstliche Weise einhauchen zu wollen, die dasselbe nicht in sich selbst besizt, daß man vielleicht das nächste Jahr wieder auf Mittel sinnen müsse, die neuen Maaßregeln zur Belebung zu beleben. Die Gemeindekirchenräthe können gewis an einzelnen Orten wo die Lebensbedingungen für sie vorhanden sind, recht segensreich wirken und jeder Pastor hat die Pflicht, es mit ihnen mit Aufbietung aller seiner Kraft zu versuchen. Wo aber die Lebensbedingungen fehlen, der Pastor nicht das rechte Geschick besizt, und das wird nicht selten grade bei solchen der Fall sein, die zu den tieferen Aufgaben des Amtes ganz besonders ausgerüstet sind, oder die rechten Leute nicht vorhanden sind, (man kann ein trefflicher Christ sein und doch gar nicht in den G. K. R. taugen) da helfen alle Mittel und Mittelchen nichts und man wird an den heiligen Martinus erinnert, dem zur Erprobung seines Gehorsams von seinem Oberen aufgegeben wurde, einen dürren Besenstiel sieben Jahre lang zu begießen, ob nicht ein frisch grünender Weidenbaum daraus würde. Nach der kirchlichen Sage soll dies wirklich geschehen sein, doch wird es erlaubt sein, daran zu zweifeln. Ein Hauptbedenken gegen die neue Verfassung ist bei Manchen, daß es den Behörden selbst nicht recht Ernst mit ihr sei, daß sie nicht gewilt seien, der neuen Institution einen Teil ihrer Rechte abzutreten, sondern daß sie, wie es bei bloßen Concessionen zu sein pflegt, Alles möglichst an sich zu behalten suchen würden, in der Hoffnung, daß die öffentliche Meinung sich mit dem bloßen Scheine der Teilnahme am Regimente begnügen werde. Dies Bedenken hat Nahrung erhalten durch die

Wahrnehmung, daß die früheren Beschlüsse der Monbijou-Conferenz so fruchtlos geblieben sind, daß ihrer Verwerfung der schriftwidrigen Analogien in der Ehescheidungsfrage so gar keine Folge gegeben ist, ebenso auch ihre Bedenken in der Sache der Gemeindekirchenräthe nur geringe Berücksichtigung gefunden haben. Dazu komt jezt die Zurückweisung des nach unserer Ueberzeugung gerechten Verlangens Pommerscher Synoden, daß der Bekentnisstand der Gemeinden seinen Ausdruck in dem Synodalstatut finden möge. Die Synode Jacobshagen verdient den Dank der ganzen Kirche dafür, daß sie mit einmüthiger Entschiedenheit das unveräußerliche Recht der Kirche auf ihr Bekentnis und den stets erneuerten Ausdruck desselben Angesichts dieser Verfügung von Neuem geltend gemacht hat. Die Verhandlungen dieser Synode, und ebenso die der Kreissynode Bahn, welche in der ernstesten Weise den dort an heiliger Stätte begangenen Frevel gestraft hat, dann auch die früher in diesen Blättern mitgeteilten Verhandlungen der Kreissynode Samter liefern den Beweis, daß wir Angesichts der Kreissynoden des Spruches eingedenk sein müssen: „verdirb es nicht, es ist ein Segen darin," daß wir, die wir die Verantwortung für die neue Institution ablehnen mußten, um so eifriger sein müssen, dahin aus allen Kräften zu wirken, daß sie Gefäße des Segens und nicht des Fluches werden. Scheues und verzagendes sich zurückziehen ist hier unbedingt vom Uebel. Der Schwerpunkt der Kirche liegt jezt mehr wie es sein sollte, im Pastorate und diesem ist hier ein Mittel gegeben, durch den in ihm waltenden entschiedeneren Geist in aller Demut und Unterordnung auf die so manchen Hemmungen unterworfenen höheren Regionen erfrischend und kräftigend einzuwirken.

Die in unserm vorjährigen Vorworte besprochene Kirchennot in Berlin, das die traurige Auszeichnung besizt, die kirchenloseste große Stadt in der ganzen christlichen Welt zu sein, hat im vorigen Jahre einen Verein zur Erbauung von Kirchen hervorgerufen. Wir freuen uns von Herzen der Wirksamkeit dieses Vereins, sind aber durch die ziemlich kümmerlichen Resultate, die vielleicht etwas befriedigender ausgefallen wären, wenn man für ein bestimtes neues Kirchensystem gesammelt hätte, nicht überrascht worden, meinen auch, daß man auf solchem Wege nie zu einem befriedigenden Resultate gelangen wird. Was durch länger als ein Jahrhundert von der Gesamtheit versäumt worden ist, das kann nicht von der verhältnismäßig kleinen Schaar der von Herzen kirchlich Gesinten eingebracht werden. Diese geben auch lieber zu anderen der freien Liebe überlassenen kirchlichen Zwecken, als daß sie zahlen, wozu andere gesetzlich verpflichtet sind und also dem Geize dieser in die Hände arbeiten. Bei dieser gesetzlichen Verpflichtung muß die Sache angegriffen werden, wenn die Schmach von unserer Hauptstadt abgewälzt werden soll, und der Minister der geistlichen Angelegenheiten, der sie da angreift und mit Mut und christlicher Entschiedenheit die Sache durchführt, trotz aller Schwierigkeiten und alles Tobens der Heiden, wird sich eine unverwelkliche Krone der Ehren und den Dank der nachfolgenden Geschlechter erwerben. Die

Sache hat um so weniger Schwierigkeit, da die landrechtliche Verpflichtung zum Kirchenbau, die im ganzen übrigen Staate in voller Uebung ist, für die so wolhabende Hauptstadt formell nie außer Kraft gesezt wurde, vielmehr es ein bloßer Misbrauch ist, daß man es unterließ, sie zu handhaben. Die Partei der Protestantischen Kirchenzeitung hat auch bei dieser Gelegenheit gezeigt, wie fern ihr die Sorge für das Heil der Selen liegt. Sie hat die Kirchennot in Berlin für ihren Parteizweck, die Herstellung einer demokratischen Kirchenverfassung auszubeuten gesucht. „Auf gedeihliche Weise — erklärten Pred. Sydow und Genossen — kann das Werk nur angegriffen werden, wenn die Stadt Berlin in den Besitz einer Kirchenverfassung gelangt und dies kann sie nur durch Herstellung einer Verfassung für die gesamte Landeskirche." Das Mittel ist gefährlicher als das Uebel: was helfen steinerne Kirchen, wenn die geistliche Kirche zerstört, das Heiligtum den Hunden gegeben wird? Es würde auch nicht zum Zwecke führen: eine unkirchlich gesinte Menge wird nicht Lust haben, Kirchen zu bauen. Diese Partei hat jezt ihre Differenzen mit dem Protestantenverein ausgeglichen und sich unter der Firma eines neu organisirten Berliner Unionsvereins als Zweigverein desselben constituirt. Wir fürchten uns nicht vor diesem neuen Versuche. Die religiöse Impotenz liegt zu sehr am Tage. Sie haben nicht einmal so viel religiösen Gehalt, um ihr schlechtes Kupfer versilbern zu können. Ihr ganzer Täuschungsapparat besteht in einigen elenden Redensarten, die beständig wiederkehren. Der Verfall der Partei erhellt schon daraus, daß sie unter der Geistlichkeit so gar keine neue Namen zu gewinnen vermag. Wir hoffen zu Gott, daß der eine junge Mann, der sich in der lezten Zeit in ihren Schlingen verwickelt hat, aus ihnen wieder frei werden wird, sonst lesen wir immer wieder die paar alten öden Namen. Der Gothaer Schwarz klagt in der im vorigen Jahre erschienenen neuen Ausgabe seiner Geschichte der protestantischen Theologie über die traurige Vereinsamung, in der sich der Herausgeber der prot. K. Z. in Berlin befinde. Es fehlt dort gewis nicht an Leuten, die an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten haben, aber diese sind klüger wie anderwärts, sie mögen sich nicht auf einem Gebiete bewegen, auf dem sie nicht zu Hause sind, haben auch anderweitig Raum genug, sich zu beschäftigen und zu vergnügen. Schon in der Zeit der Proteste lieferte Berlin nur ein dürftiges Resultat und wurde z. B. von dem Städtlein Löwenberg übertroffen.

Die Teilnahme eines Juden an einer von dem Magistrate in Berlin vollzogenen Predigerwahl hat im vergangenen Jahre die Annulirung dieser Wahl durch das Consistorium zur Folge gehabt. Die Regierung in Potsdam, an welche der Magistrat Recurs ergriff, hat sich nicht damit begnügt, sich für incompetent zu erklären, sie hat in erfreulicher Weise

ihre volle Zustimmung zu dem Verfahren des Consistoriums erklärt. Es wäre zu wünschen, daß man bei diesem einzelnen Falle nicht stehen bliebe, daß er vielmehr Veranlassung werden möge zur gründlichen Untersuchung, ob das Patronat der Magistrate noch auf haltbarem Grunde beruht. Daß man einen Juden zur Wahl eines Evangelischen Geistlichen zulassen und diese Zulassung durch die Instanzen hindurch als rechtsbeständig verfechten konte, ist nur ein einzelnes Symptom eines abnormen Zustandes. Das Patronat hat nur dann Sinn, wenn es innerhalb der Kirche steht. Wahlen, vollzogen von confessions-, ja religionslosen Magistraten, sind eine babylonische Gefangenschaft der Kirche.

Der ausführliche Bericht, den die Ev. K. Z. über die Angelegenheit in Bahn brachte, hat in den weitesten Kreisen lebendige Teilnahme für diese Sache und für den treuen Zeugen, der sie vertritt, hervorgerufen. Es liegt am Tage, daß die Wurzel der dortigen traurigen Ereignisse das Rescript der höchsten kirchlichen Behörde ist, wodurch der unkirchlichen Agitation Macht über die Ordnungen der Kirche und über die Art und Weise der Feier ihres Mysteriums gegeben wurde. Daneben haben die Beredungen verderblich eingewirkt, wodurch Superint. Petrich veranlaßt wurde, die Spendeformel wieder aufzunehmen, gegen deren Gebrauch er sich früher auf sein Gewissen berufen hatte. Man kann zu diesen Formeln eine freiere Stellung einnehmen, aber wer sich einmal auf sein Gewissen berufen hat, der darf nicht nachgeben. Die veränderten Umstände ließen eine andere Deutung zu: man konte den gestatteten Gebrauch der lutherischen Formel bei einer beschränkten Anzahl von Abendmalsfeiern als Concession an die Schwachheit betrachten, und so war es doch auch wol gemeint. Jedenfalls konte man von der Gemeinde nicht erwarten, daß sie in solche feine Unterscheidungen eingehe. Das Motiv bei dem treuen Bekenner war das edelste: er wollte so gern innerhalb des vierten Gebotes bleiben und seinen Widerspruch nicht über dasjenige ausdehnen, was ihm unmittelbar aus Gottes Wort und der Ordnung der Kirche gewiß war. Die Schuld trifft in solchen Fällen besonders diejenigen, von denen die Beredungen ausgehen. Sie haben es zu verantworten, wenn sie treue Männer, die in isolirter Stellung und versuchungsvoller Lage die Sache der Kirche zu führen haben, innerlich brechen und ihre Stellung zu einer unhaltbaren machen, während es ihre Schuldigkeit wäre, die strauchelnden Knie zu kräftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 25. Januar. № 7.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Gegen den in Bahn begangenen Unfug an heiliger Stätte hat der Evangelische Oberkirchenrath in einem Schreiben an Magistrat und Stadtverordnete vom 17. October v. J. ernste und kräftige Worte gesprochen: „Es ist uns nicht bekant, daß sich jemals eine christliche Gemeinde unseres Landes durch Leidenschaft und Verblendung so weit hat hinreißen lassen, wie es dort am lezten Gründonnerstage zum Aergernis aller Gläubigen und zwar nicht etwa im Momente plötzlicher Aufwallung und leidenschaftlicher Erregung, sondern in Folge einer auf dem dortigen Rathhaussaale getroffenen Verabredung mit Vorbedacht und planmäßig geschehen ist.“ Wie wir vernehmen, fangen jezt in Bahn die Sachen an sich zum Besseren zu wenden, zum Teil in Folge der bereits berichteten Verhandlungen der Kreissynode. Wir hoffen es wird nicht lange dauern, so stehen die Agitatoren verlassen da, und das Stillesein und Hoffen des treuen Hirten wird seinen Lohn finden, es wird bald an ihm das Wort in Erfüllung gehen: „Du wirst deines Leides vergessen, wie Wasser das verronnen gedenkest du sein.“ Sind es doch meist nur Verführte, denen am Ende die Augen aufgehen müssen über die Wölfe, denen sie sich angeschlossen, und den guten Hirten, den sie verlassen haben: die treue Liebe sieget, am Ende fühlt man sie.

Unter den separirten Lutheranern hat der Krebs leider auch noch im vergangenen Jahre weiter gefressen und noch immer steht es in Frage, ob ihre kirchliche Gemeinschaft wieder zu festem Bestehen gelangen oder zerbröckeln wird. Eine rührende Opferfreudigkeit ist unter diesen Leuten. Die Gemeinde des Past. Zöller in Pommern war ihrer großen Majorität nach ihrem Pastor in der Lossagung von dem Breslauer Oberkirchencollegium gefolgt. Als die von ihnen erbaute Kirche zu Gunsten der Minorität ihnen gerichtlich abgesprochen wurde, erbauten sie sofort eine neue. Vor der in Breslau abzuhaltenden Synode wurden noch mehrere Pastoren suspendirt, wie es scheint, um die Kraft der Opposition zu brechen. Dr. Huschke's Anschauungen vom Kirchenregiment wurden dennoch auf der Synode von mehreren jüngeren Pastoren als Irrlehre bezeichnet, welche Aergernis angerichtet habe, der Antrag wurde aber mit großer Majorität verworfen. Auf der andern Seite drang aber auch der Versuch nicht durch, diese Anschauungen durch die Synode förmlich sanctioniren zu lassen und dem lutherischen Bekentnis also eine Art von Zusatzartikel hinzuzufügen. Man erkante es von manchen Seiten als Anmaßung, wenn ein so winziger Teil der Lutherischen Kirche es sich beikommen lassen wollte, neue Lehrbestimmungen aufzustellen. So kam die leider schon viel zu weit getriebene Sache nicht zu einer endgültigen Entscheidung. Leider hat das Oberkirchencollegium eine solche durch die „öffentliche Erklärung wegen der streitigen Lehren von der Kirche, dem Kirchenregimente und den Kirchenordnungen“, Breslau 64, doch noch zur Hinterthür hineinzuführen gesucht. Ein volles Dritteil der Geistlichen ist nun bereits teils ausgeschieden, teils ausgetreten. Wir wünschen von Herzen, daß endlich, und ehe es zu spät ist, eine gründliche Ernüchterung eintreten wird, welche sich den wirklich fruchtbaren Aufgaben der Kirche von ganzem Herzen zuwendet und abläßt von dem gegenseitigen Beißen und Fressen, welches unabwendbaren Ruin mit sich führen muß.

Die drei jungen Grafen Schmising-Kerssenbrock haben sich durch ein schweres persönliches Opfer das Verdienst erworben, die Duellfrage von Neuem kräftig angeregt zu haben. Ihrem Zeugnisse tritt das in den „Lebensbildern von Piscator“ abgelegte zur Seite. Wir hoffen, daß diese traurige „Sitte“ mehr und mehr aus ihrem Dunkel hervorgezogen und in das Licht des Evangeliums gestellt werden wird, durch das sie in ihrer ganzen Häßlichkeit erscheint. Möchte man überall erkennen, daß die sophistischen Verteidigungen dieser Sitte jezt, wo man so klar und scharf den Gegensatz der christlichen Principien von den weltlichen erkant hat und die Notwendigkeit, mit den ersteren überall Ernst zu machen, wenn man sie einmal anerkant hat, nicht mehr an der Zeit sind. „Feget den alten Sauerteig aus“, das ist die einfache Antwort auf diese Verteidigungen. Wir Conservative wollen nicht alten Unrath conserviren, sondern die ewigen Ordnungen Gottes. In allem, was diesen widerstreitet, huldigen wir einem entschiedenen und thatkräftigen Fortschritt. Wer diesem wahren Fortschritt widersteht, arbeitet dem falschen in die Hände.

Das bekante Buch des Bischofes Martin von Paderborn ist recht zur Unzeit erschienen. Es hat den Hader unter den Confessionen von Neuem entzündet, während es die von Gott gestellte Aufgabe der Kirchen ist, die Kräfte zu concentriren gegen den gemeinschaftlichen Feind und nach innen mit allem Eifer die Schäden zu bessern, welche diesem Feinde den Angriff erleichtern. Hatte denn Bischof Martin mit diesen Schä-

den nicht genug zu thun, daß er sich gelüsten ließ, einige wurmstichige Früchte von dem Baume der Evangelischen Kirche herabzuschütteln? Denn andere kann er doch nicht gewinnen: sie sitzen zu fest. Der Bischof ist zunächst der Oberhirt der Pastoren. Wie es aber um diese zum großen Teile in seiner Diöcese steht, das sagt uns ein unparteiischer Beobachter, Freihr. von Seld, in den „wunderlichen Reisen", Halle 64. Es heißt dort von den Katholischen Geistlichen in Westfalen und am Rhein u. A.: „Ich wurde ihnen durch die Einfachheit, ja Kargheit meiner Lebensweise ein sehr unbequemer Tischgenoß und mußte von ihnen hören: ich würde mich trefflich zum Capuciner eignen. — Die Katholische Kirche besezt wie ein kluger Feldherr die gefährlichsten Außenposten mit ausgesuchten Truppen, während sie die schwächeren im Innern des Landes verwendet, weil da ihre Schwäche dem Feinde nicht bemerkbar ist. Jene oben erwähnte Jovialität bewährten die katholischen Geistlichen auch dann, wenn sie in Weinstuben zusammenkamen, die ausschließlich von ihnen besucht wurden. Es herschte da eine Ungebundenheit der Unterhaltung, die keine Spur von pastoraler Würde zeigte." Das ist zugleich ein Beitrag zur Erörterung der Frage vom Cölibate, den Bischof Martin mit solchem Heiligenscheine umkleidet. In der Wirklichkeit und bei der großen Anzahl von Pastoren, denen das Reich Gottes nicht das Ein und Alles geworden ist, stellt sich die Frage so: Ehe oder Kneipe? Ohne eins von beiden können sie nicht existiren. Auch das alte Sprüchwort: Ehestand Wehestand, hätte B. Martin nicht ignoriren sollen. Die Pastoren wie alle Christen gedeihen nur unter dem Kreuze. Das hat zu einem katholischen Pastor, der die zartesten menschlichen Bande nicht kent, schweren Zugang. Die ernstesten unter ihnen haben dies gefühlt, sie sind dadurch getrieben worden, sich Selbstpeinigungen aufzulegen. Doch das ist jezt wol ziemlich außer Gebrauch gekommen und trägt auch keine rechte Frucht. Der Segen liegt nur in der willigen Uebernahme des von Gott gesandten Kreuzes. Mit dem selbstgemachten geht die Selbstgefälligkeit, die Selbstbespiegelung und das widrige Streben, einen Heiligen vorzustellen, Hand in Hand.

Was hat den Bischof wol getrieben, mit der Prätension aufzutreten: „Von Gottes- und Rechtswegen bin ich Bischof der Diöcese Paderborn, d. h. nicht blos der Katholiken dieser Diöcese, sondern aller Christen, welchem Bekentnisse sie auch angehören?" Erbauen konte er mit dieser so ganz in der Luft schwebenden Prätension nicht, er konte nur ärgern. Sie schließt die radicalste Verneinung der gesamten Existenz der Evangelischen Kirche in sich, zeigt, daß der Bischof keinen göttlichen Grund, kein Amt in derselben anerkent, daß er jedesmal heuchelte, wenn er in seiner früheren Stellung in Bonn ein Mitglied der evangelisch-theologischen Fakultät als seinen Collegen begrüßte.

Der Bischof fließt überall von dem „aufrichtigsten persönlichen Wolwollen" über. Wir zweifeln gar nicht, daß diese Liebesversicherungen aufrichtig gemeint sind, zweifeln nicht sogar, daß der Bischof bereit sein würde, das Opfer seines Lebens darzubringen, wenn er dadurch die Protestanten seiner Diöcese für

die Katholische Kirche gewinnen könte. Trotzdem aber fehlt es ihm in einem hohen Grade an der höheren und wahrhaftigen Liebe, welche sich in die Sele der von der seinen abgetrenten Kirchen zu versenken und Christum überall da zu erkennen vermag, wo er wirklich ist. Es fehlt ihm an der wahrhaft christlichen Bildung, denn das Wesen der Bildung überhaupt ist, in Fremdes eingehen zu können, der christlichen Bildung, in den mannigfachsten Gestaltungen Christus wahrnehmen zu können. Er läßt überall den Kirchen der Reformation kein gutes Har, übertreibt ihre Schäden und dichtet hinzu zu ihrer Missethat, freut sich ihres Verfalls, mäkelt an ihren Lichtseiten und verkleinert sie.

Die Katholische Kirche stellt sich dem Bischof überall als die reine Braut Christi dar, ohne Flecken und Runzel. Er muß dies Ziel durch die mühsamste Arbeit erreichen, die fruchtlos wird, sobald nur der Leser die Zustände der Katholischen Kirche aus eigner Anschauung kennen lernt. Wie hat er sich abgemüht, den Mariendienst und die Heiligenverehrung in ein solches Licht zu stellen, daß sie auch Evangelischen zugänglich werden! Wer aber die Katholische Wirklichkeit kent, der weiß, daß solche Feinheiten überall nur auf die Protestanten berechnet sind, daß die Kirche nach innen zu gar keine ernstlichen Versuche macht, der Menschenvergötterung und dem Aberglauben zu wehren. Wer z. B. mit dem Buche des Bischofs in der Hand von Insbruck aus zu der Wallfahrtskirche Heiligenwasser aufsteigt und vergleicht, was er hier liest und dort sieht, wird erstaunen müssen über die Größe des Contrastes. Ebenso wer die Einsiedelei bei Solothurn an einem feierlichen Tage besucht. Aber unterlassen wir die Kritik im Einzelnen und fassen nur das Gesamtresultat ins Auge. Der Bischof sieht seine Kirche als eine reine unbefleckte Jungfrau an. Damit tritt er auf den Standpunkt des Pharisäers, der sich selbst rechtfertigte und sprach: „ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute." Er sondert sich ab von dem Chorus der heiligen Männer Gottes, die mit einem Munde Zeugnis ablegen gegen die Sünde ihres Volkes, geht nicht in den Fußstapfen Jesaia's einher, welcher ausruft: „wie ist sie zur Hure geworden die treue Stadt", Micha's, welcher spricht: „Ich bin voll Kraft und Geistes des Herrn, voll Rechts und Stärke, daß ich Jakob seine Uebertretung anzeige und Israel seine Sünde", des Täufers, dessen Losung ist: „thut Buße", des Herrn selbst, welcher über Jerusalem weint, und tritt über auf die Steige der falschen Propheten, welche Friede rufen da kein Friede ist, fällt unter das Urteil des Wortes Gottes: „Du sprichst: ich bin reich und habe gar satt und darf nichts und weissest nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und blos." Aller Selbstruhm ist Selbstverurteilung. Die Schäden verkennen, das zeugt von dem Vorhandensein des tiefsten aller Schäden, der hochmütigen Einbildung. „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns, so wir aber unsere Sünde bekennen, so ist er treu gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Untugend." „Ihr seids, die ihr euch selbst rechtfertiget vor den Menschen,

aber Gott kennet eure Herzen, denn was hoch ist unter den Menschen, das ist ein Gräuel vor Gott."

Bischof Martin ist gewiß im gewöhnlichen Verkehr und wo er nicht gegen die Evangelischen zu streiten hat, wie ein sehr freundlicher und leutseliger, so auch ein sehr ehrlicher Mann. Wie komt es nun, daß sein Buch uns so beständig Veranlassung darbietet, an seiner Wahrheitsliebe zu zweifeln? Die Gespräche, die er mit Protestanten gehalten haben will, können so kaum vorgefallen sein: die Protestanten nehmen gar zu sehr die Stellung der Idioten in jenen italienischen Aufführungen ein, sie erscheinen nicht als lebendige Menschen, sondern als gemachte Figuren, die sich der Bischof ganz nach seiner Bequemlichkeit gebildet hat. Hätten aber auch die Vorgeführten wirklich so geredet, so hätte doch die Wahrhaftigkeit den Bischof abhalten müssen, sie vorzuführen: denn solche Simpel können doch unmöglich Repräsentanten der Kirchen der Reformation sein. Wenn der Bischof behauptet, er kenne mehrere Städte, wo unter 18000 Menschen nur 32 — 34 Kirchen- und Abendmalsgänger sind, es gebe viele Orte, wo durchgehends die Taufe nur in Folge polizeilicher Zwangsmaßregeln stattfinde, das Häuflein der Christusgläubigen unter den Protestanten schmelze immer mehr zusammen, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein finde gegenwärtig auf keiner einzigen Lehrkanzel einer deutschen Universität einen Vertreter mehr, die Gegenwirkung gegen die Revolution sei im Jahre 48 nur von der Katholischen Kirche ausgegangen, die protestantischen Prediger haben sich dabei ganz passiv verhalten, wenn er, der frühere Professor, die Rückkehr zu ursprünglichen Ordnungen der Lutherischen Kirche, wie z. B. das Kniebeugen und die Privatabsolution, als Nachahmungen der Katholischen Kirche bezeichnet, so sind das so handgreifliche Unwahrheiten, daß man sich immer von Neuem versucht findet, an der Wahrheitsliebe desjenigen zu zweifeln, der sie vorträgt. Auch die Rechtfertigungen der Katholischen Lehren und Einrichtungen sind vielfach so über alle Maßen schwach, daß es nahe liegt anzunehmen, der Bischof habe mit seiner Zuversichtlichkeit den Leuten Sand in die Augen streuen wollen. Wir sehen die Sache milder an. Der Bischof hat in gutem Glauben geschrieben, aber die Energie der Katholischen Neigung ist bei ihm so groß, daß die schwächere intellectuelle Partie dadurch ganz überwuchert wird, daß er die Dinge nicht sehen kann, wie sie sind, sondern nur wie dies seinem katholischen Interesse dient. Nur die ungeteilte Hingabe des Herzens an den in dem Erlöser offenbar gewordenen Gott übt eine reinigende und befreiende Wirkung auch auf alle anderen Gebiete aus. Dagegen die einseitige Hingabe an die Kirche wirkt nicht minder verderblich, wie jede andere Einseitigkeit, sie ertödtet den Wahrheitssinn und läßt nichts anderes wahrnehmen, als was dem einseitigen Interesse dient.

Bei allem dem aber wissen wir, daß wir mit dem Bischof, trotz seines abwehrenden Kopfschüttelns, durch ein zartes und inniges Band verbunden sind, und es thut uns von Herzen leid, daß wir so gegen ihn schreiben mußten. Ein bekanter protestantischer Theologe antwortete seinem ebenso bekanten, jezt schon heimgegangenen Schwager, da dieser ihm Vorhaltungen machte wegen seiner mehr und mehr abwärts gehenden Entwickelung: „Aber mein Lieber, du wirst mich doch nicht nach meinen Büchern beurteilen wollen." Dieser Unterschied zwischen dem Manne und seinem Buche findet bei dem Bischof gewiß noch weit mehr statt. Vergessen wir nicht, daß das Verhältnis zu Andersgläubigen die partie honteuse der Katholischen Kirche ist; nach innen zu wird die Physiognomie des Bischofes gewiß einen viel edleren Ausdruck darbieten.

Von Preußen wenden wir uns gleich nach Schleswig-Holstein, das im vergangenen Jahre so eng mit ihm verkettet gewesen ist.

Krieg in dem Reiche des Friedensfürsten, unter Völkern sogar, die noch durch nähere Bande kirchlicher Gemeinschaft mit einander verbunden sind, ist ein trauriger Anachronismus. Wir müssen uns aber freuen, daß hier, anders wie in Nordamerika, der Krieg in die engsten Gränzen eingeschlossen worden ist, daß das Bewußtsein der christlichen Brüderschaft sich überall geltend gemacht hat, wo die eigentliche Action aufhörte, auf dem Schlachtfelde selbst, in den Lazarethen, in der Behandlung der Gefangenen, in der Anerkennung feindlicher Tapferkeit.

Ein Gegenstand der Freude ist ferner die Entwickelung christlichen Liebeseifers, zu der dieser Krieg Anlaß gegeben hat. Dr. Besser in der Schrift: „drei Wochen auf dem Kriegsschauplatze", Halle 64, die von allen unsern Lesern, die sie noch nicht mit Erquickung gelesen haben, gelesen werden sollte, sagt in dieser Beziehung: „Mit den Aerzten und Lazarethgehülfen wetteiferten im Dienste an den Verwundeten viele Pfleger, die nach der Weise des Hauses Stephana in Corinth sich selbst verordnet hatten zu solchem Dienste, Evangelische und Römisch-Katholische in wahrhaft Katholischer Liebesthätigkeit an Dänen wie an Preußen, Diakonissen aus Kaiserswerth mit Schwestern des h. Franciscus aus Aachen, Brüder des Rauhen Hauses mit Ordensbrüdern des heil. Carl Borromeo."

Wahrhaft erquickend ist auch die Wahrnehmung gewesen, daß die Arbeit treuer Pastoren in der Heimat sich an unserm Here als nicht vergeblich erwiesen hat. Nach dem Zeugnis, welches Präsid. von Gerlach auf dem Jahresfeste des Ravensberger Volksvereins abgelegt hat, ist das Bedürfnis nach Selsorge und geistlichem Troste im Jahre 1813 nicht so vorhanden gewesen als jezt.

Das sind die Lichtseiten, daneben findet sich solches, was wir anders wünschen möchten.

Unter uns Preußen ist vielfach auch in diesem Kriege die Erbkrankheit, das eitle Rühmen hervorgetreten, das billig um so mehr hätte zurücktreten sollen, da der Kampf gegen einen schwächeren Gegner geführt wurde, und je unverkennbarer Gottes Geleit und Segen war. Wer im Glauben steht muß sorgfältig bemüht sein, sich jeder Gemeinschaft mit dieser Preußischen Erb-

sünde zu enthalten und jede Gelegenheit benutzen, zeugend gegen sie aufzutreten.

Auf einen zweiten Schaden, der bei Anlaß dieses Krieges vielfach zu Tage gekommen, die Sucht nach Vergrößerung hat Präsid. von Gerlach mit christlichem Freimut aufmerksam gemacht. „Suum cuique auf den Fahnen, Recht und Gerechtigkeit, Abscheu vor Italienischer Revolution und Annexion im Munde — und im Herzen Ländergier, das ist Heuchelei, die Gottes Zorn auf uns herabzieht. Viel ist schon verdorben durch die auch unter Conservativen weit verbreiteten Annexionsgelüste, wir haben das Mistrauen vieler Deutschen Fürsten und Länder uns zugezogen." Lebendige Christen überlassen solchen falschen Patriotismus der Vossischen Zeitung und dem Publicisten. Sie wissen, daß die Mannigfaltigkeit der Gebiete in dem Deutschen Vaterlande unter Gottes Sanction steht, daß sie eine Entfaltung des Deutschen Geistes ist, der eine höhere Mission hat als die, einen Raubstaat zu bilden, daß in dieser Mannigfaltigkeit dem Deutschen Geiste Gelegenheit gegeben ist, seinen Reichtum nach allen Seiten zu entfalten. Ihnen graut vor der geistlosen Uniformität, die mit aller erzwungenen Union verbunden ist. Sie erkennen, daß Preußen, wenn es solche Bahn beträte, dadurch von seiner wahren Bestimmung abgelenkt werden würde, durch Erstarken im Geiste geistig und geistlich einen segensreichen Einfluß auf ganz Deuschland auszuüben.

Haben wir also die eignen Schäden offen eingestanden, so dürfen wir wol auch darauf hinweisen, daß außerhalb Preußens in dem vergangenen Jahre der Neid einen bedeutenden Spielraum gewonnen hat und warnen, daß man vor diesem gefährlichen Feinde sehr auf der Hut sei. Stolz und Vergrößerungssucht bei den Preußen, Neid bei den Uebrigen, das sind Mächte, die unser Vaterland schwer bedrohen. Die Gläubigen sollen sich hüten, Oel ins Feuer zu gießen. Ihre Mission ist die, über den Parteien und ihren niedrigen Leidenschaften zu stehen. Sie sollen sich den seligen Nicolaus von der Flüe zum Muster nehmen, der unter ähnlichen Umständen der Retter seines Vaterlandes, der Schweiz, wurde. Es ist kein widrigeres Schauspiel, als lebendige Christen oder gar Diener der Kirche zu sehen, deren Salz dumm wird, die sich in ein niederes politisches Getreibe mit allen seinen unreinen Leidenschaften verflechten lassen. Dazu sollten sie sich für zu gut halten, solche Schmach sollten sie ihrem Heilande nicht anthun. Durch Dick und Dünn gehen, das kann jeder, dazu braucht man nicht das edle Wort Gottes gekostet und die Kräfte der zukünftigen Welt geschmeckt zu haben. Es ist das ein sicherer Weg zu verlieren, was man bereits gewonnen hat.

Die Einmischung der Geistlichen in zweifelhafte politische Fragen hat im vergangenen Jahre in bedauernswerthem Umfange stattgefunden. Wie jämmerlich würden die meisten Unterzeichner der zahlreichen Schleswig-Holsteinschen Adressen bestehen, z. B. die Geistlichen des Decanates Wassertrüdingen, wenn mit ihnen ein kleines Examen in den Erbansprüchen des Herzogs von Augustenburg und des Großherzogs von Oldenburg angestellt würde! In ein fremdes Amt zu greifen, das bezeichnet der Apostel als eine schwere Verfehlung, und dieser haben sich offenbar alle Pastoren schuldig gemacht, die außerhalb Schleswig-Holsteins sich in seine Angelegenheiten eingemischt haben. Den Schleswig-Holsteinschen Pastoren komt sehr scheinbar zu Gute, was Past. Rendtorf gesagt hat: „Schon auf Grund und zur Aufrechterhaltung menschlicher Ordnung muß bei uns jeder wissen, wie er die Frage nach der Legitimität beantworten soll." Aber Zurückhaltung ist auch da nötig, weil diese Frage so sehr schwierig ist und über die Fassungskraft bei weitem der meisten Pastoren hinausgeht, weil in einem schon so lange durch politische Leidenschaften aufgewühlten Lande eine Beteiligung an der Politik kaum möglich ist, ohne in die Gemeinschaft dieser Leidenschaften hineingezogen zu werden und damit allen Segen des Amtes zu zerstören, endlich, weil in dem Lande der Politik doch schon wahrlich ohnedem genug ist und der geistliche Stand die Aufgabe hat, dort das Panier: „eins ist Not", recht hoch aufzupflanzen. Das ist dort der beste Patriotismus der Geistlichen, und es könte leicht sein, daß sie einst vor Gottes Thron verklagt würden, wenn sie ihm einen anderen vorzögen. Daß sie zu wenig Politik getrieben haben, dafür werden sie schwerlich einst zur Rechenschaft gezogen werden. Das Land ist in religiöser Beziehung in den lezten Decennien unverkennbar herabgekommen. Die Berichte z. B. über den Kirchenbesuch in Flensburg lauten betrübend. Es gilt alle Kraft aufzubieten, um so schwere Schäden, wie z. B. die zu große Ausdehnung der Parochien, zu beseitigen. Da scheint es doch angemessen, daß die „wenigen Arbeiter" ihre Kraft concentriren auf die Wirksamkeit für die Kirche im engeren Sinne.

In Hannover ist der auf die Beschlüsse der Vorsynode sich gründende Entwurf einer Kirchenvorstands- und Synodalordnung von den beiden Kammern angenommen und dann nach einigem Zögern auch von dem Könige sanctionirt worden. Wir werden nun bald die neue Einrichtung an ihren Früchten erkennen. Den Frieden wenigstens, den man mit ihr erkaufen wollte, hat sie nicht gebracht. Die Cellenser haben schon jezt wieder angefangen zu agitiren.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 28. Januar. № 8.

Vorwort.

(Schluß.)

In dem „Experimentirwinkel Deutschlands", Baden, hat das Ministerium Lamey einen Kampf heraufbeschworen, der hoffentlich mit seinem Sturze endigen wird. In der Schulfrage hat die durch den Erzbischof von Freiburg vertretene Katholische Kirche schon ehe die Regierung mit ihrem Plane förmlich hervorgetreten war eine so energische Gegenwirkung erhoben, daß der Minister Lamey in einer Rede in der zweiten Kammer äußern mußte: „Wenn das Kirchenregiment dauernd auf diesem Wege fortfährt, werden wir erwägen müssen, ob wir nicht gegegenüber dem Mißbrauche der Freiheit so zu sagen den Kriegszustand nicht des Landes, sondern den gegen das Kirchenregiment proclamiren müssen." Man sieht in diesen Worten hinter der drohenden Gebehrde die Angst deutlich hervorblicken. Diese hatte die Wirkung, daß man den ursprünglich weiter gehenden Plan abstumpfte. Man wagte es nicht, Communalschulen einzuführen, man erkante wenigstens als Regel den confessionellen Charakter der Schulen an. Aber der von dem Minister eingebrachte „Vorschlag über Schulaufsicht" suchte doch trotz dieser Belassung des Scheines den Einfluß der Kirche auf die Schule völlig zu brechen. In dem Lokalschulvorstand ist der Pfarrer dem Burgemeister, dem Lehrer und den gewählten Mitgliedern völlig gleichgestellt. Den Vorsitzenden ernent die Regierung. Die Kreis-Schulräthe ernent die Regierung ohne Rücksicht auf die Confession. Ebenso auch den Oberschulrath. Diese Behörden schalten und walten über die Fonds, die zum größten Teil aus kirchlicher Quelle geflossen sind. Der Erzbischof hat gegen diese großartige Beraubung der Kirche in einem Hirtenbriefe vom 19. Juli, der als Druckschrift unter das Volk verteilt und von allen Kanzeln verlesen wurde, laut seine Stimme erhoben. Ein päpstliches Breve vom 15. Juli, welches erklärt, daß solche der Katholischen Kirche feindseligen Schulen nicht mit gutem Gewissen besucht werden können, wurde ebenfalls von allen Kanzeln verlesen. In das allgemeine Kirchengebet wurden die Worte eingefügt: „laß auch die Eltern besonders jezt eingedenk sein der schweren Verantwortung für christliche Kinderzucht und erhalte für ihre Kinder die Anstalten Katholischer Erziehung." Den Geistlichen wurde jede Beteiligung an der neuen Organisation untersagt, die Laien wurden ermahnt, sich der Teilnahme an den Wahlen zu enthalten. Das Resultat war ein sehr bedeutendes. Nur etwa ein Vierteil der Katholischen Bevölkerung beteiligte sich an den Wahlen. Der Zähigkeit der Katholischen Opposition wird die Regierung auf die Dauer wol nicht gewachsen sein und das Ministerium Lamey wird hoffentlich durch die Katholische Kirche den Lohn erhalten für dasjenige, was es der Evangelischen Kirche zu Leide gethan hat.

Diese hat in diesem Handel eine recht traurige Rolle gespielt. Das konte nicht anders sein, da man den Oberkirchenrath vorher völlig entkirchlicht hatte. Die alte Erfahrung, daß der Rationalismus, der eben deshalb Anfangs einer verknöcherten Büreaukratie so willkommen war, alle Güter der Kirche willig ausliefert, bestätigte sich auch hier. Der Oberkirchenrath erklärte, der Staat, nicht der christliche, sondern der religionslose, habe die Pflicht, die bisher von der Kirchenbehörde besorgte Leitung des Volksschulwesens selbst zu übernehmen. Er ging in den Fußstapfen Rothe's einher, welcher in dem Commissionsberichte der ersten Kammer den modernen Staat als Producenten der Bildung und Sittlichkeit proclamirt hatte. Da ist kein Raum mehr für das altväterische Wort: „Lasset die Kindlein kommen zu mir und wehret ihnen nicht." Wie zum Hohne wurde den Geistlichen von der neuen rein staatlichen Oberschulbehörde der „gebührende Dank" für ihre der Schule bisher geleisteten Dienste ausgesprochen.

Wenn das Haupt krank ist, so wächst die Verpflichtung zum Zeugnisse für die Glieder. Wir freuen uns, daß diese Pflicht in Baden so tief erkant wird. In der Schulfrage ließ die evangelisch-kirchliche Conferenz eine mit männlichem Freimute geschriebene Denkschrift ausgehen, Karlsr. 64. Doch noch energischer war das Auftreten des kleinen Häufleins in der Schenkelschen Angelegenheit. 119 Pfarrer, eine schöne Zahl für ein kleines Land und im Angesichte der für das Bekentnis zu übernehmenden Leiden, erließen einen Protest gegen das „Charakterbild Jesu" und beantragten bei dem Oberkirchenrath die Entlassung seines Verfassers. Ein Erfolg war da nicht zu erwarten, es war nur zum Zeugnis über sie. Zur Charakterisirung der Antwort des Oberkirchenraths genügt schon die Anführung eines einzelnen Passus. Der Oberkirchenrath sucht zuerst nachzuweisen, daß §. 10 der Kirchenrathsinstruction auf den Schenkelschen Fall nicht passe, dann fährt er fort, auch die Anwendbarkeit des Paragraphen auf Schenkel angenommen, würde er nur dann auf Grund desselben abzusetzen sein, „wenn er die Lehre von der Regierungsge-

walt Christi in der Kirche des Neuen Bundes zu untergraben und den Glauben an die Regierungsgewalt desselben zu schwächen oder zu vernichten suchte, was aber überall aus dem angefochtenen Buche nicht nachgewiesen werden kann." Der Schenkelsche Christus und Regierungsgewalt! Müssen sich nicht die Augurn selbst einander angelächelt haben, da dieser Passus in der Sitzung vorgelesen wurde? In der Antwort der Protestirenden auf den Bescheid des Oberkirchenraths vom 19. October wird noch dazu darauf hingewiesen, der Paragraph rede nicht einfach von der Regierungsgewalt Christi, sondern füge ausdrücklich hinzu, daß Christus diese „durch Leiden und Tod sich erworben und dann durch Auferstehung und Heimgang zum Vater davon Besitz genommen hat." Diese von dem Oberkirchenrath absichtlich ignorirten Grundlagen der Regierungsgewalt, der Versöhnungstod, die Auferstehung, die Himmelfahrt werden von Schenkel geläugnet. „Seid männlich und seid stark", das rufen wir denen zu, die in Baden in Schwachheit und unter mancherlei Anfechtung die Sache des Herrn und der Kirche, die er durch sein Blut erkauft hat, zu vertreten haben. Sie befinden sich in dem Zustande, den der Herr im Eingange der Bergpredigt als den normalen für seine streitende Kirche auf Erden bezeichnet hat. Mögen sie sich an den Seligpreisungen dort erquicken! Sie treten nicht blos für die Kirche in Baden ein: sie sind der hohen Ehre gewürdigt, die Sache der gesamten Kirche zu führen. Das ist es, was ihnen von allen Seiten die lebendigsten Sympathien zuführt. Der Erlaß des Preußischen Evangelischen Oberkirchenraths in dieser Angelegenheit hat alle Gläubigen um so mehr mit Freude erfüllt, da eine äußere Veranlassung zu einem solchen Bekentnisse eigentlich nicht vorlag, also der freie Trieb des Herzens, das Verlangen, des Segens teilhaftig zu werden, den der Herr an das Bekentnis seines Namens geknüpft hat, um so mehr hervortrat. Unter den anderweitigen Kundgebungen hat besonders die der Berliner Geistlichen einen bedeutenden Eindruck gemacht, weil sie nicht von einer Conferenz Gleichgesinter, sondern von der Majorität der Geistlichen eines einzelnen einflußreichen Kirchenkreises ausgegangen ist. Sie zeigt, daß der Geistliche Stand als solcher unter uns in einem erfreulichen Fortschritte begriffen ist. Vor vierzig Jahren (soweit reichen unsere Berliner Erinnerungen) würden kaum sechs Geistliche Berlins eine solche Erklärung unterzeichnet haben.

Wenn wir uns des energischen Auftretens der Katholischen Kirche in Baden gefreut haben, so gibt einer der lezten Acte des sichtbaren Oberhauptes dieser Kirche zu andern Empfindungen Anlaß. Pius IX. hat bei Gelegenheit einer Canonisation sich über die Polnische Sache ausgesprochen. Er hat Angesichts von Röm. 13 nicht umhin gekont, die Revolution zu verwerfen, aber er hat dies in einer sehr lauen Weise gethan, er hat damit die völlig unwahre Behauptung verbunden, Rußlands „Potentat" habe seine Unterthanen zum Aufstande gezwungen, um nachher die Katholische Religion auszurotten und die von der Römischen Curie eingesezten Bischöfe abzusetzen; er hat kein Wort des Abscheus gehabt Angesichts der Gräuel, welche in Polen im Namen der Religion verübt worden sind, gegen die Priester, welche den Dolch der Mörder einsegneten und für die blutige That das Erbe des Reiches Gottes verhießen, welche selbst Räuber- und Mörderbanden anführten und mit eigner Hand die unglücklichen Bauern erschossen oder erwürgten, die sich weigerten, die beschworne Treue zu brechen, gegen die Klöster, welche die eigentlichen Brutnester der Revolution waren, wie das actenmäßig in dem kürzlich veröffentlichen Berichte der Kaiserlichen Specialcommission über die Röm.-Katholischen Klöster im Königreiche Polen dargelegt worden ist. Wir freuen uns, der Reaction gegen dies traurige ultramontane Wesen, die Fortsetzung des alten heidnischen Römertums, dem nichts am Herzen lag, als die eigne Herschaft, wie sie sich jezt im Stillen unter Döllingers Führung in der Katholischen Kirche Deutschlands verbereitet. Die Unzufriedenheit mit diesem ultramontanen Wesen ist größer als man es sich jenseits der Berge träumen läßt. Derselbe deutsch-christliche Geist, der einst die Reformation hervorgerufen, schüttelt von Neuem an den Römischen Ketten. Wenn es ihm auch nicht gelingen wird, sie zu zerbrechen, so ist doch jede Gegenwirkung hier von Bedeutung für das Heil der Seelen.

In Paris hat der Kirchenvorstand der Reformirten Kirche Coquerel dem Sohne die Bestätigung als Hülfsprediger versagt und das Consistorium hat diesen Beschluß gebilligt. Coquerel hat schöne Gaben, es ist auch noch ein Rest von Frömmigkeit in ihm, er spricht zu seinem „Freunde" Renan: „Dadurch, daß er menschlich wird, ist Ihr Christus nicht mehr menschlich genug", er will sich den Erlöser „mit seiner Hülfe, seinem Troste, seiner Vergebung" nicht völlig rauben lassen. Aber er ist doch zu tief in die Irrtümer der Zeit verflochten, als daß die Vorsteher der Gemeinde die Verantwortung für seine Amtsführung übernehmen konten. „Wir sehen uns diese Selen an" — sprach Guizot bei der Verhandlung gegen Coquerel. „Es ist unsere Pflicht, uns zu bekümmern um die Unterweisung, welche sie empfangen, und für sie uns mit der höchsten Frage des Glaubens und des Lebens zu beschäftigen." — Guizots Buch: „Betrachtungen über das Wesen der christlichen Religion" gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen des vergangenen Jahres. Es zeigt, daß der noch immer waltet, der die Starken zum Raube hat. Wie lieblich sind die Worte in dem Munde eines solchen Mannes: „Gott läßt es zu, daß ich der Sache des christlichen Glaubens die Lebenszeit und die Kraft widme, die er mir übrig läßt. Dies ist die heilsamste Gnade und die höchste Ehre, die seine Güte mir erweisen kann." Ja wahrlich, für seinen Heiland zeugen zu dürfen, das ist mehr als der Vertraute Louis Philipps zu sein und scheinbar die Geschicke der Völker in seiner Hand haben. Eins hätten wir gewünscht, daß Guizot sorgfältiger die Gränzen seiner Befähigung innegehalten hätte. In Bezug auf „grammatische Fehler, die sich in der Schrift vorfinden," sind weder der Jüdische Gelehrte Munk noch Guizot der Sohn competent. Die Sache will feiner und tiefer angefaßt sein. In der Apokalypse, auf welche sich die Anklagen des jüngeren Guizot beschränken, findet sich auch nicht

ein einziger „Sprachfehler“. Alles ist Absicht und hat tieferen Grund.

Die Verhältnisse in der Evangelischen Allianz Englands haben durch den Austritt Spurgeons einen Anfang der Klärung erhalten. Die Baptisten haben von Anfang an diese Allianz nur als Mittel zu ihren Zwecken benuzt. Die Intoleranz liegt im Wesen des Baptismus, wie alles Sectenwesens, welches, unfähig auf die Welt einzuwirken, sich seine Leute aus den Erweckten der größeren Kirchen holen und die Früchte fremder Arbeit aneignen muß. Man verbarg aber die Ausschließlichkeit, um leichteren Zugang zu den Gemütern zu gewinnen. Das ist jezt offenbar geworden und es wird nicht so leicht angehen, es wieder zu verdecken. Es klingt sehr naiv, wenn Spurgeon sagt, er habe das Statut der Allianz dahin verstanden, „daß unnötige und absichtliche Beleidigungen zu vermeiden seien.“

Auch im vergangenen Jahre sind wieder eine Reihe teurer Männer aus der streitenden Kirche in die triumphirende abgerufen worden, der Pfarrer Fliedner, der nun ausruht von seiner für die Kirche so reich gesegneten Arbeit, die hoffentlich in ihr eine bedeutende Zukunft haben wird, der Professor der Physiologie in Göttingen Rud. Wagner, einer der wenigen Vertreter des Glaubens in der Naturwissenschaft, dem auch unser Blatt mehrere wertvolle Mitteilungen verdankt, der Stuttgarter Pfarrer Albert Knapp, der sich noch kurz vor seinem Tode in der bei Cotta erschienenen Auswahl seiner Gedichte selbst ein Denkmal gesezt hat, Dr. Harnisch, der für christliche Pädagogik so anregend wirkte, Dr. Graul, dessen Rede über die Stellung und Bedeutung der christlichen Mission im Ganzen der Universitätswissenschaften, Erlangen 64, neben der trefflichen früheren Schrift: die Kirche in dem Zeitalter vor Irenäus, zeigt, wie viel wir an ihm verloren haben, Prof. F. W. Lindner, der älteste namhafte Bekenner in Leipzig, endlich der unermüdliche und eifrige Repräsentant Schottischen Christentums in Deutschland Dr. Marriot.

„Wer beharret bis ans Ende wird selig werden“, das sei unsere Losung für das neue Jahr. Wer darin nur festhält, der kann im Angesichte aller Zeichen der Zeit fröhlich das Haupt emporheben und getrost in jedes Dunkel hineingehen.

Preuß

an den Bischof von Paderborn Herrn Dr. Conrad Martin.

Berlin, Schlawitz, 1864. 8. 10 Sgr.

Der Verfasser zeigt in der angeführten Schrift, wie wunderlich der Herr Bischof die Lehre seiner Kirche entstellt hat. Zugleich beleuchtet er aber auch, freilich summarisch, die Controverspunkte selber. Wer darüber unterrichtet sein will, möge sich das Büchlein verschaffen. Wir wollen hier nur auf einen Punkt aufmerksam machen, der die literarische Zuverlässigkeit des Herrn

Bischofs ins Licht stellt. Der hochwürdige Herr sagt nämlich in seinem Buche (II. 39): „Und vielleicht möchte mancher, der jezt über ein regelrechtes katholisches Sterben scherzt, sich einst ein solches regelrechtes katholisches Sterben selbst wünschen und etwa sich an das bekante Wort Melanchthons an seine Mutter erinnern: protestantisch ist gut leben, aber katholisch ist gut sterben.“ Der Erfinder dieses „bekanten Wortes“ ist Florimond de Remond, ein Schwindler von Profession, ein Mann, dem es Vergnügen gemacht hat, einen mäßigen Quartband voll der albernsten Lügen über die Reformatoren zusammenzuschreiben. So erzählt er I. 15 mit dem größesten Ernst, wie auf einem Reichstage zu Augsburg vor den Augen Kaiser Maximilians der Teufel Luthern geritten. Und im 9. Capitel des 2. Buches, wie an Melanchthons Sterbebett seine alte Mutter gekommen (die beiläufig damals etwas über 30 Jahr todt war) und ihn mit den beweglichsten Worten aufgefordert habe, ihr im Angesichte Gottes zu sagen, welche Religion besser sei, die alte oder die neue. Darauf habe ihr der Sterbende etwas gesagt, ungefähr wie das von Herrn Dr. Martin erwähnte. Diese abgeschmackte Lüge, welche Remond nach seiner Gewohnheit mit fingirten Citaten gepuzt hat, ist durch Vermittelung des braven Varillas in die Handbücher übergegangen, und auf ihr Ansehn hin hat der hochwürdige Herr hier an das „bekante Wort Melanchthons“ erinnert. Ex ungue leonem.

Nachrichten.

Paris. Ein Bekentnis aus der Reformirten Kirche.

Die Schrift, von der schon früher die Rede war, lautet:

Wir unterzeichneten Pfarrer und Aeltesten der Reform. Kirche Frankreichs, tief betrübt und beunruhigt über den Zweifels- und Verneinungsgeist, der sich seit einiger Zeit in Beziehung auf die Fundamentallehren der christlichen Religion kundgibt — betrachten es als eine h. Pflicht gegen Gott, unsern Herrn Jesum Christum und unsere Kirche frei öffentlich in dieser Hinsicht unsern festen und gemeinsamen Glauben auszusprechen.

Die in lezter Zeit besonders angefochtenen christlichen Lehren sind:

1. Der Glaube an die übernatürliche Einwirkung Gottes in der Regierung der Welt und besonders in der Gründung der christlichen Religion.
2. Der Glaube an die göttliche und übernatürliche Eingebung der heiligen Schrift und an ihre unbedingte Autorität in religiösen Dingen.
3. Der Glaube an die ewige Gottheit, an die wunderbare Empfängnis, so wie an die Auferstehung unsers Herrn Jesu Christi, Gott-Mensch, Heiland und Seligmacher der Menschen.

Indem man diese Grundlehren des christlichen Glaubens bestreitet oder öffentlich läugnet, behauptet man zu gleicher Zeit, die Reform. Kirche habe keine feste Lehre und könne keine haben, und jedem Pastor stehe es frei, im Schoße der nämlichen Kirche alle seine persönlichen Meinungen aufzustellen.

Wir betrachten diese Verneinungen als solche, die auf gründliche Zerstörung der christlichen Kirche und der ref. Kirche hinzielen.

Wir glauben von ganzem Herzen an die übernatürliche Einwirkung Gottes in der Weltregierung; an die göttliche und übernatürliche Inspiration der heil. Schrift, so wie an ihre unbedingte Autorität in religiösen Dingen; an die ewige Gottheit, an die wunderbare Empfängnis, so wie an die Auferstehung unsers Herrn Jesu Christi, Gott-Mensch, Heiland und Seligmacher der Menschen.

Wir sind überzeugt, daß diese Grundlehren der christlichen Kirche auch die Grundlehren der reformirten Kirche sind, welche dieselben als solche bestimt in ihrer Liturgie anerkant hat und sie mit der allgemeinen christlichen Kirche im apostolischen Symbolo öffentlich als ihren Glauben bekent. Wir halten so fest als jemand sowol für solche, die anders denken, als für uns, am schützenden Princip der Religionsfreiheit. Laut dieses Grundsatzes mag jeder frei und öffentlich seine Meinungen bekennen und sich mit solchen verbinden, die sie annehmen; allein wir könten nicht begreifen, was eine Kirche wäre, die keinen gemeinsamen Glauben hätte, und in welcher die verschiedensten ja sogar die allerwidersprechendsten Glaubensansichten rücksichtslos gelehrt werden dürften. Ein solcher Zustand wäre keine Ausübung der Religionsfreiheit, sondern die Zerstörnng aller religiösen Gesellschaft, die mehr als jede andere eine innige und ernste Teilnahme verlangt. Die ref. Kirche ist eine alte und organisirte Religionsgemeinschaft; sie hat ihre Lebensprincipien und ihre historischen Institutionen; und sogar in Abwesenheit und in Hoffnung ihrer Synoden, hat sie in den Consistorien und Presbyterien eine legale Gewalt, die laut den Staatsgesetzen und laut ihrer eigenen Liturgie das Recht und die Pflicht hat ihre Lehre aufrecht zu erhalten. Die ref. Kirche erkent als Glaubensregel nur die h. Schrift; sie hat nie angenommen noch annehmen können, daß diejenigen, welche die götliche und übernatürliche Inspiration der h. Schrift, so wie ihre unbedingte Autorität in relig. Dingen bestreiten, dennoch in ihrem Namen zu sprechen und zu lehren verechtigt seien. Wir haben die feste Zuversicht daß, indem wir also unsere innigen und gemeinsamen Ueberzeugungen aussprechen, wir damit die Gefühle der großen Mehrheit der Glieder unserer Kirche ausdrücken und daß wir zu gleicher Zeit dem Glauben unserer Väter, und der Würde und der Festigkeit der Kirche treu bleiben. —

Dieses schöne und für unsere Zeit so passende Bekentnis des Herrn Guizot gereicht demselben zu nicht geringer Ehre, und es ist gewis rührend, wie dieser so hervorragende Geist seine großen Gaben der Verteidigung des positiven Christentums widmet und gerade auf diesem Gebiet sich immer kräftiger entfaltet. —

Mehrere Gegenthesen wurden nach und nach vorgetragen und mit großer Mehrheit verworfen.

Nur 23 Stimmen gegen 141 haben die Sätze Guizot's verworfen.

Auf Begehren Seitens des Staatsraths Léon v. Bussiere, Mitglieds des Pariser Consistorium Augsb. Confession und des Oberconsistoriums wurden von den anwesenden Pfarrern und Aeltesten dieser Kirche folgender Saz hinzugefügt und unterschrieben: Die Pfarrer und Aeltesten der Kirche Augsb. Confession bekennen sich mit ganzem Herzen zu den christlichen Principien, welche die Conferenz aufgestelt hat.

Die Gegner suchten die Wichtigkeit dieser Tatsache dadurch zu schwächen, daß sie behaupteten, es sei blos der Ausdruck der Orthodoxie im Norden Frankreichs, und beriefen sich auf die nächste Conferenz, die bald darauf in Nimes (Nimes) stattfinden werde und auch wirklich stattfand. Diese Versamlung wurde aber bald zersprengt, weil man die Laien ausschließen wolte und vor wenigen Wochen versammelten sich in der Stadt Alais (Gard) eine große Anzahl von Pfarrern und Aeltesten, die sich einstimmig den Grundsätzen der Pariser Conferenz angeschlossen und wiederum ein kräftiges Zeugnis von dem Glauben an den Gott-Menschen abgelegt haben. Der Kampf in Frankreich ist also ernst und entscheidend und nach menschlicher Ansicht ist wol eine förmliche Trennung zwischen beiden Elementen vorauszusehen. Mancher muß seine Augen öffnen und sich entweder für oder gegen den Herrn Jesum Christum und sein gnadenreiches Erlösungswort entscheiden. Nächstens einige Mitteilungen über die Kirche Augsb. Confession unseres Landes in dem innern Kampf, der sie bewegt.

Paris, den 29. December 1864.

Das zweite Ereignis, welches die protestantische Kirche Frankreichs im lezten Jahr in Bewegung gesezt hat, ist die Ernennung des Herrn Colani als Professor an der theol. Facultät in Straßburg. Schon vor 3 Jahren wurde dieser Theolog als Prof. französischer Literatur und Declamation am Seminar angestelt und diese Ernennung erfüllte schon damals die treuen Diener der Kirche mit Schmerz und Besorgnis. Um die Wichtigkeit dieser Vocation zu schwächen behauptete man, es handle sich blos um Lehrgegenstände untergeordneter Natur. — Seitdem ist aber Herr Colani als französischer Pfarrer an St. Nikolaus berufen worden und hat in Straßburg immer mehr Beifall gefunden. Seine strengen Moralpredigten, in welchen man vergeblich die Grundlehren der christlichen Religion in ihrem biblischen und historischen Sinne sucht, sind deswegen so willkommen, weil sie in schöner Sprache ein Christentum vortragen, aus welchem der wahrhaftige Gott-Mensch mit seiner vollkommnen gnadenreichen Genugtuung verschwunden ist. Als nun durch das Absterben der Professoren Jung und Fritz zwei Lehrstühle frei wurden, suchten natürlich die einflußreichen Anhänger des Herrn Colani denselben in eine dieser Stellen zu bringen. Das war nun nicht so ganz leicht; es hatten sich schon vor drei Jahren im Oberconsistorium bedeutende Stimmen gegen die Berufung dieses Heerführers der Negation erhoben und man konte wol einen ernsten Kampf voraussehen. Von Paris aus besonders befürchtete man ein ernstes Einschreiten, und um von dieser Seite aus alle mögliche Einwirkung niederzuschlagen, wandte man sich an die Straßburger Bürgerschaft, welche mit zahlreichen Unterschriften zu Gunsten Colani's beim Directorium einkam. Man sucht eben schon lange die Straßburger und elsässische Kirche gegen das Pariser Consistorium aufzuwiegeln, indem man dasselbe als eine engherzige und herschsüchtige Macht darstelt, welche, als ein neues Papsttum die Freiheit der luth. Kirche Frankreichs bedroht. Auch in der Colani'schen Ernennung war diese feindselige und ungerechte Verfahrungsweise mit im Spiel, und mancher Ehrenmann hat unterschrieben in der festen Ueberzeugung, er kämpfe gegen Gewissenstyrannei und Fanatismus.

Es kam so weit, daß der Minister des öffentlichen Unterrichts von dem die Ernennung abhing, Herrn Colani ein Glaubensbekentnis

Beilage.

abforderte, das wirklich veröffentlicht wurde, und in welcher dieser Gelehrte behauptet, er lehre im Geist der Augsburg. Confession und gehe in seiner Critik nicht einmal so weit, als Luther selbst!! auch nent er die Bibel Gottes Wort und Christum den alleinigen Heiland; Man weiß aber was diese Sprache im Munde der Theologen dieser Schule bedeutet. Die Bibel ist nicht wirklich inspirirt und der Heiland ist nicht Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt, sondern das sittliche Ideal der Menschheit. —

Die Regierung wolte in diesem Handel die Selbstständigkeit der luth. Kirche Frankreichs nicht beeinträchtigen und begehrte ein Gutachten sowol von der Facultät Straßburgs als vom Directorium.

Dieses Gutachten lautete zu Gunsten des Herrn Colani; von den vier übrigen Professoren erhob sich nur einer, Professor Schmidt, gegen die vorgeschlagene Candidatur, und darauf wurde Herr Colani ernant. Dieser Ausgang erfüllte alle Gläubigen der beiden protestantischen Kirchen Frankreichs mit Traurigkeit und die reformirten Organe der Orthodoxie besonders die Espèrance protestirten laut gegen die Ernennung eines Mannes, der die Grundsäulen der allgemeinen christlichen Kirche zu untergraben sucht. Er läugnet ja die Dreieinigkeit und die stellvertretende Genugtuung des Sohnes Gottes.

Es sei ferne von uns, daß wir mit leidenschaftlichen oder ungegründeten Aeußerungen solten unser Gewissen beschweren; allein wir haben leider die neueste Schrift des neuen Professors der Homiletik vor Augen; nämlich die Thesen, die er bei seiner Promovirung zur Doctorwürde veröffentlicht hat. Aus dieser Schrift geht hervor, daß Christus keineswegs im Sinne der christlichen Orthodoxie der Erlöser sei, und daß, wenn er und seine Apostel vom ewigen Leben, vom Gericht, von der Auferstehung, vom Himmelreich ꝛc. reden, sie nichts weiter im Auge haben, als nahe und irdische Ereignisse; die Verbreitung einer Idee in der Welt, das Glück der Tugend und den Jammer der Sünde. —

Das jüngste Gericht ist, wie er sich ausdrückt: une séparation des bons et des mauvais éléments en présence du réactif de l'Evangile; c'est l'affinité élective des bons pour la lumière, des mauvais pour les ténèbres, affinité qui se manifeste à l'occasion de Christ. C'est une crise naturelle. Jésus est venu dans le monde pour amener cette crise. —

Also mit der christlichen Auferstehungs-Hoffnung ists nichts, das 5te Kapitel 1. Cor. hat keine Bedeutung: was gesäet wird verweslich, bleibt verweslich; was gesäet wird in Unehre bleibt in Unehre, und wenn die Kirche betet: Komm Herr Jesu, komme bald, so ist's eine Thorheit und die arme Menschheit kann auf dem Grabe des todten Menschensohnes wieder in völlige heidnische Verzweiflung sinken. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch Jesum Christum unsern Herrn. Das Symbolum ist wirkliche Wahrheit und dies Kleinod soll der Kirche Niemand rauben.

Paris, den 4. Januar 1865.

In diesem allgemeinen Kirchenkampf scheint Paris, nicht nur in der reformirten, sondern auch in der lutherischen Kirche, eine besondere Stellung einzunehmen. So ist auch das Pariser Consistorium der besondere Gegenstand der feindseligen Angriffe des sogenanten Straßburger Liberalismus, denn so nent man heut zu Tage die Negation des positiven Christentums. In zwei nach einander erschienenen Broschüren ist diese Feindseligkeit heftiger als je zu Tage getreten. Bei Gelegenheit der Säcularfeier des Todes Calvins hat Hr. Leblois, Pfr. an der Neuen Kirche in Straßburg, eine Predigt herausgegeben. Er warnt in dieser auf sehr leidenschaftliche Weise vor den despotischen Uebergriffen des Pariser Consistoriums, in welchem, nach seiner Ansicht, der schroffe und stürmische Parteigeist eines Marbach wieder auflebt, und beschwört die Straßburger Familienväter, doch die Selen ihrer Weiber und Kinder vor solch schädlichem Einfluß zu bewahren. — Paris hat es nicht für würdig gefunden, auf solch eine Sprache zu antworten. Uebrigens hat das Pariser Consistorium zu solcher Verdächtigung nicht den geringsten Anlaß gegeben, es wäre vielmehr zu wünschen, daß die lutherische Kirchenlehre genauer aufgefaßt und nach außen ernster festgehalten würde.

Der zweite Angriff hat mehr Gewicht als der vorige und besonders dadurch, daß man die Anwesenheit der drei Abgesandten der Pariser Inspektion im Oberconsistorium als illegal nachzuweisen sucht, weil Paris als einzelnes Consistorium keine Inspektion bilden könne. Man möchte also das Decret umgestoßen wissen, welches im Jahre 1852 das Pariser Consistorium ausnahmsweise zu einer Inspektion erhoben hat. Laut des Gesetzes bilden 5 Consistorien eine Inspektion.

Auch sucht man die Bedeutung der Pariser Kirche dadurch zu schwächen, daß man vorgibt, die große Mehrheit ihrer Glieder seien nicht einmal Franzosen, sondern eingewanderte unstäte Deutsche, die in der Hauptstadt die Straßen kehren.*) — Lauter Unwahrheit! So seien auch die Pastoren großenteils aufgeregte und leidenschaftliche Missionare, die es zwar gut meinen, nichtsdestoweniger aber mit der Berliner Kreuzpartei in Verbindung stehen, eine Verläumdung, die in Frankreich auch auf politischem Gebiet das Pariser Consistorium zu verdächtigen sucht. — Die Namen von Findeisen und v. Bodelschwingh werden als Belege angeführt: denn, heißt es, sie lehren unerhörte Dinge im Schoße des französischen Protestantismus. Diese unerhörten Lehren werden aber nicht genauer bezeichnet, und es ist

---

*) Die Straßenkehrer und Tagelöhner von Montfaucon (wie man sie in der Broschüre nent) bilden zwei oder drei besondere Gruppen, die meist aus Hessen bestehen und in den Stadtteilen von St. Marcel, La Villette und Batignolles-Monceaux wohnen. Sie machen weit den geringsten Teil der Pariser luth. Kirche aus, die größtenteils aus Elsässern besteht. Diese kleinen deutschen Herden, die im Ganzen gar nicht so verächtlich sind, haben ihre besonderen Geistlichen deutscher Abkunft, welche besonders von der deutschen evang. Mission in Paris abhängen.

ja bekant, daß obengenante Herren, die als Hülfsprediger unter Einwilligung des Cultusministers hier unter den Deutschen arbeiteten, weiter nichts wollten, als die reine Lehre Augsb. Conf. predigen und aufrecht halten. — Uebrigens haben die ausländischen Theologen im Consistorium keine Stimme und sind manchen Mitgliedern desselben sogar unbekant; und es ist grundfalsch und sogar lächerlich, zu behaupten, das Pariser Consistorium stehe irgenwie unter ihrem Einfluß und sympathisire mit den Grundsätzen irgend einer ultra-reactionären Partei, sei's auf politischem oder auf religiösem Gebiet. Solche Verdächtigungen sind unter aller Critik, nichtsdestoweniger aber werden durch solche unverantwortlichen Angriffe die unwissenden Massen aufgehezt und das ist eben der Zweck der sogen. elsässischen Liberalen, die durch den Niederrhein. Courier bis in die kleinsten Dörfer ihre gehässigen Vorurteile ausgestreut haben.

Es ist eine traurige Thatsache, daß die Leute, die so viel von Toleranz und Liebe reden, grade diejenigen sind, die am wenigsten Toleranz und Liebe beweisen. Die ganze Stellung dieser Partei den Gläubigen gegenüber ist dafür der beste Beweis. Man sucht die unedelsten Gefühle des menschlichen Herzens aufzureizen unter dem eitlen Vorwand, die Gewissen gegen die Tyrannei zu schützen, während doch die wirklichen Tyrannen diejenigen sind, welche sich nicht scheuen, die köstlichste aller Freiheiten mit Füßen zu treten, nämlich die Freiheit des Glaubens und der Lehre laut des historischen Kirchenbekentnisses.

Der Grund all dieses Lärms gegen Paris ist die Stellung der drei Abgeordneten im Oberconsistorium, die für die christliche Wahrheit einstehen, und wahrlich auf eine Weise, die in dogmatischer Hinsicht sehr allgemein und gemäßigt ist. Wenn in Bezug auf die Lehranstalten Straßburgs sich in manchen Herzen und bei manchen Gelegenheiten ernste Bedenken erheben und auf Verbesserung der kirchlichen Zustände gedrungen wird, so geschieht das nicht aus dem Bedürfnis, die Freiheiten der elsässischen Kirche zu beeinträchtigen, sondern grade um diese Freiheiten gegen die zerstörenden Neuerungsversuche zu wahren, und in der Kirche, statt einer trostlosen Naturreligion, die der Gipfelpunkt des neunzehnhundertjährigen Fortschritts sein soll, das wahre Gottes-Wort, welches allein von Jahrhundert zu Jahrhundert die Selen trösten und heiligen kann, aufrecht zu halten.

Mögen wir in diesem heißen Kampfe des göttlichen Lichtes gegen die menschliche Finsternis, alle fleischlichen Meinungen und Waffen ablegend, immer fester am Worte Gottes, das ewig bleibt, halten, und wenns auch durch gute und böse Gerüchte geben mnß, nicht müde werden, den Namen zu bekennen, der über alle Namen ist, und treu bleiben bis ans Ende.

Synode Gränberg in Schlesien.

Seit einem Vierteljahre hält unser neuer General-Superintendent Herr Dr. Erdmann eine Umreise in Schlesien, um sich mit den einzelnen Amtsbrüdern bekant zu machen. Bald sind es Kirchweihen, welche er dazu bennzt, bald sind es die jährlich wiederkehrenden Synoden, bald besondere Einladungen, welche ihn an die verschiedenen Orte rufen. Den lutherischen Abendmahlsritus, welcher der Schlesischen Kirche so wichtig ist, ließ Dr. Erdmann bei der gemeinsamen Sacramentsfeier eintreten. Auf den Synoden wurde über die

Frage, wie man die Gemeinden zu einem fruchtbaren Bibellesen zu vermögen habe, verhandelt, wobei, nebenbei gesagt, manche Amtsbrüder sich mehr über die Bedingungen eines fruchtbaren Lesens, als über die Mittel verbreiteten, die Gemeinden überhaupt zum Bibellesen zu veranlassen. Auch fielen Aeußerungen, nach denen man auf den lezteren Zweck verzichten zu müssen glaubte und ein Bibellesen neben dem Predigt- und Gesangbuchlesen nicht eben für unerläßlich hielt. Man sprach sich in Betr. der Falkenhagener Bibelzettel mehrfach dahin aus, daß sie die Bibel zu sehr zerrissen und daß aus ihrer großen Verbreitung keineswegs auf ihre ebenso allgemeine Benutzung geschlossen werden dürfe, die Gemeindeglieder rühmen sie wol aus Artigkeit gegen den Pastor an, aber sehr wenige lesen danach. Das Hauptmittel seien Bibelstunden, um die Leute zum Forschen anzutreiben, weil das Haupthindernis die Schwierigkeit des Verständnisses sei. Die Menge würde immer dabei beharren, sich die Haupt- und Kernsprüche der Bibel fleißig zu lesen, ohne in den zusammenhängenden Sinn einzudringen.

In der Synode Grünberg, bei welcher der amtliche Convent längst abgehalten war, wurde die Tätigkeit der Gemeinde-Kirchenräthe besprochen. Aus 5 Gemeinden, wo die Versamlungen regelmäßig gethalten worden waren: Grünberg, Boyadel, Kontopp, Günthersdorf und Schweinitz konten Resultate gemeldet werden. Jedenfalls wäre das Ersprießlichste aus Prittag zu berichten gewesen; Unser lieber Bruder Frühbuß aber war am Erscheinen verhindert. Im Allgemeinen wurde die große Willigkeit der Kirchenräthe bezeugt, den übernommenen Verpflichtungen nachzukommen, aber hier und da auch über das Hindernis der Menschenfurcht geklagt. Aus Grünberg konte von mannigfacher Tätigkeit für gottesdienstliche Feiern und zur Errichtung einer christlichen Lesebibliothek berichtet werden. Die Stadt zeichnet sich überhaupt durch Woltätigkeitssinn und Kirchlichkeit aus. Ist auch die neuere rongesche Bewegung tief genug in den Schoos der Gemeinde eingedrungen, so hat der Herr doch auch hier eine Schaar treuer Anhänger. — In Boyadel, wo Past. Spiker den Grund gelegt hat, war besonders die Energie zu rühmen, mit welcher der Kirchenrath für Heilighaltung des Sonntags wirkt und die kirchliche Armenpflege zur Ausführung gebracht hat. — Aus Kontopp wurden mehrere Beweise einer durch den Kirchenrath gehobenen Sonntagsfeier berichtet, sowie der Eifer für Hebung der Sittlichkeit. — Aus Günthersdorf meldete man die Fürsorge des G. K. R. für Krankenpflege und für die in naher Aussicht stehende Errichtung eines Glockenturms neben dem dortigen Bethause. Desgleichen gab die Anlage eines neuen Gottesackers den Gehilfen des Pastors Gelegenheit ihrem Eifer zu betätigen. — Am Ausführlichsten war das Referat aus Schweinitz. Ref. begann mit dem Geständnis, daß ihm, wie allen seinen zum lutherischen Verein gehörigen Brüdern die Einführung des neuen Institutes sehr schwer geworden sei, weil er gefürchtet habe, ein dem lutherischen Wesen fremdes Reis aufzupfropfen und den teuren Bekentnisstand der Gemeinde zu gefährden; daß er aber, als die kirchliche Obrigkeit dieselbe befohlen hatte, auf Grund der Augsb. Confession Artikel VII. sich nicht länger geweigert, vielmehr beschlossen habe, nun auch alle seine Kräfte auf Lebendigmachung des Institutes zu verwenden. Seiner Gemeinde war in Folge der im Jahre 1856 gehaltenen General-Visitation auf ihre öffentlich ausgesprochene Bitte der lutherische Ritus durch das Consistorium zurückgegeben worden. In Folge dessen war die erste

Tat des G. K. R. eine amtliche Fest- und Sicherstellung des lutherischen Bekenntnisstandes der Gemeinde; die dahin lautende Erklärung wurde in dem Archive des Consistoriums und des Pfarramtes niedergelegt. Dem Pastor empfahl sich jedoch der G. K. R. vornehmlich von Seiten einer ihm längst zum Bedürfnis gewordenen Gebetsgemeinschaft. Er hatte sich schon längst danach gesehnt, seine Fürbitte für die Gemeinde nicht mehr allein, sondern mit Anderen zusammen vor den Herrn zu bringen. In diesem Sinne wurde ihm die monatliche Zusammenkunft besonders wichtig; aber er legte die Pflicht der Fürbitte seinen Kirchen-Vorstehern als die erste ans Herz und ermahnte sie, nachdem er die Pfarrei in einzelnen Sprengeln unter sie verteilt hatte, bestimte Personen ihres Aufsichtskreises täglich mit Namen vor dem Herrn zu nennen. Es war ihm nämlich früher gelungen, eine Seele, die ihm besonders teuer war, aber der Kirche aus dem Wege ging, durch vereintes Gebet in die Kirche hereinzubeten. Weiter konte der Pastor erzählen, daß er Menschenfurcht an seinen K.-Vorstehern niemals wahrgenommen habe, und daß sie sich aller Zweige seelsorgerlicher Tätigkeit anzunehmen pflegten. So wurden sie in Ehesachen eine erste Instanz, in welcher Zwiste oft erledigt wurden, ehe sie zur pastoralen Kentnis gelangten. Kranke trösteten sie, wobei es einst besonders erwecklich war, einen Bauern an dem Sterbebette eines Tagelöhners zu finden, indem er ihn mit Gebeten zum lezten Gange segnete, worauf der herbeigerufene Pastor nur noch die Handauflegung zu erteilen hatte. Mit besonderer Treue halten sie darauf, daß kein Gemeindeglied ohne Sacramentsgenuß aus der Welt scheidet. Während die Organisation einer eigentlichen Armenpflege an den ländlichen Verhältnissen scheiterte, waren die Männer doch bemüht, für regelmäßige Versorgung verlassener Armen zu wirken und die aus kirchlichen Legaten zu Unterstützenden auszuwählen, zu überwachen und zu admoniren. Die Zuchtgewöhnung der Jugend war ein besonderer Gegenstand ihres Eifers. Sie waren zur Abdankung untauglicher Vormünder tätig und schafften solchen Minorennen, um die sich Niemand kümmerte, anständige Kleidung. Sie hinderten die Einrichtung von Lichtenstuben, zählten die Zahl der Tanzlustbarkeiten, um bei der Polizei vorstellig werden zu können, nahmen die zur Völlerei neigenden Gemeindeglieder oft in eine sehr herzliche, andauernde Pflege und verwandten sich für Sonntagsruhe bei Wirthen und Obrigkeiten, revidirten in diesem Sinne die Felder und Wälder und führten die zu Admonirenden fleißig dem Pastor zu. Sie versahen die jungen Eheleute mit Bibeln und Predigtbüchern, deren Anschaffung sie durch monatliche Abzahlung den Armen erleichterten. Sie überwachten die jungfräulichen Ehrentitel der Brautleute, führten für die Betrüger in diesem Sinne eine Form der Buße ein und organisirten eine stufenweis in Vermahnungen aufsteigende, bis zur Sacramentssperre innerhalb der vom A. L. R. dem Pfarrer bewilligten Grenzen fortschreitende Kirchenzucht für öffentliche Aergernisse. Kirchen- und Sacraments-Verächter wurden erinnert, und wo mangelhafte Kleidung die Ursache war, sorgte man für Abhilfe; der Besuch der Gottesdienste für die confirmirte Jugend wurde dergestalt von ihnen überwacht, daß man im lezten derselben noch 140 junge Leute als anwesend zählte, von denen mehrere sehr bereitwillig antworteten. Auch die Kirchhöfe wurden in Ordnung gebracht, Denkmäler gerade gerückt, Alleen gepflanzt und auf christliche Inschriften gehalten. Selbst die confessionellen Verhältnisse gaben

Stoff zur Tätigkeit des G. K. Rathes; die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen im Evangelischen Glauben wurde wesentlich durch sie gefördert. Nichts destoweniger konte der Pastor nicht behaupten, daß die Fortschritte der Gemeinde in Glauben und Heiligung zu bemerken seien und erhielt den oberhirtlichen Trost, daß dies ja eben die Natur aller selsorgerlichen Arbeitsfrüchte, aber doch der Segen auch der schwächsten Arbeit im Glauben zu ergreifen sei.

Weiter kam die Stellung der Kirchen-Patrone zu dem Institute der Gemeinderäthe zur Sprache. Ihr Einflus war natürlich ein sehr verschiedener. Aus manchen Parochien konte von sehr kirchlich gesinten Gutsherrschaften berichtet werden, von Fürsorge derselben für die Armen und die Sittlichkeit, von großer Willigkeit der Edelleute, den Bitten der Gemeinde-Kirchenräthe zu entsprechen. Im Allgemeinen aber konte man doch nicht umhin, zu bekennen, daß die den Kirchenpatronen als solchen durch ihre Berechtigung den Sitzungen des Kirchenrathes beizuwohnen und seine Protokolle einzusehen, erteilte Berechtigung manches Bedenken gegen sich habe und da, wo das Patronat in unrechten Händen sei, die Wirksamkeit des G. K. R. sehr hindere. Eine der ersten Pflichten des lezteren sei die Amts-Verschwiegenheit, ohne welche Verhandlungen über die Seelenpflege gar nicht statthaft seien. Das „strafe ihn zwischen dir und ihm allein" habe seine unbedingte Berechtigung auch für ein Collegium der Kirchenregierung. Sei nun der Patron an solche Amtsverschwiegenheit nicht gebunden, so habe man die ärgerlichsten Zerwürfnisse von seiner Bekantschaft mit den Protokollen der Kirchenräthe zu befürchten. Diese Gefahr werde noch dadurch vermehrt, daß viele Patrone ihre Wirthschafts-Inspectoren als Bevollmächtigte ansehen, welche jeden amtlichen Brief eröffnen dürften. Man könne sich dagegen nur dadurch schützen, daß entweder die wichtigsten Verhandlungen dem Protokolle nicht einverleibt, oder daß die lezteren erst nach Jahresfrist an die Patrone abgegeben würden. So lange die Patronate sich nicht als Kirchenämter betrachten und in die amtliche Disciplin des Kirchenregiments aufnehmen ließen, könten ihnen auch jene Rechte nicht eingeräumt werden. Das Patronat aber sei käuflich und an keine kirchliche Qualification gebunden; wie könne ihm eine Mitwissenschaft der Selenpflege vergönt werden!

Zulezt handelte es sich noch um die Gründe, aus welchen man untaugliche oder lässige Gemeinderaths-Mitglieder entlassen könte. Darüber jedoch war noch keine genügende Antwort vorhanden, und mußte ein Disciplinargesetz den Entschließungen der Synoden überlassen werden. Die Eröffnung der Kreis-Synoden wurde als im nächsten Jahre bevorstehend angekündigt. Bei Erwähnung der lezteren trat abermals die Furcht vor Beeinträchtigung des Bekentnisses und die Abneigung gegen alle Wahlen in den Vordergrund. „Wir sind alle gute Lutheraner", rief eine Stimme, der nicht widersprochen wurde.

Am Schlusse dieser Mitteilungen schied der General-Superintendent mit Gebet und Segenswunsch von der Synode.

Aus der Synode Königsberg in der Neumark.

Die lieben Brüder, welche der gesalbten Erklärung der Berliner Geistlichen gegen den Prof. Schenkel und für die Badener Geistlichkeit in der Kreuzzeitung vom 31. December 1864 beitreten und ihrer Zustimmung in der Ev. K. Z. einen Ausdruck geben wollen, wollen gütigst ihre Namen hier unterschreiben.

Kropatscheck, Pastor zu Nahhausen. Wentzel, Pastor zu Hohenkränig. Below, Past. in Hanseberg. am Ende, Past. in Groß-Mantel. Frantz, Past. in Kl.-Wubiser. Gretsel, Past. in Coredhow. Richter, Past. in Grüneberg. Kyritz, Past. in Hohen-Lübbichow. Dreist, Pfarrer in Zehden. Franke, Pfarrer in Alt-Rüdnitz. Schallehn, Prediger in Alt-Glietzen. Juschke, Pastor in Neu-Tornow. Fuchs, Pastor in Neu-Cüstrinchen. Grunow, Pfarrer in Neu-Lietzegöricke. Winkler, Pfarrer in Alt-Lietzegöricke. Boettcher, Pfarrer in Mohrin. Wilberg, Pfarrer in Butterfelde. Hahn, Pfarrer in Jädickendorf. Glokke, Archidiakonus in Königsberg N./M. Schröder Superint. in Königsberg.

Aus der Synode Schivelbein.

In den ermunternden Zuruf der evangelischen Geistlichen Berlins an die im Kampfe um das Evangelium stehenden Brüder im Großherzogtum Baden stimmen die Unterzeichneten von ganzem Herzen mit ein.

Schivelbein, den 13. Januar 1865.

Henske, Superintendent. Hasemann, Pfarrer in Groessin. Gantzkow, Pfarrer in Nelep. Lüling, Pfarrer in Ruitzenhagen. Gemberg, Pfarrer in Reinfeld. Hoeppener, Pfarrer in Ziezeneff. Sprengel, Pfarrer in Labenz. Muchemehl, Pfarrer in Wopershof. Schilling, Pfarrer in Benzlaffshagen. Uebe, Pfarrer in Rützow. Hildebrandt, Pfarrer in Semerow. Krüger, Pfarrer in Schlochwitz.

Aus Duisburg.

Der in der Nr. 2 dieser Zeitung abgedruckten Erklärung der Berliner Geistlichen gegen Schenkel treten die Unterzeichneten bei.

Duisburg, den 16. Januar 1865.

Ohlhues, Pfarrer. Hermann, Pfarrer. Lic. Krummacher, Pfarrer. Engelbert, Inspektor und Pfarrer. C. Bleibtreu, Pastor. Hörle, Pfarrer.

Erklärung aus der Synode Strausberg.

Die heute hier versammelte Synode Strausberg schließt sich der Erklärung der Berliner Geistlichen in Nr. 2 der Evangel. Kirchen-Zeitung wider den Professor Schenkel in Baden zur Stärkung der dort für die Wahrheit unseres Glaubens streitenden Brüder in allen Stücken an und bekent den vom Professor Schenkel ausgesprochenen Irrlehren gegenüber, im Einklange mit den Resultaten aller gläubigen Wissenschaft, das alte gute Bekentnis unserer teuren evangelisch-lutherischen Kirche: „Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren"! Der helfe den bekentnistreuen Brüdern in Baden zum Siege.

Strausberg, den 13. Januar 1865.

Kalisch, Superint. u. Oberpfarrer in Strausberg. Ribbach, Superint. a. D. und Oberpfarrer in Alt-Landsberg. Deegener, Pastor daselbst. Munzig, Pastor in Rehfelde. Behrends, Pastor in Prädikow. Schultz, Pastor in Prötzel. Jedermann, Pastor in Herzfelde. Ideler, Pastor in Fredersdorf. Stein, Pastor in Strausberg. Steuer, Pastor in Zinndorf. Hammerschmidt, Pastor in Strausberg.

Neumark.

Die Unterzeichneten erklären hiermit, daß sie dem Zuruf evangelischer Geistlichen in Berlin vom 31. Dezember v. J., den sie an die Badenschen Brüder gerichtet haben, von Herzen beistimmen.

Blobel, Pfarrrer zu Göritz a. O. Hollatz, Hülfsprediger daselbst. Stosch, Pfarrer in Tschernow. Fork, Pfarrer in Stenzig. Gropius, Pfarrer in Seefeld. Hegewald, Pastor von Klein-Rade. Wilhelmi, Pastor von Kunersdorf. Kleiner, Pfarrer zu Reipzig. Spieker, Pfarrer zu Lossow. Röser, Pfarrer zu Lichtenberg. Müller, Pfarrer zu Hohenwalde. Burkhardt, Pfarrer zu Müllrose. Hildebrand, Pastor in Jakobsdorf. Schaeffer, Pfarrer zu Booßen. Marcel, Pfarrer zu Lebus. Seegemund, Consistorialrath zu Frankfurt a. O. Grünenthal, Pastor zu St. Gertraud in Frankfurt a. O. Kühn, Pastor an St. Marien daselbst. Schultze, Oberpfarrer an St. Marien. Reichhelm, Consistorialrath und ev. Pfarrer daselbst. Grundemann, Gefängnißprediger daselbst. Bieder, Hülfsprediger bei St. Georg daselbst, Schönaich, Superint. daselbst.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hierselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhandler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 1. Vorwort: Die Rede des Herrn. Matth. 24 1

— 2. Vorwort: Die Rede des Herrn. Matth. 24 9

Beilage 17

Nachrichten. Berlin 23

Erklärung 24

— 3. Vorwort: Die Rede des Herrn. Matth. 24 25

— 4. Vorwort: Die Rede des Herrn über seine Zukunft. (Schluß). — Die Darwinsche Theorie. — Schenkels Characterbild und Strauß Leben Jesu 33

Beilage 41

— 5. Vorwort: Strauß Leben Jesu 49

— 6. Vorwort: Strauß Leben Jesu. — Der Vortrag des Professor Beyschlag auf dem Kirchentage . . 57

Beilage 65

Vorwort: Die Einführung der Kreissynoden in Preußen. — Die Kirchennot in Berlin. — Der Berliner Unionsverein. — Die Teilnahme eines Juden an einer Predigerwahl. — Die Bahner Sache 69

— 7. Vorwort: Der Streit unter den separirten Lutheranern in Preußen. — Die Grafen Schmising-Kerssenbrock. — Das Buch des Bischofes Martin. — Schleswig Holstein 73

— 8. Vorwort: Die Schulfrage in Baden. — Die Schenkelsche Angelegenheit. — Pius IX. in der Polnischen Sache. — Coquerel in Paris. — Guizots Betrachtungen. — Spurgeon 81

Preuß an den Bischof von Paderborn 85

Nachrichten. Paris 86

Beilage 89

Synode Grünberg in Schlesien 91

Erklärungen aus der Synode Königsberg i. d. Nm., aus der Synode Schivelbein, aus Duisburg, aus der Synode Strausberg und aus der Neumark 95

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 1. Februar. № 9.

Das höhere Schulwesen in Preußen.

Das höhere Schulwesen in Preußen. Historisch-statistische Darstellung herausgegeben von Dr. L. Wiese, Geh. Ober-Regierungs- und vortragendem Rath im Königl. Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Mit einer Uebersichtskarte. Berlin, bei Wiegandt und Grieben, 1864.

Es ist nicht leicht, die nach vielen Seiten hin weitgreifende Bedeutung dieses großen historisch-statistischen Werkes in wenigen Worten darzulegen. Es ist eine im Auftrage des Cultusministers aus amtlichen Quellen geschöpfte übersichtliche Darstellung des gesamten höheren Unterrichtswesens im Preußischen Staate, in welcher Alles, was für Kentnis der inneren und äußeren Einrichtung unserer Gymnasien, Progymnasien, Realschulen und höheren Bürgerschulen, sowie der Bedingungen ihrer Wirksamkeit wichtig ist, zusammengestellt ist. Wir lernen demnach erstens die gesamte Unterrichtsverwaltung, sowol die centrale, wie provinziale und lokale nach ihrer historischen Entwicklung wie jetzigem Bestande und die darauf bezüglichen Gesetze und Verordnungen kennen. Sodann werden uns die sämtlichen höheren Schulen, nämlich die Gymnasien, Progymnasien, Realschulen und höheren Bürgerschulen einzeln vorgeführt, und wir erhalten nach einigen historischen Bemerkungen über die Provinz und den Regierungsbezirk von jeder Anstalt durch eine ganz kurz skizzirte, aber in geistvollster Weise alles Charakteristische hervorhebenden Geschichte von ihrem Entstehen bis zu ihrem gegenwärtigen Zustande, durch Mitteilungen über ihre Vermögensverhältnisse und ihren Etat, über ihre Patronats- und rechtlichen Verhältnisse, ihre confessionelle Stellung und Verbindung mit der Kirche, über Schüler- und Lehrerzahl, über bedeutende Schüler und Lehrer, die ihr angehört haben, sowie Erwähnung aller Eigentümlichkeiten aus alten und neuen Zeiten — durch dieses Alles, sage ich, erhalten wir ein treues und lebendiges Bild nicht nur von jeder einzelnen Schule, sondern zugleich auch eine in bedeutungsvollen Thatsachen dargestellte Geschichte der inneren und äußeren Entwicklung unseres höheren Schulwesens, also zugleich ein höchst wichtiges Stück deutscher Culturgeschichte seit der Reformation. Als Ergänzung zu diesem umfangreichsten und bedeutendsten Abschnitt des Buches (S. 50—410) folgen statistische Tabellen, betreffend die Zahl der Schulen und die Schülerfrequenz vom Jahre 1818 bis 1864 (S. 412 — 478); hierauf S. 478 — 524 historische und statistische Mitteilungen über die Maturitätsprüfungen bei den Gymnasien und Realschulen, wobei alle früheren Reglements angeführt und sämtliche jezt geltende Bestimmungen zusammengestellt sind. Der 6. Abschnitt S. 525 — 597 handelt von den Lehrern und dem Lehramt, und zwar von der Vorbildung der Lehrer durch Seminarien, von der Prüfung, vom Probejahr, Anstellung, Rang, Titel, Amtspflichten der Lehrer, von der Dienstdisciplin über die Lehrer, Lehrerbesoldung, Pensionswesen und Witwenkassen — unter Mitteilung aller darauf bezüglichen Gesetze und Verordnungen. In dem Anhang wird ein vergleichender Specialnachweis über den Gesamtaufwand für die verschiedenen Schulen in verschiedenen Jahren, eine Uebersicht der gegenwärtig geltenden Schulgeldsätze und übrigen Zahlungen der Schüler, sowie ein Nachweis der mit Schulzeugnissen gegenwärtig verbundenen Berechtigungen gegeben S. 599—621; den Schluß S. 622 — 737 bildet eine Auswahl von Instructionen, Reglements, Statuten über alle bei den höheren Schulanstalten vorkommenden Verhältnisse, aus älterer und neuerer Zeit, verschiedenen Landesteilen und verschiedenartigen Anstalten angehörend.

Schon aus dieser kurzen Angabe des Inhalts ergibt sich, daß das Werk nicht nur für alle die, welche unmittelbar bei unserem höheren Unterrichtswesen beteiligt sind, sondern auch für weitere Kreise von hohem Interesse und Werte ist. Wir nennen in erster Linie die Kirche, und wollen dies in einigen allgemeinen Betrachtungen nachweisen, zu denen der reiche Inhalt des Buches Stoff und Anlaß bietet.

Die Thatsache, daß die Gymnasien in Deutschland eine Schöpfung der Reformation im 16. Jahrhundert sind, daß sie von der Kirche als seminaria ecclesiae et reipublicae christianae, Pflanzschulen der Kirche und des christlichen Staates, gegründet und Jahrhunderte hindurch geleitet worden, daß sie also recht eigentlich kirchliche Stiftungen sind, diese Thatsache war seit Ende des vorigen Jahrhunderts allmälig aus dem Bewußtsein der Gebildeten und Gelehrten, ja aus dem Bewußtsein der Kirche und Schule selbst verschwunden und ist erst seit den vierziger Jahren in Folge vieler energischer Erinnerungen wieder in das Gedächtnis der Zeitgenossen zurückgerufen worden. Wer in dieser Beziehung noch irgendwie einen Zweifel hegte, der kann in dem vorliegenden Buche den gründlichsten Nachweis und zwar den von fast jeder einzelnen Anstalt diplomatisch genau geführten Nachweis finden. Schon der Zahl nach gehören die Gymnasien größtenteils dem 16. Jahrhundert an. Von den

sämtlichen 259 höheren Schulanstalten, welche gegenwärtig Preußen hat (145 Gymnasien, 28 Progymnasien, 65 Realschulen, 21 höheren Bürgerschulen), sind viel über hundert im 16. Jahrh. gegründet worden; im 17. und 18. Jahrh. zusammen nicht viel über funfzig. Allerdings gab es schon vor der Reformation Kloster- und Kathedralschulen und einige, aber sehr wenige Stadtschulen; sie alle aber waren, ganz abgesehen von ihrem engherzigen, scholastisch-theologischen Zuschnitt, in Folge des tiefen Verfalles der Kirche im 14. und 15. Jahrh. sehr heruntergekommen und die im 16. Jahrh. bereits vorhandenen Schulen wurden durch die Reformationsbewegung so gründlich umgestaltet, daß sie als neue gelten können. Selbst der Name „Gymnasium" ist schon im 16. Jahrh. gebräuchlich; sonst heißen sie meist lateinische Schulen oder Partikularschulen, studium particulare, im Gegensatz zu den Universitäten, die studium universale oder generale genant wurden. Unsere großen Reformatoren wußten, was freie und wahrhafte Geistesbildung ist — sie besaßen sie selbst in vollkommenster Weise — und welche Bedeutung dieselbe für die Kirche, wie für die ganze Nation hat. Mit ihrem ebenso in die Tiefe wie in die Weite gehenden Blick erkanten sie in gleicher Weise die idealen und durch unsere ganze historische Entwicklung bedingten Forderungen der Wissenschaft, wie die realen Bedürfnisse ihrer Zeit und ihres Volks. Sie hatten die Aufgabe der höheren Schule so allseitig und so bestimt aufgefaßt, daß man überall auch da, wohin ihr unmittelbarer Einfluß nicht reicht, die Schulen nach ihrer Idee organisirte oder reorganisirte, ja daß selbst die römische Kirche schließlich nicht anders konte, als stillschweigend — und zögernd diesem Vorbilde zu folgen. Daß der deutsche Protestantismus sehr bald auf dem Gebiete der Wissenschaft die Führerschaft gewann und fortwährend behauptet hat, daß er in unserer nationalen Literatur und ganzen geistigen Entwicklung dieselbe dominirende Stellung eingenommen hat, das verdankt er ganz besonders auch den Gymnasien, die sich als wahrhaft nationale Institute und als Institute von größter Bedeutung bewährt haben: sie wirkten mächtig auf die Hebung der Universitäten, deren Unterricht nun ein ganz anderer werden konte und mußte, sie wirkten ebensosehr auf ihre unmittelbare Umgebung, für welche sie ein Centralpunkt wissenschaftlichen Lebens wurden. Luther und Melanchthon haben in ihre Organisationspläne, die bald für ganz Deutschland maßgebend wurden, in freisinnigster Weise alles aufgenommen, was, wie wir jezt uns ausdrücken, die allgemein menschliche und wissenschaftliche Bildung fordert. Um so mehr Beachtung verdient es deshalb wol, wenn beide mit dem größten Nachdruck die christliche Erziehung und Unterweisung als die vornehmste und edelste Aufgabe aller Gymnasien, als das eigentliche Ziel und den Endzweck aller höheren Bildung hinstellen. Wie sehr die Gymnasien jener Zeit diese ihre höchste Aufgabe verstanden und würdigten, wie sehr sie ihnen von ihren Gründern ans Herz gelegt wurde, das sehen wir jezt noch aus den Schulordnungen, Stiftungsurkunden, ja selbst oft aus den Inschriften der Schulhäuser. Geh. R. Wiese hat stets darauf hingewiesen. In größter Ausführlichkeit aber finden wir den Nachweis hierfür in einem anderen Werke geführt, welches wir bei dieser Gelegenheit den Lesern der Ev. K. Z. als eine für die geschichtliche Entwicklung unseres Schulwesens sehr wichtige und lehrreiche Urkundensamlung empfehlen wollen. Es sind dies

„die evangelischen Schulordnungen. Herausgegeben von R. Vormbaum, Pfarrer zu Kaiserswerth a. R. 3 Bde. Gütersloh 1860—1864."

Das Werk gibt nur Schulordnungen und Stiftungs-Urkunden des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, und zwar aus den verschiedensten Teilen des evangelischen Deutschlands, in einem bis auf die zuweilen schreckliche Orthographie und Interpunktion getreuen Abdruck mit einigen einleitenden Bemerkungen; diese Schulordnungen beziehen sich meist auf die Gymnasien und lateinischen Schulen, welche bekantlich lange Zeit den Elementarunterricht mit besorgten; sobald aber besondere und selbständige Elementar- und Bürgerschulen entstehen, werden auch die Ordnungen und Lectionspläne dieser mitgeteilt. Der 1. Bd. enthält auf 765 Seiten 43 Schulordnungen des 16. Jahrhunderts nebst den die Schulorganisation betreffenden Schriften des Joh. Sturm und Michael Neander; die Schulordnung des dritten großen Schulmannes im 16. Jahrh. des Val. Trotzendorf ist in der Goldberger Schulordnung gegeben. Da zeigt sich denn nun überall die engste Verbindung der Schule mit der Kirche der Reformation sowol darin, daß alle Reformatoren, Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Calvin, Beza, an der Organisation der Schulen durch Schriften und Schulordnungen sich lebhaft beteiligen, als auch darin, daß die Schulordnungen oft als Teile der Kirchenordnung einverleibt sind, und darin, daß in den meisten Stiftungsurkunden den Gymnasien ganz ausdrücklich die Bestimmung gegeben wird, daß sie zur Aufrechthaltung und weiteren Verbreitung der reinen Lehre des Evangeliums dienen sollen, und endlich darin, daß nur Theologen und Geistliche die Lehrer waren. Wir wollen aus den uns vorliegenden Originalacten der Gymnasien nur einige Mitteilungen machen.

Die erste eigentliche Schulordnung, die das Vorbild für alle folgenden geworden ist, ist die Kursächsische vom Jahre 1528, ausgearbeitet von Melanchthon unter Mitwirkung Luthers, weshalb auch unter seinen Schriften mit aufgenommen. Gleich in den ersten Worten derselben wird deutlich und bestimt die Aufgabe der Schulen, die künftigen Diener der Kirche und des Staates zu erziehen und auszubilden bezeichnet. „Die Eltern sollen um Gottes willen die Kinder zur Schule thun und sie Gott dem Herrn zurüsten, daß sie Gott anderen zu Nutz brauchen könne"; Vorbaum I. S. 5. „Solcher geschickter Leute (unter „geschickten" werden die verstanden, die in dem Worte des Glaubens und in der guten Lehre auferzogen sind und auch andere dies klar und richtig lehren) darf man nicht allein zu der Kirchen, sondern auch zu dem weltlichen Regiment, das Gott auch will haben." In einer späteren, sehr erweiterten und ganz ins Einzelne gehenden Kursächsischen Schulordnung von 1580, die besonders für die drei Fürstenschulen in

Meißen, Pforta und Grimma galt, heißt es (b. Vormbaum I. S. 274): „In den christlichen Schulen sollen fürnehmlich drei Dinge getrieben werden: das erste ist die Gottesfurcht und wahrhaftiger Glaube und Religion; das andere die äußerliche Zucht; das dritte, daß die Schüler gelehrte und verständige Leute werden." J. Bugenhagen motivirt die Gründung der Schulen in der von ihm (in plattdeutscher Sprache) verfaßten Braunschweigschen Kirchen- und Schulordnung also (Vormbaum I. S. 9): in der Taufe sind unsere Kinder Christo dargebracht; niemand aber erbarmet sich derselben, daß man sie lehret, daß sie möchten bei Christo bleiben. „Die getauften Kinderlein leben in der Gnade Gottes, als wie Adam und Eva vor der Sünde im Paradiese, wissen nichts gutes noch böses, wie wohl sie unserer sündlichen Natur halber zum Zorne und zum Bösen geneigt sind; sie haben die Zusage Christi, solcher ist das Reich Gottes. Wenn aber die Zeit komt, daß sie vernünftig beginnen zu werden, so komt auch die Schlange wie zu Adam und Eva und beginnet die Kinder zu lehren alle Untugend und ihre Vernunft dahin zu leiten, daß sie lästern die Artikel des christlichen Glaubens und verachten den Bund, den sie mit Christo in der Taufe gemacht haben: dann ist es Zeit, dann wird von uns gefordert, daß wir sie lehren sollen u. s. w." Nebenbei bemerkt, sieht man aus dieser, namentlich im Plattdeutschen ganz naiven und doch so tiefsinnigen Darstellung, daß das, was in unserer Zeit von nicht Wenigen als Resultat großer geistiger Kämpfe und als Errungenschaft des 19. Jahrhunderts betrachtet wird, nämlich die Artikel des christlichen Glaubens lästern und den Taufbund verachten, im 16. Jahrhundert bereits von den ungezogenen Kindern ausgeübt wurde. — In der Hannoverschen, von Urbanus Rhegius 1536 verfaßten Kirchenordnung heißt es: „Wir wissen, wie ernstlich die Schrift befiehlt, daß man die jungen Kinder in der Lehre und Strafe des Herrn auferziehe, dieweil der Christenheit sehr viel an solcher Auferziehung gelegen ist, denn man bleibt gewöhnlich das ganze Leben, wie man in der Jugend auferzogen ist. Derhalben wollen wir auch mit höchstem Fleiß erstlich eine lateinische Schule halten und fromme gelehrte Leute dazu bestellen, daß die Jugend im Katechismo und freien Künsten der Grammatik, Logik, Rhetorik, Musik, Poesie und in guter Ordnung, nach Geschicklichkeit der Jungen, auch in den Sprachen gründlich unterrichtet werde, damit das junge Volk Gottes Furcht und gute Künste zusammenlerne. Der Schulmeister und seine Mitarbeiter sollen die Schule anrichten nach der Sächsischen Ordnung. — Welcher aber oder welche unsere Jugend mit Irrtum beflecken wollt, den oder die wollen wir gleich andern Gottesläster strafen — darum wir nicht allein keinem Schulmeister, sondern auch keinem Vater und keiner Mutter, sie seien wer sie wollen, bei uns gestatten mögen, daß sie ihre Kinder mit falscher Lehre beflecken und Christo unserem Herrn und Gott entziehen wollten." Vormbaum I. S. 32. — In der Schleswig-Holsteinschen Kirchenordnung von 1542 heißt es: „In allen Städten und Flecken soll eine Schule sein, darin man Latein lehre und geschickte Schulmeister haben, deren jeder zwei oder drei zur Hülfe habe; die Kinder sollen in die Schulen gehen, damit sie bei Christo bleiben, dem sie in der Taufe zugeeignet und abgesondert worden sind; dazu ist nötig, daß die Prediger in allen Orten das Volk vermahnen, daß die Eltern gedenken und wissen mögen, wie sie vor Gott schuldig sind, ihre Kinder zu solcher Zucht und Lehre zu halten — damit wir Leute haben mögen, durch welche unsere Nachkommen die reine Lehre des Evangelii von uns empfangen und deren wir zur Regierung der Lande und Leute gebrauchen mögen." Vormbaum S. 34.

Treffend wird auch die Notwendigkeit der Schulen in einer anderen Braunschweigschen, von Bugenhagen, Corvin und Görlitz verfaßten Ordnung von 1543 dargelegt: „Man liest in Tripartita historia, daß der Kaiser Julianus Apostata, da er sah, daß durch keine Verfolgung der christlichen Religion ein Abbruch geschehen konte, niedergelegt und verboten habe den Christen die Schulen, freie Künste und studia linguarum, der Meinung, wenn die Christen ihre Jugend zu freien Künsten und göttlicher Schrift nicht hielten, so würde es ihnen bald an guten Lehrern mangeln und die Gottseligkeit vergehn. Es hat auch gemelter Kaiser mit diesem Verbote unsere Religion am rechten Orte angegriffen, wenn Gott der Herr nicht diesem teufelschen Vornehmen gewehret hätte. Denn was die Verachtung guter Künste, der griechischen und hebr. Sprache und der göttlichen Schrift vor Unrath mit sich bringe, hat die Kirche der heillosen Sophisten und Schule der Päpste, die ihre Barbarei über die Schrift geehret haben wollten, mit merklichem Abbruch der rechten Gottseligkeit erfahren müssen. Darum zu der Zucht der armen Jugend, die in der Taufe Christo einmal zugeführt ist, daß sie bei Christo immer bleibe, gelehret und unterweiset werde, soll man die Schulen wieder anrichten, damit die Jungen mit Künsten und christlicher Lehre aufgezogen werden, daß wir also von ihnen mögen Leute machen, die nachmals Landen und Leuten können dienen zum geistlichen und weltlichen Regiment." Vormbaum S. 44.

Der berühmteste Schulmann des 16. Jahrhunderts war Joh. Sturm, der 1538 das Gymnasium zu Strasburg neu organisirte und 45 Jahre lang leitete; er war ein Anhänger Calvins und wurde 1540 mit ihm nebst Bucer und Capito zu dem Religionsgespräch nach Worms gesandt; er hat wol von allen Schulmännern seiner Zeit den größten Einfluß und die weiteste Wirksamkeit gehabt; sein Einfluß erstreckte sich nicht nur auf Deutschland, sondern auch auf Frankreich, die Schweiz, Italien, England; sein Ruf war bis Ungarn, Siebenbürgen und Polen erschollen; er stand bei drei Kaisern, Carl V., Ferdinand I. und Maximilian II., sowie bei der Königin Elisabeth von England in Ansehen. „Die meisten Schulordnungen des 16. Jahrhunderts lassen den Einfluß Sturms nicht verkennen, einzelne Bestimmungen sind fast wörtlich ihm entlehnt", sagt Vormbaum I. S. 653. Durch alle seine Schulschriften aber geht der Gedanke, Frömmigkeit und Bildung, pietas und doctrina sind die Aufgabe jeder höheren Schule.

Im zweiten Band (807 S.) stellt Vormbaum 49 der be-

deutendsten Schulordnungen aus dem 17. Jahrhundert zusammen und gibt als Beilage die Schrift des Comenius „Informatorium der Mutterschule“. Auch in diesen allen wird mit derselben Bestimtheit, wie in den obigen, die religiöse Aufgabe der Gymnasien als die höchste hingestellt; in vielen findet sich die Bestimmung, daß die Lehrer auf die symbolischen Bücher der lutherischen oder reformirten Kirche verpflichtet werden; zum erstenmale finden wir diese Verpflichtung in der Nordhäuser Schulordnung von 1583 erwähnt; Vormbaum I. S. 371. — Der dritte Band (700 S.) enthält 28 Schulordnungen aus dem 18. Jahrhundert, beginnt mit denen der Franckeschen Stiftungen zu Halle (S. 1—116) und schließt mit den erneuerten Kurfürstlich-Sächsischen Schulordnungen von 1773 sowol für die drei Fürsten- und Landschulen Meißen, Grimma und Pforta, wie für die lateinischen Stadtschulen (Gymnasien) und für die deutschen Stadt- und Dorfschulen. In der Schulordnung für die Fürstenschulen heißt es S. 613: „Dieweil die Schulen in der Absicht gestiftet sind, damit die Jugend darinne zum wahren Christentume, zu gründlicher und nützlicher Gelehrsamkeit und zu guten Sitten angeführet und dadurch selbst wahrhaft glücklich auch dem Vaterlande brauchbar werde; so sollen die Lehrer beständig diesen Zweck vor Augen haben und soviel möglich in allen Stücken ihres Amtes denselben in allen ihren Teilen zu befördern suchen. Damit sie nun dieses Alles mit desto mehrerem Ernste, Treue, Lust und Frucht thun können, so müssen sie vor allen Dingen selbst immerdar an ihrem eigenen Herzen und Leben arbeiten, um dasselbe durch rechte und fleißige Uebung des Glaubens und der Gottseligkeit, im Nachdenken über das Wort Gottes und im Gebete zu heiligen, ein in allen Stücken ehrbares und einem christlichen Gelehrten und Lehrer anständiges Leben sowol für sich und unter einander, als auch in ihrem eigenen Hauswesen führen, hiernächst ihre von den Amtsverrichtungen übrige Zeit auf Verbesserung und Vermehrung ihrer Gelehrsamkeit wenden und durch beides ihren Schülern zu einem ermunternden Exempel dienen; endlich auch ihre Schüler fleißig im Gebete Gott empfehlen, und ihn um guten Fortgang und reiche Frucht ihrer Lehre und Disciplin bitten.“ In derselben oder wenigstens in ähnlicher Weise sprechen sich alle anderen Schulordnungen, die in diesem Bande mitgeteilt sind, aus; nur vereinzelt zeigen sich rationalistische Ansätze, am frühesten und stärksten in der, übrigens unter den Auspicien des Consistoriums verfaßten (von M. Geßner revidirten) Kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Schulordnung von 1737, wo es in dem Capitel von der Zucht (Vormbaum S. 406) heißt: „Die Absicht aller Zucht in der Schule muß diese sein, daß die Kinder vor sich glückseliger und zur menschlichen Gesellschaft bequemer und deren Mitgliedern nützlicher gemacht werden. Was diesen beiden Absichten zuwider muß nach Möglichkeit abgeschafft, was aber dieselben befördert, muß durch fleißige Ausübung zur Gewohnheit gebracht werden. Es ist einer von den Hauptvorzügen der christlichen Religion, daß dieselbe diesen Absichten nicht nur auf keine Weise zuwider ist, sondern solche vielmehr auf das kräftigste befördert, indem sie die rechte Art anweiset, den Grund des Herzens zu bessern und die Quelle zu versüßen, aus welcher alle Handlungen herfließen müssen.“ Uebrigens zeigt sich in einzelnen Bemerkungen auch dieser Schulordnung, daß christliche Denkweise noch die ganze Zeit beherschte. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts fängt der von der Theologie und Kirche ausgehende Rationalismus an, auch in den höheren Lehranstalten sich auszubreiten; erst seit dieser Zeit, hauptsächlich aber erst in dem 19. Jahrhundert, fing man an, die allgemeine geistige Ausbildung als die höchste Aufgabe der Gymnasien zu betrachten.

Wir haben eben einen Blick in die Vergangenheit gethan; betrachten wir nun das gegenwärtige Verhältnis von Schule und Kirche. Es ist bekant, daß jezt bei uns das gesamte Schulwesen und zwar schon seit längerer Zeit vom Staate geleitet wird; der Staat aber hat der Kirche die Aufsicht über den Religionsunterricht und Pflege des religiösen Lebens in den Schulen überwiesen. Den General-Superintendenten ist durch ihre Instruction vom Jahre 1829 zur Pflicht gemacht, „ihr Augenmerk vorzüglich zu richten auf die religiöse und kirchliche Tendenz der gelehrten Schulen und höheren Bürgerschulen“. Ebenso ist den katholischen Bischöfen „ihr Einfluß, soweit er verfassungs- und gesetzmäßig ist, auf den Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen und auf Anstellung besonderer Religionslehrer, wo dergleichen vorhanden sind“, gesichert. „Zur Anstellung von Religionslehrern ist die Uebereinstimmung der kirchlichen und Schulbehörde nötig. Religionsunterricht darf nur solchen Lehrern oder Geistlichen übertragen werden, gegen welche die betreffenden kirchlichen Behörden keine Einwendung gemacht haben. Ebenso können neue Religions-Lehrbücher nur mit Genehmigung der geistlichen Behörde eingeführt werden. Die in Folge von Inspectionen oder aus anderen Veranlassungen von geistlicher Seite in Betreff des Religionsunterrichts und der Pflege des religiösen Lebens der Schule gemachten Bemerkungen werden zu weiterer Vermittelung an die betreffende Königliche Schulbehörde gerichtet. Wo für eine höhere Schule ein Curatorium besteht, ist in der Regel der erste Geistliche des Orts Mitglied desselben.“ Wiese, das höhere Schulwesen, S. 12.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 4. Februar. № 10.

Das höhere Schulwesen in Preußen.

(Fortsetzung.)

Wenn man ohne alle Rücksicht auf unsere Vergangenheit das Verhältnis betrachtet, in welchem nach den gesetzlichen Bestimmungen Kirche und Staat bei uns an dem Schulwesen sich beteiligen, so kann und muß man sagen, es ist so das natur- und sachgemäße, das eigentlich normale Verhältnis: der Kirche ist gegeben — ganz und voll — was der Kirche ist; der wissenschaftliche Unterricht aber, so abhängig er auch in vielen Fällen von der religiösen Gesinnung des Lehrenden ist und so mächtig er auch in vielen Fällen auf die religiöse Gesinnung der Lernenden einwirken kann, gehört doch seiner Natur und Wesen nach dem Staate an, gehört mindestens dem Staate mehr an, als der Kirche. Man kann darüber gar nicht im Zweifel sein, sobald man nur die Unterrichtsgegenstände einzeln betrachtet.

Wenn man aber freilich auf unsere Vergangenheit und geschichtliche Entwickelung zurücksieht, wenn man sich erinnert, daß die Kirche unsere Gymnasien geschaffen und zwei bis drei Jahrhunderte hindurch geleitet hat, dann ergibt sich, daß gegenwärtig der Kirche nur ein Minimum von dem Einfluß geblieben ist, den sie früher auf die Schule hatte. Man kann dies beklagen; aber das muß man wissen, wenn man nicht absichtlich und grundsätzlich sich die Augen verschließen will, daß das Verhältnis, in welchem gegenwärtig der Staat und die Kirche zur Schule stehen, nicht durch einen Zufall und nicht durch eine willkürliche Gewaltthat des Staates, sondern wesentlich und hauptsächlich durch die Schuld der Kirche, d. h. der Leiter und Diener der Kirche, herbeigeführt worden ist. Es ist keine erfreuliche, aber eine heilsame und notwendige Betrachtung, die ein jeder, der die Kirche lieb hat, vornehmen muß, zuzusehen, wie und wodurch allmälig die Kirche um ihren dominirenden Einfluß in der Schule und damit um ihren Einfluß in einem höchst bedeutungsvollen Gebiet gekommen ist; diese Betrachtung wird unter Anderm auch dazu gut sein, die Leiter und Diener der Kirche über ihre rechte Stellung zur Schule und überhaupt zur Gegenwart zu belehren.

Ganz evident und allgemein zugestanden ist die Schuld der Kirche seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sie durch den Rationalismus sehr schwach wurde und herunterkam, während in derselben Zeit der Staat anfing, sich sehr kräftig und lebensfrisch zu entwickeln, und die Schule in Besitz nahm, um die sich die Kirche nicht mehr viel bekümmerte. Aber die Schuld der Kirche begint leider schon früher. Luther hatte die Bedeutung und Würde des Lehramts aufs Nachdrücklichste hervorgehoben. „Das sage ich kürzlich: einem fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister oder wer es ist, der Knaben treulich zeucht und lehret, dem kann man nimmer gnug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen, wie auch der Heide Aristoteles sagt. Noch ists bei uns so schändlich veracht, als sei es gar nichts, und wollen dennoch Christen sein. Und ich, wenn ich vom Predigtamt ablassen könte oder müßte und von anderen Sachen, so wollt ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dies Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste, größeste und beste ist, und weiß darzu noch nicht, welches unter beiden das beste ist. Denn es ist schwer, alte Hunde bändig und alte Schalke fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet, und viel umsonst arbeiten muß; aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, obgleich auch etliche darüber zerbrechen. Lieber, laß es der höchsten Tugenden eine sein auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich ziehen, welches gar wenig und schier niemand thut an seinen eigenen." — „Ich wollte, daß keiner zu einem Prediger erwählet würde, er wäre denn zuvor ein Schulmeister gewest. Jezt wollen die jungen Gesellen von Stund an alle Prediger werden und fliehen der Schulen Arbeit. Aber wenn einer hat Schule gehalten ungefehrlich zehn Jahre, so mag er mit gutem Gewissen davon lassen; denn die Arbeit ist zu groß und man hält sie geringe. Es ist aber soviel in einer Stadt an einem Schulmeister gelegen, als am Pfarrherrn." Raumers Geschichte der Pädagogik, I. S. 166. Trotz dieser ernsten Mahnung bildete sich sehr bald die schlechte Praxis aus, der Schule nur eine untergeordnete Bedeutung zuzugestehen und die arbeitwollen und schlecht dotirten Schulstellen sobald als möglich mit den bequemeren und besser dotirten Pfarrstellen zu vertauschen. Man muß annehmen, daß diese Auffassung, die den Dienern der Kirche jedenfalls keine Ehre macht, sowie eine daraus folgende Vernachlässigung der Schule bald Platz griffen und sich weit verbreiteten, denn sonst kann man schlechterdings nicht begreifen, wie man nach dem großartigen und mächtigen Aufschwung, welchen das Schulwesen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts genommen hatte, nicht bald die nächsten und notwendigen Fortschritte machte, die bei einer normalen Entwickelung ich möchte sagen sich ganz von selbst

ergeben. Denn das begreift wol jeder, daß die Organisation der Schule nicht mit einem Schlage und nicht von einer Generation vollendet werden konte. Wie groß und bedeutend also auch das war, was das Reformationszeitalter gethan und vollbracht hatte, so blieb doch natürlich noch sehr viel zu thun übrig, ganz abgesehen davon, daß eine längere Erfahrung doch bald auch die Misgriffe und Einseitigkeiten fühlbar machen mußte, die in dem ersten Drange vorgekommen waren. Man braucht nur einen Blick in jene erste Einrichtung des Schulwesens zu thun, um zu sehen, welche Fehler und Mängel noch zu beseitigen, welche Bedürfnisse noch zu befriedigen, welche Aufgaben noch zu lösen waren. Wir wollen nur Einiges nennen. Daß mehr für den Volksunterricht geschehen müßte, nachdem die gelehrten Schulen so sehr gehoben worden waren, daß sodann die Kluft zwischen dem Gymnasium und der Elementarschule auszufüllen war, mußte sich sehr bald ergeben. Daß in der fast ausschließlichen Herschaft, welche die damaligen Gymnasien der lateinischen Sprache zugestanden, eine sehr bedenkliche Einseitigkeit liegt, daß dadurch alle übrigen höchst notwendigen Disciplinen beeinträchtigt und zurückgesezt werden, hätte man auch schon im 16. und 17. Jahrhundert begreifen können, wenn man das Bildungsideal, welches Luther aufgestellt, nur einigermaßen verstanden und fortgebildet hätte. Aber die Kirche selbst, die damals allein in der Schule zu gebieten hatte, hatte nichts dagegen, daß im unverständigen Eifer für das Latein sogar der Religionsunterricht und die Gebete in lateinischer Sprache gehalten wurden; gerade in den Musterschulen kam man in der Verirrung so weit, daß man mit allem Ernste daran arbeitete, die Muttersprache ganz zu verbannen und dafür die lateinische einzuführen. Und wie einseitig betrieb man auch das Latein! Verständige und einsichtsvolle Männer sprachen es schon im Anfange des 16. Jahrh. aus, daß der höchste Zweck des Studiums der alten Autoren nicht der sein könne, nur lateinisch sprechen und schreiben zu lernen: dennoch hat man die lateinischen Autoren so einseitig und mechanisch nur mit Rücksicht auf die Phrasen gelesen, daß es an 300 Jahre kostete, ehe man zu einem wirklichen, gründlichen und allseitigen Verständnis der römischen Literatur gelangte. Nur unter der Voraussetzung, daß man auf den Inhalt wenig oder nicht sah, läßt es sich begreifen, daß man 300 Jahre lang den großartigsten Schriftsteller der Römer, den Tacitus, in den Schulen nicht kante, aber den Terentius nicht genug verehren und bewundern konte — er wurde erst seit der Staat die Leitung der Gymnasien übernommen hatte aus sittlichen Gründen entfernt! Das Studium der griechischen Sprache, welches die Kirche in ihrem Interesse ganz besonders hätte befördern müssen, lag ganz darnieder und außer dem Neuen Testamente wurden nur die unbedeutendsten Schriftsteller gelesen. — Kurz, wenn man das Schulwesen des 16. und 17. Jahrh. betrachtet, so drängt sich überall der Gedanke auf: die großartigen und herlichen Impulse, welche das Reformationszeitalter gegeben, werden in einseitiger, mechanischer und oft geradezu geistloser Weise verarbeitet; an eine naturgemäße Fortbildung des Schulwesens dachte man nicht. Das war ein verhängnisvolles Versäumnis der Kirche, der allein rechtmäßig die Sorge für diese Fortbildung zukam. Da haben denn nun die Welt und der Staat zugegriffen und haben das von der Kirche angefangene Werk fortgeführt, Welt und Staat haben es natürlich in ihrem eigenen Sinn und Geist und nach ihren Bedürfnissen fortgeführt, und es ist der merkwürdige Fall eingetreten, daß Männer wie Rousseau und Basedow, die im offenen Widerspruch zur Kirche standen, unläugbare Verdienste — wenn auch nicht so große als sich manche einbilden, doch unläugbare Verdienste sich um das Schulwesen erworben haben; Aehnliches ist bis in die neueste Zeit hinein geschehen. Daß unter solchen Umständen die Leitung und Verwaltung des Schulwesens allmälig in die Hände des Staates überging, war ganz natürlich und war im Interesse der Schule sogar notwendig. Es ist eine Thatsache, daß sich die Schulen, hohe wie niedere, mit Freudigkeit in die Arme des Staates warfen, als ihnen von ihm kräftige Hülfe und ehrende Anerkennung zu Teil wurden; die innere Bedeutung dieser Thatsache, die ein Zeugnis über die Kirche enthält, kann man nicht dadurch abschwächen, daß man auf den rationalistischen Geist der Schulen hinweist, denn gerade in der Zeit, in welcher diese Trennung vor sich ging, besaß ja der Rationalismus auch in der Kirche die Herschaft; daher erklärt es sich auch, daß kirchlicherseits damals nie eine Klage über die Trennung erhoben wurde.

Die Schule gehört dem, der sie mit rechter Liebe und Treue pflegt, der ihr seinen Fleiß und seine Kraft zuwendet: thut dies die Kirche, so gehört die Schule der Kirche, thut dies aber der Staat, so gehört die Schule dem Staate. Das ist eine Erfahrung, welche die Geschichte der Schule von Anfang an bis auf den heutigen Tag predigt. Die ersten Schulen in Deutschland hat die Kirche gegründet und hat sie dann lange Zeit in ihrem alleinigen Besitz gehabt; es würde thöricht und geradezu lächerlich erscheinen, wenn man die Kirche nach ihrem Rechtstitel für dieses Besitztum fragen wollte; mit gleichem Grunde könte man auch den barmherzigen Samariter nach dem Rechtstitel für das, was er that, fragen. In der Zeit vor der Reformation waren die Schulen sehr tief gesunken. Die Kirche der Reformation nahm sich derselben an, hauchte ihnen neues Leben ein und gab ihnen eine so treffliche Organisation, daß dieselbe schließlich sogar von der römischen Kirche anerkant und adoptirt wurde. Nur Unverstand und Verblendung kann die Kirche der Reformation nach ihrem Rechtstitel für diese ihre große That und über ihr herliches Besitztum fragen. Ganz denselben Rechtstitel aber, den die alte Kirche und die Kirche der Reformation für ihre Leitung und Verwaltung der Schule anführen, kann und muß der Preußische Staat für seine allmälig gewonnene Leitung und Verwaltung der Schulen für sich in Anspruch nehmen. Unstreitig gehört das, was der Preußische Staat für das gesamte Schulwesen, höheres wie niederes, gethan hat, recht eigentlich zu seinen Großthaten; ohne seine Schulen wäre Preußen nicht was es ist, und was ein Ausländer im halben Scherz gesagt hat, Preußen sei das Land der Schulen und Kasernen, ist eine große und bedeutungsvolle Wahrheit. Preußens Macht und Einfluß beruht nicht weniger auf

seiner Intelligenz wie auf seinen Waffen; seine kriegerische Wehrhaftigkeit steht mit seiner geistigen in inniger Verbindung. Unsere Hohenzollern haben von Anfang an Ungewöhnliches und Außerordentliches für Pflege der wissenschaftlichen Bildung gethan; man bedenke nur, daß sie in ihren verhältnismäßig kleinen und nicht überreichen Territorien 1506 eine Universität zu Frankfurt a. d. O., 1655 eine zu Duisburg, 1694 eine zu Halle und 1700 die Akademie der Wissenschaften in Berlin gegründet hatten. Bis gegen Ende des 18. Jahrh. hatte der Preußische Staat bereits soviel für das Schulwesen gethan, daß das 1794 publicirte Allgemeine Landrecht nun schon, ohne den Vorwurf willkürlicher Anmaßung fürchten zu müssen, Teil II. Titel XII. sagen konte: „§. 1. Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staats, welche den Unterricht der Jugend in nützlichen Kentnissen und Wissenschaften zur Absicht haben. §. 2. Dergleichen Anstalten sollen nur mit Vorwissen und Genehmigung des Staats errichtet werden. §. 9. Alle öffentlichen Schul- und Erziehungsanstalten stehen unter der Aufsicht des Staats und müssen sich den Prüfungen und Visitationen desselben zu allen Zeiten unterwerfen." Hätte das Allgemeine Landrecht den Einwand der geschichtlichen Betrachtung gefürchtet, so brauchte es im §. 1 nur das Wörtchen jezt hinzuzufügen — „Schulen und Universitäten sind jezt Veranstaltungen des Staats" — um völlig correct zu sprechen. Wir wollen aber diese Gesetzesworte nicht blos als eine Aussage über Thatsächliches ansehen, wir müssen sie auch von Seiten des Staats als eine Zusage und Verpflichtung für die Zukunft ansehen: wer darauf hin die Entwickelung unseres Schulwesens von jener Zeit an bis auf die Gegenwart betrachtet, wird gestehen müssen, daß der Preußische Staat seiner Zusage und Verpflichtung in einer Weise nachgekommen ist, die Alles, was früher die Kirche für die Schule gethan hat, weit hinter sich zurückläßt. Den unwiderleglichen Beweis hierfür gibt das vor uns liegende Werk des Geh. R. Wiese. Wer den gegenwärtigen Zustand unseres höheren Schulwesens, wie er uns in dem genanten Buche nach amtlichen Quellen vorgeführt wird, ohne Vorurteil und unterstüzt durch die nötige Sachkentnis betrachtet, der wird aber auch finden, daß der Preußische Staat unsere Schulen im Sinne und Geist ihrer Gründung und Stiftung gegründet und fortgebildet hat, denn seit einer Reihe von Jahren ist er mit sichtlichem Ernste und Erfolge bemüht, auch in religiös-kirchlicher Beziehung alles zu thun und nachzuholen, was etwa früher versäumt ist. Wir wollen für beide Behauptungen nur einige beweisende Thatsachen vorführen.

(Schluß folgt.)

Lebensbilder.

Kurzweilig, aber ernsthaft, von Christian Leberecht Piscator. 1864. 2 Bde.

Es ist mit belehrenden, besonders religiös belehrenden Dichtungserzählungen eine misliche Sache; man merkt bald die Absicht und der reine Eindruck der Dichtung wird dadurch gestört. Es komt dies dem Leser meist wie eine ihn umgarnende Schlauheit vor, um ihm gegen seinen Willen und ohne seine Mühe eine Belehrung beizubringen, die er in ihrer eigentlichen Gestalt sonst unbeachtet beiseite gelassen hätte. Es liegt auch meist einige Unwahrheit darin, indem, was als Hauptsache erscheint, die Erzählung, zum bloßen berechneten Mittel für den als Hauptsache gemeinten, aber absichtlich versteckten und nur in nebensächlicher Begleitung erscheinenden Lehrinhalt gemacht wird; die Erzählung soll gewissermaßen die Ueberzuckerung einer sonst verschmähten Arznei sein; und bei religiösen Romanen und Novellen sträubt sich der hohe Ernst des Lehrinhalts meist fühlbar gegen die ihm übergeworfene täuschende Maske. Dazu komt, daß die keusche und lautere Behandlung des Christlich-Religiösen viel schwerer ist in der erzählenden Dichtung als in der unmittelbar belehrenden Darstellung und daß christlich-sittliche Reife der Erkentnis nur selten vereinigt ist mit schaffender, dichterischer Phantasie, und meist ist daher entweder die Dichtung gekünstelt, gequält, reizlos, oder der religiöse Inhalt ungereift, verschwommen oder ungesund; und auch sonst fromme Gemüter erweisen durch ihre gut gemeinten Dichtungen dem christl. Glaubensleben oft einen schlechten Dienst.

Wir sind, durch vielfache Erfahrungen belehrt, nur mit Mistrauen an die vorliegenden „Lebensbilder" gegangen, sind aber davon sehr bald zurückgekommen. Wir haben hier Dichtung und Wahrheit vor uns, aber auch die Dichtung trägt durchaus den Charakter tiefer innerer Wahrheit. Es ist kein Roman oder Novelle, obgleich eine zusammenhängende Erzählung aus einem Gusse; es ist ein Charakterbild aus dem Leben eines christlichen Geistlichen der Gegenwart, der es mit dem christlichen Glaubensleben bei sich und bei andern, besonders in seiner Gemeinde, ernst nimt, in scharfen, charaktervollen, auf gereifter christlicher Menschenkentnis ruhenden Zügen, die tiefsten Falten des Herzens, in seiner Sünde wie in seiner geistlichen Umwandelung, bloslegend, in durchaus christlich gesunden, von aller Ueberschwenglichkeit und Gefühlsverschwommenheit entfernten Auffassungen; überall Leben und Wahrheit, nichts gemachtes und geschraubtes. Die Erzählung ist nicht der bloße, glänzende Rahmen, in welchen anderweitige, nicht lebendig in sie verwachsene Belehrungen künstlich eingespant werden, sondern sie gibt in den Thatsachen selbst die um so eindringlichere Bekundung christlich-sittlicher Wahrheit; die eingeflochtenen Gespräche, natürlich und lebendig treu, sind nur die von der Erzählung selbst geforderte Ergänzung der Thatsachen und finden in diesen selbst erst ihren Abschluß. Am meisten treten hervor die Fragen über die Verlobung, über das

Duell, das Tanzen, die Ehescheidung, die Selsorge und die Kirchenzucht.

Die Hauptperson ist ein noch junger, aber in christlicher Erkentnis und weisem Ernst gereifter evangelischer Pfarrer, welcher nicht etwa für die andern Personen der blos über der Bewegung schwebende Beurteiler und Leiter ist, sondern welcher, selbst zweimal unglücklich verlobt, mit seiner eignen Person inmitten der Bewegung steht. Es war eine schwierige Aufgabe für den Verfasser, hier den evangelischen Selenhirten so zu erfassen, daß er in lebendiger, psychologischer Wahrheit und zugleich in der ungetrübten geistlichen Würde und Thatkraft dastehe; und der Vrf. hat sie meisterhaft gelöst; der Geistliche, obwol ein schönes Muster für wahrhaft christliche Selsorger, erscheint nicht in idealer Verklärung; er ergreift sich selbst vielfach auf sündhaften Schwächen, aber er überwindet sie durch Selbstdemütigung und Gebet. — Eine der schwierigsten Lagen, in welche ein christlicher Selsorger wol kommen kann, ist diese. Friedrich, der Pfarrer, hat sich nach dem Tode seiner Braut in Uebereinstimmung mit deren auf dem Todbette ausgesprochenem Wunsche, mit ihrer treuesten Freundin zwar noch nicht wirklich verlobt, aber doch bereits einen Selenbund geschlossen. Ihr Vater ist sein Patron, ein vornehmer, aber der Kirche entfremdeter und in einem unsittlichen Verhältnisse lebender Herr. Bei der Einweihung der neueingerichteten Kirche meldet sich derselbe beim Pfarrer, um mit seiner Tochter an der Abendmalsfeier teilzunehmen; dieser kann aber um des Gewissens willen den Unbußfertigen nicht zum Tische des Herrn zulassen; die ernste Vorhaltung hierüber hat bei dem stolzen Kammerherrn nur den Erfolg höchster Erbitterung, und er besteht darauf, an dem Abendmale teilzunehmen. An demselben Abend, dem Vorabend der Feier, fordert der innigste Freund des Pfarrers, der Sohn des Patrons, ein Officier von ernst christlichem Glauben, von ihm das heil. Abendmal, während er, zum Duell gefordert, im Begriffe ist, der Forderung zu entsprechen; die christl. Berufstreue des Pfarrers trägt in diesen schweren Anfechtungen den Sieg davon. Die Schilderung dieser Verwickelungen und der würdigen, besonnenen und festen Haltung des Pfarrers ist vortrefflich. Auch sonst treffen wir auf äußerst treffende und aus dem Leben gegriffene Darstellungen, so von dem Besuche des auf den ersten Blick wiederzuerkennenden Königs (I. S. 75), von der vornehm weltlichen Pensionsanstalt, von dem Familienballe in einer christlichen Familie, der, da grundsätzlich alle sittlich anstößigen Elemente ausgeschlossen sein sollen, zulezt zu einem Duell führt, ferner von der kurzen Stellung Eugeniens als Hofdame und ihrer Begegnung mit dem Fürsten, — was, wie wir beiläufig bemerken, nur Dichtung voll innerer Wahrheit, nicht Wahrheit aus der Gegenwart im Gewande der Dichtung ist. Die Seiten zartesten Gemütslebens sind oft mit einer Wahrheit und Innigkeit geschildert, wie wir sie nur bei den Meistern der Dichtkunst zu suchen gewöhnt sind. Nur an zwei Punkten hatten wir weniger Befriedigung; die an sich sehr treffenden Bemerkungen über kirchliche Kunst (I. 216 ff.) scheinen uns keine wesentliche Beziehung zu dem Ganzen zu haben, und die schwere Versündigung der sonst ernst frommen, nur in etwas pietistischer Werkheiligkeit befangenen Amalie, welche den in liebeleerer Pflichtehe lebenden Grafen zur Scheidung von seiner Gattin veranlaßt und diesem dann die Hand reicht, bedürfte doch wol noch einer weiteren Vermittelung. Die von Anfang bis zu Ende spannende Erzählung schließt weder mit einer Hochzeit, noch mit einer Verlobung, sondern in zarter Weise *vor* der Verlobung der Hauptperson. Das Buch ist nicht blos in hohem Maße lehrreich für angehende Geistliche, — denn sie haben hier ein lebendiges Bild des Verhaltens eines rechten christlichen Selsorgers in schweren sittlichen Fällen vor sich, sondern auch für alle, welche nach christlichem Lebensernst trachten. Es eignet sich nicht für solche, welche noch außerhalb der christlichen Erkentnis stehen, es will nicht das Todte erwecken, sondern die schon lebendigen Selen fördern; es richtet sich weniger gegen die Sünden der ungläubigen Welt, als gegen die Sünden und Verirrungen derer, die bereits Christo anhangen; und darin trägt es durchaus den Charakter eines gesunden, frischen und in sich klaren und bewährten Christentums. In Beziehung auf einen falschen Pietismus z. B. ist gesagt: „seine selbstgefällige Gläubigkeit rührt daher, daß er, statt das Verdienst Christi im Glauben zu ergreifen, den Glauben selbst sich als *Verdienst* anrechnet; es läuft das so in einander und die Gränze ist so zart. Heute zur guten Stunde habe ich den Gekreuzigten ergriffen und ruhe in ihm; über Nacht schon geschieht es, daß ich mir den Glauben selbst, mit welchem ich ihn ergriffen habe, zurechtstutze als ein Verdienst, darauf zu ruhen" (I. 65). Bei der Bekehrung einer auf ihre eigene Gerechtigkeit pochenden Bauersfrau wird bemerkt: „die grobe, unverstellte Selbstgerechtigkeit des einfachen Bauernstolzes ist eher gebrochen, als der elastische Gemütspharisäismus der gläubigen Jesusliebe" (64). Als der Graf, der seine ohne Neigung geschlossene Ehe trent, im Begriff, eine neue Ehe einzugehen, dem Pfarrer schildert, wie unglücklich seine Ehe gewesen sei, antwortet ihm dieser: „Unglücklich! und wo steht es geschrieben, daß wir sollen glücklich sein? Der Graf sah ihn befremdet an. Verzeihen Sie, Herr Prediger, sagte er, das ist doch eine wunderliche Frage. Wo steht es geschrieben, daß wir sollen unglücklich sein? — Wo das geschrieben steht? Genesis drei: Dornen und Distel soll dir dein Acker tragen. Das gilt auch vom Acker des ehelichen Lebens. Nein, wir haben keinen Anspruch darauf, glücklich zu sein, wir armen Sünder. Das Gebot Gottes ist uns gegeben. Thun wir das, so lernen wir eben im Thun selbst, daß wir Gottes Gebot zu halten nicht im Stande sind, denn das Gesetz wirkt Erkentnis der Sünde. Wer dann fest aushält unter dem Joch des Gesetzes, wer dann Gnade sucht, dem komt auch das Glück und der Segen und soll geschehen, daß, wer den Namen des Herrn anrufen wird, der soll selig werden" (II. 97). Als Charakterzeichen unchristlicher Entartung erwähnen wir noch die jedenfalls *nicht* erfundene Grabschrift auf dem Grabe eines Selbstmörders,

in einer norddeutschen Hauptstadt: „Mutig kont er sterben, Freudig gab er sich den Tod, Den schönsten Lorbeer zu erwerben; Erlöst ist er von aller Not."

So empfehlen wir diese in jeder Beziehung anziehende und gehaltvolle Schrift den christlichen Leserkreisen zur eignen Erbauung und Förderung.

Nachrichten.

Die theologische Fakultät in Bern.

Der gegen die theologische Fakultät in Bern durch die dem Irrlehrer Biedermann erwiesene Ehre veranlaßte Kampf, hat an Bedeutung noch zugenommen und bereits einen wichtigen Erfolg gehabt, den nämlich, die Fakultät zu nötigen sich über ihren Standpunkt offen auszusprechen.

Es liegt nicht in der Natur der Berner, sich sehr schnell für theologische Gegenstände zu interessiren; sie sind auf religiösem Gebiete nur zu sehr tolerant und friedeliebend. Dennoch hat diese Angelegenheit die Teilnahme des Publikums ziemlich lebhaft in Anspruch genommen. Eine Pastoral-Conferenz, welche am 21. Sept. in Biel stattgefunden hat und an welcher ungefähr 100 Geistliche aus verschiedenen Teilen des Cantons Bern sich beteiligt haben, hat sich auch damit beschäftigt; einige der Professoren, welche anwesend waren, bemühten sich durch versöhnliche Erklärungen die Freunde der Kirche über ihren Standpunkt zu beruhigen. Die Mehrheit der Versamlung zeigte sich (wol etwas voreilig) befriedigt; doch ist es eine grobe Uebertreibung, wenn die Freunde der Fakultät behaupten, dieselbe habe von der Conferenz ein **glänzendes** Vertrauensvotum empfangen (Bericht eines Berner Correspondenten im Kirchenblatt für die ref. Schweiz vom 10. Nov.)

Damit war auch die Sache keineswegs erledigt. Kaum 14 Tage später erschien eine vortreffliche Flugschrift des, seiner Verdienste wegen, hochgeachteten H. Baggesen, Pfarrer am Münster in Bern, unter dem Titel: Beleuchtung der Schrift: Die theologische Fakultät zu Bern und ihre Gegner. Ein Beitrag zur Charakteristik der freisinnigen Theologie, von C. Baggesen. Bern, Verlag von Wyß. Dieses, durch große Mäßigung und christliche Milde sich auszeichnende Schriftchen, enthält eine klare und gründliche Darstellung der sogenanten freien Theologie, welche „behauptet, christliche Theologie sein und bleiben zu wollen, aber zugleich als Wissenschaft, von aller Autorität, nicht allein der Confession der Kirche, sondern auch der Bibel selbst, bis sie dieselbe wissenschaftlich erforscht hat, unabhängig sein will." Treffend beweist der Verfasser die Unmöglichkeit, die Wahrheiten des Christentums festzuhalten, nachdem man die Offenbarungsthatsachen (wenigstens einen bedeutenden Teil derselben) der Alles zersetzenden Kritik preisgegeben hat. Endlich zeigt er, daß durch die fortgesetzte Herschaft einer solchen theologischen Richtung die Kirche zu einer ganz bekentnislosen, gegen Wahrheit und Irrtum indifferenten, herabsinken würde, wie dies bereits an manchen Orten geschehen ist. Den Professoren der Theologie wird von H. Baggesen dringlich ans Herz gelegt, „daß sie sich von aller Sympathie und Gemeinschaft mit dem wirklichen Unglauben, mit der alle Autorität der heil. Schrift, alle Offenbarung und alle positiven Wahrheiten des Christentums untergrabenden Negation, auch wo sie sich in ein wissenschaftliches Gewand kleidet, offen und bestimt lossagen sollen."

Diese sehr beherzigenswerte Schrift soll einen bedeutenden Leserkreis gefunden haben und mußte wol Vielen die Augen öffnen. Daß ihre Erscheinung der Fakultät einen empfindlichen Schlag versezt hat, scheint dieselbe selbst gefühlt zu haben, denn sie hat sich bewogen gefunden, dieser Anklage eine offene und ausführliche Darlegung ihrer Lehren entgegenzustellen. Sie hat dies gethan in einer 74 Seiten starken Schrift, mit dem Titel: Was wir glauben und lehren. Eine Verwahrung gegen Misverständnisse; von Dr. Immer, prof. theol. (Bern, Buchhandlung Huber.) Der Verfasser, Professor der Dogmatik und der Neutestamentlichen Exegese, deutet an, daß er zwar zunächst seine persönlichen Ansichten dargestellt habe, daß aber seine Collegen in den Hauptpunkten mit ihm übereinstimmen (S. 4) so daß seine Schrift als ein Glaubensbekentnis der Fakultät betrachtet werden darf, wozu schon das **wir** im Titel berechtigt.

Diese Schrift soll eine Verwahrung gegen Misverständnisse sein. „Der seit 4 Monaten schwebende Zeitungsstreit (mit diesen Worten hebt sie an) über die Richtung der hiesigen theol. Fakultät, vorzüglich aber das Schriftchen von H. Pf. Baggesen, hat dem christlichen Publikum eine unrichtige Ansicht von unserem Glauben und Wirken beibringen müssen." Daß die durch H. Baggesen charakterisirte Theologie die an der Berner Hochschule gelehrte sei, wird von H. Immer entschieden in Abrede gestellt. (S. 3.) Dieser, dem H. Baggesen gemachte Vorwurf ist nicht ganz unbegründet, insofern seine Darstellung am genauesten auf die Zeitstimmentheologie paßt, welche in Zürich und in der östlichen Schweiz überhaupt die herschende ist. Es ist nun allerdings anzuerkennen, daß die Berner Professoren in der Bekämpfung des historischen Christentums nicht so weit gehen als die Zürcher. Daß sie sich in mehr als in einem Punkte (namentlich über die Thatsächlichkeit der Auferstehung Christi) von denselben trennen, bezeugt die vorliegende Schrift selbst. Auch findet man bei den Bernern, namentlich bei H. Immer, einen gewissen Ernst, einen Wahrheitssinn, ja zuweilen eine Wärme, welche man bei den Zeitstimmlern vermißt, kurz Manches, das zur Hoffnung berechtigt, daß die ersteren, durch Gottes Gnade, ihren jetzigen Standpunkt überwinden und zu einer bessern Erkentnis fortschreiten werden. Dennoch sind die zwei Richtungen nicht sehr verschieden; beiden liegt zu Grunde eine Ueberschätzung menschlicher Kraft, menschlicher Wissenschaft, ein Mangel an Einsicht in die Notwendigkeit der göttlichen Erlösungs- und Offenbarungsanstalten. H. Baggesen hat also der Bernischen Kirche einen Dienst erwiesen, dadurch, daß er auf die letzten Consequenzen des Systems, wie sie in der Ostschweizerischen Theologie hervortreten, aufmerksam gemacht hat. Auch hier gilt das: principiis obsta. Ueberdies hat die Berner Fakultät durch die Doktorirung Biedermann's selbst Anlaß gegeben, sie der Sympathie für die Zeit-

stimmenpartei verdächtig zu halten. Hat ein Misverständnis stattgefunden, hat sich ein „unerquicklicher Streit" (wie es S. 4 heißt) darüber erhoben, sie ist wahrlich selbst daran schuld.

Mit einer anerkennenswerten Offenheit spricht sich Prof. Immer über diejenigen Punkte aus, welche von den Gegnern hauptsächlich hervorgehoben worden waren.

Der erste Abschnitt handelt von der Inspiration der heil. Schrift. Der Verfasser behauptet, daß die in früheren Zeiten geltende Lehre von einer wörtlichen und durch alle Teile der Schrift sich hinziehenden Inspiration, heute von den meisten gläubigen Theologen, unter welchen er namentlich Tholuck und H. Baggesen selbst (sich auf eine Stelle seiner Schrift berufend) anführt, aufzugeben sei, ja daß dieselbe nicht einmal die Lehre der Reformation gewesen sei. Schon diese Behauptungen bedürfen einer näheren Prüfung im Lichte der Geschichte und des gesamten Lehrbegriffs jener Theologen. Prof. Immer stellt den Satz auf, daß die göttliche Eingebung sich nur auf den sittlich-religiösen Inhalt der Bibel erstreckt, auf diejenigen Theile derselben, welche zur Lehre und Zucht notwendig sind. Gesetzt aber, man lasse diese Behauptung als bewiesen gelten (was sie keineswegs ist), so würde doch ihre Anwendung einen hohen Grad christlicher und theologischer Befähigung erfordern. Will Jemand es unternehmen in der heiligen Schrift zu unterscheiden, was zum sittlich-religiösem Gebiet gehört oder nicht, so ist dazu notwendig eine tiefe Demut, eine große Selbstverleugnung, ein beharrliches Beten und Aufblicken zum Geber alles Lichtes und aller guten Gaben. Die Schrift ist ein Organismus, in welchen man nur mit sehr delikater Hand, mit der höchsten Behutsamkeit, eingreifen darf. Ob Pr. Immer und seine Collegen diese Bedingungen erfüllen, können die Leser selbst urteilen. Daß sie nicht nur die biblischen Geschlechtsregister, sondern auch die Ceremonialgesetze und die mosaische Schöpfungsgeschichte, als nicht zur Lehre dienend, dem Gebiete der Inspiration entziehen wollen, (S. 21), zeigt, daß diese Herren keine klare Einsicht in den Organismus der Schrift, keine Ahnung von dem innigen Zusammenhang des Neuen Testaments mit dem Alten, besitzen. Man kann sich vorstellen, wie dürftig und trocken, ja wie verkehrt die Erklärung des alten Testaments aus ihrem Munde sein muß, wie Vieles was den Gläubigen wichtig und teuer ist, zu den „Unvollkommenheiten und Menschlichkeiten" der Schrift gezählt wird! Hierin also ist das Mistrauen gegen die Fakultät hinlänglich gerechtfertigt.

Gehen wir zum 2. Abschnitt über, dem von der Person Christi, so finden wir uns nicht besser befriedigt. Da ist alles so unbestimt, so nebelhaft als möglich. Wir vernehmen wol, daß die Berner Professoren den Heiland höher stellen als Moses (S. 26); sie reden von seinem Gottesmut, von seinen göttlich-kühnen Worten (S. 27), sie sprechen von seiner Person und seinem Charakter mit einer gewissen Ehrfurcht; wir lesen z. B. (S. 31), „die Aussprüche der heil. Schrift zeigen uns eine Person, in welcher der heiligste Ernst und die herablassendste Barmherzigkeit, der innigste Verkehr mit dem Vater und die selbstloseste Hingebung verbunden sind." Allein man weiß am Ende doch nicht recht, was sie von Christo halten, von seiner Würde, von seinem Verhältnis zum Vater. Sie klagen über die Dürftigkeit und Unzulänglichkeit der kirchlichen Formeln, welche dieses Verhältnis bestimmen wollen (S. 32), aber ob sie selbst Ihn mit der gesamten Christenheit für den Gottmenschen anerkennen oder nicht, darüber bleiben wir im Unklaren.

Von den Berichten über die Geburt des Herrn in den Evangelien wird behauptet, sie seien voll Widersprüche, man müsse sich also damit begnügen, „sich an ihrer kindlichen und tief poetischen Darstellung zu erbauen," und aus denselben zu entnehmen, daß Jesus vom Vater gesendet sei (S. 36.) Der Satz im Apostolischen Symbolum: „Empfangen vom heil. Geist, geboren von Maria der Jungfrau" wird (angeblich nach Nitzsch??) so erklärt: „Die eigentliche Meinung des Artikels ist die, daß nicht der sinnlich-egoistische Trieb, sondern allein die reine mütterliche Hingebung menschlicherseits dem Jesuskinde das Dasein gegeben hat" (S. 32. 33) !!

Sehr unbefriedigend ist ebenfalls die Ansicht des H. Immer über den Tod des Herrn und seine dogmatische Bedeutung. Christus (das ist anerkant) ist in dem Kampfe gegen das entartete Judentum unterlegen und hat in den göttlichen Rathschluß, welcher es also angeordnet, eingewilligt; auf diese Weise hat er die Strafe der Sünde, den Tod für uns erlitten. Durch die Betrachtung dieses seines freiwilligen und unverschuldeten Leidens wird die Hingebung an seine Person und der Abscheu vor der Sünde in unseren Herzen erweckt, weil wir den Zusammenhang unserer Sünden mit der Sünde der Welt, welche Ihn an das Kreuz geheftet hat, anerkennen müssen, und auf diese Weise wird unsere Erlösung und Versöhnung mit Gott zu Stande gebracht. So weit geht die Erklärung der Berner Theologen über diesen Punkt; in die Tiefe des Geheimnisses scheinen sie aber nicht eingedrungen zu sein, nicht zu ahnen, daß hinter der von den Menschen erlittenen Ungerechtigkeit und Marter, ein unmittelbar von Gott verhängtes und alle unsere Begriffe übersteigendes Leiden vorhanden war, als die Strafe, welche eine ganze sündige Welt auf sich geladen hatte, als die Genugthuung welche die göttliche Gerechtigkeit forderte. Daß Christus gerade dadurch, daß er dieses geheimnisvolle Leiden, das Verlassensein von Gott, freiwillig auf sich genommen, unser Stellvertreter geworden sei (und dies ist doch Lehre der Schrift), wird nirgends angedeutet.

Nur über einen Punkt, und zwar einen sehr wichtigen, die Auferstehung Christi, treten H. Immer und seine Collegen entschieden gegen jene Zeitstimmenpartei auf; sie halten die Thatsächlichkeit der Auferstehung fest und beweisen, daß die blos ideale Auferstehung (die Auferstehung Christi in der Kirche) nicht genügt, um das Christentum zu begründen. „Die Auflösung der Auferstehung Christi in die Auferstehung der Kirche (heißt es S. 43. 44) kann dem christlichen Bewußtsein nicht genügen; denn die auferstandene Kirche ist eben nur durch den Glauben an Christus; dieser Glaube ist nicht blos Erinnerung an dieses Individuum, das vor so und so viel Jahren und Jahrhunderten auf Erden gelebt hat, auch nicht blos das Fortwirken des von Ihm ausgegangenen religiösen Impulses, sondern Gemeinschaft mit Ihm, Umgang mit Ihm als einem präsenten. Die christliche Kirche ist darum auferstanden, weil Er auferstanden und das Haupt der Gemeinde ist. Die christliche Idee ist darum Andacht, Verehrung, weil sie ein Du hat, welcher ist Christus, der todt war, aber lebendig ist, von Ewigkeit zu Ewigkeit." Es ist erfreulich, daß die Berner Theologen in diesem Artikel den Glauben der Kirche festhalten und verteidigen; allein ist es nicht eine Inconsequenz, daß sie, den innigen Zusammenhang der Lehren von der Gottheit Christi, von der Versöhnung durch sein Blut und anderer noch, mit der Thatsache der Auferstehung verkennend, dieselben preisgeben, oder wenigstens verdunkeln und verstümmeln?

In dem 3. Abschnitt, über das Wunder, gehen die Berner Professoren ebenfalls teilweise andere Wege als die Zürcher. Die

Möglichkeit der Wunder wird nicht beanstandet; mit Recht wird auf die Schöpfung und auf die Erscheinung Christi als auf die zwei größten Wunder hingewiesen, durch deren Annahme auch die der anderen begründet ist. Allein nachdem dies über die Wunder im Allgemeinen zugestanden ist, werden die einzelnen Wunder, namentlich diejenigen des Alten Testaments, wieder bekrittelt und zweifelhaft gemacht durch die Behauptung, daß von den Berichten über die biblischen Wunder Manches abzuziehen und auf Rechnung der Unwissenheit, Befangenheit, oder auch der poetischen Anschauung der heiligen Schriftsteller zu setzen sei; manche dieser Wunder seien demnach als ganz natürliche Erscheinungen aufzufassen. Ein Beispiel wird genügen um die Exegese der Berner Professoren zu charakterisiren: wir lesen S. 47: „Daß der Herr in einer Wolkensäule des Tags und in einer Feuersäule des Nachts vor den Israeliten herging, ist wol die religiös-poetische Darstellung eines Gebrauches, der jezt noch bei großen Karavanen in den Wüsten des Orients in Anwendung gebracht wird."!!

(Schluß folgt.)

Provinz Posen.

An die 119 Geistlichen der Evangelischen Landeskirche Badens, die Unterzeichner des Protestes gegen Dr. Schenkel.

In dem Herrn Jesu Christo geliebte Brüder!

So weit wir auch räumlich von Euch geschieden sind, so stehen wir doch, wie Euch bereits eine Einzelstimme*) aus unserer Provinz zugerufen hat, geistlich mit Euch zusammen in dem Kampfe, dessen Ihr von dem Herrn gewürdigt seid.

Wir preisen und bekennen mit Euch: Jesum Christum, hergekommen von den Vätern nach dem Fleisch, der da ist Gott über Alles, hochgelobet in Ewigkeit.

Wir stehen zu Euch in der Verwerfung der Irrlehren, mit denen Dr. Schenkel die Evangelische Landeskirche Badens verwirrt, indem er ohne Scheu die großen Thaten Gottes antastet, welche die gesamte Christenheit in dem Apostolischen Symbolum einmütig bezeugt.

Es ist in der That eine schwere Prüfung, daß ein Mann, der sich hierdurch sogar der Fähigkeit christlicher Taufzeugenschaft beraubt, in dem Amte eines Directors des Evangelischen Prediger-Seminars geschützt, und daß die Evangelische Kirche Badens genötigt wird, eben diesem Manne die Ausbildung ihrer künftigen Geistlichen zu überlassen.

Aber die Rechte des Herrn ist erhöhet, die Rechte des Herrn behält den Sieg!

Darum, was auch über Euch ergehen möge, bleibet fest und unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal Ihr wisset, daß Eure Arbeit nicht vergeblich ist im Herrn.

Stadt und Provinz Posen, in der Epiphaniaszeit 1865.

Dr. Cranz, Gen.-Superint. der Provinz Posen und Ober-Pfarrer der Neustädtischen Gemeinde zu Posen. Rödenbeck, Consistorial-Rath in Posen. Dr. Göbel, K. Consistorialrath, Erster Senior der Unitätsgemeinde in Posen, Pastor an der Petri-Gemeinde. Bork, Militair-Ober-Prediger 5. Armee-Corps. Schultze, Consistorialrath, Superint. und Pastor an der Neustädtischen Gemeinde zu Posen. Giese, Diakonus an der Petri-Kirche zu Posen. Dr. B. Hartmann, Religionslehrer an der Realschule zu Posen. Klette, Oberprediger an der evangelischen Kreuzkirche zu Posen. Herwig, Prediger an der evangelischen Neustädtischen Gemeinde. Heidrich, Religionslehrer am Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen. Jäckel, Consistorial-, Regierungs- und Schulrath. Lic. O. Strauß, Divisionsprediger 10. Division.

Altmann, Superintend. und Pfarrer in Rawicz. Dr. Altmann, Pfarrer in Adelnau. Aust, Pfarrer in Czerniejewo. Aust, Pfarrer in Dobrzyca. Balcke, Pfarrer in Schrimm. Becker, Prediger in Kreuz. Bethge, Pfarrer in Neustadt bei Pinne. Binner, Pfarrer in Miloslaw. Blindow, Prediger in Wollstein. Borack, Pfarrer in Rogasen. Böttcher, Pfarrer in Pinne. Böttticher, Pfarrer in Fordon. Böhmer, Pfarrer in Storchnest. Brunow, Pfarrer in Waize. Clément, Pfarrer in Czarnikau. Effenberger, Pfarrer in Görchen. Effenberger, Pfarrer in Ober Pritschen. Eger, Pfarrer in Pieske. Ehrlich, Pfarrer in Klein Murzyan. Elsner, Pfarrer in Bomst. Elten, Pfarrer Kwiecißewo. Esche, Superint. und Pfarrer in Borek. Fechner, Pfarrer in Pietrowo. Felsch, Diaconus in Birnbaum. Fendler, Pfarrer in Politzig. Findeisen, Pfarrer in Strzelno. Fischer, Prediger in Grätz. Fischer, Prediger in Wisseth. Fließ, Prediger in Gnesen. Flöter, Pfarrer in Xions. Frommberger, Pfarrer in Lissa. Fuhrmann, Pfarrer in Pogorzelle. Füllkrug, Prediger in Krotoschin. Gärtig, Pfarrer in Altsorge. Gerlach, Superint. und Pfarrer in Wollstein. Geßner, Pfarrer in Nekla Hauland. Grabig, Superint. und Pfarrer in Eissa. Gruber, Pfarrer in Pudewitz. Grützmacher, Pfarrer in Schooken. Grützmacher, Pfarrer in Schneidemühl. Giebe, Pfarrer in Groß Neudorf. Hartnik, Pfarrer in Orzeczowo. Heinrich, Pfarrer in Ulbersdorf. Hemmerling, Pfarrer in Kranz. Hensel, Pfarrer in Jetroschin. Henschel, Pfarrer in Schlichtingsheim. Hellmich, Pfarrer in Chodziesen. Hoffmann, Pfarrer in Sobotka. Jähnicke, Superint. und Pfarrer in Schönlanke. Illgner, Pfarrer in Alt Jastrzemskie. Ilming, Prediger in Ostrowo. Kaiser, Pfarrer in Rawicz. Kittel, Prediger in Rogasen. Klee, Prediger in Schönlanke. Klitzsch, Pfarrer in Banoluvitz. Kögel, Pfarrer in Birnbaum. Kolbe, Pfarrer in Miasteczko. Konicolhi, Pfarrer in Schroda. Kroschel, Pfarrer in Krosno. Kuttner, Pfarrer in Kletzkow. Kühne, Pfarrer in Szydlowiec. Lange, Pfarrer in Brätz. Lange, Pfarrer in Neutomysl. Lewecke, Pfarrer in Bentschen. Lindenblatt, Pfarrer in Mroczen. Ludwig, Pfarrer in Schmiegel. Methner, Pfarrer in Jarocin. Meyer, Pfarrer in Thobylin. Mischke, Pfarrer in Runau. Müller, Pfarrer in Bojanowo. Müller, Pfarrer in Sarne. Oelze, Pfarrer in Fraustadt. Ohme, Pfarrer in Obersitzko. Petzold, Pfarrer in Lissa. Pflug, Pfarrer in Eissa. Pfeiffer, Pfarrer in Zduny. Philipp, Oberpfarrer in Schwerin a. W. Pickert, Pfarrer in Neubrück. Plath, Superint. und Pfarrer in Schubin. Postler, Pfarrer in Santomysl. Prätorius, Pfarrer in Filehne. Radke, Pfarrer in Margonin. Remus, Superint. und Pfarrer. in Ostrowo. Reinhard, Pfarrer in Rojewo Kaczkowerdorf. Rohnstock, Pfarrer in Schildberg. Rohrmann, Pfarrer in

*) Consist.-Rath Dr. Göbel in der Widmung seiner Schrift: „Das Alte Testament." 1865.

Hammer Bornj. Röhl, Pfarrer in Witkowo. de le Roi, Pfarrer in Schweinert. Rudolph, Pfarrer in Kopnitz. Rühle, Divisionsprediger in Glogau. Sange, Superint. a. D., Pfarrer in Samter. Schaffran, Pfarrer in Bojanowo. Scharfenorth, Pfarrer in Murow .u Goslin. Salzwedel, Prediger in Sierßew Hauland. Schellenberger, Pred. in Schwerin a. W. Scheringer, Pfarrer in Wirsitz. Schiedewitz, Pfarrer in Laswitz. Schiffmann, Pfarrer in Wreschen. Schiebel, Pfarrer in Schmiegel. Schmidt, Superint. und Pfarrer in Samoczyn. Schmidt, Pfarrer in Groß Drensen. Schneider, Pfarrer in Krotoschin. Schober, Pfarrer in Tirschtiegel. Schollner, Pfarrer in Wronke. Scholze, Pfarrer in Znin. Schönfeld, Superint. und Pfarrer in Inowraclaw. Schreiner, Pfarrer in Barcin. Schröter, Pfarrer in Latowice. Schubert, Prediger in Ostrowo. Schulz, Prediger in Prittisch. Schulze, Pfarrer in Schlichtingsheim. Schulze, Superint. und Pfarrer in Chodziesen. Schureck, Pfarrer in Betsche. Schwarzer, Prediger in Kempen. Schwahn, Prediger in Pakosc. Serno, Pfarrer in Bromberg. Specht, Oberpfarrer in Fraustadt. Stahr. Pfarrer in Kiszkowo. Stämler, Pfarrer in Dusznik. Starke, Pfarrer in Behle. Stoll, Superint. und Pfarrer in Obornik, Strecker, Pfarrer in Pleschen. Stumpf, Superint. u. Pfarrer in Prittisch. Stumpf, Divisionsprediger in Glogau. Sydow, Superint. und Pfarrer in Gnesen. Taube, Consistorialrath, Superint. und erster Pfarrer in Bromberg. Trinius, Pfarrer in Zirke. Vater, Pfarrer in Fraustadt. Voigt, Pfarrer in Josephowo. Völkerling, Pfarrer in Lubin. Wagler, Pfarrer in Gramsdorf. Warnitz, Pfarrer in Bialosliwe. Weber, Pfarrer in Rostarzewo. Wemher, Superintend. und Pfarrer in Grünfier. Wenig, Pfarrer in Polajewo. Werner, Pfarrer in Mogilno. Werner, Pfarrer in Trzemeßno. Werner, Strafanstaltsprediger in Rawicz. Werner, Prediger in Schildberg. Wenzel, Pfarrer in Polnisch-Crone. Wilcke, Pfarrer in Uscz. Witte, Prediger in Lindenwerder, Woth, Pfarrer in Groß Golle. Zakobielski, Prediger in Karge.

Gegen Schenkel aus der Diöcese Lübbecke.

Die unterzeichneten Pfarrgeistlichen der Diöcese Lübbecke treten hiermit der Erklärung bei, welche die Pastoral-Conferenz zu Bielefeld am 19. October v. J. gegen die Schenkelsche Apostasie und deren Beschützung durch die Badensche Kirchenbehörde in Nr. 95 der Ev. K. Z. v. J. veröffentlicht hat.

Holzhausen, im Januar 1865.

Münter, Superint. und Pfarrer zu Holzhausen. Klingemann, Pfarrer zu Levern. Kunsemüller, Pf. zu Wehdem. Erfling, Pf. zu Blasheim. Rothert, Pf. zu Oldendorf. Baumann, Pf. zu Börninghausen. Hartmann, Pf. zu Oldendorf. Priester, Pf. zu Lübbecke. Heinrich, Pf. zu Schnathorst. Müller, Pf. zu Gehlenbek. Augustin I., Pf. zu Alswede. Heepke, Pf. zu Rahden. Augustin II., Pf. zu Rahden. Knolle, Pf. zu Ströhen.

Zu der Berliner Erklärung gegen Schenkel.

Dem von funfzig Berliner Geistlichen*) unter dem 20. Decbr. v. J. erlassenen Zurufe an die zum Kampfe gegen den Verfasser des sogenanten „Charakterbildes Jesu", Dr. Schenkel, Director des theologischen Seminars zu Heidelberg, verbundenen evangelischen Amtsbrüder im Großherzogtum Baden treten wir durch unseres Namens-Unterschrift bei.

Berlin, am 5. Januar 1865.

Stibs, Superint. und Oberpfarrer a. D. Medenwaldt, Hülfsprediger an St. Matthäi. Schlobach, Hülfsprediger an St. Elisabeth. Roland, Prediger an d. franz. Klosterkirche. Sprömberg, Prediger und Lehrer der städt. höheren Töchterschule. Alt, Charitéprediger. Frenzel, Prediger an St. Petri. Fricke, Hülfsprediger an Sophien. Kraft, Prediger a. d. Zionskapelle.**)

Gegen Schenkel aus der Provinz Sachsen.

Der auf der Pastoral-Conferenz in Gnadau am 4. October v. J. abgegebenen Erklärung wider Schenkel ꝛc. treten noch nachbenante Geistliche aus dem Reg.-Bez. Erfurt bei:

Die sämtlichen Geistlichen der Ephorie Großbodungen:

Blau, Superintend. in Großbodungen, Schmidt in Kirchohmfeld, Ferchland in Wintzingerode, Kersten in Worbis, Fabricius in Haynrode, Knabe in Zwinge, Wernicke in Silkerode, Stilcke in Epschenrode, Hartung in Craja.

Fast sämtliche Geistliche der Ephorie Bleicherode:

Opitz, Sup.-Vic. und Oberpfarrer in Bleicherode, Schüler in Lipprechtsrode, Arnold in Buhla, Emmelmann in Wülfingerode, Girschner in Rehungen, Teichmann in Sollstedt, Rumpel in Obergebra, Frantz in Niedergebra, Böttcher in Elende, Kegel in Großwenden, Biebeler in Kleinberndten, Abel in Großberndten, Pape, Cand. Min. in Klein-Fursa, Ziegenbein in Großwerther, Sieckel in Mitteldorf, Emmelmann in Kehmstedt, Stamm in Nohra.

Fast sämtliche Geistliche der Ephorie Sundhausen:

Hübner, Superintend in Sundhausen, Moritz in Kleinwelsbach, Sparig in Bothenheiligen, Leunert in Isersheiligen, Schreiber in Neunheiligen, Laue in Blankenburg, Gleichmann in Mittelsömmern, Sachse sen. in Kirchheiligen, Sachse jun. in Tottleben („Herzu, wer dem Herrn angehört"), Hänicke in Haussömmern (Luc. 19, 40).

Aus der Ephorie Bennshausen:

Findeis in Suhl, Härter desgl., Kalmus desgl., Kinau desgl, Wunder in Goldlauter, Erbstein in Albrechts, Dr. Urbich in Biernau.

*) Durch ein Versehen in der uns zugegangenen Abschrift fehlt in dem Abdrucke in der Ev. K. Z. der Name des ersten Predigers an der Charité Herrn v. Tippelskirch.

**) Pastor Welmer und die beiden Hülfsprediger an der Bartholomäikirche Schultze und Nieschling haben in besonderen Erklärungen dem Zurufe beigestimt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 8. Februar. № 11.

Das höhere Schulwesen in Preußen.

(Schluß.)

Nur mit einem Worte sei an die außerordentliche Vermehrung der Schulen erinnert: im Jahre 1818 hatten wir 91 Gymnasien, jezt, 1864, haben wir 145 Gymnasien; und wie viele waren bereits vor 1818 neu gegründet oder reorganisirt worden; unsere gegenwärtigen 65 Realschulen und 21 höhere Bürgerschulen gehören mit ganz unbedeutenden Ausnahmen dem 19. Jahrhundert an. Viel wichtiger aber als diese äußere Vermehrung und die großen Geldsummen, welche der Staat schon seit langer Zeit auf die Schulen verwendet hat, ist die einheitliche Gesamt-Organisation des Schulwesens. Eine solche bestand im 16. und 17. Jahrhundert und größtenteils auch im 18. Jahrh. noch nicht; sie ist recht eigentlich ein Werk des Preußischen Staates und beginnt, nachdem schon vorher wichtige Maßregeln in diesem Sinne getroffen waren, mit der Einrichtung des Ober-Schulcollegiums, welches König Friedrich Wilhelm II. 1787 zum Zwecke „einer allgemeinen Oberaufsicht, welche über das Ganze des gesamten Schulwesens Unserer Länder sich erstreckt, und dabei nach einerlei geprüften Gründsätzen verfährt," einsezte. Damit war zum erstenmale eine besondere Centralschulbehörde geschaffen, die seitdem ununterbrochen mit wechselnden Namen geblieben ist, damit war zugleich die Grundbedingung für eine wirksame Hebung und Fortbildung des ganzen Schulwesens gegeben, wie umgekehrt als der größte und Fundamental-Mangel des bisherigen Schulwesens das Fehlen einer einheitlichen, zusammenhaltenden Leitung betrachtet werden muß. Bis dahin hatte Alles, was zur äußeren und inneren Einrichtung der Schulen gehört, von der beliebigen Bestimmung der einzelnen Patrone, sei es der städtischen Magistrate, geistlicher Behörden oder fürstlicher Personen, ferner von der beliebigen Bestimmung der jedesmaligen Rectoren oder zum Teil sogar der einzelnen Lehrer abgehangen. Welche Folgen das haben mußte, ist leicht einzusehen. Es herschte, wie wir auch aus den vielen S. 50 — 410 mitgeteilten Schulgeschichten entnehmen, eine ins Unglaubliche gehende Willkür, da nicht nur jede einzelne Schule in jeder Beziehung ihren eigenen Weg ging, sondern auch an jeder einzelnen Schule der einzelne Lehrer soweit als möglich nach seinem Kopfe seine Sache trieb. Obwol alle diese Schulen, die wir jezt Gymnasien nennen, die gleiche Aufgabe hatten, die künftigen Diener der Kirche und des Staates zur Universität vorzubereiten, so war doch kaum eine der anderen in der Lösung dieser Aufgabe gleich. Eine Anstalt hatte Griechisch, die andere nicht; in der einen wurde das Latein in einer Klasse gelehrt, in der anderen in zwei, in der andern in drei oder vier oder fünf Klassen; in einer Anstalt war einmal für Geschichte, Geographie und Mathematik zusammen wöchentlich eine Stunde angesezt; während diese Anstalten nach unten meist noch Elementarschulen waren, wollten viele nach oben hin schon halbe Universitäten sein; es gab kaum eine theologische, juristische, medicinische, philosophische Universitätsdisciplin, die nicht hie und da auf Gymnasien docirt wurde, auch Oekonomie, Kriegs- und bürgerliche Baukunst, Numismatik, Glasschleifen, Anatomie, Astronomie u. s. w. Auf einer Schule hatte man wöchentlich mehr als 40 Lehrstunden, auf der andern kaum 20; auf der einen wurden die klassischen Studien ganz vernachlässigt, auf der andern ganz allein betrieben, und die lateinische Sprache sollte die Muttersprache verdrängen; an manchem Orte blieben die Schüler 4—6 Jahre in einer Klasse, an manchem 10—20 Jahre auf der Schule; dort sind die Klassen so übermäßig überfüllt, daß ein Schulunterricht gar nicht mehr stattfinden kann; hier ist nur ein Lehrer, an einem andern Orte sind zwei, wieder an anderen drei oder vier oder fünf angestellt; an einer Schule müssen 5 Lehrer in einem Zimmer unterrichten, an einer andern gibt es für alle Klassen nur zwei Auditorien. In einer Schule perorirten die Schüler in hebräischer, arabischer und syrischer Sprache, in einer andern üben sich die Primaner zweimal wöchentlich im Predigen.

Bei solcher grenzenlosen Willkür können weder die einzelnen Schulen, noch das Schulwesen im Ganzen gedeihen; es waren auch im 16., 17. und 18. Jahrh. verhältnismäßig nur wenige Schulen, welche diese schrankenlose Freiheit nicht misbrauchten, sondern unter einer festen, verständigen, einheitlichen Leitung, welche ihnen unter günstigen Umständen zu Teil wurde, Tüchtiges leisteten; für die große Mehrzahl brachte diese Freiheit in Wirklichkeit nichts anderes als Haltlosigkeit, Schutzlosigkeit und jämmerliche Zustände in allen Beziehungen. Wären die Leistungen der Mehrzahl gut gewesen, so hätte man in jener Zeit ganz andere Fortschritte in der Wissenschaft machen müssen. Wo keine Ordnung, kein gemeinsamer Plan ist, wo jeder Lehrer und jede Anstalt immer wieder von vorne in der Pädagogik anfängt, können sich keine pädagogischen Erfahrungen und Traditionen bilden und von einer fortschreitenden Entwickelung kann keine Rede

sein; auch die besten und trefflichsten Lehrer, deren es unstreitig in den genanten Jahrhunderten viele gegeben hat, waren immer nur auf ihre eigene persönliche Kraft und Erfahrung angewiesen; wie viele Kraft aber mußte ihnen im Kampfe mit den anarchischen Zuständen verloren gehen! Auch ein Laie kann begreifen, daß es das unmittelbare praktische Interesse ist, welches aufs Bestimteste erstens für jede einzelne Schule feste Ordnung und Plan und einheitliches Zusammenwirken fordert, zweitens daß alle Schulen, welche dieselbe Aufgabe zu lösen haben, mit einander in Verbindung treten, um mit vereinten Kräften an dieser Lösung zu arbeiten. Aber noch eine höhere Rücksicht fordert die Vereinigung. Die Bildung, welche die Gymnasien geben wollen und sollen, ist ihrer Natur nach jedenfalls keine Privatsache, die von dem Belieben und der Einsicht der einzelnen Patrone oder der einzelnen Schulen und ihrer Leiter abhängen kann: sie ist unstreitig eine öffentliche Angelegenheit, eine Angelegenheit der ganzen Nation und zwar eine sehr wichtige, die in rechter und würdiger Weise nur von den großen Organen behandelt werden kann, welche überhaupt die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten haben. Diese Organe können auch nur dann das Rechte finden, wenn sie im Stande sind, die Stimme der ganzen Vergangenheit und der ganzen Gegenwart zu vernehmen und zu verstehen, und wenn sie im Stande sind, den besonderen Beruf des Volkes und der Zeit richtig aufzufassen.

Wir sehen, derselbe Geist der schrankenlosen Subjectivität, der das deutsche Volk von Anfang an in so viele Stämme und Staaten auseinander getrieben und zersplittert und deshalb dasselbe oft so schwach und ohnmächtig dem äußeren Feinde gegenüber gezeigt hat, derselbe Geist der schrankenlosen Subjectivität, der auch unsere evangelische Kirche in lauter Landeskirchen auseinander getrieben hat und immer weiter in Kirchlein und Secten zersprengt — derselbe Geist hat auch auf dem Gebiete der Schule über 200 Jahre geschaltet und gewaltet, und hat die auf demselben thätigen Kräfte, die verbunden Bedeutendes hätten leisten können, durch Isolirung so geschwächt, daß nur in einzelnen Fällen Tüchtiges geleistet wurde, die große Mehrzahl der Schulen aber innerlich und äußerlich in einem unerfreulichen Zustande sich befand. Es ist das größte Verdienst, welches sich der Preußische Staat um das Schulwesen erworben hat, daß er anfing, einheitliche Ordnung und Gesetz in einem Gebiete herzustellen, wo Belieben und Willkür geradezu anarchische Zustände hervorgerufen hatten. Den ersten Anfang können wir in einem Edict König Friedrich Wilhelms I. von 1713 finden, durch welches Einheit im Lehrplan und in Lehrbüchern gefordert wurde: „In allen Gymnasiis und lateinischen Schulen müssen einerlei Schulbücher und Praecepta gebraucht werden, damit die Jugend, wenn sie von einem Gymnasio in das andere komt, mit neuen Büchern nicht beschweret und also im Lauf der Studien gehindert und irre gemacht werde." Die oben erwähnte Einrichtung des Ober-Schulcollegiums sprach schon viel deutlicher das Ziel aus, welches man ins Auge gefaßt hatte, nämlich das ganze Schulwesen zu organisiren; aber diese Organisation war ein Werk, das sich nicht mit einem Mal vollbringen ließ; ein wichtiger Schritt wurde gethan, als durch das Edict von 1788 zum erstenmale in der Kurmark Abiturientenprüfungen angeordnet wurden, wodurch der Gymnasialunterricht allmälig sein bestimtes Ziel erhielt; dieses Ziel wurde genauer bezeichnet durch das Abiturienten-Reglement von 1812 und nach gemachten Erfahrungen modificirt durch das von 1834. Viel geschah ferner für die gleichmäßige Organisation der Schulen nach den Freiheitskriegen, indem 1817 ein besonderes Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten als oberste Centralbehörde eingerichtet wurde, unter welcher in den Provinzen die Consistorien und seit 1825 die Provinzial-Schulcollegien das höhere Schulwesen leiteten. Es ist eine seitdem fortgehende und noch nicht vollendete Arbeit, die Einheit des Lehrplans für alle Anstalten gleicher Kategorie herzustellen.

Die einheitliche Organisation aller Schulen ist ein Werk von gleicher Bedeutung und Arbeit, als ihre Gründung. Wenn von Manchem diese That des Preußischen Staats noch nicht in dem Grade anerkant ist, wie sie es verdient, ja von Manchem mit entschiedenem Mistrauen und Zweifel betrachtet wird, so würde das wirklich unbegreiflich sein, weil die Vorteile des organisirten Schulwesens vor dem unorganisirten ganz augenscheinlich und handgreiflich sind, wenn man nicht wüßte, daß der unglückliche Geist des Subjectivismus sich immer wieder geltend machen muß und es nicht ertragen kann, daß nun Ordnung und Gesetz auf einem Gebiete herscht, wo früher nur schrankenloses Belieben waltete. Da wirft man denn mit den bekanten Stichworten des Subjectivismus um sich und sagt: „das Egalisiren und Uniformiren der Schulen und die ganze büreaukratische Behandlung des Schulwesens hindere und hemme alle freie Bewegung und Entwickelung der Geister." Nur der Unverstand kann solches Urteil über unser Preußisches Schulwesen aussprechen. Man werfe einen Blick in das vorliegende Buch, und man wird erstaunen über die große Mannichfaltigkeit, die auch jezt noch factisch bei uns, auch in den Anstalten gleicher Kategorie, vorhanden ist, und man wird ferner sehen, daß auch in allen Rescripten der Centralbehörde auf unseren einmal nicht wegzuschaffenden Subjectivitätstrieb sehr viel Rücksicht — mancher wird sagen zu viel Rücksicht — genommen ist. Mag es sein, daß einmal ein Schulrath durch büreaukratischen Eifer das zu ersetzen sucht, was ihm an tieferer Auffassung und wahrhafter Bildung abgeht: die Regel ist es nicht und nie gewesen, in der Centralbehörde aber leiten seit 50 Jahren Männer unser Schulwesen, die in ganz Deutschland bekant sind und denen schwerlich jemand vorwerfen wird, daß sie nicht wüßten, was freie und allseitige Geistesbildung fordere. Eltern, die ihren Wohnsitz verändern und Söhne auf Schulen haben, hat man wol noch nie über unsere Uniformität klagen hören: man frage einmal die vielen Beamten aller Kategorien, die vielen Officiere und Geistlichen, die jedes Jahr versezt werden — und deren Söhne besuchen ausnahmslos unsere höheren Schulanstalten — worüber sie klagen: über die große Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit unserer Lehrbücher, die Kosten verursachen und den Schüler offenbar nicht fördern, klagen sie auch jezt noch,

obwol der Willkür und dem Belieben in dieser Beziehung schon manche Schranke gesezt ist. Wenn wir aber von den Eltern gefragt werden, gibt es denn so viele „beste Lehrbücher", was sollen wir antworten? Kurz, alle Schüler und Lehrer, welche von einer Anstalt zur anderen übergehen, überzeugen sich, daß wir noch eine überaus große Mannichfaltigkeit, vielleicht eine noch zu große, haben, die im allgemeinen Interesse noch hie und da beschränkt werden könte. Der Vorwurf der Uniformität im schlechten Sinn kann also nur von Unkentnis ausgehen. Daß aber an alle Anstalten, die gleiche Aufgabe haben, im Ganzen und in den einzelnen Klassen dieselben Anforderungen gestellt werden, ist eine Notwendigkeit, die doch wol in der Natur der Sache liegt, aber auch eine ganz einfache Forderung der Gerechtigkeit, weil von dem Besuch einer öffentlichen Schule und gewisser Klassen in derselben sehr wichtige Berechtigungen für den Militärdienst und alle öffentlichen Aemter abhängen.

Eine bedeutungsvolle Folge der gleichmäßigen Organisation und ihrer einheitlichen Leitung ist unstreitig auch die, daß gegenwärtig keine einzige Schule mehr so sehr herunterkommen und so tief sinken kann, wie es früher leider bei sehr vielen, wenigstens zeitweise der Fall war; wir sehen es ja aus vielen der in unserem Buche mitgeteilten Schulgeschichten. Die Behörden haben eine so genaue Kentnis der einzelnen Anstalten, daß alle wesentlichen Mängel und Uebelstände sofort bemerkt und auf ihre Beseitigung kräftig hingewirkt wird. Eine Anstalt thut der anderen jezt Handreichung, wie ein Glied dem anderen; eine hebt und fördert die andere, indem die eine der anderen vorleuchtet und zeigt, daß doch das möglich ist, was andere bisher für unmöglich hielten; die Erfahrungen jeder einzelnen kommen jezt der Gesamtheit zu gute und damit der ganzen Pädagogik. Die inspicirenden Schulräthe sehen nicht nur die Mängel und Uebelstände, sondern auch das Gute und die Fortschritte und können das bewährte Gute, was sie finden, allen anderen Anstalten mitteilen; die Schulbehörden sind somit auch Sammelpunkte der pädagogischen Erfahrungen und Forschritte, die durch sie allen zu gute kommen; jede einzelne Anstalt kann nun an den Errungenschaften der anderen Anteil haben. Kurz es zeigt sich auch auf dem Gebiet der Schule, daß unitis viribus nach allen Seiten hin unverhältnismäßig mehr erreicht und gewonnen wird, als wenn jede einzelne Kraft isolirt steht.

Auch jede pädagogische Frage, jede Klage und jede Forderung des Publikums wird von der Gesamtheit ganz anders erörtert, geprüft und erledigt, als es früher möglich war. Als Lorinser 1836 seine bekante Klage „zum Schutz der Gesundheit in den Schulen" erhob, da ordnete das Ministerium sofort an, daß alle Lehrercollegien die Beschwerde gründlich in Erwägung zögen; von einem Ignoriren und Beiseiteschieben, womit sonst leicht Klagen todtgeschwiegen werden, konte nicht die Rede sein; jeder Lehrer mußte sich einmal die jedenfalls wichtige Frage, ob die geistige Ausbildung hin und wieder auf Kosten der leiblichen Gesundheit betrieben werde, gründlich überdenken und sich fragen, ob die Klage über die Vielheit der Unterrichtsgegenstände, über die Vielheit der Unterrichtsstunden und die Vielheit der häuslichen Arbeiten begründet sei oder nicht. Eine Revision, die auf diese Weise gleichzeitig von Allen vorgenommen wird, muß sehr bald ein zuverlässiges Resultat ergeben; das Publikum konte auf Grund unwidersprechlicher Thatsachen beruhigt werden, da im Ganzen die Klagen Lorinsers sich als unbegründet erwiesen hatten; die hierdurch hervorgerufene pädagogische Bewegung ist aber von den heilsamsten Folgen begleitet gewesen.

Wir sagten oben, der Preußische Staat habe unsere von der Kirche gegründeten Schulen im Sinn und Geist ihrer Stiftung geleitet und fortgebildet. Wo wir auch hinsehen, wir finden, daß der Preußische Staat den Schulen gegenüber nicht als ein abstracter, religionsloser Staat — wie es manche Staaten versucht haben, durch welche allein wol das „Staatsschulwesen" in üblen Ruf gekommen ist — sondern als ein christlicher thatsächlich bisher sich gezeigt hat. Als der Rationalismus in der Kirche allgemein herschte, da hat natürlich auch der Staat in diesem Sinne auf die Schulen eingewirkt. Daß aber seit einiger Zeit der Glaube und die Kirche wieder eine Macht geworden ist, daran hat bekantlich der Preußische Staat ganz energisch mitgearbeitet — namentlich auch durch das, was er in der Schule gethan hat. Die gesetzlichen Vorschriften, die der Staat, seit er die Leitung des Schulwesens in seine Hand genommen, in dieser Beziehung gegeben hat, waren eigentlich stets sehr gut und bezeugen, daß er seiner Pflicht, die Schulen zuvörderst als christliche Institute zu betrachten, stets eingedenk geblieben ist. Schon im J. 1794 wurde durch ein Cirkulare an sämtliche Inspectores der Kurmark angeordnet, daß zur Steuerung der zunehmenden Neologie künftig allen neu angenommenen Lehrern an Gymnasien und Stadtschulen ein besonders gedruckter Revers zur Unterschrift vorgelegt werden solle und die Anweisung für die Schullehrer in den Land- und niederen Stadtschulen von 1794 begint also: „Jeder christlich gesinte Unterthan wird aus dem im J. 1788 erschienenen Religionsedict und aus den nachmaligen Veranstaltungen mit freudigem Dank erkant haben, daß es Sr. Königl. Majestät, unsers allergnädigsten Herrn, ernstlicher und unabänderlicher Wille ist, soviel Monarchen dazu thun können, in seinem Lande wahre Erkentnis Gottes in Christo und ächte Gottseligkeit auszubreiten. Besonders müssen alle christlichen Eltern ihren Landesherrn segnen, wenn sie sehen, wie sehr es ihm anliegt, daß ihre Kinder von der zartesten Jugend an sowol zu den für ihren Stand und Beruf nötigen Kentnissen angeführt, als auch vorzüglich mit der heiligen Schrift und dem in derselben enthaltenen einzigen Weg zu ihrem wahren Heil hinlänglich bekant gemacht, und also nicht nur zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft, sondern auch zu Mitgenossen der durch Christum erworbenen ewigen Seligkeit erzogen werden." Rönne, d. Unterrichtswesen des Pr. St. I. S. 78. In der Unterrichtsverfassung von 1816, welche, wie Wiese S. 21 sagt, besonders das historische Interesse hat, die Principien zu documentiren, von denen in der Zeit der Umgestaltung des Preußischen Staats die oberste Verwaltung des

Schulwesens ausging, heißt es ausdrücklich: „Der Preußische Staat ist ein christlicher; christlich muß daher auch der in den allgemeinen Schulen desselben erteilte Religionsunterricht in seinem ganzen Umfange sein und darf durchaus nicht in einen allgemeinen Religionsunterricht hinübergespielt werden." Wiese S. 22. In einem Ministerial-Rescript vom 21. August 1824 heißt es: „Das Ministerium hat mit Misfallen bemerkt, daß seit einiger Zeit diejenigen inländischen Studirenden, welche sich dem gelehrten Schulfache widmen wollen, auf einigen Universitäten mit einer nicht zu billigenden Einseitigkeit fast ausschließlich nur philologische Studien betreiben und das Studium nicht nur der Philosophie, sondern auch das der für einen jeden Gymnasiallehrer unentbehrlichen theologischen und historischen Disciplinen fast gänzlich vernachlässigen." Nachdem nun Anweisungen für die Prüfung in der Philosophie und Geschichte gegeben sind, erklärt das Ministerium, daß es ihm „noch wichtiger erscheine", geeignete Maßregeln zu treffen, daß alle künftigen Gymnasiallehrer, nicht blos die, welche den Religionsunterricht übernehmen wollen, tüchtige theologische Kentnisse sich aneignen. Und in der allgemeinen, noch jezt maßgebenden, Ministerialverfassung von 1826 heißt es: „Vor Allem darf der Lehrer nicht aus dem Auge verlieren, daß es dem Staate darum zu thun sei, in den Mitgliedern seiner Schulen Christen zu erziehen, daß also auch nicht auf eine blos in der Luft schwebende, alles tieferen Grundes beraubte sogenante Moralität, sondern auf eine gottesfürchtige sittliche Gesinnung, welche auf dem Glauben an Christum beruht, hingearbeitet werden müsse." Wiese S. 22. Wir wollen ferner an die Ministerialverfügung von 1836 erinnern, durch welche die rationalistischen Lehrbücher aus den Gymnasien entfernt, und Lehrbücher von entschieden christlichem Inhalt, unter anderen das von Schmieder, empfohlen wurden. Jedermann weiß, daß König Friedrich Wilhelm IV. vom Anfang seiner Regierung an seine besondere Aufmerksamkeit auf Weckung und Förderung des christlichen Geistes in den Schulen gewandt hat, und auf seinen speciellen Antrieb geschah von Seiten des Staates Alles, was geschehen konte.

Verfügungen können freilich, und besonders auf diesem Gebiete, nicht viel helfen, wenn nicht Personen da sind, die in diesem Geiste wirken: sie sollen hier auch nur bezeugen, wie ernst und unabläßig der Preußische Staat bemüht war, christliche Schulen, christliche im eigentlichen Sinne des Wortes, zu haben. Als man aber in Folge der Revolution von 1848 nicht ohne Grund befürchten mußte, auch der Preußische Staat würde nun ein abstracter, religionsloser werden, und demgemäß auch die Schulen gesetzlich indifferent gegen Religion werden, da drängte sich überall, wo christlicher Geist lebendig war, das Verlangen und Bestreben hervor, besondere Gymnasien, die unabhängig vom Staate wären, für christliche Bildung und Erziehung zu gründen. Von den verschiedenen Plänen ist in Norddeutschland nur einer zur Ausführung gekommen in dem Gymnasio zu Gütersloh Pfingsten 1851; denn es ist bekant, daß der Preuß. Staat in demselben Grade, als er die Revolution bezwang, sich auch seines christlichen Charakters wieder bewußt wurde und denselben gerade auch in der Leitung des Schulwesens bewährte. In richtiger Würdigung der Thatsachen und mit großer Weisheit benuzte man die Gründung des Gymnasiums zu Gütersloh, um alle Gymnasien ernstlich an ihre höchste und edelste Pflicht zu erinnern. Schon im März 1850 erließ das westfälische Provinzial-Schul-Collegium (unter v. Bodelschwings Leitung) eine Circular-Verfügung an alle Gymnasialdirectoren der Provinz, aus der wir Folgendes mitteilen: „Es ist Ew. Wolgeb. vielleicht bekant geworden, daß im verwichenen Jahre ein Aufruf der evangel. Gesellschaft zu Elberfeld erschienen ist, nach welchem von derselben die Errichtung einer als „christliches" Gymnasium bezeichneten höheren Lehranstalt, und zwar in hiesiger Provinz, in der Stadt Gütersloh, beabsichtigt wird. — Wenn wir nun auch nicht dazu übergehen können, das hierdurch angedeutete Urteil über die hierseitigen evangel. Gymnasien, als ob ihnen das christliche Element in solcher Weise und in solchem Umfange mangele, daß es der Errichtung einer neuen Anstalt von der bezeichneten Beschaffenheit bedürfe, von Einseitigkeit und Uebertreibung frei zu sprechen*), so dürfte doch die Erscheinung gewiß insofern Beachtung verdienen, als sie ein thatsächliches Zeugnis von der unter einem Teile der evangel. Bevölkerung verbreiteten Ansicht über die gegenwärtigen Leistungen der vorhandenen evangel. Gymnasien bildet, soweit diese von der religiösen Seite ihrer Wirksamkeit abhängig erscheinen. Indem wir deshalb nicht umhin können, Ew. Wolgeb. besondere Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hinzulenken, bemerken wir zunächst, daß wir uns vorbehalten müssen, in der Folge näher auf die Frage zurückzukommen, ob etwa der Religionsunterricht auf den Gymnasien einer wesentlichen Abänderung zu unterwerfen sein möchte. Aber es ist nicht der Religionsunterricht allein, welcher hier in Betracht komt. Jede Lehranstalt, auch die höhere, soll nicht blos unterrichten, sondern auch erziehen, und nur eine christliche Erziehung, eine solche, die von der Wahrheit des Evangeliums ausgeht, von derselben durchdrungen und getragen wird, ist es, von welcher ein nachhaltig heilsamer Erfolg erwartet werden kann. Dabei ergibt sich leicht, daß es vor Allem von der Persönlichkeit der Lehrer, von dem Geiste, der nicht nur ihren Unterricht, sondern ihr ganzes Leben durchdringt, abhängig ist, ob die Einwirkung der Anstalt auf ihre Zöglinge in der angegebenen Beziehung in der richtigen Weise stattfinden wird." In diesem Geiste wird dann weiter fleißiger Kirchenbesuch den Lehrern und Schülern und Anderes empfohlen. Als aber wenige Wochen nach Eröffnung des Gymnasiums zu Gütersloh, im Sommer 1851, der König Friedrich Wilhelm IV. auf einer Reise diese Stadt berührte, da sprach er sich mit solcher Freudigkeit und Bestimtheit über das Unternehmen aus und sprach mit solchem Ernste über die wichtigste Aufgabe der Gymnasien**), daß seine Worte überall den größten Eindruck machten. Der Erfolg ist ein sichtbarer und über die Erwartung großer gewesen. Es haben nicht nur, soviel der Verf. bemerken konte, alle seitdem neu gegründeten Gymnasien — mehr als zwölf —, sondern auch die große Mehrzahl der bestehenden überall, wo Gelegenheit sich bot, ihren christlichen Charakter mit großem Ernste und großer Bestimtheit bekant. Diese Thatsachen beweisen wol, was wir oben behaupteten, daß im Preußischen Staate die Gymnasien gegenwärtig in einem Geiste geleitet werden, mit welchem die Kirche vollkommen zufrieden sein wird.

In einem zweiten Artikel werden wir den gegenwärtigen Lehrplan der Gymnasien auf Grund des vorliegenden Werkes nach den oben angedeuteten Gesichtspunkten betrachten.

G. Th. R.

---

*) Der Verf. dieses Aufsatzes erlaubt sich hierauf die auf guter Sachkentnis beruhende Bemerkung, daß das projectirte Gymnasium lediglich deshalb in der Prov. Westfalen — es hätte ebensogut in der Rheinprovinz geschehen können — gegründet worden ist, weil in diesen beiden Provinzen christliches Leben und christliches Bewußtsein so kräftig und entschieden waren, daß man 1. am lebendigsten fühlte, was bei der befürchteten inneren Trennung der Kirche und des Staats auf dem Spiele stand, 2. daß man am bereitwilligsten für die zu bringenden Opfer war. Bekantlich hat man aber im J. 1848 und 49 noch in vielen Gegenden denselben Plan gefaßt, der in Gütersloh zur Ausführung kam.

**) S. das Programm d. Gymn. zu Gütersloh. v. J. 1856 S. 32.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 11. Februar. № 12.

Die Selsorge.

Erster Artikel.

Der wirkliche und wahre Selsorger in der Christenheit ist Gott der h. Geist, aber auch jeder lebendige Christ übt bewußt oder unbewußt einen heilsamen Einfluß auf seine Umgebung aus. Die Sorge um seine Sele ist die treibende Kraft im ganzen Leben des Christen. Die ermüdende und vergebliche Sorge um die irdischen Güter hat der Herr den Seinen verboten und durch den Glauben abgenommen, aber die Sorge um die Sele hat er als eine heilige Pflicht ihnen aufgelegt. „Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.“ Jeder, der in der Zucht des h. Geistes steht, wird immerdar getrieben, mit Wachen und Beten seine Wege zu gehen, d. h. für seine Sele zu sorgen, und der Apostel fordert, daß sich diese Sorge steigern soll bis zu Furcht und Zittern. Alle unbekehrten Menschen müssen sorgen, teils wie sie des Leibes Notdurft und Nahrung erwerben, teils wie sie ihre Schätze vermehren oder bewahren. Wer aber gern selig werden will und die Gefahr kent, in der er hier auf Erden lebt, oder wer im Gnadenstande steht und den Frieden seiner Sele gefunden hat, kann ohne Sorgen um seine Sele nicht sein.

Der Herr hat es aber so geordnet, daß er sich seiner Jünger bedient, um auf Andere zu wirken, und mit dem ersten Anfange der Gemeindebildung legte er um alle Glieder ein Band, so daß der Eine durch die Andern gehalten und getragen wurde. Wie die natürliche Liebe darauf gerichtet ist, dem Nächsten gute Tage zu bereiten und ihm in der zeitlichen Not zu helfen, so herrscht in der Gemeinde der Christen die Liebe, die nicht gleichgültig mit ansehen kann, daß der Nächste in Verblendung und Gleichgültigkeit gegen sein ewiges Heil hingeht, oder daß er, wenn er angefangen hat, die Wege des Heils zu gehen, sich wieder verirre und in den Versuchungen des Lebens unterliege. So ist die Sorge um das Selenheil des Nächsten nicht eine Pflicht, die dem Geistlichen allein obliegt, sondern sie ist allen lebendigen Gliedern am Leibe des Herrn nicht etwa blos geboten, sondern sie geht hervor aus einem natürlichen Drange der Liebe. Dieselbe Liebe, die den Sohn Gottes aus des Vaters Schos zur Erde herniederzog, ihn die Knechtsgestalt annehmen und ihn des Kreuzes Schmach tragen ließ, damit ein Sünder könne selig werden, regt sich auch in den Herzen der Seinen. Vorzugsweise wird freilich der Pastor ein Selsorger genant, aber kein Christ kann sich davon ausschließen, zu thun und zu üben, was der Name enthält. Es gibt Verhältnisse unter den Menschen, die nur dann im Segen und im Frieden bestehen können, wenn die Selsorge sie heiligt. Die Erziehung der Kinder ohne die Selsorge kann nur Knechte der Menschen oder Solche heranbilden, die allein auf das weltliche Wolleben bedacht sind. Die Auferziehung der Jugend in der Zucht und Ermahnung zum Herrn ist bei christlichen Eltern der Grundsatz, von dem sie geleitet werden. Ein Kind, das nicht frühe lernt, den Kampf mit der angebornen Neigung zur Sünde zu kämpfen, das nicht unterwiesen wird, vor dem heiligen, allgegenwärtigen und allwissenden Gott zu wandeln, sondern nur angehalten wird, sich den Beifall der Menschen zu erwerben, oder vor der Strafe sich zu fürchten, wird wol lernen, mit List und Lügen sich den Augen der Menschen zu entziehen und sich zu verbergen, aber die Uebungen in den Wegen der Wahrheit und des Fiedens bleiben ihm unbekant. Das kräftigste Mittel in der ganzen Arbeit der Erziehung ist das Gebet. Ein Kind, das nicht gewöhnt wird, am Morgen das Angesicht Gottes zu suchen, der durch das Gewissen zu uns redet, der da hilft in aller Not, der uns beschüzt in allen Gefahren, der uns Kraft gibt zu jeder Arbeit, der uns warnt vor jeder Sünde; ein Kind, das nicht genötigt wird, am Abend Gott zu danken für die Wolthaten des vergangenen Tages, sich zu prüfen, um Vergebung zu bitten und Schutz für sich und die Seinen in der Nacht zu suchen, wird vielleicht körperlich gedeihen und seine natürlichen Anlagen entwickeln, aber die eigentliche Aufgabe des Lebens wird es kaum ahnen. Die Eltern versäumen ihre heiligste Pflicht, die sie bei der Taufe des Kindes übernommen haben, und vergessen es, daß sie ein Kind Gottes erziehen sollen. Wie groß mag die Zahl der Kinder sein, die durch die Schuld der Eltern die Wege des natürlichen Menschen gehen, die zum Verderben führen, und die Wege des Heils nicht kennen. Wie viel Jammer und Elend ist doch über viele Eltern gekommen, die ihre Kinder nur für die Welt erzogen haben, und dann erfahren mußten, daß alle Opfer und alle ihre Liebe mit Gram und oft mit Schande belohnt wird. — Die Lehrer in der Schule sollen die Selsorge üben an der Jugend, die ihnen anvertraut ist. Der Unterricht in Gottes Wort, die Erklärung des Katechismus, soll nicht dem Gedächtnis eingeprägt und als eine Uebung des Verstandes behandelt werden, sondern der Lehrer soll seine Hand nach dem Herzen des Kindes ausstrecken und ein

herzliches Verlangen haben, der Sele des Kindes die Waffen in die Hand zu geben zum Kampf gegen Teufel, Welt und Fleisch, und ihm das wahre Brot des Lebens reichen. Ein Lehrer, der nur darüber wacht, daß das Kind nicht die Schulordnung übertritt, und es züchtigt, wenn es Ungezogenheit begeht, mag vielleicht ein leidlicher Polizeibeamter sein, aber die Hauptaufgabe seines Amtes hat er nicht erkant. Viele Männer und Frauen haben im späteren Leben ernstlich beklagt, daß sie in der Schule von dem Lebensodem nicht angeweht sind, und daß sie von dem Lehrer selbst Anleitung zum Unglauben und zur Abneigung gegen die Kirche erhalten haben.

Christliche Herschaften geben dem Gesinde nicht blos Lohn und Brot, und fordern nicht allein die Arbeit in ihrem Dienste, sondern sie erkennen es als ihre Pflicht, auch über die Selen ihrer Untergebenen zu wachen. Wenn gegenwärtig so viel Klagen über die Dienstboten laut werden, wer trägt die Schuld? Das Gesinde gewiß nicht allein. Gott läßt sein nicht spotten, was der Mensch säet, das muß er auch ernten. Ist es wol billig, zu fordern, daß das Gesinde einen christlichen Wandel führen soll, wenn die Herschaft es nicht christlich behandelt, sondern als Lastträger der Arbeit ansieht. Das christliche Haus ist eine kleine Gemeinde für sich, und die Gemeinde kann ohne Gebet und Gottes Wort nicht bestehen. Der Eigennutz der Herschaft ruft den Eigennutz, ja wol die Unehrlichkeit des Dienstboten hervor. Die Härte erzeugt die List, die Unfreundlichkeit die Grobheit, das Mistrauen und die Kargheit verleiten zur Untreue, die fortwährende Unzufriedenheit und Tadelsucht zur Gleichgültigkeit u. s. w. Mit dem Maße, damit man mißt, wird man wieder gemessen. Die christliche Hausordnung weist dem Gesinde seine Stellung nach den Kindern an, und fordert daher auch für sie christliche Zucht und christliche Liebe. Es gibt gegenwärtig leider viele Herschaften, die nicht allein dem Gesinde kein Beispiel der Frömmigkeit und der Gottesfurcht geben, sondern es demselben wirklich erschweren, ihre Selen mit Gottes Wort zu speisen, so daß selbst der Sontag ihnen geraubt wird und sie gewöhnt werden, sich von der Kirche abzuwenden. Wie selten sind die Häuser, in denen die Dienstboten die Liebe erfahren, die in ihnen die unsterbliche Sele, die auch durch das theure Blut Christi erlöset ist, zu bewahren und zu retten sucht.

In dem Namen und in der Bedeutung des Patronats liegt offenbar ein Element der Selsorge. Wo aber sind die Patrone zu finden, die noch die Pflicht, über die Selen der Gemeinden zu wachen, anerkennen, oder überhaupt ein Bewußtsein davon haben? Wie leichtsinnig wird oft bei der Besetzung der Pfarr- und Lehrerstellen verfahren, und wie liegt doch die Entscheidung bei der Wahl oft in anderen Rücksichten, als in dem wahren Bedürfnis und in der Erwägung dessen, was der Gemeinde zum Heile dient. Wie viele Pastoren seufzen nicht allein darüber, daß sie bei den Patronen keinen Beistand und keine Unterstützung in der Ausübung des Amtes, sondern sogar die ärgsten Hindernisse finden. Der Maßstab des kirchlichen Lebens in der Gemeinde liegt im Kirchenbesuch und in der Sontagsfeier, es gibt aber noch immer Patrone, die selbst das dritte Gebot nicht achten, und ihre Untergebenen zur Arbeit am Sontage anhalten, oder auch durch Jagden und andere Lustbarkeiten den Feiertag entheiligen. Wenn aber der Gutsherr oder dessen Vertreter in der Wirtschaft mit einem solchen Beispiele vorangehen, so reißt die Unordnung bei der ganzen Gemeinde ein. Der Patron soll dem Pastor seinen Beistand gewähren, um den Respect vor Gottes Gebot aufrecht zu erhalten, und besonders dahin wirken, daß Zucht und Ordnung in der Gemeinde herrsche, aber viele Patrone sind allein und ganz allein auf den möglichst hohen Ertrag des Gutes bedacht, und strafen wol den, der ihnen Schaden und Nachteil verursacht, aber sehen gleichgültig zu, wenn Gottlosigkeiten allerlei Art begangen werden. In dem Patronate liegen nicht allein Rechte, sondern auch Pflichten. Die Herren nennen sich Patrone der Kirchen und Schulen, aber der Name, der von einem väterlichen Herzen und von väterlicher Gesinnung hergeleitet ist, ist oft wie eine Anklage gegen den, der ihn trägt. Viele Pastoren klagen, daß der Gutsherr es den Tagelöhnern fast unmöglich macht, die Kirche zu besuchen, und daß selbst die Eltern genötigt werden, ihre größeren Kinder vom Schulbesuch zurückzuhalten, um sie dem Wirtschaftsführer zur Disposition zu stellen. Es ist übrigens nicht zu verkennen, daß in neuerer Zeit mehrere Patrone anfangen, sich auf die Bedeutung ihres Namens zu besinnen, und ernstlich darauf bedacht sind, zur Förderung des Reiches Gottes in den ihrem Schutz befohlenen Gemeinden beizutragen. Sie verfahren bei Besetzung der Schul- und Kirchenämter mit Sorgfalt und Vorsicht und überwachen den Schulbesuch, halten auf die Sontagsfeier und unterstützen mit kräftiger Hand den Pastor in der Ausübung seines Amtes. Gesegnet ist eine Gemeinde, in der Pastor und Patron in rechter Treue und Weisheit ihre Pflichten erfüllen.

Ein frommer Landrath, ein gottesfürchtiger Bürgermeister und Schulze können unmöglich die ihnen verliehene Macht ganz von der Selsorge für die, welche unter ihrer Aufsicht stehen, trennen. Wenn sie ihrer Pflicht nachkommen, die Gottlosen zu strafen, so haben sie reichliche Gelegenheit, hinzuweisen auf die Folgen der Sünde und zur Ermahnung zum Wandel in Gottes Wegen. Schon der natürliche Mensch hat ein Mitgefühl mit dem, der die Strafen seiner Sünde trägt, einem Christen ist es aber ganz unmöglich, ohne Mitleiden bei dem vorüberzugehen, den der „Mörder von Anfang an" geschlagen und verwundet hat. In einem Dorfe habe ich einen alten ehrwürdigen Schulzen gehabt, der bei den kirchlichen Katechisationen mit der erwachsenen Jugend öfters mitredete und dem Einzelnen das besonders einschärfte, was ihm nötig und heilsam war, und ich weiß, wie sein Wort von großem Segen begleitet war. Wenn die Landräthe und Bürgermeister nicht allein ihre amtliche Pflicht darin erkennen, daß sie die Sünder strafen, sondern daß sie auch zur sittlichen Hebung des Volkes und zur Förderung wahrer Gottesfurcht beitragen, so können sie viel Gutes wirken. In unserer ländlichen Bevölkerung und bei dem gesunden Teil unseres Volkes überhaupt lebt noch immer die Pietät gegen die Obrigkeit, und

das Beispiel derer, die die Obrigkeit repräsentiren, ist noch immer von großem Einfluß. Ein Wort, in dem ein Bekentnis des Glaubens an den lebendigen Gott sich ausspricht, das aus dem Munde des Landraths oder des Richters oder des Bürgermeisters komt, wird gern weiter erzählt und erweckt das Vertrauen. Ein alter Bauer hatte einen Sohn, der die Wirtschaft führte, und sich gegen den Vater zum Aergernis der Gemeinde schlecht betrug. Der Landrath, der durch das Dorf fuhr, hielt vor dem Hause still, der Vater und Sohn wurden gerufen, und die Leute, die auf der Straße waren, standen still. Er redete den Sohn an mit den Worten: „Wie lautet das vierte Gebot?“ Mit dem Hut in der Hand sagte er es her, während der Landrath auch seine Hände gefaltet hatte, und sprach dann zu dem jungen Menschen: „Mein Sohn, es kann dir wahrhaftig nicht wolgehen, wenn dich deines Vaters Seufzer bei Gott verklagen.“ Er ließ sich noch von ihm die Hand reichen und fuhr weiter, aber die Leute im Dorfe freuten sich, und der Vorfall ward dem Sohne und anderen jungen Leuten zum Segen.

Die Selsorge ist eine Liebespflicht, die ein jeder Christ seinem Nebenmenschen schuldig ist, und wenn anders die Liebe Christi ihn dringet, so kann er sich dieser Pflicht nicht entziehen. Die Liebe ist aber des Glaubens freie Tochter, und läßt sich durch Gebote und Gesetze nicht befehlen. Regeln und Vorschriften lassen sich nicht geben; was die Liebe thut, das thut sie von Innen heraus, es liegt in ihrer Natur und in ihrem Wesen, daß sie gern dahin wirken möchte, daß auch der Nächste den Weg zum Leben finde. Ein frommes junges Kindermädchen, das den Drang der Liebe Christi in sich trug, wurde von ihren Eltern in das Haus eines reichen Gutspächters vermietet; es that in gewissenhafter Treue seine Pflicht, und die Mutter des Kindes, das ihr anvertraut war, hatte ihre Freude daran, gestattete auch, daß es dem Kinde kleine Gebete vorsagen durfte. Als aber das Kind in eine gefährliche Krankheit fiel und die Eltern in großer Sorge waren, da sahen sie, wie das Kindermädchen oft an der Wiege auf den Knien lag, und wenn auch nicht mit Worten, so doch mit der That zum Gebete aufforderte. Als die Krankheit aber zunahm und der Arzt keine Hoffnung mehr gab, da kniete zuerst die Mutter und dann auch der Vater nieder, das Mädchen ward mit großer Freudigkeit erfüllt, sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, daß das Kind nicht sterben werde, und es ward wieder gesund. Das arme Kindermädchen hatte wirkliche Selsorge im Hause geübt. Der Glaube an die Kraft des Gebetes war in den Eltern lebendig geworden, sie wandten sich auch bald der Kirche zu und hörten gern Gottes Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Ist es denkbar, daß was wir die Seele des Menschen nennen nichts sey als nur eine Function seiner Leiblichkeit?

In seiner Selbstberuhigung wider die Furcht des Todes, dem ersten Buche seiner Tusculanen, berührt Cicero auch die wichtige und schwierige Frage nach dem Ursprung und dem Wesen der menschlichen Seele. Unter den Lehrmeinungen verschiedener Philosophen, deren er eine nicht geringe Anzahl erwähnt, ist besonders die des Dicaearch, eines Schülers des Aristoteles, von eigenthümlichem Interesse. Derselbe legt nemlich in einem seiner philosophischen Gespräche einem Greise aus Phthia, den er vom Deukalion abstammen läßt, folgende Aeußerung in den Mund: „Seele sey durchaus nichts, es sey dies ein völlig inhaltsleerer Name; weder im Menschen noch im Thiere sey ein Geist oder eine Seele, und jene ganze Kraft, durch die wir etwas thun oder empfinden, sey vom Körper selbst nicht zu trennen, da sie an sich keine Existenz habe und es schlechterdings nichts gebe außer dem einen und einfachen Körper, der aber so gebildet sey, daß er durch die gehörige Einrichtung seiner Natur lebe und empfinde.“ — Die ganze Art wie Cicero diese Vorstellung erwähnt zeigt, daß ihm dieselbe kaum für mehr galt als eine sonderbare Paradoxie, die seinem sittlichen Bewußtseyn in dem Maße widerstrebte, daß er nur mit einem halbunwilligen: Quid de Dicaearcho dicam, darüber hingehen mochte. Um so mehr muß es uns befremden, daß jene Anschauung des phthiotischen Greises, über welche einen Cicero schon das antikheidnische Selbstbewußtseyn hinaushob, nach einer mehr als 2000jährigen Entwickelung des menschlichen Geschlechts, grade in unseren Tagen wieder hervortreten konnte, und das ebenso mit dem Anspruch einer neuen Entdeckung als mit dem Ruhme einer der evidentesten und glänzendsten Errungenschaften des modernen Fortschritts. Nun erweist sich zwar dieser vermeintliche Fortschritt, wie das Angeführte zeigt, als eine wissenschaftliche Reaction von nicht geringen Dimensionen: dennoch bleibt es eine unleugbare Thatsache, daß die Lehre von der Nichtexistenz einer menschlichen Seele als eines selbständigen Wesens zu unserer Zeit eine so ausgedehnte Verbreitung gewonnen hat, daß wir ihren Consequenzen auf den mannichfaltigsten Gebieten der Literatur wie des praktischen Lebens begegnen. Und je weniger die Vertreter jener Lehre, die sich nicht selten als die Herzöge der Wissenschaft und als die Vorkämpfer der Civilisation zu betrachten pflegen, geneigt sind, den Einspruch eines etwa empörten religiös-sittlichen Gefühles zu beachten, um so mehr dürften wir Veranlassung und Aufforderung haben, in prüfender Betrachtung auf die Frage einzugehen, ob es denn in der That sich *denken* lasse, daß was wir die Seele des Menschen nennen nichts sey als nur eine Function seiner Leiblichkeit? —

Werfen wir zunächst einen Blick auf das gewöhnliche menschliche Leben, so werden wir bald eine Reihe von Erscheinungen wahrnehmen, die leicht zu dem Schlusse hinführen könnten, daß das Leben und Wesen des Menschen unmittelbar und ausschließlich

auf seiner Leiblichkeit beruhe. Oder ist nicht Verstand und Sprache, ist nicht die Entwickelung des Fühlens und Wollens beim Kinde, beim Knaben, beim Jüngling aufs engste mit der Entwickelung des Körpers und seiner Organe verflochten? Ist nicht die Zeit der vollen körperlichen Reife auch zugleich die Zeit des klarsten und sichersten Erkennens, die Zeit des festesten Wollens, der entschlossensten That? Und schwindet nicht mit dem alternden, hinfällig werdenden Leibe zugleich auch die Kraft des Gedächtnisses, die Schärfe des Verstandes, der Muth und die Thatkraft des Handelns? — Oder (um nur bei dem ganz Alltäglichen zu bleiben) übt nicht eine Lähmung oder Ueberreizung der Nerven, eine Stockung des Blutes, ja ein Kopf- oder Zahnweh oft den größten Einfluß auf unsere ganze Stimmung, unser Fühlen, unsere Neigung, unser Urtheil? — Und wie oft hat nicht eine starke Erschütterung oder eine geringe Verletzung des Gehirns schon Störung, selbst Unnachtung des Verstandes und Wahnsinn herbeigeführt? — Alle diese und ähnliche Erscheinungen, welche gewiß niemand zu leugnen versuchen wird, scheinen sie nicht offenbar auf eine unbedingte Abhängigkeit des Menschen von seiner Leiblichkeit hinzuweisen? — Und doch beweisen sie in Wahrheit für den dicaearchischen Satz sehr wenig, ja kaum das Mindeste. Denn alles Genannte und was sich sonst dieser Art irgend anführen läßt, — es bezeugt doch eben nur einen engen Zusammenhang der geistigen und leiblichen Natur des Menschen, den noch niemand bestritten hat, nicht aber das, was aus der Behauptung des psychologischen Materialismus mit Consequenz sich ergeben müßte. Denn wäre was wir die Seele oder das Geistige im Menschen nennen *nur* Eigenschaft oder Function seiner Leiblichkeit, so müßte der Zustand und die Beschaffenheit der letzteren offenbar *alle* Erscheinungen in der Entwickelung und Kundgebung des menschlichen Daseyns, und zwar in jedem Zeitmomente, *vollkommen und unbedingt decken*.

Wir wollen nun nicht mit besonderem Nachdruck geltend machen, wie selten doch im ganzen bei den im Staat oder in Wissenschaft und Kunst welthistorisch gewordenen Persönlichkeiten die Größe und Hoheit ihres Wesens und Wirkens von einer gleich hervorragenden Hoheit leiblicher Organisation getragen wurde, wie etwa bei einem Alexander dem Großen, einem Sophokles, einem Goethe, und wie oft dagegen das Gefäß welthistorischer Größe ein gar geringes, unscheinbares, selbst von Gebrechen entstelltes war. Verweilen wir auch hier nur bei dem Allernächsten. Sicherlich führt der Verlauf des irdischen Lebens bei einem jeden, der bis zum Greisenalter gelangte, ob mehr oder weniger, doch immer merklich genug ein allgemeines Nachlassen, eine Abspannung und Verminderung aller körperlichen Kräfte, ein Sinken des gesammten leiblichen Organismus mit sich: findet aber damit stets oder auch nur herrschend ein Welken oder Zusammensinken der ganzen Persönlichkeit statt? Tritt uns nicht im Gegentheil gerade bei dem leiblich absterbenden Greise wenn auch nicht immer, so doch sehr oft ein weit reiferes Urtheil über die Dinge, ein klarerer und tieferer Blick in das Leben und seine verschlungenen Verhältnisse, eine größere Weisheit in der Wahl der rechten Mittel und Wege, eine höhere Würde im Ertragen der Schläge des Geschickes entgegen als bei dem Manne in der Blüthe und Vollkraft seines Lebens? — Wie könnte dies möglich seyn, wenn das ganze unsichtbare Ich des Menschen nichts wäre als das abstracte Einheitsproduct seiner leiblichen Organisation? — Und ferner, wer hätte noch nie, auch bei voller Gesundheit und Kraft des Leibes, etwa in Folge einer harten Lebenserfahrung, eines Verlustes solcher, die uns hier am nächsten standen, eine Sorge, einen Schmerz, eine Traurigkeit empfunden, ohne daß irgend eine Kraft, daß irgend ein Organ der Leiblichkeit auch nur als Substrat, geschweige denn als Grund des Leidens sich hätte nachweisen lassen? — Und umgekehrt, wie oft ist es nicht geschehen, daß Menschen mitten im höchsten körperlichen Leiden, in schmerzhafter aufreibender Krankheit, bei verstümmelten und zerschmetterten Gliedern, selbst unter grausamen Todesqualen eine innere Ruhe, eine Festigkeit, einen Muth, eine Freudigkeit kundgaben, die auch dem Gleichgültigen und Gefühllosen Staunen und Bewunderung abnöthigten? — Wie wäre die Erscheinung eines solchen Dualismus in der Menschennatur auch nur denkbar, wenn das Seyn und Wesen des Menschen lediglich in seiner physischen Organisation und in den Functionen seiner Leiblichkeit sich erschöpfte? —

Aber der Gedanke oder richtiger der Ungedanke des psychologischen Materialismus führt uns in seiner logischen Consequenz ferner auch zu Wahrnehmungen und Resultaten, die uns mindestens als höchst auffallend nicht wenig befremden müssen. Denn gesetzt, das was wir die Seele des Menschen nennen ist nichts als nur Product, nur Function seiner Leiblichkeit, der Mensch also ganz und gar nur physischer Organismus, so folgt daraus sofort mit zwingender Nothwendigkeit, daß, so mannichfache Vorzüge der menschliche Leib immerhin vor dem der Thiere haben mag, der Mensch selbst doch als ein von den Thieren specifisch verschiedenes Wesen nicht gelten kann, daß er eben nur eine besondere Art (etwa das animal bimanum) innerhalb der Einen großen Thierwelt bildet. Die Folgerung ist evident und auch von den namhaften Vertretern der materialistischen Lehre mit solcher Bereitwilligkeit zugestanden, ja mit solchem Eifer ergriffen, daß sie fast in spöttelnde Erregung gerathen über den menschlichen Hochmuth und Dünkel, mehr seyn zu wollen als „die anderen Thiere." —

Wie aber, so fragen wir hier zunächst, wenn der Mensch wirklich nur das vornehmste Säugethier ist, wie erklärt sich bei der im Wesen notorisch gleichförmigen Organisation der Leiber aller Menschen auf Erden, oder wenigstens doch derjenigen desselben Stammgebietes, desselben Volkes, — wie erklärt und begreift sich bei den verhältnißmäßig so geringen Unterschieden in der Leiblichkeit die unendliche Mannigfaltigkeit der aus dem Innern sich kundgebenden Individualität, wie die enormen Gradunterschiede menschlicher Kraft und Befähigung, dergleichen auch bei den edelsten Racen der übrigen Thiere sich nichts irgendwie Analoges findet? —

Und wie erklärt es sich, fragen wir ferner, daß dieses einzige Animal, Mensch genannt, eine so wunderbare, in steter Bewegung bald vorwärts- bald zurückschreitende Entwickelungsgeschichte hat, während doch alle übrigen Geschlechter der Thierwelt seit Jahrtausenden, soweit die geschichtliche Kunde reicht, uns immer nur das stereotype Gepräge des Einen festen unveränderlichen Grundcharakters ihrer Eigenthümlichkeit zeigen? — Und endlich, ist der Mensch nur Thier, nur leiblicher Organismus, und alles was wir Seele oder Geist oder geistige Bethätigung nennen nur Product und Function seiner Leiblichkeit, so kann auch folgerichtig alles Thun und Schaffen des Menschen, es heiße nun Industrie oder Poesie, Kunst und Wissenschaft, nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach von dem Treiben und Thun der Thiere verschieden seyn. Und somit wäre denn nicht nur der Cultus, sondern auch alle Bewunderung des (menschlichen) Genius auf einmal und für immer gründlichst beseitigt. Denn was hat der Riesengedanke eines Michel Angelo, was der eines Erwin von Steinbach noch an innerem Werth voraus vor dem Kunstbau des Bibers? Folgten nicht alle mit gleicher mechanischer Nothwendigkeit nur der „Erregung ihrer (betreffenden) Gehirnapparate durcheinander"? — Ja, so sehr die Lippe sich sträubt es auszusprechen, die Consequenz der „exacten Wissenschaft" fordert es mit zwingender Nothwendigkeit, — selbst ein Shakespeare, wenn er uns auf den Brettern die die Welt bedeuten des Menschenlebens tiefste Tiefen und höchste Höhen im Bilde schauen läßt, auch er darf sich nicht vermessen, stolz herabzublicken auf den Orangutang, der mit grinsender Geberde des Menschen Thun nachäfft, — denn auch der „ist seines Geschlechts"! —

Wir sind dem psychologischen Materialismus in seinen Consequenzen bis an die Grenze des Absurden nachgegangen. Damit aber drängt sich uns gleichsam von selber die Frage entgegen: auf welchem wissenschaftlichen Fundamente denn eigentlich oder auf welchen neuen Offenbarungen eine Lehre fuße, durch die folgerichtig die ganze bisherige Denk- und Anschauungsweise der Besten und Edelsten unseres Geschlechts umgestürzt und als ein thörichter Wahn vernichtet werden müßte. Hier aber treffen wir, soviel wir auch forschen und fragen, immer nur auf ein und dasselbe Orakel: „Was nicht in unsere fünf Sinne fällt das ist nicht"; oder in Anwendung auf den Menschen und in der Sprache des Cynismus: „Laßt uns eure immaterielle Seele schmecken, sehen, hören, riechen, fühlen, und wir wollen ihre Existenz annehmen." Man hat dem scharfsinnigen Erfinder dieses unwiderleglichen Argumentes die billige Gegenforderung gestellt, nach diesem Grundprincip seiner Lehre zuerst die Existenz des eignen Verstandes zu erweisen, — eine Forderung, die noch ihrer Erfüllung harrt, so daß es bis auf weiteres an den Vorbedingungen jeder Verständigung fehlen würde, wenn nicht derselbe Grundsatz auch in decenterer Fassung aufgetreten wäre. Da lautet er denn also: „Der Naturkundige kennt nur Körper und Eigenschaften der Körper; was darüber ist nennt er transcendent, und die Transcendenz betrachtet er als eine Verirrung des menschlichen Geistes"; — auch hier ein neckisches Spiel des Geschickes, indem die Wahrheit der Sprache unwillkürlich dafür Zeugniß gibt, was sie nach dem Willen des Sprechers verleugnen sollte: denn wie könnte sich ein Geist verirren der nicht existirt? — Doch gehen wir auf die Prüfung des Satzes selbst im Lichte der Vernunft und der Erfahrung etwas genauer ein.

Wir richten den Blick in die uns umgebende Welt der Erscheinungen, um zu erkennen, ob an diesen der Satz, daß nur das Körperliche mit seinen Eigenschaften existire, sich aufrecht erhalten lasse. Fassen wir zunächst irgend ein mechanisches Werk ins Auge, etwa eine Uhr oder eine Dampfmaschine, so werden wir gestehen müssen: sein ganzes Wesen beruht lediglich auf dem Körperlichen und dessen Eigenschaften, der Schwere, der Festigkeit, der Elasticität, der Expansion u. s. f., und nur diese Eigenschaften seiner Elemente ermöglichen sein Bestehen und jede seiner Bewegungen. Aber, fragen wir dennoch, so gewiß der Mechanismus rein im Körperlichen sich erschöpft, läßt er sich allein aus dem Complex seiner körperlichen Elemente begreifen? — Woher empfingen denn diese Elemente Maß und Gestalt, daß sie zum Ineinandergreifen geeignet wurden? — Und woher die zweckmäßige, geregelte Zusammenfügung selbst? — Oder ist etwa je eine Uhr dadurch zustande gekommen, daß man alle zu ihr gehörigen, aufs genaueste zugerichteten Theile in ein Gefäß that und es nun ihren körperlichen Eigenschaften überließ, sie zur Einheit eines Ganzen zu verbinden? — Ist nicht noch ein anderes über dem körperlichen Stoff des Mechanismus waltendes Princip, ist nicht ein gestaltender, regelnder Gedanke nothwendig erforderlich, wenn es zum Entstehen und Bestehen auch des einfachsten Mechanismus kommen soll? — Begreift sich aber schon kein Mechanismus allein aus dem Körperlichen und seinen Eigenschaften, wieviel weniger irgend ein Organisches, es sey eine Pflanze oder ein Thier! — Es ist das Eigenthümliche alles Organischen, sich aus einem geringen Keime in allmählichem Wachsthum zu entfalten, als ein sichtbar Erscheinendes aus dem Unsichtbaren hervorzutreten, und trotz der Einheit seines Wesens doch in beständiger Wandelung seiner gesammten Erscheinung und aller ihrer Elemente sich zu befinden. Wäre es nun nicht offenbar weniger ungereimt, die durch (etwa unsichtbare) Künstlerhand bewirkte Umgestaltung eines Marmorblockes zur Statue dem Marmor und seinen Eigenschaften zuzuschreiben, als zu behaupten, daß die Existenz eines Organismus allein auf dem was an ihm körperlich ist beruhe? — Denn da die gesammte Körperlichkeit des Organismus ja ein erst Werdendes und beständig sich Wandelndes ist, — wie könnte das noch gar nicht Seyende und nicht Gewordene zugleich der Grund seines Werdens und das

Princip seiner Gestaltung seyn?! — — Erweist es sich somit jeder denkenden Betrachtung als unzulässig und rein unmöglich, die Existenz und das Wesen des thierischen Organismus oder selbst der Pflanze allein auf das Körperliche und seine Eigenschaften zurückzuführen, — wie sollte es auch nur einen Schein des Denkbaren und der Vernunft für sich haben, dasjenige, worauf die innerste Eigenthümlichkeit und das Wesen des Menschen beruht, und von dem sich sonst nirgends auch nur eine Spur in der ganzen übrigen Körperwelt findet, — das persönliche Selbstbewußtseyn und das Vermögen freier Selbstbestimmung, rein aus dem Körperlichen und seinen Eigenschaften abzuleiten, und demnach auch die edelsten Charakterzüge der menschlichen Natur, als Liebe und Treue, Dankbarkeit und Pietät, lediglich als Aeußerungen und Bethätigungen seiner Leiblichkeit aufzufassen?! — —

Führt uns so der Fundamentalsatz des Materialismus bei näherer Betrachtung auf allen Wegen zum Ungereimten und Undenkbaren, so wird er uns doch die Natur seines Wesens erst ganz enthüllen, wenn wir schließlich auch noch wenigstens einen Blick auf die praktischen Consequenzen desselben geworfen haben. Denn ist was wir des Menschen Seele nennen nichts als nur Product oder Function seiner Leiblichkeit, so ergiebt sich als nächste Folgerung unwidersprechlich von selbst, daß das eigentlich Reale und Berechtigte im menschlichen Wesen nicht, wie bisher, in demjenigen, was auf das Ideale und Sittliche gerichtet ist, zu suchen sey, sondern gerade in dem, was sich am fühlbarsten als ein körperliches Bedürfniß, als eine Regung der Leiblichkeit kenntlich und geltend macht. Uebung und Pflege des Leibes, Kräftigung und Wahrung aller Organe zu möglichstem Sinnengenuß muß folgerichtig als der eigentliche Zweck des Daseyns und als der Zielpunkt aller Arbeit und alles Mühens betrachtet werden. Giebt es ja doch nunmehr keine andere Ethik als jene alte wohlbekannte Lebensweisheit: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!" Alles ernste sittliche und intellectuelle Streben, alles was im höheren Sinne des Wortes Wissenschaft, Poesie und Kunst heißt, verliert selbstverständlich seinen Werth und seine Bedeutung, darf höchstens noch für eine gewisse Uebergangszeit Mitleid und Duldung beanspruchen: denn es geht ja rein auf ein Uebersinnliches, Ideales, ist seiner ganzen Natur und Richtung nach nur „transcendent", und somit eine „Verirrung des menschlichen Geistes." — Bildet aber nur die Pflege der Leiblichkeit und die Förderung des Sinnlichen den Mittelpunkt des Menschenlebens, so löst sich ferner mit unabweislicher Nothwendigkeit auch jedes die menschliche Gesellschaft verknüpfende Band, und unser Geschlecht sinkt thatsächlich hinab auf die Stufe der Cultur, von der einst Rousseau als von dem Urzustande der Menschheit träumte, und den bekanntlich schon Horaz so malerisch geschildert hat wenn er sagt: Unguibus et pugnis, dein fustibus atque ita porro Pugnabant armis, quae post fabricaverat usus, — nur daß hier folgerichtig der Weg von den Waffen und Knütteln zu den Fäusten und Nägeln rückwärts führen müßte. Denn existirt schlechterdings keine höhere sittliche Macht außer dem Körperlichen und Sichtbaren, weder in dem Menschen noch über demselben: was sollte ihn denn veranlassen oder fähig machen, seinen sinnlichen Trieben, die ohnedies mit mechanischer Nothwendigkeit über ihn gebieten, noch irgend eine Schranke zu setzen, da ja außer der rein physischen Gewalt eine richtende Instanz überhaupt nicht vorhanden ist? —

Die höchste „Transcendenz" aber von allen und mithin das Aeußerste „menschlicher Verirrung" würde sich in der Annahme eines Jenseits und in der Voraussetzung und Anbetung eines außer und über der Welt thronenden allmächtigen, selbstbewußten Gottes (der Geist ist) kundgeben; und es ist somit in der That nur die zwingende innere Consequenz des Grunddogma für die Lehre des psychologischen Materialismus, wenn uns in allem Ernste und mit höhnender Bitterkeit zugerufen wird: So lange noch Menschen mit einer Faser an dem Traum eines Jenseits oder an dem Irrwahn eines überweltlichen persönlichen Gottes haften, ist an Glück und Frieden für die Menschheit auf Erden nicht zu denken! — —

Aristoteles lehrt: was sich am Ende als höchste Blüthe und Frucht einer Erscheinung offenbart, das war der Potenz nach von Anfang an ihr innerstes τέλος, d. h. ihr Urkeim und das Grundziel ihrer ganzen Bewegung. Und wir schließen unsere Betrachtung mit dem Wort des heiligen Sängers: „Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott. Aber die Furcht des HErrn ist der Weisheit Anfang; das ist eine edle Klugheit allen die darnach thun; SEin Lob bleibet in Ewigkeit!"

Hieronymus.

Hieronymus. Sein Leben und Wirken aus seinen Schriften dargestellt von Lic. Dr. Zöckler, außerordentlichem Professor der Theologie zu Gießen. Gotha, F. A. Perthes, 1865. 476 S. 8.

Wir begrüßen in der angezeigten Schrift die Ausfüllung einer von allen Seiten gefühlten Lücke in der Reihe der kirchengeschichtlichen Monographien. Diese Lücke war um so fühlbarer, als die allgemeinere Bekantschaft mit diesem Kirchenvater durch seine Eigentümlichkeit keineswegs begünstigt ist. Während ein Tertullian oder Augustin durch die dogmatische Bedeutung ihrer Schriften jederzeit einen sehr großen Leserkreis finden und so durch sich selbst immer ihre Kentnis lebendig erhalten, liegt die Bedeutung des Hieronymus mehr in den mittelbaren Wirkungen seines überaus thätigen Lebens. Und während die reformatorischen Kirchen wegen des historischen Zusammenhangs ihrer Lehre mit der der altkatholischen Kirche ganz besonders auf das Studium der Kirchenväter und wiederum vor Allem auf das der lateinischen hingewiesen waren und sind, so liegt ihnen gerade Hieronymus ebenso wegen seiner dogmatischen Impotenz wie Incorrectheit wiederum verhältnismäßig fern. Und doch ist die Bedeutung unseres Kirchenvaters sowol in seinen der Kirche förderlichen Leistungen wie in seinem schädlichen Einflusse eine ganz außerordentliche.

Sehen wir auf jene, so ist er der Mann, welcher die lateinische Kirche durch Uebersetzung und Erklärung der h. Schrift zuerst als eine selbständige und ebenbürtige Volkskirche neben die griechische gestellt hat, wie Luther durch seine biblischen Arbeiten die deutsche neben die lateinische. Was Augustin in dogmatischer Beziehung, also, um es so zu nennen, bezüglich des Materialprincips der lateinischen Kirche gewesen ist, das ist ihr Hieronymus in Beziehung zum Schriftgebrauch. Sehen wir auf den nachteiligen Einfluß des Hieronymus, so ist er das Vorbild der dogmatisch unfruchtbaren, in Traditionalismus aufgehenden, dagegen in der Wertschätzung selbsterwählten, mönchischen Gottesdienstes sich nicht genug thuenden römischen Kirche. Obwol ein Zeitgenosse Augustins und in dogmatischer Beziehung gänzlich unselbständig, ja obwol ein Streiter gegen Pelagius, stellt Hieronymus dennoch schon den später immer mehr überhand nehmenden Semipelagianismus dar, dem endlich die lateinische Kirche gänzlich verfallen mußte.

Bei der besonderen Wichtigkeit, welche die lateinische Sprache gerade für die römische Kirche hat, kann die Bedeutung des lateinischen Bibelübersetzers nur mit der Luthers verglichen werden. Wenn sich aber die Beiden in dieser Beziehung vielleicht die Wage halten, so überragt dagegen Luther im dogmatischer Hinsicht den Lateiner so sehr, daß er vielmehr der Hieronymus und Augustin der deutschen Kirche zugleich genannt zu werden verdient. Dennoch kann Hieronymus nur mit den Ersten in der Kirchengeschichte verglichen werden. Die Darstellung aber eines in seinen Vorzügen wie in seinen Mängeln so bedeutenden Mannes, wie Hieronymus, erfordert ein für beide offenes Auge und eine gerechte Abschätzung seines Werthes und Unwerthes.

Der Verfasser obiger Schrift hat seiner Aufgabe entsprochen. Mit der Selbstverleugnung des ächten Historikers hat er sein eigenes Ich ganz hinter seinem Gegenstand verschwinden und gewissermaßen diesen selbst reden lassen; er hat es verschmäht, auch wo dieses sehr nahe lag, durch geistreiches Raisonnement die objective Darstellung anziehend zu machen, in der Ueberzeugung, daß der Gegenstand an sich selbst das höchste Interesse verdiene und zu erregen im Stande sei. Einer anderen Gefahr, welcher besonders die monographische Geschichtsdarstellung sehr oft verfällt, nämlich der Weitschweifigkeit und Mikrologie ist der Verf. gleichfalls entgangen. Er hat seinen Stoff, ohne doch irgend unverständlich zu werden, so zusammengedrängt, daß man denselben fast hie oder da noch weiter entfaltet wünschen möchte. Durch diese Prägnanz der Darstellung wird aber die Aufmerksamkeit des Lesers bis zum Ende rege erhalten. Dies Interesse wird auch nicht gestört, vielmehr gefördert durch eine fortlaufende Reihe von Anmerkungen unter dem Texte, in welchen durch lateinische Citate aus den Schriften unseres Kirchenvaters ebensowol die bewundernswürdige Sprachgewalt und die geistreiche Darstellung des christlichen Cicero, wie auch die eines Theologen unwürdige Rhetorik desselben in helles Licht gesetzt wird. Mit Recht macht daher der Verf. für die Anfügung solcher Noten nicht nur geltend, daß dieselbe überhaupt das Wahrzeichen gründlicher Forschung sei, sondern betont auch, daß das Leben und Wesen des Hieronymus, als des vorzugsweise beredten, wissenschaftlichen und gelehrten unter den Kirchenvätern, nur auf diese Weise seine entsprechende Darstellung finde.

Ein weiterer Vorzug unserer Monographie ist die correcte Stellung des Verf. zu dem Charakter des Hieronymus und zur Beurteilung seines dogmatischen wie ethischen Standpunktes. Offenen Sinnes und voll der freudigsten Anerkennung für die außerordentlichen Verdienste des großen Mannes um das Verständnis der h. Schrift in der abendländischen Kirche, zeigt er dabei ein offenes Auge für die dogmatische Unfähigkeit, die blinde Unterwürfigkeit unter den römischen Stuhl, die mönchische Ueberschätzung des Cölibates, die Gelehrteneitelkeit und Streitsucht unseres Kirchenvaters. Durch die wissenschaftlich objective Forschung und Darstellung unseres Werkes aber wird im Allgemeinen das mehr instinctive Urteil Luthers über Hieronymus vollkommen gerechtfertigt.

Nachrichten.

Die theologische Fakultät in Bern.

(Schluß.)

Der 4. und lezte Abschnitt heißt: Glauben und Wissenschaft. Die Berner Fakultät betrachtet als ihre Aufgabe, an der Versöhnung von Glauben und Wissenschaft zu arbeiten (S. 61) und behauptet, daß wenn sie sich bewogen finde, den traditionellen Kirchenglauben zu bekämpfen, sie es nur aus wissenschaftlichem Gewissen thue. Wir geben zu, daß ein Lehrer der Theologie verpflichtet ist, die Fortschritte und Ergebnisse der Wissenschaft, namentlich der Naturwissenschaft und der Geschichte, ernstlich zu berücksichtigen. Allein wenn er so weit geht, der Wissenschaft mehr zu vertrauen als der Kirche (genauer gesprochen, dem in der Kirche durch alle Jahrhunderte hindurch waltenden und leitenden Geiste Gottes), wenn er die Resultate der modernen Wissenschaft für unumstößliche Thatsachen hält, vor welchen sich die heilige Schrift und ihre Erklärer beugen müssen, so sagen wir, daß diesem Lehrer ein Gewissen fehlt, das kirchliche Gewissen die Pietät gegen die allgemeine christliche Kirche, die Treue gegen die evangelische Landeskirche, welcher er angehört. Dies ist, was uns gegen die Richtung der Berner Theologen mistrauisch macht und uns die Angriffe ihrer Gegner vollkommen berechtigt erscheinen läßt.

Wenn schließlich die Berner Professoren sich über das Verhältnis der theologischen Fakultät zur Kirche dahin aussprechen, dieselbe solle der Kirche nicht Schleppträgerin sein, sondern Fahnenträgerin (S. 74), so wird sich wol die Bernische (und eine jede christliche) Kirche eine solche Fahnenträgerin verbitten, welche ihre Fahne, die Reichsfahne, aus ihren Händen entfallen läßt, ja sogar mit Füßen tritt!

Ob die Erwartung, welche Prof. Immer im Eingang seines Schriftchens ausspricht, dasselbe werde „beruhigend einwirken und

dem unerquicklichen Streit **ein Ende machen**" (S. 4), begründet sei, können Ihre Leser selbst beurteilen. Wir wenigstens könten uns nicht erklären, daß die lebendigeren Glieder der Bernischen Kirche sich so leicht **beruhigen** und ihren Kampf gegen die Fakultät aufgeben könten. Wir erwarten zuversichtlich, daß sie denselben fortsetzen und nicht ruhen werden, bis dafür gesorgt ist, daß den künftigen Dienern der Kirche eine gründliche, im positiven Christentum wurzelnde, theologische Bildung angeboten werde.

Einen merkwürdigen und erfreulichen Contrast mit der Halbheit und Lauheit der Berner, bildet eine Erklärung, welche die Professoren der Landeskirchlichen Fakultät in Lausanne lezthin vor der Synode über ihren theologischen Standpunkt abgegeben haben. (Im Waadtland sind beide Kirchen, die Staatskirche und die Freie Kirche, im Glauben einig, Gott sei Dank.) In ihren Augen ist der Fortschritt der theologischen Wissenschaft immer bedingt durch die Treue gegen die Kirche ihrer Väter; ihre ganze Thätigkeit als Lehrer ist getragen und durchdrungen von dem **kirchlichen Gewissen**, welches Manchen Theologen deutscher Zunge sehr zu fehlen scheint. Ihre Erklärung schließt mit folgenden Worten, welche wir den Herren Professoren in Bern, Zürich u. s. w. zur Beherzigung empfehlen:

„Wenn wir die Lehrfreiheit dazu gebrauchen wollten das Christentum zu untergraben, so müßte die Kirche in den Quellen ihres Daseins bedroht, alsobald und mit der größten Energie sich selbst helfen und gegen die Gefahr schützen. Sollten wir aber je die heiligen Lehren unserer evangelisch-reformirten Kirche verlassen, so würde keiner von uns die schmähliche Rolle **eines Verräthers** spielen wollen; wir würden das uns anvertraute heilige Amt augenblicklich niederlegen."

Gegen Schenkel aus der Diöcese Luckau.

Dem Bekentnisse der Berliner Geistlichen von der Person unsers Herrn und Heilandes vom 20. December v. J. stimmen im Gegensatz zu Schenkels „Charakterbild Jesu" von Herzen bei

Luckau, den 25. Januar 1865.

Siedler, Superintendent. **Beyer**, Pastor in Zützen. **Neumann**, Pastor zu Casel. **Müller**, Pastor zu Waltersdorf. **Hoffmann**, Pastor zu Schlabendorf. **Schulze**, Pastor zu Paserin. **Rolle**, Pastor zu Oberin. **Schippel**, Archidiaconus zu Luckau. **Fricke**, Pastor zu Drahnsdorf. **Richter**, Diaconus zu Luckau. **Wagler**, Pastor zu Gießmannsdorf. **Junge**, Pastor zu Ziechau. **Oxfort**, Pastor zu Altgolßen. **Kleinert**, Pastor zu Waldow. **Zeller**, Oberprediger und Schulinspector zu Golßen.

Gegen Schenkel aus der Diöcese Herzberg.

Die unterzeichneten Geistlichen der Ephorie Herzberg erklären hiemit ihre volle und herzliche Zustimmung zu dem am 20. December v. J. von 50 evangel. Berliner Geistlichen zur Stärkung der glaubenstreuen Brüder in Baden abgelegten guten Zeugnis.

Herzberg, den 3. Februar 1865.

Martius, Superintendent in Herzberg. **Grenzdörfer**, Diaconus in Herzberg. **M. Richter**, Pastor in Altherzberg. **Wunderlich**, Pastor in Dubro. **Liebe**, Pastor in Wildenau. **Schöbe**, Pastor in Knippelsdorf. **Gersdorf**, Pastor in Ahlsdorf. **Burkhart**, Pastor in Schönewalde. **Kerl**, Pastor in Arensnesta. **Weise**, Pastor in Buckau. **Kayser**, Pastor in Züllsdorf. **Luch**, Pastor in Döbrichau. **Kranert**, Pastor in Kleinrösen. **Ermisch**, Pastor in Beyern.

Gegen Schenkel aus der Diöcese Zehdenick.

Dem Schreiben der Berliner evangelischen Geistlichen vom 30. December 1864 an die zum Kampfe gegen den Verfasser des sogenanten „Charakterbildes Jesu" Dr. **Schenkel** zu Heidelberg verbundenen evangelischen Amtsbrüder im Großherzogtum Baden schließen wir uns von Herzen an.

Zehdenick, in der Neujahrwoche 1865.

Pippart, Superintendent, **Lutze**, Diaconus zu Zehdenick. **Mulnier**, Prediger zu Kl.-Mutz. **Lent**, Prediger zu Bergsdorf. **Spendelin**, Pred. zu Falkenthal. **Dähn**, Pred. zu Neuholland. **Schulze**, Pred. zu Grüneberg. **Tannhäuser**, Pred. zu Löwenberg. **Hanse**, Pred. zu Beetz. **Typke**, Pred. zu Gr.-Mutz. **Sauber**, Pred. zu Gr.-Germendorf. **Rex**, Pred. zu Milbenberg. **Pietsch**, Pred. zu Zabelsdorf.

Gegen Schenkel aus der Diöcese Pritzwalk.

Der in Nr. 307 der Kreuzzeitung vom vor. Jahre von Berliner Geistlichen abgegebenen Erklärung zur Ermunterung der Badenschen Brüder in ihrem gegenwärtigen Kampfe treten die unterzeichneten Geistlichen der Diöcese Pritzwalk bei.

O. Blech, Superintendent in Sadenbeck. **Brandt**, Pastor zu Techow. **Kühtz**, Pastor zu Kemnitz. **Eickhoff**, Oberprediger zu Pritzwalk. **Gräfe**, Pastor zu Kolrep. **Göroldt**, Pastor zu Reckenthin. **J. F. Colberg**, Pastor zu Kuhbier. **B. Todt**, Pastor zu Schönhagen. **Heimbach**, Pastor zu Meyenburg. **Schulz**, Pastor zu Meyenburg. **Roth**, Pastor zu Halenbeck. **Meyer**, Diakonus zu Pritzwalk. **Walter**, Pastor zu Beveringen. **Beiser**, Pastor zu Buchholz. **Zarnack**, Pastor zu Schrepkow.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 15. Februar. № 13.

Zur Geschichte des Rationalismus.

Tholuck, Geschichte des Rationalismus. Erste Abteilung. 1865.

Nach der früher schon besprochenen ausführlichen „Vorgeschichte des Rationalismus“ beginnt Dr. Tholuck nun die Geschichte des Rationalismus selbst, obgleich in der vorliegenden ersten Abteilung eigentlich auch noch eine Vorgeschichte desselben gegeben ist, nämlich die Geschichte des Pietismus nach Spener und des ersten Auftretens der Aufklärung, die der Verf. aber, in Vergleich mit der früheren Geschichte, in etwas knapper Eile durchläuft, was wol dadurch gerechtfertigt ist, daß dieses Gebiet ein viel mehr bearbeitetes und bekantes, als das vorangegangene ist. Der Verf. entrollt vor uns eine reiche Fülle interessanter Thatsachen, literarischer, zum Teil neuer Nachweisungen und sinniger Beobachtungen; und obgleich er mit seinem eigenen Urteil über die Sache etwas zurückhaltend ist, ergibt sich doch durch die Darstellung selbst der richtige Standpunkt der Auffassung meist von selbst. (Wenn die Verteidiger der kirchlichen Lehre mehrere Male mit dem Ausdrucke „Wächter Zions“ bezeichnet werden, so dürfte dies bei dem verbreiteten Spottgebrauche dieses Wortes für manche Leser eine von dem Verf. gewiß nicht beabsichtigte Auffassung erwecken.) Nach dem, was wir früher schon über die vorangegangene Arbeit bemerkt haben, können wir uns hier, um auf das lehrreiche Werk aufmerksam zu machen, auf einige Mitteilungen und wenige Bemerkungen beschränken.

Am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ermattet mit der wissenschaftlichen Haltung der Universitäten auch die kirchliche Rechtgläubigkeit der Theologen, und während der eine Teil der Theologen in dem blos äußerlichen Festhalten der Lehrbestimmungen ohne eine recht lebendige Glaubenswärme eine für das christliche Leben in den Gemeinden nur wenig ersprießliche Haltung zeigte und vielfach mit unnützen Fragen sich beschäftigte, wandte sich der andere dem das innerliche fromme Glaubensleben hervorhebenden, aber die Wissenschaft geringachtenden Pietismus zu. Vieles vereinigte sich, um die im siebenzehnten Jahrhundert wissenschaftlich ausgebildete Rechtgläubigkeit zurückzudrängen. Hatte diese in ihrer späteren scholastisch gearteten Gestaltung das Verstandesinteresse einseitig in den Vordergrund gedrängt und das religiöse Gemütsleben allzusehr hintenangesezt, so warf sich in einem sehr natürlichen Gegenstreben der Pietismus in die entgegengesezte Einseitigkeit, und indem er sich in seiner oft allzuharmlosen Geringachtung der kirchlichen Lehrbestimmungen auf die Seite des frommen Gemütslebens warf und von den Vertretern der strengen Rechtgläubigkeit, vielfach mit Unrecht, hart angefochten sah, machte er oft genug gemeinschaftliche Sache mit den jene Rechtgläubigkeit von der entgegengesezten Seite angreifenden Vertretern der immer mächtiger werdenden naturalistischen Strömung, mit dem flachen, aber in dieser seiner Flachheit dem Zeitgeiste entsprechenden Thomasius und mit der Wolffschen Schule. Auf das Heil der einzelnen Selen ausschließlich sein Augenmerk richtend, hatte der Pietismus meist eine große Abneigung vor jeder festeren gegenständlichen Gestaltung der Kirche und ihrer Lehre, und es ist bekant, wie der geistvolle, aus der pietistischen Schule hervorgegangene Arnold fast alle Häresien gegen die Kirche in Schutz nahm, und hierin mit den Verächtern der Kirche Hand in Hand ging. Andererseits legte vielfach das landesherliche Kirchenregiment der stengeren Kirchlichkeit Hindernisse in den Weg. War schon früher den Lutherischen in den brandenburgischen Ländern die Bekämpfung der reformirten Lehre sehr erschwert worden, so wurde seit dem zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts in Kursachsen der Streit gegen die Pietisten und gegen Thomasius streng verboten; Vermittelungstheologen von möglichst unbestimter Haltung wurden am meisten gesucht und befördert und selbst einem Löscher wurde die Herausgabe der „Unschuldigen Nachrichten“ untersagt. Am meisten förderlich für die Sache der kirchenfeindlichen „Aufklärung“ aber war wol die Förderung der fürstlichen Allgewalt über die Kirche durch die Lehren des Thomasius. Hatte die rechtgläubige Lehre auch bei den Lutherischen der Kirche ein eignes, unanfechtbares Recht zugeschrieben, dem Landesherrn aber das Recht der Leitung des Kirchenregiments nur insofern zugeschrieben, als er ein wahres Glied der evangelischen Kirche und das Haupt des nach evangelisch-christlichen Grundsätzen gestalteten Staates war, so machte Thomasius (nach Pufendorf) den Staat auf ganz profanen Grundlagen nicht blos unabhängig von der christlichen Kirche, sondern auch zur Macht über die Kirche, die Geistlichen zu bloßen Staatsdienern, den Fürsten, ganz abgesehen von seiner kirchlichen Stellung, zum unbeschränkten Oberhaupt über die Kirche. Diese Lehre fand überall offene Ohren, und selbst sonst fromme Fürsten neigten sich bereitwillig ihr zu; und es ist darum kein Wunder, wenn die der unbeschränkten Staatsgewalt schmeichelnden Aufklärungstheorien von Seiten der weltlichen Mach aufs Angelegentlichste gefördert wurden. Der Pietismus hatte

kein Auge und keinen Sinn für diese der Kirche drohenden Gefahren; fromme Hofprediger legten zwar von der Heilswahrheit in Beziehung auf das persönliche Leben der Fürsten oft männliches Zeugnis ab, aber der Unterjochung der Kirche unter die weltliche Gewalt leistete der Pietismus keinen Widerstand, denn für ihn bestanden nur gläubige Selen, keine zur selbständigen Gestalt entwickelte Kirche.

Der Pietismus nach Spener erscheint in vielfach verschiedenen Gestalten. Die hervorragendste ist der Hallesche Pietismus, welcher eine fortgeschrittene Stufe des Spenerschen bildete. Halle's theologische Facultät unter Francke, Breithaupt, Joach. Lange und Anton und das mit ihr eng verbundene Waisenhaus wurden Mittelpunkt der pietistischen Bewegung in Deutschland; die Facultät zählte oft über 1000 Studirende, was sich freilichzum Teil dadurch erklärt, daß nach königlicher Verordnung vom Jahre 1729 sämtliche Studirende der Theologie zwei Jahre in Halle studiren mußten. Hauptträger des Halleschen Pietismus auch in seiner Einseitigkeit war natürlich Francke. Im Unterschiede von der vielseitigeren Auffassung Speners drängte der Hallesche Pietismus alle andern geistigen Interessen hinter die subjective Frömmigkeit zurück; die Frömmigkeit, welche bei dem Christen rechtmäßiger Weise das Alles durchdringende Lebensprincip sein soll, wird hier zum einzigen Objecte des christl. Lebens gemacht; Wissenschaft, gesellschaftliches und staatliches Leben, Kunst und selbst die geschichtliche Gestalt der Kirche wurden als etwas Weltliches und Gleichgültiges bei Seite geschoben und gering geachtet. Hatte noch Spener gesagt: „ich weiß kein einziges unter allen menschlichen zu allerhand Gelehrsamkeit gehörigen studiis, das nicht in seiner Ordnung einem Studirenden wahrhaft nützlich werden könte, wo es ohne Versäumnis des Nötigen gehandelt und recht angewendet wird", so wandte Francke seinen an sich freilich sehr wahren Satz: „ein Quentchen lebendiger Glaube ist höher zu schätzen als ein Centner der bloßen historischen Wissenschaft, und ein Tropfen wahrer Liebe als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse", in einseitiger Weise zur Geringachtung selbst der theologischen Wissenschaft an; die theologischen Vorlesungen zu Halle waren ganz überwiegend populär-erbaulich, alle Lehrfächer sollten nur „praktisch", d. h. erbaulich, getrieben werden, selbst die Kirchengeschichte; Francke sah es mehr als seinen Beruf an, aus seinen Theologen Christen zu machen als aus den jungen Christen Theologen; daher auch die Erscheinung, daß aus dieser Richtung kein einziges erhebliches wissenschaftliches Werk hervorgegangen ist; man wollte nicht die scientia bauen, sondern die conscientia wecken. Dies ist aber auch ein wesentlicher Grund, weshalb diese pietistische Schule so bald einer anderen weichen mußte, und dem Strome der oberflächlichen Verstandesaufklärung so wenig Widerstand leistete. — Ebendahin führte auch ihre Gleichgültigkeit gegen die feste Gestaltung der Kirche. Hatte noch Spener eine gründliche Besserung der Kirche als solcher im Auge, so hat es der Hallesche Pietismus nur noch mit der Erweckung der einzelnen Selen und deren Verbindung zu Erbauungsvereinen zu thun. Man unterschied ganz einfach nur erweckte und nicht erweckte; die lezteren werden als gar nicht zur Kirche gehörig betrachtet und jeder Verkehr mit ihnen gemieden, als wären es Heiden. Ruhig ließ es daher der Pietismus geschehen, daß die Kirche von dem immer kirchenfeindlicher werdenden weltlichen Staate immer mehr um ihre Selbständigkeit und ihre Rechte gebracht wurde, denn solche äußerlichen Rechte und Formen galten ihm eigentlich als etwas Weltliches oder doch wenigstens als etwas ganz Gleichgültiges. Die kirchlichen Bekentnisschriften wurden in der Halleschen Theologie fast gar nicht behandelt; und auch hierdurch bereitete der Pietismus dem späteren Rationalismus den Boden.

Eine wesentlich andere Gestalt zeigt der würtembergische Pietismus, dessen geistiger Mittelpunkt Joh. Alb. Bengel wurde, nächstdem Steinhofer, Oetinger, Weißmann. Obwol die würtemberger Theologie ebenfalls von der streng-orthodoxen Richtung sich unterschied und in Beziehung auf die Bekentnisschriften sich nicht ängstlich die Hände band, stand sie doch viel lebendiger in dem lutherischen Bewußtsein, als die Hallesche Theologie. Ihr war die h. Schrift zunächst nicht, wie dieser, das Mittel zu praktischer Erbauung, sondern zu einer lebenskräftigen Heilserkentnis; sie hatte daher ein viel höheres Interesse für die Wissenschaft und erstrebte mit großer Geisteskraft eine wirkliche Fortbildung der christlichen Theologie; selbst zu speculativen Auffassungen erhoben sich einige ihrer Vertreter. Daher hat sich dieser würtembergische Pietismus, der sich auch von der ängstlich-methodistischen Bekehrungsweise des Halleschen frei erhielt, auch viel fruchtbarer erwiesen und hat bis in das gegenwärtige Jahrhundert heilsam fortgewirkt; und während in Halle bereits in den lezten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts der Rationalismus obenauf war, war die Tübingische Facultät noch bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein fast die einzige in Deutschland, welche für den positiven christlichen Glauben eintrat.

Eine dritte, zu besonderer kirchlicher Gestaltung sich entwickelnde Form des Pietismus in der evang. Brüdergemeinde ist von dem Verf., was wir bedauern, nur kurz berührt, nicht genauer dargestellt.

Der einseitige Subjectivismus des Pietismus erzeugte auch mehrfache mystische und kirchenfeindliche Abirrungen; der mystische Gedanke des „inneren Lichts" und der des äußersten Rationalismus sind einander nahe verwandt; wird einmal die geschichtliche Wirklichkeit der göttlichen Offenbarung geringschätzig behandelt, so ist ebenso der Schwarmgeisterei wie dem rationalistischen Unglauben Thür und Thor geöffnet; und es ist nicht bloßer Zufall, daß die pietistischen Bewegungen von beiden Erscheinungen begleitet wurden. Waren die eigentlichen Pietisten gegen den Unterschied der Confessionen ziemlich gleichgültig, so gingen Andere weiter und erklärten auch den Unterschied der Religionen für etwas gleichgültiges; selbst communistische Gedanken kommen schon am Anfang des 18. Jahrhunderts vor (S. 52. 53).

Die durch den Pietismus, dessen höchste Blüte um das Jahr 1730 war, angeregte religiöse Erweckung beschränkte sich nicht blos auf Deutschland; auch in der Schweiz, in England,

in Dänemark und in Schweden verbreiteten sich seine Wirkungen, in lezterem Lande trotz der strengen Gegenmaßregeln Karls XII. In Preußen gewint ein durch Spener angeregter frommer Sinn auch an dem Königshofe Raum; und der in mancher Beziehung rauhe und ungestüme Friedrich Wilhelm I. war ein großer Verehrer von Francke, und sein gottesfürchtiger Sinn, der auch für ernste Mahnungen zugänglich war, hat oft genug seinen großen natürlichen Fehlern einen Zügel angelegt; und Schmeicheleien hat er von seinen Predigern grade nicht erfahren. Sein Hofprediger sprach zu ihm auf seinem Krankenbette: „Ew. Majestät habe ich oft genug gesagt, daß Christus der Grund unserer Seligkeit, einmal, wenn wir ihn im Glauben ergreifen, und anderenteils, wenn wir uns nach seiner Lehre und Beispiel richten und seinen Sinn annehmen; so lange diese Sinnesänderung nicht geschieht, können wir keine Seligkeit hoffen. Wenn auch Gott Ew. Majestät par miracle, wovon wir doch kein Beispiel haben, wollte selig machen, so würden Sie, wie Sie jezt sind, im Himmel wenig Freude haben; Ihre Armeen, Ihr Schatz bleiben hier; es folgen Ihnen auch keine Diener nach, an denen Sie die Passion Ihres Zornes auslassen können, und im Himmel muß man himlisch gesint sein."

Zeigte sich in dem Pietismus im Unterschiede von der orthodoxen Richtung ein Hervordrängen des einzelnen Subjectes, eine Abneigung gegen die über demselben als berechtigte Macht sich darstellende Kirche und ihre bestimt festgesezte Lehre, so mußte dieselbe Strömung, sobald sie von der Frömmigkeit entblößt wurde, als kirchenfeindliche, ungläubige Verstandesrichtung erscheinen; dies nante man Aufklärung, indem man Alles, was über die Fassungskraft des von der sinnlichen Erfahrung ausgehenden Verstandes hinausragte, als abergläubische Verdunkelung der Vernunft betrachtete. Wenn der Verf. die Aufklärung von dem späteren Rationalismus darin unterscheidet, daß jene „noch fern davon, den gesunden Menschenverstand, sein treibendes Princip, als Autorität an Stelle der Schrift zu setzen, nur dies als seine Tendenz aussprach, die Schrift von der Bevormundung der Kirche zu befreien, den kirchlichen Lehrbegriff auf das einfache Schriftwort zurückzuführen und diese selbst nach den Principien des gesunden Menschenverstandes auszulegen" (S. 93), so können wir ihm hierin nicht beistimmen; denn einerseits beanspruchten die bei weitem meisten Rationalisten eine ganz ähnliche Stellung zur h. Schrift, die sie ja angeblich auch als die Quelle der christlichen Wahrheit anerkennen, andererseits gingen viele der früheren Aufklärer in der Erhebung des empirischen Verstandes über die h. Schrift noch weiter als der eigentliche Rationalismus; Teller, Steinbart, K. Fr. Bahrdt blieben wol in nichts hinter den äußersten Ueberhebungen des eigentlichen Rationalismus zurück. Unter dem allgemeinen Namen der Aufklärung sammelten sich überhaupt gar verschiedene Geister, die wenig mehr als die Verneinung der christlichen Glaubensgeheimnisse gemeinsam hatten, während der spätere Rationalismus eine mehr gleichartige Gestalt hatte; auch rechnet der Verf. selbst bald nachher den englischen Deismus und den frivolen Unglauben in Frankreich wenigstens zum Aufklärungsprincip, und Bayle zu den Aufklärungstheologen (S. 94 f.); und was der Verf. als Grundideen der Aufklärung, auch der deutschen, angibt, das führt doch auch zu einem etwas weiteren Begriffe derselben, als dem angegebenen; diese Grundideen sind nämlich: 1. der gesunde (d. h. von der alltäglichen und sinnlichen Erfahrung ausgehende) Menschenverstand (die Vernunft) ist die höchste Norm der Entscheidung in Glaubenssachen; 2. die natürliche Religion ist der wesentliche Inhalt aller Religionen, auch der christlichen; 3. die Moral ist der wesentliche Inhalt der natürlichen Religion; 4. die h. Schrift ist eine historisch unzuverlässige Quelle, und die Inspiration derselben eine grundlose Voraussetzung (S. 98).

Verbreitete sich von England und bereits auch von Frankreich her ein entschiedener Unglaube in weite Kreise Deutschlands, erschütterte der sehr gelehrte, arminianisch gesinte Holländer Clericus die bisher geltenden Auffassungen von der lauteren Wahrheit der h. Schrift, so ging in Deutschland selbst der Hauptanstoß zur Aufklärungstheologie grade von dem Hauptsitze des Pietismus, von Halle, aus. Thomasius überwarf sich sehr bald mit den dortigen Theologen, denen er anfangs günstig war, und über seine juristischen Fachvorlesungen vielfach hinausgreifend, verbreitete er einen durchaus profanen, die oberflächlichsten Lebensauffassungen bekundenden Sinn. Behauptete er doch sogar in einer akademischen Abhandlung 1713 die Zulässigkeit des Concubinats, welcher weder von Christo noch den Aposteln verboten, und erst von Augustinus und Ambrosius, „die in der Sittenlehre gar schlecht beschlagen gewesen", für sündlich erklärt worden sei. In den philosophischen Werken eines Aristoteles fand er nur ein „unnützes Geschmiere", in allen dogmatischen Systemen der Kirche nur „lere Hirngespinste"; den geistlichen Stand verfolgte er mit dem Priesterhasse eines Voltaire; „der sogenante geistliche Stand, lehrte er, sei nichts und nichts Gutes daraus zu machen, so lange die clerici vor den Laien etwas voraus haben wollten; ein clericus und ein Mönch sei einerlei, nämlich der sich vor andern als ein Diener Gottes ausgibt; der Bindeschlüssel sei der größte Popanz und komme aus der Ochsenpostille; alles, was klerikalisch heiße, müsse unter die Familie des Antichrists gerechnet werden; wir Evangelischen seien noch viertehalb Vierteil papistisch; als Geistlichen solle man keinen Pfaffen ins Haus lassen" u. s. w. (S. 119). Das war für die große Menge ein ebenso süßer Klang, wie seine kirchenrechtlichen Ansichten für die Fürsten. In Halle ging daher neben hoher Frömmigkeit auch eine ebenso große Unfrömmigkeit nebenher; und es kam das Sprüchwort in Geltung: Halam tendis aut pietista aut atheista reversurus (wer nach Halle geht, kehrt als Pietist oder als Atheist heim).

Wolffs Philosophie richtete sich nicht gradezu und ausdrücklich gegen das christliche Bewußtsein; er suchte die Wahrheiten der sogenanten natürlichen Religion mathematisch zu beweisen und ließ die christliche Offenbarung als solche gelten. Aber allerdings mußte sie indirect der lezteren entgegenwirken. Die Meinung, daß sich die Wahrheiten der Vernunftreligion mathematisch be-

weisen lassen, führte zu dem weiteren Versuche, dieselbe Weise auch auf die christlichen Glaubenswahrheiten anzuwenden und damit das Wesen des Glaubens selbst zu gefährden und andererseits zu einer Geringschätzung des Glaubens und der Offenbarung überhaupt, jedenfalls zu der Forderung, die natürliche Religion zum Maßstabe für die positive zu machen. Es lag in der dürren Verstandesrichtung dieser Philosophie etwas, was ganz geeignet war, nicht blos den dichterischen Geist (Gottsched), sondern auch den religiösen auszutrocknen; die aller Gemütswärme und alles idealen Aufschwungs ledige Richtung war der geeignete Boden für die Haidepflanzen der Aufklärung. Die Wolff'sche Schule selbst gehört noch nicht grade der Aufklärung an; sie hat auch in einer noch streng kirchlichen Theologie ihre Vertreter gefunden (Baumgarten, Reinbeck); aber wie schon die über die Macht des reflectirenden Verstandes sich täuschende Methode dem inneren Wesen des Glaubens widersprach, so war es sehr natürlich, daß auf derselben philosophischen Grundlage auch weitgreifende ungläubige Auffassungen emporkeimten; Reimarus, der Verf. der von Lessing herausgegebenen Wolfenbüttelschen Fragmente, gehörte der Wolff'schen Schule an. Es war sehr natürlich, daß Viele, bei der mathematisch gewissen natürlichen Religion sich beruhigend, sich um so freier gegen die christliche zu stellen geneigt waren; mit der Leugnung der christlichen Offenbarung hatten sie ja, meinten sie, die zur Vollkommenheit notwendigen Wahrheiten nicht aufgegeben. Die dem ewangelischen Bewußtsein im Wesentlichen treu bleibenden Anhänger Wolffs aber waren nicht geeignet, der Strömung des Unglaubens einen dauernden Damm entgegenzustellen. Ist es für den Geist damaliger Zeit sehr bezeichnend, daß ein Mann wie Baumgarten, dessen Schriften, zum Teil nach seinen Vorlesungen getreu herausgegeben, bei aller Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, doch wegen ihrer bodenlosen kleinlich-pedantischen Weitschweifigkeit und selenlosen Zerfaserung des Stoffes fast unerträglich sind, sehr bald der beliebteste, alle seine Collegen in Schatten stellende Lehrer der Halleschen Fakultät wurde, so konte diese Art von gelehrter Behandlung des christlichen Glaubens unmöglich die mit dem Glanze des Witzes und des übermütig sprudelnden Geistes ausgestattete Freigeisterei und Aufklärung überwinden, trug vielmehr in ihrer scholastischen Schwerfälligkeit mit dazu bei, das kirchliche Lehrbewußtsein den unruhigeren Geistern fade, langweilig, ja lächerlich zu machen. Ob die um die Mitte des Jahrhunderts sehr beliebten, und die vom Pietismus besonders gepflegten Buß- und Bekehrungspredigten fast zurückdrängenden frommen Naturbetrachtungen, welche dem atheistischen Unglauben entgegengesezt wurden, aus der Wolff'schen Schule erwachsen seien, wie der Verf. anzudeuten scheint (S. 143), möchten wir doch sehr bezweifeln, da dieselben ihren Ursprung und ihre besondere Pflege in England hatten, wohin die Wolff'sche Philosophie nur in schwachen Ausläufern drang. Aber allerdings trugen dieselben Einiges dazu bei, den Offenbarungsglauben beiseite zu schieben.

Teilweise auf dem Pietismus, teilweise auf der Wolff'schen Wissenschaft, teilweise auf dem vielfach nachgibigen Gegenkampfe gegen die Freigeisterei ruht eine um die Mitte des Jahrhunderts auftretende Uebergangstheologie beider evangelischen Kirchen, deren Hauptvertreter Pfaff und Mosheim in der lutherischen, Werenfels und Alphons Turretin in der reformirten waren. Man legt hier den Hauptton auf das praktische Christentum, auf die Moral, und stellt diese ziemlich selbständig neben die in vielen Punkten etwas nebensächlich behandelte Glaubenslehre; und die Gegensätze beider Bekentnisse schwächen sich dadurch von selbst ab; die verständige, nüchterne Betrachtung tritt vielfach an die Stelle des religiösen Gefühls; die göttliche Geltung der h. Schrift und die kirchliche Lehre werden zwar im Großen und Ganzen als unantastbar betrachtet, aber man scheut sich, genauer auf das Einzelne einzugehen, und versteckt sich bei sehr wesentlichen Fragen in ein vorsichtiges Nichtwissen. Pfaff in Tübingen ist zwar, bis auf einige arminianische Abschwächungen der kirchlichen Auffassung, der Sache nach noch in wesentlicher Uebereinstimmung mit der kirchlichen Lehre, aber seine exegetischen Grundsätze und seine Auffassung der Bedeutung des Dogmas führten weiter, als er selbst ging. Die praktische, moralische Bedeutung ist ihm überall die Hauptsache der Glaubenslehren, die Moral steht ihm höher als die Dogmatik; ein Glaubenssatz ist ihm in dem Maße ein fundamentaler, als er praktisch und dem gemeinen Fassungsvermögen zugänglich ist; nihil fundamentale est, quicquid vulgi captum excedat; man kann diesem Satze wol eine sehr richtige Bedeutung abgewinnen, aber noch leichter kann man ihn zur Entfernung der wesentlichsten Glaubensartikel anwenden. Es lag dieser Richtung sehr nahe, den Gegensatz beider reformatorischen Bekentnisse zu verwischen; Pfaff bemühte sich sehr ernstlich um eine Union; die eigentlich unterscheidenden Lehren sollten nach seiner wol nicht sehr praktischen Ansicht nur der theologischen Wissenschaft anheimgegeben, nicht dem Volke vorgetragen werden; die Kirchen sollten geeinigt werden, wenn auch ihre Wissenschaft zwiespältig bliebe; es lag da der auch jezt noch so verbreitete Irrtum zu Grunde, als ob die Spaltung der evang. Kirche auf einem bloßen Schulstreit beruhe. Mosheim steht zwar der Sache nach auch noch im Bekentnis seiner Kirche, aber es fehlt ihm zu dessen wissenschaftlicher Vertretung alle Freudigkeit und Kraft, in kühler, oberflächlicher, allem tieferen Denken abholden Betrachtung weicht er schärferen Bestimmungen und schärferer Begründung aus; er mag von dem kirchlichen Bewußtsein sich nicht lösen, aber einer wissenschaftlich ernsten Behandlung desselben geht er zaghaft vorsichtig aus dem Wege und sieht dem bereits mächtig arbeitenden Zerstörungsstreben Anderer ziemlich gleichgültig zu.

Nach dem ersten Feuer der pietistischen Erweckung folgte in weiten Kreisen bald eine immer größer werdende Gleichgültigkeit gegen die christliche Frömmigkeit. Die französische Bildung mit ihrer Freigeisterei drang, besonders von Fürsten und den höheren Ständen getragen, immer weiter nach unten und in die Breite. Geringachtung des geistlichen Lebens und des geistlichen Standes nahm überhand, und der leztere war durch vielfache Selbstherabwürdigung nicht ganz ohne Schuld hieran. Der Kirchenbesuch nahm in den großen Städten immer mehr ab, besonders seitdem die Vornehmen und die Höchstgestellten ein schlimmes Beispiel gaben; der seit 1733 aus England nach Deutschland verpflanzte Freimaurerorden verbreitete deistische Gleichgültigkeit gegen die Kirche in rasch zunehmender Weise; Religionsspötterei wurde vornehmer Ton; eine oberflächliche, willkürlich gebildete Moral wurde vielfach an die Stelle der Religion gesezt; „moralische Wochenschriften", deren um 1760 in Deutschland und in der Schweiz schon über 180 aufgetreten waren und die meist überaus fade und oberflächlich waren, vertraten für sehr Viele die religiöse Erbauung. Die nicht zu unterschätzende Bedeutung, welche inmitten dieser geistigen Vertrocknung Klopstocks religiöse Dichtung und Bachs religiöse Musik hatten, hätten wir von dem Verf. genauer gewürdigt und entwickelt gewünscht; er berührt sie aber nur im Vorbeigehen (S. 179). Es sind dies in dem Leben des deutschen Geistes Erscheinungen, die wie ein Abendroth einem bereits geschwundenen Lichte nachschimmern und zugleich einen nach überwundener Nacht heranbrechenden heiteren Morgen vorausverkündigen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 18. Februar. № 14.

Die Selsorge.

Erster Artikel. (Fortsetzung.)

Wo die innere Befähigung für die Ausübung der Selsorge fehlt, da hört sie von selber auf. Wer selbst seine arme Sele nicht achtet und selbst die Gefahr nicht kent, in der ein natürlicher Mensch sich befindet, der kann auch nicht bekümmert sein um das Selenheil des Nächsten. — Das Gegenteil von der Selsorge ist die Verführung und sie wird mit und ohne Absicht in einem schrecklichen Umfange geübt. Ohne Absicht wird sie von denen geübt, die den Beweis führen, daß man ohne Gebet, ohne Gottes Wort, ohne Kirche und ohne Sakrament ein bürgerlich ordentliches Leben führen kann, und mit Absicht von den bewußten Feinden des Evangeliums und der Kirche des Herrn. Der Einzelne wird gehalten und getragen von der Macht der Sitte, die in den Kreisen herscht, in denen er lebt, und es gehört ein großer Ernst und viel Energie dazu, die Schranken zu durchbrechen, die Standesvorurteile und die Gewohnheit um den Einzelnen legen. Dazu komt noch der Spott und Hohn, der die trifft, die von des Herrn Erbarmen ergriffen werden und anfangen, nach den Wegen des Lebens zu fragen und das Heil ihrer Sele zu suchen. Auf dem Wege zur Verdamnis gehen gar sehr verschiedene Gestalten. Die Jugend sieht nicht auf die, die mit Schimpf und Schande bedeckt sind und offenbar die Sclavenketten der Sünde tragen, nicht auf die, die durch schwere Verschuldungen unglücklich geworden sind und in Not und Elend seufzen, sondern auf die, die das stolze Gewand der natürlichen Tugend tragen und die von der Welt mit Ruhm und Ehren gekrönt werden. Es ist aber zulezt doch einerlei, ob ein Mensch von der Welt verachtet oder bewundert zur Hölle fährt. Die Regel steht fest: „Wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden", und es ist dem Menschen nur Ein Name gegeben, in dem er könne selig werden, nämlich der Name Jesu Christi unsers Herrn. Die gefährliche Lehre von der Mittelstraße, von dem mäßigen Genuß der Sünde, findet bei der Jugend leicht Eingang und scheint dem alten Menschen als eine sehr vernünftige Regel. Viele halten die Gränze inne, so daß ihr irdisches Fortkommen dadurch nicht gefährdet wird, und die große Zahl derer, die von der Mäßigkeit zur Unmäßigkeit fortschreitet, wird getadelt und verachtet, aber daß in der Sünde ein Gesetz der Notwendigkeit liegt und daß aus der Sünde sich consequenter Weise das Laster erzeugt, wird geleugnet. Dazu komt die neuere Literatur, die Romane, die Schauspiele, die das Gift des Unglaubens und der Verachtung des wahren Christentums in der gefälligen Form der prosaischen oder poetischen Darstellung verbreiten, so daß der Wolf im Schafskleide schwer zu erkennen ist. Die Missionare des Unglaubens haben überall ihre Kanzeln, in den Gasthöfen, in den Eisenbahnwagen und den Postwagen, und an empfänglichen Hörern fehlt es nicht. Die Tagesblätter, Zeitungen unter allerlei Titeln, die heimlichen oder offenbaren Haß gegen das Wort Gottes in die Prunkgemächer der Reichen und in die Dorfschenken tragen, werden nicht allein gelesen, sondern mit Begierde verschlungen. Der Hauptangriff ist auf die Auctorität der Bibel gerichtet. Die heilige Geschichte A. und N. T. wird bald als Mythe, bald als Legende, bald als Fabel behandelt, die Person des Heilandes ihrer göttlichen Natur beraubt und in den Bereich menschlich natürlicher Kräfte mit ihren Schranken und Unvollkommenheiten herabgezogen. In den in diesen Tagen erschienenen Darstellungen des Lebens des Herrn wird mit Beseitigung der klaren Aussprüche der heiligen Schrift seine wahrhaftige Gottheit geleugnet, und in arger Heuchelei wird er dafür geschmückt mit dem Flittergolde menschlicher Weisheit und mit dem durchlöcherten Gewande menschlicher Tugend, um die Kinder des Unglaubens desto sicherer zu machen, und denen, die noch nicht im Glauben befestigt sind, den alleinigen Grund des Trostes im Leben und Sterben, sein stellvertretendes Leiden und sein Sitzen zur Rechten der Majestät Gottes zu verdächtigen und möglichst ganz zu rauben. Besonders muß man sich wundern über die freche Zuversicht, mit der längst widerlegte Behauptungen und Lügen immer wieder von Neuem als ganz ausgemachte Wahrheiten dem armen Volke dargeboten werden. Menschen, die niemals die Bibel gelesen haben und am wenigsten den großartigen Zusammenhang vom 1. Capitel der Bücher Mose's bis zum lezten Capitel der Offenbarung Johannis aufzufassen im Stande sind, reden und schreiben mit einer Leichtfertigkeit und Entstellung einzelner Stellen der h. Schrift, daß man kaum die Möglichkeit begreifen kann. Auf der Auctorität der Bibel ruhen in einem christlichen Lande alle Verhältnisse. Nicht allein die Kirche und der Altar werden unterwühlt, wenn die Auctorität der Bibel geleugnet wird, sondern auch die Throne der Fürsten und das Regiment der Obrigkeit verlieren ihre eigentliche Grundlage. Die Ehe, das Verhältnis der Kinder zu den Eltern, die Eide, die geschworen, und die Verträge, die geschlossen werden, sind

ihrer Heiligkeit beraubt und in ihrem tiefsten Grunde erschüttert.

Fragt man, woher es komme, daß die Apostel des Unglaubens für ihre Lehren und Schriften ein so bereitetes Feld finden und so bereitwillig überall einen Eingang finden, so kann die Antwort nur gefunden werden in der Erkentnis des Zustandes des Menschen, in dem er sich von Natur befindet. Er wird angezogen von zwei Kräften, die eine von Oben, die andere von Unten, die eine läßt ihn seine Abhängigkeit von einer ewigen heiligen höheren Ordnung fühlen und er kann das Gesetz, ihr gehorsam zu sein, nicht wegleugnen, die andere reißt ihn mit Gewalt in die irdische, sichtbare, materielle Welt hinab. In diesem Zwiespalt wird sich der Mensch seiner selbst bewußt, und doch trägt er in sich eine Sehnsucht nach der Ruhe der Sele und nach dem Frieden mit der Macht, die ihm ein heiliges, nicht wegzuleugnendes Gebot in das Herz gelegt hat. Das Himmelreich und die irdische Welt kämpfen in seinem Herzen um den Besitz, und Ruhe ist nur, indem die eine oder die andere Gewalt den Sieg gewint. Das Gesetz in den Gliedern, das durch Adams Fall den Menschen der irdischen Weltordnung unterworfen hat, widerstreitet dem Gesetz im Gemüt, das noch immer ein Bewußtsein von der Herschaft über die Natur und die Sehnsucht nach der Freiheit lebendig erhält. Der Mensch, der ein Herr sein soll, sieht, daß er ein Knecht geworden ist. Das Gesetz in den Gliedern ist mächtiger als das Gesetz im Gemüt und hält ihn gefangen. Die Sele ist ähnlich einem Vogel, dem die Flügel beschnitten sind, die Region, in der er sich bewegen soll, ist die Höhe, die freie Luft, er will fliegen, aber er kann nicht, sondern muß im Staube kriechen.

Das Ebenbild Gottes ist zerstört, das Paradies verloren und dem Menschen ist das Gefühl seines Elends geblieben. Zwei Wege liegen vor ihm, der eine, den die Offenbarung der Barmherzigkeit Gottes in der h. Schrift ihm eröffnet und der zum Leben führt, der andere, sich der Kraft zu unterwerfen, die ihn an die trügerischen Güter und Genüsse des irdischen Lebens weist, um in denselben den Hunger und Durst seiner Sele zu stillen. Der eine ist der demütigende Weg, Gnade zu suchen und anzunehmen, und auf dem rauhen Pfade des Kampfes mit seinem Herzen und Fleisch dem Frieden mit Gott nachzujagen; der andere ist freilich bequemer und bietet sich wie von selber dar, indem man entweder den innern Zwiespalt wegleugnet oder beschwichtigt und sich mit der Sünde so sucht zu arrangiren, daß sie dem irdischen Fortkommen nicht hinderlich wird. Auf der einen Seite steht Gottes heiliges ewiges Wort, auf der andern Seite menschliche, wechselnde und dem Irrtum unterworfene Weisheit. Erwünscht und willkommen ist denen, die den letzten Weg einschlagen, jeder Versuch, die Auctorität der Bibel zu untergraben; denn sie können sich der unangenehmen Frage doch nicht ganz entziehen: was wird aus uns, wenn nun doch die Bibel recht hätte? Mit großem Beifall ist daher die Behauptung begrüßt, daß die Bibel nicht Gottes Wort sei, sondern daß in der Bibel Gottes Wort von der Vernunft zu suchen sei, so daß nun ein jeder zu entscheiden habe, was in der Bibel für Gottes Wort zu halten sei; damit war die Bahn gebrochen zur endlichen gänzlichen Verwerfung der h. Schrift, und es wiederholte sich, was der Prophet von Israel sagt: „ein Jeder ging seinen eigenen Weg und wir gingen alle in der Irre.“ Der Unglaube incommodirt den alten Menschen nicht, er leugnet die Macht der Sünde und die Gefahr in der der Mensch in seinem natürlichen Zustande sich befindet, er ersint sich einen Gott, der die Sünde nicht straft und der zufrieden ist, wenn man in irdischen Dingen in so weit seine Obliegenheiten erfüllt, daß man sein tägliches Brod hat, und möglichst den äußern Anstand aufrecht erhält. Der Gott der Kinder dieser Welt wird von ihnen selbst sehr gering gehalten, sie selbst haben keinen Glauben an seine helfende Hand, und beugen darum auch die Knie nicht vor ihm, er ist in ihren eigenen Augen nicht werth, daß sie ihn anbeten. Gegenwärtig geht die Zeit des verdummenden und einschläfernden Nationalismus immer mehr vorüber, und wenn auch die weit überwiegende Mehrzahl unserer Zeitgenossen bei Gebildeten und Ungebildeten sich noch auf der Stufe zu halten sucht, Gott und Christentum möglichst zu ignoriren und sich gleichgültig dagegen zu verhalten oder den christlichen Glauben wie einen überwundenen Standpunkt zu behandeln, über den es sich nicht schickt in gebildeten Kreisen noch zu reden, so begint doch das neu erwachte Leben in der christlichen Kirche als eine Macht sich zu regen, und auch die blöden Augen können sich nicht mehr ganz dagegen verschließen, daß der alte Glaube in neuen Gestaltungen sich wieder kräftig und lebendig erweiset. Die frischen und lebenskräftigen Zeugnisse, die in vielen Kirchen laut werden, sammeln wieder die, in denen noch nicht der letzte Odem des höhern Lebens aufgehört hat und die noch andere Bedürfnisse haben als Essen und Trinken und des Leibes Pflege. Die Kirchen, in denen das einfache Wort Gottes als eine Gotteskraft verkündigt wird, füllen sich wieder. Die Werke der christlichen Liebe in der Heidenwelt und in der Christenheit sind nicht mehr wegzuleugnen, die Vereine, die sich der Armen, Kranken, Elenden und Verkommenen annehmen, lassen sich nicht mehr ignoriren. So tritt an Mehrere die Notwendigkeit heran sich zu entscheiden. Der Kampf zwischen Welt und Kirche ist in ein neues Stadium getreten. Es ist der Fortschritt von der Gleichgültigkeit gegen die Kirche zur offenen Feindschaft gegen dieselbe, der sich anbahnt. Längst vergessene Lehren, Gedanken und Anschauungen treten wieder als lebendige Kräfte auf. Vielen ist zu Muthe als wenn sie Gespenster sähen, aber es sind keine Geister, sondern sie nehmen Fleisch und Bein an und treten an sie heran. Ihre Erscheinung ruft Fragen hervor, die mit Notwendigkeit eine Antwort verlangen. Die Welt schmückt sich indessen mit den Feigenblättern des Humanismus und der Civilisation und sucht zu beweisen, daß man auch ohne ein Christ zu sein, doch gute Werke thun kann. Wenn aber auch dies Kleid vor den Augen der Menschen die Blöße verdeckt, und stattlich anzusehen ist, gegen Wind und Wetter schützt es nicht, wahre Wärme verleihet es nicht und Ruhe gibt es der armen Sele nicht. Die große Menge fährt freilich fort mit dem

Morphium der Selbsttäuschung sich einzuschläfern, und behandelt die Fragen, ob ein Gott im Himmel, ob es eine Unsterblichkeit der Sele gibt und ob ein Gericht nach dem Tode sie erwartet, als offene Fragen, deren Beantwortung sie in träger Gleichgültigkeit entgegensehen; dennoch aber müssen sie erleben, daß hier und da Einer aufwacht aus dem bleiernen Schlafe und sie in ihrer Ruhe stört. Sie sehen sich um nach neuen und kräftigern Stützen ihres Unglaubens, und hören gerne die falschen Propheten, die die alten Lügen ihnen in schmackhafter Weise bereiten. Sie greifen begierig nach den Büchern und Blättern, die bald in plumper bald in feinerer Weise die Wahrheit des Wortes Gottes leugnen, und unter dem trügerischen Scheine der Wissenschaftlichkeit und der Kunst dem alten Menschen immer wieder das Polster, auf dem er ruht, bequem und behaglich machen. So führen die Meisten ein fast nur noch thierisches Leben, sie kennen keine andere Heimat als die irdische Welt und die Sorge und die Lust der Welt hält sie gefangen. Je mehr nun die Kirche des Herrn ihre Glocken läutet, und je mehr der Drang der Liebe Einzelne mit Mut erfüllt, auf die Kirchhöfe und zu den Gräbern zu gehen, wo der Unglaube seine Schlafenden ruhen läßt, um sie in ihrer Ruhe zu stören, desto mehr machen sich auch die auf, die schon bis zur bewußten Feindschaft gegen das Kreuz des Herrn vorgeschritten sind. Je mehr die Kirche erstarken und je entschiedener der Glaube an Gottes Wort mit seinem Bekentnis auftreten wird, desto eifriger werden die Feinde sich um ihre Fahnen sammeln und ihre Waffen gebrauchen. Mit welchem Beifall wird jeder Angriff in Wort und Schrift auf das Christentum begrüßt! Jeder Versuch, die Grundlehren des Evangeliums zu bekämpfen, wird mit Begierde aufgenommen und jede Lüge wird mit großem Eifer verbreitet. Witz und Spott werden nicht verschmäht, um das, was dem Menschen heilig sein sollte, in das Triviale und Gemeine herabzuziehen. — Dazu kommt die Heuchelei, die die Tugend und die Sittlichkeit im Munde führt und alle Grundlagen der Tugend und Sittlichkeit untergräbt. Besonders groß ist die Heuchelei, die mit der Forderung der Toleranz getrieben wird und die im Wesentlichen darauf hinausgeht, jeder Irrlehre volle Berechtigung zu erkämpfen, nur allein die, die Lehre der Kirche für die wahre Lehre erklären, sollen nicht geduldet werden, und wenn diese sich regen und um ihre Existenz kämpfen, werden sie verschrieen und verlästert als störten sie die Ruhe. Auch dem Kampfe um die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden liegt die Heuchelei zu Grunde. Es ist keineswegs die Liebe zu den Juden, die diese Forderung stellt, sondern der Haß gegen das Christentum. Unter dem Vorwande der Toleranz will man die Grundlagen des christlichen Staates unterwühlen. — Pantheisten und Atheisten, Leute, die nie die Kirche besuchen und Gottes Wort verspotten, sollen nicht allein als Glieder der Kirche gelten, sondern sollen auch berechtigt sein zu entscheiden, aus welchem Gesangbuche gesungen und nach welchem Katechismus die Jugend unterrichtet und schließlich auch was in der Kirche gelehrt werden soll. Dahin hat es der Unglaube gebracht, daß er mit solcher Frechheit sein

Haupt erheben darf. Die furchtbare Lüge, daß die Mehrheit zu entscheiden habe, was gelten und was Recht sein soll, und daß die Minderheit unrecht habe, die auf politischem Gebiete nachgerade schon sich zu entlarven beginnt, möchte man gerne auch auf die Kirche übertragen. Darum weil der Unglaube die feste Grundlage verlassen hat und sich nicht auf die Bekentnisse der Kirche und auf Gottes Wort berufen kann, sezt er gerne die Massen und den Pöbel in Bewegung. Es genügt, einige Schlagwörter — Hierarchie, Pfaffentum, Pietismus, Orthodoxie, Luthertum u. s. w. — zu gebrauchen, um unter diesem Deckmantel die ewige Wahrheit des Evangeliums zu verlästern und die Menge aufzuregen. Solchen Verführungen zum Abfall von der Kirche des Herrn und zur Gottlosigkeit steht das kleine Häuflein der lebendigen Christen gegenüber. Es soll hier nicht die Rede davon sein, was die christliche Obrigkeit, der der Schutz der Kirche befohlen ist, zu thun hat, und was dem Regimente der Kirche obliegt, sondern von dem, was jeder Einzelne, der ein Diener des Herrn sein will, thun muß. Aeußerlich angesehen ist der Kampf ein sehr ungleicher, und wer nicht den vollen Glauben an die Verheißungen des Herrn und an die Kraft des Wortes Gottes hat, kann leicht mutlos und verzagt werden, der Herr spricht aber: „fürchte dich nicht du kleine Herde“ und verheißt ihr den Sieg. Die Welt sucht ihre Erfolge in den äußerlich in die Augen fallenden Dingen und Thaten, die Kirche dagegen in dem innerlichen verborgenen Leben des Menschen. Wenn die Welt den Herrn kreuzigt, so thut sie das öffentlich unter großem Zusammenlauf der Menge, die Auferstehung des Herrn aber erfolgt während die Welt sich ihres Sieges freuet, ganz in der Stille. So feiert auch noch heute die Kirche des Herrn ihre Siegesfeste, wenn die Welt mit großem Geräusch sich ihres Triumpfes freut. Alles aber, was dem Herrn hier auf Erden angehört, geht in der Knechtsgestalt einher und wird von den Kindern der Welt nicht verstanden. Die Waffen des Christen dürfen nicht dieselben sein, deren sich die Welt bedient und wenn auch Mancher im Stande wäre, auf Witz und Spott mit Witz und Spott zu antworten, so sind es doch immer sehr gefährliche Hülfsmittel, an denen leicht Fleisch und Blut sichtbar wird und wodurch man dann mehr schadet als nüzt, mehr erbittert als versöhnt, mehr abstößt als anzieht. Die Waffen des Christen sind: Bekennen, Dulden, Lieben. Sie sollen aber nicht gebraucht werden um seine eigne Ehre, sondern allein die Ehre des Herrn zu verteidigen, nicht um den Gegner persönlich zu verletzen, sondern seine Liebe zu gewinnen und ihn zu nötigen, den Frieden zu suchen, wo er allein zu finden ist.

Das Bekentnis ist eine ernstlich gebotene Pflicht eines jeden Christen. „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich wieder bekennen vor meinem himmlischen Vater und wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich wieder verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ Die Sorge um das Selenheil des Nächsten fordert das offene und ehrliche Bekentnis dessen, in dem man seines Herzens Frieden gefunden hat, oder doch ernstlich sucht. Es geht aus von der klaren Erkentnis, daß ein Mensch in der Entfremdung von Gott und seinem Wort nimmermehr zur

Ruhe seiner Sele kommen kann; und von der Erfahrung, daß in den Wegen der Bekehrung und Heiligung allein das gefunden wird, was den verkanten Hunger und Durst der Sele stillen kann. Weltlich gesinte Menschen, die nie ihres Glaubens gewiß sind, haben auch eine besondere Neigung, wenn sie jemand im Verdacht haben, daß er ein Christ sein wolle, mit ihm sich einzulassen und ihn zum Bekentnis herauszufordern, um sich entweder in ihrem Unglauben zu stärken oder um neue Gründe für ihre fleischliche Sicherheit zu finden. Es gehört viel Weisheit und oft auch Mut dazu, um das Bekentnis in rechter Weise abzulegen. Es komt besonders darauf an, daß man den Gegner recht versteht, und sich nicht verleiten läßt auf Dinge einzugehen, die wirklich zweifelhafter Natur sind, sondern daß man möglichst die Hauptsache im Auge behält und geradezu das hervorhebt, was der Grund alles Unglaubens ist. Durch Disputiren, wobei gewöhnlich die Leidenschaften aufgeregt werden, wird wenig ausgerichtet, und oft mehr geschadet als gebessert. Die Einwürfe gegen das Evangelium finden immer ein williges Ohr bei denen, die weltlich gesint sind, und ihre eigenen Wege dahin gehen, es komt ihnen weniger auf Gründe, als auf Behauptung an. Die einfache, klar und bestimt ausgesprochene Wahrheit, ohne Rücksicht auf die Aufnahme die sie findet, macht oft einen überraschenden Eindruck, und in tiefstem Grunde des Herzens regt sich immer noch ein gewisser Respect vor Gottes Wort. Als im Jahre 1848 eine Volksversamlung in einer Schulstube abgehalten wurde, und man sich in aufregenden gottlosen und frechen Reden über Staat und Kirche, über den König und besonders über die Geistlichen erging, stand der allgemein geachtete Lehrer auf, ging schweigend an die schwarze Wandtafel, und schrieb mit großen Buchstaben darauf: „Fürchtet Gott, ehret den König, habet die Brüder lieb." Es entstand zuerst ein Tumult, aber der Eindruck war unverkennbar. Unerläßlich aber ist es, daß das Bekentnis des Mundes von der Rechtschaffenheit des Wandels muß begleitet sein.

Das andere Mittrl des Nächsten Sele für das Evangelium zu gewinnen, besteht in dem Dulden und Tragen des Kreuzes in der Nachfolge Christi. Wer wirklich im Reiche Gottes lebt, kann sich nicht der Welt gleich stellen, und darf sich nicht beherschen lassen von dem Geiste, der seine Standesgenossen beselt. Er wird zunächst zu einem Sonderling gestempelt, und wenn man auch nicht sagt, daß man ihn seiner Frömmigkeit wegen verachte, so verdächtigt man ihn doch gerne der Heuchelei und sucht eigennützige Absichten seinem Verhalten unterzuschieben. Irdisch gesinte Menschen, die immer darauf bedacht sind, zeitliche Güter zu gewinnen, können es entweder nicht begreifen, oder es doch nicht zugeben, daß Jemand wirklich um seines Glaubens willen sich Manches versagt, und in seinem Berufe andere Wege geht. Bald soll es der Geiz sein, weshalb sie sich von Lustbarkeit fern halten, bald sollen sie die Absicht haben, sich bei Vorgesezten und Herschaften zu insinuiren oder doch bemerkbar zu machen, bald sollen sie aus Aberglauben oder Beschränktheit, oder aus List um andere zu täuschen, damit sie heimlich ihre Bosheiten ausüben können, sich verstellen als wären sie fromm. Mit einer gewissen Genugthuung werden die Fehler der Christen besprochen, und oft ungebührlich vergrößert. Wenn aber ein frommer Mensch wirklich zum Falle komt, so können die Kinder der Welt ihre Schadenfreude kaum verbergen. Wie viel Ursache hat doch ein Christ zur Vorsicht und Sorgfalt im Wandel, damit die Kinder der Welt nicht in ihrem gottlosen Wesen bestärkt werden! — Man stellt ihn auch gern auf die Probe, und bereitet ihm Versuchungen, legt ihm Stricke und Netze, um ihn möglichst zum Falle zu bringen. Ein Fabrikarbeiter, der nicht alles mitmachen kann, was der große Haufe thut, und nicht einstimt in ihre Reden, ein Geselle, der nicht mehr des Sontags arbeiten kann, haben oft sehr schwere Tage. Wie Kain seinen Bruder Abel verfolgte, und wie Esau Jakob haßte, wie Saul David nachstellte, und wie die heiligen Apostel viel Trübsal zu tragen hatten, so muß auch jeder Christ bereit sein, das Kreuz auf sich zu nehmen. Der Jünger ist nicht über den Meister, und der Apostel schreibt an die Gemeinde: „Lasset euch nicht die Hitze befremden als widerführe euch etwas Seltsames." Dennoch aber liegt eine große Macht in dem stillen gottseligen Wandel des Christen, und wenn auch die Welt schmähet und spottet, heimlich muß sie doch ihn anerkennen. Viele Frauen haben in dieser Weise die Männer gewonnen, und ein Kind, das in der Schule oder im Confirmanden-Unterrichte von dem Lebensodem angeweht wurde, hat oft Vater und Mutter überwunden. In dem Wandel liegt die unabsichtliche Selsorge, die der Christ der Welt gegenüber ausübt. In eine kirchliche Gemeinde zog ein frommer Tagelöhner, zuerst fiel es auf, daß er regelmäßig mit seiner Frau die Kirche besuchte, seine Kinder täglich in die Schule schickte, und die anderen fingen an ihn zu bereden, weil er des Sontags nicht in den Krug ging, sondern daheim mit seiner Frau ein Lied sang und eine Predigt vorlas. Der Gutspächter sagte von ihm, er sei ein wunderlicher Mann, aber doch treu und fleißig in der Arbeit. Es verging kein Jahr, so war seine kleine Wohnung fast zu enge geworden, weil sich nun Mehrere einfanden, die des Sontags Nachmittags mit ihm sangen und zuhörten, wenn er vorlas. So übte der einfache Mann einen wolthätigen Einfluß auf mehrere Mitglieder der Gemeinde aus und erneuerte in ihnen die Liebe zum Worte Gottes.

Die eigentliche Kraft der Selsorge liegt in der Liebe zu der Sele des Nächsten. Jeder lebendige Christ trägt in sich etwas von dem Geiste Jesu Christi, der in die Welt gekommen ist, die Sünder zu suchen und selig zu machen. Aus diesem der Christenheit eingepflanzten Triebe sind hervorgegangen die Heidenmission, die Bibel- und Tractatgesellschaften, und die zahlreichen Vereine, die im Wesentlichen alle darauf hinaus gehen, Selen für das Reich Gottes zu gewinnen. — Die Weisheit Gottes hat es so geordnet, daß mit dem Eintritt der Sünde drei Factoren dazu dienen sollten, die Errettung des Menschen zu bewirken, und die Erlösung vorzubereiten. Zuerst die Arbeit mit der Not, sodann die Krankheit und der Tod, und endlich die Verheißung. Die

Folgen der Sünde sind nicht allein Strafen, sondern auch Mittel in der Hand Gottes, den Menschen zu Gott zurückzuführen. Sie sind zugleich Zuchtproben und Zuchtmittel, und daher von pädagogischer Bedeutung. Damit der Mensch nicht jählings und unaufhaltsam in den Abgrund sinke, dem er sich durch die Sünde zugewendet hat, darum hat die Barmherzigkeit Gottes ihn zwischen Himmel und Hölle gestellt, und ihm nicht allein die Möglichkeit der Rettung offen gelassen, sondern auch seine Lage so geordnet, daß ihm die Nötigung zur Umkehr nicht fehle. Die Arbeit ist von der einen Seite eine Last, von der andern Seite eine Woltat. Wenn der Herr spricht: „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen," und aus dem Herrn der Natur einen Tagelöhner macht, so steht doch fest, daß „das menschliche Leben köstlich ist, wenn es Mühe und Arbeit ist." Untätigkeit und träge Ruhe kann der Sünder nicht vertragen, und wenn er gegen Gottes Ordnung entweder im Misbrauche des Reichtums oder in Arbeitsscheu seine Tage ohne Schweiß und Arbeit zubringt, so fällt er immer tiefer. Den siebenten Tag hat der Herr geheiligt und die Menschen sollen ruhen von der Last der Arbeit, aber wie wenige sind, die die Ruhe tragen können, und wenn sie schon unter der Not der Arbeit sündigen, am Sontage sündigen sie desto mehr. Es hat jemand mit Recht gesagt, daß der Teufel am Sontage seine Netze am reichlichsten fülle, und die Menschen am eifrigsten in seinem Dienste sehe.

Der Leib des Menschen, der bestimt war immer herlicher und günstiger sich zu entwickeln, ist durch die Sünde der Sterblichkeit, der Krankheit und den Schmerzen allerlei Art unterworfen. Du sollst des Todes sterben, sprach der Herr zu Adam, und seitdem ist das Leben der Menschen ein langsames Sterben, das sich an ihm alle Tage mehr entwickelt, und doch trägt er in sich einen Geist, der nicht dem Tode unterworfen ist, und er kann sich dem Bewußtsein nicht entziehen, daß nach dem Tode die Entscheidung des Gerichtes Gottes seiner wartet. Die Krankheit und leibliches Leiden sind daher auch ein pädagogisches Mittel in der Hand Gottes, den Menschen kräftig daran zu erinnern, daß er hier keine bleibende Statt hat, sondern ein Fremdling ist in dieser Welt. Damit er nicht gedankenlos auf dem Wege der Sünde und der Loßreißung von Gott hingehe, darum klopft der Tod bald leiser, bald kräftiger bei ihm an, und ruft: „Mensch, du mußt sterben," und das Gewissen schreit mit gewaltiger Stimme: „und darnach das Gericht." Viele haben in den Tagen der Krankheit die eigentliche Aufgabe des Lebens erkant, und der Tod, der in ihren Häusern und Familien bald nach langwierigeren Krankheiten, bald plötzlich seine Macht und sein Recht erweist, hat schon oft die zum Nachdenken und zur Besinnung gebracht, die bis dahin unaufhaltsam auf dem breiten Wege herabgingen. Die christliche Liebe naht sich daher besonders den Kranken und Elenden, um den zu verkündigen, der dem Tode seine Macht genommen hat, und auf die Wege Gottes hinzuweisen, der auch durch die Schmerzen des Leibes uns zu sich ziehen will.

Nachdem Gott der Herr den Schweiß und den Schmerz über den Menschen verhängt hatte, fügte er die Verheißung seiner Gnade und der Erlösung hinzu. Weil der Mensch durch Verführung des Teufels in die Sünde gefallen war, so blieb er ein Gegenstand der göttlichen Barmherzigkeit, und der Herr gab ihm die Hoffnung und das Mittel, wieder zur Kindschaft und zum Frieden zurückzukehren. Die Sehnsucht nach Frieden und nach Erlösung ruht tief in des Menschen Sele. Die Heiden suchten Vergebung der Sünden durch die Opfer, die sie brachten, um ihre zürnenden Götter zu versöhnen, die Verblendeten in Israel bemühten sich mit ihrer eigenen Gerechtigkeit, dem Gesetz Gottes zu genügen, indem sie sowol die Heiligkeit Gottes als auch das Wesen der Sünde verkanten. Die abgefallene Christenheit betet zwar keine Götter an, die mit Händen gemacht sind, es construirt sich aber jeder seinen eigenen Gott, wie er ihm bequem ist und ihn in seinem natürlichen sinnlichen Leben am wenigsten stört, etliche betäuben das verkante Sehnen ihres Herzens durch die Lust der Welt, oder durch die Ehre vor den Menschen, oder durch den Besitz der irdischen Güter, und verbergen sich hinter den Lügen des Unglaubens.

Jeder Schweißtropfen, der auf die Erde fällt, und jeder Schmerz, der in unsern Gliedern sich regt, soll uns sagen, daß wir Sünder sind, die Gottes Zorn und Ungnade tragen, aber die Verheißung der Barmherzigkeit Gottes soll uns zum Glauben erwecken an den Herrn, der nicht des Sünders Tod will, sondern daß er sich bekehre und lebe. Wo nun die Not des Lebens den Menschen drückt, oder wo die Krankheit ihn zahm macht, oder wo die Sele in Irrwegen Ruhe sucht, und nicht finden kann, da sind der Selsorge die Anknüpfungspunkte gegeben. Ihre Arbeit ist die Armen- und Krankenpflege und das Zeugnis, daß in Christo allein die Sele ihre wahre Befriedigung, Leben und volle Genüge finde. Die weltliche Armenpflege ist darauf gerichtet, die irdische Not zu mildern oder zu beseitigen, die christliche Armenpflege dagegen will nicht allein leibliche Hülfe bringen, sondern auch zugleich entweder da, wo die Armut aus der Trägheit, Unordnung und anderen Verschuldungen hervorgeht, auf die Besserung des Wandels hinwirken, oder doch das Herz hinrichten auf den Helfer in aller Not, und zum Gebete ermuntern, damit es bewahret bleibe vor Verzagtheit und Murren. Die weltliche Krankenpflege will nur die Schmerzen des Leibes heilen, die christliche Krankenpflege will der Sele zugleich die Arznei anbieten, die Trost und Frieden wirket, und die Wunden des Gewissens heilen kann. Besonders aber findet die Selsorge ihr Arbeitsfeld bei denen, die ohne Gott und sein Wort dahin leben. Wenn des Herrn Hand in den Gang ihres Lebens hineingreift, wenn sie der heiligen

Allmacht Gottes gegenüber ihre Ohnmacht fühlen, wenn Gram und Kummer ihre Herzen plagt, wenn der Tod ihre Familien heimsucht, dann hofft der christliche Freund oder Verwandte gern, daß sie empfänglich sein werden, um sich sagen zu lassen, wo allein Trost zu finden ist. Oder wenn die Kinder der Welt die Folgen ihrer Sünden tragen und erfahren, daß es Jammer und Herzeleid bringt, wenn man den Herrn seinen Gott verläßt, wenn die Schande über sie komt, und die Genossen der Sünde sich von ihnen wenden, und die Welt kalt bei ihnen vorübergeht; dann regt sich in dem oft verspotteten Christen die Samariter-Liebe, und er sucht dem Sünderheilande die Thür zu öffnen.

Je mehr nun die Liebespflicht der Selsorge allen lebendigen Christen von dem Herrn nicht allein befohlen, sondern auch in das Herz gelegt ist, destomehr ist es die Aufgabe des Geistlichen, diesen Zug und Trieb des Glaubens zu wecken und zu beleben. Er muß in der Gemeinde die Personen kennen, die die Wege Gottes erkant haben und mit Weisheit und Verstand von ihm begabt sind, in seinem Dienste den Verlornen und Verirrten nachzugehen, und Zeit und Gelegenheit recht zu benutzen, ihnen das Eine, was Not thut, nahe zu bringen.

Die Liebe ist gar klug und macht erfindungsreich. Mancher Pastor könte sehr viel von schlichten und einfachen Christen lernen. Auch wirkt der Glaube einen feinen Takt in sonst ungebildeten Leuten, und es ist sehr bewunderungswürdig, wie sie oft gerade den Punkt zu treffen wissen, durch den sie zum Herzen kommen können. Der Pastor steht oft den Leuten in ihrer ganzen Bildung und Entwicklung zu fern, und wird daher von ihnen nicht ganz verstanden und versteht sie oft nicht recht. Wenn er auch den Chorrock nicht anhat, so meinen die Leute doch, er rede so wie er redet, weil sein Amt ihn dazu verpflichte. Ein Mann, der zu seinen Standesgenossen zur rechten Zeit das rechte Wort reden kann, findet leichter Eingang als der Pastor. Es gibt Stände und Berufsarten, in denen der Aberglaube sich festgesezt hat, daß es unmöglich sei oder auch für sie nicht passe, ein gottseliges Leben zu führen, und wenn Einer den Beweis führt, daß es doch geht, so übt er einen heilsamen Einfluß auf die Uebrigen aus, ohne viele Worte. Der Geistliche muß sich nicht scheuen, solche Standesvorurteile zu bekämpfen und den Einzelnen Mut machen, die eingebildeten Schranken zu durchbrechen. Es gibt die h. Schrift dazu hinreichende Beispiele, daß man in allerlei Lebensverhältnissen dem Herrn dienen kann. Den Soldaten ist vorzuhalten, daß der Hauptmann zu Capernaum vom Herrn gerühmt wird wegen seines Glaubens, daß Cornelius und seine Kriegsknechte gottesfürchtige Leute waren. Knechten und Mägden sind Onesimus und Rohde als Muster zu beschreiben, den Steuerbeamten Zachäus und Matthäus, den Handwerkern die h. Apostel Petrus, Andreas, Jacobus und Johannes, die Fischer waren, und Simon der Gerber u. s. w.

Es ist in der That sehr zu beklagen, daß in unsern Tagen Viele zu glauben scheinen, als sei die Pflicht der Selsorge allein dem Geistlichen aufgelegt und nicht allen lebendigen Gliedern der Gemeinde. Es wird daher darauf ankommen, daß der

Pastor besonders in der Predigt nachdrücklich und ernstlich darauf hinweist, daß die Sünden der Einzelnen eine Last sind, die die ganze Gemeinde zu tragen hat, denn wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder des ganzen Leibes mit. Mit Nachdruck und mit einiger Aussicht auf Erfolg kann der Pastor nur dann Selsorge und Zucht in der Gemeinde üben, wenn er in der Gesamtheit eine Stütze und Hülfe findet. Die 7 Briefe in der Offenbarung St. Johannis sollten in den Beichtreden und in den Bibelstunden viel mehr behandelt werden als es geschieht, in ihnen wird immer die Gemeinde als ein Ganzes angeredet, gestraft und getröstet. Die vornehme Erhebung über Gefallene, die Gleichgültigkeit, mit der darüber gesprochen wird, sind ein Zeichen von dem Verfall der Gemeinde und von dem Herzenszustand derer, die kein Mitgefühl mit dem haben, dessen Sünde offenbar geworden ist, und nicht bedenken, daß ein Theil der Schande auch auf sie fällt. Der alte gute Corporationsgeist, der früher den Einzelnen hielt und trug, ist verschwunden, seitdem der Unglaube die Banden gelöst und den Eigennutz und die Selbstsucht in dem Grade zur Entwicklung gebracht hat, daß jeder sich für berechtigt hält, sich um des Andern Not und Gefahr nicht zu bekümmern. Die s. g. Vernunft-Religion hat die christliche Liebe arm gemacht und je mehr der irdische Sinn dem Mammonsdienste anheim fiel, desto mehr mußte die wahre Liebe erkalten. Wen das Opfer der Liebe, das der Herr für uns gebracht hat, nicht erwärmt, der ist auch unfähig für den Nächsten wirkliche Opfer zu bringen. Das weltliche Leben, die Vergnügungs- und Genußsucht, die sich gerne den Gedanken an Tod und Gericht zu entziehen sucht, kann unmöglich Anderen den Weg des Lebens zeigen. Zu dem Allen komt eine wahrhaft erschrekkende Unwissenheit in der Heilsordnung, selbst bei denen, die hin und wieder von der sittlichen Verkommenheit ihrer Umgebung mit Entsetzen ergriffen werden und gerne helfen möchten. Personen, die sich schämen, wenn sie in der Geschichte und Literatur unwissend erscheinen, schämen sich nicht, wenn sie die einfachsten Sachen aus der Bibel nicht wissen, und stellen sich an, als wenn die fünf Hauptstücke des Catechismus blos für die Schulkinder da wären, die sie entweder nie ordentlich gekannt oder über andere viel wichtigere Dinge längst vergessen haben.

Auf wen aber soll nun der Pastor sein Augenmerk richten? Wer ist geschickt ihm in der Ausübung der Selsorge zu helfen? Zunächst gewiß nicht der, der sich um sein eigenes Selenheil selbst nicht bekümmert. Wer die Gefahr nicht kent, in der er selber steht, wie will der Andere ermahnen und zurechtweisen! Wer die Wege des Heils nicht geht, wie will der Andere führen und leiten. Sie können wol über einen armen Sünder hart richten und urteilen, sich entrüsten und schelten, aber helfen können sie ihm nicht. Sodann aber ist auch kein Pharisäer tüchtig, die christliche Liebe gegen Gefallene zu üben. Es wird wol viel auf die Pharisäer gescholten, aber jeder unbekehrte Mensch ist doch eigentlich ein Pharisäer, der sich gerne über andere erhebt und mit Verachtung auf den armen Zöllner herabsieht. Viele finden eine Art von Befriedigung und Satisfaction darin, daß

sie mit affectirtem Entsetzen einen armen Menschen verurteilen. So von oben herab Andere ermahnen, damit wird nichts anderes ausgerichtet als Erbitterung. Die Hausfrau, die nur die Magd schilt und der Hausherr, der nur toben und schimpfen kann, wenn der Knecht gefehlt hat, bewirken gewiß keine wirkliche Besserung. Gewöhnlich ist es auch nur der Eigennutz, der aus ihren zornigen Worten hervorleuchtet. Das Kind wird gescholten, wenn es etwas zerschmeißt, aber nicht wenn es Unarten begeht, die äußerlich keinen Schaden anrichten. Der Knecht und die Magd werden hart angegangen und gestraft, wenn sie etwas versäumen oder verkehrt anfangen, aber nicht wenn sie allerlei Gottlosigkeiten begehen. Eben so ist es sehr bedenklich, solche zur Einwirkung auf Andere zu ermuntern, die eben erst aus dem Schlafe der Sicherheit oder aus dem Traume des weltlichen Lebens erwacht sind. Ein Kind, das eben erst anfängt gehen zu lernen, kann nicht Andere leiten und führen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die neue Taufformel ohne Abrenunciationsfragen im Königreich Hannover.

Mehrfach ist auch in der evangelischen Kirchenzeitung von der neuen Taufformel, welche durch das „Kirchengesetz" vom 5 Januar v. J. in die Hannoversche Landeskirche eingeführt ist, die Rede gewesen. Durch diese Formel, welche in allen Fällen gebraucht werden soll, wo der Vater eines zu taufenden Kindes oder dessen Vertreter die Wegfassung der Abrenunciationsfragen wünscht, ist der Hannoverschen Kirche eine neue, tiefe Wunde geschlagen, eine noch tiefere, meine ich, als durch die Zurückziehung des neuen Katechismus. Da aber wenn ein Glied leidet, alle Glieder mitleiden, so ist es ganz in der Ordnung, daß auch alle übrigen Teile der lutherischen Kirche den Schlag, der die Hannoversche Kirche getroffen hat, mitempfinden als wäre er auch über sie gekommen. Wer weiß auch, wie bald dasselbe anderen ebenfalls widerfährt! Die Zeiten sind wol danach angethan, daß Niemand sich sicher fühlen soll, sondern denken: Heute mir, morgen dir.

Als eine allgemeine Kirchenangelegenheit verdient also der Hannoversche Abrenunciationssturm gewiß nach seinen Voraussetzungen, Veranlassungen, sowie nach seinem Verlauf mit seinen Ergebnissen näher beleuchtet zu werden. Auch fehlt noch immer die volle Klarheit darüber, welche Stellung zu dem neuen Taufformular und dem dasselbe einführenden Kirchengesetze für bekentnistreue Geistliche durch Schrift und kirchliche Bekentnisse bestimt ist. Es ist eine dieser Zeitung gewiß würdige Aufgabe, dazu auch durch nachfolgende weitere Aussprachen zu helfen, daß diese hochwichtige Frage richtig, schrift- und bekentnismäßig entschieden werde.

Schreiber dieser Zeilen beabsichtigt, was er auf dem Herzen hat unter folgende 3 Abschnitte zu stellen: der Zustand in der Hannoverschen Landeskirche in Betreff der Abrenunciationsfragen vor dem Sturm gegen dieselben; Entstehung und Verlauf dieses Sturmes bis zum Erlaß des Kirchengesetzes vom 5. Januar v. J.; endlich Beurteilung

der neuen Formel und Antwort auf die Frage, wie lutherische Geistliche sich zu derselben zu stellen haben.

1. Der Zustand in der Hannoverschen Landeskirche in Betreff der Abrenunciationsfragen vor dem Sturm gegen dieselben.

In dem größten Teil des Königreichs Hannover standen seit ihrem Erlaß und stehen auch noch, wie die Kirchenbehörden selbst wiederholt ausgesprochen haben, in kirchlicher Geltung die sogenante Kalenbergische Kirchenordnung von Herzog Julius erlassen 1569 (Richter K. O. II. S. 318), und die sogenante Lüneburgische Kirchenordnung von Herzog Friedrich erlassen 1643. Es versteht sich von selbst, daß beide Kirchenordnungen die Abrenunciationsfrage haben ganz in Uebereinstimmung mit Luthers Taufbüchlein. Ja sie haben ebenfalls den Exorcismus, die jüngere Lüneburgische ohne jegliche Bemerkung, die ältere Kalenbergische dagegen mit der nachher hinzugefügten Erinnerung, es möge das Volk zu Zeiten erinnert werden, wie das Kind durch die Taufe, nicht aber durch den Exorcismus aus der Gewalt des Teufels genommen werde, wie der lezte aber nun sein solle „eine Erinnerung, in was großer Not und Jammer das Kindlein seiner Sünden halben stecke, warum ihm die Taufe nötig, und was durch dieselbe bei dem Kindlein ausgerichtet wird."

Es ist daher kein Zweifel, daß bis auf die Zeit des hereinbrechenden Rationalismus in allen Gemeinden nur mit Anwendung der bekanten Abrenunciationsfragen getauft wurde. Ja auch der Exoroismns dürfte nicht minder allgemein gewesen sein. Im Lüneburgischen wurde derselbe zwar mittelst fürstlicher Vorordnung vom Jahr 1664 abgeschafft, aber dieses Verbot war nicht durch Anträge aus den Gemeinden veranlaßt, sondern es war lediglich ein Werk des Obersuperintendenten Hildebrand, eines Schülers und Geistesverwandten des älteren Georg Calixt, dieser hatte gleich bei seiner Berufung die Abstellung des Exorcismus zur Bedingung gemacht. Es erhob sich aber zahlreicher Widerspruch gegen die Neuerung, der alte Gebrauch blieb nichts desto weniger in vielen Gemeinden, und noch im Jahre 1691 mußte aufs neue gegen denselben eingeschritten werden. In Hannoverschen Gemeinden außerhalb des Lüneburgischen hat der Exorcismus auch noch bis auf die allerneuste Zeit hier und da in unangefochtenem Gebrauch bestanden.

Allerdings als die rationalistische Zeit kam, zu Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, fiel in den meisten Gemeinden der Exorcismus von selbst, ohne daß Jemand davon Notiz nahm, und es fielen mit ihm vieler Orten auch die Abrenunciationsfragen, ja fast sämtliche durch die alten Kirchenordnungen gegebenen liturgischen Bestimmungen. Es trat die schrankenloseste Willkür ein, bei der es nichts Seltenes war, daß die taufenden Geistlichen selbst das apostolische Glaubensbekentnis wegließen oder veränderten, ja sogar nicht mehr im Namen des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes, sondern in allerlei anderen Namen tauften. Das Schlimmste war, daß diese eigne Willkür gewissermaßen sanctionirt wurde mittelst des bekanten und berüchtigten Ausschreibens Königlichen Consistorii zu Hannover vom 16. Januar 1800, Liturgica betreffend. Es heißt in demselben, man habe „billig Anstand nehmen zu müssen geglaubt, eine neue Kirchen-Agende zu verfassen, deren allgemeine Einführung in der Kirche noch nicht genugsam vorbereitet sein dürfte," das könte auch leicht den Erfolg haben, „daß Verbesserungen, die schicklicher nach und nach einzuleiten seien, nur desto länger aufgehalten und verspätet würden." Man will daher auch den Predigern keine „ganz willkürliche

Aenderungen in den jeden Orts bestehenden kirchlichen Einrichtungen und liturgischen Anordnungen" erlauben. Aber es wird doch nicht nur gestattet, sondern offenbar auch empfohlen, vorzüglich bei einem gebildeten Auditorio und bei Verrichtung eines oder anderen actus ministerialis in Häusern auch wol anderer liturgischer Formulare, die im Wesentlichen dasselbe enthalten, was die in den K.-OO. befindlichen Formulare ausdrücken, sich zu bedienen, wobei verschiedene etwa in Gebrauch zu nehmende neuere K.-OO., z. B. die Kurfälzische und Schleswig-Holsteinische namhaft gemacht werden. Dann wird allerdings nochmals erinnert, es solle dabei „dasjenige, was die K.-OO. bei jeder liturgischen Handlung ausdrücklich beobachtet wissen wollen," auch beobachtet werden. (Aber das sagen die K.-OO. nur nicht bestimt). Und bei der Taufe wird als solches Festzuhaltendes blos genant: „Die Bemerkung der wahren Absicht ihrer Anordnuug nach Mtth. 28, 18—20, (Jesus sprach: Mir ist gegeben — lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe) vgl. Mr. 10, 14—16, und anderen biblischen Stellen, und das schon durch sein Altertum ehrwürdige (Sic), den Geist christlicher Religionslehre [?] mit so edler Simplicität ausdrückende Glaubensbekentnis unserer symbolischen Bücher."

Da ist also von den Abrenunciationsfragen gar keine Rede mehr. Sie sind tacite unter dasjenige gestellt, was über „den in edler Simplicität auszudrückenden Geist der christlichen Religionslehre" hinausgeht. Schon vor 1800 mögen manche Geistliche die Fragen ohne Vollmacht aufgegeben haben. Jezt hatten alle, die Trieb verspürten, auch ausdrückliche Genehmigung. Da der Rationalismus namentlich an der Lehre vom Teufel Anstoß nahm, und nicht im Stande war, Fragen an die zu taufenden Kinder zu verstehen, was Wunder wenn überall wo nicht die Macht alter liturgischer Sitte und die unwillkürliche Ehrfurcht vor dem auf Luthers Taufbüchlein und noch viel älterem allgemein kirchlichen Gebrauch ruhendem Bestande stärker war als der rationalistische Zeitgeist und die Anheimgaben der Behörde — die Abrenunciationsfragen fielen.

Nichts desto weniger, wie die neuerdings angestellten Nachforschungen ergeben haben (vgl. Protokolle der Vorsynode; Hannover Schrift und Druck von Fr. Culemann, II. S. 13 ff.) sind 80 Gemeinden im Königreiche Hannover, in welchen die Abrenunciationsfragen in der bekanten Form der lutherischen Kirchenordnungen niemals oder nur sehr kurze Zeit außer Uebung gewesen sind. Außerdem wird von 184 Gemeinden (in den erwähnten Protokollen der Vorsynode) bemerkt: es sei in denselben auch „noch eine Abrenunciation in Uebung, aber nicht diejenige der Kirchenordnungen und bald frageweise, bald declaratorisch." Das ist nicht völlig deutlich. Aber es wird anzunehmen sein, daß in diesen 184 Gemeinden wirklich dem Teufel entsagt wird und dies durch die Zeiten des Unglaubens und Rationalismus sich erhalten hat. Das wären denn also doch schon 264 Gemeinden.

Viel günstiger für die Fragen gestaltete sich aber die Sache nach dem Wiedererwachen des christlichen Glaubens, welche der Zeit nach etwa mit der Beendigung der Freiheitskriege und den Säkularfesten der lutherischen Reformation 1817 und 1830 zusammenfällt. Der Referent über den Antrag gegen die Abrenunciation auf der Vorsynode, Oberappellationsrath Meyer in Celle, selbst ein, wiewol wolgesinter, Gegner dieser Fragen, sprach sich nach den Protokollen darüber so aus: „Die Erkentnis, daß eine solche Willkür (des subjectiven Beliebens) in der Kirche vom Uebel sei, habe am Ende der dreißiger Jahre allmälig die Neigung erzeugt, auf die alten Formen zurückzugehen, da sie das

einzige Feste gewesen, worauf man habe greifen können. Anfangs schwach sei diese Tendenz nach und nach durch Predigerversammlungen, Visitationen, ermunternde Kundgebungen der Consistorien und namentlich durch den im Jahre 1833 vom Consistorium zu Hannover veranstalteten Wiederabdruck der in seinem Bezirk geltenden Kirchenordnungen (d. i. der Kalenbergischen und Lüneburgischen) gefördert und habe auch bis zu den Ereignissen der lezten Jahre in den Gemeinden keinen merklichen Widerstand gefunden." Dieses Urteil ist durchaus richtig und ist deswegen wörtlich angeführt, weil es gewiß auf keiner Seite den Verdacht der Befangenheit erregen wird. Es sei nur noch hinzugefügt, daß Königliches Consistorium zu Hannover in dem Ausschreiben vom 3. Juni 1852, in welchem dasselbe auf den zu veranstaltenden, neuen, unveränderten Abdruck der Kirchenordnungen hinwies, die Geistlichen erinnerte, „der Kirchenordnung ein gründliches Studium zu widmen, um dadurch nicht blos ihre kirchliche Gesinnung zu stärken, sondern auch in ihrer Amtsführung immer mehr die Sicherheit, die würdige feste Haltung zu gewinnen, wodurch den kirchenfeindlichen Tendenzen gewehrt und das evangelische Bewußtsein, die Glaubenseinheit und Bekentnistreue der Kirchenglieder gefördert wird." Das kont wohl als eine stillschweigende Zurücknahme des unheilbringenden Ausschreibens Liturgica betreffend gelten, und wenn auch nicht, so schien selbst jenes Ausschreiben von 1800, wenn es die Abweichung von der Kirchenordnung gestattete, die Rückkehr zu derselben, falls die Geistlichen sie als angemessen erkanten, nicht auszuschließen.

Der Erfolg in Beziehung auf die Taufe mit den Abrenunciationsfragen war denn auch der, (vgl. wieder die Protokolle der Vorsynode a. a. O. S. 12), daß außer den 80 + 184 = 264 Gemeinden, in welchen die Abrenunciation immer teils in der Form der K.-OO. teils in anderer in Uebung gewesen war, noch 222 hinzukamen welche die Abrenunciationsfragen ganz gemäß der Weisung der K.-OO. aufnahmen. Von diesen 222 Gemeinden hatten als die Vorsynode versammelt war 44 die Fragen länger als 15 Jahre gehabt 176 dieselben erst im Lauf der lezten 15 Jahre, und von diesen wieder die Hälfte erst in der zweiten Hälfte dieses Zeitraums bekommen. Das waren also im Ganzen 484 Gemeinden mit Abrenunciation. Dagegen kamen nur 354, in welchen dieselbe sich seit unvordenklicher Zeit gar nicht fand.

So hatten also vor Ausbruch des Sturmes die Gemeinden mit Abrenunciation der Anzahl nach das Uebergewicht. Ihre Anzahl befand sich im Wachsen und zwar mit den Jahren in stets schnellerem Wachstum. Es schien Aussicht, daß die Fragen sich bald vielleicht in sämtlichen Gemeinden einbürgern könten, zumal da, wie der genante Berichterstatter über den Antrag gegen die Fragen in der Synode selbst constatirt, sich in den Gemeinden bisher kein merklicher Widerstand gefunden hatte. Ich habe auch nicht einmal von einem unmerklichen gehört. Dabei darf freilich nicht verschwiegen werden, daß doch nicht eine geringe Anzahl durchaus kirchlich gesinter Prediger vorhanden war namentlich vielleicht in den größeren Städten, welche nie die Abrenunciationsfragen bei der heiligen Taufe gebraucht hatten. Indeß selbst die Königliche Schloßkirche war in der Reihe derjenigen (vergl. die Protokolle der Vorsynode I. S. 281), in welchen die Fragen sich in ungestörtem Gebrauche befanden.

Dies war die Lage, als die bereits ausgebrochene Bewegung, die zuerst sich auf den neuen Katechismus geworfen hatte, auch die Abrenunciationsfragen bei der heil. Taufe ergriff.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 22. Februar. № 15.

Die Selsorge.

Erster Artikel. (Schluß.)

Oft haben die Neulinge im Reiche Gottes einen großen Eifer, ein Bekentnis abzulegen oder Andere zur Bekehrung zu nötigen, und richten leicht mehr Schaden als Nutzen an. Sie reizen zum Widerspruch und verfallen leicht in fleischlichen Eifer; haben sie natürliche Gaben und überwinden die Gegner oder bringen sie zum Schweigen, so erbittern sie die, mit denen sie streiten und blähen sich selbst auf. Die Erweckten muß man dringend ermahnen, sich fein stille zu verhalten und lieber den Spott zu tragen, als zu sehr auf die Verteidigung bedacht zu sein. Ehe der Soldat vor den Feind geführt wird, muß er sorgfältig in den Waffen geübt werden. Wer noch nicht gelernt hat, sein eigenes Fleisch und Blut zu bekämpfen, darf sich nicht unterwinden, den Kampf gegen Andere aufzunehmen. Es fehlen nicht die Beispiele, daß Neulinge in den Wegen der Gnade, abgesehen davon, daß sie durch ihren Eifer für das Reich Gottes wenig ausrichten, selbst Schaden leiden und die eigene Entwickelung hemmen oder wol gar bald ermüden und rückfällig werden.

Je erfahrener ein Mensch in den Heilswegen Gottes ist und je tiefer er in die Geheimnisse des eigenen Herzens eingedrungen ist, desto mehr ist er befähigt, auf Andere zu wirken. Zuerst muß man nicht vergessen die Geduld und Treue Gottes, damit er uns zuvor getragen, und die Liebesarbeit des heiligen Geistes, die er an unsrer Sele gethan hat, damit wir uns nicht wundern, wenn wir scheinbar wenig oder gar nichts ausrichten. Die Irrwege, in denen Vernunft und Herz des natürlichen Menschen sich bewegen, sind so mannigfaltiger Art, daß nur der dem Andern folgen kann, der die List des Fleisches erkant hat, und weiß, wie bereit die Vernunft ist, die Thorheit des Herzens und die Verkehrtheit des Wandels zu beschönigen und wol gar zu rechtfertigen, und das innere Zeugnis der Wahrheit zum Schweigen zu bringen. Ferner muß man die Ohnmacht des eigenen Willens aus reichlicher Erfahrung erkant haben. Die Grundsätze des natürlichen Menschen sind besser als seine Thaten, aber die Verliebtheit in sich selbst weiß sich mit allerlei Entschuldigungsgründen abzufinden und das Gewissen zu beruhigen. Besonders sind hier die Standesvorurteile von großer Macht. „Ich will kein Sonderling sein, die Standesgenossen leben auch nicht anders, und im Grunde bin ich noch besser als mancher Andere.“ Wenn die Sünde offenbar geworden ist, dann sind Andere oder die Umstände daran Schuld, Gott aber, sagen sie, sieht das Herz an und mein Herz ist nicht schlecht. In der Jugend lebt der Mensch in Idealen und glaubt auch die Kraft zu haben, sie zu realisiren, aber bald muß er erfahren, daß zwischen dem Wollen und Können eine tiefe Kluft ist. Nur wer weiß, wo die Hülfe zu finden ist, und wer die Macht der Sünde erkant hat, der allein ist im Stande, den Andern recht zu verstehen und zu dem hinzuführen, der Gebete erhört und in unsrer Schwachheit sich mächtig erweist. Die Gefahren, in denen eine Sele steht, die aus dem Schlafe eben aufgewacht ist, sind gar mannigfach. Fleisch und Blut haben ein geheimes Grauen vor dem Kreuze des Herrn und die Vernunft sträubt sich gegen den Gehorsam des Glaubens. Viele Kinder sterben in der zarten Jugend und die ersten Regungen des neuen Lebens werden oft wieder unterdrückt. Die ersten Blicke in die neue Welt sind von den Nebeln der Morgenröthe umhüllt. Die Gewohnheit des äußeren Lebens hat eine große Macht und ebenso auch die des geistigen Lebens. Wenn die Sele einmal ihre Heimat in dem Staube dieser Welt oder in dem vom Fleische geleiteten Gange der Gedanken gefunden hat, so wird sie mit Macht immer wieder in die alten Wege zurückgezogen. Die Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen, die auf das zeitliche Leben gerichtet sind, die Sorgen und Pläne für die Zukunft, treten immer wieder in den Vordergrund und hemmen oder verscheuchen die Gedanken, die sich dem Ewigen zuwenden wollen. Die moderne Erziehung, die von früh an das Kind gewöhnt, vor allen Dingen sein irdisches Fortkommen im Auge zu haben und das Lob der Menschen so hoch stellt, daß die eigentliche Aufgabe des Lebens fast ganz zurücktritt; die Art und Weise, wie das Wort Gottes behandelt wird, so daß der Ernst desselben in seinen Drohungen und Verheißungen der Sele des Kindes fern bleibt, geben dem Unglauben eine Macht, die schwer zu überwinden ist. Es ist viel Geduld und Treue erforderlich, um die Erweckten zu bewahren, daß sie nicht wieder einschlafen, und nur wer die Schwierigkeiten aus Erfahrung kent, die sie zu überwinden haben, ist gegen Ermüdung geschüzt. Die auf doctrinärem Wege sich dem Evangelio zugewendet haben und mehr oder weniger in der Anthropologie sich dem Pelagianismus zuneigen, geben bei jedem Rückfall leicht die Hoffnung auf und urteilen hart, weil sie die Ohnmacht des Willens nicht kennen. Die unermeßliche Macht, die in der Gewohnheit liegt, wird in

dem leiblichen Leben leicht als Entschuldigungsgrund anerkant, aber im geistigen Leben verlangt man oft mehr als billig ist. Es gibt ja energische Naturen, die mit der Vergangenheit gänzlich und schnell brechen können, wie es St. Paulus gethan hat, die Gaben und Kräfte der Menschen sind jedoch sehr verschieden. Bei den Meisten entwickelt sich das neue Leben in einzelnen aufeinander folgenden Momenten, zwischen denen bald kürzere, bald längere Zeiträume liegen. Man muß warten lernen auf die Gnadenstunden und nicht mit menschlichem Eifer das Werk des Herrn stören. „Geduld bringt Erfahrung, Erfahrung bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden."

Die Kraft aber, die zu jedem Dienste im Reiche Gottes allein uns befähigt, ist die Liebe zum Herrn, die sich erweist in der Liebe zu denen, die er erworben hat durch sein Blut. Die natürliche Liebe ist bedacht auf das irdische Wolsein des Nächsten, die christliche Liebe gönnet und wünscht wol Jedermann, daß es ihm in dieser Welt wolgehe, lindert gern die Not und befördert gern auch das zeitliche Glück, aber das Hauptziel ist auf das Heil der Sele gerichtet. Wo diese Liebe fehlt, da ist alles Rennen und Laufen vergebens. Die Liebe, die in der Selsorge thätig ist, zeigt sich zunächst in der Fürbitte. Wir sind es nicht, die an das Herz des Andern herankommen und dem Herrn die Thür öffnen können, sondern er selber ist es, er hat uns aber das Recht gegeben, daß wir ihn bitten dürfen, und mit seinem Wort, das wahrhaftig ist, verheißen, daß er uns erhören will. Viele begnügen sich damit, ihre kleinen oder großen Beiträge zu allerlei christlichen Vereinen zu geben, oder dem Vorstande anzugehören und den Conferenz-Sitzungen beizuwohnen, wenn sie aber prüfen wollen, ob sie ihre Gaben und Zeit in der rechten Weise verwenden, so können sie das leicht erfahren, wenn sie untersuchen, ob die Gefahr und Not des Nächsten sie wirklich nötigt, in der Fürbitte die Hülfe da zu suchen, wo sie doch nur allein zu finden ist. Die Erfolglosigkeit vieler Vereine, die ihr kümmerliches Dasein mit Conferenzen und mit Berechnung der Einnahmen und Ausgaben fristen, und in Jahresfesten ihre Thaten feiern, liegt eben darin, daß so wenige Mitglieder von der rechten innigen Teilnahme an der Sache selbst und dem Geiste des Gebets für dieselbe erfüllt sind. Das Wesen der Liebe besteht nicht darin, daß man durch den Verstand sich nötigen läßt, von einigen Thalern sich loszureißen, auch nicht darin, daß man durch das Gebot oder durch die Wolanständigkeit oder durch andere Rücksichten sich bestimmen läßt, seine Hand aufzuthun, sondern vielmehr darin, daß man das Leid und die Not, die ein Anderer trägt, eben als seine eigene Not wirklich mitempfindet und mitfühlt. Eine Mutter sizt die Nächte hindurch am Bette des kranken Kindes, nicht weil es so ihre Pflicht ist und weil sie es einsieht, daß sie dahin gehört, sondern sie trägt die Schmerzen des Kindes mit und kann nicht anders, als es pflegen. Sie findet in der Erleichterung der Schmerzen ihre eigene Erleichterung. So gibt es Personen, die, wenn sie die Schilderung des Elends hören oder selbst sehen, davon so ergriffen werden, daß sie gern helfen. Ein Jude, der zur Unterhaltung einer bedrängten Familie einen reichlichen Beitrag gab, sagte zu Jemand, der ihm deshalb etwas Angenehmes aussprach: „Es gibt kein schöneres Gefühl als das ist, das die Wolthätigkeit erweckt." Wer um die geistige Not, die Krankheit der Sele im irdischen Treiben, das Erstorbensein für das Reich des Herrn in der Welt Lust und Sorgen nicht kent, wer nicht die Unruhe und Angst des Herzens, wenn es von Leidenschaften und Begierden hin- und hergezogen wird, selbst erfahren hat, der kann auch nicht vom Mitleiden bewegt werden. Unter den weltlichgesinten Menschen gibt es solche, die ein hartes Herz und andere, die ein weiches Herz haben, und darum aus innerer Nötigung gern dem Nächsten in seiner Not und Armut helfen, bei den wahren Christen soll aber die Liebe bei Allen gefunden werden, die nicht gleichgültig mit ansehen kann, daß so Viele ohne Gott und sein Wort dahin leben. Es ist zwar schön und gut, die Vereine mit Beiträgen zu unterstützen, aber sich dadurch mit dem Gebote des Herrn für abgefunden zu halten, ist nicht recht, die wahre Liebe muß selbst arbeiten und in seiner nächsten Nähe die rettende Hand ausstrecken. Wer seine eigenen Kinder nicht in den Wegen Gottes erzieht und sein Gesinde nicht in pflegender Treue leitet, wer sein eigenes Haus nicht durch Gebet und Gottes Wort versorgt und regiert, der ist von dem wahren Drange der Liebe nicht erfüllt. Es gibt Pastoren, die auf Missionsfeste reisen in weite Ferne und vielen Conferenzen und Pastoralversamlungen beiwohnen, aber in den eigenen Gemeinden es an der Treue im Kleinen fehlen lassen. Wer seine Befriedigung darin findet, seine Thätigkeit für das Reich Gottes auf weitere Kreise auszudehnen, muß vor allen Dingen in den Verhältnissen, in die ihn Gott der Herr gestellt hat, seinen guten Willen beweisen und seine Kräfte üben. Die eigene Arbeit führt in die rechte Erkentnis der zu überwindenden Schwierigkeiten und treibt in das Gebet, und durch Arbeit und Gebet wächst die Liebe, die geduldig und weise macht. Es hat schon Mancher durch sein Reden über innere Mission ohne Thaten mehr Schaden angerichtet als Nutzen geschafft. „Lasset uns nicht lieben mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der That und in der Wahrheit." Dem Herrn zu dienen und Selen zu gewinnen für sein Reich ist die größte Freude, die man im Glauben erleben kann, daher liegt auch der Gedanke an Lohn bei solchem Dienste sehr fern, dennoch aber bleibt die Vergeltung nicht aus, und zwar gibt der Herr mehr als wir bitten und verstehen. Wer Erfahrungen gemacht hat wie die Fürbitte so wunderbar erhört wird, wird in der Zuversicht im Gebete mächtig gestärkt. Der Königische, von dem St. Johannes erzählt, komt und bittet, daß der Herr seinen kranken Sohne helfen möge, aber der Herr hilft nicht blos dem Kinde, sondern segnet seinen Gang und Fürbitte also, daß es heißt: „sein ganzes Haus ward gläubig an den Herrn." Wie schön muß es doch sein in einem Hause, in dem nicht der Geiz oder die Sorge oder die Welteitelkeit oder die kalte Luft der berechnenden Klugheit regiert, sondern die Liebe, die aus dem Glauben komt an den, in dem die Sele ihren Frieden gefunden hat.

Die Encyclica.

Bekanntlich hat Papst Pius der Neunte am 8. Decbr. 1864, genau zehn Jahre nach der Verkündigung der unbefleckten Empfängnis ein Rundschreiben an alle ihm unterworfenen Bischöfe gerichtet. Es sollte nichts weiter sein als ein Begleitbrief für den sogenannten Syllabus errorum, einen Catalog aller Irrtümer, welche Seine Heiligkeit während seiner ganzen sehr wechselvollen Regierung, für gut befunden haben, an den Pranger zu stellen. Nun kann man an sich nichts dawider einwenden, daß jemand einen solchen Catalog über seine literarische Thätigkeit anfertigt, insonderheit wenn er Bischof von Rom ist. Denn er zeigt nicht allein seinen Anhängern, wovor sie sich hüten müssen, wenn sie auf der Nadelspitze römischer Rechtgläubigkeit zu balanciren gedenken, sondern er führt auch seine Gegner vollständiger in seinen Gedankenkreis als es eine Einzelschrift thun kann. Da sieht es den freilich außerordentlich kriegerisch aus. Wir armen Evangelischen denken manchmal schon, wir hätten erschrecklich viel Feinde: Papismus und Pantheismus und Rationalismus und Darwinismus und Schenkelianismus, und wie die Ismen und Lismen sonst heißen mögen. Aber dieser Mann in Rom ist doch noch siebenmal geplagter als wir. Er hat nämlich nicht weniger als achtzig Irrtümer in zehn Paragraphen zu verdammen. Den Pantheismus, den Naturalismus, den absoluten Rationalismus; den gelinden Rationalismus, den Indifferentismus, den Latitudinarismus, den Socialismus, den Communismus, den Bibelverbreitungsismus, den Liberalismus, den Conciliasmus, den Territorialismus, den Gallicanismus und so fort bis man den Athem verliert. Freilich geht es hier ein wenig bunt durcheinander. Unter Nr. 12 verdammt der Pabst den wirklich abscheulichen Irrtum, daß die Decrete des apostolischen Stuhles und der römischen Congregation den freien Fortschritt der Wissenschaft hindern. In Nr. 13 den nicht minder entsetzlichen: daß die alte scholastische Methode der modernen Erkentnisweise und dem modernen Bedürfnis nicht mehr entspreche. Man denke: die Methode des Scotus soll dem Bildungsstand unseres Jahrhunderts und speciell unseres Volkes nicht mehr völlig gemäß sein. Diese lichtvolle und feine Methode! Mit ihren scharfsinnigen Auseinandersetzungen über das, was mit einer Maus geschehen solle, welche die Hostie gefressen. Ob sie unter dem Altar zu vergraben oder ob nicht vielmehr dem Priester obliege, sie zu pulverisiren und dann zu verspeisen. An die Stelle solch' nützlicher Betrachtungen will man nun diese trockenen Auseinandersetzungen über die Rechtfertigung setzen.

Und nun gar der Güntherianismus und der Protestantismus. Es ist wirklich hinreichend, diese beiden Hauptschäden unserer Zeit, wahre Rattenkönige von Ketzerei, zu erwähnen. Jeder gute Papist wird alsogleich das entsprechende Schaudern über seine Haut gleiten fühlen. Weiter verdammt der vierte Paragraph fünf „Pestkrankheiten" zusammen: den Socialismus, den Communismus, die Freimaurerlogen, die Bibelgesellschaften und die liberalen Vereine. Es ist wirklich nicht leicht, die Aehnlichkeiten zu finden, welchen diese fünf Pestilenzen ihre Verurteilung unter einer Nummer verdanken. Vielleicht ist es dies, daß sie alle in irgend einer Beziehung zur menschlichen Gesellschaft stehen. Eine Eigenschaft, die sie freilich mit den meisten andern Dingen unter diesem Monde theilen.

Noch haarsträubender ist die unter Nr. 23 verdammte Behauptung: Die römischen Päbste und die allgemeinen Kirchenversamlungen hätten sogar in Sachen des Glaubens und der Sitten geirrt. Diese Ketzerei ist eigentlich von allen die schlimmste. Denn ist nicht die päpstliche Unfehlbarkeit der Grundstein, auf welchem das ganze Gebäude dieser Kirche ruht? Wahrlich, wer sie antastet oder auch nur in Frage stellt, ist des Gerichtes schuldig. Professor Döllinger in München zum Beispiel, welcher in seinem Buch über die Papstfabeln des Mittelalters S. 35, erzählt: „Papst Honorius wurde als Theilnehmer an der Monotheletischen Ketzerei den andern schon zu Rom verdammten Prälaten gleichgestellt, mit ihnen dem Anathem unterworfen und die Synode ließ es sich nicht nehmem, den Häretiker Honorius namentlich zu verwünschen." Der 28. Irrtum ist der Irrtum Louis Napoleons. Daß nämlich die Bischöfe ohne Erlaubnis ihres weltlichen Souverains nicht das Recht hätten, apostolische d. h. päpstliche Sendschreiben zu publiciren. Sehr kühn gesagt, ohne Zweifel; die Thaten freilich sind hier, wie das Beispiel von Msgr. Chigi zeigt, nicht ganz so stolz wie die Worte. Nr. 37 wird dann als irrig der Satz bezeichnet: „Es können Nationalkirchen gegründet werden, die von der Oberherlichkeit des römischen Papstes gelöst sind." Daß Pio nono eine solche Eventualität auf das äußerste fürchtet, finden wir völlig natürlich; aber ihre bloße das heißt physische Möglichkeit wird er doch wol zu denken erlauben. Zu denken erlauben, im Angesicht der Thatsache, daß sich die Schwedische und die Dänische Kirche und die Deutsche wirklich von seinem Stuhle getrennt haben. Nicht im geringsten. Vielmehr stellt er die Möglichkeit selber in Abrede. Wahrlich, ein höchst sinnreiches Verfahren sich mit geschichtlichen Thatsachen auseinanderzusetzen. Man schließt die Augen, wie die Rationalisten bei den Wundern der Schrift und erklärt sie kurzweg für unmöglich. Dazwischen werden wieder diejenigen verwünscht, welche behaupten, es gäbe keine andern Kräfte, als die materiellen, und der Zweck des Lebens sei Geld und Vergnügen. Darauf in Nr. 62 zur Abwechselung Lord John Russel und die übrigen Anhänger des sogenannten Nicht-Interventions-Princips. Nr. 65 wieder die, die den sakramentalen Charakter der Ehe bestreiten. In der 75sten wird gar jeder geschlagen, der die Frage, ob das weltliche Regiment des Papstes sich mit seinem geistlichen wol vertrage, für disputabel erklärt. Noch lebhafter in der gleich darauf folgenden, wer zu behaupten wagt, der Verlust der weltlichen Souveränität würde dem römischen Stuhle heilsam sein. Der arme Döllinger. Nicht genug, daß er wegen seiner Indiskretion hinsichtlich des Honorius gestäupt wird, er muß auch noch für seine famose Philippika wider den Papst-König bezahlen. Schließlich werden noch zwei Arten von Menschen gebrandmarkt. Die, welche es löblich finden, daß die Evangelischen in papistischen Ländern freie

Religionsübung haben, Nr. 78, und diejenigen, die für notwendig halten, daß sich der Papst mit dem modernen Fortschritt und mit dem Liberalismus versöhne (Nr. 80). Daß der Papst dem modernen Liberalismus gegenüber keine Versöhnung, sondern nur einen Krieg auf Leben und Tod kennt, ist gut. Ob aber einer auch kämpft, er wird doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht. Und kein Kämpfen ist recht, das nicht unter der Fahne des Wortes Gottes geschieht. Daß diese Fahne aber mit nichten von den Thürmen von Rom weht, das ist klar wie der Tag. Darum ist es besser, wir kämpfen allein. Die Zahl der Streiter spielt ja keine Rolle. Denn auch Gideon glaubte am Brunnen Harod, er bedürfe 32,000, um die Midianiter zu schlagen, und doch that es Gott mit 300. Und was man mit uns anfinge, wenn wir Seiner Heiligkeit erst die Kastanien aus der heißen Asche geholt hätten, ist nach der 78. Verwünschung des Syllabus nicht gerade schwer zu errathen. Daß unsere Regierung übrigens den römischen Bischöfen die Publikation dieses Ketzerkatalogs freigibt, haben wir keinen Grund ihr zu verargen. Laßt doch die Geister aufeinanderplatzen; wir sind wahrlich die letzten, uns vor dem hellen Licht der Sonne zu fürchten. Und wenn der Papst keine besseren Geschütze ins Feld führt als diese achtzig Kanonen, so brauchen wir uns wahrhaftig nicht in Hitze zu setzen. Wir glauben nicht, daß ein einziges Dorf unseres Reiches dadurch wird erobert oder auch nur in Brand gesetzt werden.

Nachrichten.

Kirchliche Zustände in Anhalt.

Obwol ein alter Leser der Ev. K. Z. erinnert sich Schreiber dieses doch seit langer Zeit nicht, eine Stimme aus der Kirche Anhalts in derselben vernommen zu haben. Ein Wort hierüber dürfte deshalb nicht unwillkommen erscheinen, so wenig auch besonders wichtige kirchliche Ereignisse augenblicklich hiezu einladen.

Wie das Herzogtum Anhalt seiner geographischen Lage nach eine Enclave der Pr. Provinz Sachsen bildet, so sind auch seine Zustände, namentlich in gewerblicher und zum Teil in kirchlicher Beziehung, den in genanter Provinz vorherschenden sehr ähnlich, ja zum Teil ein Reflex derselben. Hier in Anhalt hatte z. B. Uhlich in den vierziger Jahren sein Hauptquartier. Die Kathedrale in Köthen wurde ihm zu seinen lichtfreundlichen Versamlungen geöffnet, deren stärkstes Kontingent Anhalt lieferte, und zwar unter großer Beteiligung der Geistlichen, noch mehr aber der Lehrer.

Wie in vorgenanter Provinz, so ist auch in Anhalt, namentlich in dem äußerst fruchtbaren köthenschen Anteile, Industrie, namentlich Zuckerfabrikation, zu einem hohen Grade der Entwickelung gediehen; auf eine Quadratmeile kommen im Köthenschen zwei Zuckerfabriken. Zum Teil sind die Folgen hiervon: vorherschend materielles Streben in den weitesten Kreisen, Verschwinden guter Zucht, Sitte und Ordnung, eine immer mehr überhand nehmende Unkirchlichkeit und arge Sontagsschänderei. Rechnen wir zu Vorstehendem, daß der flachste Rationalismus, wie in den meisten kleinen deutschen Ländern, so in Anhalt, bis in die neuesten Zeiten seinen festesten Haltpunkt in der Kirche hatte. Namentlich war dies der Fall im köthenschen Teile, wo unter dauernd rationalistischem Kirchenregimente bis in die dreißiger Jahre wol kaum zwei kirchlich-gläubige Geistliche im Lande gefunden wurden, während es zu dieser Zeit im Dessauischen und Bernburgischen allerdings schon etwas besser war. — Wen mag's befremden, wenn das religiöse und kirchliche Leben unter solchen Verhältnissen immer mehr verkümmerte, wenn ein geistlicher Tod sich über die Gemeinden lagerte, der zur Zeit nur in seinem allergeringsten Teile in neues Leben übergegangen ist. So finden wir in Anhalt, namentlich da, wo die angedeuteten Verhältnisse und Uebelstände am ärgsten hervortreten, zur Zeit mit Ausnahme der hohen Festtage vorherschend leere Kirchen. Vor Allem haben sich die Beamten, die gebildeten Mittelklassen, besonders die reichen Fabrikanten und Oekonomen mit ihrem zahlreichen Anhange nach unten hin, der Kirche fast gänzlich entfremdet. In vielen Gemeinden sind der Communicanten von Jahr zu Jahr weniger geworden, der unehelichen Geburten mehr. Der Anhalt-Dessauische Landtag im Jahre 1849 war der erste unter allen seinen Collegen, der unter Zustimmung der meisten seiner geistlichen Mitglieder die Einführung der obligatorischen Civilehe (1852 wieder aufgehoben) und die Trennung der Schule von der Kirche aussprach und durchführte.

Vor Allem aber hat eine Sontagsschänderei in Anhalt überhand genommen*), wie sie zur Zeit wol kaum in irgend einem christlichen Lande überboten werden kann. Wiederholt hat sich um Abhülfe dieses Uebelstandes die Geistlichkeit auf das Dringlichste nach oben hin gewendet; umsonst, dieser Krebsschaden frißt immer ärger um sich.

Nicht ohne guten Grund darf man indeß beim Hinblick auf die derzeitige Landesgeistlichkeit, sowie im Hinblick auf das derzeitige Kirchenregiment, unter Gottes gnädiger Hülfe und Führung, einer bessern Zukunft entgegensehen. Seitdem der Rationalismus auf unsern meisten deutschen Universitäten zum größten Teile verdrängt ist, seitdem namentlich in Halle, der alma mater der meisten Anhaltischen jungen Theologen, das Evangelium wieder auf den Kathedern gelehrt wird, ist es in der Anhaltischen Geistlichkeit um Vieles besser geworden. Wenn z. B. vorstehend gesagt werden mußte, daß in den ersten dreißiger Jahren unter der Köthenschen Geistlichkeit höchstens zwei kirchlich Gläubige gefunden wurden, ist zur Zeit (im Dessauischen und Bernburgischen schon früher) die entschiedene Mehrheit der jüngeren Geistlichkeit dem Evangelium zugethan. Groß und segensreich ist in dieser Beziehung namentlich der Einfluß Tholuck's gewesen.

(Schluß folgt.)

---

*) Die Tanzmusiken sind z. B. vorzugsweise auf den Sonta verwiesen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 25. Februar. № 16.

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Die Kirche und die Ritterschaft.

Erster Artikel.

Die Leser der Ev. K. Z. werden aus dem Berichte über die Verhandlungen der Pastoralconferenz zu Güstrow im Sept. 63 die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ich namentlich in Beziehung auf die Sontagsfeier und die Lage der ländlichen Tagelöhner früherhin nur die durchgehende Stimmung im Lande und zwar in sehr gemäßigter Weise berichtet hatte. Die trotz der dünnen Bevölkerung und dem Mangel an Arbeitskräften auf dem Lande, trotz der ungünstigen amerikanischen Verhältnisse, noch immer fortgehende Auswanderung von ländlichen Tagelöhnern, ferner die ruhige, ja freudige Erwartung eines Krieges und einer Revolution unter dieser Klasse der Bevölkerung darf ich ebenfalls wol als ein Zeugnis für meine Aeußerungen in Anspruch nehmen. Es sei dabei wiederholt, daß daß ich diese Stimmung und Stellung der ländlichen Bevölkerung gegen die Grundherschaften keineswegs für eine durchweg berechtigte und genügend begründete halte, ebensowenig wie die der städtischen Bevölkerung oder gar der liberalen Agitationspartei gegen die ganze Verfassung des Landes. Es gilt hier, das berechtigte und unberechtigte sorgfältig zu scheiden, und wenn das erstere in öffentlichen Blättern, welche dem Volke nicht in die Hände kommen, zur Sprache gebracht wird, so möchte, recht verstanden, damit der Ritterschaft und den Autoritäten im Lande überhaupt doch nur ein Dienst geschehen; man will doch nicht absichtlich und aller Besserung abhold vor den Mißständen das Auge verschließen. Forderte es nicht die Sache — persönlich wäre es ein angenehmeres und dankbareres Geschäft zu loben als zu tadeln. Wahrlich, es ist uns stets eine Freude gewesen, wenn wir — soweit es möglich — für die verfassungsmäßigen Zustände und für die socialen Verhältnisse unsres Landes gegen demokratische und von antikirchlicher Seite kommende Angriffe haben eintreten können. Uebrigens haben es unsere Artikel nicht geradezu mit den socialen und politischen Verhältnissen zu thun, sondern wollen nur die kirchlichen Verhältnisse möglichst klar legen — Gott gebe nicht zu Haß und Hader, sondern zu einigem Nutz und Frommen.

Die Stellung der Ritterschaft ist aber selbst vor der der landschaftlichen (städtischen) Mitstände eine in Beziehung auf das kirchliche Leben und die kirchliche Lage — also im engern wie im weitern Kreise — so einflußreiche, daß es sich wol lohnt, dieselbe einer eingehenderen Betrachtung zu unterziehen. Als Stände — als Patrone — als Gutsherren, in jeder Beziehung liegt eine Macht in den Händen des Einzelnen, die ebensowol zur Schädigung wie zur Förderung der Kirche gebraucht werden kann. Es wird dabei unser Bemühen sein, auch die guten Dienste, welche von ihrer Seite der Kirche geleistet sind und geleistet werden können, zu würdigen und uns in der Hoffnung zu stärken, daß die „Herren" je länger je mehr ihren höchsten Beruf, der Kirche Christi zu dienen, wieder erkennen werden. Die Rückführung des Johanniterordens auf den eigentlichen Zweck seiner Stiftung durch König Friedrich Wilhelm IV. ist ein erfreulicher Anfang und ein zum Eifer reizendes Vorbild dafür.

Bei der Christianisirung unsres Landes im 12. Jahrhundert, welche mit der Colonisirung durch niedersächsische Einwanderer zusammenfällt, wurde die Kirche in ausreichender Weise dotirt. Außer dem Zehnten und dem größeren Grundbesitz für die Bistümer, mußte jeder Grundherr (Ritter) die einzelne Pfarre mit Ländereien (gewöhnlich 4 kleine Hufen) ausstatten, wofür ihm die üblichen Rechte des Patronats zugesprochen wurden. Unterstützt von der Doctrin der mittelalterlichen Kirche von den guten Werken und besonders der Sorge um völlige Aussühnung mit Gott durch die Kirche, wurde dieselbe im Laufe der Zeit immer reichlicher mit Vermächtnissen bedacht. Die imponirende Macht des Papsttums wußte sie auch meistens gegen die mannigfaltigen Versuche einer Beraubung zu schützen. Erst in der Reformationszeit streckten die Fürsten und Herren ungestraft ihre Hand nach dem Kirchengute aus. Wir dürfen das zu einem guten Teile als ein gerechtes Gericht über die Geistlichkeit ansehen, welche die ihr zugefallenen Reichtümer (namentlich die Stifts- und Klostergüter) in ungeistlicher Weise zu einem üppigen weltlichen Leben misbrauchte. Doch war es wol allgemein anerkant, daß den weltlichen Herren nicht das Recht zustand, es geradezu für sich einzuziehen. Ganz den Vorschlägen Luthers gemäß heißt es darum in der Meckl. K. O. v. 1552, „den (neu anzustellenden) Prädicanten soll aus den Stiften und Klöstern gewisse Besoldung gereicht werden. Man soll auch Erkündung haben von den Gütern und Einkommen und Niemand etwas davon zu reißen gestatten. Denn von diesen Gütern muß mit der Zeit den Pfarrkirchen, Studiis und Hospitalen Hülfe geschehen." „So viel aber Kirchengüter unter dieser Herschaft sind, Stifte, Klöster und Präbenden, will die Herschaft dieselbigen nicht zer-

reißen lassen sondern dazu erhalten, daß nach Gelegenheit der Städte und Dörfer daraus der Universität und den Kirchen mit gutem Rath Zulage verordnet werde. Denn dieses ist christlich und den geschriebenen Rechten gemäß, daß diese Gaben, die vor Zeiten zur Erhaltung der christlichen Aemter gedacht sind, noch zu Erhaltung christlicher Lehre, Kirchen, Schulen und Hospitalen angewandt werden." Die Ausführung dieser guten Vorsätze blieb aber aus. Von 1552 bis 1648 wurden sämmtliche Stifte und Klöster des Landes eines nach dem andern eingezogen. Die Herzöge befanden sich in steter Geldverlegenheit. Die Stände hielten sich hart, ihnen Steuern zu bewilligen. Außerhalb Rostock's befinden sich im Lande nur noch drei zusammengehaltene kirchliche Gütercomplexe: die Klöster Malchow, Dobbertin und Ribnitz. Diese schenkte Herzog Ulrich 1572 den Ständen zur Bezahlung seiner Schulden mit 400,000 fl. Um sie dreht sich die noch heut zu Tage auf den Landtagen immer wieder hervortretende „Klosterfrage." Wie nämlich die Landschaft (Städte) immer Anspruch auf die Mitnutzung der Klosterstellen (zum Besten der Töchter von Bürgermeistern, welche die Städte auf dem Landtage vertreten) gemacht hat und auch einige wenige Stellen bewilligt erhalten hat, so haben auch die bürgerlichen Glieder der Ritterschaft beansprucht, Teil daran zu haben. Die adligen Glieder behaupten aber, daß der Herzog ihren Familien die Klöster geschenkt habe, also nur die Nachkommen jener 1572 zur Ritterschaft gehörigen Familien ein Recht daran hätten. Dem widerspricht aber doch offenbar der Wortlaut der Reversalen, in welchen die Landschaft, d. h. die ganze Corporation der Landstände als Besitzerin genant ist. Und wenn die Ritterschaft nun noch, wie dies mit dem in Preußen belegenen Stift Heiligen-Grabe unter Friedrich Wilhelm IV. geschehen, die Klöster dazu benutzen wozu sie dieselben erhalten! Es heißt in den Reversalen von 1572: „Zum Vierten überweisen Wir unsrer Landschaft (d. h. den Ständen) die drey Jungfrauenklöster Dobbertin, Ribnitz und Malchow, dergestalt, daß sie zu christlicher ehrbarer Auferziehung (heißt das bloß Ernährung?) der inländischen Jungfrauen angewandt und gebraucht werden." Jedenfalls kann man den Besitz und die Nießung solcher ursprünglich kirchlichen Güter, ohne jedweden kirchlichen Zweck damit zu verfolgen, nicht für einen ehrenvollen halten. Hier gäbe es speciell für den adligen Teil der Ritterschaft also etwas gut zu machen. Das Vermögen dieser Stifte ist in letzter Zeit so angewachsen, daß man die größten Fonds disponibel hat. So hat man z. B. bei einem derselben ohne Beschwer zwei Wohnungen für Stiftsfräulein mit einem Aufwande von circa 60,000 Thlr. erbauen können. Die Errichtung und Erhaltung einer Diakonissenanstalt beispielsweise würde von da aus ein leichtes sein.

Uebrigens kann man geneigt sein, auf die Secularisation dieser größeren kirchlichen Stiftungen in der Reformationszeit schon deshalb nicht zu großes Gewicht zu legen, weil sie in Betreff des größten Teils ihres Einkommens nur die Titulatur der Inhaber geändert hat. Die meisten derselben waren schon vor der Reformation längst Sinecuren von unversorgten Gliedern fürstlicher und adliger Familien geworden, aus denen sich nun auch nach der Reformationszeit selten ein Glied mehr dem geistlichen Stande widmet, seit die glanz- und geldreichen Prälaturen nicht mehr in Aussicht stehen. Mir ist in der ganzen Zeit nur ein Glied einer alten meklenburgischen Familie aufgestoßen, Carl August von Bülow, welcher sich dem geistlichen Stande widmete. Er erhielt von den Ständen eine Unterstützung zu seinem Studium, starb aber sehr jung in Rostock.

Die naheliegendste Verwendung war offenbar die zur bessern Dotirung der Pfarren, worauf auch Luther unablässig hinwies. Es lag auf der Hand, daß die verheiratheten Pastoren nur kaum von dem leben konnten, was zum Unterhalt eines ehelosen Priesters bestimt gewesen war. Der traurige Zustand der Landgeistlichkeit im 16. und 17. Jahrhundert fällt gewiß zum Teil auch der ärmlichen Häuslichkeit zur Last, über die uns die Visitationsprotokolle oft Unglaubliches berichten. Bücher, Studium, Bildung, Umgang, Wahl der Frau, Erziehung der Kinder, der Ton des Hauses — das Alles und damit das Ganze davon influirte persönliche Auftreten des Pastors in der Ausrichtung seines Amtes, hängt wenigstens teilweise von dem spärlichen oder reichlichen Auskommen ab. Th. Großgebauer ruft a. 1660 in seiner Wächterstimme mit Verweisung auf Spr. 14, 28 aus: „Kupferner Sold! Kupferne Amtsleute!" — „Es werden wegen der Kirchenarmut die alleredelsten und tapfersten Gemüter viel lieber nach einem andern Beruf trachten, dabei sie ihr gutes Auskommen und ihren Ehrenstand haben können, als daß sie sollten hinterm Pflug gehen, die Ochsen treiben und Holz führen, wie die Dorfprediger thun müssen, wollen sie sich ernähren." Aber wie ist man mit dem Kirchen- und Pfarrgut der einzelnen Gemeinden umgegangen! Die Klagen der Reformationszeit sowol gegen die Fürsten wie gegen die einzelnen Ritter sind bekannt. D. Chyträus in Rostock († 1600) schreibt: „Sie (die Güter) müßten von den Raubvögeln am Hofe nicht weggenommen und verschlungen werden wie man zu dieser Zeit mit vielen Schmerzen und Seufzen der Frommen erfahren muß." Die Herzöge erkannten das völlig an und sprachen sich in den kräftigsten Ausdrücken darüber aus. Nachdem aus der Schrift Gottes Ordnung „von Unterhaltung und Schutz der Pastoren" nachgewiesen, heißt es in der K. O. 1602: „Aus diesen allen ist klar, daß alle diese schwerlich wider Gott sündigen und durch ihre Undankbarkeit Gott hoch erzürnen, die zur Unterhaltung des Predigtamtes nicht Hülfe thun wollen nach ihrem Stand und Vermögen und lästern dazu mit teuflischen Reden, klagen über der armen Priester Geiz, so ihnen doch und ihren armen ehelichen Hausfrauen und Kindlein der Hunger zu'n Augen aussiehet. Etliche rauben auch von den Kirchen und Pfarrgütern, was sie können."

Diese „Beraubungen"*) nehmen besonders nach dem 30jährigen

*) Schon in einem Visitationsprotokolle von 1542 heißt es

Kriege überhand, wo einzelne Pfarren oftmals unbesezt waren und gehen bis in's 18. ja selbst bis in's 19. Jahrhundert fort.*) Man zog auch mehrere Pfarren zusammen bei der damals geringen Anzahl von Gemeindegliedern in einzelnen Dorfschaften. Von daher schreibt sich vornehmlich der große Uebelstand, daß in unserm Lande meist zwei, drei Filiale zu einer Pfarre gehören, deren weite Entfernung von einander nicht blos der speciellen Selsorge, sondern noch mehr dem sontäglichen Gottesdienste Abbruch thut. Wenn ein Pastor drei Gottesdienste hinter einander zu halten hat, und die Zeit nicht versäumen, und die Ungeduld der Leute nicht reizen will, so geräth er natürlich leicht in ein so ungeistliches Jagen, daß man oft an das „passa! passa!" erinnert wird, welches Luther in Rom hören mußte. Die Pastoren ließen sichs gefallen, um ihre dürftige Einnahme zu vermehren, waren zufrieden wenn ihnen der Patron einen Teil des Einkommens der combinirten Pfarre zuwies, und schwiegen, wenn er den andern Teil einzog. Th. Großgebauer straft die Patrone darüber mit den Worten: „Eure Landschäfereien wisset ihr mit reichlichen Hirten zu versehen!" und wendet sich an die Pastoren mit der scharfen Ironie: „Sind doch die Kirchen groß genug, etliche 1000 Menschen einzunehmen und des Predigers Stimme klinget hell genug. Mich dünket auch, daß eben dies die allerfetteſten Pfarren sind, wobei etliche Filialkirchen und eine große Menge Volks und lassen wir uns nicht ungern zu solchen Diensten rufen, da der Haufe groß und sagen: Wir wollen durch Gottes Gnade bei dem großen Haufen mehr Nutzen schaffen!"

Die Schädigungen der Pfarren am Ende des vor. Jahrh. durch Vererbpachtung seien hier nur beiläufig erwähnt, weil daran zum Teil die Ungunst der Verhältnisse, zum Teil die Unkentnis der neuantretenden Pastoren Schuld ist. Ist auch in den Erbpachtcontracten gewöhnlich viel von „redenden Beweisen der Liebe und Neigung" und „Wohlgeneigtheit des gnädigsten Herrn" die Rede, so kam solches nur den damaligen Inhabern der Pfarre insofern zu Gute, als ihnen bei den damaligen landsittlichen Verhältnissen die eigene Bewirtschaftung eine drückende Last geworden war, keineswegs aber der Pfarre an sich. Ja, die meisten Contracte stellten sich bald als so unvorteilhaft heraus, daß sogar den Pastoren erlaubt wurde, gegen die Patrone nachträglich Anklage zu erheben, wo die Pfarre nachweislich um die Hälfte übervorteilt war. Solche Prozesse zu vermeiden, machten einige Patrone freiwillige aber widerrufliche (!) Zulagen. Dagegen ist kein Fall bekant geworden, wo ein Patron bei oder nach der Vererbpachtung der Pfarre dotationsmäßig hätte etwas zu Gute kommen lassen. Die reicheren Pfarren im Lande sind diejenigen, bei welchen die damaligen Pastoren die Beschädigung der Kirchen erkannten und sich einer unvorteilhaften Vererbpachtung widersetzten. Wie grell eine solche nach dem jetzt gestiegenen Werte des Grundbesitzes heraustritt, ersieht man, wenn z. B. eine hiesige Pfarre circa 20 Last Acker vererbpachtet hat, für die heute ein Pächter 7000 Thlr. jährlich zahlen würde, und es erhält die Pfarre dafür kaum 700 Thlr.! Das Einkommen solcher Pfarren ist sich seit 100 Jahren fast gleich geblieben, während sich das der Gutsbesitzer meist um das dreifache und vierfache vergrößert hat. Und wenn die geringen Erhebungen dann noch in der unnobelsten Weise verkümmert werden, so gerät mancher Pastor dadurch mit seiner täglichen Existenz in die drückendste Abhängigkeit von der Laune seines Patrons. Glücklicher Weise haben es nach der 1848 neudrohenden Gefahr wol in allen Ländern die kirchlichen Behörden als ihre Pflicht erkant, einer solchen Verschleuderung des Kirchengutes kräftig entgegenzutreten. Die Beraubung der Pfarren ist im Grunde ja eine Beraubung der Armen in der Gemeinde. Wie viele Kirchensteuern müssen in Preußen auch von armen Gemeinden aufgebracht werden, und welche Verlegenheit, wenn es sich einmal um einige wenige Thaler Synodalkosten handelt! Davon wissen wir bis jetzt Gott sei Dank! noch nichts hier in Meklenburg.

Dagegen ist Mecklenburg gegen Preußen und andere Länder in einem andern Punkte längst im Fortschritt begriffen gewesen; das betrifft die Immunität der Geistlichen. Schon 1572, also in demselben Jahre, wo sie die Klöster erhielt, beantragte die Ritterschaft auch die Zuziehung der Geistlichen zur Landessteuer, während im 15. Jahrhundert die Geistlichen und Klöster, ja selbst deren Untergebenen nicht nur von Abgaben an die Fürsten, Landbeden und Auflagen aller Art, sondern sogar von Zoll, von Burg- und Brückenwehr noch frei waren und nur die Städte bei dem Ueberhandnehmen des geistlichen Grundbesitzes innerhalb ihres Weichbildes eine Steuer darauf zu legen versucht hatten. Die Superintendenten erhoben ihre Stimme erfolgreich dagegen mit Berufung auf die gedrückte Lage des Clerus und einen besondern Ausspruch Luthers. Die Revid. K. O. von 1602, (welche noch in voller Geltung ist und auf die sich die Ritterschaft selbst z. öftern berufen hat, wenn von ihren Rechten die

---

„Joh. Wangelin, P. zu Lübow, ein frommer Mann, ehelichen Lebens aber sehr arm und kann sich darauf nicht länger ernähren. Die Kirche ist sonst reich gewesen, aber alle die Börung haben die Edelleute an sich gezogen" u. s. w.

*) Die fleißige Arbeit des P. Schliemann: „Zur Geschichte der Gorschendorfer Pfarre", in Dr. Lisch' „Archiv für Landeskunde" gibt ein treffliches Bild und Beitrag zu den kirchlichen Zuständen der beiden früheren Jahrhunderte überhaupt und zu den materiellen Beeinträchtigungen insbesondere. Während die Kirche und Pfarre in G. soweit abgeplündert war, daß endlich an Grund und Boden nichts als der Kirchhof übrig war und man die Kirche einreißen wollte, während noch seit 1830 Superintendent, Malchiner Pastoren und die Gutsherschaften der Gemeinde dahin arbeiteten, die Gemeinde völlig aufzulösen und an die benachbarten Pfarren zu verteilen, war es der Fürsorge unsres Großherzogs vorbehalten, unter den größten Schwierigkeiten vom Antritt seiner Regierung bis heute die Pfarre selbständig und fast vollständig wieder da stehen zu lassen — eins der leuchtendsten Beispiele von der treuen Sorgfalt, welche Derselbe vom Antritt seiner Regierung an dem Wole der Kirche unsres Landes gewidmet hat.

Rede war!) bestimmte deshalb, „damit auch die Pastoren und Prediger sampt ihren Weib und Kindern ihre Nahrung und Unterhaltung desto besser haben mögen, so wollen wir auch, daß nach altem christlichen Brauch (überdies in dem Diplom Herzog Heinrichs v. Sachsen über die wendischen Bistümer 1158 feierlich verbrieft) sie ihre privilegia und Freiheiten haben und behalten und mit keinen Schatzungen und Beschwerungen noch ihre Küster mit einigen Hofedienſten belegt werden sollen." Obgleich die Stände bei Publikation der K. O. kein Bedenken äußern, als daß ihre Privilegien und Patronatsrechte dadurch nicht geschmälert werden dürften, so bitten sie doch schon 1610, daß, „von Aufbringung der Hülfe Niemand möchte eximiret sein, er sei innerhalb oder außerhalb Landes gesessen, geistlich oder weltlich." Die herzogliche Antwort lautete: „den modum contribuendi überließen die Fürsten der Landschaft, erinnerten doch dabei, daß nicht die Reichen möchten übergangen und allein die Armen beschwert werden, als deren Seufzer und Thränen die Fürsten nicht auf sich laden, sondern den Ständen die Verantwortung anbefehlen wollten." Also für dieses Jahr halb und halb zugestanden! Das ermutigte die Stände und sie meinten nun für immer die Besteurung durchsetzen zu können. Die Geistlichen protestirten und meist mit Erfolg. Noch 1648 wurde bestimt, daß „Prediger, Schuldiener und Organisten im Lande sollten allein und sonst Niemand, weß Standes er sei, befreiet sein." Dennoch sehen wir bis ins folgende Jahrhundert hinein fast auf jedem Landtage die Ritterschaft dagegen mit einer Beharrlichkeit kämpfen, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Wenn aber auch die Fürsten bei den steten Steuerstreitigkeiten mit den Ständen in ein und dem andern Jahre nachgaben, um dieselben sich geneigt zu machen, so hielten Regierung und Geistlichkeit doch im Ganzen den Angriffen der Stände Stand, bis letztere endlich nach fast 200 jähr. unermüdlichem Kampfe mit dem G. G. Erbvergleich von 1755 den Sieg davon trug. Und trotz dieses Sieges war es möglich, daß die Regierung die „Prediger" am Ende des 18. Jahrh. noch bei einem Teile ihrer Steuerfreiheit schützen konnte, bis der letzte Rest erst mit dem Steuermodus der Jetztzeit gefallen ist.

Fragen wir nach den Gründen eines solchen misliebigen Auftretens der Ritterschaft gegen die Kirche und ihre Diener, so kann man dieselben nicht blos in dem materiellen Interesse suchen. Zwar scheint ein solches in dem Widerstande der Stände gegen die den Herzögen zu leistenden Contributionen stark vorgeherscht zu haben, indessen ließen sie sich diesen Widerstand selbst große Summen kosten. Herzoglicherseits wurde einmal bemerkt, „daß die Herren durch den Streit darüber auf den Landtagen mehr verzehrten (Diäten gibts hier nicht!) als ihre Quota in der Contribution betrüge" und der der Ritterschaft geneigte Chronist D. Frank bemerkt von ihr, daß sie „fleißig die goldne Gasse in Wien gegangen" und „die Räder am besten zu schmieren verstanden habe." Die Prozesse gegen die Herzöge haben

der Ritterschaft am kaiserlichen Hofe so enorme Summen gekostet, daß die Rechnungen darüber niemals recht zu Tage kamen. Vorherschend war ein anderes Interesse. Wenn die Ritterschaft darauf angefaßt wurde, daß sie doch auch ihre Steuerfreiheit fahren lassen sollte — denn ein Adliger bezahlt auch heutiges Tages keine Steuer und wenn er auch Brantweinbrenner, Ziegelbrenner, Müller u. dergl. ist! — so hieß es: das sei wider Recht und Herkommen und die Edelleute seien „ein freier Stand." Als ob die Immunität der Geistlichen nicht auch „den geschriebenen Rechten gemäß" gewesen und der Clerus nicht ein freier Stand wäre! Wer etwas von deutscher Geschichte weiß, dem ist es nicht unbekant, daß von den ältesten Zeiten her der niedere Clerus mit dem niedern Adel und der höhere Clerus*) mit dem höheren Adel (einen solchen gibts aber außer der fürstlichen Familie in Mecklenburg nicht!) standesgleich war. Erst in spätern Zeiten änderte sich das, und das Unterbinden der pecuniären Adern trug das ihre zu dieser Aenderung bei. Die Solidarität des Thrones und des Altars, der Obrigkeit und der Kirche — für diese Wahrheit haben die umstürzenden Tendenzen und Bewegungen der neusten Zeit den Fürsten und Herren die Augen zu öffnen vermocht, so daß sie sich teilweise zu einer gemeinsamen Action mit den Geistlichen und damit zugleich zu einer gewissen Standes-Anerkennung herabgelassen haben.

Es gehört zur Signatur unsrer Zeit, alte Bande zu lösen und alte Bestände zu zersplittern; darum liegt es gewiß im Interesse der adligen Familien, ihren Grundbesitz dem gegenüber durch Fideicomisse oder Majorate zu schützen. Dergleichen sind auch in den letzten Jahren in Mecklenburg gegründet. Es verlautet nicht, daß man in einem einzigen Falle vor der Verfestigung eines solchen Gütercomplexes erst ein Teilchen von dem mit dazugeschlagenen alten Kirchengute zu einer bessern Dotation der Pfarre oder der Kirche ausgesondert oder wenigstens nachgeforscht hätte, ob auch nicht etwa vor Zeiten unrechtmäßiger Weise erworbenes Kirchengut mit hineingeschlagen wurde. Das sollte billiger Weise und im eignen Interesse eines Fideicomißstifters erster Gedanke sein, daß die Schrift sagt: „Unrecht Gut hilft nicht, aber Gerechtigkeit errettet vom Tode."

Nachrichten.

Kirchliche Zustände in Anhalt.

(Schluß.)

Die confessionellen Zustände der Anhaltschen Kirche sind eigentümlicher Natur. Bekantlich sind erst in neuester Zeit die drei Anhaltschen Ländchen (Dessau, Köthen, Bernburg) zu einem Ganzen v

*) Der Stand der Prälaten hieß und war auf den Landtag vor der Reformation der erste Stand.

schmolzen. Nicht so in confessioneller Beziehung. Im Dessauischen (seit 1827), ebenso im Bernburgischen, ist die Union vollzogen, und zwar ohne wesentliche Schwierigkeiten; im lezteren Landesteile mit vorherschend lutherischer Färbung, indem der Lutherische Katechismus dort Landeskatechismus ist. Im Köthenschen Anteile dagegen sind die Confessionen gesondert geblieben. Etwa zwei Dritteile der Gemeinden sind reformirter, und ein Dritteil lutherischer Confession, während man nicht sagen kann, daß besonders viel confessionelles Bewußtsein vorhanden wäre; auch ist die lutherische Confession zur Zeit im Kirchenregimente ohne officielle Vertretung. Mit Ausnahme einiger streng lutherischen Geistlichen ist die Melanchthonsche Richtung die vorherschende in der Landesgeistlichkeit.

Während nun in der unirten Bernburger Kirche der Lutherische Katechismus eingeführt ist, hat die unirte Dessauer Kirche einen ziemlich flach rationalistischen Unions-Katechismus. Ueberaus traurig aber steht es in dieser Beziehung um die Kirche im Köthenschen. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren hier in Geltung und Brauch der Lutherische und Heidelberger Katechismus. An Stelle beider wurden dann in der folgenden indifferenten Zeit confessionslose Landes-Katechismen eingeführt*), und zwar wol die schlechtesten von allen, die je verfaßt wurden: der Katechismus von Schnell (durch und durch flach-rationalistisch) und der von Hering, seinem Inhalte nach so überaus dürr und dürftig, seiner Form und Sprache nach so vollkommen unkindlich und trocken, daß derselbe jedem nur einigermaßen vom Christentume angefaßten, ja jedem nur etwas regen Lehrer eine fast unerträgliche Last ist. Lezterer Katechismus wird zur Zeit nicht nur in den Schulen der reformirten Gemeinden gebraucht, sondern auch in etlichen lutherischen, da nämlich, wo der Pastor auf minder entschieden lutherischem Standpunkte steht. Wol hat die kirchliche Behörde in jüngster Zeit ihr Augenmerk auf diesen Notstand gerichtet. Von einer geistlichen Commission wurde vor einigen Jahren ein den bestehenden Verhältnissen angemessener, sehr tüchtiger Katechismus (in der Sacramentslehre mit Parallellehre) als Landeskatechismus für Dessau-Köthen ausgearbeitet; die Sanctionirung und Einführung scheiterte aber daran, daß das Consistorium denselben den einzelnen Geistlichen zur Begutachtung zustellte. Leztere fiel selbstverständlich so verschieden aus, daß die Arbeit bei Seite gelegt wurde. Dasselbe Schicksal erlitt ein im Ganzen sehr tüchtiger Agendenentwurf, so daß zur Zeit die Kirche im Dessauischen eine Unionsagende hat, die sehr viel zu wünschen übrig läßt, während die Kirche im Köthenschen und Bernburgischen ganz ohne Agende ist, also der Willkür Thür und Thor geöffnet ist. Ebenso übel steht es um das Gesangbuch. Zwar ist im Bernburgischen seit einigen Jahren ein anerkant sehr tüchtiges neues Gesangbuch (fast ohne alle Aufregung in den Gemeinden) eingeführt; dagegen aber dürfte das Köthener Gesangbuch zu den schlechtesten gehören. Viele unserer besten Kernlieder, z. B. „Ach bleib mit deiner Gnade", fehlen gänzlich; fast alle anderen klassischen Lieder sind so verwässert und verfälscht, daß sie kaum wieder zu erkennen sind. Nebenher eine Menge Lieder mit wässerigster Moral und elender gereimter Prosa. Das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" ist in drei verschiedenen Melodien verquickt, und V. 7 hebt an:

„So sangen sie, und weit erschollen ihre Lieder."

Zwar ist von der Kirchenbehörde neben diesem Köthenschen Gesangbuche die Eisenacher Samlung von Kernliedern mit zum Gebrauch empfohlen, aber dieselben sind zur Zeit noch so wenig verbreitet, daß sie fast nirgends gesungen werden können.

Werfen wir nun einen Blick auf unser Kirchenregiment. Während dasselbe im ersten Drittel dieses Jahrhunderts, ja darüber hinaus, in sämtlichen Anhaltschen Landeskirchen überwiegend, oder ganz rationalistisch war, ist dies allmälig ganz anders geworden. Die gläubig kirchliche Richtung, wenn auch zum Teil in äußerst milder Form, ist hier zur Zeit entschieden vorherschend, und wir müssen, gedenken wir der Vergangenheit, bekennen, daß wir ein Kirchenregiment haben, dem das Wol der Kirche am Herzen liegt und das für leztere Ersprießliches hoffen läßt. Manches ist bereits besser geworden. Das Missionswesen wird vom Kirchenregiment gepflegt; einige Anfänge zur Wiederbelebung der fast vollständig schlafengegangenen Kirchenzucht sind gemacht; es findet in neuester Zeit die stricte Verpflichtung der Geistlichen (und Lehrer) auf die kirchlichen Symbole statt; das Schullehrer-Seminar ist wesentlich gehoben u. s. w. Möchte die Kirchenbehörde rastlos auf diesem Wege fortschreiten!

Unerquicklich dagegen ist der geschäftlich büreaukratische Druck, unter welchem die Geistlichen seufzen. Im Laufe nur der lezten funfzehn Jahre sind so unzählige kirchliche Verordnungen und Bestimmungen erlassen, daß es fast unmöglich geworden ist, sie mit dem Gedächtnis einigermaßen zu beherschen, und der geschäftlichen Schreiberei der Geistlichen ist so viel geworden, daß die Amtsfreudigkeit dadurch verkümmert und dem Geistlichen ein gut Teil derjenigen Zeit entzogen wird, die er lieber auf die Selsorge und die theologische Wissenschaft verwenden möchte. Möchte doch das Kirchenregiment zeigen, daß ihm nicht sowol das legale Acten- und Schriftenwesen, als vielmehr die selsorgerische Thätigkeit der Geistlichen in erster Linie stehe. Zu wünschen wäre auch, daß dasselbe in seinen Rescripten den büreaukratischen Ton und Styl mehr vermiede.

Während unter der Anhaltischen Geistlichkeit ein ziemlich wissenschaftlicher Geist bemerkbar ist, gefördert durch die seit langer Zeit bestehenden wissenschaftlichen Kreisversamlungen, herscht in einem großen Teile derselben auch rege Teilnahme an der Mission. Zwei Missions-Hülfsvereine, mit Anschluß an die Berliner Missionsgesellschaft existiren im Lande, welche regelmäßig ihre ziemlich stark besuchten Missionsfeste halten; doch bleibt hier noch Manches zu wünschen übrig.

Ein Verlangen nach Presbyterial- und Synodalverfassung ist in der Anhaltschen Kirche bis jezt kaum bemerkbar geworden. Den Geistlichen stehen zur Seite Kirchenvorstände, deren Wirksamkeit indeß äußerst beschränkt und lediglich geschäftlicher Natur ist.

Leider ist, mit Ausnahme von Bernburg, die Armenpflege der Kirche fast gänzlich entzogen. G.

*) In der Sacramentslehre auf Zwinglischem Standpunkte.

Erklärung von Mitgliedern des Breslauer Oberkirchen-Collegiums gegen das diesjährige Vorwort.

Das diesjährige Vorwort zur Ev. K. Z. hat auch unserer Kirche und ihrer Kämpfe mit einigen Zeilen gedacht. Obwol aber die betreffende Stelle (in Nr. 7 d. Bl.) im Ganzen wolwollend gehalten ist, so hat doch der Mangel einer genaueren Kentnis der bezüglichen Verhältnisse und Thatsachen einige Aufstellungen zur Folge gehabt, deren Berichtigung für den großen Leserkreis dieser Zeitung uns das Interesse unserer Kirche zu fordern scheint.

1. Daß im Laufe des vorigen Jahres noch vor der Synode einige unserer Pastoren suspendirt worden sind, ist richtig. Aber die von dem Vorworte daran geknüpfte Vermutung, daß dies eine tendenziöse Maßregel gewesen, „um die Kraft der Opposition zu brechen", müssen wir, die wir mit den betreffenden Vorgängen genau bekant sind, auf das bestimteste zurückweisen. Sie ist ohnehin mit einem innern Widerspruch behaftet, so gewiß die eigentliche Kraft der Opposition, die angeblich solchergestalt gebrochen werden sollte, vernünftiger Weise doch nicht in den von jener Maßregel betroffenen Personen gesucht werden kann.

2. Wenn das Vorwort aus den betreffenden Synodalverhandlungen anführt, es sei von manchen Seiten als Anmaßung erkant worden, „wenn ein so winziger Teil der lutherischen Kirche es sich beikommen lassen wollte, neue Lehrbestimmungen aufzustellen", so kann und wird dies von unkundigen Lesern so verstanden werden, als sei wirklich von anderer Seite eine dergleichen Aufstellung neuer Lehrbestimmungen beabsichtigt gewesen. Dem gegenüber sei es erlaubt, auf die hier bei Dülfer erschienene „Oeffentliche Erklärung" zu verweisen, aus welcher zu ersehen ist, daß Niemand auf der Synode die Absicht gehabt hat, diese „Anmaßung" zu begehen. Nicht neue Lehrbestimmungen oder Zusatzartikel zu den Symbolen hat man aufstellen, sondern nur zur Entscheidung des Lehrstreits das wiederholen und einschärfen wollen, was darüber die Bekentnisse unserer Kirche bereits entschieden haben und daher als längst gültige Lehre unter uns anzusehen ist. Ist dabei der genuine Sinn der Symbole verfehlt worden, so hat man sich eines Irrtums schuldig gemacht, aber nimmermehr der „Anmaßung", neue Lehrbestimmungen aufstellen zu wollen.

3. Daß dieser Versuch, durch die Synode eine endgültige positive Entscheidung des Streites herbeizuführen, nicht gelungen ist, wie das Vorwort berichtet, ist richtig. Unrichtig dagegen der Zusatz, daß das Ob.-K.-Coll. eine solche durch die „Oeffentliche Erklärung" doch noch zur Hinterthür hineinzuführen gesucht habe. Wer die „Oeffentliche Erklärung" nicht selbst gelesen hat, wird hierdurch vermuten müssen, daß dieselbe ein Werk des Ob.-K.-Coll. sei, das damit den Streit hinterher eigenmächtig zu entscheiden sich unterwunden habe. Indessen wer sie wirklich gelesen hat, wird wissen:

1. daß sie eine von der Lehrcommission an die Synode gebrachte und derselben zur Annahme empfohlene Vorlage ist, die auch die Zustimmung von fast Dreiviertel der Synodalmitglieder fand, aber doch nicht zu einem eigentlichen Synodalbeschluß erhoben wurde, weil jene bedeutende Majorität dem Präsidium hierzu noch nicht ausreichend däuchte;

2. daß die Veröffentlichung und Verbreitung derselben in unsern Gemeinden von der Synode beschlossen und dem Ob.-K.-Coll. aufgetragen worden ist, und zwar, wie der betreffende Beschluß sagt, zur Rechtfertigung des Ob.-K.-Coll. und zur Belehrung in den schwebenden Streitfragen;

3. daß das Ob.-K.-Coll., indem es diesen Auftrag ausführte, in einem besonderen Vorbericht an die Gemeinden ausdrücklich constatirt hat, daß diese Erklärung kein gültiger Synodalbeschluß geworden, sondern formell eine Synodalvorlage, ein Entwurf geblieben, hoffentlich aber mit ihr eine Grundlage gefunden sei, auf welcher sich innerhalb unserer Kirche die volle Eintracht in der Lehre werde wiederherstellen lassen, weshalb sie in allen Gemeinden sorgfältig geprüft und so die spätere Revision auf der nächsten Generalsynode vorbereitet werden möchte.

Bei dieser notorischen Sachlage ist es schwer verständlich, wie hat berichtet werden können, daß das Ob.-K.-Coll. durch die „Oeffentliche Erklärung", die es doch nur im Auftrage der Synode und als einen Entwurf veröffentlichte, eine endgültige Entscheidung des Streits noch zur Hinterthür hineinzuführen versucht habe!

Aber vielleicht hat das Vorwort hier sich nur ungenau ausgedrückt und nicht sowol die „Oeffentliche Erklärung" als vielmehr die Erklärung gemeint, die das Ob.-K.-Coll., nachdem eine Lehrentscheidung Seitens der Synode nicht zu Stande gekommen war, vor versammelter Synode dahin abgab:

> wie es seinerseits in den betreffenden Streitfragen die Symbole, nach welchen es vermöge seiner Instruction die ihm befohlene Aufsicht über die Lehre zu führen habe, nach bestem Wissen und Gewissen nicht anders verstehen und auslegen könne, als die „Oeffentliche Erklärung" und die Majorität der Synode; — daß es also auch in vorkommenden Fällen sein amtliches Thun nur nach diesem Verständnis bemessen könne und werde, wenn nicht die Synode seine amtliche Instruction dahin beschränkte, daß die betreffenden Artikel der Symbole fortan als suspendirt gelten sollten.

Indessen auch diese Beziehung, die man jenem Vorwurf geben möchte, vermag ihn nicht zu rechtfertigen! Denn das Ob.-K.-Coll. versuchte ja mit dieser Erklärung nicht entfernt, neue Normen für seine Amtswirksamkeit einzuführen, sondern stellt sich lediglich auf die bereits vorhandenen und macht nur (zum Ueberfluß) darauf aufmerksam, wie es diese verstehe und demgemäß auch allein handeln könne, wenn nicht eine Modification, resp. teilweise Suspension derselben von der Synode ausgesprochen würde. Man vergesse doch nicht: Die Synode hatte zwischen den verschiedenen geltend gemachten Auslegungen der streitigen Symbolstellen zwar negativ (durch Zurückweisung der gegen das Ob.-K.-Coll. wegen falscher Lehre erhobenen Anklage), aber doch nicht positiv Entscheidung getroffen; das Ob.-K.-Coll. konte aber bei der herausfordernden Haltung der Opposition, die ihre spiritualistischen und antinomistischen Irrtümer als gültige Kirchenlehre am schroffste amtlich geltend machte und in jeder Weise praktisch ausprägte, täglich in die Lage kommen, vermöge der ihm obliegenden Jurisdiction auch dergleichen Fragen positiv entscheiden zu müssen. Da konte es doch vielleicht klüger, aber gewiß nicht ehrlicher und gerader handeln, als wenn es sich im Voraus über sein Verständnis der betreffenden Symbolstellen unumwunden aussprach, und für die

Fall, daß die Synode von einer hiernach bemessenen Amtsführung Schaden für die Kirche fürchtete, wenigstens eine entsprechende Abänderung seiner Instruction verlangte.

Wenn endlich das Vorwort von unserer dermaligen Lage urteilt, daß es noch immer in Frage stehe, ob unsere kirchliche Gemeinschaft wieder zu festem Bestehen gelangen oder zerbröckeln werde: so sind wir dagegen der Ueberzeugung, daß die Erfahrungen der lezten Synode für jeden, der nach objectiven Gründen zu urteilen pflegt, diese Frage bereits zu unsern Gunsten beantwortet haben, dieselbe also gegenwärtig ein Anachronismus ist. Wir verweisen in dieser Beziehung einfach auf die in dem Vorbericht zur „Oeffentlichen Erklärung" gegebenen, actenmäßigen Mitteilungen, die für die Annahme einer Zerbröckelung unserer Kirchengemeinschaft (wol zu unterscheiden von einzelnen Abbröckelungen!) aus Anlaß dieses Streites auch nicht den mindesten Anhalt gewähren, und vielleicht grade darum den Zorn unserer Feinde sichtlich gesteigert haben.

Breslau und Waldenburg, den 15. Februar 1865.

J. Nagel. Dr. Besser.

Daß die Angesichts der Synode noch vorgenommenen Absetzungen eine Beziehung auf die Synode hatten, lag sehr nahe anzunehmen und wurde dem Herausgeber zudem von glaubwürdiger Seite versichert. Daß die „Oeffentliche Erklärung" nicht als eigentliches Kirchengesetz ausging, hatte seinen Grund darin, daß nach den Ordnungen der unter dem Breslauer Oberkirchencollegium stehenden Kirche Bestimmungen, welche die Lehre betreffen, mit möglichster Einhelligkeit zu fassen sind. Dieser selbe Grund hätte aber auch abhalten müssen, die „Oeffentliche Erklärung" als Quasi-Gesetz ausgehen zu lassen. Der Herausg. stimt in den meisten Punkten mit der Oeffentlichen Erklärung überein. Aber weil einmal in der Lehre vom Kirchenregimente in der Lutherischen Kirche von Anfang an große Schwankungen sind, so hält er es für nicht rechtlich zulässig und nicht weise, kirchenrechtlich feststellen zu wollen, was zunächst und vielleicht für immer der freien Bewegung der Theologie anheimzugeben ist. Ein besonnenes Kirchenregiment kann mit wenig Theorie hier ausreichen, und was es wirklich bedarf, das steht glücklicherweise auch ohne die „Oeffentliche Erklärung" fest.

Wien.

Die lieben Amtsbrüder und Bekenner Christi in Baden haben auch der hiesigen protest. theologischen Fakultät ihre Antischenkelschen Schriften zugeschickt. Das hat die lezte Sitzung derselben vom vorigen Jahre sehr stürmisch gemacht. Es wurde der Antrag gestellt, diesen tapferen Kämpen des Glauben gegen eine frivole Wissenschaft, der Wahrheit gegen die Lüge ein Trost- und Ermutigungswort zu übersenden und für das Geschickte zu danken. Es entpann sich zwischen Lipsius-Schenkel und den drei Kirchenmänner DDr. Vogel, Szeberiny, Böhl eine heiße Discussion. Bekantlich sitzen hier sechs Männer der Wissenschaft, welche berufen sind, die Kirche zu vertreten. Die vier Genanten und noch die DDr. Otto und Roßkoff. Es erwies sich bald, daß drei gegen drei stimmen würden, der liebe Dr. Otto sollte nun entscheiden zwischen Christus und Belial, weil er als Dekan der Fakultät eine Doppelstimme besizt, und er entschied, daß die Wiener Fakultät bekentnislos bleiben solle in dieser Angelegenheit und demnach die Badensche Sendung einfach zur Kentnis genommen und ins Archiv gelegt werden soll. Wir registriren diese Thatsache und danken den Herren Vogel, Szeberiny, Böhl für die Wärme und Frische, mit welcher sie vor der Fakultätsjugend das Zeugnis für unsern Heiland Jesus Christus ablegen.

Die Bibelstunden des Professors Dr. Szeberiny erfreuen sich des zahlreichsten Besuchs der Studenten. Es ist dies das erste Unternehmen eines Professors, seitdem diese Fakultät besteht. H.

Gegen Schenkel aus der Kreissynode Dahme-Baruth.

Die unterzeichneten Mitglieder der heut zusammen getretenen Kreis-Synode können es nur tief betrauern, daß in Baden ein alle Grundwahrheiten des Christentums leugnender Professor der Theologie in dem Amt eines Directors des Prediger-Seminars belassen wird, treten daher der Erklärung der Berliner Geistlichen vom 20. Decbr. v. J. von ganzem Herzen bei und reichen aus weiter Ferne den in Baden für den Glauben an den gekreuzigten und wahrhaftig auferstandenen Gottessohn kämpfenden Brüdern in teilnehmender Liebe und Fürbitte die Bruderhand.

Dahme, den 7. Febr. 1865.

Fittbogen, Sup. in Dahme. Schmeling, Sup. in Baruth. Liebusch, Past. zu Rietdorf. Richter, Past. zu Illmersdorf. Miething, Past. zu Wildau. Cracau, Past. zu Zagelsdorf. Cunert, Diak. zu Dahme. Feller, Past. zu Petkus. Trepte, Past. zu Paplitz. Bäbenroth, Past. zu Merzdorf. Bauer, Past. zu Heinsdorf. Miething, Diak. zu Baruth. Neumann, Past. zu Groß-Zieścht.

Die Kirchenältesten: Spruch zu Bucko, Schulze zu Rietdorf, Hannemann zu Zagelsdorf, Mittag zu Ihlow, Knöfel zu Wildau, Krüger zu Meinsdorf, Boche zu Baruth, Schulze zu Groß-Zieścht, Kleindienst zu Merzdorf, Kettlitz zu Linow, Lehmann zu Wahlsdorf.

Gegen Schenkel aus der Synode Jüterbog.

Dem Zuruf der Berliner Geistlichen vom 20. December 1864 an die evang. Amtsbrüder im Großherzogtum Baden, in dem Kampfe gegen Dr. Schenkel, schließen sich hiermit von Herzen an:

Roth, Sup. in Bocho. Baldenius, Pfarrverweser in Rohrbeck. Dr. Breiter, Pastor in Dennewitz. Wassermann, Pastor in Niedergörsdorf. Siecke, Pastor in Kaltenborn. Sartorius, Pastor in Jüterbog. Mahn, Diaconus in Jüterbog. Rosenthal Diaconus zu Jüterbog. Flemming, Oberprediger in Jüterbog. Otte, Pastor zu Fröhden. Willigmann, Pastor zu Werbig. Rudloff, Pastor zu Borgisdorf. Wildehan, Pastor zu Welsigkendorf. Nicolai, Pastor in Langenlipsdorf.

Gegen Schenkel die Synode Wittstock.

Die sämtlichen hier zur Kreissynode versammelten Geistlichen der Diöcese Wittstock bezeugen den wider die Irrlehre protestirenden Brüdern in Baden ihre herzliche Zustimmung und bitten sie getrost in dem zuversichtlichen Glauben auszuharren, daß der Gottes- und Men-

schensohn, der Herr der Kirche Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit, ihnen zeigen werde, wie Er ebenso entschieden das falsche „Charakterbild" verleugnen, als auch zu den Kämpfern um Seines Namens Ehre sich bekennen wird.

Den stolzen Geistern wehre doch, die sich mit G'walt erhöhen hoch und bringen stets was Neues her zu fälschen Deine rechte Lehr. Die Sach' und Ehr', Herr Jesu Christ! nicht unser, sondern Dein ja ist. Darum so steh' Du denen bei, die sich auf Dich verlassen frei.

Wittstock, den 8. Febr. 1865.

Geißler, Sup. und Oberpfarrer, Schindler, Archidiakonus, und Plinzner, Diakonus zu Wittstock. Beckmann, Pfarrer zu Christdorf. Bittkau, Pfarrer zu Dossow. Gentzel, Pfarrer zu Dranse. Bernhardi, Pfarrer zu Gadow. Schmidt, Pfarrer zu Herzsprung. Hirschberg, Pfarrer zu Königsberg. Pälegrimm, Pfarrer zu Papenbruch. Sybel, Pfarrer zu Saatzke. Stöphasius, Pfarrer zu Wernikow. Dr. Nalop, Pfarrer zu Dorf Zechlin. Bernhardi, Prediger zu Flecken Zechlin.

Gegen Schenkel aus der Provinz Sachsen.

Dem in Nr. 2 der Ev. K. Z. dieses Jahres veröffentlichten Zurufe von Berliner Geistlichen an die für das teure Bekentnis unserer heiligen Kirche streitenden Brüder in Baden treten die unterzeichneten Geistlichen von ganzem Herzen bei.

Gerbstedt, den 7. Februar 1865.

Reinhardt, Diak. in Gerbstedt. Starke, Pfarrer in Ihlewitz. Neide, Pfarrer in Friedeburg. Nisel, Pf. in Freist. Kögel, Pf. in Schochwitz. F. Uhle, Pf. in Seeburg. Weidel, Pf. in Volkmaritz. Lommatzsch, Pf. in Beesenstedt. Träber, Pf. in Heiligenthal.

Gegen Schenkel aus der Diöcese Fürstenwalde.

Dem Zeugnis der Berliner Geistlichen vom 20. December v. J. gegen Dr. Schenkel und für die bekentnistreuen Pastoren Badens stimmen von Herzen bei

Grieser, Superint. und Pastor in Buchholz. Prömmel, Past. in Fürstenwalde. R. Körner, Past. in Fürstenwalde. Gloatz, Past. zu Demnitz. Längner, Past. zu Beerfelde.

Gegen Schenkel aus der Provinz Sachsen, Synode Bornstedt.

Die Unterzeichneten erklären hiermit, daß sie dem ermunternden Zurufe, welchen Berliner Geistliche unterm 20. December v. J. an die im Kampfe um das schriftgemäße Bekentnis von Christo stehenden Brüder in Baden erlassen haben, von Herzen beistimmen.

Martius, Pastor in Erxleben und Superint.-Verweser. Jabusch, Past. in Eimersleben. Oelze, Past. in Ost-Ingersleben. Müller, Past. in Hörsingen. Hermes, Past. in Bregenstedt. Drude, Past. in Rottmersleben. Theune, Past. in Gr.-Santersleben. Haupt, Past. in Schakensleben. Conrad, Past. in Bornstedt. Schäffer, Past. in Groppendorf. Rötger, Rector in Erxleben und design. Pastor.

Gegen Schenkel aus der Provinz Sachsen.

Die unterzeichneten Pastoren der Diöcese Eilsleben-Ummendorf im Reg.-Bez. Magdeburg treten den vielen guten Zeugnissen treuen Glaubens an den Herrn Jesum Christum als an den lebendigen Gottessohn, ohne den kein Heil ist im Himmel und auf Erden, welche jetzt an vielen Orten laut werden, freudig bei, und reichen den lieben Amtsbrüdern in Baden, welche gegen Dr. Schenkels Charakterbild Jesu Protest erhoben haben, die treue Bruderhand mit dem Zurufe des Apostels 1 Cor. 16, 13.

Ummendorf, den 6. Februar 1865.

Meinecke, Superint.-Verweser und Pastor in Ummendorf. Weitze, P. in Belsdorf. Barleben, P. in Marienborn. Schmidt, P. in Eilsleben und Superint. a. D. Görne, P. in Sommersdorf. Palmié, P. in Badeleben. Vajen, P. in Barneberg. Boy, P. in Völpke. Kramer, P. in Hötensleben und Sup. a. D. Knoch, P. in Ohrsleben. Schirlitz, P. in Ausleben. Jasper, P. in Wormsdorf.

Gegen Schenkel aus Anhalt.

Die unterzeichneten Anhalt-Dessauischen Geistlichen fühlen sich gedrungen, den 119 Brüdern in Baden, welche für den Glauben und das Recht der Kirche wacker kämpfen, ihre Teilnahme zu bezeugen und ihren Segenswunsch zuzurufen. Einen andern Grund kann Niemand legen außer dem, der gelegt ist, Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren. Mit dem Badischen Oberkirchenrath glauben wir an den unzweifelhaften Sieg des Evangeliums. Aber deshalb denen, die es bekämpfen, Vorschub zu leisten, halten wir nicht für wolgethan. Dessau, im Februar 1865.

F. Richter, Superint. Archidiak. F. Popitz. Pfarrer J. Schubring. Pfarrer W. Buchrucker. Pastor F. West. Diakonus F. Wetzel. Collab. G. Heine, K. Hoppe, C. Bennhold. Kirchenkand. O. Bobbe. In Zerbst: Superint. W. Kluge. Archidiak. L. de Marées. Pastor Mertens. Diakonus Meyer. Zuchthauspred. K. Werner. In Wörlitz: Past. E. Siedersleben, Caplan K. Richter, Rektor E. Hoppe. In Oranienbaum: Pfarrer R. Elze, Caplan J. Luther, Pfarrer W. Born. In Jeßnitz: Pfarrer Hoffelt, Caplan Kühne, Cand. Köhler. In Sandersleben: Pfarrer H. Voigt Pfarrer E. Hesse. Pfarrer L. Bürkner in Alten. Pfarrer L. Krüger in Pötnitz. Pastor F. Sintenis in Rehsen Pfarrer Rolf in Horstdorf. Pfarrer C. Franke in Raguhn Pfarrer Goldschmidt in Klakewitz. Pfarrer A. Richter in Mosigkau. Pfarrer Th. Polster in Scheuder. Pfarrer O Sehring in Lausigk. Pfarrer Tettenborn in Reupzig Pfarrer Salzmann in Radegast. Pfarrer E. Narisch in Capelle. Pfarrer O. Mette in Quellendorf. Oberlehrer G. Hein in Cöthen. Pfarrer C. Schoch in Gröbzig. Pfarrer Herrklotsch in Dohndorf. Pfarrer C. Wessel in Schackstedt. Pfarrer H. Dreyer in Drohndorf. Pfarrer F. Schönjan in Kl.-Schierstedt. Pfarrer Th. Heise in Kl.-Alsleben. Pfarrer F. Jahn in Nieder-Lepte. Consist.-Rath Pastor Lippold in Neutz.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 9. Das höhere Schulwesen in Preußen 97
— 10. Das höhere Schulwesen in Preußen. (Fortsetzung) 105
Lebensbilder von Piscator 110
Beilage 113
Nachrichten. Die theologische Fakultät in Bern 113
Erklärungen gegen Schenkel aus der Provinz Posen, der Diöcese Lübbecke, Berlin und der Provinz Sachsen 117
— 11. Das höhere Schulwesen in Preußen. (Schluß) 121
— 12. Die Selsorge 129
Ist es denkbar, daß was wir die Sele des Menschen nennen nichts sey als nur eine Function seiner Leiblichkeit? 134
Beilage 137
Hieronymus 140
Nachrichten. Die theologische Fakultät in Bern. (Schluß) 142
Gegen Schenkel aus der Diöcese Luckau, Herzberg, Zehdenick und Pritzwalk 143
— 13. Zur Geschichte des Rationalismus 145
— 14. Die Selsorge. (Fortsetzung) 153
Beilage 161
Nachrichten. Die neue Tauformel ohne Abrenunciationsfragen im Königreich Hannover 165
— 15. Die Selsorge. (Schluß) 169
Die Encyclica 173
Nachrichten. Kirchliche Zustände in Anhalt 175
— 16. Aus und über Mecklenburg-Schwerin. Die Kirche und die Ritterschaft. 1. Art. 177
Nachrichten. Kirchliche Zustände in Anhalt (Schluß) 184
Beilage 185
Erklärung von Mitgliedern des Breslauer Ober-Kirchen-Kollegiums gegen das diesjährige Vorwort 187
Erklärungen gegen Schenkel aus Wien, der Kreissynode Dahme-Baruth, Jüterbog, Wittstock, aus der Provinz Sachsen, Diöcese Fürstenwalde, Synode Bornstedt, Provinz Sachsen und aus Anhalt 189

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 1. März. № 17.

Der Antichrist.

Ein Vortrag im Evangelischen Verein.

Verehrte Versamlung!

Mein Thema ist der Antichrist. Daß dies Thema im Zusammenhange steht mit demjenigen, was ich das lezte Mal vor Ihnen behandelte, darauf weist schon die Thatsache hin, daß Judas der Verräther und der Antichrist die beiden einzigen Personen sind, welche im N. T. als „Sohn des Verderbens" bezeichnet werden. Judas ist nicht bloßes Individuum, er ist Vorbild des Abfalls von Christo in der Kirche des N. B., und eben wegen dieser Bedeutung wurde er unter die Apostel aufgenommen, deren Gemeinschaft eine Vorausdarstellung der Kirche sein sollte. Eben dieser Abfall aber stellt sich in dem Antichrist gleichsam leibhaftig dar.

Der Name Antichrist komt nur in den Briefen des Johannes vor. Er kann sprachlich entweder bedeuten der Widerchrist oder: der sich an Christi Stelle sezt. Für die erstere Bedeutung aber entscheidet, daß Johannes nur das Läugnen, daß Jesus der Christ sei, als das charakteristische Merkmal des Antichristes angibt, und dann, daß in der Stelle des Paulus, auf welche Johannes ausdrücklich sich bezieht, dem Antichriste der Widerwärtige oder Widersacher entspricht.

In dem christlichen Altertum wandte man dem Antichriste eine lebhafte Aufmerksamkeit zu. Selbst in dem Unterrichte der Katechumenen nahm er eine bedeutende Stelle ein. Cyrill von Jerusalem widmet ihm eine ganze Katechese, die 15. Einmütig nahm man an, daß der Antichrist eine Einzelperson sei, im Zusammenhange mit der allgemeinen Neigung auch das Symbolische, Rhetorische und Poetische dogmatisch zu fassen. Daß Bunsens Anforderung der Uebertragung des Semitischen in das Japhetitische eine gewisse Wahrheit hat und daß daran nur der schnöde Misbrauch zu tadeln war, das kann man an dieser Materie sehen. Es dauerte lange bis der occidentalische Geist sich in den orientalischen finden lernte. Im Zusammenhange mit dieser Auffassung als Einzelperson betrachtete man die Erscheinung des Antichristes, deren Anfänge die Apostel schon in ihre eigne Zeit setzen, als eine rein zukünftige. In zitternder Erwartung sah man dem Erscheinen dieser furchtbaren Einzelpersönlichkeit entgegen, von Irenäus (B. 5 C. 28) genant „die Zusammenfassung aller Ungerechtigkeit und aller List, derjenige, in den alle Macht des Abfalls zusammenfließen und beschlossen sein wird", welche die Kirche nur auf kurze Zeit (gewöhnlich werden ihm 3½ Jahre zugeteilt), aber desto schrecklicher verwüsten sollte. Während die rechte Quelle für die Lehre vom Antichrist nur die Rede des Herrn über seine Zukunft zum Weltgerichte ist, verbunden mit der Ausführung desjenigen, was dort über den großen Abfall in der Christenheit gesagt ist, durch Paulus in 2 Thess. 2, und mit der Hinweisung auf diese Ausführung des Paulus bei Johannes in den Briefen, ist der Antichrist der Kirchenväter eine Composition aus Daniel, der Apokalypse, Paulus und Johannes. Aus Daniel wird das kleine Horn hieher gezogen, aus der Apokalypse das Thier aus dem Abgrunde, zum Teile auch was von dem Weibe an den vielen Wassern und ihren Gräueln gesagt wird. Um das Grauen zu mehren, werden auch noch andere Schilderungen gottwidriger Bosheit hinzugezogen. Wie sich in solcher Weise das Bild vom Antichriste gestaltete, das müssen wir durch eine doppelte Anführung zur Anschauung bringen.

Hippolytus sagt in einer der Mitte des dritten christlichen Jahrhunderts angehörigen Schrift vom Christ und Antichrist: „In Allem will der Verführer sich dem Sohne Gottes gleichmachen. Ein Löwe ist Christus, ein Löwe auch der Antichrist, ein König Christus, ein König auch der Antichrist. Der Erlöser wird als ein Lamm gezeigt, auch er wird als ein Lamm erscheinen, obgleich er inwendig ein Wolf ist. Der Herr sandte Apostel unter alle Völker, auch er wird ebenso falsche Apostel senden, der Erlöser sammelte die zerstreuten Schafe, auch er wird ebenso das zerstreute Volk versammeln."

Noch malerischer weiß um die Mitte des vierten Jahrhunderts Ephraem der Syrer den Antichrist zu schildern, in der „Ermahnung betreffend den Antichrist und das Ende der Welt". Seine Worte passen in merkwürdiger Weise, wenn man nur an die Stelle der Einzelperson den Humanismus sezt. „Er wird sich demütig, still, als einen Feind der Ungerechtigkeit, einen Zerstörer der Götzenbilder, einen Freund der Tugend, gütig, einen Freund der Armen stellen, und besonders die Juden lieben, die auf seine Zukunft warten; auch wird er mit großer Macht viel Zeichen und Wunder thun. Durch listige Kunstgriffe wird er sich in Kurzem bei Allen beliebt zu machen wissen. Er wird unbestechlich sein, nicht auffahrend, sondern bescheiden und sittsam. Unter dieser heuchlerischen Larve wird er die Welt hintergehen bis er regiert. Wenn viele Völker und Nationen diese Tugenden und Kräfte sehen, werden sie sich alle vereinigen, ihn

zum Könige machen und fröhlich zu einander sagen: kein so guter und gerechter Mensch wird gefunden, wie dieser. Wenn aber sein Reich befestigt ist, wird er nicht mehr wie zuvor erscheinen, sondern streng, grimmig, schrecklich, furchtbar, finster, abscheulich und geneigt, das menschliche Geschlecht in gänzliche Verruchtheit zu stürzen."

Man nahm in dem Zeitalter der Kirchenväter vielfach an, daß der Antichrist aus dem Stamme Dan hervorgehen werde. Die Quelle dieser Meinung lernen wir aus Hippolytus kennen. „So wie Christus aus dem Stamme Juda geboren wird, so wird der Antichrist aus dem Stamme Dan geboren. Daß sich das so verhält, sagt Jakob. Dan, spricht er, wird eine Schlange sein auf dem Wege, eine Natter auf dem Pfade und das Pferd in die Ferse beißen. Wer ist die Schlange, als der Antichrist? Er, welcher in der Genesis ein Verführer heißt, der die Eva verführt und dem Adam die Ferse verwundet hat. Der Prophet sagt also, daß in Wahrheit aus dem Stamme Dan der Tyrann, der furchtbare König und Richter, der Sohn des Teufels hervorgehen soll." Die Logik ist eine seltsame: die Schlange bedeutet in der Geschichte des Falles den Satan. Wenn also Jakob den Dan eine Schlange nent, so kann er nur den Sohn des Teufels meinen, der aus ihm hervorgehen wird.

Unter dem, der nach 2 Thess. 2 das Geheimnis der Bosheit aufhält, verstand man schon sehr früh das Römische Reich. Tertullian sagt: „Wer ist dies anders als der Römische Staat, dessen Zertrennung in zehn Könige die Zerstreuung des Antichristes herbeiführen wird" (de resurr. carnis, C. 25). Wir erkennen gleich hier den Ursprung dieser Meinung. Tertullian bezieht sich auf Dan. 7, 24 — 27: „Und die zehn Hörner bedeuten, daß von diesem Reiche (der vierten Weltmonarchie, der Römischen) zehn Könige entstehen werden, und ein anderer wird nach ihnen aufkommen, und er wird verschieden sein von den vorigen und drei Könige wird er demütigen. Und Worte gegen den Höchsten wird er reden und die Heiligen des Höchsten wird er verstören, und wird sich unterstehen Zeit und Gesetz zu ändern. Sie aber werden in seine Hand gegeben werden eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit. Danach wird das Gericht gehalten werden." Wenn man einmal das kleine Horn mit dem Antichrist identificirte, so lag es nahe unter dem Aufhaltenden das Römische Reich zu verstehen, da die Teilung dieses Reiches unter zehn Könige nach Daniel die Vorbedingung der Erscheinung des Antichristes ist. Doch erhob sich diese Deutung des Aufhaltenden in dem Zeitalter der Kirchenväter keineswegs zu allgemeiner Herschaft. Theodoret verwirft sie und Augustinus (de civ. Dei 20, 19) gesteht nicht blos die eigne Unwissenheit, sondern behauptet, daß hier ein unlösbares Räthsel vorliege. „Weil er sagt, daß die von Thessalonich es wissen, so will er es nicht offen heraus sagen. Und wir, die wir nicht wissen, was jene wußten, mühen uns umsonst zu erforschen, was der Apostel meinte. Ich bekenne, daß ich hier völlig unwissend bin. Der Eine stellt die, der Andere jene Mutmaßung auf über die dunklen Worte des Apostels."

An die schon im Zeitalter der Kirchenväter immer doch vorwaltende Meinung, daß unter dem Aufhaltenden das Römische Reich zu verstehen sei, knüpfte im Mittelalter die Ansicht von dem Papste als dem Antichristen an. Ein wissenschaftlicher Fortschritt ist in ihr insofern nicht zu verkennen, als sie an die Stelle der wirklichen Person, mit welcher der Charakter des Phantastischen, Abenteuerlichen, Fratzenhaften unzertrennlich verbunden ist, die ideale Person sezt. Der Ausgangspunkt aber war kein wissenschaftlicher. Das erhellt schon daraus, daß sie sich bei allen denen findet, und nur bei ihnen, die von der Anmaßung und Tyrannei des Papsttums zu leiden hatten. Zuerst tritt sie uns in dem mittelalterlichen Streit des Kaisertums gegen das Papsttum entgegen. Friedrich II. z. B. sagt in einem vom Aventinus mitgeteilten Briefe an Otto, Herzog von Baiern: „Die Römischen Päpste maßen sich die Herschaft und die Gottheit an, auf daß sie von Allen nicht anders, ja mehr als Gott gefürchtet werden." Dann wurde sie von Waldensern und Albigensern, den Wiclefiten und den Böhmischen Brüdern begierig ergriffen. Namentlich bei den zulezt Genanten wurde sie zu einem mächtigen Hebel der antipäpstlichen Begeisterung. Michael Weiß, der in den Anfängen der Reformationszeit blühende Dichter der Böhmischen Brüder, singt: „Es wird schier der lezte Tag herkommen, denn die Bosheit hat sehr zugenommen, was Christus hat vorhergesagt, das wird jezt beklagt. Der Abfall vom Glauben wird erfahren, daß er sei geschehen vor langen Jahren, wie Paulus der fromme Mann, klärlich zeiget an. Der verdamte Sohn hat lang gesessen in dem Tempel Gottes hoch vermessen, sich gerühmt und sein Gebot gleich als wär er Gott."

Die Kirchen der Reformation eigneten sich diese Meinung sofort an und sie wurde in ihnen mit solcher Zuversicht und solcher Allgemeinheit vorgetragen, daß sie fast die Gestalt eines Dogmas annahm. Luthers Schrift gegen die päpstliche Bannbulle führt den Titel: „Gegen die fluchwürdige Bulle des Antichristes." In den Schmalkaldischen Artikeln, welche bekantlich einen Teil der Bekentnisschriften der Lutherischen Kirche bilden, wird gesagt: „Es reimen sich alle Untugenden, so in der heiligen Schrift vom Antichrist sind geweissagt, auf des Papstes Reich und seine Glieder." Nach Calvin wird schon ein zehnjähriger Knabe ohne viel Mühe in dem Papst den Antichrist erkennen. Die protestantische Theologie des 17. Jahrhunderts bot Alles auf, diese Ansicht tiefer zu begründen. Dafür, daß der Papst und kein Anderer derjenige sei, der sich erhebt über Alles was Gott oder Gottesdienst heißt, also daß er sich in den Tempel Gottes sezt, vorgebend er sei Gott, führte man an, daß in dem Canonischen Rechte der Papst: „der Herr unser Gott" genant werde, daß in dem Lateranensischen Concil, gehalten von 1512—17, die weinende Kirche sich Julius II. zu Füßen wirft und ihn anfleht wie einen anderen Gott auf Erden, daß noch Bellarmin auf die Warnung des Kanzlers Gerson vor dem Aergernis der Kleinen, welche wähnen, daß der Papst der einig Gott sei, welcher alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden, antwortet: „Mögen die Kleinen und Einfältigen festhalten, da

der Papst ein Gott sei, und alle Gewalt habe im Himmel und auf Erden. Ihre Schwäche und Einfalt gefällt Gott besser, als die Zuversicht derer, die sich selbst für klug halten, und also die Auctorität des Statthalters Christi herabzusetzen suchen, wie das der Brauch ist bei allen Sectirern unseres Zeitalters." Unter dem Aufhaltenden verstand man das Römische Kaisertum, als dessen legitime Fortsetzung man das Deutsche Kaisertum betrachtete. „Die Majestät des alten Römischen Kaisertums — sagt Calov — hinderte, daß die antichristliche Bosheit unter den Christen nicht zum Ausbruche kam. Aber da durch die Saracenen und Muhammedaner im Oriente und durch andere barbarische Völker im Occidente die Majestät des Kaisertums erschüttert wurde, da begann die Bosheit nach und nach hervorzubrechen." Dem gefährlichen Einwande, daß das Geheimnis der Bosheit schon in der Zeit des Apostels wirksam gewesen sei, was auf das Papsttum nicht passe, begegnete man durch die Bemerkung, es sei schon damals durch die falschen Apostel der Grund zu den päpstlichen Dogmen gelegt worden in dem Artikel von der Rechtfertigung, der Ehe, dem Fasten und ähnlichen. So die Lutherischen und Reformirten Theologen aus einem Munde, nur daß Einige, wie Gomarus, dem Papste als dem Antichriste noch Muhammed hinzugesellten, Andere, wie Hunnius, unter dem Aufhaltenden nicht blos die Majestät des Römischen Reiches verstanden, sondern zugleich die Sorge der Apostel, den Eifer der ersten Christen, die Verfolgungen.

Die Katholischen Theologen hätten von Herzen gern den Stein zurückgeworfen und die Reformation für den Antichrist erklärt. Aber sie waren durch die Beschlüsse des Tridentinischen Concils bei der Schrifterklärung an die Uebereinstimmung der Väter gebunden, eine sehr mislige Bestimmung, da in Dingen, welche der natürlichen menschlichen Entwickelung anheimgegeben sind, das Vollkommene sich erst am Ende der Entwickelung findet, und diese hatten den Antichrist für eine Einzelperson erklärt. Davon mochten sie auch um so weniger abweichen, da die versuchte Nachweisung, daß der Apostel eine Einzelperson gemeint habe, ihre Hauptwaffe gegen die Reformatorische Erklärung war. Die hervorragendste Persönlichkeit der Reformation aber, Luther, für den Antichrist zu erklären, das stimte nicht mit der stets gegen ihn affectirten Verachtung. So beschränkten sie sich darauf, zu behaupten, die den Papst zum Antichrist machen wollen, seien selbst die rechten Vorläufer des Antichristes, durch die zum großen Teile schon die Verkündung des Apostels erfüllt sei. Der Antichrist selbst aber werde erst noch kommen. Sie stellten nach dem Vorgange der Kirchenväter, wie Calov sich ausdrückt, einen utopischen Antichrist auf, der 3½ Jahre regieren und die Kirche verwüsten werde.*)

Der Rationalismus, nach seiner Unfähigkeit zur geistigen Auslegung der Schrift, trat insofern in die Fußstapfen dieser Katholischen Ausleger und der Kirchenväter, als auch er behauptete, der Antichrist sei eine Einzelperson.*) Wenn er meinte, es liege hier ein durch den Erfolg längst widerlegtes Phantasiegebilde des Apostels vor, so war er wissenschaftlich im Rechte gegen die gläubigen Theologen, welche in der Auffassung als Einzelperson sich ihm anschlossen, dagegen meinten, daß diese fremde und abenteuerliche Gestalt in Zukunft noch in die geschichtliche Wirklichkeit eintreten werde. Der Gipfelpunkt der Ungeheuerlichkeit ist hier die Meinung, daß in dem Antichrist einst Antiochus Epiphanes wieder aufleben werde. Bewahre! Da muß man doch mit dem Könige der Philister sprechen: „Haben wir der Unsinnigen zu wenig, daß ihr diesen noch herbringet?"

(Fortsetzung folgt.)

*) So z. B. Estius zu 2 Thess. 2.

*) Die rationalistischen Versuche geistiger Deutung gehören nur den Anfängen des Rationalismus an, wo man noch nicht wagen durfte, demjenigen offen zu widersprechen, was man als Sinn der heiligen Schrift anerkant hatte.

Dr. Schenkel, der Badische Oberkirchenrath, die Badische Unionskirche — und die Reformation.

Zur Frage: Wie dünkt euch um Christo?

Wer nur einen Artikel von Dr. Schenkels Allgemeiner kirchlicher Zeitschrift, z. B. den im ersten Hefte des vierten Jahrgangs gelesen hat, weiß, daß er sein Ziel weiter gesteckt hat, als sein Beruf als theologischer Lehrer zunächst geht, daß er sich in seinen Gedanken mehr als Kirchenmann und als Reformator trägt. Doch Dr. Luther war ja auch beides zugleich. Daß er die Lehre der Kirche zwar angeblich auch durch die Schrift, aber in erster Stelle mittelst der Wissenschaft unserer Tage reformiren will, ist freilich nicht gar ebenbürtig mit Luther, welcher — vom Studium der Schriftsprachen abgesehen — nicht mit der Wissenschaft, sondern mit dem unbedingten, demütigen und bußfertigen Glauben an Gottes Wort an die Schrift ging. Doch Dr. Sch. will nicht Reformator aus dem Stegreife sein, er hat gegen solche Sprünge, wie sich bei ihm auch in seiner Behandlung Christi zeigt, zu viel geschichtlichen Sinn; er dringt aufs Entschiedenste darauf, daß „die Forschung auf die ursprünglichen Principien der Reformation zurückgehen müsse"; er will, versichert er uns, nichts anderes, als die Reformation des 16. Jahrhunderts fortführen. Was noch besonders hervorzuheben ist, er scheint sich, obwol Schweizer, den größern der Reformatoren, Luther, zum Manne erwählt zu haben. Welchen Fleiß hat er nicht auf Luthers Schriften verwendet, über den Lutheraner Dr. Harnack. Wenn Lezterer „sich nicht entblödet, die veraltete Walchsche Ausgabe zu benutzen, so hat er sich nicht verdrießen lassen, die Erlanger Ausgabe nochmals völlig durchzuarbeiten." Was aber mehr ist als alles das: — er hat die Reformation in ihrem

Brennpunkte erfaßt, er bezeichnet seine Theologie selbst als Gewissenstheologie und sein ganzes Streben geht auf den „lebendigen Christus."

In der That, alles das stellt das günstigste Prognostikon für ihn; wir dürfen uns zu einem solchen Manne Glück wünschen und in ihm einen Heiland der Theologie und der Kirche erwarten. Er verheißt uns, aus all den Irrgängen des lezten Jahrhunderts, des Subjectivismus und der Willkür in der Theologie, uns wieder auf den Boden der Reformation zurückzuführen; zurück von dem Princip der Schleiermacherschen Theologie, dem Abhängigkeitsgefühl, welches es nicht zur rechten Sündenerkentnis und damit auch nicht zur rechten Erkentnis Christi und seiner Erlösung durch sein Blut, nämlich der Vergebung der Sünden, hat kommen lassen zur Gewissenstheologie; hinüber über das scholastische Zeitalter der evang. Kirche, die Zeit todter Orthodoxie, zum lebendigen Christus. Auch ist er, was den mutmaßlichen Erfolg seiner reformatorischen Thätigkeit betrifft, zur rechten Zeit gekommen. „Unsere Zeit — und darin stimt ihm der Badische Oberkirchenrath bei — nicht irreligiöser als frühere Jahrhunderte in ihrem innersten Wesen, hat (oder fühlt?) das Bedürfnis nach einem Erlöser, der in vollem Bewußtsein seines göttlichen Charakters, als eine wahrhaft menschliche Persönlichkeit das Gemüt ergreift und befriedigt; sie sehnt sich nach einem Christusbilde, das in geschichtlicher Verständlichkeit und lebendiger Gedankenfolge Christi Wesen und Wirken darstellt." Von solcher Zuversicht und Hoffnung getragen, nährt er in sich das Feuer der Begeisterung, welche ihn nicht erliegen lassen wird. Sollten nicht seine Zeitgenossen in ihm den rechten Mann erkennen, der ihnen Alles bietet, geschichtlichen Boden, das Christentum der Reformation, einen Propheten im Geiste Luthers, welcher dem Gewissen Befriedigung verspricht und sie zu dem lebendigen Christus führt? Eher ist unter den angeführten günstigen äußern Bedingungen zu verwundern, daß der Herr der Kirche seinem Wirken bisher nicht mehr Erfolg gegeben, daß seine Worte nicht, wie Luthers Thesen, in zwei Wochen Deutschland durchflogen und die Herzen mit Geistesfeuer entzündet haben.

Warum nicht dieselben Erfolge bei einem Manne wie Luther, auf demselben Boden stehend, mit demselben lebendigen Gewissen, demselbigen Sehnen nach dem lebendigen Christus, in einer Zeit, welche derjenigen der Reformation um nichts nach, vielmehr über ihr steht, welche sich sehnt nicht allein nach Erlösung von dem Joche Roms, sondern nach dem lebendigen Christus selbst? Sollten etwa die beiderseitigen Wege auseinandergehen? — Sehen wir weiter in seine Worte, mit welchen er uns über „die protestantische Aufgabe" ins Klare sezt. „Es darf, so schreibt er in der erwähnten Abhandlung seiner Zeitschrift, nicht verschwiegen werden, daß insbesondere Luther in katholischen Vorstellungen hängen geblieben ist (möge den Heros der „Volkskirche" nicht ein gleicher oder ärgererer Unstern verfolgen, in den Vorstellungen des Badischen Volkes hängen zu bleiben!), daß die durch ihn in ihrer Eigentümlichkeit hauptsächlich bestimte deutsche Reformation nach dem Umschlage im Abendmalsstreite sich den Irrtümern der vorreformatorischen Kirche in mehreren wesentlichen Punkten wieder genähert hat. Der Protestantismus kann daher unmöglich aus den Bekentnisschriften und dogmatischen Lehrbüchern in seinem wahren und ganzen Wesen erkant werden. Die Forschung muß immer wieder zurückgehen auf seine ursprünglichen Principien, auf die Grundrichtung, die ihn bei seinen welthistorischen Erfolgen bestimt; es muß immer mehr von ihm ausgeschieden werden, was nicht sein eigen ist. Der Protestantismus ist eben deshalb nicht ein fertiges, in sich abgeschlossenes System, am allerwenigsten ein System von traditionellen Lehrsätzen und Einrichtungen, sondern eine immer gründlicher zu lösende Aufgabe, ein immer klarer und entschiedener zu verwirklichendes Princip der auf dem Gewissensgrundsatze ruhenden freien evangelischen Gemeindebewußtseins." Mit dem Zurückgehen auf die Reformation und dem Zusammengehen mit Luther verhält es sich also keineswegs so, wie der blendende Schein des ausgehängten Schildes erwarten läßt. Der Fortschritt der Reformation im Sinne Schenkels ist vielmehr ein Fortschritt im Sinne vieler Fortschrittsmänner unserer Zeit, ein Abgehen von Wege, die „protestantische Aufgabe" ein fortschreitendes Ausscheiden des Inhalts der reformatorischen Lehre. Das wahre Wesen des Protestantismus sucht man vergeblich nicht nur in den dogmatischen Lehrbüchern, sondern auch in den Bekentnisschriften. Die Wahrheit ist noch gar nicht gefunden, es wäre auch, wie eine spätere Aeußerung Sch.'s zeigt, ein Unglück darum. Luther, der große Reformator und das auserwählte Rüstzeug Gottes ist — denn nach Sch. geht Alles menschlich zu, Wunder der göttlichen Gnade und Erleuchtung sind so wenig anzunehmen, als Wunder in der Natur — in der Geburt oder kurz nach ihr verunglückt, er ist nicht flügge geworden, sondern ein Zwitter von Katholicismus und Protestantismus, und darin liegt die Begründung des reformatorischen Berufs Sch.'s, er (Sch.) muß den Faden wieder aufnehmen, welchen Luther nach kaum angefangenem Werke sich wieder hat entschlüpfen lassen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 4. März. № 18.

Dr. Schenkel, der Badische Oberkirchenrath, die Badische Unionskirche — und die Reformation.

(Schluß.)

So steht Dr. Sch. zur Kirche der Reformation; — wie zur christlichen Kirche insgesamt und zu Christus selbst? Die protestirenden Badischen Geistlichen sagen in ihrer auf Grund des Sch. „Charakterbildes Jesu" erhobenen offenen Klage, und der Badische Oberkirchenrath hat seinen Schützling nicht von ihr freizusprechen gewußt: „Herr Dr. Sch. leugnet die Menschwerdung des Sohnes Gottes; er leugnet die übernatürliche Geburt Jesu; er leugnet die Sündlosigkeit Jesu; er leugnet die Wunder Jesu, da ihm das Naturgesetz der höchste Maßstab ist, nach welchem die Thatsachen der göttlichen Weltregierung und Erlösung bemessen werden müssen; er leugnet die die Sünden versöhnende Kraft des Kreuzestodes Jesu; er leugnet die Thatsächlichkeit der Auferstehung Jesu, von welcher die ganze apostolische Verkündigung ausgegangen ist; er weiß nichts von einer Himmelfahrt Jesu. Anstatt der Regierungsgewalt, die sich Christus durch sein Leiden und Sterben, durch seine Auferstehung und den Hingang zum Vater erworben hat, kent er nur einen Geist Christi, der in der Gemeinde lebt; er leugnet die Wiederkunft Christi. Er weiß nichts von einer Einsetzung der h. Taufe durch Christum; und dem h. Abendmal spricht er nur die Bedeutung zu, welche ihm die Gemeinde geben will. Er erkent in der h. Schrift nicht mehr eine göttliche Offenbarung; vielmehr stellt er dieses Buch in eine Reihe mit den übrigen menschlichen Schriftwerken."

Solche diametrale Gegensätze, und doch ein Ausgang und ein Ziel Luthers und Sch.'s; beide bekennen sich zu einer Theologie, der Gewissenstheologie!? Der Grund des Auseinandergehens muß im beiderseitigen Gewissen selbst liegen — das Schenkelsche Gewissen ist 300 Jahre jünger, ein anderes als zur Reformationszeit und in Luther. Luthers Gewissen, so müssen wirs uns auf dem Standpunkte des Dr. Sch. denken, stamt aus der drückenden Atmosphäre der mittelalterlichen römischen Kirche, welche einem zornigen, nur durch das Blut eines unschuldigen Opfers zu befriedigenden Gotte diente und durch Rutschen auf den Knien Sühne bei Gott suchte, wie Luther selbst gethan. Die Zeit ist eine andere geworden, und Gott mit ihr. Er ist die Liebe, Allvater, welcher mit aufgerichtetem Haupte verehrt sein will. Was Dr. Sch. unter Gewissenstheologie versteht, ist aus folgenden Sätzen unschwer zu entnehmen: „Jedes Traditionsprincip hat einen Gesetzescharakter und ist unverträglich mit der Freiheit des Gewissens und der Selbstverantwortlichkeit des evangelischen Geistes." Aber „die Stimme des Gewisses komt vielfach gar nicht mehr zum Worte; die freie Forschung in Schrift und Kirchenlehre ist verdächtigt und gemisbilligt." „Vor keinem Ergebnis zurückzuschrecken, das aus ernster und gewissenhafter Wahrheitserforschung entspringt, ist die erste und heiligste Pflicht des theologischen Lehramts." Also keine Tradition! nichts annehmen, was sich nicht der eigenen, freien Forschung ergibt, sei das Ergebnis auch noch so zurückschreckend, das ist das Gewissen der Theologie, das Gewissen im Glauben. Diese Eingenommenheit für die eigene Forschung geht so weit, daß er den Satz aufstellt: „Nicht die entdeckte Wahrheit reizt zur Forschung, sondern die erst zu entdeckende." Wirklich? So läge das Interesse für die Wahrheit nicht in ihr selbst, ihrer anziehenden, weil lebengebenden Kraft, sondern in der eigenen Forschung und in der Freude eigenen Findens? Wer Luther „nur oberflächlich kent", dem muß es alsobald in die Augen springen, daß wir in Dr. Sch.'s Schriften ein nach Ursprung, Stimmung und Richtung ganz anderes Gewissen vor uns haben, als sich in Luther kund gibt. Bei lezterem war die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang. Sein Auge war auf Gott und sein heiliges Gesetz und auf die eigene Sünde gerichtet; sein Gewissen das Bewußtsein eigener Schuld und des Mangels der göttlichen Gerechtigkeit; nicht das Interesse eigenen Forschens und Findens, nicht das wissenschaftliche, sondern die Not des geängsteten Gewissens, das unauslöschliche Bedürfnis nach Sündenvergebung trieb ihn zum Forschen. Hätte er die seligmachende Wahrheit in der Lehre der römischen Kirche vorgefunden, wie dankbar hätte er sie ergriffen, und sie dann keineswegs, weil ja die entdeckte Wahrheit nicht mehr zum Forschen reizen soll, als Tradition dem Gewissen zum Ruhekissen unterlegt, so wenig als ein gieriger Goldgräber an der von Andern entdeckten Goldmine vorübergeht, sondern mit Herz und Kopf immer tiefer in ihr gegraben. Wie begierig ergriff er die Samenkörner seligmachender Wahrheit, welche ihm durch den Mund und die Schriften Anderer geboten wurden. Aber er gab sich damit nicht blind an die Tradition hin, wenn sie ihm nur Befriedigung seines innern Bedürfnisses versprach. Derselbe Gewissensdrang, welcher ihn

antrieb, Vergebung der Sünden zu suchen, trieb ihn auch, nach sicherer Gewähr für sie zu forschen. Und wo suchte er sie? Nicht in der Wissenschaft, nicht in der „Volkskirche", nicht im Zeitbewußtsein, nicht in eigenen Voraussetzungen, nicht im Vertrauen zu sich selbst — eigene Vernunft wie eigener Wille war ihm zum Fleische geworden — sondern im Worte Gottes, der h. Schrift, welcher er die eigene Vernunft zu ihrer Erleuchtung unterwarf; sein Forschen in ihr geschah in der Furcht Gottes, dessen Licht ihn vor zurückschreckenden Ergebnissen bewahrte. Er war mit einem Wort ein gedemütigter, zerschlagener Geist. Solche „gebrochene Naturen" sind dem ungebrochenen Sinne eines Dr. Strauß verunglückte; nicht auch Hrn. Dr. Sch.? Den Demütigen aber gibt Gott Gnade; den Unmündigen offenbart Er sich. Von all dem, was sich uns als das Gewissen in Luther kund gibt, findet sich in den Programmen und Proklamationen des Dr. Sch. nichts; von dem „Gebete" und der „Versuchung", auch von der rechtverstandenen „Betrachtung" nichts. Seine Gewissenstheologie schrumpft zusammen in den dürftigen Punkt, den man füglich in der Sprache der Welt Ehrenpunkt nennen könte; sich nichts anhängen zu lassen, aller Tradition den Abschied zu geben, nichts zu glauben, zu bekennen, als wovon man sagen kann: es ist dies das voraussetzungslose Resultat meiner eigenen wissenschaftlichen Forschung; ich glaube nichts, als was meinem Ich, meinem ganzen Menschen — und dieser wird wol solchen Wegs der alte sein — zusagt. Das Schenkelsche Gewissen hat es in erster Linie mit dem eigenen Ich, mit der Ehre der eigenen Vernunft zu thun, erst in zweiter Linie, weil jenes die sittliche Bestimmung des Menschen sein soll, mit Gott und seinem Wort in der Schrift. Es ist die reine Verneinung aller Auctorität und Tradition, welche doch in Eph. 4, 5. 13, zwar nicht in äußerlich gesetzlichem 2 Kor. 1, 24, aber in evangelischem Sinne ihre biblische Begründung hat; es hat seine Stärke darin, vor keinem ihr widersprechenden Ergebnis eigenen Forschens zurückzuschrecken; es ist die direkte Verneinung des gedemütigten und zerschlagenen Geistes, denn es steht auf dem Grundsatz: Frei ist der Mann; selbst ist der Mann. Zwischen dem Gewissen eines Luther und dem eines Schenkel besteht derselbe schroffe Gegensatz, wie zwischen Augustinismus und Pelagianismus. Es soll dies kein Urteil sein über sein Inneres, auch nicht über sein Wissen vom Gewissen, wir kennen ihn nur aus dem, was wir von ihm gelesen haben; aber es liegt eine große, schwere Versuchung für Männer der Wissenschaft in dem Ueberwiegen des wissenschaftlichen Interesses, wenn es seinen eigenen Weg geht und für das wissenschaftliche Erkennen die Buße und den Glauben an Gott entbehren zu können meint; selbst wenn das wissenschaftliche Interesse ein theosophisches ist, wie bei Dr. Rothe. Dr. Schenkel steht mit diesem seinem Irrtum und irrigen Gewissen übrigens nicht außer, sondern in seiner Zeit, innerhalb des modernen Bewußtseins und des von Gott abfälligen Zeitgeistes, *dessen Signatur der Verlust des strafenden und verdammenden Gewissens ist.* Das Schuldbewußtsein und Sündergefühl dünkt denen, welche sich auf der Höhe der Zeit dünken, eine Schmach und eine Ertödtung des geistigen Lebens und jeder geistigen Kraft zu sein; aber dessen Verlust ist umgekehrt der geistliche Tod und das Versinken ins Fleisch zum Gericht. „Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch", lautete Gottes Richterspruch vor dem Thatgericht der Sündflut. Es läßt sich daher dem Urteil des Dr. Sch. und des Badischen Oberkirchenraths über das Geschlecht unserer Zeit in Vergleich mit dem der Reformationszeit keineswegs beistimmen. Es fehlte damals viel zum Gehorsam der Wahrheit; aber das Schuldbewußtsein war doch noch vorhanden, und wenn auch der strafenden Stimme des Gewissens aus fleischlicher Rohheit nicht Folge geleistet und das strafende Wort sogar verlacht wurde, so wurde sie doch nicht grundsätzlich verleugnet. Jenes Geschlecht stand mit all seinem Aberglauben, seinen Büßungen und guten Werken, seinen Wallfahrten und seinem Ablaßkauf dem Reiche Gottes näher, als das blasirte Geschlecht dieser Zeit, welches sich wol nach einem Christus seiner Wahl sehnt, aber nicht nach Sühnung und Sündenvergebung. Ferne sei es damit, über die jetzige Christenheit den Stab brechen zu wollen; Gottes Kinder sterben nicht aus; aber das Gewissen ist heutzutage die Firma geworden, unter welcher Stolz und Rechthaberei sich behauptet, und wie vielem, was jetzt Erweckung, christlicher Sinn und Leben heißt, mangelt die Unterlage der Sünden- und Schulderkentnis und der Gottesfurcht. Ein Kind dieser Zeit und ihrer Anschauungen ist Dr. Sch.! mit seiner Theologie, eine schäumende Welle des aufgeregten Stromes, welche am Platzen ist. Das moderne Bewußtsein, sofern es sich von der christlichen Anschauung der Kirche emancipirt hat, ist mit dieser in eine Spannung getreten, welche es seinen Wortführern endlich zur peinlichen Ueberzeugung bringen muß, daß weiteres Zusammengehen mit dem kirchlich-christlichen Bekentnisgewissen- und ehrlose Heuchelei ist, und diese Theologie, welche anfängt das Visir zu öffnen, hat sich zu ihrer Behauptung in Dr. Sch. den Namen „Gewissenstheologie" beigelegt. Gibt er ihr aber diesen Namen auch nur mit dieser Wendung mit Recht? Sollte er nicht einsehen, daß zwischen den beiderseitigen Gewissen ein Gegensatz ist, daß die Reformation nicht aus dem Sch.'schen Interesse freier Forschung hervorgegangen ist! Warum deckt er sich noch immer mit dem Namen der Reformation durch Luther? Es ist ein bedeutsames Zeichen des immer offener auftretenden Abfalls und zugleich des blendenden Scheines, mit dem er sich zur Versuchung und Verführung der Massen umgibt!

Wenn Dr. Sch. seine Theologie für das Ergebnis eines auf dem Gewissensgrundsatze ruhenden freien wissenschaftlichen Forschens ausgibt, so ist zu bemerken, daß es zu solchen Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung nicht bedarf. Sie ist wirklich die des freien „Gemeindebewußtseins", nämlich der Sch.'schen Gemeinde, von A — Z. Sie ist in gewissem Sinne Gewissenstheologie, nämlich Ausgeburt und Gepräge eines gestrandeten irren Gewissens. Beleg hiefür wird das Folgende geben.

Wir kommen zuerst auf die Lehre vom Werke Christi. Da dem modernen Gewissen und seinem Wortführer Dr. Sch. di

kirchliche Vorstellung eines sühnenden Strafleidens Christi eine veraltete und widrige ist, daß es sich in der Entgegenstellung des Werkes Christi als „sittliche That" „sittlicher Lebensbewährung" gefällt, wen mag dies wundern! Wundern kann nur, wie Dr. Sch. in beiden „zwei ganz entgegengesetzte Vorstellungskreise" Luthers finden kann; wie er in Luther nicht allein Angesichts seiner Originalität und Genialität, sondern seiner kirchlichen Stellung wie seiner Tiefe und Klarheit evangelischer Erkentnis, einen solchen unglücklich halbirten, in katholischen und „sich durchkreuzenden" Vorstellungen hängen gebliebenen Menschen erkennen mag? Soll das Geschichtsbetrachtung sein — wie kommen wir zur Geschichte! wie zur Person des Erlösers? sie wird ein ewig ungelöstes Problem bleiben. Eine Geschichtsbetrachtung, welche das Wunder leugnet, und unter „geschichtlicher Verständlichkeit" nur das begreift, was sich nach dem Naturgesetz nur messen läßt, sieht in den Ersten der Menschheit nur verkommene Gestalten. Von der Tiefe und Einheit des Geistes in Luther hat Dr. Sch. keine Ahnung. Wird er sich nicht allererst in Luthers Schriften vertiefen mit einem Herzen und Gewissen wie dieser selbst, so wird er ihn nicht begreifen, ob er auch die Erlanger Ausgabe noch ein- und abermals völlig durcharbeiten wird; seine Excerpte werden stets disjecta membra poetae bleiben und sich nie zur Einheit zusammenschließen. Du gleichst dem Geist, den du begreifst, und du begreift den, dem du gleichst — wird sich auch an ihm erweisen.

Gleicherweise verhält es sich mit seiner Auffassung der Person Christi, welche er für das große Problem der Weltgeschichte erklärt, an dessen Lösung er sich in seinem „Charakterbild Jesu" versucht hat. Auch sie ist eben recht für das Sch.'sche Gewissen. Fällt für dieses die kirchliche Lehre von dem sühnenden Strafleiden Christi, weil es dessen nicht bedarf, so schwindet auch das Interesse für die Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, sie ist auf den Abbruch feil; denn wozu eine Versöhnung durch Gott selbst, wenn es sich bei ihr nur um eine sittliche That, eine sittliche Lebensbewährung handelt, welche überdies die Sündlosigkeit nicht in sich schließen muß? Ja dem emancipirten Gewissen, welches sich so frei und stolz fühlt, muß gerade die höchste und tiefste ethische That Gottes, die Erniedrigung und Beschränkung des Sohnes Gottes in seiner Menschwerdung ein Aergernis und ein Geruch des Todes sein.

Werfen wir schließlich einen Blick auf die Sch.'sche Kirche. „In der evangelischen Volkskirche, so sagt er uns, fällt der kirchliche Schwerpunkt nicht mehr in die Lehre, sondern in das Leben; deshalb kann eine Lehrform nicht mehr ausschließliche Geltung in ihr beanspruchen;" was bei der Sch.'schen Gewissenfreiheit wol begreiflich ist. Damit aber fällt der von Christus und den Aposteln gelegte Grund der Lehre (Matth. 16, 16—18. Eph. 2, 20 ff.). Das Bekentnis, wofür die Reformations-Zeit Gut und Leben einsetzte, wird den theologischen Parteien zu beliebigem Wettkampf überlassen. Eine Kirche ohne einen Glauben, zu dem alle hinzustreben haben Eph. 4, 5, 13. An ihrer Statt die „Volkskirche;" statt des einen Geistes Christi (Eph. 4, 4.) das auf

dem Gewissensgrundsatze ruhende freie evangelische „Gemeindebewußtsein," oder, da der Protestantismus nach Sch.'s Anschauung immer im Werden und noch in den ersten Anfängen begriffen ist, die Badische und sonstige freigemeindliche Fortschrittspartei — der von Luther verpönte Herr Omnes, da Jeder mit Wegwerfung des bisherigen Glaubensgrundes sich seinen Glauben selbst macht und darin den Trost eines guten Gewissens vor Gott hat. Daß sich mit solchem Gewissensgrundsatze die göttliche Stiftung des Predigtamtes nicht verträgt und für Dr. Sch., auch unter Voraussetzung des Gewissensgrundsatzes, der Nachweis aus Matth. 28, 16, 20. Mark. 16, 14, 15 keine Evidenz haben wird, ist selbstverständlich. Wie aber wird es dem genannten Herrn Omnes, ganz und frei auf die eigene Forschung angewiesen, bei dem Mangel an Zeit, wissenschaftlicher Vorbildung und Mitteln gehen? Nun, das eben ist der Vorteil der von Dr. Sch. so energisch empfohlenen Theologie, daß sie, wie sich gezeigt hat, unbeeinträchtigt von der Forschung in der h. Schrift, eben Gewissenstheologie ist, mit eben den Ergebnissen, welche sich auf dem Standpunkte des Sch.'schen Gewissens so und nicht anders erwarten lassen, und daß der Aufwand wissenschaftlicher Forschung gelehrte Zuthat ist, deren der Laie füglich entrathen und sich seine christliche Ueberzeugung nach seinem individuellen Gewissen zuschneiden kann.

Diesem auf dem Gewissensgrundsatze ruhenden freien evangelischen Gemeindebewußtsem hat denn auch der neue Badische Oberkirchenrath in seinem Verweise an die Unterzeichner des Protestes gegen Dr. Sch. bereitwillig seine Approbation erteilt. Nur seine amtliche Stellung und die zu den Ergebnissen der Sch.'schen Forschung ist im Unklaren. In wessen Diensten steht der Badische Oberkirchenrath? Diese Frage will eine schlichte Antwort, und sie kann für einen unbefangenen Beurteiler nicht zweifelhaft sein. In wessen Diensten steht der Oberkirchenrath? Offenbar nicht in denen der Wissenschaft, vollends nicht in dem heutigen, schrankenlosen Sinne; er ist kein Oberstudienrath, kein akademischer Senat. Er gesteht dies in seinem Erlasse vom 17. Aug. selbst ein: „Wir als die oberste evangelische Kirchenbehörde, sind kein wissenschaftlicher Gerichtshof." In wessen Diensten steht er denn, und wessen Interessen hat er pflichtgemäß zu vertreten? Das sagt sein Name Oberkirchenrath. Was aber ist die Kirche? Sie ist kein Schiff, in welchem das christliche Volk, etwa unter Anführung der HH. Rothe und Schenkel auf theologische Entdeckungen ausfährt; noch auch ein Luftballon, in welchem es ins Blaue aufsteigt, um mit Ideen und Vernunftgebilden, etwa auch mit den Geistern, die in der Luft herschen Eph. 6, 12, Bekantschaft zu machen. Die Kirche ist vielmehr von festem Gusse, auf festem historischen Boden (Matth. 16, 18), gegründet auf festes Wort (Petri 1, 19), auf festen historischen Thatsachen (vgl 1 Kor. 15, 1 ff), auf gewisser Lebenserfahrung in Kraft des einen Geistes Christi; speciell als evangelische Kirche gestellt auf die klaren Bekentnisse der Reformationszeit, worauf auch die Badische Landeskirche gestellt und der Oberkirchenrath verpflichtet ist. Unter diesen und keinen andern Voraussetzungen ist das christliche Volk in die Kirche eingetreten. Ebenso unzweifelhaft ist, daß das

Predigerseminar, dessen Vorstand Dr. Sch. ist, kirchliche Anstalt ist, denn man predigt in der Kirche, nicht in der Aula noch auf dem Studirzimmer. Wie kann nun der Badische Oberkirchenrath in den Diensten dieser Kirche dem Schalten eines Mannes, welcher den Grund der Kirche materiell und formell umstößt, welcher offen erklärt, der Protestantismus könne unmöglich aus den Bekentnisschriften nach seinem wahren Wesen erkant werden, innerhalb der Kirche selbst stillschweigend zusehen, oder gar den in ihr geordneten Hirten gegenteils seine ernstliche Misbilligung aussprechen? Noch mehr. Die Kirche ist keine menschliche Institution, sie ist Christi. Glaubt der Badische Oberkirchenrath, daß Christus in seiner Kirche gegenwärtig ist und wandelt (Offb. 2, 1. Matth. 28, 18), nicht geist- oder gespensterweise (Luk. 24, 38. 39), wie die Theologie von Schl. und Sch. annimmt, sondern persönlich, und glaubt er, in den persönlichen Diensten dieses lebendigen Herrn (Offb. 1, 18) zu stehen — wie mag er, eine von Ihm persönlich mit dem Oberhirtenamte in Baden betraute Behörde (und in dieser Eigenschaft erkent ihn der Verfasser unter Christo an), die Person und die leibhaftige Existenz seines Herrn in Zweifel ziehen lassen? oder wie kann die Kirche sich überhaupt zu Christo, nicht als zu einem Religionsstifter, sondern als zu ihrem lebendigen Herrn und Haupte bekennen, wenn ihr seine Person eine unklare und ungewisse ist?

Fragt sich nun aber, wie sich damit das in der Natur gegründete Recht der Forschung und der Wissenschaft vereinigen lasse? so ist die Antwort die. Ein Oberkirchenrath, welcher im Dienste der Kirche steht, und dessen beschworene Pflicht die Vertretung ihrer Interessen ist, kann innerhalb ihrer nur einer solchen Wissenschaft Anerkennung zu Teil werden lassen, welche auf ihrem Grunde steht, will er anders nicht die Kirche und sich selbst aufgeben; das Gegenteil wird keine Logik beweisen. Oder sollte die Wissenschaft über Christus stehen! Ueber zwei Fragen hat sich unsere Zeit zu bestinnen: was ist aus der Wissenschaft geworden? und was ist sie? Die erste Frage betreffend ist nicht zu verkennen, daß sie im Wahne unserer Zeit zu einer selbständigen hehren Macht über den Menschen, einer Art Gottheit in der Schwebe zwischen Idee und Person geworden ist, welche als souverän und unantastbar zu respectiren sei; wovon sich auch in dem Erlaß des Oberkirchenraths ein Widerschein findet, wenn derselbe sich die Vollmacht, über eine theologische Lehrweise zu richten, selbst abspricht und erklärt: „Das allein competente Gericht sei das der theologischen Wissenschaft." Wie ein solcher Wahn sich bilden und ausbreiten konnte, ist in einer Zeit des sich emancipirenden, selbstvergötternden Menschengeistes, in einer Zeit, in welcher der Pantheismus wieder umschlägt in das Heidentum, in den Cultus der Götter und Heroen (deren Vertreter aber darum „nicht etwa schlechtere Christen sind" als vor 300 Jahren?) unschwer zu begreifen. Wie dort in Ephesus etliche die ganze Stadt aufregten durch ihr Geschrei: Groß ist die Diana der Epheser! wiewol die Meisten nicht wußten, was und wozu, auch die Diana selbst in Wahrheit nicht existirte; so ist es auch bei einem vernunftrunkenen Geschlechte keine schwere Sache, di Wissenschaft, welche ja schon einmal als Minerva auf Erde florirte, auf den Thron zu erheben, und ihr nicht blos in eine Person wie zur Zeit der französischen Revolution, sondern i einer Menge von Heroen ihren Cultus darzubringen. Diesen Wahn hat denn auch die Hegelsche Philosophie gute Dienst geleistet. Sie ist zwar in rapidem Verlauf, Dank ihre Jüngern, der Verwesung verfallen, hat aber doch eine Idee al fruchtbares Samenkorn hinter sich gelassen, die einer voraus setzunglosen Wissenschaft, einer Wissenschaft an sich. Was e jedoch mit einem solchen Anspruch auf sich habe, ist an ihr selb zu Tage gekommen. Aus Nichts wird nichts, erinnert sich de Verfasser von Strauß in seiner ersten Vorlesung über Hegelsch Logik und Metaphysik selbst gehört zu haben; darum könne da Nichts nicht zum Ausgang der Philosophie dienen. Etwas Brauch bares sollte jedoch in dem Nichts enthalten sein, das reine, be stimmungslose Sein. Mit solchen Luftstreichen hat die Hegelsch Philosophie ihr Spiel getrieben, und, wie sie mit dem reinen Sei begann, mit seiner Kehrseite, mit nichts aufgehört. Aus Nicht wird nichts. Das war das Resultat dieser pompösen Wissen schaft. Die Position des reinen Seins an der Spitze der Philo sophie war jedoch zugleich die Negation des lebendigen Gotte und hatte ihren Grund in dem eigenen Mangel Hegels am leben digen Gott. Aus todten Wurzeln konte nichts Lebensvolle sprießen, und ein Philosoph ohne Leben mit abstrakten Begriffe statt des lebendigen Gottes konte Bücher schreiben und sein dialektischen Künste produciren, aber die Wahrheit nicht finden Eine voraussetzungslose Wissenschaft, eine Wissenschaft der Men schen über den Menschen gibt es so wenig als ein reines Sein sondern nur eine Wissenschaft in den Individuen. Jeder ha seine Voraussetzungen in sich selbst; er muß etwas setzen, den aus Nichts wird nichts, und er kann nur setzen je nachdem e hat, nicht nachdem er nicht hat. Ein des Lebens aus Gott barer Mensch wie Strauß hat zur Voraussetzung, daß es keinen Gott un keine Offenbarung Gottes, kein Wunder gebe; damit ist all Erkentnis Gottes und der Wahrheit, die Er selbst ist, die Wurz abgeschnitten. Alle Voraussetzungen aber weisen zurück in da Gewissen, wie sich oben an Dr. Sch. gezeigt hat. Aus seine verkehrten Kundgebungen über das Gewissen quillt seine ganz theologische Lehrweise. Jene soll der Badische Oberkirchenra ohne Gefahr eines Gewissensgerichts richten, und nicht das G richt der Wissenschaft für das allein competente ausgeben. E soll das Gewissen der Reformation nicht durch Dr. Sch. v den künftigen Predigern verkehren lassen; das fordert die Gerec tigkeit gegen die Geschichte, gegen die Kirche. „Der geistlich richtet alles; der natürliche Mensch aber vernimt nicht vom Geiste Gottes, denn es will geistlich gerichtet sein," sagt d Schrift 1 Kor. 2, 14. 15. Joh. 3, 6. 10. Das soll er fe halten, und nicht mit Verschweigung oder Verkennung dies Wahrheit den Satz aussprechen: „mit den unendlich vermehrt

und vervollkommneten wissenschaftlichen Mitteln müsse die heutige Theologie im Stande sein, ihren großen und heiligen Gegenstand richtiger zu erfassen." Es ist ein ungeheurer Irrtum zu behaupten: „Diese Freiheit der Forschung und der Lehre (wie sie Dr. Sch. anspricht) haben die Reformatoren, von ihrem Gewissen gedrungen, sich selbst herausgenommen." Wie stimt das mit ihrem Verhalten gegen abweichende Lehre? wie mit ihrer Lehre vom Falle des Menschen und dem Unvermögen der eigenen Vernunft? Und wenn der Oberkirchenrath den Ruf wider die Irrlehre innerhalb der Kirche verpönt, richtet er nicht damit die Apostel selbst? Die künftigen Geistlichen, sagt er, sollen einen Einblick bekommen in die Bedenken und Zweifel der Zeitgenossen, damit sie sich in solchem Labyrinth zurecht zu finden wissen. Werden sie das an der Hand eines solchen, welcher selbst den Weg aus dem Labyrinth nicht gefunden hat? Wer gibt der Jugend einen Schwimmlehrer, welcher im Wasser vom Strome fortgerissen wird oder untersinkt wie Blei? wer wirft sie dem im Strudel Untergesunkenen nach? — Das sind einfache Antworten auf einfache Fragen. Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, aber sie suchen viele Künste.

Die Vorgänge in Baden haben übrigens den Verfasser keineswegs überrascht; er sieht in ihnen nur eine Bestätigung dessen was er der Badischen Landeskirche längst und in bessern Tagen prophezeit hat: jeder Anlauf zum Bessern wird einen Rückschlag zur Folge haben. Der Grund liegt in ihrer grundlosen Stellung. Die evangelische Kirche ist gegründet auf den Glauben an die eine ungeteilte Wahrheit, auf den Glauben, daß die Wahrheit nur eine und eine unteilbare sei, daß sich aus ihr kein Glied herausnehmen lasse. Die Badische Landeskirche hat zwar in ihrer Unionsurkunde die Bekentnisse der Reformationszeit als Unterlagen beibehalten, ihren Grund aber aufgegeben. Sie hat aus dem Organismus der Wahrheit, welche ein Centrum hat, die Offenbarung Gottes im Fleische, oder, mit der Schrift zu reden, einen Teil unsers „allerheiligsten Glaubens" (es sei an die Lehre vom Sacrament des Abendmahls erinnert) abgetrennt und als indifferent hingestellt; sie hat, indem sie entgegenstehende Lehren als gleichberechtigt neben einander stellte, dem Bekentnis der einen Wahrheit des einen Glaubens entsagt; noch mehr: durch die Consensusunion ist die öffentliche kirchliche Verkündigung der Wahrheit vom heil. Abendmahl als solcher verwehrt — und das ist ein Bann in ihr. Sie ist eine Stadt, welche zwar wol die alten Mauern noch um sich hat, aber sie sind gespalten und der Grund unterwühlt; die Unionsurkunde selbst hat Bresche in sie geschossen. Durch diese Spalten dringt nun Dr. Sch. als Marschall Vorwärts ein, hinter ihm der Generalstab, und wie werden die nachrückenden Truppen sein! Die Union hat nach dem damaligen Stande des Gemeindebewußtseins gewisse Artikel für indifferent und verschiedene Auffassungen für gleichberechtigt erklärt; nun komt Dr. Sch. und der Oberkirchenrath, und erklären, das fortgeschrittene Gemeindebewußtsein habe mit den „unendlich vermehrten und vervollkommneten wissenschaftlichen Mitteln" nun auch die alte Lehrweise von der Person Christi für veraltet und verschiedene Auffassungen seiner Person für berechtigt erkant, u. s. f. Was sollen nun die alten Mauern der Bekentnisse? Ein Recht solcher Aufstellung hat Dr. Sch. und der Oberkirchenrath allerdings nicht; so lange die Mauern stehen, geht der Weg durch die Thore, so lange die Bekentnisschriften in die Unionsurkunde aufgenommen sind, bilden sie eine gesetzliche Schranke; aber die Consequenz haben jene für sich und von anzustrebender Reform können sie reden. Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Von allen Machereien gibt es keine jämmerlichere und verzweifeltere, als die Consensus-Unions-Macherei. Gibts keine Einigkeit des Geistes, kein Band des Friedens (Eph. 4, 3) als eine papierne Unionsurkunde mit landesherrlichem Siegel? Die Badische Landeskirche wird Anlauf nehmen und anlaufen; die Getreuen in ihr werden nicht wissen was gilt, bis dieser Bann vor dem Herrn, die Consensus-Union, abgethan ist.

Der Herr thue Barmherzigkeit an Baden, und lasse über alle, die an seiner Kirche ein Amt haben, das Licht seiner Erkentnis aufgehen, daß sie, frei von dem Phantom einer entleerten Wissenschaft, die Ehre bei Gott, welche der Kirche wie des Staates und Thrones Heil ist, höher achten als die Ehre bei Menschen, und nach dem Vorbilde Melanchthons den gläubigen Christen höher als den Humanisten. Denen aber, die seinen Namen bekennen, sei er ihr Schild und ihr sehr großer Lohn!

O. Wbg. E.

Hohe Wissenschaft in der Welt und redliche Kaufmannschaft um den Erwerb der „kostbaren Perle".

Carl Ritter, ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß, dargestellt von G. Kramer, Director der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Erster Teil nebst einem Bildnis Ritters. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1864.

Ein Buch zum Zeugnis der Verheißung, daß der Herr es den Aufrichtigen gelingen läßt, Sprüchw. 2, 7; wir haben in diesem ersten Bande freilich nur die Anbahnung dieses Gelingens, das volle Zeugnis wird uns erst der zweite Band bringen, und wir bedauern darum die in der Vorrede mitgeteilte Nachricht, daß „bei der karg zugemessenen Muße die Vollendung des Werkes auf längere Zeit hinausgeschoben werden müsse", wollen aber doch den lieben Verf. an dieser Stelle um möglichste Beschleunigung bittend angegangen haben. Aber auch so in dieser Halb-

Vollendung des Buches, die uns die allmälige Einkehr nach dem inwendigen Menschen zeigt, bringt es des Belehrenden und Ansprechenden gar Viel, und wenn wir von dem reichen Leben auch nur dieses erste Dritteil vor uns haben, so wächst aus demselben die uns wolthuende Zuversicht heraus: einer so redlichen Sele muß geholfen werden. Der Verf. hat Erfahrung auf dem christlichen Lebensgebiete, und er hat mit gewissenhafter Sorge und richtiger Reihenfolge sein Material zusammengestellt, aber ein schärferes Sichten hätten wir an mancher Stelle und für das Ganze eine kürzer geschürzte Darstellung gewünscht, schon aus dem einen Grunde, weil das Buch dann der Laienwelt, der dadurch ein unvergleichlicher Dienst geleistet würde, zu sehen, wie ein großer Gelehrter, der Vater der wissenschaftlichen Erdkunde, nach Matth. 15, 45, zum Kaufmanne wird, der gute Perlen sucht, und da er eine köstliche fand, hinging und Alles verkaufte, was er hatte, und sie kaufte, zugänglicher geworden wäre. Dem ungläubigen Geschlecht unserer modernen Halbbildung, will ja, leider Gottes! imponirt sein! sie müssen Respect haben, wenn sie glauben sollen; sie haben sich in der Ansicht verrant, daß Glauben etwas Dummes sei, es muß ihnen gezeigt werden, daß Unglauben Dummheit und Glauben die höchste Klugheit ist, und das kann es nicht schöner sehen und das kann ihm nicht schlagender gezeigt werden als hier, wo ein Humboldt oder Grimm auf dem Gebiete der Erdkunde sich durch den heiligen Geist 2 Kor. 10, 5 die Anschläge und alle Höhen verstören läßt, die sich erhebt wider das Erkentnis Gottes und sein Glaube in der Unterschrift ruhet, die unter das Bildnis vorn im Buche gesezt ist: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündiget seiner Hände Werke." Wir müssen hier unser schon oft ausgesprochenes Bedauern wiederholen, daß von unserer gründlichen Gelehrsamkeit der Basis des Volkes so selten Etwas in die Breite zu Gute komt und wie sehr wir den Engländern gegenüber hier im Nachteil sind.

Doch wenden wir uns dem Buche zu, dessen vorliegender erster Band, das Leben Karl Ritters nach den sieben Ruhepunkten desselben an uns vorübergehen läßt, und diese sind: Quedlinburg, Schnepfenthal, Halle, Frankfurt a. M., Genf, Italien, Göttingen und nochmal Frankfurt a. M. Wir bemerken bei dem ersten Ortsnamen nur, um bei dem zweiten länger verweilen zu können, daß Karl Ritter am 7. August 1779 daselbst geboren ward, aber schon am 16. Juni 1784 seinen Vater, geschickten Leibarzt bei der Aebtissin des reichsunmittelbaren Stifts, durch den Typhus verlor, daß beide Aeltern als von Natur edel angelegte Persönlichkeiten durch Wort und That uns gezeigt werden, so daß die vermögenslose Witwe bei dem traurigen Vorgange mit ihren sechs unmündigen Kindern der Gegenstand des allgemeinen Mitleids ward. Die Nachrichten über die Mutter sind ausführlicher als über den Vater; wenn von dem erstern seine Geschicklichkeit in seinem Berufe, seine Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, und daß er einem boshaften verläumderischen Collegen nicht Böses mit Bösem vergalt, gerühmt wird, so erscheint die Mutter auch religiös und gottergeben nach der Weise jener

Zeit, die nur eine „aufgeklärte Frömmigkeit" schäzte, deren Lieblingslieder Gellerts: „Nach einer Prüfung kurzer Tage" und: „Meine Lebenszeit verstreicht" waren und der ihnen entsprechende Glaube sich auf den Glauben an die göttliche Vorsehung beschränkte. Aber auch dieser Glaube trug seinen Segen und sollte nicht zu Schanden werden. Eben hatte Salzmann nach seiner Trennung von dem Philanthropin in Dessau die Gebäude zu seiner Erziehungsanstalt in Schnepfenthal aufgerichtet, aber sie standen noch leer, als die Nachricht von dem zu Quedlinburg erfolgten Tode von Karl R.'s Vater zu seinen Ohren drang, und da er sich entschlossen hatte, als ersten Zögling einen Knaben, der noch nicht das sechste Jahr überschritten und nicht unbegabt sei, unentgeltlich in seine Anstalt aufzunehmen, sandte er zwei seiner Freunde hin nach Quedlinburg, um zu erforschen, ob unter den sechs Kindern, fünf Söhnen und einer Tochter, nicht ein Knabe sei, der seinen Wünschen entspräche; die Abgesandten fanden der Mutter Liebling, den kleinen Karl, geeignet, und als die Mutter, nach langem, schwerem Kampfe das Kind von sich zu geben, eingewilligt hatte und sich später selbst auf die Reise begab, ihren Liebling an die Anstalt abzuliefern, wobei ein vier Jahr älterer Bruder sie begleitete, fanden die Reisenden und der sie aufnehmende Professor Salzmann solches Wolgefallen an einander, daß dieser auch den älteren Bruder bei sich behielt, „um aus ihnen beiden gute Menschen zu bilden." Ein Herr von Puttkammer, ein Freund Salzmanns, der in Egeln lebte, scheint den ersten Anstoß zu diesem Werke der Menschenfreundlichkeit und Barmherzigkeit gegeben und noch Anderes vermittelt zu haben, es liegen Briefe der Mutter vor, worin sie in rührender Weise ihm ihren Dank bezeugt. Später bewährte sich der Glaube an die göttliche Vorsehung in noch anderer Weise; der auch als pädagogischer Schriftsteller, Schulinspektor und zulezt als Consistorialrath zu Halberstadt bekante Heinrich Gottlieb Zerrenner Witwer geworden und Vater von vier mutterlosen Kindern, erwählte sich die Ritter'sche Witwe zur Lebensgefährtin für den Rest seiner Lebenstage und hat nie diesen Entschluß zu bereuen gehabt; denn diesen Stiefkindern, wie den in der zweiten Ehe mit Zerrenner gebornen war sie eine gleich treue Mutter und als sie früh, erst 47 Jahr alt, in der Neujahrsnacht 1800 verstarb, war der Schmerz unter den Kindern aus drei Ehen gleich groß und das spätere gute Verhältnis zwischen den Ritterschen Kindern und ihrem Stiefvater Zerrenner, das sich unter allen Schicksalen bewährte, ist auf das Verdienst dieser Mutter zu großen Teile zurückzuführen.

Wir sind also in Schnepfenthal und was darüber das Buch bringt, leistet einen historischen Dienst; wir lernen den Geist der Anstalt in ihrer ersten Blüte, von ihrer besten Seite kennen, und zwar durch Vermittelung von Guts-Muths, der bis dahin in dem Ritterschen Hause zu Quedlinburg dem Vater bei der Erziehung und Unterweisung der Kinder an die Hand gegangen, mit den beiden genanten Knaben zugleich nach Schnepfenthal übersiedelte und dort Lehrer ward; er berichtet regelmäßig und ausführlich der Mutter über Gedeihen, Fortschritt und mu

maßliche Zukunft ihrer Söhne. Der Verf. sezt das Wesen des Schnepfenthaler Philanthropinismus zunächst in die Naturgemäßheit, darum bei ihnen schon unser jetziges Turnen, aber ohne die demokratische und wühlerische Beilage unserer Zeit, und dann in die Aufklärung, die den eingebornen Sohn und den heiligen Geist bei Seite läßt und nur den allliebenden Vater und allwaltenden Gott mit seiner Vorsehung anbetet. Er bemerkt dazu, daß man in der langen Reihe Bände der Salzmannschen Schriften die Worte Sünde, Gnade, Erlösung, Heiligung vergeblich suchen würde und verkent diesen ungeheuerlichen Mangel so wenig, wie den der Geringschätzung und Vernachlässigung der klassischen Bildung (welche R. schwer hat büßen und die er nur mit Hülfe seiner gewaltigen Energie hat wieder einbringen können), er urteilt aber über Alles mit Glimpf und wir müssen bekennen, daß sein Wort und das, was wir aus dem Buche über das Schnepfenthaler Leben, von dem Familienartigen des Instituts, der Begabung des treuherzigen, wenn auch etwas platten Salzmann, mit Kindern umzugehen, der treuen Liebe zu seinen Zöglingen und der Anhänglichkeit, welche leztere, auch unser R., dem noch auf dem Sterbebette ein Gruß aus Schnepfenthal ein freundliches Lächeln auf das Angesicht brachte, bis ans Ende bewahrten, hören, auch unser Urteil gemildert hat. Denn für unsere Person und Lebenserfahrung haben wir keine Ursache, den Philanthropinismus mit liebendem Auge anzusehen. Unsere Kindheit hat eine Art Wegscheide in Ton und Material der alten Erziehungsweise mit ihrer Gottesfurcht, Zucht und Strenge, wo kein Widerspruch gegen den Willen der Aeltern gestattet war, und der modernen Erziehungsweise und der Liebe, die leider nur sich selbst nicht kante, wo jede Anwendung der Zucht als eine verderbliche Schleuse erschien, die das Ausströmen des Genies hinderte und man vermittelst dieser Erziehung und Weckung aus jedem Menschenkinde ein Prachtexemplar von Menschen herausbilden zu können vermeinte, als wenn man aus jedem Hufeisen Rasirmesser schmieden könte, erlebt. So lange unsere Großmutter lebte, eine energische Frau, die durch die Drangsale des siebenjährigen Krieges, wo sie mit unmündigen Kindern einem weitläuftigen Hauswesen allein hatte vorstehen müssen, weil der Großvater, um nicht als Geißel von den Franzosen fortgeschleppt zu werden, viel auf der Flucht gelebt hatte, gestählt war und in Gott ihre Stärke gefunden hatte und die als fleißigste Beterin in unserer Erinnerung fortlebt, wurde uns gelehrt, es sei böse in der Welt, und Kinder seien von Natur böse, das Lernen sei schwer, man müsse aber viel lernen, um in der Welt sein Fortkommen zu finden, drum müsse gebetet und gearbeitet werden. Es radicirte diese Anschauung der Großmutter nicht mehr in der lebendigen Wurzel Jesu Christi, aber es ist ja dieses eine Seite der Gnade dessen, der Wunderbar heißt, daß diese noch fortwirkt, wenn auch der Name dessen, der sie wirkt, bereits ein unbekanter und todter geworden ist. Unsere Mutter neigte mehr zum Vater, der durchaus der modernen Zeit angehörte, aber in alter kindlicher Ehrfurcht beugte sie sich vor ihrer Mutter und der Vater, den wir früh verloren, dem seine juristischen Fachgenossen uns unermüdlich seine brillante Feder rühmten, was begreiflich ist, da unter seinem Büchernachlaß die ersten und ältesten Ausgaben von Göthes und Schillers hervorragendsten Geistesprodukten sich fanden, die dazu sehr abgegriffen und verlesen waren, wagte nicht direct gegen die Großmutter aufzutreten und verlangte nur, daß wir Kinder ihn Du nennen sollten, was er auch erlangte; aber noch entschiedener setzte die Großmutter durch, daß wir die Mutter Sie nennen mußten. Wir entsinnen uns keines Conflikts in unserm Kindesbewußtsein wegen dieser verschiedenen Benennung, wol aber, als beide Aeltern todt waren, hat es bis in die späteste Zeit uns allezeit angeheimelt, wenn wir in einer Familie bekant wurden, wo Kinder ihre Aeltern noch Sie nanten. Nach der Großmutter Tode und durch Zuzug von Verwandten in unsere nächste Nähe, die in Erziehung „auf der Höhe der Zeit standen" und die uns „altmodig" erzogenen Kinder so über die Schultern ansahen, daß wir uns schämten, wurden wir in die Welt von Campe eingeführt und überreich mit Salzmann gefüttert, als wenn wir das Versäumte nachholen sollten; und wenn das auf der einen Seite dem natürlichen Menschen behagte, so sind uns doch noch Zweifel aus der Erinnerung gegenwärtig, ob es wol mit dem Lernen und Leben in jenen Büchern seine volle Richtigkeit habe, denn das Lernen kam uns gar zu leicht und das Leben allzu plärirlich vor, als daß es hätte Wahrheit haben können und alles schien uns anfangs abgeblaßt gegen die lebendigen Farben, in welchen die Großmutter von der argen, drangsalsvollen Welt erzählt hatte. Aber wie kann ein Kind der Woge der Zeit widerstehen? Der Philanthropinismus siegte vorübergehend, aber auf dem Gymnasio, wo der Direktor keine andere Bildungselemente als die Klassiker und was sich im Deutschen ihnen anschloß, schätzte, ward der seichten Philanthropen nur mit Wegwerfung gedacht und als uns die göttliche Gnade die Augen über unsern inwendigen Menschen öffnete und zur Erkentnis Jesu Christi brachte, wie konte da seine Ahnungslosigkeit der argen Gedanken, die aus dem Herzen kommen und die blöden Augen für das Heil des verlornen und verdammten Menschen nur einige Gnade finden? wogegen um dieselbe Zeit die altmodige Pflege unserer ersten Kindheit den Weg zu unserm Heilande uns leichter finden ließ. Wir sind darum dem Buche verpflichtet für seine Belehrung, wodurch unser Urteil gemildert ist und finden in der Schnepfenthaler Partie desselben manches so zu sagen menschlich Liebenswürdige, wenn es auch an Bedenklichkeiten und Sonderbarkeiten nicht fehlt, z. B., daß für gute Arbeiten Billets ausgegeben wurden, die der Zögling sammelte, auf Verlangen vorzeigte und als einen Vorrath von Tugenden aufbewahrte; worin doch eine gefährliche Auffütterung des Ehrgeizes liegt, wenn auch nicht ganz so schlimm wie in der eben untergehenden Karlsschule zu Stuttgart, wo Ehrgeiz der ausschließliche Hebel war, den man anlegte, um den Geist in die Höhe zu winden. Oder wenn die Kinder angehalten wurden, um sie für das praktische Leben vorzubilden, mit Spielgeräth und Schreibutensilien unter einander Handel zu treiben, was mit dem alten Hannöverschen Katechismus Verwandtschaft hat, der ausdrücklich lehrt, daß man sich selbst

lieben soll. Am wenigsten hat es uns gefallen, daß zum Briefschreiben an Aeltern und Angehörige nur der Sontag Vormittag ausgesetzt war.

Nach den Berichten von Guts-Muths an die Mutter sieht man „Karlchen" leiblich gedeihen und geistig aufblühen; er ist anfangs das „Schmeichelkätzchen," furchtsam und ängstlich, aber bald wird er ein kräftiger Knabe, der rasch in die Höhe schießt und in dem sich früh das Talent für Erdkunde regt und der sich durch sein Geschick Karten zu zeichnen hervorthut; als die Zeit komt, wo er sich für ein Fach entscheiden soll, muß man es natürlich finden, da Schnepfenthal mit seinen Lehrern und Schülern seine Welt ist, daß er sich entschließt ein Lehrer zu werden, und studiren will. Wenn Guts-Muths diesen Entschluß billigt, so wird Professor Salzmann aufgebracht darüber, weil er Karl die Geisteskräfte dazu gänzlich abspricht und auf einen Maler und Kupferstecher besteht, aber ersterer behauptet entschieden das Gegenteil, die Aeltern stimmen zu und der Professor gibt nach; und als die Mittel zum Studiren in Frage kamen, schreibt der Stiefvater Zerrenner fromm und väterlich: „Willst Du also Theologie und beiher Pädagogik studiren, wohlan, so thue es in Gottes Namen und wir wollen der Vorsehung, die unsere redlichen Absichten kent, vertrauen, daß sie uns die Mittel verschaffen wird, Dich bei Deinem Vorhaben zu unterstützen. Ich denke immer, daß Deine Kentnisse von Geographie, Naturgeschichte, Sprachen, Zeichnen, Gymnastik u. s. w. Dir einmal als Jugendlehrer oder Führer junger Leute nicht nur zur Empfehlung dienen, sondern auch sehr nützlich sein werden. „Die göttliche Vorsehung sah segnend und helfend auf diesen Entschluß herab; es kam ein Condidat Brescelius aus Frankfurt nach Schnepfenthal, um sich mit der dortigen Erziehungsmethode bekant zu machen, an diesen schloß sich Karl R. wie an einen älteren Freund liebend an, und als später mehrere Kaufmansfamilien von dort aus Furcht vor den Franzosen nach Gotha flüchteten und mit diesem auch Brescelius mit seinem Zöglinge, vermittelte letzterer die Bekantschaft K. R.'s mit dem Banquier Hollweg, welcher seine Kinder von Gotha abholte und dieser fand so viel Wolgefallen an dem sechszehnjährigen Schnepfenthaler Zöglinge, daß er ihn zum Erzieher seiner Kinder erkor, vorausgesetzt, daß er den Wünschen der Madam Hollweg entspräche und als nach einer persönlichen Vorstellung in Frankfurt diese sich für einverstanden mit dem Plane erklärte, war der Lebensplan für die nächsten Jahre dahin geordnet: K. R. bezieht nach Ablauf eines Jahres, wo er sich noch in Schnepfenthal für den Besuch der Universität vorbereitet und sich auch schon im Unterrichten etwas einübt, die Universität Halle, um unter besonderer Aufsicht des Herrn Niemeyer sich zum Erzieher der Hollwegschen Kinder auszubilden und tritt nach Ablauf von drei Jahren in diesen Kreis seiner Thätigkeit ein. Freude überall wegen dieser aufgegangenen Aussicht und tiefer Schmerz, als am 4. October 1796 der Tag des Abschieds von Schnepfenthal gekommen war! Einen Schmerz können wir uns an dieser Stelle aber auch nicht verhehlen, daß wir über den Schnepfenthaler Religions- und Confirmanden-Unterricht, Confirmation und Abendmal auch kein Wort gehört haben, wie es uns denn auch nicht wundern kann, wenn später der erkorne und unter dem großen Pädagogen und Didactiker Niemeyer zu einem Prachtexemplar von Erzieher auszubildende Kinderpfleger des Hollwegschen Hauses außer Moral bei Niemeyer auch nicht ein theologisches Collegium bei einem andern Professor zu Halle gehört hat: aber die Zeit war so, und der Erzieher war auch als Studiosus der Kameralwissenschaften inscribirt.

Wir können über Halle rasch hinweggehen; es herschte damals daselbst wenig Leben, später haben Schleiermacher und Steffens solches erst geweckt; Fr. A. Wolf war der bedeutendste unter den Hallenser Professoren, aber R. konte von ihm Nicht haben, weil er philologisch zu mangelhaft vorbereitet dorthin kam. Ueber Niemeyer, in dessen Hinterhause er seine Wohnung bekam, urteilt der Jüngling aus Schnepfenthal schon so, wie das Urteil sich später allgemein festgestellt hat: höflich und freundlich ohne daß man rechtes Zutrauen zu ihm fassen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Gegen Schenkel aus Züllichau-Schwiebus.

Die unterzeichneten Geistlichen aus dem Züllichau-Schwiebuser Kirchenkreise erklären hierdurch zu dem Zeugnis der Berliner Geistlichen vom 20. Decbr. v. J. für die in Baden gegen Herrn Pr. Schenkel um das Glaubensbekentnis der allgemeinen Christenheit und unserer evang. Kirche kämpfenden Amtsbrüder ihre volle, freudige Zustimmung und bitten den Herrn der Kirche, daß er dieselben in ihrem guten Kampfe stärken möge.

Droysen, Oberpfarrer in Schwiebus. Berthold, Pastor daselbst. Bolckmann, P. in Trebschen. Heinze, P. in Padligar. Stolmann, P. in Schmöllen. Kauffmann, P. in Klemzig. Wehhan, P. in Heinersdorf. Pfitzner, P. in Buckow. Hoffmann, P. in Schmarse. Böse, P. in Stentsch und Muschten. Mirus, Pfarrer ist Liebenau und Möstchen. Schmalfuß, Past. in Müllbock. Hermann, P. in Scampe. Röhricht, P. in K. Bieske, P. in Mohsau. Gindler, Diak. in Züllichau.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 8. März. № 19.

Der Antichrist.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns nach diesem geschichtlichen Ueberblick zur selbständigen Behandlung der Sache. Zuerst aber müssen wir uns den hier in Betracht kommenden Haupttext unmittelbar vor Augen stellen, das Apostolische Wort 2 Thess. 2, 1—12:

„Aber der Zukunft halber unseres Herrn Jesu Christi und unserer Versamlung zu ihm bitten wir euch lieben Brüder, daß ihr euch nicht bald bewegen lasset von eurem Sinne, noch erschrecken, weder durch Geist, noch durch Wort noch durch Brief als von uns, daß der Tag Christi vorhanden sei. Lasset euch Niemand verführen in keinerlei Weise. Denn er komt nicht, es sei denn, daß zuvor der Abfall komme und offenbaret werde der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens, der Widerwärtige und der sich erhebt über alles, das Gott oder Gottesdienst heißet, also daß er sich sezt in den Tempel Gottes und gibt sich selbst dafür aus, daß er Gott sei. Gedenket ihr nicht daran, daß ich solches euch sagte, da ich noch bei euch war? Und nun wisset ihr, was es aufhält, auf daß er offenbaret werde zu seiner Zeit. Denn es ist schon wirksam das Geheimnis der Gesetzlosigkeit, ohne daß der es jezt aufhält, muß hinweggethan werden. Und alsdann wird der Gesetzlose geoffenbaret werden, welchen der Herr Jesus umbringen wird mit dem Geiste seines Mundes, und wird sein ein Ende machen durch die Erscheinung seiner Zukunft. Des, welches Zukunft geschieht nach Wirkung des Satans mit aller Kraft und Zeichen und Wundern der Lüge, und mit allem Betrug der Ungerechtigkeit, unter den Verlorenen, dafür, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, daß sie selig würden. Und deshalb sendet ihnen Gott Kräftigkeit des Irrtums, daß sie glauben der Lüge, auf daß gerichtet werden alle, die der Wahrheit nicht glauben, sondern haben Lust an der Ungerechtigkeit."

Die erste sich uns darbietende Frage ist nun die: ist der Antichrist, den der Apostel schildert, eine wirkliche oder eine gedachte Person, ein personificirter Gattungsbegriff?

Für die Beantwortung dieser Frage sind zuerst die Briefe des h. Johannes von Bedeutung. In dem ersten Briefe heißt es C. 2, 18: „Kinder es ist die lezte Stunde, und wie ihr gehört habt, daß der Antichrist komt, so sind jezt viele Antichriste worden, woraus wir erkennen, daß die lezte Stunde ist." Die vielen bereits in der Wirklichkeit vorhandenen Antichriste müssen hier persönlich identisch sein mit dem Antichristen, von dem sie gehört haben, und man wird sie nicht als bloße Vorläufer des Antichristen betrachten dürfen. Der Apostel stellt zuerst den Satz auf: es ist die lezte Stunde, dann beweist er diesen Satz aus dem Vorhandensein vieler Antichriste, endlich wiederholt er den Satz als bewiesen. Das Vorhandensein vieler Antichriste aber würde das Vorhandensein der lezten Stunde, der Krisis, wo die Sünde mit Gewalt die Strafe herbeiruft, nach dem Ausspruche des Herrn: „wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler", nicht motiviren, wenn nicht in den vielen Antichristen der Antichrist vorhanden wäre. Wären die Antichriste bloße Vorläufer des Antichristes, so könte der Antichrist und mit ihm die lezte Stunde noch sehr ferne sein. Erst wenn der Widersacher, der Gesetzlose komt, steht nach 2 Thess. 2 der Tag des Herrn unmittelbar in Aussicht. Es liegt in der Natur der Sache, daß erst mit der höchsten Vollendung der Bosheit die lezte Stunde eintritt und daß eben in der Vollendung der Bosheit das Wesen der lezten Stunde besteht. Die Stelle ist um so wichtiger, da Johannes sich ausdrücklich auf unseren Ausspruch bezieht, in den Worten: „wie ihr gehöret habt, daß der Antichrist komt." Wir haben hier die authentische Auslegung desselben. Johannes, der es, wie besonders die Apokalypse zeigt, überhaupt liebt, auf Paulus hinzuweisen, in dessen Wirkungskreis er nach seinem Tode eingetreten war, bezeichnet das von Paulus angekündigte Auftreten des Antichristes als bereits erfolgt. Er kann seine Leser nicht etwa auf die Rede des Herrn über seine Zukunft in Matth. 24 verweisen. Denn da ist von falschen Christen und falschen Propheten, welche seiner Zukunft vorangehen werden, in der Mehrheit die Rede. In der ganzen früheren Schrift ist nur eine Stelle, die unsere 2 Thess. 2, in welcher der Antichrist uns entgegentritt. Da lesen wir von dem Widerwärtigen — das ist ganz der Antichrist —, dem Gesetzlosen, dem Menschen der Sünde, dem Sohne dem Verderbens.

In 1 Joh. 4, 3 lesen wir: „Und ein jeglicher Geist, der Jesus nicht bekennet, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Antichristes, von welchem ihr habt gehört, daß er kommen werde, und ist jezt schon in der Welt." Das von Paulus angekündigte antichristliche Wesen hat hienach seine Einheit nur in dem beseelenden Geiste, auf die Personen gesehen stellt es sich als Vielheit dar: der Apostel ermahnt im unmittelbar Vorhergehenden die Geister zu prüfen, ob sie aus Gott sind, und be-

gründet dies darauf, daß viele falsche Propheten ausgegangen sind in die Welt. Wenn Johannes an die Stelle des Antichristes in dem Ausspruche des Paulus, auf den er sich auch hier beruft, ohne Weiteres den Geist des Antichristes sezt, so erklärt er eben damit, daß an einen Antichrist als Einzelpersönlichkeit nicht zu denken ist. Die Erklärung: der Geist des Antichristes ist da, nicht der Antichrist selbst, übersieht, daß Johannes von dem Geiste des Antichristes sagt: „ihr habt gehört, daß er komt" und also, was Paulus von dem Antichriste sagt, von dem Geiste des Antichristes verstand. Danach bleibt für den persönlichen Antichrist kein Raum mehr übrig.

In dem zweiten Briefe des Johannes lesen wir in V. 7: „Es sind viele Verführer in die Welt kommen, die nicht bekennen Jesus Christ, daß er in das Fleisch kommen ist. Dieser ist der Verführer und der Antichrist." Da wird ausdrücklich gesagt, daß die vielen Verführer, welche jezt schon vorhanden sind, identisch sind mit dem von Paulus angekündigten Verführer und Antichrist und daß kein anderer leibhaftiger Antichrist weiter mehr zu erwarten ist. Die Stelle ist nicht blos eine unläugbare Parallele für die Zusammenfassung der realen Vielheit in eine ideale Einheit, sie erklärt auch ausdrücklich, daß in der Paulinischen Stelle eine solche Zusammenfassung stattfindet. Auf diese Paulinische Stelle weist der Artikel: der Verführer, der Antichrist hin. Nach der entfalteteren Bezeichnung in den beiden vorangegangenen Stellen ist dies s. v. a.: der Antichrist, von dem ihr gehört habt.

Vier Stellen sind es überhaupt, an denen der Antichrist bei Johannes vorkomt, außer den bereits besprochenen noch 1 Joh. 2, 22: „Wer ist der Lügner, ohne der da leugnet, daß Jesus der Christ sei? Dieser ist der Antichrist, der den Vater und den Sohn leugnet." Auch da ist der Antichrist eine ideale Person, die Zusammenfassung aller derjenigen, welche läugnen, daß Jesus der Christ ist, grade so, wie der Lügner alle die unter sich befaßt, welche mit Lügen umgehen. Nach Johannes ist es ebenso verfehlt, noch einen leibhaftigen Antichrist zu erwarten, als wenn man aus dem Ausdrucke: der Preuße, schließen wollte, es müsse außen den vielen Preußen innerhalb und außerhalb dieses Saales noch irgendwo einen ganz heimlichen Normalpreußen geben, während wir vielmehr alle Erscheinungsformen dieses einen Preußen sind. Bekant ist die Erzählung von jenem Engländer in Heidelberg, der Obst verlangte, und nachdem er die ihm vorgesezten Aepfel, Birnen, Feigen verzehrt hatte, unwillig sein erstes Verlangen wiederholte, er wolle doch nun endlich haben, was er bestellt habe: Obst. Dem gleichen, die mit den vielen Antichristen nicht zufrieden, noch einen leibhaftigen Antichrist verlangen. Aehnliche blos gedachte Personen sind: der Deutsche Michel, John Bull, Herr Hanemann, der Schelmfranzos.

Nur bei Johannes allein haben wir den Namen Antichrist. Dort werden wir also zunächst die Entscheidung darüber zu suchen haben, ob der Antichrist eine ideale oder eine wirkliche Person ist.

Auf einen von den Antichristen verschiedenen Antichrist findet sich bei Johannes nicht die leiseste Hindeutung. Ueberhaupt wird keine weitere Steigerung des Verderbens mehr in Aussicht gestellt. An eine solche kann nicht gedacht werden, da es nach Johannes die lezte Stunde ist, da die gesteigerte Bosheit die Zukunft des Herrn herausfordert. Diese erging über die christliche Kirche durch die Römische Verfolgung, in der Johannes selbst nach Patmos verbant wurde. Durch die Bluttaufe wurde der heiden-christliche Schmutz abgewaschen, ebenso wie früher der Judaistische Irrtum durch die Zukunft des Herrn zum Gericht über Jerusalem ausgetilgt war.

Merkwürdig ist, daß Bengel, in dessen apokalyptischem System der Antichrist eine bedeutende Rolle spielt, doch in der Auslegung der Johanneischen Briefe sich die Unbefangenheit bewahrt hat, wie er eine gleiche Unbefangenheit auch in der Deutung mehrerer Stellen beweist, welche dem ihm so ans Herz gewachsenen Chiliasmus entgegen sind. „Wo Johannes — sagt er — von dem Antichrist oder von dem Geiste des Antichristes oder von dem Betrüger redet, da faßt er alle Lügner und Feinde der Wahrheit in eine Person zusammen. Der Antichrist bedeutet das Antichristentum oder die Lehre und die Menge der Menschen, die Christo zuwider sind. Oft wird in der Schrift die ganze Gattung der Menschen, die eine böse oder gute Gemütsart haben, durch den Singular mit dem Artikel ausgedrückt: der gute Mensch, der Gerechte, der Gottlose, der Sünder."

Wie Johannes auf den Ausspruch des Paulus zurückstellt und uns die richtige Deutung desselben lehrt, so hat Paulus selbst die Rede des Herrn über seine Zukunft zum Gericht in Matth. 24 vor Augen, und auch aus der Vergleichung dieser maßgebenden Grundstelle gewinnen wir das Resultat, daß der Widerwärtige des Paulus eine ideale Person ist, die in eine Vielheit von Individuen in die Erscheinung tritt.

Der Herr in seinen lezten Reden bei Johannes verspricht seinen Jüngern die Sendung des Geistes der Wahrheit und stellt ihnen u. A. in Aussicht, daß dieser Geist ihnen das Zukünftige, die zukünftigen Schicksale der Kirche verkündigen werde, Joh. 16, 13. Die Erfüllung dieser Verheißung haben wir in der Apokalypse des Johannes, in der für die Verkündung der Zukunft eine ganz neue Bahn eröffnet wird, im Einklange mit der hohen Bedeutung, welche in der Apokalypse selbst der in ihr enthaltenen prophetischen Offenbarung beigelegt wird. Paulus gehörte nicht zu dem Kreise, zu dem das Wort gesprochen wurde: „Das Zukünftige wird er euch offenbaren." Im Einklange damit finden sich bei ihm keine eigentlichen Weissagungen über die zukünftigen Entwickelungen des Reiches Gottes. Was er darüber sagt, das stellt sich überall nur als „im Geiste" gegebener Commentar und Ausführung der Reden des Herrn dar. Auf diese finden sich schon im ersten Briefe an die Thessalonicher unverkennbare Beziehungen: so wenn der Apostel sagt: „ihr selbst wisset genau, daß der Tag des Herrn wie ein Dieb in der Nacht komt", und wenn er darauf die Ermahnung gründet zum Wachen. Speciell aber in unserem Abschnitt weist auf die

Reden hin die Erwähnung der „Zukunft unsers Herrn Jesu Christi“ gleich im Eingange (Matth. 24, 27), und ebenso das: „unsere Versamlung zu ihm“ in Beziehung auf die Worte des Herrn: „und er sendet seine Engel und sie werden versammeln seine Auserwählten.“ Ferner die „Kräftigkeit des Irrtums“ — in die Irre führen, das ist ein stets wiederkehrendes Stichwort in der Rede des Herrn; die Ermahnung an die Thessalonicher, sich durch Verkündungen von der unmittelbar bevorstehenden Zukunft des Herrn nicht erschrecken oder beunruhigen zu lassen (vgl. Mt. V. 6); die Ermahnung: „Niemand betrüge euch in keinerlei Weise“, verglichen mit dem Worte des Herrn: „sehet zu, daß euch Niemand in die Irre führe“; die Zeichen und Wunder, die der Gesetzlose thun wird, verglichen mit den Zeichen und Wundern, welche nach der Rede Christi die falschen Propheten verrichten werden. In der Rede des Herrn sind die falschen Propheten zugleich falsche Christe, sie nehmen für sich die Stellung in Anspruch, welche allein Christus gebührt: bei dem Apostel nimt der Widersacher die Stelle Gottes in Anspruch. Den Erwählten, welche in der Rede des Herrn die falschen Propheten vergeblich zu verführen suchen, stehen bei Paulus die Verlorenen entgegen als die Sphäre der Wirksamkeit des Antichristes.

Die Rede des Herrn nun, welche die Grundlage der Ausführung des Apostels bildet, und somit den Maßstab abgibt für ihre Auslegung, weiß nichts von einem leibhaftigen Antichrist. Sie redet nur von einer Vielheit von Verführern, welche der Erscheinung des Menschensohnes vorangehen und sie provociren werden: „viele werden kommen in meinem Namen und sagen: ich bin Christus“, „viele falsche Propheten werden aufstehen.“

Neben dem Zeugnisse des Johannes und der Rede des Herrn sind auch die anderweitigen Erklärungen des Paulus selbst von durchgreifender Bedeutung. Der Tübinger Baur gründete seinen Angriff gegen die Aechtheit des zweiten Briefes an die Thessalonicher darauf, daß die Lehre von einem leibhaftigen Antichrist sonst nie bei Paulus sich finde, daß Paulus sonst überall nur von einer Vielheit von Irrlehrern der Zukunft wisse, und dies Argument ist in der That von großer Bedeutung, so lange man an der jezt gangbaren Auslegung von 2 Thess. 2 festhält, und schließt die dringendste Mahnung in sich, daß man sie aufgebe. Die Verweisung auf andere Lehren, die im N. T. nur einmal vorkommen, beweist nichts, da Paulus denselben Gegenstand, die Zukunft der Irrlehre, so vielfach behandelt: da wäre es doch sehr seltsam, wenn er nur einmal die Lehre von dem leibhaftigen Antichrist berührte, um so seltsamer, je größer die Bedeutung ist, die er in dieser einen Stelle dem Widerwärtigen, dem Menschen der Sünde, dem Sohne des Verderbens beilegt.

In der Abschiedsrede an die Aeltesten der Gemeinde von Ephesus in Apgsch. 20 sagt Paulus: „ich weiß, daß nach meinem Abschiede werden unter euch kommen gräuliche Wölfe.“

In 1 Tim. 4, 1: „Der Geist sagt deutlich, daß in den lezten Zeiten werden welche von dem Glauben abtreten und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel.“

In 2 Tim. 2, 16. 17: „Des ungeistlichen losen Geschwätzes entschlage dich, denn sie werden noch weiter fortschreiten in der Gottlosigkeit und ihr Wort wird um sich fressen wie der Krebs.“

In 2 Tim. 3, 1 f.: „Das sollst du aber wissen, daß in den lezten Tagen werden gräuliche Zeiten kommen. Denn die Menschen werden solche sein, die von sich selbst halten, geldliebend, ruhmredig, hoffärtig, Lästerer u. s. w.“

In 2 Tim. 3, 13: „Böse Menschen und Gaukler werden zum Schlechteren fortschreiten, verführend und verführt.“

In 2 Tim. 4, 3. 4 lesen wir: „Es wird eine Zeit sein, da sie die gesunde Lehre nicht leiden werden, sondern nach ihren eigenen Lüsten werden sie ihnen selbst Lehrer aufladen, nach dem ihnen die Ohren jücken. Und werden die Ohren von der Wahrheit wenden und sich zu den Fabeln wenden.“

Ueberall haben wir bei Paulus eine Vielheit von Verführern, überall ein Uebel, das in der Gegenwart schon keimt, und dessen zukünftige Entwickelung sich von dem in der Gegenwart bereits Vorhandenen nur dadurch unterscheidet, daß die ketzerische Bosheit sich steigert und zugleich weiteren Spielraum gewint.

Aber nicht Paulus allein, auch das ganze übrige N. T. weiß nichts von einem leibhaftigen Antichrist. Wie Paulus in dem zweiten Briefe an die Thessalonicher, so beschäftigt sich auch Petrus in seinem zweiten Briefe, den eine kurzsichtige, besonders von Thiersch siegreich widerlegte*) Critik dem Apostel absprechen will, recht geflissentlich mit der Zukunft der Irrlehre. Auch da haben wir überall eine Vielheit von Trägern derselben: „Es werden unter euch falsche Lehrer sein, die neben einführen werden Secten des Verderbens, und verläugnen den Herrn, der sie erkauft hat, und werden über sich selbst führen ein schnelles Verderben. Und viele werden nachfolgen ihrem Mutwillen, durch welche wird der Weg der Wahrheit verlästert werden. Deren Urteil von lange her nicht säumig ist und ihr Verderben schläft nicht.“ Ferner: „Es werden in den lezten Tagen kommen Spötter, die nach ihren eignen Lüsten wandeln.

Diese Erklärungen des Petrus sind um so mehr maßgebend für die Auslegung unseres Abschnittes, da Petrus am Schlusse des Briefes ausdrücklich erklärt, daß Paulus seinen Lesern, den Christen überhaupt, über denselben Gegenstand geschrieben habe. Wir können da nur an den zweiten Brief an die Thessalonicher denken, den einzigen Gemeindebrief, in dem Paulus die Zukunft der Irrlehre eingehend behandelt und dringend ermahnt hat, sich Angesichts derselben unbefleckt zu erhalten. Auf diesen Brief und seine Ankündigung des Sohnes des Verderbens weist auch die so nachdrückliche Wiederholung des Wortes Verderben hin. Petrus also verstand unter dem

*) In der bahnbrechenden Abhandlung: über die im N. T. bekämpften Häresien, abgedr. in dem „Versuch zur Herstellung des historischen Standpunktes für die Kritik der neutestamentl. Schriften“, Erlangen 45.

Antichristen seines geliebten Bruders Paulus eine rein ideale Person.

Der Brief des Judas erklärt mit absichtsvoller Beibehaltung der Worte des Petrus, daß die Irrlehrer, deren Auftreten dieser als zukünftig ankündigte, nun wirklich erschienen seien. Von besonderer Bedeutung sind für unsere Frage in diesem Briefe die Worte (V. 17. 18): „Ihr aber, meine Lieben, erinnert euch der Worte, die zuvor gesagt sind von den Aposteln unsers Herrn Jesu Christi. Da sie euch sagten, daß zu der lezten Zeit werden Spötter sein, die nach ihren eigenen Lüsten des gottlosen Wesens wandeln." Judas weist hier auf Apostel, in der Mehrheit, hin, welche das Auftreten dieser gottlosen Spötter vorherverkündet haben. Der eine kann nur Petrus sein, das zeigen die wörtlichen Berührungen mit dem zweiten Briefe des Petrus. Daß der andere Paulus ist mit Beziehung auf 2 Thess. 2, das erhellt schon daraus, daß Petrus in der bereits besprochenen Stelle hierauf hingewiesen hatte. An die Timotheusbriefe, die einzigen, in denen außerdem Paulus sich eingehend mit der Zukunft der Irrlehre beschäftigt, dürfen wir schon deshalb nicht denken, weil Judas sagt: sie haben euch gesagt. Das führt uns auf einen Gemeindebrief des Paulus, wie ebenso auch das: „Paulus hat euch geschrieben" des Petrus. Daß Paulus bei seinen Gemeindebriefen zugleich das Ganze der Kirche vor Augen hatte, erhellt aus seiner ausdrücklichen Erklärung im Eingange des ersten Briefes an die Corinther, wonach Paulus neben der Gemeinde Gottes in Corinth zugleich an alle die schreibt, „die anrufen den Namen unsers Herrn Jesu Christi an allen ihren und unsern Orten." Es ist dies auch ein unmittelbarer Ausfluß der ganzen Stellung, welche die Apostel einnahmen. Wenn nun Judas in dem Briefe an die Thessalonicher die Vorherverkündung der gottlosen Spötter seiner Zeit fand, so erklärt er eben damit, daß der Widerwärtige des Paulus eine rein ideale Person ist, die der Sache nach eine Vielheit unter sich befaßt.

Das ist es, was wir gewinnen, wenn wir 2 Thess. 2 aus dem übrigen N. T. beleuchten. Nun müssen wir aber noch die Gründe gegen eine Einzelperson ins Auge fassen, welche diese Stelle selbst darbietet.

Der Annahme eines leibhaftigen Antichristes beugt der Apostel gleich im Eingange absichtlich und ausdrücklich vor, indem er erst von dem Abfall redet, und dann erst die Ausdrücke gebraucht, welche auf eine Einzelperson zu führen scheinen. Wenn erst der Gattungsbegriff gesezt wird und dann erst von dem Menschen der Sünde, dem Sohne des Verderbens u. s. w. die Rede ist, so kann nicht an eine reale Person gedacht werden, sondern nur an eine ideale, den personificirten Gattungsbegriff. Man darf nicht sagen, der Apostel nenne ein doppeltes, den Abfall und den von ihm verschiedenen Antichrist. Denn von dem Abfall, mit dem der Apostel begint, wäre nicht weiter die Rede und dies Moment bliebe ganz unerörtert, wenn der erklärend voranstehende Abfall nicht identisch ist mit dem Menschen der Sünde. Es ist unmöglich, daß des Abfalls gedacht werde ohne weitere Beschreibung, wie er sich äußert, und was an ihm geschieht. Es bleibt keine andere Wahl, als entweder mit Theodoret anzunehmen, daß durch den Abfall der persönliche Antichrist bezeichnet wird, oder daß die Person des Menschen der Sünde eine rein ideale ist und im Einklange mit dem Abfall der Sache nach eine Richtung oder Partei darstellt. Da das erstere unmöglich ist, auch schon wegen der Beziehung, in welcher der Abfall zu der Rede unsers Herrn über seine Zukunft steht, so wird man sich zu dem lezteren entschließen müssen.

Auf dasselbe Resultat führt auch, daß im Folgenden erst von dem Geheimnis der Gesetzlosigkeit die Rede ist, und dann erst von dem Gesetzlosen, der hienach wiederum nur der personificirte Gattungsbegriff sein kann. Den Gesetzlosen als erst zukünftig auftretend von dem Geheimnis der Bosheit als schon in der Gegenwart wirksam zu unterscheiden, geht nicht an, da eine bestimte Einzelperson doch nicht sofort vorhanden ist, wenn der Aufhaltende aus der Mitte gethan wird. Dann spricht dagegen die offenbare Beziehung, in der die Worte: der Gesetzlose wird geoffenbart werden, auf das Geheimnis der Gesetzlosigkeit stehen, eine Beziehung, welche nicht erlaubt, den Gesetzlosen von dem Geheimnis der Gesetzlosigkeit loszureißen, wodurch nicht eine Person bezeichnet werden kann, sondern nur eine Sache: das Geheimnis der Gesetzlosigkeit ist s. v. a. die Gesetzlosigkeit, welche ein Geheimnis ist; die Gesetzlosigkeit = dem Abfall in V. 3. Der Begriff des Mysteriums oder Geheimnisses ist im N. T. überall der der absoluten Unzugänglichkeit für das gewöhnliche natürliche Bewußtsein, wie sie bei Allem stattfindet, was aus dem Himmel oder aus der Hölle stamt, wobei eine energische Wirkung Gottes stattfindet oder eine energische Wirkung des Satans: dem Geheimnisse hier entspricht die dem Gesetzlosen beiwohnende Wirksamkeit des Satans in V. 9. Mysterien sind „die großen Heimlichkeiten, die nur Gottes Geist kann deuten." Es gehört zum Wesen eines Mysteriums, daß es auch nach erfolgter Offenbarung denjenigen noch unzugänglich bleibt, denen der heilige Geist das Herz nicht aufgeschlossen. Dennoch aber findet bei den Geheimnissen ein relatives Offenbarwerden statt, wenn sie aus der Verborgenheit in die Geschichte eintreten, bei den Geheimnissen der Gottseligkeit und bei denen der abgrundsmäßigen Bosheit, und eben hierauf beziehen sich die Worte: und dann wird der Gesetzlose geoffenbaret werden. Kann hienach der Gesetzlose nicht verschieden sein von dem unpersönlichen Geheimnis der Bosheit, so kann auch der Gesetzlose nicht eine wirkliche sondern nur eine ideale Person sein. Der Gedanke ist der: das Geheimnis der Bosheit ist schon in der Gegenwart wirksam, aber es kann nicht zu seiner vollen Entfaltung gelangen, weil der Aufhaltende noch vorhanden ist, wird dieser erst beseitigt, so wird das Geheimnis der Bosheit sofort sich vollständig entfalten.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 11. März. № 20.

Der Antichrist.

(Fortsetzung.)

Unter dem Gesetzlosen eine ideale Person zu verstehen, das liegt um so näher, da auch der, welcher den Gesetzlosen aufhält, eine ideale Person ist, wie schon die vorangehende sachliche Bezeichnung: was es aufhält, dies zeigt.

„Deshalb — sagt der Apostel in V. 11 — wird Gott ihnen Kräftigkeit des Irrtums senden." In dem Ausdrucke: „Kräftigkeit des Irrtums", wird die rhetorisch eingeführte Person wieder aufgelöst und an ihre Stelle tritt die Richtung, die Energie des Irrtums, an der sich activ oder passiv ganze Scharen beteiligen.

Von Bedeutung ist auch, daß die Stelle des Jesaias (11, 4), mit deren Worten der Apostel den Untergang des Antichristes schildert: „den der Herr Jesus vernichten wird durch den Hauch seines Mundes", sich nicht auf ein einzelnes Individuum bezieht, sondern auf die ganze Genossenschaft der Bösen. Es heißt dort von dem zukünftigen Erlöser: „Und er richtet in Gerechtigkeit Geringe und spricht Recht in Billigkeit den Sanftmütigen der Erde, und schlägt die Erde mit dem Stabe seines Mundes und mit dem Hauche seiner Lippen tödtet er den Bösen." Der Stab des Mundes, der Hauch der Lippen ist Bezeichnung des bloßen Wortes, und das Wirken durch das bloße Wort drückt die Allmacht aus und die Teilnahme an der göttlichen Prärogative, nach dem Vorgange von 1 Mos. 1. Daß der Böse bei Jesaias eine ideale Person ist, ein Classenname, zeigt der Gegensatz gegen die Geringen und Sanftmütigen, und der Parallelismus mit der Erde, die hier nach ihrer Bosheit in Betracht komt: die Erde und den Bösen s. v. a. die Bosheit und den Bösen auf der ganzen Erde. Der Chaldäische Uebersetzer hat freilich die Stelle auf den Antichrist gedeutet. Aber es ist das nur ein Wiederhall aus der christlichen Kirche, wie ebenso auch, was bei den Muhammedanern von dem Antichriste vorkomt. Nicht die leiseste Spur führt auf einen aus Jüdischem Boden selbständig erwachsenen Antichrist, überall zeigt sich, daß der Jüdische Antichrist nur ein zurückgeworfener Ball ist, die Antwort auf die polemische Beziehung gegen die Juden, welche der christliche Antichrist an sich trug. Es gibt überhaupt nirgends eine Lehre vom Antichrist, die nicht in der falschen Deutung von 2 Thess. 2 ihre letzte Wurzel hätte.

Das sind die entscheidenden Gründe gegen einen leibhaftigen Antichrist, welche die Stelle selbst darbietet, auf welche man vorzugsweise die Erwartung eines solchen begründen will. Nun beachte man aber noch das an sich Unmögliche in dem Begriffe eines persönlichen Antichristes. In dem Satan und Christus stehen sich zwei wirkliche Personen gegenüber. In dem Satan hat Christus seinen Gegenpart. Einen menschlichen Gegenpart kann es der Natur der Sache nach nicht geben. So wenig die Christenheit auf Erden sich in einem menschlichen Repräsentanten zusammenfassen kann, so wenig auch kann die Feindschaft wider Christus sich in einem einzelnen Individuum incarnirt darstellen. Es gilt auch hier das: „Schwachheit, dein Name ist Mensch", was sich in der Sprache des A. T. darin ausprägt, daß Enosch, Mensch, eigentlich heißt: der Hinfällige. Die Irrlehrer als Einzelne sind samt und sonders mehr oder weniger lächerliche Personen. Die Eitelkeit guckt bei ihnen aus allen Fenstern hinaus. Auf dem Gebiete der Irrlehre aber dürfen wir den Antichrist allein suchen. An Persönlichkeiten, wie die Napoleons I. mit seiner weltlichen Macht, dürfen wir nicht denken. Die weltlichen Hülfsmittel, welche die Kirchenväter ihrem Antichrist in so reicher Fülle zur Verfügung stellen, sind von ihnen rein hinzugedichtet worden. Alles, was der Apostel sagt, bezieht sich nur auf die Irrlehre. Da ist ein persönlicher Antichrist eine unvollziehbare Vorstellung. So sehr auch der Satan einblasen und mitwirken mag, das menschliche Gefäß ist zu klein und zu schwach.

Allen diesen entscheidenden Gründen nun wissen die Verteidiger eines leibhaftigen Antichristes nur das Eine entgegenzusetzen: „Von einer einzelnen Person redet er. Denn alle Namen, die er wählt, machen es unfraglich, daß er damit nicht blos eine Geistesrichtung oder etwas Aehnliches bezeichnen will." Aber dieser Grund ist in der That von gar keiner Bedeutung. Die Frage ist nicht, ob Person oder Nichtperson, sondern ob eine wirkliche oder eine ideale Person, und die leztere darf man hier um so weniger zurückweisen, da das Gebiet der idealen Person in der Schrift auch sonst ein sehr weites ist. Wir erinnern nur an die Tochter Zion und die Tochter Babel, den Gerechten und den Bösen, den Feind und den Widersacher in den Psalmen, den Mietling und den Wolf in den Reden des Herrn bei Johannes, die Engel der Gemeinden in den Briefen der Apokalypse, die Cherubim des A. T., welche nichts anderes sind, als die idealen Repräsentanten alles Lebendigen auf Erden. Wie leibhaftig ist die Schilderung des Gerechten in C. 3 der Weis-

heit Salomos, so anschaulich, daß die Kirchenväter meinten, sie auf eine wirkliche Person, den Heiland, beziehen zu müssen.

Warum aber hat Paulus grade hier diese Darstellung gewählt? Um die richtige Antwort auf diese Frage zu gewinnen werden wir uns vergegenwärtigen müssen, daß die Schrift nicht einseitig den Verstand ins Auge faßt, daß sie auch die Phantasie, die auf die Bestimmung des Willens nicht minder einwirkt, als der Verstand, mit heiligen Bildern, lieblichen und schreckenden, zu erfüllen sucht. So werden nun hier alle bei den einzelnen Irrlehrern zerstreut vorkommenden und mit edleren Elementen, Gutmütigkeiten und Liebenswürdigkeiten untermischten Züge zu einer Schreckensgestalt vereinigt. Dem Christ tritt der Antichrist gegenüber — auf den Parallelismus beider führt schon, daß Paulus von dem Antichrist solches aussagt, was sonst von Christo vorkomt, die Zukunft, das Geheimnis, die Offenbarung, die Zeichen. Wir werden in solcher Weise angeleitet, auch die einzelnen Irrlehrer mit recht ernstem Blicke anzusehen: sie stellen sich trotz aller Wahrheitselemente doch als Glieder des Antichristes dar, und dieser gräuliche Feind Christi und seiner Kirche leuchtet aus ihren Augen hervor und redet aus ihrem Mund.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Ritter.

(Fortsetzung.)

Mehr als die Professorenwelt scheint in dem „schmutzigen Halle" (gegen Schnepfenthal am Rande des Thüringer Waldes lieblich gelegen, ist das Epitheton verzeihlich) der Freundeskreis, da R. am Lärm des gewöhnlichen Studentenlebens keinen Gefallen haben konte, auf die innerliche Belebung eingewirkt zu haben; daß er durch sie erst mit der deutschen schönen Literatur bekant wurde, ist schon erwähnt; an der Spitze steht ein v. Balthasar, auch ein Schnepfenthaler und zwar vom reinsten Wasser, von dem mit Begeisterung erzählt wird, daß er auf einer Reise durch das Riesengebirge 130 Meilen zu Fuß gemacht und 200 neue Mose und 30—40 neue Pflanzen mit nach Hause gebracht habe; ihn überragt nur noch, nach einem späteren Briefe aus Frankfurt, in dem, was in Schnepfenthal als Ideal galt, „höchste Stufe der Kunst, die wieder zur Natur zurückkehrt", der Consistorialrath Horstig mit seiner Frau zu Bückeburg, die von dort über den Harz nach Halberstadt zu dem Stiefvater Zerrenner zu Fuß wanderten und täglich drei bis sechs Meilen zurücklegten, wobei die Consistorialräthin die höchste Spitze der Teufelsmauer ohne Schwindel herauf- und herabkletterte; zu einem Schnepfenthaler Ideal rechnete R. damals nach der Naturseite höchsten Grad der Abhärtung gegen den Vitalsinn, Freiheit von allen Vorurteilen der Gesellschaft und zugleich Sittlichkeit; die Kunst anlangend, die größte Empfänglichkeit der fünf Organsinne für die Natur, ein tiefes ästhetisches Gefühl, genaue Bekantschaft mit den Werken des Geschmacks und des Verstandes und zu beiden Thätigkeit und überall Wahrheit. Sieht man etwas genauer z so steht es um die Kunst und Wahrheit dieser consistorial Ideale (der Mann war auch pädagogischer Schriftsteller) d etwas schwach; er kann zeichnen und Gegenden aufnehm und sie redet neuere Sprachen, und als man auf dem Zi mer eines Conventualen im Kloster Michaelstein ein sch nes Instrument findet, wird gespielt und gesungen, bei Eheleute aber componiren und dichten auch; in dem Allen aber nicht viel Kunst zu sehen — die Schnepfenthaler Ansprüc waren mäßig — und die Wahrheit anlangend, so sind spät diese Eheleute R. selbst durch ihr unaufhörliches Umherwande und besonders die Frau durch ihr keckes Vordrängen höchst u derwärtig geworden. Die „Simplicität" und gepriesene wei liche Natur, weil sie von der Bibel losgerissen waren, sind d Unnatur zur Beute geworden.

Am 12. October 1798, Nachmittags um 4 Uhr, fuhr e Wagen zu den Thoren der alten Stadt Frankfurt, die dama noch ganz das Gepräge hatte, wie wir es aus Goethe's Wah heit und Dichtung kennen, ein, um seine Last, einen Pfleglin des naturgemäßen Schnepfenthal und Studiosus des Hallesch akademischen Stilllebens, im Hause eines Millionärs abzusetze sehr starke Gegensätze, und es gereicht Allen, sowol dem A kömling als den ihm Aufnehmenden zum Ruhme, daß diese G gensätze sich dreizehn Jahre getragen (so lange währte R.'s Bi bindung mit dem Hollwegschen Hause), vermittelt und zum Segn für Alle ausgelebt haben. Die ersten fünf Jahre bringen u das gewöhnliche Hauslehrerleben in vornehmen Häusern; d Vater, ein „sorgenvoller Kaufmann", sieht seine Kinder fast n bei Tisch und läßt dem Lehrer freie Gewalt; aber die Mutt „eine Frau von viel Verstand, reicher Bildung und sehr e schiedenem Charakter, die ihre Kinder zärtlich, aber für R. zärtlich liebt, sie auch früher — eine seltene Erscheinung i Zeit — selbst unterrichtet hat, dabei aber ganz in den Neigu gen und Anschauungen ihres Standes lebend, und den Ansich Anderer durch das Alles nicht sehr zugänglich", macht R Stellung schwierig, sorgenvoll und aus dem Hause des Glan sehnt er sich oft fort nach „seinem gelobten Lande" Schnepf thal, aber von dorther und aus dem älterlichen Hause vermal man ihn zur Geduld und allmälig gelingt es ihm auch in de was er für die Kinder heilsam hielt, seinen Willen zur Geltu zu bringen. Als Bildungselemente sind im engen Anschluß Schnepfenthal ausschließlich die Realien an der Reihe; es w gerechnet, Naturgeschichte getrieben, botanisirt, gedrechselt, ge belt, gebadet und Eis gelaufen; mit anderen Hauslehrern g man spazieren, während die Knaben sich umhertummeln; Winter wird in der Stadt und der Sommer zum Teil auf ei Villa in der Nähe Frankfurts im Dorfe Oberrad, das an ei prächtigen Buchenwald stößt, verlebt; dazwischen fallen Reis auch eine über Göttingen und den Harz nach Halberstadt.

Die Tage der absoluten Herschaft Schnepfenthals wa bereits gezählt, wenngleich die Liebe für die Anstalt alle Bresc überlebt hat, die später hineingelegt wurden, und es ist dieser V

gang so ein ächter Beweis für die Macht der göttlichen Gnade, die alle Einseitigkeit und Verkehrtheit der Menschen, wenn sie nur aus redlichem Herzen kommt, zum Heil des irrenden Menschen zu wenden versteht. Die Pädagogik jener Zeit traute sich Etwas zu, dessen sich die christliche Kirche in der Zeit ihrer schönsten Blüte nicht versah, daß sie, wenn der Lehrer auch volle Gewalt über das Leben und seine Einrichtungen bei dem Zöglinge habe, ihre Erfolge mit mathematischer Gewißheit vorausberechnen könne, daher ihre Vorliebe für Pensionate und Institute und Geringschätzung der Bedeutung des Lebens in der Familie. R. stand dieser Satz so fest wie ein Evangelium, wie Seite 141 zu lesen; nun waren die Erfolge des Lehrers und Lebens mit den Pfleglingen doch nicht so, wie man dessen sicher gewesen war; das Leben im Hause trug also die Schuld und darum mußten die Kinder aus dem Hause. Es wird also eine Denkschrift auf Grund eines pädagogischen Tagebuchs, das man seit fünf Jahren geführt hat, angefertigt und darin nachgewiesen, daß das Vaterhaus keinen rechten Erfolg der Erziehung und Belebung aufkommen lasse, weil der Character des Kindes so und das Leben im Hause so sei, des Erziehers Bemühen vergeblich und er selbst als ein unnützes Glied der Familie sich ansehen müsse. Es galt einen harten Kampf, R. fürchtete nicht für sich, denn um diese Zeit war ihm ein Antrag von dem Consistorial-Präsidenten Heim zu Meiningen, einem großen Geologen, Naturforscher und Historiker, Erzieher des Erbprinzen zu werden, geworden, sondern nur wegen der Trennung von seinen Zöglingen, namentlich dem weiten, August, wenn er mit seiner Mahnung nicht durchdringen sollte. Aber es gelang; der biedere Vater hatte gleich bei der ersten mündlichen Besprechung seine Einwilligung dazu gegeben, daß R. mit den Kindern auf zwei Jahr nach Stuttgart gehe, wo, wie er selbst schreibt: „wir die beste Gelegenheit haben würden uns weiter zu bilden" und die Denkschrift war nur entworfen um die Mutter für die Annahme des Vorschlages zu gewinnen. Die mütterliche Liebe, oder wie R. sich ausdrückt, der mütterliche Eigennutz rang und kämpfte dagegen, aber ein Vermittelungsantrag des Vaters, daß R. mit seinen Zöglingen hinter der Schlimmen-Mauer in Frankfurt zu dessen ältesten Freunde, Rath Hoffmann, der sie als Hausvater in Kost aufnehmen sollte, ziehen könnte, ward annehmbar gefunden. Gesagt, gethan. Hier war R. am Ziele aller seiner Wünsche und meinte allen Erfolg in einer Hand zu haben; sein Sprachschatz an Latein, den er so ziemlich an seinen ältesten Zögling Philipp ausgegeben, weil dasselbe in Schnepfenthal stiefkindlich behandelt war und er selbst schreibt, daß man in der lateinischen Stunde über ihn geklagt habe, fand nun unter Anleitung des Director Mosche, Professor Nathiä und Conrector Grotefend die notwendige Completirung; denn der redliche und demütige Lehrer von 26 Jahren setzte sich mit dem Schüler von 13 Jahren auf dieselbe Schulbank.

Um diese Zeit stoßen wir in einem Briefe an Guts-Muths auf einen Gedanken, den Riehl zu unserer Zeit in seinem Interesse für die Ausbildung zu Volkstümlichem sehr angelegentlich vertritt, daß die Kinder angesehener Leute an den Volksschulen Theil nehmen sollen, indem er sagt, daß sie dort Etwas lernen, was sie sonst nirgends lernen und was Nachtheiliges sich an sie hängt, später leicht abgestreift werden kann; R. der in der Bürgerschule zunächst ein Antidoton gegen den aristokratischen Sinn und das verweichlichte Leben in vornehmen Häusern gefunden hat, schreibt über die Aufnahme in dieselbe von Seiten seines ältesten Zöglings Philipp: Die Schule soll ihm Ernst, männlichen Sinn geben und der Umgang mit Knaben und Söhnen von Bürgern aus allen Klassen soll ihm Gewandtheit, Menschenkentnis und weil hier nur der Schüler ohne Rücksicht auf Geburt und Reichtum gewürdigt wird, den Reiz geben, sich auch nur durch Verdienst auszuzeichnen. Er soll den aristokratischen Sinn ablegen und human werden, dieses ist der wichtige Zweck für seine Charakterbildung. Ueberdem soll ihn das gediegene Gold aus den Klassikern reizen, immer tiefer in diesen Gruben nach Schätzen zu suchen.

Von noch größerem Interesse ist nicht lange nach diesem das Religiöse und Biblische, das in R.'s Seele aufzugehen beginnt; er schreibt an seinen Stiefvater Anfangs 1806, nachdem er die Erschütterungen, die die Schläge Napoleons bei Ulm und Austerlitz auf die sicheren reichen Frankfurter ausgeübt, beschrieben: „es ist mir seit einiger Zeit rechte Herzensangelegenheit gewesen, meine Kinder (außer den Hollwegschen war auch noch ein Sohn von Sömmering in die Pflege aufgenommen) mit ihren Verhältnissen gegen Menschen und gegen Gott vertraut zu machen. Sie werden sich wundern, wie es mir möglich war, über so hochwichtige Gegenstände zu schweigen. Nein geschwiegen habe ich nicht ganz darüber, aber es war mir immer bange über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen laut und lebendig zu sprechen, wenn ich wußte daß die Wirklichkeit in der folgenden Stunde geradezu das Gegenteil dessen aufstellen werde, was ich in dieser gelehrt, bewiesen, als das Heiligste eingeprägt hatte. Ich ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo ich das moralische und religiöse Gefühl hätte stärken und erhöhen können, oder ich wollte wenigstens keine vorübergehen lassen. Aber wie hätte ich Stunden geben können über Gott, wenn selbst aus demselben Hause dieser Begriff gleichsam verbannt zu sein schien? Ich will nicht behaupten, daß den Menschen alle Moralität fehle, aber alle Religion. Es ist hier bei allen Aufgeklärten Mode, an die Vernichtung der Sele nach dem Tode zu glauben (ob das wol so hat behauptet werden können?), dabei kann der Begriff von Gott nicht bestehen, und darum spricht von ihm die gebildetste Dame (natürlich mit Ausnahmen) nur wenn er etwa bei einer Geschichtserzählung nicht ausgelassen werden kann, unser Herr Gott! Die Prediger werden nur als Ceremonienmeister behandelt und in die Kirche zu gehen, das ist unmöglich, denn selbst Sonntags Morgen um 11 Uhr geht die Holländische Post." Wir haben einige Zweifel an der Wahrheit der kirchlichen Farben Frankfurts um diese Zeit; sollte seit der Jugendzeit Goethe's innerhalb 40 bis 50 Jahren, wo die Kirche, wenn auch nur äußerlich, Bedürfnis der Lebensgemeinschaft für Vater und Großvater ist, die Stadt so abgöttisch geworden sein? Auch der eifrige

Prediger Menken in den neunziger Jahren hat sein Volk in der Stadt gehabt und kennt einen solchen tiefen Abfall nicht.

R. fährt fort: Bei diesen Umständen mußte ich glückliche Ereignisse von außen her abwarten, um einen so viel als möglich sicheren Gang zu gehen. Denn wo das Leben der Lehre nicht entspricht, was hilft da der Unterricht? Wir antworten: gerade damit das Leben der Lehre zu entsprechen lernt, muß gelehrt werden; wollen aber nicht vergessen, daß wir hier nicht eine Religion unseres alten Abendsegens haben: Gelobt sei der Herr täglich! Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch, wir haben einen Gott, der da hilft und einen Herrn Herrn, der da vom Tode errettet, sondern die auch unter uns noch umgehende und bei wolwollenden Menschen beliebte „Religion der Weihestunden." „Hier, heißt es weiter, hinter unserer Schlimmen-Mauer konte ich schon eher daran gedenken. Der Unterricht in der alten Geschichte führte uns zum Lesen der alten Urkunden der Bibel, und die neueste Geschichte der Zeit mit ihren Folgen, unsere einfachere Lebensart, das Leben des Sokrates in der Griechischen Geschichte u. s. w., vorzüglich aber die glücklicheren Fortschritte meiner Zöglinge führte den Zeitpunkt herbei, welcher mir zum Religionsunterricht der beste zu sein schien. — Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes geht. — Die Bibel selbst in die Hände meiner Zöglinge zu geben, wäre mir unmöglich gewesen und doch würde ich es außerordentlich bedauert haben, wenn ich sie ganz aus unserem Lehrplane hätte ausschließen müssen — Zerrenners Schulbibel hat ausgeholfen — Mir ist sie ein unschätzbares Buch in jeder Hinsicht. Noch nie hatte ich sie studirt — welche Zeiten —: seitdem ich dieses zum Besten meiner Zöglinge und zu meiner eigenen Belehrung thue, erquickt sie mich und je genauer ich sie kennen lerne, desto wichtiger wird sie mir werden. Unbegreiflich ist es mir, wie so wenig Menschen über sie vorurteilsfrei urteilen, wie sie nicht für den gebildetsten Menschen ein Hauptbuch für sein Leben sein soll". Haben wir in diesem Lezten eine kindliche Unschuld und Naivetät, die etwas Rührendes hat, so dürfen wir bei dem Folgenden noch mehr die Gnade nicht vergessen, daß uns ein anderer Geist der Unterscheidung gegeben ist, als jener Zeit. „Was sagen Sie dazu, heißt es in dem Briefe an Zerrenner weiter, daß unsere ausgezeichneten Genies wie Goethe und — Voß, selbst Voß, der christliche Dichter, keine Christen sind, daß sie diese Religion nicht befriedigt, nicht überzeugt? Sind sie auf dem Wege aus den Griechischen Mythen und den Klassikern eine neue aufzubauen oder nicht, das weiß ich nicht. Aber das neue Testament, sagen sie, steht schon hinter dem alten zurück, und in den Griechen und Römern liegt eine Religion, die weit erhabener und schöner als in der Bibel, weit menschlicher und wahrer ist. — Es sollte mich wundern, wenn sie nicht schon eine kleine Kirche um sich oder auch in der Ferne versammelt hätten. Jene Nachricht ist mir aus einer ziemlich lauteren, sonst immer reinen Quelle geflossen, sie ist mir glaublich aber unbegreiflich!" Uns, die wir das Wort haben: der natürliche Mensch vernimt Nichts vom Geiste Gottes, ist dieses durch Gottes Gnade nicht so unbegreiflich.

Es komt aber bald noch anders; neue Lebenserfahrungen legen neue Breschen in die Schnepfenthaler Anschauung und vertiefen das religiöse Bewußtsein; er schreibt über seinen ältesten Zögling: „Bis jezt ist seine Ausbildung das ganze Ziel meiner Thätigkeit gewesen, aber fast muß ich sagen, daß mein Herz schon lange zerknirscht war, weil das reine hohe Ziel, daß ich mir gesteckt hatte, unerreichbar ist; ich wollte meinem Zöglinge die kindliche Unschuld, die erröthende Schaam, den einfachen Sinn, die Wärme des Gefühls, die Reinheit des Herzens erhalten und ihr durch mein Beispiel, durch die schöne Natur, durch Lehren der Tugend und Religion, durch Durst nach Erkentnis fest und unverletzbar gegen die Angriffe der Außenwelt machen — aber es gelang mir nicht. Meine Klugheit war nicht klug genug gegen das Licht und den Schimmer und die Thorheit der umgebenden Welt. Die Unschuldwelt, in die ich meine Zöglinge einführte mußte ich aufgeben und die wirkliche Welt drängte sich ihnen bald in ihrer nackten Gestalt auf und so wurden sie selbst neugierig, übermüthig, altklug, kälter, kurz sie nährten sich allmälig ihren Vorbildern. Ich konte nicht ändern, was nicht in meine Macht stand und so mußte ich Gutes und Böses in mein Handlungsweise aufnehmen. Ich mußte dem ältesten meiner Zöglinge die Thorheiten, die Leidenschaften der Menschen aufdecken um wahrhaft zu sein und mußte nun anfangen, ihm Alles beim rechten Namen zu nennen. Wie schwer mir das wurde, kann ich keinem Menschen sagen." Denen braucht er es nicht zu sagen denen sich ihre Ideale mit den Flecken des Sterblichen, Verweslichen und Fleischlichen überkleideten oder die sie wie Wolken zerrinnen sahen!

Zu diesen Erfahrungen in der Elevenwelt kamen um die Zeit noch aufregendere politischer Art innerhalb der Mauern der Stadt Frankfurt; die Schlacht bei Jena war geschlagen und füllte die Stadt mit Blessirten und Kranken der Schlachten und des Tages, und lange Züge Gefangener wurden von übermüthigen Franzosen durch ihre Straßen abgeführt. An dieses Elend reihete sich eins anderer Art, den Menschen in seiner niedrigen Gesinnung und seinem Schmuz zu zeigen, so hochgestellt er auch sonst im Leben ist. Durch die Rheinbundacte vom 12. Juli 180[illegible] war Frankfurt dem Erzkanzler Fürst-Primas Dalberg zugefallen und damit unter die mittelbare Herschaft Napoleons gestellt. Gegen Ende des Jahres beglückte die Kaiserin Josephine die Stadt mit ihrem Besuche. Sie war von der Königin von Holland mit ihrem ältesten Sohne und der Großherzogin von Baden begleitet. Es wurde Alles aufgeboten, ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen und es gelang vollkommen. „Alle waren überaus gnädig und huldreich, schreibt R., noch gellen mir die Ohren von den unaufhörlichen Erzählungen hierüber. Ich bin erstaunt, mit welcher Schnelligkeit unser sogenanter Reichsbürgersinn sich in den Hofton umgewandelt hat; wie bald diejenige

welche vorher Alles mit Bitterkeit durchgehechelt hatten, was in Bezug auf diese Personen stand, nun Alles überaus liebenswürdig, geistreich, voll Anstand und Würde fanden. Jeder hat sich in den steifsten Gesellschaften ganz vortrefflich amüsirt, wenn ihm nur ein gnädiger Blick zugeworfen wurde. Der Bürgergeist entweicht nun bald immer mehr unsern Mauern, und bald werden Barone und Grafen statt der ehrsamen Bürger, die noch in ihrem Comtoir fleißig waren, im Genusse ihres Reichtums und der Hofluft hier vegetiren." Dieses Alles sollte aber noch nicht genug sein für das leidende Herz des Menschenfreundes mit seinem Glauben an das Reich des Wahren, Guten und Schönen in dieser Welt, es ward noch härter angefaßt. Am 1. April 1807 starb der redlichste Freund und treue Hausvater R.'s, Rath Hofmann, bei dem er mit seinen Zöglingen hinter der Schlimmen-Mauer wohnte. So lebe ich, sagt R., wieder in dem älterlichen Hause, freilich auf einem anderen Fuße wie sonst und auf Händen getragen, aber doch immer von Wellen umspült, die, wenn sie auch zurückprallen, doch anfeuchten und weglecken und wässrige Gesellen sind.

In diese Zeit des Frankfurter Aufenthalts fallen auch zwei Reisen in die Schweiz und dazwischen der Tod des Herrn Hollweg, der aber in R.'s Verhältnissen Nichts ändert; das Ziel beider Reisen ist Yverdun, denn vor dem Worte Methode beugte alle Welt um diese Zeit ihr Haupt und Pestalozzi war eine Art pädagogischer Heiliger dieser Tage, zu dem man wallfahrtete; darum war der Aufenthalt R.'s jedesmal ein „pädagogischer Hochgenuß." Beim zweiten Besuche sieht aber R. schon den eintretenden Verfall der Anstalt (Yverdun und auch das hinsinkende Schnepfenthal zu regeneriren gehörte später zu den gefaßten und wieder aufgegebenen Lebensplänen R.'s); rührend ist, was der alte Pestalozzi in einem Zwiegespräch über sich selbst sagt: „Ich kann nicht sagen, daß ich das Alles hervorgebracht, was ihr da sehet; Niederer, Krüsi, Schmid u. s. w. würden mich mit Recht auslachen, wenn ich sagte, ich wäre ihr Lehrer. Ich kann nicht rechnen, nicht schreiben, verstehe keine Grammatik, keine Wissenschaft, der geringste meiner Zöglinge weiß mehr als ich; ich bin nur der Wecker der Anstalt, und Andere müssen eigentlich hervorbringen, was ich denke: ich bin nur ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung." Dem fügt R. bei: dieses ist in der That wahr und dennoch würde ohne ihn das ganze Werk nicht da sein; er hat keine verständliche Sprache, spricht weder rein Deutsch noch Französisch und dennoch ist er die Sele der Gesellschaft in Scherz und Ernst, dennoch ist seine Morgenandacht, sein Morgengebet, seine Prüfung der Herzen seiner Zöglinge tief eingreifend und überaus wirksam. Er wird geliebt und verehrt wie ein Vater.

Ueber die zwei Jahre Aufenthalt in Genf, wohin R. mit den beiden Jünglingen Sömmering, eben 18, und dem jungen Bethmann-Hollweg, August (der ältere Philipp war bereits in ein Comtoir zu Petersburg abgezogen), unlängst 16 Jahr alt geworden, zog, liegen ebenfalls ausführliche Mittheilungen vor. Wie die mächtige Alpenwelt den Natursinn in R. wachrief, mag ein Jeder sich leicht vorstellen; er fiel so zu sagen nicht blos ins Schnepfenthalsche zurück, sondern ging noch darüber hinaus, indem R., dessen Zöglinge und deren Lehrer im Englischen und die Genfer Hauswirthin zwei Sommermonate in der Nähe des Dörfchens St. Gervais, am Fuße der Alpen, eine Tagereise von Genf, da wo man zuerst den Montblanc in seiner ganzen Pracht erblickt, à la Robinson verlebten. Sonst hatte das Leben in Genf für die Zöglinge zum nächsten Zweck sich zu Meistern der Französischen Sprache zu machen, und nachdem die klassische Bildung vollendet und die Welt der Antike ihnen aufgeschlossen war, ihnen in Genf für das praktische Leben die Augen zu öffnen und sie in dasselbe einzuführen; es wurden deshalb außer der Beschäftigung mit neuen Sprachen Vorlesungen über exakte Wissenschaften gehört. R. verkehrte außerdem viel mit den Freunden in dem nahen Yverdun und ergötzte sich an der näheren Bekantschaft mit Frau von Stael und August Wilhelm Schlegel; sein Urteil ist uns aber etwas zu unschuldig. Was diese Frauensperson in ihren Kreisen für eine Macht gehabt hat, ersieht man daraus, daß wer aus ihrer Gesellschaft kam, gleich gefragt wurde: Est-ce qu'elle a été brillante? Aber auch die Frömmigkeit in Genf verfehlte ihres Eindrucks auf das empfängliche Herz R.'s nicht. Wenn er auch den Katechismus-Unterricht, den dort die Aeltern den Kindern erteilten, in seiner Bedeutung nicht würdigen konnte, so war es ihm doch wolthuend, daß die Aeltern die Bibel achteten, keine gute Predigt versäumten, die Prediger selbst die Vorbereitung zur Confirmation ernstlich trieben und alle den Namen Gottes und des Heilandes mit Ehrfurcht aussprachen. Der Genfer Aufenthalt ward indeß abgekürzt, da es, früher als zuerst bestimmt, nach Italien gehen sollte, der ältere Hollweg war mit angegriffener Gesundheit von Petersburg gekommen und ihm der Aufenthalt im Süden vom Arzt befohlen, er kam bis München, wohin ihm R. von Genf entgegen kam, dort seinen Zögling Sömmering an seinen Vater ablieferte und mit den beiden Hollweg's über Inspruk nach Italien zog. Aber kurze Freude, der ältere Hollweg, Philipp, erkrankte in Florenz an einem pestartigen Nervenfieber, konnte ungeachtet aller Pflege nicht am Leben erhalten werden und ward auf dem Kirchhof der Protestanten zu Livorno begraben. Dadurch bekam die Reise von vornherein einen Knick und ihre Freude litt durch die Sorge um den übrig gebliebenen jungen Freund; zudem stand Rom unter der Herschaft der übermütigen Franzosen, die die Kunstschätze nach Paris geschleppt und den Pabst in die Gefangenschaft abgeführt hatten, was freilich das leichtsinnige Volk nicht abhielt seinen Carneval in altgewohnter Lustigkeit zu feiern. Das Wichtigste waren

für R. die gemachten Bekanntschaften mit den hervorragendsten Künstlern, die in der sonst von Fremden ziemlich leeren Roma sich aufhielten, Thorwaldsen, Overbeck, Cornelius und die Gebrüder Riepenhausen, auch der excentrische Zacharias Werner ward für R. ein anregendes Element. Die Künstler lebten dort ihr ideales Leben fort ohne berührt zu werden von den gewaltigen Ereignissen, welche sich um diese Zeit im Norden vollzogen, wo der Thronräuber und Völkerzertreter von der Hand Gottes getroffen ward. Am 7. November 1812 war man von München aufgebrochen und in der Mitte des Sommers 1813 war man wieder in der Heimat, wo Alles sich dem Entscheidungskampfe für die deutsche Freiheit zuwandte. R. sollte nach der Verabredung mit der Mutter seines Zöglings mit diesem sofort nach Göttingen ziehen, wo dieser unter Anleitung seines Freundes seine juristischen Studien beginnen sollte und lezterer dort in ruhiger Muße die lezte Vertiefung für seine wissenschaftlichen Studien auf dem Gebiete der Erdkunde vollenden und mit dem Ausgange größerer Werke als die bisherigen zu beginnen gedachte. Aber die allgemeine Begeisterung des Volkes ergriff Führer und Zöglinge (der junge Sömmering hatte sich in Deutschland ihnen wieder angeschlossen um nach Göttingen mit zu gehen) und es galt einen harten Kampf mit der Mutter, der es natürlich war den ihr gebliebenen Sohn den Gefahren des Krieges nicht auszusetzen; die ihr Widerstrebenden fühlten aber die Verpflichtung in den Kampf für das Vaterland mit einzutreten, der sich ihrer klassischen Anschauung wie der Kampf Griechenlands gegen die Uebermacht und die Unterdrückung durch die Perserkönige darstellte, und wenn sie zu Hause blieben erschien ihnen ihr Patriotismus als bloße „Redensart", aber wenn die Mutter nicht wollte, so litt R.'s Liebe zu seinem Zöglinge nicht sich von diesem zu trennen; zur Ruhe kamen alle erst als Paris von den Alliirten eingenommen war.

Den Aufenthalt in Göttingen und den Gewinn aus demselben für R. vergleicht der Verf. sehr passend und hübsch mit einem Alpensee, in dem sich die unzähligen großen und kleinen Bäche und Flüsse in weiten und unergründlichen Tiefen sammeln und dann in hellen Fluten und unerschöpflicher Fülle sich weiter ergießen; R. ist nicht so gerecht, er kann sich in das dortige Leben nicht finden, und Hausmann ist unter den Akademikern der einzige, dem er sich in voller Liebe hingegeben; aber groß ist seine Freude, als durch Empfehlung bei dem Oberbibliothekar die ganze Bibliothek gleichsam zu einem Privatbesitz ihm wird; die alte Vereinigung von Lehren und Lernen finden wir auch noch ungeschwächt bestehend; mit dem einen Zöglinge, August, wird juristische Encyclopädie bei Hugo und Plato bei Dissen gehört, mit dem andern, Sömmering, der Medicin studirt, Einleitung in die Mineralogie bei Hausmann, „dem vortrefflichen Docenten und Menschen." In die Zeit des vierjährigen Aufenthalts in Göttingen fallen zwei Berliner Reisen, die eine, um mit seiner Schwester, die in Duderstadt in der Nähe von Göttingen verheiratet war, wohin er von lezterer Stadt viele Fußtouren à la Schnepfenthal unternahm und bei der er später seine Braut Lilli Kramer, Nichte des Schwagers und älteste

Tochter des zu Halberstadt verstorbenen Medicinalraths Kramer, kennen lernte, die in Berlin wohnenden Brüder zu besuchen; die Reise ging über den Harz im Hochgefühl des Sieges über Napoleon, den Deutschland und England eben errungen, und der Aufenthalt in Berlin ward wichtig durch die Bekantschaft mit Schleiermacher, dem es, wie R. damals noch meinte, gelungen war, die christliche und antike Bildung, Christus und Plato mit einander zu versöhnen und dessen dialectisch musterhafte Predigten ihn mit Verwunderung erfüllten; von weit größerer Tragweite für das Reich Gottes war die zweite im Frühling 1816, um wegen Verlag seines größeren vierbändigen, in der Erdkunde Epoche machenden Werks, an dem er acht Jahre gearbeitet, das seinen Namen durch Deutschland trug und Wünsche, den Verfasser zu erwerben, von allen Enden eintrafen, mit dem Verleger Reimer zu verhandeln. Dem geographischen Werke seine volle Bedeutung lassend, müssen wir doch von ihm an dieser Stelle sagen: Saul suchte eine Eselin und fand ein Königreich; R. wohnte hier wie früher in Göttingen mit seinem nun zum Freunde herangewachsenen früheren Zöglinge August Hollweg zusammen und durch diesen kam er in Beziehung zu einem Kreise von jungen ihm befreundeten Männern, die aus ihrem gemeinsamen tiefern geistigen Streben, durch das Suchen nach einer lebendigen religiösen Erkentnis innig verbunden waren und eben damals durch die Mitteilungen, welche Einige von ihnen nach einer Reise in Baiern über die von Boos, Goßner und Lindl hervorgerufenen großen Erweckungen machten, mächtig zu einem neuen Glaubensleben angeregt waren. Baron von Kottwitz, der tieferfahrne Christ und edle thatkräftige Freund der Armen, war der Berather des kleinen Kreises. Hierdurch lernte auch R. ihn kennen und trat ihm näher. Es konte nicht fehlen, daß die aufopfernde Liebe des Mannes, den er in einem Briefe an seine Schwester „einen wahren Armenvater, einen zweiten Pestalozzi nent", in seinem für solche Liebe empfänglichen Herzen einen tiefen Anklang fand und seine ganze Verehrung gewann. Er erzählt in jenem Briefe, in dem er von dessen Wirksamkeit in der von ihm eingerichteten Armen-Beschäftigungsanstalt berichtet, wie vortrefflich die von ihm gehaltenen Betstunden seien und wie er denselben mit inniger Erbauung beigewohnt habe. Hier trat ihm in allem Thun der lebendige Glaube an Jesum Christum entgegen; hier fand er den er unwissend in seiner Unruhe gesucht und nicht gefunden, den Heiland und Seligmacher der Menschenkinder; und das Zeugnis von ihm voll Einfalt und Besonnenheit bei aller Wärme. Denselben Geist fand er in den Predigten des ehrwürdigen Hermes, Predigers an der Gertraudtenkirche, der durch die einfältige Predigt des Evangeliums eine kleine Gemeine Gläubiger um sich versammelt hatte. Hollweg hatte sich bald nach seiner Uebersiedelung nach Berlin ihr angeschlossen und durch ihn ward R. auch ihr zugeführt.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die Pfälzische Kirche im Jahre 1864.

„Unsere Religion ist die Politik" — haben Feuerbach und Ruge vor etwa einem Vierteljahrhundert laut genug verkündet. Ihr Glaubensbekentnis hat inzwischen Proselyten genug gewonnen: ihre Zahl heißt Legion. „Die Politik ist die Religion der Gegenwart" — ist bereits eine stereotype Redensart in den Zeitungen geworden. Auch auf unsre kirchlichen Verhältnisse haben die Leute, deren Religion die Politik ist, einen gar großen Einfluß ausüben dürfen. Der Hauptrepräsentant derselben in unserer Pfalz ist der Redacteur des „pfälz. Kurier", der seit Jahrzehnten keine Kirche mehr besucht, sich aber rühmen konte, daß durch seine Bemühungen vorzugsweise die pfälzische Kirche von manchen Uebeln befreit worden, unter andern vom neuen Gesangbuch und vom alten Kirchenregiment. In seinem Glaubensbekentnis sagt er offen: „Die Bibel ist Menschenwerk . . . die Lehre vom Teufel, von der Erbsünde, von der Gerechtigkeit durch den Glauben, von Christi Versöhnungstod und Himmelfahrt u. s. w. gehören dem Mittelalter, der Vergangenheit an, und können nur noch zur Bestigung und zum Spotte dienen." Wenn solche Leute, die eigentliche Antipoden der christlichen Wahrheit sind, einen entscheidenden Einfluß auf die Leitung der Kirche ausüben dürfen, da müssen wir unwillkürlich an das Wort Tertullians denken: faciunt favos et vespae, faciunt ecclesias et Marcionitae.

Ein allzu geneigtes Gehör fanden die Politikreligiösen unserer Pfalz seit 1859 an dem vor einigen Monaten quiescirten Cultusminister v. Zwehl. In der ersten Periode seiner Amtsführung — vom Anfang der 50er Jahre an — handelte der Herr Minister nach dem positiv-evangelischen Princip, in der zweiten Periode aber — von 1859 an — nach dem entgegengesezten rationalistischen. Der Grund dieser Metamorphose liegt offen vor. Die Generalsynode von 1853 hatte das ochlokratische Wahlgesetz von 1848 aufgehoben und eine neue Wahlordnung proponirt. Nach dem bestehenden Rechte konte nun der Cultusminister beim König einen doppelten Antrag stellen: entweder verkümmerte Genehmigung oder gänzliche Verwerfung der von der Generalsynode proponirten Wahlordnung. Aber weder das eine noch das andere geschah: statt der von der Generalsynode proponirten Wahlordnung in Betreff der Bildung von Diöcesansynoden wurde vom Cultusminister ein neuer Abschnitt — der freilich mit den ursprünglichen Bestimmungen der Vereinigungsurkunde von 1818 übereinstimte — interpolirt und dem König zur Genehmigung vorgelegt. Diese Interpolation oder Substitution war eine offenbare Octroyirung. (Der Berichterstatter hatte mit einigen seiner Freunde gegen diese Verfassungsverletzung auf der Diöcesansynode protestirt, es ist sehr zu beklagen und auch schon beklagt worden, daß nicht alle Synodalen wie Ein Mann Protest erhoben haben). Die kirchliche Opposition drohte von 1859 an, gegen den Cultusminister bei der Kammer die Klage auf Verfassungsverletzung zu erheben. Um das abzuwenden, fing der Herr Minister an, der kirchlichen Opposition, die auch in der Kammer stark vertreten war, zu Gefallen zu leben. Die Männer des „prot. Vereins", die besonders durch den Abgeordneten Umbscheiden in München gut vertreten waren und stets von dem herschenden Winde offiziell informirt wurden, waren von da an mit dem größten Zuwachs zum Herrn Cultusminister erfüllt. Nach der fama bestand von jetzt an ein gar inniger und lebhafter Verkehr zwischen den Choragen des „prot. Vereins" und zwischen dem Herrn Cultusminister. Was für Entschließungen in wichtigen Angelegenheiten von den höchsten Stellen herabgelangen würden, welche Persönlichkeiten für diese oder jene höhere Kirchenstelle vorgeschlagen und ernant würden u. s. w. — das haben die Choragen des „prot. Vereins" oft schon lange vorher so bestimt und richtig vorausgesagt, daß man meinen könte, sie seien geheime Räthe oder Assessoren, wenn man nicht annehmen will, daß sie eine wirkliche Divinationsgabe besitzen. Mit der Quiescirung des Herrn von Zwehl ist dem „prot. Verein" eine Stütze gebrochen. Bei seiner Generalversamlung am 4. December 1864 in Neustadt a./H. hat es derselbe auch nicht unterlassen, dem abgetretenen Cultusminister ein Dankvotum auszusprechen. Aller weiteren Bemerkungen über Herrn v. Zwehl enthalten wir uns, damit man nicht auch auf uns das Wort anwenden müsse: cadente quercu quilibet ligna secat!

Eine der lezten, für unsre Kirche wichtigen Ausfertigungen des mehrerwähnten Cultusministers v. Zwehl war die Besetzung der $\frac{5}{4}$ Jahre lang erledigten geistlichen Rathsstelle im Consistorium. Die Geschichte der $\frac{5}{4}$jährigen Consistorialkrisis ist die beste Illustration unsrer kirchlichen Lage, weshalb wir dieselbe notwendig mitteilen müssen.

Eine bloße Consequenz von der Quiescirung des Consistorialrathes Börsch, die ja nur wegen des von demselben vertretenen positiven Principes erfolgte, war es, daß für die Besetzung seiner Stelle ein Mann von der entgegengesezten Richtung gesucht wurde. Das Kirchenregiment hatte zuerst einen der tüchtigsten unter unsren Rationalisten, den Pfarrer Hofer in Edenkoben, hiefür vorgeschlagen. Der Cultusminister war mit dem Vorschlag einverstanden. Der König aber wies den Vorschlag des Kirchenregiments und des Cultusministeriums entschieden zurück. Dem König sollen nämlich nach der fama von einem pfälzischen Laien Artikel und Blätter, die Hofer in den Jahren 1848—49 habe drucken lassen, übersandt worden sein, aus denen hervorgehe, daß sein politisches Verhalten „inkorrekt" gewesen. Ueber die weitere Geschichte der Consistorialkrisis schreibt der in dieser Beziehung genau unterrichtete Correspondent der Erlanger „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche": „Dem Consistorium ging nun der allerhöchste Befehl zu, im Einvernehmen mit dem Präsidium der k. Regierung ein Gutachten abzugeben über die Besetzung der Rathsstelle, durch Prodekan Ney von Mutterstadt. Ney wurde vom Kirchenregiment einstimmig vorgeschlagen; dasselbe konte sich sogar nicht entschließen, noch einen andern Geistlichen an dessen Stelle vorzuschlagen. In den ersten Tagen des Monats Februar v. J. war der Vorschlag nach München abgegangen, aber am 9. März soll derselbe noch nicht im Cabinet des Königs gewesen sein. Am 10. März starb der König. Der „prot. Verein" schöpfte jezt wieder Hoffnung, die Ernennung Ney's hintertreiben zu können. Es währte nicht gar lange, da erschien im „pfälz. Kurier" ein Artikel, der den Prodekan Ney als „einen grundsätzlichen Gegner oder zweideutigen Freund der unirten Kirche" bezeichnete und ihm das Vertrauen des pfälzischen Volkes absprach. Nur Unwissenheit oder Bosheit konte solches schreiben. Wenn aber der „pfälz. Kurier" weiter schreibt, „für die Ausgestaltung der Kirchenverfassung und die Einführung von vernünftig-christlichen Lehrbüchern" sei von Ney nichts zu erwarten, so hat er damit wol Recht. Ney hatte während der lezten Generalsynoden offen erklärt: Der Unterschied zwischen ihm und der Linken sei der: er sehe die neue Wahlordnung als die lezte Concession an, die Linke dagegen als den Anfang einer Reihe weiterer Concessionen. Wir glauben aber auch, daß die gegenwärtigen Mitglieder der Kirchenbehörde, die in der Generalsynode so wacker einge-

treten waren für den von der Linken angefochtenenen §. 7. der Wahlordnung, der von den Presbytern kirchliche Qualitäten fordert, und die vorher erklärt hatten: „die unirte Kirche ist kein Tummelplatz für ein Freikirchentum" — eher von ihrer Stelle abtreten, als daß sie die Hand bieten zu der vom „pfälz. Kurier" ersehnten „Ausgestaltung der Kirchenverfassung und Einführung von vernünftig-christlichen Lehrbüchern." Um die Zeit, wo jener Artikel gegen Ney im „Kurier" erschienen, hat man bemerkt, daß der Vorstand des „prot. Vereins," J. Exter aus Neustadt, nach München gereist. Man vermutete, der eigentliche Zweck der Reise sei der gewesen, das Cultusministerium zu bestimmen, die erledigte Consistorialrathsstelle mit einer dem „prot. Verein" genehmen Persönlichkeit zu besetzen. Bald tauchte auch das Gerücht auf, Ney sei vom Cultusministerium aufgegeben, trotz dem, daß es der mit aller Entschiedenheit ausgesprochene Wille des verstorbenen Königs gewesen, denselben ins Consistorium zu berufen; vom „prot. Verein" werde für den Pfarrer König von Wachenheim beim Cultusministerium gearbeitet. Pfarrer König fand indeß, wie er sich selbst ausdrückte, die Rathsstelle im pfälzischen Consistorium nicht beneidenswert: er soll anfangs abgelehnt haben. Darf man dem Gerüchte glauben, so war der inzwischen zum Dekan beförderte Pfarrer Wanzel von Zell, der in der Generalsynode zu den Hauptvertretern der Linken gehörte, zweimal vom Kirchenregiment ersucht worden, als Rath ins Collegium einzutreten. Aber auch dieser hat abgelehnt. Außer den genanten Pfarrern waren noch einige andre ersucht worden, die Lücke im Consistorium auszufüllen. Man fürchtet die Quiescirung beim ersten Umschlag. Es ist seit Menschengedenken noch kein geistlicher Consistorialrath im aktiven Dienst gestorben; sie wurden alle vom Staat früher quiescirt, als von Gott. Doch endlich nach einem Zaudern von $\frac{5}{4}$ Jahren brachten die Zeitungen die Nachricht, Pf. König sei zum Consistorialrath und zugleich zum Pfarrer in Speier ernant."

Der Kurier gratulirte den pfälzer Protestanten zur Besetzung der Rathsstelle durch Pf. König. Er meint, nun sei der Axt der Stiel gefunden. Er sagt unter Anderem: „In den Gemeinden, wo hie und da noch Unfriede besteht, wird der Friede wieder hergestellt, da wo das neue Gesangbuch noch Geltung hat, wird es dem alten Platz machen müssen, der kirchliche Fortschritt, wie er in andern Ländern bereits ins Leben eingeführt ist, wird auch bei uns in seine vollberechtigten Bahnen eingelenkt werden. Die Schul- und Kirchenbücher, mit dem Geiste und der Bildungsstufe unserer Zeit im Widerspruche, werden anderen zeitgemäßeren das Feld räumen müssen. . . . Wir möchten nur die langen Gesichter der frommen Kirchenblätter sehen, die bei der Nachricht von der Ernennung des Herrn Pfarrer König gezogen worden sind. . . . Gewiß ist unter allen Umständen, daß Herr Consistorialrath und Stadtpfarrer König, so viel an ihm liegt, ganz entschieden die Pläne und Bestrebungen der Frommen durchkreuzen und das Seinige thun wird, um alle Erwartungen der Freunde der unirten Kirche bezüglich ihres vollen und ganzen Ausbaues endlich zu erfüllen. . . . Todt ist Eure Sache, Ihr Frommen der Pfalz. Wer Niederlagen zu quittiren hatte, wie Ihr, der vermag sich höchstens noch auf galvanischem Wege zu künstlichen Zuckungen, aber nie und nimmer zu einem natürlichem Leben aufzuraffen. Für die Nichtauferstehung von Eurem Tode lassen wir die Pfälzer Protestanten sorgen, sie werden Euch schon hindern, wenn Ihr die Pforten Eurer Gräber zu sprengen trachtet."

So mögen einst auch die Arianer in Constantinopel den Anhängern und Vertheidigern der biblisch-orthodoxen Kirchenlehre zugerufen haben. Aber sie konten die lezteren doch nicht hindern, die Pforten ihrer Gräber zu sprengen, obwol sie auch für die Nichtauferstehung vom Tod gesorgt zu haben meinten. 40 Jahre lang hatten die Arianer die Nationalkirchen im Besitz. Da kam Gregor von Nazianz, „der Theologe" nach Constantinopel. Der Mann hatte mehr als ein blos galvanisches Scheinleben, er hatte das geistliche Leben von oben. Bei einem seiner Verwandten in einem Bethaus sammelte sich eine nicht kleine Zahl Arianer um den Gottesmann — und siehe da sie kehrten zum Bekentnis der biblischen Wahrheit zurück. Das Bethaus bekam jezt den Namen Anastasienkirche (Auferstehungskirche). Wäre jezt wirklich, wie der Kurier meint, die biblisch-kirchliche Lehre in der Pfalz todt — was aber, Gott sei Dank, nicht der Fall ist — nun dann käm's gewiß auch in unsrer Pfalz noch zu einer Anastasienkirche. Wir erwarten ganz entschieden einen dies restitutionis.

(Schluß folgt.)

Gegen Schenkel die Synode Wusterhausen.

Die Unterzeichneten stimmen von ganzem Herzen den ermutigenden Worten bei, welche eine Anzahl von Berliner Geistlichen unterm 20. December v. J. an die bedrängten Amtsbrüder in Baden gerichtet hat, und fühlen sich gedrungen, dies hiermit öffentlich zu erklären. Wusterhausen a. D., den 22. Februar 1865.

Wolff, Superint. zu Wusterhausen a. D. Gottschick, Pastor und Kreis-Schulinspektor zu Wusterhausen a. D. Baldenius, Pa. zu Neustadt a. D. Wintzer, Prediger und Rektor zu Neustadt a. D. Mittelbach, Superint. a. D. und Pastor zu Köri. E. Pfeiffer, Past. zu Lögow. Talkenberg, Past. zu Dree. L. Hentschel, Past. zu Gantzer. Buchholz, Past. zu Brunn. Wegener, Past. zu Seegeletz. Sieke, Past. zu Rohrla. von Berg, Bahnhofs-Inspektor und Kirchen-Aeltester zu Köri. Arndt, Past. zu Sieversdorf.

Gegen Schenkel aus der Synode Lenzen.

Wir erklären uns von Herzen einverstanden mit dem von Berliner Geistlichen unter dem 20. December v. J. an die in Bad. kämpfenden evangelischen Brüder gerichteten Zuruf.

Lenzen an der Elbe, den 9. Februar 1865.

Ebel, Prd. in Pröttlin. Gössel, Prd. in Boberow. Kober, P. in Lenzerwische Lange, Prd. in Lenzen. Meißner Prd. Warnow. Mummelthey, Prd. in Wustrow. Palis, Prd. Lanz. Schröder, Prediger und Kreisschulinspektor in Mödli. Tewaag, Prd. in Seedorf. Weimann, Sup. und Oberp. in Lenzen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 15. März. № 21.

Der Antichrist.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns zu einer zweiten Hauptfrage: Gehört er Antichrist der Welt an oder geht er aus der Kirche ervor? Die Beantwortung dieser Frage ist von nicht geringer edeutung. Haben wir es hier mit Verhältnissen innerhalb der rche zu thun, nicht mit einer von außen an sie herantretenden efeindung, so wird die Brücke abgebrochen zwischen 2 Thess. 2 d der Apokalypse und der Antichrist verliert den grotesken bernatürlichen Charakter, der aus der Zusammensetzung aus llkommen heterogenen Bestandteilen hervorgegangen ist. Das hema der Apokalypse ist der Kampf mit dem Heidentum, nächst mit Rom, das Thier aus dem Abgrunde, das man so lfach mit dem Antichrist combinirt hat, ist der heidnische Staat.

Da ist nun von entscheidender Bedeutung, daß der Apostel eich zu Anfang von dem Abfalle redet. Der Abfall hat die rangegangene Erkentnis der Wahrheit zu seiner Voraussetzung. er Apostel erklärt sich selbst, wenn er in 1 Tim. 4, 1 sagt: n den lezten Zeiten werden welche vom Glauben abfallen." ann ist auch erläuternd Hebr. 3, 12: „Sehet zu, Brüder, daß ht jemand unter euch ein arges ungläubiges Herz habe, abfallen von dem lebendigen Gott." Zum Abfall von ihrem lauben und ihrem Gott wurden die Hebräer, die Christen in erusalem, damals von dem verfolgenden Judentum angereizt. uf diese von den Juden ausgehende Gefahr des Abfalls folgte ne andere von dem verfolgenden Heidentume ausgehende, die etrus in seinem zweiten Briefe keimen sieht (da sagt er, es erde ergehen wie in dem Sprüchwort von dem Hunde, der rückkehrt zu seinem Gespei, und von der Sau, die sich nach r Schwemme im Kothe wälzt) und die Judas als eingetreten zeichnet.

Es ist aber von Bedeutung, daß der Apostel nicht von nem Abfall redet, den die Leser erst aus seinem Briefe als vorstehend kennen lernten, sondern von dem Abfall, dem anrswoher ihnen bereits bekanten. Quelle dieser Kentnis kann r die Weissagung unseres Herrn über seine Zukunft sein, die aulus überall zu Grunde legt, wo er von den lezten Dingen det und auf die er sich auch in den beiden Briefen an die essalonicher und speciell in unserem Abschnitt mehrfach bezieht. ie Vergleichung dieser Grundstelle nun bestätigt, daß unter dem Abfalle das Abtreten von der bereits erkanten christlichen Wahrheit, der Abfall von Christo zu verstehen ist. Wir finden da diesen Abfall ausführlich geschildert. Die von der Welt ausgehende Verfolgung führt innerhalb der Kirche eine Erweichung herbei, man sucht die lästige Spannung zwischen der Kirche und der Welt aufzuheben: „Dann werden sich viele ärgern und einander verrathen und einander hassen, und es werden sich viele falsche Propheten erheben und Viele in die Irre führen. Und wegen des Ueberhandnehmens der Ungerechtigkeit wird die Liebe der Vielen erkalten."

Nicht ohne Bedeutung ist auch, daß der personificirte Abfall als der „Sohn des Verderbens" bezeichnet wird. Diese sehr eigentümliche Bezeichnung findet sich außerdem nur einmal im ganzen N. T. Sie komt in dem hohenpriesterlichen Gebete des Herrn von Judas dem Verräther vor. Wir können wol nicht zweifeln, daß der Apostel hierauf sich bezieht, daß er den Abfall der Zukunft als durch Judas vorgebildet bezeichnen will. Auch hienach kann der Abfall nur ein Abtreten von der bereits erkanten Wahrheit in Christo sein. Nur ein solcher kann durch Judas vorgebildet werden.

Dann ist auch das noch ins Auge zu fassen, daß der Abfall in die Zukunft gesezt wird. Das heidnische Verderben war schon damals in seiner vollen Energie und Ausdehnung vorhanden, wie wir das z. B. aus dem ersten Capitel des Briefes an die Römer ersehen. Es kann also nur an den Abfall in der noch jungfräulichen Kirche Christi gedacht werden.

Auf ein inneres Uebel führt auch die Vergleichung der Abschiedsrede des Apostels an die Aeltesten von Ephesus. Da sind die gräulichen Wölfe, die nach dem Abschiede des Paulus kommen werden, Irrlehrer, welche äußerlich der christlichen Kirche angehören. Der Unterschied zwischen ihnen und denjenigen, welche aus der eignen Mitte der Epheser aufstehen und Verkehrtes lehren, ist nur der, daß die gräulichen Wölfe von auswärts, aus den anderen christlichen Gemeinden kommen, ebenso wie Paulus mit der Verkündung der Wahrheit von auswärts gekommen war.

Daß der Antichrist inmitten der christlichen Gemeinschaft zu suchen ist, zeigen auch die bereits besprochenen Stellen in den Briefen des Johannes. „Sie sind von uns ausgegangen — so heißt es dort — aber sie waren nicht von uns, denn so sie von uns gewesen wären, so wären sie bei uns geblieben; aber auf daß sie offenbar würden, daß sie nicht alle von uns sind."

Endlich, die Ermahnung, welche der Apostel in V. 13 f. an

die Schilderung des Abfalls knüpft, zeigt, daß auch das christliche Thessalonich, obgleich der Apostel für dasselbe die besten Hoffnungen hegt, doch der Gefahr ausgesezt ist, mit in den Abfall hineingezogen zu werden. Gegen diese Gefahr soll die Ermahnung, wie auch die ganze vorangegangene Schilderung des Abfalls selbst, warnen und waffnen. Wenn der Apostel sagt: „so stehet nun, meine Brüder, und haltet fest an den Satzungen, die ihr gelehret seid, Er aber unser Herr Jesus Christus und Gott unser Vater ermahne eure Herzen und stärke euch", so sehen wir deutlich, daß der Abfall ein fressender Krebs innerhalb der christlichen Gemeinschaft ist, dem nur durch standhaftes Beharren bei der erkanten Wahrheit widerstanden werden kann. Es geht miteinander Hand in Hand, daß der Apostel im Anfange von dem Abfall redet, und am Schlusse von dem Stehen, Festhalten, Bestärken. Wir sehen aus dieser Correspondenz, daß der Abfall ein Abtreten ist von dem bisher behaupteten Christenstande.

Angesichts dieser gewichtigen und entscheidenden Gründe für ein inneres Uebel haben sich diejenigen, welche den Antichrist als eine außerkirchliche Macht betrachten, nur auf das Eine berufen können, daß in der Beschreibung des Antichristes die Worte: „der sich erhebt über jeden Gott" anspielen auf das, was in Dan. 11, 36 von dem heidnischen Tyrannen Antiochus Epiphanes gesagt wird. Allein es ist das eben eine bloße Anspielung, ein eigentliches Citat liegt nicht vor. Da nach allen Gründen das Uebel ein innerliches ist, so kann der Zweck nur der sein, darauf hinzuweisen, daß der ursprünglich heidnische Gräuel menschlicher Selbstüberhebung und Menschenvergötterung auch in die Kirche eindringt.

Die Sache komt hienach also zu stehen. Der Apostel hatte in dem ersten Briefe an die Thessalonicher ihnen zum Troste die mit lebhaften Farben geschilderte herliche Zukunft Christi zum Gerichte über seine Feinde vor Augen gestellt. Diese Verkündung war von ihnen begierig ergriffen worden. Sie standen mitten in der heidnischen Verfolgung, erlitten, wie der Apostel sagt, dasselbe von ihren eignen Landsleuten, was die Kirchen in Judäa von den Juden, 1 Thess. 2, 14. Es war natürlich, daß sie sich in diesen schweren Bedrängnissen nach der Zukunft des Herrn sehnten, die ihnen ein Ende machen sollte. Sie glaubten in dem Briefe des Apostels zu lesen, daß diese Zukunft, die der Apostel ihnen allerdings recht vor Augen gemalt hatte, unmittelbar bevorstehe. Dieser Meinung entgegenzutreten ist recht eigentlich der Zweck des zweiten Briefes. Nach dem Vorgange des Maleachi in C. 2, 17 — 3, 6 lenkt der Apostel darin das Auge ab von dem Verlangen der Rache gegen ihre äußeren Feinde und richtet es auf ihre eignen Schäden, auf die großen Gefahren, welche in Zukunft die christliche Gemeinde in ihrer eignen Mitte bedrohen, auf das Gericht, das bei dem Hause Gottes anfangen wird. Er will sie also von der schwärmerischen Exaltation abführen und bewirken, daß sie das stolz erhobene Haupt senken, daß das Wort in ihnen lebendig wird: „wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." Sie wollten sofort triumphiren, das ist ja bis auf den heutigen Tag unser aller Krankheit, er weist sie darauf hin, daß zunächst Kampf, heißer Kampf ihre Bestimmung ist.

Wir wenden uns nun zu einer neuen wichtigen Frage. Die einzige Vorbedingung des offenen Auftretens des Antichristes ist nach dem Apostel die, daß, was es noch aufhält oder, wie gleich darauf gesagt wird, der es noch aufhält, hinweggethan werden muß. Was ist dies Aufhaltende oder wer ist dieser Aufhaltende?

Wir werden bei der Beantwortung dieser Frage allem Rathen entsagen müssen. Es komt zuerst darauf an, aus den beiden Briefen an die Thessalonicher die Macht zu bestimmen, welche in der Wahrheit erhält und dem Abfall vorbeugt. Da kann nun keinem Zweifel unterworfen sein, daß für die Thessalonicher diese Macht in dem Apostel selbst gipfelte. Dafür entscheidet vor Allem der nächste Zusammenhang. Der Apostel hatte in dem unmittelbar Vorhergehenden gesagt: „Gedenket ihr nicht daran, daß ich euch solches sagte, da ich noch bei euch war?" Er erinnert sie daran, daß er schon bei seiner persönlichen Anwesenheit ihnen von dem Antichrist gesagt hat, natürlich nicht zur Befriedigung der Neugier, sondern zu praktischem Zweck und in derselben Weise, die er in der Abschiedsrede an die Aeltesten in Ephesus bezeichnet, Tag und Nacht mit Thränen einen jeden ermahnend, daß er sich nicht in die Gemeinschaft dieses Abfalls verflechten lasse. Wenn der Apostel dann fortfährt: „Und nun wisset ihr, was es noch aufhält", so kann sich das „und nun" nur auf die eben gegebene Mitteilung über seine Person beziehen. Eben auf dieser Mitteilung beruht das Wissen der Leser in Bezug auf das, was aufhält. Damit steht die Stellung in Einklang, welche der Apostel in den ganzen beiden Briefen einnimt. Als ihr Zweck stellt sich im Allgemeinen dar, i der mit schwerem Drucke auf der Gemeinde lastenden heidnische Verfolgung zu trösten und zu stärken, den großen Versuchungen zu begegnen, welche eine solche Verfolgung mit sich führt, specie auch der bereits keimenden Irrlehre zu wehren, welche den Apostel bei Seite zu schieben und ein Concordat mit der verfolgenden Welt zu Stande zu bringen suchte, wie wir Aehnliches schon jezt erleben und noch weit mehr erleben werden, wenn der Herr uns nicht vorher heimholt. Angesichts dieser Versuche nimt der Apostel die schwere Bürde auf sich, von sich selbst zu reden, i erinnert sie in seinem ersten Briefe an seine frühere Wirksamkeit unter ihnen: „wir sind zärtlich gewesen unter euch, wie eine Amme ihre Kinder pflegt", „ihr gedenket unserer Arbeit und Mühe „ihr wisset, daß wir einen jeden unter euch wie ein Vater seine Kinder ermahnt und getröstet haben." Was der Apostel von sich selbst sagt, ist überall durchzogen mit Seitenblicken auf die ganz anderen Bahnen wandelnden Irrlehrer, wenn er z. B. sa (1 Thess. 2, 3): „unsere Ermahnung ist nicht gewesen aus Irtum noch aus Unreinigkeit noch mit List", und ferner (V. 5 „wir sind nie mit Schmeichelworten umgegangen, wie i wisset, noch haben wir der Habsucht gestellt, Gott ist des Zeuge

Der Apostel hat mehrfach zu den Thessalonichern kommen wollen, um die frühere Thätigkeit zu erneuern (1 Thess. 2, 18), aber der Satan hat es verhindert, aus welchem andern Grunde wol, als weil er seinem Schützlinge, seinem lieben Kinde, dem Antichrist Einhalt thut. Er hat an seiner Stelle Timotheus gesandt, einen Mitarbeiter, auf daß er sie im Glauben stärke, damit nicht jemand weich würde in diesen Trübsalen, und daß er zusehe, ob nicht der Versucher sie versucht habe und die Arbeit des Apostels zunichte geworden sei, 1 Thess, 3, 1 f. Der Apostel bittet Tag und Nacht, daß er die Thessalonicher von Angesicht zu Angesicht sehen und was an ihrem Glauben mangelt, erstatten möge, V. 10, und zum vorläufigen Ersatze für seine persönliche Wirksamkeit schreibt er an sie. Er warnt sie (C. 4, 1 f.) vor dem Zurücksinken in die alte heidnische Fleischesfreiheit, welche die Vermittler wieder zurückzuführen suchten. Ebenso vor Auflösung des Bandes der brüderlichen Gemeinschaft, welches die Vermittler lockerten, um ein freundliches Verhältnis zu der Welt zu gewinnen. Er fordert sie im zweiten Briefe (3, 14) auf, diejenigen anzuzeigen, welche seinem Worte nicht gehorchen wollen, und den Verkehr mit ihnen abzubrechen, auf daß sie in sich schlagen. So stellt sich uns der Apostel, wohin wir nur blicken, in den beiden Briefen als der Aufhaltende dar.

Daß, der es aufhält, zunächst der Apostel ist, darauf führt uns auch, was Paulus zu den nach Milet berufenen Aeltesten von Ephesus sagt: „Ich weiß, daß nach meinem Abschiede zu euch gräuliche Wölfe kommen werden. Darum seid wacker und denket daran, daß ich nicht abgelassen habe, drei Jahre Tag und Nacht einen jeglichen mit Thränen zu vermahnen." „Nach meinem Abschiede", dazu sind alttestamentliche Parallelstellen das Wort des Moses: „Siehe dieweil ich noch mit euch lebe seid ihr ungehorsam gewesen wider den Herrn; wie nun gar nach meinem Tode?" (5 Mos. 31, 27), und ebenso das Wort: „Das Volk diente dem Herrn so lange Josua lebte und die Aeltesten, die all' das große Werk des Herrn gesehen hatten, das er an Israel gethan", Richt. 2, 7. Die zunächst liegende Parallele aber ist, was der Apostel an die Philipper schreibt (1, 23—25), daß er seinem Verlangen abzuscheiden und bei Christo zu sein nicht Raum geben dürfe, weil es nötlich sei, im Fleische zu bleiben um ihretwillen, zur Förderung ihres Glaubens, der, wie der Apostel voraussieht, nach seinem Abscheiden von den Irrlehrern schwer angefochten werden wird.

Wenn wir aber auch nach so einleuchtenden Gründen bei dem Aufhaltenden zunächst an Paulus denken müssen, so dürfen wir doch bei ihm nicht stehen bleiben, und es zeigt sich, daß Paulus sehr mit Absicht zuerst von dem, was aufhält, geredet hat, und dann erst persönlich von dem, welcher aufhält, damit andeutend, daß der leztere nicht eine Einzelperson ist, sondern eine Personifikation. Schon blos auf die Thessalonicher gesehen, gedenkt er selbst seiner Gehülfen in dem Werke des Aufhaltens, er nent als seinen Mitarbeiter Timotheus, den Mann, dessen Charakter sein Name, Fürchtegott, ausdrückt, und ebenso der Stäthselname, unter dem er in der Apokalypse erscheint: Antipas,

Gegenall, der es mit Allen aufnimt, die seinem Gotte widerstreben, ein rechter Name für einen „Aufhaltenden". Paulus gedenkt auch der einheimischen Vorsteher, deren Auctorität von der sich schon regenden heidenfreundlichen Vermittlung angefochten wurde: „Wir bitten euch aber, ihr Brüder, daß ihr erkennet, die an euch arbeiten und euch vorstehen in dem Herrn und euch vermahnen. Habt sie desto lieber um ihres Werkes willen und haltet Frieden unter einander", 1 Thess. 5, 13. 14. Noch mehr aber zeigt sich die Notwendigkeit, über Paulus hinauszugehen, wenn wir beachten, daß Paulus nicht blos die Gemeinde in Thessalonich im Auge hat, sondern die ganze Christenheit, wie schon daraus hervorgeht, daß er von dem Abfalle redet, dem bekanten, der nach der Rede des Herrn die ganze Christenheit heimsuchen sollte, dann auch daraus, daß nach V. 10—12 die Wirksamkeit des Antichristes sich nicht an einem einzigen Orte äußert, sondern im Kreise der „Verlorenen" überhaupt und sich erstreckt über „alle, die der Wahrheit nicht glauben." Wir werden also zunächst das gesamte übrige Apostolat hinzunehmen müssen, das Paulus in Eph. 2, 20 als das Fundament der ganzen Kirche bezeichnet: wie furchtbar, nachdem dies bis auf den einzigen Johannes abgetreten war, der heiden-christliche Irrtum die Kirche verwüstete, zeigen die sieben Sendschreiben in der Apokalypse. Doch auch bei dem Apostolate dürfen wir nicht stehen bleiben. Wir müssen fortschreiten zu dem gesamten bekentnistreuen Amte, dessen hohe Bedeutung für die Kirche schon daraus erhellt, daß die Träger des Amtes in der Apokalypse in der idealen Person des Engels jeder Gemeinde, ihres himlischen Boten oder göttlichen Nuntius, zusammengefaßt werden.

Das „Hinweggethanwerden des Aufhaltenden" kann in verschiedener Weise erfolgen, nicht blos durch den Uebergang aus der streitenden Kirche in die triumphirende, was der Herr nicht selten vorzeitig eintreten läßt, wenn das Maß der Schuld der Kirche voll geworden ist (Jes. 57, 1. 2), sondern auch dadurch, daß es den Propheten der Weltreligion gelingt, die Gemeinden an ihnen irre zu machen und ihre Auctorität zu brechen. Solche Bestrebungen waren in der Gemeinde in Thessalonich schon im besten Zuge. Der heidnische Judenhaß — Tacitus nent die Juden „ein verhaßtes Geschlecht" — mochte dabei Vorschub leisten. Was dabei herausgekommen wäre, wenn die heiden-christliche Gemeinde sich voreilig von dem Amte emancipirt hätte, dessen Hauptträger damals geborne Juden waren, das sehen wir an dem Beispiele der Taipings in China, welche daran zu Grunde gegangen sind, daß sie den Aufhaltenden aus der Mitte gethan haben. Da sie es in nationalem Dünkel und im Interesse ihrer nationalen Sünden verschmähten, sich dem aus der altgegründeten Kirche hervorgegangenen Amte unterzuordnen, verloren sie allen Halt gegen den heiden-christlichen Irrtum und die üppig aufschießenden Dornen erstickten gar bald die Frucht. Auch unter uns treten mannigfach schon die Versuche hervor, den Aufhaltenden aus der Mitte zu thun und damit dem Antichrist freien Spielraum zu bereiten. Wir erinnern nur an die Vorgänge in Hannover und in dem Pommerschen Bahn, die als Zeichen der Zeit

zu betrachten sind, als Vorzeichen desjenigen, was wir in Zukunft in ausgedehnterem Maße zu erwarten haben.

Was ein solcher Aufhaltender unter Umständen Alles zu thun und zu leiden hat, wenn er seinen Beruf erfüllen will, das schildert uns Paulus in dem zweiten Briefe an die Corinther. Er redet von Schlägen, Gefängnissen, Aufruhren, Arbeit, Wachen, Schande, bösen Gerüchten, „fünfmal habe ich empfangen vierzig Streiche weniger einen, ich bin dreimal gestäupt, einmal gesteinigt" u. s. w.

So ist also „der es aufhält" die Personification der edlen Kräfte, die damals für die Kirche wachten und beteten, die ideale Person des guten Hirten, für die Thessalonicher zunächst repräsentirt durch den eben an sie schreibenden Apostel. Die freilich sehr alte, schon bei Tertullian vorkommende Meinung, daß unter dem Aufhaltenden das Römische Reich zu verstehen sei, ist nicht aus dem Boden unseres Briefes hervorgewachsen, sondern aus unzeitiger Vergleichung Daniels und der Apokalypse. Sie scheitert schon daran, daß hier von einem Aufhaltenden die Rede ist, welcher schon in der Gegenwart dem Aufkommen des Abfalls Widerstand leistet. Es ist unmöglich nachzuweisen, daß schon in der Apostolischen Zeit das Römische Reich dem Aufkommen der Irrlehre in der christlichen Gemeinde einen Damm entgegengesezt habe. Es wäre eine Schmach für die christliche Kirche, wenn die erhaltende Macht nicht aus ihrer eignen Mitte hervorginge. Es ist ein seltsames Quidproquo, sie bei dem Hauptorgane des Satans zu suchen, der schon damals durch das Medium der Römischen Weltmacht umherging wie ein brüllender Löwe. Selbst wenn der Apostel, was von vornherein unmöglich ist, die Thessalonicher auf das Rathen angewiesen hätte, würden sie auf den Römischen Kaiser sicher zu allerlezt gekommen sein.

Es bietet sich uns jezt noch zulezt die Frage dar: bezieht sich die Rede des Apostels blos auf Verhältnisse seiner Zeit, oder geht sie die christliche Kirche aller Jahrhunderte an, so daß sie auch für uns noch unmittelbar praktische Bedeutung hat?

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Rede des Apostels zunächst auf die Verhältnisse seiner Zeit geht. Er sagt uns selbst: „es wirket schon das Geheimnis der Gesetzlosigkeit", die Bosheit, die in ihrer abgrundsmäßigen Tiefe und im Zusammenhange mit der Hölle und ihrem Fürsten ein Geheimnis für das gewöhnliche Bewußtsein ist, und daß wir das offenbare Auftreten des Gesetzlosen uns als nahe bevorstehend zu denken haben, zeigt die Dringlichkeit der an die Zeitgenossen gerichteten Warnung, festzustehen und festzuhalten, und nicht aus der Zahl der Erwählten überzugehen in die der Verlornen, denen der Antichrist zum gerechten Gerichte erscheint. Wir können auch in den nächsten Jahrhunderten die Erfüllung der Verkündung des Apostels nachweisen. Der von Paulus angekündigte Antichri wird in den Briefen des Johannes als bereits erschienen procla mirt. Welche gräuliche Verwüstungen der heiden-christliche Irr tum in den christlichen Gemeinden anrichtete, zeigen uns de Brief des Judas und die Sendschreiben in der Apokalypse: „d hast die erste Liebe verlassen", „du hast die an der Lehre de Nicolaiten halten, das hasse ich", „du lässest das Weib Jesabel leh ren und verführen meine Knechte", „du hast nur wenige Namen die nicht ihre Kleider besudelt haben", „du hast den Namen, da du lebest und bist todt", „du bist elend und jämmerlich, arm blind und blos". Auch das Wort: „welchen der Herr Jesu vernichten wird mit dem Hauche seines Mundes", liegt bereit als erfüllt vor. Der Gnosticismus ist bis auf die lezte Spu ausgetilgt. Er ist vernichtet durch die Erscheinung der Zukun des Herrn. Das Gericht hat angefangen an dem Hause de Herrn. Die blutige Verfolgung, welche zunächst die Strafe wa für die in der Kirche eingedrungene Corruption, wie Johanne in den Sendschreiben das so nachdrücklich verkündet, hat zugleic dazu gedient, die Kirche von dieser Corruption zu befreien, d Schlacken der heidnischen Sympathien und Irrlehren aus ih auszuscheiden und die Kräfte des Glaubens und der Liebe wiede in ihr lebendig zu machen. Ohne die heidnische Verfolgung wär die Kirche zum stinkenden Sumpfe geworden. Es war schon da ein großer Segen, daß vor den Augen der Gemeinden das wahr Gold bewährt, die Jämmerlichkeit aufgedeckt wurde. Nun wußt jeder, an wen er sich zu halten hatte. Dann hat die Erschei nung der Zukunft des Herrn sich der verfolgenden Heidenwe „gewandt. Das heidnische Rom hat zulezt das: du hast g siegt, Galiläer, sprechen müssen. Es ist bis auf die lezte Spu verschwunden. Der Herr, dessen Zukunft die Thessalonicher unt den Verfolgungen des Römischen Weltreiches ersehnten, hat ih in Gericht und Gnade ein Ende gemacht.

So gewiß aber Alles sich zunächst auf die Verhältnisse d ältesten christlichen Zeit bezieht, so wenig dürfen wir doch dab stehen bleiben. Die Lehre von der Zukunft des Herrn entnim der Apostel aus der Rede Christi. Diese weiß zwar nur v einer Zukunft, aber diese Zukunft trägt einen complicirten Ch rakter und hat mannigfache Erscheinungsformen. Sie beginnt m der Zerstörung von Jerusalem und endet mit dem Weltgerich Dazwischen umfaßt sie alle Zustände, von denen das Wort gil „wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler", alle großartig Krisen, alle Entscheidungskämpfe, denen durch das Eingreif Christi ein Ende gemacht wird.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 18. März. № 22.

Der Antichrist.

(Schluß.)

Aus diesem umfassenden Charakter der Zukunft des Herrn erklärt es sich, daß Paulus auf der einen Seite diese Zukunft in Bezug auf die Verhältnisse der Gegenwart in Aussicht stellt, auf der andern Seite solches von ihr aussagt, was nur ihrer lezten Erscheinungsform angehören kann, namentlich daß durch sie die Auferstehung der Todten herbeigerufen wird (1 Thess. 4, 16. 17), und daß sie die ewige Verdamnis der Feinde der Wahrheit zur Folge hat (2 Thess. 2, 9). Trägt nun so die Zukunft des Herrn zusammenfassenden Charakter, so muß auch das, was sie hervorruft, die Verfolgung durch die Welt und der Abfall in der Kirche, die Offenbarung des Antichristes, sich stets von Neuem wiederholen. Das Wort, welches Johannes schon am Ende der Apostolischen Zeit sprach: „Kindlein, es ist die lezte Stunde", der Vorabend des Gerichtes, die Zeit, da das Kommen des Bräutigams unmittelbar in Aussicht steht, das ist in den verschiedensten Zeiten der christlichen Kirche wieder wahr geworden, in allen großartigen Krisen, in allen Zeiten, in denen das antichristische Wesen einen besondern Aufschwung nimt.

Es wird sich nicht verkennen lassen, daß in der Zeit, in der das entartete Papsttum die Völker beherschte, was Paulus von dem Abfall und dem Antichrist sagt, in greller Weise in die Erscheinung trat, so daß es besonders denen, die unter der Tyrannei des Papstes zu leiden hatten, sehr nahe gelegt war, in ihm den Antichrist schlechthin zu erkennen. Ein Mensch, der sich als Statthalter Jesu Christi aufwarf, der so gewiß als er der wahrhaftige Sohn Gottes ist, keinen menschlichen Statthalter haben kann, und von fanatischen Anhängern als Vicegott proklamirt wurde, überschritt in einem bedenklichen Grade die Gränzen, welche das Geschöpf von seinem Schöpfer, den Diener von seinem Herrn trennen, und legte es nahe, in ihm denjenigen zu erkennen, der sich in den Tempel Gottes sezt und vorgibt, er sei Gott. Uns ist leider durch das Gewicht der Thatsachen die Erkentnis aufgedrungen, daß das noch lange nicht die vollkommene Offenbarung des Antichristes war, daß der Irrtum da noch mit vielen Elementen der Wahrheit versezt und durch sie gebunden war. Der Reformation aber mußte eine mildere Ansicht um so ferner liegen, da grade in den Jahrhunderten, die ihr unmittelbar vorangingen, das antichristliche Element in dem Papsttum so besonders hervortrat. Der „Aufhaltende" war damals in einer Weise aus der Mitte gethan, wie noch nie zuvor. Das geistliche Hirtenamt war aufs Tiefste gesunken.

Erst unserm Zeitalter ist die vollkommenste Offenbarung des Abfalls und des Antichristes vorbehalten, und wenn das auf der einen Seite tief betrübend ist, so dürfen wir doch auch auf der andern Seite eine Erscheinungsform der Zukunft des Herrn erwarten, welche alle früheren an Herlichkeit bei weitem hinter sich zurückläßt und das Wort: „hebet eure Häupter auf, darum daß sich eure Erlösung naht", ist ganz besonders zu uns gesprochen.

Als das Wesen des Widerwärtigen bezeichnet der Apostel, daß er sich überhebt über Alles, was Gott und Gottesdienst heißt, und sich selbst in den Tempel Gottes sezt, vorgebend, er sei Gott. Der Tempel Gottes ist in diesem Ausspruche seine himlische Wohnung. So komt der Tempel sehr häufig im A. T. vor, z. B. in Ps. 11, 4: „der Herr ist in seinem heiligen Tempel, des Herrn Stuhl ist im Himmel." Im N. T. findet er sich mehrfach so in der Apokalypse. Der Widerwärtige sezt sich in diesen himlischen Tempel nicht in der Wirklichkeit, es ist, wie Jean Paul sagt, schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, sondern nur, so viel an *ihm* ist, in seiner anmaßenden Einbildung, wie schon in der Urzeit menschlicher Hochmut sprach: lasset uns einen Thurm bauen, des Haupt im Himmel: sie wolltens wol, aber sie kontens nicht. Den sachlichen Gehalt des bildlichen Ausdruckes gibt Paulus selbst an, indem er hinzufügt: „vorgebend er selbst sei Gott." Die Anbahnung zu diesem schweren Irrtum ist in jeder gefährlichen Irrlehre enthalten. Die heiden-christliche Häresie z. B., welche in der Zeit des Apostels schon keimte, sezte den Menschen teilweise an Gottes Statt. Indem sie die Lehre von der christlichen Freiheit und von dem Königlichen Priestertume der Gläubigen misbrauchte, pflanzte sie das Panier der Gesetzlosigkeit auf und proclamirte die Fleischesfreiheit, 2 Petr. 2, 19. Jud. 4. 18, verachtete die Herschaft und lästerte die Majestäten, 2 Pet. 2, 10. Jud. 8. Auch die Läugnung der vollen Menschwerdung Gottes in Christo, welche Johannes in seinen Briefen bekämpft und in deren Aufkommen er das Zeichen der lezten Stunde erblickt, hatte ihren Grund darin, daß man kein unbedingtes *über* erkennen wollte. Erst unserm Zeitalter aber ist es vorbehalten gewesen, den Irrtum in seiner nackten Gestalt und mit klarem Bewußtsein aller seiner Consequenzen hinzustellen. Man hat den

Unterschied von Sonst und Jezt mit Recht also bezeichnet: „die frühere Zeit dachte theocentrisch, die unsrige denkt anthropocentrisch", früher war Gott das Ein und Alles, jezt dreht sich Alles um den Menschen. Heinrich Heine, der Verruchte, dessen ekelhaften literarischen Nachlaß man eben in Wien zu hohem Preise ankaufen will, sagte schon in den dreißiger Jahren, der Pantheismus, die Lehre, welche an die Stelle des Gottmenschen den vergotteten Menschen sezt, sei das offene Geheimnis Deutschlands. David Strauß predigt die „Humanitätsreligion", die „gotterfüllte Welt", und bei Renan liegt dieselbe Anschauung überall als unausgesprochene Voraussetzung zu Grunde, und er spricht sie nur deshalb nicht bestimt aus, daß er die Einfältigen leichter berücken und unversehens zu ihr hinführen könne. Leider müssen unter den Vertretern dieser Richtung auch weit geachtetere Namen genant werden. Die neuere deutsche Philosophie ist in ihren berühmtesten Vertretern von diesem Irrtum durchzogen, ja dieser bildet, schrecklich zu sagen, recht eigentlich ihr Grundwesen. Nach Fichte z. B. hat — ich bediene mich der Worte eines meiner verehrten Collegen — „die Gesamtheit der denkenden und wollenden Menschengeister die Aufgabe, das Nichtich, d. h. alles noch nicht wahrhaft Gedachte und Gewollte, durch sein Denken und Wollen zu vermindern, und so eine Reihe vollkommnerer Darstellungen wahren Seins, eine sittliche Weltordnung herbeizuführen. Glaube an die Anlage und Bestimmung des Menschengeistes zu solcher Göttlichkeit ist die Religion; Vollbringung oder Erstrebung dieses Geglaubten ist die davon unabtrennbare Moralität. Substantialität einer Gottheit noch außerdem ist ein ebenso unnötiger wie unmöglicher Begriff." So Dr. Niedner. Wir haben hier die reine Vergottung des Ich, den Menschen, der sich selbst in den Tempel Gottes sezt und vorgibt, er sei Gott, und müssen uns nur wundern, daß ein so erhabenes Wesen so kleinlichen und niedrigen Zufällen, wie Zahnweh, Schnupfen und Nervenfieber unterworfen ist. Hegel kante keinen von Ewigkeit seienden, sondern nur einen in der Geschichte werdenden Gott, der zur vollständigen Existenz erst in den Denkern komt, vor Allem in ihm selbst und seiner Schule. „Das Absolute — sagt dieser Mann, dessen Philosophie einst seltsamer Weise die Preußische Staatsphilosophie war —, welches erst als der in Natur und noch mehr in Weltgeschichte sich entwickelnde Weltgeist Bewußtsein von sich gewinnen konte, ist wesentlich Resultat, ist erst am Ende das, was es in Wahrheit ist; und hierin eben besteht seine Natur, Wirkliches oder Sich-selbst-werden zu sein." Herbart ließ von der Gotteslehre nur eine haltlose Ruine stehen. Er erkante in Gott nur den ersten Beweger, eine Weltursache, die den ersten Stoß gegeben. Inmitten der Christenheit war er ohne Gott in der Welt, wußte nichts von dem lebendigen Gotte, in dem wir leben, weben und sind. „Es fördert — sagt er — die Religion, daß derjenige, der als Vater für die Menschen gesorgt hat, jezt im tiefsten Schweigen die Menschheit sich selbst überläßt, als ob er keinen Teil an ihr habe." Schopenhauer gar, der erst jezt viel gelesene, eifert in seinem Nachlaß, herausgegeben von Frauenstädt, dagegen, „daß man den jungen Intellect abrichtet, gegen seine Natur und Organisation den monströsen Begriff einer individuellen und persönlichen Welturſache zu denken", und was er gedacht hat, das hat er gelebt: er hat das Bild eines vollkommenen Egoisten im Leben dargestellt. Hat der Apostel diesen kräftigen Irrtum unserer Tage klar und scharf zum voraus erkant, lag vor ihm das Princip blos und aufgedeckt, das in den Irrlehrern seiner Zeit schon ihnen selbst unbewußt keimartig wirksam war: so dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß auch sein Wort in Erfüllung gehen wird: „Welchen der Herr Jesus umbringen wird mit dem Geiste seines Mundes, und wird sein ein Ende machen durch die Erscheinung seiner Zukunft", trotz dem Allerlei seiner lügenhaften Kräfte und Zeichen und Wunder und seiner Verführung zur Ungerechtigkeit.

Es ist nach der gegebenen Ausführung in jeder Beziehung unsere Sache, um die es sich hier handelt. Das Wort des Apostels gilt unserer Zeit noch mehr, wie irgend einem früheren Zeitalter der Kirche. Erst jezt ist der Antichrist vollkommen zu seinem Mannesalter gelangt und hat alle die kindischen Anschläge abgestreift, die ihm früher noch beiwohnten. Danach müssen wir unsere Stellung bemessen. Macht der Antichrist Ernst, so müssen auch die Christen Ernst machen. Wir dürfen und sollen zwar klagen mit einem älteren Theologen, Simplicius: „O über der Menschen Bosheit! Verdient nicht Christus mehr Glauben als der Antichrist? die Apostel mehr als die Apostaten? die wahren Wunder mehr als die Gaukeleien? die Wahrheit mehr als die Lüge? nicht Gott mehr als der Teufel?" Aber wir dürfen bei ohnmächtiger Klage nicht stehen bleiben. „Stehe auf" — so lautet das Wort des Herrn an uns — „warum liegst du also auf deinem Angesichte?" Männlich zu werden, stark zu werden in dem inwendigen Menschen, Charakter zu gewinnen, alle unselige Halbheiten abzustreifen in Lehre und Leben, darauf muß das ganze Streben unserer Sele gerichtet sein.

Wir müssen von dem Apostel lernen, daß wir vor dem antichristlichen Irrtum ein tiefes Grauen empfinden. In allen Erscheinungformen dieses Irrtums und auch in den leisesten Anbahnungen desselben soll uns überall die gräuliche Person des Antichristes vor Augen stehen, des Sohnes des Verderbens, der alle die mit in das Verderben hinabreißt, die ihm auch nur den Finger geben, und ebenso die Person des Satans, die bei allen Bewegungen des Antichristes den verborgenen Hintergrund bildet. Wenn Gleichgültigkeit gegen die heilsame Lehre uns beschleichen will, die sich so gern als christliche Weitherzigkeit geltend machen möchte, so mögen wir nie vergessen, daß es sich hier nach dem Worte Gottes um Seligkeit und Verdamnis handelt. Wenn politische und andere Interessen die Grundneigung unseres Gemütes auf sich ziehen wollen, so möge der Apostel uns lehren, daß Kämpfe wie die in Schleswig-Holstein, wenn auch Bedeutung, doch nur eine durchaus untergeordnete Bedeutung haben, daß der eigentliche Kampf unserer Tage der zwischen Christ und Antichrist ist, und daß wir, um an diesem Kampfe Teil nehmen zu können, mit allem Ernste ringen müssen nach der

ligung des Geistes und nach dem wahrhaftigen Glauben der Wahrheit.

Was der Apostel von den lügenhaften Kräften und Zeichen und Wundern sagt, das soll uns warnen vor allem unvorsichtigen Bewundern moderner Wissenschaft und vor aller prüfungslosen Hingebung an dieselbe. Wir sollen vor Allem Ausgangs- und Zielpunkt ins Auge fassen, und wo es da nicht richtig ist, da sollen wir überzeugt sein, daß hinter den Kräften und Zeichen und Wundern der Wissenschaft unserer Tage nicht minder die Lüge und der täuschende Schein verborgen ist, wie hinter den gröberen Blendwerken, durch welche in früheren Zeiten der Irrtum zu täuschen suchte. Die Gaukler, die nach dem Ausdrucke des Theodoret Gold zeigen, das nicht wahrhaft Gold ist, und anderes Aehnliches, was bald ans Licht komt, sind auch jezt noch vorhanden. Jannes und Jambres und Simon Magus sind stets dieselben, wenn sie auch jezt in geschickteren Verkleidungen auftreten.

Besonders schwer muß das Apostolische Wort denjenigen auf die Sele fallen, die jezt mit dem Amte des Aufhaltenden betraut sind. Wehe ihnen, dreimal wehe, wenn sie statt aufzuhalten, der Offenbarung des Geheimnisses der Bosheit durch unvorsichtige Concessionen noch Vorschub leisten. Der Antichrist wird nichtsdestoweniger überwunden werden durch die Zukunft unseres Herrn und durch den Hauch seines Mundes, aber statt der Freude wird ihnen die Erscheinung ihres Herrn Scham und Beschämung bringen. „Siehe meine Knechte sollen fröhlich sein, ihr aber sollt zu Schanden werden. Siehe meine Knechte sollen vor gutem Mute jauchzen, ihr aber sollt vor Herzeleid schreien und vor Jammer heulen."

Wir können nicht besser schließen, als mit dem Schlusse des Apostels selbst: „So stehet nun, lieben Brüder, und haltet an den Satzungen, die ihr gelehret seid. Er aber, unser Herr Jesus Christus, der uns hat geliebet und gegeben einen ewigen Trost und eine gute Hoffnung durch Gnade, der ermahne eure Herzen und stärke euch in allerlei Lehre und gutem Werke."

Karl Ritter.

(Schluß.)

Hier mit unserm R. in eine christliche Gemeinde angekommen, schließen wir unsere Mitteilung; der zweite Aufenthalt in Frankfurt ist nur kurz und ohne Belang; einer, der aus der Wahrheit ist und den die göttliche Gnade lange bereitet hatte, hört ihre Stimme; er nahm keinen Anstand, sich durch die enge Pforte zu winden, und die Hand, die ihn leitete, war die seines Zöglings, den er so sehr geliebt hatte. Wie hat sich in diesen beiden Selen Lehren und Lernen verschlungen, und welch ein Preis dem, der alle Tage auf sein Buch geschrieben, die noch werden sollten und deren keiner da war! Wir halten uns nicht mehr

bei den aufsteigenden Ruhme R.'s als Gelehrter auf und bei den vielseitigen Bemühungen, seine bedeutende Lehrkraft für Anstalten aller Art zu gewinnen. Göttingen gab ihn ziemlich gleichgültig an das Gymnasium in Frankfurt ab und hier behagte ihm der alte Schlendrian schlecht; nach Ablauf eines Jahres vermittelten General von Wollzogen und Wilhelm v. Humboldt seine Uebersiedelung von dort nach Berlin, und später ward er von den Ministern v. Altenstein und v. Boyen, weil er auch an der Kriegsschule unterrichten sollte, direct berufen; wir fügen aber dem Verschlungensein mit seinem Zöglinge, Schüler und Freunde, der ihm die Brücke zu Christo ward, ein anderweites von Verschlingung hinzu, das war die in Zeit des Aufenthalts in Göttingen fallende und vor der Uebersiedelung nach Frankfurt stattfindende Verlobung und Verheiratung mit Lilli Kramer. Kurz nach der Verlobung stellte sich bei ihr in Folge verkehrter ärztlicher Behandlung, die das Ausgehen des Hares hatte hindern wollen, ein krankhafter Zustand in der Gesamtconstitution ein, der nach der Aussage der Aerzte wenig gesunde Tage mehr hoffen ließ und der Gedanke kam über sie, ob sie dieserhalb nicht dem entsagen müsse, in dessen Liebe sich ihr ganzes Leben concentrirte. Die Wahrheit und Lauterkeit ihres Wesens litt nicht anders, als daß sie diese Sache und den Zustand ihrer Sele in ihres teuren R. Hand legte und still ergeben auch das Schwerste hinzunehmen bereit war. Aber der innigste Trostzuspruch und wo möglich gesteigerter Ausdruck seiner Liebe ward ihr dafür zu Teil; wie das Gold durch das Feuer, wurde ihre Liebe durch diese Schmerzen zu noch größerer Reinheit geläutert, und zum Lohn dafür ward bald darauf durch eine Consultation Himly's zu Göttingen der Ungrund jener ärztlichen Behauptung dargethan. Wie rasch übrigens R. nach langem, langem Suchen in christlicher Erkentnis gefördert war, das mögen zum Schluß noch zwei Bruchstücke aus Briefen aus dieser Zeit an diese Braut erweisen. „Du gedenkst der Ideale, meine Geliebte, schaffe Dir keine, meine teure Sele, sie sind Menschenwerke und haben kein Bestehen. Sie gehen aus der Schwäche des Menschen hervor, wenn sie schon ein Titanenwerk dieses Zwerges scheinen und Dichter sie verherlichen. Es ist lauter Flittergold und fällt ab mit der Zeit und vergeht und läßt Trauer in der Sele zurück, die ungerecht ist. Wir wollen das Leben, die Wirklichkeit zum Ideal erheben; es hängt von Menschen ab, nicht das Göttliche zu machen, sondern es zu erkennen und dadurch es zu gewinnen. Dann wird die Wirklichkeit noch reicher, als irgend ein Ideal, das doch überall als Luftgebilde trügerisch weicht, wo ich es erfassen will. Darin liegt eine große Kunst, sich die Gegenwart zum Ideale zu machen; sie ist die einzige, wenn es eine gibt. Ihr wollen wir huldigen." Noch schöner spricht er sich in Folgendem aus, wo er die Geliebte tröstet und stärkt wegen trüber Stimmung, „bald im Hellen, bald im Dunkeln zu sehen", dessen sich diese als einer Schwachheit und Sünde anklagt: „Eine längere Reihe von Prüfungen hat mich jeden Anzug eines neuen Gewitters nun ruhiger betrachten gelehrt und dennoch, wenn die Wolke recht nahe tritt, bin ich so gut wie Du rathlos und ge-

blendet; dann fällt alle meine erworbene Weisheit, Klugheit und Selenheiterkeit von mir ab und ich weiß Nichts zu thun, als im Gebet zu dem zu flüchten, der die Erbarmung hatte, ein heiliger Gott als nackter Erdensohn zu uns zu kommen und dem Schwerbeladenen, der zu ihm sich flüchtet, Stütze, Trost zu sein und aus Glauben und Liebe die Hoffnung zu erwecken, die ohne ihn in uns nur falscher kalter Schimmer ist. Wenn ich dann frei von allem Außenwerk und fremdem Wesen so glücklich war, vor seinem Angesichte zu knien und eine süße Thräne der Demut und Reue zu vergießen, dann strömte ein ganzer Strom von neuem, unnennbarem Segen fühlbar auf mich herab und es ward nach langer Dunkelheit wieder Licht in mir, daß Er der Herr ist, der bei uns stets und nahe ist. Dann greife ich nach einem schönen Liederbuche oder nach der heiligen Schrift und nie fehlt es, daß ich da nicht wonnevollen Trost und Kraft empfände, auch noch ganz neue Berge zu übersteigen, wenn ich etwa im Stillen meiner Sele und seit dem Du auch die meine bist, mit Dir zu lesen und zu denken finde:

Ihn, ihn laß thun und walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß Du Dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Das Werk hinausgeführet,
Das Dich bekümmert hat."

So fest in Glauben und Offenbarung Gottes stand bei Vollendung des ersten großen geographischen Werks, das Friedrich Schlegel eine Bibel der Geographie nent, sein Verfasser!

Gr. b. G. K. v. H.

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Die Kirche und die Ritterschaft.

Zweiter Artikel.

Die Frage über die Stellung zum resp. Teilnahme am Kirchenregimente seitens des Landtages, also auch der Ritterschaft, hat durch einige Vorkomnisse neuester Zeit eine besondere Bedeutung gewonnen. Man wird nicht umhin können, wie in andern Landeskirchen so auch hier sie ernstlich zum Austrage zu bringen. Sehen wir dieselbe näher an. Wir haben zuvörderst zu fragen, was ist in diesem Stücke seit der Zeit der Reformation Rechtens und was ist Lehre der luth. Kirche?

Schon die Geschichte der Reformation lehrt uns, daß die weltliche Obrigkeit fast selbstverständlich am Kirchenregimente (potestas ordinis et jurisdictionis) participirte. Wie wär's sonst möglich gewesen, daß die Reichstage zu Augsburg und Worms als Forum sogar für Lehrfragen selbst von päpstlicher Seite für competent angesehen wurden. Die Lehre von den zwei Schwertern, von der unumschränkten Gewalt des Clerus (Papstes oder Bischöfe) in der Kirche hatte sich schon vor der Reformation gleichsam durch Ueberstürzung gerichtet. Ohne sich principiell klar geworden zu sein (Luther konte ausdrücklich sagen daß vor ihm Niemand so wie er über die Würde und Machtvollkommenheit der weltlichen Obrigkeit gelehrt habe!), ließen die Kaiser und Fürsten nicht Alles in der Kirche geschehen, was etwa römischen oder bischöflichen Decreten beliebte. Vielmehr beanspruchten sie in ihren Territorien dieselbe potestas wie die Bischöfe in den ihrigen, wenn auch die noch fließende Gränze sie schüchtern auftreten ließ. Die Reformation brachte die Sache zum Durchbruch. Nach mancherlei Schwankungen und Restrictionen kam Luther und nach ihm die symb. BB. wie die luth. K.-OO. doch schließlich dahin: daß den luth. Landesherren nicht minder als den luth. Stadtobrigkeiten — — ihr obrigkeitliches Amt sowohl unmittelbar wie auch mittelbar zur Erhaltung des Friedens die Pflicht auferlege, reine Lehre zu schützen und die zu deren Erhaltung bestimte kirchliche Ordnung regierend durchzuführen; wobei auf Seiten der monarchischen Landesobrigkeit der zweite Gedanke hinzutritt, daß sie sich auch als Kirchenglieder verpflichtet erachten, die ihnen zur Verfügung stehende obrigkeitliche Gewalt zu solchem Zwecke zu gebrauchen; auf Seiten der städtischen Obrigkeiten hat eine derartige Auffassung nicht Platz, denn ihre obrigkeitliche Befugnis ist keine persönlich disponible Macht, wie die der Landesherren, sondern lediglich eine Amtsbefugnis; soweit also nicht schon ihr Amt ihnen für die Kirche zu sorgen auferlegt, können sie diese Amtsgewalt auch nicht für die Kirche verwenden; ihr persönlicher Christenstand kann ihnen nur die gewissenhafte Erfüllung ihrer Amtsgewalt selbst und die Vermeidung jedes Gebrauchs amtlicher Macht zu Zwecken, die nicht schon in ihrer Amtspflicht liegen, anheimgeben.*)

Also das Kirchenregiment (Gesetzgebung wie Verwaltung) gebührt der Obrigkeit, nur daß nichts wider Gottes Wort geschieht. Denn das Regiment gehört nicht dem Papst und Bischöfen, sondern der gesamten Kirche. In der Kirche aber ist die Obrigkeit die einzige von Gott eingesezte Gewalt und Macht. Der Geistlichkeit gehört nur die Selsorge, das Regieren mit dem Worte. Wie nun der Kaiser seine Macht mit den deutschen Landesfürsten teilte, so die Landesfürsten mit den Ständen. Herzog und Stände nehmen unter Teilnahme der Superintendenten (die zwei ersten luth. Superintendenten hatten noch 1549 und 50 als Prälaten Sitz und Stimme auf dem Landtage) die Reformation und demnächst die Leitung der Mecklenb. Landeskirche in die Hand. Ein Consistorium (1570), bestehend aus Theologen, Hofräthen und Landräthen (also Glieder der Ritterschaft), sämtlich aus freier Wahl der Herzöge gewählt, übt das Kirchengericht aus, wozu 1572 ein Hofgericht als Appellationsinstanz hinzukomt.

*) Prof. Mejer, „die luth. Lehre v. Kirchenregiment." Rostock 186-

So hatten die Stände Einfluß auf das Regiment der Landeskirche erlangt. Die K.-O. wird von ihnen bestätigt und ihnen werden Reversalen (1572) ausgestellt, worin (außer andern Privilegien) ihnen die Zusicherung erteilt wird, „daß sie bei der Augsb. Conf. sollten belassen und geschützt werden." Nach dem 30jährigen Kriege entstehen Streitigkeiten wegen der kirchlichen Gesetzgebung. Die Ritterschaft, das „jus episcopale" der Fürsten nicht bestreitend, beansprucht doch, daß jedes kirchliche Gesetz von ihrer Zustimmung abhängig sei. Da sie aber weniger den gesamten Rechts- und Wolbestand der Kirche im Auge hatte, als vielmehr nur ihre Patronatrechte und dergleichen persönliche Privilegien, so dreht sich der Streit fast einzig um diese und sie verliert darüber fast jeden Einfluß auf das Regiment der Kirche im Allgemeinen. Ein näheres Interesse gewint dasselbe für die Ritterschaft erst am Ende des vorigen Jahrhunderts, wo Fürst und Stände gemeinsam dem Strome der Aufklärung folgend durch verschiedene Gesetze an der Auflösung der kirchlichen Ordnung arbeiten. Bei dieser aus gleicher Gesinnung erflossenen Arbeit geht Alles glatt ab. Das ändert sich nun in neuester Zeit.

Seit 1846 sammelt Dr. Kliefoth den rührigen und lebensfähigen Teil der Mecklenb. Landesgeistlichkeit und regt denselben an, sich namentlich auf die zumeist verlorenen liturgischen Schätze der Kirche zu besinnen und sie nach Möglichkeit aus dem Staube hervorzuziehen. Wie diese Bestrebungen und Arbeiten der theol. Literatur die „liturg. Abhandlungen" eingebracht haben, die billig in den Händen jedes Geistlichen sein sollten, so sollten sie auch für die Praxis der Landeskirche nicht ohne Frucht und Erfolg bleiben. Nachdem 1849 ein „Oberkirchenrath" als verwaltende Behörde vom Großherzoge eingesezt war, wurde mit der Emanation „kirchlicher Formulare" (wir kommen darauf später zurück) vorgegangen. Daß das selbst in Mecklenburg nicht so ruhig hingehen konte, war vorauszusehen. Wo irgend das kirchliche Leben sich regt, da erhebt sich auch die Opposition. Die verschiedenen liberalen Tagesblätter hallten davon wieder — aber auch die Landtagsversamlungen. Ritterschaft und Landschaft suchten sich auf ihr Recht zu besinnen, aber man war sich selbst nicht klar darüber. So entstanden Proteste gegen den „Oberkirchenrath", welche sich bei der geschichtlichen Zähigkeit der Stände ohne Ermüden fast auf jedem Landtage wiederholten, wie denn auch der ächte Mecklenb. Edelmann sich noch immer in seinen persönlich kirchlichen Beziehungen stets direct an den Großherzog und nicht an den O.-K.-R. wendet, wenn nicht besondere Gründe obwalten, denn „es macht der Vorteil den Gefährten", sagt Shakespeare. Freilich ist nicht abzusehen, wie man dem Landesherrn bestreiten will, sich sein Organ zur Ausübung seines unbestrittenen „jus episcopale" zu bilden. Und ohne Zweifel ist ein aus zwei Theologen und einem Juristen zusammengesezter Oberkirchenrath ein passenderes kirchliches Verwaltungsorgan als ein Cabinetssecretär oder dergl. Zu einem heftigeren Angriffe auf den O.-K.-R. und in einer besonders ungeschickten und taktlosen Weise auch auf die Person Dr. Kliefoths benutzte man (so darf ich mich wol ausdrücken) die Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses. Damit war P. Plaß zu Serrahn gegen den Schwiegervater des Rittergutsbesitzers v. Bassewitz-Dersentin vorgegangen, weil nicht nachzuweisen war, daß derselbe bei einem früherhin auch öffentlich nicht erbaulichen Lebenswandel seit 22 Jahren (außer beim Tode seiner Frau) die Kirche besucht oder das Sacrament gebraucht habe, auch einen selsorgerischen Krankenbesuch des Pastors zurückgewiesen hatte. Auf einseitige Eingabe an den Großherzog ward vom O.-K.-R. die Erlaubnis zum ehrlichen Begräbnisse erteilt, aber zugleich einem benachbarten Pastor übertragen, was um so näher lag, als Hr. v. Bassewitz schon früher auf Grund des Erbvergleichs von 1755 sich von P. Plaß hatte auspfarren lassen. Die Beschwerde wegen Misbrauchs des Amts nahm der Landtag von 1862 auf und richtete nach längern Aufsehn erregenden Debatten bezügliche Anträge an den Großherzog „Oberbischof". Daß die Majorität die ganze Angelegenheit als einen Kampf gegen hierarchische Bestrebungen behandelte, ist sehr erklärlich, und die Aeußerung eines Gliedes der Ritterschaft: es sei doch im Grunde nur darauf abgesehen, den pflichteifrigen gläubigen Pastoren einen Hieb zu versetzen — völlig zutreffend. Wenn Hr. v. Bassewitz darauf seinen ganzen ärgerlichen Prozeß mit P. Plaß in einer Broschüre veröffentlichte, an der man Prof. Baumgartens Feder zu erkennen glaubt, so hat er damit trotz der einseitigen Auswahl der Aktenstücke nur sich selbst öffentlich gerichtet. Wenn die Ritterschaft aber, wie eine andere hier nicht näher zu charakterisirende Verhandlung auf dem lezten Landtage beweisen möchte, es sich zur Aufgabe stellt, alle zu Angriffen auf Pastoren geeignete Vorkomnisse im Lande selbst bis zu nicht zur Verhandlung gekommene Thesen einer Pastoral-Conferenz herab abzuhandeln, so wird sie bald den Landtag zu einem würdigen Rival der Tribüne des Preuß. Abgeordnetenhauses machen.

Etwas anders steht allerdings u. E. die Angelegenheit der in erneuerter Form ausgegebenen „Formulare". Während der lezten hundert Jahre war nicht nur die ursprüngliche Gottesdienstordnung aufs äußerste verstümmelt, sondern es wurden auch oft die einzelnen Amtshandlungen ohne Berücksichtigung der K.-O. in willkürlichster Form verrichtet. Deshalb war es ein dankenswertes Unternehmen, daß von Seiten des Kirchenregiments seit dem J. 1852 nach und nach ein „allgemeines Kirchengebet", eine „Taufform", ein „Trauritual", „liturgische Stücke zum Begräbnis", eine „Form der Confirmation" u. A. den Pastoren zu genauer Nachachtung ausgegeben wurden. So weit nun die Stände zur Teilnahme am Kirchenregiment berechtigt waren, hätten den-

selben diese „Formulare" vor ihrer Ausgabe allerdings vorgelegt werden mögen, um so mehr, als die „Formulare" der alten K.-O. darin einige Veränderung oder Abkürzung erfahren hatten, ja die „Form der Confirmation" eine völlig neu ausgearbeitete war, also den Ständen zu einer Einsicht und Prüfung Gelegenheit gegeben werden konte, da ihnen ausdrücklich in den Reversalen von 1621 „die in der K.-O. verfaßte Lehre, Glauben und Bekentnis und deren Exercitium in allen und jeden Kirchen und Schulen — — — ohne einige Veränderung in doctrinalibus und ceremonialibus" garantirt war. Die Stände sind nun auch mit Beschwerden und Anträgen hervorgetreten, auf welche bisher keine Antwort erfolgt, aber in Aussicht gestellt ist. Etwas verwunderlich war aber die Art und Weise jedenfalls, mit welcher die Sache auf den Landtagen verhandelt wurde. Man fing an, Einzelnheiten in den Formularen zu bekritteln und zwar gerade solche, die wörtlich dem Formulare der alten K.-O. entnommen waren. Keine einzige Stimme aber erhob sich für die Beibehaltung der alten Formulare, so daß man zu dem Schlusse berechtigt sein möchte, daß die neuen Formulare den Ständen keineswegs zu heterodox, sondern noch „zu orthodox" sind. Man fürchtete sich also wol, sein volles Recht zu fordern, und freute sich, wenn man damit verschont blieb. Danach möchte es denn doch allerdings das Beste sein, sich die dankenswerte Gabe ruhig gefallen zu lassen.

Wir bezeichneten die Frage über das Kirchenregiment als eine solche, auf deren Lösung gegenwärtig die staatliche wie kirchliche Lage mit unabweisbarem Bedürfnisse hindrängt; nicht daß wir zu den Schwärmern gehörten, welche eine definitive Lösung etwa durch Synodalverfassung oder dergleichen erstrebten oder erhofften. Die kirchliche Verfassungsfrage ist nicht minder wie die politische überhaupt nicht definitiv lösbar. Wie sie gleichsam als das Kleid der Kirche diese in die nächste Berührung mit den weltlichen Verhältnissen bringt, so hat sie sich diesen soweit anzubequemen, als es der Kirche zu Nutz und nicht zu Schaden geschehen kann. So ist's die 18 Jahrhunderte seit der Apostel Zeit gewesen, so wird's bis ans Ende der Tage sein. Daß dabei gerade in unserer Zeit der Kirche große Gefahren drohen, liegt auf der Hand. Darum sollen wir aber doch einer Modificirung nicht in zopfiger Steifheit widerstreben. So wenig wir einer Verbindung von Kirche und Staat überhaupt abhold sind, so wenig können wir consequenter Weise an sich etwas dagegen haben, daß sich politische Körperschaften um kirchliche Fragen kümmern. Mag das in andern Staaten, wo man sich verfassungsmäßig der Religionslosigkeit befleißigt, seine notwendigen Beschränkungen erleiden, bei uns sind Regierung und Stände im Grunde noch an das christliche, das luth. Bekentnis gebunden. Aber — vergessen wir nicht, daß, wenn Luther der Obrigkeit die Oberleitung der Kirche zuspricht, er dabei von dem Grundsatze ausgeht: das Regiment gebührt der Kirche, primär der Kirche und secundär erst der Obrigkeit, weil sie innerhalb der Gemeinde die einzige von Gott herstammende und machthabende Ordnung oder Gewalt ist. Ob nun die Ritterschaft, wie eins ihrer Glieder neulich schrieb, „ihre Hintersassen am besten vertritt", ob sie ei der Person anhaftendes Recht zur Teilnahme an obrigkeitliche Functionen noch ferner in ihrem Bereiche ausschließlich behalte und ihre „Hintersassen" fortgehend factisch als leibeigene Unte thanen behandeln kann, das ist uns schon in politischer Hinsich geschweige denn in kirchlicher Hinsicht mehr als zweifelhaft.

Nachrichten.

Die Pfälzische Kirche im Jahre 1864.

(Schluß.)

Die Männer des „prot. Vereins", die meinen, der neue Co sistorialrath habe seine Ernennung teilweise wenigstens auch ihre Einflusse zu verdanken, hoffen, derselbe werde willig die Hand biet zur völligen Abschaffung des allerhöchst sanctionirten neuen Gesan buches und zur Einführung neuer „dem Geiste und der Bildungsstu unserer Zeit" entsprechenden Schul- und Kirchenbücher. Wir fürcht das nicht, glauben vielmehr, der neue Herr Rath, der als Pfarr von Wachenheim neben dem alten das neue Gesangbuch in kirchlich Gebrauch genommen hatte, werde den Männern des „prot. Verein gegenüber ebenso handeln, wie Themistocles gegen den Dicht Simonides. Als Simonides von seinem Freund Themistocles etw Ungerechtes verlangte, da widersezte sich der leztere mit den Worte „Warum willst du, daß ich deinetwegen etwas Ungerechtes thu Weder würdest du für einen guten Dichter gehalten, wenn deine Gedichte gegen die Gesetze der Dichtkunst fertigen würde noch ich für eine gute obrigkeitliche Person, wenn ich deinetweg etwas gegen die Gesetze des Vaterlandes thun würde." Ueb Schenkels „Charakterbild Jesu" soll sich der neue Consistorialrath mi billigend ausgesprochen haben. Die Männer des „prot. Verein haben zum Teil auch schon Klagelieder angestimt: Der neue Ra habe wohl die Hoffnung gebracht, aber nicht die Hülfe.

In seiner Generalversamlung vom 4. Dezember 1864 hat d „prot. Verein" den badischen Oberkirchenrath unserm Kirchenregime als Muster vorgehalten. Würde der „prot. Verein" gefragt, welche Theologen die Palme zuerkant werden solle, er würde den Profess Schenkel für den Theologen par excellence erklären. Schenkel „Charakterbild Jesu" wurde in den Organen des „prot. Vereins" m der größten Freude begrüßt: es wurde sogar der Wunsch ausgesproche der „prot. Verein" möge es colportiren lassen. Der Neuplatonism des vom Christentum abgefallenen Ammonius Saccas der von seine Schüler Plotinus den Heiden durch Schriften zugänglich gemacht wur und für das Heidentum eine nicht kleine Kräftigung gewesen, verbr tete sich mit Blitzesschnelle und ward „vom todesbangen Heidentu als Rettungsanker umklammert." Aehnlich ward das Schenkel'sc Buch von dem mit dem positiv-biblischen Christentum zerfallenen „pro Verein" aufgenommen. Darüber darf man sich nicht wundern. Bekan lich hat Strauß von Feuerbach gesagt, er sei der Mann, „der auf d i, welches wir gefunden hatten, erst den Punkt gesezt." Dasselbe ka der „prot. Verein" von Schenkel sagen. Die Tendenz der Schenke schen Schrift ist ganz die des „prot. Vereins." Mit Recht sa Luthardt von dem Schenkel'schen „Charakterbild Jesu": Das das Ziel des Ganzen, der kirchlichen Agitation der Gegenwart

ienen. Das Buch ist ein kirchlich demagogisches Pamphlet." Den Eindruck bekomt gewiß kein wahrheitsliebender Mensch, daß der Verfasser des „Charakterbild Jesu" von sich sagen könte: Sic Deus me apit! Auf die Besseren unter den Mitgliedern des „prot. Vereins" muß sogar das Schenkel'sche Buch einen ähnlichen Eindruck des Mißehagens und der Entrüstung machen, wie die Wolfenbüttel'schen Fragmente auf Semler. Mindestens ebenso wie Semler zu den Wolfenbüttel'schen Fragmenten steht der neue Consistorialrath zu Schenkel's Charakterbild Jesu".

Heidelberg hatte immer auf die pfälzische Kirche einen großen Einfluß ausgeübt: Ursinus und Olevianus in der Reformationszeit, Paulus in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, Schenkel in unseren Tagen. Nun scheint aber auch Karlsruhe als Sitz des badischen Oberkirchenrathes einen Einfluß auf unsere kirchlichen Verhältnisse gewinnen zu sollen. Der „prot. Verein" hat nämlich — wie bereits erwähnt — den badischen Oberkirchenrath um seines bekanten Erlasses willen vom 17. August 1864 auf den Protest der 119 Geistlichen gegen Schenkel ziemlich unverhüllt unserm Kirchenregiment als Muster vorgehalten. Den Erlaß selbst, der allerdings als ein charakteristisches Zeichen der Zeit registrirt zu werden verdient, hat der „prot. Verein" seinen Mitgliedern durch besonderen Abdruck mitgeteilt. Und in seiner Generalversamlung vom 4. Dezember 1864 zu Neustadt a/H. fühlte sich derselbe veranlaßt eine neue Erklärung, die ein neuer Beitrag zur Charakteristik des Vereins ist, abzugeben. Es heißt dazu u. A.: „Mit vertrauensvoller Spannung beobachtete die prot. Christenheit die Vorgänge in Baden, wo aus Veranlassung Kirchenrath Dr. Schenkel's Schrift „das Charakterbild Jesu" die Gegner der prot. Gewissen- und Gewissensfreiheit noch ein Mal alle Macht aufboten, ihre Grundsätze durch Mitwirkung der Amtsgewalt zum Durchbruch und zur Oberherschaft zu bringen. Die Erwartungen, welche die wahren Protestanten von dem Ausspruche des badischen Oberkirchenrathes hegten, wurden im vollsten Maße erfüllt. Treffender, überzeugender, kühner und zuversichtlicher, ohne daß der christlich gläubige Standpunkt im Geringsten verleugnet wäre, und mit dem Wesen des Protestantismus mehr entsprechend, wurden vom obersten Kirchenregiment eines Landes nie die Grundsätze entwickelt, auf welchen die Verwaltung der Kirche gebaut sein müsse. — — Mit freudigem Danke begrüßt der prot. Verein diesen Erlaß*), welcher in der Geschichte der Kämpfe des Protestantismus mit seinen Widersachern die Bedeutung eines denkwürdigen Ereignisses hat. In den daselbst niedergelegten Aussprüchen erkent der prot. Verein die allein richtigen und durchführbaren Grundsätze eines prot. Kirchenregiments, in ihnen die einzigen Grundlagen für die Herstellung und Erhaltung des Friedens in der protestantischen Kirche."

Der „prot. Verein, der nicht blos eine Kirche in der Kirche ist, sondern auch ein Staat im Staat — wiewol man davon in den höchsten Regionen noch keine Ahnung zu haben scheint — gedenkt ein Stipendium zu creiren für solche pfälzische Theologiestudirende, die an deutschsinnigen Universitäten studiren wollen. Am Ende wird der „prot. Verein" nur solche Pfarrer als legitime anerkennen, denen er das Pallium zugeschickt. Wie bei den Griechen alle Nichtgriechen Barbaren waren, so werden von den Männern des „prot. Vereins" alle

*) Nicht blos vom „prot. Verein", auch von Ronge und dem Frankfurter Verein wurde derselbe freudigst begrüßt!

Pfarrer, die sich nicht zu demselben bekennen, als „unionsfeindlich" bezeichnet. Der Ausschuß desselben hat für die Pfalz die Bedeutung einer σύνοδος ἐνδημοῦσα. In seinen Statuten hatte der „prot. Verein" erklärt, er wolle sich unter anderm auch die Versorgung armer Kinder angelegen sein lassen. Aber bis auf den heutigen Tag ist noch nichts davon bekant geworden, daß auch nur ein einziges armes Kind von demselben versorgt worden wäre. An Geldmitteln fehlts ihm doch nicht, denn das Vereinsvermögen beträgt nicht weniger als 9,337 fl. Durch die rastlosen Bemühungen des „prot. Vereins" gewint derselbe immer mehr Proselyten. Die Zahl der Mitglieder soll auf 18,000 gestiegen sein!

Was für ein Geist durch den „prot. Verein" geht, wird sich jezt immer mehr auf den Synoden offenbaren. Auf den ersten Diöcesansynoden, die nach der neuen Wahlordnung zusammengesezt worden, haben die rationalistischen Majoritäten den principiellen Gegensatz in seiner ganzen Schärfe noch nicht heraustreten lassen. Die Synoden verliefen im Ganzen ruhig. Bei den allgemeinen Synoden der ersten Jahrhunderte war es Sitte, daß mitten in der Versamlung das Evangelium niedergelegt wurde, zum Zeichen, daß die heilige Schrift für alle Differenzen die Richtschnur sei. Heute könte das auf den Synoden nicht mehr geschehen ohne gewaltigen Widerspruch derer, denen Strauß, Schenkel, Renan ihr Evangelium sind. Der Synodaltag, von dem eben gesagt worden, daß er ruhig verlaufen, kam übrigens dem Berichterstatter wie einer von den stillen Halcyonetagen vor, auf die Sturm folgt. Und diese Befürchtung scheint in Erfüllung gehen zu wollen. Denn in seiner Generalversamlung vom 4. Dezember 1864 hat der „prot. Verein" einen Sturm auf unsern bekentnismäßigen (aus dem lutherischen und heidelberger zusammengesezten) Katechismus und auf die biblische Geschichte von Zahn in Aussicht gestellt. Nach unserm Gesangbuchskampf kam der Verfassungskampf, nun steht uns der Katechismuskampf bevor. Bei der Gesangbuchs- und Verfassungsfrage war der Krieg gleichsam noch localisirt. Ob der Krieg auch bei der Katechismusfrage noch localisirt werden kann, ist sehr zweifelhaft. Der gegenwärtige Katechismus ist den Männern des „prot. Vereins" ein Dorn im Auge, weil er bibel- und bekentnisgemäß ist. Der Kampf gegen den Katechismus gilt der Bibel. Bei dem Katechismuskampf wird sichs recht deutlich zeigen, ob es ein Unrecht war, wenn auf die Gegner das Wort von Claus Harms angewendet wurde: Der Kampf gilt der Bibel, Ihr wißt es recht wol, Ihr aber seid Lügner und sagt: dem Symbol! Würde den Männern von der Farbe des „prot. Vereins" die Ausarbeitung eines neuen Katechismus übertragen, so würde nach seinen bekanten Kundgebungen für Schenkel nicht anders zu erwarten sein als die Schenkel'sche Weisheit in popularisirter Form. Doch das wird man noch nicht wagen, zumal nach den gewaltigen Zeugnissen von den Koryphäen der christlichen Wissenschaft und von der ersten evang. Kirchenbehörde Deutschlands. Eher wird man darauf ausgehen, alle contrastirenden Farben in ein Grau abzuschwächen. Wir glauben indeß nicht, daß unser Kirchenregiment zu einem solchen Unternehmen die Hand bieten wird, da es auf der Generalsynode die Erklärung gegeben: „Die unirte Kirche ist kein Tummelplatz für ein Freikirchentum . . . . Das sei ferne von uns, daß es dahin kommen sollte!" Gewiß würden die Glieder des Consistoriums eher abtreten, als einem Katechismus ihre Zustimmung geben, der den Syncretismus der allerschlimmsten Art repräsentirte und sich nur durch ein principloses Geben und Nehmen auszeichnete.

Wir wiederholen es, mit der Frage um das Bekentnis, das in

unserm Katechismus niedergelegt ist, erhebt sich die Frage um die Bibel, ob sie Gotteswort oder Menschenwort. Diese Frage wird dann erst recht die Gemüter aufregen. Daß der „prot. Verein" längst den Rubicon zwischen der evangelischen Kirche und dem Lichtfreundtum überschritten hat, kann nach dessen eigenen Erklärungen Niemandem mehr zweifelhaft sein. Aber noch steht die Sache nicht so, daß unsre Kirche als solche schon in eine lichtfreundliche Gemeinschaft umgewandelt wäre. Der „prot. Verein" wird übrigens Alles aufbieten, auf scheinbar gesetzlichem Wege — durch die Majoritäten auf den Synoden — das Lichtfreundtum einzuführen. Auf der Arena unsrer Synoden wird es daher heiße Kämpfe geben: es handelt sich um Sein oder Nichtsein der evangelischen Bekenntniskirche.

Daß man wirklich die pfälzische Kirche mit der badischen uniformiren möchte, kann man aus den in den Organen des „prot. Vereins" wiederkehrenden Forderungen nach „Ausgestaltung der Kirchenverfassung" und aus den von der Linken auf zwei Synoden gestellten Anträgen auf Errichtung von Diöcesan- und General-Synodalausschüssen ersehen. Würden die eben genanten Synodalausschüsse errichtet, so würden sie in unsrer Kirche dieselbe Macht gewinnen, wie die „Wohlfahrtsausschüsse" in Frankreich, die bekantlich die ganze Regierungsgewalt an sich rissen, so daß auch Minister und Generale ihre Werkzeuge wurden.

Auf einzelnen Synoden haben die Decanatsvorstände statistische Angaben über die Beteiligung an den Presbyterwahlen gemacht. Dieselben können als Beleg dafür dienen, daß die neue Wahlordnung durchaus nicht ein dringendes Bedürfnis der Gemeinden gewesen. Die Erfolge der neuen Wahlordnung lassen sich natürlich jezt noch nicht berechnen. Soweit die Beobachtungen des Berichterstatters reichen, ist's im Großen und Ganzen geblieben, wie es vorher war. In einzelnen Gemeinden hat man indeß die erfreuliche Beobachtung gemacht, daß Leute, die früher nur äußerst selten zur Kirche kamen, nun seitdem sie ins Presbyterium gewählt worden, regelmäßig am Gottesdienst und am Genuß des heil. Abendmales Teil nehmen. In andern Gemeinden aber scheinen die neugewählten Presbyter die Consequenzen von der kirchlichen Volkssouverainetät ziehen zu wollen. In Oggersheim, dem Geburtsort des vor einigen Jahren gestorbenen pfälzischen Missionars Handrich, wo eine ziemliche Anzahl von Missionsfreunden sich findet, suchten die neugewählten Presbyter die Missionsgottesdienste, die da schon seit mehreren Jahren gehalten wurden, dadurch aufzuheben, daß sie das bei einem solchen Gottesdienste eingegangene Almosen mit Beschlag belegten. Die Kirchenbehörde, welche die Geistlichen ausdrücklich ermuntert, sich die Missionssache angelegen sein zu lassen, trat diesem Unwesen mit aller Entschiedenheit entgegen. Wäre dasselbe ungerügt geblieben, so wäre das Beispiel gewiß noch von andern „freisinnigen" Presbytern nachgeahmt worden. Das Presbyterium in Gimmeldingen hat dem Bezirksmissionsfest, das nach einem ausdrücklichen Beschluß der Bezirkssynode Neustadt a./H. dort abgehalten werden sollte — wie das schon seit mehreren Jahren in andern Gemeinden ohne Widerspruch geschehen — die Kirche verweigert. Das Kirchenregiment suchte das Presbyterium zur Zurücknahme seines Beschlusses zu bewegen. Vergebens. Die kirchliche Oberbehörde erteilte dem Presbyterium einen Verweis, aber auch dadurch ließ es sich nicht umstimmen. Das Missionsfest wird Aehnliches noch in andern Gemeinden erfahren müssen. Denn dem größten Teil der Männer des „prot. Vereins" ist die Mission ein Dorn im Auge.

Ueber die Haltung des Kirchenregiments in den erwähnten Fällen können wir uns nur freuen. In anderer Beziehung haben wir freilich auch manche pia desideria. Wir wollen für diesmal nur das anführen, daß bei Besetzung von Decanaten doch nur solche Geistliche genommen werden mögen, die eines Hauptes länger sind denn alles Volk — sowohl in wissenschaftlicher als practischer Beziehung*). Decane, die das nicht sind, können den rechten Einfluß auf die ihn untergebenen Diöcesangeistlichen nicht ausüben. Wie kann ein Dec die wissenschaftlichen und practischen Arbeiten der Pfarrrr und Vica recensiren, der schon seit Jahrzehnten das, was man wissenschaftli Theologie nent, bei Seite gelegt und weder als Prediger noch Katechet noch als Selsorger hervorragt! Die Decane sind allein d ständige Element in den Generalsynoden, da sie ex officio Sitz u Stimme darin haben. Hier aber braucht man Männer, die me haben als gesunden Menschenverstand und belletristische Beleseneh Es würde sich empfindlich rächen, wenn das Kirchenregiment bei B setzung von Decanaten von den Qualitäten, die unerläßliche Requis für einen tüchtigen Decan sind, absehen und nur darnach fragen wür welche Geistliche der jeweiligen Strömung unbedingt folgen oder wel gleichsam das juste-milieu im juste-milieu bilden, wie man einmal v einem französischen Ministerium gesagt. Man hat früher manch Pfarrer in der Pfalz den Vorwurf gemacht, daß er die Orthodo nur angenommen, weil er sie als ein einträgliches Gewerbe angeseh Wir geben zu, daß der Vorwurf nicht immer ungegründet gewes daß auf manchen orthodoxen Pfarrer, vielleicht auch Decan das W Augustin's angewandt werden konte: vix quaeritur Jesus propter sum! (Solche principlose Naturen bringt aber, wie die Erfahru zeigt, ein Umschlag in der Kirchenverwaltung nicht in Verlegenh Muß das alte Regiment einem neuen weichen, so sagen sie, um Meister Shakespeare zu reden: „ich diene fort, doch nur um mir sel zu dienen"). Den Vorwurf, die Orthodoxie werde nur als ein e trägliches Gewerbe ergriffen, kann man jezt Niemandem mehr in Pfalz machen.

Die gläubige Richtung in der Pfalz hat seit 10 Jahren in Fo der kirchlichen Streitigkeiten eine ziemliche Anzahl wissenschaftlich u practisch tüchtige Männer verloren: außer Dr. Ebrard — Caselmar Medicus, Thelemann, Hänchen, Kreitmayer, und ganz neuerdings Decan Lippert, der 28 Jahre lang mit seltener Treue in unsrer Kir gewirkt und allgemein anerkant war als einer unsrer tüchtigsten Ge lichen. Einen weiteren Verlust hat die gläubige Richtung im Berich jahr erlitten durch den Tod des Pfarrers Bente, der in der lez Generalsynode einer von den wenigen (5) Geistlichen gewesen, die Rechte ausmachten.

Wir können zum Schluß auch noch Erfreuliches berichten aus d „Jahrbuch der evang. Vereine der Pfalz." Der erste und älteste V ein in unsrer Pfalz ist der „evang. Verein", der am 18. Septem 1848 gegründet worden und den Zweck hat, Glauben zu wecken, pflegen und zu vertreten. Der verstorbene König Maximilian II. in einem eigenen Schreiben den Verein seiner „verlebten Teilnahm versichert und „das Bestreben desselben, durch Verbreitung guter Bü ächte Frömmigkeit und bessere Gesittung zu fördern, als in hoh Maße anerkennenswert" bezeichnet. Während seines 16jährigen stehens hat der Verein ungefähr eine halbe Million größere oder klein christl. Schriften, Tractate u. s. w. verbreitet. — Die evang. Di nissen-Anstalt in Speier erfreut sich immer größerer Anerkennung Teilnahme. Die Anstalt zählt 18 Schwestern. Eine Pfälzer Dia nissin, Elise Hepp, Pfarrerstochter, ist während des Schleswig-Holst schen Krieges, wo sie den Verwundeten und Kranken Samariterdie leistete, in Hadersleben gestorben. Der Johanniterorden läßt ihr ei Grabstein errichten. — Der Missionsverein hatte eine Gesamteinnah von 6355 Fl. Im Dienste der Mission stehen gegenwärtig 7 Pfäl — Das Rettungshaus in Haßloch, in dem 42 Kinder sich befind konte seine Jahresrechnung ohne Deficit abschließen: die Schuld über 700 Fl., die noch kurz vor dem Jahresfest auf dem Haus las hat ein christlicher Freund auf seine Rechnung übernommen. Rettungshaus in Rockenhausen, das 33 Kinder zählt, konte in die Jahre seine Räume erweitern und einen Neubau aufführen. allein die Ehre! a.

*) Der Wahrheit zu Ehren müssen wir freilich auch bemerken, daß auch unter dem früheren régime bei Besetzung von Decanatsstellen manchmal ein faux pas gemacht worden. Ja um die Decane mehr in seiner Hand zu haben, hat man das Decanat, das ursprü lich ein festes Amt im Organismus unserer Kirche gewesen, zu ei bloßen Function herabgedrückt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 22. März. № 23.

Jo. Gerhard.

Eben ist die 6te Lieferung von Jo. Gerhards loci theologici in der Ausgabe von E. Preuß bei Gustav Schlawitz erschienen. Die beständig wachsende Teilnahme für dies Werk zeigt in erfreulicher Weise, wie die reine Lehre des Wortes Gottes in unserer evangelischen Kirche wieder tiefere und tiefere Wurzeln schlägt. Und in der That, es gibt kaum ein Buch, das mehr geeignet wäre, die Gedanken von selbsterfundenen Traumbildern ab- und der alten einfältigen Wahrheit wieder zuzuwenden.

Johann Gerhard ist zu Quedlinburg den 17. October 1582, also vier Jahre vor dem Tode des Martin Chemnitz geboren. Sein Vater war Quedlinburger Patricier und Stadtrath, ein etwas hitziger Mann. Einmal weigerte sich sein Knecht, das Getreide vom Wagen zu laden, wenn er nicht zuvor Bier bekäme. Da wurde der Herr Stadtrath zornig und warf nach ihm einen gewaltigen Knüttel. Der Kerl duckte sich aber und der Knüttel flog der Frau Stadträthin grade ins Gesicht. Unser Johannes hatte noch einen Bruder, der später zu Weimar Geheimer Rath wurde, und fünf Schwestern. Schon frühzeitig ging der kleine Johannes mit seinem Katechismus und seiner Schreibtafel nach der Quedlinburger Stadtschule zu Herrn Rector Faber Ehrwürden. Er war ein stiller und schüchterner Knabe, überdies von kränklichem Körper; man prophezeite ihm kein langes Leben und am wenigsten eine glänzende Zukunft. Aber es war mehr in ihm als von außen zu sehen. Namentlich das Wort Gottes liebte er mit der ganzen Glut seines jungen Herzens. Als er fünfzehn Jahre alt war, bekam er die Wassersucht; nun wurde er den Seinigen vollends unbegreiflich. Er weinte viel, sprach aber mit Niemand; fragte man ihn, so antwortete er nur ja oder nein. Er eröffnete sich auch keinem, als dem Pastor Arnd, dem Verfasser des „wahren Christentums“ und des „Paradiesgärtleins“; der hat ihn getröstet und hat ihm durch Fürbeten und Mitbeten aus seiner Melancholie und sogar aus seiner Krankheit geholfen. Im folgenden Jahre erkrankte unser armer Gerhard gar an der Pest. Ueber 3000 Menschen waren daran bereits allein in Quedlinburg gestorben, und unser Kranker bereitete sich auch schon zu einem seligen Ende. Aber Gott rettete ihn durch eine doppelte Dosis Arznei, welche die Mutter ihrem heißgeliebten Sohne in der Herzensangst gab. Als er genesen war, ging er nach Halberstadt. Und daß er dort nicht müßig gewesen, davon zeugt unter anderm ein noch aufbehaltenes griechisches Gedicht von beträchtlicher Länge, darin er das Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi verherlicht. Als er 17 Jahr alt bezog er die Wittenberger Universität und studirte dort zuerst die Philosophie aus dem Fundamente. Freilich keine absolute, überhaupt keine, die den Anspruch machte, das Universum zu begreifen, sondern die bescheidene formelle, welche Prof. Franz und Prof. Helwig nach Aristoteles lehrten. Der erste Theolog, den er hörte, war der berühmte Leonhard Hutter; und in der That, ein besserer Lehrer konte der Zeit kaum gefunden werden. So einfältig war er in seinen Sätzen, und doch drang er so tief in die allerschwierigsten Fragen. Gab es öffentliche theologische Disputationen, so saß er, falls er nicht grade das Fieber hatte, einmal wie das andere in seinem Eckchen und notirte sich mit fast ängstlichem Eifer alles Brauchbare, was aus dem Munde der Verteidiger oder der Opponenten hervorging. Dazwischen mußte er leider auch einige fatale Collegia über Chirurgie und Bauchkrankheiten hören. So hatte es sein vielvermögender Gönner und Verwandter Dr. Rauchbar, Prokanzler des Kurfürsten von Sachsen, gewollt. Im J. 1602 verlangte Ehren-Rauchbar sogar, sein Herr Vetter solle schleunigst nach seinem Gute Hemsendorff kommen, um Hauslehrer bei seinen Kindern zu werden. Johann Gerhard ging, wenn auch mit schwerem Herzen. Zum Glück lebte der Herr Prokanzler nicht lange. Er starb schon im September desselben Jahres, nicht ohne seinem fügsamen Vetter funfzig Reichsthaler und ein seidnes Kleid zu vermachen. Im Februar des folgenden Jahres ging Gerhard mit Michael Rauchbar nach Jena. Hier gab er sich völlig in die Theologie; Jo. Arnd zeichnete ihm auf seine Bitte seinen Studiengang vor und empfahl ihm die brauchbarsten Bücher: die Bibelausgabe des Arias Montanus und die Osiandrische Kirchengeschichte, von den Alten Augustin und S. Bernhard. Nun studirte der Einundzwanzigjährige die Schrift eifrig und unter stetem Gebet; auch die Väter und selbst einige von den Scholastikern. Fand er etwas Wichtiges, so schrieb er es auf. Um aber gleich von Anfang Licht in seine Excerpte zu bringen, ordnete er sie nach Materien. Diese Jugendsamlung, die handschriftlich noch heut existirt, ist die Grundlage unserer Loci geworden. Noch im Sommer 1603 wurde er nach rühmlichst bestandenem Examen Magister der Philosophie. Nun fing er munter an zu dociren. Collegium Logicum natürlich zuerst, aber gleich darauf Metaphysik. Am allerglücklichsten war er,

wenn sich auf seiner Stube junge Theologen versammelten, um unter seiner Leitung über Fragen aus der h. Schrift oder aus den Vätern zu handeln. Aber er hatte sich überarbeitet. Am ersten Weihnachtstage 1603 erkrankte er so heftig, daß man stündlich seinem Ende entgegensah. Hier verfaßte er nun das viel genante Testament, dessen Original sich in der Bibliothek zu Gotha befindet.

„Und anfänglich danke ich dem lieben getreuen Gott", so schreibt er, „daß er mich geschaffen hat, da ich nichts war, auch mich bis anjetzo ganz väterlich mit aller Leibes-Notdurft versorget. Desgleichen danke ich meinem lieben Herrn und Gott, meinem Erlöser und Seligmacher Jesu Christo, daß er mich durch sein heiliges rosinfarbenes Blut von Sünden, Tod und ewiger Verdammnis erlöset hat. Gott dem h. Geist danke ich auch von Herzen, daß er mir die Wolthaten Christi durch das heilige göttliche Wort ankündigen, durch die h. Sakramente austeilen lassen, welche Wolthaten alle so groß (sind), daß ich sie weder mit Gedanken noch Worten erreichen kann. Bitte aber den getreuen Gott, daß er ihm solch mein armes und geringes Werk der Danksagung um Christi willen gefallen lassen wolle. Auch gebe ich mich hiemit vor Gottes Gericht schuldig aller Sünden, welche ich von meiner Kindheit an bis in diese jetzige blühende Jugend sehr viel und mancherlei begangen. Sehr viel und groß sind meine äußerlichen groben Sünden, aber viel mehr und größer sind meine inwendigen verborgenen Herzenssünden; viel und schwer habe ich wider die andere Tafel des Gesetzes Gottes gesündigt, aber viel schwerer habe ich wider die erste Tafel der Gebote Gottes misgehandelt; und was bedarfs viel Erzählens, am Verstand, Willen und Herz bin ich verfinstert, verdorben und verkehrt, und ich weiß gewiß, daß in mir, d. i. in meinem Fleisch, nichts Gutes wohnet, aber ich tröste mich der überschwenglichen Barmherzigkeit Gottes und des überteuern Verdienstes Christi. Endlich bitte ich den getreuen Gott, er wolle mir alle meine Sünde um des teuern Verdienstes Christi willen gnädiglich vergeben, mich in Erkentnis Gottes, in standhafter Hoffnung, wahrem Glauben und Vertrauen festiglich bis an mein leztes Seufzen erhalten, mir ritterlich überwinden helfen, im Todeskampf bei mir stehen und durch seine lieben Engel meine Sele in Abrahams Schos tragen lassen." Nun komt noch ein detaillirtes Bekentnis zu den einzelnen Stücken der reinen Lehre des Wortes Gottes: Zur Lehre von der h. Dreieinigkeit, zur Lehre von der Person unseres Herrn Jesu Christi in der Form von Chalcedon, ja zur Communication der Idiome. Und so komt er von einem aufs andere. „Von der h. Taufe, glaube ich" — so bekent er unter anderm — „daß sie sei ein heilwärtiges Mittel, dadurch wir wiedergeboren und Gliedmaßen des Leibes Christi und der christlichen Kirche werden; weil aber Gottes Zusage gewiß und er nicht ist als wie ein Mensch, so bedarf es nicht, daß wir uns (wenn wir von Gott durch Sünden abgefallen, den Bund unserer Taufe übertreten) aufs Neue taufen lassen, sondern es ist uns ein ander Mittel hierzu gegeben, nämlich die Buße, welche, ob sie wol kein Sakrament zu nennen, jedoch eine solche Kraft hat, daß sie uns mit Gott versöhnen kann nicht zwar aus Würdigkeit und Vollkommenheit unserer Reue sondern weil bei und in aller wahrer heilsamer Buße zugleich der Glaube ist, welcher Christi Verdienst ergreift und sich zu eigen macht." Zum Begräbnis, bittet er am Schluß seine Mutter, möge sie ihn schmücken wie zur Hochzeit. Werde er doch (jetzo) wahrhaftig zu seines lieben Bräutigams Christi Hochzeit gefordert werden.

Das geschah freilich nicht so bald, als er glaubte. Ein Aderlaß rettete ihm vielmehr wider sein Erwarten das Leben. Kaum war er aber genesen, so ging er, noch im Frühjahr 1604 mit dem jungen Nachbar nach Marburg. Dort hörte er viel Vorlesungen, Balthasar Menzer am liebsten; auch disputirte er zuweilen öffentlich, vornehmlich über die Gesetze einer gesunden Schrifterklärung. Menzer fand übrigens seinerseits so großes Wolgefallen an ihm, daß er ihn schon im folgenden Jahre zu seinem Begleiter auf einer Reise erwählte, die ihn durch einen großen Teil Süddeutschlands und der Rheinlande führte. Gerhard lernte hier viel Neues kennen: Städte wie Heidelberg, Stuttgart, Straßburg, Speier und Worms, berühmte öffentliche und Privatbibliotheken, Männer wie Pareus, Hafenreffer und Marbach. Und alles das nicht als tappender Neuling, sondern an der Hand eines Mannes, dessen bloßer Name damals genügt hätte, ihm Häuser und Herzen zu öffnen. In Marburg ist er nach seiner Heimkehr nicht mehr lange geblieben. Die Aergernisse, die auf Veranlassung der Gewaltschritte des Landgrafen Moritz dort ausbrachen, verleideten ihm seine liebe Universität, und so zog er erst mit seinem Pflegebefohlenen auf dessen Gut und dann allein nach Jena. In der dortigen philosophischen Fakulät habilitirte er sich im Winter 1605 durch eine öffentliche Disputation über die Frage: „ob in der Philophie falsch sein könne, was in der Theologie wahr sei?" Ungefähr um dieselbe Zeit hielt er auch seine erste Predigt über 2 Petr. 3, 10 „Es wird des Herrn Tag kommen wie ein Dieb in der Nacht u. s. w." Wenige Monate darnach berief ihn der Herzog von Sachsen-Coburg auf Empfehlung des Prof. Wolfgang Heider zum Superintendenten nach Heldburg. Erst weigerte sich Gerhard: er habe noch nicht einmal das kanonische Alter, das große Amt sei für seine jungen Schultern zu schwer, auch habe er die Arbeit an den Studenten so lieb. Aber der Herzog wußte allen diesen Bedenken freundlich und geschickt zu begegnen. Freunde und Verwandte redeten eifrig zu, und so nahm er die Berufung denn an. Den 16. Juni 1606 hielt er seine Antrittspredigt zu Heldburg. Dann ging er wieder nach Jena, sich um den Doktorhut in der Theologie zu bewerben. Und das war in jenen Tagen nichts leichtes: Erst bestand er ein sogenantes Tentamen, dann erklärte er öffentlich, in Gegenwart von 300 Studenten, das 4. Cap. an die Epheser, namentlich den 10. Vers von der Himmelfahrt Christi; wie sich von selbst versteht, gegen die Sacramentirer polemisch. Hiernächst hielt er eine Prüfungspredigt über die falschen Propheten; fünf Tage später eine feierliche Disputation unter dem Präsidium des Johannes Debelius

ber das h. Nachtmal. Und nun kam erst das sogenante exa-
nen rigorosum, darin die hochw. Fakultät ihn in der Exegese,
n der Dogmatik, in der Kirchengeschichte und in der praktischen
Theologie prüfte. Darauf folgte dann endlich die wirkliche Pro-
notion. Das ganze Verfahren hatte vom 21. Juli bis zum
3. November, also nicht weniger als drei Monate und dreiund-
wanzig Tage gedauert. Nun war der noch nicht vierundzwanzig-
ährige Jüngling Doktor der Theologie und Superintendent über
echsundzwanzig Pastoren. Neben seinen, wahrlich nicht geringen,
Ephoratsgeschäften hielt er von Zeit zu Zeit im Coburger Gym-
asium stundenlange Disputationen, in denen er die ganze Glau-
enslehre nach Locis, wie man es damals nante, durchsprach.
Dazwischen fand er noch Muße, nicht allein mit der Herzogin
Christina von Sachsen-Eisenach eine ausführliche theologische
Korrespondenz über die Unterscheidungslehren der beiden evan-
elischen Confessionen zu pflegen, sondern auch eine Reihe von
Schriften ans Licht treten zu lassen, die noch heute mit Recht
ls Muster systematisch-theologischer Entwickelung gelten. Wir
ennen hier nur den Traktat über die Erklärung der h. Schrift
nd die ersten vier Teile seiner theologischen Loci. Daß Ger-
ard seinen Herzog hie und da auf Reisen begleitete, nach Köln
nd zur Krönung des Kaisers Matthias nach Frankfurt, war
r ihn, trotz der Predigten, die er unterwegs gelegentlich hielt,
och immer eine Art von Erholung. Anstrengender waren für
n die Visitationen, denen er sich mit großer Treue von Zeit
Zeit unterzog. Die einen wünschten ihn dahin, wo der Pfeffer
ächst, und die andern, welche es besonders gut mit ihm mein-
n, besangen ihn gar; wie Weitzius in einem elegischen Gedicht
on vierundsechzig Versen, welches mit Hercules anhebt und mit
inem gar pathetischen Vale! schließt. Es ist gewiß keine kleine
emütigung für den ehrlichen Gerhard gewesen, daß er sich von
esem Pinsel mußte ins Gesicht sagen lassen, die Sonne bestrahle
f der Erde nichts Gelehrteres und Besseres als ihn.

Nun wollte Herzog Jo. Casimir ihn um 1614 gar zum
oburger Generalsuperintendenten machen. Das war ihm zu viel.
Seine Sele verlangte nach einem akademischen Amte und nun
llte er sich abermals mit anderer Arbeit beladen, und mit noch
hwererer als vordem. Sollte er doch dort zweimal wöchentlich
redigen, in dieser großen Kirche und bei seinem fast beständigen
sthma. Allein weder seine Weigerung schüzte ihn, noch die Ver-
endung Menzers. Er wurde am 7. Januar 1615 berufen und
ußte wol oder übel wirklich nach Coburg. Das einzige, was
durch seine Vorstellungen erreichte, war die fürstliche Zusiche-
ung, man wolle ihm, falls er zu einem akademischen Amte sollte
rufen werden, kein Hindernis in den Weg legen. Gleich nach-
m er sein neues Amt angetreten, verfaßte er auf Veranlassung
nes Herrn eine ausführliche Kirchenordnung für den ihm un-
rgebenen Sprengel, die noch um 1723 in Kraft war. Noch
ar er aber nicht sechs Monate Bischof, als ein Brief des Kur-
rsten von Sachsen, des Vormundes der fürstlichen Kinder von
tenburg, bei Jo. Casimir mit der Bitte eintraf, Jo. Gerhard
das eben zu Jena erledigte Amt eines Professors der Theologie
zu entlassen. Gleichzeitig wandte sich die Jenaer Facultät an Gerhard selbst, er solle sich darüber erklären, ob er die vakante Professur seinerseits anzunehmen geneigt sei. Gerhard schrieb ihr unter dem 1. September 1615 ein gar fröhliches Ja, und auch sein durchlauchtiger Patron mußte sich den Bitten des Kurfürsten endlich ergeben. So richtete er ihm denn ein feierliches Abschiedsessen aus, bei dem er selber erschien, schenkte ihm noch zweihundert Thaler und entließ ihn mit Ehren. Im Mai 1616 kam Gerhard in Jena an, leicht und froh; denn die Träume seiner Jugend waren Wahrheit geworden, die Sehnsucht seines Mannesalters gestillt. Was konte ihm da der Neid schaden. Hatte er ihn nicht dadurch völlig entwurzelt, daß er sich den lezten Platz unter den Jenaer Theologen erbeten, da man ihm den obersten antrug? Nun begann sich die Verheißung seines Heilandes an ihm zu erfüllen: „Wer an mich glaubet, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen." Sie begannen wahrlich zu fließen, und flossen, und werden fließen, so lange die Kirche Gottes im Streit steht. Sein liebes Jena aber hat dieser Theolog ohne Gleichen weit über Wittenberg, ja weit über alle Universitäten Deutschlands erhoben. So lange er lebte ist es der Leitstern der evangelischen Kirche, die Mutterstadt der reinen Lehre gewesen. Die Zahl der Materien, welche er in seinen Vorlesungen behandelte, war außerordentlich groß. Er las Einleitung in die h. Schrift, theologische Encyklopädie, Polemik wider Bellarmin, wider die Calvinisten, Widerlegung der Socinianer, und vor Allem Dogmatik. Außerdem über die Genesis, über das zweite Buch Mosis, den Römerbrief, über alle andern Paulinischen Briefe, über die sogenanten katholischen Briefe, über die vier Evangelien und über die Epistel an die Hebräer. Später auch noch über den Propheten Amos und die Offenbarung Johannis. Daneben ist er im Ganzen viermal Rektor gewesen, und hat in diesem Amte und auch sonst nicht allein den inneren Flor der Jenaer Akademie, sondern auch ihr äußeres Wolergehen auf das treueste gefördert. So hat er seine Fürsten durch sein dringendes Bitten bewogen, zwei erledigte Lehen, die Güter Remda und Apolda, zur Dotation der Universität zu verwenden. Auch hat er keine Mühe gescheut, seinen ehemaligen Patron Herrn Jo. Casimir und die Aebtissin von Quedlinburg zu beträchtlichen Legaten an die Akademie zu bewegen. Drohendes Unheil hat er im dreißigjährigen Kriege mehr als einmal durch sein Fürbitten von ihren Mauern gewendet. Vor Allem aber ist er immerdar der Hort der reinen Lehre gewesen, durch Wort und durch Schrift. Er hat es nicht für seiner unwert gehalten, die alte reine Lehre, wie er sie von Luther und Chemnitz gelernt, immer aufs Neue aus Gottes Wort zu begründen und seinen Schülern zu überliefern. Von der Eitelkeit, welche ihren Zöglingen einbläst, sie müßten die Wissenschaft fördern, war er tausend Meilen entfernt. Immer demütig, immer fleißig, immer bereit, jedermann Rechenschaft zu geben, so trat er seinen Studenten entgegen. Und wie hingen sie an seinem Munde, wie studirten sie seine Bücher, wie breiteten sie seine Lehre aus, sich selbst und der Kirche zum Segen. Die

Schriften, die er teils selbst veröffentlicht, teils hinterlassen hat, sind außerordentlich zahlreich. Neben seinem Hauptwerk, den Loci, sind die bedeutendsten: die Evangelienharmonie, ein Commentar über Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes, welchen Martin Chemnitz begonnen; seine Commentare über die Episteln, namentlich über die Briefe Petri und den Römerbrief; die sogenante Confessio catholica, eine umfangreiche Polemik gegen die römische Kirche; seine beiden Postillen, und die sogenanten heiligen Betrachtungen, ein Buch, welches immer wieder neu aufgelegt wird.

Einundzwanzig Jahre, von seinem 33sten bis zu seinem 54sten, ist Gerhard Professor der Theologie in Jena gewesen. Mitten im dreißigjährigen Kriege hatte er eben den Raub seiner Güter mit Freuden erduldet, da spürte er das Nahen des Todes. Erst zeigte sich ein heftiger Husten, dann trat dazu Fieber. Den 15. August 1637 ließ er seine beiden Collegen: Johann Major und Johann Himmel, an sein Bett kommen, empfahl ihnen seine unmündigen Kinder, erklärte feierlich, daß er mit demselben Bekentnis, dafür er all seine Tage gestritten, vor dem Richterstuhl Jesu Christi erscheinen werde, und nante ihnen drei Männer, aus denen möchten sie seinen Nachfolger wählen. Dann beichtete er seinem Selsorger M. Adrian Beier und empfing das h. Nachtmal. Kaum war er aber mit dem Leibe und dem Blute seines Gottes gespeist, da begann er mitten in der Fieberhitze mit heller Stimme zu singen:

Gott sei gelobet und gebenedeiet,
der uns selber hat gespeiset
mit seinem Fleische und mit seinem Blute.
Das gib uns Herr Gott zu gute.
Kyrie eleyson.
Herr durch deinen heiligen Leichnam,
der von deiner Mutter Maria kam,
und das heilige Blut
hilf uns Herr aus aller Not.
Kyrie eleyson.

Dann lag er zwei lange Tage ganz stille. Nur jezuweilen bewegte er seine Lippen leise wie zum Gebet. Am 17. August endlich Nachmittags hörten ihn seine beiden Collegen noch einmal deutlich mit Gott reden. Nach einer Weile sagte er, aber minder vernehmlich, mit verklärtem Angesicht: Amen, ja komm Herr Jesu, und entschlief.

Das ist Johann Gerhard. Ein Fürst in Israel. Der dritte neben Luther und Chemnitz. Seine Loci, welche der Kirche hier aufs Neue dargeboten werden, sind sein Hauptwerk. Die vorzüglichste Dogmatik von allen, welche jemals geschrieben sind, nent es J. G. Walch. Denn, fügt er hinzu, es bietet eine fast unglaubliche Fülle des Materials, es entwickelt die himlische Lehre auf das klarste und erhärtet sie schlagend, es widerlegt [illegible] Gegner gründlich und bescheiden, und zeugt unwidersprechl[ich] von dem ungeheuern Fleiß, von der ausgebreiteten Gelehrsa[mkeit], den eminenten Gaben, dem sicheren Urteil und der de[lichen] Schreibart ihres Verfassers. Und W. Gaß, der ration[alistisch] gerichtete Geschichtsschreiber der Dogmatik, nent Jo. G[erhard] nicht allein das ehrwürdige Haupt historisch-dogmatisc[her] Erudition, sagt nicht blos, daß er durch sich allein im Sta[nde] sei, vor den gewaltigen Anstrengungen der lutherischen Theolo[gie] Respekt einzuflößen, sondern er nent speciell seine Loci eine [der] reichsten Fundgruben selbst für die Neueren. „Uebrigens [ist] Gerhard darin kein bloßer Stoff- und Auctoritätensamler, [sondern] urteilt Gaß weiter, obwol als solcher ungemein fleißig; [er] von Justin dem Märtyrer bis zum Scholastiker Biel beutet [alle] die Kirchenschriftsteller aus, sondern dem referirenden Teile [seiner] Loci hält die eigentlich dogmatische Exposition und Rechtfe[rti]gung vollkommen die Wagschale, und auf die exegetische [Be]weisführung verwendet er die größte Mühe. Gerade die Gl[eich]mäßigkeit der Arbeit, die Unermüdlichkeit, mit der er von [der] sprachlichen Auseinandersetzung, welche die Artikel eröffnet, [bis] zur Widerlegung der Gegner Punkt für Punkt, Stelle für St[elle] durchgeht, zeichnet sein Werk aus, und es war diese vielseit[ige] Tüchtigkeit, welche demselben vor allen andern die Anerkennu[ng] der römischen Widersacher gewann."

Von den neun Teilen des Werkes sind zwei bis jezt [voll]ständig erschienen. Wir bitten unsere Leser aber, sich daran [nicht] zu stoßen, daß sie nicht alle neun Bände gleichzeitig in die Ha[nd] bekommen. Die beiden bisher herausgekommenen Teile sind [auch] an und für sich sehr brauchbar. Sie enthalten nämlich folgen[de] Lehren ganz vollständig: die Lehre von der h. Schrift, ihr[em] Ursprung, ihrer rechten Erklärung; die Lehre von Gott, von [der] h. Dreieinigkeit, von dem h. Geist, die ganze Christolo[gie]; die Lehre von der Schöpfung, von den Engeln, von der [Vor]sehung, von der Prädestination, die Lehre vom Bilde [Got]tes in den Menschen, die Lehre von der Sünde, besonders [der] Erbsünde, und die Lehre vom freien Willen. Es verl[ohnt] sich schon, diese Loci in der Darstellung Jo. Gerhards gr[ünd]lich zu studiren. Wir wenigstens haben noch Niemand gef[un]den, der das vergeblich gethan hätte, wol aber kennen wir man[chen] Pastor, dem seine Kentnis des Gerhard eine hervorrag[ende] Stellung in seiner Synode gesichert hat.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berl[in].

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 25. März. № 24.

Das Leben der Altväter der Lutherischen Kirche.

r christliche Leser insgemein aus den Quellen erzählt. Unter Mitwirkung Mehrerer herausgegeben von Lic. Moritz Meurer, P. Dresden, Naumann, 1861 f.

Der Herausgeber, der bekante Verfasser von „Luthers" und Melanchthons" Leben, hat dies Werk der theologischen Fakultät Leipzig gewidmet, die freilich aus so verschiedenen Elementen ammengesezt ist, daß es etwas gewagt scheint, sie als eine ralische Person anzusehen. Namentlich dürfte sie nach der merzlichen Wandlung von Kahnis und nach dem nicht minder merzlichen Ausscheiden des trefflichen v. Zschechwitz nur schwer Repräsentantin des genuinen Luthertums gelten können. Doch über wollen wir mit dem Herausgeber um so weniger rechs, als die Dedication schon im Jahre 1861 geschrieben ist, wo Sachen da noch anders standen. Weshalb aber auf dem el des Buchs das herausfordernde „lutherisch", wo wenigs „evangelisch-lutherisch" zu erwarten war? Hat der lige Paulus (1 Cor. 3, 4) umsonst gesagt: „Denn so einer t: Ich bin Paulisch; der andere aber: Ich bin Apollisch; seid denn nicht fleischlich?" Hat sich Luther selbst umsonst gehrt und gewehrt gegen den Namen „lutherisch" für die, welche t ihm unter einer Fahne standen und kämpften? Der Wesnsname unserer Kirche ist und bleibt „evangelisch", und die ierische Regierung wußte recht wol, was sie that, wenn sie in er Zeit, die nun — Gott sei Dank! — hinter uns liegt, verngte, daß unsere Kirche den officiellen Namen „lutherisch" gen sollte; man wollte sie dadurch zu einer Secte stempeln, d deshalb haben die Evangelischen jenes Landes damals mit em Nerv gegen solche Herabwürdigung protestirt. Der Name utherisch" hat allerdings sein historisches Recht als Mitzeichnung für die ecclesia militans; es ist unser Kampfesnne, den wir brauchen müssen, wo es not thut, den Gegensatz gen die reformirte Gemeinschaft oder gegen eine falsche Union tend zu machen. Die eigentliche Signatur unserer Kirche, das egel, das ihr bleiben wird, wenn sie eine ecel. triumphans vorden, ist es nicht. Nun sagt freilich der Herausgeber in n Prospect mit Hinblick auf ein anderes buchhändlerisches ternehmen, welches darauf hinausgehe, „die Väter unserer che vor den Triumphwagen der Union zu spannen": „Zwar das kann uns nicht beikommen, einen eiteln Wettkampf mit Männern beginnen zu wollen, die wir in allen Ehren und Würden lassen, noch weniger wollen wir den „im Geiste der Union" verfaßten Biographien der Reformatoren der lutherischen Kirche etwa andere im Geiste der Confession entgegensetzen. Solcher in irgend welchem Interesse künstlich zurecht gemachten Geschichte ist der Herausgeber von ganzem Herzen feind, und die alten treuen Zeugen stehen ihm zu hoch und sind ihm zu lieb, als daß er sich entschließen könte, ihrem Bilde irgend welche Folie unterzulegen, um dadurch eine Tendenz zu verfolgen und bei seinen Zeitgenossen einen Effect hervorzubringen" —; und wir glauben dem Herausgeber, weil wir ihn kennen und schätzen. Aber dennoch hätte er an das „nomen est omen" denken sollen, namentlich in einer Zeit, wo der Name „lutherisch" eine so entschieden polemische und exclusive Färbung erhalten hat. — Daß es übrigens dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern ein Ernst ist mit der Unparteilichkeit, sieht man daraus, daß ihre historische Darstellungsweise eine rein objective sein will. „Sie machen keinen Anspruch auf das, was in der Darstellung mit Recht oder Unrecht gemeinhin als historische Kunst gilt. Der Leser soll aus dem Munde der alten Väter selbst hören, wer sie waren und was sie wollten, oder er soll es sich von gleichzeitigen oder doch ganz nahe stehenden Berichterstattern sagen lassen, und der Biograph wird ihnen nicht darein reden, wird sich in der Darstellung selbst aller Untersuchungen und Erörterungen, insbesondere aber aller Reflexionen, Anwendungen und alles rhetorischen Beiwerks enthalten; auch an der schmucklosen Sprache der Quellen nicht künsteln und überhaupt nur so weit selbstthätig auftreten, als es der Zusammenhang, die Ordnung und das Verständnis erfordern. Muster sollen dabei weniger die modernen Geschichtsschreiber, als die alten Volkssänger und Erzähler sein, welche hinter dem Stoffe zurücktretend nur schlicht und einfach kündeten, was sie hörten singen und sagen." — Der Kundige weiß freilich, daß diese Objectivität etwas sehr Schweres ist. Fühlt man doch selbst bei dem reinsten Epos unseres Volks, bei dem Nibelungenliede, überall des Sängers schlagendes Herz heraus, in dem die Bäche und Flüsse der alten Sagenwelt zu einem großen, majestätischen Strome zusammenflossen, oder wenn ein davon freilich sehr fern abliegender Vergleich herbeigezogen werden darf: Hat nicht Gervinus in seiner Literaturgeschichte die Dichter unseres Volks fast durchgehends mit eigenen Worten reden lassen, und dennoch würde Einer in vielen Fällen nur

Zerr- und Afterbilder haben, der keinen andern Führer hätte durch den Bildersaal volkstümlicher Poesie. Damit soll indessen kein Vorurteil erweckt werden gegen die Weise des Herausgebers und seiner Freunde. Es sind Männer, die im Dienste der heiligen Wahrheit stehen, und die macht frei — frei auch von dem eigenen Herzen mit seinem Haß und seiner Liebe.

Jedenfalls können wir uns an dem Unternehmen von Herzen erfreuen und es begrüßen als einen neuen Schmuck unserer Kirche. Der Herausgeber, der einen so edlen und feinen Sinn hat für kirchliche Kunst, und dem wir es zu danken haben, wenn zunächst im Sachsenlande der alten Geschmacklosigkeit in Kirchenbauten und Ausschmückung der Gotteshäuser der Stab gebrochen wird, hat auch erkant, was unserer Zeit not thut in Bezug auf den inneren Ausbau des Heiligtums. Hat Joseph Görres — wenn es erlaubt ist, auch einen großen Gegner zu citiren —, hat er recht, wenn er sagt von unserer Zeit: „Kraftlos nicht, aber unendlich verständig und betriebsam, hat in ihr der Erdgeist sich geteilt zwischen Gold und Eisen. Mit dem Stahle wühlt sie in den eigenen Eingeweiden nach dem Bezoar, der sie heilen soll; denn Leichenblässe liegt auf ihrem Angesichte und Krämpfe durchzucken ihr Gebein": — was soll diesem Erdgeiste, der von Tag zu Tage mächtiger wird unter uns, entgegengestellt, und wo mag statt des Bezoars die Salbe von Gilead gefunden werden? — Der Geist Gottes muß den Erdgeist überwinden, und dies thut er allerdings am kräftigsten durch die lautere Predigt des Worts; aber die Macht des Worts wird verstärkt durch die Macht der Zeugen für das Wort. Neben dem Bekentnis: „Jesus Christus gestern und heute, und derselbige auch in Ewigkeit", steht die Mahnung: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folgt ihrem Glauben nach" (Hebr. 13, 7 u. 8). Unsere Zeit ist nicht arm an Geist, an Gelehrsamkeit, vielleicht auch nicht an Solchen, die mit Menschen- und Engelzungen reden; aber sie ist arm, unaussprechlich arm an Persönlichkeiten, an Männern aus einem Guß, an Zeugen, deren ganzes Leben aufgeht in dem Einen, was da not ist. Oder gibt es unter uns, bei unseren berühmten Theologen und gefeierten Kanzelrednern ein Haus, wo Luthers „Tischreden" entstehen könten? — Wir sind nicht aus dem Ganzen gearbeitet; darum haben wir so wenig Kraft und Erfolg. Die Männer und Helden der Reformation aber waren das. Im Hause und auf der Reise, auf dem Katheder und der Kanzel, im Priesterrock und im Hausrock waren sie immer dieselben. In ihrem Leben war nichts Halbes, Verschwimmendes, Geschminktes. Wie uns ihre Züge auf den Bildern von Cranach und Dürer entgegentreten — einfach fest, markirt, so war ihr Leben und ihr Lebensgang. Darum haben wir uns in unserer Halbheit, Schwäche und Zerfahrenheit an ihnen emporzuranken und von ihnen zu lernen, was es heißt „feste und gewisse Tritte thun." Dazu wollten uns die Bearbeiter des „Lebens der Altväter" behülflich sein, und wir wissen ihnen Dank dafür. Mag auch ihr Werk nicht auf die Massen wirken — die werden blos noch durch Journal- und Zeitungsartikel bewegt — dem kleinen Haufen der ernstlich Wollenden und Ringenden wird in dem Buche eine feste Speise geboten, die wol vermag zu gründen, zu kräftigen und vollzubereiten.

Das ganze Werk ist auf neun Bände angelegt, in denen uns nicht blos die Bilder der Reformatoren selbst und ihrer Freunde und Kampfgenossen vorgeführt werden, sondern auch ihrer Schüler und der Nachgeborenen, nicht blos Theologen sondern Fürsten, Künstler und Männer aus allen Ständen. So gewinnen wir das vollständige Bild einer Zeit, in deren Schoß die Keime von Allem liegen, was noch heute die Ehre und der Schmuck unserer evangelischen Kirche und unseres deutschen Volkes ist; aber freilich auch einen Spiegel, in dem wir erkennen was wir gehabt und durch eigene Schuld verloren haben, wo wir die erste Liebe verlassen haben und in vielen Dingen zu einem matten Epigonentum herabgesunken sind. Ach, daß wir Buße thun und auf das „Thalitha kumi" hören möchten welches der Herr nicht müde wird, seiner matt und lau gewordenen Braut zuzurufen; dann werden wir auch wieder thun die ersten Werke und wieder dastehen in der Kraft und Herrlichkeit der frommen Altväter. —

Obgleich der Herausgeber und seine Mitarbeiter nicht blos in einem Geiste stehen, sondern sich auch nach bestem Wissen bestrebt haben, ihren Gegenstand nach einer Form zu behandeln und namentlich jene Objectivität beizubehalten, in der der Herausgeber Vorbild und Meister ist, so konte doch begreiflicher Weise bei der Mannichfaltigkeit der Gaben und Persönlichkeiten eine Uniformität der Behandlung nicht erreicht werden. Ab eine solche war ja auch weder nötig, noch erwünscht. Es hätte sich die Bearbeiter einen peinlichen Zwang anthun müssen, der auf die Darstellung nur lähmend einwirken konte. Es muß auch hier 1 Cor. 12, 4 sein Recht behalten.

Nachrichten.

Aus Weimar.

Indem wir fortfahren, von den kirchlichen Zuständen im Großherzogtum Weimar durch fortlaufende Berichterstattung ein wahrheitgetreues Bild zu entwerfen, richten wir heute unsre Aufmerksamkeit auf die Presse, d. h. auf diejenigen öffentlichen Blätter, welche ausgesprochener Maßen sich zum Zweck gesezt haben, dem religiösen kirchlichen Leben zu dienen und dasselbe an ihrem Teile zu unterstützen.

Vor dem Revolutionsjahre 1848 gab es kein eigentliches kirchliches Preßorgan im Lande, es müßte denn sein, daß man etwa Röhrs kritische Predigerbibliothek als ein solches anzusehen versucht sein wollte. Indeß, obschon auf die Geistlichkeit des Landes in wissenschaftlicher Beziehung vielfach von bestimmenden und oftmals von entscheidendem Einfluß, beschäftigte sich doch diese periodische Zeitschrift weniger mit den brennenden kirchlichen Fragen und warf ihre Streif- und Irrlichter auch nicht auf das Großherzogtum allein, sondern womöglich auf die ganze protestantische Kirche und auf die für ihren Zweck passende Literatur. Die kritische Predigerbibliothek ist längst

rabe getragen, und selbst bei uns redet äußerst selten jemand noch
n ihrer einstigen Blüte. Am 18. April 1849 beschloß eine zuerst
Jena zusammengetretene kirchliche Conferenz von Thüringer Geist-
hen, unter den Auspicien von K.-Rath Schwarz in Jena, Pfarrer
eterſen in Buttelstedt und Diaconus Köhler in Neustadt ein
chliches Organ ins Leben zu rufen, welches ohne alle Partei-
llung einen öffentlichen Sprechsaal über kirchliche Fragen, so-
eit sie die Landeskirchen Thüringens beträfen, dem christlichen Volke
rbieten und vorzugsweise die damals brennende Verfassungsfrage be-
rechen, womöglich auch die Herstellung eines den thüringisch-sächsischen
taaten gemeinschaftlichen Kirchenregiments betonen sollte. Das auf
rund dieses Beschlusses ins Leben gerufene Thüringer Kirchen-
latt, herausgegeben bei Frommann in Jena, hat 2½ Jahre bestanden
nd wurde am Weihnachtsfeste 1851 von dem Verleger mit der kurzen
emerkung geschlossen: „Mit dem heutigen Stücke schließt das Kirchen-
att seinen Lauf den es im Vertrauen auf ein vielseitiges Zusammen-
irken, wie es die kirchliche Versamlung im April 1849 versprach, be-
nnen hatte. Diesem Vertrauen, wie so manchem anderen, hat der
rfolg nicht entsprochen." Obgleich das Thür. Kirchenblatt auf sämt-
he Thüringische Landesteile, also auf ein verhältnismäßig großes
ndergebiet berechnet war, so hat es doch in keiner Zeit und in
inem Landesteile großen Anklang und weite Verbreitung gefunden;
in Hauptfehler war, daß es auf keinen festen kirchlichen Boden gestellt
ar, sondern allen Parteien und Richtungen gerecht werden wollte,
ne einer dieser Richtungen wirklich zu genügen, und daß an der
pitze des Blattes kein eigentlicher Herausgeber stand, sondern eine
wählte Commission von mehreren Männern, die an verschiedenen
rten wohnten und daher auf einen zeitraubenden blos schriftlichen
erkehr gewiesen waren.

Die von ihren ersten Trägern aufgegebene Idee wurde im
ahre 1852 von anderen Seiten und zwar für das Großherzogtum
Weimar allein wieder aufgenommen. Kirchenrath Teuscher in Mel-
ngen trat mit der Herausgabe eines neuen Kirchenblattes in
Weimar selbst hervor, von dem er erklärte, daß es im Ganzen und
llgemeinen den Weg des bisherigen Thür. Kirchenblattes zu verfolgen
chen werde, es werde darnach trachten, jedem Geistlichen und wer
mmer zu einem Priester des Heiligen sich berufen fühle, das kirchliche
eben in einem weiteren Umringe aufzuschließen, das Einzelne mit
em Ganzen zu verknüpfen, Jeden mit immer wachsendem Verständnis,
it immer größerer Liebe, gewissenhafterem Eifer und freudigerem
Mute für die begrenzte Wirksamkeit in seinem Berufskreise als einem
das größere Ganze eingefügten Kettengliede (1 Kor. 12, 26 f.) zu
füllen und auf diese Weise das innere und äußere Leben und Ge-
eihen der Kirche und dadurch das Walten und Wirken Jesu Christi
r Ehre Gottes des Vaters verherlichen zu helfen. Mit dem Kirchen-
latte wurde zugleich ein Schulblatt verbunden, welches unter der
lbständigen Redaction des damals noch lebenden Seminardirectors
anschmann stand, und mit Rücksicht auf diese Verbindung wurde die
offnung ausgesprochen, daß vielleicht die mit Organisirung der Kirche
nd Schule unaufhaltsam fortschreitende Zeit zu einer größeren Be-
iligung am „Für" und „Wider" der Erscheinungen auf beiden Ge-
eten helfen werde. Aber auch die Herausgeber dieses Blattes mußten
ld erfahren, daß das Interesse der Geistlichkeit und der Lehrerschaft
r die Zwecke ihrer Zeitschrift zu gering war, als daß darauf große
offnungen hätten gebaut werden können. Gleich der zweite Jahrgang
urde vom Herausgeber des Kirchenblattes mit sehr geteilten Gefühlen

begonnen und mit der Hinweisung darauf, daß das Blatt, obschon von vielen Seiten freundlich aufgenommen, doch im Ganzen nur eine sehr kärgliche Teilnahme gefunden habe, hier aus Indolenz ganz unbeachtet geblieben, dort absichtlich vornehm ignorirt worden sei. In der That wäre auch dieses kirchliche Organ bald wieder zu Grunde gegangen, zumal es an ganz denselben Fehlern litt, wie das ihm vorausgegangene, wenn nicht sein Hauptherausgeber vermöge seiner Eigenschaft als Mitglied des Großherzoglichen Kirchenraths den vereinigten Beschluß des Kirchenregiments und des Staatsministeriums erwirkt hätte, daß das Kirchen- und Schulblatt von allen ev. Kirchen und Schulen des Großherzogtums officiell angeschafft werden müsse, weil von jezt an alle auf dem Wege der Verwaltung ausgeflossenen, die Kirche oder die Schule betreffenden allgemeinen Vorschriften durch die Veröffentlichung in dem genanten Blatte für jeden Geistlichen und Schullehrer, sowie für die Mitglieder der Kirchgemeinde- und Schulvorstände verbindliche Kraft erhalten sollten. Nun allerdings war plötzlich für die Landeskirche ein öffentliches Organ gewonnen, welches durch reiche Emolumente in seinem Bestehen gesichert war und seinen Lesern gegenüber, man kann sagen, auf der einen Seite eine freie und unabhängige Stellung, man kann aber auch sagen, auf der andern Seite eine gewisse dominirende Haltung einnahm, da es sich trotz aller Abwehr nicht vermeiden ließ, daß die von der Redaction geltend gemachten Anschauungen zugleich als Willensmeinungen des Kirchenregiments und der obersten Schulbehörde angesehen wurden. Das von Neuem ausgegebene Progamm ließ auch jezt noch in kirchlicher Beziehung an Bestimtheit Vieles zu wünschen übrig, und es konten so ziemlich alle Parteirichtungen unter seine weitausgespanten Flügel flüchten; indeß stellte sich doch bald heraus, daß die Absicht war, zwar den alten Rationalismus allmälig fallen zu lassen, aber ebenso die Bekentnistreuen als „Buchstabengläubige" fern zu halten und schließlich eine sogenante Mittelrichtung auf den Kirchenthron zu heben. Diese Absicht ward in einer Weise ausgeführt, daß man noch für gewöhnlich den Rationalismus wegen seiner vielen Anhänger besonders unter der älteren Geistlichkeit auf die schonendste Art behandelte, dagegen das Verhalten der Confessionellen, vielleicht wieder mit Rücksicht auf ihre noch sehr geringe Zahl, oftmals mit den stärksten und herabwürdigendsten Ausdrücken belegte. Und als im Laufe der Zeit die Gewohnheit einriß, Aufsätze, welche nicht ganz vermittelnd auftraten, durch maßgebende redactionelle Bemerkungen zu schwächen, namentlich aber jede Betonung des lutherischen Bekentnisses als ungehörig und mittelalterlich zurückzuweisen, mußten sich die Bekentnistreuen im Lande durch solches Verfahren in ihrem Gewissen beschwert fühlen. Sie selbst und ihre Kirchen- und Schulvorstände waren gezwungen, das Blatt officiell zu halten und es also an ihrem Teile pecuniär zu unterstützen, und doch sollten sie es schweigend und geduldig hinnehmen, wenn sie fast in jeder Nummer mit ihren evangelischen Bestrebungen zurückgewiesen und mit den aus der Protestantischen Kirchenzeitung und aus Schenkels neuester Zeitschrift hinreichend bekanten Redensarten und Scheltworten begrüßt wurden. Der Notstand lag offen vor. Konte man es den Bekentnistreuen verdenken, wenn sie darauf dachten, ein Unternehmen hervorzurufen, durch welches der nach dieser Seite hin üble Einfluß des Kirchen- und Schulblattes paralysirt würde. Dies ist zum großen Teile der Entstehungsgrund des Weimarischen Sontagsboten gewesen, zugleich sollte der Sontagsbote dem vielfach ausgesprochenen Bedürfnis, daß denen, die in ihrem Wohnorte einer gläubigen Predigt entbehrten, sontäglich eine fromme, wahrhaft christliche Ansprache durch

den Druck geboten werde, Befriedigung gewähren. Er sollte außerdem nach der Absicht seiner Gründer, unter denen der Kreisgerichtsrath Dr. juris Vollert in Weimar und der Buchhändler Frommann in erster Reihe zu nennen sind, sein Augenmerk darauf richten, daß er die auf gleichem Glaubensgrunde stehenden Landsleute zu einer engeren Gemeinschaft des Geistes verbinde und für sie das Organ werde, in welchem sie ihre Ansichten vertreten, ihre Wünsche aussprechen und den wirklichen Glaubens- und Lebensinhalt des Evangeliums zur Geltung bringen könten. Sich fern haltend von aller blos persönlichen Anfeindung sollte er doch sich nicht scheuen, auf Grundlage des göttlichen Wortes heiliger Schrift und der in anerkanter Geltung stehenden evangelisch-lutherischen Bekentnisschriften, wo es zu reden gelte, ein unerschrockenes Zeugnis der lebendigen Wahrheit gegen den Irrtum, den Unglauben und die Lüge abzulegen. Daß der Weimarische Sontagsbote ein wirkliches Bedürfnis der gläubigen Pastoren und des christlichen Volkes in Thüringen war, sah man alsbald an seiner Aufnahme. Wenn auch nicht von der großen Masse, die der irreleitenden Literatur der Tagesblätter zu folgen gewohnt ist, so doch von Leuten aller Stände wurde er freudig begrüßt und gern gehalten, sein Erscheinen und sein Gang durch das Land ist von unverkennbarem Segen begleitet gewesen. Er hat dem verachteten lutherischen Bekentnis wieder zur Geltung verholfen, hat die Halbheit in dem landeskirchlichen Leben unverhohlen aufgedeckt und durch seine zahlreichen Zeugnisse gegen vorkommende Verkehrtheiten in Kirche und Schule zu größerer und klarerer Erkentnis gewiesen. In Mitten der vielfachen Anfeindungen, die ihn selbstverständlich trafen, hat er sich nicht irren lassen und hat unter schwierigen Verhältnissen treulich zum Evangelium gehalten. In den neun Jahren seines Bestehens hat er die Pastoren Thöllden zu Buttelstedt, Gunnius zu Nermsdorf und Trebitz zu Beutnitz zu Redacteuren gehabt, die das Blatt im Verein mit den ziemlich zahlreichen Mitarbeitern in gleich gutem Geiste leiteten. Mit Johannis 1864 hat er sein Erscheinen wegen Augenleidens des zulezt genanten Redacteurs einstweilen ausgesezt, aber man denkt bereits darauf, durch Verlegung der Redaction an einen andern Ort Ersatz zu suchen.

In einem früheren Artikel haben wir schon darauf aufmerksam gemacht, daß unter den Pastoren der Landeskirche das Interesse für den Gustav-Adolfs-Verein weit größer ist, als das Interesse für die Heidenmission. Dies komt zum Teil mit daher, daß in unserem Lande der bekante Thüringer Bote der Gustav-Adolfs-Stiftung von Pfarrer Schmid in Pfiffelbach herausgegeben wird. Pfarrer Schmid ist ein für die Sache, die er vertritt, überaus thätiger Mann, leider aber ist ein Anhänger des freien Protestantismus und faßt das Wesen des Gustav-Adolfs-Vereins und seine Thätigkeit dafür in einer Weise auf, daß sie für die Bekentnistreuen im Lande oft etwas verletzendes hat. Es komt immer so heraus, als ob das lutherische Bekentnis im Gustav-Adolf Verein zur Zeit zwar noch mit christlicher Nachsicht getragen werde, schließlich aber doch aus der Kirche und aus dem Verein gewiesen werden müsse. Ganz in neuester Zeit haben sich unter der Aegide des Pfarrer Steinacker einige Weimarische Pastoren zusammen gethan, um in Leipzig eine periodische Zeitschrift unter dem Titel „die Predigt der Gegenwart" in die Welt zu senden. Sie haben aus den Listen der Protestantischen Kirchenzeitung und des Schenkelschen Zeitblattes eine Menge Namen herbeigezogen, um mit diesen den Umschlag zu schmücken. Nach allem, was man bis jezt von dieser neuesten Zeitschrift gehört und gesehen hat, ist Hofprediger Dr. Schwarz in Gotha das Ideal für den Prediger der Gegenwart. Einzelnes Gute mag die Zeitschrift bringen, aber daß das Evangelium von der heilsamen Gnade Gottes in Christo Jesu durch Vermittelung solcher Predigt wieder in das Volksbewußtsein gebracht werde, ist eine vergebliche Hoffnung. Uns wenigstens ist es vollkommen klar, daß damit nichts erreicht wird, wol aber viel geschadet werden kann, und wir sind der festen Ueberzeugung, daß manche von denen, die auf guten Glauben den Herausgebern und ihren ellenlangen Zuschriften zugestimt haben, später ihren Irrtum einsehen werden.

Würtemberg.

In Ihrer Kirchenzeitung findet sich die Rubrik „Würtemberg" so selten, daß vielleicht schon dies ein Grund ist, warum Sie nachfolgendem Vortrage ein Plätzchen einräumen wollten. Daß aber doch Würtemberg einen Raum in einer deutschen Kirchenzeitung ohne Anmaßung beanspruchen kann, bedarf wol keiner weiteren Auseinandersetzung. Warum es diesen Raum so selten wirklich in Anspruch nimt, davon wird der Grund aber nicht sowol darin liegen, daß wir Schwaben überhaupt weniger leicht zum Worte greifen — wobei auch ein Körnchen Hochmut mitunterlaufen möchte — als vielmehr, daß es bei uns nicht viel des Neuen und Epochemachenden auf kirchlichem Gebiete gibt. Wir wollen auch dafür herzlich dem, der „im Regimente sizt" danken, eingedenk dessen, daß es nicht die besten Frauen sind, von denen man viel spricht. Wenn aber Gottlob keine „badischen" Neuigkeiten von uns zu berichten sind, so dürfte vielleicht dem Einsender erlaubt sein, Etwas Althergebrachtes aus unserem kirchlichen Leben zu schildern, das, weil es in andern Ländern mehr oder weniger unbekant ist, schon vielfach, sei es den Neid oder das Mistrauen oder auch kurzweg ein freudiges Mitgefühl anderer Landeskirchen erregt hat. Ich meine die

„Gemeinschaften in Würtemberg,"

Ref. hat darüber vor einigen Monaten in einer Conferenz baierscher und würtembergischer Amtsbrüder einen Vortrag gehalten, und da er erst da bemerkte, wie wenig im Grunde das „Gemeinschaftswesen" anderswo als in Schwaben bekant ist, so möchte vielleicht ihm gestattet sein, Einiges aus diesem Vortrage hier auch in weitere Kreise hören zu lassen.

In verschiedenen Gauen Schwabens, insbesondere Altwürtembergs, namentlich im Remsthal, auf der Alb, bei Calw, Herrenberg, Tübingen und andern Oberämtern, finden sich die „Gemeinschaften"*), d. h. Verbrüderungen von einzelnen bald mehr bald minder zahlreichen, erweckten Christen, die in der Woche ein-, zwei- oder dreimal in einem Privathause sich zusammen finden, um sich gemeinschaftlich zu erbauen, die aber auch sonst im Leben mit einander in lebendigem brüderlichen Verbande stehen, und als „Gemeinschaften" bald mehr bald weniger Verkehr mit andern Verbindungen dieser Art haben. Bei letzterem ist insbesondere das „Herberget gerne" in ausgedehntem Maße angewandt.

(Schluß folgt.)

*) Die Zahl der Teilnehmer wird in Würtemberg auf c. 30,000 geschätzt.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 24.

Zur Abwehr aus Mecklenburg.

Die Nr. 16 der Ev. K. Z. vom 25. Februar d. J. enthält einen „ersten Artikel“ aus und über Mecklenburg-Schwerin, die Kirche und die Ritterschaft“ überschrieben, welcher mich wegen meiner amtlichen Stellung zum Kloster Dobbertin zu gegenwärtiger öffentlicher Abwehr verpflichtet.

Der Mecklenburgische Adel soll die Klöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz unrechtmäßig besitzen und unehrenvoll nutzen, denn, ursprünglich kirchliche Güter, dienen sie kirchlichem Zwecke nicht mehr. Der Mecklenburgische Adel gönt den bürgerlichen Gutsbesitzern keinen, den Städten nur geringen Anteil. Der Mecklenburgische Adel misbraucht die Revenüen der Güter zu Verschwendungen: sind doch für zwei Wohnungen für zwei Stiftsfräulein circa 60,000 Thlr. verwandt!

Aber sind jene Anklagen begründet? Mag man über die Säcularisation der Klöster in der Zeit nach der Reformation denken wie man will, eine allgemeine restitutio in integrum der Kirche wird doch auch der Verfasser gegenüber den geschichtlichen Thatsachen, den gewordenen Verhältnissen — ganz abgesehen von der Stellung der katholischen Kirche zu dieser Frage — nur ein Utopien halten müssen. Heißt es dann aber nicht aller Billigkeit ins Gesicht schlagen, grade dem Mecklenburgischen Adel sein aus der Säkularisation hervorgegangenes Besitztum zur Sünde anzurechnen? — Und nun die Misgunst des Mecklenburgischen Adels gegen seine Mitstände! Daß die Rechte des Mecklenburgischen Adels an den Klöstern teils durch Verträge, teils durch richterliche Entscheidungen völlig geordnet sind, scheint der Verfasser des Artikels nicht zu ahnen.

Endlich die Verschwendung des klösterlichen Vermögens! Mit den circa 60,000 Thlrn. Baugelder, die für zwei Fräulein verwandt sein sollen, verhält es sich folgendermaßen: In Dobbertin war kürzlich der Bau von drei neuen Damenwohnungen erforderlich. Bei der Beschränktheit des Platzes und Ungunst des Baugrundes war dazu eine bedeutende Pilottirung nötig, wodurch der Bau wesentlich verteuert wurde. Dennoch haben die Kosten dieser drei Häuser noch lange nicht die Hälfte der Summe erreicht, die für zwei verschwendet sein sollte.

Wie nun der Verfasser mit solchen Behauptungen offenbar die Wahrheit weit über die Hälfte lädirt hat, so ist ihm dasselbe über auch anderweitig ergangen. Z. B. die Läsion über die Hälfte, welche durch Vererbpachtungen geistlicher Grundstücke stattgehabt haben soll. Gewiß ist sehr zu bedauern, daß solche Vererbpachtungen, meistens wenigstens, in Geld statt Korn fixirt worden sind. Aber es zeugt von einem Verkennen der Zeitverhältnisse und ist ungerecht, sowol diejenigen, welche ihrer Zeit die Contracte schlossen, als diejenigen, welche jezt die zur Lösung derselben nötigen Opfer nicht bringen wollen, weil sie es in der Regel nicht können, öffentlich unlauterer Motive zu zeihen. Jene Contracte sind meistens im vorigen Jahrhundert geschlossen. Man hatte damals noch nicht die Erfahrungen und die Einsicht vom Geldwesen, die uns heute zu Gebote stehen. Man gab sich der Täuschung hin, daß das damalige Wertverhältnis zwischen Naturalien und edlem Metall ein im Wesentlichen dauerndes sei. Was berechtigt nun hierbei zu der Verdächtigung des Adels, daß er die Geistlichkeit absichtlich übervorteilt habe? Leider steckte er in demselben Wahne wie die Geistlichen und verkaufte ein Gut übers andere, weil er auch meinte, durch bares Geld reichlich entschädigt zu werden. Jezt haben sich die Zeiten geändert. Der Pastor, dessen 20 Last vererbpachteter Acker ihm jezt nur 700 Thlr. statt 7000 Thlr. bringen, findet sich über die Hälfte lädirt und es ganz in der Ordnung, daß entweder hierin Wandel geschafft oder die Sache in die Zeitungen gebracht wird. Der Erbpächter, der nach des Verfassers Berechnung 7000 Thlr. herauswirtschaften soll, wird damit auch seine liebe Not haben. Gelingt es ihm aber auch, so hat er doch vielleicht noch einige oder auch viele Zinsen davon zu bezahlen und will außerdem davon leben, — ist es ihm beim besten Willen also wol möglich, den Erbpachts-Contract in favorem der Pfarre zu ändern? Vielleicht aber hat sein Großvater ein schönes Gut für 40,000 Thlr. verkauft, was jezt 400,000 wert ist. Wenn der Pastor diesen Handel auch wieder rückgängig zu machen weiß, komt der Erbpächter in die glückliche Lage, die Pfarre wieder in integrum zu restituiren.

Der Verfasser tadelt, daß aus den Mitteln der Klöster nichts für kirchliche Zwecke geschehe. Er sollte, vieles Anderen zu geschweigen, z. B. billigerweise wissen, daß so eben eins der Klöster mit bedeutenden Opfern eine ganz neue Pfarre gegründet hat und daß ein anderes dabei beschäftigt ist, mit noch größeren Opfern ein Gleiches zu thun. Er bedauert, daß ihm nicht bekant geworden, daß Fideicommiß-Stifter etwas für kirchliche Zwecke angeordnet hätten. Wenn er mit weniger befangenen Blicken um sich sähe, würde er Größeres gewahren, als er selbst fordert: nämlich daß erst vor einigen Jahren zwei, verschiedenen Familien angehörende, Fideicommiß-Erben, denen die Hände mehr gebunden waren als den Stiftern, neue Pfarren, zum Teil mit großer Mühe und Kosten, errichtet haben.

Das Maß kirchlicher Gesinnung beim Mecklenburgischen Adel kann unmöglich als selbständiges Produkt eines isolirten Standes betrachtet werden; es ist vielmehr völlig abhängig von dem Geistesleben der ganzen und dann näher der Landes-Kirche und speciell abhängig von dem Einflusse, den treue, in der Selsorge erfahrene Geistliche durch Gottes Wort üben. Solche hatten von jeher einen großen, bald Glauben bald Unglauben bringenden, Einfluß, wie auf ihre übrigen Gemeindeglieder, so auch auf den

Adel. Um segensreichen Einfluß zu üben, genügt aber noch nicht, das Gute zu wollen, sondern es gehört dazu auch das Geschick, es zu vollbringen. Auslassungen, wie sie der „erste Artikel" enthält, sind einfach Verunglimpfungen und nur geeignet, den berechtigten und wünschenswerten Einfluß der Geistlichkeit zu untergraben.

Ich habe Vorstehendes lediglich zu einer pflichtmäßigen Abwehr geschrieben. Zu einer weiteren literarischen Fehde gebricht es mir an Muße. Dagegen erkläre ich mich gern bereit, dem Verfasser, wenn er sich privatim an mich wendet, von der Unrichtigkeit seiner Behauptungen, sofern mir dies nicht schon gelungen, durch nähere Nachweisungen zu überzeugen.

Dobbertin in Mecklenburg-Schwerin, den 12. März 1865.

von Maltzan, Klosterhauptmann.

Nachrichten.

Würtemberg.

(Schluß.)

Eine so zu sagen offizielle, sektenähnliche Verbindung haben die „Gemeinschaften," von denen wir hier reden, nicht unter einander, wenn gleich eine solche da oder dort immer wieder angestrebt worden ist. Die meisten derselben sind auf ganz freie Weise mit der „evangelischen Gesellschaft" in Stuttgart verbunden, in deren Saal sie zuweilen eine „Landesstunde" abhalten, in die aber jedermann Zutritt hat. Ein weiteres Band ist das sog. „Gemeinschaftsblättle," das, von einem allgemein verehrten Pfarrer redigirt, erbauliche Abhandlungen neben sonstigem auf die Gemeinschaften Bezüglichem enthält. Außerdem finden sich einzelne Gemeinschaften distriktweise in sog. „Monatsstunden" zusammen. Auch werden die einzelnen teils von der „evang. Gesellschaft" aus, teils von Reisepredigern, z. B. der Brüdergemeinde, von Bibelcolporteuren ꝛc. besucht, welche dann für den betreffenden Abend die „Stunde halten."

Es wird nun für Entferntere wol vor Allem von Interesse sein, in eine solche „Stunde" eingeführt zu werden. Sie treten Abends etwa um 7 Uhr in das Stübchen eines Webers, Schuhmachers ꝛc. oder in Städten auch in das Zimmer eines Mannes der zu den gebildeteren Ständen gehört, und finden da nach Umständen 6—15 oder mehr Menschen von beiderlei Geschlechtern und verschiedenen Altersstufen, gewöhnlich mehr Frauen als Männer. Nach kurzem Gruße sizt man schweigend, bis annähernd die gewöhnliche Anzahl versammelt ist. Nun nimt der am Tische neben anderen älteren Gemeinschaftgliedern sitzende „Stundenhälter" oder Sprecher ein Gesangbuch, etwa Hiller's, Bogatzky's Schatzkästlein oder ein anderes, auch das würt. Gesangbuch, worauf das Lied, strophenweise vorgesprochen, von Allen gesungen wird. Man erhebt sich und der Stundenhälter betet aus dem Herzen. Nach diesem liest er eine Bibelstelle, soviel mir bekant ist, meist aus dem Büchlein der Brüdergemeinde „Losung" und „Lehrtext;" da oder dort, besonders in Städten, auch fortlaufend die heilige Schrift. An etlichen Orten wechselt das wol auch mit Predigten von dem und jenem bekannteren Pfarrer aus der gesegnetsten Periode der würt. Kirche. Die gelesenen Schriftworte werden vom Sprecher nach seinen Kräften ausgelegt, wobei oder worauf auch die anderen Männer freiwillig oder aufgefordert ihre „Eindrücke" oder „Gedanken" mitteilen. Die Weiber sind von dieser activen Teilnahme wol überall schriftmäßig ausgeschlossen. Die Auslegung selbst ist, wo nicht etwa ein Reiseprediger, Colporteur ꝛc. die „Stunde hält," keine Exegese in theologischem Sinne, sondern es sind meist mehr Gedanken über die Stelle, über einzelne Punkte daraus, als die unmittelbaren Gedanken der Stelle selbst. Gewöhnlich ist's eine erbauliche Anwendung mit Betonung des subjektiven Heilsgehaltes, also entweder der Bußempfindung und des Gnadengenusses oder, je nach der Färbung des Stundenhälters eines die Rechtfertigung in den Hintergrund stellenden Heiligungseifers. Daneben werden persönliche Lebenserfahrungen, Aussprüche eines Bruders, Züge aus dem Leben anderer Christen u. s. w. eingestreut. Je belebter der Gedankenaustausch ist, um so leichter tritt die Stelle, von der ausgegangen wurde, zurück, und die Subjectivität gewint Raum. — Ist die Sache genügend besprochen, so singt man wieder, und der Sprecher oder ein anderer, besonders ein fremder Bruder spricht ein Schlußgebet, dem noch das „die Gnade unsers Herrn" oder auch: „die wir uns allhier" folgt.

Das sind die „Stunden der Gemeinschaften." Das Besondere hieran ist, daß sie Conventikel sind, in denen das Amt als solches zunächst keine Funktion hat. Sie stehen unmittelbar auf dem Princip des allgemeinen Priestertums; doch dieses nicht in dem Sinne, als wären sie rein nach dem Grundsatz der absoluten Gleichheit gebildet. Der Stundenhälter ist meist Einer, oder wo es mehrere gleich in Ansehn stehende Brüder gibt, abwechselnd Einer. Der Sprecher hat ein großes Ansehen; er ist nicht gewählt, es hat sich eben von selbst so gemacht, daß ein älterer Mann, etwa der zuerst den Anstoß zur Gemeinschaft gab, oder sonst ein mit der Lehrgabe ausgestatteter Bruder das Wort hauptsächlich führte. So trägt die Versammlung einen mehr patriarchalischen Zuschnitt, es sind erweiterte Hausgottesdienste. Sind sie doch auch aus diesen geschichtlich entstanden.

Die Spener'schen Collegia pietatis fanden nämlich in Würtemberg einen nicht nur durch den ächt schwäbischen Charakterzug der Familiarität sondern auch durch ähnliche Einrichtungen und Bestrebungen eines Val. Andreä ꝛc. vorbereiteten Boden. Die Staats- und Kirchenregierung von jener Zeit traten den „pietistischen Bewegungen" keineswegs zuerst hemmend in den Weg. Das „Pietistenrescript" von 1694 ist nur den Auswüchsen, nicht der Sache selbst feindlich gesinnt. Sie haben seit jener Zeit sich die „Pietisten" bei uns in dieser Form von „Gemeinschaften" erhalten, und spätere Einflüsse im großen Ganzen wenig dran verändert. Die Brüdergemeinde hat, obgleich bekantlich Zinzendorf selbst würtembergischer Candidat war, doch die Gestaltung unserer Gemeinschaften nicht wesentlich beeinflußt, wenn natürlich auch da oder dort ihr Geist sich Bahn brach; (die Gemeinde Kornthal ist jedoch, nebenbei bemerkt, nicht aus der Brüdergemeinde hervorgegangen.) An einem Orte hat Ref. einen Unterschied von „alten" und „neuen" Pietisten, (sogar getrennt nach Lokalen) in derselben Gemeinde gefunden. Daß unser J. A. Bengel mit der Brüdergemeinde sich nicht verstehen konte, hat wol auch in dieser Beziehung wie überhaupt Bengels Einfluß, in den Gemeinschaften sich geltend gemacht. Von Oetinger (resp. Böhme), noch mehr aber von den Sindlinger Bauern, Michael Hahn, einem zweiten Böhme, geht ein neuer Aufschwung des Gemeinschaftswesens aus, zugleich aber auch eine neue Richtung, die in eigener Organisation von unsern „Gemeinschaften" sich mehr oder weniger schroff scheidet.

Ein wichtiger Punkt, den auch gerade das leztgesagte uns klar

gt, ist die Frage nach der Stellung der „Gemeinschaften" zur ndeskirche. Da dieselbe jedoch wesentlich von der Stellung der rche und des Kirchenregiments zu den Gemeinschaften abhängt, so vor Allem wol der Blick auf unsere Kirchengesetzgebung in esem Punkte zu richten. Wir haben schon gesagt, daß das Kirchenginent von Anfang an zu den Gemeinschaften durchaus nicht in iem principiell gegensätzlichen Verhältnisse stand. Als sich allmälig tirerische, besonders spiritualistische Tendenzen einschlichen, wurden 706 alle Conventikel verboten, aber „Erbauungsstunden" laubt, d. h. nicht nur private Bibelstunden, die der Geistliche sei's der Kirche oder in einem Privathause leitet, sondern auch „erweirte Hausgottesdienste." Daß hiermit immerhin die Sache ch nicht klar gestellt war, ist einleuchtend. So erschien denn endlich i Jahre 1743 das „Generalrescript," das noch heutzutage die rundlage unserer Gesetzgebung in dieser Beziehung bildet. Die auptsätze dieses in ächt christlichem ebenso kirchlichem, als nüchtern angelischem Sinne von Geheimrath Bilfinger abgefaßten Rescriptes id folgende (vgl. hierzu wie auch zu dem Uebrigen Römer's Kirchenschichte von Würtemberg*) und Palmer's Vorlesung über das Sekwesen. Manuscript): Erbauungsstunden des Geistlichen sind emohlen; ebenso ist mit Vorwissen und unter Aufsicht des Geistlichen ch gottesfürchtigen Schulmeistern dasselbe gestattet. Wenn es auch nstigen Privatpersonen nicht empfohlen wird, so soll doch nicht verten sein, sonderlich an Sonn- und Feiertagen sich mit christlichen reunden zu weiterer Erbauung zusammen zu thun; nur muß der rtsgeistliche davon wissen, und stets freien Zutritt haben. Separaten und überhaupt verdächtige fremde Personen sind nicht zuzulassen; e Versamlung soll höchstens 15 Personen befassen; ein eigentlicher ortrag soll in Abwesenheit des Geistlichen nicht gehalten werden. ewissensrath und Erforschung soll nicht statt haben; während der ottesdienste dürfen die Stunden nicht gehalten werden, und endlich r Geistliche soll sie fleißig überwachen.

Soweit das „Generalrescript". Auf ihm steht wie gesagt, noch utzutage die Kirche in ihrem Verhältnisse zu den „Gemeinschaften." er es ist aus demselben zugleich einleuchtend, wie viel bei der Handbung dieser Bestimmungen von der Individualität des jeweiligen rtsgeistlichen abhängt. So ist denn auch faktisch das Gemeinschaftsesen in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten verschieden handelt worden; nicht zwar, daß jenes Rescript irgendwie aufgeben worden wäre; aber wer sieht nicht ein, daß seine Bestimmunn dem Pfarrer Raum genug geben, wenn die passenden Zeiten und erhältnisse da sind, die „Gemeinschaft" mit Einzelnem zu chikaniren, ihre Existenz selbst zu untergraben, oder aber auch sie auf unkirchhe und die übrige Gemeinde benachteiligende Weise zu begünstigen. b irgendwo z. B. der die Zahl der Teilhaber auf 15 Personen beränkende Punkt beobachtet wird, ist mir nicht bekant, wol aber das egenteil; auch dürfte wirklich wenn irgend einer, so dieser Punkt ner Revision bedürftig sein.

Mit der Stellung der Kirche zu den Gemeinschaften geht Hand Hand die Stellung der Gemeinschaften zur Kirche. Wo man unsere würt. Verhältnisse nicht genauer kent, ist man geneigt, sie ohne Weiteres mit den Sekten zusammenzuwerfen. Allerdings haben wir an letzteren reichen Vorrath. Bei uns sind ja nicht nur, wie anderwärts, Methodisten, Baptisten und wie sie alle heißen bis zu den Deutschkatholiken herab, wir haben noch specifisch würtembergische Sonderbunde in den „Michelianern" (von Michel Hahn mit wesentlicher Betonung der Heiligung,) in den „Pregizerianern" (Pf. Pregizer in Haiterbach — Gegensatz zu den „Michelianern" die „Bußfertigen," d. h. mit der Buße Fertigen, im seligen Genusse der Gnade Stehenden, vom Volke auch „Juhechristen" oder „Galoppchristen" genant,) und in andern Denominationen. Allein wenn auch die Letztgenanten da und dort sich den eigentlichen Sekten nähern, nicht nur durch ihren mehr oder minder ausgesprochenen Gegensatz in der Lehre, sondern insbesondere durch eine Art eigener Organisation (wie z. B. bei den Michelianern,) so stehen doch auch sie noch im Zusammenhange mit der Kirche, und die Differenz richtet sich nach Individualitäten. Bei denen aber, die wir kurzweg die „Gemeinschaften" nennen, bei den oben beschriebenen „Stundenleuten" ist von einer principiellen Gegenstellung gegen die Kirche keine Rede. Insbesondere soweit sie mit der „evangelischen Gesellschaft" in Stuttgart zusammenhängen, finden sie in dem ebenso christlichen als kirchlichen Geiste derselben ein heilsames Gegengewicht gegen etwaige sektirerische Velleitäten. Sie sind, soweit mir bekant ist, fleißige Kirchengänger, und nehmen das Sacrament jedenfalls nicht seltener als andere. Daß sie allerdings, besonders wo der Geistliche sich ihnen gegenüberstellt, manchmal den Wert des „Amtes" miskennen, auch wol Einzelne die Grundwichtigkeit des Sacraments nicht genug würdigen, soll nicht geläugnet werden. Allein fällt hiervon nicht sehr viel Schuld auf den Geistlichen, der entweder von einem misverstandenen Amtsbegriffe oder am Ende gar vom modernen Zeit- und Christenbewußtsein auf diese Conventikel herabsieht, oder ihnen entgegentritt? Wo der Pfarrer ihnen mit christlicher Bruderliebe entgegentritt, und sein Lehramt rein evangelisch ausübt, wo sie zu ihm als einem wirklichen Hirten der Schafe Jesu Christi Zutrauen haben können: da habe ich noch nirgends von einem sektirerischen Zuge in ihnen gehört. Daß freilich allüberall die Sekten da anknüpfen, wo das Wort vom Kreuze bereits gezündet hat, daran sind nicht die „Gemeinschaften," sondern die Sekten Schuld. Aber, sagt man, diese Leute halten sich doch für Etwas Besonderes, und verachten im geistlichen Hochmute die übrigen, als ob nicht auch außerhalb der Conventikel Christen zu finden wären! Daß vielfach das der Fall ist, wer möchte das läugnen, oder wer in Schutz nehmen? Fern von letzterem möchte ich aber doch auch darauf hinweisen, daß oft nicht geistlicher Hochmut ist, was dafür von den weltförmigen Christen verschrieen wird. Wenn ein Christ sich als Kind Gottes weiß, so weiß er sich allerdings als Etwas anders, als der Weltmensch, wenn er gleich dabei nur Jesu die Ehre gibt! Dies gilt freilich von jedem Christen ob er Conventikel besucht oder nicht.

Anderseits aber muß nur im Auge behalten werden, daß die „Kirche" nach ihrer notwendigen gegenwärtigen Gestaltung doch die Seite, wonach sie „die Gemeinschaft der Heiligen" ist, nicht genugsam darstellen kann. Sollten wir Pfarrer also dem in den Erweckten entstehenden Triebe nach näherer persönlicher Vereinigung in brüderlicher Liebe entgegentreten, wenn er sich gegen die „Kirche" selbst nicht feindlich verhält? Im Gegenteil, wir wollen es mit Dank gegen den Erzhirten auch als eine Frucht unseres Wirken im Worte Gottes betrachten, wenn solcher erweckten Selen viele werden. Aber, getreu

*) Wir benutzen diese Gelegenheit, dies in hohem Grade interesate und lehrreiche Werk unseren Lesern zu empfehlen, namentlich in r eben erscheinenden zweiten Ausgabe. (38 Bogen, Pr. 1 Thlr. Gr. im Buchhandel, bei directer Beziehung von der Ev. Büchertung in Stuttgart billiger.) Anm. der Red.

nicht nur dem „Generalrespripte“ sondern unserer ganzen kirchlichen Aufgabe, muß allerdings der Pfarrer auch diese Gemeinschaften treu überwachen, daß nicht der Wolf einfalle. Dieses „Ueberwachen“ aber verstehe ich nicht als steif bureaukratische Thätigkeit, sondern ich kann mir ein wirklich segensreiches Leiten nur denken, wenn der Geistliche selbst (nicht immer aber so oft als möglich) sich in brüderlicher Weise an den „Stunden“ beteiligt, seine Gaben und die durch seinen Bildungsgang und seine Studien ihm reichlicher dargebotenen Mittel benutzt, um die christliche und damit kirchliche Erkentnis mehr und mehr in den „Gemeinschaften“ zu wecken. Als Hauptbedürfnis erachte ich hierzu, daß er darauf hinarbeite, wenngleich vorsichtig und allmälig, daß das „Losungsbüchlein“ ganz in den Gemeinschaften abgeschafft, und statt seiner die Bibel, das ganze Wort Gottes, und zwar mit einem Commentar gelesen werde. Das Losungsbüchlein gibt Anlaß, daß zu viel über den einzelnen Vers gesprochen, daß zu viele Meinungen und „es ist mir so,“ auch wol ungesundes oder monotones und triviales beigebracht wird, statt daß das Wort Gottes selbst gehört wird. Dadurch kommt man auf subjektive Irrungen, die, wenn sie einmal da sind, sich leicht über das Wort Gottes setzen. Sollte es nicht möglich sein, das Losungsbüchlein abzuschaffen, so wäre wenigstens (und das wird jedenfalls der Anfang sein müssen) darauf zu dringen, daß stets das ganze Capitel, oder der ganze Abschnitt gelesen wird, aus dem Losung und Lehrtext genommen sind. Ich verkenne nicht den schönen Gedanken, der sich an das Losungsbüchlein hängt, daß nämlich so Viele zu gleicher Zeit an demselben Verse sich laben, aber dieser Gefühlsgewinn verschwindet gegen die großen Nachteile.

Zweitens haben wir Pfarrer, nach des Referenten Anschauung so oft wir nur können, auf die Bedeutung der Sacramente und damit der Kirche und des Amtes hinzuweisen.

Mit diesen Mitteln, die die alleinkirchlichen sind, mit Wort Gottes und Sakrament werden wir stark sein, nicht nur das Segensreiche unserer „Gemeinschaften“ zu erhalten und befördern, sondern namentlich auch die wahre Kirchlichkeit derselben zu bewahren. Dann sind gewiß dieselben das, als was sie sich in Würtemberg mehr als einmal, besonders auch in den öden Zeiten bewiesen haben, als das Wort Gottes auf den Kanzeln leerem Menschenwitze Platz gemacht hatte: das Salz der Kirche.

Gegen Schenkel aus der Synode Wriezen.

Der Erklärung der Berliner Geistlichen vom 20. Decbr. v. J. wider Dr. Schenkel treten unterzeichnete Mitglieder der Wriezener Synode bei, wünschen den lieben Brüdern in Baden des Herrn Beistand zu ihrem guten Kampfe des Glaubens und rufen ihnen das Wort zu, 2 Cor. 2, 14: „Aber Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christo!“ Wriezen, den 4. März 1865.

König, Oberpf. und Superint. Schröder, Archidiak. Schotte, Oberpr. in Freienwalde. Lic. Mellin, Pred. in Freienwalde. Strasburg, Pred. in Lüdersdorf. Schinke, Pred. in Reichenow. Grubel, Pred. in Alt-Friedland. Gebhardt, Pred. in Neu-Trebbin. Böttcher, Pred. in Alt-Trebbin. Bäntsch, Pred. von Alt-Bliesdorf.

Gegen Schenkel aus Lindow-Gransee.

Den vielen guten Zeugnissen wider Schenkel und für die bekentnistreuen Badenschen Brüder schließen sich von Herzen an die unterzeichneten Geistlichen der Diöcese Lindow-Gransee.

Breithaupt, Superint. zu Lindow. Crantz, Pf. zu Sonnenberg. Hollefreund, Superint. a. D. und Oberpf. zu Gransee. Ungnad, Diak. zu Gransee und Pf. zu Schönermark. Straßner, Pf. Schöneberg. Breithaupt, Pf. zu Herzberg. Ockhardt, Pf. zu Ruthnick. Dobelow, Pf. zu Seebeck. Werner, Pf. zu Lindow. Schömann, Pf. zu Rönnebeck. Düsterhaupt, Pf. in Zühlen. Böckler, Pf. in Dienberg.

Gegen Schenkel aus Elsterwerda.

Den teuren Amtsbrüdern in Baden, denen es der Herr geschenkt hat, seiner Ehre Verteidiger wider falsche Zeugen und Leugner des lebendigen Christus, unseres einigen Heilandes, sein zu dürfen, geben wir unsere Mitfreude und herzliche Teilnahme zu erkennen, und erbitten ihnen vom Herrn die fernere und siegreiche Bewährung des apostolischer Wortes: Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark (1 Cor. 16, 13).

Ephorie Elsterwerda, den 22. Februar 1865.

Klewitz, Superint. Mohr, P. Seltmann, P. Arndt, D. Gericke, Pfr. zu Ortraud. Große, P. zu Großkmehlen. Braune, P. zu Großthiemig. Boye, Diak. daselbst. Hoffmann, P. zu Hirschfeld. Rauch, P. zu Gröden. Dr. Gliemann, P. zu Würdenhayn. Seyfert, P. zu Saathain. Wehner, D. zu Saathain. Böttger, P. zu Gorden. Hirsch, P. zu Hohenleipisch.

Gegen Schenkel aus Zeitz.

In völliger Uebereinstimmung mit allen schon vor uns abgegebenen Erklärungen können auch wir nur unser Bedauern darüber aussprechen, daß Hr. Prof. Schenkel, nachdem er mit der Lehre unserer Kirche gebrochen hat, die Leitung eines evang. Prediger-Seminars noch weiter fortführen kann.

Zeitz, den 6. März 1865.

Hartung, Oberpf. an St. Michael in Zeitz und Superint. Gräfenhan, Archidiak. zu St. Michael in Zeitz. Poyda, Pf. in Geußnitz. Wartner, Pf. in Lobas. Trüberbach, Pf. zu Kurzen. Wiedemann, Pf. in Hohenkirchen. Senf, Pf. in Bröckau. Abesser, Pf. in Wittgendorf. Weise, Pf. in Groß-Pönten. Zehne in Ossig. Hoffmann in Großzschellbach. Dreyhaupt, Pf. in Heuckewalde. Pörner, Pf. in Loitzschütz. Kulisch, Pf. in Rippicha. Schmidt, Pf. in Hainsburg. Strubell, Pf. in Selsitz. Lehde, Pf. in Gleina. Bornkamm, in Rehmsdorf. Bock in Bergendorf. Kaden in Falkenhain. W. Neßler, Pf. in Zischendorf. Dr. Hornburg, Pf. in Spora. Körner, Pf. in Wuitz. Wolff, Pf. in Langenaud. Bethge, Pf. in Silbitz. Krause, Pf. in Crossen. Ed. Neumeister, Pf. in Maßnitz. Lutze, Pf. in Ostrau. Neuber, Pf. zu Auligh, K. Pr. Trinius, P. in Prosen. Lobeck, P. in Predel. Hofmann, P. in Druschwitz. Kraatz, P. in Zangenberg. Andreä, P. in Zeitz. Clingestein, Hülfspred. daselbst. Heinicke, P. in Zeitz. Ahlemann, Pf. an der Schloßkirche zu St. Trinitatis in Zeitz.

Wien.

In der Sitzung des Professorencollegiums der k. k. evangelisch-theologischen Fakultät am 21. December des Jahres 1864 habe ich darauf angetragen, den badischen Geistlichen zu schreiben, daß wir ihre Schriften erhalten und ihnen dafür zu danken, daß sie uns dieselben übersandt haben. Das Professorencollegium hat darauf beschlossen, weder durch den Decan, noch durch den Bibliothekar ein solches Schreiben ausfertigen zu lassen. Ein Antrag in der Form, wie er in Nr. 16 der Ev. K. Z. d. Jahrg. S. 189 zu lesen ist, wurde weder in dieser, noch in einer andern Sitzung von irgend Jemand gestellt. Diese Mitteilung bitte ich, gefälligst in einer der nächsten Nummern der Ev. K. Z. abdrucken lassen zu wollen. Wien, am 8. März 1865.

D. Albrecht Vogel,
ord. Professor an der k. k. evang. theol. Fakultät.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 29. März. № 25.

Klassisches Altertum und Christentum in unsern Gymnasien.

Welches ist der lezte Zweck und die höchste Aufgabe der Schule? ist die Frage, worauf in dem ganzen großen Kapitel über Schule und Erziehung alles ankomt. Wir beantworten sie zunächst einfach mit der Gegenfrage: welches ist der Zweck und die Aufgabe des ganzen Lebens des Menschen hier auf Erden? und setzen mit der Schrift hinzu: durch die Sünde hat alles Fleisch seinen Weg verderbet; durch sie ist der Mensch aus der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott geschieden, sein sündhafter fleischlicher Sinn hat seine Vernunft verdunkelt und das Auge seiner Erkentnis verfinstert. Nun aber bezeugt der Apostel Paulus dem Volke zu Athen: „Gott hat gemacht, daß aus Einem Blute alle Völker der Menschen wohnen auf der ganzen Oberfläche der Erde, indem er bestimte Zeiten und die Gränzen ihrer Wohnung festsezte, damit sie Gott suchen sollten, ob sie ihn tasten und finden möchten.“ Die Menschen sollten also, von Gott selbst in besondere Völker mit bestimten Zeiten und abgegränzten Wohnsitzen geschieden, ihn suchen; sie sollten die rechte Erkentnis von Gott und die lebendige Gemeinschaft mit Gott, die ihnen durch die Sünde verdunkelt und zerrissen war, wieder gewinnen. In der Erforschung und Darstellung, wie sie diese Aufgabe jedes auf seine Weise zu lösen gesucht haben, liegt das höchste Interesse ihrer Geschichte, d. i. der Darstellung dessen, was sie in Wissenschaften und Künsten geleistet — ihrer Literatur, nach welchen Grundsätzen sie ihr bürgerliches Leben geordnet — ihrer Politie, wofür sie gekämpft und gelitten — ihrer Geschichte im gewöhnlichen Sinn, was sie als das Gute und Böse und als Ursach und Wirkung von beiden gefunden, welche Vorstellung sie sich von dem Schöpfer und der Schöpfung, von Zeit und Ewigkeit gemacht haben — ihre Philosophie und Religion.

Die ganze vorchristliche Geschichte der Völker unserer Erde beweist, daß keins derselben, daß also die ganze Menschheit bei allem menschlich Schönen und Großen, das sie hervorgebracht, bei allem redlichen, ernsten, oft bewunderungswürdig scharfen Denken und Forschen, wozu sie ihr Fürchten, Ahnen und Hoffen getrieben, nicht vermocht hat, den Rückweg zu dem verlorenen Paradiese zu finden, und von dem Lichte der göttlichen Offenbarung unerleuchtet aus eigener Vernunft und Kraft zu dem lebendigen Gotte zu kommen.

Mit der Erscheinung Christi begint die zweite große Epoche der Geschichte der Menschheit, in welcher das heidnische Suchen und das alttestamentliche Harren Gottes aufhören sollte, indem die Herlichkeit des Vaters in dem Sohne zur Erde herniederkam, sich selbst den Menschen offenbarte und sie mit sich versöhnte. Nun heißt die Lebensaufgabe der Menschheit nicht „Gott suchen, ob sie ihn tastend finden möchte“, sondern sie besteht jezt darin, den erschienenen einigen Mitler zwischen Mensch und Gott im Glauben ergreifen, durch das Leben in ihm zu der durch die Sünde zerstörten Lebensgemeinschaft mit Gott zurückkehren und durch diese lebendige Gemeinschaft sowol die rechte Erkentnis Gottes, als auch die gänzliche geistige Verneuerung und damit ewiges und seliges Leben zu gewinnen. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand komt zum Vater, denn durch mich.“ Zu diesem einzigen Quell alles Lebens und Heils, zu Christus hinzuführen, kann demnach nur lezter Zweck aller Ordnungen und Einrichtungen in einem christlichen Staate, und muß also vor allen Dingen auch die Aufgabe seiner Schule sein.

Treten wir nun in diese Schule ein, so begegnet uns ein fast Unerklärliches. Wir finden ein Stück Heidentum, das Leben der Griechen und Römer, welches wir das klassische Altertum nennen, vorzugsweise zum Gegenstande der Studien wie zur Grundlage der Bildung in unsern Gymnasien gemacht, was auf den ersten Blick allerdings auffallen muß und daher auch der Grund gewesen ist, weshalb, namentlich seitdem durch die revolutionären Bewegungen von 1848 der Unglaube und Abfall von Christus in so großer Ausdehnung und so abschreckender Gestalt in der Kirche wie in der Schule aufgetreten, sonst woldenkende, aber nicht klar durchschauende christliche Leute auf mancherlei Bedenken und Aenderungspläne gekommen sind, wobei es sich meist um Vermehrung des Religionsunterrichts, Verminderung oder gar Zurückschiebung des Studiums der alten Klassiker ꝛc. handelte. Ein solcher Kurzsichtiger war es auch, der gegen Ref. einst äußerte, er bedaure jezt die Zeit, die er auf der Schule auf die Lectüre Homers gewandt habe.

Es ist hier zunächst die Frage zu beantworten, mit welchem Rechte denn nun jene klassischen Schriftsteller der heidnischen Griechen- und Römerwelt zum Hauptgegenstande der Studien und zur Grundlage der Bildung in unsern Gymnasien gemacht sind. Ohne Zweifel haben jene Völker, deren Geistesleben wir vorzugsweise das klassische nennen, in allem menschlich Schö-

nen und Großen eine so hohe Stufe erreicht, wie kein anderes Volk. Sie haben die öffentlichen Tugenden der Vaterlandsliebe, der freudigen Todesverachtung und Aufopferung für die Freiheit und das Heil ihres Volkes in hohem Maße geübt, die Ideale der Ehre, Gerechtigkeit, Tapferkeit, nationaler Selbstachtung, begünstigt durch freie, ungehemte Selbstbestimmung und Charakterbildung in kleinen republikanischen oder aristokratischen Gemeinwesen nahezu erreicht; im Forschen und philosophischen Denken über Himmel und Erde, Gott und Menschen, Zeit und Ewigkeit, vielseitig angeregt durch ihre glückliche Lage inmitten der Kulturvölker damaliger Welt und des lebendigsten geistigen wie materiellen Verkehrs mit ihnen durch zahllose Inseln und Häfen ihrer Küsten und Vorgebirge, vom Standpunkte des Humanismus betrachtet, Unglaubliches geleistet, und endlich in der Kunst, der redenden und bildenden, vermöge ihrer glücklichen Naturanlage, deren harmonische Ausbildung durch den schönsten Himmel und das mildeste Klima befördert wurde, es zu einer von keinem andern Volke erreichten Meisterschaft gebracht. Zu diesem Allen komt noch eine bewunderungswürdige Durchbildung und Ausprägung ihrer Sprache, so daß sie durch Reichtum an den bezeichnendsten Wortformen und Konstruktionen im Stande waren, dem einfach Erhabensten wie dem Innigsten und Zartesten, was ein menschliches Herz bewegt, dem Resultate des schärfsten dialektischen Denkens und dem tiefsten und höchsten Dichtergedanken bis in die feinsten Nüancen durch die Sprache den treffendsten Ausdruck zu geben.

Es folgt aus dem Allen, daß das Studium der alten Klassiker zur Gewinnung *formaler* Geistesbildung, d. i. eines scharfen und korrekten Denkens auf philosophischem Gebiete, eines richtigen und geläuterten Geschmacks in Werken der redenden und bildenden Künste, besonders der Redekunst, Poesie und Geschichtschreibung, und endlich eines gründlichen Sprachenstudiums von dem entschiedensten, durch nichts anders zu ersetzenden Nutzen ist. Wir können daher unserer studirenden Jugend keine bessere Grundlage ihrer intellectuellen Bildung geben, als wenn wir sie in das Studium des klassischen Altertums einführen und recht heimisch darin machen. Man hat also mit Recht auf diese humanistischen Studien, die s. g. Humaniora, einen großen Wert gelegt, unser deutsches Volk und mit ihm das uns blutsverwandte Holland und England hat sie mit Liebe und Fleiß gepflegt, wie die großen Namen Reuchlin, Erasmus und Melanchthon, Lipsius und Hemsterhuis, Porson und Bentley, Ernesti, Voß, Wolf, Heyne und Hermann ꝛc. beweisen und dadurch seiner ganzen Geistesbildung jene klassische Grundlage gegeben, die sie vor den romanischen Völkern, namentlich den Franzosen, so vorteilhaft auszeichnet.

Anders aber steht die Sache, wenn man auf den sittlichen und religiösen Inhalt der altklassischen Literatur und auf die Antwort sieht, welche sie auf die höchste Frage der Schule und des Lebens überhaupt gibt: Was ist Wahrheit? und welches ist die wahre Weisheit? Der Apostel Paulus bezeugt von allen Heiden, insbesondere von den Griechen und Römern, „daß sie zwar das Wissen hatten, daß Gott sei, denn Gott hatte es ihnen kund gethan, indem sein unsichtbares Wesen, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit, seit der Schöpfung der Welt an den Werken wahrnehmbar ersehen wird —; wie sie aber in ihrem Dichten eitel geworden und verwandelt haben die Herlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen — darum sie auch Gott dahin gegeben in ihrer Herzen Gelüste, in Unreinigkeit, zu schänden ihre eignen Leiber an ihnen selbst, die Gottes Wahrheit verwandelt haben in die Lügen und geehret und gedienet dem Geschöpf mehr denn dem Schöpfer." Blicken wir nach dem klassischen Rom, so finden wir hier Horaz, den geistreichen Weltmann und urbanen Dichter, die Zierde des kaiserlichen Hofes und seines geistigen Mittelpunkts, des um Mäcenas versammelten Dichterkreises, wie er seine Freunde mit dem ernsten Sapere aude zur Ergreifung der Weisheit auffordert und seinem geliebten Mäcenas unverholen bekent: — — versus et cetera ludicra pono Quid rerum atque decens curo et rogo et omnis in hoc sum. Aber es war ihm, obgleich er mit den Blüten auch der griechischen Philosophie und Dichtkunst geschmückt und als im eminenten Sinn ein vir humanissimus war, wie allen vom Lichte der göttlichen Offenbarung nicht erleuchteten Menschen die *wahre Weisheit* verborgen, als deren Anfang die heilige Schrift die Furcht Gottes bezeichnet, und die *Wahrheit* konte er ebenfalls nicht finden, da er den nicht kante, der allein auf Erden von sich hat sagen können: „Ich *bin* die Wahrheit."

Wie rechtfertigen wir denn aber nun, wenn die Aufgabe der Schule ist, zu Christus hinzuführen und das Christentum als den allein vollen Inhalt der göttlichen Wahrheit und Offenbarung an die Menschheit der studirenden Jugend darzulegen, die Aufnahme der alten Klassiker in unsere Gymnasien als den Hauptgegenstand ihres Studiums? Wie können durch die Darstellung des geistigen Gehalts und des Resultats des Lebens jener zwar klassischen aber heidnischen Völker die Stufen erbaut werden, über welche der Weg zu Christus führt? Wie verträgt sich Heidentum und Christentum? Wie können wir durch Athen und Rom nach Bethlehem und Golgatha gelangen? Hier liegt unstreitig das punctum saliens der ganzen Schulfrage, nämlich die Bestimmung des Wertes der alten Klassiker für unsere Gymnasien und des Verhältnisses, in welchem sie als Bildungsmittel zu dem Christentume stehen sollen.

Das Studium des klassischen Altertums kann der Schule zum Heil und zum Unheil, zum Leben und zum Tode dienen. Welcher Fall eintreten soll, hängt davon ab, in welches Verhältnis das heidnische Element der klassischen Zeit zu dem Christentume durch *den Geist der Schule* gestellt und ob durch diesen stets das Bewußtsein des Unterschiedes zwischen der Herlichkeit des unvergänglichen Gottes und dem Bilde des vergänglichen Menschen lebendig erhalten wird. Es bedarf aber dazu der Anlegung eines christlichen Maßstabes an das klassische Altertum und einer durchgreifenden Messung an ihm; denn erst dadurch entsteht jene höchste Kritik, vermöge welcher die unendliche Kluft und Differenz zwischen den geistigen Resultaten des ganzen, insbesondere des klassischen Heidentums und dem Inhalte der göttlichen Offenbarung im Christentume betreffs der richtigen Gotteserkentnis und der lebendigen Gottesgemeinschaft der Schule stets deutlich und fühlbar erhalten und gründlich ein- für allemal der Wahn vernichtet wird, daß bei Plato und Aristoteles zu suchen sei, was allein bei Christo zu finden ist —: ein Wahn, der noch heute so viele unserer großen und kleinen Meister der Schule und durch sie eine Menge unserer wissenschaftlich Gebildeten in allen Fächern und Ständen blendet, daß sie ihr ganzes Leben lang aus dem Heidentume nicht herausfinden.

Nennen wir nun die Summe der sittlichen und intellectuellen Bildung des klassischen Altertums nebst dem, was die moderne Zeit philosophirend und dichtend mit Ausschluß und Ignorirung der durch Gottes Wort in heiliger Schrift geoffenbarten Wahrheit darauf gebauet und hinzugethan hat, *Humanismus* oder *reinmenschliche* Bildung, so ist weiter die Aufgabe der Schule, daß sie die Unzulänglichkeit und das Unvermögen dieser Bildung, den Menschen seine höchste Bestimmung, die Rückkehr zu Gott und zu einer ewigen seligen Lebensgemeinschaft mit ihm erreichen zu lassen, überzeugend nachweise, und unwiderleglich darthue, wie der ganze antike Humanismus, selbst in seinen höchsten Spitzen,

nicht im Stande gewesen ist, der Menschheit einen versöhnten Gott, Vergebung der Sünden und damit ewiges Leben und Seligkeit zu bringen. Daß dies nur das Christentum kann, darin liegt eben der unendliche Unterschied zwischen ihm und der ganzen klassischen und humanistischen Kultur. Um diese Aufgabe nun genügend zu lösen, kömt, wie gesagt, alles auf den Geist der Schule an, der nur von dem rechten Meister ausgeht, welchen zu finden daher die höchste und schwierigste Aufgabe bleibt. Ein rechter Meister aber wird nur der sein, in dessen Geiste selbst sich bereits jene große Krisis zwischen Menschengeist und Gottesgeist vollzogen, der also den rechten Maßstab für die richtige Schätzung des altklassischen Altertums und des Christentums gefunden hat und ihn mit Sicherheit und fester Hand anzulegen versteht. Alles andere Administriren, Dirigiren, Controlliren und Referiren, worin heutzutage Unglaubliches auf dem Gebiete der Schule geleistet wird, tritt gegen jene Hauptsache als untergeordnete Handlangerei in den Hintergrund.

Soll nun aber der oben berührte Nachweis der Unzulänglichkeit klassischer Bildung zur Erreichung des höchsten Ziels und Zwecks der Menschheit hienieden genügend geführt werden, so ergeht die weitere Anforderung an die Schule, daß sie ihren Jüngern den vollen unverkümmerten Genuß all des Schönen und Großen verschaffe, was die klassische Welt darbietet, daß sie ihrem Blicke dieses menschliche Geisterreich weit und voll erschließe, damit sie inne werden, wie weit es Menschengeist in allem menschlich Edeln und Herlichen gebracht habe und bringen könne, daß aber aus ihm, selbst in seinen höchsten Höhen und Spitzen der Quell nicht entspringe, deß Wasser ins ewige Leben fließt. Solche rechten Meister sind heutzutage freilich wol in nicht zu großer Zahl zu finden. Schweigen wir auch von dem banausischen Haufen, der mit widerwilligem Herzen sein dankloses Schultagewerk von Woche zu Woche hinschleppt, oder von der Menge derer, die nur nach Titeln und Gehaltszulage trachten und in aller andern bürgerlichen und politischen Geschäftigkeit mehr Befriedigung finden, als in der Schule, so gibt es doch unserer Erfahrung nach selbst unter denen, die wirklich wissenschaftliches Interesse bewahren und pflegen, nur wenige, die auf derjenigen Höhe klassischer und christlicher Bildung stehen, daß sie beide Gebiete deutlich überschauen, ihr Verhältnis zu einander klar erkennen und mit Bestimtheit der Schule darlegen können.

Es wird dies begreiflich, erscheint sogar notwendig, wenn man einen Blick auf den Entwickelungsgang der Kirche und Schule in den lezten hundert Jahren wirft Die Schule als Tochter und Gehülfin der Kirche stand zuerst überall unter kirchlicher Leitung und pflegte christliche Lehre und kirchliches Bekentnis. Aber schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erstarrte das Leben der evang. Kirche fast überall zu einem todten Formalismus. Der Geist, der lebendig macht, war von ihr gewichen und alsbald fiel sie dem Weltgeist in die Hände. Dieser, ein Kind des Lügners von Anfang, hüllte seine Pfeile, damit sie sicherer träfen, in französischen Esprit, in englische Satyre und in deutsche Gelehrsamkeit. Der Teufel, bei den Engländern ein schlauer spitzfindiger Sophist, bei den Franzosen ein feiner und witziger Spötter, wurde unter den deutschen Theologen ein gelehrter Schriftausleger. Aber Fälschen und Begriffe verwirren, Ausleren und Vernichten war sein Auslegen. Wissen auf Wissen lag dazu aufgehäuft in allen Fächern, aus Morgenland und Abendland. Sich selbst verbante er zuerst aus der heil. Schrift, um die sicher gewordenen Menschen desto leichter zu fangen, worüber er als Mephistopheles spottet: „den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben", und: „den Teufel spürt das Völkchen nie Und wenn er sie am Kragen hätte." Damit fiel auch die Sünde weg. Die Gnade und das Evangelium, die Buße, der Glaube und das Gebet standen nicht mehr in der

Bibel; das Kreuz auf Golgatha wurde vernichtet und dem Giftbecher des Socrates zur Seite gelegt. Einen Christus Gottes im Sinn der heiligen Schrift, einen Mitler und Versöhner und seine Sakramente hatte die tugendhafte und selbstgerechte Welt nicht mehr nötig. Von den Universitäten, wo es in Wort und Schrift begann, verbreitete sich das Unheil natürlich über die Kirche und über die Schule; beide aber nahmen von der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst einen verschiedenen Gang, um endlich bei gleichem Verderben anzulangen. Während es in der ihren Herrn und Meister mehr und mehr verläugnenden Kirche immer öder und unheimlicher wurde, ging für die Schule erst ein neues Leben auf, welches sich an dem Studium des klassischen Altertums entzündete. Der Geschmack reinigte sich an dem Antiken mit seiner menschlichen Schönheit und die Periode der klassischen deutschen Literatur trat ein, die dann ihrerseits wieder auf die Kirche und Schule den bedeutendsten Einfluß ausübte. Gegen das biblische Christentum trat der Humanismus und die Speculation auf, welche von „reinmenschlichem" Standpunkte aus „Wahrheit" sucht und daher „die Wahrheit", die schon mitten unter uns getreten ist, vor allem Suchen nicht finden kann: ein völliges Verkennen der Schranken des Menschengeistes, auch des modernklassisch gebildeten, ein Verkennen der Sünde, des natürlichen verderbten Zustandes des Menschen, in Folge dessen die Läugnung der Notwendigkeit einer Erlösung, also auch eines Erlösers und der ganzen Heilsordnung, die Gott zur Wiederherstellung der gefallenen Menschheit getroffen hat.

Als Herder auf seinem lezten Krankenbette lag (1803), sprach er zu den Umseienden: „Gebet mir einen großen Gedanken, davon ich lebe." Er war ein Hauptträger und Pfleger des Humanismus und nichts beweist schlagender als jene Aeußerung, wie löcherig die Brunnen jener Weisheit sind und wie sie die aus ihnen Trinkenden verschmachten und verdürsten läßt. Hatte Herder denn nicht das große Wort: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben?" Ein noch anschaulicheres Bild von der traurigen Wüste, in welche die von dem historischen Christus sich abwendende Speculation ihre Jünger führt, die ja nach der Schrift als von dem Weinstocke abgeschnittene Reben verdorren müssen, gibt das Bekentnis Friedrich Heinrich Jacobi's, eines der edelsten unter den Denkern unsers Volks, wie er es in einem Briefe aus München vom 24. April 1817, also zwei Jahre vor seinem Tode, seinem Freunde, dem Hrn. v. Dohm, ablegt: „In Deine Klagen über die Unzulänglichkeit alles unseres Philosophirens stimme ich leider von Herzen ein, weiß aber doch keinen andern Rath, als nur immer eifriger fort zu philosophiren. Wie gern schriebe ich Dir hierüber recht ausführlich. — — Es thut sich eine seltsame Bewegung in religiöser Absicht jezt überall in Europa kund, vornemlich in Deutschland. Ich erfahre Mancherlei darüber von mich besuchenden Reisenden, komme aber nirgends auf einen rechten Grund. Ganz kürzlich sah und sprach ich viel die zwei Söhne des Berliner Bischofs Sack. Es sind zwei recht wackere, achtungswerte junge Männer. Beide hangen fest am Worte, und der jüngere, Carl, ist ein strenger Eiferer dafür. Mit diesem habe ich mich ernstlich und so tief es nur gehen wollte, eingelassen, um von ihm zu erfahren, wie man es angreifen müsse, um mit ihm gleichglaubig zu werden. Denn eine Anweisung müsse er doch geben können (?). Er sah wol, daß ich es aufrichtig meinte, daß ich ihm nichts verhehlte, daß weder Eigendünkel noch Hochmut noch Eitelkeit mir im Wege standen, um nicht gern mein gebrechliches philosophisches Christentum gegen ein positives, historisches, wie das seine, zu vertauschen, und begriff nicht, daß es gleichwol nicht von mir geschehe. Am Ende

blieb ihm nichts übrig, als sich persönlich in die feste Burg des individuellen Gefühls und der individuellen Erfahrung zurückzuziehen und mich draußen zu lassen. Ungefähr dasselbe ist mir mit allen historisch Gläubigen, die ich über diesen Gegenstand philosophisch auszuforschen Gelegenheit fand, begegnet, namentlich auch mit meinem Freunde Sailer, einem der hellsten Köpfe und der trefflichsten Menschen, die ich kenne." Man sieht, der arme Philosoph verlangt eine Anweisung, wie er zu dem Glauben an den historischen Christus gelange, wozu ihm doch die beiden Hauptbedingungen, das Sündenbewußtsein und das Erlösungsbedürfnis, mangelten.

Bei so bedeutendem Sinken und Schwinden des christlichen Elements in unserer modernen klassischen Literatur hatte sich in der Schule das antikklassische Element mehr und mehr zu einer selbständigen Wissenschaft gestaltet und das klassische Altertumsstudium war zu einer überwiegenden Macht gelangt, durch die das Christliche entweder ganz aufgehoben oder doch fast völlig in den Hintergrund gedrängt wurde. Die Hauptthätigkeit dieser modernen Philologie, wie sie besonders auf den akademischen Lehrstühlen herschte, war hauptsächlich auf die Form gerichtet, umfaßte also meist nur die grammatischen, kritischen und metrischen Studien. Seltener erhob sie sich, wie in Johann Heinrich Voß und zum Teil auch in Friedrich August Wolf, zu einer lebendigen Anschauung der eigentlichen Lebensgestalt und Geistessumma der altklassischen Welt, und noch viel seltener fand jene Gestalt und jener Gehalt in dem Geiste ihrer Betrachter und Bearbeiter den richtigen Maßstab, an dem ihre wahre Bedeutung für unser christlich deutsches Volksleben allein gemessen werden kann. Einen interessanten Einblick in diesen Geist läßt uns einer der bedeutendsten Träger desselben, der Leipziger Professor Gottfried Hermann, thun, der bis zu seinem Tode in den vierziger Jahren eine zahlreiche philologische Schule um sich versammelt hat, von welcher denn auch bald viele akademische Lehrstühle und Lehrerstellen an Gymnasien besetzt wurden. Dieser Mann erhielt den theologischen Doctorgrad auf Grund einer Dissertation, in der er einen, dem Moses und Hesiodus, wie er selbst sich ausdrückt, gemeinsamen Irrtum nachweist, und darthut, daß nicht das Weib, sondern der Mann von Gott zuletzt erschaffen sei, welche Rectification der Bibel er auf das Argument stützt, daß das Vollkommenere immer zuletzt von Gott erschaffen sei, also auch der Mann, als das Vollkommenere, nach dem Weibe. Will man nun auch diese Weise, mit dem Worte der heiligen Schrift umzugehen, einem Professor der klassischen Altertumswissenschaft als verzeihlichen Unverstand zu gute halten, so muß man doch staunen über ein Schreiben desselben an die Schulpforte zu ihrer dritten Säcularfeier, vom 21. Mai 1843, worin es heißt: Arceas a penetralibus tuis, quos saeculum obtrudit, duos morbos: impiam pietatem tenebrionum, hominem malum esse, nec nisi credendo gratiam divinam impetrare dictantium. Ignavis nulla ab deo gratia est, fortibus ultro adest; nec supplicationes sed virtus et labor formarunt Herculem. Heraclidae sint, o antiqua porta, qui tuis ex armamentariis scutati armatique prodeant! Zu deutsch: „Wehre von deinem Heiligtume zwei Krankheiten ab, welche der Zeitgeist aufdrängt: die gottlose Frömmigkeit der Finsterlinge, die da behaupten, der Mensch sei böse, und erlange nur durch Glauben die göttliche Gnade. Den Feigen (?) ist keine Gnade von Gott, den Tapfern folgt sie von selbst, und nicht Gebete, sondern Tapferkeit und Arbeit haben den Hercules gemacht. Heracliden seien es, o alte Pforte, die aus deinen Rüstkammern geschildet und geharnischt hervorgehen!" Man weiß in der That nicht, ob man sich mehr über die Frivolität in jener ersten oder die Stupidität in dieser zweiten Exhibition des klassischen Humanisten wundern soll. Ein solcher Heraclide war es denn auch, der, als ein gemeinsames Gebet bei Eröffnung des Unterrichts wieder eingeführt wurde, als öffentlicher Lehrer eines Gymnasiums erklärte: „das müsse man ihm doch wol ansehen, daß er nicht beten könne"; und ein anderer, der, als er nicht umhin konte, sich einem solchen Gebete zu unterziehen, in seinem eben nicht klassischen Dialecte begann: „O Zevs, der du pist der Vatter der Kötter und Menschen!" Auf welch tiefe Schäden der Schule deuten doch diese Karrikaturen hin! „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden."

Haben wir nun im Vorstehenden gezeigt, welches die Aufgabe der Schule sei, in welchem Verhältnis das Studium des klassischen

Altertums zu Bibel und Christentum stehen und mit welchem Maßstab ersteres gemessen werden müsse, damit unabweislich evident werde, daß auf seinem Gebiete bei allem menschlich Schönen und Großen, was es hervorgebracht, derjenige Geist nicht wirke und walte, der allein den Menschen wahrhaft frei macht, indem er ihn mit seinem Gotte versöhnt und ihm die verlorne Gotteskindschaft wiedergibt, so bleibt noch übrig, an einem Beispiele nachzuweisen, wie dieser Beweis zu führen ist. Wir wählen dazu die schöne Stelle aus Virgils Landbau II, 457 — 512, wo der Dichter, der die Schranken des Erdenlebens, die Furcht und Sorgen der mühseligen Sterblichen kent und empfindet, die von seinem Standpunkte aus allein sich ergebenden Wege bezeichnet, die Furcht und die Schrecken des Todes zu überwinden.

Felix qui potuit rerum cognoscere causas
Atque metus omnes et inexorabile fatum
Subjecit pedibus, strepitumque Acherontis avari.

Der vor allen andern zart und wahr empfindende Dichter eröffnet hier in treffender Kürze den Standpunkt des natürlichen Menschen: vor Allem Furcht vor zornigen, durch versäumte Ehre beleidigten, über zu großes Glück der Menschen neidischen Göttern; vor dem unerbittlichen Schicksal, dessen Annahme durch das ganze Altertum den schlagendsten Beweis liefert, daß die Heiden die Wahrheit Gottes in die Lüge verwandelt haben, die Wahrheit nämlich: „ihr sollt mein Angesicht suchen", und: „rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten", in die Lüge eines mechanisch feststehenden, eisernen Fatums, wodurch namentlich alles gläubige Gebet, d. i. der lebendige kindliche Zusammenhang des Menschen mit Gott beseitigt wird; endlich vor dem „Getöse des gierigen Acheron", d. i. vor der Furcht des Todes, der auch dem gebildetsten natürlichen Menschen immer ein Schrecknis bleibt, wie hier Virgil und auch sonst sein vertrautester Freund Horaz bezeugt: Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres! Zwei Wege zeigen sich nun dem züchtigen Geiste des Dichters, diese Furcht zu überwinden. Der erste ist, die Höhen der Wissenschaft zu ersteigen, die ihm, wie er gutmütig wähnt, das rerum cognoscere causas lehren soll:

Me vero primum dulces ante omnia Musae
Quarum sacra fero ingenti percussus amore,
Accipiant; coelique vias et sidera monstrent;
Defectus solis varios, lunaeque labores;
Unde tremor terris; qua vi maria alta tumescant
Obicibus ruptis, rursusque in se ipsa residant;
Quid tanto Oceano properent se tinguere soles
Hiberni, vel quae tardis mora noctibus obstet.

Der Dichter will also wie Faust bei Goethe erforschen, „was die Welt im Innersten zusammenhält", will schauen „alle Wirkungskraft und Samen" und, ein endliches ephemeres Geschöpf, in seines unendlichen Schöpfers ewige Werkstatt eindringen, vergessend, was sein Freund Horaz dem Jünger des Pythagoras zuruft: nec quidquam tibi prodest Aërias tentasse domos animoque rotundum Percurrisse polum — morituro, und in seiner heidnisch unerleuchteten Vernunft das Wort des Herrn nicht kennend: „Wo wareſt du, als ich die Erde gründete — da mich die Morgensterne mit einander lobeten und jauchzten alle Kinder Gottes?"

Sin has ne possim naturae accedere partes,
Frigidus obstiterit circum praecordia sanguis;
Rura mihi et rigui placeant in vallibus amnes
Flumina amem silvasque inglorius.

Der anspruchlose Dichter bescheidet sich, daß sein Blut vielleicht zu kalt, d. h. sein Geist nicht feurig und kühn genug sei, um sich auf diese Höhen der Wissenschaft zu erheben, und bezeichnet nun den zweiten jener Wege, nämlich in ländlicher Ruhe und Stille, fern von dem Geräusch und ruhelosen Treiben der Welt, im zufriedenen Genuß der Früchte seines Feldes und des Ertrags seiner Herde sein Leben hinzubringen. Aber wir wissen von unserm christlichen Standpunkte aus und durch das Licht der Offenbarung erleuchtet, daß die Sünde und durch sie der knechtische Geist, die Furcht und die Unruhe des Gewissens, „das Seufzen der Kreatur nach Befreiung vom Dienste des vergänglichen Wesens" den Menschen sowol in die Stille des Landlebens wie des Klosters begleitet, und daß es nur einen Weg gibt, Sünde, Tod und Welt zu überwinden und zu der Freiheit der Kinder Gottes zu gelangen, welcher Weg ist Christus.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 17. Der Antichrist 193
Dr. Schenkel, der Badische Oberkirchenrath, die Badische Unionskirche — und die Reformation . 198
— 18. Dr. Schenkel, der Badische Oberkirchenrath, die Badische Unionskirche — und die Reformation (Schluß) 201
Beilage 209
Karl Ritter 210
Nachrichten. Erklärung gegen Schenkel aus Züllichau-Schwiebus 216
— 19. Der Antichrist. (Fortsetzung) 217
— 20. Der Antichrist. (Fortsetzung) 225
Karl Ritter. (Fortsetzung) 227
Beilage 233
Nachrichten. Die Pfälzische Kirche im Jahre 1864 237
Erklärungen gegen Schenkel aus den Synoden Wusterhausen und Lenzen 240
— 21. Der Antichrist. (Fortsetzung) 241
— 22. Der Antichrist. (Schluß) 249
Karl Ritter. (Schluß) 253
Aus und über Mecklenburg-Schwerin. Die Kirche und die Ritterschaft. 2. Art. 255
Beilage 257
Nachrichten. Die Pfälzische Kirche im Jahre 1864. (Schluß) 260
— 23. Jo. Gerhard 265
— 24. Das Leben der Altväter der Lutherischen Kirche 273
Nachrichten. Aus Weimar 276
Würtemberg 280
Beilage. Zur Abwehr aus Mecklenburg 281
Nachrichten. Würtemberg. (Schluß) 283
Gegen Schenkel aus der Synode Wriezen, aus Lindow-Gransee, Elsterwerda, Zeitz 287
Wien 288
— 25 Klassisches Altertum und Christentum in unsern Gymnasien 289

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 1. April. № 26.

Das allgemeine Priestertum und seine Pflichten.

Ein im Evangelischen Verein gehaltener Vortrag.

Das Thema des heutigen Vortrags ist durch den Zusammenhang veranlaßt, in welchen dasselbe mit einem früher hier von mir besprochenen Gegenstande gebracht zu werden pflegt. Das in der Schrift allen Gläubigen zugesprochene Priestertum gilt nämlich als die eigentliche dogmatische Grundlage des kirchlichen Constitutionalismus und aller derjenigen kirchlichen Verfassungsformen, die eine Verwirklichung des modernen Gemeindeprincips zu sein beanspruchen oder eine solche anstreben. Die Gemeinde, sagt man, sei die Kirche, und nun hätten wir allerdings keinen Grund, uns von vornherein zu diesem Satze in Widerspruch zu setzen, falls man nur unter Gemeinde die in Aemtern und Ordnungen gestaltete Gemeinde derer verstünde, die zu Christo, dem Gottmenschen, als ihrem Herrn und Haupte sich bekennen, falls nur unter Gemeinde die organisirte Gemeinde verstanden und deren Organisation, soweit sie aus dem der apostolischen Kirche im Keime Gegebenen in normaler Weise sich entwickelt hat, als ein unter dem Walten des heiligen Geistes entstandenes und also über dem Willen der einzelnen Gemeindeglieder erhabenes Werk Christi selbst begriffen würde. In ähnlicher Weise kann man ja auch mit Wahrheit sagen, das Volk sei der Staat, und dann hat man unter dem Volke natürlich nicht die Gesamtheit aller unterschiedslos nebeneinander stehenden Urwähler, sondern das Volk in seiner geschichtlichen Gliederung und rechtlichen Ordnung, das Volk mit seinen, das nationale Leben tragenden sittlichen Institutionen, mit seinen Obrigkeiten und Auctoritäten und vornämlich seinem das Ganze leitenden und regierenden Oberhaupte zu verstehen, und dabei bleibt zugleich das fest, daß diese mit dem Wesen des Volks verwachsene Verfassung und Ordnung eine über dem Willen der einzelnen Volkgenossen erhabene Ordnung Gottes ist. In diesem Sinne ist aber der Satz nicht gemeint; er ist auch ungenau, nur geeignet, Misverständnisse zu fördern und schon dem Sprachgebrauche, der zwischen Volk und Staat, Gemeinde und Kirche mit Bestimtheit unterscheidet, zuwider. Folgen wir demselben, so ist Gemeinde entweder der organisirte Teil im Unterschiede von dem organisirten Ganzen, ein Unterschied, der hier nicht in Betracht komt; oder Gemeinde ist die Gesamtgemeinde im Unterschiede von ihrer Organisation, von den in ihr aufgerichteten Aemtern und Auctoritäten. Beides, Gemeinde und Kirche, ist von einander untrennbar. Die Kirche besteht nur in und mit der Gemeinde, realisirt sich in der Gemeinde und die rechte Gemeinde ist zugleich auch Kirche. Immer aber sind es zwei zwar nicht von einander zu scheidende, wol aber zu unterscheidende Beziehungen, Seiten derselben einen Christenheit, zwei in deren Wesen begründete verschiedene Begriffe. Die Christenheit ist Gemeinde, sofern sie eine mehr oder minder große Zahl gläubig gewordener Menschen ist. Die Gemeinde ist nicht in Folge eigener Willkür zusammengetreten; ihre Glieder sind in der Predigt des Evangelii durch den heil. Geist berufen. Aber dennoch ist sowol ihre innere Entschließung zum Glauben, als auch ihr äußerlicher Beitritt durch ihren Willen erwirkt, ist ihre eigene freie That. Die Christenheit ist Kirche, sofern sie gliedlich geordnete Gemeinschaft ist, und diese ihre Ordnung und Gliederung ist nicht freie menschliche That, ist nicht erwirkt durch den Willen, nach irgend welcher Berathung ihrer Glieder, sondern sie ist Gottes That und Gottes Ordnung. Die Kirche ist der Leib des Herrn, das von Gott gebaute Haus Gottes, und Paulus sagt mit völliger Klarheit und Bestimtheit: „Gott hat die Glieder gesezt, ein jegliches sonderlich am Leibe, wie er gewollt hat." 1 Cor. 12, 18. Nicht der Gemeinde, die als solche, als Gemeinschaft einander gleicher Glieder überhaupt nie existirt hat, sondern der Kirche ist die Predigt des Evangelii, die Verwaltung der Sacramente, die Handhabung der Schlüssel übergeben. Sie hat den Beruf, die Ihrigen zu Männern Gottes zu erziehen und die noch draußen stehen, zu sich zu bekehren. Sie ist mithin ein Werk Gottes, eine von Gott gegründete und von Gott erhaltene Anstalt Gottes zur Verwirklichung des Reiches Gottes und es sind vorzugsweise die in ihr aufgerichteten Aemter und Auctoritäten, durch die er sein Volk segnet und seine Gnadenpläne mit der Welt verfolgt.

Das Gemeindeprincip ist eine Verurteilung dieser Betrachtungsweise. Von einer Kirche als göttlicher Anstalt und Institution will dasselbe nichts wissen. Es wird nicht geläugnet, daß die Kirche auch zur Anstalt werde. Zuerst aber sei sie Gemeinde, die aus ihrem innern Leben durch Wort und Sacrament sich gestalte und ihre Organe schaffe, die nach dem allgemeinen sittlichen Gesetze der Ordnung sich als Kirche constituire; die vor ihr oder mit ihr zugleich gesezte Anstalt und Organisation, die über der Gemeinde stehende, nicht aus ihr gewordene Kirche sei

die Römische oder werde es in unausbleiblicher Consequenz. Der Satz, die Gemeinde ist die Kirche, gewint also hier den Sinn, daß alle kirchenbildenden Elemente immer auf Seite der Gemeinde liegen, daß die unterschiedslose Gesamtheit der Einzelnen die eigentliche Inhaberin alles kirchlichen Segens, aller kirchlichen Pflichten und Rechte, die eigentliche lezte Quelle aller kirchlichen Ordnung und Beamtung sei. Wenn der Apostel sagt: „Gott hat in der Gemeinde aufs erste die Apostel gesezt, aufs andere die Propheten, aufs dritte die Lehrer" u. s. w. und darnach frägt: „sind sie alle Apostel, sind sie alle Propheten, sind sie alle Lehrer"? so heißt es hier: Ja, sie sind es eigentlich alle; zwar nicht Apostel, denn deren eigentümliche Stellung, unmittelbare göttliche Berufung kann man nicht läugnen, man verweist deshalb auf ihren „specifischen Unterschied von allem spätern Klerus"; Schenkel meint, sie gehören streng genommen gar nicht zur Kirche, sie seien „außerordentliche Bevollmächtigte Christi zur Ausrichtung eines besondern Auftrags an die Menschheit", berufen, gleichsam das Baumaterial zur Kirche zusammenzutragen, das dann später von selber sich geordnet und in das richtige Geschick gebracht habe; — sind sie also auch nicht alle Apostel, so sind sie doch alle Priester und als solche auch Prediger, Pastoren, Helfer, Regierer, es ruht auf ihnen als Priestern die Fülle aller Amtsgewalt und was also von besonderer Beamtung unter ihnen besteht und thätig ist, besteht und handelt nur im Auftrage und im Namen und mithin auch unter steter Controlle der priesterlichen Gesamtheit.

Es sind nicht blos die eigentlichen Anhänger des kirchlichen Constitutionalismus, die mit diesem Gemeindeprincipe umgehen. Wir finden dasselbe, wenn auch in modificirter Gestalt, auch von einer so zu sagen kirchlichen Mittelpartei vertreten. Zu ihr gehören gläubige Männer mannigfaltiger dogmatischer Färbung, Unionisten und confessionelle Lutheraner, und es ist bekant, wie gerade in den Kreisen der leztern in jüngster Zeit viel darüber gestritten worden ist, ob Kirchenordnung und Kirchenregiment göttlichen, gleichsam göttlichen oder menschlichen Rechtes sei. Wir können, wenn es erlaubt ist, politische Parteinamen hier in Anwendung zu bringen, eine doppelte Richtung unterscheiden, eine mehr kirchlich demokratische und eine mehr kirchlich liberale. Der Unterschied ist der, daß die Vertreter jener, die sich jezt mit Nachdruck „Protestanten" nennen, die Gemeinde im Wesentlichen so nehmen, wie sie gerade ist, und nur offenbare Religionsverächter und grobe Sünder von den Gemeinderechten ausgeschlossen wissen wollen. „Alle Gemeindeglieder haben nach prot. Grundsätzen gleichen Anteil an den Gaben des heil. Geistes, in allen ruht auf gleiche Weise die Fülle der kirchlichen Gewalt. — — — Ich glaube an die Gewalt des heil. Geistes in der Gemeinde, auch in solchen, denen ich es nicht ansehe." (Schenkel.) Die andern sprechen jene vermeintlich priesterlichen Rechte nur der wahrhaft gläubigen Gemeinde zu und das ist allerdings ein Unterschied von zunächst großer Bedeutung. Sofort aber erhebt sich die Frage, wer sind die wahrhaft Gläubigen und wie finden wir sie? sofort ergibt sich uns die Wahrnehmung, daß das Prädikat der Gläubigkeit Alle für sich in Anspruch nehmen. Selbst Schenkel hat, wie er wörtlich sagt, sein „Charakterbild Jesu" nur dazu entworfen, „den Glauben an den Erlöser in unserm Volke zu stärken und zu befestigen." Erwidert man aber: nun ja, er sagt's; aber mit welchem Rechte! Gläubig sind nur diejenigen, die den Glauben der Kirche teilen, wie er klar in den Bekentnissen der Kirche ausgesprochen ist: so hat das freilich seine volle Wahrheit, nur fürchten wir, daß auf diesem Standpunkte das Bekentnis der Kirche in seiner Unantastbarkeit nicht mehr gesichert ist. Alles Menschliche unterliegt mit Notwendigkeit dem Wechsel. Ist die Kirche nur eine menschliche Gemeinschaft, so sehen wir nicht ein, wie man der Forderung, das Bekentnis der Kirche, das Erzeugnis einer menschlichen Gemeinschaft, nach den Resultaten der Wissenschaft, gemäß der uns durch die kritischen Forschungen gewordenen bessern Einsicht in die Urkunden unseres Glaubens zu modificiren, widerstehen will, und wir haben es ja auf dem Altenburger Kirchentage vor Kurzem erst erfahren, daß eben von der Seite her, von welcher früher in einer Versamlung des Hallischen Unionsvereines auf Grund des sogenanten „biblisch-modificirten" Gemeindeprincips die heftigsten Vorwürfe gegen Stahls Kirchenbegriff als einen „Unbegriff" erhoben wurden, auch eins der Bekentnisse ökumenischer Christenheit als für denkende Christen nicht mehr haltbar bestritten worden ist. Wir meinen, daß das bliblisch-modificirte Gemeindeprincip in seinen Consequenzen zu dem Heidelberger führt und nun ist es ja möglich, daß wir uns irren; wir haben des Weitern darüber nicht zu reden. Jedenfalls haben weder die einen noch die andern ein Recht für ihre Theorie von Gemeinde und Kirche auf das allgemeine Priestertum sich zu berufen. Wollen wir aber diese ihre dogmatische Grundlage ihnen entziehen, so müssen wir zusehen, was eigentlich das allgemeine Priestertum ist und wie es sich im Leben zu erweisen hat, d. h. wir haben zu reden von dem allgemeinen Priestertume und seinen Pflichten.

Priester ist durch Contraction entstanden aus Presbyter, wörtlich ein Aeltester, und das war bekantlich der erste Amtsname derer, die als Hirten und Führer an der Spitze der apostolischen Gemeinden standen, der ersten durch die Apostel selbst oder deren Delegaten eingesezten Geistlichen. Im Griechischen bezeichnet ἱερεύς, im Lateinischen sacerdos einen zum heiligen Dienste Ausgesonderten, Gott nahe Gestellten. Kohen im Hebräischen ist entweder einer, der nahe steht, der sich nahen darf, gleichsam ein Gott nahender Beamte Gottes. 2 Mos. 19, 22. Ezech. 42, 13. 3 Mos. 10, 3. 21, 17. 21. 23. Es sind wahrscheinlich die ersten Staatsbeamten, die, weil sie dem Könige am nächsten stehen (1 Chr. 18, 7. 2 Sam. 8, 18. 20, 26. 1 Kön. 4, 2. 2 Kön. 10, 11), auch den Namen „Priester" führen. Oder es ist einer, der in Stellvertretung eines Andern sich hinstellt. — 4 Mos. 16, 4 spricht Mose zu Korah und seiner Rotte, die priesterliche Rechte für sich in Anspruch genommen hatte: „Morgen wird der Herr kund thun, wer sein sei, wer heilig sei und wer sich ihm nahen soll; welchen er erwählet, der soll ihm nahen." Hiernach sind Priester von Gott selbst er-

wählte, ihm geheiligte Diener Gottes, die ihm nahen dürfen, nicht blos um für sich selber mit Gott zu verkehren, sondern auch um andere, die noch fern sind, Gott nahe zu bringen. Der Priester ist Mittler, pontifex, Brückenbauer, Mittler zwischen Gott und der Gemeinde. Der Begriff der Mittlerschaft ist indessen noch zu allgemein, das Eigentümliche der priesterlichen Stellung zu bezeichnen. Auch dem Propheten und dem Könige komt ein mitlerischer Beruf zu; auch sie sind von Gott selbst erwählte heilige Diener Gottes, der Prophet, der im Namen Gottes redet und dem Volke den göttlichen Rath erschließt, der König, der im Namen Gottes handelt und als Träger seiner Macht im Volke die richterliche und vollziehende Gewalt ausübt. Der Priester hat vorzugsweise den Beruf, das Volk als eine heilige Gemeinde Gott darzustellen, den durch die Sünde verschlossenen Zugang zu Gott wieder anzubahnen, d. h. das Volk mit Gott zu versöhnen durch Deckung, durch Sühnung der Sünde. Der Priester ist Sühner.

„Wer ist wol würdig sich zu nahen zu Gottes hocherhabener Majestät." Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth. Licht ist das Kleid, welches er anhat, und darum verhüllen selbst die Seraphim, die seinen Thron umstehen, in Demut vor ihm ihr Angesicht. „Vor ihm sonst nichts gilt, als sein eigen Bild." Nun aber war ja der Mensch geschaffen nach Gottes Bilde, rein und gut, wie alle Creatur; er war sein Kind, von Gott selbst ins Paradies in die unmittelbare Nähe Gottes gesezt; was hätte ihn hindern können, Gott zu nahen, wie das Kind in Liebe seinem Vater naht? Die Gott nahen, schauen seine Herlichkeit, in seinem Lichte sehen sie das Licht; sie bedürfen nicht, daß jemand sie lehre, sie erkennen die Wahrheit, sie leben in Freiheit; sie sind eben damit in den Stand gesezt, in normaler Entwicklung aller ihrer Kräfte fortzuschreiten zu der ganzen Fülle eines göttlichen und gottseligen Lebens. Das Nahesein bei Gott ist auch das Gottgleichsein. „Es ist noch nicht erschienen, sagt Johannes, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist." 1 Joh. 3, 2. Das Nahesein bei Gott ist auch das mit Gott Herschen, wie es schon ausgesprochen war in dem ursprünglichen Segen Gottes, nach welchem der Mensch die Erde füllen und herschen sollte über sie und alle Creatur; wie die Heiligen schon jezt mit Christo herschen, wie Joh. schreibt, „selig ist der und heilig, der Teil hat an der ersten Auferstehung, über solche hat der andere Tod keine Macht, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein und mit ihm regieren tausend Jahr" Offenb. 20, 6 und abermals, „er hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater und wir werden Könige sein auf Erden." Denken wir uns die menschliche Entwicklung ohne Sünde, so bedarf es keines den Zugang zu Gott vermittelnden Priesters, vielmehr sind alle Priester als solche in ungehindertem ununterbrochenen Verkehre mit Gott dem Herrn und im Genusse des hieraus für sie sich ergebenden göttlichen Segens. — Nun aber ist die Sünde in die Welt gekommen und hat eine dem Willen Gottes zuwiderlaufende Entwicklung erwirkt. Die Sünde ist Abfall von Gott, Trennung von ihm. Denn „Gott ist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt, wer böse ist, bleibt nicht vor ihm." Ps. 5, 5. „Euere Untugenden scheiden euch und euern Gott von einander und eure Sünden verbergen das Angesicht von euch, daß ihr nicht gehöret werdet." Jes. 59, 2. Von Gott geschieden waren die Menschen von der eigentlichen Quelle des Lebens geschieden, sie verfielen mit Notwendigkeit der Lüge, der Knechtschaft, dem zeitlichen und ewigen Tode; und als nun diese Folgen ihres Falles sich in schlechthin allen Lebenskreisen geltend machten und jedem ohne Unterschied aufs tiefste fühlbar wurden, warum haben sie sich denn nicht wieder erhoben, warum haben sie die trennende Scheidewand nicht beseitigt und durch Besserung ihres Herzens und Lebens den Verkehr mit Gott nicht wieder hergestellt? Sie konten nicht. „Das ist des Bösen Fluch, daß es fortzeugend Böses muß gebären." Die Sünde ist keine bloße Schwachheit, kein durch eigne Kraft zu überwindendes Element, sondern eine finstere, aus der Hölle stammende, allmälig immer weiter greifende, immer tiefer gehende und schließlich den Menschen bis dahin fesselnde Gewalt, daß er ihr folgen muß, er mag wollen oder nicht. Setzen wir aber auch einmal den Fall, es wäre möglich, sich aus ihr wieder zu erheben, und es gelänge uns, was nicht gelingen kann, dem göttlichen Gesetze von jezt ab vollständig zu genügen, hätten wir damit dann wirklich schon die Freudigkeit uns wieder Gott zu nahen? Deckt denn die bloße Besserung die Sünden des vergangenen Lebens und sind unsere Uebelthaten von Gott vergessen und sind sie von uns vergessen, wenn wir sie nicht mehr thun? Paulus hat es sein Lebtage nicht vergessen können, daß er früher die Gemeinde Gottes verfolgt hatte, und selbst „wenn uns unser Herz nicht mehr verdammen würde, so ist Gott größer als unser Herz und weiß alle Dinge." Ja wenn es möglich wäre, daß Gott unserer Sünde nicht mehr gedächte, daß er trotz unserer Schuld uns sich wieder nahe stellte, wenn er mit der Gnade der Vergebung uns neue Kraft und neues Leben schenken könte, so wäre uns geholfen; aber so sehr ihm auch das Elend der Sünder zu Herzen geht, ihm, der die Liebe ist, der nicht will, daß der Sünder sterbe, er kann die sündige Entwicklung nicht eigenmächtig hemmen; was der Mensch säet, das muß er ernten, auf jede Sünde folgt Strafe, das ist eine in dem Wesen Gottes selbst begründete sittliche Notwendigkeit und so bleibt denn seine Gnade durch seine Gerechtigkeit gleichsam gebunden, so bleibt der Zorn Gottes über der sündigen Welt, bis seiner Gerechtigkeit Genüge geschieht, bis die Strafe der Sünde getragen und dadurch Vergebung uns ermöglicht ist. Das erkanten selbst die Heiden, daher ihr tiefgehendes Schuldgefühl, daher ihre vom Blute der Opferthiere überfließenden Altäre, daher die zahlreiche Priesterschaft unter allerlei Volk. Wir beklagen mit Recht die Unglücklichen, die sich selber den qualvollsten Martern unterwarfen und ihr eigen Fleisch und Blut dem Tode übergaben, aber es liegt auch noch in dieser Verirrung ein Moment der Wahrheit. Ohne Blutvergießen geschieht wirklich keine Vergebung,

Hebr. 9, 22, und es ist erst eine von dem modernen Rationalismus erfundene Lehre, daß der liebe Gott Sünde vergebe, wenn man nur Reue zeige und Besserung gelobe. Vielmehr war ein Priester nötig, der für uns ins Mittel trat, der die Kraft und den Willen hatte, ein vollgültig Opfer darzubringen und dessen Beziehung zu uns es Gott möglich machte, das Verdienst seines priesterlichen Handelns uns zuzurechnen und zuzusprechen. — Woher sollte er kommen? „Kann doch ein Bruder niemand erlösen noch Gott jemand versöhnen; denn es kostet zu viel, ihre Sele zu erlösen, daß er es muß anstehen lassen ewiglich, ob er auch gleich lange lebet und die Grube nicht siehet." Ps. 49, 8—10.

Bei den Menschen ist es unmöglich, bei Gott sind alle Dinge möglich. Er, der in seiner ewigen Weisheit den ganzen Weltenlauf gegenwärtig vor Augen hat, hat von Ewigkeit her den rechten Priester selbst verordnet, er hat mit der Schöpfung zugleich die Erlösung gesetzt und so wird unter seinem gnädigen Walten die ganze vorchristliche Zeit eine Vorbereitung, eine allmählige Anbahnung der Erlösung, die in Christo geschehen sollte. Gott nimmt die Sünde als etwas thatsächliches mit in die Oekonomie seines Reiches auf, er stellt sie vorerst unter seine göttliche Geduld 1 Mos. 8, 21. und während er vorläufig die Heiden ihre eigenen Wege wandeln läßt, damit so ins Licht trete, wie weit der sich selbst überlassene Mensch mit dem Reste seiner sittlichen Kraft es noch bringen könne, erwählt er sich zugleich ein besonderes Volk und macht es zum Träger seiner vorbereitenden Gnade. In dem Geschlechte des frommen Sem, in dem ein verhältnismäßig besserer Sinn sich fortgepflanzt hatte, findet er einen Anknüpfungspunkt. Sünder waren sie alle. Abraham aber glaubte dem Herrn, und weil der Glaube, falls ihm nur erst das rechte Objekt dargeboten wird, es in der That vermag, die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, sich anzueignen, so rechnete Gott schon dem Abraham seinen Glauben zur Gerechtigkeit und gab ihm die Verheißung, daß durch ihn und seinen Samen gesegnet werden sollten alle Geschlechter auf Erden. Er erhob Israel zu seinem erstgeborenen Sohne und als er mit ihm den Bund schloß am Berge Sinai, ließ er ihm durch Mose sagen: „ihr habt gesehen, was ich den Egyptern gethan habe und wie ich euch getragen habe auf Adlers Flügeln und habe euch zu mir gebracht. Werdet ihr nun meine Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern ... und sollt mir ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk sein." 2 Mos. 19, 3—6. Gott hatte sie zu sich gebracht, sie sich nahe gestellt, schon an dem Wege aus Egypten in der Wolken- und Feuersäule sie geleitet und als später die Hütte des Stifts als Heiligtum unter dem Volke aufgerichtet ward, bedeckte die Wolke die Hütte des Stifts und die Herlichkeit des Herrn erfüllte die Wohnung. Israel also ein priesterliches Volk. Denn Gott hat unter ihm Wohnung und eben dadurch den einzelnen es wieder möglich gemacht ihm zu nahen. Es ist sein Volk, von ihm erwählet, ihm geheiligt, auch äußerlich durch das Bundeszeichen von den übrigen Völkern ausgesondert, es ist berufen, Träger, Mittler der göttlichen Offenbarungen zu sein für alle Welt, als Priester dazustehen unter den anderen Völkern der Erde und in Christo hat es diesen seinen geschichtlichen Beruf erfüllt, „denn das Heil komt von den Juden." Joh. 4, 22. Israel ein priesterliches Volk; waren sie es wirklich? Haben sie die von Gott selbst gestellte Bedingung ihres Priestertums, das Bleiben im Bunde mit ihm, das Halten des Gesetzes, erfüllt? Jedenfalls konten sie dem heiligen Gotte nie anders nahen, als unter dem Streben, ihre Missethaten zu decken, ihre Sünden zu sühnen. Zu dem Ende, mithin im Interesse und zur Pflege des dem ganzen Volke zugesprochenen Priestertums, damit das Volk seines priesterlichen Charakters nie vergesse, vielmehr ihn allezeit verwirkliche im Leben, errichtete der Herr in dem priesterlichen Volke noch ein besonderes priesterliches Amt, verordnete er einen eigenen priesterlichen Stand. In Stelle der Erstgeburt 2 Mos. 13, 2. erwählt er sich den ganzen Stamm Levi zu seinem besondern Dienste und aus ihm die Familie des Aaron zum aktiven Priestertum. Die Aufrichtung dieses besondern Priestertums ist Gottes eigene That. Während früher noch der Hausvater als der priesterliche Vertreter seiner Familie, der Fürst als Priester seines Stammes erscheint, sind von jezt ab zu den wesentlich priesterlichen Funktionen nur diejenigen berechtigt, die Gott selbst erwählt hat, und die Erblichkeit des Priestertums in der Familie des Aaron schließt alle aus dem Rechte der Natur entsprungenen Ansprüche, alle menschliche Wahl und Willkür für die Zukunft und für immer aus; der Priester ist sühnender Mittler. Er ist einerseits ein von Gott selbst bestellter Diener Gottes, der eine göttliche Sendung an das Volk empfangen hat, Lehrer und Interpret des Gesetzes, „des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, daß man aus seinem Munde das Gesetz suche; denn er ist ein Engel des Herrn Zebaoth." Maleach. 2, 7; er ist berufen, auf das Volk Gottes zu legen den Segen Gottes. Andrerseits ist er Organ, Repräsentant des Volks, der dessen Gaben und Gebete dem Herrn überbringt, der das Volk als heilige Gemeinde Gott darstellt, es also durch sein priesterliches Handeln zu decken, dessen Sünde zu sühnen sucht.

Die Sühne geschieht durch Opfer. Kein Priester ohne Opfer. Das Opfern ist das eigentliche, wesentliche Geschäft jedes Priesters. Beides hängt so genau zusammen, daß Priester sein und Opfer bringen in der Schrift nicht selten durch ein und dasselbe Wort bezeichnet wird. Das Opfer ist nicht erst durch die Sünde Bedürfnis geworden und nicht immer ist sein Zweck die Sühne. „Erscheint nicht leer vor mir, spricht der Herr, 2 Mos. 23, 15. sondern ein jeglicher nach der Gabe seiner Hand, nach dem Segen, den dir der Herr dein Gott gegeben hat." 5 Mos. 16, 17. Das Wort gilt ganz im Allgemeinen. Es liegt im Wesen der Frömmigkeit zu opfern und je näher der Mensch sich Gott fühlt und je mehr er aus dessen Fülle schöpft, um so mehr

drängt es ihm liebend zurückzugeben, was er empfangen hat. Das Opfern wird im Zustande der Vollendung wahrlich nicht aufhören und schon jetzt umstehen die vier und zwanzig Aeltesten den Stuhl des Lammes mit Harfen in den Händen und güldenen Schalen voll Rauchwerks und bringen in Demut die Opfer ihrer Lippen dar. Wol aber geschieht die Sühne auch durch Opfer und nur durch Opfer. Sie ist im Stande der Sünde ein wesentliches Moment bei jedem Opfer und der eigentliche Zweck bei allen Sünd- und Schuldopfern. Sie sollen die Gnade Gottes dem Sünder wieder zuwenden, Vergebung erwirken, das Schuldgefühl tilgen und 3 Mos. 4 und 5 wird des Weitern über sie und ihre Ceremonien gehandelt. Alle einzelnen Opfern aber, die je nach Bedürfnis das ganze Jahr hindurch dargebracht wurden, concentrirten sich in der jährlich wiederkehrenden öffentlichen und und allgemeinen Feier des Passa und des großen Versöhnungstages. Die Passafeier war keine bloße Gedächtnisfeier der Thaten Gottes in Egypten. Vielmehr wurden alljährlich in allen Häusern die Lämmer geschlachtet, als Ausdruck der Ueberzeugung, daß der Sünder den Tod verdient habe und nur dann Gnade finden könne, wenn es Gott möglich sei, das Blut des fleckenlosen unschuldigen Lammes als Lösegeld anzunehmen für das Blut des schuldbeladenen Sünders und am großen Versöhnungstage ging der Hohepriester, der der Bedeutung des Tages entsprechend allein fungirte in das Allerheiligste und besprengte den Gnadenstuhl mit dem Blute der Opferthiere, „zu sühnen sich und sein Haus und die ganze Gemeinde Israel." 3 Mos. 16, 1—17. Israel aber war als priesterliches Volk gehalten, in diese Ordnungen Gottes willig einzugehen, sie zu ehren, an der Stätte, die der Herr sich selbst erwählt hatte da zu wohnen, vor ihm zu erscheinen, seinen Segen zu nehmen, und die verordneten Gaben und Opfer darzubringen. Was aber war die Folge dieser Opfer? „Was soll mir die Menge eurer Opfer, spricht der Herr; ich bin satt der Brandopfer von Widdern und des Fettes der Gemästeteten." Jes. 1, 17. ff. „Es ist unmöglich, schreibt der Verf. des Hebräerbriefs, durch Ochsen- und Bocksblut Sünde wegnehmen." Diese Opfer heiligen wol die Unreinen zu einer äußerlichen Reinigkeit, Hebr. 9, 13., wer sie mit ernstem Sinne darbringt, wird durch sie in den Stand gesezt, sich äußerlich rein zu halten; eine bürgerliche Gerechtigkeit ist auch dem natürlichen Menschen sehr wol möglich. Vollenden, reinigen das Gewissen von den todten Werken — das vermögen sie nicht. Vielmehr trat, so oft sie wiederholt wurden, dem Sünder in das Gedächtnis die Größe seiner Schuld und die Notwendigkeit einer zureichenden Sühne. „Es geschieht durch dieselben ein Gedächtnis der Sünden alle Jahr" Hebr. 10, 3. und gerade das war auch die eigentliche Absicht Gottes bei ihrer Verordnung, darauf war alles, namentlich auch das ganze Ceremoniell derselben berechnet. Einerseits sollte durch sie rege gehalten werden die Ueberzeugung von der Verdamlichkeit der Sünde, andererseits lag in ihnen ein tröstender Hinweis auf die Gnade Gottes, der bereit sei, zur Sühne eine Stellvertretung zu gestatten, falls sie nur geschähe durch den rechten Priester und mit dem rechten Opfer, und so wird das gesamte Opferwesen und aller priesterlicher Dienst eine thatsächliche Hinweisung auf Christum, eine typische Ausprägung dessen, was er der allein rechte Hoheprieſter durch sein priesterliches Handeln uns erwirken sollte, wie denn die ganze altteſtamentliche Stiftung nichts anderes als allmäliche Anbahnung und vorläufige Abschattung der Stiftung Neuen Testamentes ist. Hebr. 10, 1. Israel ein priesterliches Volk; Gott hat es sich nahe gestellt; im Allerheiligsten steht sein Thron; aber das Volk darf nur nahen bis an die Schwelle seines Hauses, bedarf der priesterlichen Vermittlung, es zu sühnen; das Allerheiligste, das durch den Vorhang vom Heiligen noch geschieden ist, ist selbst den Priestern noch verschlossen und nur einmal im Jahre und auch dann nur mit der verhüllenden Rauchwolke und mit dem sühnenden Blute des Opfers darf der Hoheprieſter es betreten: alles Hinweisungen, daß das Vollkommene noch nicht erschienen ist, Einrichtungen, die Sehnsucht darnach wach zu halten und ihnen zur Seite, damit sie um so wirksamer sich erweisen möchten, geht die immer heller und voller tönende Stimme der Weissagung von einem Neuen Bunde, den Gott der Herr mit seinem Volke machen werde nach dieser Zeit Jer. 31, 31—34., von dem Knechte Gottes, der unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen hat; durch dessen Wunden wir sind heil geworden.

Er erschien als die Zeit erfüllet war. „Derselbige ist die Sühne für unsere Sünden, nicht allein aber für die unseren, sondern auch für der ganzen Welt." 1 Joh. 2, 2. Er ist Priester und Opfer zugleich, denn er hat sich selbst geopfert. Sein Opfer ist das rechte Opfer, weil es das Selbstopfer des rechten Priesters in vollendetem Gehorsam war. Hebr. 10, 7. Phil. 2, 8. 9. Röm. 5, 19. Vergegenwärtigen wir uns, worauf es ankam. Es galt Ermöglichung der Vergebung von Seiten Gottes, volle Realisirung dessen, was Israels Sünd- und Schuldopfer typisch abschatteten, Befriedigung der unabweislichen Forderungen göttlicher Gerechtigkeit, und das alles durch einen solchen, dessen Beziehung zu dem gesamten sündigen Geschlechte eine Stellvertretung für dasselbe möglich machte. Einerseits mußten die Strafen für die Sünde getragen, die Schuld gebüßt, andrerseits mußte Gott sichre Garantie geboten werden für die künftige gänzliche Vernichtung der Sünde sowol in den Einzelnen als in der Gesamtheit des Geschlechts. Diese Bedingungen hat Christus erfüllt. Er ist das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Er hat unsere Sünde selbst geopfert an seinem Leibe auf dem Holz und sein

Opfer gilt, es ist der sittlichen Schwere unserer Schuld entsprechend, weil es nicht blos das Opfer eines reinen sündlosen Menschen, sondern zugleich das Opfer des Eingeborenen vom Vater ist. Beachten wir es wol! Das Strafleiden Jesu gewint erst dadurch seine volle sühnende Kraft, daß er als wahrhaftiger Gott vom Vater geboren, „durch den ewigen Geist" Hebr. 9, 14. dieser priesterlichen Thätigkeit dem Leiden und dem Tode in freiwilligem Gehorsam sich unterzog. „Ein incognito über die Erde wandelnder Gott" thut es allerdings nicht. Die Kirche hat einen solchen nie gelehrt und allen Doketismus auf das Bestimteste abgewiesen. Vielmehr mußte der Herr „allerdinge d. i. in allem seinen Brüdern gleich werden, auf daß er barmherzig würde und ein treuer Hoherpriester vor Gott, zu sühnen die Sünden des Volks," Hebr. 2, 17. er mußte mit dem Geschlechte, das er mit Gott versöhnen sollte, in wesentlichem Zusammenhange stehn. Er ist Marias Sohn, und als solcher Mensch wie wir, nur ohne Sünde. Aber sein Kommen in das Fleisch, seine Kenosis, seine Selbstentäußerung und zwar als eigne freie That, in Folge des Gehorsams gegen den Vater und der Liebe zu den Menschen sind mit wesentliche Stücke seines Opfers, bewirken erst, daß dasselbe unendlichen Wert und ewige Geltung hat und so der Sündenschuld des ganzen Geschlechts gleich wiegend ist. Wer unter Leugnung der bewußten Präexistenz Christi und also auch unter Lengnung seiner vollen Gottheit, in ihm eine bloße Creatur sieht, die um ihres vollendeten Gehorsams willen zur Gottheit erhoben worden ist, der mag wol noch in ihm einen Mittler finden und Heiligungskräfte von ihm herleiten; — es wird das wenig helfen, denn die Voraussetzung aller Heiligung ist Sündenvergebung; — immer aber hat er damit die Vollgültigkeit des Opfers aufgehoben und mit dem Priestertume Christi auch das darauf sich stützende Priestertum den Gläubigen beseitigt. — Andrerseits hat Christus durch seinen als Mensch in allen Lebenslagen bewährten vollendeten Gehorsam thatsächlich es gezeigt, daß der Mensch das ganze Gesetz Gottes halten kann, falls er nur erst wieder befreit von dem drückenden Gefühle seiner Schuld und bezüglich seiner sittlichen Kraft in integrum restituirt ist. Christus Priester, Opfer, nun aber auch Kraft seiner Gottheit Bürge, daß er alle, die sich ihm im Glauben übergeben, sittlich vollenden, daß er ein Reich herstellen wird, in welchem Gerechtigkeit wohnt und Gott schließlich alles in allen ist. Alle Bedingungen, an welche der heilige Gott die Vergebung der Sünden knüpfen mußte hat er erfüllt. Was kein menschlicher Priester vermochte, was Israels Hoherpriester durch sein priesterliches Handeln typisch andeutete, er hat's geleistet, er hat es zur Wahrheit gemacht. Priester, nicht nach Aarons Stamme, nicht nach levitischem Gesetz, sondern nach der Ordnung des Melchisedek, und selbst der wahre Melchisedek, zu dem Gott gesprochen: „Du bist mein Sohn, heute habe ich gezeuget," ist er „durch sein eigen Blut einmal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden." Hebr. 9, 12. Als er sterbend am Kreuze sprach: es ist vollbracht! da war die Schuld bezahlt, die Sühne geschehen. Der

Vorhang im Tempel riß mitten entzwei, zum Zeichen, daß jezt allen der freie Zutritt zum Gnadenthrone wieder offen, daß das feindliche Verhältnis zwischen Gott und Welt beseitigt sei. „Das alles aber von Gott, der uns mit ihm selber versöhnet hat." 2 Cor. 5, 18. 19. Die Versöhnung ist Folge der Sühne, Wirkung des Opfers, das also keiner Fortsetzung, keiner weiteren Ergänzung bedarf. Die Versöhnung ist geschehen. Gott hat um des Verdienstes Jesu Christi willen der Welt sein Angesicht in Huld und Wolwollen wieder zugewendet, das ist Thatsache, die fest bleibt für alle Zeit. „Mit seinem Opfer hat der Herr in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden" Hebr. 10, 14. und also alles Priestertum und alles Opferwesen, soweit es Sühne bezweckt, einmal und für immer abgethan.

Die Versöhnung ist geschehen, „da wir noch Feinde waren." Röm. 5, 10. Christus hat sie erwirkt zwar für uns, aber ohne uns. Nun aber gilt es, daß wir ihren Segen uns aneignen, daß wir den Mut gewinnen, Gott zu nahen und die Vergebung der Sünden, die Christus uns ermöglicht hat, thatsächlich auch ergreifen. Das geht nicht ohne uns. Die Bedingung, die wir zu erfüllen haben, ist der Glaube. Der Glaube, der uns auf geheimnisvolle Weise Christo einigt, wie die Glieder dem Haupte, die Reben dem Weinstocke geeinigt sind, hat zunächst zur Folge unsere Rechtfertigung vor Gott. Gott spricht uns gerecht, behandelt uns als Gerechte und der Umstand, daß wir es zur Zeit noch nicht wirklich sind, thut der Gerechtsprechung von Seiten Gottes keinen Eintrag, denn der in uns angefangen hat das gute Werk, der wird, falls wir nur im Glauben an ihn bleiben, es auch vollenden. Gerecht geworden durch den Glauben, haben wir auch Friede mit Gott, volle Freudigkeit ihm zu nahen, die uns noch anklebende Sünde ist kein Hindernis mehr, denn es ist durch Christi Verdienst bedeckte, mithin vergebene Sünde. Gerecht geworden durch den Glauben, sind wir wieder Priester Gottes geworden. Was Israel umsonst erstrebte, was dem Gesetze unmöglich war, sintemal es durch das Fleisch geschwächet ward, das hat Gott durch seinen Sohn an uns gethan, das haben wir erreicht kraft unseres Glaubens an den Herrn, und darum schreibt Petrus I, 2, 9: „ihr, nämlich ihr, die ihr glaubet, seid das auserwählte Geschlecht, das königl. Priestertum, das heil. Volk, das Volk des Eigentums", und Johannes wünscht den sieben Gemeinden Asiens, Offenb. 1, 6: „Gnade ꝛc. von Christo, der uns gewaschen hat von den Sünden mit seinem Blut und hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater." Das Priestertum der Gläubigen hat mit der besondern priesterlichen Funktion des Sühnens durchaus nichts zu thun. Nach dieser Seite hin ist einzig und allein Christus Priester. Priester sein heißt jezt nichts anderes mehr, als Gottes sein, heilig sein, erwählet sein, Gott nahen. Die Gläubigen sind sein Volk, sein Eigentum von ihm erkauft durch das Blut des eingebornen Sohnes; ihm geheiligt, von der Welt gesondert durch die heil. Taufe und im Besitz des Geistes, der das

Leben heiligt; von ihm erwählet, denn „nicht ihr habt mich erwählet, sondern ich habe euch erwählet“, spricht der Herr; ihm nahe gestellt, ja durch den Sohn im Geiste dem Vater innerlich geeinigt und daher alle Zeit voll Freudigkeit, Gott unmittelbar zu nahen im Gebete. — Sie haben „die Salbung von dem, der heilig ist, und wissen alles; und die Salbung, die sie von ihm empfangen haben, bleibet bei ihnen und dürfen nicht, daß sie jemand lehre, sondern wie sie die Salbung allerlei lehret, so ist's Wahrheit und keine Lüge.“ 1 Joh. 2, 20. 21. 27. „Der Sohn hat ihnen einen Sinn gegeben, daß sie erkennen den Wahrhaftigen“, 1 Joh. 5, 20, in dem Sohne den Vater und in der Herlichkeit des Sohnes die Herlichkeit des Vaters, eine Erkentnis, ohne welche alles andere Erkennen und wäre es das umfassendste ohne Halt und ohne Wahrheit ist. Col. 2, 3. 1 Cor. 2, 15. Wo der Geist des Herrn ist, da ist auch Freiheit, 2 Cor. 3, 17, normale Entwicklung, wahrhaftiger Fortschritt, Herschaft über Fleisch, Welt und Sünde, immer steigende Verwirklichung der königlichen Gewalt, die dem Menschen, dem Ebenbilde Gottes, über die Erde und alle Kräfte der Natur zugesprochen ist. Alle Vorzüge Israels sind dem Volke des N. T. eigen. Ihr habt, will der Apostel sagen, durch euern Austritt aus dem alttestamentl. Verbande nichts verloren, im Gegenteil, ihr seid das rechte Israel; was Israel κατὰ σάρκα war, äußerlich fleischlich, das seid ihr κατὰ πνεῦμα, im Geist und in der Wahrheit. Wessen jenes Volk sich rühmte, bedürft ihr nicht mehr, weil ihr es in unendlich höherem Sinne habt. Hier ist die rechte Beschneidung, das rechte Passalamm, der rechte Hohepriester, der rechte Gottesdienst; auch den Tempel habt ihr nicht mehr nötig, denn das Vorbild dessen, was Gott Mose auf dem Berge zeigte, ist realisirt in der Kirche und ihr selber seid als lebendige Steine dem geistlichen Hause eingefügt, in welchem Gott selbst wohnt und waltet. Dort Weissagung, Anbahnung, Darstellung im Schattenriß, hier überall Erfüllung, die Sache selber und die volle Wahrheit.

Das geistliche Priestertum ist die höchste Stellung, die der Mensch erreichen kann. Haben wir sie alle erreicht und wie sind wir zu ihr erhoben worden? „Ihr seid alle Gottes Kinder, schreibt Paulus Gal. 3, 26, durch den Glauben an Christum Jesum“; und Johannes sagt: „sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen.“ 1 Joh. 3, 1. „Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.“ Röm. 8, 14. Nicht anders verhält es sich mit uns als Priestern. Wir sind's durch den Glauben, wie sind es schon jezt. Das geistliche Priestertum ist die unmittelbare, sich ganz von selbst ergebende Folge der Rechtfertigung. Dennoch ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir glauben und bitten dabei: hilf unserm Unglauben! wir sind gerechtfertigt und sollen nun auch geheiligt werden, d. h. vollständig rein von aller Sünde, vollständig in das Bild des Herrn verklärt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Nordamerika.

Aus der „Ansprache des Vereins zur Veränderung der Constitution der Vereinigten Staaten“ teilen wir hier Anfang und Schluß mit.

An das Volk der Vereinigten Staaten.

Theure Mitbürger! Ein hervorragender amerikanischer Staatsmann hat gesagt, daß die Bibel die einzig ächte sittliche Verfassungsurkunde der bürgerlichen Gesellschaft enthält und daß ihre Grundsätze die einzig gesunde Grundlage aller bürgerlichen und politischen Einrichtungen sind. Gen. Jackson sagte auf seinem Todtenbette, indem er auf die Bibel wies: „Dies Buch ist der Felsen, auf welchem unsere Republik ruht, das Bollwerk unserer freien Einrichtungen.“

Die furchtbare Trübsal, welche über uns gekommen ist, zeigt, daß wir als Volk nicht diejenigen sittlichen Eigenschaften besitzen, welche die Dauer und die Wolfahrt des gemeinen Wesens sichern. Jede Art von Errettung aus unsern Gefahren und Leiden, welche nicht auf die sittliche Ursache derselben zurückgeht, ist ungenügend. Eine Heilung, welche nicht vor allen Dingen sittliche Umkehr in sich schließt, kann uns nichts helfen.

Während diese sittliche Umkehr zuerst und zunächst in den Herzen vor sich gehen und vornämlich durch das Wort Gottes und die Kirche bewirkt werden muß, so komt das Volk, als ein zusammenhängendes Ganze, und die Regierung, als der berufene Vertreter in nationalen Angelegenheiten dabei in Betracht. Viele Christen sind überzeugt, daß wir einen schweren Misgriff begingen, als wir es versäumten, unseren bürgerlichen Einrichtungen den bestimten und thatsächlichen religiösen Character zu geben, der einem christlichen Volke geziemt und für den Bestand und die Wolfahrt eines Volkes notwendig ist. Bei der Errichtung unserer Regierung haben wir durch keinerlei Handlung oder Erklärung den göttlichen Ursprung der Einrichtung anerkant, welche wir damals trafen. Wir haben mit der größten Genauigkeit das Recht des Volkes, die Regierungsform zu bestimmen, auseinandergesezt und mit Eifer dieses Recht behauptet, aber wir haben nicht anerkant — es sollte fast scheinen: wir haben nicht gefühlt, — daß die Einrichtung einer Regierung eine That des Gehorsams gegen Gott ist und daß alle gesetzliche bürgerliche Auctorität von Ihm herstamt. Wir haben ferner nie die sittliche Verantwortlichkeit des Volkes, als eines zusammengehörigen Ganzen, gegen Ihn, noch die Verpflichtung des Volkes zum Gehorsam gegen den in Seinem Worte geoffenbarten Willen anerkant. Mit peinlicher Klarheit tritt dies besonders durch die Auslassung des Namens Gottes bei der durch die Constitution vorgeschriebenen Eidesformel hervor, welche einfach lautet: „Ich schwöre und versichere feierlich.“ Wir bieten den traurigen Anblick eines christlichen Volkes, welches in seiner organischen Ganzheit, weder Gott anerkent, noch „bei seinem Namen schwört.“

Im Hinblick auf die Wichtigkeit dieses Mangels und in der Absicht, alle Christen zu gemeinsamer Anstrengung behuf Abhülfe desselben zu veranlassen, hat sich ein Verein unter dem Namen „National-Verein zur Veränderung der Constitution“ gebildet. Der Zweck des Vereins ist solche Veränderungen in der Constitution zu erreichen, daß die Einleitung im Wesentlichen folgendermaßen lauten soll:

„Wir, das Volk der Ver. Staaten, in demüthiger Anerkennung Gottes, als der Quelle aller Macht und Auctorität im bürgerlichen

Regimente, Jesu Christi, als des Herschers unter den Völkern, und Seines geoffenbarten Willens, als der obersten Richtschnur zur Errichtung einer christlichen Regierung, verordnen, um eine vollkommnere Union herbeizuführen, für den gemeinsamen Schutz zu sorgen, die allgemeine Wolfahrt zu fördern und die unveräußerlichen Rechte und Segnungen des Lebens, Freiheit und das Streben nach Wolsein uns, unseren Nachkommen und allen Einwohnern des Landes zu sichern, wie folgt: u. s. w."

Bei dieser Angelegenheit, zu der wahre, christliche Vaterlandsliebe den Anstoß gegeben hat und bei welcher sich aus den verschiedenen christlichen Denominationen alle beteiligen, die sectirerisches Wesen in Religionssachen verwerfen, nehmen wir die Mitwirkung jedes wahren Vaterlandsfreundes, und jedes Nachfolgers Jesu Christi in Anspruch. Wir bitten jeden Prediger des Evangeliums, dem Volke den Anspruch dessen vorzuhalten, dessen Diener sie sind. Wir bitten um die Mitwirkung aller kirchlichen Körperschaften, damit wir zu dem Gott unserer Väter zurückkehren, unserm gemeinsamen Heilande die Ehre geben und das Wol unsers Landes fördern.

Gegen Schenkel aus Halberstadt.

Die unterzeichneten Prediger aus der Synode Halberstadt erklären hierdurch ihre volle und freudige Zustimmung zu dem ermunternden Zuruf, welchen zuerst die Mehrzahl der Berliner Geistlichen und seitdem viele andere Amtsbrüder an die für das schriftgemäße Bekentnis zu Christo, dem eingeborenen Sohne des lebendigen Gottes, zeugenden und kämpfenden Brüder im Großherzogtum Baden gerichtet haben, und wünschen den lezteren Glück, daß sie gewürdigt werden, um Christi willen Schmach zu leiden.

Halberstadt, im März 1865.

von Rechenberg, Superintendent. A. Krummacher, Hofprediger. Lange, Domprediger. Uhl, Pastor zu St. Spiritus. Böttcher, Prediger zu St. Johannes. Görne, Oberprediger in Derenburg. Wehrmann, Pastor in Ströbeck. Meyer, Pastor in Groß-Quenstedt. Jäneke, Pastor in Danstedt. Nicolai, Pastor in Sargstedt. Bährecke, Pastor in Aspenstedt.

Gegen Schenkel

haben die Pfarrer der Kreis-Synode Hagen in Westfalen, mit nur zwei Ausnahmen, folgenden Zuruf erlassen:

An die im Glauben mit uns verbundenen Amtsbrüder im Großherzogtum Baden, welche im Kampfe gegen den Seminar-Director Dr. Schenkel zu Heidelberg festhalten an dem Bekentnisse, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen.

Die Gnade des Herrn sei mit Euch Allen! Amen.

Geliebte und gewünschte Brüder! Wir danken allezeit Gott und dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, daß ihr feststehet im Glauben gegen die, die da leugnen, daß Jesus sei der Christ, der Sohn des

lebendigen Gottes, und bitten den Herrn, daß Er Euch immer reichere Gnade verleihe, zu bekennen Seinen großen Namen, daß Ihr selbst in den mancherlei Anfechtungen, in welchen Ihr jezt stehet, Euren Trost und Frieden findet, und die wankenden Selen durch das Vorbild Eurer Treue fest werden auf dem Grunde, der gelegt ist, und den Niemand anders legen kann, welcher ist Jesus Christus.

Ihr bekennet nicht, um Menschen zu gefallen, und kämpfet nicht um der eitlen Ehre willen, sondern im Gehorsam gegen die Wahrheit, aber uns gereicht es zur Freude, uns Genossen Euren Glaubens nennen zu dürfen, und wir hoffen zu Gott, daß die Uebereinstimmung auch fernwohnender Amtsbrüder Euch zur Stärkung gereichen wird. — Unser Glaube und Bekentnis ist, was unsre theure, heilige, evangelische Kirche lehrt, „daß Jesus Christus ist wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, unser Herr, der uns verlorene und verdamte Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen und theuren Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben."

Daran wollen wir mit Euch festhalten und nicht wanken, aber den Herrn bitten, daß der Glaube, den wir mit einander haben, in uns mehr und mehr kräftig werde durch die Erkentnis all des Guten, das wir haben in Christo Jesu, und daß er sich fruchtbar erweise in den Werken der Gerechtigkeit und Liebe.

Die Rechte des Herrn behält den Sieg gegen alle ihre Feinde.

Die unterzeichneten Amtsbrüder der Kreis-Synode Hagen in Westfalen den 18. Februar 1865.

Dr. Albert, Pfarrer zu Gevelsberg und Präses der Westfälischen Provinzial-Synode. Lohoff, Pf. zu Rüggeberg und Superint. Wildhagen, Beyer, Pf. zu Hagen. Disselhoff, Josephson, Hengstenberg, Schober, Pf. zu Schwelm. Schulte, Pf. zu Zur Straße. Wensel, Pf. zu Dahl. Hengstenberg, Pf. zu Wetter. Dieselkamp, Rollmann, Pf. zu Voerde. Brechtefeld, Pf. zu Herdecke. Bornscheuer, Pf. zu Langerfeld. Nottebohm, Pf. zu Haßlinghausen. Wiegmann, Pf. zu Volmerstein. Mellmann, Pf. zu Böhle. Wolkewitz, Pf. zu Ende. Hülsemann, Spitzbarth, Pf. zu Breckerfeld. Hammerschmidt, Pf. zu Enneperstraße.

Gegen Schenkel aus Tremmen bei Nauen.

Dem ermunternden Zurufe der Berliner Geistlichen an die 119 Brüder in Baden vom 20. December v. J. schließen sich von ganzem Herzen an:

Duchstein, Superint. a. D. und Pfarrer in Etzin. Müller, Pf. in Tremmen. Ruccius, Pf. in Pessin. Ratz, Pf. in Barnewitz. Schmidt, Pf. in Buckow. Horn, Pf. in Schmerzke. Duchstein, Pf. in Zachow.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 5. April. № 27.

Das allgemeine Priestertum und seine Pflichten.

(Fortsetzung.)

Die Heiligung ist nicht mit einem Male fertig, vielmehr ist sie ein das ganze Leben in Anspruch nehmender, erst am Ziele der Entwicklung sich vollendender sittlicher Prozeß und darum realisirt sich der volle Segen unseres Priestertums, das Erkennen der Wahrheit, das Leben in Freiheit, das Herschen über die Erde erst in dem vollendeten Reiche Gottes. Die Heiligung ist ein Werk des in uns wirkenden heil. Geistes, wie wir denn auch zum Glauben und also zur Würde unseres Priestertums nicht gekommen sind „durch eigene Vernunft und Kraft, sondern der heil. Geist hat uns durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiliget und erhalten." Nun weht allerdings der heil. Geist, wo er will und wie er will; dennoch hat es Gott in seiner Barmherzigkeit gefallen, sein Wort zu dessen Träger und die Sacramente zu Mitteln seiner heiligenden Gnade zu machen und zur geordneten Verwaltung von Wort und Sacrament in seiner Gemeinde ein Amt zu bestellen, dessen erste Träger der Herr unmittelbar selbst, dessen spätere Inhaber zwar Menschen berufen haben, deren Berufung aber immer in Folge der im Hause Gottes von Gott selbst festgesezten Ordnung geschehen ist und die deshalb auch ihr Amt führen im Namen Gottes und im Auftrage Gottes. „Dafür halte uns jedermann, sagt Paulus, nämlich für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse." 1 Cor. 4, 1 ff. Das Amt ist ein Dienst in der Gemeinde und für die Gemeinde, der Demut fordert, dem auch der leiseste Schein hierarchischen Wesens fern bleiben soll. „Die weltlichen Könige herschen und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren. Ihr aber nicht also, sondern der Größte unter euch soll sein wie der Jüngste und der Vornehmste wie ein Diener." Luc. 22, 25. 26. Das Amt ist ein Botendienst, dergestalt an das Wort des Herrn gebunden, daß des Dieners höchste Ehre die Treue ist, womit er des Herrn Wort ausrichtet, seine Güter verwaltet und seine Herde weidet. Aber immer ist es ein Dienst Christi und eine Haushalterschaft über Gottes Geheimnisse. Das Amt ist kein priesterliches nach der Aehnlichkeit levitischer Priesterordnung; wol aber hat es, um des Wortes willen, das es predigt, sacramentalen Charakter. Es ist „das Amt, das die Gerechtigkeit predigt, es ist das Amt, das den Geist gibt"; 2 Cor. 3, 8. 9. Der Träger desselben hat immer einen mittlerischen Beruf, oder wenn man das lieber hört, die Stellung einer Zwischenperson zwischen Gott und der Gemeinde. Als Diener Christi vermittelt er der Gemeinde den Segen Christi, als Diener, als Repräsentant der priesterlichen Gemeinde übermittelt er Gott deren Opfer und Gebete. Will man ihn um deswillen Priester nennen, so ist dagegen nichts zu sagen. Wenn Paulus Röm. 15, 16 schreibt, ihm sei „die Gnade verliehen, Christi Diener zu sein unter den Heiden und das Priesteramt des Evangeliums zu verwalten, auf daß das Opfer der Heiden wolgefällig sei", so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Bezeichnung des Dienstes am Worte als eines priesterlichen Dienstes auch biblisch berechtigt ist. Das alttestamentl. Priestertum, soweit es typische Beziehung auf Christum und sühnenden Charakter hatte, ist durch Christum aufgehoben, aber in Stelle desselben, soweit es sozusagen Kirchenamt, soweit es zur Verrichtung eines göttlichen Auftrags und zum Dienste für die Gemeinde bestimt war, ist ein anderes Amt errichtet, das in seiner Stellung und Bedeutung jenes ebensoweit überragt, als der N. B. erhaben ist über den A. B. „Denn so das Amt, das die Verdamnis predigt, Klarheit hat, vielmehr hat das Amt, das die Gerechtigkeit predigt, überschwängliche Klarheit." 2 Cor. 3, 9. Man wird auch nicht erwidern können, Pauli Rede beziehe sich nur auf den Apostolat und der sei „ein von allem spätern Klerus specifisch verschiedenes" Amt. Es ist richtig, weder die Bischöfe noch die Pastoren sind Apostel; aber die Apostel waren auch Bischöfe und Pastoren. Aus dem Apostolate hat sich in Folge notwendiger geschichtlicher Entwicklung eine Reihe kirchlicher Aemter gebildet, die in ihrer Gesamtheit die Fülle apostolischer Amtsgewalt umschließen, und es ist schlechterdings undenkbar, daß der Kirche nicht sollte erhalten geblieben sein, was der Herr als zu ihrem Wolsein notwendig ihr ursprünglich im Apostolate gegeben hatte. Ueberdem redet der Apostel auch nicht von lezterem als solchem, sondern von dem Amte des N. T. Dasselbe hat also im Haushalte Gottes seine selbständige Bedeutung; es steht mit dem allgemeinen Priestertume so wenig in Widerspruch, daß es vielmehr in dessen Interesse, zu dessen steter Pflege, zu dessen allgemeiner und voller Realisirung bestimt ist.

Das allgemeine Priestertum bezieht sich auf unsere Stellung zu Gott, auf unsern Verkehr mit dem Herrn,

aber nicht auf die äußere Ordnung, auf den gliedlichen Bau der Kirche. Das allgemeine Priestertum ist ein großes Vorrecht, das der Christ vor den Gliedern des A. B. Gott gegenüber hat, er ist durch Christum in den Stand gesezt, Gott selbst zu nahen, aber er hat um deswillen nicht das Recht, die Gnadenmittel zu verwalten und die Kirche zu regieren. So wenig die vom allg. Priestertum handelnden Stellen des A. T. 2 Mos. 19, 4—6 sich auf Verfassung, staatlichen und gesellschaftlichen Organismus Israels beziehen, so wenig beziehen sich die hierher gehörigen, dem A. T. wörtlich entnommenen Stellen des N. T. auf ähnliche Dinge unter uns. Es ist richtig, daß jeder, der sich innerlich zur priesterlichen Selbständigkeit in Christo erhoben hat, auch Macht und Raum haben muß, dieselbe zu bethätigen, daß unser Priestertum kein bloßer Zustand ist, in den wir durch Gottes Gnade versezt sind, sondern auch eine sehr praktische Seite hat und mit einer bestimten Thätigkeit zusammenhängt, aber wir werden sogleich sehen, worin diese Thätigkeit besteht und daß es nicht das dem Kirchenamte und dem Kirchenregimente überwiesene Gebiet ist, auf dem sie sich zu bewegen hat. Wie der Bürger das höchste Interesse daran hat, daß in allen Kreisen des öffentlichen Lebens Recht und Gesetz gelte und daß die äußerliche Ordnung und Verfassung des Staats der Eigentümlichkeit und der Geschichte seines Volks entsprechend sei, so hat natürlich auch der Christ das höchste Interesse daran, daß in der Kirche Gottes Wort im Schwange gehe und daß sie selber so verfaßt sei, wie es das Wesen der Kirche und die Geschichte der Kirche erheischt. Wir meinen auch durchaus nicht, daß das Amt alles allein machen soll; wir sind weit davon entfernt, die „Laienbrüder" von der Beteiligung an den Angelegenheiten der Kirche auszuschließen. Wol aber meinen wir, daß die Art ihrer Beteiligung und was weiter zur Aufrichtung der rechten Kirchenverfassung notwendig ist, zu bemessen sei nach der Idee der Kirche als des Leibes Christi, als des von Gott selbst gebauten Hauses Gottes und nicht nach dem vermeintlichen Rechte des allg. Priestertums, und daß Bähr, der in einem Aufsatze der Studien und Kritiken, Jahrg. 1862, Hft. 1, diese Frage näher behandelt hat, durchaus Recht habe, wenn er sagt, es verstehe sich von selbst, daß man, falls es sich um das Princip der Verfassung handle, nicht von einer Idee ausgehen dürfe, der, wie das allg. Priestertum, der Begriff der Organisation an sich ganz abgehe, sondern von einer solchen, die den Begriff der Organisation in sich schließe, ja mit ihm zusammenfalle. Dies aber sei der Begriff der Kirche als des Leibes Christi, als eines einheitlichen Organismus von Organen des Erlösers. Röm. 12, 5. 1 Cor. 10, 17. 12, 12—30. Eph. 1, 22. 2, 15. 4, 4—16. 5, 23. 30. Col. 1, 18. 2, 19. 3, 15. — Die Anfänge der Kirchenverfassung in der apostolischen Zeit werden auch mit dem Priestertume aller Christen durchaus nicht in Verbindung gebracht. Ignatius, dessen Briefe für die älteste Verfassung so wichtig sind, erwähnt es gar nicht. Erst die Reformatoren stellten dem Römischen Priestertume das Priestertum aller Christen entgegen und in soweit mit vollem Rechte, als ersteres ein fortgesezstes sühnendes Handeln für sich in Anspruch nahm. Es ist aber nicht das Richtige, wenn Luther das Priestersein ins Predigen sezt und, wie er wenigstens in einzelnen Fällen in der ersten Zeit seiner reformatorischen Wirksamkeit es gethan hat, das geordnete Amt aus dem allg. Priestertum herleitet. Calvin kämpft mit derselben Entschiedenheit wie Luther gegen das Röm. Priestertum, begründet aber seine Kirchenverfassung wol mit dem vermeintlichen Vorbilde der apostol. Kirche, mit Schriftstellen wie Eph. 4, 7. 16, aber nicht mit denen, die vom allg. Priestertume handeln. Er ist ein zu guter Exeget, als daß er nicht einsehen sollte, daß er sie dazu nicht brauchen kann. Ebenso wenig finden wir sie in den Bekentnisschriften der reform. Kirche und in den Presbyterialordnungen zu diesem Zwecke benuzt, und es ist jedenfalls sehr beachtenswert, daß gerade diejenige Verfassung, die eben aus dem allg. Priestertum folgen soll, von diesem als ihrer eigentlichen Grundlage nichts weiß. (Siehe Näheres darüber bei Bähr a. a. O.) Schon der Umstand ist hier entscheidend, daß überall in der Schrift mit dem Priestertum das Königtum verbunden ist, und noch hat wol Niemand aus lezterem dieselben Schlüsse zu machen versucht, wie aus ersterem. Priester Gottes sind die wahrhaft Gläubigen, sie sind in allen Confessionen und Ländern über die ganze Erde zerstreut; sie sind das eigentliche Salz der Kirche; sie werden zunächst in dem Kreise, in welchem sie stehen, sich als solches geltend machen; sie werden, wenn sie sich äußerlich berühren, auch mit einander in Gemeinschaft treten; so entstehen Privatvereine, Conventikel, die ja für die Kirche ihre große Bedeutung gehabt haben und noch immer haben; aber sie selbst sind nicht die Kirche und schaffen auch nicht die Kirche, und auch der Evang. Bund, selbst wenn er erreicht, was er erstrebt, „eine die ganze Evang. Welt umfassende freie Vereinigung aller lebendigen Glieder", und selbst wenn seine bekanten Sätze wirklich „Kern und Stern des Evangelii" wären, wie mal einer behauptet hat, ist immer nur eine „freie Vereinigung", also Privatgesellschaft und mit nichten Kirche.

Das allg. Priestertum ist genau betrachtet kein Recht, das wir haben, sondern eine unverdiente Gnade, deren wir gewürdigt worden sind. Je größer sie ist, um so wichtiger sind die mit ihr verbundenen Pflichten. Als eine große Pflicht und Verbindlichkeit faßt auch Petrus dasselbe auf, wenn er schreibt 1 Pet. 2, 4. 5: „Zu Ihm gekommen dem lebendigen Steine ... erbauet nun auch euch selbst, als lebendige Steine, ein geistliches Haus, ein heiliges Priestertum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum"; und V. 9 u. 10: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königl. Priestertum, das heil. Volk, das Volk des Eigentums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte, die ihr weiland nicht ein Volk

waret, nun aber Gottes Volk seid; und weiland nicht in Gnaden waret, nun aber in Gnaden seid."

Priester sein heißt Gott nahen. Gott selbst hat uns sich nahe gestellt, als lebendige Steine dem geistlichen Hause eingefügt, da Jesus Christus der Eckstein ist. Das Geistliche ist nicht das schlechthin Unsichtbare; es steht im Gegensatz zum Fleischlichen. Ein Wandel im Geist, ein geistlicher Wandel ist ein durch den Geist erwirkter, von einem Leben im Geiste zeugender Wandel. Ein geistliches Haus, ein durch den Geist erwirktes Haus, in dem der Geist wohnt und waltet. „Ihr seid nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbauet auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau in einander gefügt, wächset zu einem heil. Tempel in dem Herrn, auf welchem auch ihr mit erbauet werdet zu einer Behausung Gottes im Geiste." Eph. 2, 19—22. Das geistliche Haus, der heil. Tempel ist die Kirche mit ihren Gliederungen, Ordnungen und Aemtern. Es ist die erste Pflicht unseres Priestertums, die im Hause Gottes bestehende Ordnung zu ehren, in sie willig einzugehen, sie zu halten und zu stärken. Es ist dies namentlich Pflicht in unserer Zeit, in der man leider in weiten Kreisen den Segen so sehr verkent, den Gott auf allen Lebensgebieten durch die bestehenden Ordnungen und Autoritäten uns zuführt. Selbst die Neue Ev. K. Z. sagt einmal, man müsse es doch zugestehen, daß der Einfluß des geistlichen Amtes auf das evang. Volk „überaus gering" sei. Sie fährt dann fort: „wir trauern indeß nicht allzusehr darüber" ... die Zeiten seien vorbei, wo ganze Gemeinden in einer Art von historischem Glauben ihre Befriedigung fanden; man finde jezt überall „Spott und Zweifel"; da komme es darauf an, „rechtschaffenen Glauben" zu erwirken, der bewußt den Zweifel überwinde; dies vermöge aber „allein Gottes Wort und nicht menschliche Auctorität." „Allein Gottes Wort!" Gewiß; aber wo sind sie, die in dem Sinne allein durch Gottes Wort zum Glauben kämen, daß sie der Führung zum Glauben und der Stärkung im Glauben durch die Kirche nicht bedürftig wären? Gleich bei unserm Eintritte in das Leben empfängt uns die Kirche mit der heil. Taufe, unterweist uns darnach in der heilsamen Lehre und nun mag es ja sein, daß namentlich in Zeiten weitgehender kirchlicher Verderbnis gerade die Organe der Kirche uns sich als ungeeignet erwiesen haben, rechtschaffenen Glauben in uns hervorzurufen. Das aber ist wider die Regel. Es mag sein, daß Einzelne erst durch besondere Lebenserfahrungen, durch das stille Lesen der heil. Schrift zum Glauben gekommen sind, das sind besondere Gnadenführungen Gottes, denen gegenüber das Amt immer seine Bedeutung behält, sowie denn auch die Unwürdigkeit einzelner seiner Träger nichts gegen die Notwendigkeit der Institution selbst beweist. Es ist möglich, daß es Einzelnen gelingt, Spott und Zweifel auf wissenschaftlichem Wege, durch Gebet und erbauliche Betrachtung zu überwinden. Andern gelingt es wieder nicht. Die Wissenschaft ist nicht jedermanns Sache; und wenn im Kampfe der Parteien, bei dem fortwährenden Wechsel wissenschaftlicher Richtungen nicht selten geradezu Alles in Frage gestellt wird, wenn Irrlehrer zu allen Zeiten es sehr wol verstanden haben, ihre Häresien als Schriftwahrheiten darzustellen, so bedarf vornämlich der einfache Christ einer Auctorität, die ihn zurechtweist und von der er überzeugt ist, daß er ihr trauen kann, weil sie von Amts wegen und im Namen Gottes zu ihm redet. „Freuen sollen wir uns darüber, daß der altkatholische Auctoritätsglaube seltener wird." Aber aller Glaube ist immer auch und zunächst blos Auctoritätsglaube. Das Kind glaubt, weil es der Vater sagt, und Augustin bekent, er würde zum Glauben an das Evangelium nicht gekommen sein, wenn ihn die Auctorität der Kirche nicht dazu bewogen hätte. Es soll dabei nicht bleiben. Was uns als seligmachende Wahrheit zunächst äußerlich dargeboten wird, sollen wir als solche innerlich erfahren, und alle Thätigkeit der Kirche ist ja darauf hingerichtet, Herzensglauben in uns hervorzurufen. Aber auch der innern Erfahrung gegenüber behält die äußere Auctorität noch immer ihre Stelle und Bedeutung. Der Christ ist nie bis zu dem Grade Subjectivist, daß er auf erstere allein sich stützen könte. Sie kann trügen. Was haben Fanatiker und Schwarmgeister auf Grund derselben nicht alles als göttliche Wahrheit geltend gemacht! In Stunden des Zweifels reicht sie nicht aus. Es kommen auch im Leben des geförderten Christen Zeiten innerer Dürre und Verzagtheit, in welche er einer äußerlichen Stütze dringend bedarf, und wenn es doch keinem Zweifel unterliegt, daß der reuige und gläubige Christ auch Vergebung seiner Sünden hat, wozu ist denn nun noch Beichte und Absolution von Nöten? Sie ist dazu nötig, um die empfangene Vergebung außer Zweifel zu stellen, weil der geängstigte Sünder im Gefühle seiner Schuld die Größe der göttlichen Gnade gar nicht glauben würde, wenn sie ihm nicht auch äußerlich durch amtliche Auctorität von Gottes wegen und im Namen Gottes verbürgt würde. Sie trauern über den vermeintlichen Verfall des Amtes nicht allzusehr, weil sie glauben, mit ihren nun wirklich rein menschlichen Mitteln weiter zu kommen. Aber sie irren sich. Denn so wichtig und segensreich auch die freien Vereine innerer Mission sind und so wenig gerade wir Neigung haben, ihre Wirksamkeit zu unterschätzen, gerade sie liegen mit auf dem Gebiete, auf welchem unsere priesterliche Thätigkeit sich zu bewegen hat, so werden sie doch immer nur Mit- und Beihülfe leisten können, und diejenigen werden die notwendigsten und wirksamsten sein, die zum Zwecke haben, durch Gründung neuer Kirchen und Parochien, durch Zuführung einer amtlich geordneten Selenpflege dem tiefen sittlichen Elende aufzuhelfen. Bekantlich besteht ein Verein der leztern Art auch unter uns. Die unzureichende Teilnahme, die er bis jezt gefunden hat, und daneben die beispiellose Kirchennot unserer Stadt, sie sind ein Beweis, daß sehr viele, die auf ihr Priestertum so gerne sich berufen, eine Hauptpflicht desselben gar nicht beachten.

Priester sein: Gott nahen, d. h. verpflichtet sein, ihm zu nahen, damit wir, aus seiner Fülle schöpfend, „uns selber aufbauen als lebendige Steine, ein geistliches Haus,

eine heilige Priesterschaft.“ Die Bauleute, sagt Luther, sind die Prediger; die Christen, die das Evangelium hören, sind die da gebauet werden. van Eß übersezt: „lasset euch als lebendige Steine auch aufbauen.“ Die Mahnung ist aber wirklich an alle Gläubige gerichtet und ihr Inhalt ist, sie selber sollen sich aufbauen, daß das Ganze immer mehr und mehr in allen seinen einzelnen Teilen als ein Haus Gottes sich erweise. Also Gott nahen im Gebete, in der täglichen Betrachtung seines Worts, jeder für sich, im Vereine mit den Seinigen, mit gleichgesinten Freunden; jedes Lebensereignis so auskaufen, daß wir Gott dadurch näher kommen und Gewinn davon tragen für unsere Sele. Wir haben die Schrift und wie wenig wird sie gebraucht! wie selten ist eine tiefere Einsicht in ihren Zusammenhang und eine gründliche Kentnis ihrer Lehre! Priester Gottes wollen sie sein, aber um Gottes Wort bekümmern sie sich nicht! — Gott nahen! dann vornämlich, wenn er es verlangt, und da, wo er vorzugsweise zu finden ist. Der Herr ist überall und allezeit uns nahe. Gewiß! das wußte man zur Zeit des A. B. schon. „Er schläft und schlummert nicht.“ Als Salomo den Tempel weihte, spricht er es vor Gott offen aus: „siehe der Himmel und aller Himmel Himmel kann dich nicht versorgen, wie sollte es denn das Haus thun, das ich gebauet habe?“ Dennoch hatte er es erbaut, und Gott sprach: „ich habe diese Stätte mir erwählet, daß mein Name daselbst sein soll ewiglich und meine Augen und mein Herz soll da sein allewege.“ 2 Chron. 6, 18 ff. 7, 12 ff. Gott ist allgegenwärtig. Wir aber können ihn um unserer Sünde und Schwachheit willen nicht überall und allezeit finden. Die Himmel erzählen seine Ehre und in der Geschichte der Völker wie im Leben des Einzelnen, in den Erfahrungen des stillen Kämmerleins ist seine wirksame Nähe uns allen fühlbar geworden. Dennoch in der Natur, wie viel Gelegenheit zur Zerstreuung, im Leben der Menschen wie viel Räthsel, und das eigne Haus, das ist vornämlich die Stätte unserer Arbeit, das ist auch die Stätte unserer Sorgen und Thränen. Es ist um deswillen eine große Gnade von Gott, daß er uns seinen Tag und sein Haus gegeben hat, daß er, sich herablassend zu unserer Schwachheit, in der Kirche überhaupt und wenn wir zu seinem Dienste uns versammeln, uns vorzugsweise nahe komt. Der kirchliche Gottesdienst hat zunächst eine sacramentale Seite, ist ein wirkliches Nahen Gottes zur Gemeinde und zu jedem Einzelnen in ihr, es sind specifische Gnadengüter, es sind wirkliche Heiligungskräfte, die Gott in der Predigt seines Wortes und in der Feier des heil. Altarsacraments uns nahe bringt. Als Priester Gottes sind wir im Interesse unseres Priestertums verpflichtet, das wahrzunehmen; die Sonn- und Festtage heilig zu halten und die öffentlichen kirchlichen Versamlungen zu unserer Erbauung fleißig zu besuchen. Die Sache steht nicht so, daß unser Glaube die Wurzel wäre, aus der das volle christliche Leben ganz von selber sich entfaltet. Er ist nur die nehmende Hand, und weil sie nehmen kann, so soll sie nehmen, was ihr von dem Herrn geboten wird, und wo und wie es ihr geboten wird. Die Meinung, man bedürfe der kirchlichen Gnaden und Gaben nicht, weil man auf Grund seines Glaubens allezeit freien Zugang zu dem Gnadenthrone habe, ist nicht Glaubenskraft, sondern Glaubensstolz und Glaubensübermut, ist positiver Unglaube im Herzen des Gläubigen, und wer sein Priestertum, wie es allerdings geschieht, in dieser Weise ausbeutet, arbeitet, auch ohne es zu wollen, mit an der Beseitigung der kirchlichen Sitte und der Zerstörung des kirchlichen Lebens. Denn wozu soll ich noch zur Kirche gehen, wenn mir daselbst nichts geboten wird, was ich nicht ebenso gut in dem Privatverkehre mit Gott, in der Betrachtung seines Worts zu Hause finde? Die kirchlichen Versamlungen würden dann nur noch insoweit Bedeutung haben, als sie dem Bedürfnisse nach Gemeinschaft nachkommen, als die gemeinsame Andacht doch immer zur Stärkung und Erfrischung des eignen Lebens dient. Das aber sind Zwecke, die auch durch Privatversamlungen, durch Conventikel und vielleicht noch besser erreicht werden. Eine rein subjective, sich selbst genügende Christlichkeit, ein in falscher Auffassung des allg. Priestertums begründeter falscher Pietismus ist am Verfalle des kirchlichen Lebens unter uns nicht ohne Schuld, und wenn es also wieder besser werden soll, so wird zunächst das nötig sein, daß ein jeder diese Pflichten seines Priestertums in rechter Weise übe.

Priester sein, d. h. Gott nahen, und zwar nicht blos Behufs der eigenen Erbauung, sondern auch um Gott zu dienen durch Gaben und Opfer. Kein Priester ohne Opfer. Die Verpflichtung zu opfern steigt mit der Größe der Gabe, die Gott gegeben hat. Weit entfernt also, daß das Opfern im N. B. sein Ende gefunden, hat es vielmehr erst recht seinen Anfang genommen. Ja, das ist unser Priestertum, daß wir, wie Petrus sagt, „opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum.“ Geistliche Opfer sind nicht rein innerliche Actionen, sie sind vom Geiste gewirkt, auch geistlicher Natur; aber der Geist zeugt, daß Geist Wahrheit ist; der Geist, der sie wirkt, ist der Geist der Wahrheit und führt in alle Wahrheit. Wahrheit ist volle Realität, Verwirklichung des Begriffs in der Erscheinung, Harmonie zwischen Innen und Außen. Geistliche Opfer sind immer auch solche Opfer, in denen der Begriff des Opfers sich realisirt, in denen zur Wahrheit wird, was Israels Opfer nur typisch andeuteten und äußerlich abschatteten. „Du willst ein Opfer haben, hier bring ich meine Gaben, mein Weihrauch und mein Widder sind mein Gebet und Lieder.“

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 8. April. № 28.

Das allgemeine Priestertum und seine Pflichten.

(Schluß.)

Jede Familie soll ihren Hausaltar haben, an welchem täglich das Morgen- und Abendopfer Gott dargebracht wird, das Brandopfer eines geängsteten Geistes Ps. 51, 18. 19, das Rauchopfer eines gläubigen Gebetes Ps. 141, 2, das Lobopfer die Frucht der Lippen für alle Wolthaten, die Gott erwiesen hat, Hebr. 13, 15. Opfern ist nicht blos beten. Opfer sind wirkliche Gaben an Gott als Bürgschaft unserer Gesinnung gegen ihn. Was haben wir, das wir ihm geben könten? was ist es, das wir nicht empfangen hätten? Es ist Alles sein. Unter den geistlichen Opfern steht oben an die Darbringung unserer selbst, die Hingabe unserer ganzen Person in seinen Dienst. „Ich ermahne euch, schreibt Paulus Röm. 12, 1, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wolgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst." Aus diesem einen Hauptopfer ergeben sich alle andern ganz von selbst. „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der, die Waisen und Witwen in ihrem Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt behalten." Jac. 1, 27. Nun folgen die Speiseopfer christlicher Mildthätigkeit, Hebr. 13, 16, willige und reichliche Almosen, Werke der Barmherzigkeit, Vermächtnisse an Kirchen und Schulen, Gründung und Förderung milder Stiftungen, rege Teilnahme an Vereinen für innere Mission u. s. w., Opfer, die gerade jezt so nötig und dem Herrn wolgefällig sind. Denn was wir aus Liebe zu ihm gethan haben einem unserer geringsten Brüder, das haben wir ihm gethan. — Die christliche Opferfreudigkeit fühlt sich indeß durch alles das noch nicht befriedigt. Denken wir an das sinnige Opfer der Maria von Bethanien. Noch immer fühlt die Liebe sich getrieben, unmittelbar dem Herrn selbst zu opfern, und sie bietet ihm das Beste, was sie hat. Persönlich ist er nicht mehr bei uns, aber die Kirche ist das Haus, wo seine Ehre wohnt, der Altar die Stätte, wo er in der Feier des heil. Males immer sich liebend zu uns herabsenkt. Hier also gilts zu opfern. Reinlichkeit und Sauberkeit der Kirchen wird das Geringste sein, was man hier fordern muß. Wo es die Mittel irgend gestatten, soll man sich hierauf nicht beschränken. Die Liebe gibt nicht blos das absolut Notwendige und Nützliche, viel lieber gibt sie auch etwas Schönes. Dahin ist zu sehen, daß das Haus des Herrn sich würdig darstelle, daß ihm das Gepräge des Erhabenen und Schönen nicht fehle. Ein seiner Bestimmung entsprechender Bau im Ganzen und im Einzelnen, Harmonie der innern Verhältnisse, richtige Stellung und künstlerische Gestaltung des Altars, des Taufsteins, der Kanzel, entsprechender Schmuck, Leuchter, Lichte, goldene und silberne Altargefäße, Decken, Teppiche und Aehnliches, das Alles hat seine volle Berechtigung, seine relative Notwendigkeit; wo aber sind die Zeiten, in denen man unsere Dome baute, und alle Künste, wie es sich gehört, Architektur und Sculptur, Plastik, Malerei und Musik wetteiferten, das Haus Gottes und die Dienste Gottes schön zu gestalten? Die neue Synagoge ist fertig, der neue Dom liegt in Ruinen. Man hat der Pflichten seines Priestertums vergessen. Man meint, das sei doch so notwendig nicht, man könne das Geld nützlicher verwenden, man thue besser, den Armen es zu geben, und man bedenkt nicht, daß der Jünger, der im Apostelkreise eine ähnliche Rede führte, kein anderer als Judas war, während der Herr das Opfer der Maria als ein gutes Werk bezeichnet, ja ihr die Verheißung gibt, daß, wo sein Evangelium gepredigt werden würde in aller Welt, man auch sagen werde, was sie gethan habe.

Der Christ steht nicht für sich allein, er ist Glied einer Gemeinschaft, die durch alle Zeiten hindurchgeht und die ganze Erde bedeckt. Als ein Königreich von Priestern, als ein heiliges Volk hat die Christenheit dem Herrn sich darzustellen, als solches mit ihren Opfern sich ihm zu nahen; eine Pflicht, der nur im öffentlichen kirchlichen Gottesdienste genügt werden kann. Als durchaus notwendige nächste Bethätigung des gemeinsamen Glaubens und der gemeinsamen Liebe hat also derselbe neben seiner sacramentalen eine sacrificielle Seite. Er ist nicht blos ein Nahen Gottes zur Gemeinde, noch weniger hat er den Zweck, die leztere zu belehren, er ist zugleich und zwar in Folge innerer Notwendigkeit ein Nahen der Gemeinde als solcher zu Gott dem Herrn, und wie Gott nicht uns naht ohne seine Gaben, so sollen auch wir ihm nicht nahen ohne unsere Opfer. Die Opfer, die wir hier zu bringen haben, sind unsere mehr oder weniger in Ceremonien gekleidete Gebete und Lobgesänge, unsere gemeinsamen Gaben, die wir für kirchliche Zwecke, oder als Almosen auf den Altar oder je nach Sitte und Herkommen anderweitig niederlegen; und nun würde es freilich zu weit führen, wenn wir noch nachweisen wollten, wie dieser

sacrificielle Charakter in den einzelnen Cultushandlungen seinen Ausdruck findet und wie unser gegenwärtiger Gottesdienst etwa noch zu ergänzen sein möchte, damit er als das rechte Gegenbild des Dienstes in der Hütte des Stifts und eben damit als ein Dienst Gottes im Geiste und in der Wahrheit sich erweise: eins aber dürfen wir nicht verschweigen, daß nämlich wie einerseits das sacramentale, so auch andererseits das sacrificielle Handeln seinen eigentlichen Mittel- und Gipfelpunkt findet in der Feier des heil. Abendmals. Die Abendmalsfeier ist also auch Opfer, und aller Misbrauch, der mit dem Opferbegriff getrieben worden ist, darf uns nicht bestimmen, das außer Acht zu lassen. Wenn die Römische Kirche wirklich in der Messe ein fortgesetztes, ein sich wiederholendes Sühnopfer sieht, in welchem Christus zur Deckung unserer sich immer erneuenden Sünde in unblutiger Weise sich immer von Neuem Gott darbringt, so tritt sie damit in Widerspruch zur Schrift, die klar bezeugt, daß der Herr durch sein Kreuzesopfer eine ewig gültige Erlösung ein- für allemal erfunden hat. Faßt sie die Messe als eine „nachbildliche Darstellung", eine in bestimte Ceremonien gekleidete kräftige Vergegenwärtigung des Opfertodes Christi am Kreuze, und weiter als eine „Application", als eine Zuwendung des aus diesem Einen Opfer fließenden Segens an die Einzelnen, so hat das seine Wahrheit. Bei jeder Feier des heil. Males sehen wir uns in jene Nacht versezt, in welcher unser Herr verrathen ward, werden wir auf das Kräftigste erinnert an seine Liebe, an sein Opfer, werden wir wirklich teilhaftig des aus diesem Opfer fließenden Segens. Das Alles aber liegt nicht auf der sacrificiellen, sondern auf der sacramentalen Seite der feierlichen Handlung. Man kann dieselbe als Bittopfer auffassen und es für wünschenswert halten, daß dem Genusse selbst eine Handlung vorausginge, in welcher das Gebet: um des Opfers, um des Blutes Jesu Christi willen, das wir allein als Lösegeld dir bieten können, vergib uns unsere Schuld! einen kräftigen Ausdruck fände. — Wesentlich aber und notwendig ist das heil. Mal, Dank- und Lobopfer, Eucharistie. Als solches hat es in der Kirche gegolten von Anfang an, als solches bezeichnen es auch die symbolischen Bücher unserer Evang. Kirche. „Vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange soll mein Name herlich werden unter den Heiden und an allen Orten soll meinem Namen geräuchert und ein reines Speisopfer geopfert werden; denn mein Name soll herlich werden unter den Heiden, spricht der Herr Zebaoth." Maleach. 1, 11. Es kann nicht anders sein. An der alles Denken übersteigenden Liebe, die uns hier entgegentritt, entzündet sich ganz von selbst die wärmste Gegenliebe. Je größer die Gabe, um so größer die Opferfreudigkeit, und hier empfangen wir den Leib und das Blut des Herrn, das himlische Manna, den wirksamsten Trost für Leben und Sterben; hier waltet das seligste Geheimnis, ein Wunder erbarmungsreicher Hingebung des Herrn; die Sele ist so voll von Dank und Preis, daß sie es nicht in Worte zu fassen vermag; man denke an die herlichen Hymnen der alten Kirche, man muß sie in ihrer Ursprache hören, um ihre ganze Kraft zu fühlen: lauda Sion salvatorem, lauda ducem et pastorem in hymnis et canticis; quantum potes, tantum aude, quia major omni laude, nec laudare sufficis. — Pange lingua gloriosi corporis mysterium sanguinisque pretiosi, quem in mundi pretium fructus ventris generosi rex effudit gentium etc. Und während denn das doch jedenfalls eine Sache ist, die Alle angeht, während jezt die ganze Gemeinde auf ihren Knien liegend im vollsten Chore die Gnade Gottes preisen und der Cultus die ganze Fülle und Schönheit aufbieten sollte, die ihm nur zu Gebote steht, das hochwürdige Geheimnis möglichst würdig zur Darstellung zu bringen — geht die Gemeinde nach Hause und die Kirche wird leer und die Communicanten, als ob sie eine bloße Privatsache abzumachen hätten, bleiben allein. Wenn das in der Ordnung ist, dann ist Alles in der Ordnung. Die „orthodoxen Pastoren" sollen dran schuld sein, daß der Kirchenbesuch unter uns nicht besser ist, weil sie es nicht verständen, die Glaubenswahrheiten der Kirche in Uebereinstimmung mit der Zeitbildung, mit den Resultaten der modernen Wissenschaft zu bringen. Allerdings, das verstehen sie nicht. Wir aber sagen, der Verfall der kirchlichen Sitte komt vornämlich daher, daß so viele, die auf ihr allg. Priestertum sich jezt berufen, der nächsten und wesentlichsten Pflichten desselben sich entschlagen.

Priester sein, d. h. Gott nahen, schließlich auch mit zu dem Zwecke, die noch ferne sind, Gott nahe zu bringen, damit die ganze Erde voll werde der Ehre des Herrn. Die Christenheit, das geistliche Israel, erhoben zu der hohen Stellung eines priesterlichen Königreichs, die weiland nicht ein Volk waren, nun aber Gottes Volk sind, die weiland nicht in Gnaden waren, nun aber in Gnaden sind, „verkündigen sollen sie die Tugenden, wir können sofort übersetzen: die Herlichkeit, die Herlichkeit der Macht und Gnade dessen, der sie berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte." Der Christ kann und soll über das nicht schweigen, was er erfahren hat. „Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über." Er soll sich mit seinem Zeugnisse nicht da hervordrängen, wo es nicht an der Zeit und nicht am Orte ist. Er soll mit ihm nicht Gebiete beschreiten, wo es nicht hingehört und wo er selbst nicht zu Hause ist. Wol aber soll er es geltend machen in dem ihm überwiesenen Kreise seines Berufs, je nach dem Maße seiner Kraft und des Glaubens, den er empfangen hat. An Gelegenheit wird es ihm nicht fehlen in der eigenen Familie, im Verkehre mit solchen, die von der Herlichkeit des Herrn nichts mehr wissen wollen; wenn er die Gaben dazu hat, in der Presse, wenn seine Stellung es erheischt, in den Versamlungen der Volksvertreter und im Rathe der Fürsten. Er soll reden zu seiner Zeit, denn es gilt teure Güter, christliche Familie, christliche Schule, christlichen Staat; es gilt den Kampf gegen grundstürzende Irrtümer. Verkündigen soll er die Herlichkeit des Herrn vornämlich durch Thaten, durch das ganze Leben, durch einen Wandel in Demut, Liebe und Gehorsam, durch Treue im Kleinen, durch Geduld im Leiden, dadurch, daß er, ohne die ihm gezogenen Gränzen zu über-

schreiten, Gottes Willen an der Stelle thut, an der er steht, damit jeder, der es nicht glauben will, es sehe, es mit den Händen greife, daß allein der Geist des Herrn das Leben herlich und die Sele selig macht. Ja, das ist die rechte Weise, die noch ferne stehen dem Herrn nahe zu bringen, priesterlich zu fördern das Endziel aller Wege Gottes, die Herstellung eines Reiches Gottes, das Himmel und Erde, Engel und Menschen umschließt, in dem jede Creatur dem Herrn dient und Gott Alles in Allem ist.

Die Pflichten unsers Priestertums sind so bedeutend, so das ganze Leben in Anspruch nehmend, daß wir wahrlich nicht nötig haben, ihren Umfang noch zu erweitern. Die Pflichten unsers Priestertums sind völlig unübertragbar; kein Anderer kann sie für uns übernehmen, wir müssen sie selber üben. Gehört unter sie auch das Predigen vor der Gemeinde, die Verwaltung der Sacramente, die Führung der Schlüssel, so wird der Hausvater nicht behindert sein dürfen, seine Kinder selbst zu taufen, das heil. Mal im Kreise seiner Familie selbst zu feiern, die in den gemeinsamen Versamlungen notwendige Ordnung würde etwa in ähnlicher Weise zu bewirken sein, wie parlamentarische Körperschaften sie durch ihre Geschäftsordnung erwirken, damit es jedem, der es begehrt, auch möglich werde, in öffentlicher Rede von dem Rechte seines Priestertums Gebrauch zu machen. Majoritätsbeschlüsse würden überall der lezten Ausschlag geben. Dem widerstrebt schon das Gefühl. Man weiß, wie in der Einsamkeit lebende Ausgewanderte sich freuen, wenn ein ordinirter Diener der Kirche sie besucht, wie Kranke gerade nach geistlichem Zuspruche Verlangen haben; sie glauben jedenfalls noch etwas Anderes zu empfangen, als was sie auf Grund ihres Priestertums schon selber haben, und wir werden uns nimmer entschließen können, hierin nur Aberglauben, Rest Römischen Sauerteiges zu erblicken. Die Kirche kent eine Nottaufe. Für ein Notabendmal erheben sich nur sehr vereinzelte Stimmen. Schon Ignatius bezeichnet nur das unter dem Bischofe stattfindende oder in seinem Auftrage administrirte Abendmal als „ein kräftiglich Abendmal." Quenstedt, und das ist durchgängig die Meinung der angesehensten Lutherischen Kirchenlehrer, sagt, Verwalter des Sacraments sei allein der Diener der Kirche und will von einem Laien-Abendmale auch im Falle der Not nichts wissen. Wie dem auch sein mag, Fälle der Not sind zu beurteilen nach dem Rechte der Not; wie weit das gehe, darüber kann man streiten, ist auch für jeden einzelnen Fall besonders zu erwägen. Wir Alle werden kein Bedenken tragen, hin und her zu einem Rechte zu greifen, was eigentlich nur der Obrigkeit zusteht, wir thun es, wenn und weil die Not uns dazu treibt, aber nicht weil eigentlich wir selbst die richtigen Obrigkeiten wären und die bestehenden nur in unserm Namen fungirten.

Schließlich ist mit alle dem darüber gar nichts gesagt, wie die rechte Verfassung der Kirche sich zu gestalten und welche Maßnahmen man etwa jezt zu ergreifen habe, um sie ins Leben

zu rufen. Das Alles liegt heute ganz außerhalb unserer Aufgabe, ist, wie schon erwähnt, allein zu bemessen aus der Idee der Kirche und aus der Geschichte der Kirche. Ohne Glauben kein Priestertum, ohne die Predigt des Wortes Gottes kein Glaube. Die beste Verfassung wird diejenige sein, die dem Worte Gottes die rechte Stelle und den rechten Einfluß sichert. In welcher Weise der kirchliche Constitutionalismus, die kirchliche Demokratie dieser Forderung entspricht, zeigt — Baden.

Summa: das allg. Priestertum im Sinne des liberalistischen und demokratischen Zeitgeistes ausgebeutet, schadet der Kirche, führt in seinen Consequenzen zur Auflösung der Kirche, recht aufgefaßt und recht geübt, ist es das wirksamste Mittel zur Erbauung und Stärkung der Kirche, und darum schließen wir mit dem einfachen bekanten Sprüchlein:

„Ein jeder lerne sein Lection,
So wird es wol im Hause stohn."

Nachrichten.

Die neue Taufformel ohne Abrenunciation im Königreich Hannover.

2. Entstehung und Verlauf des Sturms gegen die Abrenunciation bis zum Erlaß des Kirchengesetzes vom 5. Januar v. J.

Der Sturm gegen die Abrenunciationsfragen bei der heiligen Taufe, wie er im Königreich Hannover verlaufen ist, ist keine selbstständige Bewegung, sondern eine nur weitere Verzweigung der Agitation wider den neuen mittelst Verordnung vom 14. April 1862 eingeführten Katechismus.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß den sich ihrer Absichten wol bewußten Führern dieser Bewegung es auch um den neuen Katechismus selbst im Grunde wenig zu thun war. Ihr Zweck lag viel höher. Die lutherische Kirche mit dem Worte Gottes und ihrem Bekentnisse ist diesen Leuten ein Dorn im Auge; so lange sie den nicht los sind, ist die Erreichung ihrer Ziele eine Unmöglichkeit. Darum geht ihr Streben dahin, ein Christentum zur alleinigen Geltung zu bringen, nach welchem über Glaube und Bekentnis, Predigt und Lehre, wenn es dergleichen überall noch gibt, allezeit durch die Majorität der Stimmen entschieden wird.

Ein Schritt dazu war nun sowol die Verdrängung des neuen Katechismus, als auch die Abschaffung der Abrenunciationsfrage. Aber es ließ sich voraussehen, daß man für die letztere die Massen im Ganzen nicht entzünden würde. Die Fragen namentlich in den Landgemeinden hatten sich doch schon durch zu langen Gebrauch wieder eingebürgert; wie gezeigt waren sie selbst in mancher Gemeinde noch immer in Brauch geblieben; es lag dem Volke zu nahe, wenn die Demagogen auch in die Taufpraxis hineingriffen, daß sie ein Heiligtum antasteten, vor welchem man, auch ohne es recht zu würdigen, doch noch einen

gewissen Respect hatte. Es ist auch schon bemerkt, daß vor der Katechismusbewegung sich gar keine Stimmen gegen die Abrenunciation hatten vernehmen lassen. Auch nachher sind nur wenig Gemeinden gewesen, in denen man sich gegen die Fragen erklärt hat, Oberappellationsrath Meyer, wie erwähnt wurde, nante auf der Vorsynode die Zahl von 50, und es ist sehr zu bezweifeln, ob darunter auch nur eine sich befindet, in welcher die Opposition von allen oder fast allen Gemeindegliedern ausgegangen ist. Jetzt wenigstens ist uns eine ganze Anzahl zum Teil großer Gemeinden bekant, in denen man auch mit bedeutender Majorität den Katechismus verworfen hat, in welchen dazu die „Liberalen" nicht schwach vertreten sind, und in denen dennoch die jezt ja gestattete neue Formel nur in ganz vereinzelten Fällen verlangt ist. Man hatte bei einem Kampf gegen die Frage nicht die Lockmittel, wie bei dem gegen den Katechismus, um das Volk zu einem Landsturm zusammen zu bringen. Daher läßt sich mit gutem Grunde behaupten, wenn es keine Katechismusbewegung gegeben hätte in Hannover, so würde es auch nicht zu einer Bewegung gegen die Abrenunciationsfrage gekommen sein.

Nun aber konnte das durch die Katechismusfrage entzündete Feuer leicht und immer doch mit Aussicht auf einigen Erfolg für den Hauptzweck, der wenigstens den Führern bewußt genug war, auch diesen zweiten Gegenstand mit ergreifen. Der Katechismus war durch Verordnung vom 19. August zurückgezogen. Das war ein bedeutendes Außenwerk, welches der Revolution gewiß ohne daß sie anfänglich es selbst zu hoffen gewagt hatte, in die Hände gefallen war. Da durfte man hoffen, auch noch mehr zu gewinnen. Und man hat sich nicht getäuscht.

Kaum war der Katechismus preisgegeben, da wurde den durchaus nicht befriedigten Bewegungsmännern und bewegten Massen die ebenfalls von denselben, namentlich der sogenanten Celler Conferenz, begehrte Presbyterial- und Synodalverfassung fast entgegen getragen. Am 7. October hatte die Celler Conferenz getagt, am 20. November schon erklärte das Consistorium zu Hannover, und 2 Tage später das Ministerium des Innern, es werde gegeben werden, was die Celler Conferenz gewünscht hätte, deshalb sei die von der Conferenz beschlossene und auf den 2. Dec. gelegte öffentliche Versamlung, die noch besonders eine Petition wegen der Presbyterien und Synoden beschließen sollte, überflüssig. So ist denn, wobei indessen auch die „Celler" doch mit ihren Conferenzen und Versamlungen nicht geruht haben, die am 6. October 1863 zusammengetretene „Vorsynode" und die von derselben berathene, jezt unter dem 9. October v. J. zum Kirchengesetz erhobene Kirchenvorstands- und Synodalordnung zu Stande gekommen. Es war in dem Staatsgrundgesetze vom 5. Sept. 1848 §. 23 allerdings verheißen: „Ueber Abänderungen in der bestehenden Kirchenverfassung werde der König mit einer von ihm zu berufenden Versamlung von geistlichen und weltlichen Personen, welche teils von ihm bestimt, teils von den Geistlichen und Gemeinden auf die dann durch Verordnung zu bestimmende Weise zu erwählen seien, berathen." Aber es war durchaus keine Zeit, wann dies geschehen solle, angegeben. Und man hätte wol urteilen mögen, grade jezt, wo die ruhige, klare Besonnenheit einer gewaltsamen Aufregung aller Gemüter gewichen war, wäre die Zeit am allerwenigsten geeignet. Indeß es wurde darauf keine Rücksicht genommen. Dazu wurden die unkirchlichen Anführer der Bewegung mit den von ihnen Geleiteten, bewußt oder unbewußt ihnen Zustimmenden, vom Kirchenregimente nicht nur als die eine,

mit der kirchlichen gleich berechtigte Partei angesehen, (als welche bei der Wahl abseiten des Regiments auch mit berücksichtigt und in der Wahlordnung für Geistliche und Gemeinde keineswegs als unberechtigt bezeichnet und nach Möglichkeit ausgeschlossen war,) sondern sie waren auch offenbar diejenige Partei, von der grade das Kirchenregiment sich treiben und zu seinen Handlungen bewegen ließ. (Ach, daß unsre Kirchenregimente nicht von dem gewiß nicht zum Heil führenden Versuche lassen können, auch die erklärter Maßen nicht mit der Kirche Glaubenden doch noch als wirkliche Glieder der Kirche zu behandeln und den am Bekentnis Festhaltenden gleich zu stellen! Das wird die Landeskirchen zersprengen, da denselben, wenn nur Ernst mit dem Bekentnis gemacht und die, welche dasselbe offenbar negiren, in Frieden entlassen würden, viele könten erhalten und noch gewonnen werden. Das ist der Krebs, der an den Landeskirchen nagt, daß ihre Regierungen statt des Bekentnisses zur Wahrheit nur die Pilatusfrage zu haben scheinen: Was ist Wahrheit?)

Gewiß waren die geschilderten Verhältnisse durchaus geeignet mit Hoffnung auf Erfolg auch die Abrenunciationsfragen anzugreifen.

Auch gegen den neuen Katechismus hatte dessen schrift- und bekentnismäßige Lehre vom Teufel den Feinden desselben z. B. Schenkel und Baurschmidt in ihren Pamphleten einen Gegenstand des Angriffs abgeben müssen. Man durfte darauf rechnen, bei dem namentlich in dieser Lehre dem großen Haufen und auch vielen sogenanten Gebildeten ja selbst christlich Tingirten abhanden gekommenen Verständnis, daß hier auch die seichteste Bestreitung doch nicht jedes Eindrucks verfehlen würde. So kam das namentlich auch in die Reihe der stehenden Verbrechen, um deretwillen sich der neue Katechismus mußte zum Feuertode verurteilen lassen, daß er einen persönlichen Teufel lehrte. Wann zuerst diese Befehdung der Teufelslehre auch offenbar als Bestreitung und Verweigerung der dem Teufel entsagenden Fragen in der heiligen Taufe hervortrat, vermag ich nicht genau nachzuweisen. Häufiger Spuren davon finden sich erst zu Ende des vorlezten und im Anfang des vorigen Jahres. Wenn dies Feuer nicht auch gleich zuerst angelegt war, so wurde es doch von den kirchenfeindlichen Liberalen in und außer der Presse fleißig geschürt. Der Factor Esmarch in Dannenberg ist der Erste, dessen Name uns genant wird als der eines solchen, der sich sehr mutig weigerte, sein Kind mit Abrenunciation taufen zu lassen. Bald traten hie und da mehrere in seine Fußtapfen, namentlich in Hoya, wo Superintendent Ebert eben so entschieden verweigerte ohne die durch die Kirchenordnung und bisherige kirchliche Sitte an die Hand gegebenen Fragen zu taufen, wie verschiedene Eltern, neugeborene Kinder mit denselben taufen zu lassen. Das Cultusministerium hatte den Factor Esmarch gewürdigt, an ihn ein ausführliches Rescript zu richten, in welchem zuerst das wolbegründete Recht der Fragen nachgewiesen und das Verfahren der Beschwerdeführer mißbilligt, dann aber doch verordnet wird, die Prediger in Dannenberg sollten Dimissoriales ausstellen zur Taufe durch einen andern Prediger, der die Abrenunciation nicht gebrauchte, dabei aber den Anspruch auf die Gebühren behalten. Die Maßregel muß jedoch noch als ungenügend erkant sein. Bald darauf, das erwähnte Rescript war Anfang März erschienen, erließ mit Genehmigung (auch auf Veranlassung?) des Cultusministerii, und zwar unter dem 21. April das Consistorium zu Hannover ein allgemeines Ausschreiben, in welchem es heißt: die Bestreitung der Lehre vom Teufel und der auf derselben ruhend

Fragen sei zwar durchaus unberechtigt, und würde man sich durch dieselbe nur um so mehr aufgefordert gefühlt haben, den fraglichen Gebrauch desto strenger festzuhalten, wenn nicht der besondere Umstand einträte, daß nämlich, etwa in den letzten 50 Jahren, wahrscheinlich befördert durch das Consistorialausschreiben von 1800, Liturgica betreffend, sich die Weglassung der Fragen in zahlreichen Gemeinden als Gewohnheitsrecht festgesezt hätte; daher werde nun doch verordnet, die Fragen seien von jezt an nicht in weitere Gemeinden einzuführen, wo sie aber eingeführt seien, da haben die Geistlichen den das Begehrenden ohne Anspruch auf Stolgebühren Dimissoriales auszustellen, auf welche jeder ohne die Fragen taufende Pastor die Taufe vollziehen möge. Es war merkwürdig, daß, als die „große" Celler Versamlung, die sich durch die in Aussicht gestellte Presbyterial- und Synodalverfassung doch nicht halte abhalten lassen zusammenzutreten, am 22. April tagte, und an den 2. Berathungsgegenstand, die „Teufels-Entsagungs-Frage" kam, der Redakteur der Norddeutschen Zeitung, Dr. von Horst das Ausschreiben vom 21. April bereits verlesen konte. Man war aber mit demselben noch nichts weniger als zufrieden gestellt, sondern beschloß auf den Antrag desselben Dr. von Horst, Königliches Cultusministerium zu ersuchen, „die Teufelsentsagungsceremonie aus dem kirchlichen Gebrauche aller Gemeinden, die es wünschen möchten zu beseitigen." Man sieht freilich schwer ein, wenn die von dem Consistorio zu Hannover entwickelte Theorie vom Gewohnheitsrechte im vorliegenden Falle Anwendung litt, warum dann nicht auch bis zu der vom Herrn von Horst aufgestellten Forderung sollte weiter geschritten werden. — Die kirchlich Gesinnten haben nicht unterlassen gegen diese wie an sich sehr dehnbare, so hier insbesondere schwerlich anzuwendende Theorie sich nachdrücklich zu erklären, vgl. den in der Hannoverschen Landeszeitung Nr. 136, 137, 158–160 und 177 geführten Schriftenwechsel. Diese Ausführungen können hier nicht wiederholt werden. Doch scheint soviel auf der Hand zu liegen, wenn das Ausschreiben von 1800, Liturgica betreffend, völlig freie Hand gab, daß die Geistlichen nach ihrem besten Wissen und Gewissen in Liturgicis verfahren durften, so hatten sie auch unbezweifelt die Freiheit, die Weise der Kirchenordnungen und des Taufbüchleins bei der heiligen Taufe wieder aufzunehmen, namentlich wenn die Gemeinden nicht den geringsten Widerspruch dagegen erhoben und die Kirchenbehörden nachdrücklich, hie und da fast befehlsweise, dazu ermunterten.

Indeß das Ausschreiben vom 21. April war einmal da; wenn es auch der Opposition nicht genügte, so gab es doch vorläufig ziemliche Freiheit und Raum genug zur Aufführung von verschiedenen Spektakelstücken, mit denen die heilige Taufe entweiht wurde. Man fuhr z. B. mit großem Eclat von Winsen an der Luhe nach Pattensen und ließ da eine Anzahl Kinder auf einmal ohne Abrenunciation taufen. Aehnlich machte man es in Hoya, Nienburg und an andren Orten.

So kam die Vorsynode heran. Geistliche und Weltliche waren der Zahl nach gleich. Unter den Weltlichen war kaum ein Kirchlicher zu finden, viele ganz entschieden Unkirchliche, die z. B. heftig gegen Eröffnung der Kirchenvorstandssitzungen mit Gebet, gegen Ausschließung solcher, welche gar nicht zur Kirche und zum heiligen Abendmal kommen, von der passiven Wählbarkeit für den Kirchenvorstand protestirt haben. Unter den Geistlichen, wiewol man im Ganzen für ihre Wahl Gott danken konte, gab es doch auch mehrere, um deren Kirchlichkeit es übel genug bestellt war. Dieser Vorsynode war nun mittelst der vom Cultusministerium unter dem 14. Sept. 1863 erlassenen Geschäftsordnung §. 58 auch das Recht erteilt, daß die Mitglieder derselben „Uranträge" stellen durften, sofern dieselben nur „die Verhältnisse der ev.-luth. Kirche des Königreichs beträfen."

Nun ließ sich auch voraussehen, daß ein „Urantrag" gegen die Abrenunciationsfragen kommen würde. Die „große" Celler Versamlung durch das von ihr bestellte Comité griff tief genug in die Vorsynode hinein. Man brauchte daher nicht lange zu warten, so trat der am 22. April vom Dr. von Horst in Celle gestellte Antrag gegen die Abrenunciationsfragen durch den Mund des Obergerichtsraths Flügge aus Göttingen als Urantrag in die Vorsynode. Das geschah bereits in der fünften Sitzung der Vorsynode. Der Antrag wurde hinreichend unterstützt, so daß der Präsident erklärte, er werde ihn seiner Zeit auf die Tagesordnung setzen. Er war freilich sehr ungeschickt ausgedrückt. Es war aus verschiedenen Erwägungen nur beantragt, daß die Bestimmungen der Kirchenordnungen und alle sonstigen Bestimmungen in geschriebenen oder Gewohnheitsrechten, durch welche die Abrenunciationsfragen geboten wären, kirchenregimentsseitig möchten aufgehoben und dazu die Zustimmung der Vorsynode im Voraus erteilt werden. Was hier begehrt wurde, war ja schon durch das mehrerwähnte Consistorialausschreiben über Liturgie von 1800 vollständig eingeräumt. Aber es schadete nicht, die Synode wußte wol, wozu ihr der Urantrag gegeben war und wie sie ihn gebrauchen wollte. Und darum ließ sie sich nicht irren, als derselbe am 8. und 9. Dec. wirklich auf die Tagesordnung kam.

Er war durch die zur Berathung desselben bestellte Commission so abgeändert, daß er nun lautete: In Gemeinden, in welchen die Abrenunciation üblich ist, soll der Geistliche, falls es für einzelne Taufen der Vater oder dessen Stellvertreter verlangt, der Abrenunciation und dem Glauben in bekennender Form Ausdruck geben und nur fragen, ob die Taufe begehrt wird.

Der erste Berichterstatter selbst bestritt die Competenz der Vorsynode zu einem solchen Antrage, mit ihm eine nicht unbedeutende Anzahl von Mitgliedern der Vorsynode. Zwar habe, das wurde ausgeführt, nach dem oben angeführten Paragraph des Landesverfassungsgesetzes der König auch bei beabsichtigten Veränderungen in der Liturgie eine Versamlung wie die Vorsynode zu berufen, aber diese Vorsynode sei nicht zu diesem Zweck versammelt; ihre Aufgabe nach der Berufungsverordnung vom 29. April 1863 sei nur, „über Veränderungen in der bestehenden Kirchenverfassung zu berathen"; hätten die Wähler gewußt, daß die Gewählten auch über die Tauffrage würden zu berathen haben, so hätten sie möglicher Weise anders gewählt. Aber mit diesen Gründen ließ sich nicht durchdringen. Man wagte sogar zu behaupten, in der Verordnung vom 29. April heiße es mit gutem Vorbedacht, der König habe beschlossen, eine Vorsynode zu berufen „**und**" (nicht **um**) mit ihr Abänderungen in der bestehenden Kirchenverfassung zu berathen; darin sei angedeutet, daß auch

noch über verschiedene andere Gegenstände außer den Verfassungsänderungen mit dieser Versamlung möge gehandelt werden.

Auch alle übrigen Versuche der kirchlichen Geistlichen, das Recht der Kirche zu schützen, blieben ohne Erfolg; so der Antrag des Superintendent Arnemann, dahin gehend, daß auch in Gemeinden, wo die Abrenunciationsfragen nicht üblich wären, es den Vätern freistehen sollte, dieselbe zu fordern; desgleichen der des Pastor Strack, nach welchem es in dem oben angegebenen Commissionsantrage statt der Worte: „und nur fragen, ob die Taufe begehrt werde", heißen sollte: „und nur fragen, ob die Taufe in diesem Bekenntnisse begehrt werde." Das Höchste, was sich erreichen ließ, war, daß der Schlägersche Antrag, der pure Weglassung der Abrenunciationsformel forderte, überall, wo der Vater sie nicht ausdrücklich verlangte, bei namentlicher Abstimmung mit 37 Stimmen gegen 28 verworfen wurde. Das Resultat war die Annahme des von dem zweiten Referenten, Superint. Thilo, modificirten Commissionsantrages, dem auch die früher nur zur Erläuterung mitgeteilte Formel nun mit bestimter Hinweisung auf dieselbe sollte beigefügt werden. Dieser Antrag lautet denn wörtlich so:

„In Gemeinden, in welchen die heilige Taufe mit Anwendung von Abrenunciationsfragen vollzogen wird, sollen Taufen, für welche von dem Vater oder dessen Vertreter die Weglassung der Abrenunciationsfragen gewünscht wird, nach Maßgabe der folgenden Formel vollzogen werden:

Taufformel.

(Da anhebend, wo man zum Taufstein hinzutritt, nach den Worten: der Herr behüte deinen Eingang und Ausgang von nun an bis zu ewigen Zeiten. Amen.)

Lieben Freunde, ihr habt das Kindlein dem Herrn Christo zugetragen und gebeten, daß ers annehmen und segnen und ihm das Himmelreich und ewiges Leben geben wolle. Und ihr habt auch gehört, daß unser Herr Christus so herzlich willig dazu ist und ihm solches alles im Evangelio zugesagt hat. Nun sollt ihr aber auch bedenken: wer in Jesum Christum getaufet und der heiligen Gemeinde Gottes hinzugethan wird, der muß auch verläugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, Gott allein zu dienen und auf ihn allein seine Hoffnung zu setzen.

Begehrt ihr demnach, daß dieses Kind getauft werde?

Antwort: Ja.

So lasset uns anstatt und von wegen dieses Kindes absagen dem Unglauben und Aberglauben und allen Sünden als Werken des Teufels und mit Herz und Mund bekennen unsern christlichen Glauben.

Ich glaube an Gott u. s. w."

Dieser von der Vorsynode angenommene Antrag ist darauf unverändert und ohne irgend weiteren Zusatz unter dem 5. Januar v. J. von des Königs Majestät als „Kirchengesetz" verkündigt.

Aus einer Kreissynode der Provinz Brandenburg.

Für die Kreissynode B. war von einem geistlichen Mitgliede rechtzeitig folgender Antrag eingebracht: Synode wolle die Erklärung

abgeben, daß sämtliche von ihr vertretene Gemeinden geschichtlich nachweislich evangelisch-lutherische Gemeinden seien innerhalb der Landeskirche. Dieser Antrag wurde zwar der Synode von dem Vorsitzenden mitgeteilt, aber einfach mit dem Bemerken beseitigt, daß er angewiesen sei, über jede die Confession berührende Frage zur Tagesordnung überzugehen.

Diese Abweisung war um so unerwarteter, da der Antragsteller ausdrücklich erklärte, es liege nicht in seiner Absicht, confessionellen Hader zu erwecken, für welchen Fall er den Antrag ganz anders formulirt haben würde, sondern er wolle lediglich eine historische Thatsache constatirt wissen, deren Bedeutung zu anderer Zeit von Wichtigkeit werden würde; man sei aber auch durchaus den Gemeinden eine derartige Erklärung schuldig, weil dadurch manchen auftauchenden Bedenken gegen diese neue Einrichtung genügend entgegengetreten würde. Ein anderes geistliches Mitglied fügte hinzu, daß eine derartige Erklärung nicht blos unverfänglich sei, da doch an der Wahrheit der Thatsache Niemand zweifeln könne und der Vorsitzende bereits selbst in seinem Referate über die kirchlichen Zustände des Synodalkreises sämtliche Gemeinden als evangelisch-lutherische bezeichnet habe, sondern daß sie auch durchaus notwendig erscheine, da man doch zur Zeit aus der Synode Abgeordnete zur Provinzialsynode senden müsse, die den hiesigen Synodalkreis vertreten sollten und in Fragen, die das Bekentnis berührten, nicht nach ihrem subjectiven Glaubensstande, sondern nach dem Bekentnisstande der vertretenen Gemeinden stimmen müssen. Aber weder dies noch die Hinweisung auf die Verordnungen über die Einrichtung von Kreissynoden in der Provinz Brandenburg vgl. Beilage zu Nr. 14 der amtlichen Mitteilungen des Consistoriums Seite. 3 am Ende, wonach ein derartiger Vermerk sogar dem Synodalstatut hinzugefügt werden könnte, vermochte den Vorsitzenden anders zu stimmen. Er ging einfach zur Tagesordnung über und schien von dem Widerspruche gegen den Antrag so eingenommen, daß er Aeußerungen, wie die eines geistlichen Mitgliedes aus der Stadt: „Wir haben Union und also nicht mehr zwei Kirchen, sondern eine," und die eines Laienmitgliedes aus der Stadt: „Wir sind auf den Synoden nur dazu da, über praktische Vorlagen uns zu verständigen," ohne alle Correctur passiren ließ, ja sogar sich selbst zu nicht geringem Anstoß bei vielen Laienmitgliedern, zu dem Worte verleiten ließ: Die Gemeinden sind immer, was ihre Prediger sind und wozu sie dieselben machen.

So darf sich also das evangelisch-lutherische Bekentnis auch nicht in seiner bescheidensten Form geltend machen, und ist zum Betteln verwiesen, da es doch volle Berechtigung seines Anerkentnisses hat.

Der Sontag in Lübeck.

(Aus den Frühpredigten von Fr. Luger, Archidiakonus an der Domkirche zu Lübeck, Göttingen 1865.)

Christliche Reisende schildern uns den betrübenden Eindruck, mit welchem an einem Sontage ein Gang durch eine Heidenstadt das Herz des Fremdlings erfüllt, welcher noch nie in einem Lande lebte, wo es keinen Sontag gibt. Kein festliches Geläute, das zum Gottesdienste einladet, keine Thurmspitze, die über die Dächer emporragt, und zum Himmel weist, kein Wallen zu den Gotteshäusern, keine festliche Stille, sondern das unruhvolle, öde Werktagsleben, überall der alte Lärm auf

den Straßen, der nur bisweilen von den Pauken- und Trommelschlägen heidnischer Processionen übertönt wird. Wehmut ergreift den christlichen Fremdling, wenn er sieht, wie mit der Sontagsfeier auch die lezte Spur einer göttlichen Lebensordnung, das lezte sichtbare Zeichen der Gegenwart Gottes in dieser irdischen Welt verschwindet, und die Sontagsfeier einer kleinen Christengemeinde in Mitten einer solchen Welt nur noch wie ein Familienfest, eine reine Privatsache erscheint.*)

In dem Herrn Geliebte! Wir leben nicht unter Heiden, sondern mitten in einem christlichen Lande, als Bewohner einer christlichen Stadt. Aber kann der Christ, welcher weiß, was es auf sich hat mit dem Tage des Herrn, und welch einen Segen der Herr auf die Heiligung desselben gelegt hat, an einem Sontage durch die Straßen unserer Stadt gehen, ohne von einer tiefen Betrübnis ergriffen zu werden, wenn er sieht, wie wir uns selbst den Segen dieses heiligen Tages verderben, und das Unsrige dazu thun, die Spuren einer göttlichen Lebensordnung, das Zeichen der Gegenwart Gottes in unserem Volke zu vertilgen? — Wir haben diese stattlichen Dome, das Erbteil frommer Väter; ihre Thürme weisen uns gen Himmel, und die festlichen Glocken laden uns sontäglich in das Haus des Herrn, und mahnen: Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest! Aber wie Wenige sind, die des Rufs und der göttlichen Ladung recht Acht haben! Ist doch ein nicht unbeträchtlicher Teil unserer Gottesdienste von der Teilnahme der Gemeinden beinahe verlassen. Die Zahl der sontäglichen Kirchgänger ist so gering, daß zwei, höchstens drei unserer geräumigen Kirchen ausreichen würden, sie Alle aufzunehmen. Und wenn sie an hohen Festen sämtlich gefüllt sind; wenn wirklich vielleicht ein Zehntel der Bewohner unserer Stadt zur Kirche hinaufzieht; was will es denn sagen, meine Brüder? Für die Anderen Alle ist doch auch an dem Tage wieder die Ladung unseres Gottes umsonst gewesen. — Wir haben Sontagsordnungen, welche die geräuschvolle Arbeit und das Oeffnen der Kaufläden am Tage des Herrn verbieten, und öffentliche Aufzüge und Lustbarkeiten bis zu einer bestimten Stunde des Nachmittags untersagen; sie haben noch heute gesetzliche Geltung; aber sie werden sontäglich übertreten, und sind an allen Punkten durchbrochen. Oeffentliche Arbeiten werden an Sontagen fortgesetzt; die Bewilligung geräuschvoller Sontagsarbeit wird gegen Zahlung einer geringfügigen Abgabe erlangt, welche der Mund des Volkes als Ablaßgeld bezeichnet; der israelitische Fremdling, dem wir das Bürgerrecht in unseren Thoren gegeben haben, und der an seinem heiligen Tage uns mit der gewissenhaften Erfüllung seines Gesetzes vorangeht, öffnet am Sontage, welcher ihm kein heiliger Tag ist, ungehindert seinen Kaufladen, und der christliche Nachbar folgt ihm aus Furcht vor Beeinträchtigung in seiner Nahrung. Oeffentliche Aufzüge, geräuschvolle Festlichkeiten drängen sich durch einen Teil des Jahres sontäglich so aneinander, daß die Sontagsfeier der kleinen Christenschar, welche das Bedürfnis fühlt, sich im Hause des Herrn zu versammeln, fast wie ein Familienfest, eine reine Privatsache erscheint. — Wahrlich, wir sind auf dem Wege, das Bild einer solchen Stadt zu verwirklichen, in welcher die Christen sich zufrieden geben müssen, daß man ihnen überhaupt noch die Heiligung des Sontags gestattet! — Und wenn nur das wirklich der Fall wäre; wenn nur wirklich der Einzelne in der Heiligung des Sontags ungehindert bliebe! Aber in Wirklichkeit übt die verbreitete Entheiligung des Sontags einen schweren Druck aus auf die alle, welche ihn gerne heiligen möchten. — Während in Israel der Fremdling, welcher den Herrn und den Segen seines heiligen Tages nicht kannte, durch das Gesetz verpflichtet war, dennoch zu ruhen, um nicht das Volk Gottes in seiner Feier zu stören; hat unter uns jeder Verächter des Wortes Gottes, welcher selbst keinen Feiertag will und braucht, die Macht und die Freiheit, auch Anderen den Segen desselben zu verkümmern. Ich frage euch, christliche Eltern, die ihr wißt, an wen ihr glaubt; ich frage euch, ihr theuern christlichen Lehrer, die ihr mit uns berufen seid, den Samen des Wortes Gottes in die Selen unserer Kinder zu streuen: Ist es denn nicht wahr? Wir sehen die Meisten von ihnen alle Jahre wieder mit zerrissenem, blutendem Herzen aus unserer Unterweisung und Pflege scheiden, und in das Leben hinausgehen. Wir haben sie das Gebot unseres Gottes gelehrt: Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest! und unser Wort, unsere Bitte, unser Beispiel ist bei den empfänglichen jugendlichen Gemütern nicht ohne Frucht geblieben. Aber was wird nun aus ihnen, aus ihrer Heiligung des Feiertags, unter der Pflege und Anleitung von Lehrherren und Lehrmeistern und darum Herschaften, welche selbst keinen Tag des Herrn kennen, und kein Bedenken tragen, ihn ihren Dienstboten und Lehrlingen zu rauben? — Denn ach, es ist ja weitaus nicht die laute Sontagsarbeit allein, durch welche die Heiligung des Feiertages unter uns gestört wird. Geh doch nur hin von Haus zu Haus unserer Gemeinden, nun eben, da die Glocken von allen unseren Thürmen ihnen den Gruß des Herrn zusenden, und rufen: Kommt, kommt; denn es ist Alles bereit! Wie Viele, die auf den Gruß nicht achten, für die der Tag des Herrn kein Feiertag ist! Sie wollen in ihrem Geschäfte Nichts versäumen, an ihrem Verdienste Nichts einbüßen. Sie rechnen: Man kann in sieben Tagen mehr verdienen, als in sechsen, und vergessen dabei: Was der Sontag erwirbt, verdirbt der Montag; du bestiehlst Gott mit deiner Sontagsarbeit, und er ist Manns genug, es dir wieder zu nehmen, was du ihm gestohlen hast.

Wo so der Morgen des Sontags durch Werktagsarbeit entheiligt wird; darf man sich wundern, wenn da der Nachmittag und der Abend der sündlichen Lust gehören? Wer nicht am Sontagmorgen Gott dient, sagt ein Sprichwort, der dient am Abend dem Teufel. Geh nur hin, und frage die Richter, die Gefangenwärter, welcher Tag vor den anderen der Woche ihnen die Anklagebank, die Zuchthäuser und Gefängnisse fülle? Sie werden es dir sagen müssen: Es ist der Sontag, der heilige Tag des Herrn! Geh hin, und frage die Gefallenen, welcher Tag es war, an welchem sie der Versuchung erlagen? Es war der Sontag, der heilige Tag des Herrn! Wie viele Trunkenbolde, wie viele Betrüger und Diebe sind es an diesem Tage geworden! Sie haben durch ihre Schuld sich seinen Segen in Fluch verwandelt.

So steht es, in dem Herrn Geliebte! unter uns um den Gehorsam gegen das Gnadengebot unseres Gottes: Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest! und wer kann der Sorge wehren, daß wir noch weiter abwärts taumeln auf der abschüssigen Bahn! Denn die bittere Wurzel aller dieser Sontagsentheiligung wuchert reichlich unter uns und in unserem ganzen Volke, nämlich die Verachtung der Predigt und des Wortes Gottes. — Sie haben an dem Glauben ihrer Väter Schiffbruch gelitten; sie haben von der Kraft des göttlichen Wortes Nichts an ihren Herzen erfahren; sie sind gefangen von der Weisheit der Welt, oder ihrer Sorge, oder dem Betrug des

*) S. d. ostindische Visitationsreise des Inspector Josenhaus, Basler Magazin, Jahrgang 1853, 4s Quartalheft, S. 157.

Reichtums. Darum ist ihnen Gott kein Gebet, keinen Kirchgang, keine Ruhe von der Arbeit, keine Verzichtleistung auf einen irdischen Gewinn oder auf eine weltliche Ergötzung wert; darum ist ihnen der Weg zu weit, oder die Kirche zu kalt, oder die Stunde nicht passend. „Ich bitte dich, entschuldige mich; ich kann heute nicht kommen."

So war es nicht in den vorigen Tagen der Christenheit. In Einöden und unterirdischen Gewölben, unter steter Gefahr ihres Lebens kamen die Christen der ersten Jahrhunderte zusammen, um die Predigt und Gottes Wort zu hören. Zur Nachtzeit, in Schnee und Winterkälte, im Dickicht der Wälder versammelten sich in den Tagen der Reformation der Kirche die Häuflein evangelischer Christen in Böhmen, Frankreich, Schottland. Auch unser deutsches Volk hat Zeiten gesehen, in denen die Predigt und Gottes Wort nicht also unter uns verachtet wurden, wie heute. Geh aber nun in die Fremde, du findest, wohin du komst, diesseits und jenseits des Meeres, daß unser Volk durch den traurigen Ruhm der Verachtung der Predigt und des Wortes Gottes, der Gleichgültigkeit gegen Gottesdienst und Kirche sich vor den anderen Völkern hervorthut. Die machen sich Nichts aus Predigt und Kirche, heißt es, denn es sind Deutsche! — Gott erbarme sich über mein Volk, und wecke die Herzen auf zu neuer Sehnsucht nach seinem Heile, und neuer Liebe zu seinem Worte, damit nicht dieser heilige Tag, der Bundestag des neuen Testamentes, wider uns klage, ein Zeichen unseres Bundesbruches, unseres Undanks und Ungehorsams gegen das Gnadengebot unseres Gottes: Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest! Denn wer das Wort verachtet, der verderbet sich selbst; wer aber das Gebot fürchtet, dem wird es vergolten (Sprüchw. 13, 13.).

Gegen Schenkel aus Schlesien.

Aus der Provinz Schlesien ist das nachstehende Sendschreiben an die evangelischen Geistlichen im Großherzogtum Baden, welche sich zum Kampfe wider die grundstürzenden christologischen Irrlehren des Dr. Schenkel, Directors des theologischen Seminars in Heidelberg, verbunden haben, gerichtet worden.

Theure Brüder!

Eingedenk des Wortes unseres Herrn: „Stärke Deine Brüder!" und des apostolischen Ausspruchs: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit," reichen auch wir Diener der evangelischen Kirche in Schlesien Euch die Bruderhand, um in Gemeinschaft mit unsern Brüdern in anderen Provinzen unseres Vaterlandes Euch unsere herzliche Teilnahme an Eurem Kampf in Einem Geist und Glauben und brüderlicher Fürbitte zu bezeugen.

In der Gemeinschaft am Evangelio fühlen wir uns mit Euch in diesem Kampfe innig verbunden. Euer Kampf ist unser Kampf; denn es handelt sich in ihm um die höchsten und theuersten Güter unserer evangelischen Kirche, um die Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Heils, mit denen sie steht und fällt, um die ewigen Grundlagen des evangelischen und allgemeinen christlichen Glaubens, und um die unveräußerlichen Grundprinzipien wahrhaft freier, ächt protestantischer Wissenschaft.

Darum protestiren wir freudig mit Euch wider die grundstürzenden, das Fundament des Heils in Christo, wie die historische Glaubwürdigkeit und göttliche Auctorität der heiligen Schrift zerstörenden Irrlehren, die Dr. Schenkel in seinem „Charakterbild Jesu" im Widerspruch mit dem Glaubensbekentnis der gesamten christlichen Kirche öffentlich ausgesprochen hat.

Wir bekennen freudig mit Euch wider den Geist des Widerchrist, der da leugnet, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen und wahrhaftig von den Todten auferstanden ist nach der Schrift: Es ist in keinem Andern Heil, als in dem Namen des Christus, den die Schrift und der heilige Geist bezeuget, und die gesammte Kirche bekennet als den ewigen eingebornen, durch seine wunderbare Geburt wahrhaft Mensch gewordenen Sohn Gottes, der in der Kraft seiner ewigen Gottheit um unserer Sünden willen sich selbst dahin gegeben in den Tod und um unserer Gerechtigkeit willen am dritten Tage wahrhaftig auferstanden ist von den Todten, aufgefahren gen Himmel, und sitzet zur Rechten des Vaters, von dannen er wieder kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten, deß Reich kein Ende haben wird.

An diesem guten Bekentnis, welches Ihr mutig bekant habt vor vielen Zeugen, halten wir fest mit Euch. Auf diesem festen Grunde stehen wir im Geist Euch zur Seite in dem gutem Kampf des Glaubens, in welchem Ihr Euch als wackere Streiter Jesu Christi bewährt habt. Seid auch ferner stark in dem Herrn und in der Macht Seiner Stärke, auf daß Ihr Alles wol ausrichten und das Feld behalten möget. In herzlicher Fürbitte werden wir nicht aufhören, Euch Gott und dem Wort seiner Gnade zu befehlen. Der Gott des Friedens sei mit Euch Allen.

Breslau, im Januar 1865.

(gez.) Dr. Erdmann, General-Superintend. Girth, Pastor prim. Pietsch, Diakonus. Neugebauer, Diakonus. Thiel, Lector. Heinrich, Consistorialrath, Pastor u. städtischer Kirchen-Inspector. Weiß, Senior. Kutta, Ecclesiast und Landschulen-Inspector. Kristin, Prediger. Donndorf, Prediger. Stäubler, Pastor. Zachler, Prediger. Reitzenstein, Militair-Ober-Prediger des 6. Armee-Corps. Freyschmidt, Divisions-Prediger. Dr. Meuß, Professor und Universitäts-Prediger. Bellmann, Regierungs-, Schul- und Consistorialrath. Dr. Möller, Consistorialrath. Kreyher, Strafanstalts-Prediger. Kaulfuß, Hilfsprediger an der Gefangenen-Anstalt. Ulbrich, Pastor an der Diakonissen-Anstalt.

Mit Einschluß dieser Unterschriften beläuft sich die Zahl der sämtlichen Unterschriften aus der Provinz auf 714.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 12. April. № 29.

Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik.

Einer der Stimmführer der rationalistischen Opposition in Frankreich, Herr Reville, schließt einen Artikel in der Revue des deux mondes vom vorigen Jahre mit folgenden Worten: „Mögen die frommen Freunde der Bibel sich beruhigen: die Kritik kann die gangbaren Vorstellungen über den theologischen Gehalt des heiligen Buches gar sehr umgestalten, aber sie vermag ihm nichts zu nehmen von seinem wahren religiösen und moralischen Werte. Eines Tages wurde in einer Versamlung ernster Männer die Frage aufgeworfen, welches Buch ein zu ewigem Gefängnis verurteilter Mensch zu wählen hätte, dem nur ein einziges in seine Celle mitzunehmen gestattet wäre. Es waren dort Katholiken, Protestanten, Philosophen und selbst Materialisten. Alle stimten darin überein, daß die Wahl nur auf die Bibel fallen könne. Siehe da eine Huldigung, welche mehr gilt als alle dogmatischen Beweisführungen, und wenn man recht darüber nachdenkt, so sagt sie Alles."

Ueber diese Aeußerung wäre viel zu sagen. Wir ziehen daraus nur den einen Schluß, daß man einen Schatz von solcher Bedeutung sorgfältig hüten muß, denn auch das Strahlendste kann geschwärzt, auch das Edelste kann vergraben und verschüttet werden. Das nun ist bei dem Buche, welches die heil. Schrift des N. T. eröffnet, in den lezten Decennien leider nicht geschehen. Der Unglaube richtete gegen die Aechtheit dieses Buches seine Angriffe, weil er, so lange diese feststand, sich der Anerkennung der Geschichtlichkeit der in ihm berichteten Thatsachen kaum entziehen konte. Was ein Augenzeuge, ein Apostel berichtete, das ließ sich schwer in das Gebiet der Sage und des Mythus verweisen. Man suchte die Glaubwürdigkeit des ersten Evangeliums wankend zu machen, indem man die Thatsachen des Lebens Jesu nur durch mannigfache Vermittlungen an seinen Verfasser gelangen ließ. In diesem Interesse wurde, nach dem Vorgange vieler Anderer, die Aechtheit des Evangeliums noch zulezt von Dav. Strauß, von Holtzmann, dem Genossen Schenkels, und von Weizsäcker, dem würdigen Nachfolger Baur's in Tübingen, bestritten. Der zulezt Genante hat mit dankenswerter Offenheit die eigentliche Wurzel solcher Angriffe in folgenden Worten blosgelegt*):

*) Untersuchungen über die evang. Geschichte, Gotha 1864. S. 33.

„Auf eines aber kann die Geschichte nicht führen, wie ihr von der Theologie noch oft zugemutet wird, nämlich auf eine Person, deren Bewußtsein kein menschliches, sondern ein göttliches, kein irdisches, sondern ein vor- und überzeitliches wäre. Hier bekenne ich offen, wie schon bisher in der Frage über den Johanneischen Christus, daß ich auch, was in den Berichten dafür sprechendes vorliegt, nicht als geschichtlich ansehen kann. Ein solches Bewußtsein ist für die Geschichte nicht vorhanden, so wenig in der Darstellung, wie in der Wirklichkeit. Will die Dogmatik davon nicht lassen, so muß sie auf den geschichtlichen Nachweis ihres Glaubens verzichten." Christus ein Mensch wie alle anderen, das ist die Losung dieses Mitgliedes einer Facultät, welche einzig und allein auf die wahre Gottheit Christi gegründet ist. Was dieser Voraussetzung des Unglaubens widerspricht, der sich so gern in das Gewand des geschichtlichen Sinnes hüllen möchte, das muß um jeden Preis beseitigt werden. Ist die Aechtheit der Quellenschriften gefallen, so kann man nach Belieben aus ihnen auslesen und verwerfen, und so zu einem Christusbilde gelangen, welches der Neigung des natürlichen Menschen angemessen ist.

Die Vermittlungstheologie, welche das treibende Motiv dieser Männer der Glaubenslosigkeit, die als solche verurteilt sind den apostolischen Ursprung der Evangelien zu bestreiten, nicht teilte, hatte in Wahrheit keinen Grund, sich ihnen anzuschließen oder gefangen zu geben. Die Gründe, womit die destructive Theologie die Aechtheit des Evangeliums angriff, waren überaus schwach, das ganze Verfahren ein durchaus unwissenschaftliches, nirgends Uebereinstimmung, außer in dem, was durch die Absicht und Neigung geboten wurde, ein wildes Gewühl von Meinungen. Daß hier der feste Grund und Boden fehlt, das erkennen die Gegner selbst an, so lange es sich um die Schriften ihrer Gesinnungsgenossen und nicht um die eignen handelt. Baur z. B. sagt: „Es ist klar, daß man bei jenem unmethodischen Verfahren, das man mit Recht die Schaukelkunst der neueren Kritik nennen kann, nie auf einen festen Punkt zu kommen im Stande ist. So lange man immer nur darauf ausgeht, den Matthäus dem Lucas und dann wieder den Lucas dem Matthäus, die Synoptiker dem Johannes und den Johannes den Synoptikern entgegenzuhalten, kann man nie wissen, wer zulezt noch Recht bekommen wird; es ist ein fortgehender Krieg Aller gegen Alle, in welchem kein Ende abzusehen ist." Holtzmann redet in Bezug auf Ewald und Andere „von einer Reihe von Schriften (angeblichen Quellen unserer Evangelien), die lediglich nur einem

divinatorischen Herumtasten im Dunkeln ihre rein subjective Existenz verdanken", und erklärt die Ansichten dieser Männer für „das Produkt kritischer Doppelseherei und anderer Hallucinationen." Die von ihm Angegriffenen fällen genau dasselbe Urteil über seine „Hallucination" von einem Urmatthäus und einem Urmarcus, die keine andere Existenz haben, als die sehr ärmliche in seinem Kopfe. David Strauß sagt in seinem jüngsten Leben Jesu, die moderne kritische Literatur über die Evangelien sei sehr ins Kraut geschossen, und in seiner Schrift über Schleiermachers Leben Jesu hat er Holtzmann und seinen Urmarcus mit Hohn überschüttet.

Dennoch aber hat die Vermittlungstheologie sich einschüchtern lassen und die Aechtheit des Matthäus preisgegeben, eine Feigheit, die nicht weniger schimpflich ist wie die, mit der nach der Schlacht bei Jena die Festung Magdeburg den Franzosen ausgeliefert wurde. Es bedarf, um diese Theologie einzuschüchtern, nur eines recht lauten und eine Zeit lang fortgesezten Geschreies derjenigen, die von dem Geiste der Zeit getragen werden und die Neigung der Majorität auf ihrer Seite haben. Auch das Evangelium des Johannes würde man diesen bereitwillig ausgeliefert haben, wenn nicht hier die Auctorität Schleiermachers der Schwachheit eine Stütze dargeboten hätte.

Es ist so weit gekommen, daß Holtzmann mit einer gewissen Wahrheit sagen konte: „Von einer apostolischen Abfassung des ersten Evangeliums kann nicht ferner die Rede sein. — Heut zu Tage argumentiren wir nur ex concesso, wenn wir von dem secundären Charakter des ersten Evangeliums ausgehen." Und ebenso Weizsäcker: „Die Kritik ist fast einig darüber, daß die drei ersten Evangelien sämtlich nicht ursprüngliche Schriften, sondern nur Verarbeitungen solcher sind." Freilich nur mit einem gewissen Rechte. Die Zahl derer ist noch immer eine bedeutende, welche mit festem Herzen und klarem Geiste das Wesen der ganzen Procedur erkennen.

Es muß schon ein sehr günstiges Vorurteil für die Aechtheit des Matthäus erwecken, wenn wir unter ihren Verteidigern Männer wie Paulus, Fritzsche, Theile erblicken, wenn selbst ein so entschiedener Zweifler wie De Wette es nicht wagte, den Zweifeln hier entscheidende Bedeutung beizulegen, vielmehr erklärte: „Bis jezt ist weder gegen die Aechtheit noch gegen die Integrität des Matthäus ein Beweis geführt worden, welcher auf allgemeine Anerkennung rechnen kann, und wenige der angeführten Gründe möchten allgemeine Billigung finden", und bemerkte, daß das bis dahin beigebrachte nur für denjenigen entscheidende Bedeutung habe, welcher „die Wunder und andere Uebernatürlichkeiten in der evangelischen Geschichte von vornherein für unmöglich hält." Es muß ja gleich in die Augen fallen, welch ein lebhaftes Interesse rationalistische Kritiker haben müssen, die Aechtheit unseres Evangeliums zu bestreiten, wie sehr man also vor ihnen auf der Hut sein muß. So lange nämlich diese feststeht, gibt sich der Zweifel an der Wahrheit der in ihm erzählten Thatsachen, ganz offen als ein Erzeugnis der entschiedensten dogmatischen Befangenheit kund. Ist es schon bei Lucas und Marcus außerordentlich schwer, die Behauptung eines mythischen Charakters ihrer Erzählung zu einiger Scheinbarkeit zu erheben, da sie ihre Nachrichten von glaubwürdigen Augenzeugen erhielten und da die Geschichte ihre enge Verbindung mit den Aposteln Petrus und Paulus bezeugt, so ist dies bei Matthäus vollends unmöglich. Die Annahme einer Täuschung, einer Verwechselung übernatürlicher Erfolge mit natürlichen, ist bei ihm unzulässig, da die übernatürlichen Erfolge teils zu häufig, teils zu handgreiflich sind, als daß sie eine solche Täuschung zuließen. Wie wäre z. B. eine solche, auch die größte Befangenheit vorausgesezt, bei einer Begebenheit denkbar, wie die wunderbare Speisung der 5000? Es mußten also die stärksten und zwingendsten Gründe für die Aechtheit sein, welche geeignet waren, bei so entschiedenen Rationalisten, wie die genanten, einem so starken Interesse das Gegengewicht zu halten. Den engen Zusammenhang zwischen Aechtheit und Glaubwürdigkeit muß auch Strauß anerkennen. Er sagt: „Wenn die äußeren Zeugnisse für einen apostolischen Ursprung der Evangelien zwingend wären, so würde dies ein bedenkliches Hindernis der mythischen Ansicht von ihren Berichten sein."

Treten wir nach diesen Vorbemerkungen der Sache näher. Wir wollen zuerst die Gründe für die Aechtheit unseres Evangeliums darlegen.

Wir müssen von vornherein erwarten, unter den vier Evangelien solche zu finden, welche von Aposteln verfaßt waren. Jesus hatte seinen Aposteln den Beruf erteilt, Zeugnis abzulegen von dem, was sie im Verkehre mit ihm gehört und gesehen hatten. Er hatte zu ihnen in der Nacht, da er verrathen ward, gesprochen (Joh. 15, 27): „Und ihr werdet auch zeugen, denn ihr seid von Anfang bei mir gewesen", und nach seiner Auferstehung: „Ihr aber seid des Alles Zeugen", Luc. 24, 48. Die Apostel selbst sagen Apgsch. 5, 32: „Und wir sind Zeugen dieser Worte." Und Lucas bezeichnet in dem Eingange seines Evangeliums die Apostel als den Quell aller zuverlässigen Kunde von Jesu.

Wir können nicht erwarten, daß die Apostel ihrer Zeugenpflicht blos durch mündliche Verkündung genügt haben. Die Bedeutung der Schrift war durch das A. T. festgestellt und in der Erfahrung ihres segensreichen Einflusses waren die Apostel aufgewachsen, es gilt auch von ihnen was Paulus zu Timotheus sagt: „Du kenst von Kind an die heiligen Schriften, die dich unterweisen können zur Seligkeit." Was dem A. B. Halt und Festigkeit verlieh, das durfte dem N. B. nicht fehlen. Es lag am Tage, daß die mündliche Verkündung nur so lange ausreichte, als „die Augenzeugen des Wortes" am Leben waren daß die Kirche in die größte Gefahr gerieth, wenn diese Augenzeugen nicht vor ihrem Heimgange für die schriftliche Feststellung sorgten. Fehlte es in dem Kreise der Apostel an schriftstellerischer Befähigung, so war die Sache von solcher Bedeutung, daß diese Schwierigkeit überwunden werden mußte. Wie sehr durch die Ausgießung des heiligen Geistes die Fähigkeiten der Apostel gesteigert und gleichsam armirt wurden, zeigt Apgsch. 4, 13. De

Drang zu einer so notwendigen, in dem Wesen des Apostolates selbst liegenden Wirksamkeit mußte sie antreiben, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Wir haben unter der Zahl der ursprünglichen Apostel selbst nicht weniger als vier Schriftsteller, Johannes als Verfasser der Apokalypse (als welchen ihn auch die Tübinger Schule anerkent, dann Strauß, Credner, Gieseler) und Petrus, Jacobus, Judas. Wenn nicht anderweitig aus der Mitte des Apostolates schon für diese wichtigste schriftstellerische Obliegenheit desselben gesorgt war, so mußten diese in dieser Beziehung eintreten.

Wir werden hienach mit einer günstigen Stimmung an die Zeugnisse herantreten, welche die Abfassung des ersten Evangeliums durch einen Apostel, und zwar durch Matthäus, bekunden. Diese Zeugnisse lassen an Bestimtheit und Glaubwürdigkeit gar nichts zu wünschen übrig. Keine Schrift des classischen Altertums ist auch nur im entferntesten durch äußere Gründe so bestätigt, wie das Evangelium des Matthäus.

Für die Aechtheit spricht zuerst die Ueberschrift: „Evangelium nach Matthäus", die, wie jezt allgemein anerkant wird, die Abfassung des Evangeliums von Matthäus bezeichnet. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß diese Ueberschrift nicht von dem Verfasser des Evangeliums ausgegangen sei. Man hat zwar behauptet, diese Ueberschrift habe das Vorhandensein der übrigen Evangelien zur Voraussetzung. Es liege darin, daß derselbe Gegenstand von Mehreren schriftlich behandelt worden sei: ein Evangelium in vier verschiedenen Gestalten, nach Matthäus, nach Marcus u. s. w. Matthäus würde sein Evangelium das Evangelium des Matthäus genant haben. Aber dieser Grund hat keine Beweiskraft. Matthäus konte sein Evangelium als nach Matthäus bezeichnen mit Rücksicht auf die zu erwartenden Ergänzungen. Daß er auf solche gerechnet hat, liegt klar am Tage. Sein Evangelium trägt durchaus einseitigen Charakter. Er beschränkt sich vor der Leidensgeschichte auf Galiläa, er hat überall zunächst die Judenchristen im Auge. Er ist sich überall bewußt, daß er nur die Mission für die Mitteilung eines Teiles der frohen Botschaft empfangen hat. Er konte daher seiner Schrift nicht wol die Ueberschrift: „das Evangelium des Matthäus" geben. Denn durch Evangelium wurde gewöhnlich das Ganze der frohen Botschaft bezeichnet, von diesem Ganzen aber wollte Matthäus nur einen Teil herausnehmen. Daß aber die Ueberschriften der Evangelien von den Verfassern selbst herrühren, das tritt uns besonders bei Lucas entgegen, der in dem Eingange redend auftritt und die Anrede an Theophilus richtet: das Ich und das Du würde sich seltsam ausnehmen, wenn der Verfasser nicht vorher genant wäre. Für die Ursprünglichkeit der Ueberschriften spricht auch die Uebereinstimmung aller Handschriften und aller Uebersetzungen, die sich aus ihr am einfachsten erklärt. Jedenfalls aber zeigt diese Uebereinstimmung, daß diese Ueberschriften uralt sein und schon dem ersten Jahrhundert entstammen müssen.

Papias, in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts Bischof zu Hierapolis in Phrygien, ein Zuhörer des Johannes nach Irenäus und auch nach seiner eignen uns von Eusebius erhaltenen Aussage (vgl. Hengstenb. Apok. 2, 387) bezeugt die Abfassung des Evangeliums durch Matthäus bei Eusebius in B. 3 C. 39 der Kirchengeschichte. Auf die schlechte, noch von Holtzmann und Weizsäcker wiederholte Ausflucht, der Matthäus des Papias habe nur aus einer Samlung von Reden bestanden, habe also mit unserem Matthäus nichts zu schaffen, wollen wir hier nicht weiter eingehen. Sie ist schon in dem Vorworte des Jahres 1864 hinreichend beleuchtet worden. Es ist kein Ruhm für unsere theologische Wissenschaft, daß solche erbärmliche Fündlein sich in ihr so lange halten können. Es zeigt, welchen Einfluß die Neigung auf sie ausübt. Dav. Strauß hat sich hier doch geschämt. Grade für unseren Matthäus führt Eusebius das Zeugnis des Papias an. Er berichtet erst, was Papias über Marcus sagt, „der das Evangelium geschrieben hat." Dann fährt er fort: „Solches erzählt Papias von Marcus. Von Matthäus aber wird dies gesagt." Wird durch Marcus das in der Kirche gangbare Evangelium des Marcus bezeichnet, so wird auch Matthäus das in der Kirche anerkante Evangelium des Matthäus sein. Im Folgenden berichtet Eusebius, was Papias über andere kanonische Bücher hat, den ersten Brief des Johannes und des Petrus. Hiemit steht auch die ganze Tendenz der Schrift des Papias in Einklang. Erläuterung und Ergänzung der von der Kirche angenommenen Evangelien war, wie Thiersch in der Schrift: Herstellung der Kritik, nachgewiesen hat, der Zweck derselben.

Von der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts an treten uns die Zeugnisse für die Abfassung des Evangeliums durch Matthäus aus allen Teilen der christlichen Welt entgegen. Der Alexandriner Pantänus fand nach Eusebius um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Indien, d. h. im glücklichen Arabien, das Evangelium des Matthäus im Gebrauche. Den Ursprung des Evangeliums von Matthäus bezeugen Irenäus, aus Kleinasien stammend, später Bischof von Lyon, der Alexandriner Clemens, der Carthaginienser Tertullian, die Syrische alte Uebersetzung in der Ueberschrift des Evangeliums, das dem zweiten Jahrhundert angehörende Verzeichnis der kanonischen Schriften, von seinem Auffinder Muratori Canon Muratorius genant, worin uns das Zeugnis der Römischen Kirche erhalten ist. Die Aufzählung der kanonischen Schriften begint dort, wie Credner sagt, „mit den vier Evangelien, nach der gewöhnlichen Folge, Lucas in dritter und Johannes in vierter Linie." Der Wortlaut der Aussage über Matthäus und Marcus ist uns verloren gegangen. Was er aber über Lucas sagt, auch er habe den Herrn nicht selbst im Fleische gesehen, stellt ihn mit Marcus in Gegensatz gegen Matthäus, welcher wie Johannes „aus den Jüngern" war, und also den Herrn im Fleische sah. Eusebius sezt in der Kirchengeschichte unser Evangelium unter die Homologumena, die Schriften, deren Aechtheit von dem Altertum einstimmig bezeugt wird und gegen die sich niemals ein Zweifel geregt hat, und macht damit eigentlich alle Anführungen aus den Schriftstellern vor ihm entbehrlich.

Dieser imponirende Consensus des Altertums in Bezug auf die Abfassung des Evangeliums von Matthäus ist um so mehr von Bedeutung, da sich gar nicht absehen läßt, wie man, wenn man für das ursprünglich namenlose Evangelium durch Rathen einen Verfasser aufsuchte, von den verschiedensten Seiten her grade auf Matthäus gekommen sein sollte. „Matthäus — sagt Thiersch — ist einer von jenen Aposteln, welche nicht nur in der Apostelgeschichte, sondern auch in der Ueberlieferung verschwinden. Nicht einmal von seinem Lebensende hat Eusebius Kunde, so daß sich Alles, was die Alten anzugeben haben, auf die Abfassung seines Evangeliums reducirt." Wie rathlos hier die Verlegenheit der Gegner ist, zeigt die Bemerkung von Dav. Strauß: „Da man einen ehemaligen Zollbeamten zum Schreiben für geschickt erachtete, so konte das Evangelium an seinen Namen geknüpft werden, ohne daß er bei der Abfassung desselben wirklich betheiligt war." Als ob das Schreiben unter den Juden so etwas Besonderes gewesen wäre! Von Aegypten an, von dem Rossellini sagt: „man schrieb in Aegypten vielleicht mehr und bei geringfügigeren Veranlassungen, als bei uns", war das Schreiben unter ihnen eingebürgert. Der erste beste Knabe, den Gideon aufgreift, kann schreiben, und in der Zeit Jesu waren die Juden schon längst, wie Mohammed sie nent, „das Volk der Schrift", womit die Allgemeinheit des Lesens und Schreibens unzertrenlich verbunden ist, die auch durch eine Fülle von Thatsachen, wie die Luc. 1, 63. 16, 6, bezeugt wird.

Die Bedeutung des Zeugnisses des kirchlichen Altertums für Matthäus wächst, wenn wir wahrnehmen, daß auch bei den andern Evangelien die Substanz des Zeugnisses der Kirchenväter sich als glaubwürdig bewährt. Das Evangelium des Marcus soll nach ihnen unter Mitwirkung des Petrus entstanden sein, weshalb schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts Justin der Märtyrer dies Evangelium unter dem Namen der Denkwürdigkeiten des Petrus anführt: Die Stelle Mr. 3, 16, die nur bei Marcus vorkomt, führt er als in den „Denkwürdigkeiten des Petrus" enthalten an. Damit steht die Stellung im Einklange, welche Petrus in diesem Evangelium einnimt. Schon Bengel bemerkt: „Marcus schreibt in solcher Weise und Fülle von Petrus, daß die Annahme nahe liegt, er habe aus seinem Munde geschrieben." Die Heilung der Schwiegermutter des Petrus wird bei Marcus ausführlicher erzählt, wie bei Matthäus. Charakteristisch ist die Sorgfalt, mit welcher der natürliche Name Simon und der heilige Name Petrus auseinandergehalten werden: von C. 3, 16 an steht immer der neue Name Petrus, nur mit Ausnahme des: „Simon schläfst du": da trat der natürliche Mensch hervor. Charakteristisch ist auch die Bezeichnung der Apostel in C. 1, 36 durch: „Simon und die mit ihm." In C. 11, 21 heißt es: „Und Petrus gedachte daran und sprach zu ihm: Rabbi, siehe der Feigenbaum, den du verfluchet hast, ist verdorrt": Matthäus hatte nur der Verwunderung der „Jünger" im Allgemeinen gedacht. In C. 13, 3 lesen wir: „Und da er auf dem Oelberge saß gegen dem Tempel, fragten ihn

besonders Petrus und Andreas und Johannes und Jakobus": Matthäus redet auch hier nur von den Jüngern im Allgemeinen. In Matth. 26, 40 spricht Jesus zu Petrus: „habt ihr also nicht vermocht eine Stunde mit mir zu wachen." Lucas verwischt die Beziehung auf Petrus ganz: „und er sprach zu ihnen." Bei Marcus in 14, 37 ist die Rede nicht blos an Petrus gerichtet, sondern dieser wird auch angeredet: „Und er spricht zu Petrus: Simon schläfst du? Hast du nicht vermocht eine Stunde zu wachen?" In Mr. 16, 7 heißt es: „aber gehet, saget seinen Jüngern und dem Petrus." Matthäus hat blos: „saget seinen Jüngern." Während Petrus in diesen Stellen bei Marcus hervortritt, fehlt bei ihm merkwürdigerweise das herliche Lob, das Christus bei Matthäus in C. 16, 17 — 19 dem Apostel erteilt. Dies mitzuteilen überließ die Bescheidenheit des Petrus Anderen. Diese Thatsache und nicht minder auch die andere, daß in dem Evangelium des Marcus, ebenso wie in dem des Matthäus und Lucas, absichtlich der Name des Apostels nicht genant wird, der dem Knechte des Hohenpriesters das Ohr abhieb (er findet sich erst bei dem lange nach des Petrus Tode schreibenden Johannes), zeigt, daß das Evangelium noch bei Lebzeiten des Petrus und unter dessen Augen geschrieben wurde. — Als den Ort der Abfassung bezeichnet das kirchliche Altertum Rom. Damit stimmen die Lateinischen Ausdrücke des Evangeliums überein, wie wir sie in solcher Fülle nirgends im N. T. finden, und ebenso daß in C. 15, 21 Simon von Cyrene als Vater des Rufus bezeichnet wird, der den ersten Lesern des Evangeliums bekant sein mußte: Rufus war nach Röm. 16, 13 ein Römer. Wenn Marcus zunächst die Römer im Auge hatte, so erklärt sich auch die Hervorhebung der Thaten Jesu und seine Kargheit in Mitteilung der Reden. Rom hatte nicht umsonst von der Stärke seinen Namen. Die virtus, die Kraftäußerung war es, was seinen Bewohnern besonders Eindruck machte.

Das Evangelium des Lucas soll nach der kirchlichen Ueberlieferung unter dem Einflusse des Paulus geschrieben sein. Damit stimt der Charakter des Evangeliums vollkommen überein. Mit den Paulinischen Briefen bietet die Sprache die mannigfachsten Uebereinstimmungen dar, mit ihnen stimt die Erzählung von der Einsetzung des Abendmales überein, im Geiste des Heidenapostels führt der Evangelist das Geschlecht Christi bis auf Adam zurück, während Matthäus bei Abraham stehen bleibt, erzählt er die Auswahl der siebenzig Jünger, deren Zahl, übereinstimmend mit der der Völker in 1 Mos. 10, auf den ökumenischen Charakter der Kirche hinweist, ebenso wie die Zwölfzahl der Apostel darauf, daß in der Kirche sich das Israel des A. B. fortsezt, berichtet er mit besonderer Vorliebe die Thatsachen, in denen sich die Liebe Christi zu den verlorenen Sündern kundgibt, der verlorne Sohn, der Pharisäer und Zöllner, die Sünderin in des Pharisäers Hause, der Schächer am Kreuze. „Der Paulinische Charakter des Evangeliums — sagt Holtzmann — ist eine von der inneren Kritik anerkante Thatsache." (Forts. folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 15. April. № 30.

Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik.

(Fortsetzung.)

Daß bei dem Evangelium des Johannes in allen wesentlichen Punkten der innere Charakter mit der kirchlichen Tradition Hand in Hand geht und ihr zur Bestätigung dient, ist in den Schlußabhandlungen in Hengstenbergs Commentar nachgewiesen worden. In einem wichtigen Punkte muß dies jezt auch die destructive Kritik, durch die Gewalt der Thatsachen überwunden, anerkennen. „Als jezt ziemlich allgemein zugegeben — sagt Holtzmann — darf die Thesis betrachtet werden, daß das vierte Evangelium alle Synoptiker (eine geistlose, unkirchliche Bezeichnung der drei ersten Evangelien), namentlich aber auch den Marcus, voraussetze." In der Zeit der Herschaft des Lückeschen Commentares hatte man noch keine Ahndung davon, daß die Sache sich so verhält. Die Ueberlieferung, welche einstimmig dies bezeugt, hat hier Recht behalten gegen ihre Verächter.

Baur, Holtzmann, Strauß u. A. meinen sich mit den gewichtigen Zeugnissen für die Abfassung des Evangeliums durch Matthäus durch die Bemerkung abfinden zu können: „das von Matthäus hebräisch geschriebene Evangelium und das unter seinem Namen vorhandene Griechische liegen für uns ganz unvermittelt auseinander": sie behaupten, die Zeugnisse gehen nicht auf unseren Griechischen Matthäus, sondern auf einen Aramäischen, dessen Verhältnis zu dem Griechischen wir nicht kennen. Aber wir haben ein starkes Gegengewicht gegen die Aussagen über ein Aramäisches Original: so weit wir in die Geschichte aufsteigen können, wird unser Griechischer Matthäus als authentisch betrachtet und gebraucht, und zwischen ihm und den ursprünglich griechischen Schriften gar kein Unterschied gemacht. Keinem auch unter denjenigen, welche die ursprüngliche Aramäische Abfassung behaupten, fällt es ein, auf einen Aramäischen Grundtext zurückzugehen. Die Annahme der ursprünglichen Aramäischen Abfassung bleibt in Uebereinstimmung mit ihrem Ursprunge eine todte Notiz, man gibt ihr gar keine weitere Folge. Das Bewußtsein der Sicherheit des Griechischen Matthäus findet sich selbst bei denjenigen, welche die ursprüngliche Aramäische Abfassung behaupten, durchgängig.

Man wird nicht behaupten dürfen, gebe man die Zeugnisse für die Aramäische Abfassung des Matthäus auf, so verliere man jedenfalls alles Recht, noch ferner die Zeugnisse für die Aechtheit geltend zu machen. Bei den lezteren — das ist der durchgreifende Unterschied — ist es unmöglich, irgend einen außer der Sache liegenden Grund aufzufinden, aus dem sich die Entstehung dieser Zeugnisse erklären ließe. „Wie sollte man — sagte Schott, dem die Aechtheit des Matthäus nicht eben sehr bequem war, der sich gar sehr an einzelnen Erzählungen desselben stieß — dazu gekommen sein, grade diesem Apostel, der nicht zu den angesehensten und berühmtesten gehörte, und in der evangelischen Geschichte wenig hervortritt, eine evangelische Urkunde anzudichten? Keine Veranlassung!" Dies: keine Veranlassung, wird Niemand in Bezug auf die Nachrichten von einem Aramäischen Matthäus auszusprechen wagen. Die Veranlassung lag hier darin, daß die ursprüngliche Tradition mit Recht das Evangelium zunächst für Judenchristen bestimt sein ließ. Damit schien die Aramäische Abfassung unmittelbar gegeben zu sein. Die Sprachverhältnisse Palästinas in dem Zeitalter Jesu, der ausgedehnte Gebrauch des Griechischen neben dem Aramäischen, sind erst in unserm Jahrhundert durch die Samlung einer Menge von zerstreuten Notizen recht zur Anschauung gekommen. Die Sage von der ursprünglich Aramäischen Abfassung des Evangeliums Matthäi ist aus demselben Quell hervorgegangen, aus dem die Angabe des Clemens von Alexandria bei Eusebius (7, 14) floß, der Brief an die Hebräer sei „für die Hebräer in Hebräischer Sprache geschrieben und von Lucas ins Griechische übersezt worden." Aus gleichem Grunde ließ auch der alte Syrische Uebersetzer den Brief an die Römer lateinisch geschrieben sein und nahm das als Nachschrift zu seiner Uebersetzung des Römerbriefes auf.

Der selige Knapp sagte, es gebe in der niederen oder Wortkritik des N. T. eine Weise, die nicht geistreicher sei wie das Geschäft des Geldwechslers, der die Münzen auf seinem Tische aufzähle und dann ihre Summe ziehe. Diese ist jezt leider dort die herschende geworden, und daher komt es, daß wir jezt trotz Lachmann und Tischendorf mit seinem allerdings sehr wertvollen Codex Sinaiticus in vielfacher Beziehung einen schlechteren Text haben, wie in den Zeiten Griesbachs und Knapps. Keine Kritik kann ohne exegetische Vertiefung gedeihen. Wir dürfen nicht daran denken, ein so rohes Verfahren, das z. B. den Schluß des Evangeliums des Marcus über Bord wirft, blos weil er aus naheliegender Ursache in einigen alten Handschriften fehlt, auch in das Gebiet der höheren Kritik, derjenigen, die sich nicht mit ein-

zelnen Worten oder Sätzen, sondern mit dem Ganzen der Schriften beschäftigt, einzuführen. Keine Veranlassung: das gehört nach dem ganzen Charakter der Zeugnisse der Kirchenväter in geschichtlichen Dingen, welcher uns verbietet, Alles, was sie uns darbieten, ohne Weiteres hinzunehmen, gar notwendig zur Sache. Nicht selten begegnet es uns bei den Kirchenvätern, daß vermeintlich sichere Schlüsse aus vorhandenen Thatsachen, vermeintlich sichere Combinationen in dem Gewande von Thatsachen sich darstellen. Wo aber eine solche Veranlassung sich nicht nachweisen läßt, da ist es in hohem Grade unwissenschaftlich, sich über die Zeugnisse hinwegzusetzen, und dieser Fall liegt hier unbedingt vor.

Wir dürfen aber nicht bei den äußeren Zeugnissen für die Aechtheit unseres Evangeliums stehen bleiben; wenn das Evangelium von Matthäus abgefaßt ist, so muß sich dies auch durch innere Merkmale kundgeben. Und in der That gehen die inneren Gründe mit den äußeren hier Hand in Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Moses Mendelssohn im Verhältnis zum Christentum.

Wenn die heutigen Juden den alten Ausspruch: „Von Moses bis Moses erstand kein Moses mehr", der zunächst auf den jüdischen Religionsphilosophen des 12. Jahrh. Moses Maimonides sich bezog, auf Moses Mendelssohn ausdehnen, so haben sie in ihrem Sinne Recht. Denn Moses Mendelssohn ist in der That, wenngleich nicht für alle, so doch für die deutschen Juden eine neue, epochemachende Erscheinung, ein Bildner seines Volkes, wie kein zweiter weder vor, noch nach ihm geworden; er ward gewissermaßen der Moses der jüdischen Aufklärung und ist darin seinem großen Vorgänger im Mittelalter, dem Sohne Maimons, ähnlich, daß auch er eine Vermälung von Religion und Philosophie, eine Verjüngung des Judentums durch die Zeitbildung erstrebte. Indessen, während des spanischen Rabbi speculative Ideen, samt seiner großartigen Gelehrsamkeit mehr Eigentum der jüdischen Fachgelehrten blieben, drang des deutschen Juden Weisheit tief ins Leben seines Volkes erschütternd und umwandelnd ein.

Vorher hatten die Juden an der Cultur des Weltteils kein Interesse genommen. Sie lebten, zurückgedrängt und gedrückt, beschimpft und verachtet, ganz in ihrem engen Ideenkreise für sich abgeschlossen. Der Talmud und das Gebetbuch, die hebräischen Werke ihrer Rabbi's waren ihr einziges Studium. Jedes profane Wissen war streng verpönt, sogar die Erlernung der Schriftsprache der christlichen Völker, unter denen sie wohnten, war ihnen durch ihre Rabbinen als etwas, das auserwählte Volk Gottes Herabwürdigendes verboten. So kam es, daß sie in geistiger Rohheit und Unwissenheit dahinlebten, und daß so sich beinahe allgemein die Ansicht geltend machte, das jüdische Volk sei für Cultur ganz unfähig.

Dies Vorurteil hat Moses Mendelssohn gründlich zerstört, indem er an seinem eigenen Beispiel zeigte, bis zu welcher Höhe des Geistes sich eines armen jüdischen Mannes Sohn allein durch eigene Kraftanstrengung emporzuschwingen vermag. Der Jude Mendelssohn (geb. zu Dessau 1729) lieferte den Beweis, wie viel Gaben und Kräfte noch in dem Volke Israel schlummerten, und indem er die seinigen weckte, flößte sein Vorbild den Glaubensgenossen Mut und Vertrauen zu sich selbst ein und rief in ihnen den Entschluß hervor, sich aus der geistigen Lethargie, in die sie seit Jahrhunderten versunken waren, aufzuraffen und an der großen Bewegung der Geister Anteil zu nehmen. Es ist bewundernswert, wie der vierzehnjährige jüdische Knabe ohne Geld und ohne Empfehlungen aus seiner Vaterstadt Dessau, wo er nur Talmudische Weisheit und Sprache und sonst Nichts gelernt, nach der Residenz Friedrichs des Großen wandert, nur um zu lernen, wie er, von heißem Wissensdurst getrieben, in seinem einsamen Dachkämmerchen heimlich des Nachts deutsch lesen lernt und nun mit rastlosem Eifer weiter und weiter strebt. Nach siebenjährigen riesigen Anstrengungen und unsäglicher Mühe versteht er Lateinische und Griechische Klassiker, liest Französische und Englische Autoren, treibt Mathematik und Musik und hat sich in die Philosophie seiner Zeit so hineingearbeitet, daß er mit seinen „philosophischen Gesprächen" öffentlich auftreten kann. Ohne ein Gymnasium, ohne eine Universität besucht zu haben, hat er durch natürlichen Verstand, eisernen Fleiß und begeisterte Hingabe an seine Lebensaufgabe sich einen Grad der Bildung erworben, der ihn auf die Höhe der damaligen Zeit neben die großen Geister des Jahrhunderts stellte. Seine Originalität und Tiefe ist zwar vielfach bestritten worden, aber ausgezeichnet ist Mendelssohn durch die Klarheit und Schärfe seiner Gedanken, durch den Witz seiner Rede, durch die harmonische Vollendung seines Styls, durch die Wärme seiner Empfindung und durch die edle Volkstümlichkeit seiner Darstellung; und wenn man ihm Nichts weiter läßt, als dies, so ist das schon groß genug, daß ein unter Druck und Armut aufgewachsener Jude so deutsch redet und schreibt, daß seine christlichen Zeitgenossen in Deutschland ihm ihre Anerkennung, ja ihre Bewunderung zollen.

Mendelssohn, ursprünglich zum Rabbiner bestimt, gab diesen Lebensberuf doch bald auf, als erst die Philosophie ihn zu fesseln begann. Zufrieden mit der bescheidenen Stellung eines Aufsehers in einer Berliner Seidenfabrik, ward er der Popularphilosoph der deutschen Aufklärung. Gerade Berlin war damals philosophischen Bestrebungen sehr günstig. Auf dem Throne saß ein philosophischer König, der freilich die Afterweisheit eines Voltaire und seiner Genossen pflegte und die Akademie seiner Hauptstadt so zu sagen französirte, aber doch ein König, welcher der freien philosophischen Forschung immerhin durch sein eigenes Beispiel einen mächtigen Impuls gab. Ihm gegenüber strebten die ernstesten deutschen Geister, die Sprache und

Bildung von den Fesseln des französischen Geschmackes frei zu machen und der Frivolität und dem Atheismus der französischen Mode-Philosophie eine reine, ächte Humanitätsweisheit, die mit dem Theismus eines aufgeklärten Christentums harmonirte, entgegenzusetzen. Von diesem Gedanken war vor Allen Lessing, der philosophische Dichter, der damals in Berlin lebte, beseelt. Mit ihm schloß Mendelssohn einen innigen Freundschaftsbund. Durch Lessing kam Mendelssohn in Verkehr mit Nicolai Abbt und Herder, mit Weiße und Hamann, mit fast allen den Männern, die in der deutschen Literaturgeschichte jener Zeit Bedeutung erlangt haben. — Nachdem das Buch „Phädon" über die Unsterblichkeit der Sele erschienen war, hatte Mendelssohn seinen literarischen Ruf begründet und nun beeiferten sich die Dichter und Schriftsteller der Aufklärung „des deutschen Sokrates" Freundschaft zu erwerben.

In jenem Buch, das die Mitte hält zwischen einer Uebersetzung des platonischen Dialogs und einer selbständigen Bearbeitung, zeigt sich sogleich die ganze Eigentümlichkeit Mendelssohns. Er behandelt ein zeitgemäßes Thema, eine der ernstesten und wichtigsten Fragen, die seit je den Menschen bewegt haben, eine Frage, die gerade damals viel besprochen wurde; aber es sind nicht seine eigenen Gedanken, die er darin gibt. Er läßt im ersten Gespräch Sokrates nach Plato unverändert reden, im zweiten gibt er schon einige Verbesserungen des Beweises für die Immaterialität der Sele, wie sie Plato's Schüler und einige neuere Philosophen gegeben haben, da des Sokrates Beweise unzureichend seien. Das dritte Gespräch ist aber eine völlige Umbildung. Da spricht Sokrates wie ein Weiser des 17. und 18. Jahrhunderts, nach der geläufigen Leibnitz-Wolff'schen Schulphilosophie. Dennoch ist Alles in Eins verwebt, ist die Einheit des Dialogs festgehalten, es sind so feine Fäden, durch die Alles zusammenhängt, daß man das Ganze für das Werk eines Verfassers und nicht für Flickwerk hält.

Wir sehen, Mendelssohn ist ein begabter Eklektiker, ja ein Synkretist, aber kein Originalphilosoph; er ist ein Talent, aber kein Genie. Er hat keine eigene Philosophie hervorgebracht, geschweige denn versucht, eine selbständige, jüdische Philosophie aufzustellen. Eine solche hat es nie gegeben und kann es nicht geben, weil das Judentum seit der Verwerfung des Lebensfürsten zur Mumie erstorben ist. Achtzig Jahre vor Mendelssohn hatte Spinoza, sein Glaubensgenosse, ein großartiges Gedankensystem aufgestellt, aber es war das System des Pantheismus, also ein Zurücksinken ins Heidentum, darum den großen Denker auch Excommunication Seitens der Synagoge traf. Und Maimonides, dessen berühmtes Werk: „More nebuchim" Mendelssohns erstes philosophisches Studium war, hatte im Mittelalter von seinen jüdischen Zeitgenossen gleichfalls Verfolgung zu erfahren, weil es wesentlich die Philosophie des Aristoteles, wie sie bei den Mauren damals Eingang gefunden hatte, in das theologische Lehrgebäude der Rabbinen hineinzufügen versucht hatte. Diese Erscheinung zeigt uns, wie nichts Anderes die Unselbständigkeit des Judentums. Es muß seine Weisheit bei dem klassischen Heidentum oder bei den christlichen Völkern sich holen.

Mendelsohn nun lehnt sich zunächst an den Heiden Sokrates und weiß für die Unsterblichkeit der Sele nichts Besseres anzuführen, als die philosophischen Vernunftgründe, gleich als wenn die göttliche Offenbarung ihn hier verließe. Der Jude lobt den Heiden Sokrates, stellt seinen Todesgang als Muster bewundernd hin und verräth eben dadurch, daß auch er ins philosophische Heidentum zurücksinkt. Wenn er aber dann im Verfolg nur die Gründe eines Cartesius, Leibnitz, Wolff, Baumgarten u. A. eingestandenermaßen wiederholt, so hat er damit bekant, daß er das Neue nicht im Judentum findet, sondern aus der Philosophie der christlichen Welt schöpfen muß. Wie weit er in seinem Synkretismus geht, kann uns besonders Folgendes lehren.

Von der Leibnitz-Wolff'schen Schule ausgehend, müßte er doch gegen Spinoza Front machen, dessen System ja eben durch Leibnitz gestürzt wurde. Statt dessen sucht einesteils Mendelssohn seinen Glaubensgenossen zu entschuldigen, indem er sagt, daß zwischen Cartesius und Leibnitz eine zu tiefe Kluft gewesen sei, in die habe vorsehungsvoll Spinoza hinuntersteigen müssen; andernteils sucht er aber darzuthun, daß Leibnitz's Lehre auf Spinoza zurückzuführen sei, ein Verfahren, das selbst der neueste Biograph Mendelssohns, Rabbiner Dr. Kayserling, als ein verfehltes kennzeichnet. Diese Eigentümlichkeit nehmen wir an Mendelssohn ebenso am Ende seiner philosophischen Laufbahn wahr. Ein Jahr vor seinem Tode erschienen seine „Morgenstunden", Vorlesungen über das Dasein Gottes, die er in einem vertrauten Kreise auf seinem Zimmer gehalten, — auch die beiden Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt waren seine begeisterten Zuhörer.

Mendelssohn fügt zu den beiden damals schon bekanten Beweisen für das Dasein Gottes den neuen hinzu, den er aus der Unvollkommenheit unseres Erkentnisvermögens herleitet, und daraus auf die Existenz eines allervollkommensten Verstandes schließt. Indessen durch die Behauptung Jacobi's, Lessing sei in seinen lezten Lebensjahren Spinozist geworden, genötigt, sich über den Spinozismus auszusprechen, widerlegt er zuerst dies System, um damit von seinem vertrautesten Freunde, dessen Gesinnungen er genau gekant habe, den Vorwurf des Atheismus und der Heuchelei, der ihm vielfach gemacht wurde, abzuwehren. Dann aber ändert er plötzlich seine Haltung und redet einem geläuterten, verfeinerten Pantheismus, wie er ihn nent, entschieden das Wort. Diese Sophistik ist sein philosophisches Testament. Wenn wir uns inzwischen fragen, wie es doch gekommen ist, daß Mendelssohns philosophische Schriften so gerne gelesen und so vielfach bewundert wurden, so lag eben in der Form, in dem Gewande, in welches er den Gedanken zu kleiden wußte, das Anziehende. Es war Alles so faßlich, so leicht verständlich, so schön, so fein und geschmackvoll, so praktisch, daß man den Mangel des Originellen übersah; und es ist in der That so, wie Kayserling sagt: „Leibnitz führte durch die Hofsprache der Welt, in der er

schrieb, seine Philosophie bei den Fürsten ein, Wolff brachte sie in das schulgerechte System für Studirende auf den Universitäten, Mendelssohn aber bürgerte sie bei dem ganzen gebildeten Publikum ein." Selbst Kant muß gestehen: Mendelssohns Schreibart ist für die Philosophie die zuträglichste. Goethe hat als erstes philosophisches Werk den Phädon studirt, — dies Buch war 10 Jahre nach seinem ersten Erscheinen bereits in alle lebenden Culturſprachen übersezt.

Die Frage liegt nun nahe: Wie stand denn Mendelssohn, der unter dem Einflusse christlicher Philosophie stehende und auf Christen so mächtig einwirkende Jude zu dem Christentum selbst? Konte, durfte er denn die Wahrheit von sich abweisen, auf welcher, als auf einer stillschweigenden Voraussetzung und tief verborgenen Grundlage alle jene philosophischen Schriften aufgebaut waren, an denen er sich gebildet hatte?

Er kante die christliche Religion aus ihren Quellen. Er las gerne das N. T., mit besonderem Wolgefallen die Briefe des Paulus, weil sie voll religiös-sittlicher Ideen seien. In der kleinen Handbibliothek, welche er auf seinem Comtoir hatte, befand sich das N. T. und Klopstocks Messias, welcher ihm ausnehmend gefiel. Reinbecks Betrachtungen über die Augsburgische Confession war sogar das erste deutsche Buch gewesen, das er überhaupt in Händen gehabt hatte. Er kante die berühmtesten Apologien des Christentums, die zu jener Zeit erschienen waren, von Baumgarten, Sack u. A., er studirte die theologischen Werke von Michaelis, Eichhorn, Knapp. Er kante eine Menge Christen aus allen Ständen, auch Theologen und Prediger; er verkehrte mit Christen sogar mehr als mit Juden. Dennoch war und blieb er Jude.

Vergessen wir nicht die Zeit, in der er lebte. Es war die Zeit des Idealismus, des höchsten Subjectivismus, wo Jeder nur von sich aus die Dinge ansah und schäzte; es war die Zeit der Humanität, wo der Christ hinter dem Menschen verschwand, wo die Religion in Philosophie sich verallgemeinerte und verschwamm, wo der positive Glaube wie ein Vorurteil und schon darum verdächtig erschien, weil er für eine ererbte Vorstellung galt. Die meisten theologischen und religiösen Schriften, die Mendelssohn las, waren rationalistisch wie die Menschen, die er kennen lernte. Was konten sie ihm denn Höheres bieten, sie, die den einfältigen Christenglauben preisgegeben und dafür eine Vernunftreligion angenommen hatten, die sie freilich für das gereinigte Christentum ausgaben, die aber des Juden natürliches Besiztum längst geworden war?

Ja, die christlichen Freunde haben dem jüdischen Philosophen geradezu geschadet. Durch ihr übertriebenes Lob haben Herder und Lessing Mendelssohn geschmeichelt und eitel gemacht. Sie haben vielfach die Wahrheit verfälscht, indem sie das Christentum in eine ordinäre Glückseligkeitslehre umprägten. Ihnen gegenüber erscheint Mendelssohn als der ehrlichere Mann, der sie beschämt. So sagt er ein Mal: „Die christliche Religion ist etwas ganz anderes, als wozu man sie hat machen wollen. Sie

will nicht blos dem Menschen eine zukünftige Seligkeit verschaffen, sondern zugleich unsere Begriffe von Gott, Vorsehung und Weltregierung ändern." Lessing stand nach Mendelssohn's eigenem Urteil so, daß er aus Eifer für die natürliche Religion keine geoffenbarte im eigentlichen Sinne neben ihr leiden wollte. Als er die Wolffenbüttler Fragmente vor der Herausgabe Mendelssohn vorlegte, rieth dieser von der Veröffentlichung entschieden ab, weil die Angriffe auf die Bibel zu weit gingen, unbillig und vor eingenommen wären.

Mag auch jenes Jahrhundert als die Blüthezeit unserer Literatur gepriesen werden, für die christliche Religion ist es eine Zeit tiefer Erniedrigung. Muß uns nicht Schamröthe ins Angesicht steigen, wenn wir bedenken, daß ein christlicher König offen der epicuräischen Philosophie huldigte und in einem veröffentlichten Gedicht nach dem Geschmack des Lukrez die Unsterblichkeit der Sele grundsäzlich leugnete, — und daß es ein jüdischer Unterthan sein mußte, der jene, sogar von weisen Heiden bereits erkante, heilige, jedem fühlenden Menschen schon so theure Wahrheit gegen den König in Schuz nahm. Mendelssohn unterwirft jenes Gedicht einer strengen, rücksichtslosen Kritik und tadelt in einem Aufsatz in Lessings Literaturbriefen öffentlich den großen Friedrich. „Mich dünkt, sagt er dort, ein Friedrich, der die Unsterblichkeit der Sele bezweifelt, ist eine bloße Chimäre, ein viereckiger Zirkel oder ein rundes Quadrat." Vor den König nach Sanssouci citirt, weiß er sich und seine Sache trefflich zu verantworten. — Wir müssen also Mendelssohn gerecht werden. Die irrgläubige Aufklärung der Christen konte ihn dem Christentume nicht näher bringen; sie trug selbst die Schuld daran, daß er sich immer dichter in seinen Philosophenmantel hüllte, daß sein Auge für die Erfassung des göttlichen Lichtes des Evangeliums sich immer mehr trübte. Er sah, wie der Christ Lessing, mit dem er über Religion und Philosophie so viel gestritten, in „Nathan," seinem lezten und größten Drama am Schluß seines Lebens bei der Verherlichung des Judentums angekommen zu sein schien; er sah, wie Herder, der christliche Theologe, in der Bibel nur heilige Aesthetik und Poesie, aber nicht das Mittel pries, durch gläubige Hingabe zur Gemeinschaft mit Gott zu gelangen. Jener war also auf Mendelssohns Standpunkt zurückgesunken und dieser vermochte nicht, den philosophirenden Juden auf die Höhe christlichen Glaubens zu erheben. Zwei Männer nur vertraten, aber auch diese ohne Erfolg, weil ohne Geschick Mendelssohn gegenüber das positive Christentum. Haman, der Magus des Nordens, in seiner räthselhaften Mystik und seiner sybillinischen Sprache blieb dem klaren Denker in Berlin völlig unverständlich und flößte Mendelssohn bei seinem vielfach anstößigen und mindestens verworrenen Lebenswandel nicht die nötige Achtung ein; und der andere war ein feuriger, tieffühlender junger Geistlicher aus Zürich, der es wieder durch seine Unbesonnenheit verdarb, Lavater. Bei einem Besuch in Berlin hatte Lavater aus Mendelssohn das Geständnis hervorgelockt

daß er dem Stifter der christlichen Religion seine philosophische Achtung nicht versagen könne. Nur mit Widerstreben war Mendelssohn in ein religiöses Gespräch eingegangen, Lavater aber hatte ernstlich daran gedacht, Mendelssohn zum Christentume zu bekehren. Wie sollte es auch anders möglich sein? ein Jude, mitten in einer Christenheit lebend, die ihn liebte und bewunderte, von deren Weisheit er zehrte, sollte nicht Christo selbst nahe stehen? Heimgekehrt übersezt Lavater des Genfer Pastors Bonnet „Untersuchung der Beweise für das Christentum" ins Deutsche und stellt, ohne Bonnet, ohne Mendelssohn irgend Etwas vorher anzuzeigen, dem Buch eine Widmung an Mendelssohn voran, in welcher er den jüdischen Freund in Berlin feierlich beschwört, „die Beweise entweder zu widerlegen, oder aber, wenn er dieselben für wahr hielte, nach seinem Gewissen so zu handeln, wie Sokrates an seiner Stelle gehandelt haben würde."

Es war dies ein übereilter Schritt, über den Lavater bald zur Reue kam, eine kecke Herausforderung, die natürlich bei dem durch die Unzartheit und Zudringlichkeit des Schreibers gekränkten Mendelssohn ihres Zieles völlig verfehlte. Es erhob sich eine literarische Fehde zwischen beiden; Lavater, der Christ, der Theologe mußte um Verzeihung bitten, alle seine Freunde misbilligten sein Verfahren, und Mendelssohn erklärte sich durch Bonnets Gründe nicht für überzeugt. Der Jude hatte in der öffentlichen Meinung den Sieg davon getragen. Der Streit in den sich auch viele mehr oder weniger orthodoxe Theologen einmischten, hatte aber einen positiven Nutzen für Mendelssohn. Er war durch sein Philosophiren von der Religion immer mehr abgekommen; der Jude war in den Menschen auf- oder untergegangen. Nun ward er genötigt sich mit dem Judentum wie mit dem Christentum auseinanderzusetzen, genötigt sich auch mit seinen Glaubensgenossen auseinanderzusetzen, die bisher bei allen seinen Bestrebungen müßige Zuschauer geblieben waren, und von denen manch Einer zu fragen berechtigt war: wo bleibt Mendelssohns Religion? Was wird überhaupt aus dem Judentum zulezt werden?

Mendelssohn legte sich seine Vernunftreligion, die nach dem Urteil der Orthodoxen unter Juden, wie unter Christen mit dem historischen Judentum im Widerspruch steht, folgendermaßen zurecht: „Das Judentum ist nicht geoffenbarte Religion sondern geoffenbarte Gesetzgebung. Das Ceremonialgesetz hat zwar nationale Bedeutung und ist als Zeichensprache sowie als Inbegriff besonderer Lebensregeln für ein besonderes Volk pädagogisch wichtig und verbindet daher Jeden, der zu diesem gehört. Dazu ist es als sichtbares Band der Gemeinschaft und der Unterscheidung für die Juden immmerhin wertvoll. Aber die eigentlichen, ewigen Wahrheiten sind darin nicht enthalten und überhaupt nicht geoffenbart, sondern im Alten Testamente nur vorausgesezt und als natürliche, den Menschen schon vermöge ihrer Vernunft innewohnende Grundsätze nur anempfohlen. Diese Grundsätze sind in allen Religionen zu finden. Sie bestehen darin, daß ein Gott als allervollkommenstes Wesen mit seiner Vorsehung über uns waltet, daß der Weg zu seiner Erkentnis die Tugend ist, und daß Er das Thun der Menschen in einem anderen Leben belohnt oder bestraft, um sie ewig glückselig zu machen! Folglich ist zwischen Israel und den Völkern kein Unterschied, die Heiden werden nach ihrem Naturgesetz auch selig und brauchen nichts weiter." So läugnete Mendelssohn eine specifische Gottesoffenbarung an Israel, nahm dem Ceremonialgesetz den Charakter des Absolutgültigen und vernichtete den Gegensatz zwischen dem Glauben Israels und der Religion der Heiden, welchen das Alte Testament und das Judentum doch so entschieden statuirt hatte. Consequent hätte er nun einen Schritt weiter gehen und die Lossagung vom Mosaischen Gesetz, unbeschadet der Anerkennung der ewigen Wahrheiten der natürlichen Religion, für die Gebildeten und Denkenden in seinem Volk gestatten müssen. Aber er blieb auf halbem Wege stehen und erklärte, auch der aufgeklärte Jude sei und bleibe an das Ceremonialgesetz bis an seinen Tod gebunden, wie denn er selbst die Satzung streng beobachtete. Man hat ihm das als Unlauterkeit ausgelegt. Indessen war es wol mehr Pietät gegen die Sitten der Väter, und das richtige Gefühl, daß er, um seinen Ideen allmälig Bahn zu brechen, vorläufig die Vorurteile und bestehenden äußern Einrichtungen, an denen die damaligen Juden mit großer Zähigkeit hingen, weise schonen müsse.

Ebenso ließ Mendelssohn die thalmudisch-rabbinische Ueberlieferung, diese Scheidewand zwischen Judentum und Cultur, Judentum und Christentum stehen; indem er sie der historischen Continuität wegen mit in den Kauf nahm, suchte er sie durch seine philosophischen Ideen nur in den Hintergrund zu drängen; daher kam es, daß noch bei seinen Lebzeiten die Orthodoxen wie die Aufgeklärten in ihm ihren Vertreter sahen. Diese verehrten ihn als Apostel einer neuen Zeit der Freiheit und des Lichtes für Israel, und Jene schätzten seine Anhänglichkeit an die alten Sitten, die er sich trotz aller Philosophie bewahrt, über Alles, da sie die Tragweite der von ihm ausgesprochenen Ideen nicht erkannten. Aber nur eine Generation später ward jene Consequenz schon gezogen, und der Riß in die noch so lange unverlezt dastehende Gesetzesmauer erfolgte und damit ein tiefer Riß in die Judenschaft selbst, durch das Heraustreten der Reformpartei, deren Vater, ohne es zu wissen und zu wollen, Mendelssohn geworden ist. Ein ungelöster Widerspruch kann eben für die Dauer im Schooß einer Gemeinschaft nicht ertragen werden, und wenn erst umstürzende Ideen in einem Volk Eingang gefunden haben, so folgt auch die radikale Lösung des Widerspruches mit Notwendigkeit im Leben nach und damit die allmälige Auflösung der

eigentümlichen Existenz der Volksgemeinde. Kam es auch nicht überall zur Bildung von sogenanten Reformgemeinden, so wurde dafür der Reformidee im praktischen Leben ein um so glänzenderer Sieg zu Teil, indem Tausende und aber Tausende von Juden alles specifisch Jüdische aufgaben, um nur gebildet zu sein. Die 3 Grundpfeiler des Judentums, das tägliche Gebet, der Sabbath und das Speisegesetz wurden unter den Cultur-Juden aufs Tiefste erschüttert. Unglaube und Abfall nahmen mit der zunehmenden Weltbildung mächtig überhand, und das Judentum der Gegenwart ist noch mitten in diesem Auflösungsprozeß begriffen.

Das war die notwendige Folge der Ideen Mendelssohns. Er wollte sein Volk kultiviren und er machte es tief abirren, er ließ unter ihnen die Parole: Bildung! erschallen, — aber Bildung ohne Bekehrung, Bildung mit den Opfern der theuersten Güter der Nation, eines Jahrhunderte alten Rechtes und eigentümlicher, geheiligter Sitten erkauft, das ist ein Danaer-Geschenk, ist der sichere Weg zum Ruin des Volkes. Denn an der Bewahrung von eigentümlichem Recht und Sitte hängt die Existenz einer Nation.

Mendelssohn war zu kurzsichtig; er war zwar wol ein liebenswürdiger Gefühlsmensch, ein geistvoller Denker, ein edles Herz, aber er war vor Allem kein Charakter, darum erfaßte er auch nicht den Grundcharakter seines Volkes, der in jener Weissagung Bileams für alle Zeiten hingestellt ist: „Dies Volk wird besonders wohnen und nicht unter die Heiden gerechnet werden." 4 Mose 23, 9.

Mendelssohn war das Geheimnis der Existenz seines eigenen Volkes verborgen. Er erkante nicht Israels hohe, reichsgeschichtliche Bedeutung; nicht das furchtbare Gottesgericht, durch das es zu Fall gekommen, das noch auf ihm ruht, — nicht die Verheißungen, die wie ein heller Stern in seine Nacht hineinleuchten. „Das Judentum, sagt er, kent kein Geheimnis, hat selbst kein Geheimnis. Es entspricht Alles in ihm den Grundsätzen der natürlichen Vernunft." Er hat kein Verständnis für das Wunder, für die Unmittelbarkeit des Glaubens. Das Positive ist ihm nur eine vorübergehende Gestaltung des Unendlichen und weiter Nichts. Darum war auch das, was er als Advokat Israels in dem berühmten Buche: „Jerusalem oder die religiöse Macht und das Judentum," für sein Volk forderte nur etwas Aeußerliches, die bürgerliche Emancipation, die seitdem das Feldgeschrei der aufgeklärten Juden geworden ist; er hatte kein Auge für den tiefverborgenen Schaden seines Volkes, er verlangte keine geistliche Wiedergeburt, sondern nur die unbedingteste Glaubens- und Gewissensfreiheit; er verlangte für die Juden nichts weiter, als die natürlichen Menschenrechte und glaubte damit ihre Glückseligkeit auf Erden begründet zu haben; das war in Deutschland noch nie ausgesprochen worden, und Mendelsohns Sprache war kühn und dringend. Was Wunder, daß Mirabeau dies Buch so hoch stellte, daß er es in alle Culturſprachen der Welt übersezt zu sehen wünschte.

Was Wunder, daß die Juden allenthalben in Mendelssohn ihren Sachwalter und Fürbitter erblickten, dessen mitfühlendes Herz und gewichtiges Fürwort sie fast niemals vergeblich anriefen.

Das steigende Ansehen seines Namens verschaffte den Juden in vielen Ländern auch wirklich eine günstigere Behandlung Seitens der Regierungen. In Oesterreich machte man schon Anstalten, unter ihnen deutsche Schulbildung allgemein einzuführen. Die bisher so schwer gedrückten „Söhne Abrahams" sahen zu ihrem Berliner Glaubensgenossen mit Dankbarkeit und Vertrauen, wie zu ihrem Wolthäter hinauf. Unter solchen Umständen durfte Mendelssohn es wagen, was noch nie ein Jude vorher gewagt hatte, nämlich die Bibel für die Juden ins reinste klassische Hochdeutsch zu übersetzen, wenngleich bei der damals noch herschenden Unbekantschaft mit der deutschen Buchstabenschrift die Lettern hebräisch und der darunter befindliche Commentar ganz hebräisch waren. Hören wir, was der jüdische Biograph Mendelssohn über die Bedeutung dieses größten Werkes seines Geistes sagt:

„Mendelssohns Uebersetzung wurde Epoche machend für die Culturgeschichte seines Volkes. Er lehrte die Juden das Verständnis der heil. Schrift und zugleich das Verständnis der deutschen Sprache und Bildung. An der Hand der Religion wurden die Juden in das deutsche Denken und Fühlen eingeführt. Die wesentlichste Bedingung des Eintritts in das deutsche Geistesleben stand nicht mehr mit der Religion im Widerspruch, sondern erschien vielmehr im Bündnis mit ihr. Die Vermittlung zwischen Synagoge und Weltbildung, zwischen Staat und Religion hatte Mendelssohn dadurch angebahnt, und bald verbreitete sich der segensreiche Einfluß davon auf alle deutschen Juden. Die heftigsten Gegner höhnten sich nun mit ihm aus. War doch seine Uebersetzung ganz auf rabbinische Autoritäten basirt. Den polnischen Lehrern war damit der Todesstoß versezt, welche durch ihre sinnverwirrende Auslegung die heil. Schrift mishandelten, der jüdisch deutsche und polnische Jargon war dadurch, ebenso wie die Polnische Winkelschulmeisterei gerichtet. Die religiöse Erziehung und Unterweisung erhielt dadurch eine andere Wendung.

Durch das Studium des Bibelwerks ging den Juden der Sinn für Schönheit und Aesthetik auf. Man fing an mit brennender Begierde deutsche Schriften zu lesen. Das Streben nach Bildung ward allgemein." Soweit Dr. Kayserling.

Mendelssohn traf in der That bei seinem Volke den Herzpunkt. Denn indem er an die heilige Schrift und an die heilige Sprache seine Culturbestrebungen anknüpfte, griff er die Juden bei dem Theuersten an, was sie besaßen, bei dem Heiligsten, das sie bewegte, und wenn seine Uebersetzung auch nur Pentateuch, Psalmen, Hoheslied und Prediger umfaßte, wenn sie auch in sprachlicher Hinsicht große Mängel darbot, so war doch der erste kräftige Schritt zur Cultur der Juden vom demselben heiligen Boden aus gethan, auf dem sie sich bisher so völlig von aller Cultur isolirt hatten. Auch war des jüdischen Laien Werk gewiß für die Lehrer und Rabbinen ein mächtiger Antrieb zu ernster Schriftforschung und Belehrung des Volkes aus dem Worte

Gottes. Das Deutsch in Mendelssohns Bibel ist rein, in den Psalmen hat er, wie er selbst bekent, sich enger an Luthers Uebersetzung angeschlossen, wie ihn denn überhaupt die bei den Juden bisher nicht erhörte Freiheit und Unbefangenheit auszeichnet, christliche Auslegung zu benutzen, und nicht blos rabbinische. Wenn das Werk gleich unvollständig blieb, es war doch ehrenvoll und gewiß war es von Gott gefügt, daß Mendelssohn die Propheten nicht übersezte, da er den Geist der Weissagung nicht verstand. Der deutsche Kaiser Joseph und der König von Dänemark mit seinem Hofe subscribirten auf das Werk. Aus allen Ländern liefen zahlreiche Bestellungen ein. Es ist und bleibt uns vor Allem ein Denkmal von dem Bewußtsein, das in Mendelssohn, trotz aller seiner Vernunftphilosophie von der Bedeutung der heil. Schrift lebte; wir möchten darin gewiß ein Zeichen sehen, daß er es wol fühlte, wie nötig selbst den aufgeklärten Juden ein positiver Halt sei, und daß er ihnen einen solchen Halt durch Zurückführung auf die Schrift zu bieten wünschte.

Wäre es Mendelssohn wirklich nur um Rückkehr des Judenums zur biblischen Einfalt zu thun gewesen, hätte sich durch seine Uebersetzung ein Forschungstrieb der Juden bemächtigt, so hätte vielleicht durch diese Bibel ein jüdischer Protestantismus entstehen können, der nur in dem Evangelium zur Ruhe gekommen wäre.

Wäre ihm tiefere Selbsterkentnis beschieden worden, und wäre der lebendige Christus seinem Geiste jemals aufgegangen, was hätte er für die Juden werden können. So ist er wenigstens nie ausdrücklich in einer Streitschrift gegen das Christentum aufgetreten. Gegen die Spötter bezeugte er stets tiefen Abscheu. Wo er solche hörte, wandte er sich von ihnen entrüstet ab und war entschlossen, nie mehr mit ihnen zu verkehren. Er sagt selbst ein Mal: „Ich habe die christliche Religion nie bestritten, und werde mich auch nie mit wahren Anhängern derselben in Streit einlassen." Eine das Christentum direct betreffende Schrift, die er abgefaßt, hat er nie aus den Händen gegeben und ist dieselbe auch nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Diese Scheu vor offener Bekämpfung der christlichen Wahrheit ist für ihn charakteristisch. Sie kann allerdings in der Vorsicht und in dem Gefühl der eigenen geistigen Ohnmacht ihren Grund haben. Was hindert uns aber anzunehmen, daß diese Scheu aus einer uneingestandenen Sympathie für das Christentum in seiner Erscheinung als reinste Humanität entsprang? Könte hier denn nicht gelten, was der Herr sagt: Wer nicht wider mich ist, der ist für mich? Denn, wenn wir alle jene Ideen nehmen, für die Mendelssohn kämpfte, Humanität, Toleranz, Gewissensfreiheit, Universalismus, u. s. w., — es sind Alles Pflanzen, die auf dem Boden des Christentums erwachsen sind, und die nur die ungläubige Aufklärung von ihrer Wurzel, Christus, losgelöst hatte. Der ganze Begriff der freimachenden Bildung, wie er Mendelsohns Leben beherscht, ist ja kein jüdischer, sondern ein wesentlich christlicher; nur daß es Mendelsohn nicht eingestand. Christliche Grundsätze üben auf ihn unbewußt entscheidenden Einfluß; sein ganzes Wirken ist ein Beweis für die Macht christlicher Cultur.

Indem er diese auf sich wirken läßt, ist der altjüdische Christushaß gebrochen. Er nent Christus nie anders als „Jesus', oder den „Stifter der christlichen Religion," während vordem es den Juden verboten war, Jesu Namen auszusprechen, und ihn anders als den Gehängten (Toleh) kaum Jemand nante. Mendelssohn führt Worte Christi an. Er erklärt sogar, daß er Christus wegen seiner Unschuld und sittlichen Größe achte, freilich mit dem Zusatz, sofern er nur nicht sich göttliche Anbetung angemaßt habe. Weiter spricht er sich zwar gegen die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Menschwerdung und von dem Leiden einer Person in der Gottheit aus, wiewol nur gelegentlich und nicht eingehend. Bedenkt man aber, daß er dieses aus Verstandesgründen that, und weil er jene Lehren im Alten Testamente nicht fand, und nimt man dazu, wie gar sehr die todte Orthodoxie der Theologen die Dogmen verknöchert und für die Erkentnis ungenießbar gemacht hatte, so kann man sich über Mendelssohns Unglauben nicht so sehr wundern. Vom Glauben hatte er überhaupt einen verkehrten Begriff; er dachte sich darunter das blinde Annehmen eines Systems auf äußere Autorität hin. Darum schloß er vom Judentum alles Glauben aus und übersezte das hebräische Wort „heemin" im Alten Testament, um nur nicht dem widerwärtigen Begriff des Glaubens zu begegnen, mit „ich erkenne für gewiß."

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus Oesterreich.

Die Neue Ev. K. Z. in ihrer Nr. 12 und aus derselben die Kreuzzeitung in der Beilage zu Nr. 76 melden die Nachricht von dem Eingehen des „auf positiv gläubigem Standpunkte stehenden Evang. Sontagsboten" in Wien. Nicht gegen diese Thatsache, wol aber gegen die daraus gezogene Folgerung, daß dieselbe kein erfreuliches Streiflicht auf die innern Zustände der evang. Kirche Oesterreichs werfe, sehen wir uns genötigt, ein paar Worte zu erwidern. Der Grund, warum der Ev. Sontagsbote leider einzugehen genötigt war, ist freilich der Mangel an Abonnenten; jedoch kam dies daher, weil das Blatt überhaupt nur für die Geistlichen und die wenigen Gebildeten in den Gemeinden berechnet war. — Und deren Zahl ist, da die evang. Czechen in der „Hasy ze Siona" (Stimme aus Zion) ein eignes kirchliches Organ besitzen, zu gering zur Unterhaltung eines eignen Blattes. Zur Verbreitung in den Gemeinden war der Sontagsbote seines Inhalts und seines Preises wegen nicht geeignet. — Ein solches, populär gehaltenes und billiges Blatt ist ein dringendes Bedürfnis und würde gewiß eine genügende Verbreitung finden.

Dagegen sind wir in diesem Jahre mit einem neuen Blatte beglückt worden, den „Neuen Protestantischen Blättern", redigirt vom

Pfr. Dr. Haase in Bielitz. (Die alten „Protest. Blätter" gingen 1864 ebenfalls aus Abonnentenmangel ein.) Welche Richtung das Blatt einschlagen wird, zeigen die Worte des Programmes: Es will die Kirche mit der Civilisation versöhnen. „Wir haben uns nicht überzeugen können, daß sich das Christentum und die allgemeine Weltbildung gegenseitig ausschließen, und daß man, wenn man ein guter Christ sein will, einstimmen müsse in den vielberüchtigten Ruf: „die Wissenschaft muß umkehren!" mit andern Worten: „aufhören müsse, ein gebildeter Mann zu sein." Also wer eine Umkehr der Wissenschaft für notwendig hält, ist kein gebildeter Mann mehr. Seltsame Logik! „Wir halten uns vielmehr für überzeugt, daß man auf der Höhe der neuen Wissenschaft stehen und zugleich ganz wol ein begeistertes Mitglied des christlichen, beziehungsweise der evang. Gemeinde sein könne" u. s. w.

Nun, die Zeit wird's lehren, ob dies Blatt einen bessern Erfolg haben wird, als die alten mit ihm auf ziemlich demselben Standpunkte stehenden „Protestantischen Blätter"; einige bescheidene Zweifel daran werden aber jedenfalls erlaubt sein.

Gegen Schenkel aus Hannover.

(Vom 8. April.)

Den bekenntnistreuen Brüdern in Baden bezeugen wir die Einheit des Geistes, in der wir mit ihnen stehen. — Ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott. Darum, liebe Brüder, fahret fort, Widerstand zu thun, und weichet nicht. Der Herr zur Rechten des Vaters wolle euch Sieg geben!

Erck, Superint. in Alfeld. Naumann, Past. in Alfeld. Sievers, Seminar-Inspektor in Alfeld. Flügge, Cand. d. Th., Hauptlehrer am Seminar in Alfeld. Mühle, Past. in Eimsen-Röllinghausen. Guden, Past. in Limmer. Voigt, Past. in Föhrste. Röhrßen, Past. in Imsen. Bosse, Past. in Gr.-Freden. Ludewig, Past. in Kl.-Freden. Häseler, Past. in Wetteborn. Lüning, Past. in Langenhölzen und Hörsum. Petri, Past. in Sack. Strauß, Past. in Adenstedt-Sellenstedt. Landsberg, Past. zu Almstedt und Petze. Weber, Past. zu Sibbesse, Möllensen und Marienrode. Wagner, Past. zu Wrisbergholzen. Francke, Past. zu Everode. Dr. th. Conf.-R. Twele, General- u. Stadtsuperint. zu Hildesheim. Volger, Pastor zu St. Lamberti das. Pape, P. zu St. Andreä das. Dammers, P. zu St. Jacobi das. Schmidt, P. zu St. Andreä das. Lorenz, P. collab. min. das. Hardeland, P. zu St. Michaelis das. Eckelmann, P. an der Heil- und Pflegeanstalt das. Past. Dr. ph. Ziel zu Kloster Loccum. Eiers, Duft, Adolph, Hospites das. Dr. th. Düsterdieck, Studiendirector das. Streckewald, Conventual das. Dr. th. Lührs, Sup. zu Peine. Eßken, P. zu Woltorf. Petri, P. zu Dungelbeck. Feistkorn, P. zu Schwedenstedt. Stalmann, P. zu Oberg. Hoffmann, P. zu Lengede. Probst, P. zu Gr.-Lafferde. Bordemann, P. zu Gadenstedt. Hunnius, P. coll. zu Kl.-Ilsede. Nolte, P. zu Peine. Mollenhauer, Superint. und past. prim. zu Bockemm. Held, P. zu Bockemm. Heske, P. coll. zu Bockemm. L. Grote, P. zu Harp. Dr. Brackebusch, P. zu Ilde und Bültum. Woltmann, P. zu Sehlem. A. Horn, P. zu Breinum. Palandt, P. zu Salzdetfurth. Zenker, P. zu Wehrstedt. A. Wigand, P. zu Woltershausen. Herbst, P. zu Lamspringe und Grasle.

Gegen Schenkel aus Böhmen.

Die unterzeichneten evang.-luth. Geistlichen Böhmens fühlen auch ihrerseits sich gedrungen, den lieben badischen Amtsbrüdern, welche so treu und mutig den Kampf gegen den Geist, der da läugnet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, aufgenommen haben, ihre herzliche Zustimmung und aufrichtige Teilnahme zu erkennen zu geben. — Wir bitten den Herrn, daß Er Seiner Sache zum Siege verhelfen wolle.

1. Die sämtlichen Geistlichen des östlichen (böhmischen) Seniorates: Jacob Benesch, Pfr. der böhmisch evang. Gemeinde A. C. in Prag und Superint. A. C. für Böhmen. (1 Joh. 4, 1 — 3.) Dan. Theoph. Molnar, Senior des östl. Seniorates A. C. und Pfr. in Humpoletz. P. H. Kristufek, Pfr. zu Opatowitz und Sup. emer. Wenzel Benesch, Pfr. in Lipkowitz. Paul Straka, Pfr. zu Kowanetz. Wenzel Marecek, Pfr. in Trnavka. B. Th. Kutlik, Pfr. in Krizlic. Karl E. Lang, Pfr. in Cernilow. (1 Cor. 12, 26.) G. E. Straka, Pfr. in Rybnik. Josef Institoris, Religionslehrer in Spálov.
2. Fast sämtliche Geistliche des westlichen (deutschen) Seniorates: Joseph Kowarz, Pfr. und Senior in Haber. Karl Lumnitzer, Pfr. in Teplitz und Superint.-Stellvertreter. August Kander, Pfr. in Görkau-Rothenhaus. Joh. T. Unger, Pfr. in Fleißen bei Eger. Wilh. Martius, Pfr. der deutschen Gemeinde A. C. in Prag. Jos. Ruzicka, Vicarius d. deutschen Gemeinde, Strafhausseelsorger u. Gymnasial-Religionslehrer in Prag. Joh. Kupka, Pfr. in Hermannseifen. Chr. Brünnich, Pfr. in Rumburg. Leop. Petri, Pfr. in Gablonz.

Gegen Schenkel aus Schleusingen.

Der Erklärung der Gnadauer Conferenz vom 4. October v. J. treten bei:

Bethge, P. zu Altendambach. Grebner, P. emer. Grebner, P. zu Stützerbach. Kleinschmidt, P. zu St. Kilian. Röllig, P. zu Hinternah. Schiele, Archidiak. zu Schleusingen. von Schütz, P. zu Wiedersbach.

In dem Proteste der Geistlichen der Ephorie Bleicherode gegen Schenkel fehlt durch ein Versehen der Name des Diaconus Schmitz zu Bleicherode.

Den Erklärungen gegen Schenkel treten bei die Past. Schubert in Prädigke bei Niemegk und Hennig in Raben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 19. April. № 31.

Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik.

(Fortsetzung.)

Wir wollen jezt die inneren Gründe für die Aechtheit des Evangeliums darlegen.

Tertullian sagt: „Aus der Zahl der Apostel empfehlen uns den Glauben Matthäus und Johannes, aus der Zahl der Apostolischen Männer Lucas und Marcus.“ Die beiden nach der Angabe des Altertums von Aposteln verfaßten Evangelien treffen in einer wichtigen Eigentümlichkeit zusammen und eben dies Zusammentreffen dient zur Bestätigung der Angabe des Altertums. Während Marcus und Lucas sich immer damit begnügen, den geschichtlichen Stoff mitzuteilen und sich als bloße Berichterstatter darstellen, sind die Evangelien des Matthäus und Johannes beide gleichmäßig durchzogen von eignen Bemerkungen der Verfasser, und zwar von Bemerkungen theologischen Charakters. Die des Matthäus gehen alle darauf hin nachzuweisen, daß in Jesus sich der im A. T. verheißene Messias darstellt, wie er z. B. in C. 4, 12 f. darauf hinweist, daß durch die Niederlassung Jesu in Capernaum die Weissagung des Jesaias von der Messianischen Verherlichung Galiläas und der Gegend am Meere erfüllt wurde, wie er in C. 12, 18—21 darin, daß Jesus den Feinden aus dem Wege ging, die Kranken heilte und das öffentliche Aufsehen nicht suchte, sondern mied, die Erfüllung der Weissagung des Jesaias von dem Knechte des Herrn erblickt, der nicht zankt, den glimmenden Docht nicht auslöscht, seine Stimme nicht laut macht auf der Gasse. Johannes enthält ganz ähnliche Hinweisungen auf das A. T., daneben aber auch noch andere theologische Betrachtungen, z. B. die Betrachtung über den Unglauben der Juden zum Schlusse der vier ersten Gruppen und vor dem Uebergange von dem Leben Jesu zu seinem Leiden.

Für den Zusammenhang des A. und N. Bundes ist das erste Evangelium eigentlich bahnbrechend. Wenn die Lösung dieser wichtigen und schwierigen Aufgabe einem andern als einem Apostel übertragen worden wäre, so würde das eine Verletzung der Auszeichnung sein, die der Herr in Joh. 16, 13 den Aposteln erteilt hatte. Apostolischen Männern konte nur die Lösung secundärer Aufgaben anvertraut werden. Ihnen stand es zu, die Geschichte zu ergänzen, nicht aber einen Hauptpfeiler des Baus heiliger Lehre aufzurichten.

Das Evangelium des Matthäus ferner ist nach der einstimmigen Angabe des Altertums zunächst für Judenchristen geschrieben, womit natürlich die Mitbestimmung für Heidenchristen nicht ausgeschlossen werden soll, die schon in der Apostolischen Würde seines Verfassers gegeben ist, durch den Schluß des Evangeliums erfordert wird und durch die Aufnahme des Evangeliums in den allgemeinen Canon von der gesamten alten Kirche anerkant worden ist. Mit der Angabe der ursprünglichen Bestimmung des Evangeliums für Judenchristen nun stimt die innere Beschaffenheit des Evangeliums vollkommen überein, und wenn sich an diesem Punkte die Zuverlässigkeit der Tradition erprobt, so werden wir ihr auch in Bezug auf die Person des Verfassers geneigtes Gehör schenken müssen. Matthäus findet es, anders wie Marcus und Lucas, unnötig, Jüdische Eigenheiten und Gebräuche zu erläutern und sezt das Geographische als bekant voraus. Nur er erwähnt Namen und Gebräuche, welche sich „bis auf diesen Tag“ unter den Juden erhalten haben. In keinem andern Evangelium gehen die Beziehungen auf das Verhältnis Jesu zu den Pharisäern und Sadduzäern so in das Detail hinein. Die Verweisungen auf das A. T. setzen überall eine genaue Bekantschaft der ersten Leser mit dem A. T. voraus. Die Weise ist eine blos andeutende. Man vergleiche z. B. das: „aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen“ in C. 2, 15, das: „er wird Nazarenus genant werden“ in C. 2, 23. Mit solchen Anführungen konten die nicht im A. T. Bewanderten nichts anfangen. Am meisten aber entscheidet für die ursprüngliche Bestimmung des Evangeliums für Judenchristen die Angelegentlichkeit, mit welcher der Evangelist nachweist, daß Jesus der im A. B. verheißene Messias ist, ein Zweck, dem, wie schon bemerkt, alle eignen Bemerkungen des Verfassers dienen. Daß diese Seite für Heidenchristen nicht also im Vordergrunde stand, zeigt schon die Vergleichung des Marcus und Lucas, welche zunächst für Heidenchristen schrieben.

Nach der kirchlichen Ueberlieferung soll Matthäus sein Evangelium geschrieben haben, als er sich anschickte unter die Heiden zu gehen, um den Hebräern, denen er bis dahin gepredigt hatte, einen Ersatz seiner mündlichen Verkündung zu hinterlassen, Eusebius 3, 24. Damit stimt der Schluß des Evangeliums überein: „gehet hin und lehret alle Völker.“ In die Aufhebung der bisherigen Beschränkung der Verkündung an die verlorenen Schafe des Hauses Israel läuft das Evangelium aus. Das paßt trefflich für einen Verfasser, der sich eben anschickte, dieser erweiterten

Vollmacht Folge zu geben. Die Annahme Weizsäckers, daß die kirchliche Ueberlieferung aus dieser Stelle nur erschlossen sei, würde höchstens dann einige Wahrscheinlichkeit haben, wenn der Schluß des Evangeliums wirklich die Lehre von dem Uebergange des Reiches Gottes an die Heiden enthielte. Das ist aber keineswegs der Fall. Unter den Völkern sind auch die Juden begriffen. So konte also ein Entschluß des Apostels, unter die Heiden zu gehen, aus diesen Worten nicht abgenommen werden. Der Zusammenhang der richtig verstandenen Worte mit diesem Entschlusse ist ein zu feiner, als daß die so bestimt auftretende Nachricht von solchem Entschlusse aus diesen Worten geflossen sein könte.

Es muß uns aber nicht blos das günstig stimmen für die Angabe der Abfassung des Evangeliums durch Matthäus, daß die anderweitigen Aussagen der Kirchenväter über das Evangelium sich bewähren: auch die von ihnen behauptete Abfassung des Evangeliums durch Matthäus findet in dem Evangelium die mannigfachsten Anknüpfungspunkte und Bestätigungen.

Von einer im Verhältnis zu der ganzen Bevölkerung sehr unbedeutenden Menschenklasse, den Zöllnern, ist im Evangelium des Matthäus nicht weniger als achtmal die Rede, in Zusammenstellung mit den Heiden, 5, 46. 47. 18, 17, den Sündern, 9, 10. 11. 11, 19, den Kranken 9, 12, den Huren 21, 31. 32. Daß das einen besonderen Grund haben muß, erkennen wir schon daraus, daß Marcus, trotz seiner später durch die sprechendsten Thatsachen zu erweisenden Abhängigkeit von Matthäus, der Zöllner nur einmal gedenkt, C. 2, 15. 16. Welches dieser Grund ist, das sagt uns so gut wie ausdrücklich das: „Matthäus der Zöllner" in C. 10, 3. Matthäus hatte ein persönliches Interesse, die zugleich demütigenden und erhebenden Aeußerungen Jesu über die Zöllner in möglichster Vollständigkeit mitzuteilen. Lucas, der ebenfalls der Zöllner mit besonderer Vorliebe gedenkt, hatte einen andern Grund: der Heiland selbst hatte die Zöllner mit den Heiden zusammengestellt. Der Grund ist bei Lucas derselbe, aus dem die Mitteilung der Parabel über den verlornen Sohn hervorgeht, der die Heidenwelt repräsentirt. Diese Parabel schließt sich bei Lucas in C. 15 mit der von dem verlorenen Schaf an eine Aeußerung Jesu über die Zöllner an. Der Grund des Interesses, das Lucas an den Zöllnern nimt, tritt uns auch deutlich entgegen in den Worten, welche den Schluß der Erzählung von Zachäus bilden: „des Menschen Sohn ist gekommen, das Verlorene zu suchen."

Die Parabel vom Pharisäer und Zöllner hat nur Lucas, C. 18, 9—14. Den Grund, weshalb Matthäus die Mitteilung seinen Nachfolgern überließ, erkennen wir aus dem Schluß: „jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden, wer sich aber selbst erniedrigt, wird erhöht werden." Der Zöllner würde in das Gebiet des Pharisäers herübergreifen, wenn er selbst diesen Ausspruch mitteilte. Matthäus konte das um so weniger, da bei dem Zöllner in dem Kreise seiner ursprünglichen Leser jeder gewiß zunächst an ihn dachte, wie ja auch die Parabel wol ohne Zweifel von ihm ihren Ausgangspunkt nimt.

Nach dem Vorgange vieler Anderer hat Bleek bemerkt: „In der Erzählung von der Berufung des Apostels Matthäus deutet der Schriftsteller nicht aufs leiseste an, daß er selbst, der Verfasser, dieser Zöllner Matthäus gewesen sei, vielmehr lautet die Erzählung durchaus nicht so, wie man unter dieser Voraussetzung erwarten würde." Dieser Grund ist ohne Bedeutung. Er konte nur von solchen aufgestellt werden, die den Maßstab aus unserer so durchaus von dem „Principe der Subjectivität" beherschten Zeit entnahmen. Daß der Verfasser selbst jener Zöllner Matthäus ist, das ergab die an die Spitze gestellte Ueberschrift. In der Erzählung selbst konte der Verfasser es nicht hervortreten lassen. Erkent man, bis zu welchem Grade er sich in seinen Stoff versenkt und seine Individualität verläugnet hat, so daß nirgends etwas von eigner Neigung, eignem Fühlen, eigner Ansicht vorkomt, faßt man die große Consequenz ins Auge, mit der dieser in dem Zöllnerbewußtsein wurzelnde Standpunkt einer unbedingten Objectivität, die Hingabe an die unbedingt über ihm stehende Geschichte von Anfang bis zu Ende behauptet ist, so zeigt sich von vornherein, daß der Verfasser notwendig so reden mußte, und wenn er anders redete, so würde dies nicht zur Bekräftigung, sondern zur Verdächtigung der Abfassung durch Matthäus dienen und gewiß sehr lebhaft in dieser Beziehung geltend gemacht werden.

So wenig aber Matthäus sein liebes Ich hier producirt, so gibt doch grade die Geschichte seiner Berufung bei ihm und bei den beiden andern Evangelisten eine Reihe von Fingerzeigen auf die Abfassung des Evangeliums durch ihn, die um so mehr beweisen, je feiner und verdeckter sie sind.

Von Bedeutung ist schon, daß in dem ersten Evangelium eingehend über die Berufung des Matthäus berichtet wird. Das geschieht dort nur über die beiden Brüderpare, unter denen sich die drei Jünger der engeren Auswahl befinden, sonst bei Keinem. Matthäus ist namentlich aus der Zahl der „Kleinen" der Einzige. Sehen wir von seinem Evangelium ab, so ist er ganz obscur, und es wird sich kein Grund dafür angeben lassen, warum seiner Berufung ausdrücklich und ausführlich gedacht wird.

Es heißt Matth. 9, 10: „Und es geschah, da er zu Tische lag in dem Hause, siehe da kamen viele Zöllner und Sünder und lagen mit Jesu und mit seinen Jüngern zu Tische." Lucas hat in C. 5, 29: „Und Levi machte ihm ein großes Gastmal in seinem Hause." Bei Matthäus wird der Gastgeber nicht genant, nicht einmal, wie schon vor Lucas bei Marcus, deutlich gesagt, daß das Haus, in dem das Gastmal gehalten wurde, das des Matthäus war. (Statt des: „in dem Hause" des Matthäus hat Marcus: in seinem Hause; in dem Hause, das könte nach dem Sprachgebrauche des Matthäus auch so viel sein als: in einem Hause — das Haus im Gegensatze gegen andere Oertlichkeiten.) Es tritt uns hier die zarte Demut des Zöllners entgegen. Er will nichts sagen, wodurch er in den Vordergrund gestellt wird. Er hält sich solcher Ehre nicht würdig: „Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach kommest."

In dem ersten Evangelium heißt es von Matthäus blos

„Und er stand auf und folgte ihm.“ Marcus hat ebenso. Lucas in C. 5, 27: „und er verließ Alles und stand auf und folgte ihm.“ Das eingeschaltete: „und er verließ Alles“, weist hin auf den Ausspruch des Herrn Luc. 18, 29: „wahrlich ich sage euch, daß niemand ist, der ein Haus verließ“, und hebt es dem Matthäus zum Ruhme hervor, daß er mit Aufopferung seiner äußeren Existenz Christo nachfolgte. Es ist für Matthäus charakteristisch, daß er dies nicht hat.

Schon daß die beiden andern Evangelisten überhaupt und so vollständig den Vorgang mitteilen, zeigt, daß Levi oder Matthäus für sie eine ganz besondere Bedeutung haben muß: die Qualität als Apostel reicht nicht hin, die Thatsache zu erklären. Diese Bedeutung kann nur darauf beruhen, daß Matthäus der Verfasser der Grundurkunde der evangelischen Geschichte ist. Das ist das Einzige, was das Altertum in Bezug auf ihn hervorzuheben weiß. Nicht einmal die Berufung des Petrus wird von Lucas berichtet.

In dem ersten Evangelium steht der neue Name, den der Herr seinem Apostel beigelegt hatte. Das ist charakteristisch für den Apostel, der von dem Bewußtsein durchdrungen ist: „das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu geworden“, und der an dem alten Wesen und dem alten Namen einen rechten Ekel hat. Die Setzung des neuen Namens steht in einem inneren Zusammenhange mit dem: Folge mir, und dem völligen Abbrechen der bisherigen Verhältnisse. Schon Bengel bemerkt: „Es ist leicht zu denken, daß Matthäus kein Gefallen fand an dem Namen, den er als Zöllner geführt hatte.“ Marcus und Lucas setzen an die Stelle des Namens Matthäus den Namen Levi. An der Identität der Personen kann kein Zweifel sein, da von Levi nicht nur der Sache nach ganz dasselbe berichtet wird, wie von Matthäus, sondern da auch mit Ausnahme der kleinen Einschaltungen die Worte übereinstimmen. Diese Uebereinstimmung soll ausdrücklich auf das erste Evangelium zurückweisen. In dem Apostelverzeichnisse haben beide den Namen Matthäus, während ein Levi in demselben fehlt, Mr. 3, 18. Luc. 6, 15. Apgsch. 1, 13. Diese Thatsache ist von durchgreifender Bedeutung für das Verhältnis der drei ersten Evangelien zu einander. Sie zeigt in Uebereinstimmung mit der constanten Angabe der ganzen alten Kirche, daß Matthäus zuerst geschrieben hat. Gehen wir nicht auf Matthäus zurück, so fehlt die Brücke zwischen Levi und Matthäus. Marcus und Lucas konten nur dann den erst Levi Genanten ohne Weiteres nachher Matthäus nennen, wenn sie überzeugt waren, daß ihre ersten Leser aus der Vergleichung des Evangeliums, an das sie ergänzend anschlossen, die Identität des Levi und des Matthäus erkant hatten. Als bekant setzen sie nie Anderes voraus, als was aus Matthäus ersehen werden konte. Der von ihnen in der Geschichte der Berufung Levi Genante stellte sich durch die wörtliche Uebereinstimmung mit dem in dem ersten Evangelium von Matthäus Berichteten als Levi = Matthäus dar und so konten sie ihn in dem Apostelverzeichnis ohne Weiteres Matthäus nennen.

Wie Johannes die drei ersten Evangelien voraussetzt, so

stellten auch Marcus und Lucas ihr Evangelium nicht in unbedingter Selbständigkeit neben das des Matthäus, sie hatten vielmehr, neben dem Zwecke vorzugsweise einem bestimten Bedürfnisse zu genügen, welches Matthäus nicht ins Auge gefaßt hatte, zugleich die Absicht, in Bezug auf das Einzelne dem Matthäus ergänzend zur Seite zu treten, eine Reihe von Nachträgen und näheren Bestimmungen zu seinen Erzählungen zu geben. Das ist der eigentliche Schlüssel zu der wörtlichen Uebereinstimmung der drei ersten Evangelien. Wiederholung des Uebereinstimmenden ist die kürzeste und populärste Form, um Nachträge und nähere Bestimmungen als solche kentlich zu machen und zu zeigen, wo sie einzureihen sind. Diese Form ist schon im A. T. vielfach angewandt worden, z. B. in den Büchern Mose's, wenn schon früher Behandeltes von einer andern Seite in Betracht gezogen wird, und in den Büchern der Chronik im Verhältnis zu den Büchern der Könige.

Haben Marcus und Lucas, wie schon aus dieser einen Thatsache mit Sicherheit erkant werden kann, das Evangelium des Matthäus vorausgesezt und zu Grunde gelegt, so fällt dies Evangelium jedenfalls in die Zeit der Blüte des Apostolats. Denn Marcus und Lucas haben sicher vor dem Tode des Petrus geschrieben. Dies erhellt, wie bemerkt, schon aus der Thatsache, daß beide den Jünger nicht nennen, der dem Knechte des Hohenpriesters das Ohr abhieb. In Bezug auf Marcus sagt dies auch die alte Ueberlieferung ausdrücklich aus, nach der das Evangelium unter Mitwirkung des Petrus geschrieben sein soll. Nach Irenäus freilich soll Marcus erst nach dem Tode des Petrus und Paulus geschrieben haben, aber darin weicht er von den übrigen ab. Lucas bricht in der Apostelgeschichte, der Fortsetzung des Evangeliums, bei der Gefangenschaft des Paulus in Rom ab und genügt nicht der gespanten Erwartung des Lesers auf das Ende der Sache. Es ist wahrscheinlich, daß die Thatsachen noch nicht weiter gediehen waren, und daß Lucas selbst zugleich mit Paulus seine irdische Laufbahn schloß.

Doch kehren wir zu der Berufung des Matthäus zurück. Das Interesse, welches Marcus für seinen Levi hat, gibt sich noch darin zu erkennen, daß er den Namen seines Vaters Alphäus beifügt. Matthäus hatte ihn nicht genant, wol aus dem Grunde, der in der Parabel vom verlorenen Sohne ausgesprochen wird, die von ihm wahrscheinlich ihren Ausgangspunkt nahm: „Vater, ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße,“ aber Hand in Hand mit Marcus geht, daß in dem Apostelverzeichnisse des ersten Evangeliums Matthäus der Zöllner unmittelbar herangerückt wird an Jacobus Alphäi Sohn und seine beiden Brüder. Matthäus wagt nicht, sich den Sohn des Alphäus zu nennen, er unterscheidet sich vielmehr von dem Sohne des Alphäus, aber er gibt doch leise zu verstehen, daß er ein Sohn des Alphäus ist. Die bei Marcus an einen anderen Alphäus denken, als den Vater des Jacobus, werden durch diese Thatsache zurückgewiesen. Schon die Vergleichung von Marc. 2, 14. 3, 18. an sich läßt den Gedanken an eine Verschiedenheit nicht aufkommen.

In dem ganzen Abschnitte, der sich auf den Tag der Beru-

fung des Matthäus bezieht, ist das erste Evangelium in der Angabe der Aufeinanderfolge der Begebenheiten ungewöhnlich genau, genauer als Marcus und Lucas, was sich daraus erklärt, daß diese Thatsachen für Matthäus eine persönliche Bedeutung, ein pretium affectionis hatten. Das lebhafte Interesse, welches gerade dieser Tag für ihn hatte, bewog ihn, seine gewöhnliche unbestimmtere Weise zu verlassen. Nach C. 9, 27—34 begibt sich Christus aus dem Hause des Jairus zurück in das Haus, wo er sich zu Capernaum aufzuhalten pflegte. Zwei Blinde folgen ihm auf dem Wege dahin und bitten ihn um Heilung. Christus gewährt ihnen dieselbe, da er die Bedingung, den Glauben, bei ihnen vorfindet. Kaum sind sie weg, so wird zu Christus ein Mann gebracht, der durch dämonische Einwirkung Sprache und Gehör verloren hatte. Auch er wird von Christo geheilt. Das sind Thatsachen, wie sie sich in dem Leben Christi fast täglich wiederholten, wie sie massenweise darin vorkamen. Beide Begebenheiten werden allein von Matthäus erzählt und fehlen bei Marcus und Lucas. Dies erklärt sich nur daraus, daß sie für den Verfasser des ersten Evangeliums noch ein anderes Interesse hatten, als das in ihnen selbst liegende, daß sie daher von ihm aus der großen Masse an und für sich ebenso wichtiger herausgehoben werden. Ein Tag, so reich an Vorfällen wie dieser kehrt in dem ganzen ersten Evangelium nicht wieder. Die Thatsache tritt noch mehr ins Licht durch die Vergleichung einer analogen Erscheinung bei Johannes. Dieser gibt in C. 1, 19 bis 2, 11 geradezu ein Tagebuch über die sieben Tage, in welche seine Berufung fällt, und wird in dem Berichte über diese Berufung bis auf die Stunde genau.

Daß Marcus und Lucas auch bei Begebenheiten dieses Tages Einzelnes nachzutragen haben, Marcus namentlich in dem Berichte über die Todtenerweckung genauer ist, kann gar nichts beweisen. Matthäus kann seine überall auf den Kern gerichtete und in der Anführung von Nebenumständen, die nur zur Veranschaulichung der Begebenheiten dienen, sparsame Weise auch hier nicht verläugnen, und Marcus und Lucas würden die Begebenheiten des Tages gar nicht berührt haben, wenn sie hier keinen Stoff zu Nachträgen gefunden hätten.

Von großer Bedeutung für unseren Zweck ist ferner das 18. Cap. des ersten Evangeliums. Aus dem, was in diesem Capitel erzählt wird, teilen die anderen Evangelien nur einzelne Bruchstücke mit. Den Grund, weshalb hier das erste Evangelium mit solcher Ausführlichkeit berichtet, erkennen wir nur dann, wenn wir von der Annahme ausgehen, daß Matthäus es abgefaßt hat. Den Ausgangspunkt bildet ein Streit über die Frage: „wer ist ein Größerer im Himmelreiche!" Die Kleinen unter den Aposteln waren mit den Großen in einen Conflict gerathen. Von welcher Art diese Kleinen waren, das erkennen wir aus V. 11, wo der Satz, daß die Kleinen dem himmlischen Vater lieb und wert sind, darauf begründet wird: „denn der Menschensohn ist gekommen, das Verlorene zu suchen," erkennen wir ferner aus dem Gleichnis von dem verirrten Schaafe, das der Herr den Großen entgegenhält, ebenso aus dem Worte in V. 14 „also ist es nicht der Wille unseres himlischen Vaters, daß eine dieser Kleinen verloren gehe," wonach die Kleinen solche sind, di am Rande des Verderbens gestanden haben. Diese Kleinen, de ren frühere Verirrungen nicht spurlos verschwunden waren, son dern sich in mancherlei Nachwirkungen fortsezten, waren von de Großen, denjenigen, die stets in dem Wege der Gebote Gotte gewandelt waren, an der Spitze Petrus, der immer zur Ueber hebung Geneigte, durch hochmütige Verachtung, die auf sie al miserabel herabsah, geärgert worden, V. 6, und hatten sic für diese Verachtung durch Beleidigungen gerächt, welche zu ver schmerzen namentlich dem Petrus, den sie besonders getroffen hat ten, sehr schwer wurde, V. 21 ff. Wie Petrus der Mittelpunk der Großen war, so liegt es sehr nahe, Matthäus sich als de Mittelpunkt der Kleinen zu denken. Er ist der einzige unter de Aposteln, von dem ausdrücklich berichtet wird, daß er aus einer Sündenleben von Christo herausgerissen wurde, der einzige ver lorene Sohn unter den Aposteln. Der „große Haufe von Zöll nern und Sündern", den er bei dem von ihm veranstaltete Gastmahle Jesu zuzuführen sucht, macht es wahrscheinlich, da er früher in seiner Verirrung der Mittelpunkt eines ganzen Krei ses gewesen war und es recht arg getrieben, sein Gut mit Hure verschlungen hatte u. s. w. Er ist unter den Jüngern, was unte den Jüngerinnen Maria Magdalena, die Sünderin, aus welche der Herr sieben Teufel ausgetrieben hatte. Damit im Einklang steht, was Clemens von Alexandria (Pädag. 2, 1) über sein spätere streng ascetische Lebensart berichtet, er habe kein Fleisc gegessen, sondern nur Sämereien, Beeren und Gemüse. Di Beziehung auf Matthäus tritt, wie es scheint, noch speciell hervo in dem Worte, das der Herr zu Petrus spricht: „so halte ihn für einen Heiden und — Zöllner." Petrus war geneigt, in seinen Bruder und Mitapostel ohne Weiteres den früheren Zöllner z sehen und ihn demgemäß zu behandeln, sich von ihm loszusagen Jesus weist ihn darauf hin, daß das sehr voreilig sein würde.

In dem Apostelverzeichnisse (C. 10, 2. 3) ist Matthäus de Einzige, der Petrus ausdrücklich als den Ersten bezeichnet, ebens auch der Einzige, der seinem Namen den Zusatz: der Zöllner beifügt, der Einzige auch, der seinen Namen dem des Thoma nachstellt: hier Thomas und Matthäus, bei Marcus und Luca Matthäus und Thomas. Das geht alles aus demselben Grund hervor, dem Grunde der Demut. Den Primat des Petrus aus drücklich anzuerkennen, hatte gerade Matthäus besonderen Grund da er in jenem Conflicte mit Petrus und gewiß auch bei viele anderen Gelegenheiten der Anführer der minderen Brüder, fra trum minorum, gewesen war.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 22. April. № 32.

Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik.

(Schluß.)

Hand in Hand damit geht, daß Matthäus der Einzige ist, der in C. 16, 17. 18 die herliche, dem Petrus gewordene Verheißung von der auf ihn zu gründenden Kirche und von den ihm zu erteilenden Schlüsseln des Himmelreiches mitteilt. Die Mitteilung dieser Verheißung bei Matthäus und die Weglassung in dem unter dem Einflusse des Petrus entstandenen Evangelium des Marcus geht aus gleichem Grunde hervor. Zu dem: „der Zöllner" bemerkt Bengel: „Den Petrus, Andreas u. s. w. nent er nicht Fischer, sich nent er den Zöllner." Bei keinem der Apostel findet sich sonst ein ähnlicher Zusatz. Die übrigen Zusätze dienen nur dazu, Gleichnamige von einander zu unterscheiden.

Für den ächt geschichtlichen Charakter des Evangeliums spricht, daß die feindseligen Beziehungen zwischen Jesu und den Oberen des Jüdischen Volkes erst nach und nach in den Vordergrund treten. In Judäa mußten diese Beziehungen schon früh hervortreten, vgl. C. 4, 12 und das Evangelium des Johannes. Da war der Hauptsitz des Pharisäertums, da hatte Jesus es mit durchgebildeten und scharfsichtigen Gegnern zu thun, die im Anfange schon das Ende erkanten. Anders war es auf dem Gebiete, auf dem sich die Darstellung des Matthäus vorwiegend bewegt, in Galiläa. Da hatte Jesus es vorwiegend mit dem einfältigen und verachteten Volke zu thun, und es mußte längere Zeit dauern, bis seine Erfolge unter diesem die Aufmerksamkeit der Oberen in Jerusalem und damit eine concentrirte Opposition hervorriefen. In der That tritt die polemische Seite erst in C. 12 in den Vordergrund. Bis dahin entfaltet sich die Thätigkeit Christi ziemlich ungehindert. Das ist der Gang, den die Verkündigung des Evangeliums noch jezt gewöhnlich nimt. Es dauert einige Zeit, bis der Feind vollkommen orientirt ist, und erst im Angesichte der Erfolge schließt sich die Opposition zusammen. Sehr mit Unrecht hat man an die Stelle des natürlichen Ganges der Ereignisse den schriftstellerischen Plan des Evangelisten gesezt. Er soll, nach Weizsäcker, zuerst, bis zu der Aussendung der Apostel von den „einfachen Kundgebungen Jesu" handeln, dann von den feindseligen Beziehungen. Man muß den größten Zwang anwenden, um von der Aussendung der Apostel an Alles unter den Gesichtspunkt der feindseligen Beziehungen zu bringen. Gleich die Sendung des Täufers hat eine ganz andere Bedeutung. Dann die Parabeln, welche das ganze 13. Cap. einnehmen. Auch die Heilung des Gichtbrüchigen in Cap. 12 wird doch sicher nicht blos wegen des Schlusses erzählt. Dies Durcheinander von Polemischem und Nichtpolemischem, mit Vorwiegen des Ersteren, erklärt sich nur daraus, daß sich die Erzählung einfach den Thatsachen anschmiegt.

In den beiden anderen Evangelien wird überall nur solches vorausgesezt, was bei den Vorgängern bereits berichtet war, wie z. B. Lucas in C. 4, 38 von Simon redet, ohne vorher seine Person eingeführt zu haben, weil diese bereits aus den beiden ersten Evangelien bekant ist. Matthäus dagegen redet von einer ganzen Anzahl von Thatsachen so, daß er die Bekantschaft mit ihnen bei seinen Lesern voraussezt. Das zeigt, daß sein Evangelium zunächst für Leser geschrieben ist, die auf dem Gebiete dieser Thatsachen heimisch und die nicht durch einen längeren Zwischenraum von ihnen getrent waren. Es erklärt sich nur dann, wenn das Evangelium bei Lebzeiten der Apostel geschrieben wurde. Von besonderer Bedeutung ist hier die Erzählung von dem Besuche der Weisen aus dem Morgenlande und was sich daran anschließt in C. 2. Nicht nur, daß alle drei Jüdischen Regenten, deren dieser Abschnitt gedenkt, genau in ihrem anderweitig bekanten Charakter erscheinen, wo bei Herodes nicht blos die argwöhnische und grausame Gemütsart in Betracht komt, sondern die auch anderweitig verbürgte ängstliche Spannung, in die ihn die Messianischen Erwartungen der Juden versezten. Weit wichtiger noch als die Kentnis selbst ist die Art und Weise, in der der Evangelist dieselbe offenbart. Ueberall begnügt er sich mit der bloßen leisen Andeutung, in der Ueberzeugung, daß diese für seine Leser genügt. In Bezug auf Herodes ist hier besonders C. 2, 12 von Bedeutung: „Und da sie im Traume die Antwort erhalten hatten, nicht zu Herodes zurückzukehren, entwichen sie auf einem anderen Wege in ihr Land." Das sezt Leser voraus, welche mit der Persönlichkeit des Herodes und speciell seiner Stellung zu den Messianischen Erwartungen des Volkes genau bekant waren. Was in den Worten: „da er aber gehört hatte, daß Archelaus regiere über Judäa statt des Herodes, seines Vaters, fürchtete er sich, dorthin zu gehen, da er aber im Traume eine Antwort erhalten hatte, entwich er in die Gegenden Galiläa's" von Archelaus blos angedeutet wird, erhält sein Licht durch dasjenige, was Josephus von der Grausamkeit,

Leidenschaftlichkeit und fanatischen Wut desselben erzählt. Und ebenso wird auch der vorausgesezte mildere Charakter des Herrschers über Galiläa von Josephus bezeugt. Der Evangelist sezt es allen seinen Lesern als bekant voraus, daß das Factum der Herrschaft des Archelaus für Joseph ein Grund sein mußte, sich nicht nach Judäa zu begeben, ebenso daß zur Zeit der Herrschaft des Archelaus in Galiläa eine mildere Herrschaft war. Diese nur leise andeutende Weise dient den äußeren Zeugnissen für Matthäus als den Verfasser des Evangeliums zur Bestätigung. Bei einem auch nur etwas späteren Verfasser ist sie nicht erklärlich. „Den Täufer führt Matthäus ganz abrupt in die Geschichte ein." Wie ganz anders verfährt da Lucas, er geht bis auf den Ursprung des Johannes zurück. Was der Evangelist in C. 4, 12 sagt: „Da er aber hörte, daß Johannes überantwortet worden, entwich er nach Galiläa," mußte Lesern vollkommen unverständlich sein, die nicht aus ihrer Kentnis der Geschichte das blos Angedeutete ergänzen konten. Es wird nicht gesagt, von wem Johannes ausgeliefert wurde — aus der Rede Christi in C. 17, 12 ersehen wir, daß es die Pharisäer waren —, ebenso wenig auch an wen. Daß Galiläa Jesu einen sicheren Zufluchtsort gewährte, wird nicht motivirt, sondern als selbstverständlich betrachtet. — Wir finden bei Matthäus die Jünger schon bei der Bergpredigt um Christus versammelt. Sie bilden den engeren Kreis, während die Haufen den weiteren. Auf sie bezieht sich speciell, was der Herr in V. 10—16 von dem Verfolgtwerden wegen der Gerechtigkeit, dem Salz der Erde, dem Lichte der Welt sagt, wie das u. A. die Verweisung auf die Propheten als ihre Vorgänger zeigt, während die sieben ersten Seligpreisungen die Christen überhaupt angehen. Die Berufung der Apostel aber wird nirgends von Matthäus erzählt, sie wird vielmehr als bekant vorausgesezt. Völlig mit Unrecht redet Weizsäcker von einer „Combination der Berufung und der ersten Aussendung der Zwölfe", in Cap. 10. Mit der Auswahl der Jünger hat es dies Capitel gar nicht zu thun, diese wird vielmehr als schon geschehen vorausgesezt. Der Herr spricht zuerst zu seinen Jüngern: die Ernte ist groß u. s. w., C. 9, 37, dann sendet er sie aus in die Ernte. Daß aber der Evangelist die Auswahl der Jünger nicht erzählt, sondern als bekant voraussezt, zeigt, daß er in einer Zeit schrieb, in der die mündliche Tradition noch lebendig war.

Auch das ist von Bedeutung, daß das erste Evangelium uns mitten in den Conflict des Judentums und der werdenden christlichen Kirche stellt und offenbar vor der Zeit der Auseinandersetzung und Scheidung beider geschrieben ist. Man fasse nur die Ausführlichkeit und das sichtbare Interesse ins Auge, mit dem in C. 23 die Rede Christi gegen die Pharisäer mitgeteilt wird, ein Interesse, welches sich nur dann erklärt, wenn die Pharisäer damals noch die das Volksleben beherrschende Macht waren und der Hauptfeind, mit dem das Evangelium zu kämpfen hatte. Ebenso das Eingehen in das Detail der Pharisäischen Satzungen in der Bergpredigt. Mitten in den Kampf mit den Pharisäern versezt uns auch der dem Matthäus allein eigentümliche Abschnitt C. 21, 28—32: „Die Zöllner und die Huren gehen auch voran in das Reich Gottes." Auch Johannes berichtet viel über den Kampf Jesu mit den Pharisäern. Aber da ist es nicht mehr der ganze Kampf, der uns vor Augen tritt. Alles bewegt sich da vorwiegend nur um einen Punkt: die Pharisäer als Gegner der Gottheit Christi, um die sich der Streit mit der heidenchristlichen Irrlehre der Gegenwart bewegte. Das Interesse geht nicht mehr auf die Pharisäer als solche, sondern sie kommen nur noch als bereits gerichtete Vorläufer des heidenchristlichen Antichristes in Betracht, dem ihr Schicksal das göttliche Gericht weissagt. An sich sind sie eine Antiquität, sie werden zum dienenden Mittel herabgesezt. Daß bei Johannes die Auseinandersetzung mit dem Judentum, die bei Matthäus noch die Frage des Tages ist, sich als eine vollendete Thatsache darstellt, zeigt schon das bei ihm ungewöhnlich häufige Vorkommen der Bezeichnung: die Juden, welche das Volk, aus dem die christliche Kirche hervorgewachsen, als ein ihr fremdgewordenes und von ihr losgelöstes neben sie hinstellt. In der dem Evangelium gleichzeitigen Apokalypse erscheinen die Juden schon als die Synagoge des Satans. Das Ereignis, wodurch die Scheidung des Judentums und der christlichen Kirche definitiv vollzogen wurde, war die Zerstörung Jerusalems, und vor dieser muß das Evangelium notwendig geschrieben sein. Mit ihr verlor das Judentum seine Bedeutung, Pharisäer, Sadducäer und alle jüdischen Größen erblichen, Judenchristen gab es von da an nur noch in obscuren Winkeln. Die Wirkungen dieses Ereignisses hat R. Rothe in den Anfängen der christlichen Kirche treffend geschildert: „Schwerlich vermögen wir uns jezt noch den Eindruck, welchen diese Begebenheit auf die damaligen Christen machen mußte, in seiner vollen erschütternden Wirkung zu vergegenwärtigen. Mit einer ungeheuren Gewalt mußte es sie treffen und sie ihre Gegner und ihre Zukunft und ihre ganze geschichtliche Stellung in einem anderen Lichte erblicken lassen. — Der Fluch Gottes hatte die jüdische Gemeinschaft getroffen; es wäre ein Frevel gewesen, sich noch länger mit ihr zu befassen. — Der Allmächtige selbst hatte seine alte Behausung vernichtet, das bisherige Volk seiner Wahl von sich gestoßen und zugleich der neuen christlichen Anstalt vor den Augen der Welt sein Siegel aufgedrückt. — Gott selbst hatte die Bande zerrissen, wodurch sie mit der Anstalt des A. B. verschlungen waren. Von nun an hatte überhaupt das Jüdische sein wirkliches Gewicht und seine Bedeutung verloren. Mit dem Tempel zu Jerusalem war zugleich die Schranke gefallen, welche das Volk Gottes von den Weltvölkern abgesondert hatte." Die zermalmende Gewalt, welche dies Ereignis ausübte, erhellt schon daraus, daß man sich darüber streiten konte, welcher Secte Josephus angehöre. Er gehörte in Wahrheit keiner an. Pharisäer von reinem Wasser gab es jenseits der Zerstörung Jerusalems nicht mehr. Die Thatsache selbst, daß Matthäus für Judenchristen schrieb, zeugt für die Abfassung seines Evangeliums vor der Zerstörung Jerusalems.

Das sind die positiven Gründe für die Aechtheit des Evangeliums; in einem zweiten Artikel wollen wir die Einwendungen gegen dieselbe prüfend durchgehen.

Sem und Japhet.

Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zu Religion und Wissenschaft. Eine Apologie des Christentums vom Standpunkte der Völkerpsychologie. Von Rudolf Friedrich Grau, lic. theol. Repetent und Privatdozent der Theologie zu Marburg. Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching. 1864. 8.

Es ist schwer von obigem Buche eine Anzeige zu machen, ohne es ganz abdrucken zu lassen, ohne wenigstens einen sehr ausführlichen Auszug daraus zu geben. Das erstere würde reiner Nachdruck sein; das letztere verbietet schon der der Natur der Sache nach zugemessene Raum. Versuchen wir also dennoch eine Anzeige, so möge man sie mehr ansehen als eine Aufforderung zur Lectüre, denn als eine Mittheilung des wesentlichen Inhaltes des Buches. Ref. hat lange erwartet und ersehnt, daß die religiösen Gegensätze unserer Zeit einmal von einem ähnlichen Standpunkte aus besprochen werden möchten, wie der des Verfassers ist. Schon ein tieferes Eingehen auf die Natur der Sprache oder das Sprechen und deren Verhältnis zur Gedankenformulirung und Gedankendarstellung müßte die Theologie dahin gedrängt haben; sogar eine richtige Inspirationslehre wird sich ohne ein solches Eingehen (und zwar nicht blos auf die lexikalische und grammatische Seite sondern auf die ganze psychologische Eigenheit der Sprachen) nicht endgültig zu Stande bringen lassen. — Obwohl also nicht Alles einzelne, was in obigem Buche steht, von Ref. unterschrieben werden dürfte, ist doch der Gedankengang im Ganzen und die Schlußfolge in ihren wesentlichsten Theilen ihm erschienen als eine großartige Musik, die seine Sele erfüllte und sein Herz erfreute. Feinden gegenüber, die sich auf die kleinsten Kleinigkeiten der oberflächlichen prosaischen Weltanschauung stellen, hat sich der Verfasser auf den Standpunkt von Mysterien gestellt, die obwol verhüllte, doch tiefe feststehende Wahrheiten predigen, welche den empfänglichen Menschen mit Sturmesgewalt fortreißen, wenn auch von diesen Wahrheiten der welchem die Ohren zum Hören solcher Musik fehlen, gar nichts vernehmen wird. — Wie Taube dem Brausen der Orgel gegenüber, stehen solche Leute vor solchen Ergießungen und wundern sich, was es sei, das die Augen der wirklich Hörenden leuchten läßt.

Daß Völker verschieden seien, das bemerkt wol jeder Mensch — was aber ein Volk sei, wodurch es werde und wie der Geist der Völker auch die zu ihnen gehörigen einzelnen Menschen ergreife, geistig entwickele, zulezt selbst in ihrer äußeren Physiognomie bestimme, das begreifen sehr wenige. Man sieht es deutlich aus dem seichten, oberflächlichen Gewäsch, was in neuester Zeit von Nationalitäten getrieben wird, und an der verkehrten Weise wie man den Gedanken der Nationalität auch politisch als Fundament zu brauchen wünscht, während er längst und allezeit ein solches Fundament war, ohne daß man davon sprach — aber es unbewust in rechter Weise war. Es ist schon eine alte Bemerkung, daß die zum Judentum übergetretenen Araber ganz andere Physiognomien bekommen haben als die mit ihnen von denselben Ahnen stammenden muhamedanischen Araber. Sie haben ein anderes Denken — und (da alles Denken am Ende seine Einheit erhält aus dem Gottesgedanken eines Menschen heraus) sie haben einen anderen Gottesgedanken, darum auch andere Blicke, Gesichtsformen und Körperbewegungen ohngeachtet sie nur unmerklich geringe Mischung mit Leuten israelitischer Abstammung erfahren haben. Mit der Sprache werden Gedankenformationen, mit diesen Weltauffassung, geistiges Hoffen und Haben fortgepflanzt und verbreitet. — Die innerste Kraft, die das Denken einzelner Menschen differenzirt, differenzirt auch die Völker — nicht aber blos das Aeußerliche der Sprache. Wie lange wohnen Juden unter uns, sprechen im Wesentlichen äußerlich in deutschen Worten, und denken und reden doch anders. Wer auf der Chaussee zwischen Erlangen und Baiersdorf spazieren geht und von fern einen Haufen Menschen auf sich zukommen sieht, muß sehr stumpfe Sinne haben, wenn er nicht schon lange, ehe er einzelne Stimmen und Blicke unterscheiden kann, scharf unterscheiden soll, ob er einen Haufen deutscher Bauern oder Israeliten sich gegenüber hat. Im innersten Herzen, im Klingen der Sprache gehen die Völker aus einander nicht in der blos mechanischen Aeußerlichkeit der Wörter. So faßt auch unser Verfasser die Völker und rechnet deshalb ungeirrt durch ihre jüdische Abstammung Spinoza und Heine im Wesentlichen zu den Indogermanen, zu den Semiten wenigstens, welche großestheils abgefallen sind von ihrer angebornen Art und gerade deshalb um so ausgeprägter, gewaltsamer, unnatürlicher den Gegensatz gegen semitisches Wesen in sich aufgenommen haben.

In der Einleitung charakterisirt der Verfasser die Art der Indogermanen (d. h. der Inder, Perser, Griechen, Römer, Kelten, Romanen, Germanen und Slaven) so wie der Semiten (d. h. der Syrer, Hebräer und Araber) im Allgemeinen — er sucht zu zeigen, wie auf jenen Völkern im Wesentlichen Kultur und Fortschritt der Menschheit in Kunst, Wissenschaft, Industrie und Handel ruhen; wie sie auf jedem Punkte der Erde von Europa aus Wurzeln zu schlagen vermögen, und wie, wo ihnen dies gelingt, sie auch die Herrschaft über die Bewohner des Landes erringen — wie sie also auch im Staatsrechte alle anderen Völker überflügeln. Die Semiten dagegen wohnen vom Südwesten Asiens bis zu den Säulen des Hercules und haben bedeutende Ausläufer auch in das Innere Africas gesandt, begleiten aber zugleich in den jüdischen Stämmen die Indogermanen in ihrer ganzen Ausbreitung. Sie stehen in Beziehung auf Kunst und Wissenschaft, auf Industrie und Staatenbildung überall den Indogermanen nach, sind aber überall für die Indogermanen Ausgang der Religion geworden. Judentum, Christentum und Muhamedanismus sind semitischen Ursprungs, aber die christliche Theologie als Wissenschaft gehört ganz den Indogermanen an, daher auch das Christentum in seiner gegenwärtigen Gestalt ein wesentlich indogermanisches Werk, obwohl semitischen Ursprungs ist. Auch die christliche Kunst ist ein Werk der Indogermanen — und in diesen hat sich mehrfach, aber nie so

scharf und entschieden wie in unseren Tagen ein Gegensatz entwickelt gegen die semitische Grundlage des Christentums, ein Gegensatz der christlichen Wissenschaft gegen die Herrschaft des semitischen Elementes in der Kirchenlehre. Verhüllter findet Hr. Grau diesen Gegensatz der Indogermanen gegen Semitisches in dem Einflusse der scholastischen Wissenschaft auf die römische Kirche, und er betrachtet die Reformation als eine Wiederbelebung der semitischen Grundlagen der Kirchenlehre, so daß ihm die römische Kirche als ein indogermanischer Umbau des Christentums erscheint. Die Reformation aber ist dies, zwar nicht in ihrer Grundlage, wol aber in der Entwickelung die in deren Kreisen heute zur Herrschaft strebt, in noch weit höherem Grade geworden. Der Gegensatz der neuesten Zeit, des Pantheismus nämlich gegen das Christentum überhaupt, ist ihm allerdings auch ein Krieg des Indogermanismus gegen den Semitismus; und letztere Behauptung ist ja ohne Zweifel sehr zutreffend. „Die Philosophie der neuen Zeit, soweit sie mit den Dogmen Spinoza's, des abgefallenen Juden, zusammenhängt, und es ist dies bei allen pantheistischen Systemen der Fall, befindet sich im bewußten Widerspruch zum Christentum und zum semitischen Monotheismus überhaupt. Nach ihr ist die Religion und der Glaube ein niederer Standpunct, vielleicht für den großen Haufen nothwendig, aber nur möglich bei großer Beschränktheit des Geistes. Der Glaube muß zum Wissen, die Religion zur Philosophie übergeführt werden."

„Die großen Streitfragen, die unsere ganze Zeit bewegen und die politischen wie die gesellschaftlichen Zustände theils beherrschen, theils wenigstens innig berühren, die Fragen über Glauben und Wissen oder Religion und Wissenschaft, über Kirche und Staat, über Kirche und Schule, über christliche und humanistische Bildung, ja sogar über Conservatismus und Fortschritt wurzeln entweder in dem gewaltigen Unterschiede semitischen und indogermanischen Wesens oder hangen wenigstens eng damit zusammen. Die christliche Religion, unser Glaube, ist semitischen, unsere Wissenschaft indogermanischen, theils antik-klassischen, theils modernen Ursprungs. Die Einen nun, welche den Glauben einer glaubenslosen Wissenschaft gegenüber vertreten, vertreten damit das Semitische gegenüber dem Indogermanischen. Denn die Völker dieses Stammes haben keinen Glauben und keine Religion von sich selbst, da die ihnen ursprünglich eigene Religion, die heidnische, als eine nichtige zu Grunde gegangen ist und ihnen nichts als die Philosophie und Wissenschaft übrig blieb. Die Kirche als die Gemeinschaft der Christgläubigen ist aus dem semitischen Senfkorn gewachsen, wenn auch jetzt die Myriaden der Indogermanen unter ihren Zweigen wohnen. Die christlichen Staaten sind dagegen aus dem den letzteren eigenthümlichen Bildungstriebe gewachsen. Wo nun beider Interessen sich feindlich berühren, da liegt der Gegensatz des Semitischen und Indogermanischen zu Grunde. Das Gleiche gilt von Kirche und Schule, welche letztere der auf die Wissenschaft angelegte indogermanische Geist als ein ihm ursprünglich eigenes Organ seiner Bildung in Anspruch nimmt. Dem indogermanischen Triebe zum

Fortschritte im Staats- und Volksleben stellt sich wiederum ein Streben nach dauernder Erhaltung gegenüber, das sich auf ewige Gesetze semitischen Ursprungs beruft. Daher fällt die conservative Partei ziemlich mit der kirchlichen zusammen; und wo dies nicht statt findet, da gibt es doch für das lebende Glied der Kirche eine Grenze, über die hinaus es dem Fortschritte durchaus nicht folgen kann."

„Als die indogermanischen Völker zum Christenthum übergingen, da ward eine Ehe geschlossen zwischen semitischem Geiste und japhetischem Wesen. Und nicht unfruchtbar an herrlichen Kindern ist diese Ehe bisher gewesen. Aber die Stimmen werden lauter, die auf Lösung dieser Ehe antragen." — „Wir leben in der Zeit, in welcher es nicht nur heißt: Das Semitische muß ins Japhetische übersezt werden — denn dies könte noch im rechten Sinne verstanden werden; sondern man rathschlagt wider den Herrn und seinen Gesalbten: Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile! Was ein seliges Band der Liebe sein sollte, das wird als hemmende Kette, als fesselnder Strick betrachtet."

Wir glauben mit diesen ausgezogenen Worten der Einleitung das Thema, welches die vorliegende Schrift im Großen und Ganzen behandelt, so charakterisirt zu haben, daß verständige Leser dasselbe begreifen. Es dreht sich im Wesentlichen darum zu zeigen, daß Angriffe wie die von Strauß und Renan, die sich auf indogermanischem Grunde kritisch gegen die Quellen unserer Religion wenden, von vorn herein nichtig und fehlgreifend sein müssen, weil sie semitischen Aeußerungen einen Sinn unterlegen, den sie nicht haben, und sie in einer Weise betrachten und behandeln, die gar nicht zu ihnen paßt — daß solche Angriffe der Natur der Sache nach vorbei schießen und nicht treffen mögen sie momentan noch so viele solche indogermanische Naturen erfassen, die von semitischer Art und Auffassung nichts begriffen haben.

Indem der Verfasser nun die semitischen und indogermanischen Anlagen und Aeußerungsweisen im Einzelnen durchgeht führt er sein Thema geistreich, wenn auch vielleicht in manchen Einzelnheiten bestreitbar, doch im Ganzen und Großen vortrefflich aus. Namentlich, um dies Einzelne gleich noch hervorzuheben, zeigt er, daß die Semiten das, was die Indogermanen Geschichte nennen und von Geschichtschreibung fordern, gar nicht besitzen, und daß also allerdings eine Kritik der Quellen der heiligen Geschichte nach der Maasgabe indogermanischer Geschichtschreibung und Quellenkritik von vornherein ein Unsinn sei. Kein der neutestamentlichen Schriften, noch irgend ein Theil derselben könne unter die Kategorie des Wissenschaftlichen gebracht werden „Christus redet weder in einer wissenschaftlichen Form, noch rede er zu einem wissenschaftlichen Zwecke. Die Worte Christi, zumal bei den Synoptikern, die sie in ihrer ursprünglichsten Gestalt aufbewahrt haben, haben nichts von irgend wissenschaftlichem Gepräge an sich; sie kennen keine Ausdrücke der Schule, keine wissenschaftlichen Abstractionen; wie denn Christus durchaus keine wissen

schaftliche Bildung empfangen hatte. Seine Reden sind ohne logisch geregelten Fortschritt, ohne irgend künstliche Dialektik. Sie sind der unmittelbarste Ausdruck des inneren Lebens. Und, was das Bedeutendste ist, sie haben durchaus keinen wissenschaftlichen Zweck. Es gilt Christo durchaus nicht, die Wißbegierde seiner Zuhörer anzuregen und zu befriedigen; er will nicht ihre wissenschaftlichen Vorstellungen reinigen und weiterführen. Ob dieselben überhaupt deren hatten, darauf komt es nicht einmal an. Sondern: es gilt Christo lediglich die Heilsbegierde in den Herzen der Menschen zu erwecken und zu befriedigen. Er spricht nicht für die Köpfe, sondern für die Herzen seiner Zuhörer, so wie er selbst nicht aus seinem Kopfe, sondern aus seinem Herzen herausspricht."

Wir heben nun noch aus, was der Verfasser von S. 42 an speciell über das historische Bedürfnis und die historische Darstellung der Semiten sagt: „Zunächst muß folgender wichtige Unterschied hervorgehoben werden: Die Semiten haben nicht in dem Sinne eine Geschichte und Volksentwickelung, wie sie bei den Indogermanen stattfindet. Es fehlt ihnen, wie noch nachgewiesen werden wird, eine eigentliche politische Entwickelung; aber auch ein wirklicher Kulturfortschritt, da bei ihnen die Spitzen der Kultur: Kunst und Wissenschaft, und — wie sich noch ergeben wird — auch die Gewerbe nicht vorhanden sind. Sie haben nur eine Geschichte, sofern dieselbe auf ihre religiösen Verhältnisse sich gründet. Bei den Arabern begint die Geschichte mit Muhamed; vorher ist die Zeit „der Unwissenheit": nicht nur in dem Sinne, in welchem dies Wort vom Koran selbst gebraucht wird, sondern auch in dem Sinne: daß man überhaupt von dieser Zeit so gut wie richts weiß; in dieser Zeit sind sie ohne Geschichte. Sobald aber die religiöse Begeisterung der ächten Araber aufhörte, hörte auch ihre Geschichte auf; sie fallen in den unveränderlichen Zustand zurück, in welchem das Heute dem Gestern und dies Jahrhundert dem zwanzigsten vor Muhamed gleicht."

„Auch bei dem Volke Israel fällt Geschichte und Geschichte ihrer Religion oder heilige Geschichte zusammen. Ihre Geschichte begint mit der göttlichen Berufung Abrahams. Sie hört auf mit der Zerstörung Jerusalems, mit welcher Thatsache ihre religiöse Bedeutung vorläufig zu Ende geht. Seitdem hat Israel keine eigene Geschichte, sondern nimt nur Theil an der Geschichte anderer Völker*)."

„So wenig nun die Geschichte der Semiten der der Indogermanen analog ist, so wenig auch die beiderseitige Geschichtschreibung. Eine Geschichtschreibung, wie sie die Griechen seit Herodot, oder wie sie die neueren Culturvölker haben, war den Juden gänzlich fremd. Ihre heiligen Geschichtsbücher haben keinen wissenschaftlichen Zweck, wie Herodots Werk, sondern einen religiösen. Nach diesem Zwecke sind sie nun auch eingerichtet; sie enthalten nur, was diesem Zwecke eben dient. Der Hebräer sammelt durchaus nicht Thatsachen als solche aus bloßem Interesse am Geschehenen; er hat nur für Eins Gedächtnis: das ist das Verhältnis zu Gott. Darum beziehen sich alle seine Ueberlieferungen nur darauf. Man betrachte doch nicht das alte Testament als einen Codex ältester Geschichte überhaupt: es ist nur ein Buch der Erinnerung, was Gott der Menschheit gethan und wie diese sich zu ihm verhalten habe. Dies mußte das Volk Israel im Gedächtnisse behalten, um sein gegenwärtiges Verhältnis zu Gott zu verstehen, und nur deshalb hat es jene Ueberlieferung zähe festgehalten. Anderes aber, als sich hierauf bezieht, zu überliefern, lag Israel ganz fern."

„So sind die historischen Schriften des neuen Testamentes durchaus nicht historische Darstellungen in unserem Sinne des Wortes, und es wird ihnen Gewalt angethan, wenn man dieselben Forderungen an sie stellt, die wir vom jetzigen Begriffe der Geschichtsschreibung uns zu machen gewohnt sind. So begint das Urevangelium, das Evangelium Marci, die Geschichte Jesu mit dem Auftreten Johannes des Täufers und bezeichnet diesen Zeitpunkt als „„den Anfang des Evangeliums von Jesus Christus, dem Sohne Gottes"", erzählt also gar nichts von der Geburt und der Kindheit Jesu, was auf dem Standpunkte der Geschichtswissenschaft unerläßlich wäre. Noch weiter entfernt sich in gewisser Beziehung von unserem Begriffe der Geschichtsschreibung das Evangelium Johannis, und eben die verkehrte Auffassung der Evangelien von japhetischem Standpunkte, welche Alles dies außer Acht läßt, hat darum einen unauflöslichen Widerspruch zwischen Synoptikern und Johannis-Evangelium gefunden."

„Entsprechend dem hat nun endlich der Semite auch eine andere Geschichtsbetrachtung, als der Indogermane. Man sehe in Bezug hierauf, wie Paulus in seinen Briefen die alttestamentliche Geschichte ansieht und anwendet. Es zeigt sich hier zugleich, daß dem Juden eine Exegese in unserem Sinne fremd war. Ich führe hier nur an 1. Corinther X, 2—4: da findet

*) „Der Ersatz nun dieses Mangels der Semiten, daß sie keine Geschichte haben, scheint freilich darin gegeben zu sein, daß sie, weil unveränderlich, auch unvergänglich sind. Nur einzelne Zweige der semitischen Race, und zwar solche, welche sich nicht rein gehalten haben von Vermischung mit fremdem, teils hamitischem, teils indogermanischem Wesen, sind verschwunden; so die Aramäer oder arabische Staten auf indogermanischem Boden. Die Wüstenaraber sind heute noch, was sie vor 2000 Jahren waren und scheinen es ewig zu bleiben. Griechen und Römer sind als Völker verschwunden; die Juden sind in der That, was die Sage vom ewigen Juden enthält; sie werden dauern bis zum Ende der Zeiten, ob auch noch so viele Völker vor ihnen verschwinden."

Paulus, der von dem Sacramente in jenem Zusammenhange handelt, in dem Durchgange der Juden durch's Meer eine Taufe auf Moses und im Manna ein Analogon des heiligen Mahles und im Fels der Wasser gab, Christum, den Sohn Gottes, selbst. Oder Galater IV., 21. ff., in welchem Zusammenhange es sich um den Gegensatz handelt von Gesetz und Erlösung, findet Paulus in Sarah und Hagar, den zwei Frauen Abrahams, die zwei Testamente: Gesetz und Verheißung. Besonders zahlreich sind die Beispiele solcher Geschichtsbetrachtung im Hebräerbriefe; man betrachte die Bedeutung, die dem Melchisedek beigelegt wird, oder die Darstellung der alttestamentlichen Geschichte daselbst Cap. XI. in Beziehung auf den Glauben, den die Personen derselben bewiesen haben. Man darf diese Schriftauslegung und Geschichtsbetrachtung nicht mit der s. g. allegorischen Auslegung der alexandrinischen Schule zusammenfallen lassen, wenn sie ihr auch sehr ähnlich scheint. Der bedeutende Unterschied zwischen beiden ist, daß jene nur die Gegenwart in die Vergangenheit hineinträgt oder heraussieht; insofern die erstere die Erfüllung der letzteren ist. Und dazu ist diese Schriftauslegung vollkommen berechtigt, insofern die heilige Geschichte eine organische Entwickelung ist, in welcher der Keim schon die Blüte enthält. Die allegorische Auslegung der Alexandriner dagegen trug die von außen und zwar von den Griechen angenommene Philosophie und Theologie in die heiligen Schriften hinein, um jene zu rechtfertigen."

„Den Semiten fehlt der Sinn für die Vergangenheit, die wissenschaftliche, genau historische Auseinanderhaltung der verschiedenen Zeiten und der einzelnen Umstände, die den indogermanischen Völkern eigen ist. Sie leben zu sehr in der Gegenwart; denn als subjectiven Menschen liegt ihnen wie alles Objective, so auch die Vergangenheit fern. Wie sie von Poesie nur die Lyrik haben, die Poesie der Gegenwart, nicht aber das Epos, die Poesie der Vergangenheit, so fehlt ihnen auch die Wissenschaft der Vergangenheit."

„Fehlt nun aber den Semiten eine Geschichtsschreibung und Geschichtswissenschaft in unsrem Sinne, und liegt der Grund hiervon in ihrem subjectiven Wesen, in welchem sie nicht die objective Mannigfaltigkeit der Zeiten zu unterscheiden vermögen, so hat dagegen das israelitische Volk, die Blüthe der Semiten, eine hiermit zusammenhängende positive Begabung, die dem Indogermanen fehlt. Historiker besitzt Israel nicht, wohl aber Propheten. Darum auch die s. g. historischen Bücher vom Buche Josua an bis zu den Büchern der Könige nach althebräischer Auffassung unter die prophetischen Bücher gerechnet werden. Ihre Geschichtschreibung und Geschichtsbetrachtung ist wesentlich eine prophetische, nicht historische."

„Um das Wesen vergangener Zeiten zu erkennen, muß der Historiker ein Prophet sein; denn das Wesen ist ein verborgenes; wie denn Friedrich von Schlegel mit Recht alle Historiker rückwärts schauende Propheten genannt hat. Wenn es aber nicht blos der Wissenschaft, sondern der Prophetie bedarf, aus den Zeichen gegenwärtiger Zeiten ihr Wesen zu erkennen, wie viel mehr bedarf es derselben für die dunkle Vergangenheit. Dem hebräischen Geschichtsschreiber kam es nicht sowol auf die Verschiedenheit der Thatsachen und Zeiten an, sondern auf die Einheit in der Mannigfaltigkeit; es galt ihm Darstellung des Einen, ewigen Reiches Gottes in allen von einander noch so verschiedenen Zeiten und Verhältnissen. So betrachtet nun auch Paulus die Geschichte. In dem Fels der Wüste, welcher Wasser gibt, sieht er den gegenwärtigen und ewigen Christus; in jenen Thatsachen der Speisung durch Manna und des Durchzugs durch's Meer sieht er die Sacramente des neuen Testamentes; in dem Verhältnisse der beiden Frauen Sarah und Hagar sieht er das Verhältnis von Gesetz und Evangelium. Desgleichen sieht der Verfasser des Hebräerbriefes in Melchisedek den König und Priester des neuen Testamentes und im Leben der Frommen des alten Testamentes nur die Beweisung desselben Glaubens, der von den Frommen des neuen Testamentes gefordert wird. So redet auch Paulus von Abraham im Römer- und Galaterbriefe. Was das alte Testament von der vergangenen Zeit und für dieselbe enthält nicht darauf komt es an, sondern was es für die Gegenwart ist und sagt. „Zu unserer Ermahnung ist Alles geschrieben, de zu uns das Ende der Zeiten gekommen ist."

„Die Geschichtsbetrachtung und Geschichtschreibung des Hebräers ist ebenso prophetisch, wie seine Betrachtung der Zukunft. Beides ist bei dem Hebräer nicht Wissenschaft, denn die Wissenschaft ist nicht prophetisch, wie die Prophetie nicht auf dem Weg der Wissenschaft entsteht, nicht an sich Wissenschaft ist. Sondern die ganze Prophetie der Hebräer, sowol die rückwärts als die vorwärts schauende, beruht auf dem vollen Besitze und voller Verständnisse der Gegenwart, d. h. des gegenwärtigen Gottes. Das ist der Gott der Vergangenheit und Zukunft: wer nun diesen gegenwärtigen Gott erkent seinem Wesen nach, der ist im Stande, von der Gegenwart auf die Vergangenheit und Zukunft zu schließen, d. h. von dem gegenwärtigen Gotte auf den vergangenen und zukünftigen, weil es der Eine selbige Gott ist. Es ist mit anderen Worten der Glaube an den gegenwärtigen Gott der sie die Geschichte prophetisch, d. h. nach ihrem Wesen erkennen ließ, wie er ihnen die Zukunft offenbarte. Weder hier noch dort kann freilich der Glaube Tag und Stunde, Ort und Name des Einzelnen offenbaren; wol aber ist in dem Glauben an den gegenwärtigen Gott das Wesen, sowol der Vergangenheit als der Zukunft gegeben. So sagt in Bezug auf jene der Verfasser des Hebräerbriefes: „„Im Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes gegründet sei u. s. w."" Der gegenwärtige Glaube an den allmächtigen Gott enthält jene Thatsache der Vergangenheit, die Urthatsache aller Geschichte, in sich, so daß diese Erkentnis mit dem Glauben notwendig gegeben ist. Und wiederum heißt es: „„Das Zeugnis Jesu ist der Geist der Weissagung: Wer das Wort Jesu im Glauben hat, der hat damit das Wesen der Zukunft erkant, weil Jesus die Offenbarung dessen ist, der da ist und der da war und kommen wird.""

„Die Geschichtschreibung des alten Testamentes ist durch und durch prophetisch, obwol sie auch auf Ueberlieferung ſi

stützt; diese Ueberlieferung aber hat durchaus nichts mit Geschichtswissenschaft zu thun. Das Licht, in welchem die Thatsachen dargestellt sind, ist ein prophetisches, d. h. beruhend auf den Erfahrungen der Gegenwart. Wie Gott die Welt geschaffen hat, ist nicht von Adam tradirt worden, sondern ist vom prophetischen Geschichtsschreiber geschaut worden in der Weise, wie jene Stelle des Hebräerbriefes besagt."

„Von dem gegenwärtigen Verhältnisse des Glaubens an Gott ausgehend, hat der Hebräer für die Vergangenheit nur Sinn, sofern sie mit dieser Gegenwart zusammenhängt. Was über dies Verhältnis zu Gott hinausgeht, kümmert ihn nicht. Was sich dagegen in den früheren Zeiten auf dies Verhältnis bezieht, haftet unauslöschlich in seinem Sinne, ebenso wie sich die Sehnsucht nach der Vollendung dieses Verhältnisses über alle irdische Befriedigung hinaus in die Zukunft streckt. Wie daher Israels Erinnerungen zurück bis in die Ewigkeit reichen, so auch seine Weissagungen vorwärts bis in die Ewigkeit; das ist nur möglich, weil dies Volk mit dem Herrn der Zeiten verknüpft war, mit dem der da ist und war und sein wird. Das kömmt ihm allein zu unter allen Völkern der Erde. Die Geschichte der Araber beginnt mit Muhamed; vorher ist die Zeit der Unwissenheit, die Zeit ohne Geschichte, wie ohne Geschichtschreibung. Israel hat von Anfang an in einem Zusammenhang mit Gott gestanden; daher gehen auch seine Erinnerungen bis in den Anfang der Welt. Aber diese Erinnerungen beziehen sich wesentlich nur auf das Verhältnis der Menschheit zu Gott. Daher kömmt wol dem Volke des alten Testamentes eine heilige Geschichte und Geschichtschreibung zu, nicht aber eine Profangeschichte und die Wissenschaft der Geschichtschreibung, wie sie den Indogermanen, den Völkern profaner Geschichte eigen ist."

Wir haben nun wol in diesen ausführlichen Auszügen sattsam den Standpunkt des Verfassers angedeutet und fügen nur hinzu, daß seine Schrift uns das Bedeutendste zu sein scheint, was bisher gegen Strauß, Renan und Consorten geäußert worden ist, da sie auf alle kleinliche Polemik, auf alles Antworten auf Dummheiten und Beschränktheiten verzichtet, dagegen aber den Gegnern ihren ganzen Standpunkt als einen beschränkten und verfehlten, ungehörigen unter den Füßen wegzieht. Fügen wir zum Schlusse nur noch ein Wort des Verfassers hinzu, was uns auch sein Resultat dieser großartigen Anlage seiner Gegnerschaft gegen die Feinde der geoffenbarten Religion klar macht: „Als der Mensch von Gott abfiel und aus seiner Gemeinschaft heraustrat, da hörte die ursprüngliche Gegenwart Gottes in der Welt für die Menschen auf. Seit jener Zeit ist ein Unterschied zwischen Himmel und Erde, zwischen dem Orte wo Gott wesentlich und absolut ist und den irdischen Räumen, in denen er nur verborgen (durch die von ihm ausgeströmte Ordnung?) waltet. An feste Gesetze gebunden, in bestimmte Schranken eingeschlossen ist das Leben der Gottverlassenen Welt, und der Mensch vermag sie nicht zu übertreten noch zu durchbrechen. Die starken Engel Gottes, die mächtigen Gewalten wachen über die Gesetze des Reiches der Natur; keine irdische Macht kann sie überschreiten. Nur wenn in dieses Land von dem fernen Könige ein Bote kömmt mit Vollmacht, den königlichen Willen zu vollbringen, dann hören die niedern Gewalten auf, in Kraft zu sein; es gilt der allerhöchste Wille. Die Thaten der Männer Gottes, der Träger der Offenbarung', die sie gethan haben über die natürliche Ordnung der Dinge hinaus, die sind geschehen im Namen und in Kraft des höchsten Herren der Natur von denen, die mit der Vollmacht Gottes ausgerüstet waren." H. Leo.

Moses Mendelssohn im Verhältnis zum Christentum.

(Schluß.)

Ganz ehrlich stellt sich Mendelssohn in die Reihe der Rationalisten, die er als Unitarier bezeichnet und weist im Einzelnen die wesentliche Uebereinstimmung zwischen den aufgeklärten Juden und den aufgeklärten Christen nach. Die Punkte, in denen sie beide von einander abweichen, hält er für zu unwichtig, um darüber einen Streit anzufangen, diese könten vorläufig noch dahingestellt bleiben. Sehr eigentümlich ist aber folgende Stelle aus seinen Betrachtungen über Bonnet's Palingeneste, in welcher er den Unitariern die Orthodoxen als Athanasier entgegensezt und schließlich in dem zusammenfassenden Urteil ein überraschendes Zeugnis für die Wahrheit ablegt, einen edlen Wahrheitssinn verräth.

Es heißt dort:

„Ich habe die Religion der Christen nach dem Lehrbegriff des Athanasius vorgestellt. Nun weiß ich, daß verschiedene angesehene Lehrer und Gemeinden von dieser Lehre abgehen und teils öffentlich, teils insgeheim die christliche Religion auf ihre erste Einfalt zurückbringen, indem sie Christum nicht als Person der Gottheit, sondern als außerordentlichen Menschen, heiligen Propheten gleich Moses oder noch größer verehren, nicht anbeten, der die natürliche Religion der Tugend und Weisheit hat in ihr Recht einsetzen und dadurch die Menschen ihrer Glückseligkeit versichern wollen. Die Stellen im Neuen Testamente, die den Athanasiern günstig sind, erklären sie durch exegetische Künste zu ihrem Vorteile oder doch so, daß sie Nichts beweisen. Das sind die Unitarier, wie sie in England eine besondere Kirchengemeinschaft bilden.

Wenn ich nun in meiner Einfalt lese, so scheint mir zwar der natürliche Sinn der Worte auf die Seite der Athanasier zu neigen. Allein exegetische Untersuchungen sind nicht meine Sache." —

Man hat gefragt, welche Richtung unter den heutigen Juden dem Christentum näher stünde, die orthodoxe oder die Reform-Richtung? Die Einen meinen, ein an seinem Gesetz unbedingt festhaltender Jude sei eher für den Herrn zu gewinnen, die Andern erblicken in der Reformpartei eine Annäherung an das Christentum. An und für sich sind beide Richtungen dem Christentum gleich nah und gleich fern. Beide läugnen die Erlösungsbedürftigkeit, wie die Thatsache der Erlösung. Die Einen trennt die hohe Brustwehr ihrer Ueberlieferung von uns, die

Andern die tiefe Kluft ihrer Aufklärung. Indessen sind bisher die orthodoxen Juden in dem Urteil der Christen zu sehr begünstigt und die andern gar zu sehr zurückgesezt worden. So sagt der Bibelübersetzer v. Meyer über Mendelssohn in einer Kritik des Buches „Jerusalem“: „die Aufklärung bietet eine Schüssel voll Hunger und einen Becher voll Durst. Mendelssohn hat die Juden einen Sandweg geleitet, auf dem man nicht weiter komt und am Ende verschmachtet liegen bleibt. Da ruft man denn: „Brot! Brot!“ Von Hunger aber lebt kein Mensch und von Durst kann er nicht trinken.“

Gewiß ist es Thatsache, daß durch die Aufklärung, die über die jüdische Volksreligion hinausgeht, das Judentum nicht regenerirt, sondern zerstört wird, ganz so, wie der Verfall des griechischen und römischen Heidentums durch die Philosophie mitbewirkt wurde, welche über die heidnische Volksreligion hinausging. Aber so wenig wir uns der Zerstörung freuen können, so wenig dürfen wir den Riß hinwegwünschen, der als verdientes Gericht um den Rabbinismus wankend gemacht hat. Der Prozeß der Auflösung im heutigen Judentum ist ein sehr wichtiger, ein unaufhaltsamer; es ist auch ein Weg des Herrn. Er hat ein Neues vor mit diesem Volke, darum muß das Alte brechen. Das ist ein negativer Fortschritt.

Der Talmudismus hat sich überlebt und sich für die gebildeten Juden unserer Zeit als völlig unhaltbar erwiesen; sie fühlen sich durch die Beobachtung aller Satzungen nicht befriedigt und suchen es eben anderswo, als im Judentum. Wir müßten allerdings bedauern, wenn Mendelssohn Bedürfnisse in den Juden geweckt hätte, deren Befriedigung unmöglich wäre, wenn es nicht anders mit all den tausend Gebildeten in Israel bestellt wäre, als daß sie vor Durst verschmachtet am Wege liegen blieben, wenn keine Lebensmacht die in der Wüste Niedergeschlagenen erreichen könte. Aber wie manch' Einen von ihnen hat gerade seine innere Leere, sein Nichts nach dem Brot des Lebens und nach dem lebendigen Wasser verlangen gemacht. Diese höheren Bedürfnisse werden nur durch das Evangelium von Jesu Christo, dem erschienenen Messias Israels, befriedigt.

In die, durch die moderne Cultur geschossene Bresche muß nicht blos, sondern kann nun auch das Evangelium eintreten. Denn, während in der Orthodoxie verwirrendes Vorurteil und fanatischer Haß ihm gegenüberstehen, hat die Reformpartei eine negative Empfänglichkeit und Unbefangenheit, ja ein günstiges Vorurteil für alles Christliche in Institutionen und Lebensverhältnissen. Die Humanität und Cultur ist und bleibt doch für das Christentum Vorarbeit. Sie schafft wenigstens die äußern Hindernisse fort und macht immerhin passive Aufnahme des Evangeliums möglich. Die wahre Cultur ist niemals die Feindin des Christentums, auch bei Israel nicht. Cultur wird und muß als propädeutischer Factor das Christentum bei den Juden fördern. Es ist gerade Aufgabe der christlichen Kirche, in diese Vorarbeit einzutreten. Denn die Cultur kann niemals die Bekehrung bewirken, sie ist nur ein indirecter Weg des Herrn zu Israel! Jeder Christ hat's erfahren, daß

nur auf geradem, directem Wege der Herr unser hochmütig Herz berühren, brechen muß, daß nur die Verkündigung des Evangeliums von dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland das Herz zu lebendigem, bußfertigen Glauben bringt. Und darum gilt's gerade jetzt, in der Zeit der Emancipation, wo die Schranken des Verkehrs zwischen Juden und Christen fallen, damit nicht Fleischesheilande Israel in eine falsche Cultur verlocken, an Israel in Kraft und Lebensfrische das Evangelium von Christo heranzubringen, und das ist Mission. Jeder Christ hat diese Mission, aber so lange die Christenheit noch selbst vielfach in den Banden des Fleisches liegt und ihrer Pflicht nicht obliegen kann, muß dies eine besondere Mission thun, und wenn sie auch nichts weiter thun könnte, als mit dem Auge theilnehmender Liebe die Juden anzublicken und das Gewissen der Christenheit für ihre Pflicht zu schärfen, — sie hätte Segen genug!

Die Thatsachen bestätigen meine Ansicht. Gerade in der Zeit der Emancipation, wo mit dem Judentum kein Märtyrertum mehr verbunden ist, wo so große Vorteile wie früher die Juden nicht mehr locken können, sind so viele von ihnen zum Christentume übergegangen, als nie zuvor, und bei Weitem die meisten waren aufgeklärte. Spricht man noch vielfach von Uebertritten aus äußern Rücksichten und bedauert sie mit Recht auf der einen Seite, so kann man doch auf der andern Seite nicht läugnen, daß die Befreiung von der bürgerlichen und gesellige Schranke das Verlangen nach der Aufhebung auch der lezten der religiösen Schranke notwendig hervorrufen muß. Es ist wenigstens das Gefühl, das sie zum Christentum hinzieht, bei den Culturjuden durchgehend, daß erst mit der Annahme des christlichen Glaubens sie ihrem Bildungsbedürfnis völlig Genüge gethan haben.

So haben wir das seltsame Schauspiel, die zahlreichen Nachkommen Mendelssohn's selbst, mit Ausnahme eines einzigen zum Christentum übertreten zu sehen, unter ihnen den berühmten Musiker Felix Mendelssohn-Bartholdy, den frommen Sänger des „Elias“ und des „Paulus“. Das ist Ernte, welche jüdische Aufklärung zeitigt. Unter den vielen Juden, die durch das Medium der modernen Cultur dem Christentume nahe kamen, ohne schon sogleich tiefere Erfahrungen am eigenen Herzen gemacht zu haben, zählen wir vor Allen August Neander, der vor seiner Taufe eine eigentliche Bekehrungsgeschichte nicht erlebt hatte.

Es erwächst daraus für die christliche Kirche der hohe Beruf, die wahre Humanität fort und fort zu pflegen und mit der Liebe des Apostels, der den Juden ein Jude zu werden wünscht, auf daß er ihrer Etliche selig mache, das Bildungsbedürfnis der heutigen Reformjuden nicht vornehm abzuweisen, sondern wach und mutig auf diese berechtigten Bedürfnisse einzugehen, ihnen die Ueberlegenheit christlichen Geistes und christlicher Gesinnung zu zeigen und nachzuweisen, daß in Jesu Christo alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis, aber auch alle Kräfte der Heiligung und Liebe verborgen sind.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 26. April. № 33.

Die biblische Geschichte in der Schule.

Lehrbuch der biblischen Geschichte von Heinrich Friedrich Flügge, Hauptlehrer am Seminar zu Hannover. Hannover, 1862 und 1863. gr. 8. I. 350 S. II. 344 S. 2. Aufl. 1865.

Es ist erquicklich, zu sehen, wie die fleißige und gesegnete Arbeit im Weinberge des Herrn unbekümmert um das Niederreißen und Verwüsten der wilden Säue ihre Wege weitergeht. Da öffnen sich in aller Stille immer neue Quellen, welche befruchtend und segnend den Garten Gottes durchrieseln und mit ihren hellen Wassern die durstenden Selen erquicken und laben. Es kommen ja freilich auch die Gewitterstürme, und die wilden Wasser wälzen verheerend ihre schmutzigen und schlammigen Fluen daher, daß wir erschrecken über die Verwüstungen, welche sie anrichten. Aber wenn diese Wetter längst vorüber, und ihre wilden Wasser verlaufen sind, so rieseln diese befruchtenden Quellen nach wie vor segnend durch die Felder.

Zu ihnen rechnen wir das oben näher bezeichnete Lehrbuch der biblischen Geschichte. Es ist die Frucht einer neunjährigen stillen Arbeit im Schullehrer-Seminar zu Hannover, und recht eigentlich aus der Praxis für die Praxis entstanden. Der Verfasser bemerkt in der Vorrede: „Zu dem Entschlusse, diese Aufzeichnungen für den Druck zuzurichten, hat mich der Wunsch veranlaßt, die Seminaristen auf ein Buch verweisen zu können, welches ihnen die Vorbereitung auf die Repetition erleichtere und ihnen Gelegenheit gebe, das, was sie im Seminarium gelernt haben, später wieder aufzufrischen. Ich hoffe, daß es von dem jetzigen Gesichtspunkte aus auch meinen ehemaligen lieben Schülern willkommen sein werde, und daß sie gern aufs Neue mit mir die grünen Auen des Wortes Gottes durchwandern und an seinen Lebenswasserquellen lagern werden. Vielleicht, so habe ich mir gedacht, geschieht auch anderen Lehrern mit der Herausgabe dieses Buches ein Dienst, und es würde mich herzlich freuen, wenn ich in demselben meinen Mitarbeitern im Schulamte eine Handreichung leisten könte."

Diese bescheidenen Zwecke und Wünsche des Verfassers dürfen im vollen Maße durch seine Arbeit erfüllt sein und, wie die so bald nötig gewordene, soeben vollendete zweite Auflage des ersten Bandes beweist, in immer höherem Maße in Erfüllung gehen. Doch wollen wir hinzufügen, daß wir das Buch nicht blos auf allen evangelischen Seminarien als Stützpunkt und Leitern des allerwichtigsten Unterrichtszweiges eingebürgert sehen möchten, sondern daß es auch die Seminaristen in das Amt und Leben hineinbegleite, und recht vielen Personen zur Hand stehe, um bei den durch das Amt gegebenen Veranlassungen wieder ein- und angesehen zu werden. Neben dem Gerlach'schen Bibelwerke für seine Zwecke wird es zur Orientirung in den täglich wiederkehrenden Fällen der mannigfaltigsten Praxis ausreichen, um ein sicherer und verläßlicher Führer zu sein.

Diese unsere aus dem Gebrauche des Buches erwachsene und bewährte gute Meinung wollen wir durch Hervorhebung der wesentlichsten Vorzüge desselben näher beleuchten.

Dahin rechnen wir denn zunächst die Kraft, Treue und Sicherheit des fröhlichen Glaubens, womit der Verf. den Zeugnissen der heiligen Schrift als der göttlichen Offenbarung gegenübersteht. Vom Anfang bis an das Ende hinaus fühlt der Leser das von dem Odem Gottes angehauchte und darum mit der rechten Liebe für seine Arbeit durchwärmte Herz.

Dahin rechnen wir weiter die durchsichtige Klarheit der Darstellung und die zweckmäßige Gruppirung des Materials, welche wir insbesondere im ersten Bande, der das Alte Testament behandelt, anzuerkennen haben, nicht weil sie im zweiten Bande etwa fehlte, sondern weil die richtige Behandlung der alttestamentlichen Bücher, wie überhaupt, so in dieser Beziehung so viel schwieriger ist. Die geschichtlichen Beziehungen der einzelnen Ereignisse sind neben dem fortlaufenden Faden der so bedeutungsvollen Genealogie klar hervorgehoben und auch da übersichtlich zusammengestellt, wo die Geschichte der beiden Reiche in ihrem Verhältnisse zu einander und zu den benachbarten heidnischen Reichen verwickelter und schwieriger wird, während zugleich die Wirksamkeit der einzelnen Propheten und die Charakterisirung ihrer Bücher an der historisch erkenbaren Stelle eingewoben wird. Es ist dieser Vorzug um so mehr anzuerkennen, als auf der anderen Seite Alles knapp und kurz genug gehalten ist, um den Umfang des Buches in mäßigen Schranken bewahren zu können, wodurch denn wieder erreicht ist, daß der Preis die Anschaffung nicht erschwert, während beim täglichen Gebrauche die Vorbereitung für den Unterricht nicht so zeitraubend wird, daß sie oftmals aus Scheu vor dem erst zu bewältigenden Stoffe unterbleiben würde. Diese beiden scheinbar untergeordneten Gesichtspunkte sind gleichwol für die Fruchtbarkeit des Buches wesentlich.

Bei aller Beschränkung aber, die sich der Verf. aufgelegt hat, ist das Buch für seine Zwecke ein durchaus vollständiges zu nennen. Jedes einzelne Buch der heiligen Geschichte ist in seiner

Totalität sowol, als in den wichtigen oder schwierigen Einzelheiten geschichtlicher Persönlichkeiten und Ereignisse beleuchtet, während sparsame Anmerkungen unter dem Texte schwierige Worte oder dunkle Uebersetzungen kurz und bündig erklären und Missverständnisse beseitigen.

Teils an den geeigneten Stellen im Contexte, teils in einem kurzen Anhange zu beiden Bänden bringt der Verf. dasjenige herbei, was sonst zum Verständnis und zur rechten Würdigung der biblischen Geschichte notwendig ist. Wir rechnen dahin, was über die Bundesschließung, über die gottesdienstlichen Einrichtungen, die Stiftshütte, die Priester und Leviten, die Opfer, die Reinigungen, den täglichen Gottesdienst und die Feierzeiten, über Prophetie u. s. w. gesagt ist, so wie wir denn auch die kurzen bibelkundlichen Bemerkungen über die einzelnen Schriften des A. und N. T. nicht verschmähen wollen. Aus dem Ganzen wird der Leser sehen, daß es dem Buche an Vollständigkeit nicht fehlt.

Auffallend ist uns gewesen, daß der Verf. das Buch Hiob, das übrigens so gut charakterisirt ist, ganz allein in den Anhang gebracht hat. Es wäre zu wünschen, daß dasselbe an geeigneter Stelle in das Ganze verwebt würde. Es verliert durch diese eigentümliche Stellung in dem Anhange an Ansehen und Bedeutung.

Zum Schluß wollen wir noch hervorheben, daß das Lehrbuch ein wesentlicher Fortschritt auf dem nie ruhenden, nie endenden, immer aufs Neue wieder anhebenden Gebiete der biblischen Erforschung ist, nicht in dem Sinne, daß der Leser hier gelehrte Erschließungen oder neue nicht gekante Gesichtspunkte der biblischen Geschichte zu erwarten hätte, was nicht der Fall ist, wie denn der Verf. auch dergleichen Ansprüche auf seine Arbeit nicht erheben dürfte, aber in dem Sinne, als sich's der Verf. hat angelegen sein lassen, das bis dahin vorhandene Material gewissenhaft zu benutzen, so daß man sagen kan, daß das Buch auf der frischen Höhe des Tages steht. Es liegt ihm überall ein ernstes Studium des Vorhandenen zu Grunde, ohne daß die Selbständigkeit der Arbeit als eines Ganzen zu verkennen wäre, und wie denn z. B. das Studium der Geschichte des Alten Bundes von Kurtz, soweit dieses leider schon seit zehn Jahren nicht fortschreitende Werk vorhanden ist, erkenbar ist, so finden wir auch das Studium der Hengstenbergschen und anderer einschlagenden Werke wieder, während auch die Benutzung der seither erschienenen Predigten von Petri, Löhe, Stier, Münkel ꝛc. nicht verschmäht worden ist, die lezteren selbstverständlich nur in Beziehung auf das Verständnis und die Behandlung einzelner Partien des N. T., soweit sie zu den son- und festtäglichen Evangelien verwandt sind.

Uebrigens bemerken wir noch, daß das N. T. besonders eingehend, und zwar vorzugsweise das göttliche Leben des Herrn mit besonderer Liebe bearbeitet ist. Die Schwierigkeit der Anordnung des Stoffes von der Versuchungsgeschichte bis zur Auferweckung des Lazarus dürfte der Verf. gefühlt und nicht immer überwunden haben.

Auf Einzelnes einzugehen, liegt nicht in unserer Absicht, am wenigsten wollen wir mit dem Verf. über abweichende Auffassungen

hinsichtlich des Verständnisses oder der Behandlung einzelner schwieriger oder dunkler Partien rechten.

Wir wünschen, daß aus dem Buche auf den Seminarien gelernt werde, daß es bei den Schullehrern zu Hause sei und in den Bibliotheken der Pastoren und Candidaten, die hier Vieles lernen können, nicht fehle. Vor Allem aber wünschen wir, daß das Wort beherzigt und erfahren werde, womit der Verf. seine ganze Arbeit schließt: „Der heilige Geist, unter dessen besonderer Einwirkung die heiligen Schriften des A. und N. T. von den Propheten und Aposteln verfaßt sind, ist in ihnen wirksam, um vermittels ihrer zur Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum zu unterweisen; unter Erleuchtung durch denselbigen heiligen Geist, der ihre Verfasser zu ihrer Abfassung tüchtig gemacht hat, wollen sie gelesen sein, und den hat Gott zu geben verheißen denen, die ihn darum bitten."

Bei dieser Gelegenheit sei es uns erlaubt, uns über etliche wichtige und wesentliche Stücke in Betreff des Unterrichts der biblischen Geschichte in der Schule, dem ja vornehmlich das Flüggesche Lehrbuch dienen soll, auszusprechen.

Ueber die Wichtigkeit dieses Unterrichts wird kein Christ, insbesondere kein Lehrer und Prediger, in Zweifel sein. Dennoch fühlen wir uns gedrungen, Angesichts der vorhandenen thatsächlichen Erscheinung noch einmal ausdrücklich darauf hinzuweisen, und wenn wir auch wesentlich hier und in den folgenden Ausführungen die Volksschule im Auge haben, so wollen wir doch auch darauf aufmerksam machen, daß dieser Unterricht in immer anderer Gestalt und Weise auch in keiner Klasse unserer Gymnasien und anderen höheren Schulanstalten fehlen dürfte. Wie sehr es auch gerechtfertigt erscheint, daß in allen Schulen je nach verschiedenem Maßstabe ein Stück Kirchengeschichte getrieben werde, so bedauern wir doch, erfahren zu haben, daß manche Religionslehrer, insbesondere in den höheren Klassen, sich an diese auf Kosten der immer tieferen Einführung in die biblische Geschichte verloren haben, in der Meinung, daß die biblische Geschichte wesentlich für die jüngeren Stufen und unteren Klassen gehöre, und ohne zu bedenken, daß die immer tiefere und vollere Auffassung derselben kein Maß und Ziel hat. Insbesondere halten wir dafür, daß in dieser unserer Zeit dem tumultuarischen Niederreißer der Renan, Schenkel, Strauß ꝛc. gegenüber die tiefere und eingehendere Erschließung dieses heiligen Lebensquells nicht stark genug betont werden könne. Allerdings muß der rechte Mann dafür vorhanden sein, und es ist heilige Pflicht der Ober-Schul-Collegien und Schuldirektoren, vor den Schwierigkeiten nicht zurückzuschrecken, welche der Entfernung untüchtiger Subjekte und der Gewinnung tüchtiger Kräfte entgegenstehen, bis sie überwunden sind. Die Verantwortlichkeit ist groß. Freilich so sieht es nicht mehr auf unseren Gymnasien aus, als zur Zeit unserer Jugend. Als wir vor etwa 40 Jahren ein damals berühmtes und blühendes Gymnasium nach bestandener Maturitätsprüfung verließen, hatten wir die Bibel kaum je, weder in der untersten

noch in der obersten Klasse, in der Hand gehabt, und namentlich noch Nichts gehört von Joseph, David, Paulus oder irgend einem anderen der heiligen Männer, als etwa ihre Namen, und wir erinnern uns noch sehr genau, daß wir darüber nachdachten, was das wol heißen sollte, wenn die liturgischen Gebete mit den Worten schlossen: „um Jesu Christi willen". So sieht es allerdings nicht mehr aus, aber das ist doch auch gewiß, daß auf vielen unserer Gymnasien keineswegs das große Gewicht auf die Berufung geeigneter und tüchtiger Männer zu Religionslehrern gelegt wird, welches die Sache erheischt. Mögen immerhin unfähige Humanisten, Grammatici, Historici, Mathematici mitunterlaufen — die Sache ist zu beklagen um der armen Schüler willen, die lernen sollen von Jemand, der nicht lehren kann, oder auch gelegentlich selber nicht weiß, was er doch lehren soll, aber schlimmer, viel schlimmer steht es um ein Gymnasium, wenn der Religionslehrer seiner Stellung nicht durchaus gewachsen ist, denn da handelt es sich zulezt um der Selen Seligkeit. Uns ist ein Gymnasium bekant, das unter den Augen und der Oberaufsicht eines herzoglichen Consistorii bis vor etwa zwei Jahren einen Religionslehrer duldete, mit dem die Schüler in allen Klassen, sogar in den Tageblättern, ihr Gespött trieben, und die Religionsstunde war die Stunde des Skandals — jahrelang. So etwas ist himmelschreiend. Ob es nach der Entfernung desselben wesentlich besser geworden, ist uns nicht bekant geworden. Aber schlimmer konte es nicht werden — ein Zeichen, daß es die Belassung der Gymnasien unter der Oberaufsicht der Consistorien allein nicht thut. Denn dieser schlimmste Uebelstand blieb, ungeachtet das Consistorium seinen Sitz an dem Orte des Gymnasiums hatte und hat. Die Consistorialräthe konten alle Tage durch eigene Söhne davon hören. An einem anderen Gymnasium desselben Landes trat ein Gymnasiallehrer darum aus einer bestehenden Lesegesellschaft aus, weil darin auch die Evangelische Kirchenzeitung gehalten werden sollte.

Doch wir lenken zur Sache ein, wollten auf die Wichtigkeit des Unterrichts in der biblischen Geschichte zunächst in den Volksschulen hinweisen, und erinnern hier an das Wort: „Geboren werden wir aus der Schrift." Denn dieses Wort behält seine ewige Geltung auf jeder Stufe geistlicher Entwickelung und Lebens, wie für den Studiosus der Theologie, so für den in seinem Amte gereiften und erfahrenen Pastor, und nicht minder für den gelehrten Doktor der Theologie. Wer diesen Spruch auf irgend einer Stufe vergessen wollte, würde damit aller Wirksamkeit, der gelehrten, wie der praktischen, den ernährenden Saft entziehen und seinem Lebensbaume Wurzel und Krone abschneiden, daß er notwendig vertrocknen müßte. Was aber für den von der gelehrten theologischen Wissenschaft getragenen Geistlichen gilt, das gilt auch von jeder Christensele. Sie muß immer wieder zu dem Quell geführt werden, und es gibt keine Stufe christlichen Lebens, wo er entbehrlich wird, und Kinderselen können nicht zu früh damit ernährt werden. Die Gestalt aber, in welcher den Kindern die erste geistliche Nahrung zugeführt werden kan und muß, gibt uns die heilige Schrift selber an. Es ist die Geschichte, in der sie an uns herantritt, und zwar die heilige Geschichte. Wenn das Kind noch lange nicht fähig ist, irgend einen, wenn auch noch so einfachen abstracten Lehrsatz zu fassen, so legt sich derselbe dennoch in der Gestalt der concreten Geschichte tief und bleibend, obwol unbewußt, in seine Sele, und das „Geboren werden wir aus der Schrift" findet in dieser Gestalt seine volle Wahrheit. Daher die sich von selbst ergebende Notwendigkeit und Wichtigkeit der biblischen Geschichte in und schon vor den Schuljahren. Es ist aber damit nicht gemeint, daß nur den Kindern oder gar nur den kleinen Kindern die biblische Geschichte zu erzählen sei, sie darf vielmehr niemals aufhören und wird nur auf den verschiedenen Lebensstufen eine andere Gestalt annehmen, je nachdem die ganz kleinen oder die reiferen Kinder die Hörer sind, wie sie denn auch vornehmlich in den Wochen-Gottesdiensten oder den Bibelstunden den erwachsenen Gliedern der Gemeinde immer wieder nahegebracht werden muß.

Die Behandlung der biblischen Geschichte ist aber nicht leicht, sondern schwer, und auf jeder Stufe bietet sie dem Lehrer besondere Schwierigkeiten dar. Abgesehen von der Gabe des Erzählens, die von Haus aus nicht Jedermanns Ding ist, sondern von Vielen erst unter Aufwand vieler Mühe und beharrlicher Uebung erworben werden muß, wird vor Allem und zuerst als Vorbedingung, ehe von der Methode die Rede sein kan, dieses gefordert, daß der Lehrer Herr des ganzen Stoffes sei, und zwar nach allen Seiten.

Da wird ein ernstes, unausgesezтes biblisches Studium gefordert, denn die Schwierigkeiten, welche überwunden werden müssen, um die biblische Geschichte zu verstehen, sind groß, insbesondere rücksichtlich des A. T. Es ist aber keine Frage, daß der Lehrer in dem Maße besser und fruchtbringender die biblische Geschichte wird lehren können, als er selber den ganzen Stoff in seinen Einzelheiten bewältigt hat und zum möglichst vollen Verständnis durchgedrungen ist. Wer aber die Schwierigkeiten, welche vor dem vollen Verständnis der heiligen Geschichte zu überwinden sind, nicht kent, der dürfte die Sache nicht versucht haben.

Außer der Ueberwindung aller hieher gehörigen sachlichen Schwierigkeiten gehört dann aber weiter zur Vorbedingung einer richtigen methodologischen Behandlung der biblischen Geschichte die rationale Durchdringung des ganzen Heilsplans, der sich in der heiligen Geschichte vor unsern Augen entwickelt, denn eben hier durchdringt sich die unmittelbare göttliche Fügung und fortgesezte Offenbarungsthätigkeit und die kreatürliche Freiheit des natürlichen Lebens, und in und durch die gegenseitige Entwickelung beider Seiten wird der Ratschluß Gottes zu seiner endlichen Entfaltung in Christo geführt. Es muß aber von jedem Lehrer der biblischen Geschichte verlangt werden, daß ihm diese Führung und Fügung bis zu ihrer Vollendung klar vorliege, damit er nicht Geschichten, sondern Eine, die biblische Geschichte erzähle. Es ist keine leichte Aufgabe, jedes im rechten Lichte dieser Entwickelung zu sehen, es an die rechte Stelle und unter das rechte Licht zu

stellen und wiederzugeben. In demselben Maße, wie dieses dem Lehrer durch unausgesezstes Studium besser gelungen ist, wird er befähigter sein, die biblische Geschichte zu lehren.

Für Alles aber muß der Lehrer selbstverständlich die rechte Weise seines Herzens mitbringen. Ohne diese bleibt der Unterricht todt. Das Talent der Erzählung hebt sich durch Uebung, der richtige Takt aber sowol zur stets würdigen, fruchtbringenden Behandlung der Sache, als auch zur richtigen Unterscheidung der Selen, welchen eben erzählt wird, das sorgsame Auslesen des auf jeder Stufe zu Erzählenden und zu Verschweigenden kan nicht gelehrt und nicht gelernt werden. Es ist eine Gabe, wohl dem, welchem sie gegeben ist.

Haben wir bisher wesentlich die Vorbedingungen, welche für eine fruchtbringende Unterweisung in der biblischen Geschichte zu erfüllen sind, im Auge gehabt, so treten wir nun in die Schule ein. Die erste Frage, welche sich aufdrängt, ist die, ob irgend eine der kleinen biblischen Geschichten von Zahn, Bodemann und neuerdings von Dr. Lührs und Anderen zum Grunde, d. h. den Kindern in die Hände gegeben werden soll. Diese Frage wird zu bejahen sein, schon aus einem ganz äußerlichen Grunde. Die Bibel ist ein zu dickes Buch, dessen Handhabung den Kindern mancherlei Schwierigkeiten bereitet. Sodann werden dem Kinde durch diese kleinen Handbücher die Hauptmomente der Heilsgeschichte in der Führung des Volkes Gottes übersichtlicher unter die Augen gestellt. Sie werden endlich dadurch in den Stand gesezt, die vorgetragenen Gegenstände zu Hause durchzulesen und dadurch fähiger, die Geschichte wieder zu erzählen.

Niemals aber darf sich der Lehrer auf dieses Buch beschränken, sondern immer nachweisen, wo und in welchem Zusammenhange sich die Erzählungen in der Bibel befinden. Es ist dieses notwendig, damit den Kindern die Bibel ein vertrautes Buch werde und bleibe. Er muß nicht blos nach den Ueberschriften auf das biblische Buch, aus dem die einzelnen Erzählungen genommen sind, hinweisen, sondern gleich anfangs, namentlich im A. T., die Hauptsumma Alles dessen angeben, was in den einzelnen Büchern steht, wo von ihnen die heilige Geschichte aufgenommen und bis zu welchem Punkte sie geführt wird. Zu dem Ende muß das betreffende Buch aufgeschlagen und auf die wichtigsten Capitel hingewiesen werden, je nach den Ueberschriften der Capitel, und durch Vorlesen einzelner ganzer Stücke. Auch darf sich der Lehrer nicht auf den Inhalt des kleinen Handbuches beschränken, sondern an den geeigneten Stellen diejenigen Stücke aus der heiligen Schrift ergänzend einschalten, welche in dem Handbuche fehlen, zumal dieses Fehlende so oft nur aus dem Grunde der Druck-Ersparungskosten nicht aufgenommen ist.

Der Unterricht in der biblischen Geschichte soll aber nicht zugleich als Leseübung benuzt werden. Die Kinder dürfen vielmehr niemals lesen, um nicht den Eindruck des Unmittelbaren und Frischen zu verlieren, sondern nachdem der Lehrer sich speciell für die zu gebende Stunde aufs Vollständigste vorbereitet hat,

und zwar in der Weise, daß er sowol Herr des Stoffes, als aller materiellen und formellen Schwierigkeiten ist, wobei er jedesmal die heilige Schrift selber ein- und durchgesehen haben wird, muß er selber die einzelnen Geschichten lebendig erzählen, auf geschickte Weise einflechten, was etwa im Handbuche nicht steht und doch wesentlich ist, und bei einzelnen Momenten den Augenblick ergreifen, um sogenante Lehren einzustreuen, jedoch nie so, daß die Kinder es etwa merken: Jezt geht das Dociren an, sondern das Dociren muß so in die ganze Erzählung verwebt und verwachsen sein, daß die Kinder zwar den Eindruck der Lehre tief fühlen, aber diese selbst ihnen nicht als von der Erzählung abgelöst erscheint. Die Kinder werden eben durch das lebendige Erzählen, dadurch, daß der Erzähler selbst so mitten in der Sache steht, als ob er sie jezt mit den Kindern erlebte, so gefesselt und fortgezogen, daß sie an Mund und Auge des Erzählers hangen und erst sich wieder frei von ihm fühlen, wenn der jeweilige Abschnitt zu Ende ist.

Wenn ganze Stücke aus der heiligen Schrift eingeschoben werden, so sind sie jedesmal nach Buch und Capitel aufzuschlagen, um dann entweder auch lebendig erzählt oder auch nach Umständen, aber von dem Lehrer, vorgelesen zu werden.

Am Ende der Stunde ist den Kindern zu zeigen, was sie nun, wenigstens die älteren, zu Hause zu lesen und in der nächsten Stunde, je nach Umständen ausführlich oder blos anknüpfungsweise, wiederzugeben haben. Das Vorhandensein von Wandkarten wird dabei vorausgesezt. Sind aber auch die Schnorrschen Bilder zur Hand, so sind die Kinder gar glücklich, wenn sie nun die Erzählung bildlich vor sich sehen. Sie freuen sich, wenn sie den Stein entdecken, womit Goliath getroffen ist, und die kleinen Finger wollen gar nicht weichen, um aufzuzeigen, was hier und was da entdeckt ist.

Nach diesem komt eine neue Erzählung, jedoch so, daß nicht jede einzelne Erzählung einen so bedeutenden Abschnitt macht, sondern eine kleine Reihe näher zusammenhängender Stücke ein Ganzes bildet.

Was die Gruppirung des gegebenen Inhalts der Geschichte betrifft, so ist diese der Uebersichtlichkeit wegen eben so nötig, als besonders in einzelnen Partien schwierig. Wir haben oben schon bemerkt, daß das Flüggesche Lehrbuch z. B. mit dem Buche Hiob nirgends hat zu bleiben gewußt als in einem Anhange, und mancher möchte geneigt sein, aus diesem Grunde noch andere Sachen hier oder dort anzuhängen, anstatt sie in das Ganze zu verweben.

Suchen wir einige leitende Gesichtspunkte, so wird im A. T. die Reihenfolge des geschichtlich gegebenen Verlaufs innezuhalten sein, unter Hervorhebung der sich leicht darbietenden Hauptabschnitte und Gesichtspunkte bis zur Geschichte David's. Im Leben David's sind aber an geeigneten Stellen die wichtigsten und schönsten Psalmen einzuflechten, und zwar so, daß sie aufgeschlagen, gelesen, erklärt und auswendig gelernt werden, wie z. B. der 51. Psalm von selber schon angibt, wohin er im Zusammenhange der Geschichte gehört. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 29. April. № 34.

Die biblische Geschichte in der Schule.

(Schluß.)

Viel schwieriger wird die alttestamentliche Geschichte unter den späteren Königen nach Salomo. Sie wird nur dadurch einigermaßen klar, faßlich und lehrreich, daß der Lehrer die Mühe nicht scheut, zuerst sich selber vollkommen klar zu werden über den Verlauf der beiden Reiche in sich, ihr Verhältnis zu einander und zu den benachbarten heidnischen Völkern. Es gehört dazu ein ernstes und eingehendes Studium mit der Feder in der Hand, das nicht gescheut werden darf, zumal es durchaus wichtig ist, daß die Kinder auch mit den einzelnen Propheten und ihrer Stellung in der Geschichte bekant werden, soweit wir dieses letztere mit Sicherheit zu verfolgen im Stande sind. Am geeignetsten wird man da verfahren, wenn man die einzelnen Propheten, je nachdem sie entweder vor dem Exil, oder während oder nach demselben gelebt haben, so zu verweben bemüht ist, wie das z. B. im Buche der Könige mit Elias und Elisa der Fall ist. (Das trockne Dociren ist dabei durchaus zu vermeiden. Es fruchtet gar Nichts.) Dieses wird am besten geschehen, wenn man den Charakter der einzelnen Könige, die geschichtliche Lage des Reiches kurz und bündig zusammenfaßt und dann sofort die Hauptmomente der prophetischen Verkündigung hineinflicht. Alles cum grano salis. Die Sache ist schwierig, aber zu erreichen, jedenfalls zu erstreben, und ja zu verhüten, daß die Propheten nicht als ein unverstandener, von ihrer Zeit abgelöster Haufen angesehen werden. Das Flüggesche Lehrbuch gibt hier sehr zu beherzigende Gesichts- und Leitpunkte.

Schließlich ist von vornherein der Heilsplan der ganzen Offenbarung des A. und N. T. wol zu markiren. Es sind die drei Stücke stark von einander zu sondern: die sündlose Schöpfung, der Sündenfall nebst der Anbahnung des Heils, und das Heil in Christo. Die ersten beiden Stücke umfassen das A. T. und können gar nicht zu stark von einander gesondert werden. Beim zweiten Stücke ist fortwährend der Gedanke festzuhalten, daß diese ganze geschichtliche Entwickelung uns nichts Anderes als Gottes Wege zu Christo vorhalten will. Es ist auf geeignete und kindlichen Selen verständliche Weise zu zeigen, daß die heilige Geschichte auf jeder Stufe ihrer Entwickelung den Keim der künftigen Entfaltung und Gestaltung in sich trägt, der in seiner ganzen Fülle im Protevangelium verborgen liegt, im Laufe der Geschichte immer deutlicher und entwickelter hervortritt und endlich als eine erschlossene Knospe im N. T. z. B. dem Auge Simeon's sichtbar ist, bis sie in ihrer Vollendung dasteht und in der christlichen Kirche und ihrer Geschichte als gereifte Frucht wahrgenommen wird, deren Vollgenuß mit der Wiederkunft Christi im Reiche der Herrlichkeit dargereicht wird.

In diesem Zusammenhange wollen die Strafgerichte, die Wunder und Weissagungen des A. T. und insbesondere die reichen und tiefen alttestamentlichen Typen erfaßt werden, deren Bedeutung und innere Notwendigkeit aus der keimartigen Entwickelung des Ganzen erfaßt wird.

Ich wiederhole, daß ich Kinder vor Augen habe, danach Alles zu bemessen ist, weise aber aus diesen Andeutungen darauf hin, daß keine Klasse eines Gymnasiums zu hoch steht, um nicht im vollen Maße für den geeigneten Unterricht in der biblischen Geschichte leeren Raum genug zu bieten.

Anders ist das N. T. zu behandeln. Die Form der lebendigen Erzählung ist zwar selbstverständlich dieselbe, aber die sachliche Behandlung fordert schon darum eine Abweichung, weil wir viermal das Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen des Herrn finden, und doch auch wieder jedes Evangelium seine besonderen Seiten darbietet, welche zu vereinigen und auch zu sondern sind. Es ist darauf Bedacht zu nehmen, daß die richtigen Gesichtspunkte aufgefunden werden, damit den Kindern der Inhalt des Evangeliums als ein geordnetes Ganze erscheint, was nicht ohne Schwierigkeiten ist, eben weil der Inhalt aus allen vier Evangelien zusammen gelesen werden muß.

Zuerst vornehmlich ist darauf Bedacht zu nehmen, daß die Bedeutung der Erscheinung unseres Herrn von vornherein unauslöschlich festgestellt werde, der gekommen ist, das im A. T. vorbereitete Heil zu vollenden. Es ist dabei von vornherein hervorzuheben, daß das Erlösungswerk eine doppelte Seite, eine positive und eine negative hat. Christus ist der andere Adam, der zuerst, im Gegensatz zum Ungehorsam des ersten Adam, den Willen Gottes zu vollbringen hat — das heilige Leben des Herrn. Die andere Seite umfaßt das Hinwegnehmen aller Schuld und Strafe — das heilige Leiden und Sterben des Herrn. Beide Seiten haben ihre himlische Besiegelung, das heilige Leben des Herrn in den Wundern, Weissagungen und der Verklärung des Herrn, das heilige Leiden und Sterben in der Auferstehung und

Himmelfahrt, diese Gesichtspunkte wollen durch die ganze Geschichtserzählung festgehalten werden, um an geeigneten Stellen immer wieder hervorgehoben und beleuchtet zu werden.

Es liegt nun die Frage nahe, wie soll der wesentliche Inhalt der vier Evangelien als eine einheitliche Geschichte behandelt und zusammengefaßt werden? Da wir oben schon bemerkt haben, daß eine der vorhandenen biblischen Geschichten von Zahn, Bodemann, Lührs ꝛc. zum Grunde zu legen ist, so ist diese Frage für jeden Lehrer schon zum Voraus faktisch gelöst. Denn der Lehrer wird gezwungen sein, sich im Wesentlichen an das vorhandene Lehrbuch anzuschließen. Alle die genanten Bücher haben freilich einen sehr verschiedenen Weg zur Bewältigung und Gruppirung des Stoffes eingeschlagen zum Zeichen, daß hier namentlich von der Taufe bis zur Auferweckung des Lazarus dem subjectiven Ermessen ein weiter Raum gelassen werden muß. Während das eine geographisch die Wirksamkeit des Herrn bald in Galiläa, bald in Judäa zu verfolgen sucht, schließt sich ein anderes an die vier im Evangelio Johannis erkenbaren Osterfeste an, während Andere noch anders gruppiren, was um so nötiger ist, da weder der geschichtliche Fortgang, noch die geographische Sonderung wesentliche Anhaltungspunkte bieten. Eine deutliche Scheidung wird sich nur bis zur Taufe, und dann wieder von der Auferweckung des Lazarus bis zur Himmelfahrt verfolgen lassen, während sich der Fortgang in der Apostelgeschichte, wo auch die Episteln zu beachten und einzuschalten sind, eben an dem erkenbaren geschichtlichen Faden leicht auffinden und eben so leicht sondern läßt.

Wenn wir darauf verzichten, unsere Ansicht über die thunlich beste Gruppirung der Wunder, der Parabeln, der Reden des Herrn aus den vier Evangelien darzulegen, wollen wir doch noch hervorheben, daß wir gern darauf gehalten haben, daß die Kinder den Inhalt Eines der vier Evangelien kapitelweise sich fest eingeprägt haben, wobei wir am liebsten aus verschiedenen Gründen das Evangelium Matthäi verfolgt haben. Es ist gar gut, wenn die Kinder wenigstens in einem der Evangelien vollständig Bescheid wissen, um sich sofort orientiren, die betreffende Erzählung leicht auffinden und etliche der bedeutungsreichsten Sprüche aus ihrem Zusammenhange verstehen zu können. Man hüte sich aber vor dem Zuviel, damit nicht eines über dem anderen wieder verloren gehe.

Zum Schluß erheben wir noch die Frage: Wer soll diesen Unterricht erteilen? Wir haben die Volksschule im Auge behalten, und so liegt die Antwort nahe: der Schullehrer, welchem eben die Schule vertraut ist. Gleichwol haben wir auch unsere großen Bedenken dabei. Wir haben allerdings seminaristisch gebildete Volksschullehrer kennen gelernt, welche dazu befähigt waren, diesen Unterricht mit großem Segen und bedeutendem Erfolge zu erteilen, aber wir haben eine viel größere Anzahl kennen gelernt, denen diese Aufgabe zu hoch war. Sie waren mit dem besten Willen nicht einmal im Stande, geläufig, fließend, lebendig und anschaulich eine einzige Geschichte zu erzählen, geschweige denn daß sie die angedeuteten tieferen Aufgaben erfaßt hätten. Wo

nun kein anderer Ausweg möglich ist, da muß es denn freilich so gehen, wie es denn eben geht, und der Pastor muß sich darauf beschränken, die Lehrer selber thunlichst für diesen wichtigsten Zweig zu fördern und damit ihr Interesse daran zu wecken.

Wer aber die bisherigen Ausführungen gelesen hat, wird wol gewahr geworden sein, daß das Ganze als ein Ergebnis der Praxis erscheint. Der Verfasser hat sich nun schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren angelegen sein lassen, neben seinem geistlichen Amte diesen Unterricht in der Schule selber zu geben und fordert seine Amtsbrüder dazu auf, dem Versuche sich nicht entziehen zu wollen.

Man hat mir gelegentlich entgegnet: der Schullehrer nimt das übel, oder: er wird sich den Unterricht nicht nehmen lassen wollen. Nun es kan sein, daß es so wunderliche Schullehrer gibt, oder daß das Verhältnis zwischen dem Pastor und den Schullehrer ein so krankes und getrübtes ist. Da fragt sich denn zunächst, wer die Schuld davon trägt, und ob sie nicht zu beseitigen wäre. Ich habe gerade das Gegenteil gefunden. Der Schullehrer freut sich, daß er sich einmal eine Stunde erholen kan, fühlt sich gehoben, daß der Pastor gern an seinem Werk Teil nimt, und fühlt sich um so mehr aufgefordert, auch seinerseits zu thun, was möglich ist. Kein Pastor wird so unverständig und unartig gegen den Schullehrer sein, um zu sagen oder ihn merken zu lassen: du kanst das nicht, ich kan das besser; wenn es aber der Schullehrer thatsächlich erfährt oder als selbstverständlich voraussezt, so ist es damit gut, ohne daß es weiter erörtert zu werden braucht.

Auch für den Pastor selber erwächst daraus ein Segen; davon will ich ganz absehen, daß keiner alt und erfahren genug ist, um nicht durch den erteilten Unterricht etwas zu lernen. Docendo discimus bewährt sich auf jeder Stufe. Viel größer aber ist der Gewinn, daß der Pastor den Schulkindern durch den regelmäßigen Schulstunden unendlich viel näher komt, als es sonst möglich ist. Ich kenne jedes kleine Schulkind von Person und Namen, kenne seine Art und Unart und begleite es durch alle Stufen der Schuljahre, und das kleinste Kind, das noch gar nicht in keine Kirche geht, ist sich schon bewußt, daß der Pastor ein Verhältnis zu ihm hat, und zwar ein recht nahes, und wenn es den Pastor begegnet, so drückt sich das in jeder Miene aus. Dazu komt hinzu, daß die ganze Schule durch den allwöchentlich etlichen Tagen eintretenden Wechsel des Lehrers belebt wird, während der Schullehrer neu gestärkt und erfrischt die folgende Stunde wieder aufnimt. Ich habe auch aus diesem Grunde nicht die erste oder lezte, sondern immer die zweite Stunde genommen.

Aber auch auf die Gemeinde hat es einen wolthätigen Einfluß. Die Kinder sind den Eltern an das Herz gewachsen, und wenn sie sehen, daß dem Pastor ihre Kinder lieb sind, daß er sich auch einige Opfer und Mühe nicht verdrießen läßt, um sie zu fördern, so knüpfen sich in der Stille neue Banden, die sonst nicht geknüpft hätten.

Man hat mir auch entgegnet: Ich habe dazu keine Z

nun das mag ja immerhin in etlichen Stellungen der Fall sein. Meistens aber heißt das in richtiges Deutsch übersezt: Ich habe dazu keine Lust; denn die Mehrzahl der Pastoren muß für solche Arbeit eine, zwei oder drei Stunden wöchentlich über haben, und wenn wirklich an einem bestimten Tage einmal die Zeit nicht da wäre, so tritt für dasmal selbstverständlich der Lehrer ein. Ich gebe zu und habe es zuweilen gefühlt, daß es ein Opfer ist, sich ungezwungen an bestimten, regelmäßig wiederkehrenden Stunden im Winter und Sommer zu binden; namentlich im Winter, wo außerdem nachher der Confirmandenunterricht folgt, bliebe der Pastor lieber auf seiner warmen Stube, als sich schon früh für den Ausgang anzukleiden und hinauszugehen. Aber ob alle diese Dinge entscheidend sind, um sich dieser segensvollen Wirksamkeit zu entziehen, will ich der eigenen Entscheidung des Lesers überlassen. Vielleicht heißt's auch hier: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Endlich wolle man doch auch dieses noch beherzigen: Es ist in dieser Zeit so viel von der Tremung der Kirche von der Schule die Rede. Jedes lebendige Glied der Kirche würde dieses als den tiefsten Schaden, der den Selen geschlagen werden könte, beklagen müssen, und es ziemt sich, alles Ernstes dafür einzustehen, daß das nicht geschehe. Hier knüpft sich nun ein viel innigeres und stärkeres Band, als es durch die bloße Beaufsichtigung der Schule abseiten der Kirche geschehen kan. Diese hat zuweilen, ja nicht selten, etwas Drückendes, den Lehrer Beengendes, daß er sich freut, wenn der Pastor der Schule den Rücken wendet, während das Band zu den Kindern niemals dadurch ein inniges wird. Ganz anders aber gestaltet sich das, wenn der Pastor durch thätige, in das Schulleben wirklich eingreifende Teilnahme die Schule viel besser kennen lernt, als es durch das gelegentliche Besuchen geschehen kan.

Damit wollen wir diese Ausführungen abbrechen und die Sache dem Herrn befehlen, der gesagt hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen.

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Die Kirche und die Ritterschaft.

Dritter Artikel.

Fassen wir nun weiter die Kirchenlehre und Kirchenordnung unserer Landeskirche ins Auge, so müssen wir es dankbar anerkennen, daß die Stände und insonderheit die Ritterschaft früherhin durch mancherlei Anfechtungen hindurch auch in schweren Zeiten treu und fest zu dem lutherischen Bekentnisse gestanden haben und daß wir es ihnen mit zu danken haben, daß bis in die neuesten Zeiten hinein unsere Landeskirche vor den trübseligen Wirren bewahrt ist, welche andere Landeskirchen unseres Vaterlandes getroffen haben und unter denen dieselben gerade in unserer gefährlichen Zeit so schwer zu leiden haben. Während die treuen Diener der Kirche in andern Ländern ihre besten Kräfte

in der Vertheidigung der lauteren Lehre und der heilsamen Ordnungen der Kirche verzehren müssen, können wir verhältnismäßig ruhig unsres eigentlichen Amtes zur Erbauung der Gemeinden warten.

Die Gefahr, welche dem ohne äußere Gewalt sich hier bahnbrechenden Reformationswerke durch das Interim drohte, zwang zu offnen Erklärungen auf den Landtagen von 1549 und 1550 und nachdem die eben so entschiedenen als theologisch gebildeten Herzöge Johann Albrecht und Ulrich zur Regierung gekommen waren, traten die Stände Hand in Hand mit ihnen für das vielleicht doppelsinnig so bezeichnete „hillige lutter und reine Wordt Gades" ein. Die Kirchenordnung von 1552 wurde 1557 von den Landständen verfassungsmäßig angenommen und die angeordneten Kirchen und Pfarrvisitationen (in der Urkunde treffend als „des Hausvaters Auge und Fußtritt" bezeichnet) mit Freuden gutgeheißen, an denen auch Glieder der Ritterschaft Teil nehmen sollten.

Schon gegen Ende des Jahrhunderts hatten sich Reformirte und Wiedertäufer besonders in den Seestädten Rostock und Wismar (wo sich Menno Simons aufhielt) einzunisten gesucht und hie und da Anklang gefunden, nur das energische Einschreiten der Herzöge gegen dieselben durch ihr Consistorium beseitigte ein weiteres Umsichgreifen. Diese Gefahr wuchs zu Anfang des 17. Jahrh., als die Reformirten fast in allen evangelischen Ländern Deutschlands mit Listen und Gewaltthätigkeiten Eingang gewannen. In demselben Jahre 1613, wo Kurfürst Johann Sigismund seinen verhängnisschweren Uebertritt zu den Reformirten vollzog, trat hier der Herzog Hans Albrecht von Güstrow mit seinen reformirten Sympathieen kühner hervor. Er rief damit den Eifer der Geistlichkeit, den von Westfalen nach Rostock berufenen Prof. Affelmann an der Spitze, zu einer unerquicklichen hitzigen Polemik wach. Als aber nach der Vermälung des Herzogs 1618 mit der Tochter des Landgr. Moritz v. Hessen und nach der Schlacht von Prag aus Böhmen und Schlesien gar eine Menge reformirter Geistlicher hier eintrafen, um sich ein neues Feld ihrer Thätigkeit zu eröffnen, als der Herzog anfing aus verschiedenen Kirchen Altäre und Bilder eigenmächtig zu entfernen, da traten auch die Stände zum Schutze des lutherischen Bekentnisses auf. Gestützt auf ein Wittenberger Gutachten und in Einigkeit mit dem Herzog Adolf Friedrich von Schwerin forderten und erhielten sie im Assecurations-Reverse v. 1621 die bündigste Garantirung des luther. Bekentnisses nicht blos für sich, sondern für alle Kirchen, Universität und Schulen des ganzen Landes. Dem Herzog Hans Albrecht ließ es aber keine Ruhe, bis er sammt seinem Bruder vor Wallenstein landesflüchtig werden mußte. Damit zog aber auch ein neues Wetter über das Land. Wie nach dem Restitutionsedicte die Herausforderung der secularisirten Klöster ꝛc. zu vermuthen stand, so konte man sich nicht verhehlen, daß die röm. Kirche Alles thun würde, um Mecklenburg wieder unter das Joch des Papsttums zu bringen. Deshalb suchten die Stände die Erbhuldigung lange von sich fern zu halten, bis „ihre Religion und Privilegien" ihnen von kaiserlicher und wallensteinscher

Seite fest verbürgt würden, wobei der Landmarschall Claus Hahn von Basedow die denkwürdigen Worte sprach: „Ich habe zwar meine Güter, aber die sind mir nicht so lieb als meine Religion und meiner Selen Seligkeit.“ Das Wetter ging aber vorüber und die Gefahr des Katholicismus kam ernstlicher erst durch einen der eignen Herzöge in der 2. Hälfte des Jahrhunderts über das Land. Christian Louis trat in Frankreich zur römischen Kirche über (1663), Jesuiten kamen, im Lande ihr Wesen zu treiben, wenn sie gleich meist bald entlarvt mit Scham und Schande abziehen mußten, ja einzelne Glieder der Ritterschaft erklärten ebenfalls ihren Uebertritt und was das Schlimmste, noch mehrere neigten sich im Herzen der röm. Kirche zu. Es hat das seinen tiefern Grund darin, daß zu jener Zeit der Adel politisch wie sittlich schon sehr von den verpestenden Ideen angesteckt war, welche von dem Hofe Louis XIV. über die deutschen Höfe ausströmten. Damit harmonirt der Romanismus besser als Gottes Wort und Luthers Lehr. Zwei Brüder von Hahn haben dadurch besonders eine traurige Berühmtheit erlangt. Wenn nun die Stargarder Synode (wo Cuno Paris Hahn eingepfarrt war) eine herzandringende Warnung an ihn „den armen Christus doch lieber zu haben als den vergüldeten Papst“ zu erlassen sich gedrungen fühlte, wenn zahlreiche Schriften einzelner Geistlichen sich zu populärer und wissenschaftlicher Abwehr gegen die röm. Irrlehren kehrten, so muß es uns allerdings befremden, daß die Ritterschaft selbst, bei sonst so zarter Wahrung „ihrer Religion und Privilegien“ in diesem Falle kein Wort der Mahnung und kein Bekentnis in ihrem Munde hatte. Zum Teil eine Folge der weiter verbreiteten Ansteckung, zum Teil aber auch der mißlichen Verquickung von „Religion“ und „Privilegien“. Wir haben davon vor 10 Jahren — um dies hier gleich anzuknüpfen — bei der bekannten v. d. Kettenburg'schen Angelegenheit wieder ein trauriges Beispiel gehabt. Die Regierung wollte Herrn v. der Kettenburg auf Grund des „garantirten Augsburgischen Bekentnisses“ verbieten, auf seinem Gute Matgendorf einen noch dazu propagandistischen Priester aufzunehmen. Herr v. d. K. recurrirte auf sein ritterschaftliches Recht, Domicil auf seinen Gütern zu erteilen. Das erzeugte der Ritterschaft eine Collision — nicht der Pflichten sondern — der Rechte! Die deshalb gepflogenen complicirten Landtagsverhandlungen geben deutlich zu erkenen, daß man lieber „die Privilegien“ als die „Religion“ zu wahren entschlossen war.

Während des 18. Jahrhunderts vermißte die Kirche immermehr die guten Dienste der Ritterschaft. In den pietistischen Streitigkeiten finden wir sie auf Seiten des „orthodoxen Clerus“ gegen die Darguner, doch ohne alles innerliche Interesse. Es verbreitete sich damals schon in den adligen Kreisen durch Leben und Gesinnung der Boden vor für die nahende „Aufklärung“. Der Rationalismus und die materiellen Interessen wie Theorie und Praxis im engsten Bunde mit einander fanden an den Ständen einen eifrigen Vertreter, um ein Stück nach dem andern vom Bau der kirchlichen Ordnung loszubrechen. Abschaffung der dritten Feiertage, der Apostelтage, des Epiphaniasfestes, der Fastenpredigten auf dem Lande, der Kirchenzucht, der Privatbeichte bezeichnen nach dieser Seite hin die Thätigkeit nicht blos der Regierung, sondern auch der Landtage. In Beziehung auf das erstere stellt Dr. Kliefoth in seiner „ursprünglichen Gottesdienstordnung“ zu schlagender Exemplification die Berechnung auf, daß, da „gegen früher 9 ganze und 10 halbe Festtage, also in Summa 14 ganze Tage in Wegfall gekommen, welche ein Mensch sonst auf seine Sele verwenden wenigstens konnte“, der ländliche Tagelöhner, „wenn er 64 Jahre alt wird, seit Ende seines zwölften Jahres der Erde und der Arbeit zwei volle Sonnenjahre mehr und dem Himmel und seiner Sele zwei volle Sonnenjahre weniger gelebt hat.“ Dem müssen wir noch hinzufügen, daß die Gutsherren auch die tägliche Arbeitszeit um mindestens 2 bis 3 Stunden (aber ohne Lohnerhöhung!) vermehrt haben (macht jährlich 60 Tage!!) was hier insofern in Betracht kommt, als dem Tagelöhner die Abhaltung eines Morgen- und Abendsegens fast unmöglich gemacht, mindestens erschwert wird. Wir wollen dabei durchaus nicht behauptet haben, daß das früher immer geschehen sei oder bei kürzerer Arbeitszeit geschehen würde, so lange nicht in dem Tagelöhnerstande ein neues geistliches Leben erwacht ist und ihm diese „heilsame Ordnung“ zum Bedürfnis geworden ist. Aber das ist jedenfalls für die Gutsherren keine Entschuldigung; ihre Pflicht ist es, der Befriedigung des geistlichen Bedürfnisses ihrer Untergebenen in jeder Weise den nötigen Raum zu gönnen. Und zwar liegt es dabei in der Natur der Sache, dem gebundenen Tagelöhner gegenüber hierin freigebiger zu sein als dem freien Arbeiter gegenüber.

Die lezteren Bemerkungen haben uns schon zu dem lezten Punkte unserer Betrachtung geführt, wo wir den Einfluß der Gutsherren auf das kirchliche Gemeindeleben überhaupt und auf das geistliche Leben der einzelnen Gutsangehörigen ins Auge zu fassen haben.

Nachrichten.

Die neue Taufformel ohne Abrenunciation im Königreich Hannover.

3. Beurteilung der neuen Formel und Antwort auf die Frage, wie die Geistlichen sich zu derselben zu stellen haben.

Wir haben hier nicht im Sinne, in eine Beurteilung der Maßregeln des Kirchenregiments, welche das mitgeteilte Kirchengesetz mit der ihm angehängten Formel herbeigeführt haben, einzugehen. Wir können aber nur dafür halten, daß der hannoverschen Landeskirche mit dieser Gesetzgebung eine tiefe Wunde geschlagen ist. Es wird freilich so viel davon geredet, daß man die Schwachen tragen müsse. Gewiß; nur nicht so ihren Schwachheiten nachgeben, daß man sie damit gut heißt. Sonst wird es die Schwäche, die dem alten Eli die

Verwerfung zugezogen hat. Und wer nur einigermaßen die Hannoverschen Verhältnisse kent, der wird wissen, daß diejenigen, welche voran waren beim Sturm gegen die Abrenunciationsfragen, und die jezt voran ja fast allein stehen in der gar nicht großen Reihe der diese Fragen Verweigernden nicht die Schwachen sind, sondern die offenbar Ungläubigen, der Kirche und dem Evangelio und dem kirchlichen Bekentnis Feindlichen. Diese stehen nun auch durch das Kirchengesetz, das ihnen nicht die leiseste Misbilligung zu erkennen gibt, als völlig gleich berechtigt da mit denen, welche der alt kirchlichen Sitte treu bleiben. Oberappellationsrath Meyer zu Celle hat in der Vorsynode geäußert, nachdem er vorher einen wirklich vorhandenen auf ausdrücklicher Verwerfung einer von der Kirche bekannten Lehre beruhenden und daher unberechtigten und von der Synode nicht zu berücksichtigenden Widerstand zugestanden hatte, daß es aber auch einen andren Widerstand gebe, der nicht auf ausdrücklicher Verwerfung der Kirchenlehre beruhe, sondern auf einer Anschauung, welche sich in die fragliche Lehre nicht hineinfinden, die persönliche Existenz des Teufels nicht fassen und eine Entsagung des Kindes dem gegenüber nicht verstehen könne; die hieraus entstehenden Bedenken verdienten Berücksichtigung, da die Kirche die Pflicht habe, die Schwachen im Glauben zu tragen. Allerdings, — aber seit wann hat die Kirche die Weise gehabt, für die Schwachen besondere Formulare zu machen? Sind es demüthige Schwache, so kommen sie und lassen sich lehren. Und wenn die Lehre noch nicht gleich bei ihnen haftet, so erkennen sie wenigstens, daß in den betreffenden Punkten für sie noch nicht abgeschlossen ist. Ich bin außer Stande zu begreifen, wie solche demüthige, gutwillige Schwache, welche nur in der Lehre vom Teufel noch nicht zur vollen Klarheit gekommen sind, an der Abrenunciation bei der heiligen Taufe sich stoßen und ihr Gewissen verlezt fühlen sollten. Sie werden doch nicht von der Kirche fordern, daß sie auch ungewis in dieser Lehre sein soll. Das kann ihnen aber nicht entgehen, daß die Abrenunciationsfragen in der Lehre vom Teufel nichts voraussetzen, was nicht über und über Schriftgrund hat. So werden sie eben so gut über diese Fragen hinwegkommen, wie sie über die Aussprüche der Schrift, auf denen sie beruhen, hinwegkommen. Ja auch ein redlicher Rationalist, der für sich der freilich irrigen Ueberzeugung ist, die Schrift lehre nur einen nicht persönlichen Teufel, wird durch gar nichts gezwungen, indem er auf die Fragen antwortet, da an einen persönlichen zu denken. Es gibt freilich einzelne absonderliche Gewissen und namentlich auch solche, die ihren Eigensinn mit ihrem Gewissen verwechseln. Nun, wenn denn wirklich solche kamen, die sich nicht zu den Abrenunciationsfragen verstehen wollten, so mochte in jedem einzelnen Falle entschieden und geholfen werden. Der Weg, den königliches Cultusministerium gegen den Faktor Esmarch in Dannenberg, wie wir oben mitgeteilt haben, eingeschlagen hatte, möchte sich da im Ganzen als der richtige erwiesen haben. Schon das Consistorialausschreiben aus Hannover vom 21. April 1863 (s. oben) mußte da als zu weit gehende Concession angesehen werden. Wie viel mehr das durch die Vorsynode hervorgerufene Kirchengesetz! Die Kirche, so müssen wir die Sache ansehen, wäre es ihren starken und schwachen, sei es ihre Lehre ausdrücklich verwerfenden, oder sich in dieselbe nur noch nicht hineinfindenden Gliedern schuldig gewesen, ihnen gegenüber, zum Zeugnis wider und für sie an ihrem gewissen dogmatischen und liturgischen Besitze festzuhalten, ihnen nicht ohne Weiteres unbeschränktes Recht für ihre Läugnung oder Bezweiflung einzuräumen. Ich kann in dem Kirchengesetz mit der neuen Taufformel keine andre wesentliche Bedeutung finden als diese, daß fortan, wo es der Vater eines Kindes oder dessen Vertreter verlangt, bei der heiligen Taufe die Abrenunciationsfragen nicht mehr zur Beantwortung vorgelegt werden sollen. So hat die Sache auch der mehr genante erste Berichterstatter der für die Taufrage niedergesetzten Commission in der Vorsynode gefaßt. Er sagt (Protokolle II, S. 15) von dem Commissionsantrage, der in dem zum Kirchengesetze gewordenen nur modificirt ist: die Commission habe in demselben das Richtige erkennen müssen; den „berechtigten"(?) Bedenken der Einzelnen gegen die Abrenunciationsformel werde vollkommen Rechnung getragen, wenn ihre Mitwirkung dazu durch Beantwortung der Fragen nicht mehr gefordert werde. — Und nun muß ich wiederholen, mit der Aufhebung der durch die Kirchenordnungen, Luthers Taufbüchlein und unvordenkliche christliche Sitte festgestellten Verpflichtung der Taufpathen für das zu taufende Kind dem Teufel zu entsagen, wofür nun auch die Entsagung nicht leistende Pathen müssen zugelassen werden, ist der Kirche gewiß eine tief zu beklagende Wunde geschlagen. —

Wenden wir uns aber jezt zur Beurteilung des Formulars selbst, so wollen wir ihm dies nicht noch einmal imputiren, daß es die Taufpathen nicht entsagen läßt. Eine Entsagung den Taufpathen in den Mund zu legen, daß es nicht die alte der Kirchenordnungen gewesen wäre, und doch eine solche, die zugleich die Kirche und die Widersacher der bisherigen Fragen zufrieden gestellt hätte, war eine Unmöglichkeit; und ich habe vorzüglich an der neuen Formel zu tadeln, daß sie doch noch einen schwachen Versuch gemacht zu haben scheint, diese Unmöglichkeit möglich zu machen. Es stand nur dies zweifache in Frage: entweder die alte Abrenunciationsformel blieb, und dann war für das neue Formular kein Platz — oder man machte eine neue Formel, dann konnte sie aber nur eine Weise zu taufen ohne Abrenunciation durch die Gevattern geben. Also wir machen ihr nicht zum Vorwurf, daß sie das lezte gethan hat. Wir müßten ihr dann ihr ganzes Dasein zum Vorwurf machen, der aber kann nicht auf sie selbst fallen.

Wie gesagt, mein vornehmster Tadel gegen das Formular ist, daß es nicht grade mit der Sprache herausgeht. Ich finde allerdings an ihm eine gewisse Zweizüngigkeit und Doppelherzigkeit. Der Fall liegt vor, so sagt es der Eingang des Kirchengesetzes, daß der Vater oder dessen Vertreter die Weglassung der Abrenunciationsfragen wünscht. Nun sollten sie doch auch weggelassen werden. Das geschieht allerdings in dem ersten Teile des Formulars. Da wird nur referirt: wer getauft werde, der müsse auch das ungöttliche Wesen verläugnen u. s. w. ohne alle Erwähnung des Teufels, und dann folgt die Frage: Begehrt ihr denn auch, daß dieses Kind getauft werde? Im zweiten Teil aber, nachdem die Gevattern ihr Ja geantwortet haben, geht es nun weiter: „So lasset uns anstatt und von wegen dieses Kindes absagen dem Unglauben und Aberglauben und allen

Sünden als Werken des Teufels und mit Herz und Mund bekennen unsern christlichen Glauben", worauf das apostolische Glaubensbekenntnis gesprochen wird. Da hat man gesagt: das ist ja die volle Abrenunciation. Im Sinne derselben muß auch im ersten Teil das Verläugnen des ungöttlichen Wesens und der weltlichen Lüste aufgefaßt werden. Und hier haben wir nun die Abrenunciation auch in optima forma, an der auch die Gevattern mit Teil nehmen, denn es heißt: asset **uns** absagen. Es wird dem Unglauben und Aberglauben und allen Sünden als Werken des Teufels abgesagt, und damit dem Teufel selbst, mit dem wir nur durch Unglauben, Aberglauben und Sünden Gemeinschaft haben. Aber ihr Lieben, wenn denn die Sache ganz dieselbe bleibt, warum denn ein neues Formular, warum hat man nicht das alte behalten? Sind die Taufpathen hier nicht überlistet, ist die Abrenunciation, wenn sie überall da ist, nicht ohne ihr Bemerken gleichsam eingeschmuggelt? Wenn ich ein Verweigerer der Abrenunciation wäre, diese verdeckte und versteckte würde ich noch entschiedener verweigern als die grade und offenbare. Und warum zieht man die Taufpathen durch das communicative „Wir" doch wieder gewissermaßen mit herein, da doch der Vater des Kindes den entschiedenen Willen hat, den sie vielleicht auch selbst billigen und teilen, daß sie mit dieser Sache nichts zu schaffen haben sollen? Und warum, da doch nach der Ankündigung des Bekennens des Glaubens dieses Bekennen selbst folgt, begnügt man sich in Betreff der Entsagung blos damit, daß man sagt, es solle entsagt werden? Ferner: der Teufel ist freilich im Genitiv derselbe wie im Nominativ, aber hat man ihn doch vielleicht deswegen in den casus obliquus gesezt, indem man nur von Werken des Teufels redet, um ihn so den Taufpathen, die ihn nun nicht im casus rectus vor sich stehen haben und ihm nicht gradezu ins Angesicht sehen, etwas annehmlicher zu machen. Das wäre doch auch kein völlig ehrliches Spiel. Davon will ich gar nicht reden, daß die Redensart vom „Unglauben und Aberglauben und allen Sünden als Werken des Teufels" eine Floskel ist, gepflückt auf dem Boden des übel berufenen Hannoverschen Landeskatechismus von 1790, die nun im Herbarium dieses neuen Formulars die Unsterblichkeit wider Vermuthen erlangt. Die liturgische Schönheit ist damit nicht gehoben. Hat man dadurch die Gegner der Abrenunciation bewegen wollen, sich dieselbe in dieser Gestalt gefallen zu lassen? Schwerlich wird die von ihnen zur Schau getragene Anhänglichkeit an den alten Freund stark genug sein, diese Wirkung hervorzubringen.

Das Urteil über das neue Formular kann also unmöglich ein günstiges sein. Man hat sich wol darauf berufen, daß die Erpacher K. O. von 1560 (Richter K. OO. II S. 222, 223; Höfling, das Sakr. d. heil. Taufe II S. 127) ganz ähnlich sei. Es heißt da freilich auch: „Wir wollen auch anstatt und von wegen dieses Kindleins absagen dem Teufel mit allen seinen Listen, Willen und Werken, mit Herzen und Mund bekennen unsern christlichen Glauben; sprecht: Ich glaube u. s. w." und wird also die Entsagung nicht mit Antworten der Pathen auf an sie gerichtete Fragen geleistet. Aber wie ist hier alles so natürlich, unverfänglich, liturgisch schön! Ich glaube schwerlich, daß sich großer Widerspruch der Kirchlichen erhoben haben würde, wenn von competenter Stelle die Taufliturgie der Erpacher Kirchenordnung als die allgemein gültige für die ganze Hannoversche Landeskirche eingeführt wäre.

Aber unsre Frage ist vornehmlich die, da nur dieses Kirchengesetz verkündigt und durch dasselbe für den Fall der vom Vater oder dessen Stellvertreter verweigerten Abrenunciationsfragen das Taufen nach Maßgabe des mitgeteilten Formulars vorgeschrieben ist: wie hat sich der Geistliche zu dieser Ordnung zu stellen, hat er zu gehorchen, oder nach Ap. Gesch. 5, 29 den Gehorsam zu verweigern?

Um die Fragen zu beantworten müssen wir zusehen, ob durch das Gesetz den Geistlichen etwas aufgelegt wird, was wider Gottes Gebot ist.

Wir haben hier zuerst daran zu erinnern, daß jenes Kirchengesetz gar nicht wörtliche Anwendung des beigegebenen Formulars gebietet. Sondern es heißt in den betreffenden Fällen soll „nach Maßgabe" der beigehenden Formel getauft werden. Die Hauptabsicht des Gesetzes zugestandener Maßen, wie auch der Commissionsantrag in der Vorsynode, der unverkennbar die Grundlage des Gesetzes gewesen ist, deutlich ergibt, besteht darin: Wenn die Weglassung der Abrenunciationsfragen gewünscht wird, so soll dieselbe auch statt finden. Das Formular will nur zeigen, wie etwa die Taufe mit Weglassung dieser Fragen einzurichten ist. Es könnte nur scheinen, doch noch ein klein wenig von den Fragen gehalten zu haben. Wenn ich nun in so weit mich dem Formular anschließe, daß ich die Fragen ganz ehrlich völlig weglasse, so werde ich gewiß den Sinn und Willen des Gesetzes erfüllt haben, wenn ich auch sonst die Fassung im Einzelnen hie und da modificire. Ich werde dann z. B. das communicative „Lasset uns absagen" dürfen fallen lassen und dafür als Täufer meinerseits die Entsagung übernehmen mögen, indem ich etwa spreche: „So ist denn anstatt und von wegen dieses Kindes abzusagen und unser allerheiligster Christenglaube zu bekennen: Ich entsage, Ich glaube pp."

Die Hauptfrage ist aber die: ist es wider Gottes Gebot, auf die oben angegebene Weise zu taufen, wo die Abrenunciation nicht von den Taufpathen geleistet wird, ja wo dieselben die Antwort auf die Fragen entweder auf Betrieb des Vaters oder auf eigenen Antrieb verweigern?

Das Wort Gottes fordert überall nicht, daß Taufpathen sein müssen. Eine Taufe ohne Abrenunciation ist freilich eine Unmöglichkeit, könte wenigstens nicht heilbringend sein; denn wo Christus nicht ist, da ist des Teufels Reich, Ap. Gesch. 26, 18, daher muß wer zu Christo kommen, ihn in der Taufe anziehen will Gal. 3, 27, auch notwendig dem Teufel entsagen und dabei Christum im Glauben ergreifen. Beides, freilich wie Alles keimartig, geschieht auch bei den Kindern, die getauft werden durch die Wirkung des heiligen Geistes. Darum kann auch in ihrem Namen mit guter Zuversicht die Absagung ausgesprochen und der Glaube bekant werden. Aber es ist nicht absolut nötig. Entsagung und Glaube ist absolut notwendig zur Taufe, aber, wenigstens bei der Kindertaufe, nicht Aussprechen der Entsagung und des Glaubens. Unnachläßlich ist da nur, daß mit Wasser getauft werde im Namen des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes.

So können also auch die Taufen nach dem neuen Formular, bei denen die Taufpathen nicht entsagen, an sich selbst nicht für unrechte Taufen erklärt werden. Es ist bei denselben nichts vorgeschrieben oder aufgehoben, wodurch die Substanz der Taufe alterirt wird. So ist also dem Täufer auch nichts dabei aufgelegt, was wider Gottes Gebot wäre. Das würde z. B. der Fall sein, wenn ihm ein andres Bekentnis geboten wäre, als das mit dem Worte Gottes sich deckende apostolische.

Nur das wird ihm zugemuthet, er muß Taufpathen zulassen, die nicht die Abrenunciationsfragen beantworten.

Man kann wie gesagt dieses Zugeständnis, nicht nur den Schwachen, sondern auch den offenbar Ungläubigen gemacht, höchlich misbilligen. Man wird sagen können, das Kirchenregiment wäre verpflichtet gewesen, sich der alten guten Kirchenordnung anzunehmen denen gegenüber, die sie aus ungerechtfertigten Gründen bestreiten und zu durchbrechen trachten. Ich glaube nicht, daß das Kirchenregiment den Vorwurf wird ablehnen können, bei der neu aufgerichteten Ordnung den Artikel 10 der Concordienformel nicht gehörig berücksichtigt zu haben. Wenn freilich auch der Fall, den dieser Artikel der Concordiaformel behandelt, zunächst ein etwas andrer ist, nämlich der, wo es sich darum handelt (vgl. Müller Concordia S. 551) „etzliche gefallene Ceremonien, so an ihm selbst Mitteldinge und von Gott weder geboten noch verboten sind, auf der Widersacher Dringen und Erfordern wiederum aufrichten und sich also mit ihnen in solchen Ceremonien und Mitteldingen vergleichen:" so leiden die da gegebenen Ausführungen doch auch leicht auf das hier Vorliegende Anwendung. Die Bestimmung (Müller S. 703): „Wir verwerfen und verdammen auch als unrecht derer Meinung, so da halten, daß man zur Zeit der Verfolgung der Feinde des heiligen Evangelii (das zu Abbruch der Wahrheit dienet,) in dergleichen Mitteldingen möge willfahren oder sich mit ihnen vergleichen" mußte auch für den vorliegenden Fall masgebend sein.

Aber wenn wir eine Ordnung, die von dem zu Recht bestehenden Kirchenregiment einmal erlassen ist, nicht billigen können, sind wir darum befugt, ihr den Gehorsam zu verweigern? Wenn es Sünde war, eine solche Ordnung zu erlassen, so wird es dadurch noch nicht Sünde, nachdem sie erlassen ist, sich ihr zu fügen. Sonst müßte man sich gegen Manches auflehnen. Tragen wir doch auch Vieles, was nur die Gewohnheit für sich hat. Ich erinnere nur an die so nötige und doch vielfach abhanden gekommene kirchliche Zucht. Da muß man der allgemeinen Krankheit der Zeit Beachtung gewähren in Betreff welcher selbst die Symbole (Form. Concord. Ausg. v. Müller S. 560 § 26) es ausdrücklich verwerfen, wenn behauptet würde, daß das Fehlen eines ordentlichen Bannprozesses das Wesen einer wahren Kirche Christi aufhöbe. Auch der Herr selbst hat vielfach Geduld gehabt, wenn zur Zeit der Unordnung und Verwirrung während des Alten Testaments seine eignen Ordnungen nicht streng beobachtet wurden, vgl. Josua 5, 1—8.

Verbietet nun etwa doch Art. 10 der Concordienformel dem Geistlichen das neue Formular zu gebrauchen? Der Artikel (Müller S. 703 § 25) erinnert allerdings besonders die Prediger mit „unverletzten Gewissen in Mitteldingen zu thun oder zu lassen, damit Gott nicht erzürnet, die Liebe nicht verletzt, die Feinde Gottes nicht gestärket noch die Schwachgläubigen verärgert werden." Aber sollte das in sich schließen das Recht und die Pflicht, jede Ordnung des Kirchenregiments zu verwerfen, sobald man glaubt annehmen zu dürfen, daß dadurch den Feinden des Evangelii gewillfahrt sei? dadurch würde jedes Regiment unmöglich gemacht. Nur dann, wenn die Ordnung dir Verläugnung, Verletzung des Bekentnisses durch Reden und Thun wider Gottes Wort oder durch Verschweigen der Wahrheit auflegt, hast du zu widerstehen. Sonst will dir aber der 10. Artikel nur einschärfen, daß du in den Fällen, wo das Handeln frei, durch kein Gesez beschränkt ist, dich keiner sündlichen Nachgibigkeit schuldig machst. Was den hier vorliegenden Fall, das neue hannoversche Kirchengesetz

und seine Taufformel betrifft, so wird bei aller wol begründeten Beschwerde gegen dasselbe doch zuzugestehen sein, daß Fälle der verweigerten Abrenunciationsfragen vorkommen konnten, welche eine Entscheidung und Aushülfe des Kirchenregiments nötig machten. Nach dem mehr angeführten Artikel der Concordienformel selbst (Müller S. 699 § 9) hatte das Kirchenregiment auch in diesem Falle volles Recht, in der Taufordnung, sofern es nur die Substanz der Taufe nicht berührte, etwas zu ändern, zu mindern oder zu mehren, nur daß es ohne Leichtfertigkeit und Aergernis geschehe; auch den „Schwachen im Glauben" durfte in solchen Mitteldingen „mit gutem Gewissen nachgegeben" werden. Das Kirchenregiment behauptet, diese Bedingungen erfüllt zu haben. Wir halten dafür, daß es darin irrt. Aber dürfen wir darum den Gehorsam verweigern? —

Das würde im Grunde auch heißen: die Kirche ist durch das neue Gesetz dermaßen zu Grunde gerichtet, daß man überhaupt mit gutem Gewissen ihr nicht mehr dienen kann. Denn das muß doch auch erwartet werden, und dazu ist wenigstens formelles Recht, daß die Diener der Kirche, welche in einem Stücke den Gehorsam aufkündigen, entlassen werden. Auch wir sehen die Kirche durch das neue Kirchengesez sehr geschlagen, aber doch noch nicht vernichtet, nicht in den Stand versezt, daß man ihr den Dienst aufkündigen müßte. Wir halten dafür, daß man sich der neuen Ordnung wenn auch mit schwerem Herzen zu fügen hat, da ja auch völlig unbenommen ist in der Taufrede, welcher keine Abrenunciationsfragen folgen, ein stärkeres Zeugnis für die Lehre, welche diese Frage herbeigeführt hat, abzulegen, als die Taufe mit den Fragen gewesen wäre. — Der Herr gebe uns erleuchtete Augen unseres Verständnisses und erbarme sich Seiner armen Kirche in Hannover und in allen Landen. —

Die Katholische Kirche in Frankreich.

In dem Liede: gib dich zufrieden und sei stille, singt Paul Gerhard: „Hat er doch selbst auch wol das Seine, wenn er's sehen könnt und wollte." Die Wahrheit dieses Wortes möge dem Bischof Martin ein Bischof seiner eigenen Kirche zu Gemüthe führen. Msgr. Dupanloup, Bischof von Orleans sagt in seiner Schrift: die Convention vom 15. Sept. 1864 und die päpstliche Encyclica übersetzt von Houssе, Luxemburg 1865:

„In Frankreich hat in den Dörfern, welchen ich das Evangelium verkünde, die Kirche für sich die Weiber und Greise, die Schule hat die Kinder, welche sie dann auch zur Kirche führt, das Journal und das Wirthshaus haben die Männer und jungen Leute. Man kommt wöchentlich einmal, eine oder zwei Stunden lang, zur Kirche. Man geht zur Schule und durch die Schule zur Kirche, vom achten bis zum eilften Jahre. Die ganze übrige Lebenszeit wird durch die materiellen Sorgen verschlungen und die armselige Viertelstunde, die geringe Aufmerksamkeit, welche der Mann täglich den allgemeinen Interessen widmen kann, nimmt der Zeitungsschreiber in Anspruch, welcher von der Hauptstadt aus, dem Mittelpunkt des Lichtes, tagtäglich seinem Leser in allen Tonarten wiederholt: „Der Papst ist ein Tyrann, der Priester ein Betrüger, Jesus eine Legende."

Und solcher Art ist die Leitung und die Gesetzgebung der Presse

in unserm Lande, daß Angriffe gegen die Religion zehn oder funfzehn der verbreitetsten ältern oder neuern Zeitungen und Revuen gestattet sind, Journalen welche nie berichten, was die Katholiken Gutes, und nie verschweigen, was einige aus ihnen Böses oder Unkluges thun, indeß die Vertheidigung der Religion zwei oder drei verdächtigten Zeitungen überlassen ist, und es keinem neuen Vertheidiger gelingen konnte, sich die Ermächtigung zur Herausgabe eines neuen Blattes zu verschaffen.

Es scheint, daß Einige aus der Religion einen allen Angriffen ausgesetzten Wall machen wollen, um so die Politik zu schützen. Es scheint, als ob man es für klug befunden habe, die Angriffe gegen den einzigen Meister, welchen man nicht entthronen kann, zu entfesseln. Es ist das eine große und gefahrvolle Verirrung.

Man spricht viel von Reformen in der Schule, man übertreibt den Einfluß der Kanzel, man glaubt, die Kirche wirke auf die Geister ein. Welche Gewalt aber ist mit derjenigen, auf die ich hinweise, vergleichbar? Läutet einmal in einem Dorfe, wo das Wirthshaus das „Siècle", die Opinion nationale", die Schrift „La vie de Jésus" liest, zum Angelusgebete, und ihr werdet sehen, wie viele Leser auf die Mahnung der einsamen Glocke achten!

Es ist das nicht Alles!

Wir haben nicht allein gegen uns die Presse, wir haben auch gegen uns das Gesetz.

Wir leiden wie alle Bürger, und mehr als sie, weil es unsere Aufgabe ist, die Menschen zu vereinigen, die Lehren zu verbreiten und Anstalten zu gründen; wir leiden durch all die Schranken, welche man der Freiheit der Versammlung, des Unterrichts, der Veröffentlichung, der Association gesetzt hat.

Aber noch mehr, kein Ring der alten, von der Intoleranz der Könige und Völker gegen uns geschmiedeten Ketten, ist durch die Zeit abgenützt oder durch die Gerechtigkeit gebrochen worden. Man gebraucht gegen uns, wie zu den Zeiten der gallikanischen Plackereien, die Appellation wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt; man verdächtigt unsere Kleider, wie zur Zeit der Proscription, und unsere Häuser, wie ehedem zur Zeit der Confiscation.

Zwingt große Noth dazu, die Arme nach uns auszustrecken, so wird das Bündniß der Ungerechtigkeit mit dem Vorurteil schlaffer und es scheint sich aufzulösen. Es bildet sich wieder, erstarkt und rächt sich, wenn der Wind der Gottlosigkeit sich erhebt und sich das Glücksrad dreht!

Wir haben die Presse und das Gesetz gegen uns, und haben auch gegen uns die Sitten.

Mode ist das Vergnügen, Mode ist das Geld, und ich sage nur die Wahrheit, wenn ich behaupte, daß in diesem Augenblicke — die Ursache davon will ich nicht aufsuchen — die Sitten verderben und die Tugend leidet.

Nun ist aber, sobald das Laster siegt, der Glaube angegriffen; das lehrt die Erfahrung. Es ist wie ein geheimer Grimm des Bösen gegen das Gute, der sich alsdann öffentlich Luft macht, und im Grunde der zügellosen Handlungen des Menschen fühlt man stets, daß er ein Geist ist; denn man findet darin Logik. Ihr Geizigen! ihr klagt die Religion an, weil sie euch anklagt. Ihr Wüstlinge! ihr verdammt die Religion, weil sie euch verdammt! Da irre ich mich nicht! Betrachte ich einen Augenblick den Laden eines Buchhändlers, so bin ich überzeugt, sehe ich das schamlose Aergerniß ausgekramt, daß

ich auch daneben den gehässigen Unglauben antreffe. Das Verbrechen verflucht die Gerechtigkeit, und die Unsittlichkeit sucht, um bequemer ihre Leidenschaften zu befriedigen, die Sittlichkeit herabzuwürdigen. Schlechte Sitten sind nie ohne schlechte Grundsätze, Verkehrtheiten des Betragens nie ohne Irrthümer der Vernunft. Und der Irrthum (man wird meine Worte nicht mißverstehen) ist gefährlicher, als die Sünde. Die Sünde erzeugt Reue, der Irrtum schließt sie aus. Wer fällt, und weiß daß er fällt, kann wieder aufstehen, aber wehe dem, der den Fall beschönigt und rechtfertigt, indem er ausruft: „Sich bereichern und erfreuen, ist das nicht das Leben?"

Die Reichthümer und Ergötzlichkeiten, die man sucht und welchen man dient, das sind die zwei Stufen eines Abgrundes, auf welchen, mit Bedauern sage ich es, ein Theil der französischen und selbst der europäischen Gesellschaft seit einigen Jahren mit beiden Füßen steht. Wie kann man sich da wundern, daß sie Jesus Christus nicht mehr lieben, der da demüthig, und arm, und keusch war?

Ich füge hinzu, daß gegen uns die Schwäche unsrer Situation spricht. Kaum hatte sich Frankreichs Kirche von den Hinrichtungen und Proscriptionen wieder erholt, da entluden sich gegen sie auch schon wieder die Gewitter. Ein armer, gedemüthigter, zerstreuter und mühsam zusammengebrachter Clerus sieht sich feindlichen Gewalten ausgesetzt, zu deren Machtvergrößerung Alles beiträgt. Für uns gibt es keine Gerechtigkeit, keine Schonung, wenn wir auf dem schrecklichen Pfade straucheln, auf welchem wir inmitten des Sturmes und gleichsam zwischen Lavinen hindurch einhergehen müssen."

Gegen Schenkel aus Hannover.

Dem Zurufe an die bekenntnistreuen Amtsbrüder in Baden aus Hannover, 8. April, stimmen von Herzen bei:

Jesse, Superintend. und Past. zu Sehlde. Ueltzen, Past. in Groß-Heere. Schwenke, Past. zu Baddekenstedt. Billerbeck, Past. zu Holle. Breiger, Past. zu Hackenstedt. Krüger, Past. zu Heersum. Wegener, Past. zu Grasdorf. Sachse, Past. zu Wartjenstedt und Binder. Hamelmann, Past. zu Groß-Elbe. Schnehage, Past. in Gustedt. Schmidt, Past. coll. zu Groß-Elbe. Heuer, Past. zu Alt-Wallmoden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 26. Das allgemeine Priestertum und seine Pflichten 297
Beilage 305
Nachrichten. Nordamerika 310
Erklärungen gegen Schenkel aus Halberstadt, der Kreis-Synode Hagen in Westfalen und aus Tremmen bei Nauen 311
— 27. Das allgemeine Priestertum und seine Pflichten. (Fortsetzung) 313
— 28. Das allgemeine Priestertum und seine Pflichten. (Schluß) 321
Nachrichten. Die neue Taufformel ohne Abrenunciation im Königreich Hannover 326
Beilage 329
Aus einer Kreissynode der Provinz Brandenburg 331
Der Sontag in Lübeck 332
Erklärung gegen Schenkel aus Schlesien 335
— 29. Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik 337
— 30. Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik. (Fortsetzung) 345
Moses Mendelssohn im Verhältnis zum Christentum 347
Beilage 353
Nachrichten. Aus Oesterreich 358
Erklärungen gegen Schenkel aus Hannover, Böhmen und Schleusingen 359
— 31. Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik. (Fortsetzung) 361
— 32. Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik. (Fortsetzung) 369
Sem und Japhet 373
Beilage 377
Moses Mendelssohn im Verhältnis zum Christentum. (Schluß) 382
— 33. Die biblische Geschichte in der Schule 385
— 34. Die biblische Geschichte in der Schule. (Schluß) 393
Aus und über Mecklenburg-Schwerin. Die Kirche und die Ritterschaft 397
Nachrichten. Die neue Taufformel ohne Abrenunciation im Königreich Hannover 400
Beilage 401
Die Katholische Kirche in Frankreich 406
Gegen Schenkel aus Hannover 408

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 3. Mai. № 35.

Naturwissenschaftliche Genealogien,

insbesondere

die Darwin'sche Theorie.

Auf ihrem ersten Blatte redet die heilige Schrift von der Schöpfung der Welt. Gott sprach, und es ward. Das schaffende Wort des Allmächtigen kleidete Gottes Gedanken in die Leiblichkeit und gab Allem, was da ist, Gestalt und Wesen. Die sichtbare Welt hat ihren Ursprung in einem unsichtbaren Urgrunde, in des Schöpfers ewiger Kraft und Gottheit, dessen Werk und Offenbarung sie ist. — In diesen Zügen bewegt sich die Schöpfungsgeschichte der heiligen Schrift — eine Geschichte, nicht menschlich ergründet, sondern göttlich gegeben.

Es ist bekant, wie die moderne Naturwissenschaft zu dieser Geschichte sich stellt. Sie nent das Wort der Schrift vom Werden der Welt „einen Mythus, den der Mensch selbst einst in kindlicher Unbefangenheit aus sich gebar oder von außen empfing, die graue Nebelgestalt eines Traumes, stets leer und inhaltslos." Die moderne Naturforschung hat ihre eigene Schöpfungsgeschichte, aus ihr hervorgegangen, wie aus dem Haupt des Zeus die gewappnete Athene; und in dieser ihrer Schöpfungsgeschichte kulminirt die Wissenschaft ebenso, wie in der Athene, „dem Kinde des starken Vaters", die allumfassende Weisheit des Zeus persönlich geworden ist. Zwar, wenn das Werden der Welt in den Schöpfungstagen des Anfangs einen menschlichen Zeugen doch nicht gehabt hat, so erscheint es zunächst als widerspruchsvoll, daß eine Schöpfungsgeschichte dem Haupte eben derjenigen Wissenschaft entspringt, welche ihre unbesiegbare Stärke ausschließlich in der der Beobachtung unterliegenden Thatsache sucht. Dennoch weiß die Naturforschung Rechenschaft zu geben von dem Werden der Welt. Sie kent die Pforten, aus welchen des Himmels Heere hervorgegangen sind, und die Kräfte, welche den Grashalm schufen. Das Zeichen aber, unter welchem im Ganzen die naturwissenschaftliche Schöpfungsgeschichte dieser Zeit steht, ist die Leugnung des lebendigen Gottes. „Ein unmittelbares Eingreifen der Gottheit widerspricht allen wissenschaftlichen Resultaten" — darin hat diese Schöpfungsgeschichte Prinzip, Motiv und Norm. Der Wert jeder wissenschaftlichen Schöpfungsgeschichte wird deshalb nach dem Maße gemessen, in welchem es ihr gelungen ist, den Schöpfer aus der Schöpfung herauszudrängen. Wenn in der ersten Auflage der Darwin'schen Schrift von der Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich wenigstens von der ersten Urform, dem unscheinbaren Ausgangspunkt der organischen Welt, gesagt war, daß der Schöpfer ihr das Leben eingehaucht habe, so erklärt der deutsche Uebersetzer die Unterdrückung dieses beiläufigen Zusatzes in der zweiten Auflage für das Wesentlichste in der neuen Bearbeitung.

Die Welt bedarf keines Schöpfers — so sagt die Wissenschaft. „Die Erde und die Welt sind ewig, denn zum Wesen der Materie gehört auch diese Qualität." In anschaulichster Weise zeichnet die Wissenschaft das Werden der Welt. Sie weiß, wie der ewige Weltendunst uranfänglich zu kugelförmigen rotirenden Massen von feurigem Fluß sich differenzirte, wie vermöge der Schwungkraft Aequatorealringe sich ablösten, welche zersprangen und die Planeten bildeten, welche ihre Sonne umkreisen. Auch der Mensch bedarf keines Schöpfers. Er ist nicht geschaffen, sondern geworden, und die Erde ist seine Mutter, wie alles dessen, was da lebt. Durch eine freie, der Materie innewohnende Zeugungskraft bildete sich der anorganische Stoff zu lebendigen Organismen um, und aus dem Staube erstanden kraft des in ihm selbst liegenden Bildungstriebes die Gestalten des Lebens. — Zwar steht die Annahme einer solchen Urkraft, durch welche das Todte aus eigenem Vermögen zu einem Lebendigen wird, das Anorganische zum Organischen sich umbildet, mit den sichersten Resultaten der Wissenschaft im Widerspruch. Dennoch wird sie in der naturwissenschaftlichen Schöpfungsgeschichte als Postulat wenigstens für den Uranfang festgehalten, weil — und das charakterisirt diese Wissenschaft in ihrem innersten Wesen — „weil ohne dieselbe das Entstehen der Organismen auf der Erdoberfläche nur durch unmittelbares Eingreifen einer höheren Macht denkbar ist." Alles, was Schöpfung heißt, ist der modernen Naturforschung zufolge nur Entwickelung aus dem Anorganischen zum Organischen, aus dem Niederen zum Höheren, Evolution der unerschaffenen, ewigen Materie nach den ihr innewohnenden Kräften und Gesetzen. In diesen allgemeinen Zügen alles Werdens ist auch das Werden des Menschen mit eingeschlossen. Er ist die Blüte am Baume des Werdens, darum aber nicht weniger das Produkt aus dem Zusammenwirken tellurischer Kräfte.

Hinsichtlich der Art und Weise, in welcher der Mensch sich aus der Materie herausgebildet habe, gehen die wissenschaftlichen

Forschungen allerdings auseinander. Nach ganz mathematischer Methode und mit Sicherheit einer solchen, in einer in alle Einzelheiten eingehenden Darstellung hat die Wissenschaft bekantlich nachgewiesen, daß der Mensch des Anfanges aus dem Meeresschleim zusammengeronnen sei. — Etwas mehr dichterische Sinnigkeit zeigt die Naturwissenschaft, wenn sie auf einem anderen Wege der Forschung zu dem Resultate gelangt, daß das erste Menschenkind seine Geburtsstätte in dem Kelch einer riesenhaften Blume gehabt habe. „Sieht man doch oft" — heißt es — „aus der Mitte einer üppig blühenden Blume eine zweite hervorwachsen. Warum nicht auch statt der zweiten Blume ein erstes Thier? Bei dem Anblick einer Rafflesia mit ihrem mächtigen Kelch kann man wol auf den Gedanken kommen, hier habe unter einem südlichen Himmel ein menschlicher Säugling seine Entstehung, sein Lager und seine Nahrung gefunden," wenn nicht doch, derselben Forschung zufolge, die Annahme den Vorzug verdient, daß der erste Mensch aus einem Pilz sich umgebildet habe am Ufer eines Bachs, „wo das Wasser zu Trank und Bad nicht fehlte." — Abweichend von dieser Anschauung hat die Wissenschaft, wenn sie weniger auf dichterische Sinnigkeit, als auf die Nüchternheit des anatomischen Baues gab, die Urahnen des Menschen in einem antediluvianischen riesenhaften Frosch aufgefunden, der seine Fußspuren in dem rothen Sandstein von Hildburghausen zurückgelassen hat, wofür als beweisende Thatsache der Vorzug angeführt wird, welchen noch der heutige Frosch allein unter allen lebendigen Geschöpfen mit dem Menschen teilt, nämlich im Besitz einer Wade zu sein. — Bekant ist, mit welcher leidenschaftlichen Vorliebe manche Naturforscher ihren Stambaum von den Affen ableiten, und mit welcher unverwüstlichen Zähigkeit die Affengenealogie immer von Neuem wiederkehrt. — Der in diesen Unterschieden zu Tage tretende Familienzwist ist ohne wesentliche Bedeutung. Das Gemeinsame in allen Genealogien ist die Entmenschlichung des Menschen und die absolute Gleichstellung desselben mit dem Thier. „Wie der menschliche Körper nur eine modifizirte Thiergestalt ist, so ist seine Sele auch nur eine potenzirte Thiersele." Weiter aber ist Alles, was Sele heißt, lediglich Function der Leiblichkeit — eine unabweisbare Consequenz der Wissenschaft. Wenn alles Leben überhaupt nichts Anderes als Qualitätsäußerung der Materie ist, so kann auch, was Sele genant wird, nur eine Kraftäußerung etwa der Nervenmaterie sein. Alles geistige Leben ist ein Oscilliren des Nervenmarks, ein Aufleuchten des Phosphors im Gehirn. Denken ist eine Thätigkeit des Gehirns, wie die Verdauung eine Thätigkeit des Magens, und der Sohn der Frösche und Affen wird sich der Wesensgleichheit mit seinen Vätern nicht entschlagen können. So heißt es denn kurz und bündig: „Die absolute Differenz der menschlichen und thierischen Sele besteht in der Einbildung, sie ist ein Ausdruck des menschlichen Hochmuts, mit dem der Mensch so gern sich über die ganze übrige Schöpfung zu erheben pflegt. Nicht zufrieden, der edelste, schönste und beste Teil des Geschaffenen zu sein, verlangt er auch, aus einem anderen Material zu bestehen, und

während alles Uebrige untergeht, allein der ewigen Fortdauer sich zu erfreuen."

Es liegt auf der Hand, daß solche Resultate der Naturforschung nicht blos wissenschaftliche Evolutionen von nur wissenschaftlicher Bedeutung sind. Sie stürzen den gesamten Bestand von Religion und Sitlichkeit in den Abgrund der unersättlichen Materie. Und die Meister der Wissenschaft überlassen es uns, nicht etwa stillschweigend, die Vernichtung der Religion und Sitlichkeit aus den von ihnen gegeben Sätzen abzuleiten und zu folgern. Sie gefallen sich darin, selber die religiösen und sitlichen Consequenzen möglichst präcis zu formuliren. Es ist der Mühe wert, Kentnis davon zu nehmen, welch ein dämonischer Ernst mit der Gleichstellung von Mensch und Thier gemacht wird, und bis zu welcher grauenhaften Tiefe diese sogenante Wissenschaft herabsinkt. Ein anschauliches Beispiel dafür geben die Vorlesungen über die Stellung des Menschen in der Schöpfung von C. Vogt, welche im vorigen Jahr erschienen sind. Was man Religion nent — heißt es da — ist der Eindruck von Erscheinungen, deren Grund man nicht kent. Solche Religion, „den Keim zum Glauben an mysteriöse Wesen höherer Natur", hat der Hund auch, der sich vor Gespenstern fürchtet, so gut, wie der Bretagner und Baske. „Jede auffallende Erscheinung, von welcher ihm die Nase keine Kunde zu geben vermag, bringt auch den mutigsten Hund zu den Aeußerungen unsinniger Furcht." Ein Unterschied aber zwischen der Religiosität des Hundes und des Menschen läßt sich nicht machen, denn derselbe Unterschied findet sich unter den Menschen selbst. „Der stumpfsinnige Cretin nimt gar keine Notiz von dem Donner; der Einfältige fürchtet sich vor demselben, als vor einer Naturerscheinung, deren Grund er nicht zu enträthseln vermag; der Heide entwickelt aus dem unbekanten X einen Donnergott; der gläubige Christ läßt seinen Herrgott donnern, und der intelligente Mensch, der etwas von Physik versteht, donnert und blizt selber, wenn ihm die dazu nötigen Apparate zu Gebote stehen." — Und was ist Sitlichkeit? Der Begriff des Guten und Bösen ist kein absoluter, sondern er entwickelt sich aus den jedesmaligen Bedürfnissen der Gesellschaft, aus den Beziehungen der Einzelnen zu einander, er ist das Resultat des geselligen Zustandes. Es ist deshalb unzweifelhaft, „daß der Begriff des Guten und Bösen unter den Thiergesellschaften ebenso entwickelt ist im Verhältnis der Ausbildung der Geselligkeit, als unter den menschlichen Gesellschaften." Der erste Grad der Gesellschaft ist die Familie, und der Begriff des Guten und Bösen resumirt sich bei dem Kinde in dem Gehorsam gegen die Eltern, in der Zurechtweisung und Liebkosung, die ihm zu Teil wird. Jede Katzen- und Bärenfamilie zeigt alle die Aeußerungen des Begriffs von Gut und Böse, wie man sie in der menschlichen Familie finden kann. „Die junge Katze, welche auf den Ruf der Mutter nicht komt, der zweijährige Bär, der seine Geschwister nicht ordentlich besorgt, werden ebenso angebrumt oder geohrfeigt, wie es den lieben Menschenkindern auch geht, wenn sie den ersten Begriff der menschlichen und christlichen Moral, den Gehorsam, außer Auge setzen." — Wir übergehen die Anwendung, welche hiervon auch

auf staatliche Verhältnisse gemacht wird. Aber das ist wert, bemerkt zu werden, daß diese Vorträge in populärer Form wöchentlich und öffentlich gehalten worden sind, „um dem Volksunterricht hülfreiche Hand zu bieten," daß „sich zu ihnen stets ein aufmerksames und wisbegieriges Publikum drängt," und daß in Ermangelung anderer Räumlichkeiten auch die Kirchen zum Versamlungsort gedient haben. — Das ist die Stellung, welche die moderne Naturforschung dem Menschen anweist. Die Leugnung Gottes und die Entmenschlichung des Menschen ist das sie charakterisirende Merkmal.

Eine materialistische Anschauung, welche den Menschen seiner spezifischen Menschlichkeit entkleidet und in die Reihe der ihn umgebenden Naturwesen herabdrückt, ist nicht etwa eine Errungenschaft der modernen Forschung. Es ist eine alte Weisheit, die alles geistige Leben auf Naturphänomene zurückführt, so alt, als das Wort auf menschlicher Lippe ist: Es ist kein Gott. Aber dieser Materialismus ist nicht überall gleichartig und gleichwertig. Auch das klassische Altertum hatte seinen Materialismus. Aber schon in der Weise, wie er sich ausspricht, athmet ein anderer Geist. Der Materialismus des klassischen Heidentums sieht in der Leier das treffende Bild des Menschen. Holz und Saiten sind des Menschen Leiblichkeit. In den Saiten ruht die Harmonie, als ein Unsichtbares und Unleibliches, als ein Schönes und Göttliches, das aus den Saiten herausklingt. Sie ist dahin, wenn die Saiten zerspringen. Diese in den vergänglichen Saiten ruhende, selbst vergängliche, und doch dem Göttlichen und Unsterblichen verwandte Harmonie ist des Menschen Sele. „Du weißt, mein Sokrates," spricht Simmias im platonischen Phädon, „daß wir uns meistens die Sele so vorstellen, als wenn unser Leib durch Warmes und Kaltes, durch Festes und Flüssiges zusammengehalten und gespannt, die Sele aber eine Mischung und Harmonie der leiblichen Elemente sei. Ist aber die Sele eine solche Harmonie, so wird sie, so göttlich sie auch ist, zerrinnen, wenn der Leib hinstirbt, wie die Harmonie der Töne dahin ist, wenn die Saiten zerrissen sind." Es ist somit nichts Anderes gesagt, als was der moderne Materialismus ausspricht, wenn er das geistige Leben des Menschen nur als eine Function der Leiblichkeit auffaßt. Aber wie zart und sinnig spricht sich das klassische Heidentum aus. Die Sele ist ihm ein Accord, der verklungen ist, wenn die Saiten zerrissen sind. Doch ist dem ahnenden Sinn der verklingende Accord trotz seiner Vergänglichkeit ein „von der irdischen und sterblichen Art des Leibes" Verschiedenes und dem Göttlichen Verwandtes. — Der moderne Materialismus führt eine andere Sprache. Die menschliche Sele ist eine Thiersele. Alles Denken ist Absonderung des Gehirns, wie auch die Nieren ihre Absonderung haben. Die Religion hat der Mensch mit dem Hunde gemein. So kleidet der moderne Materialismus seine Weisheit ein. Der Materialismus des Simmias findet das Bild der Sele in der reinen Harmonie, und sucht ahnenden Sinnes auch in der Vergänglichkeit noch eine Verwandtschaft mit dem Göttlichen. Der Materialismus unserer Tage fällt auf das Thier zurück und kann nicht tief genug in das

Niedere, Gemeine und Unreine hineingreifen, um das Bild des Geistes darin auszuprägen. — Das Wort ist das Kleid, welches der Geist sich selber bildet, und in dem verschieden gearteten Wort spricht ein verschiedener Geist. Der in materialistischer Anschauung gefangene Simmias klagt, „daß, das Wahre zu wissen, in dem gegenwärtigen Leben entweder unmöglich oder doch sehr schwer sei." Darum aber dürfe man nicht aufhören, das Wahre zu suchen, und wenn man nur menschliches Meinen und Denken habe, so müsse man sich an das halten, was sich in demselben am besten erhärten und am schwersten bestreiten lasse, „und darin, wie in einem zerbrechlichen Nachen, durch das Leben hinzuschiffen wagen, wenn nicht etwa Jemand sicherer und gefahrloser auf einem festeren Schiff oder auf einem göttlichen Wort die Fahrt zu machen im Stande ist." Da redet die Klage über das Dunkel, in welchem die Wahrheit sich dem menschlichen Auge verbirgt, das Sehnen nach einem göttlichen Wort, das lichtvoll in die ererbte Dunkelheit fallen möchte. Innerhalb des Christentums hat der Materialismus naturgemäß eine andere Art. Dem Materialismus unserer Tage fühlt man die Befriedigung ab, welche er in der Entmenschlichung des Menschen findet. In ihm ist kein Sehnen nach einem göttlichen Wort, sondern die Furcht vor dem ererbten göttlichen Wort und der gewollte Sturz in die Finsternis. Es hat nicht des reichen und glänzenden Erwerbes der neueren Naturforschung bedurft, um zu materialistischen Anschauungen zu kommen. Wo immer der Mensch seinen Gott verliert, da verliert er sich selbst. Der Materialismus ist nichts weniger, als ein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung; er liegt in dem Zuge des wollenden Geistes; er ist nicht eine wissenschaftliche Notwendigkeit, sondern eine freie, sittliche That des sich aus sich selbst bestimmenden Menschengeistes. Wurde er auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung gefunden, so war das Ziel bewußt oder unbewußt durch den Zug des frei wollenden Geistes prästabilirt. Es liegt viel daran, dies klar und scharf zum Bewußtsein zu bringen. Denn dadurch wird der Materialismus der täuschenden, für manche verlockbaren Hülle angenommener Wissenschaftlichkeit entkleidet und erscheint in seinem innersten Kern, in seinem treibenden Motiv, in seinem durchschlagenden Grunde, darum auch in seiner ganzen Blöße als die sittliche That des frei wollenden Geistes, welcher den lebendigen Gott in der Schöpfung, die unsterbliche Sele im Menschen, den Geist in der Natur nicht findet, lediglich darum, weil er es nicht finden will.

Am klarsten springt uns das entgegen, wenn wir die naturwissenschaftliche Schöpfungsgeschichte nun in der Gestalt ins Auge fassen, in welcher sie neuerdings die allgemeinste Zustimmung gefunden und wie ein neues Morgenlicht der Erkentnis mit hoffnungsreichem Beifall begrüßt worden ist. In dieser Gestalt ist sie aus England zu uns herübergekommen in dem Werk von Darwin über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich.

Bis in die neuere Zeit hinein hat es der Wissenschaft sowol, als der gewöhnlichen Anschauungsweise als ein unantastbares Axiom gegolten, daß die Arten im Thier- und Pflanzenreich

ursprüngliche und uranfängliche, selbständige und unabänderliche Organisationstypen seien, das heißt: das Veilchen und die Palme, der Adler und die Schwalbe waren von jeher, was sie sind und werden nie etwas Anderes sein. Ebenso ist dem christlichen Bewußtsein diese Anschauung eingeboren, denn in bedeutsamer Weise wiederholt es die heilige Schrift, daß der Schöpfer im Anfang ein jegliches geschaffen habe nach seiner Art und so, daß es seinen eigenen Samen bei ihm selber habe. Die Darwin'sche Theorie ist die Verneinung dieses im christlichen Bewußtsein gegebenen, der allgemeinen Anschauung geläufigen, auch in der Wissenschaft meistens herschend gewesenen Axioms. Nach dieser Theorie sind die verschiedenen Arten nicht ursprüngliche und selbständige Organisationsformen, sondern sie sind in ihrer heutigen Gestalt nur eine Weiterbildung früherer, vorangegangener Formen, haben im Lauf der Geschlechter durch Jahrmillionen dieselbe Wandelung durchgemacht, welche wir noch jezt, in einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt, in der Wandelung des Ei's zur Raupe, zur Puppe und zum Schmetterling wahrnehmen. Alle organischen Wesen, die auf Erden sind oder jemals waren, stammen von einer Urform ab, und die heutigen Artentypen bezeichnen nur den Punkt der linearen Entwicklung, auf welchem sie stehen, und den Abstand von dem allen gemeinsamen Anfangspunkt. Daß die erste Urform, der Mutterschooß alles dessen, was da lebt und athmet, nicht selbst schon den Typus einer höheren Entwicklung getragen habe, sondern nur in der embryonischen Gestalt einer belebten Schleimzelle oder Fadenalge vorhanden gewesen sein könne, ist selbstverständlich. Die ganze Fülle der Arten im Thier- und Pflanzenreich, welche jezt die Erde bedecken, ist wie die Krone eines mächtigen Baumes, der nach oben in zahlreichen Aesten emporwächst, deren jeder mit einer Fülle von Blättern sich kleidet; aber Stamm und Aeste und die ganze breite reiche Krone sind eins aus dem andern und alle zusammen aus einem kleinen unscheinbaren Samenkorn erwachsen.

Das ist der Grundgedanke der Darwin'schen Lehre, und diese Theorie einer Weiterbildung von Art zu Art und der Entwicklung des Höheren aus dem Niederen ist ja allerdings nichts Neues. Alle jene Genealogien, die entweder des Menschen Geburtsstätte in eine Riesenblume verlegen oder im Menschen einen umgebildeten Pilz oder den Sohn eines Froschs oder eines Affen sehen, basiren auf solcher Formwandelung und der Entwicklung des Einen aus dem Andern. Aber diese Umbildungsgedanken erschienen bisher immer nur als Spiele einer träumenden Phantasie und entbehrten jeder ernsthaften Begründung. Sie waren deshalb unangreifbar, aber unangreifbar wie der Traum eines irren Geistes, unwiderleglich wie die Hallucination eines Fieberkranken. Und darin hat nun das Darwin'sche Werk seine eigentümliche Bedeutung, daß es der Entwicklungstheorie eine ernsthafte Begründung zu geben und derselben naturhistorische Thatsachen als solide Basis unterzuschieben versucht.

Zwei Mächte sind es, welche nach Darwin aus der uranfänglichen Schleimzelle oder Fadenalge die Eiche und die Palme, die Nachtigal und das Rhinoceros hervorbildeten: die natürliche Züchtung und der Kampf ums Dasein.

Der Gedanke der natürlichen Züchtung geht von der unbestreitbaren Thatsache aus, daß Gleiches von Gleichem geboren wird und die Kinder nach dem Modell der Eltern gebildet sind. Was aus dem Waizenkorn wächst, ist wieder eine Waizenpflanze, und was aus dem Ei der Taube schlüpft, ist eine Taube. Andererseits ist ebenso unbestreitbar, daß weder die Kinder den Eltern, noch Geschwister untereinander vollkommen gleich sind. Sämlinge aus derselben Frucht wiederholen nicht lediglich nur die Gestalt der Mutterpflanze, sondern variiren von ihr und untereinander, und in jeder Thierfamilie gibt es bei den einzelnen Gliedern einen Unterschied in Gestalt, Farbe und Gewohnheit. Solche Variationen sind zufällig, wenigstens vermögen wir den Grund derselben nicht zu erkennen. Aber auch diese individuelle Abänderung ist wieder vererblich. Die Taube, welche sich von Eltern und Geschwistern durch einen ungewöhnlich kurzen Schnabel unterschied, ist wol im Stande, diesen Schnabel weiter zu vererben; und es ist bekant, daß die Neigung mancher Katzen, Ratten zu jagen, erblich ist. Diese weitere Vererbung der individuellen Variation ist aber von der tiefgreifendsten Bedeutung, und in ihr ruht recht eigentlich das Geheimnis der Artenbildung. Sie kann nämlich für das Fortkommen und die Lebensweise gleichgiltig, schädlich oder nützlich sein. In der Natur ist ein Krieg Aller gegen Alle, ein Kampf ums Dasein. Alle organischen Wesen vermehren sich in hoch geometrischer Progression. Eine einjährige Pflanze, welche jährlich nur zwei Samen zur Reife brächte, — und es gibt keine Pflanze, die so wenig productiv wäre — würde in 20 Jahren schon eine Million Pflanzen liefern. Die Welt würde zu enge werden, wenn alle Keime zur vollen Entwicklung kämen. So streitet denn jede Pflanze nicht blos mit Dürre und Näsſe, mit Frost und Hitze, sondern auch mit allen Pflanzen in ihrer Nähe um den Standort und die Fruchtbarkeit der Erde. Jedes Thier hat seine Mitbewerber um Wohnung und Nahrung, und auch in der Natur ist die Concurrenz ein Kampf auf Tod und Leben. In diesem Kampf wird es immer der Kräftigere, Gesundere und Geschicktere sein, welcher überlebt und sich ausbreitet. Wenn nun in den individuellen zufälligen Abänderungen im Lauf der Generationen ohne Zweifel auch solche vorkommen werden, welche dem Wesen in dem großen und zusammengesezten Kampf ums Dasein diensam sind, so müssen auch diejenigen Einzelwesen, welche mit einer solchen, wenn auch nur in geringem Maß nützlichen Variation versehen sind, die meiste Wahrscheinlichkeit haben, die anderen zu überdauern und sich zu vermehren. Ebenso muß eine im geringsten Grade nachteilige Abänderung in demselben Verhältnis mehr der Vertilgung ausgesezt sein.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 6. Mai. № 36.

Naturwissenschaftliche Genealogien,

insbesondere

die Darwin'sche Theorie.

(Fortsetzung.)

Wenn in einer Wolfsfamilie sich Individuen von besonders schlankem Körperbau finden, so werden diese bei gleicher Kräftigkeit vermöge ihrer größeren Schnelligkeit und Gewandtheit für ihre Jagd und ihr Fortkommen besser gestellt sein, als die durch korpulenten Körperbau ungünstiger situirten Familienglieder, und sie werden ihre Gracilität ohne Zweifel auch vererben. Da es nun nicht fehlen kann, daß durch ungewöhnliche Naturverhältnisse zuweilen ein ungewöhnlicher Mangel an Jagdbeute eintritt, so ist die notwendige Folge davon, daß die korpulenten Wölfe aussterben und nur die schlanken bleiben. „Diese Erhaltung vorteilhafter und Zurücksetzung nachteiliger Abänderungen ist die natürliche Züchtung oder Auswahl." Die Natur ist wie ein Gärtner, welcher mit stetiger Aufmerksamkeit die schwächeren oder minder schönen Pflanzen ausjätet, diejenigen aber, welche eine nützliche oder schöne Abänderung zeigen, in besondere Pflege nimt, und es ist unberechenbar, welche Umbildung der ganze Garten im Laufe von Jahrhunderten dadurch erfahren muß. „Man kann sagen, die natürliche Züchtung ist täglich und stündlich durch die ganze Welt beschäftigt, eine jede, auch die geringste Abänderung ausfindig zu machen, sie zurückzuwerfen, wenn sie schlecht, sie zu erhalten und zu verbessern, wenn sie gut ist. Still und unmerkbar ist sie überall und alle Zeit, wo sich die Gelegenheit darbietet, mit der Vervollkommnung eines jeden organischen Wesens beschäftigt." Allerdings treibt sie ihr Werk so langsam, daß es sich der Wahrnehmbarkeit entzieht. Vielleicht steigert sich die nützliche Abänderung nur in der zehnten Generation um ein geringes Maß. Eine Reihe von Geschlechtern geht dahin, bis unter den Nachkommen des schlanken Wolfes einer sich findet, der noch schlanker ist. Doch häuft die Natur die nützliche Abänderung zu immer höherem Betrage, und wenn sie auch nur im je zehnten Gliede in gleicher Richtung fortschreitet, so ist sie nach 100,000 Generationen doch schon 10,000 Mal gesteigert. Es können ferner Abänderungen, welche unter bestimmten Verhältnissen nützlich sind, unter anderen Verhältnissen des Klima's und des Bodens ebenso schädlich sein. Mithin würden unter verschiedenen äußeren Verhältnissen Abänderungen nach den verschiedensten Richtungen hin entstehen, und da diese auch in den verschiedensten Organen auftreten können, so werden notwendig von einer Urform aus die Züchtungsreihen nach den verschiedensten Richtungen hin auseinanderlaufen, und es ist handgreiflich klar, daß, wenn in jeder Züchtungsreihe durch Millionen von Geschlechtern die Abänderungen zu immer höherem Betrage gehäuft worden sind, am Ende der Reihe Organismen entstanden sein müssen, welche in ihrer gewandelten Form von der Gestalt der Urahnen keinen Zug mehr an sich tragen, und unter einander differiren, wie Fisch und Vogel, Thier und Pflanze. — Unterstüzt wird die natürliche Züchtung durch den Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe. Die fast ungeflügelte Beschaffenheit mancher Vögel auf den Inseln des großen Oceans erklärt sich ganz einfach daraus, „daß sie auf ihrer Wohnstätte keine Verfolgung von Raubthieren zu gewärtigen," also auch keinen Anlaß zum Fliegen hatten, wovon die Verkümmerung der Flügel das notwendige Resultat war. Eine nicht minder wirksame Hülfe findet die natürliche Züchtung in gewissen Gewohnheiten. Der schwarze Bär in Nordamerika schwimt bis vier Stunden lang mit weit geöffnetem Rachen im Wasser umher, um „fast nach Art der Wale" Wasserinsekten zu fangen. Dadurch wird es ganz anschaulich, wie aus der durch solche Gewohnheit unterstützten natürlichen Züchtung ein Wallfisch hat entstehen können, der noch heute, wie der Bär in Amerika, mit offenem Rachen im Meere nach Beute umherfährt.

Das ist in kurzen Zügen die Darwin'sche Lehre. Sie geht von ganz unbestreitbaren Thatsachen und harmlosen Beobachtungen aus, daß nämlich aus einem Nest Tauben mit längerem und kürzerem Schnabel, weiße und gefleckte hervorgehen, nimt dann einige Weltäonen zu Hülfe, um auf jene Thatsachen den Schluß zu gründen, daß ebenso aus einer ersten Urform Pilz und Rose, Rind und Mensch hervorgegangen sind — alles ganz allmälig durch natürliche Züchtung im Kampf ums Dasein in der Divergenz des Charakters unter verschiedenen Lebensbedingungen, und differenter Gewohnheit.

Darwin selbst hat zwar seine Theorie auf den Menschen ausdrücklich nicht angewendet. Desto offener und entschiedener haben es seine Nachfolger gethan. Der Unterschied zwischen dem Meister und seinen Schülern hat keine Bedeutung. Die Anwendung auf den Menschen liegt in der Consequenz der Theorie und

ist in den Prinzipien jedenfalls mitgesagt. Die Theorie der langsamen Umbildung von Art zu Art würde in der Affengenealogie ihren naturgemäßen Abschluß haben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Mecklenburg-Schwerin.*)

Die Evangel. Kirchenzeitung bringt in Nr. 22 d. J. einen zweiten Artikel aus Mecklenburg-Schwerin, welcher an Befangenheit der Auffassung und Ungenauigkeit der Darstellung dem ersten leider nichts nachgibt.

Ungerechte Schmähungen der mecklenburgischen Stände und insbesondere der Ritterschaft, wie sie in der liberalen Presse jezt an der Tagesordnung sind, machen nachgrade auf die davon Betroffenen keinen Eindruck mehr. Wird aber der Versuch gemacht, durch die Evangel. Kirchenzeitung und in ihrem Leserkreise das Urteil über die kirchlichen Zustände Mecklenburgs irre zu führen und ungerechte Vorurteile zu verbreiten, so möge das wenigstens nicht ohne Widerspruch hingehen.

Was der Hr. Verf. zu Eingang seines zweiten Artikels über die Stellung der Stände zum Kirchenregiment sagt, ist im Wesentlichen richtig. Wenn er hier aber mit der Bemerkung schließt, daß die Ritterschaft in ihrer Stellung weniger den Rechts- und Wolbestand der Kirche, als vielmehr ihre Patronatrechte und persönlichen Privilegien im Auge gehabt habe, so liegt hierin eine Insinuation, welche er zu begründen wenigstens hätte versuchen sollen. Unbefangene Forschung in ungetrübten Quellen würde ihn wahrscheinlich auf ein ganz anderes Resultat geführt haben.

Die Ritterschaft soll ferner am Ende des vorigen Jahrhunderts gemeinsam mit der Regierung an der Auflösung der kirchlichen Ordnung gearbeitet haben. Es kann hier doch wol nur ihre Teilnahme an der kirchlichen Gesetzgebung gemeint sein. Weiß aber der Hr. Verf. dafür Beispiele anzuführen? Die Wahrheit ist, daß grade „die geschichtliche Zähigkeit" der Stände wesentlich dazu beigetragen hat, der mecklenburgischen Landeskirche den Rechtsbestand ihrer kirchlichen Ordnungen, ihren unverfälschten Katechismus, ihr gutes altes Gesangbuch, ihre liturgischen Schätze zu erhalten durch eine Zeit des allgemeinsten Abfalls hindurch, in welcher namentlich eine mit einzelnen Ausnahmen in den krassesten Rationalismus versunkene Geistlichkeit dem kirchlichen Leben Wunden schlug, die noch bis auf diese Stunde nicht geheilt sind.

Es soll dies der Ritterschaft nicht zum Verdienst gerechnet werden. Ohne Zweifel war sie ebenso, wie alle übrigen Stände von dem Taumel der Zeit ergriffen. Wenn sie aber in ihrer Haltung auch mehr einem politisch-conservativen Gefühl, als einer bewußten kirchlichen Gesinnung gefolgt sein mag, so ist doch jedenfalls dieser Vorwurf unbegründeter noch, als alle übrigen.

Daß die Errichtung des Ober-Kirchenraths im Jahre 1849 nicht blos in liberalen Tagesblättern, sondern auch in der Landtags-Versamlung heftige Angriffe erfahren hat, ist richtig. Unrichtig aber ist, daß die Landtags-Versamlung jemals gegen die legale Existenz des Ober-Kirchenraths Protest erhoben habe, und seit man sich wol ziemlich allgemein überzeugt hat, daß es dem Landesherrn unzweifelhaft zustehe, sein jus episcopale auch durch eine von seiner Landesregierung gesonderte oberste kirchliche Behörde auszuüben, sind auch jene vereinzelten Stimmen in der Landtags-Versamlung verschollen.

Die Bemerkung, daß „der ächte mecklenburgische Edelmann sich in seinen persönlichen kirchlichen Beziehungen stets direkt an den Großherzog wende, denn „„es macht der Vorteil den Gefährten,"" sage Shakespeare," ist eine in ihrer Tendenz gradezu unwürdige, auf welche ich hier nicht weiter eingehe.

Eine Erledigung der in den lezten Jahren auf dem Landtage vorgekommenen Differenzen der Stände unter sich und mit dem Landesherrn über die Begräbnisfrage hat noch nicht stattgefunden. Deshalb und weil ich selbst in dieser Frage Partei genommen habe, will ich mich darüber hier nicht weiter äußern. Zur Steuer der Wahrheit aber sei bemerkt, daß alle in der Landtags-Versamlung zum Ausdruck, durch förmliche Anträge oder Beschlüsse gelangte Ansichten sich auf das bestehende positive Recht berufen und nur in dessen Interpretation und Anwendung von einander abweichen.

Soll hierin etwa die Rivalität des mecklenburgischen Landtages mit dem preußischen Abgeordnetenhause liegen?

Die von dem Ober-Kirchenrath herausgegebenen Formulare, findet der Hr. Verf., hätten den Ständen allerdings vor ihrer Herausgabe wegen ihrer Teilnahme an dem Kirchenregiment vorgelegt werden mögen. Eine Teilnahme am Kirchenregiment haben Stände niemals weder gehabt noch beansprucht. Die Frage, um welche es sich auf dem Landtage gehandelt hat, ist eine einfache Rechtsfrage, ob sich nämlich in den Formularen, namentlich in dem Ordinations-Formular, wie von mehreren Seiten behauptet worden, Abweichungen von den zu Recht bestehenden Kirchenordnungen finden, und ob dazu also verfassungsmäßig ständische Zustimmung resp. ständisches rathsames Erachten*) erforderlich ist oder nicht. Die Differenz hierüber schwebt noch, jedoch steht ihre gütliche Erledigung in Aussicht. Auch über diese ganze Angelegenheit kann der Hr. Verf. der Artikel aus Mecklenburg seine Kentnis nur aus mangelhaften und trüben Quellen geschöpft haben, sonst würde er nicht von „Bekritteln von Einzelheiten" geredet haben, noch hätte er sich zu dem Schluß berechtigt halten können, daß den Ständen die neuen Formulare „keineswegs zu heterodox", sondern noch „zu orthodox" sind.

---

*) Der Herausgeber läßt in dieser Angelegenheit der Rede und der Gegenrede freien Lauf. Es wird den Lesern nicht schwer werden, sich selbst aus der Vergleichung beider ihr Urteil zu bilden. Dem Verfasser der Artikel bleibt es natürlich vorbehalten, später zu erwidern.

*) In Mecklenburg ist dieser Unterschied bekant, eine weitere Ausführung würde hier nicht am Ort sein.

Der Schluß des ganzen Artikels lautet:

„Ob nun die Ritterschaft, wie eins ihrer Mitglieder neulich schrieb, „„ihre Hintersassen am besten vertritt,““ ob sie ein der Person anhaftendes Recht zur Teilnahme an obrigkeitlichen Functionen noch ferner in ihrem Bereich ausschließlich behalten und ihre „Hintersassen“ fortgehend faktisch als leibeigne Unterthanen behandeln kann, das ist uns schon in politischer Hinsicht, geschweige denn in kirchlicher Hinsicht mehr als zweifelhaft.“

Entkleidet man diesen Satz seiner gehässigen Zuthaten und faßt man die Frage also: ob die Ritterschaft ein der Person anhaftendes Recht zur Teilnahme an obrigkeitlichen Functionen noch ferner in ihrem Bereich behalten und ihre Hintersassen von solcher Teilnahme — welche consequent zu Urwahlen und deren ganzem Gefolge führen müßten — ausgeschlossen erhalten soll? so trage ich meinesteils kein Bedenken, diese Frage unbedingt, und zwar in politischer sowol, als in kirchlicher Hinsicht zu bejahen.

Woltow, den 18. April 1865.

L. v. Oertzen.

Nachrichten.

Mark Brandenburg.

Ein uns gedruckt zugehender, wahrhaft vortrefflicher Bericht über die kirchlichen und sittlichen Zustände der Gemeinden der Kreis-Synode Neu-Ruppin hat neben dem Interesse für den betreffenden Kreis so entschieden ein allgemeines, daß wir uns gedrungen fühlen, ihn unsern Lesern mitzuteilen.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Die Berichterstattung bei der ersten und bei allen künftigen Kreissynoden ist eins der wichtigsten Geschäfte. Auf Grund derselben wird die Synode vielfach zu berathen, zu beschließen und zu handeln haben. Der Herr Vorsitzende hat für dieses Mal mich damit beauftragt; ich konnte den schwierigen Auftrag nicht anders ausführen, als daß ich mir aus den einzelnen Gemeinden Special-Berichte nach von mir angegebenen Gesichtspunkten erbat. Die Grundzüge einer Geschäftsordnung für die Kreis-Synoden der Provinz Brandenburg sagen auch § 6 ausdrücklich, daß solche besondern Berichte von den Gemeinde-Kirchenräthen vorher eingefordert werden können. Diese sind aus allen Parochien eingelaufen, einige, wie es scheint, nur von dem Prediger erstattet, ohne alle Vernehmung mit dem Gemeinde-Kirchenrathe. In Betreff meiner eignen Gemeinde bemerke ich, daß ich die 18 Punkte mit dem Gem.-K.-R. auch beraten und durchgesprochen, und daß wir die Resultate auch in einem schriftlichen Berichte niedergelegt haben, der wie alle anderen den Akten beigegeben und in dieser Berichterstattung berücksichtigt und angezogen ist, wie die übrigen.

Einer der eingegangenen Berichte ist mit den Worten begleitet: „Gerühmt habe ich nicht, aber auch nicht schwarz gesehen, und Schäden und Gebrechen gefunden, wo sie nicht sind. Streng wahr ist alles und aus dem Leben gegriffen. Die Wunden erkennen und heilen, nicht überkleben, und wenn's mit den schönsten Redensarten wäre — das ist not!“ Diese Worte kann sich der Erstatter dieses Gesamt-Berichtes in seiner Weise aneignen. Ich bin allerdings nicht in dem Falle gewesen, die Zustände und Thatsachen zu ermitteln, die sind mir gegeben, aber ich habe Alles mit einem geistigen Kitte zu verbinden, Folgerungen zu ziehen, Vergleichungen anzustellen, zu ergänzen und weiter auszuführen, Licht und Schatten in dem Bilde zu verteilen. Da sei es denn hiermit bezeugt, daß ich bemüht gewesen bin, mir ein offenes Auge zu bewahren für Alles, namentlich bei dem mancherlei Unerfreulichen, was berichtet ist und was ich wieder zu berichten habe, jeden kleinen Lichtstrahl aufzufangen, jeden leisen Hoffnungsschimmer in dem Gesamt-Bilde wieder leuchten zu lassen.

Die hiesige Kreis-Synode umfaßt 24 Kirchspiele mit 19 Filiale, also zusammen 43 Kirchen-Gemeinden. Die allermeisten liegen diesseits und jenseits des Sees neben einander. Nur die Parochien Rheinsberg und Linow liegen am nordöstlichen Rande abgesondert, und Hohenbruch ganz und gar abgetrent mitten zwischen andern Synoden, so daß diese Gemeinde sich gar nicht mit den andern berühren und keinen Teil nehmen kann an dem Leben der übrigen. Die Zahl der Selen dieser 43 Gemeinden beträgt 32,662, an denen 27 Prediger arbeiten. Also kommen auf einen Prediger im Durchschnitt ungefähr 1200 Selen. Diese Zahl wird nur in einer Land-Parochie und in den drei Städten überschritten. Am ungünstigsten steht Rheinsberg, wo auf den einen Pastor 4,015 Selen kommen, welche noch dazu in 17 verschiedenen Ortschaften wohnen. Die übrigen 20 Kirchspiele haben 1200 Selen, 9 von ihnen sogar unter 600. Unsere Gemeinden sind also reichlich mit geistlichen Kräften an Kirchen und Schulen versehen, man kann beinahe sagen zu reichlich, denn es gibt unter ihnen einige von noch nicht 300, 200, von 160 und 116, ja von 102 Selen, welche eine eigne Kirche und Schule haben, das gibt Hungerstellen für die Lehrer und kein rechtes kirchliches und Schulleben. Es gibt zwar hin und wieder kleine Kolonien, abgelegene Vorwerke, ausgebaute Höfe und Häuser, aber sonst wohnt die ganze Bevölkerung in lauter geschlossenen Ortschaften, wo sie Kirche und Schule vor der Thür hat.

Die Frage ist nun, wie werden diese Anstalten benutzt, und zwar zunächst diese vielen Kirchen? Wie werden die darin dargebotenen Gnadenmittel gesucht und gebraucht? In Betreff des Wortes und der Predigt, des Gottesdienstes, fragt es sich besonders, wie es damit für gewöhnlich, alle Sontage, nicht ausnahmsweise an den Festtagen steht.

I.

Nach den erstatteten Berichten gibt es Sontags in allen Gemeinden zusammen durchschnittlich 3,196 Kirchen besucher. EinBericht gibt keine Zahl und kein Zahlenverhältnis an, weil die Kirchenbesucher niemals gezählt seien. Allein diese Zahl wird bei den vielen ungefähren Durchschnittszahlen nicht weiter in Betracht kommen. Ein anderer Bericht bemerkt, daß schon früher und jezt einige Male auf's Neue gezählt ist. Viel treue Aufmerksamkeit hat in dieser Beziehung ein Pastor bewiesen, indem er seit Jahren eine Liste über den Kirchenbesuch gehalten hat. Etwas von dieser Aufmerksamkeit wäre wol überall gut, zumal nach unsern neuen Visitations-Ordnungen künftig bei den Kirchenvisitationen die Durchschnittszahl der Kirchenbesucher angegeben werden soll.

Also 3,196 Kirchenbesucher von 32,662 Selen, in runden Zahlen: 3000 von 32,000. In recht kirchlichen Gegenden, wie wir sie auch in unserer Provinz haben, teilt sich die Bevölkerung am Sontag in drei Teile. Ein Drittel Kinder, Schwache und Kranke, welche an sich, ein Drittel Erwachsener, welche zur Besorgung des Hauswesens zu Hause bleiben, und ein Drittel, welche zum Hause Gottes gehen. Von

so einem Zustande sind wir weit, weit weg. Darnach fehlen in unsern Gemeinden sontäglich 7,691 Hörer und Anbeter. Wenn in einer der verhältnismäßig kirchlichsten 90 zum Gottesdienste kommen, so fehlen doch noch an jenem Drittel nicht weniger als 65. Jedenfalls versäumen mehrere Tausende alle Sontage mutwillig und wider ihre Christenpflicht den gemeinsamen Gottesdienst, ihren Gott, ihre Selen und die kirchliche Gemeinschaft mit ihren Brüdern und Schwestern. Diesen unsern Zustand müssen wir heute recht zu Herzen nehmen, dazu sind wir da, und uns alle mit einander darum beugen. Zwei Berichte weisen übereinstimmend auf eine besondere Ursache hin, der eine sagt, daß seit den lezten politischen Wahlbewegungen eine Verminderung des Kirchenbesuches eingetreten, der andere, daß seit 1848 die Communicanten abgenommen haben, wozu die Angabe eines dritten Berichtes zu rechnen ist, daß zwei Drittel der wenigen Kirchenbesucher Frauen sind. Von einem Orte wird eine Verminderung, von zwei andern eine kleine Vermehrung in den lezten drei Jahren gemeldet, alle übrigen sagen, daß die Zahl der Kirchenbesucher sich in jenem Zeitraum gleich geblieben. Also sind wir keines Falls in dem uns so nötigen Fortschritt begriffen; wenn der nicht bald eintritt, ist nach einem bekanten Gesetze ein noch größerer Rückschritt zu befürchten. St. Paulus sagt wie die ganze Schrift: „Der Glaube komt aus der Predigt." Es muß also deren Versäumung dem Glauben schaden. Wie viele Selen diesen Schaden über allen Schaden leiden, weiß nur der Herr, aber andere Folgen des so geringen Kirchenbesuches liegen vor Augen. Die große Verachtung des Gnadenmittels hat uns zu einer ganz unevangelischen Ueberschätzung desselben gebracht. Bei den leeren Kirchen gelten die Leute schon viel zu viel für rechte Christen, welche fleißiger kommen, und vollends die, welche ganz regelmäßig kommen. Nach unserem Evangelio komt es aber zulezt auf Buße und Bekehrung des Herzens, lebendigen, durch Liebe tätigen Glauben, Verleugnung der Welt, Kreuzigung des Fleisches, Wandel im Geist an. Wenn wir sontäglich das Drittel unserer Gemeinden im Gottesdienst hätten, würden wir öfters auf das Thema kommen: „Kirchengehen macht nicht selig." Aber vor leren Stühlen verbietet es sich wol. Diese beweisen ja, wie diese Wahrheit, misverstanden und gemisbraucht, verbreitet ist. So werden wir von unserm innerlichen evangelischen mehr und mehr auf einen äußerlichen katholischen Standpunkt gedrängt, welcher das Teilhaben am Gnadenmittel schon für ein Teilhaben an der Gnade nimt. Bei dem geringen Kirchenbesuche geht auch die Gemeinschaft in den Gemeinden verloren. Es ist eine Hauptbestimmung des öffentlichen Gottesdienstes, daß Einer sich durch den Andern erbaut und die Einzelnen sich zusammenschließen im gemeinsamen Bekentnis des Glaubens. Ein alter Spruch sagt: „Ein Nachbar soll bei dem andern Feuer holen." Das geht aber schlecht, wenn der nächste Nachbar einige Bänke davon sitzt. So erstarrt und friert Alles und der Prediger mit.

Steht es mit Gebrauch des Wortes so, so wird es mit dem des Sacramentes nicht besser stehen. Denn unsere evangelische Kirche kann sich nur Communicanten wünschen und wird sie im Ganzen auch nur haben, welche Hörer des Wortes sind. Es sind im vorigen Jahre in unsern Gemeinden zusammen 12,009 Communicanten gewesen, also etwas mehr als ein Drittel der Selen-Zahl. Aber in einzelnen Gemeinden wird es lange nicht erreicht. In kirchlichen Gegenden ist die jährliche Zahl der Communicanten der Selen-Zahl wenigstens gleich. So steht es bei uns in keiner einzigen Gemeinde, das höchste

ist vier fünftel, was ein Mal vorkomt. Dabei scheint man sich übe den Begriff „Abendmalsverächter" nicht recht klar zu sein. In einen Berichte heißt es: „Eigentliche Abendmalsverächter sind nicht bekant wol aber gibt es mehrere Gemeindeglieder, welche seit längeren Jahren den Genus des Abendmals nicht gesucht haben." Wer aber mehrere Jahre ohne andere Hindernisse, als die in seinem Willen liegen das Abendmal versäumt, ist ein Abendmalsverächter. Sollte unter hunderten ein Mal eine angefochtene Sele vorkommen, welche aus misverstandener Unwürdigkeit und dergleichen sich abhalten ließe, so müßt sie der Selsorger kennen und würde sie gewiß nicht mit zu den Verächtern rechnen. In größern Gemeinden war eine auch nur ungefähre Angabe der Zahl nicht leicht. Nirgends aber sollte man sagen: Es gibt keine Abendmalsverächter. Gerade da, wo noch der fleißigste Abendmalsbesuch ist, hat man es nicht gesagt. Bei der so geringen Anzahl der Communicanten in vielen Gemeinden wird es also bei dem bleiben, was ein Bericht sagt: „Abendmalsverächter? leider zu viele!" —

Die äußere Betätigung der Gemeine im Gottesdienste geschieht im Gesange. Ueber ihn hebt die Vorrede unseres Porst'schen Gesangbuches so an: „Je besser ein Christ sich selbst und den wahren Got erkennet, je eifriger wird er beflissen sein mit geistlichen, lieblichen Liedern Gott, das höchste Gut, in der Kirche und zu Hause recht zu preisen." So kann man von dem Gesange auf den Stand der Herzen und der Frömmigkeit schließen. Der häusliche Gesang ist nach aller Berichten fast ganz verschwunden, und der muß eigentlich die Uebung und Festigkeit für den Gesang in der Kirche geben. Doch wird nur von einigen Orten her über schlechten Kirchengesang geklagt. Diesen verhältnismäßig günstigen Stand haben wir unsern Schulen in der bessern musikalischen Ausbildung unserer Lehrer zu danken. Die Anzahl der Melodien, welche die Gemeinden singen können, ist sehr verschieden. Einige 20, 30, 40, 50 60, das Höchste ist 80. Bei mehr denn 250 Melodien, welche wir haben, ist 20—30 sehr wenig, und es können dabei gerade viele unserer herlichsten Choräle und Lieder nicht gesungen werden. Es wäre gewiß hie und da noch Manches zu erreichen, es ist dazu geschickten Lehrern wol selbst eine Freude, eine Melodie in die Kirche neu einzuführen. Das Mitsingen der liturgischen Responsorien fehlt noch in einer Anzahl Gemeinden. Wo eine Orgel ist, läßt es sich leicht erreichen, wenn diese dazu gespielt wird.

Seit einer Reihe von Jahren ist eine Vermehrung der Gottesdienste in unserer Kirche angestrebt und ausgeführt worden. Von dieser Bewegung ist auch unsere Synode berührt. In fast allen Gemeinden ist ein Gottesdienst mit Predigt am lezten Abend des Jahres. Allgemein lauten die Berichte dahin, daß derselbe gut besucht ist. Die Freude darüber wird aber in einem Berichte auf das rechte Maß zurückgeführt, wenn es heißt: „Verhältnismäßig zahlreich, im Verhältnis zu dem Sontags-Kirchenbesuch." Durch diesen haben wir leider recht bescheidene, kleine Maßstäbe bekommen. Passions-Predigten werden überall gehalten, zum Teil auf Veranlassung des Kirchenregiments vor 8 Jahren neu eingeführt oder doch vermehrt. Aber der Besuch derselben ist fast überall schlecht. An einem Ort hat er sich etwas gehoben, wol man sie in eine andere Stunde verlegt hat. Das wäre wol auch anderwärts in Ueberlegung zu nehmen. In den meisten Gemeinden beschränken sich die außerordentlichen Gottesdienste auf Sylvesterpredigt und Passionspredigten. Nur in einigen wenigen werden noch mehr Gottesdienste und Erbauungsstunden gehalten, liturgische Andachten, zu Königs-Geburtstag, ein

Predigt beim Anfang der Ernte, Missionsstunden nur an ein paar Orten, desgleichen Bibelstunden, unter mäßiger Beteiligung, von 30—40 heißt es in einem Berichte. Von einer Abendstunde am Sonnabend zur Vorbereitung auf den Sontag heißt es: „Schlecht besucht." In einer andern Gemeinde werden solche Abendstunden die Woche vor den drei hohen Festen gehalten, so die ganze Karwoche alle Abende, wobei die Leidensgeschichte gelesen wird. Diese sind ziemlich gut besucht, die vor Weihnachten und Pfingsten viel weniger. Ein paar Berichte deuten an, daß die Prediger Manches Dergleichen vorhaben, auch wieder gelassen haben. Ach wieviel Kraft, Gabe und guter Wille versliegt und versiegt bei uns Predigern, weil die Gemeinden so wenig von uns begehren! — Der Benutzung der Gnadenmittel in der Kirche entspricht die im Hause. Alle Berichte bezeugen, daß die Familien hinreichend mit Erbauungsmitteln versehen sind. Aber einer setzt auch gleich den Seufzer hinzu: „Wäre nur der Gebrauch derselben ebenso reichlich!" Das ist im Namen Aller gesagt, denn überall her lautet es gleich: Der Gesang in den Häusern ist beinahe ganz verstumt, eine Predigt wird nur hie und da gelesen, Abend und Morgensegen ebenso, häufiger ist das Tischgebet, besonders da, wo Kinder sind. Hier ist's wieder die Schule, welche dem Hause aufhilft, besonders wenn Lehrer und Prediger den Kindern das Gebet zur Herzens- und Gewissenssache machen können.

Erfreulich ist es, daß bei Begräbnissen die Kirche noch so gesucht wird, auch in den Städten. In den meisten Gemeinden werden nur kleine Kinder still beerdigt, in einigen auch diese nicht. In einer Parochie wird nicht immer der Pastor zugezogen, unter 32 Fällen im vorigen Jahre nur 7 Mal. Kleine Kinder werden da auch still begraben, aber bei den übrigen singt der Küster ein Lied und die Glocken werden geläutet. Auch von einem andern Orte werden diese Begräbnisse durch den Küster berichtet. Sie sind jedenfalls mit zu den kirchlichen zu rechnen. In drei Berichten wird gesagt, daß eigentlich gar keine stillen Leichen seien, indem der Pfarrer jede solche am Kirchhofe empfängt und am Grabe ein Gebet und den Segen spricht. Das ist gewiß sehr nachahmungswert, wo es nötig ist. Aber es ist doch wahrscheinlich mit daraus gekommen, daß die alte kirchliche Begräbnisweihe abzukommen anfing. Ein anderer Bericht sagt das deutlich, wenn es heißt: „13 Begräbnisse. Wenn unter „stille" verstanden wird, daß sie ohne Begleitung des Pastors geschehen, nur zwei stille; wenn unter kirchlich gemeint ist, daß die Andacht, Predigt, Abdankung in der Kirche Statt findet, nur ein kirchliches. Die hier unländliche, daß ich nicht sage un-, ja widerkirchliche Sitte der Grab-Reden ist seit einigen Jahren auch hier eingerissen." Endlich ist es sogar einem Geistlichen zweimal begegnet, daß seine Begleitung der Leiche, welche er anbot, nicht angenommen wurde.

Das war der erste Hauptteil unserer Berichterstattung darüber, wie die Kirche mit ihren Anstalten und Gnadenmitteln benutzt wird. Wir schließen daran noch die eng damit zusammenhängende Frage nach Heiligung und Entheiligung des Feiertags. In der Hauptsache ist diese Frage schon erledigt. Denn was heißt den Feiertag heiligen? Nach unserm lutherischen Katechismus heißt es: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern dasselbe heilig halten, gerne hören und lernen."

Darnach heiligen also die 7000 in unsern Gemeinden, welche alle Sontage in den Kirchen fehlen, diese heiligen den Feiertag nicht. Das müssen wir fest lehren mit unserm Katechismus, das müssen wir fest halten mit unsern eigenen Häusern: Wer mutwillig den Gottesdienst versäumt, der hat schon das dritte Gebot übertreten. Alle andern Entheiligungen hängen mit dieser zusammen, kommen daher. Die allermeisten Berichte können keine Befriedigung aussprechen. Einer sagt zwar: „Die Feiertage werden durch Arbeiten nicht entheiligt," ohne weiter etwas zuzusetzen. Ein anderer: „Die Feiertage werden in genügender Stille gefeiert, wenigstens ist eine Entheiligung augenfällig noch nicht vorgekommen." Das wäre weit und breit, um nicht zu sagen, in der ganzen Christenheit, ohne Beispiel. Alle übrigen Berichte führen die vielfache Entheiligung durch Arbeit an. Andere Einzelne: „Das früh am Sontag auf Besuch fahren, auf die Jagd gehen." Einer sieht kurz vor dem Gottesdienste eine ganze Karavane Torfwagen vorüberfahren. Die häufigste Entheiligung durch Feldarbeiten ist in der Kartoffelernte; da wird selbst das in diese Zeit fallende Erntedankfest nicht verschont, daß an vielen Orten der Text am Orte wäre: „Dankest du also dem Herrn, deinem Gott, du toll und töricht Volk?" 5 Mose 32, 6. Die vielfache Entheiligung durch Vergnügungen, deren Locale nach einem Berichte immer mehr überhand nehmen, nicht zu vergessen. Einer der eingehendsten Berichte faßt Vieles und an Vieler Statt so zusammen: „Die Heiligung der Feiertage läßt noch Viel zu wünschen übrig. Acker- und Erntearbeiten im Sommer und Betreiben allerlei anderer Gewerbe sind die häufigsten Entheiligungen. Man sagt von Not, wo keine ist. Es fehlt nicht an Wirten, die ohne Not am Sontag heuen und einernten. Schlächter handeln namentlich im Sommer besonders gern am Sontage und lassen sich das gekaufte Vieh in der Regel am Sontage von den Verkäufern zubringen. Schweinetreiber knallen nicht selten und mit gutem Erfolge unmittelbar vor Beginn des Gottesdienstes durch das Dorf. Die kleinen Leute erhalten von ihren Wirten deren Gespan gewöhnlich nur am Sontage zu Holz und Torffuhren, und deren Scheunen zum Ausdreschen ihres Getreides, schlachten gern am Sontage ihr Schwein und hängen es zur Schau aus." Was ist das für ein Bild des Sontags! Ein Bericht gibt die Hauptursache dieses höchst traurigen Zustandes an: „Erwerben und Genießen, das ist die Losung der Welt, des Unglaubens!" Nur ein Bericht sagt von einer Besserung in diesem Stücke, daß der Sontag nicht mehr durch Schweineschlachten und Auctionen entheiligt werde. Ein anderer Bericht sagt wenigstens: „Schweineschlachten findet sich jezt seltener als früher." Die Kreis-Synode, wenn sie ihren Beruf erfüllen will, wird künftig Hand an die Heilung des tiefgewurzelten Uebels legen müssen. Der Gem.-K.-R. von Neu-Ruppin hat neulich einen Anfang nach einer Seite hin gemacht. Die Synode der Geistlichen hat schon im J. 1851 eine Ansprache erlassen und allen Familien in den Gemeinden zugestellt, welche vortrefflich verfaßt war und heute noch zutreffend ist. — Wir gehen nun zu dem zweiten Hauptteile unserer Berichterstattung über.

II.

Was trägt die Benutzung der Gnadenmittel für Früchte unter uns? Was sind die Früchte des Heils, soweit sie wahrzunehmen sind? Wer aus Gottes Fülle genommen hat, der kann auch geben. Ob die Gaben wirklich aus dem Glauben und der Liebe kommen, kann wieder nur der Herzenskündiger wissen, wir können in Bezug darauf nicht scheiden und unterscheiden. In den Kirchencollecten unserer Synode sind 1864 zusammen eingekommen 303 Thlr. 18 Sgr. 11 Pf. Diese sind an 12 Son- und Festtagen eingelegt, also von ungefähr 40,000 Kirchengängern. Das spricht für sich selbst, d. h. gegen sich selbst. Es steht mit den Collecten, in den verschiedenen Gemeinden sehr verschieden, in einer großen Anzahl sehr schlecht. In einer Parochie legen über 2000 Kirchgänger im Jahre 1 Thlr. 25 Sgr. 5 Pf. ein, das Höchste ist, daß 1100 Kirchgänger 18 Thlr. 1 Sgr. 8 Pf. einlegen. An manchen Orten ist die Regel, daß Alle verschlossene Hände haben, etwas geben ist eine Ausnahme. Ein Bericht sagt: „Alles, was eingekommen, ist von der Gutsherschaft und aus dem Pfarrhause." Wie wenig müssen unsere wenigen Kirchgänger empfangen, daß sie so wenig geben! Aber Vacatscheine sollten doch niemals vorkommen, das Pfarrhaus und die Häuser der Mitglieder des Gem.-K.-Rathes sollten die Ehre der Gemeinde allemal retten! Die Kirchencollecte gehört mit zur Kirche, zum Gottesdienst wie das Singen Beten, Hören des Wortes, ist der Gottesdienst mit der That. Es gilt hier: „Seid Thäter des Wortes und nicht Hörer allein!" Das müssen wir fest lehren und halten.

Verhältnismäßig viel besser ist die im vorigen Jahre wieder gesammelte Hauscollecte ausgefallen, zur Abhülfe der kirchlichen Notstände der armen Evangelischen unter katholischen Bevölkerungen. Sie hat 227 Thlr. 28 Sgr. 8 Pf. eingetragen. An mehreren Orten ist sie nicht von den Mitgliedern des Gem.-K.-Rathes eingesammelt worden. Ein Bericht bemerkt dabei, daß sie es doch nicht für alle Zukunft abgelehnt haben. Wir können das gewiß auch anderwärts annehmen. Wenn wir heute und künftig auf unsern Kreis-Synoden recht warm an und miteinander werden, werden auch solche Bittgänge für arme Brüder im Glauben, ja für unsern Herrn und Heiland selbst, leicht und eine Freude werden. An einem Orte ist diese Collecte vom Prediger und einem Mitgliede des Gem.-K.-Rathes eingesammelt worden.

Was sonst für die Ausbreitung des Reiches Gottes in unsrer Zeit gethan und gegeben wird — das ist gegen frühere Zeiten nicht wenig — von alledem finden wir auch in unserer Synode. Der schon seit 37 Jahren bestehende Missions-Hülfsverein, einer der ältesten überhaupt, hat immer mehr an Wirksamkeit und Einnahmen gewonnen. Es werden in unserer Synode jährlich 4 bis 5 Missionsfeste gefeiert, und die lezte Jahres-Einnahme belief sich auf mehr denn 300 Thlr. Freilich ist dabei auch die Synode Gransee-Lindow. Und aus mancher Gemeinde komt manches Jahr auch nicht ein Pfennig, aus andern nur der Beitrag des Pastors. Wir müssen auch unsere Missions-Feste meist an Son- und Festtagen und in Abend-Gottesdiensten halten, sonst kommen sie schwer zu Stande. So ein Wandern und Pilgern dazu von allen Seiten, wie in andern Gegenden, fehlt bei uns auch. Doch sagen ein paar Berichte, daß die Liebe zur Mission im Wachsen ist. Eine recht erfreuliche Erscheinung unter uns ist die Kindermission mit ihrem jährlichen Kinder-Missionsfeste. Seit dem lezten Feste, seit Pfingsten, hat diese Mission über 190 Thlr. eingenommen, wobei allerdings auch Gaben und Vieles für Berichte aus der weitern Umgegend und aus der Ferne ist. Unter jenen Einnahmen seit Pfingsten sind gegen 60 Thlr. aus den Sammelbüchern der Kinder. Wie viele hundert, ja tausend Wege haben diese lieben Kinder gemacht, obwol sie auf ihren Bittgängen nicht immer überall mögen freundlich empfangen worden sein. Das hat etwas recht Beschämendes. „Werdet wie die Kinder!"

Der Gustav-Adolfs-Verein für Neu-Ruppin und Umgegend hat im vorige Jahren 115 Thlr. 27 Sgr. 4 Pf. Einnahme gehabt. Darin ist aber die Kirchencollecte am Reformationsfeste aus der Synode mit inbegriffen, die 30 Thlr. 5 Sgr. 2 Pf. betrug. Dann etwas über 55 Thlr. Beiträge aus der Stadt Neu-Ruppin, und nur etwas über 12 Thlr. aus allen übrigen Gemeinden, wol blos von den Predigern gegeben. Endlich 17 Thlr. 13 Sgr. Collecte am Jahresfeste des Vereins in Neu-Ruppin, also wieder meist von der Stadt gegeben. Der Gustav-Adolfs-Verein hat zum ersten Male ein kirchliches Fest gefeiert auf Veranlassung des Gem.-K.-Rathes in Neu-Ruppin. Der Vorstand möchte es wol alljährlich feiern und damit hinauswandern auf das Land, wo noch so wenig Kentnis und Teilnahme ist. Werden Einladungen dazu kommen? Das südwestliche Ende unserer Synode ist bis jezt noch ganz von solchen außerordentlichen Festen entblößt. Wenn doch die Gem.-K.-Räthe jener Gegend zusammenträten und den dortigen Gemeinden so ein Fest bereiteten!

Unsere Bibel-Gesellschaft, die seit 1836 besteht, hat in diesen 29 Jahren 12,609 Bibeln verbreitet und 6733 Thlr. eingenommen. Im vorigen Jahre sind 717 Bibeln und 14 Neue Testamente ausgegeben. Die Jahres-Einnahme betrug 295 Thlr., davon aus Neu-Ruppin 75 Thlr. und 71 Thlr. aus den übrigen Gemeinden der Synode. Der Rest ist aus anderen Diöcesen gekommen.

Endlich müssen wir noch des Rettungshauses für verwahrloste Mädchen gedenken, welches vor 15 Jahren mit 6 Kindern eröffnet, aber schon seit beinahe 10 Jahren für 24 Kinder eingerichtet ist. Unter seinen 800 Thlr. Einnahmen weist der lezte Bericht über 300 Thlr. freie Liebesgaben, sowie eine nicht unbedeutende Menge Naturalien nach. Ferner 195 Thlr. 15 Sgr. Erziehungsgelder, welche nicht blos von Gemeinde-Kassen, sondern mehrfach von Einzelnen (12, auch 18 Thlr für ein Kind) gegeben werden. Nehmen wir dazu den vielfachen innern Segen, den Gott auf das Werk gelegt hat, so müssen wir uns freuen und danken. Es gehört zu dem Berufe der Kreis-Synode, zu ihren amtlichen Tätigkeiten, solche Anstalten in den Bereich ihrer Pflege, Aufmerksamkeit, ja Aussicht zu nehmen. Das bestehende Rettungshaus muß auf die Frage: „Habt ihr auch je Mangel gehabt?" bekennen: „Nie." Aber auch nicht soviel Ueberfluß, daß an die Gründung eines ebenso nötigen Hauses für Knaben hätte Hand gelegt werden können. Die heute zum ersten Male versammelte Synode möge hieran eine ihrer künftigen Aufgaben erkennen.

Wir fahren fort über die Wirkungen der Gnadenmittel im Leben und Wandel zu berichten. Bei 262 Trauungen sind 108 gefallene Bräute, unter 13 also 5; unter 1062 Geburten sind 115 uneheliche unter je 9 also 3. Mit den ehelichen Kindern hat es aber noch eine besondere schlimme Bewandtnis; darunter sind auch die von den 108 gefallenen Bräuten, die sind zwar ehelich geboren aber unehelich empfangen und gezeugt. Ein schon öfters angeführter Bericht deutet daran wenn er sich so ausdrückt: „Es wurden 29 Kinder geboren, darun

ter 1, das unehelich in's Kirchenbuch eingetragen war." Es hätten also alle Berichte mit einem andern sagen können: „Unzucht findet leider in betrübendem Maße Statt." Leider wird diese Sünde auch von denen, die sie nicht treiben, so leicht genommen, als ob es nicht wahr wäre, daß die Hurer nicht sollen in das Reich Gottes kommen. Selbst viele Eltern machen aus dieser Sünde ihrer Kinder wenig, und dadurch wächst das Uebel immer mehr. Es thun überall in den Gemeinden Zeugen dagegen not, um die Gewissen aufzuwecken. Jedes Mitglied der Kreis-Synode sollte ein solcher sein und werden. Wo auch diese zu diesen Sünden und Schanden schweigen, werden die Steine schreien. Von andern einzelnen Sünden und Lastern wird in mehreren Berichten Trunksucht, auch Spiel und Streitsucht als vorhanden angegeben. Von drei Orten her der Holzdiebstahl, auch anderer Diebstahl. Doch hat auch die Trunksucht hie und da abgenommen oder ganz aufgehört. Ein Bericht erwähnt besonders den herschenden Ungehorsam der Unterthanen gegen die Obrigkeit, wozu ein anderer Bericht namentlich der Erbitterung und Zerwürfnisse wegen der jüngst ergangenen Verordnung über Einrichtungen von Nähschulen gedenkt. Nur wenige Gemeinden unserer Synode sind willig darauf eingegangen. Man muß hierbei gewiß noch unterscheiden. Es gibt ganz kleine Schulen, wo die Sache ihre Schwierigkeiten hat. Es komt wol auch einmal vor, daß der Schulvorstand eine Lehrerin angenommen hat, welche mit Grund in der Gemeinde nicht wol angesehen und gelitten ist. Aber meist liegt zum Grunde, was auch hie und da offen gesagt wird: „Wir wollen nicht, weil es von oben gewollt, weil es befohlen ist." Was thun solche Eltern vor den Augen ihrer Kinder? Sie machen einen gewaltigen Riß in das 4. Gebot welches ihre Kinder gegen sie selbst heilig halten sollen, sie schneiden den Ast ab, auf den sie selbst sitzen. Mögen doch die heute anwesenden Glieder der Gemeinde den Beruf übernehmen, das den andern Mitgliedern, wo es not thut, zu bezeugen.

Es ist auch nach herschenden Tugenden in den Gemeinden gefragt worden. Zwei Berichte erwähnen Woltätigkeit gegen Arme, einer dadurch möglich gewordene Abstellung des Bettels, während von einem andern Orte derselbe als noch vorhanden gemeldet wird. Ein anderer Bericht sagt: „Fleiß, Ordnungsliebe, Arbeitsamkeit sind allgemein." So könnte es wol von sehr vielen Orten her lauten. Es ist, Gott sei Dank! der Grundsatz des Wortes Gottes bei unserm Volke in Geltung: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen!" Es komt dadurch viel Vertragsamkeit und Friede in die Häuser und Ehen, wie Faulheit und unordentliches Wesen sie zerrüttet. Ueber die seit drei Jahren vorgekommenen Sühneversuche und Ehescheidungen kann hier nicht genau berichtet werden, da ein paar Berichte von besonderm Belang hierbei nicht genug oder gar keine Auskunft darüber geben. Aber alle andern Berichte zusammen haben nur eine Ehescheidung und einige Sühneversuche aus den lezten drei Jahren zu berichten. In vielen ländlichen Gemeinden sind seit vielen Jahren keine Ehescheidungen, nicht einmal Sühneversuche vorgekommen.

Der Bericht muß sich aber von diesen Lichtseiten noch einmal zu den obigen Schattenseiten und sittlichen Uebelständen zurückwenden und fragen:

III.

Was setzen die christlichen Gemeinden mit ihren Pastoren an der Spitze entgegen? außer der Predigt in anderweiten Einrichtungen und Veranstaltungen. Es ist doch ihre heilige Pflicht, Sünde und Schande nicht unbehindert walten zu lassen, es ist auch eine Pflicht der wahren Liebe gegen die öffentlichen und bußfertigen Sünder selbst. Kurz, wie steht es mit der kirchlichen Zucht? „zum Verderben des Fleisches, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn Jesu," wie St. Paulus sagt. Dieser dritte Hauptabschnitt unseres Berichtes wird sehr kurz werden, weil nicht viel zu berichten ist. Es muß aber auch bemerkt werden, daß wir in dieser Beziehung von unsern evangelischen Vätern und Urvätern ein sehr kümmerliches Erbteil überkommen haben. Reichlich haben sie uns überliefert Lehr- und Erbauungsbücher, Lieder und Weisen, Gebete und Liturgien, aber Kirchenregiment und Kirchenzucht war von Anfang an eine schwache Seite der lutherischen Kirche. Diese schwache Seite hat auch neuerdings Separationen und Secten erzeugt und ihnen Eingang verschafft. Die heute versammelte Kreis-Synode muß sich erinnern, daß in dieser Stadt auch eine Kirche und ein Pfarrer der sich von der Landeskirche getrennt haltenden Lutheraner ist, und hin und wieder eine Sele, die einer Secte angehört. Diese Erinnerung gehört in diesen Bericht, denn die Erscheinung gehört zu unsern kirchlichen und sittlichen Zuständen. Diese Parteien waren vor Kurzem noch Teile von uns, sie haben sich zu unsern Zeiten erst von uns getrent. Es ist ein schwacher Trost, daß es verhältnismäßig so wenige sind, denn es waren nicht immer die schlechtesten, die von uns gegangen sind. Es ist auch hier nicht am Orte, ihr Unrecht nachzuweisen, daß sie ihre alte elende Mutter verlassen haben, um sich eine neue schöne Mutter selbst zu machen. Natürlich ohne die Trennung von uns deshalb gut zu heißen, müssen wir uns an das Recht erinnern, das sie haben, und das ist dies, daß so wenig Zucht in unsern Gemeinden ist. Sehen wir uns nun unsere wenigen Reste und Trümmer von kirchlicher Zucht an. Auf die Frage, ob eine Anmeldung zum heiligen Abendmal Statt finde, wird von den meisten Berichten Ja geantwortet, aber ebenso hinzugesezt, daß dieselbe meist nicht von den Communicanten selbst, sondern von Kindern und anderen Unbeteiligten geschehe. Auf die Frage, ob die Angemeldeten ohne Unterschied angenommen werden, stehen zwei Berichte sich gerade entgegen, der eine sagt: „es werden Alle ohne Unterschied angenommen," der andere: „Die Unbußfertigen werden zurückgewiesen." An diesen reiht ein anderer ferner: „Die öffentlichen und unbußfertigen Sünder werden nicht ohne Weiteres angenommen." Einige andere stehen diesen nahe, aber die meisten Berichte lassen auf eine unterschiedlose Annahme schließen. Es entspricht das auch unserm kirchlichen Gesamt-Zustande; wenn der sich nicht hebt, ist in dem einzelnen schwachen Punkte keine Besserung zu erwarten. Sollte der sich aber heben und wir in diesem Punkte der Zucht zurückbleiben, so würden die Secten wie Pilze nach dem Regen wachsen. Im vorigen Sontags-Evangelio sagt unser Herr: „Da nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, da fand sich auch das Unkraut." Wo kein Kraut wächst, wächst auch kein Unkraut; wo kein Unkraut wächst, wächst auch kein Kraut. — Bei gefallenen Bräuten ist noch überall soviel Zucht, daß ihnen der Ehrenname Jungfrau nicht gegeben wird, daß sie nicht eingeführt werden, und daß ihnen kein Kranz bei der Trauung gestattet ist. Ein Bericht sagt: „Auch kein hinten offener Kranz wird geduldet." Das sollte überall wahrgenommen werden, denn sonst wird dieses Zuchtmittel so gut wie abgethan. Derselbe Bericht sagt: „Es wird nicht geläutet und nicht gesungen," und in Uebereinstimmung mit einem andern: „Die Lichte werden nicht angezündet und der Fußteppich nicht gebreitet." Man

mache für gewöhnlich die kirchlichen Handlungen so feierlich als möglich, dann kann man eben Behufs der Zucht etwas davon weglassen, sind sie aber immer schon unfeierlich und dürftig, so kann auch nichts wegfallen. Die Bitte um Buße bei Aufgeboten Gefallener sollte nie fehlen; bei mehreren Aufgeboten sollten überall die Fürbitten für die in Ehren und die in Unehren getrennt werden. Die Ermahnung und Strafe zur Buße gehört besonders in die Anmeldung zum Aufgebot, ist sie da recht von Erfolg, so sind besonders bei Fällen, die ein besonderes Aergerniß gegeben haben, die Verlobten vielleicht zu bewegen, daß sie beim Aufgebot die Gemeinde um Verzeihung bitten lassen. Die Strafe und Buße bis auf die Trauung verschieben, scheint nicht räthlich, da muß mehr eine ernste Wehmut durchwehen. — Bei der Taufe unehelicher Kinder wird in vielen Gemeinden gar kein Unterschied gemacht. An mehreren Orten werden nur junge Leute nicht als Pathen zugelassen. Aber es sollte die Kirche auch dabei dem Schmerze und der Trauer einen Ausdruck geben. In einem Berichte heißt es: „Bei Taufen unehelicher Kinder wird nicht geläutet, nicht gesungen und allemal der 51. Psalm verlesen.

IV.

Zulezt müssen wir noch einen Blick werfen auf die Schule, welche die Baumschule der Kirche ist. Kleinkinder-Schulen giebt es in unserer Synode nur zwei, in Neu-Ruppin eine größere, von 150 Kindern besucht, welche von milden Beiträgen erhalten wird, dann eine kleinere auf dem Lande von der Gutsherrschaft unterhalten, aber nicht blos für ihre Tagelöhnerkinder; diese ruht von Weihnachten, nach der Christbescheerung bis zum Frühjahr. Ein Bericht sagt, es sei eine solche Schule kaum ein Bedürfnis, das wird anderwärts auch so sein, aber ein anderer aus einer kleinen Gemeinde sagt, sie sei ein Bedürfnis und das wird an noch viel mehr Orten auch sein. In der ganzen Synode sind an allen Schulen zusammen 72 Lehrer. Allen wird ein ehrbarer Wandel bezeugt, nur einmal ist im Berichte etwas vom Gegenteil angedeutet. Es ist bekannt, daß in andern Gegenden unter den Schullehrern viel Unzufriedenheit mit ihrer Lage, viel Verbitterung gegen Staat und Kirche herrscht, und daß sie sich zusammenthun, um mit einander fortwährend zu opponiren und zu wühlen. Das kann von unsern Lehrern nicht gesagt werden. Ihre Leistungen sind natürlich sehr verschieden, manche sind ungenügend und mäßig. Aber die allermeisten Berichte sprechen auch damit ihre Zufriedenheit aus, und das besonders im Religions-Unterricht. Freilich ist damit noch nicht das Höchste gesagt und erreicht. „Ohne den rechten Geist wird er erteilt," sagt ein Bericht. Und ein anderer sagt von einem an sich treuen Lehrer: „Er besizt zu wenig die Gabe, das Wort Gottes lebendig zu machen und an die Herzen der Kinder zu bringen." Darin wird überhaupt noch an manchen andern Orten viel zu wünschen übrig bleiben. Schlecht steht es an vielen Orten mit dem Schulbesuch, besonders im Sommer, daß wie ein Bericht sagt, auch die Kinder nicht vorbereitet genug zum Confirmanden-Unterricht kommen. Die Synode der Geistlichen hat bis jezt wenig dagegen ausgerichtet, die Kreis-Synode muß diesen Uebelstand zuerst mit in's Auge fassen und ihrerseits Hand anlegen. Es ist das eine Pflicht, die sie gegen die Kinder, aber auch gegen die Lehrer hat. Es stehen uns dabei die Gesetze des Staates zur Seite, wir müssen nur neben innerer Einwirkung auf Wege und Einrichtungen sinnen, daß dieselben nicht ungestraft übertreten werden, daß ihre Befolgung zunächst eine Zeit lang überall streng durchgeführt und der einzelne in seinem Kampfe von Allen mit unterstützt wird.

Fragen wir nun auch bei der Schule nach ihren Früchten im Leben, unmittelbar nach dem Austritt daraus, nach der Confirmation. Wir stoßen bei unsern Confirmanden bald auf eine große Gleichgültigkeit und Abneigung gegen ihren eben bekanten Glauben und auf viele traurige sittliche Erscheinungen. Sollen wir das der Schule zur Last legen? Nein, vielmehr den Häusern, in denen sie als Kinder, Lehrlinge, Dienstboten und Gesellen sind. Daß das Wort Gottes nicht in den Häusern wohnt, daß die Feiertage darin so entheiligt werden, daß es an wahrer Liebe und ernster Hauszucht fehlt, das ist der Grundschaden. Kaum der Lehrling hat noch eine Stelle in der Familie, der Geselle ist gewöhnlich ganz hinaus und in freien Stunden in das Wirtshaus gewiesen. Beide werden zur Sontags-Entheiligung förmlich gezwungen, sie zur Kirche anzuhalten, daran denkt selten ein Meister. Auch wenn die Arbeit gar nicht so dringend ist, wird doch am Sontag Vormittag in in der Regel gearbeitet, damit die andern Handwerksgenossen nicht meinen sollen, das Geschäft gehe schlecht. Sie thun sich so gegenseitig in den Kirchenbann, der noch schrecklicher und schwerer zu lösen ist, als der des Papstes. Auf dem Lande wird die Lage der Dienstboten mehr und mehr dem ähnlich. Der Bauer hat sich schon sehr von ihnen abgesondert, während sie sonst wie die Kinder zum Herrn und zur Frau Vater und Mutter sagten. Wenn sie die Arbeit gethan haben, mögen sie sehen, wo sie bleiben, sie sind in den Stall, auf die Straße und in den Krug gewiesen. So wird die Jugend förmlich in die Versuchung hineingestoßen von denen, welche die heilige Pflicht haben, sie davor zu bewahren. Ein Bericht sagt bei der Sontags-Entheiligung, daß die jungen Leute am Sontag Abend auf den Straßen viel wüstes Geschrei machen und böses Wesen treiben. Ja, was soll da geschehen? Wenn sie die Polizei verjagt, so ist damit nicht geholfen. Diese Not der Jugend ist von der innern Mission zu Herzen genommen worden, und man hat die Jünglinge in Vereine gesammelt, daß sie vor jenen Gefahren bewahrt werden und zu einer rechten Freude ihres Lebens kommen. Es kann hier nicht auf das Nähere eingegangen werden. Es wäre gute Beschäftigung für jeden Gem.-K.-R., besonders in den Städten, sich näher damit bekant zu machen; die treffliche kleine Schrift von Hesekiel: „Die Mission an den Jünglingen" führt vollständig in diese Sache ein. In allen Provinzen unseres Landes, in ganz Deutschland und noch weit darüber hinaus gibt es jezt solche segensreiche Jünglingsvereine, in unsern östlichen Provinzen an 60 mit 2000 Mitgliedern. In unserer Synode und weiter umher noch nicht, ein großer Mangel bei dem großen Bedürfnis. Ein Versuch aber ist in einer Gemeinde auf dem Lande vor mehreren Jahren gemacht worden mit guten Kräften, aber der Verein ging an der Theilnahmlosigkeit der Glieder wieder ein. Ebenso ist es da mit einem Jungfrauen-Verein gegangen, und an einem andern Orte mit diesem desgleichen. Wir Prediger können es eben nicht allein machen, ja nicht einmal vorzugsweise, die Väter, Herren, Meister müssen fest zur Sache stehen und sie fördern.

Mein Bericht ist zu Ende; aber es ist nicht mein Bericht, sondern der aller Anwesenden zusammen. Wir haben gegen einander das Herz ausgeschüttet und Bekentnisse gethan über unsere kirchlichen und sittlichen Zustände. Ihr Männer, lieben Brüder, was sollen wir nun thun? Zuerst nicht gleich dem Manne werden, der sein leibliches Angesicht im Spiegel beschauet, und nachdem er sich beschauet hat, davon gehet, und vergißt, wie er gestaltet war. Nehmen wir das Bild Alle mit und hängen es in unsern Herzen auf, und besehen es fleißig immer wieder. Das viele Unerfreuliche soll uns wol bange und gebeugt, aber nicht verzagt machen. Verzagt, hält übel Haus. Die Verzagten stehen bei St. Johannes neben den Ungläubigen, und dahin gehören sie. „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet." „Eine feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffen, er hilft uns frei aus aller Not, die uns jezt hat betroffen."

Gegen Schenkel aus Kyritz.

Die Geistlichen der Diözese Kyritz stimmen mit voller Ueberzeugung den Brüdern in Baden in ihrem Glaubenskampfe gegen die Lehren Schenkel's bei.

Berlitt, den 19. April 1865.

Die Synode Kyritz.

Poppenburg, Superintendent und Pfarrer von Kyritz. Buchholtz, Pfarrer zu Demerthin. Crantz, Pfarrer zu Drewen. Ernst, Pfarrer zu Vehlow. Freytag, Pfarrer zu Dahlhausen. Ideler, Pfarrer zu Rosenwinkel. Leiste, Pfarrer zu Gantikow. Meißner, Pfarrer zu Wutike. Paalzow, Pfarrer zu Lohme. Schulze, Pfarrer zu Vendelin. Spieß, Predigtamts-Candidat zu Wutike. Steffens, Prediger zu Berlitt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 10. Mai. № 37.

Naturwissenschaftliche Genealogien,

insbesondere

die Darwin'sche Theorie.

(Fortsetzung.)

Sehen wir nun die Darwin'sche Theorie mit prüfendem Auge an, so kenzeichnet sie sich zunächst und sofort durch die unendlich wüste Weise, in welcher sie, ganz an der Oberfläche der äußeren Erscheinung hängen bleibend, aller tieferen Erfassung der Natur bar und ledig, derselben jeden idealen Hintergrund nimt und den blinden Zufall als Baumeister der organischen Welt proclamirt. Sie will die Entstehung der Arten erklären und gipfelt doch in der Tendenz, die objective Realität des Artbegriffs zu zerstören. Hier liegt das Herz der Frage; hier hat die Darwin'sche Lehre ebenso sehr ihren Schwerpunkt, als sie ihre völlige Unfähigkeit zu einem tieferen Blick in die Natur documentirt.

Was ist eigentlich Art? — Unter der Fülle der Lebensgestalten, die uns umgeben, treten uns sofort solche entgegen, welche die gleichen wesentlichen Merkmale zeigen. Beobachtend und denkend fassen wir diese Merkmale zusammen und bilden aus ihnen den Artbegriff. Was wir Rose nennen, zeigt uns überall die gleichen wesentlichen Merkmale, und nur wo wir diesen Bau, dieses Blatt, diese Blüte finden, nennen wir die Pflanze eine Rose und bilden aus der Zusammenfassung dieser Merkmale den Artbegriff der Rose. Ist nun aber der Artbegriff nur in den Gedanken des beobachtenden Menschen, oder hat er nicht vielmehr seine objective Realität außerhalb alles subjectiven Denkens? — Das ist die Frage, welche der Sache auf den tiefsten Grund geht, in welcher sie ihren Herzschlag hat und hinausreicht über das Gebiet der Naturwissenschaft.

Zwar dem ersten Blick könte es so scheinen, als wenn der Artbegriff lediglich der Naturwissenschaft angehöre und nur ein naturwissenschaftliches Interesse habe. Und doch liegt grade in seiner tieferen Erfassung der Punkt, an welchem Wissenschaft und Glaube auf einander treffen. Der Artbegriff ist die Stelle in der Naturwissenschaft, an welche der Glaube seine Hand legt, um die Wissenschaft zu erfassen. Leztere hat davon ein deutliches Bewußtsein. Ich führe dafür nur zwei Aussprüche der Wissenschaft an. „Die Annahme der Unveränderlichkeit im Pflanzen- und Thierreich führt unabänderlich wieder auf den alten, der Naturwissenschaft wesentlich fremden Wunderglauben zurück." Das ist der eine, welcher anerkent, daß sich die Naturwissenschaft vor dem Wunderglauben nicht retten kann, so lange die objective Realität des Artbegriffs nicht umgeworfen ist, woraus folgt, daß, so lange diese besteht, die Wissenschaft des Wunderglaubens nicht entbehren kann. Der andere Ausspruch: „So lange die Veränderlichkeit der Art nur ein beschränktes Maß hat, ist es nötig, daß wir uns einstweilen noch auf eine Schöpfung berufen, wenn wir auch ausdrücklich bemerken müssen, daß eine solche Annahme der persönlichen Thätigkeit eines Schöpfers mit dem übrigen Walten in der Natur in Widerspruch steht." Das Wort sagt Beides: wie gern man des lebendigen Gottes los und ledig wäre, und wie man es doch immer nur in Hoffnung kann, so lange die Art ihre Standhaftigkeit behält.

Jede tiefere Naturforschung, die nicht lediglich an der äußeren Erscheinung hängen bleibt, komt unausweichlich zur objectiven Realität des Artbegriffs. — Was aus dem Waizenkorn wächst, wächst das nicht notwendig in das Bild der Waizenpflanze hinein? — Ein stilles Schaffen und Walten weckt den Keim und läßt den Halm erstehen, baut eine Pflanzenzelle auf die andere, aber über allem Wachsen steht unsichtbar eine Zeichnung, nach welcher der Bau der Zellen sich zusammenfügt, ein ideales Bild, das, an sich selbst unsichtbar, in dem Wachsen der Pflanze sichtbare Gestalt gewinnt. Und dieses ideale Bild ist so wenig nur eine Vorstellung in uns, daß die einzelne Pflanze, welche hie steht oder da, nur dadurch und so lange ist, als die elementaren Stoffteile von dem idealen Bild ergriffen und zur sichtbaren Darstellung desselben verwendet werden. Es ist recht eigentlich ein schöpferisches Urbild, das, in seiner Wesenheit immateriell und unsichtbar, die einzelne Pflanze mit seiner bildenden Macht ergreift, um in derselben in die Leiblichkeit und Sichtbarkeit zu treten, und jede Pflanze, die hie blüht oder da, ist nur die vergängliche Erscheinung eines in seiner Wesenheit Unsichtbaren und Bleibenden. Und wie der eine und selbige Sonnenstrahl in tausend Thautropfen sich bricht, so reflectirt das eine ideale Urbild sich in den tausend Individuen der Art. Dies Urbild, welches der leiblichen Erscheinung zu Grunde liegt, ist wie das Bild in der sinnenden Sele des Künstlers, das, unleiblich und unsichtbar an sich selbst, der Farben und des Pinsels bedarf, um in die Sichtbarkeit zu treten, und das Bild auf der Leinewand ist nur der in Farben

gekleidete sichtbare Widerschein des Urbildes in der Sele des Künstlers. Wir aber erkennen in dem sichtbaren Bild, was jenseits desselben unsichtbar in der Sele des Künstlers war. So ist auch Alles, was unser leibliches Auge in der Natur sieht, nur das Spiegelbild, welches von einem Idealen in den elementaren Stoff hineingeworfen ist. Die Natur selbst drängt den denkenden und erkennenden Menschengeist von dem Materiellen und Sichtbaren der Erscheinung zu einem Immateriellen und Idealen, dessen Offenbarung und Selbstbethätigung die Welt der Leiblichkeit ist; und aus sich selbst weist die Natur auf den idealen Hintergrund hin, auf welchem sie steht. Aus dieser objectiven Realität des Artbegriffs ergibt sich von selbst, welche unbedingte Herrschaft der ideale Artentypus über die Gestaltung der Individuen haben muß. Ist er das wirkende und gestaltende Prinzip der leiblichen Erscheinung, ist die bestimte Pflanze nur insofern, als die stofflichen Elemente von der bildenden Macht des Artbegriffs erfaßt werden, so ist zwar innerhalb des Typus eine Mannigfaltigkeit der individuellen Ausgestaltung möglich, denn unter der starren Regel todter Mechanik steht das organische Leben allerdings nicht; aber in dem Artentypus sind ebenso sehr die Grenzen gegeben, welche das Individuum niemals überschreiten kann. Das Gewirkte komt über die in dem Wirkenden gegebenen Grenzen, und das Abbild über das Urbild so wenig hinaus, als das Bild auf der Leinewand ein anderes werden kann, als es in der Sele des Künstlers war.

Die ernstere Naturforschung hat sich der Realität des idealen Artentypus nie entschlagen können. Sie redet von immateriellen Potenzen, die in der Natur wirksam seien, von einem Modell, welches die Gestaltung der Individuen beherrsche, von plastischen Ideen, von morphologischen Prinzipien, ohne deren Erkentnis die Wissenschaft ein todtes Aggregat sei. Wie sie es aber auch nenne, immer ist darin die Notwendigkeit des Idealen ausgesprochen, aus dessen Grunde die Leiblichkeit ersteht. Der Glaube aber geht einen Schritt weiter und nent diese plastischen Ideen, weil sie doch nicht aus den Wolken herabfallen, Schöpfungsgedanken des lebendigen Gottes, und findet diese Anschauung da wieder, wo die heilige Schrift auf einem Blatt zehn Mal sagt, daß Gott Alles geschaffen habe, ein jegliches nach seiner Art. Und selbst der Materialismus hat in einem seiner aufrichtigsten Vertreter, bedingt durch die Realität der plastischen Ideen, zugestanden, daß man sich ihrer nicht entledigen könne, wenn man nicht zu der Annahme sich entschließe, daß die Welt mit allen Gestalten des Lebens in ihr keinen Anfang habe, sondern von Ewigkeit her sei, was denn, abgesehen davon, ob auf diesem Wege wirklich die Flucht gelingt, die Frage doch nur nach der Methode lösen heißt, nach welcher man Jemandem den Kopf abreißt, um ihn von Zahnschmerzen zu befreien.

Die Darwin'sche Lehre unternimt es nun, die Natur alles idealen Gehalts zu entleeren. Die objective Realität des Artentypus wird verneint und die ganze Architektonik der organischen Welt auf den blinden Zufall einer nützlichen Abänderung gegründet. So entsteht eine Kosmogonie der Organismen, welche allerdings ohne alle plastische Ideen, ohne jedes morphologische Prinzip, ohne immaterielle Potenzen zu Stande komt. Sofern die Darwin'sche Lehre der erste ernsthaft gemeinte Versuch ist, die Natur ihres idealen, geistigen Inhalts zu entleeren, ist in ihr ein besonderer Fortschritt der materialistischen Anschauungsweise nicht zu verkennen. Aber mit welchen Mitteln wird dieser Versuch durchgeführt! — Von einem denkenden Eingehen auf die ideale Realität des Artbegriffs zeigt das Darwin'sche Werk keine Spur. Der völlige Mangel der Fähigkeit, die leibliche Erscheinung in ihrem geistigen Grunde zu erfassen, wird durch eine beschränkte Empirie ersezt. Es ist, als wenn Jemand uns den Bau eines Doms erklären und dabei mit tiefem Schweigen über die Herrschaft von Maß und Zahl in demselben hinweggehen, statt dessen sich aber mit der Nachweisung abmühen wollte, daß auch das Spiel des Zufalls zuweilen Stein auf Stein füge.

Die Darwin'sche Lehre operirt nur mit Thatsachen. Folgen wir dieser Operation. Die verwendeten Thatsachen sind allerdings unbestreitbar. Namentlich bilden die Kulturpflanzen und Hausthiere das Rüsthaus, aus welchem die Waffen entnommen werden. Wir wollen keine dieser Thatsachen bezweifeln. Wir wollen dem Darwin'schen Taubenzüchter Glauben schenken, der sich anheischig macht, eine vorgeschriebene Feder in drei Jahren, und einen aufgegebenen Kopf in sechs Jahren hervorzubringen. Auch das wollen wir glauben, daß die Natur aus korpulenten Wölfen schlanke Wölfe züchten könne. Dieselbe Unzweifelhaftigkeit wollen wir allen übrigen Thatsachen zugestehen. Sie beweisen, was Niemand bestreitet, nämlich die Mannigfaltigkeit der individuellen Ausgestaltung innerhalb der im Artentypus gegebenen Grenzen. Aber nun wird auf Grund dieser Thatsachen die dreiste Zumutung an uns gestellt, zu glauben, daß, weil der Taubenzüchter Kopf und Schnabel nach Vorschrift zu erlangen vermöge, sich die Taube auch in einen Geier umwandeln könne, und weil die Natur aus dem Embonpoint der Wölfe eine Gracilität der Wolfsgestalt hervorgehen zu lassen vermöge, so könne sie auch aus Bären Walfische und aus Trappen Strauße machen. Oder um dasselbe in Form einer allgemeinen Regel auszusprechen: Weil die Individuen einer Art variiren, so soll das den Schluß begründen, daß auch eine Art in die andere transmutirt werden könne. Daß die Thatsachen diesen Schluß nicht rechtfertigen, weiß Darwin sehr wol; daß die Erfahrung ihm sogar widerspricht, wird nicht geleugnet. So weit menschliche Erfahrung reicht, ist aus einem Waizenkorn noch niemals etwas Anderes geworden, als eine Waizenpflanze, und die Abbildungen auf den alten ägyptischen Denkmalen zeigen dieselben Thier- und Pflanzengestalten, welche noch heute uns umgeben. Die Empirie also, auf deren Grund die Wissenschaft allein stehen will, widerspricht jener Schlußfolgerung. Um diesem Widerspruch zu entgehen und die an sich harmlosen Thatsachen mit der erforderlichen Beweiskraft zu versehen, nimt die Theorie ihre Zuflucht zu der Annahme ungeheurer Zeiträume, während welcher die natürliche Züchtung

ihre Wirkung zu immer höherem Betrage gehäuft haben soll. Aber abgesehen von der Annahme dieser Weltäonen selbst, ist doch die ihnen zugeschriebene Wirkung durchaus unerwiesen und lediglich ein Spiel der Phantasie. Wenn es Jemandem gefällt zu glauben, daß der Winter, welcher Wasser in Eis wandelt, auch Eis in Eisen transmutiren könne, wenn er nur gehörig andauere, so ist das ein Aberglaube, gegen den man mit Gründen allerdings nicht streiten kann. Träume liegen nicht auf dem Gebiet, wo Grund und Gegengrund sich begegnen. Ueberschwängliche Redensarten erfüllen den Mangel auch nicht. Wenn gesagt wird, das Züchtungsprinzip sei dem englischen Landwirth „der Zauberstab, mit dessen Hülfe er jede Form ins Leben ruft, die ihm gefällt," so ist das in dem Sinn, in welchem es der Darwin'schen Lehre zur Stütze dienen könte, ein Ausspruch, welcher der Lächerlichkeit verfällt, die das wolverdiente Schicksal solcher Extravaganzen ist. Das ist die Methode, mit welcher die Darwin'sche Theorie operirt. Sie geht von harmlosen Thatsachen aus, die ebenso unbestreitbar, als für die Theorie nichtssagend sind; dann wird den Thatsachen die mangelnde Beweiskraft durch unerweisbare Annahmen eingeimpft, die nur den Wert von Träumen haben. Der Mangel an Ernst, das Unwissenschaftliche dieser Theorie ist nur dem Wolgemuth vergleichbar, mit welchem sie auftritt. Und mit dieser schwächlichen ohnmächtigen Hypothese, mit dieser bereiten Verwendung der Empirie soll der ganze ideale Gehalt der Natur zu Grabe getragen sein, auf welchen die Natur jedes ernste Denken hindrängt. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort Humboldt's im Kosmos von „der Anmaßung der Empirie, welche durch Thatsachen mehr erwiesen glaubt, als durch die Erfahrung begründet wird."

So hinfällig die Theorie in ihrer Negation ist, so ohnmächtig zeigt sie sich zur positiven Lösung ihrer Aufgabe. Sie will den Bau der organischen Welt vor unseren Augen erstehen lassen und gibt statt dessen ungelöste Räthsel und bleibt auf die erheblichsten Einwände ohne Antwort.

Wenn alle, auch die höchsten organischen Lebensformen aus der embryonisch unvollkommenen Urform einer Schleimzelle oder Fadenalge durch dieselben Kräfte nach denselben Gesetzen, welche noch heute täglich und stündlich wirksam sind, entstanden, wie erklärt es sich, daß eine so unermeßliche Menge der niedrigsten Organismen noch jezt vorhanden ist? Wenn die natürliche Züchtung Jahrmillionen hindurch mit der Vervollkomnung eines jeden organischen Wesens beschäftigt war, warum sind nicht sämtliche Algen zu Palmen und sämtliche Infusorien zu Affen geworden, und wie hat bei der gleichen Bildungsfähigkeit aller eine so überreiche Zahl von Algen sich den beharrlichen Züchtungsversuchen der Natur mit derselben Beharrlichkeit widersetzen können? — Und wenn doch nach der Regel der Darwin'schen Lehre jeder Organismus, welcher sich in der Reihenfolge seiner Geschlechter auf eine nützliche Abänderung nicht einläßt, im Kampf ums Dasein zu irgend einer Zeit untergehen muß, wie haben die Algen

es angefangen, sich trotz ihrer Unvollkommenheit gegen die Uebermacht der fortgezüchteten Verwandtschaft zu erhalten? — Diesen Fragen würde man nur durch die Annahme einer fortwährenden Entstehung neuer Urformen entgehen, und eine solche Urzeugung würde die Darwin'sche Theorie jener Schwierigkeiten überheben. Von einer derartigen Aushülfe muß aber Abstand genommen werden. Denn es würde der Wissenschaft schlecht anstehen, sich auf das zu berufen, dessen Nichtigkeit sie selbst nachweist.

Und welchen Bau würde die organische Welt zeigen, wenn der Darwin'sche Traum Wahrheit wäre? — Art hebt sich von Art so klar und deutlich ab, daß die Unterscheidung in der Regel leicht und augenfällig ist. Adler und Eule, Veilchen und Primel unterscheidet jedes Auge sofort. Zwar bilden die verschiedenen Arten eine Reihe, die in aufsteigender Entwicklung zu immer reicherer Organisation sich entfaltet. Es gibt deshalb ein Sichnäher- und Fernerstehen, eine größere und geringere Verwandtschaft der Arten. Die organische Welt zeigt einen harmonisch gegliederten Bau, aber auch die verwandten Arten sind scharf ausgeprägte und unterschiedene Organisationstypen. Jede Hypothese hat nur in dem Maß eine Wahrscheinlichkeit der Wahrheit, in welchem sie für die vorliegende Thatsache einen ausreichenden Erklärungsgrund gibt. Wie verhält sich die Darwin'sche Hypothese zu der Thatsache, daß Art von Art so klar und sauber sich abhebt? — Bleiben wir, um nicht zu hoch hinaufzugehen, bei der hypothetischen Urform stehen, aus deren verschiedener Abänderung Adler und Eule, Taube und Ente hervorgegangen sind. Die Abänderung, welcher der heutige Adler seine Organisation verdankt, war anfänglich eine unmerkbar kleine und erfuhr etwa nur in der zehnten Generation eine ebenso unmerkbare Steigerung. Dasselbe war der Fall mit den Abänderungen, aus welchen die Eule, Taube und Ente hervorgingen. So bestanden also während 50 oder 100 Generationen vier Linien, die nicht viel weiter differirten, als Sperling und Sperling. Da nun aber die Natur diese vier Linien doch nicht Behufs gesonderter Fortentwicklung von einander abgesperrt hat, so müßten durch Combination dieser vier Linien neue Mittelformen entstehen, und zwar nicht blos in der Zahl der arithmetischen Combination von vier Gliedern, sondern in viel größerer Fülle, weil jedes besondere individuelle Merkmal mit jedem anderen sich verband. Daraus hätte sich schon auf diesen vier Linien ein Formengewirre ergeben, in welchem Alles mit Allem zusammenfloß. Inzwischen entstanden aber natürlich wieder neue Abänderungen, welche mit den vorhandenen sich kombinirten, und da dasselbe, ohne daß der Progression eine Grenze zu setzen wäre, auf allen Züchtungsreihen geschehen mußte, so würde eine besondere Artenbildung überhaupt eine Unmöglichkeit und die organische Welt ein wahrer Hexenkessel geworden sein, ein wirres Durcheinander von Formen, bei welchem uns Hören und Sehen vergehen müßte. So baut die Darwin'sche Theorie die organische Welt, indem sie dieselbe ins Chaos stürzt.

Wo sind nun alle diese Mittelformen geblieben? — Entstehen mußten sie, auch abgesehen von jenen Combinationen.

Denn nach der Darwin'schen Lehre ist jede Art aus einer früheren durch allmälige Abänderung und leisen Uebergang entstanden. Wo sind die leisen Uebergänge geblieben? — Sie sind im Kampf ums Dasein zu Grunde gegangen? Es ist ganz gleichgültig, welches hypothetische Beispiel wir wählen, um die Prüfung dieser Antwort anschaulich zu vollziehen. Angenommen also, es sei aus dem Fuchs durch natürliche Züchtung ein Wolf geworden. So müßten wir, da die allmälige Abänderung immer nur eine individuelle und zufällige ist, also auf jeder Stufe eine Mehrzahl von Individuen bleibt, welche die Abänderung nicht mitmachen, alle die allmäligen Uebergänge eigentlich noch vorfinden, die Sache bleibt dieselbe, wenn der Wolf nicht ein weiter gebildeter Fuchs ist, sondern beide einen dritten gemeinsamen Ahnen haben. Es wird schwer halten, einer besonnenen Betrachtung es glaublich zu machen, daß alle diese Mittelformen im Kampf ums Dasein zu Grunde gegangen seien. Zugegeben, daß sie sämtlich in Mitbewerbung um die vorhandenen Existenzmittel treten, und daß bei dieser Concurrenz der Schwächere unterliegt, so bleibt es doch ein ungelöstes Räthsel, daß die zwischen Fuchs und Wolf die Mitte haltenden Formen, die also in der Anbildung nützlicher Variation schon weiter vorgeschritten waren, spurlos verschwunden sind, während grade die schwächste Form in dem heutigen Fuchs den Kampf ums Dasein ritterlich bestanden hat. Daß dieser Kampf unter den verwandtesten Formen am heißesten sein soll, löst das Räthsel durchaus nicht. Denn wenn noch heute stämmige und gracile Wölfe neben einander bestehen, so hatte die Form, welche, die Mitte zwischen Fuchs und Wolf haltend, ebenso wol nach Weise des Fuchses Mäuse fing, als wolfsartig Rehe jagte, sich einen so bedeutenden Vorteil angezüchtet, daß ihr Verschwinden schlechthin unbegreiflich ist.

In ihrer ganzen Hohlheit wird diese Theorie aber offenbar, wenn man an sie mit der nicht zu umgehenden Frage herantritt, worin denn eigentlich die Nützlichkeit der Abänderung bestanden habe, durch welche Art aus Art geworden ist. Der allgemeine Grundsatz erhält seine Bewährung dadurch, daß er sich auf die concrete Erscheinung anwenden läßt. Aber grade hier steigert sich die Hohlheit der Theorie bis zur Lächerlichkeit. Der Wickelschwanz mancher Affenarten ist als eine nützliche Abänderung leicht erkenbar. Anderen Affenarten aber ist der Mangel dieses Anhanges so nützlich gewesen, daß sie sich neben der geschwänzten Verwandtschaft wol haben erhalten können. Wenn aus der bildenden Macht der nützlichen Abänderung das gefleckte Fell des Tigers hervorging, so war dem Löwen die Einfarbigkeit ebenso diensam. Wie mag doch der Kampf ums Dasein beschaffen sein, in welchem das Veilchen blau und die Rose roth wurde? Und welches mag wol die nützliche Abänderung sein, in deren Folge sich zuerst die Empfindung, also der erste Ansatz zur Thierbildung einstellte? — Zugegeben, daß es eine zu hoch gespannte Forderung sei, wenn man in jedem einzelnen Fall eine klare Nachweisung fordert, so erwächst daraus doch nicht das Recht, sich aller Rechenschaft überhaupt zu entziehen.

Es ist eine der ausschweifendsten Verirrungen, wenn man aus der Nützlichkeit, die in ihrem ersten Entstehen immer ein Zufall war, den wunderbaren Bau der organischen Welt ableiten zu können meint. Je tiefer man die planvolle Anordnung in dem Bau eines jeden organischen Wesens, die harmonische Zusammenstellung seiner einzelnen Teile, vermöge welcher jeder Organismus vollkommen ist in seiner Art, durchschaut, je mehr der Blick von dem reichen gegliederten Bau der organischen Welt umfaßt, desto mehr drängt es sich auf, wie es eine allem Ernst Hohn sprechende Forderung ist, in einem nützlichen Zufall den Baumeister der organischen Welt zu erkennen. Dem unbefangenen Sinn wird man es durch keine Kunst verhüllen können, daß hier die Zeichen eines ordnenden, schöpferischen Gedankens seien. Und wie besteht die Darwin'sche Lehre vor der die ganze Natur beherrschenden Teleologie, vor dem überall sich hervordrängenden Bildungstriebe, der auf ein Zukünftiges und noch Unsichtbares sich richtet! Wenn der Same des Löwenzahns seine zierliche Federkrone sich bildet, so rechnet diese für die Mutterpflanze ganz gleichgültige Bildung auf den zukünftigen Lufthauch, der das Werk des Säemanns vollbringen soll. Und ist darin nicht derselbe Trieb, welcher den Wandervogel auch dann schon, wenn er noch Nahrung die Fülle hat, drängt, dem kommenden Winter zu entfliehen? — Ueberall zeigt die organische Welt Bildungen, welche ohne alle Nützlichkeit für die Gegenwart die Erfüllung ihrer Aufgabe in einem Zukünftigen haben, und unsichtbare Zweckgründe stehen über dem Werden und Wachsen der organischen Wesen. Es ist ein Ungedanke, dies die organische Natur durchwaltende Vorbedenken aus einem nützlichen Zufall, der sich den gegenwärtigen Lebensbedingungen anpaßt, abzuleiten. Daß dieser auf das Zukünftige und Unsichtbare gerichtete Zug der Natur, die Schöne eines blühenden Frühlingstages, der Schlag der Nachtigal, die Architektonik der Biene, die Harmonie in der Gliederung der organischen Wesen aus dem Hexenkessel hervorgegangen sei, über welchem die natürliche Züchtung mit dem ihr zugeschriebenen Zauberstabe gewaltet habe, ist ein Aberglaube, an welchen der Hexenglaube früherer Zeiten noch lange nicht heranreicht. Der menschliche Geist hat Großes geleistet in wüsten Träumereien; Größeres nicht, als in der Darwin'schen Theorie.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 13. Mai. № 38.

Das Duell.

Ein Vortrag, gehalten im Evangelischen Verein.

Es kann für unzweckmäßig und unter Umständen für bedenklich erachtet werden, eine sogenante brennende Frage, wie die gegenwärtige über das Duell, zum Gegenstande öffentlicher Besprechung in dem Augenblicke zu machen, wo das Feuer von vielen Seiten geschürt wird und viel Rauch und Qualm aufsteigt, dadurch die sichere und ruhige Betrachtung des Gegenstandes getrübt und das einfache und klare Urteil verwirrt wird. Auch mir sind für heute Bedenken solcher Art angedeutet worden. Indessen befinde ich mich zu dieser Stunde in ähnlicher Lage, wie vor 20 Jahren, da mir oblag, den Confirmanden-Unterricht Jünglingen zu erteilen, unter welchen sich von einem Jahr zum andern nicht wenige befanden, denen es bewußt war, daß die Väter ihre Ehrensachen im Duell ausgefochten hatten, wozu denn auch unwiderlegliche Malzeichen die Bestätigung hinzugefügt hatten, und Alle hatten wenigstens ein Urteil über den Zweikampf mitgebracht, welches mehr oder weniger im Widerspruch stehen mußte mit meiner Erklärung des fünften Gebotes und der Uebertretungen desselben, unter welchen geflissentlich das Duell hervorgehoben wurde. Da geschah es, daß mir aufs Wohlmeinendste und von einer Seite her, wo es nicht an anderweit übereinstimmender christlicher Erkentnis fehlte, der Wunsch ausgesprochen wurde: ich möchte die Duellfrage mit Schweigen übergehen, damit nicht die kindliche Pietät ins Gedränge gebracht und die Söhne an den Vätern irre werden möchten. Ich konte darauf nicht anders antworten, als daß eben diese Lage der Dinge gebiete, dasjenige, was unter anderen Umständen in demselben Unterricht beiläufig berührt worden, vielmehr ausdrücklich hervorzuheben, und daß außerdem der Pietät Hülfe geleistet werden müsse, damit dieselbe, wie überall, wo sie den Schwächen und Fehlern und Sünden der Eltern gegenüberstehe, gleichzeitig erkennen und bedecken lerne. Und also ist es auch heute wieder meine Aufgabe, dieselbe Frage, unter Anerkennung von Pietätsrücksichten allgemeinerer Art, in derselben Weise zu behandeln, und das um so viel mehr, als die Tradition des Duells, welche zeitweise nur noch ein schwaches Leben zu fristen scheint, von Neuem ihre Lebensfähigkeit und die Zähigkeit ihrer alten und tiefgreifenden Wurzeln bekundet hat. Einerseits ist neuerdings die entsetzlichste und widrigste Ausgeburt des Zweikampfs, das sogenante amerikanische Duell, ans Licht getreten, welches, wie man sich auch gegen die Anerkennung seiner Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit mit dem ritterlichen Zweikampf sträuben mag, aus derselben Wurzel emporgeschossen ist. Andererseits ist ein entschiedener Protest öffentlich und feierlich gegen das Duell eingelegt worden, welcher an sich ein hoffnungsreiches Zeichen sein könte, aber auch zugleich von seiner Bedeutung und seiner eingreifenden Kraft viel verlieren würde, wenn er sich einseitig als ein spezifisch katholischer geltend macht, oder in Verbindung damit zugleich als ein Mittel und Werkzeug für anderweite kirchlich-politische Zwecke ausgebeutet werden sollte. Um soviel mehr erachte ich es als eine Aufgabe des Evangelischen Vereins, nicht sowol aus jenem Anlaß her ein auf demselben Wege nachfolgendes Zeugnis auch von Seiten der evangelischen Kirche abzulegen, sondern vielmehr durch die Erneuerung des von Anfang in der evangelischen Kirche betonten Zeugnisses zum Bewußtsein zu bringen, daß es sich um einen von der gesamten Kirche eingelegten Protest, um ein allgemeines christliches Prinzip handelt. Weit entfernt, den hochwichtigen Gegenstand zu einem Mittel für außerhalb der religiös-sittlichen Betrachtungen desselben liegende Zwecke herabzusetzen, gilt es vielmehr, in Anerkennung dessen, was auch von staatlicher Seite her, und insbesondere durch die Gesetzgebung unseres Landes für die Beseitigung des Duells geschehen ist, dieselbe aus ihrem innersten Lebensgrunde heraus, aus Gottes Wort zu stärken und die öffentliche Meinung und Sitte in die rechte Bahn lenken zu helfen. Das ist die Hülfe, die dem Gesetze notthut, weil dasselbe für sich allein, mit seinen strengsten Ahndungen und gravirendsten Strafen nicht im Stande ist, den Kampf wider den Zweikampf siegreich zu vollenden. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß das Gesetz umsonst straft und selbst infamirt, wenn nicht auch die öffentliche Meinung und Sitte dieselbe Ungerechtigkeit gleichfalls verurteilen. Das Gesetz ist der Sitte vorausgeeilt, beide sind noch nicht in einander aufgegangen. Daher der Staat selbst im Widerspruch mit seinem Gesetze steht, insofern er die Strenge desselben, der Macht der Sitte gegenüber, nicht in Anwendung bringt. Dennoch bleibt es von großer Bedeutung, daß keine absolute Straflosigkeit für das Duell ausgesprochen ist, sondern nur die Gnade für das Recht geübt wird.

Daß beide, Gesetz und Leben, und beide aus der Kraft der Wahrheit heraus, sich fortschreitend zu einander neigen: diese

tröstliche Wahrnehmung und Voraussicht, welche uns um so viel mehr bestimmen und dringen soll, das Zusammentreffen beider zu fördern, wird zugleich durch die lehrreiche geschichtliche Betrachtung des Gegenstandes unterstützt, bei welcher wir einige Augenblicke verweilen wollen.

Wir werden zunächst überrascht, aus der Geschichte zu vernehmen, daß das Duell, welches gegenwärtig wieder in den Vordergrund der Tagesgeschichte und der Rede getreten ist, als ob es ein unbezwinglicher Feind sei, der nicht zu erlegende Minotaurus, der noch jährlich eine Anzahl von Söhnen edler Häuser zum Tribut fordert, doch langen Jahrhunderten unbekant gewesen; daß das Duell auf ein enges Gebiet des Völkerlebens, und auch da in einen immer engeren Kreis weniger Stände gebannt ist.

Im Orient kent man den Zweikampf im europäischen Sinne nicht, und weil sich dort die Meinungen und Zustände in der einmal ausgeprägten Weise von Geschlecht zu Geschlecht vererben, so gibt es auch jezt nichts der Art im Orient. Und wenn es wahr ist, daß die im Punkte der Ehre sehr empfindlichen Japanesen bei schweren Beleidigungen sich selbst tödten (den Bauch aufschlitzen) und auf diese Weise den Gegner durch die Macht der Meinung zwingen, ein Gleiches zu thun, so wäre zwar dadurch die Idee ausgedrückt, daß es Collisionen zwischen Einzelnen geben könne, die ein ferneres Nebeneinander unmöglich erscheinen lassen; aber gleichwol bliebe diese Sitte nach der ganzen Art und Weise des Verfahrens von unserem Duell auf Leben und Tod wesentlich verschieden. In China und allen streng despotischen Staaten kann keine Rede von eigentlichem Zweikampf sein, weil hier der Regent die Quelle aller Ehre in der bürgerlichen Gesellschaft ist, die von keinem Anderen gegeben oder genommen werden kann. Endlich bei nomadischen und halbnomadischen Völkerschaften des Orients ist der Verband der Stämme so innig, daß die Beleidigung des Einzelnen stets den ganzen Stamm trifft. Daher unter ihnen die verderbliche Gewohnheit der Blutrache, die selbst noch in einigen Teilen von Europa zu Hause ist, gefunden wird.

Ebenso wenig erscheint der Zweikampf in der Geschichte der alten Völker. Israel kent ihn nicht. David kämpft mit Goliath auf Befehl des Königs Saul, und dieser Zweikampf war ein Krieg im Kleinen (wie der Kampf der Horatier und Curiatier), welcher die Uebel des großen Krieges abwenden sollte. Das classische Altertum weiß nichts von diesem Zweikampf. In Griechenland und Rom ging alles Thun und Trachten im Gemeinwesen, das Leben des Einzelnen im Staate auf. Zur Wahrung staatsbürgerlicher Ehre wurden wol Parteikämpfe geführt, aber für das Duell war dort kein Boden.

Themistokles, Griechenlands erster Feldherr, wurde nicht entehrt, weil Euribiades den Stock gegen ihn aufgehoben hatte ihn zu schlagen; er zieht nicht den Degen, sondern spricht das uns von Plutarch aufbewahrte Wort: „Schlage mich, aber höre mich!“ — In Rom schickt Cäsar dem Cato, und Pompejus dem Cäsar nicht Herausforderungen zu für gegenseitige Beleidigungen, und ihre Standes- und Waffenehre wird dadurch nicht zweifelhaft. Vollends ließen in Rom (woher das

Wort duellium stamt, aus welchem nach Cicero bellum geworden ist, wie bis von duo), die Gladiatorenkämpfe den Zweikampf freier Bürger als kein ehrenhaftes Mittel der Ausgleichung erscheinen. — Als die Römer mit den Teutonen in Berührung kamen, und die unter denselben heimische Sitte des Duells kennen lernten, antwortete Marius auf die Herausforderung eines Teutonen: Der Brave könne sich ja selbst aufhängen, wenn ihn so sehr nach dem Tode gelüste. Als das Christentum, mit seiner allgemeinen Nächstenliebe und brüderlichen Gleichheit vor demselben Einen Herrn, in die Welt eintrat, legte es zwar einerseits den Keim eines individuellen und persönlichen Ehrgefühls, als des Bewußtseins von der Bedeutung des einzelnen persönlichen Lebens, welches von Sünde und Tod zu erretten, der ewige Sohn vom Vater für uns Mensch geboren worden. Aber andererseits wurde damit zugleich auch das lebendige Bewußtsein erweckt, daß der Einzelne als ein Glied an dem geistlichen Leibe Jesu Christi, auch nun von dem Herrn und für ihn, ihm zu Ehren lebt, innerhalb der gliedlichen Gemeinschaft der Seinen, der wechselseitigen Lebensmitteilung derselben. Darum mußte der Gedanke an eine eigenmächtige Selbsthülfe und Selbstrechtfertigung fern bleiben. Am Wenigsten konte das Christentum dem Zweikampf Vorschub thun, welcher den Griechen und Römern überhaupt fremd, unter ihnen, da sie Christen geworden waren, um so viel weniger aufkommen konte. Noch zu Theodosius des Gr. Zeit appellirte ein Hofbeamter, welcher in öffentlicher Rathsversamlung eine thätliche Beleidigung empfangen hatte, an die Entscheidung des Kaisers.

Der Zweikampf ist wesentlich germanischen Ursprungs. Wir finden ihn unter den celtischen Völkerstämmen; zuerst bei den rohen Nationen des Nordens. Die ursprüngliche Sprödigkeit, Härte und Kühnheit unsers Stammes, und doch auch wieder seine Innigkeit und Weichheit, seine Eifersucht auf persönliche Freiheit allein, konte dem Duell den Ursprung geben (und es durch Jahrhunderte gegen tausendfachen Widerspruch erhalten). Die persönliche Ehre war der Mittelpunkt aller sondernden, kämpfenden Thätigkeit des alten Germanentums, sie wurde das rein Sondernde der Person, und wo sich größere Vereine bildeten, da bezeichnet ein gemeinschaftliches Ehrgefühl wieder das gesonderte Ganze. Die Ehre war dem Germanen der Ausdruck der reinsten Persönlichkeit, der unverlezliche Mittelpunkt des Daseins. Ueber dasjenige, was die Ehre angreift, sollte daher auch nur die eigene Person als Richter gelten; was das tiefste persönliche Leben verlezt, sollte nur durch einen Kampf auf Leben und Tod gerochen werden. In der Unzulänglichkeit der bürgerlichen Verfassung in der alten germanischen Welt war es begründet, daß der Zweikampf ergänzend alle solche Zwistigkeiten zu beenden suchte, welche nicht durch den gewöhnlichen Gang des Rechtes aufgehoben wurden.

Zu Augustus Zeit sezt Frotter III., König von Scandinavien die Form fest, in welcher jeder Streit mit dem Schwerte zu entscheiden sei (Saxo Gramaticus). Die Scandinavier

hatten eine Form des Duells, welche Holmgang hieß, und wozu die Felsenküste Norwegens mit ihren zahllosen Inseln einlud. Die beiden Kämpfer begaben sich auf ein solches Eiland, damit keiner dem Anderen entfliehen könne. Der Streit dauerte fort, bis Einer dem Andern, oder beide sich gegenseitig getödtet hatten. Von den Normannen und Dänen scheint sich das Duell zu den Burgundionen, Alemannen und Franken fortgepflanzt zu haben. Vellejus (B. 2. c. 118.) führt an, daß die Germanen anders als die Römer ihre Streitigkeiten nicht durch das Recht, sondern mit dem Schwerte auszutragen pflegen. Daß unter ihnen der Zweikampf ein Ersatz war für die mangelhafte Organisation des Staates, erhellt daraus, daß das Duell öffentlich vollzogen wurde, und das Volk demselben seine Teilnahme widmete. Als die christliche Kirche unter den germanischen Völkern eine Macht geworden war, widersezte sie sich mehrfach dieser blutigen Sitte, deren Zähigkeit sie indessen nicht sogleich überwinden konte. Sie gab ihr, um sie in ihren Kreis zu bannen, eine religiöse Weihe dadurch, daß sie die Kategorie eines Gottesurteils für den Zweikampf zu bewahren suchte, welches dem Unschuldigen, wie man meinte, das Recht zusprechen, den Schuldigen aber richten würde. Es hieß aber Gott versuchen, wenn man ihm also vorzuschreiben unternahm, daß er durch das Mittel des Zweikampfes, welches in seinem Worte nicht bezeuget ist, sein Gericht und seine Gerechtigkeit offenbaren solle. Jedoch ist es erklärlich, daß, innerhalb der trüben Mischung von Christentum und Heidentum, von Glaube und Aberglaube, und der, einen Nothbehelf fordernden ungeordneten staatlichen Zustände, es geschehen konte, daß sich die Gegner auf das Duell sogar durch das Sakrament vorbereiteten, und daß selbst Kleriker den Zweikampf als Ordale billigten, und in ihren eignen Angelegenheiten von demselben die Entscheidung abhängig machten; wiewol es auch nicht an Stimmen fehlte, die sich gegen diesen Wahn offen und laut erklärten. Agobard, Bischof von Lyon, in der ersten Hälfte des 9. Jahrh., eine treuer Zeuge der Wahrheit und ein unerschrockner Streiter wider mannigfache Misbräuche des kirchlichen oder christlichen Lebens, hat sich laut genug gegen „die gottlosen Kämpfe" vernehmen lassen, welche in Folge des das Duell sanctionirenden Gesetzes Gundobald's, des Burgunderkönigs, geführt wurden. Schon in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts, da der Zweikampf als Gottesurteil unter Alboin oder Luitprand bei den Langobarden seine Sanction erhalten hatte, beklagt doch der Leztere, daß er „wegen der Gewohnheit den gottlosen Brauch nicht verbieten könne, wiewol es ungewiß sei, daß Gott durch den Zweikampf sein Urteil spreche, und der König gehört habe, daß Viele in solchem Kampfe ohne gerechte Ursache ihr Leben verlieren." — Uebrigens hatte neben dem Zweikampf als Ordale, als einem gerichtlichen Beweismittel (welches auf einer Linie mit Feuer-, Wasser- und Kreuzesprobe, dem geweihten Bissen- und Kesselfang u. s. w. lag) das dem Ursprung nach ältere außergerichtliche Duell in Ehrensachen seinen Fortbestand, namentlich auch für fremde Interessen, insbesondere wo es galt, die Unschuld und die Ehre der Frauen in Schutz zu nehmen. Einerseits wurde dabei

eine gewisse Schranke durch die Forderung der Standesehre gewahrt, da die bürgerliche Unbescholtenheit und die Ebenbürtigkeit der Adligen und Freien bei den Gegnern gefordert wurde. Andererseits, da oftmals der Tod des Widerparts nicht für hinreichend erachtet wurde, den Kampf zu endigen, und die Erben berechtigt waren, ihn fortzusetzen, streifte das Duell in die Blutrache hinüber.

In dem Maße aber, als beide Formen des Zweikampfes überhand nahmen und die Kirche inne wurde, daß sie selbst durch die demselben erteilte Weihe dem Unwesen Vorschub gegeben, ermannte sie sich auch zur Opposition dagegen. Die Kirchenversamlung zu Valence, in der Mitte des neunten Jahrhunderts (855) in Burgund, demselben Lande, wo das Duell seine erste Sanction erhalten hatte, verurteilte die im Zweikampf Gefallenen als Selbstmörder, welche mit ihrem Leben ein frevelhaftes Spiel getrieben, und verordnete, daß ihnen das Begräbnis mit kirchlichen Ehren versagt werden solle. Von da an wurden fortschreitend von einem Jahrhundert zum andern auch seitens der weltlichen Gewalt: in Frankreich durch Ludwig IX. und Philipp IV., in Deutschland durch Friedrich II., in England durch Heinrich I., harte Strafgesetze gegen das Duell erlassen. Indessen pflanzten sich gerichtliche Duelle bis in das sechzehnte Jahrhundert fort (das lezte vielleicht 1522). Und es konte auch das außergerichtliche Duell, welches namentlich in Frankreich überhand genommen hatte, in Folge der besonderen Stellung, welche die gallikanische Kirche gegen Rom einnahm, nicht einmal durch die Beschlüsse des tridentinischen Concils beseitigt werden, welches sich zu der Erklärung (Session 25, C. 19) ermannt hatte: „der verabscheuungswürdige Gebrauch des Zweikampfes, der auf Anstiften des Teufels dazu eingeführt ist, durch den blutigen Tod der Leiber auch das Verderben der Selen zu gewinnen, soll aus der christlichen Gemeinschaft gänzlich verbannt werden." Es excommunicirte Alle, welche an einem Duell sich beteiligten.

In Frankreich, dem Lande des wachsenden Sittenverderbens und dem vornehmsten Herde der Zweikämpfe, von wo dieselben auch in Deutschland zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und unmittelbar nachher neue Lebenskraft gewonnen hatte, reichte auch die Hülfe der weltlichen Obrigkeit nicht aus, das Duell mit der Wurzel zu vertilgen. Indessen können doch hervorragende Beispiele namhaft gemacht werden, welche das öffentliche Urteil über das Duell zu berichtigen im Stande waren: der ritterliche Franz I. von Frankreich achtete eine Herausforderung Karl's V. so gering, daß er demselben darauf antwortete: Er wolle ihm seinen Hofnarren zum geforderten Kampfe schicken. Richelieu bestrafte jeden Zweikampf mit dem Tode. Ludwig XIV., welcher sich nach seinem „l'état c'est moi" als den einzigen Ausfluß aller Ehren im Staate betrachtet wissen wollte, erließ die strengsten Duellmandate. Kaiser Joseph II. begleitete den Verhaftsbefehl, welchen er gegen zwei Offiziere, die zum Zweikampf schreiten wollten, erlassen hatte, mit den Worten: „Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere und verachte die Grundsätze Derer, die ihn verteidigen. Wenn ich Offiziere habe, die sich mit

Bravour jeder feindlichen Gefahr blosgeben, so schätze ich sie hoch. Wenn aber hierunter Männer sein sollten, die Alles der Rache und dem Hasse aufzuopfern bereit sind, so verachte ich dieselben, ich halte sie für nichts Besseres als römische Gladiatoren. Eine solche barbarische Gewohnheit will ich unterdrückt und bestraft wissen und sollte es mir die Hälfte meiner Offiziere rauben. Noch gibt es Menschen, die mit dem Charakter von Heldenmut denjenigen eines guten Unterthanen vereinen, und das kann nur der sein, welcher auch die Staatsgesetze ehrt." Napoleon (Walter Scott's Leben N.'s), als ihn vor St. Jean d'Acre der Admiral Sidney Smith zum Zweikampf forderte, antwortete: Wenn er sich mit einem Engländer duelliren sollte, so müßte dazu wenigstens der Sieger von Höchstädt von den Todten auferstehen; gelüste es aber den Admiral so sehr nach einem Kampfe, so wolle er ihm dazu einen seiner Grenadiere schicken.

In Deutschland insbesondere war mit der Reformation, welche zugleich die Lehre der heiligen Schrift von der Obrigkeit wieder ans Licht gebracht hatte, auch das einmütige Zeugnis der evangelischen Kirche entschieden gegen den Zweikampf hervorgetreten. Die Wittenbergische theologische Facultät, Luther an ihrer Spitze, erklärt in einem Gutachten auf die Frage, ob es nicht lästerlich sei, daß ein Duellant, der seinen Gegner getödtet, diese Uebelthat Gott zuschreibe: „So wird Sünde mit Sünde gehäuft, indem Gott, dem Allerheiligsten, der Obereinfluß in solcher Mordthat, dem Thäter nur die unvermeidliche Handlung zugeschrieben, und eingebildete Ehre des Adels und anderer übel begründeter Leute dem klaren, unleugbaren Gotteswort vorgezogen."

Gleichmäßig schließt schon der Landfriede von 1495, sowie nachfolgend der Osnabrücker Friedensschluß (Art. 17. §. 7) in das Capitel von der Selbsthülfe den Zweikampf mit ein. Ein Reichsgutachten (welches zwar nicht promulgirt worden) bestimt für den Fall der Tödtung die Schwertstrafe oder wenigstens Ehrlosigkeit (und Staupenschlag). Eine kaiserliche Resolution wegen Duelle vom 22. Sept. 1688 verordnet, daß dem im Duell Gefallenen kein Begräbnis in Kirchen und Friedhöfen gelassen werde. Das Duellmandat des Großen Kurfürsten von 1688 (erneuert 1713) verordnet, daß der Körper des im Duell Gefallenen, „wenn derselbe ein Oberoffizier, Adliger oder sonsten distinguirter Condition, entweder daselbst, wo das Duell vor sich gegangen, oder an einem anderen unehrlichen Ort von dem Schinder eingescharrt; wenn er aber keiner von Adel, — Anderen zum Abscheu und Exempel — aufgehangen werden soll."

Uebrigens hatte mit der Erfindung des Schießpulvers und nachdem das Pistol in Gebrauch gekommen war, welches Starke und Schwache, selbst Geübte und Ungeübte, auf gleichere Linie zu stellen passend genug erschien, das Duell eine weitere Ausbreitung nicht gewonnen, da sich gleichzeitig ein besonderer Kriegerstand von den anderen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft abzusondern begann. Jezt fielen die Begriffe: Ehrhaft und wehrhaft, nicht mehr in dem Sinne wie früher zusammen, und dem Kaufmann und Handwerker galt es fortan mehr um den Ruf

des ehrlichen, als des tapfern Mannes. Die Sitte erhielt sich also hauptsächlich nur bei dem Adel, in welchem noch ritterliche Traditionen fortlebten, bei höheren Militärs und — Studenten, unter welchen Lezteren nicht etwa erst seit der Verwilderung der Sitten im dreißigjährigen Kriege, sondern schon vom 14. Jahrhundert an auf den nach dem Pariser Muster eingerichteten Universitäten das Duell, welches durch den Gegensatz der Burschen (bursae), in welchen die verschiedenen Landsmannschaften Wohnung fanden, genährt worden war, überhand nahm und durch strenge Gesetze verpönt werden mußte.

Die fortschreitende Verbesserung der Rechtspflege wirkte gleichfalls zur Verminderung der Duelle, welche auch vor dem Urteil der öffentlichen Meinung nur in seltenen Fällen gerechtfertigt erschienen. Damit im Zusammenhange verloren sie besonders auf den Universitäten an dem früheren Ernste, indem namentlich die Sicherheitsmaßregeln gegen Gefahr üblich wurden. Auf diesem Boden wenigstens sind sie zur Armseligkeit herabgesunken; aber auch dies armselige Leben war so zähe, daß in neuerer Zeit die Versuche der Burschenschaften mit ihren Ehrengerichten, und während einiger Jahre die Studirenden der Hegelschen Philosophie, welche von ihrem Standpunkte aus das Duell für unvernünftig erklärten, mit ihrem passiven Widerstande keinen vollständigen Erfolg zu erzielen vermochten.

Uebersehen wir aber gleichzeitig auch nicht, daß das Duell gegenwärtig nur einen verhältnismäßig engen Lebenskreis hat, daß die slavischen Völker dasselbe von den germanischen Völkern nur entlehnt haben und nur selten davon Gebrauch machen, daß z. B. in Rußland das Duell unter Offizieren streng geahndet wird: wie wir erst neuerlich durch die öffentlichen Blätter erfahren haben, daß im Falle eines Duells zwischen einem Obersten und einem Rittmeister, welches mit Verwundung des Lezteren endete, das Strafurteil des General-Auditoriats im Wege der Gnade mit den Worten: „In Anbetracht, daß die Duellanten unter dem Einfluß einer eingewurzelten Ansicht von Ehre gehandelt und es für Schande gehalten, nachzugeben," nur dahin gemildert worden ist, daß die Duellanten, unter Verlust der Orden, zu gemeinen Soldaten degradirt, die Sekundanten zu drei Monaten Festungsstrafe in den Kasematten condemnirt worden sind.

Wir dürfen ferner nicht vergessen, daß von dem Bereiche des Duells die südeuropäischen Völker mehr oder weniger ausgeschlossen sind. Sie sind zwar leidenschaftlich und ehrgeizig genug, um den Beleidiger mit persönlicher Rache zu verfolgen, aber vielleicht auch zu egoistisch, um sich dafür einer bestimten Convention zu unterwerfen, welche dem Gegner gleiche Rechte und Vorteile einräumt. Auch in England ist die Zeit vorüber, wo, wie die Times 1838 bemerkten, kaum ein bedeutender Staatsmann nicht wenigstens bei einem Duell beteiligt gewesen (die Herzöge von York und Richmond, Bedford und Bellington, Pitt, Fox, Cumig, Lord Castlereagh. In Frankreich, wo bei größerer Vermischung der Stände der Kreis Derjenigen, die sich gegenseitig für satisfactionsfähig halten, ausgedehnter ist, haben vor-

nehmlich nur die politischen Parteiwiste in neuerer Zeit zu vielen Duellen zwischen Deputirten und Journalisten geführt. In Nordamerika sind es vorzüglich nur die Sklaven haltenden Staaten, in welchen eine Aristokratie der Farbe besteht, auf deren Boden der Zweikampf gefunden wird, in welchem man selbst zur Büchse statt zum Pistol greift.

Und wenn zugleich die Gesetzgebung aller Staaten in mannigfaltiger Weise und in verschiedenem Maße das Duell mit schweren Strafen bedroht; wenn die Rechtswissenschaft das Duell allgemein als ein Verbrechen, entweder Staatsverbrechen, qualificirte Selbsthülfe, Eingriff in die richterliche Gewalt des Staates, oder als Privatverbrechen bezeichnet und es zur Lehre von der Tödtung stellt, so liegt in dem Allen einerseits eine Genugthuung für das sittliche Gefühl und ein Trost der Hoffnung, daß diese Anomalie in der christlich-sittlichen Welt auf ein enges Gebiet beschränkt und darum keineswegs irgendwelche Notwendigkeit, die in dem Wesen des natürlichen Menschen gegründet sei, in Anspruch nehmen kann; daß, weil es auch von der Gesetzgebung überall fort und fort bedroht und geächtet ist, sich einmal ausleben müsse. Andererseits aber ist es auch klar, daß allein vom Staate her die völlige Genugthuung nicht kommen und nicht genug gethan werden könne. Wir dürfen uns daher auf das Zuwarten allein nicht beschränken. Vielmehr auch durch das Zeugnis der Geschichte ermutigt und unbeirrt durch die zu Schutz und Trutz für das Duell herbeigerufenen Gründe gilt es, daß wir nun auch mit dem Licht der Wahrheit, d. i. dem untrüglichen Gotteswort, in alle Schlupfwinkel hineinleuchten, in welchen sich etwa das Duell verbergen und sichern möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus Schlesien.

„Gebet Gott, was Gottes ist."

Schon längst, ehe der Verein zur Errichtung von Gotteshäusern und Kapellen in Berlin entstand, hat den Einsender ein Wunsch bewegt, welcher besonders für Schlesien Bedeutung hat. Sie wissen, daß unsere Gemeinden lange Zeit, ihrer Kirchen beraubt, die Erbauung im Auslande suchen mußten oder in die römischen Gotteshäuser zu gehen genötigt waren. 80 Jahre ertrugen unsere Väter diesen Zustand mit großer Willigkeit, blieben dem lutherischen Bekentnisse allen Machinationen gegenüber treu, und traten, als durch Friedrich den Großen der drückende Bann gelöst ward, unverkürzt und unvermindert wieder in neuen Kirchspielen zusammen. Damals waren nun nach einem das Land schwer belastenden Kriege Hunderte von Kirchen zu bauen, welche im Drange der nach eigenen Gottesdiensten verlangenden Herzen so leicht und schnell als möglich errichtet wurden und, weil die preußische Regierung noch gar zu große Rücksicht auf die römische Kirche nahm, nur die Form und den Namen der Bethäuser erhielten. Erst der vorige König hat ihnen den Namen der Kirchen bewilligt. Indessen thut der Name wenig zur Sache. Die Gestalt der kirchlichen Gebäude ist meist die der Bethäuser geblieben. Aus Fachwerk oder Holz lose zusammengefügt, entbehren sie auf dem Lande gewöhnlich der Glocken oder doch eines Thurmes, indem die lezteren, wo sie vorhanden sind, an einem niedrigen Gestühl neben der Kirche hängen. In den meisten Fällen aber müssen sich die evangelischen Gemeinden bis heute noch des römischen Geläutes bedienen, welches ihnen zwar auf Grund eines Edictes unweigerlich gewährt werden muß, bei confessionellen Festen aber, wie bei dem zur Feier der Reformation, der Todestage Luthers und Melanchthons, nur mit Widerwillen genehmiget wird. Auch viele andere Reibungen hängen daran, während in vielen Dörfern die alten Ruinen der im J. 1654 den Lutheranern entrissenen Kirchen aus dem Grunde unbenuzt verfallen, weil seit Luthers Tagen niemals wieder eine römische Gemeinde dort entstanden ist. Auch die Glocken an diesen Kirchen sind immer noch den Evangelischen entzogen. — Wir kehren zu den oben beschriebenen lutherischen Bethäusern zurück. Sie entbehren fast sämtlich jedes äußeren Schmuckes und enthalten im Innern, weil nur auf das dringendste Bedürfnis berechnet, keinen Altarraum, keine Kniebänke — kurz nichts, was zur würdigen Abhaltung lutherischer Gottesdienste gehört. In den lezten beiden Decennien haben nun jene Bethäuser ihre hundertjährigen Jubiläen gefeiert und zu dem Ende vielfältig einen Anlauf zur würdigeren Ausschmückung genommen. Gemeiniglich aber sind die eben gedachten inneren Einrichtungen so unvollkommen geblieben und nur durch massive Untermauerung der Kirchen für ewige Zeiten permanent geworden. Bis zu Glocken und Thürmen haben es Landgemeinden selten gebracht; das Knien bei der Feier des Sacramentes und die Abhaltung des Lezteren an der richtigen Stelle nach dem Hauptgottesdienste, ist geradezu aus Raummangel eine Unmöglichkeit geblieben. Wenn man die Fortschritte des Luxus damit vergleicht, und rings um die elenden Gotteshäuser sich die herlichsten Schlösser der Kirchen-Patrone, comfortable Bauernhäuser und Brantweinbrennereien erheben sieht, so kann man nur mit Wehmut der Wahrnehmung gedenken, daß das Haus Gottes das elendeste Gebäude des Ortes ist und es entsteht wol der Wunsch nach einem Vereine, der sich die Herstellung würdigerer Gotteshäuser zur Aufgabe machte.

Erlauben Sie mir hieran ein pium desiderium zu knüpfen, welches leichter erledigt werden könte. Es ist dies zunächst die Besorgung würdigerer Paramente für die Altäre. Man findet noch an gar manchem Orte nicht allein lediglich zinnerne Gefäße, sondern oft auch in Ermangelung passender Weinkannen gewöhnliche Weinflaschen auf dem Abendmalstische, auch Zuckerdosen statt der Ciborien. Bisweilen sind die Crucifixe so schlecht, so widerwärtig, daß sie zum Aergernis gereichen. Wir glauben, daß in solchen Fällen ein einfacher Befehl der kirchlichen Obrigkeit genügen würde, um aus dem Kirchensäckel würdigere vasa sacra zu beschaffen. Auch könten wir hier ein

Wort über die Notwendigkeit größerer Reinlichkeit in den Landkirchen, von denen manche nur jährlich einmal ausgefegt wird, und von dem schwarzen Ansehn mancher Stadtkirchen sprechen, da doch jedes Privathaus wöchentlich gefegt und abgestaubt und jährlich einmal geweißt wird. Eine Synode Schlesiens hielt sich im vorvorigen Jahre, wo die Synodalaufgabe die kirchliche Kunst zum Vorwurf hatte, verpflichtet, das Kirchenregiment um Erlaß einer allgemeinen Verfügung zu ersuchen, welche die Sauberkeit der Gotteshäuser und heiliger Geräthe und die dafür üblichen Observanzen zu untersuchen anordnen sollte. Dem Vernehmen nach hat man jedoch das Bedürfnis eines allgemeinen Erlasses nicht anerkant, vermutlich weil bei den Veranlassungen, welche die kirchlichen Behörden in die Gotteshäuser führen, allerdings das Versäumte in diesem Punkte nachgeholt zu werden pflegt.

Da Referent im Laufe des gegenwärtigen Jahres bei verschiedenen Missions-Festen mitzuwirken hatte, durfte er viele Sacristeien betreten, die ihm ebenfalls einen längst gehegten Wunsch erweckten. Nicht allein, daß in mehreren derselben noch ein ordentlicher Altar, der Beichtstuhl und selbst ein Betpult fehlt, welches zum Kniebeugen in des Herrn Jesu Namen einladet, es ist dem der Anrufung Gottes so bedürftigen Herzen des Predigers an manchen Orten völlig unmöglich gemacht, in Samlung und betender Stille dem Momente entgegenzusehen, wo er das Wort an die Gemeinde zu bringen hat. Von Vater Goßner erzählt man sich, daß sein Angesicht zu leuchten pflegte, wenn er die Kanzel betrat. Seine Zuhörer erhielten den Eindruck, daß er von seinem Herrn kam, um ihnen das Empfangne zu übereignen. Die Landgemeinden haben heute noch die Vorstellung, daß die Sacristei nur zu dem Zwecke brünstigen Gebetes dem Geistlichen bewilligt sei. Sie nennen sie die Bet-, Dreß- und Tröst-Kammer, wie sie überhaupt Alles unmittelbar nach seiner ursprünglichen Bestimmung zu benennen pflegen. Aber gewöhnlich findet man in diesen Zimmern nicht die gewünschte Einsamkeit. Oft herscht dort ein unaufhörliches Kommen und Gehen, indem die der Sacristei zunächst sitzenden Kirchengäste dort ihren Eingang und Ausgang haben, die Kirchen-Vorsteher und Diener sogar ihren Aufenthaltsort während des ganzen Gottesdienstes darin finden oder die Collegen des Pastors ab- und zugehen dürfen. Als Eins. in einer Universitätsstadt vor 22 Jahren seine Prüfungspredigt zu halten hatte, saß während des Gesanges der Gemeinde der Hauptküster der Kirche bei Lampenschein ganz gemütlich in der offenstehenden Sacristei und las die Zeitung. Komt auch so etwas heute kaum mehr vor, so gibt doch immer noch das Sprechen, Laufen und Rennen in der offenstehenden Sacristei der Gemeinde viel Aergernis und raubt dem mit dem heiligen Dienste betrauten Geistlichen den Segen eines lauten, brünstigen Gebetes, den er doch vor Allen so sehr bedarf. Hier wäre gewiß eine Aenderung der obersten Kirchenbehörde zum Schutze der Andacht der fungirenden Pastoren ebenso notwendig wie allerwünscht. Fürs Erste würde es genügen, schlechterdings die Kirchendiener aus den Sacristeien zu verweisen und die würdige Ausstattung der lezteren mit Altar oder Betpult anzubefehlen.

Auch die Kirchhöfe auf den Dörfern sind einer geordneten Pflege zu unterwerfen. Ueber alle Maßen gering ist die Pietät des Landvolks gegen seine Verstorbenen, was zum großen Teil in der Notwendigkeit seinen Grund hat, daß Wittwer und Wittwen bald zu einer zweiten Ehe schreiten. In den Dörfern, wo der Gottesacker noch die Kirche umgibt, steht es gewöhnlich etwas weniger schlimm. In der neueren Zeit aber sind die Gemeinden genötigt, ihre Begräbnisplätze mehrere Tausend Schritte von dem Wohnorte entfernt anzulegen. Man wählt dann gemeiniglich die allertodtesten Aecker mit einem Sandboden, der keinen Graswuchs, keinen Baum aufkommen läßt und umfriedigt den Platz mit einem Planken- oder Stangenzaun. Die ganze Sorge für die Heilighaltung des Gottesackers beschränkt sich nun hier zu Lande auf die Errichtung eines weiß angestrichenen Brettes oder Kreuzes, welches die Namen des Verstorbenen und einen Liedervers enthält; die Junggesellen, Jungfrauen oder Kinder erhalten dann auch wol Papierkronen, die statt der Blumen auf den Gräbern befestigt werden. Man kann sich vorstellen, wie entsetzlich ein solcher Kirchhof nach zehnjährigem Gebrauch aussieht. Die Papiere fliegen umher, die Kreuze stehen schief oder liegen um und die Gänge sind mit Moos oder struppigem Unkraut bewachsen. Selten ists, daß eine Gutsherschaft den Gärtner etwas für den Ort thun läßt, und wo Pastoren oder Gemeindekirchenräthe etwas anwenden wollen, scheitert Alles an der Geldfrage und an dem Mangel eines Gesetzes, welches den Anordnungen Nachdruck gibt. Dankenswert ist die Verfügung der Liegnitzer Regierung, welche die Inschriften der Grabdenkmälern bei einer Strafe von 10 Thalern der Prüfung durch die Pfarrer unterwirft und anerkennungswert dürfte die Vereinigung der Synode Baruth sein, um eine Samlung christlicher Inschriften zu veranstalten. Eine reiche Fülle von Stoff bietet in dieser Beziehung auch schon die eben erschienene Schrift: Der christliche Gottesacker. Grabschriften, gesamelt von Gericke, Pfarrer zu Ortrand, Langensalza 1865.

So kleinlich die beregten Uebelstände zu sein scheinen, sie fallen sämtlich unter den Spruch, der Gehorsam heischt und Allen, die es angeht, in das Herz gerufen wird: Gebet Gotte, was Gottes ist.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Durch Gottes Gnade hat unser Verein seine diesjährige Frühlingsversamlung am 25. und 26. April halten dürfen. Die schönen sonnigen Tage hatten schon zeitig eine Menge Brüder nach dem lieben Gnadau geführt, und diese mehrte sich stündlich in dem Maße, daß wir seit längerer Zeit nicht eine so ansehnliche Versamlung gehabt haben. Und was das Schönste war, alte Freunde, zum Teil Mitbegründer des Vereins, welche in Folge der confessionellen Streitigkeiten, welche die Gründung des Halleschen Unionsvereins veranlaßten, eine Weile aus unserer Mitte geschieden waren, durften wir hier wieder begrüßen, und ich glaube, sie werden es unter uns nicht anders gefunden haben, wie sonst; wahre Buße, lebendiger Glaube, entschiedenes Zeugnis gegen alles widerchristliche und zweideutige Wesen, göttlicher Ernst und Eifer für das heilige Amt in Lehre und Leben, und eine herzliche Bruderliebe — das sind stets die Hauptziele unsers Vereins gewesen; und weil sie es im Wesentlichen geblieben sind, hat Gott der Herr denselben bisher gesegnet, und das glauben wir, er wird denselben so lange segnen, als er sie fest im Auge behält; und wie hoffentlich das alte Band, welches uns mit den alten Freunden verknüpfte, durch das neue Zusammensein, durch den neuen Zusammenschlag der Hände wieder neu geknüpft und befestigt worden ist, so werden wir auch noch oft die Freude haben, einen Bruder, der

zu uns gehörte und doch eine Weile von uns wich, wieder zu uns zurückkehren zu sehen, und er soll mit offnen Armen von uns empfangen werden. Unser Verein will ja keinen ausschließen, er ist gar nicht exclusiv, er kann Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen sehr wol vertragen; er hat sich nur darum auf einen positiven Grund neuerlich gestellt, damit entgegenstehende Glaubensrichtungen kein Recht gewinnen, eine Herschaft unter uns zu üben, und wer eine solche beanspruchte, würde freilich keinen Platz unter uns finden. Ich meine aber, unser Herz ist weit genug, auch fremde Meinungen zu hören, wenn sie nur bescheidentlich vorgetragen werden.

Die Ansprache, mit welcher der Vorsitzende nach gemeinschaftlichem Gesang und Gebet die Berathungen eröffnete, knüpfte sich an das apostolische Wort 1 Joh. 2, 28: Und nun Kindlein, bleibt bei Ihm, auf daß, wenn er geoffenbaret wird, daß wir eine Freudigkeit haben, und nicht zu Schanden werden vor Ihm in seiner Zukunft. Es wurden aber die vorhergehenden Worte von V. 28 an mit herangezogen, zunächst um das „Nun" in dem Texte recht zu erklären. Damit wurde auf die lezte Stunde hingewiesen, wo der Widerchrist komme, und wären viele Widerchristen geworden, und das sei der Widerchrist, der den Vater und den Sohn leugne. Ohne sich in weitere exegetische und dogmatische Auseinandersetzungen einzulassen, sagte der Redner, die Zeichen der lezten Stunde seien unverkennbar jezt vorhanden. Es seien viele Widerchristen geworden, darum komme der Widerchrist. Und wenn das der Widerchrist sei, der den Vater und den Sohn leugne, so könten wir mit Augen ihn jezt sehen. Zwar gäben etliche noch vor, daß sie den Vater nicht leugnen. Aber die Juden hätten auch gemeint, daß sie Gott einen Dienst daran thun, daß sie Christum kreuzigten und die Apostel verfolgten. Gleicher Weise hätten die Socinianer, Rationalisten und Lichtfreunde solches vorgegeben. Aber die Leugnung des Sohnes wäre die Signatur dieser Tage, wie nie zuvor. Der von der H. Schrift gepredigte und von der Kirche bezeugte Christus sei das Zeichen, dem von allen Seiten widersprochen werde; wie die mauritanischen Bogenschützen auf den Leib des H. Sebastianus gezielet, daß er ganz mit den tödtlichen Pfeilen gespickt war, so sei gleichsam kein Fleck mehr an dem Sohne des lebendigen Gottes, der nicht von den Geschossen dieses Geschlechts getroffen wäre, die bald roher, bald feiner zum Verderben zugespizt seien. Als Anführer dieser Bogenschützen der feine Franzose Renan mit seinen plumperen Nachtretern, Strauß und Schenkel voran, hinter ihnen aber eine ungeheure Masse an allen Orten und in allen Ständen vom Fürsten bis zum Bettler, vom Gelehrtesten bis zum unwissenden Pöbel. Die fanatischen Bewegungen wider christliche Liturgie, christliches Gesangbuch, christlichen Katechismus, die Agitationen zur Vernichtung der christlichen Volksschule seien nichts als solche Pfeile, auf den Sohn Gottes gerichtet; die gesamte Presse, die Zeitungs-, Journal- und Romanliteratur, die Verhandlungen in den Kammern und Handwerkervereinen, die Conversationen in den höhern und niedern Gesellschaften, der Fabriken und Koppeln, selbst der Unterricht in vielen Gymnasien und Volksschulen seien ein lautes Zeugnis davon, wie man den Sohn Gottes bald offen, bald versteckt leugne. Aber hier zeige es sich auch, wer den Sohn leugne, der habe auch den Vater nicht. Die Erfahrung aller Zeiten habe gelehrt, daß die allmälige Leugnung des Sohnes Gottes die abschüssige Bahn sei, welche zum Atheismus führe. Die Vermittelungstheologie sei der erste Schritt auf dieser Bahn, wie Schenkels Beispiel aufs eclatanteste beweise; die Angriffe auf das göttliche Ansehen der Schrift, insbesondere auf die Schöpfungsgeschichte, wie sie kaum je so erhört sind, seien ein weiterer Schritt darauf, bis wir denn bei dem berühmten Kammerredner Virchow angekommen, der sage: „Der Naturkundige kent nur den Körper und dessen Eigenschaften, was darüber ist, nent man transcendent, eine Verirrung des menschlichen Geistes," oder bei Moleschott, der sagt: „der Mensch ist die Summe von Eltern und Ammen, von Ort und Zeit, von Luft und Wasser, Schatten und Licht, Kost und Kleidung, sein Wille ist notwendige Folge aller dieser Ursachen, gebunden an ein Naturgesetz. Es gibt keine Sünde und keine Strafe. Alles Begreifen heißt alles verzeihen." Hier finden wir den vollkommensten Atheismus und Anomismus zusammen. Und die Verachtung alles göttlichen Gesetzes, aller göttlichen Ordnungen, der Geist der Revolution, die durch und durch materialistische Denkungs- und Handlungsweise, wie sie die gegenwärtige Zeit beherrsche, sei nur die natürliche praktische Folge dieser Theorien, welche nichts seien, als die Leugnung des Vaters. So komme denn der Widerchrist und seien viele Widerchriste geworden, und daran erkennen wir, daß die lezte Stunde sei. Diese habe schon begonnen zur Zeit des Apostels, der Apostel Paulus aber sage, es müsse noch hinweggethan werden, der es aufhalte. Wie man das auch erklären möge, eine Macht sei es, welche dem Widerchrist die allgemeine Herschaft noch streitig mache. Eine solche Macht sei noch da in dem bis jezt noch im Allgemeinen bewahrten Bestande staatlicher und kirchlicher Ordnung, der Obrigkeit, des Gottesdienstes, des geistlichen Amtes, und der neu erwachte Glaube, der sowol auf dem Gebiete der Wissenschaft, als auch im praktischen Leben ganz neue Wege und Waffen zur Bekämpfung des Widerchrists gefunden, und die Wolke von Zeugen, welche sich erst neuerdings, und zwar zuerst von hier aus, wie wir mit Freude bekennen dürfen, wider einen Schenkel erhoben, das sei ein tröstliches Zeichen, daß, der es aufhalte, noch nicht gänzlich hinweggethan sei. Aber wir dürfen uns doch nicht verhehlen, daß im Ganzen und Großen der in der gegenwärtigen Zeit sich offenbarende Abfall und Unglaube doch durch das alles noch wenig erschüttert sei, wie die überall gehörten Klagen, daß es mit dem Werke Gottes nicht recht vorwärts gehen wolle, namentlich der Geistlichen, daß das Wort nicht fahe, beweisen, und das sei ein neues Zeichen der lezten Stunde.

Was sollen wir aber dazu sagen? Wollen wir die Waffen strecken? Umgekehrt! „Nun," sage der h. Apostel, „bleibet bei Ihm." Den Kindlein sage er's, den von Neuem Geborenen, die zu dem Sohne gekommen sind, befehle er, jezt erst recht bei Ihm zu bleiben. Die Gefahr sollen sie nicht verkennen, darum weise er auf den kommenden Widerchrist hin, auf die, welche von uns ausgegangen seien, und die uns verführen (v. 19. 26); und in einer Zeit, wo der Widerchrist einen solchen Erfolg habe und wo wir es mit Augen sehen, daß so viele durch ihn immer mehr auf die abschüssige Bahn gerathen, und erst den Sohn, dann auch den Vater leugnen, sei vermessene Sicherheit, der gewisse Vorbote des nahen Verderbens. Da gelte es vielmehr zittern und an sich selbst verzagen, und bei Ihm bleiben, ohne welchen wir nichts thun können, und der allein den Sieg uns gebe. Der Apostel aber erteile uns dabei einen zwiefachen Trost. Zuerst sage er: „Was ihr nun gehört habt von Anfang, das bleibe bei euch. So bei euch bleibet, was ihr von Anfang gehört habt, so werdet ihr auch bei dem Sohne und dem Vater bleiben." Es ist die

Treue gegen das Wort Gottes. Nichts suche der Widerchrist so sehr wankend zu machen, als diese, und wir können es deutlich merken, wie auch so viele Schriftgelehrte bei dem Bestreben, in der Auslegung der Schrift dem Zeitgeiste Zugeständnisse zu machen, von der einfachen Gotteswahrheit immer mehr abkommen. Aber Gott habe es doch einmal nun gefallen, durch thörichte Predigt selig zu machen, die daran glauben, und besser sei es, für einfältig und dumm zu gelten, als für intelligent, klug und geistreich, und dabei zu verlieren, was man von Anfang gehört. Zu dem lezteren gehöre auch das Bekentnis der Väter und die christliche Sitte. Ein warnendes Beispiel sei es, wie ein namhafter lutherischer Theologe eben eine Schrift herausgegeben, welche die Unstatthaftigkeit der jezt gerade von den Ungläubigen so angegriffenen Abrenunciationsformel aus der Schrift beweisen wolle. Den andern Trost aber biete der Apostel in dem Worte: „Und die Salbung, die ihr empfangen habt, bleibt bei euch, und dürfet nicht, daß euch jemand lehre, sondern wie euch die Salbung allerlei lehret, so ist es wahr und keine Lüge, und wie sie euch gelehret hat, so bleibet bei demselbigen." So gewiß diese Salbung kein Hirngespinst sei, wie Paulus auch sage 2 Cor. 8, 21: Gott aber ist es, der uns befestiget hat samt euch in Christum und uns gesalbet und versiegelt und in unsere Herzen das Pfand, den Geist gegeben: so werde sie doch nur durch herzliche Demut und keuschen und treuen Gehorsam erlangt und bewahret, wie einer sage: „Das ist die Schule der Weisheit, darin die Hochgelehrtesten sitzen unten auf der Bank der Demut, und in der Einfalt ihrer Stimme folgen, die wissen alles und lernen immer, was sie wissen, lieben und üben." Aber je mehr es unserer Zeit an dieser Demut und diesem einfältigen Gehorsam fehle, desto mehr haben wir uns darum zu bemühen, damit wir kraft dieser Salbung fest bleiben bei dem Sohne und bei dem Vater, auf daß, wenn er geoffenbart wird, wir Freudigkeit haben und nicht zu Schanden werden vor ihm in seiner Zukunft u. s. w.

Nachdem die Brüder gesungen hatten: Laß mich Dein sein und bleiben, folgte nun der erste von den auf der Tagesordnung stehenden Vorträgen über die Verkehrung der christlichen Freiheit in Gesetzesverachtung. Prof. Wuttke aus Halle hatte diesen Vortrag übernommen, und wir müssen ihm dafür um so dankbarer sein, da wir seit langer Zeit nicht mehr die Freude hatten, wie es sonst war, einen verehrten Lehrer der alma mater, welche uns groß gezogen und in unseren Beruf eingeführt hatte, in unserer Mitte zu sehen. Von dem viel geschätzten Lehrer der Ethik konten wir sicher sein, die gründlichsten und besten Belehrungen über den Gegenstand zu empfangen, der als besonders zeitgemäß schon von der lezten Versamlung ausgewählt war. Da dieser gehaltvolle Vortrag in der Ev. K.-Z. noch unverkürzt mitgeteilt werden wird, so folgt hier nur ein gedrängter Auszug aus demselben.

Die Gedanken: Gesetz und Freiheit — bilden den Mittelpunkt des sittlich-religiösen Lebens, sowol der Einzelnen, wie der Völker. Die ersten Worte des Schöpfers an den Menschen enthalten bereits beides, und die erste Verführung bestand darin, daß beides, was nur in voller Einheit sein soll, auseinandergerissen wurde. Nach dem Sündenfall wurde die Freiheit zur sündlichen Willkür und das Gesetz zum Joch; auch im alten Bunde konte die volle Freiheit noch nicht wirklich werden, und der sittliche Wandel, selbst des Glaubenshelden Abraham, war ein als Opfer empfundener unbedingter Gehorsam gegen ein gegenständliches, dem Menschen selbst eigentlich fremdes Gesetz; die Knechtschaft unter dem Gesetzesjoch sollte zur wahren Freiheit erst erziehen. Nach vollbrachter Erlösung wurde kraft der Ausgießung des heiligen Geistes das göttliche Gesetz ein innerliches, in dem menschlichen Herzen selbst wohnendes und wirkendes, also daß der Wiedergeborne aus der Glaubensliebe heraus frei handelt und nicht mehr das Gesetz als ein Joch fühlt. Dieser Gedanke der christlichen Freiheit ist vielfach verkehrt worden in Gesetzesverachtung, in Losbindung des natürlichen Menschen, in drei verschiedenen Gestalten erscheinend: 1) das Streben nach Freisein von dem Gesetze Gottes überhaupt; da macht der sündhafte Mensch seine eigene Neigung und sein entartetes, vermeintlich reines Gewissen zur einzigen Richtschnur seines Handelns; die sündliche Verderbnis der menschlichen Natur leugnend, glaubt er, eines geoffenbarten Gesetzes nicht zu bedürfen; dies ist die falsche Freisinnigkeit der Weltmenschen.

2) Die zweite Weise ist die der Halben, welche, auf dem Standpunkte des christlichen Glaubens stehend, denselben doch mit dem Standpunkte der unchristlichen Welt zu vermitteln suchen. Diese Vermittlung bewegt sich zwar überwiegend auf dem Gebiete des religiösen Glaubens und Erkennens; aber da der Glaube selbst ein sittliches Gebot und die Voraussetzung aller übrigen Sittlichkeit ist, und für den Glauben das geoffenbarte Wort Gottes das höchste Gesetz ist, so gibt es auch eine Gesetzesverachtung in Beziehung auf den Glauben, die Neigung, sich von der unbedingten Giltigkeit dieses göttlichen Wortes und von dem auf demselben ruhenden Rechte des Bekentnisses der christlichen Kirche zu lösen. Ein großer Teil der neuesten Vermittlungstheologie gehört hierher. Der Begriff derselben ist ein schwankender und unklarer. Soll damit ausgedrückt werden, daß die christliche Glaubenserkentnis sich gegen andere Wissenschaften nicht abschließen solle, daß der christliche Geist sich alle Wahrheit aneignen müsse und keine verschmähen dürfe, so ist dies eine unzweifelhafte christliche Pflicht; aber da kann von einer Vermittlung nicht die Rede sein; denn die göttliche, also die christliche Wahrheit ist mit aller Wahrheit wesensverwandt; jede Vermittlung aber sezt einen Gegensatz, eine irgendwie feindliche Spannung voraus; und eine wirkliche Vermittlungstheologie sezt also voraus, daß zwischen der christlichen Lehre und anderen Wahrheiten ein Gegensatz sei, der erst durch gegenseitige Zugeständnisse gelöst werden könte; dies heißt aber die christliche Wahrheit leugnen. Diejenige Vermittlungstheologie, von der wir hier reden, nimt an, daß es auf dem Gebiete der göttlichen und ewigen Dinge auch eine von dem christlichen Glauben verschiedene und davon ganz unabhängige Erkentnis gebe, mit welcher eben die auf der göttlichen Offenbarung ruhende Erkentnis vereinbart werden müsse, indem man an jene nicht unwichtige Zugeständnisse macht. So zunächst auf dem Gebiete der geschichtlichen Kritik der biblischen Schriften. Diese Kritik sei vom Glauben ganz unabhängig, und der gläubige Christ habe ihre Ergebnisse ohne weiteres sich anzueignen, seien sie auch von noch so verneinender Art. Das gefährde den Glauben selbst nicht im mindesten, denn dieser ruhe auf innerer Erfahrung. Solches Glauben aber, welches keinen andern Grund seiner Gewißheit hat, als ein unmittelbares innerliches Gefühl, ein Wolbehagen an gewissen selbstgemachten Vorstellungen, denen willkürlich gegenständliche Wahrheit zugeschrieben wird, enthält, müssen wir sagen, ein gutes Stück Aberglauben und ist wegen der willkürlichen Voraussetzung oft noch gefährlicher, als der reine Unglaube.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 17. Mai № 39.

Naturwissenschaftliche Genealogien,
insbesondere
die Darwin'sche Theorie.
(Schluß.)

Woher erklärt sich nun dessen ungeachtet der enthusiastische Beifall, welchen die Darwinsche Lehre gefunden hat? — Daß sie eine wissenschaftliche Begründung habe, davon kann im Ernst nicht die Rede sein. Der Erklärungsgrund liegt uns klar und bündig in dem Wort eines fruchtbaren Naturforschers vor: „Die Darwinsche Theorie sezt den persönlichen Schöpfer und dessen zeitweilige Eingriffe in die Umgestaltung der Schöpfung und die Erschaffung der Arten ohne Weiteres vor die Thür, indem sie dem Wirken eines solchen Wesens auch nicht den geringsten Raum läßt. Sobald einmal der erste Anfangspunkt, der erste Organismus gegeben ist, entwickelt sich aus diesem durch natürliche Zuchtwahl in fortgesezter Weise die Schöpfung nach den einfachen Gesetzen der Vererbung. Auch der Mensch ist dann nicht ein Geschöpf in specieller Weise und verschieden von den übrigen Thieren gefertigt, mit einer besonderen Sele und mit einem von Gott eingeblasenen Odem, sondern der Mensch ist dann nur das höchste Entwickelungsproduct der fortgeschrittenen thierischen Zuchtwahl, hervorgegangen aus der zunächst unter ihm stehenden Gruppe der Affen." Zwar die Leugnung Gottes und die daraus resultirende Entmenschlichung des Menschen war immer das Princip der materialistischen Naturforschung. Wenn man dabei nun aber das Werden der organischen Welt begreiflich machen wollte, so mußte man sich auf die nichtssagende Redensart beschränken, daß die Organismen entstanden seien, nachdem eine ausreichende Menge organischer Grundmaterie, Kalkerde, Kieselerde, Stickstoffverbindungen sich gebildet hatte. Ueber das Wie der Entstehung hatte man nur Phantasmagorien. Man gestand, daß „die positiven Wahrnehmungen zur Construction eines nur einigermaßen haltbaren Bildes der ersten organischen Schöpfung nicht ausreichen, und daß der Phantasie des Malers, der sie verzeichnen wollte, immer ein weiter Spielraum übrig bleibe." Wenn Lamark, um die Entstehung der Arten begreiflich zu machen, von der Molluske redet, welche den unüberwindlichen Trieb gehabt, die Dinge umher befühlen zu können, und dadurch die Thätigkeit des Gefäß- und Nervensystems so dirigirt habe, daß ihr Fühler angewachsen seien, so waren derartige Constructionen der Schöpfungsgeschichte ja allerdings nur wertlose Phantasiespiele. Darwin hat zuerst den ernsthaften Versuch gemacht, den Mangel zu erfüllen und den Träumereien die solide Basis der Thatsache unterzubreiten. Zwar leistet die Darwinsche Theorie noch nicht ganz, was man wünscht. Wenigstens in der ersten Bearbeitung bedurfte sie noch des Schöpfers, damit er der ersten Urform das Leben einhauche. Und wenn die zweite Bearbeitung dies Bedürfnis auch verschweigt, so hat sie es doch nicht ausdrücklich geleugnet. Doch hat sie die Thätigkeit des Schöpfers wenigstens auf ein geringstes Maaß zurück gedrängt. Und „erläßt man uns nur jenen einen Schöpfungsact an der Algenzelle, was wäre denn so gänzlich befremdend an der neuen Theorie?" seufzt der deutsche Uebersetzer, dem die Hohlheit der Theorie nicht verborgen geblieben ist. Aber um den Preis ist er bereit, die Hypothese in ihrer ganzen Abentheuerlichkeit hinzunehmen. Ob man die Darwinsche Theorie selbst in ihrer wissenschaftlichen Ohnmacht, oder ob man die Motive der Aufnahme, welche sie gefunden hat, in's Auge faßt, so gewint man überall das unabweisliche Resultat, daß das Herausdrängen des Schöpfers aus der Schöpfung nimmer ein wissenschaftliches Ergebnis, sondern die freie Willensthat des menschlichen Geistes ist, die Flucht vor dem lebendigen Gott und der gewollte Sturz in die Finsternis. Darin aber ist die materialistische Naturforschung gerichtet.

Anhangsweise berühren wir ihrer besonderen Originalität wegen noch eine der neuesten Anthropogonien, welche, einerseits vom Strudel der Transmutationstheorie erfaßt, andererseits dem Menschen seinen specifischen Unterschied von allen anderen Wesen zu retten versucht, und in diesem Kampf widerstreitender Principien ein durchaus merkwürdiges Phänomen geworden ist.

In der „Schöpfung des Menschen von Karl Snell, Professor an der Universität Jena," steht ganz Darwinisch im Anfang eine Urform, in welcher alles Lebendige seinen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt hat. Was gegenwärtig auf Erden lebt, den Menschen eingeschlossen, ist potenzirte Weiterbildung aus jener Urform und hat seine jetzige Gestalt durch Transmutation im Lauf der Geschlechter durch Weltäonen gewonnen. Aber die Selbigkeit der Abstammung involvirt dieser genealogischen Forschung zufolge nicht die Gleichheit des Wesens. Obwol alles

Lebendige in jener ersten Urform seinen gemeinsamen Urahnen hat, dennoch ist ein Unterschied zwischen Mensch und Thier nicht des Grades nur, sondern des Wesens. Was den Menschen über alles, was sonst auf Erden lebt, hinaushebt und von diesem specifisch unterscheidet, ist die Vernunft, „die Thätigkeit des schlechthin Allgemeinen in seinem Denken und das Vermögen des Unbedingten in seinem sittlichen Willen." Und die Vernunft ist nicht etwa nur eine Potenzirung des thierischen Instincts; sie kann „nimmermehr aus enger, niederer Gebundenheit und Beschränkung hervortreten. Die Vernunft setzt ewig eine Vernunftanlage voraus, aus welcher die selbstbewußtthätige Vernunft hervorsprossen kann. Dieser Vernunftkeim reicht zurück bis in die Zeit des ersten Ergusses des allgemeinen Lebens in das individuelle. Er ist der Erstgeschaffene von allem, was da athmet und lebt." Niemals würde die vernünftige Menschennatur sich aus jenem ersten Urahnen haben heraus bilden können, wenn nicht dieser selbst schon der Träger der ungebrochenen Vernunftanlage gewesen wäre. So gehen nun von den Urahnen zwei Reihen von Bildungen aus, von welchen die einen in die Knechtschaft der äußeren Bedingungen eines jeden sinnlich erscheinenden Daseins gerathen, die anderen in immer konkreterer Gestalt sich zum Gefäß und lebendigen Organ des Unendlichen machen. In jener ersten Bildungsreihe entwickelt sich die Thierwelt, in der zweiten der Mensch.

Das Verhältnis des Menschen zur Thierwelt und beider zum Urahnen hat sein treffendes Bild in einer Majoratsherrschaft. Von dem ersten und ursprünglichen Majoratsherrn geht eine Reihe von Erstgebornen aus, welche zum Besitz und Herrschaft berufen alle auf derselben Höhe des Lebens stehen. Die jüngeren Söhne aber des ersten Majoratsherrn, sowie der folgenden Geschlechter bilden eine von der Reihe der Erstgebornen in Reichtum und Lebensstellung geschiedene Nachkommenschaft, von welcher viele Glieder in niederen Verhältnissen verkommen. Wir Menschen stehen in der Reihe der Erstgebornen, auf welche der Urahn das Majoratsgut der Vernunft vererbt hat. In der Thierwelt umgeben uns diejenigen Glieder der Familie, welche mit uns von einem Stamme entsprossen, aber ausgeschlossen von dem Majoratserbe der Vernunft herabgesunken und verkommen sind. „Aus dieser Stellung des Menschen zu den Thieren erklärt sich die große äußere Familienähnlichkeit beider, die sonst, wenn jedes Geschöpf unabhängig vom Menschen originär erschaffen wäre, als eine abgeschmackte Nachäfferei erscheinen müßte".

Wenn in dem Urahnen der Erstgeborene wie die jüngeren Söhne noch gleich sehr beschlossen waren, also eine Schranke zwischen Mensch und Thier noch nicht bestand, so kann der, „aus welchem sowol Thierisches als Menschliches hervorging," auch die gegenwärtige vollendete Gestalt des Menschen noch nicht an sich getragen haben. Er wird in den typischen Grundzügen seiner Leiblichkeit von der Thierform nicht auffällig verschieden gewesen sein. Die jetzige Gestalt des Menschen ist „kein Geschenk der Natur oder der Gottheit", sondern der Erwerb einer äonenlangen Entwicklung, welche dem jezt geborenen Menschen ohne sein Zuthun

als reiche Erbschaft zufällt. Die Hoffnung aber müssen wir aufgeben, auf erfahrungsmäßigem Wege ein Bild von der Gestalt des Urahnen, in welchem Mensch und Thier noch ungeschieden war, und der nächsten Erstgebornen zu gewinnen. „Birgt die Erde noch ihre Reste, und finden wir sie, wir werden sie nicht erkennen."

In Vorstehendem haben wir den Kern dieser Genealogie herausgehoben. Jedenfalls überrascht sie durch ihre Neuheit, und den Vorzug der Originalität wird man ihr nicht absprechen können. Wenn sonst die naturwissenschaftlichen Forschungen die Vernunft aus einer Potenzirung der Unvernunft hervorgehen ließen, so wird hier das Verhältnis einmal umgekehrt und das Unvernünftige aus dem Vernünftigen abgeleitet.

Die weiteren Ergebnisse, zu welchen die vorliegende „Schöpfung des Menschen" hinsichtlich des Urahnen komt, sind interessant genug, um Kentnisnahme zu verdienen. Zwar wird eingeräumt, daß sich auf erfahrungsmäßigem Wege ein Bild von der Gestalt des Urahnen nicht gewinnen lasse. Doch weiß diese genealogische Forschung gewisse Ansatzpunkte zu finden, von welchen aus wenigstens ein skizzenhafter Umriß von der Leiblichkeit des erstgeschaffenen Majoratsherrn construirt werden kann.

Nämlich „in der ersten großen Periode der organischen Schöpfung, in der sogenanten paläozoischen Periode, wo es noch kein bewohntes Land gab und alles Leben noch im flüssigen Element geborgen lag," finden wir den Grundriß auch der Wirbelthiere schon gelegt, zu deren Organisationstypus der heutige Mensch nach seinem ganzen Bau gehört. Man nent die Wirbelthiere der paläozoischen Periode kurzweg Fische, doch nur darum, weil sie im Wasser gelebt haben. Mit den heutigen Schuppenfischen haben sie nichts gemein. In den räthselhaften, fremdartigen Formen derselben werden wir jedoch die Gestalt des ersten Majoratsherrn nicht zu suchen haben. In den standhaften Formen derselben ist das Thierische schon zu deutlich ausgeprägt, als daß sie sich nicht sofort als jüngere Söhne verrathen sollten. Es ist bezeichnend, daß wir in den untersten und ältesten Schichten der ersten Periode keine Reste von Wirbelthieren finden. Und „es ist möglich und sogar höchst wahrscheinlich, daß diejenigen Geschöpfe, welche zu weiterer Entwicklung auf dem Lande bestimt waren, sich während der Zeit ihres Wasserlebens gar nicht zu standhaften und festen Formen entwickelt haben, sondern wie weiche Kaulquappen im Wasser lebten und erst beim allmäligen Heraustreten an Luft und Land ihre Knochen- und Gliederbildung annahmen, wie der Froschembryo es gegenwärtig auch macht. Und demgemäß können diese zuerst erscheinenden Wirbelthiere verschwunden und ausgestorben sein, ohne daß die genealogische Folge der Wirbelthiere im Geringsten darunter leidet." Und „daß das höher Angelegte länger in innerer Zurückgezogenheit arbeiten muß, ehe es zu festen Gestaltungen komt, ist selbstverständlich."

Das sind die Ansatzpunkte, von welchen diese „Schöpfung des Menschen" uns zu dem schließlichen Resultat führt, daß wir die Grundzüge der Gestalt des Urahnen nur von einer weichen Kaulquappenform hernehmen können, in welcher der erstgeschaffene

Majoratsherr, der Träger „der ungebrochenen Vernunftanlage", in den Urgewässern umherschwamm.

Wir haben übrigens — so tröstet uns diese genealogische Forschung — keinen Grund, an den Urformen dessen, von welchem der menschliche Stammbaum sich ableitet, Anstoß zu nehmen. Noch heute vermag auch das beste Mikroskop und die feinste Analyse keinen Unterschied in den embryonalen Keimen zu entdecken, von welchem doch der eine die Zukunft eines Wolfs, der andere die eines Pferdes, und der dritte die eines Menschen in sich schließt. „Wer mit seinen Augen über die Sinnenwelt hinaus und in den tiefinnersten Grund der Wesenheit dringen könte, wer mit Seherblick die Zukunft dieser unerschlossenen Bildungen schauen könte, der würde sie durch und durch verschieden finden, so verschieden, als Wolf, Pferd und Mensch." Möge der Urahn des Menschen wie auch immer beschaffen gewesen sein nach Gestalt und Aussehen, „sicherlich wird der innere und feinere physiognomische Ausdruck die Voreltern des Menschen von denen der Thiere hinlänglich unterschieden haben; und wie aus den Augen des Kindes die keimende Sele desselben oft mit einem wunderbar rührenden Tiefsinn uns anblickt, so wird auch das unenthüllte verschwiegene Geheimnis der schlummernden Menschensele dem Blick und Ausdruck dieser Wesen" — der paläozoischen Kaulquappen — „etwas Ergreifendes, Achtungsvolles und Tiefes verliehen haben. Und wenn ein in der Wesen Tiefe blickender Geist durch das Auge dieser Geschöpfe auf den Grund ihrer Selen geschaut hätte und er dann die traurigen Verkümmerungen und Misbildungen der Menschennatur in den vielen Racenvölkern betrachtete, wer weiß, ob er nicht ausbräche in die Worte:

Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang' die Knospe sie noch barg;
Wie wenig, ach! hat sie entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!"

Der Verfasser entwickelt seine Genealogie in eleganter, schwunghafter Schreibart und mit ernsthafter Miene. Auf dem Titelblatt findet sich die Bemerkung: „Uebersetzungen sind vorbehalten."

Das Duell.

(Fortsetzung.)

Davon dürfen wir zunächst ausgehen, daß innerhalb der christlichen Welt und seitdem der Wahn, daß Gott der Herr sich des Zweikampfs bedienen wolle, um dadurch seine Gerechtigkeit und sein Recht zu offenbaren, hat weichen müssen, Keiner gefunden werde, wie tief er auch in Vorurteile verstrickt sein mag, der nicht, wenn er zum Duell schreitet, ein Bewußtsein davon habe, daß er sich mit seinem Gewissen, mit den heiligsten Pflichten, mit dem lauten und einstimmigen Zeugnis der Wahrheit, mit dem Gesetz und der Ordnung des Staates, mit der Kirche des Herrn, mit dem Worte Gottes, mit allen diesen Mächten erst irgendwie auseinanderzusetzen habe. Es ergeht über ihn das Wort, welches der Herr zu Kain geredet: „Was hast Du gethan? Die Stimme des Bluts Deines Bruders schreit zu mir von der Erde" (1 Mos. 4, 10), und wiederum der Richterspruch über die aus der Sündfluth geretteten Stammeltern eines neuen Geschlechts: „Ich will des Menschen Leben rächen an einem jeglichen Menschen, als der sein Bruder ist; wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden, denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht." (1 Mos. 9, 5. 6), und endlich das unauflösliche: „Du sollst nicht tödten."

Aber gibt es nicht einen Bergungsort vor dem Donner des richtenden Wortes, gibt es nicht Ausnahmen vom fünften Gebot: Todesstrafe, Krieg, Notwehr? — Und sollte nicht auch bei diesen der Zweikampf ein sicheres Unterkommen finden?

Zuerst die Todesstrafe ist keine Ausnahme vom fünften Gebot, sondern ein Schutz für dasselbe, und zwar der Gott-geordnete Schutz. Die Obrigkeit tödtet nicht aus eigener Vollmacht, sondern sie trägt das Schwert von Gottes wegen und darf es nicht bei Seite legen; sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut. (Röm. 13, 4.) Sie führt auch den Krieg, dessen Rechtmäßigkeit um der zu ahndenden Verletzung willen, welche die Volksgemeinschaft in ihren Wechselbeziehungen zu einem andern Volke erlitten, die Obrigkeit vor Gott zu verantworten hat. Der Christ aber, der Einzelne, indem er seinen irdischen Beruf als Einzelglied einer Volksgemeinschaft anerkent, darf sich auch nicht der Pflicht entziehen, das verlezte Völkerrecht zu ahnden. Der Soldat vollends, indem er sich auch hier weiß nicht blos im Dienst des höchsten irdischen Herrn, sondern im Dienst Gottes, fließt ihm die Quelle seines guten Mutes, auch sein Leben im Kampfe zu lassen, nicht aus eigener Wahl und Selbstzuversicht oder dem, was sonst bei Menschen Nichtachtung des Lebens wirkt, sondern aus der Gewißheit eines ihm verliehenen Berufes, in welchem er das eigene Leben nicht höher achten darf, als die Güter seiner Lebensgemeinschaft, seines Vaterlandes. Er kämpft unter der Losung: mit Gott für König und Vaterland. Diesen Wahlspruch kann der Duellant in seinen Kampf nicht mit sich nehmen.

Aber da bleibt noch die Notwehr übrig, unter welche sich das Duell stellen möchte. Auch sie ist ebenso wenig eine Ausnahme vom fünften Gebot, wie denn überhaupt das göttliche „Du sollst" keine Ausnahmen leidet. Als Selbsthülfe in dem Falle, daß die geordnete Hülfe der Obrigkeit nicht angerufen werden kann, blos zum Zweck der Erhaltung des eigenen Lebens, hätte auch die Notwehr noch keine zureichende Berechtigung, vielmehr, weil in allen Fällen der Notwehr zugleich ein Verbrechen wider die gemeinsame sittliche und Rechtsordnung vorliegt, führt der Mangel des augenblicklichen Rechtsschutzes nur die Notwendigkeit herbei, daß der Einzelne in seiner Person, als Glied der Gemeinschaft, das öffentliche Recht zur Geltung bringt. Es ist offenbar, daß das Duell niemals mit der Notwehr zusammentrifft. Im Falle des Duells ist es möglich, die Hülfe der Obrig-

keit, den geordneten Rechtsschutz nachzusuchen. Das Duell ist vielmehr eine Auflehnung gegen die Rechtsordnung, ein Angriff auf das Leben des Nächsten und zugleich unberechtigte Preisgebung des eignen Lebens. Keiner lebt ihm selber und hat das Leben von sich und für sich, sondern von dem Herrn und für den Herrn, es ist des Herrn Eigentum und wir sind seine Haushalter, an denen man nicht mehr sucht, denn daß sie treu erfunden werden, daß sie haushalten nach des Herrn Willen und zu seinen Zwecken. „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; drum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn." (Röm. 14, 7. 8.) Der Duellant stirbt nicht dem Herrn, sondern er lehnt sich wider das Gebot desselben auf und achtet nicht die geordnete Gewalt des Gemeinwesens. Er will Richter in seiner eignen Sache sein. Und wahrlich, das christliche Urteil über den unberechtigten gegenseitigen Vertrag, welchen die Gegner um das Leben schließen, wird nicht dadurch verändert, daß etwa in Wirklichkeit die Gefährdung oder der Verlust des Lebens nicht einträte. Die Sünde liegt in der Nichtachtung des göttlichen Gebotes und der Gottgesezten bürgerlichen Ordnung. — Und gesezt, es wäre das Gemeinwesen so mangelhaft, daß es für die Ehre den genügenden Rechtsschutz nicht verleihen könte, so wird die Ordnung dadurch nicht gebessert, daß man dem Gemeinwesen die Ahndung der Ehrverletzung eigenmächtig entzieht. Und wer darf unsere gegenwärtigen Zustände mit der Rechts- und Schutzlosigkeit vergangener Jahrhunderte vergleichen? Vergangene Abnormitäten aber können nicht den Maßstab zur Bestimmung dessen, was recht sei, abgeben. Und wie dürfte überhaupt zu dem Zweck der Ehrenrettung ein Mittel gewählt werden, welches durch Gottes Wort verurteilt wird? Und ist es nicht ein auffallender Widerspruch, wenn ein Stand, der sich vorzugsweise berufen fühlt, die christliche Ordnung des Staates zu stützen, zu bewahren, zu verteidigen, dieselbe eigenmächtig brechen und diesen Bruch bewahren, schützen und verteidigen wollte?

Dieser Widerspruch erklärt sich zunächst durch eine unberechtigte Auffassung von der eignen Ehre. — Der Herr der Herlichkeit selber behauptete allerdings auch im Stande der Erniedrigung seine Würde, und erklärte sich gegen die Mishandlung, welche er durch die bittersten Schmähungen derjenigen insbesondere erlitt, welche die öffentliche Meinung bestimten, der Pharisäer, die ihn einen Samariter, einen Volksverführer, einen Gesellen des Teufels schalten, als gegen ein grobes Unrecht, und er erinnert seine Jünger, daß der Knecht nicht größer ist als sein Herr, daß sie dasselbe auch würden erleiden müssen; sie sollten aber getrost sein, ja sich deß freuen in dem Bewußtsein, daß sie bei Gott in dem Werte bestehen, welchen auch diejenigen, die gerecht urteilen könten und wollten, ihnen zuerkennen müßten. Dieser Wert ist der gute Name, der bleibt,

auch unabhängig von dem Urteil der Menschen, ist das, was der Herr selbst die Ehre bei Gott nent, indem er diejenigen tadelt, welche die Ehre bei den Menschen nehmen, aber die Ehre, die vor Gott gilt, nicht suchen, und sagt ihnen: Ihr unehret mich, ich suche nicht meine Ehre, es ist aber einer, der sie sucht und richtet. (Matth. 5, 11 ff. Joh. 14, 41. 8, 49 ff.) Und nach dem Vorbilde des Herrn, der die thätliche Mishandlung, welche ihm in Gegenwart des Hohenpriesters widerfuhr, der zum Schutz gegen diesen Schimpf berufen war, entschieden zurückwies, bestand ebenso auch der Apostel Paulus auf seinem römischen Bürgerrecht, welches durch den ihm angethanen Schimpf verlezt worden war. Aber der Apostel bekent zugleich: mir ist es ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde, und gibt sich zu einem Fegopfer aller Leute dar. Des Herrn Jünger sorgen für ihren guten Namen dadurch, daß sie einen guten Wandel unter den Heiden führen, auf daß die, so von ihnen Uebels reden, als von Uebelthätern, ihre guten Werke sehen und Gott preisen; sie verstopfen durch Wolthun die Unwissenheit der thörichten Menschen. (1 Petr. 2, 12 ff.) Sie wollen lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun. Der gute Name, das ist die Ehre vor Gott, die wir aus Gnaden durch den Glauben haben, soll unbedingt behauptet werden, und er wird verteidigt durch seinen Erweis — durch das Gutthun, durch den christlichen Wandel. Die Ehre aber ist ein mehr äußeres Besitztum, und verhält sich wie Wolhabenheit und Reichtum zu dem Lebensbedarf. Sie ist die gute Meinung, welche Andere, nicht sowol von unserer christlichen Gesinnung und von unserm christlichen Wandel, sondern von solchen Vorzügen haben, welche nicht ein allgemeines Gut, sondern eine weitere Zugabe des inneren und des äußeren Lebens, der besondern gesellschaftlichen Stellung ꝛc. sind. Und nur der, welcher diese Vorzüge hat, besizt auch diese Ehre mit Recht. Auch sie ist an sich eine Gnadengabe, ein Sonnenschein der Gnade, und soll geachtet und verteidigt werden. Sie ist ein Gut und ein Rechtsbesitz, eine Bedingung gedeihlicher Wirksamkeit in den uns von Gott angewiesenen Lebensverhältnissen. Aber sie kann nicht allgemein gesucht und unbedingt behauptet werden, sie ist ein Mittel zum Zweck des christl. Lebens, aber nicht Zweck und Ziel. Der Herr kent sie und schäzt sie nach ihrem rechten Werte; aber am Kreuze, an welchem Er wie ein ehrloser Sclave hing, strahlt der Glanz seiner Herlichkeit am hellsten. Weil Er, wie sein Leben, also auch seine Ehre für uns zum Opfer gebracht, hat er den Namen, der über alle Namen ist.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 20. Mai. № 40.

Das Duell.

(Schluß.)

Daß der Herr gepriesen, daß sein Name auch von uns vor den Menschen verherlicht werde, das ist unser Christenberuf und unsere höchste Ehre, welche demütig unter seinem Kreuze, wenn Er es fordert, niederzulegen, der Triumph der Christenehre ist. Die Gott gegebene Ehre nicht achten und ehren, hieße ein ungetreuer Haushalter Gottes sein, und gleichgültig ist der Verlust irgend eines irdischen Gutes nur gegen den Verlust des höchsten Gutes; ist aber dieses selbst in Gefahr, dann ist es wiederum Sünde, das irdische Gut, und wäre es die Ehre bei den Menschen, noch behaupten zu wollen.

Das ist der sichere objective Maßstab, der unverletzliche, göttliche, an welchem wir die Ehre und die Ehrenpflicht zu messen haben. Es ist richtig, daß eine völlige Unabhängigkeit von fremder Meinung, eine völlige Nichtachtung derselben — eine Chimäre und sittlich verwerflich, und nur eine andere Art Vorurteil, ein allein seligmachender Glaube an die eigene Autorität ist. Aber wiederum kann nimmermehr die Relativität der Begriffe von Wichtigkeit oder Unwichtigkeit der Ehrenverletzung gemessen werden an der subjectiven Stimmung eines einzelnen Lebenskreises und Standes. Wer wollte nicht zugeben, daß es eine Pein ist, die Achtung unter Standesgenossen, sei es auch eines Vorurteils wegen, verloren zu haben. Es liegt zugleich in dem Gefühl der Standesbesonderung eine gewisse Reizbarkeit, welche wol gar, um so recht zum Genuß ihrer selbst zu kommen, wünscht, sich irgendwie, und wäre es durch ein Sonnenstäubchen, für beleidigt halten zu müssen. Dem Einzelnen ist seine Corporation seine Welt, und darin liegt eine Macht, die nicht aufgehoben wird, ohne zugleich eine Fülle von Impulsen für das sittliche Leben aufzuheben. Aber die Corporation und der Stand ist auch nur ein Moment und ein Glied in dem großen sittlichen Organismus der christlichen Gesellschaft, welche das Urteil der Corporation berichtigt und es seiner Befangenheit entreißt. Darum gilt es dem, nach dem Norm des Gottesworts gebildeten allgemeinen Gesetze des christlichen Staates sich zu unterwerfen, wie ja Millionen Andere thun, welche auch zum Teil sehr bestimte Gliederungen sind, und in welchen gleichfalls wie in dem Stande, der das Duell noch in sich hegt, die Ehre bekant ist und gepflegt wird. Der Gehorsam gegen das Gesetz fordert wenigstens ebenso viel sittlichen Mut, als der Ungehorsam.

Die mittelalterliche Sonderung und schroffe äußere Scheidung der Stände verschwindet mehr und mehr, aber die innere Eigentümlichkeit steigert sich; und mit einem oberflächlichen Nivellement der ständischen Unterschiede, einem nur äußerlichen Durcheinander, wird der Idee des christlichen Staates nicht genügt. Ein Jeder soll sich recht wissen und fühlen als von Gott berufen in dem Stande, darin er berufen ist; aber ein Jeder in seiner Besonderheit soll dem allgemeinen und höchsten Maßstab für die wahre und höchste Ehre nachringen.

Die ritterliche Standes-, die Geburts- und Adels-Ehre soll wolbewahrt und gepflegt werden; und sie sinkt wahrlich nicht herab, wenn sie sich mißt an dem untrüglichen Gotteswort, wol aber leidet sie, wenn sie meint, zu ihrer Lebenserhaltung ein von Gottes Wort verurteiltes Vorurteil fortpflanzen zu müssen. Es gibt keine verschiedenen Sittenlehren für verschiedene Stände, als die einander und dem Worte Gottes widersprechen dürften. Das zarte Ehrgefühl soll bleiben und sich reinigen und steigern an dem göttlichen Gebot und aus dem Glauben an das Kreuz, von da sich der Quell aller unserer Ehren ergießt. Aber das Ehrgefühl muß einen bessern Schutz und Garantie haben, als mittelalterliche Mängel der sittlichen Zustände und der staatlichen Einrichtungen. — Man spricht von einem Mysticismus in der Ehre, der sich nur durch das magische Medium des Bluts, den eigenen rothen Geist beschwörenden Saft befriedigen könne. Das sind etwa spanische Grillen; und je tiefer sich solche unwahren Gedanken und Gefühle in geheimnisvolles Dunkel hüllen, um so besser sind sie geeignet, sich fortzuerben. Die Ehre und ihr Gefühl, seiner Tiefe unbeschadet, ist etwas sehr bestimtes und hat mit solchem Dunkel nichts zu thun.

Und ist denn das Ehrgefühl das einzige sittliche Gefühl, welches alle andern ersticken und nicht in Gemeinschaft mit ihnen leben dürfte, oder doch diese Gemeinschaft dann abbrechen müßte, wenn es gilt, für dasselbe in den Dienst eines Vorurteils zu treten, welches doch gleichzeitig durch die andern Gefühle verurteilt wird? Ist denn die Tapferkeit die einzige ritterliche Tugend, und gibt sie wirklich sichere Bürgschaft für das Vorhandensein der andern? Kann man sich denn nicht auch aus Furcht und mit Furcht duelliren, und wiederum es zu thun verweigern

aus Tapferkeit? — Wie die wahre Ehre nicht durch die zufällige beleidigende Meinungsäußerung etwa eines sittlich Schwächsten und Niedrigsten hinweggeschafft wird und in den Augen der Besten auch dann noch bleibt wie sie war, so wird auch nicht die Unehre eines sittlich Niedrigsten hinweggeschafft und in Ehre dadurch verwandelt, daß er mit Furcht oder auch ohne Furcht ein Leben frevelhaft preisgibt, dessen Wert er nicht einmal zu schätzen weiß, und der durch ein wolbestandenes Duell eine festere Basis gewonnen zu haben meint, um mit Anstand fortsündigen und das Leben im Dienst der Welt verbrauchen zu können.

Wie der Zweikampf nicht geeignet ist, Schutz und Pflege den Tugenden zu verschaffen, welche die besonderen Kennzeichen eines Standes sind, so kann auch nicht gefürchtet werden, daß mit dem Aufhören des Zweikampfes Thor und Thür für alle sittliche Rohheit würde aufgethan werden. Sein Aufhören wäre selbst ein sittlicher Triumph, zu welchem diejenigen beitragen, die dem Kreuze, welches ihnen durch ein hartes Vorurteil aufgelegt wird, dem Herrn zu Lieb, sich fügen und sein Kreuz zu Ehren bringen, die lieber von da weichen, wo ihnen Widerchristliches zugemutet wird, als ausscheiden aus dem Stande der ihrem Herrn getreuen Jünger.

So protestiren wir denn aus Gottes Wort getrost und freudig gegen ein schon eng gebanntes Vorurteil! Und es steht uns zur Seite das einstimmige Zeugnis der ganzen Kirche und ihrer auserwählten Bekenner, das Zeugnis auch der gesamten kirchlichen Wissenschaft. Wir brauchen nicht bei den Heiden, nicht bei den Stoikern, etwa bei Epictet, in die Schule gehen und und uns sagen lassen: „Daß wir keinen Schaden leiden, wenn ein Anderer von uns übel denkt und redet, und daß wir uns auch nicht dagegen verteidigen dürfen, sondern vielmehr antworten müßten, der Gegner kenne nur unsere übrigen Fehler nicht, sonst würde er noch viel schlechter von uns reden müssen." — Wir brauchen nicht von der cynischen Auffassung des Ehrbegriffs, wie sie sich in alter und neuer Zeit ausgesprochen hat, unsere Waffen zu borgen. Wir brauchen nicht aus Falstaff's berüchtigtem Ehrenkatechismus zu lernen.

Diejenigen, welche mit Freuden einem wahren Conservatismus dienen, müßten indessen bei dieser Gelegenheit, um das Duell zu verteidigen, in die Schule des Liberalismus gehen und würden auch da nur geringe Ausbeute finden. — Selbst ganz rationalistische Auffassungen vom Duell bringen es doch zu keiner Billigung desselben, sondern leugnen nur, wie Bouterwek (Praktische Aphorismen, S. 287), daß es unter allen Umständen ein Mord sei, oder wie Fries (Handbuch der praktischen Philosophie) urteilt, daß, bei noch fehlender zutreffender Ehrenausgleichung, der Zweikampf als ein Mittelding zwischen einem Kriege, in welchem alle Gewalt und List gilt, und Frieden, in welchem nur das Recht waltet, noch bestehe. Auch Fichte's Aeußerung auf die Frage: soll ich mich schlagen? — „Nein! wenn du von deinem Mute überzeugt bist, aber Ja! wenn du noch etwas von Furcht in dir spürst", war nur ein psychologischer Griff für einen bestimten Fall. Uebrigens hat Fichte, wie seine von dem Sohne herausgegebene Lebensgeschichte bezeugt, das Duell an sich niemals gebilligt. Und Schleiermacher (Gelegentliche Gedanken über Universitäten) will das Duell nur noch bestehen lassen, bis auf einem andern Wege die Gesetzgebung und das herschende Gefühl einander näher gekommen sind. — Vollends vereinzelt erscheint hin und wieder eine poetische Herzensergießung für das Duell, wie in Jean Paul's „Hesperus", oder Justus Möser's Schwärmerei (in seinen „patriotischen Phantasien") für mittelalterliches Faustrecht, oder Henrick Steffens' (die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden) glänzende Apologie, welche in seiner Pietät für altheimatliches, scandinavisches Wesen gewurzelt ist und um deswillen auch wol noch an einem Holmgang sich erbaut, und doch auch nichts gemein haben will mit der Verfälschung deutscher Ehre in ein falsches point d'honneur. Auch er glaubt das Duell nicht besser verteidigen zu können, als durch Anwendung des von Bocaccio erzählten Beispiels eines Juden, der, als er in Rom das ärgerliche Leben des Clerus gesehen hatte, sich taufen ließ, überzeugt, daß das göttliche Wahrheit sein müsse, was auch in solchen Händen noch Kraft und Glanz und Würde behält. Wol! das acceptiren wir! auch wir meinen, daß es eine wahrhaftige, christliche, persönliche und Standesehre gebe, welche trotz ihrer Verdunkelung durch den Zweikampf bleiben, aber um so heller hervorleuchten und in ihrer sittlichen Schönheit erscheinen werde, wenn sie sich frei gemacht haben wird von einem unsittlichen Hülfsmittel, durch welches ihre Reinheit nicht bewahrt und nicht wieder hergestellt werden kann.

Wolan denn zum Schluß! das Schwert an seinen Ort! Außer der Scheide, sagt Bengel, ist es nicht an seinem Ort, es sei denn, daß es dem Zorn Gottes dient. Es ist aber nicht der Zorn Gottes, sondern die Selbstrache und die unberechtigte Selbsthülfe, der das Schwert im Zweikampf dient. Wer will sagen, daß er es in solchem Kampfe frei von aller Selbstsucht und ohne Kampf mit sich selber und unbeschwerten Gewissens führe; daß er ein gutes Gewissen darüber habe, im Aufblick auf den Herrn, den geschmähten König der Ehren, im Hinblick auf die teuersten Güter des Lebens und in dem Bewußtsein von dem himlischen Berufe und von der kurzen Gnadenfrist, die ihm zur Ausrichtung desselben auf Erden verliehen ist? — Wo ist der Mann, der seinen Gegner im Zweikampf getödtet oder das Leben desselben verlezt und in Siechtum verwandelt hätte, der nicht zum Gericht über sein Vorurteil, dem er gedient, eine Gewissenslast sein Leben lang mit sich trüge und den nicht verfolgte das Gotteswort: „Meine Liebsten, gebet Raum dem Zorn, die Rache ist mein, ich will vergelten", spricht der Herr (Röm. 12, 19), — und der nicht fühlte die Macht des einhelligen Zeugnisses für die Wahrheit und wider den Irrtum, welches die gesamte Kirche und zugleich die Gesetzgebung aller christlichen Völker ablegt. — Abschaffung des Duells, das ist der ausgesprochene Zweck auch der preußischen Gesetzgebung und der verschiedenen, auf Grund

des römischen Rechts, bald nach dem unbedingten Strafsystem (welches Friedrich d. Gr. walten ließ, wiewol er zugleich die Sitte des Zweikampfs für mächtiger als Könige und alle Gesetze seiner Vorfahren erklärte), bald auf Grundlage des durch Ehrengerichte bedingten Strafsystems von 1652 bis zum 20. Juli 1843 erlassenen Duelledikte. Die Königl. Verordnung vom letztgenanten Jahre beginnt mit den Worten: „Der Zweikampf, sowie die Herausforderung zum Zweikampf ist durch die Gesetze verboten und strafbar" — und sie verordnet Ehrengerichte, welche aber keineswegs auf Duell erkennen dürfen. Wie verschieden übrigens auch die Gesetzgebung hinsichtlich der Strafbestimmung sich ausgesprochen, darin ist sie sich gleich geblieben, daß sie auch an ihrem Teile auf die entsprechendsten Mittel, von einer Zeit zur andern, gesonnen hat, um den Zweikampf zu verhüten und ihn endlich abzuthun. Und dies treue Ringen aus dem rechten Gesichtspunkt und zu dem rechten Ziele hin soll nicht verkant, und es muß zugegeben werden, daß wenn der Staat mit seinem Gesetz den Widerstand noch nicht durchbrochen hat, er dennoch dieselbe Stellung behauptet, welche die Kirche auch Jahrhunderte lang zuwartend und tragend eingenommen hatte. Darum soll ihm auch der Weg zu dem angestrebten Ziele nicht erschwert werden durch Tendenzen, welche darauf ausgehen, auf diesem Punkte antievangelische Kirchenpolitik zu treiben. Aber allerdings wartet die staatliche Gesetzgebung und bedarf der Mithülfe, welche ihr das öffentliche Zeugnis leistet, das aus Gottes Wort, in Wort und That gegen den Irrtum und die Unsitte wieder und wieder laut und immer lauter abgelegt werden soll. Und das will auch das Wort dieser Stunde, welches nicht confessionellen oder politischen Sonderbestrebungen verkauft ist, noch aus dem trüben und widrigen Gemisch von beiden stamt, und das darum auch selbst auf Thaten solcher Abstammung nicht mit freudigen und sicheren Zukunftshoffnungen hinweisen kann. Aber wecken möchte es den frommen Mut der Demut, der, gerüstet mit dem Schwert des h. Geistes (welches ist das Wort Gottes), der wankenden Macht des Vorurteils den alten Krieg erklärt, nicht als ein dienendes Werkzeug von Parteiinteressen, welchen die Wahrheit selbst doch fremd bleibt und die derselben nicht zum Siege verhelfen. Es will, als ein Gefreieter des Herrn, der guten Sache dienen, und ist derselben um so gewisser, als es noch manche Widersacher hat zur Rechten und zur Linken, denen gegenüber aber der Wahlspruch gilt: „Viel Feind', viel Ehre!" Weder der Widerspruch, auch selbst sonst wolberechtigter Stimmführer, noch die lange Lebensdauer des Irrtums kann uns an der Wahrheit irre machen. Ein Irrtum wird nicht mit der Zeit allmälig zur Wahrheit. Aber so gewiß alle Finsternis von dem Lichte gestraft und überwunden wird, muß das Licht der Wahrheit auch über diesen Irrtum den Sieg davon tragen. Und ist es im Allgemeinen der öffentlichen Stimme, ist es dem Gesetz möglich, ja notwendig geworden, das Duell zu verwerfen, so wird es nicht unmöglich sein können, auch darnach zu thun. Da es sich um eine Ausgleichung zwischen der eingelebten Macht der Unsitte und dem erst mehr theoretisch existirenden Begriff des Gesetzes handelt, so ist die blos passive Stellung zum Gesetze wie ein Opfer, mit welchem man die Ritterlichkeit und Ehre des Standes einzubüßen scheint. Darum active Stellung: als sorgfältige Vermeidung der oft genug, wenn sie nicht so traurig wären, lächerlichen Anlässe zum Duell — positiv durch Fortentwicklung der bestehenden Ehrengerichte dahin, daß sie das Duell verurteilen und mit dem Bann belegen. Es ist aber Barbarei, den an sich Würdigen, welcher dem Gesetze gehorsam leistet, mit einem Banne zu belegen, und es ist zugleich Auflehnung wider das Gesetz. Wo diese Barbarei aufhört, muß auch der sociale Zwang zum Duell fallen, und diesem Fatalismus muß ein Ende werden.

Dem Einzelnen ist es schwer gemacht, unter dem Walten dieses Bannes christlich sittlich zu handeln. Aber es steht ihm zur Seite das ungebrochene Recht, für welches nur die Gnade dem Uebertreter des Gesetzes geschenkt wird. Auch der Einzelne kämpft mit der siegenden Kraft des Gotteswortes, welches in dem Widerstreit der Meinungen, nicht auch nur eine Meinung unter andern ist, sondern die Wahrheit selber. Und dies Wort soll nicht blos geredet, sondern gethan werden, und sich erweisen als die Gotteskraft. Wie es von der Kirche gepredigt und auch vollzogen wird, wenn sie trauernd ihren Dienst versagt, so oft ein Opfer im Duell gefallen ist, so soll es auch ein jedes lebendige Glied der Kirche predigen, und wenn es ihm zugemutet wird, es zu übertreten, mit mutiger, die Uebertretung verweigernder That das Wort besiegeln, mit dem Blick auf das Kreuz des Herrn, bereit, auch ein Kreuz der Schmach vor Einigen, der Ehre aber vor dem König der Ehren und der ganzen Gemeinde seiner Gläubigen zu tragen. Es ist ein beherzigenswerter Ausspruch, welcher als Inschrift von einem Adelsinstitute glänzt:

„Vera nobilitas est, pietate et virtutibus inclarescere."

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Auf dem Gebiete der Naturerkentnis ist die neue Vermittelungstheologie ebenfalls ungemein bereitwillig, die wichtigsten christlichen Wahrheiten, wie den Ursprung des Menschengeschlechtes von einem Menschen, preiszugeben. Auch das sogenante Gemeindebewußtsein oder die öffentliche Meinung der glaubensfeindlichen Menge, wird als eine dem christlichen Glauben rechtmäßig gegenüberstehende Macht betrachtet, mit welcher der leztere durch Nachgeben und Preisgeben vermittelt werden müsse, wobei nach beiden Seiten hin die schlichte Wahrhaftigkeit verlezt wird.

Für uns am nächsten liegend ist die dritte Weise der Gesetzesverachtung, nämlich bei ernstgläubigen Christen, welche die Freiheit, die nur dem wahrhaft Reinen gilt, auch dem noch sündlichen, noch im Ringen begriffenen Herzen beilegen. Luther selbst ist nicht Schuld daran, daß seine durchaus ächt evangelischen Gedanken hierüber von einigen misverstanden und gemisbraucht wurden; was er von der Freiheit, von Gesetz sagt, das gilt eben nur von dem geistlichen Menschen in uns, nicht von dem, was von dem natürlichen Wesen noch in uns ist. So lange wir noch Sünde in uns haben, stehen wir auch für diesen Kampf mit der Sünde noch unter dem Gesetz, und nur in dem Maße, als wir die Liebe Gottes wahrhaft in uns wohnen haben, sind wir auch frei von dem Gesetze als einem uns fremden Worte; und unser ganzes zeitliches Wirken in dieser Welt der Sünde, trägt immer die Freiheit und das Gesetz zugleich in sich. Jeden Augenblick aber Freiheit und Gesetzlichkeit in richtiger Weise verbinden, also daß keins das andere verkürzt, das ist die Summe aller christlichen Weisheit.

Nachdem der Vorsitzende im Namen Aller Herrn Professor Wuttke den Dank für seinen Vortrag ausgesprochen hatte, wurde durch eine gewichtige Stimme aus unserer Mitte die Versamlung noch besonders aufgefordert, ihm ihren Dank für diesen „belebenden Trunk aus frischem reinem Wasser" durch allgemeines Aufstehen zu erkennen zu geben, dem alle freudig nachkamen. Der Vortrag war so erschöpfend, so tief und klar, so von allen Seiten sicher begrenzt gewesen, daß er vollkommen befriedigte und zu keiner erheblichen weiteren Erörterung Anlaß gab. Von einer Seite wurde nur noch darauf aufmerksam gemacht, daß der die Zeit beherschende Antinomismus sich besonders in der alles Maß übersteigenden Verachtung des dritten Gebots kund gebe, und daß auch viele Gläubigen mit der christlichen Freiheit darin einen bedenklichen Misbrauch trieben, wiewol von anderer Seite bemerkt wurde, daß man hier wol zu unterscheiden habe, was göttliches Gebot und was Menschensatzung sei. Dann wurde darauf hingewiesen, wie die ganze Verwaltung des geistlichen Amtes oft einen ähnlichen Schaden zeige. In der Predigt trete meist das Gesetz zu sehr hinter dem Evangelium zurück, und sie werde dadurch kraft- und farblos; weil man die Selsorge zu wenig als ein von Gott uns auferlegtes Gesetz betrachte, sei man in derselben lässig, und der Mangel an Kirchenzucht, dem man fast überall begegne, komme auch aus einer Art von Antinomismus. Zulezt wurde gefragt, ob die Vermittlungstheologie wol mit Recht eine Art von Antinomismus genant werde. Wenn Theologen zwischen Gottes Wort und Menschen Wort eine solche Vereinbarung suchten, daß sie dieses mit jenem vertauschten, so so sei das freilich verwerflich; wenn man aber das Verständnis des göttlichen Wortes für eine Sele dadurch zu vermitteln suche, daß man anknüpfe an die Samenkörner christlicher Wahrheit, welche in ihr noch verborgen liegen, so könne das nicht gemisbilligt werden. Gern wurde das dem Redenden von dem Herrn Ref. zugegeben, es gehöre eine solche Vermittlung zur Lehr- und Pastoralweisheit, das sei aber nicht die Vermittlungstheologie, von der er gesprochen, diese suche vielmehr eine Vereinbarung dessen, was einen notwendigen Gegensatz in sich schließe.

Inzwischen richtete Pastor Witte als Missionar der Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden in Berlin einige Worte der Empfehlung dieser heiligen Reichssache an die Versammelten. Er ging von einem Gegensatze aus, welcher sich bei

dieser Mission kund gebe. Harms wolle von der Judenmission nicht eher etwas wissen, als bis die Fülle der Heiden eingegangen sei, andere trieben ihre Vorliebe für die Juden so weit, daß sie den Heiland am liebsten einen Juden nennen und sich nicht scheuen zu sagen, ein Jude sei es, der vom Himmel gekommen, die Welt zu erlösen, ein Jude werde wiederkommen, sie zu richten, obwol die h. Schrift ihn nicht einmal einen zweiten Abraham nent, sondern nur einen zweiten Adam. „Das Heil komt von den Juden," dies Wort wird von D. Philippson so ausgebeutet, daß wir den Juden sogar die Kreuzigung Christi danken sollten. Derartige Sympathien für die Juden seien nicht gerechtfertigt. Den orthodoxen Juden werde nicht selten eine gewisse Anerkennung gewährt, ihre Frömmigkeit aber gründe sich auf den Talmud, welcher der Schrift gradezu entgegenstehe, ihre Herzenshärtigkeit in Aberglauben und Stolz sei fast unüberwindlich. Die Reformjuden seien nicht besser und nicht schlechter. D. Philippson wolle lieber Jude heißen als Israelit, weil der leztere Name zu sehr an das biblische Judentum erinnere, an das nicht mehr anzuknüpfen sei. Der Fortschritt führe zu einem geklärten Judentum und die endliche Hoffnung dieser Juden sei der jüdische Monotheismus, zu welchem alle Confessionen, wenn sie ihre Willkürlichkeiten hätten abgethan, sich bekehren würden. Diese seien dem Herrn Jesu grade nicht feind, ja sie rühmen sich desselben als eines ausgezeichneten Sprosses ihres Stammes, gleichwie sie Mose und und der Propheten sich so rühmen; aber sie betrachten ihn als einen Todten. Das aber sei ihr Verdruß, wenn die Kirche des Herrn sich als eine lebendige erweise. So treibe diese am besten Judenmission. Die eigentliche Judenmission sei nur ein Stückchen der gesamten der Kirche aufgetragenen Arbeit. Um die Mithilfe zu dieser bat der Abgesandte seiner Gesellschaft, um rechte Fürbitte für das arme Volk, um rechte Bezeugung des Glaubens ihnen gegenüber in Wort und Wandel, um die erbarmende Liebe, die noch sehr wachsen müsse.

Nachmittags, nachdem wir unser Mal, wie es sonst kaum geschehen, größten Teils draußen unter den grünenden Bäumen fröhlich eingenommen, hielt uns Diaconus Schlunck aus Eisleben einen anregenden Vortrag über Casualreden des Geistlichen, welcher Gegenstand auch schon in der vorigen Versamlung für die Besprechung bestimt war. Er sagte zunächst, alles amtliche Thun des evang. Geistlichen sei Handlung des göttlichen Wortes an die Gemeinde zum Zweck des Seligmachens ihrer Selen. Diese geschehe teils in der öffentlichen Predigt, teils in der speciellen Selsorge. Von jener unterscheidet sich die Casualrede dadurch, daß sie es nicht mit der ganzen Gemeinde, sondern nur mit einem Teile derselben, ja mit einem Einzelnen zu thun hat, und daß ihre Veranlassung nicht liegt in einem allgemeinen Gebote Gottes, einem allgemeinen Bedürfnisse der Erbauung, sondern in dem bestimten Casus, welcher die Feier veranlaßt; und von dieser unterscheidet sie sich dadurch, daß sie nicht Unterredung, sondern Rede ist. Die hohe Wichtigkeit und Bedeutsamkeit der Casualrede ruht eben in dem Casus, der nicht Zufall, sondern Fügung Gottes, Ruf der zuvorkommenden Gnade ist und keinen andern Zweck hat, als des Menschen Heil und Gottes Ehre. Innerhalb der allgemeinen Gnadenzeit haben ganze Völker und die einzelnen Menschen wieder ihre besondere Gnadenzeiten: die Zeiten der göttlichen Heimsuchung. Diese Gnadenzeiten muß das geistliche Amt sorgfältig beachten und benutzen, wenn es nicht in falsche Treiberei gerathen soll.

Beilage.

Darüber sagt Löhe: Methodische Hausbesuche fordern auch die Leute zu einer Methode heraus. Willst du sie methodisch kennen lernen, so werden sie sich methodisch zu verstecken wissen. Sie werden damit leicht, du aber desto schwerer das Ziel erreichen. Darum stehe ab von der Methode und halte von vorn herein den Grundsatz fest, daß die ganze Selsorge casual ist, warte auf die Gelegenheiten und nimm derselben wahr."

Aus der Erkentnis der Bedeutung der besondern Fälle im Leben des Menschen für seine Erziehung zum Reiche Gottes ist es hervorgegangen, daß die Kirche dieselben beachtet hat und als eine liebende, sorgende und pflegende Mutter ihren Gliedern mit ihren Gaben nahe tritt, woraus eine Reihe von heiligen Handlungen entsteht, welche zunächst und substantiell freilich liturgisch sind, aber in der protestantischen Kirche durch ihre eigentümliche Art, überall die Aneignung des objectiv Dargebotenen durch den lebendigen Glauben des Subjects zu vermitteln, einen Zusatz von Predigt erhalten, aus welcher der Glaube allein komt; und das ist die Casualrede, welche wesentlich ein Erzeugnis des Protestantismus ist. Sie hat die Aufgabe, die göttliche Gnadenabsicht bei dem sie veranlassenden Erlebnis zu deuten und den Sinn und den Zweck der ihr folgenden heiligen Handlung lehrend darzulegen. Unter den Verhältnissen der gegenwärtigen Zeit erhält die Casualrede noch dadurch eine besondere Wichtigkeit, daß sie oft der einzige Weg ist, wo den der Kirche ganz entfremdeten Menschen das Wort des Heils immer nahe gebracht wird; und es gilt hier vornämlich, das rechte Wort für den Einzelnen zu treffen. Das ist aber nicht das rechte Wort, wenn der Geistliche blos die menschliche Seite des Falles ins Auge faßt, und entweder lobt oder tadelt, oder blos als Hausfreund spricht; es muß Gottes Wort das alles Beherschende sein. Deshalb ist es auch heilsam, ja notwendig, daß die Casualrede einen eignen Text habe, welcher dem Prediger einen sicheren Halt darbietet. Und dieser Text muß so gewählt werden, daß er die Sache trifft und nicht erst durch künstliche Deutung passend gemacht wird. Es ist nicht notwendig, daß dieser Text, wie in der Predigt, erschöpfend ausgelegt werde, es muß nur die Beziehung desselben auf den vorliegenden Fall, aber in discreter Weise, hervorgehoben werden, daß es nicht verletze, anstatt zu erbauen. Und die wahre christliche Liebe wird die beste Führerin auf diesem Wege sein. Daraus ergibt sich, daß die Casualrede eine sehr sorgfältige Vorbereitung erfordert, welche freilich nach den verschiedenen Gaben dessen, der sie zu halten hat, auch eine verschiedene sein wird. In großen Gemeinden, wo eine Menge von Amtshandlungen sich drängen, hat diese Vorbereitung allerdings große Schwierigkeit, doch darf von der Forderung nichts nachgelassen werden, weil jede Art von Leichtfertigkeit mit der Würde der heiligen Handlung durchaus unverträglich ist.

Ref. geht nach diesen allgemeinen Betrachtungen nun auf die einzelnen Casualreden über, faßt aber nur die Tauf-, Confirmations-, Beicht-, Trau- und Grab-Rede ins Auge. Bei der Taufrede muß Beides zum Recht kommen: die Bedeutung des Sacraments und die persönliche Beziehung. Es ist unwürdig, die Taufrede zu einem Erguß der Familiensentimentalität zu machen, aber eben so unnatürlich ist es, von der Freude, der Sorge, der Hoffnung der Eltern bei der Geburt eines Kindes ganz zu schweigen, und wenn gesagt ist, daß nur bei besondern Veranlassungen davon zu reden wäre, so ist zu bedenken, daß die Geburt eines Kindes immer ein wichtiges Ereignis für das Haus ist, welches eine besondere Teilnahme erfordert. Den sacramentlichen Charakter der Taufe aber zu wahren, dazu liegt noch eine besondere Veranlassung in der Zeit, welcher das Bewußtsein von der Bedeutung des Sacraments überhaupt sehr entschwunden ist. Als Text empfiehlt Ref. die Perikopen des Sontags. Was die Confirmationsrede betrifft, so bezieht sich Ref. auf das, was er vor einem Jahre hier über die Confirmation überhaupt vorgetragen und bemerkt nur, daß dieselbe den Zweck haben müsse, teils die Confirmanden auf eine rechte Beantwortung der Confirmationsfragen vorzubereiten, teils die Gemeinde an ihr eignes Confirmationsgelübde und ihre Verpflichtungen gegen diese jungen Christen zu erinnern. Die Beichtrede soll auf den würdigen Genuß des h. Abendmals, ohne welchen kein Segen zu erwarten ist, vorbereiten, und weil die Kirche sonst keine Mittel mehr hat, die Communicanten vor den Gefahren des Gerichts zu bewahren, so darf die Beichtrede nicht allein nicht unterbleiben, wie es wirklich hie und da geschieht, sondern sie hat auch die Bedingungen eines würdigen Abendmalsgenusses, Buße und Glauben, mit Ernst zu predigen. Dabei soll der Geistliche auf die verschiedenen Gemütszustände sehen, in welchen die Communicanten sich befinden, damit er jedem die Arznei reiche, welche ihm gerade heilsam ist, im Allgemeinen wird die Buße am tiefsten und sichersten durch die Hinweisung auf das Kreuz Christi erweckt, wie auch hier am besten die Nachfolge Christi in heiligem Wandel, sonderlich der Liebe zum Nächsten gelernt wird, wozu die Beichtrede auch noch ganz besonders ermahnen soll. Ref. erinnert noch an diejenigen Communionen, bei welchen Leute zu erscheinen pflegen, die sonst gar nicht kommen, wie das bei den großen Abendmalen der osterlichen Zeit der Fall ist; für diese fordert er eine schärfere Vorhaltung des Gesetzes und Rüge der groben Sünden, welche in der Welt im Schwange gehen. Doch muß diese Vorhaltung in der Liebe geschehen, daß die Herzen nicht erbittert werden. Er führt zulezt ein Wort Stiers an: Wenn der Geistliche den Beichtzettel studirend sich für diese jedesmaligen Leute vorbereitet, so muß er gleichsam den Generalnenner der verschiedenen Brüche zu finden suchen im diesmaligen Text und Gang; was freilich eine schwere Aufgabe ist, da man vielfach mit unbekanten Größen zu rechnen hat. Bei der Traurede hat der Geistliche vor allem die Bedeutung der christlichen Ehe, welche die Naturordnung Gottes zu einer himmlischen Gemeinschaft verklärt, welche ihr Gegenbild in der Gemeinschaft zwischen Christo und seiner Gemeinde findet, im Auge zu behalten. Wenn diese in dem liturgischen Teile vornämlich ihren Ausdruck hat, so soll die Traurede die Stellung der zu trauenden Subjecte zu der objectiven göttlichen Ordnung darstellen. Die Belehrung darüber gehört mehr in die Traulectionen oder in die Traupredigt, die Traurede soll vielmehr die Gemüter der Copulanden vorbereiten und erwärmen, daß sie die an ihnen zu vollziehende That mit Gebet an sich geschehen lassen. Ref. erklärt sich gegen die öffentliche Rüge der Sünden gefallener Brautpaare, welche vielmehr in die Besprechung zuvor gehöre. Die Entziehung der kirchlichen Ehren sei

die stärkste Rüge. Recht zweckmäßig findet er die Ausführung des Gedankens, daß wir keinen Anspruch auf Glück haben, dazu überhaupt auf Erden sind, daß wir Gehorsam lernen und üben. Dann führt er zur Warnung noch einige Formulare an, welche die Verkennung der Bedeutung der christlichen Ehe an der Stirn tragen. Was die Grabrede betrifft, so gestatten zwar die alten Kirchenordnungen, des Verstorbenen darin zu erwähnen, sein Gedächtnis zu ehren, und wenn Gott an ihm etwa besondere Gnaden und Gaben in seinem Leben und Sterben bewiesen, mit mäßiger und gottesfürchtiger Erzählung dies zur Erbauung der Lebenden zu melden und zu rühmen. Aber Ref. sagt, es müsse dabei der volle Ernst, wie auch die volle Barmherzigkeit des Wortes des lebendigen Gottes zum Ausdruck kommen. Das allein werde uns vor unbefugtem Canonisiren, wie auch vor unbefugtem Richten und Verdammen bewahren. Durch Halbheit, Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, wie durch Schroffheit und Lieblosigkeit an den Gräbern können die Früchte langjähriger treuer Arbeit in der sonstigen Führung des Amtes zunichte gemacht werden. Vornämlich aber solle man bedenken, daß mehr um der Lebenden als um der Todten willen die Leichenrede gehalten werde. Lehre, Trost, Vermahnung für jene müsse der Hauptinhalt derselben sein. Sentimentale Rührung an den Gräbern seien dem dürftigen Rationalismus zu überlassen, der nicht wisse, daß der Tod der Sünde Sold sei. Man habe sich auch vor der feinsten Vermengung der Wahrheit mit der Lüge zu hüten, wie: daß der Mensch schon dadurch selig, und von allem Uebel befreit werde, daß er sterbe, und daß mehr der Tod als der Erlöser erscheint, wie Christus. Der Tod als der Sünden Sold, Christi Tod, Auferstehung und Gericht müssen in voller Wahrheit immer das Hauptthema der Grabrede sein.

Das waren die vornehmsten Gedanken dieses aus einer reichen Amtserfahrung hervorgegangenen und mit so vielem Fleiß gearbeiteten Vortrags. An denselben schloß sich nun, wie zu erwarten stand, eine längere Besprechung. Es wurde zuerst bedenklich gefunden, was Ref. über methodische Hausbesuche gesagt hatte. Es komme allerdings auf den Sinn an, in dem man solche regelmäßigen Umgänge durch die ganze Gemeinde mache. Mache man daraus ein äußerliches Gesetz, treibe man es ganz äußerlich, so werde freilich nicht viel dabei herauskommen. Trage der Pastor aber seine Gemeinde im Ganzen und Einzelnen betend auf seinem Herzen, so werde ihn die Liebe dringen, einmal zu allen seinen Gemeindegliedern zu gehen und ihnen das Heil anzubieten. Der selige Consistorialrath v. Gerlach habe es sich zur Aufgabe gemacht, daß keiner in seiner Gemeinde sei, an den nicht wenigstens einmal in seinem Leben das Wort Gottes gebracht sei. Es sei vorwurfsvoll, wenn man ein Gemeindeglied begrabe, und man müsse sich sagen, man habe es ohne das Wort Gottes sterben lassen. Bei der Entfremdung so vieler Christen dieser Zeit von der Kirche sei es doppelt notwendig, sie im Hause aufzusuchen, damit nicht ein versäumtes Blut wider uns schreie. Es wurde nun freilich darauf erwidert, teils daß in großen Gemeinden solche regelmäßigen allgemeinen Hausbesuche unausführbar seien, teils daß zu einer willigen Aufnahme des Wortes Gottes eine gewisse Bereitung gehöre, welche eben durch die Heimsuchung Gottes in dem Casus bewirkt werde, wo diese Bereitung fehle, sei das Wort vergeblich. Darauf wurde geantwortet, wenn ein Pastor in seiner großen Gemeinde nicht herum kommen könne, so sei er freilich entschuldigt, desto treuer müsse er sein in der Benutzung der gegebenen Gelegenheiten; vor oder nach der Taufe, der Confirmation, der Trauung, dem Begräbnis dürfe er nicht versäumen, in das Haus zu gehen und seine Botschaft auszurichten, soweit er vermöge. In kleinern Gemeinden dürfe er sich aber nicht darauf beschränken, er könne jedes Haus erreichen und er wisse nie zuvor, ob er nicht eine von Gott bereitete Sele finden werde, denn Gott bereite den Menschen auf mancherlei Weise. Es wurde nun auf das Beispiel des Herrn verwiesen, der gekommen sei, das Verlorne zu suchen, und habe nicht gewartet, bis es Ihn suche. Was aber die Casualreden selbst betrifft, so wurde zuerst bemerkt, daß es noch viele andere Casualreden gebe, als die von dem Ref. bezeichneten z. B. bei Einsegnung der Wöchnerinnen, Einführung von Lehrern, an Königs Geburtstag, besondern Gedenktagen u. s. w. Sodann wurde gefragt, ob es denn durchaus nötig wäre, daß bei allen Casualien vom Pastor noch geredet werde, ob wir nicht vielleicht zu viel reden, und zu wenig liturgisch handeln, ob nicht ein gutes Formular besser sei, als eine flüchtige meditirte Rede, worauf zu antworten ist, daß die Gründe, welche Ref. für die Rede angeführt hat, doch zutreffend sein möchten, indem die Rede auf das Verständnis und Aneignung des Formulars zubereiten soll, was um der geringen christlichen Erkentnis willen, die jezt herrscht, um so notwendiger ist. Es ist aber von dem Ref. ausdrücklich hervorgehoben, daß die Rede nicht flüchtig zu meditiren sei, es müsse ihr eine ordentliche Vorbereitung vorangehen. Da wurde nun freilich bemerkt, eine solche sei nicht immer möglich bei der Menge der Casualien; und es sei besser, sich ordentlich auf die Predigt vorzubereiten, als auf die Casualreden. Darauf wurde erwidert, diese seien eben so wichtig, als die Predigt, zumal man oft Leute dabei vor sich habe, welche selten oder nie eine Predigt hörten, und wenn man sich nur recht zusammen nehme, so werde man wol ein Wort finden für die Casualrede. Ein Bruder verbreitete sich besonders über die Beichtreden. Sie seien die wichtigsten unter allen Casualreden. Man dürfe eine gewisse Sehnsucht nach dem Heil bei denen voraussetzen, welche sich zur Beichte einfänden. Da habe man allezeit anzuknüpfen. Dann müsse man nicht bei dem Allgemeinen stehen bleiben, man müsse möglichst individuell werden nach dem vorliegenden Bedürfnis. Die Fragestücke, die Beichtformel, die Beichtfragen seien recht eingehend zu behandeln, damit das Verständnis, die Aneignung gehörig vermittelt werde. Es wurde dabei auch der Gebrauch der in den Parallelformularen dargebotenen drei Beichtfragen noch ganz besonders empfohlen. Ebenso wurde auf die Wichtigkeit der Absolution noch besonders hingewiesen. Diese müsse in ihrer ganzen Bedeutung vorgestellt, die Fülle der Gnade angeboten und verheißen werden, das fasse das Herz des Sünders am mächtigsten. Noch wurde die Grabrede berührt und beklagt, daß die Wirkung derselben so oft durch die Vorgänge im Sterbehause, die nicht seltene Trunkenheit der Leichenbegleitung so schmählich gehindert werde, worauf erwidert wurde, daß die zeitige Anwesenheit des Pastors im Trauerhause das beste Mittel dagegen sei, wovon erfreuliche Beispiele mitgeteilt wurden. Endlich wurde zu dem Ganzen noch erinnert, daß der Pastor sein Augenmerk auch auf die Personen zu richten habe, zu welchen er reden solle. Er solle zuvor sich ernstlich fragen, ob er alle, die als Pathen angemeldet würden oder als Communicanten, auch zulassen dürfe, ob das geforderte kirchliche Ehrenbegräbnis auch zu gestatten sei; im Ganzen fehle es noch sehr an dieser notwendigen kirchlichen Disciplin, ohne welche die Kirche nicht bestehen könne.

Unser Tagewerk wurde beschlossen durch die Abendandacht, welche

uns mit der theuern Gemeinde, welche uns wieder so gastlich aufgenommen, vereinigte, und in welcher Herr Pastor Mühe aus Quedlinburg vor einer ungewöhnlich großen Versamlung über die Losung des Tages redete.

Am andern Morgen 7 Uhr waren die Brüder versammelt, um dem Herrn ihr Morgenlied zu singen, worauf der Vorsitzende durch eine kurze Betrachtung über die Losung und den Lehrtext des Tages sie zu erbauen und so einen guten Grund für die weitere Verhandlungen zu legen suchte. Hier will ich gleich erwähnen, daß nach der bald folgenden Pause das Gedächtnis eines theuern Entschlafenen gefeiert wurde, welcher besonders in früherer Zeit als ein sehr thätiges Mitglied durch erweckliche Predigten, gehaltvolle Vorträge und wirksame Rathschläge in entscheidenden Augenblicken dem Vereine unvergeßliche Dienste geleistet, das Gedächtnis des in weiten kirchlichen Kreisen dankbar verehrten Inspectors Wallmann. Herr Pastor Gehrmann teilte der Versamlung einen kurzen Abriß seines reichen Lebens mit, und erzählte zulezt, als in der Sterbestunde ein Bruder zu ihm gesagt: „Siehe nun gehst Du ja zum lieben Herrn", habe der Scheidende geantwortet: „Nein, nicht gehen, sondern ich komme als ein armer Wurm gekrochen!" Ich meine aber, grade so ist er aufgefahren mit Flügeln wie Adler, und wer so stirbt, der stirbt wol.

Auf der heutigen Tagesordnung stand ein Vortrag des Superint. Frantz aus Ebendorf mit dem Thema: „die Naturwissenschaft wider die Bibel, und was wir in diesem Streite zu thun haben." Es wird Niemand leugnen, daß dieses Thema eben so zeitgemäß war, als das, welches Herr Professor Wuttke gestern behandelt hatte. Die naturalistische Richtung liegt eben so sehr in unserer Zeit, als die antinomistische, und Beide sind dem Reiche Gottes gleich feindlich. Herr Superint. Frantz hat früher schon als Schriftsteller diesen Kampf aufgenommen, jedoch in einer Weise, welche von der gewöhnlichen Kampfesart auf diesem Gebiete abwich. Er ist ein Widersacher des von Gläubigen und Ungläubigen mit wenigen Ausnahme anerkanten Kopernikanischen Weltsystems, und seine ganze Naturanschauung ist eine andere, als die, in welcher ganz neuerlich Luthardt noch jene unchristliche rationalistische Zeitrichtung bekämpft. Das konte aber kein Grund sein, seine Argumente nicht zu hören, um so weniger, als die Naturwissenschaften noch lange nicht zum Abschluß gekommen sind, das Wort Gottes aber, auf welches er sich allein beruft, die ewige Wahrheit ist.*) Sein Vortrag war so umfangreich, daß wir hier nur einen kurzen Abriß davon geben können. Wir wollen indeß den charakteristischen Anfang, welcher an Jesaia 36, 1—10 anknüpfte, ganz wiedergeben, damit die Leser auch eine Probe seiner markirten Darstellung haben. Ref. begann so: „Wie hier die Heere des Sanherib vor Jerusalem, so liegen auch jezt um die Stadt des lebendigen Gottes Feinde, und lästern wie diese. Sie lästern und bestreiten die Heiligtümer der Kirche mit Gründen und Waffen, die sie aus der Natur, aus dem Werke der Schöpfung hergenommen haben. Sie haben die ganze Schöpfung mit einer falschen Weisheit und Wissenschaft in eine Maschine verwandelt, in welcher das Getriebe durch mechanische Kräfte entsteht und vergeht. Sie vereinerleien Himmel und Erde, machen keinen Unterschied zwischen abgeleiteten und Ur-Phänomenen, wenden auf alle das misverstandene logische Causalitätsgesetz an, suchen für alles einen hypothetischen Grund, den der mechanische Verstand so erfindet, daß er als Fundament einer mathematisch-constructiven Methode dienen kann, und wenn der mathematische Calcül die Hypothese bewährt, wird sie ohne Weiteres zu einer physikalischen Thatsache, zu physikalischen Gesetzen erhoben, in welchen das Geheimnis des ganzen Universums stecken soll. Das Geheimnis ist ihnen aber nicht mehr verschlossen; sie meinen es im mathematischen Calcül oder in künstlichen Apparaten und Experimenten ergründet zu haben und sprechen es aus in Resultaten, an deren Wahrheit und Richtigkeit sie mit solchem Aberglauben hangen, daß sie darin eine nur zu reiche Rüstkammer zu besitzen meinen, aus welcher sie die Waffen herbeischleppen, mit welchen sie den Glauben und die Doctrin der Kirche bekämpfen zu können glauben, ja sie halten die Waffen für so gewaltig, daß sie, auch ohne den Kampf ernstlich begonnen zu haben, den kirchlichen Glauben für überwunden erklären und höhnend lästern: Was ist das für ein Trotz, auf den ihr Bibelgläubigen euch verlasset? Verlasset ihr euch etwa auf den Patrimonialstaat, auf Polizei, oder auf den Rohrstab eures Königtums von Gottes Gnaden? Oder wollt ihr sagen: wir verlassen uns auf den Herrn, unsern Gott? Ist das nicht der, dessen Altäre so manche unter euch, die da wollen die Besten und Klügsten sein, abgethan und die Götzen ihrer Vernunft und Kritik darauf gesezt haben und dann zu ihren Schülern sprechen: Vor diesen Altären sollt ihr anbeten. Wir wollen euch 2000 Rosse senden und sehen, ob ihr die ausrüsten könt, die darauf reiten. Wir wollen euch wol auch die 2000 Gründe und Beweise aus unserer Kunst und Naturwissenschaft senden und abwarten, ob ihr könt damit fertig werden. Ja, wo wollt ihr bleiben vor einem einzigen Hauptmann unsers Herrn, vor einem Kopernikus, Kepler oder Newton! Dazu sind wir auch nicht ohne den Herrn hergezogen, dies Land zu verderben. Wir kommen im Namen der öffentlichen Bildung und Civilisation, das Land der Pfaffen und Finsterlinge auszunehmen, wie ein Vogelnest, und wie die Lästerungen weiter heißen mögen. Nun, gemach, ihr Herren, so rasch geht es nicht, es kann euch noch mancher Ring in die Nase gelegt werden, daß ihr herumziehet des Weges, da ihr gekommen seid. So antworten wir im Namen des Herrn den Feinden, die so, wie der Rabsake von Lachis lästern wider den Herrn und sein Wort. Der Herr aber spricht zu uns: Fürchtet euch nicht vor den Worten, womit euch die Knaben der modernen Fetischdiener lästern. Denn freilich gegen die heiligen Menschen Gottes, welche geredet haben, getrieben von dem h. Geist, sind sie, auch wenn sie noch so berühmte Namen haben, doch nur Knaben, und Buben obenein, wenn sie lästern, wovon sie nichts verstehen. Allerdings haben sie Schutt genug zusammengetragen, womit sie zum Schrecken, zum Aergernis, zur Betrübnis aller Freunde der Schrift die Wasser Siloah, die still gehen, zu verschüt-

*) Es wäre aber doch wol zu wünschen gewesen, daß, wenn dieser Vortrag einmal gehalten werden sollte, doch auch für eine tüchtige Vertretung der auch unter den Offenbarungsgläubigen herschenden und namentlich von allen gläubigen Männern der Naturwissenschaft, die für uns hier Autorität sind, vertretenen Ansicht gesorgt worden wäre. Es ist sehr bedenklich, wenn auf einer Pastoralconferenz singuläre Ansichten das lezte Wort behalten, ganz besonders, wenn diese Ansichten auf einem Gebiete liegen, worin die Theologie als solche gar nicht competent ist. Denn das liegt am Tage, daß die Schrift über die vorliegende Frage nichts entscheidet. Daß man in der Stelle des Buches Josua mit Unrecht eine solche Entscheidung gesucht hat, ist früher in diesen Blättern eingehend nachgewiesen worden.

Anm. der Red.

ten sich anstrengen, es ist aber in ihrer Wissenschaft nicht ein Quentlein Wahrheit, die begründet und mächtig genug wäre, die Schrift zu widerlegen u. s. w."

Was Ref. zuvor über den Charakter der modernen Naturwissenschaft gesagt, dafür citirt er nun Autoritäten, sezt es eines Weitern auseinander und komt dann auf die Astronomie. Bis auf Newton sei sie nur eine mathematische Wissenschaft gewesen. Seitdem er aber die Bewegung der Planeten durch die Fiction von Gravitationskräften zu erklären gesucht und also dafür einen physikalischen Grund annahm, habe die Astronomie sich auch confundirend in die Physik eingemengt. Er sei zwar noch so ehrlich gewesen, zu erklären, daß die Gravitationskräfte mit einer so furchtbaren Gewalt wirken müßten, daß die Planeten dadurch zertrümmert würden, wenn nicht das ganze Weltsystem im Sensorio Gottes ruhe, so daß also nur unter einer beständigen Assistenz Gottes die Bewegung durch die Centralkräfte möglich sein würde, was im Grunde nichts anderes hieß als: die von Gott geordnete Bewegung suche ich mir durch Centralkräfte zu erklären. Laplace und Kant aber haben mit Weglassung dieses höhern Moments zu erreichen gesucht, daß sich die Weltmaterie unter gegebenen Bedingungen durch die Newtonschen Centralkräfte notwendig zu dem Sonnensystem habe entwickeln müssen; sie haben damit die Schöpfung in einen mechanischen Prozeß der Naturkräfte verwandelt und sich damit von der biblischen Anschauung losgesagt. Auf dieser Bahn sei es weiter gegangen. Hatte man die Kräfte gefunden, welche einen so massiven Körper, wie die Erde, mit rapider Gewalt um die Sonne schleudern, so habe man den Mond für einen eben so massiven Körper gehalten und habe durch telescopische Beobachtungen herausgebracht, daß er eine ausgebrante Schlacke sei, und überall Berge vulkanischer Natur, Krater und Lavaströme gesehen. Bald habe es festgestanden, daß die Sonne ursprünglich den Kern eines Nebels gebildet, der sich um seine Axe bewegte und weit über die Bahn aller damals noch nicht vorhandenen Planeten hinausreichte. Die Temperatur der Sonne habe allmälig abgenommen, und da sie sich durch Abkühlung zusammenzog, so habe auch ihre Axendrehung in demselben Verhältnis an Geschwindigkeit zugenommen und Zonen von Dünsten und Nebeln wurden durch das Uebergewicht der Centrifugalkraft über die Centralattraction allmälig fortgeschleudert; durch Verdichtung dieser abgesonderten Massen bildeten sich Planeten und Satelliten. Diese Umbildung gasförmiger Materie in Planeten wurde dann nicht blos auf unser Sonnensystem beschränkt, sondern durch sie wurde auch die Bildung der im Weltall zerstreuten unzähligen Myriaden von Sonnen und Welten erklärt. Der mechanische Verstand, welcher auf diese Weise die Welt in eine große Maschine verwandelte, welche aus ursprünglichen Atomen durch die bewunderten mechanischen Kräfte die Weltkörper geformt, wurde als die Blüte des menschlichen Geistes, als der Träger und Cultivateur aller Intelligenz und Aufklärung gepriesen, der nun in eben dieser Weise auf dem Gebiete anderer Wissenschaften, und namentlich der Politik, operirte und Constitutionalismus und Liberalismus erzeugte. So nent Ref. die moderne Astronomie die höhere Bildungsschule des neueren Unglaubens und geht dazu über, wie die Theologie sich zu dieser Entwicklung der Naturwissenschaften verhalten habe. Er weist dabei auf „Carl v. Raumers Kreuzzüge", welches Buch er dringend zur Beachtung empfiehlt. Er sagt dann, wie selbst einem Schleiermacher jene Entwicklung so imponirt habe, daß er an Lücke geschrieben: „Wenn Sie den gegenwärtigen Zustand der Naturwissenschaft betrachten, wie sie sich immer mehr zu einer umfassenden Weltkunde gestaltet: was ahnet Ihnen von der Zukunft, ich will nicht einmal sagen, für unsere Theologie, sondern für unser evang. Christentum?" — — „Was wollt ihr thun", ruft er aus, „wollt ihr euch von der Wissenschaft so blockiren lassen? Soll der Knoten der Geschichte so auseinander gehen, das Christentum mit der Barbarei, und die Wissenschaft mit dem Unglauben?" — — Ref. nent dann Herder, der die unsinnige Hypothese eines Büffon, daß die Erde ein weggeschleuderter, noch nicht ganz verglüheter Trümmer eines Feuerballs sei, einen riesenhaften Gedanken genant, und fragt: Woher denn auf diesen noch nicht verglüheten Trümmern organisches Leben, Ganzheit und Ordnung herkäme, zur Welterzeugung bedürfe es keiner Kohlenbecken. Ausführlicher referirt er aus dem zur Zeit der Freiheitskriege von Tausenden gelesenen Buche des Braunschweigischen Pastors Ballenstedt über die Urwelt. Derselbe sagt hier unter Anderm: „Der mosaische Bericht vom Paradiese verdient nicht einmal die Beachtung, welche den Metamorphosen Ovids zu schenken ist. Die mosaische Chronologie ist eine Anmaßung eines unwissenden Volks, wie die Ebräer waren. Wer weiß, daß der Granit einen Zeitraum von 50—60,000 Jahren braucht, um zu verwittern, und doch auf dem Brocken verwittert ist, der wird im Stande sein, sich einen deutlichen Begriff von der Dauer unsers Weltkörpers zu machen. — Die Natur mußte erst viele Vorbereitungen und Versuche machen, ehe sie ihrem Werke die Krone aufsetzen konte, und diese Krone waren die ersten Menschen, ganz brutale, sinliche, thierische, rohe und wilde Menschen, Halbmenschen, ja der Urmensch stand vielleicht auf einer Stufe, worauf jezt die Affen gegen uns stehen. Jedes Klima und jeder beträchtliche Landstrich brachte gleich Anfangs seine ihm eignen Arten von Menschen, Affen, Hunden hervor u. s. w." Und ein Werk dieser Art galt damals selbst in der Theologie für eine Autorität, und die Theologie fuhr fort, vor den Leichtfertigkeiten der Naturwissenschaften die Flucht zu ergreifen. Der Generalsup. Bretschneider sagt, die Sündflut, welche alle Berge überströmt haben soll, erkenne man jezt, wo man den Erdball und die Gesetze der Meereserhebung erforscht, als etwas mathematisch Unmögliches. Die Astronomie habe in die Begriffe des Altertums von Himmel, Erde, Hölle, Auferstehung, Gericht und Ende der Welt, die noch zur Zeit der Reformation unverändert waren, auflösend eingegriffen. Da man nicht nachweisen könne, wo die Seele Christi, da er im Grabe lag, verweilt habe, so liege der Gedanke nahe, daß Christus nur scheintodt gewesen sei.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 24. Mai. № 41.

Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst.

Daß wir nicht in ein fremdes Amt greifen, wenn wir von der Todesstrafe reden, zeigt schon die aus der heiligen Schrift entlehnte Ueberschrift. Die Kirche hat direkt mit Todesurteilen und Todesstrafen nichts zu thun, diese sind Sache des Staates. Aber die lezten Gründe des Staates nicht minder wie der Kirche ruhen auf der heiligen Schrift, die speciell in Bezug auf die Todesstrafe die ausdrücklichsten und nachdrücklichsten Weisungen enthält, und es ist die Pflicht der Diener und Organe der Kirche, diese Aussprüche auszulegen, einzuschärfen, und vor ihrer Verletzung zu warnen. Die Ev. K. Z., zu deren Wesen es gehört, mit gleicher Entschiedenheit der unbefugten Einmischung der Kirche in das politische Gebiet entgegenzutreten, und einer schriftwidrigen Verengerung ihrer Gränzen nach der Seite des Staates hin, hat schon früher dieser Pflicht nach Kräften zu genügen gesucht. Im Jahrg. 35 erschien ein Aufsatz: „Das Gesetz der Todesstrafe in seinem Verhältnis zur Offenbarung des Alten und Neuen Bundes" von Dr. von Harleß. Im Anschluß daran schrieb im Januarhefte des Jahres 36 Senator v. Meyer seine Bemerkungen „über die Todesstrafe." Der Agitation des J. 48 gegen die Todesstrafe, die keine zufällige war, sondern eine durch den revolutionären Charakter des Jahres selbst gegebene, wie schon daraus erhellt, daß regelmäßig mit dem Aufschwunge der Revolution der Angriff gegen die Todesstrafe Hand in Hand geht, traten die beiden Aufsätze des Jahrg. 48: „die Todesstrafe und ihre Gegner", von dem seligen Präsidenten Göschel, und: „die Todesstrafe im Lichte des göttlichen Wortes", von Prof. D. Steinmeyer, entgegen, dann auch das Vorwort des J. 49. Jezt die Sache von Neuem wieder aufzunehmen werden wir nicht blos dadurch veranlaßt, daß die Abschaffung der Todesstrafe einen unveränderlichen Bestandteil des Programmes des Humanismus bildet, des Hauptfeindes der Kirche in unserm Zeitalter, eine Kirchenzeitung aber immer von Zeit zu Zeit auf alle die Themata zurückkommen muß, bei denen sich Humanismus und Bibel im Gegensatze befinden. Wir haben noch einen besondern Anlaß darin, daß die Agitation gegen die Todesstrafe in den lezten Monaten wieder an den verschiedensten Punkten, in Weimar, in Würtemberg, in dem Königreiche Italien, auch in einer Rede Lord Russel's im Englischen Parlamente hervorgetreten ist und bedeutende Erfolge errungen hat, Erfolge, die an den Schwindel des Jahres 48 erinnern, in dem die Nationalversamlung in Frankfurt die Todesstrafe abschaffte. Solche Bestrebungen nun sind in sich ohnmächtig. Die Todesstrafe hat eine elastische Natur. So oft sie abgeschaft worden, ist sie auch wieder zurückgekehrt und zwar nach gar kurzer Frist, von dem alten Aegyptischen Könige Bocchoris an, der an die Stelle der Todesstrafe Schanzarbeit und Schiffziehen auf dem Nile sezte, aber bald durch das Ueberhandnehmen der Mordthaten genötigt wurde, sie wieder herzustellen. Aber in der Zwischenzeit kann doch schon viel Schaden geschehen, und von noch größerer Bedeutung ist, daß die segensreiche Wirksamkeit der Todesstrafe durch die klare und lebendige Erkentnis ihres göttlichen Fundaments bedingt ist. Sie hat etwas von einem „öffentlichen Morde" an sich, wenn sie nur geübt wird, um den nachteiligen Folgen ihrer Unterlassung zu entgehen. Dann wird mit der Loslösung der Todesstrafe von ihrem Fundamente auch der Begriff der Strafe überhaupt verdunkelt und damit dem öffentlichen Wesen ein schwerer Schade zugefügt.

Wir geben zuerst zur allgemeinen Orientirung einen geschichtlichen Ueberblick.

Die Aussprüche der heiligen Schrift über die Todesstrafe sind so klar und bestimt, daß wir von vornherein erwarten müssen, das Recht und die Pflicht derselben von den eigentlichen Kirchenvätern anerkant zu sehen. Und so ist es auch in der That. Hieronymus sagt zu Jes. 13: „nicht ist grausam, wer die Grausamen erwürgt", zu Jes. 22: „Mörder und Heiligtumsschänder und Giftmischer zu strafen ist nicht Blutvergießen, sondern das Amt der Gesetze", und im 4. B. des Commentares zu Ezechiel: „Wer die Bösen schlägt in dem, worin sie böse sind, und Werkzeuge der Tödtung hat, um die Schlechtesten umzubringen, ist Gottes Diener." Augustinus im ersten Buche des Werkes von der Stadt Gottes C. 17 äußert sich also: „Gegen das Gebot: du sollst nicht tödten, handelten keineswegs diejenigen, welche auf Gottes Weisung Kriege führten oder als Träger der öffentlichen Gewalt nach dem Rechte des Gesetzes, d. h. nach dem Befehle des gerechtesten Grundes die Missethäter mit dem Tode bestraften." Und Gregor der Große erklärt sich ebenso: „Es wird durch jenes Gebot verhindert, daß Jemand sich auf eigne Hand zum Tode eines Andern bewaffnet, nicht aber, daß

auf Geheiß des Gesetzes die Schuldigen dem Tode überantwortet werden. Denn wer mit der öffentlichen Gewalt bekleidet im Dienste des Gesetzes selbst die Bösen tödtet, der ist nicht ein Uebertreter jenes Gesetzes und nicht ausgeschlossen von dem himlischen Vaterlande."

Die dem entgegen die Todesstrafe verwerfen, sind nur solche, die auch sonst keinen sichern kirchlichen Tact bewähren und in mannigfache Abirrungen verfallen, so daß sie nicht zu den eigentlichen Kirchenvätern gerechnet werden. So besonders Tertullian, nach dem kein Christ ein Todesurteil fällen oder auch nur Jemanden einschließen darf, und Lactanz, welcher sagt (B. 6 C. 20): „Der Gerechte darf Niemand auf Leib und Leben anklagen, weil es keinen Unterschied macht, ob du mit dem Eisen oder mit dem Worte tödtest: denn die Tödtung selbst wird verboten. Daher darf man bei diesem Gebote durchaus keine Ausnahme machen. Einen Menschen zu tödten ist immer Unrecht. Gott wollte, daß dieser ein heiliges Wesen sei." Diese Männer, die nicht minder auch den Krieg unbedingt verwerfen, ließen sich im Angesichte der Grausamkeit und des Blutdurstes der heidnischen Obrigkeit um so leichter zur Einseitigkeit fortreißen, da sie die Ströme des Märtyrerblutes vor Augen hatten. „Wer leistet mir Bürgschaft dafür" — sagt Tertullian selbst (de spectac. c. 19) —, „daß immer nur Schuldige zu den wilden Thieren und zu jeder andern Lebensstrafe verurteilt werden?" Und bei Lactanz zeigt der Zusammenhang, in dem er die schon angeführte unrichtige Ansicht ausspricht, recht deutlich, wie er zu ihr kam. Er schildert, wie die Uebelthäter in den Theatern vor einer schaulustigen Menge und vor den obrigkeitlichen Personen selbst von den wilden Thieren zerrissen werden oder unter einander so lange kämpfen müssen, bis sie ihren Wunden erliegen. Er nent das mit Recht „öffentlichen Mord" und sagt: „wer es für eine Lust erachtet, wenn ein auch mit Recht verurteilter Mensch vor seinen Augen erwürgt wird, der befleckt sein Gewissen." Im Angesichte so furchtbarer Entartung den Blick für das Wesen rein und ungetrübt zu erhalten, das war nur solchen vorbehalten, in denen die Kirche ihre eigentlichen Väter verehrt. Aber auch diese versezten die Wahrheit mit Irrtum und es zeigt sich hier recht deutlich, daß die Reformation ihren Namen nur dann mit Recht führt, nur dann als eine bloße Wiederherstellung betrachtet werden kann, wenn man bis auf die heilige Schrift zurückgeht. Auf die Kirchenväter gesehen, stellt sich die Reformation hier, wie in so vielen andern wichtigen Punkten, als ein wesentlicher Fortschritt dar, nicht als eine bloße Herstellung. Erst durch die Reformation wurde die klare Einsicht gewonnen in den Unterschied des Gesetzes und des Evangeliums, und also verhütet, daß man den bösen Buben zu Gute kommen ließ, was nur denen bestimt ist, an denen das Gesetz seinen Dienst gethan. Erst durch die Reformation wurden auch die Gränzen zwischen Staat und Kirche klar und fest erkant, dem ersteren ein scharf abgegränztes Gebiet göttlicher Berechtigung zugewiesen, in das die Kirche keine Eingriffe und Uebergriffe machen darf.

Die Kirchenväter erkanten zwar an, daß die Obrigkeit das

Recht zur Verhängung der Todesstrafe besitze, aber sie meinten, der Geist des N. T. müsse dazu geneigt machen, daß man Gnade für Recht ergehen lasse, und es sei die Aufgabe der Kirche, als der eigentlichen Trägerin dieses Geistes, die mit dem Schwerte bewaffneten Hände der Obrigkeit festzuhalten, die Strafe in ihrem Laufe zu hemmen und sich die ihr Verfallenen zur Besserung übergeben zu lassen.

Ambrosius in einem Briefe vom J. 388 an Theodosius (epist. l. 1 ep. 40) erklärt sich dem Kaiser zum Danke verpflichtet, daß er auf seine Fürbitte sehr viele von der Verbannung, dem Kerker, der Todesstrafe befreit habe. Das gibt an sich zu keinen Bedenken Anlaß. Es lassen sich Fälle denken, in denen noch bis auf den heutigen Tag die Kirche in ihren höchsten Würdenträgern die Pflicht haben würde, sich für Verurteilte zu verwenden. Man denke nur an bekante Ereignisse in dem Leben Friedrich Wilhelms I. „Das höchste Recht, das höchste Unrecht", das mußte besonders oft in den ersten Zeiten des Ueberganges der Obrigkeit vom Heidentum zum Christentum stattfinden, in denen die alten heidnischen barbarischen Traditionen noch mächtig nachwirkten. Es ließe sich denken, daß es sich in den von Ambrosius berührten Fällen in Wahrheit nur um Handhabung der Gerechtigkeit handelte, deren offenbare Verletzung zu strafen ein Hofprediger noch bis auf den heutigen Tag heilig verpflichtet sein würde.

Aber auf eine andere Ansicht von der Sache werden wir durch die entfalteteren Aeußerungen des Augustinus geführt. Dieser nimt die Verwendung für Verbrecher der schlimsten Art als ein Recht der Kirche in Anspruch. Von besonderem Interesse ist in dieser Beziehung der Briefwechsel zwischen ihm und Macedonius, opp. t. 2 epist. 152 — 154. Der leztere hatte auf Verwendung des Augustinus einen Verbrecher bereitwillig freigegeben, erlaubt sich aber doch die bescheidene Anfrage, ob denn wirklich nach der Lehre der Kirche die Bischöfe das Recht hätten, sich für die Schuldigen zu verwenden. „Ihr behauptet" — sagt er —, „es sey die Pflicht eures Priestertums, sich für die Schuldigen zu verwenden, und wenn ihr das Verlangte nicht erhaltet, so achtet ihr euch für beleidigt und in den Rechten eures Amtes gekränkt." Augustinus antwortet: „Die Besserung der Sitten findet nur in diesem Leben statt. Denn danach wird jeder das empfangen, was er in diesem Leben sich verdient hat. Daher fühlen wir uns aus Liebe zu dem menschlichen Geschlechte gedrungen, uns für die Schuldigen zu verwenden, damit sie nicht endloser Strafe anheimfallen, wenn ihnen dieses Leben durch die Strafe entzogen wird." Er beruft sich zu Gunsten der Verbrecher auf die Geschichte von der Ehebrecherin: „der Herr selbst verwandte sich bei den Menschen, daß die Ehebrecherin nicht gesteinigt würde, und hat also uns auf diese Weise die Pflicht der Verwendung ans Herz gelegt." Er weist hin auf das Vorbild Gottes, der seine Sonne scheinen lasse über Gerechte und Ungerechte, sogar, mit völliger Verkennung der Stellung der Obrigkeit, auf das: liebet eure Feinde u. s. w. Er ruft aus: „Schone der Bösen, guter Mann!" Er beschränkt sich nicht

etwa darauf, die Verwandlung der Todesstrafe in eine mildere zu verlangen, sondern er begehrt, daß die Verbrecher ohne Weiteres von der Obrigkeit der Kirche übergeben werden. Das Strafrecht der Obrigkeit soll nach seiner Meinung nur dazu dienen, die Milde der Kirche recht ins Licht zu stellen, der Schatten des Staates soll das Licht der Kirche um so heller strahlen lassen. „Deshalb" — sagt er — „sind die Königliche Gewalt und das Strafamt des Richters nicht umsonst eingesezt: denn die Wolthaten der sich Verwendenden und der Schonenden sind um so angenehmer, je gerechter die Strafen der Verbrecher sind. — Es nüzt eure Strenge, durch deren Dienst auch unsere Ruhe befördert wird, es nüzt auch unsere Verwendung, durch deren Dienst auch eure Strenge gemäßigt wird." Macedonius ist von so tiefer Verehrung für den großen Bischof erfüllt, daß er sich in der Antwort durch eine Ausführung für überwunden erklärt, welche recht deutlich zeigt, wie unsicher man auch noch in dem Zeitalter der Kirchenväter in wichtigen Fragen umhertappte.

Donatistische Uebelthäter hatten sich gräuliche Mordthaten und Verstümmelungen zu Schulden kommen lassen. Augustinus verwendet sich für sie in einem Schreiben an den Proconsul Apringius, ep. 133. Zuerst bittet er auf das Dringendste, daß ihnen nicht Gleiches mit Gleichem vergolten werde. Dann sagt er: „es ziemt sich, daß du dem Befehle des Bischofs Gehör gibst. Als Christ bitte ich den Richter, und als Bischof mahne ich den Christen." „Wir lesen zwar, daß der Apostel von euch gesagt hat, daß ihr nicht ohne Ursache das Schwert führet, und daß ihr Gottes Diener seid zur Rache über die Uebelthäter, aber eine andere Sache ist die des Staates, eine andere der Kirche. Die Verwaltung des Staates muß sich des Schreckens bedienen, dagegen die Kirche muß sich durch ihre Milde empfehlen." — „Empfiehl die Milde deiner Mutter, denn wenn Du es thust, thut es die Kirche, wegen deren du es thust und als deren Sohn du handelst."

Es war ein Glück, daß der Selbsterhaltungstrieb des Staates und der den Römern eigentümliche Rechtssinn diesen gefährlichen Grundsätzen einen Damm entgegensezte, so daß sie im Ganzen keinen sehr bedeutenden Einfluß erlangten. In der Kirche aber gelangten sie besonders durch die Auctorität des Augustinus zu festem Bestehen, und ihre Wirkung hat sich noch vor Kurzem darin gezeigt, daß in Würtemberg die Katholischen Bischöfe, welche Mitglieder der ersten Kammer sind, vor dem Beginne der Berathung über die Todesstrafe den Saal verließen, während es ihre Pflicht gewesen wäre, dem Aergernisse entgegenzutreten, welches ein der Evangelischen Kirche angehöriger Prälat durch Bekämpfung der Todesstrafe gab. Es kam in dem Zeitalter der Kirchenväter mehrfach so weit, daß die Mönche sich zusammenthaten und die Verbrecher auf dem Wege zur Hinrichtung mit Gewalt befreiten. Oeffentliche Gesetze mußten dagegen erlassen werden. Man eröffnete den Mördern Asyle in den Kirchen. Es wurde bestimt, daß solche, die an einem Blutgerichte teilgenommen haben, nicht zum geistlichen Stande zugelassen werden sollen. Auch im Mittelalter behaupteten sich diese

Grundsätze. Alle Scholastiker erkennen das göttliche Recht der Todesstrafe an, aber die Kirche hielt sich für berufen, hemmend in den Lauf der Gerechtigkeit einzugreifen. Der heil. Bernhard kam eben dazu, als ein Räuber hingerichtet werden sollte und entzog ihn der Strafe mit der Erklärung, daß er ihn durch eine lange Buße sterben lassen wolle. „Die Kirche dürstet nicht nach Blut", das ist der kürzeste Ausdruck für diese gesamte Tendenz der Kirche. Möchte nur bei ihr nicht die erbarmungslose Härte gegen die Gottesfürchtigen so oft mit dieser falschen Weichherzigkeit gegen die Verbrecher Hand in Hand gegangen sein! Die Folgen der lezteren haben sich besonders in dem Kirchenstaate zu Tage gelegt, wo keine selbständige bürgerliche Gewalt der Wirksamkeit der falschen Grundsätze entgegentritt. Die strengen und vielleicht überstrengen Maßregeln, welche da Sixtus V. gegen die Banditen ergriff, waren nur Ausnahme, Regel war durch die Jahrhunderte hindurch, daß die Gnade der Gerechtigkeit in den Zügel fiel, und besonders dadurch ist die Bevölkerung so heillos verdorben worden, wie jezt vor Augen liegt.*)

Wie haben wir Ursache Gott zu danken, daß er uns durch die Reformation aus der Gewalt solcher Irrtümer befreit hat! Die Anführung einer einzigen Stelle aus Luthers Werken (W. W. 9, 575) genügt uns die Bedeutung dieses Fortschrittes vor Augen zu stellen, der unter Anderm auch ein solcher auf dem Gebiete des gesunden Menschenverstandes und der nüchternen Betrachtung der wirklichen Verhältnisse ist, woran es der immer in den Lüften schwebenden mönchischen Richtung so sehr fehlt! „Das ist das nötigste in der Welt", sagt Luther, „daß man ein streng weltlich Regiment habe. Die Welt kann nicht regiert werden nach dem Evangelio: denn das Wort ist zu wenig und zu enge, ergreifet wenige, der tausende Mann nähme es nicht an; darum kann man kein äußeres Regiment damit anrichten. Der heilige Geist hat einen kleinen Haufen; die Anderen sind alle Huren und Buhlen, die müssen ein weltlich Schwert haben. Wo weltlich Regiment ihr Amt nicht strenge braucht, so reißt ein Jeder zu ihm in seinen Sack. Alsdann folgt Aufruhr, Morden, Kriegen, Weib und Kinder schänden, daß Niemand sicher leben möchte. Herr Omnes ist nicht Christen. Die Strafe muß bleiben, daß die Anderen in Furcht gehalten werden und die Frommen das Evangelium mögen hören und ihre Arbeit auswarten, damit Jedermann stille und zur Ruhe sei. Die Apostel haben große Sorge für das weltliche Schwert gehabt."

---

*) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen, Papstum und Kirchenstaat, S. 577. 616. „Der Priester", heißt es dort u. A., „ist als solcher vor Allem Diener und Herold der Gnade, der Vergebung, des Strafnachlasses; er vergißt daher allzuleicht, daß in menschlichen Verhältnissen das Gesetz taub und unerbittlich ist, daß jede Beugung des Rechtes zu Gunsten des einen sich in eine Beschädigung eines oder vieler Anderer oder der ganzen Gesellschaft verwandelt; er gewöhnt sich allmälig reine Willkür über das Gesetz zu stellen. Die einmal betretene abschüssige Bahn führt unaufhaltsam weiter. — Man kent dort nicht die ruhige, feste, für Regierung und Untergebene gleichmäßig bindende Herschaft und unantastbare Heiligkeit des Gesetzes."

Diese Anschauungen wurden in den Kirchen der Reformation die unbedingt herschenden. Recht und Pflicht der Obrigkeit zur Verhängung der Todesstrafe wurde überall anerkant. Joh. Gerhard z. B., in dessen großem dogmatischen Werke dieser Gegenstand mit musterhafter Umsicht und Gründlichkeit behandelt wird, sagt: „Die Obrigkeiten führen das Schwert mit göttlicher Auctorität und sind, wenn sie Rache üben, Gottes Diener; darum sollen sie auch von fremdem Gute nicht allzu freigebig sein, und nicht durch zu große Nachsicht und Milde Anlaß geben zur Mehrung der Verbrechen."

Auch die Evangelische Theologie unseres Jahrhunderts ist in dieser Beziehung den Grundsätzen der Reformation in erfreulicher Weise treu geblieben. Die Todesstrafe wird nicht minder wie von Harleß, Sartorius und Wuttke, auch von Daub, R. Rothe, Nitzsch und selbst von dem rationalisirenden v. Ammon verteidigt. Dieser sagt in der Sittenlehre: „Man kann viel eher behaupten, daß eine zu weiche und die Verbrecher häufig begnadigende Regierung Blutschulden über das Land häufe, als die zu strenge. — Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst, und wo sie es nicht braucht zur Strafe, macht sie sich selbst der Sünde teilhaftig, die sie nicht rügt." Hand in Hand mit den Theologen gehen in dieser Beziehung die Philosophen Kant und Hegel, welche im Einklange mit der heiligen Schrift und unter dem unverkennbaren Einflusse der Kirche die Notwendigkeit der Todesstrafe bei dem Morde aus dem Principe der Vergeltung ableiten.

Als Gegner der Todesstrafe traten nach dem Beginne der Reformation zuerst die Anabaptisten auf. Da ihnen jede Einsicht in das Wesen der Obrigkeit abging, so meinten sie die Todesstrafe sei gegen die zehn Gebote: „du sollst nicht tödten", und ebenso gegen das Vaterunser: „vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern." Den Anabaptisten schlossen sich die Socinianer an. Die Wurzel war hier das Fehlen jeder tieferen Sündenerkentnis. Ihre Abneigung gegen die Todesstrafe ging aus demselben Grunde hervor, aus dem ihre Polemik gegen das sühnende Leiden Christi. Sie konten die Gräulichkeit des Mordes nicht verstehen, und also auch nicht die Berechtigung einer so schweren Strafe. Der leichtfertige Thomasius verteidigte unter lebhaftem Widerspruche der Theologen das unbedingte Recht der Fürsten zur Begnadigung der Mörder. J. D. Michaelis, der dies angebliche Recht darauf begründete, daß Gottes Gesetz nur für die Juden verbindlich sei, wurde eingehend von dem Anhalter Theologen de Marees widerlegt in der Schrift: „Untersuchung der Verbindlichkeit der göttlichen Gesetze von der Todesstrafe des Mörders."

Doch das waren nur die Vorläufer. Den eigentlichen Sturm gegen die Berechtigung der Todesstrafe unternahm der Humanismus, die Lehre, welche den Menschen ganz auf sich selbst stellt und von dem geoffenbarten Gotte nichts wissen will. Seit der Schrift des Italieners Beccaria, eines Zöglings Voltaire's und der Encyclopädisten, von den Verbrechen und von den Strafen, erste anonyme Ausgabe, Monaco 1764, auch in mehreren deutschen Uebersetzungen, wurde die Verwerfung der Todesstrafe gradezu in das Programm der Partei aufgenommen. Es ist nicht zu verkennen, daß der Humanismus durch die Notwendigkeit seines Wesens zu diesem Kampfe veranlaßt wurde.

Der Humanismus hat, wenn überhaupt noch irgend eine Gotteserkentnis, so doch eine so dürftige, daß er Gott von den menschlichen Dingen fast ganz ausschließt. Ein Herabsteigen Gottes in die irdischen Verhältnisse, eine Bekleidung der Obrigkeit mit seiner Auctorität ist ihm etwas durchaus fremdartiges, unzugängliches. So verliert er das notwendige Fundament für die Todesstrafe. Er operirt mit Gründen, wie die (Mittermaier, die Todesstr., Heidelb. 62, S. 70): das Leben ist ein Geschenk der Gottheit, die Dauer des Lebens wird durch die Gottheit bestimt, der Staat kann nicht entziehen, was er nicht verliehen hat.

Der Humanismus verwirft überhaupt und also auch in dieser Frage die Auctorität der heiligen Schrift, sein Gott ist ein flüchtiger Nebel, er kann es nicht zur Offenbarung und noch weniger zur Eingebung bringen. Mittermaier sagt unwillig: „Es wäre endlich Zeit, von dem Grunde, der in Stellen der Bibel die Rechtfertigung der Todesstrafe findet, nicht mehr zu reden." Eine feste Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe wird sich aber nur auf Grund der Anerkennung der heiligen Schrift gewinnen lassen. „Vernunft geht wie sie will, der Satan kann sie drehn": das erhellt schon aus der Thatsache, daß ebenso entschieden, wie Kant und Hegel die Todesstrafe verteidigten, Fichte und Schleiermacher (sogar von der Kanzel!) sie bestritten. Das bloße Räsonnement, bei dem es stets zweifelhaft bleibt, ob ihm nicht ein anderes noch scharfsinnigeres entgegengesezt werden kann, vermag nicht die Zuversicht zu geben, auf der ein so durchgreifendes Verfahren notwendig beruhen muß.

Dem Humanismus ferner fehlt jede Energie der Sündenerkentnis. Er will sie gar nicht gewinnen, weil er es dann selbst mit der Sünde ernst nehmen, an seiner eignen Vortrefflichkeit irre werden, nach Vergebung und Heiligung ringen, das Wort auf die Lippen nehmen müßte: meine Sele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. So hat er kein Verständnis für das Wesen des Verbrechens. Er stellt es überall nur unter den Gesichtspunkt der Schwachheit und Verirrung.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 27. Mai. № 42.

Wilhelm Meister.

Die Urteile über Wilhelm Meister sind sehr verschieden, ja selbst einander entgegengesezt.

Als der Roman eben erschienen war, gab Friedrich Schlegel eine Anzeige desselben im Athenäum. Diese rücksichtslose Zeitschrift erregte damals gewaltiges Aufsehen, da sie gepriesene Autoritäten verwarf, hintangesezte Männer in den Vordergrund stellte, und so ein großes Aergernis gab.

Fr. Schlegel pries nun in jener Zeitschrift den Meister über die Maßen; seine Anzeige desselben ist die kühlste, ausführlichste Anbetung — ich sage Anbetung — des Werks und seines Verfassers. „Ein neues und einziges Buch" nennt er den Meister mit Recht, mit großem Unrecht aber „ein göttliches Gewächs", das einen Leser verlangt, der „anbeten kann" und „gleich weiß, was er anbeten soll." Und doch gesteht er selbst, daß „von dem interessantesten Menschen im ganzen (anbetungswürdigen!) Buche fast nichts ausführlich erwähnt werde, als sein (verwerfliches) Verhältnis mit einer Pächterstochter." An den vielen im Meister vorkommenden Versündigungen gegen das 6te Gebot nimt Schlegel durchaus keinen Anstoß. Wie sollte er's, er, der aussprach: „alle Ehen sind nur Concubinate ... provisorische Versuche" „gegen eine Ehe á quatre sei nichts gründliches einzuwenden."

Wie ganz anders urteilt Novalis über den Meister! „Ich hätte Lust gehabt, schreibt er an Tieck, eine Recension von Wilhelm Meisters Lehrjahren einzuschicken — die freilich das völlige Gegenstück zu Friedrichs (Schlegels) Aufsatze sein würde. So viel ich auch aus Meister gelernt habe und noch lerne, so odiös ist doch im Grunde das ganze Buch. — Es ist ein Candide gegen die Poesie — ein nobilitirter Roman. Man weiß nicht, wer schlechter wegkömt, die Poesie oder der Adel, jene weil er sie zum Adel, dieser weil er ihn zur Poesie rechnet. Mit Stroh und Läppchen ist der Garten der Poesie nachgemacht. Anstatt die Comödiantinnen zu Musen zu machen, werden die Musen zu Comödiantinnen gemacht. Es ist mir unbegreiflich, wie ich so lange hatte blind sein können, der Verstand ist darin, wie ein naiver Teufel. Das Buch ist unendlich merkwürdig — aber man freut sich doch herzlich, wenn man von der ängstlichen Peinlichkeit des vierten Teils erlöst und zum Schluß gekommen ist."

„Wilhelm Meisters Lehrjahre, sagt Novalis an einer andern Stelle, sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Buch handelt blos von gewöhnlichen menschlichen Dingen, es ist eine poetisirte bürgerliche Geschichte. — Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Oekonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem wolfeilem Stoff einen poetischen Effect erreicht."

An diese beiden Urteile über Meister möge sich ein drittes anschließen, welches vom sittlich-religiösen Charakter des Werks ausgeht. Es lautet:

Der wesentliche moralische Charakter des Buchs ist, daß in demselben dem Fleische aller Wille gelassen ist, das 6te Gebot für den Verfasser gar nicht existirt. Jeder gehorcht seiner Lust unter allen Umständen, ohne irgend einen Vorwurf im Gewissen zu spüren — ja es ist nie die Rede von einem Gewissen. Lothario, der am meisten Gepriesene, lebt unter der Menge Weiber und Mädchen, die er berückt und bezaubert hat, sein Verhältnis zu einer Pächtersfrau wird von ihm erwähnt, sonst fast nichts. Die mit besonderer Lust geschilderte Philine ist eine gemeine Hure, die sich jedem an den Hals wirft und zulezt mit Friedrich, dem ganz verwilderten Bruder Lotharios, alle eheliche Verbindung parodirt und fratzenhaft verspottet.

Christlich deutsche Sitte existirt in diesem Roman für Goethe gar nicht; der Verf. von Hermann und Dorothea hält es nicht einmal der Mühe wert, ein Wort über sie zu verlieren. Sie ist ihm hier etwas Widernatürliches — dem: naturam sequi Widersprechendes. Bei dem wüsten, wilden, unkeuschen Getreibe kann in einem solchen Buche von einer Familie und von Familienleben nicht die Rede sein. Verlieren sich Kinder unter diese leichtfertige Rotte, so fragt man kaum, wem sie angehören; Wilhelm sieht lange Zeit täglich Felix, ohne eine Ahndung, daß es sein Sohn sei.

Und all dies heillose, unheilige, gottlose Wesen und Treiben ist mit der größten Virtuosität so dargestellt, daß man leicht über den schönen Stil das ganz Verwerfliche des Inhalts unwachsam übersieht.

Die Wirkung des Meister auf die sogenanten Gebildeten war hin und wieder entsetzlich, wie sich besonders Aeltere erinnern werden. Das Buch lehrte nach Wunsch, wie ihnen die Ohren jückten; es emanzipirte die Wollüstigen, eheliche Treue

ward verspottet, Ehescheidung erschien natürlich, wenn es die Wahlverwandtschaft nur immer verlangte.

Jene erwähnten heillosen, aller christlich keuschen Sitte Hohn sprechenden Lehren Fr. Schlegels haben zulezt im Meister ihre Wurzel, er war Patron der Frechen.

Ist dies Urteil zu hart? Steht der lüderlichen Philine nicht Natalie gegenüber? Sollten wir nicht vielmehr die unermeßliche Gabe Goethe's bewundern, die mit gleicher Wahrheit Gefäße zu Ehren und zu Unehren schafft?

Haben wir Recht, den sittlichen Maßstab bei Meister anzulegen, wenn wir nicht ebenso gegen Shakespeare, z. B. gegen Dortchen in Heinrich IV., verfahren? Antwort: Nur wenn zu Tage liegt, daß der Dichter väterliche Freude an seines Geistes ungerathenen Kindern hat, nur dann haben wir das Recht. — Bei Shakespeare tritt nie eine Freude der Art hervor, wir haben es nur mit seinen Personen zu thun, nicht mit ihm, das unausstehlich gemeine Dortchen ist nicht sein Dortchen, sondern Dortchen schlechtweg, das zulezt dem Staubbesen verfällt.

Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst.

(Schluß.)

Dem Humanismus fehlt jede Erkentnis der auch unter dem N. B. fortdauernden „Strenge" (Röm. 11, 22) Gottes gegen die Sünde. Gott ist ihm das Ideal einer schlaffen Gutmütigkeit. Er redet im Angesichte der Verbrechen mit Dr. Mittermaier von dem „liebenden Gott nach christlicher Ansicht". Das Strafamt der Obrigkeit kann aber nur so lange im rechten Lichte betrachtet werden, als das Verständnis für Gottes strafende Gerechtigkeit geöffnet ist. Der Humanismus steht in dieser Beziehung viel tiefer als das Heidentum. Dies bezeichnete die Todesstrafe mit dem Worte supplicium, sah sie als eine gottesdienstliche Handlung an, wodurch das Volk Vergebung erflehte für das aus seiner Mitte hervorgegangene Verbrechen. Nach der Angabe des Tacitus wurde bei den Deutschen die Todesstrafe „wie auf Gottes Befehl" nach dem Ausspruche der Priester erkant.

Endlich, der Humanismus kann seinen Blick nicht über das Diesseits hinaus erheben. Das Jenseits wird nur im Zusammenhange mit Gott erkant, von dem der Humanismus sich losgelöst hat. Da muß nun das irdische Leben eine solche Bedeutung erlangen, daß es bedenklich erscheint, auch dem schwersten Verbrecher dies höchste aller Güter zu entreißen. Wo das Verständnis für das Wort des Herrn: „heute wirst du mit mir im Paradiese sein" völlig geschwunden ist, da wird man meinen, mit dem lebenslänglichen Gefängnis dem Mörder eine Wolthat zu erweisen, welches in Wahrheit viel ärger ist, als der Tod.

Bei der großen Macht, welche der Humanismus über die Gemüter gewann, mußte die Agitation gegen die Todesstrafe sich eines bedeutenden Erfolges erfreuen. In noch ausgedehnterem Maße würde dies der Fall gewesen sein, wenn nicht die auf der Oberfläche liegenden verderblichen praktischen Folgen der Abschaffung einen hemmenden Einfluß ausgeübt und wo man schon fortgeschritten war, genötigt hätten, wieder zurückzugehen. Leopold von Toskana hob die Todesstrafe im J. 1786 auf, Joseph II. von Oestreich sezte im J. 1787 an die Stelle der Todesstrafe Schiffziehen auf der Donau. Beides aber hatte keinen Bestand. Die Frankfurter Nationalversamlung nahm im J. 1848 in die Grundrechte den Satz auf: „Die Todesstrafe ist aufgehoben mit Ausnahme der Fälle, wo das Kriegsrecht sie vorschreibt oder das Seerecht im Falle von Meutereien sie zuläßt." Aber eine Minorität von 146 gegen 288 Stimmen erhob sich doch auch in diesem Jahre des Schwindels *) für die Beibehaltung der Todesstrafe und die Französische Nationalversamlung wies in demselben Jahre die Anträge auf Abschaffung der Todesstrafe zurück. In den meisten der Deutschen Staaten, welche die Grundrechte angenommen hatten, wurde später durch die Gesetzgebung die Todesstrafe wieder eingeführt. Nur in Oldenburg, Nassau und Anhalt ist dies bis jezt nicht geschehen. Den gegenwärtigen Stand der Sache hat Prof. Berner treffend so bezeichnet: „In der Gesetzgebung hat die Todesstrafe einen Platz nach dem andern räumen müssen. Immer kleiner wird die Zahl der mit dem Tode bedrohten Verbrechen. In den Fällen, wo auf den Tod erkant wird, macht meistenteils die Begnadigung das Gesetz illusorisch." Aus Großbritannien sogar lassen sich Stimmen vernehmen, wie die des Lordkanzlers von Irland auf dem Congresse von Glasgow 1858: „Die Heiligkeit des Lebens wird immer mehr eingesehen (als ob nicht grade aus der Einsicht in die Heiligkeit des Lebens die Todesstrafe hervorgegangen wäre!) und die unnötige Beibehaltung der Todesstrafe wird selbst zu einem Verbrechen von Seite des Gesetzgebers." Aehnlich hat sich noch kürzlich Lord Russel ausgesprochen. Das Englische Volk steht aber noch zu fest auf dem Grunde des Wortes Gottes, als daß dort an eine Abschaffung der Todesstrafe zu denken wäre. Frankreich wird vor solchem Frevel vorzugsweise durch seinen gesunden praktischen Sinn geschüzt. „Der gegenwärtige Standpunkt der Wissenschaft von Frankreich in Bezug auf die Todesstrafe" — sagt Dr. Mittermaier — „ist, daß die Mehrzahl der neuesten Schriftsteller die Todesstrafe als rechtmäßig betrachten." Am bedenklichsten steht die Sache in Italien und in Deutschland. Die schriftgläubige Gottesfurcht ist unter uns tief erschüttert und dabei sind wir mehr wie andere Völker den Gefahren einer idealistischen Schwärmerei ausgesezt. Doch beweist sich auch der neuerwachte Glaube unter uns wieder mehr und mehr als ein Salz, das zeigen u. A. die zahlreichen Petitionen für Beibehaltung der Todesstrafe in Würtemberg; wir

---

*) Prof. Berner in seiner Schrift über die Todesstrafe sagt „Die Abschaffung der Todesstrafe hat bisher zu den Errungenschaften der revolutionären Krisen gehört." Das dient sicher der von ihm verteidigten Ansicht nicht zur Empfehlung. Noscitur ex socio.

haben einen ehrenwerten Juristenstand, dessen ausgebildeter Rechtssinn einen Abscheu vor Abschaffung der Todesstrafe hat; unsere Wissenschaft geht zu sehr in die Tiefe, als daß sie nicht hier und da wenigstens zur Erkentnis der Oberflächlichkeit der Theorie gelangen sollte, welche die Abschaffung der Todesstrafe verlangt. Und trotz aller Tiefe und Breite des Abfalls ist doch in unserm Volke noch ein Grund der Gottesfurcht und Gotteserkentnis geblieben, welcher der Abschaffung der Todesstrafe Widerstand leistet. Mit Recht behauptet Prof. Hälschner in dem System des preußischen Strafrechts, „daß es nur die Doctrin, nicht die Volksmeinung war, welche die Zulässigkeit der Todesstrafe angefochten hat." Es ist die Aufgabe der Kirche und ihrer Theologie, diese Volksmeinung mehr und mehr aufzuklären und ihr eine solide Unterlage zu geben.

So viel zur allgemeinen Orientirung. Wir wollen nun in einem zweiten Artikel die Schriftbeweise für die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe darlegen.

„Daheim", ein deutsches Familienblatt.

Unser Volk hat von jeher der Tagesliteratur ein ganz besonders offenes Ohr und geneigtes Herz geschenkt. Auf Schritt und Tritt begegnen wir den Einflüssen, welche auf publicistischem Wege in die Häuser und Familien eindringen und mit größtem Nachdruck die öffentliche Meinung bestimmen. Bei der dem deutschen Bürgerstande eigentümlichen Zähigkeit und Stetigkeit wurzelt ein regelmäßig erscheinendes Unterhaltungsblatt bald dergestalt im Heimwesen ein, daß seine Stimme als ein Hausorakel gilt und namentlich ein vorurteilsfreieres und vertrauensvolleres Gehör findet, als das positive Zeugnis der Verkündigung. Wer nach Gewohnheits-Christentum zur Kirche geht, weiß, was er dort zu erwarten hat, bestellt sein Herz dafür oder aber — sezt sich in Positur dagegen, ist jedenfalls gefaßt, die Wahrheit zu hören; denn er geht zu ihrem Hause. Etwas sehr verschiedenes ist es aber, wenn ihn die Wahrheit an seinem Herde „ohne Talar" besucht. Der Geistliche steht beim Hausbesuch den Leuten ganz anders und zwar näher gegenüber, als auf der hohen Kanzel. Das gute Wort eines Freundes, eines Laien, faßt das Herz oft viel mächtiger an, als aus dem Munde des Selsorgers; denn dem gemeinen Mann liegt gar zu bequem der Hintergedanke, „es ist einmal sein Amt und Geschäft." Und wenn ein Buch ohne schwarzen Einband Jesum Christum verkündigt, wenn es predigt ohne daß man den Predigerton hört, so hat es eine größere Verheißung, Selen zu fangen und Beute zu machen, als wenn es sich laut als einen Streiter des Kreuzes ankündigt, und der Leser — leider nur gar zu häufig! — um des guten Zweckes willen allen andern Ansprüchen entsagen muß, wenn er nicht gar durch die allzumerkliche Absicht verstimt wird.

Diesen Weg an das Herz des Volkes hat die Kirche lange

Zeit verschmäht zu gehen. Wer nicht zu ihr kam, zu dem ist sie auch nicht gekommen. In neuester Zeit ist aber auf diesem Gebiete mehr geschehen als sonst, und wir blicken auf eine täglich zunehmende Menge von Unterhaltungsbüchern, welche nach dem angegebenen Gesichtspunkte das Evangelium den Lesern nahe bringen möchten — allerdings mit sehr verschiedenem Erfolge. Noch aber waren die wirksamsten Organe, nämlich die eigentlichen Familien- und Hausblätter, die illustrirten Wochen- und Monatsschriften ausschließlich in den Händen des Indifferentismus oder Unglaubens. Seichter Rationalismus, mehr oder weniger ungesunde Sentimentalität mit ihrer französischen Cousine Frivolität, und ab und zu etwas kümmerliche Moral waren die leitenden Prinzipien, nach denen die nunmehr erblichene Gartenlaube wandelte, und jezt in ihren Fußtapfen die große Schaar ihrer illegitimen Nachkommen. Bei geschickter Redaction, gut bezahlten und renommirten Mitarbeitern und künstlerischer Ausstattung gab es eine allerdings wolschmeckende, aber schwerlich zur Gesundheit der Leute dienende Kost. Jeder fand, was er liebte, jeder konte hören, wonach ihm die Ohren jückten.

Durch das Verbot der Gartenlaube für Preußen ward ein Zugang frei, und die innere Mission ergriff die Gelegenheit, einer lange versäumten Pflicht nachzukommen. Mit großem Aufwand von Mühe und Kosten ward das Erscheinen des illustrirten Familienblattes „Daheim" vorbereitet, und im October 1864 ward die erste Nummer gedruckt. Jezt liegt also schon mehr als ein halber Jahrgang vor und es ist an der Zeit zu fragen, wie hat das Blatt seine Aufgabe gelöst?

Des Unterhaltenden, Anregenden und Belehrenden ist eine große Fülle geboten. Ein besonders glücklicher Griff war die Aquisition des trefflichen Schriftchens von Camphausen: „ein Maler auf dem Kriegsfelde", durch das der Autor zum alten Ruhm künstlerischer Meisterschaft noch den neuen Preis eines gewandten Schriftstellers hinzugefügt und dem Blatt gleich beim Eintritt eine popäulre Bedeutsamkeit gesichert hat. Daran schließt sich eine lange Reihe historischer, kulturgeschichtlicher, biographischer Skizzen und novellistischer Aufsätze von Verfassern, deren Namen eine gute Bürgschaft für literarischen Wert bietet, wie W. H. Riehl, Victor von Strauß, Wilhelm Bauer, G. Hesekiel, Julius Rodenberg, H. von Thiersch, O. Wildermuth, Baldamus, Friedrich Gerstärker (!?), Bogumil Goltz ꝛc. Von den noch weniger bekannten Verfassern heben wir besonders rühmend hervor L. Ziemßen als Verfasser der historischen Novelle „Bartholomäus von Bruschawer" und Georg Hiltl mit seinen Episoden aus der Brandenburgischen Geschichte, „Ruggiero der Goldmacher", „Lippold der Schatzjude" ꝛc., sowie F. W. Grimm als Verfasser der literarischen Studie „Karl Immermann und sein Münchhausen." Dem trefflichen Fragmente von Marcolin über Alfred de Mussel hätten wir wol eine bessere Ueberschrift gewünscht, als die mit unpassender Pikanterie und noch dazu ohne eigentliche Pointe gewählte: „Beim Glase Absinth!" Die Erwähnung dieses Verfassers führt uns auf ein anderes Gebiet, das wir vorläufig

noch als die schwächste Seite des Blattes bezeichnen müssen, nämlich die der psychologischen Novelle, worauf sich eigentlich die ganze Kraft des Unternehmens zu richten hätte. Von dem genanten Verfasser, dessen große Begabung und ernstes Streben unzweifelhaft sind, finden wir beginnend mit Nr. 27 eine Novelle: „Künstlers Leid und Freud", welche an ungesunder Charakterzeichnung, Ungeschicktheit der Erfindung und Geschmacklosigkeit der Situationen das Mögliche leistet und durch ihr Erscheinen im „Daheim" Veranlassung zu Misdeutungen und gerechten Anstoß gibt. Desgleichen verdient Gerstäcker's leichtfertige Erzählung: „der Polizei-Agent" ihren Platz nicht, und der Ruhm, einen bekanten Mitarbeiter zu besitzen, scheint uns etwas teuer erkauft. Die Redaction hat auf der äußersten Linken des ihr Erlaubten begonnen und mit Geschick Schritt für Schritt Boden im Publikum gewonnen. Es scheint uns Zeit, daß sie sich auf die ernste Aufgabe des Blattes besint, d. h. daß sie — natürlich fern von gewaltsamer Erbaulichkeit! — nichts anderes den Lesern bringt, als was auf dem Grund erwachsen sein kann, auf dem sie doch selbst sich erbaut weiß. „Es ist alles euer", gilt für diesen Zweig der Mission im Volke; alle Gebiete des Wissens und Lebens können und sollen unter dem rechten Gesichtspunkt nutzbar gemacht werden, aber die Anschauungsweise des Stoffes muß eine andere sein, als in den Blättern, die nur auf müßige Unterhaltung und Zeitvertreib berechnet sind. Wir würden ungerecht sein und in denselben Fehler der Beschränktheit verfallen, welche gegen die trefflichen Skizzen aus der Thierwelt als gegen einen Cultus der Natur protestirt hat, wollten wir diese Mängel der eifrigen, thätigen Redaction zur Last legen. Dieselbe befindet sich in schlimmer Lage. Man hat feindlicher Seits versucht, dem „Daheim" den Charakter eines conservativen Parteiblattes anzudichten; die von aller politischen Färbung zurückgezogene Haltung desselben hat diesen Angriff vereitelt. Nicht über die Feinde hat es jezt zu klagen, sondern über — die Freunde, die sich spröde zurückziehen, denen der Ton „noch zu wenig positiv" ist, die eine gute Sache darben lassen mit tadelndem Zuschauen, anstatt zu helfen. Was könte hier Großes gethan werden! Welche bessere Gelegenheit wird erwartet, gesunden christlichen Geist in die Häuser zu senden, die sich der Kirche verschließen? — Für alle Fächer der Arbeit sind die tüchtigsten Kräfte bereit. Künstler ersten Ranges, wie L. Richter, Camphausen, Vautier, R. Kretschmer, E. Pletsch schmücken mit trefflichen Illustrationen das Blatt. Eine schöne Ausstattung empfiehlt es, und der billige Preis von jährlich 2 Thlrn. macht die allgemeinste Verbreitung möglich. Nur für das Gebiet der Novellistik fehlt es — mit einzelnen trefflichen Ausnahmen — noch zu sehr an solchen Kräften, denen zum Talent das rechte ernste Verständnis ihrer Aufgabe verliehen ist. Dürfen die Freunde des Reiches Gottes gegenüber diesem Mangel nur kalten Tadel oder schweigende Zurückhaltung haben? — Es sei vielmehr eine dringende Mahnung zu helfen mit eigener Kraft oder durch Hinzuführung geeigneter Kräfte. In diesem Sinne wollen auch wir unsern Tadel angesehen wissen. Wir deckten die einzelne Schwäche auf, weil uns das Ganze teuer und wichtig ist.

Möchten sich Viele getrieben fühlen, dieses Unternehmen mit recht herzlicher Teilnahme als eine Arbeit der innern Mission zu pflegen und zu fördern nach dem Maße der Gnade, die einem jeden gegeben ist.

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

„Es ist schändlich," ruft der Ref. „wie tief unter der Herschaft des Rationalismus die Theologie sich vor der Naturwissenschaft gebeugt und mit ihr Chorus gegen die Bibel gemacht hat. Ihr gemeinsames Geschrei ist noch nicht verstumt, und wenn es jezt noch selbst eine gläubige Theologie scheu und schüchtern macht, so hat man dieser Theologie zu sagen, daß sie nicht nötig hat, auch nur um ein Haar breit den Pseudodoxien der Naturwissenschaft zu weichen, deren Elementarbegriffe so äußerst dürftig sind, daß ihr mit nichten die Befugnis und Autorität zusteht, der Religionsdoctrin entbehren zu können, oder sich der Autorität der Schrift entgegen zu setzen. Den Rationalismus trifft der schwere Vorwurf, daß er die Lehren der Bibel an die Naturwissenschaften verrathen und anstatt mit der gläubigen Kirche vor den Altären des Herrn Zebaoth, vor den Altären des dreieinigen Gottes zu dienen, mit den Fetischdienern der Naturwissenschaft auf allen Höhen und in allen Hainen geräuchert hat. Und die Theologen haben Sorge getragen, daß er weiter auf seiner abschüssigen Bahn hinabgleiten und da ankommen mußte, wo wir ihn jezt antreffen, im Naturalismus." Ref. sagt, wenn der Rationalismus noch ein religiöses Interesse gehabt, noch eine sittliche Bedeutung angestrebt habe, so sei der Naturalismus gegen dies alles indifferent, verzichte sogar auf den Gebrauch seiner Vernunft, indem er dem unvernünftigen Gedanken huldige, daß die selbstlose Natur das Selbstständige sei, dem der Mensch sich zu unterwerfen habe. Die Natur sei ihm gleichsam das epikuräische Thier, das Gedanken und Ideen hat, Gesetze sich einerzeugt und nebenbei auch dem so genanten denkenden Forscher die Harmonie der Werke zeigt, damit der arme Mensch darin Friede finde für sein Herz und Gemüt. Obwol Pascal sagt: „Da ich in der Natur zu viel sehe, um zu leugnen, und zu wenig, um gewiß zu werden, so bin ich in einem beklagenswerten Zustande." Wir müssen übergehen, was Ref. weiter über den Götzendienst sagt den der Naturalismus mit der Empirie, mit seinem Fündlein treibe, von dem Hochmut, mit dem er auf die frühern Zeiten vermeintlicher Finsternis herabsehe und seine Fortschritte preise. Von dem Menschen urteilt der Naturalismus, daß er nur ein Naturwesen sei, wie die anderen Naturdinge, und denselben Gesetzen unterworfen, wie sie. Seine Lüste und Begierden sind notwendige Naturtriebe, die befriedigt sein wollen. Nach natürlichen Gesetzen entsteht er, entwickelt sich und

vergeht wieder. Seine Substanz geht wieder über in die Substanz der Erde und dient dem allgemeinen Kreislauf der Natur. In dieser Form ist er ewig und unvergänglich. Außer der Natur gibt es nichts, sie offenbart ihre Gesetze selbst, durch Entdeckung ihrer Kräfte und Gesetze ist der Blick in ihre geheimste Werkstatt eröffnet und durch klugen Gebrauch der Naturkräfte haben wir die Natur gezwungen uns zu dienen, und das ist der höchste Triumph des menschlichen Verstandes, der in diesem seinem Werke ewig lebt. Das ist das Bekentnis des Naturalismus, wodurch er auf der einen Seite sich aufs tiefste erniedrigt, auf der andern Seite sich zum Herrn und Gott der Welt macht. — Ref. will aber den Urhebern dieses Naturalismus die Gerechtigkeit erwiesen haben, daß sie selbst noch keineswegs dies Bekentnis teilten. Am Ende seines Werkes über die Harmonie der Welt betet Kepler: „O du, der du durch das Licht der Natur die Sehnsucht nach dem Lichte der Gnade in uns erregt, um uns in das Licht der Herlichkeit zu erhöhen, dir danke ich, Schöpfer und Herr, daß du mich über deine Werke frohlocken lässest. Siehe, nun habe ich das Werk meines Lebens vollendet mit der Geisteskraft die du mir gegeben hast; ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen offenbart, so weit meine Sele seine Unendlichkeit fassen konte. Wenn ich, ein Wurm vor dir, in der Fülle der Sünden geboren und erzogen, etwas vorgebracht habe, das deiner Rathschläge unwürdig wäre, so hauche mir deinen Geist ein, daß ich es verbessere. Wenn ich durch die wunderbare Schönheit deiner Werke zu Verwegenheiten verlockt wurde, wenn ich die Ehre bei Menschen gesucht habe, während ich in der Arbeit vorschritt, die deiner Ehre bestimt ist, so verzeihe mir in Milde und Barmherzigkeit, und walte mit deiner Huld, daß meine Lehren deinem Ruhme dienen und dem Heil der Selen." Newtons Anhänglichkeit an die Bibel sei bekant. Er las sie jeden Tag, er schrieb selbst Commentare über die Apokalypse und den Propheten Daniel. Hier bekent er unter anderm, die Hauptsumme der Religion stehe Gal. 1, 8. 9: Und wenn ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium predigte, der sei verflucht. Diesen Anfängern der modernen Naturwissenschaft sei es nicht eingefallen, die Ergebnisse ihrer mathematischen Forschung zu generalisiren und sie als exacte Beweise gegen die Schriftlehre zu gebrauchen. Die Naturwissenschaft an sich sei ja auch nicht feindlich gegen die Schrift, sondern der Unglaube, der mechanische Verstand, der sich ihrer bemächtigt. Nach dem Vorgange der englischen Deisten und der französischen Atheisten sei nun dieser Unglaube tief in die deutsche Wissenschaft und Volksliteratur, Lehr- und Schulbücher, Journale und Unterhaltungsschriften, und so in die Denkungsart der heutigen Zeit eingedrungen. Ref. hält eine Musterung über die Bekenner des Naturalismus. Er nent zuerst die hohen Barone des Industrialismus und des Mammonismus, welchen der Glaube an die Bibel als ein durch die Naturwissenschaft überwundener Standpunkt ganz natürlich gelte. Schlimm daran seien die, welche als Schüler oder in ihrem Berufe an die Naturwissenschaft gewiesen seien. In ihren Lehrbüchern hören sie nur von den mechanischen und materiellen Kräften der selbständigen Natur, welche der industriöse Mensch in seine Gewalt bekäme. Dann komme der große Hause der Ignoranten, welche ohne alle Prüfung alles glauben, was ihnen vorgesagt wird, weil sie durch den Unglauben präoccupirt sind. Wenn sie in einem Romane das: „Sonne stehe still in Gibeon" läsen, so würden sie es glauben; weil es aber in der Schrift stehe, müsse es eine verbrauchte Reliquie sein. Hinter ihnen stehe ein Hause, der das Geschäft treibe, den Bodensatz der Naturwissenschaft in insinuanter, aber mehr oder weniger frivoler Weise in Journalen und Unterhaltungsschriften für Jung und Alt zu verkarren. Sie gelten für die eigentlichen Lichter der Aufklärung, sie seien aber so impotent, daß sie zum Teil auch der Teufel nicht gebrauchen könne, um kräftigere Irrtümer zu verbreiten. Dann kommen die Männer vom Fach. Unter ihnen finden sich Gott Lob! auch solche, welche nicht dafür halten, daß der Gehalt der Naturwissenschaften die Zeugnisse der Schrift abgethan habe, wie Buckland, Cuvier, Schubert, Wagner, aber die andern seien teils Leute, welche nur als Registratoren der einzelnen Experimente, Phänomene und Naturacte ohne alle regulative Ideen anzusehen seien, unter welchen Ref. auch Humboldt in seinem Kosmos nent, teils solche, auf welche das Göthesche Wort anzuwenden sei: „Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben, sucht erst den Geist herauszutreiben, dann hat er die Teil in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band." Dahin gehören die Materialisten Vogt, Moleschott, Büchner u. s. w. Diese Herren reden zwar gelegentlich auch vom Geist, vom Geist der Natur, nennen aber den Geist der Natur das einheitliche Gesetz, das man aufspüren müsse z. B. die Zelle, aus der sich das ganze Pflanzenreich und auch das Thierreich entwickle. Und die chemische Spannung, die zwischen den Häuten der Zelle und deren Inhalt entstehe, das sei der Geist der Natur. Sie verbieten am meisten der Philosophie und Theologie mitzureden, während sie selbst sich die Freiheit nehmen, in Theologie und Philosophie mitzureden und ein Stück nach dem andern zu mishandeln und zu verhöhnen. Ref. ermahnt nun Stand zu halten gegen diese Anmaßungen, es sei nicht zu fürchten, wie Schleiermacher wähne, daß Christentum und Barbarei zusammen gehen müssen, wol aber könne es der Herr als Gericht über die abgestandene Christenheit verhängen, daß, wo das Licht des Evangeliums ausgelöscht werde, eine grausame Finsternis und Barbarei hereinbreche. Den berufenen Wächtern über das Heiligtum der Schrift sei es aber aufgetragen, den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen wider das Heer der Naturalisten, deren Feldgeschrei sei kein anderes, als was die Juden vor dem Tribunal des Pilatus erhoben: Wir haben ein Gesetz, Naturgesetz, Rechtsgesetz, Moralgesetz, und nach demselben Gesetz muß Er, Christus, sterben, Christus, der Schöpfer und Schutzherr der Natur, der Vernunft, der Freiheit, durch welchen die Welt selig werden soll. Ref. sagt zum Schluß, man müsse es erkennen, daß die vulgäre exacte Naturwissenschaft ein Antichristentum, ein moderner Barbarismus, eine Verwüsterin des Heiligtums sei, aber auch erkennen, wo eigentlich das sichere Lager sei, in welchem diese antichristlichen Heerscharen ihre Macht und Waffen hernehmen. Und dies Lager sieht er in der Kopernikanischen Astronomie, welche die ganze moderne Naturwissenschaft eingeleitet, sie Schritt vor Schritt auf die Bahn gebracht, auf welcher sie immer deutlicher den Widerspruch gegen die Schrift entfaltet habe. Diese Astronomie sei nicht blos gegen gelegentliche Aussprüche der h. Schrift,

wie „Sonne stehe still," „die Sonne geht hervor wie ein Bräutigam aus seiner Kammer," sondern auch gegen die Schöpfungsgeschichte, nach welcher Sonne, Mond und Sterne das Werk des vierten Tages sind und wesentlich unterschieden werden von der Erde; nach ihr erscheine die Schöpfung als eine Lokalität mit Oben und Unten, aber nicht als ein unendlicher Raum, und Himmel und Erde in einem Gegensatz, in welchen der Mensch hinein geschaffen ist, der Mittler zwischen Erde und Himmel zu sein, und nachdem er diese Würde durch die Sünde verloren hat, der Gegenstand der rettenden Gnade in Christo geworden ist, damit durch ihn und mit ihm die ganze durch ihn seufzende Creatur endlich erlöset werde zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Den Gegensatz der Kopernikanischen Astronomie gegen die Schrift haben schon Kepler und Galiläi zugestanden. Der leztere suche sich damit zu helfen, daß er von einer Accomodation der Schrift an die gewöhnliche Vorstellung rede, wie denn nach ihm auch immer geltend gemacht wurde, daß die Schrift kein Buch für naturwissenschaftliche Offenbarungen sei. Aber Tycho de Brahe habe schon geantwortet, man müsse das Ansehn der Schrift heiliger halten, als daß man ihr solche Täuschungen, wie Accomodation an die gewöhnliche Redeweise, Schuld gebe. Und doch habe er die Consequenzen aus dieser Ansicht noch nicht gewußt, wie sie z. B. in dem Brockhausschen Conversationslexicon zu lesen seien: „die Lehre des Kopernikus hat nicht allein die neue Astronomie begründet, sondern auch den Menschen kühn gemacht, jeden Glaubensatz zu bezweifeln, nachdem er hier gesehen, daß man 6000 Jahre hindurch irriger Weise die Ruhe der Erde gelehrt und geglaubt hat." Die Naturwissenschaften seien seit der Reformation auf einen solchen Abweg des Irrtums gerathen, daß eine Aussöhnung zwischen ihnen und der christlichen Wahrheit gar nicht mehr denkbar sei. Wir brauchen aber diesen zerbrochenen Rohrstab Egyptens gar nicht zu fürchten. Der Unglaube, auf den sie sich stützen, sei ein viel gefährlicherer Feind, gegen welchen auch die Waffen der Wissenschaft nicht ausreichen, aber es fordere unser Beruf, unsere Ehre, das Wort Gottes gegen seine Angreifer auf diesem Gebiete zu vertheidigen; und wenn wir selbst auch keine Naturforscher werden könten, so sollten wir uns doch aus solchen Werken, welche mit Geist, Geschick und Entschiedenheit die Schriftwahrheit gegen die naturalistischen Anmaßungen schützen, und an denen es ja auch nicht fehlt, über den Kampf orientiren und aus dieser Rüstkammer die Waffen uns verschaffen, welche in dem uns verordneten Streite uns nütze sind.

Eine eingehende Besprechung ist auf diesen eigentümlichen Vortrag nicht gefolgt. Das lag teils in der Kürze der Zeit, teils darin, daß Ref. sich fast ausschließlich auf einem wissenschaftlichen Gebiet bewegte, auf welchem wol nur wenige Brüder so zu Hause sein mochten, als er. Nur ein Bruder bezeugte, daß er auch die so hart angegriffene moderne Astronomie sehr wol kenne, aber er müsse dem Ref., so lieb er ihn auch persönlich habe, durchaus widersprechen. Es schien doch, als ob er das Gefühl vieler der Anwesenden ausgesprochen habe. Aber es fehlte nicht an solchen, welche dem Ref. von Herzen beistimten, und einer unter ihnen beantragte warm den unverkürzten Druck des Vortrags. Ref. aber erklärte selbst, daß er in einer noch ausführlichern Schrift den wichtigen Gegenstand zu behandeln gedenke.

Vor dem Schluß der Verhandlungen erhob sich noch C.-R. Bieck, um für einen Stand, der ihm, wie uns allen, so nahe verwandt und theuer ist, die Stimme zu erheben, und zwar aus Anlaß der neusten

Verhandlungen in den Kammern. Es solle nicht gesagt werden, daß allein das Haus der Abgeordneten die Not des Lehrerstandes erkenne und ihr Abhülfe bringen wolle. Die äußere Not der Volksschullehrer und ihrer Wittwen sei in diesen theuern Zeiten auf eine Höhe gestiegen, welche die innigste Teilnahme in Anspruch nehme. Er wisse, daß wir sie auf dem Herzen tragen, aber er fordere die Versamlung auf, dies auch öffentlich hier auszusprechen und zu erklären, daß schleunige Hilfe hier not thue, und daß von der väterlichen Fürsorge der Königlichen Regierung erwartet werden dürfe, daß sie selbst baldigst die kräftigsten Maßregeln ergreifen werde, um wirksam dieser schreienden Not der Lehrer und besonders ihrer Wittwen abzuhelfen. Und wie Ein Mann erhoben sich alle Brüder mit freudiger Zustimmung. Noch ein anderer Bruder, Pastor Homann, war in Gnadau erschienen, um auch die Not vieler Prediger amtsbrüderlig und teilnehmend zu vertreten. Er wünscht einen Verein in der Provinz Sachsen zu gründen, welcher die Unterstützung notleidender Pastoren zum Zweck hat, und nachdem er mit Beistimmung des Königl. Konsistoriums schon mehrere Verhandlungen deshalb angeknüpft hatte, suchte er sich auch hier der Teilnahme der Brüder zu versichern, welches ihm auch vielseitig gelungen ist.

So war es denn eine Versamlung, welche viel Gutes zur Sprache gebracht, wofür wir zum Schluß dem Herrn, wie billig, unsern demütigen Dank auf unsern Knien darbrachten und um fernere Gnade und Schutz Ihn anriefen, uns, die theure Brüdergemeinde, unsere Gemeinden, die ganze Kirche und ihre Häupter, König und Vaterland Ihm herzlich befahlen.

Berlin.

Tagesordnung der Pastoral-Conferenz und der mit ihr verbundenen Versamlungen in Berlin vom 13. bis 15. Juni 1865.

Dienstag den 13. Juni, Nachmittags 5 Uhr, in der St. Jacobi-Kirche: Jahresfest der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden. Predigt: Superint. Petrenz aus Templin. Bericht: Diaconus Kratzenstein.

Mittwoch den 14. Juni, Vormittags 8—1 Uhr: Pastoral-Conferenz im Saale des Evang. Vereins für kirchliche Zwecke, Oranienstr. Nr. 106. 1. Eröffnung durch den Vorsitzenden, Pastor Orth. 2. Vortrag über das Thema: „Die sieben Seligkeiten der Bergpredigt." Prof. D. Hengstenberg. 3. Ueber Casualreden. Eingeleitet durch Pastor Steffann.

Nachmittags 4 Uhr: General-Conferenz im Missions-Betsaale. 1. „Inspektor Wallmann, ein missionswissenschaftlicher Nekrolog:" Pred. Plath. 2. „Was ist in der Forderung, daß die Mission in den Organismus der kirchlichen Thätigkeit eingegliedert werden soll, Wahres und Berechtigtes?" Diaconus Schlunk aus Eisleben.

Abends 8 Uhr: Gemeinschaftliches Mal der Mitglieder der Pastoral-Conferenz.

Donnerstag den 15. Juni, Vormittags 8—1 Uhr: Pastoral-Conferenz im Saale des Evang. Vereins. 1. Ansprache: Past. Knak. 2. Die Selsorge im Verhältnis zur häuslichen Erziehung mit Rücksicht auf Kinderbewahr-Anstalten und Kindergärten. Eingeleitet durch Superint. Ebeling aus Cottbus und Superint.-Verweser Loos.

3. Kirchhof und Begräbnis-Ordnung. Eingeleitet durch Sup. Schmeling zu Baruth und Pastor Feller zu Petkus.

Nachmittags 4 Uhr in der Luisenstadt-Kirche: Jahresfest der Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden. Predigt: Consist.-R. D. Tholuck aus Halle.

Leipzig.

In dem übrigens sehr fein und interessant geschriebenen Aufsatze: „Moses Mendelssohn und sein Verhältnis zum Christentum", findet sich am Schlusse Nr. 32, Beilage S. 384 ein kleiner sachlicher Irrtum, den ich als Felix Mendelssohn Bartholdy's Biograph mir hierdurch zu berichtigen erlaube. Der größte christliche Tonsetzer der Neuzeit, Enkel Moses Mendelssohns, ist nicht erst zum Christentum übergetreten, sondern einer bereits christlichen Familie entsprossen; denn schon sein Vater, der Banquier Abraham Mendelssohn, hatte sich taufen lassen, und seine Mutter war von Haus aus Christin. Diese Notiz wird dem geehrten Verfasser des genanten Aufsatzes vielleicht selbst willkommen sein, denn sie ist nur eine Bestätigung mehr für den schon in dem Großvater angelegten christlichen Geist. Der geehrtesten Redaction ganz ergebener

Leipzig, am 11. Mai 1865. Dr. W. A. Lampadius.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus Baden.

Der liberale Wagen läuft bei uns verhängnisvoll vorwärts. Staat und Kirche, Politik und Theologie haben sich solidarisch verbunden. Der Staat gräbt dem Strom des Unglaubens sein Bett und macht durch seine staatlichen Einrichtungen die nötige Vorarbeit, daß die Religion der Humanität das alte Evangelium verdrängen oder doch ebenbürtig neben ihm stehen kann, und die Kirche sucht gelegentlich diesen Einrichtungen die religiöse Weihe zu geben. Unsere kirchlich zerfahrenen Zustände sind nicht allein das Resultat einer falschen Theologie, sondern die lezten Wurzeln gehen ebenso sehr in die liberale Politik hinein. Die herschenden politischen Anschauungen wirken mächtig auf die Kirche. Würde an maßgebender Stelle eine andere Politik eingeschlagen, so würden sich unsere kirchlichen Zustände bald anders färben. Bei aller gerühmten Freiheit ist vielleicht die Kirche noch nie so vom Staat beeinflußt worden als gerade jezt, wenn auch nur indirekt. — Eben sind die Petitionen vieler Kath. Gemeinde um Reform der Schulreform in der ersten Kammer abgewiesen worden, in der zweiten Kammer wird die Ablehnung noch viel entschiedener sein. Die Schulreform muß jedoch einfach daran noch scheitern, daß auf dem Lande ohne Teilnahme der Kath. Pfarrer die örtliche Schulpflege unmöglich ist.

Rothe schadet in unsrer Kirche mehr als Schenkel. Dieser ist auch bei seinen Anhängern wenigstens persönlich immer mehr discreditirt, während Rothe immer mehr der Vertrauensmann der ungläubigen Partei wird. Leider gibt er sich dazu her, faulen Sachen durch seine Beredsamkeit und kirchenpolitischen Theorien die religiöse Weihe zu geben. So bei der Schulsache in der ersten Kammer und jüngst erst hat er bei Constituirung einer Predigerconferenz von Seiten der

Ungläubigen so zu sagen die Weihrede übernommen. Unser Land liegt in Wehen; mögen es die Wehen einer neuen Geburt und nicht die Vorboten des Todes und der Auflösung sein!

England.

(Bischof Colenso. Die Vermehrung der kirchlichen Mittel in London. Die Gesellschaft zur Erforschung Palästinas.)

Die Angelegenheit des Bischofs Colenso von Natal ist durch die neulich erfolgte Entscheidung des höchsten Gerichtshofes in ein neues Stadium getreten. Wir berichteten in Nr. 45 ff. der Ev. K.-Z. vom v. J. von dem gerichtlichen Verfahren, welches gegen Colenso durch den Bischof Gray von der Capstadt, dem Metropoliten von Südafrika eingeleitet worden war und das mit seiner Absetzung endigte. Wie vorauszusehen hat der Bischof von Natal sich diesem Spruche nicht gefügt, sondern an den gerichtlichen Ausschuß des Geheimen Raths (Judicial Committee of the Privy Council) appellirt. Die am 20. März d. J. erfolgte Entscheidung hierüber erklärte die Absetzung Colenso's für „null und nichtig." Es ist zur Würdigung dieses Urteils nötig, kurz auf die hierher gehörigen Thatsachen einzugehen.

Dr. Gray wurde 1847 durch königliches Patent zum ersten Bischof der Kapstadt ernant und ihm außer dem Kaplande noch die Kolonie Natal und die Insel St. Helena als Diöcese zugewiesen. 1853 wurden diese Bestimmungen wieder aufgehoben und statt dessen drei Bistümer: Capstadt, Grahamstown und Natal errichtet. Colenso wurde zum Bischof von Natal ernant. In dem Stiftungspatent heißt es: die Bischöfe von Grahamstown und Natal seien dem bischöflichen Stuhle der Capstadt in derselben Weise unterworfen und untergeordnet wie die Bischöfe der Provinz Canterbury dem Erzbischofe dieser englischen Diöcese. Der Bischof der Capstadt erhält die Stellung eines Metropoliten mit dem Rechte der Visitation über die beiden anderen südafrikanischen Bischöfe; er erhält die metropolitane Jurisdiction über alle Bischöfe, Archidiakonen und Geistlichen jener Diöcesen. „Wir bestimmen und ordnen an," heißt es dann wörtlich, „daß falls ein gerichtliches Verfahren gegen einen der Bischöfe von Grahamstown oder Natal eingeleitet werden soll, dieses Verfahren vor dem Bischof der Capstadt eingeleitet und vollzogen werden muß". Ebenso wird in dem Stiftungspatent der Diöcese Natal vom 23. November 1853 angeordnet, daß der neu ernante Bischof Colenso binnen sechs Monaten dem Bischof der Capstadt als seinem Metropoliten den Eid des Gehorsams vor dem Erzbischof von Canterbury zu leisten habe. Diesen Eid leistete Colenso bei seiner Consecration. Schon 1847 war der Bezirk von Natal als eine selbständige Kolonie vom Caplande getrent worden und hatte eine legislative Versamlung erhalten, welche die Vollmacht besaß, „alle Gesetze und Verordnungen zu machen, welche dem Frieden, der Ordnung und dem guten Regimente in jenem Districte angemessen sind." 1859 erhielt auch das Capland ein Parlament mit zwei Kammern, ebenfalls mit der Vollmacht, Gesetze zu erlassen.

Nachdem wir dies zum Verständnis vorangeschickt, wenden wir uns nun zu dem Erkentnis des höchstens Appellhofes, welches das über Colenso gefällte Verdict für nichtig erklärt. Es werden hierbei drei Punkte ins Auge gefaßt. Erstlich: hatte das Patent v. J. 1853

überhaupt gesetzliche Kraft? Jeder Erlaß der Krone sowol in politischen als in kirchlichen Angelegenheiten bedarf, um Gesetzeskraft zu haben, der Zustimmung des Parlamentes. Die Königin kann zwar, auch ohne das Parlament zu fragen, einen Bischof consecriren lassen, aber sie darf ihm keine Diöcese anweisen und keine Jurisdiction beilegen. Soll dies geschehen, so muß in dem betreffenden colonialen Distrikt die legislative Versamlung oder, wenn solche nicht existirt, das englische Parlament dazu seine Beistimmung geben. Dies ist geschehen bei Errichtung der Bistümer in Indien und des Bistums Jamaica. 1853, zur Zeit als dem Bischof der Capstadt die Jurisdiction über Natal und Grahamstown übertragen wurde, bestanden aber Parlamente sowol in Natal als im Caplande. Beide Versamlungen sind nicht befragt worden: folglich hat das königliche Patent von 1853 keine Gesetzeskraft. — Zweitens: die Königin hat nicht die Befugnis, aus eigener Machtvollkommenheit irgend welche neue Gerichtshöfe zu errichten. Unter der Regierung der Königin Elisabeth ist einerseits alle ausländische (päpstliche) Jurisdiction in Kirchensachen aufgehoben und anderseits alle inländische Jurisdiction dieser Art der Krone beigelegt worden. Ein geistlicher Gerichtshof wie der in der Capstadt errichtete ist ein neuer und deshalb unstatthaft, um so mehr als die anglikanische Kirche in den Colonien nicht Staatskirche ist. — Drittens: wenn nun der Bischof der Capstadt keine gesetzlich anerkante Jurisdiction hatte, so fragt sich, ob ihm dieselbe etwa durch ein Uebereinkommen mit dem Bischof von Natal geworden ist? Man könte etwa den Eid, den der Bischof Colenso bei seiner Consecration leistete, dahin deuten. Allein dies ist eine reine Privatsache gewesen. Stand dem Bischof der Capstadt keine staatlich anerkante Jurisdiction durch königliches Patent zu, so konte ihm dieselbe auch nicht durch eine freiwillige Unterordnung seitens des Bischofs von Natal zu Teil werden. Jenes Gelöbnis des Gehorsams ist ein rein persönliches und freiwilliges und derselbe kann durch keine gerichtliche Procedur erzwungen werden. — Aus diesen Gründen wird das am 16. Decbr. 1863 über den Bischof Colenso ausgesprochene Absetzungsurteil für null und nichtig erklärt.

(Schluß folgt.)

Gegen Schenkel aus Hannover.

An die zum Kampfe gegen den Verfasser des s. g. „Charakterbildes Jesu" Dr. Schenkel, Director des theologischen Seminars zu Heidelberg, verbundenen Amtsbrüder im Großherzogtum Baden.

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo. Amen!

Auch wir, die unterzeichneten Geistlichen der hannoverschen Landeskirche, sind mit Euch, geliebte Brüder, eingetreten in den Kampf des Glaubens gegen den Unglauben. Als Eure Mitkämpfer im Streite wissen wir, daß jedes offene Bekentnis der Wahrheit der ganzen Kirche zu Gute komt, und daß der Kampf gegen die, welche die Grundlagen unseres allerheiligsten Glaubens umstürzen wollen, gemeinsam von allen geführt werden muß, denen diese Grundlagen heilig sind.

In diesem Bewußtsein können wir nicht länger anstehen, uns dem von Euch erhobenen Proteste anzuschließen, und Euch wie unsre Brüder in Preußen, die auch aus unserm Herzen geredet haben, mit denselben Worten zu bezeugen:

„Wir bekennen mit Euch, daß kein Heil ist außer dem, der in Kraft seiner ewigen Gottheit sich selbst für uns dahin gegeben hat, und der als Herr und Christ am dritten Tage wahrhaftig auferstanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten des Vaters, von dannen er wiederkommen wird mit Herlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten, des Reich kein Ende haben wird.

Wir verwerfen mit Euch die Irrlehren, welche Dr. Schenkel in seinem Buche „Charakterbild Jesu" im Widerspruch gegen das Bekentnis allgemeiner Christenheit und unsrer evangelischen Kirche Euren Gemeinden und der ganzen christlichen Kirche zu einem Aergernisse aufzustellen sich nicht gescheut, und beklagen es mit Euch, daß ein Mann, welcher die göttliche Autorität der heiligen Schrift verworfen hat, in dem wichtigen Amte eines Seminar-Directors, eines Lehrers und Führers Eurer künftigen Geistlichen geduldet werden kann."

Ihr dürft unserer innigsten Teilnahme und Fürbitte um so mehr überzeugt sein, als wir die mannigfachen Schmerzen und Trübsale, die von solchen Kämpfen für das Reich Gottes unzertrennlich sind, aus eigner Erfahrung kennen zu lernen, Gelegenheit genug gehabt haben.

Der Herr sei mit Euch und mit uns!

Barsinghausen, den 10. Mai 1865.

Isenberg, Superintendent in Borry. Sievers, Superintendent Gr. Berkeln. Meyer, Pastor zu Lüntorf. Suffert, Pastor zu Hämelschenburg. Niemack, Pastor zu Nieder-Börry. Rasch, Pfarrer-Collaborator zu Hajen. Schreiber, Pastor zu Ohsen. Gehrke, Pastor zu Polle. Kaune, Past. coll. zu Heinsen. Runge, Pastor zu Frenke. Lilie, Pastor zu Barsinghausen. Fromme, Pastor zu Hohenbostel. Ebert, Pastor zu Landringhausen. Bode, Pastor zu Gleidingen. Brauns, Pastor zu Heisede. Fleck, Pastor zu Lühnde. Hansemann, Pastor zu Gr. Lobke. Zum Hagen, Pastor zu Bolzum. Firnhaber, Pastor zu Wassel. Lieffers, Pastor zu Wirringen. Geffers, Pastor zu Müllingen. Brockmann, Pastor zu Oesselse. Meyer, Pastor zu Grasdorf. Messerschmidt, Pastor zu Rosenthal. Brakebusch, Pastor zu Berkum und Equord. Soltmann, Pastor zu Schwiechelt. Boës, Pastor zu Mehrum. Bokelmann, Pastor zu Hohenhameln.

Gegen Schenkel aus Hannover.

Dem Zurufe an die bekentnistreuen Amtsbrüder in Baden aus Hannover vom 8. April geben ihre herzliche Zustimmung:

Meyer, Superint. in Osterode. Dr. Maul, Pastor zu Eisdorf. C. Hintze, Pastor zu Dorste. Thimme, Pastor zu Elbingerode.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 31. Mai. № 43.

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Die Kirche und die Ritterschaft.

Vierter Artikel.

Je höher Gott einen Menschen gestellt hat, es sei durch Ehre und Ansehn, oder durch Macht und Reichtum, oder durch Verstand und Wissen, desto höhere Verantwortung hat er auf sein Gewissen gelegt derer wegen, die auf ihn sehen oder von ihm abhängen. Denn es ist und bleibt nun einmal so in der Welt, daß der Niedre allezeit auf den Höheren sieht, wie die Kinder auf die Eltern und von ihnen lernt und annimt Gutes oder Böses. Mit Furcht und Zittern sollten wir uns allewege dieser Verantwortung bewußt bleiben und uns hüten vor allem Aergernis, damit wir eine andre Sele verletzen oder verderben. Der Herr hat ein hartes Wehe daraufgelegt. In diesem Sinne erhält auch das „Noblesse oblige“ eine centnerschwere Bedeutung. Wie der Geistliche ein Uebriges zu thun hat vor anderen Christen durch geistlichen Sinn und Wandel zu leuchten, so hat der Adel die Pflicht durch edle Gesinnung und edle Thaten vorzuleuchten, will er nicht seinem Geburtsadel gröblich ins Angesicht schlagen und ihn gar verächtlich machen. Wie trotz aller schlechten Pastoren und trotz des großen kirchlichen Abfalls der Massen dennoch zum Verwundern der geistliche Stand noch immer ein Ansehn bei dem Volke hat, so ists auch mit dem Adel und weltlicher Obrigkeit. Gott hat beiden Ständen nun einmal eine Ehre angeheftet, die — von der einzelnen Person abgesehen — um deßwillen als eine unverwüstliche erscheint, nicht um ihrer Person willen (das sollen wir nicht vergessen!) sondern eben zum Segen für Andre. Man kann das selbst bei ganz äußerlichen Dingen beobachten. Wenn ein Edelmann auch in seiner äußern Erscheinung mit einigem Prunke und Glanz auftritt, der gesunde Sinn des Volks hat nichts dawider, „es komt ihm zu“ — sobald ein ebenso reicher Handwerker so auftritt, es macht sich der gemeine Mann mindestens darüber lustig. Darum aber um so mehr: Noblesse oblige!

Schon eine wenig gründliche Sittengeschichte unseres Vaterlandes zeigt uns, wie unser Adel meistens zwei Extremen verfallen ist: der Rohheit*) und der Ueberfeinerung, wovon man nichts besseres sagen kann, als daß eines das andre gemeiniglich noch ein wenig äußerlich beschränkt und gemäßigt hat. Wir verzichten darauf, dieses ebenso reichhaltige als ernste Thema an dieser Stelle weiter zu verfolgen. Nur das gehört hierher, daß die deutschen Höfe und der deutsche Adel auch der mecklenburgische selbst in den Jahrhunderten, wo Gottes Gnade das reine Wort seiner Kirche wiedergegeben, sich schwer an unserm Volke versündigt und durch französische Moden, französische Schriften, französische Leichtfertigkeit und Sittenlosigkeit einen Strom von Gottlosigkeit und Unsittlichkeit über unser Volk ausgegossen hat, der in materieller und sittlicher, in kirchlicher und geistlicher Beziehung die Grundbestände seines Lebens angegriffen und an seinem Marke gezehrt hat und noch zehrt. Wann wird die Zeit kommen, wo namentlich der angesessene Adel erkent, daß er von seinen Vätern eine Erbschuld überkommen, die nur der heiligste christliche Ernst zu tilgen im Stande ist? Der besondre sittliche Makel, welcher ihm der Stimme der öffentlichen Meinung zu folge bis vor kurzem anhaftete und wozu die große Macht über die untergegebenen Personen so verführerischen Anlaß gab, begint in neuster Zeit in erfreulicher Weise von ihm zu weichen. Möchte man in Gedanken an die eignen Verschuldungen nun auch in geeigneterer Weise, als durch blos äußerliche Strafen, der Unsittlichkeit zu begegnen suchen, die jezt mehr in den niederen Ständen um sich gegriffen hat, so daß an die Stelle des frühern üblen Einflusses auf das Leben der Gemeinden ein wahrhaft wolthäliger träte. Dahin gehört — um nur das wichtigste und nächstliegendste zu erwähnen — eine strengere Kirchlichkeit, welche sich in persönlicher Liebe zu dem Worte Gottes und Gehorsam gegen das Wort Gottes als eine rechte und echte bewährt. Eine solche dürfen wir mit gutem Gewissen wieder an manchen ritterschaftlichen Familien rühmen. Nachdem dieselben ihr Patronatsrecht dazu gebraucht, um entschiedenere und begabtere gläubige Pastoren zu berufen, geben sie durch fleißigen Besuch des Gottesdienstes den davon so sehr entwöhnten Gemeinden ein löbliches Beispiel. Daß nach dieser Seite hin noch viel zu wünschen und zu thun übrig ist, legen freilich die Klagen über leere Kirchen und Entheiligung des Feiertags nahe. Außer dem, was in der Beziehung in diesen Blättern schon mehrfach besprochen ist, möchte eine Unsitte noch besonders zu ernster Abstellung hervorzuheben sein, das sind die von Seiten der Gutsherrn und ihrer Pächter fast regelmäßig und als selbstverständlich auf den Sontag verlegten Einladungen und Besuche, wodurch zugleich einer Menge

*) Die Mitteilungen aus dem Tagebuche Herzog Adolf Friedrichs in den Schweriner Jahrbb. v. Lisch enthalten für uns ganz Unglaubliches! —

von Dienstboten der Besuch des Gottesdienstes unmöglich gemacht wird. Wenn die an den Wochentagen durch den Hofedienst gebundenen Tagelöhner die Sonntage dazu benutzen, so hat ihnen Gott diesen Tag auch mit dazu gegeben, um die so wichtigen Freundschafts- und Familienbande zu erhalten und zu befestigen, wenn aber Familien, denen ihre unabhängige Stellung jeden Wochentag dazu zu benutzen erlaubt, den Sonntag dazu wählen, so gränzt das nahe an die Entheiligung des Tages. Die Gutsherrschaften sollten die ausdrückliche Verabredung treffen, ihre Diners oder gar Bälle nie außer bei ganz besondern Veranlassungen am Sonntage zu geben. Herzog Ernst d. Fromme von Sachsen mußte in Gotha nach Verwüstung des Schlosses im 30jährigen Kriege im dortigen Rathhause Wohnung nehmen. Von da hatte er bis zur Kirche einen weiten Weg und es galt damals für unschicklich, wenn ein Fürst mit seinem Hofstaate zu Fuß durch die Stadt hätte gehen wollen. Nur um einen einzigen Menschen, seinen Leibkutscher, nicht am sonntäglichen Besuche des Gottesdienstes (und ein solcher hatte damals noch Wochengottesdienste als Ersatz!) zu hindern, ließ er sich hinter einer ganzen Häuserreihe entlang, einen bedeckten Gang zur Kirche hin machen. Solch ein Beispiel mögen sich alle diejenigen doch recht ansehen, die stets bei solchen Fällen über „unüberwindliche Hindernisse“ klagen.

Ernst des Frommen Beispiel erinnert noch an ein andres, was hier hervorzuheben ist. Um seine Unterthanen nicht zu belasten, zögerte er lange, das verfallene Schloß in Gotha wieder aufzubauen und als er endlich den Vorstellungen seiner Räthe nachgab, da war die Schloßkirche der Teil, welcher am ersten und am kostbarsten aufgeführt wurde. „So spricht der Herr Zebaoth: Dies Volk spricht: Die Zeit ist noch nicht da, daß man des Herrn Haus baue. Und des Herrn Wort geschah durch den Propheten Haggai: Aber eure Zeit ist da, daß ihr in getäfelten Häusern wohnet! Und dies Haus muß wüste stehen.“ Dieses Gotteswort hat zu unsrer Zeit wieder als eine traurige Wahrheit neue Bedeutung gewonnen und hat auch in diesen Blättern zu wiederholten Malen als ein scharfes Zeugnis zum Gericht über die reichen Patrone und Gemeinden ausgerufen werden müssen, deren Wohnungen sich in immer größeren Glanz und Luxus erhoben, während die Wohnungen Gottes wirklich „wüste“ lagen, manche so wüste, daß ein anständiger Mensch sich einer solchen Privatwohnung schämen würde. Denn wie leider auch nach dem 30jähr. Kriege die Herren erst ihre Schlösser und ihre Hufen in Stand sezten, erstere zum Teil nach üppigen französischen Mustern, und Kirchen und Pfarrwohnungen im jämmerlichsten Zustande liegen ließen, bis am Ende des 17. Jahrh. eine allgemeinere Restauration begann, so geschah es auch in der langen Friedenszeit nach den Befreiungskriegen. Das Gerichtsjahr 1848 mit seinen niedergebranten Schlössern, mit seinen murrenden Proletarierscharen hat dann manchem Reichen seine Versündigungen und Versäumnisse zum Bewußtsein gebracht, und wie Viele den innern Aufbau der Kirche als den einzigen haltbaren Damm gegen die Wogen der Revolution erkanten, so auch die Notwendigkeit, an den kirchlichen Gebäuden etwas zu thun. Nach dem Vorgange unsers Großherzogs schon in den vierziger Jahren haben auch manche ritterschaftliche Patrone mit anerkennenswerter Freigebigkeit einen Neubau oder Ausbau ihrer Kirchen vorgenommen. Wir dürfen mit Freude auf die neue Votivkirche zu Schliefensberg samt ihrem neugegründeten Pfarrsysteme, die neue Pfarre zu Wangelin, die neue schöne Kirche zu Peccatel, die restaurirten Kirchen zu Grubenhagen, Basedow, Walkendorf u. v. A. hinweisen. Es ist dies auch nach der Seite hin von Wichtigkeit, daß den Leuten die Kirche wieder wohnlich und lieb gemacht werde und gehört somit zu dem wolthätigen Einflusse, den die Herren auf den kirchlichen Sinn der Gemeinden auszuüben vermögen.

Wir möchten aber wünschen, daß damit die Beschränkung des Luxus in Wohnung und Kleidung Hand in Hand ginge. Man klagt so vielfach darüber, daß nicht blos bei Handwerkern und Bauern, sondern auch bei Dienstboten und Tagelöhnern in neuester Zeit der Luxus zu ihrem eignen Schaden so auffallend überhand nimt, und mit Recht. Es hat das nicht blos auf den materiellen Wolstand, sondern auch auf Sinn und Sitte der Leute einen nicht zu unterschätzenden Einfluß. Der Sinn für höhere Interessen, für die ernstern Aufgaben des Lebens nimt ab, Leichtfertigkeit, Gier nach leichtem Gewinn, Neid auf die Reicheren, allerlei Untreue nimt in demselben Maße zu. Wenn nun manche Gutsherren durch Strafen die alte einfache Tracht der Tagelöhner conserviren wollen, so muß man das für ein ganz unzureichendes Mittel halten. Meistenteils sind die neuen eitlen und kostspieligeren Moden in solche Tagelöhnergemeinden eingedrungen, deren Herschaften selbst durch übertriebenen Luxus vorangehen. Wie man an den Kindern in der Schule ein ziemlich sicheres Urteil über die einzelnen Eltern gewint, so kann man an den verschiedenen Tagelöhnergemeinden ziemlich sicher erkennen, wie die Herschaften es treiben. Das Beispiel übt eine große Macht und man muß sich nicht wundern, wenn es nach dem Sprichworte geht: wie der Herr, so der Knecht! Wenn man in der Kleidung alles gebührende Maß überschreitet, in Pariser Kleidern einhergeht, die Hunderte kosten, in Equipagen einen fürstlichen Aufwand entwickelt ꝛc., so muß das Bewußtsein, daß auch die Reichen nur Haushalter Gottes sind und Rechenschaft von ihren irdischen Gütern abzulegen haben, völlig geschwunden sein; besonders wenn man daneben wahrhaft knausert, wenn es sich um bessere Stellung der Tagelöhner (manche haben selbst das in der Angst 1848 Versprochene wieder zurückgezogen!!) oder um Beiträge für Mission, Bibelgesellschaften, Rettungshäuser ꝛc. handelt. Meint man wirklich, mit so einem Beitrage von 1 Thlr. oder 5 Thlrn. vor Gott bestehen zu können, wenn man Tausende für sein Vergnügen verwendet? Wir kennen Pommersche Edelleute und Ravensbergische Bauern, welche nicht den zehnten Teil der Einnahme eines Mecklenburgischen Rittergutsbesitzers haben und dabei zehnmal mehr zur Förderung der Zwecke des Reiches Gottes geben. Ist es nicht eine himmelschreiende Schande, daß die wenigen christlichen Anstalten, selbst

das fürstlicher Seits so angelegentlich begünstigte Stift Bethlehem in Ludwigslust nicht ausgenommen, in dem reichen Mecklenburg oft mit täglichen Nahrungssorgen zu ringen haben, wie uns neulich noch zu unserm eignem Erstaunen darüber Einzelnheiten mitgeteilt wurden!!? — „Die ihr euch weit vom bösen Tage achtet (das Jahr 1848 scheint man schon ziemlich vergessen zu haben!) und trachtet immer nach Frevelregiment und schlafet auf elfenbeinernen Lagern und strecket euch üppig auf euern Postern, ihr esset die Lämmer aus der Herde und die gemästeten Kälber und spielet auf dem Psalter und erdichtet euch Lieder wie David und trinket Wein aus Schalen und salbet euch mit dem feinsten Balsam, und bekümmert euch nichts um den Schaden Josephs." Wir sind nicht gemeint, in communistischem Sinne jeden standesmäßigen Aufwand zu verdammen, aber „was darüber ist, das ist vom Uebel!" Da die Sache nicht so unwichtig ist, wie mancher glaubt, um des armen Volkes willen wie um der eignen armen Sele willen, so wünschten wir wol, daß sich auch aus der Mitte der Mecklenburgischen Ritterschaft eine Stimme erhübe wie die des edlen Grafen Arnim-Blumberg in Preußen, vielleicht würde sie bei Manchem mehr Eindruck machen, als die des Viehhirten von Thekoa. Wenn es aber gar als Princip*) aufgestellt wird, durch einen gewissen Nimbus der Stellung des Adels in den Augen des Volkes wieder eine größere Bedeutung zu geben, so können wir das nur für eine der traurigsten Verirrungen halten und ein leidiges Zeichen, wie sehr man verkent, auf welchen Grundlagen sich das wahre Ansehen eines Standes auferbaut. Es verfängt das heut zu Tage nicht mehr, wo ein speculativer Bierbrauer oder der jüdische Fabrikherr jedem Edelmanne darin Concurrenz zu machen im Stande ist. Aber das ist nicht die Hauptsache. In dieser Beziehung können wir unserer Ritterschaft einzelne Artikel des Herrn v. Gerlach in der Kreuzzeitung nur zu dringendster Beherzigung empfehlen, in denen er eine gründliche Reform des Adels als in seinem wie des Staates Interesse liegend, besprochen.

Wir wollen damit denn diesen Gegenstand abbrechen, um unsern nächsten Zweck, den Einfluß der Ritterschaft auf das sittliche und kirchliche Leben der Gemeinden darzulegen, nicht aus dem Auge zu verlieren.

*) Vielleicht sind einem oder dem andern der Leser die als Manuscript gedruckten Vorschläge einer Adelsreunion in die Hände gefallen, worin u. A. in einem besondern Paragraphen die Errichtung „burgähnlicher Wohnungen", Anschaffung glänzender Equipagen ꝛc. empfohlen wird, um die hervorragende Stellung des Adels dem Volke gegenüber zu markiren.

Nachrichten.

England. (Schluß.)

Diese Schlußfolgerung mag soweit eine ganz richtige sein; aber doch lassen sich sehr erhebliche Bedenken gegen dieses Verdikt anführen. Wenn es in den englischen Colonien keine Staatskirche gibt; wenn das Stiftungspatent für die südafrikanischen Bistümer keine gesetzliche Autorität hat; wenn daher Bischöfe und Geistliche dort nichts weiter sind, als Privatleute, welche ein anglikanisches Kirchensystem eingerichtet haben: so fragt man, wie komt der höchste geistliche Appellhof in London dazu, sich in ihre inneren Angelegenheiten zu mischen. Derselbe hat zu ihnen durchaus keine andere Stellung, als etwa zu den Wesleyanern oder Irvingiten des Heimatlandes. Gesezt, ein methodistischer Prediger würde seines Amtes entsezt, so würde ohne Zweifel von dem Geheimen Rath eine Appellation hiergegen nicht angenommen werden, weil die methodistischen Geistlichen einer freien religiösen Gemeinschaft, aber nicht der staatlich anerkanten Kirche angehören. Hat das königliche Patent, welches jene drei Bistümer einrichtete, keine gesetzliche Autorität, so besteht auch in Südafrika kein in derselben Weise staatlich anerkantes Kirchensystem, wie in England, es handelt sich vielmehr nur um eine freie kirchliche Gemeinschaft, wie die der Dissenter; dann kann aber der Geheime Rath auch nicht entscheiden, ob die dort geschehenen Einsetzungen oder Absetzungen „null und nichtig" oder rechtsbeständig sind. Der Gerichtshof hätte die Appellation Colenso's mit dem Bemerken zurückweisen müssen: da er keine Bischöfe von Natal und der Capstadt kenne, sei er auch nicht in der Lage zu entscheiden, ob jenes Absetzungsurteil gerecht oder ungerecht, rechtskräftig oder null und nichtig sei. Und welch' ein Bild der Knechtung der Kirche unter den Staat weisen diese Verhandlungen auf! Glücklicherweise haben bei uns bisher die Kammermajoritäten noch nicht über die Einsetzung der kirchlichen Oberhirten zu befinden. Man mag über den landesherlichen Summepiskopat denken wie man will, besser befindet sich die Kirche immer noch unter der Pflege eines Königs von Gottes Gnaden, als unter der der Majorität der zweiten Kammer. Das heißt in Wahrheit, geistlich und weltlich Regiment mit einander vermengen. — Zunächst wird durch diese Entscheidung das Missionswerk schwer getroffen werden. Es ist hier ein Präcedenzfall gegeben, der seine Anwendung auf die meisten englischen Kolonial-Bistümer wird finden können. Zunächst wird nun in Natal eine große Verwirrung entstehen. Allerdings ist die Zahl der Anhänger Colenso's dort sehr schwach; aber dennoch scheint ein Schisma unvermeidlich. Der abgesezte Bischof wird nach Natal zurückkehren und seine Funktionen wieder übernehmen wollen. Der größte Teil seiner Diöcesanen hat sich bereits von ihm losgesagt und wird ohne Zweifel in der Trennung verharren. Aehnliche Spaltungen können sich jeden Augenblick in den übrigen Kolonien bei gegebener Gelegenheit bilden. Der Rückschlag, den diese Angelegenheit auf die Kirche des Mutterlandes üben wird, läßt sich noch nicht berechnen. Man hat es dort schon beim ersten Erscheinen der Essays und Reviews mit dieser neologischen Bewegung etwas leicht genommen. Man vergißt zu leicht, daß es eine Solidarität der revolutionären Interessen ebenso auf kirchlichem, wie auf politischem Gebiete gibt. Man hört dort dieselben Schlagwörter wie auf dem Kontinent: Versöhnung der Kirchenlehre mit den Fortschritten des neunzehnten Jahrhunderts haben alle drei Vorkämpfer des Unglaubens, Renan, Schenkel und Colenso, drei verschiedenen Kirchen und Nationen angehörig, auf ihre Fahne geschrieben. Die beste Waffe wird immer bleiben ein Vertiefen in die theologische Wissenschaft, woran es in England immer noch sehr fehlt, obgleich Dr. Pusey's neu erschienener Commentar über die Propheten hierin eine rühmliche Ausnahme macht.

Neben der Regsamkeit der destructiven Tendenzen ist aber auch

manches erfreuliche über die aufbauende Thätigkeit zu berichten. Vor allem gehören hierher die Bemühungen des Bischofs von London um die Vermehrung der kirchlichen Mittel und Kräfte in der Hauptstadt, ein Punkt, der bei den verwandten Bestrebungen in Berlin für uns von großem Interesse ist. Das riesenhafte Anwachsen der Bevölkerung in den großen Städten ist eine Erscheinung, welche früheren Jahrhunderten menschlicher Entwickelung unbekant war; weder Rom noch Byzanz sind mit unseren Städteriesen zu vergleichen. Heut zu Tage aber findet sich derselbe Proceß der Anschwellung ebenso in den Hauptstädten Englands, Frankreichs und Deutschlands wie in denen Amerikas und Australiens. Ueberall dieselben Ursachen und dieselben Wirkungen: dieselbe Ueberzahl von Menschen und dieselbe Armut, Versunkenheit und Gottlosigkeit. London hat eine Bevölkerung, so groß wie die des ganzen Königreichs Schottland; der jährliche Zuwachs ist so groß wie die Einwohnerzahl der Grafschaften Derby oder York.*) An diesem Koloß ist alles kolossal, der Reichtum sowol, als die Armut. Aber beide treten sich immer unvermittelter gegenüber. Man hat die jährliche Gesamteinnahme der Einwohnerschaft, gewiß nicht zu hoch, auf 17 Mill. Pfd. St. = 110 Mill. Thlr. veranschlagt. Trotzdem sind z. B. die Schuleinrichtungen so mangelhaft, daß 100,000 Kinder in den hierzu vorhandenen Gebäuden keinen Platz finden. In den lezten zehn Jahren ist durchschnittlich täglich ein Mensch Hungers gestorben. In den Vorstädten und den eigentlichen Proletarier-Quartieren scheint alles in Schmutz, Ungeziefer, Trunk und Unzucht unterzugehen. Entsteht ein neuer Stadtteil, so fehlt es zunächst sowol an Kirchen als an Schulen, nicht aber an Brantweinschänken und liederlichen Häusern. In Folge dessen hegen dergleichen Stadtteile stets den niedrigsten Auswurf des Pöbels; denn in den fashionablen Quartieren ist die Zunahme eine viel langsamere und geordnetere. Solch ein Haufe, der sich einer Kirche und des Wortes Gottes oft kaum aus der Jugendzeit erinnert, dessen Kinder nicht getauft werden und der von christlichem Glauben und christlicher Sitte nicht mehr weiß, als seine Vorfahren vor 1500 Jahren, zeigt allerdings im vollen Sinne des Wortes ein Stück Heidentum mitten in der Christenheit und die zu ihnen gehenden Prediger verdienen allerdings mit Recht die Bezeichnung Stadt-„Missionare." Da es nun bei dem dermaligen Verhältnis von Kirche und Staat in England unmöglich ist, daß dieser Not aus öffentlichen Mitteln gesteuert werde, so ergibt sich von selbst, daß die ganze Last dieser Sorge auf die Schultern des Oberhirten, des Bischofs der Diöcese, fällt.

Der verstorbene Bischof Blomfield von London hatte auf diesem Gebiete bereits vorgearbeitet. Er hatte den Plan gefaßt, der Kirchennot durch Erbauung von 50 neuen Kirchen zu steuern; die Summe jedoch, welche zusammen kam, sezte ihn in den Stand 78 Kirchen mit 150 Geistlichen zu gründen. Ein noch glänzenderes Beispiel von Opferwilligkeit zeigte in den vierziger Jahren Schottland. Man pflegt sich bei uns zu Lande gewöhnlich damit zu entschuldigen, England sei ein reiches Land und könne darum auch ganz andere Summen durch freiwillige Beiträge aufbringen. Nun Schottland ist kein reiches, sondern, vielleicht die Städte Edinburg und Glasgow ausgenommen, ein sehr armes Land. Als dort das große Schisma unter den Presbyterianern entstand, schied beinahe die Hälfte der Glieder unter Chalmers' Leitung aus der Staatskirche, ohne ein Kirchengebäude, eine Schule oder einen Penny von dem Kirchenvermögen mitzunehmen. Gleich in dem ersten Jahre wurden zu Kirchenbauten 85,000 Pf. St. (566,000 Thlr.), in dem folgenden 40,000 Pf. St. (266,000 Thlr.) aufgebracht. In den ersten fünfzehn Jahren nach der Separation wurden im Ganzen für kirchliche Zwecke gesamelt 2 Mill. Pf. St., mehr als 13 Millionen Thaler, abgesehen von kleineren Sammlungen in einzelnen Gemeinden für lokale Bedürfnisse und noch jezt werden jährlich allein zur Besoldung der Geistlichen 120,000 Pf. St. (800,000 Thlr.) zusammengebracht. Freilich mag an dieser Opferwilligkeit auch die große religöse Spannung und Animosität ihren Anteil haben; immerhin aber geben diese Zahlen für uns genug zu denken.

Im April 1863 (vergl. Ev. K. Z. 1863 Nr. 47) gründete der Bischof von London einen Kirchenbaufonds, der innerhalb der nächsten zehn Jahre aufgebracht werden sollte und den man hoffte auf eine Million Pf. St. bringen zu können. Auf einem Meeting erklärte sich der Bischof neulich sehr befriedigt mit den bisherigen Erfolgen und knüpfte daran weitere Mitteilungen. In den nun verflossenen 18 Monaten sind 100,000 Pf. St. eingezahlt und weitere 100,000 Pfd. versprochen worden; auch hat die Regierung für solche städtischen Districte, in denen Grund und Boden der Krone gehören, einen Beitrag von 15,000 Pf. St. verheißen. Bisher sind Kirchen oder Kapellen mit 22,580 Sitzplätzen, 33 Missionsstationen mit weiteren 14,000 Sitzplätzen errichtet worden Im Osten der Stadt, dem schlimmsten Teile, sind 9 Geistliche neu angestellt und noch außerdem 5 Stellen begründet worden, die aber noch nicht besezt sind; auch sind 45 Laienhelfer berufen worden. Unter den Geistlichen haben 5 ein Einkommen unter 300 Pf. St. (2000 Thlr.). So viel ist bereits gewonnen, daß auf 3000 Selen je ein Geistlicher komt. Ob im Laufe der Jahre die ganze Höhe der begehrten Summe wird erreicht werden, bleibt freilich nach fraglich; denn man darf sich nicht verhelen, daß bei dergleichen Sammlungen der Eifer der Geber im Anfang immer am größten zu sein pflegt. Indessen ist das, was bereits geschehen ist und was noch erhofft werden darf immer großartig genug, um uns ein „gehet hin und thut desgleichen!" zuzurufen.

Im April d. J. ist eine Gesellschaft zusammengetreten, welche sich die Erforschung Palästinas zur Aufgabe gemacht hat. An der Spitze stehen der Erzbischof von York, viele Bischöfe, Lords, Theologen und Laien aus allen kirchlichen Denominationen. Nachdem die nötigen Fonds gesamelt, soll eine Anzahl Gelehrter aller Art nach dem gelobten Lande gesandt werden, um dort Forschungen auf dem Gebiete der Archäologie, der Sitten und Gebräuche, der Topographie, Geologie, Botanik, Zoologie und Meteorologie anzustellen. Seitdem es dem Prinzen von Wales auf seiner lezten Reise nach dem Orient gelungen ist, in das innere der Moschee von Hebron Zutritt zu erlangen, hofft man, daß sich der muselmännische Fanatismus, der bisher alle derartigen Studien behinderte, nicht mehr so wild zeigen werde. Allerdings sind die Hoffnungen, welche man an die Resultate knüpft, wol etwas zu hochfliegend. Nach dem erlassenen Aufruf zu Beiträgen sieht es fast so aus, als habe man bisher vom alten und neuen Testament noch wenig verstanden, weil man in manchen Punkten über die Topographie von Jerusalem, die Höhenmessungen, über die palästinensische Flora und Thierwelt noch im Unklaren ist. Daß die Bibel durch derartige Forschungen, selbst bei den glänzendsten Erfolgen für uns „ein neues Buch" werden wird, oder daß sich dadurch „ein Meer von Licht sowol über das alte als über das neue Testament" verbreiten wird, steht nicht zu erwarten. Doch ein derartiges Klappern gehört in England nun einmal zum Handwerk auch in so ernsten Dingen. Immerhin ist es ein wichtiges Werk, das man begonnen hat. Gewiß werden auch hier, wie es schon in Ninive geschehen, die Steine wiederum als Zeugen für die ewige Wahrheit der Schrift auftreten in einer Zeit, wo die Menschen sich schämen, sich dazu zu bekennen. Ein 60 Fuß hoher Schutt bedeckt noch immer die alten Straßen von Jerusalem und jezt, wo Herculanum und Pompeji, wo Rom und Carthago, Ninive und Halicarnassus aufgegraben werden, ist es Zeit, daß auch der Erforschung der Stätten heiliger Geschichte, wo Könige und Propheten wandelten, wo Gott selbst das Licht seiner Offenbarung leuchten ließ, die größte Sorgfalt gewidmet werde zu einem Zeugnis über die Kinder dieser ungläubigen Zeit.

*) Für diese und die folgenden Zahlenangaben cf. Quarterly Review, April 1865.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 35. Naturwissenschaftliche Genealogien, insbesondere die Darwin'sche Theorie 409
— 36. Naturwissenschaftliche Genealogien, insbesondere die Darwin'sche Theorie. (Fortsetzung) 417
Aus Mecklenburg-Schwerin 419
Nachrichten. Mark Brandenburg 421
Beilage 425
Erklärung gegen Schenkel aus Kyritz 432
— 37. Naturwissenschaftliche Genealogien, insbesondere die Darwin'sche Theorie. (Fortsetzung) 433
— 38. Das Duell 441
Beilage 449
Nachrichten. Aus Schlesien 449
Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen 452
— 39. Naturwissenschaftliche Genealogien, insbesondere die Darwin'sche Theorie. (Schluß) 457
Das Duell. (Fortsetzung) 461
— 40. Das Duell. (Schluß) 465
Nachrichten. Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Fortsetzung) . 470
Beilage 473
— 41. Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst 481
— 42. Wilhelm Meister 489
Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst. (Schluß) 491
„Daheim", ein deutsches Familienblatt 493
Nachrichten. Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Schluß) . . 496
Beilage 497
Nachrichten. Berlin 500
Leipzig 501
Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus Baden 501
England 502
Erklärung gegen Schenkel aus Hannover 503
— 43. Aus und über Mecklenburg-Schwerin IV. 505
Nachrichten England. (Schluß) 509

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 3. Juni. № 44.

Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst.

Zweiter Artikel.

Das eigentliche Fundament der Todesstrafe ist bekantlich der Ausspruch 1 Mos. 9, 6: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut wird auch durch Menschen vergossen werden, denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht."

Wir haben hier nicht einen bloßen Befehl vor uns, sondern die Aufstellung der Regel, nach der Gott verfährt. Dies zeigt das vorhergehende: „ich will des Menschen Leben rächen an einem jeglichen Menschen, als der sein Bruder ist." Daß da nicht blos die Rede ist von der Rache, welche die Obrigkeit an Gottes Statt vollzieht, sondern auch von der Rache, welche Gott unmittelbar übt, zeigt 2 Chron. 4, 22, wo der von dem Könige, von der irdischen Obrigkeit selbst gemordete Sacharja in Hinweisung auf unsere Stelle sterbend spricht: „es sehe der Herr und räche", zeigt auch der Ausspruch des Herrn Luc. 11, 50. 51: „damit gerächt werde an diesem Geschlechte das Blut aller Propheten" u. s. w.: da sind das Werkzeug der göttlichen Rache die Römer. Das Gesetz: Blut für Blut, und zwar durch Menschen, muß durch ihren Dienst als das Gegenteil einer eitlen Phantasie erwiesen werden. Auf dasselbe Resultat führt uns auch Apok. 13, 10. Da heißt es in Bezug auf 1 Mos. 9, 6: „Wenn jemand mit dem Schwerte tödtet, der muß mit dem Schwerte getödtet werden." Die Tödtung mit dem Schwerte geht da von der Obrigkeit selbst aus, Gott bewaffnet gegen sie andere Menschen, um ihr ihren Frevel zu vergelten: das barbarisch die Kirche verfolgende Rom wird gestraft durch den Andrang der Barbaren. Aber so gewiß es ist, daß die Worte eine weitere Ausdehnung haben, daß auch das Wort des Psalmisten unter ihnen begriffen ist: „die Männer des Blutes werden ihre Tage nicht auf die Hälfte bringen", daß sie uns einen tiefen Blick eröffnen in das Geheimnis der göttlichen Weltregierung, von dem eine Ahndung auch die Heiden hatten, wie das Wort der „Barbaren" auf Melite in Apgsch. 28, 4 dies zeigt, ebenso gewiß auch ist es, daß die Regel, nach der Gott verfährt, zugleich die Regel ist, nach der die Obrigkeit verfahren soll, und daß grade diese Seite hier vorzugsweise in Betracht komt, daß in der Regel Gott durch die Obrigkeit seinen Ausspruch wahrmacht, auf andere Weise nur dann, wenn die Obrigkeit ausartet oder ohnmächtig ist. Es folgt dies einfach aus der Stellung, welche in der ganzen Schrift der Obrigkeit angewiesen wird. Das Gebot die Eltern und überhaupt die Oberpersonen zu ehren, gehört in den zehn Geboten der ersten Tafel an, indem in ihnen der Abglanz der Herschermacht Gottes erkant wird. In 2 Mos. 22, 27 heißt es: „Gott sollst du nicht fluchen und den Fürsten in deinem Volke nicht verwünschen", d. h. du sollst deinen Fürsten nicht verunehren, denn er ist der Diener der Regierungsgewalt Gottes in deiner Mitte. In 1 Chron. 29, 23 wird gesagt: „Und Salomo saß auf dem Throne Jehovas." Ganz besonders aber hebt die Schrift den göttlichen Charakter der richterlichen Würde hervor. Das Gericht ist Gottes, wer vor dasselbe tritt, der tritt vor Gott, 2 Mos. 21, 6. 22, 7. 8. Josaphat spricht in 2 Chron. 19, 17 zu den Richtern: „Sehet was ihr thut, denn nicht Menschen richtet ihr, sondern dem Herrn und er ist bei euch in der Sache des Gerichtes."

Daß in dieser an Noah ergangenen göttlichen Offenbarung Gott mit seiner unmittelbaren Strafübung nur im Hintergrunde steht, vorzugsweise und zunächst die Obrigkeit als das Organ ins Auge gefaßt wird, wodurch Gott sein Wort wahr macht: „wer Menschenblut vergießt, des Blut soll durch Menschen vergossen werden", daß also hinter der Aussage eine Vorschrift verborgen ist, das erhellt aus den Aussprüchen des Mosaischen Gesetzes über die Todesstrafe, in denen der Obrigkeit die Verhängung der Todesstrafe zur Pflicht gemacht wird. Es liegt am Tage, daß diesen hier die urgeschichtliche Grundlage gegeben werden soll, und daß wir in ihnen die authentische Erklärung unserer Stelle besitzen. Auf dasselbe Ergebnis werden wir auch durch den unmittelbar vorhergehenden Vers geführt. Da sagt Gott, er werde das Menschenblut an den Thieren rächen. Wir haben da offenbar die Grundlage für das Gebot 2 Mos. 21, 28: „Wenn ein Stier einen Mann stößt oder ein Weib, so daß sie sterben, so soll der Stier gesteinigt werden." Wenn gegen die Thiere Gott durch die Obrigkeit einschreitet, so wird dasselbe auch in Bezug auf die Menschen gelten, welche gegen das göttliche Ebenbild gefrevelt haben.

So steht es also fest: hinter der Aussage: „wer Menschenblut vergießt, des Blut wird durch Menschen vergossen werden", ist der Befehl verborgen: wer Menschenblut vergießt, des Blut soll durch Menschen, durch die Obrigkeit, welche in Gottes Auftrage das Schwert trägt, vergossen werden, wenngleich die Aussage über den bloßen Befehl hinaus-

geht, Gottes unmittelbare Rachelibung in Aussicht stellt, wenn der Arm der irdischen Stellvertreterin Gottes zu kurz ist, um den Frevler zu erreichen, oder wenn ihr der Wille fehlt, ihrer Pflicht zu genügen. Dieser Befehl geht aber nicht blos die Obrigkeiten unter dem A. B. an. Das Mosaische Strafrecht darf nicht ohne Weiteres in das N. T. herübergenommen werden, ist seinem Buchstaben nach für die christlichen Staaten nicht verbindlich. Wir haben in ihm die Anwendung der göttlichen Rechtsnormen auf bestimte gegebene Verhältnisse, auf die Zustände eines einzelnen Volkes, und was unter dem A. T. Recht war, ist es nicht ohne Weiteres unter dem N. T. Hier dagegen haben wir ein Gesetz, welches vor der Gründung der Mosaischen Oeconomie, gleich nach der Sündflut, nicht für ein einzelnes Volk, sondern für das ganze menschliche Geschlecht gegeben, und mit großem Ernste als ein Pfeiler seiner Wolfahrt hingestellt wurde, welche ernstlich gefährdet werden muß, sobald dieser Pfeiler zusammenstürzt, sobald an die Stelle des Schauders vor dem Morde ein mattherziges Mitleid mit dem Mörder tritt. Auf die Allgemeingültigkeit des Gesetzes führt auch die Begründung desselben: „denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht." Dieser Grund bleibt für alle Zeiten derselbe. Auch unter dem N. T. kann Blut nur durch Blut gesühnt werden, weil auch unter ihm der Mord ein Frevel an dem göttlichen Ebenbilde ist.

Die Einwendungen gegen die allgemeine Verbindlichkeit des Gesetzes erweisen sich nicht als haltbar. Wenn nach dem Vorgange Anderer Prof. Berner bemerkt: „Schon aus dem alttestamentlichen Standpunkte läßt sich gegen dies Wort Manches einwenden: hat ja nach der alttestamentlichen Ueberlieferung Gott selbst das Leben des ersten Brudermörders unter seinen Schutz gestellt": so ist darauf zu antworten, daß die Ausnahme, deren Grund darin zu suchen ist, daß damals die Menschen nicht vorhanden waren, welche zu Werkzeugen des Gerichtes wider Kain dienen konten — weder seine Eltern waren dazu geeignet, noch seine Abkommen —, die Regel befestigt. Diese Regel bezeugt sich in dem Gewissen Kains selbst, welcher spricht: „jeder, der mich findet, wird mich tödten", und Gott selbst erkennt sie an, indem er die Ausnahme bewilligt, auch schon indem er spricht: „was hast du gethan! die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde", und indem er die Ausnahme ausdrücklich nur auf das nackte Leben beschränkt und den Kain verflucht und von der Erde ausschließt, so daß er von da an lebendig todt ist. Wie wenig aber die Obrigkeit auf eigne Hand solche Ausnahmen bewilligen darf, wie leicht sie dadurch dem Mordgeiste Nahrung geben und also selbst dem göttlichen Gerichte anheimfallen kann, das erhellt schon daraus, daß selbst diese durch die Umstände notwendig erforderte, göttlich sanctionirte Ausnahme von dem Kainitischen Lamech als Feigenblatt gebraucht wird für seinen Mordgeist, 1 Mos. 4, 24. Wenn die Anabaptisten einwandten, auch die blutvergießende Obrigkeit falle unter das Gericht dieses Ausspruches, so übersehen sie, daß hinter der Obrigkeit Gott steht, welcher durch sie sein Wort: „ich werde rächen" wahrmacht. Daß unter Umständen, wenn sie das Amt zur Befriedigung ihrer persönlichen Gelüste misbrauchen, wenn sie unter gesetzlichen Formen morden, allerdings auch obrigkeitliche Personen unter das Gericht dieses Ausspruches fallen können, zeigt die Geschichte Ahabs und Naboths. Wenn die Anabaptisten ferner bemerkten, auch der Mörder sei nach Gottes Ebenbilde geschaffen, wenn im Einklange mit ihnen noch Schleiermacher an heiliger Stätte gesagt hat, das Gebot und die Vollziehung der Todesstrafe sei ein trauriges Zeichen davon, wie wenig noch der Mensch in sich selbst das Ebenbild Gottes erkenne, denn wie könte er es sonst in einem andern zerstören wollen, so übersahen sie, daß die Zerstörung des göttlichen Ebenbildes nur dann ein Frevel ist, wenn sie mutwillig, ohne Gottes Befehl geschieht, daß aber, wer das Leben gab, es auch wieder durch die von ihm eingesezten Organe und auf Grund seiner Gesetze nehmen kann. Der Einwand von J. D. Michaelis: auch das Verbot des Blutessens sei dem ganzen Menschengeschlechte gegeben und werde doch unter dem N. B. nicht mehr beobachtet, unterläßt die Unterscheidung zwischen Zweck und Mittel zum Zweck. Was blos dienendes Mittel ist, wie das Verbot des Blutessens und ebenso das von Anderen geltend gemachte Wort: „an jedem Thiere will ichs rächen", welches die Grundlage abgibt für die Mosaische Bestimmung, daß ein Stier, welcher einen Menschen zu Tode gestoßen, getödtet werden soll, das hat nur so lange Gültigkeit, als das Mittel geeignet ist, den Zweck zu befördern, und wird von selbst abgestreift, sobald dies nicht mehr der Fall ist.

Nach den gegebenen Erörterungen haben auch die Mosaischen Gesetze über die Todesstrafe insoweit fortdauernde Gültigkeit, als sie sich auf den Mord beziehen: denn sie stellen sich nur als Erläuterung dar zu der Grundstelle, welche das ganze menschliche Geschlecht angeht und als unmittelbarer Ausfluß derselben. Die Stellen sind:

3 Mos. 24, 17: „Wer einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben."

4 Mos. 35, 33. 34: „Und nicht sollt ihr entweihen das Land, darin ihr seid, denn das Blut entweiht das Land und das Land wird nicht gesühnt von dem Blute, welches in ihm vergossen ward, außer durch das Blut dessen, der es vergoß. Und nicht sollst du verunreinigen das Land, darin ihr wohnet und wo ich wohne in eurer Mitte. Denn ich der Herr wohne inmitten der Kinder Israel." Diese Grundlegung für das Gebot der Todesstrafe hat auch unter dem N. B. nicht ihre Bedeutung verloren. Unser Herr spricht: „ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt." Und wir sollen also nichts thun, was seiner heiligen Nähe unwürdig ist, wodurch er genötigt wird, strafend einzuschreiten. Die ältere kirchliche Auslegung zog aus unserer Stelle mit vollem Rechte die Regel: „Mit frommer Scheu muß man dafür sorgen, daß das Land nicht durch Blut verunreinigt werde." Eine geschichtliche Erläuterung zu unserer Stelle haben wir in 2 Sam. 21. Da ruft die Blut

schuld an den Gibeoniten, der ungesühnte Mord derselben Gottes Zorn herbei.

5 Mos. 19, 13: „Dein Auge soll nicht schonen und du sollst wegtilgen das Blut des Unschuldigen aus Israel, das dirs wolgehe." Ambrosius bemerkt zu d. St., es gebe ein ungerechtes Mitleiden gleich dem Sauls, welcher des mörderischen Königes Agag schonte.

In 5 Mose 21, 1—8 wird das Verfahren vorgeschrieben, welches zu beobachten, wenn eine Mordthat begangen und der Mörder nicht aufzufinden war. Die erwürgte Ferse vertritt in solchem Falle nicht etwa nach der gewöhnlichen Annahme die Stelle des Mörders, sondern die Stelle des Gemordeten: die Aeltesten der Stadt waschen ihre Hände über der erwürgten Ferse und sprechen: „unsere Hände haben nicht vergossen dies Blut." Wir sehen hier, wie ernst es das Wort Gottes mit dem Morde nimt, wie es von der Anschauung ausgeht, daß durch jede Mordthat der Gemeinschaft, in der sie vorgefallen ist, die Verpflichtung einer Reaction aufgelegt wird. „Die Tilgung" — bemerkt Knobel — „geschah durch Tödtung des Verbrechers, wenn man diesen kante und hatte, 5 Mos. 19, 13. 4 Mos. 35, 33, durch den vorstehenden Sühngebrauch, wenn er unbekant war." Von solcher notwendigen Gegenwirkung, von der Blutschuld, welche über das Land komt, wenn sie unterlassen wird, haben jezt diejenigen keine Ahndung, welche sich für die Abschaffung der Todesstrafe echauffiren, oder auch vorsätzlichen Mördern ohne Weiteres Begnadigung angedeihen lassen. Ihr durch das Wort Gottes berichtigtes Gewissen würde ebenso langsam sein zu begnadigen, wie jezt ihr von der Zeitströmung ergriffenes Gewissen langsam ist zu verurteilen.

Wir haben bereits nachgewiesen, daß die fortdauernde Gültigkeit der in dem Gesetze Gottes durch Moses enthaltenen Bestimmungen über die Todesstrafe des Mörders daraus erhellt, daß ihnen eine gleichlautende Mahnung vorangeht, welche in Noah an das ganze menschliche Geschlecht gerichtet wird. Wir müssen aber bei der hohen Wichtigkeit der Sache von vornherein erwarten, daß auch das N. T. ausdrückliche Erklärungen über die Todesstrafe enthalten wird und diese Erwartung finden wir vollkommen bestätigt. An Noah und Moses schließen sich der Herr und seine Apostel an. Bei aller scheinbaren Zufälligkeit der betreffenden Aussprüche bilden sie doch ein geschlossenes Ganzes und stellen sich als Ringe einer Kette dar. Das ist ja durchgängig das Wesen der Schrift, ein Siegel auf die über den menschlichen Factoren waltende göttliche Eingebung.

Unser Herr spricht in Matth. 26, 62 zu Petrus: „Stecke dein Schwert an seinen Ort. Denn wer das Schwert nimt, der wird durch das Schwert umkommen." Wir haben auch hier wie in der Grundstelle 1 Mos. 9 zunächst eine Verkündung desjenigen, was geschehen wird, eine Verkündung, die, wie Theodoret bemerkt, sich auch an den Juden bewährte, welche sich wider Gesetz und Recht an dem Blute Christi vergangen hatten und darum fallen mußten durch des Schwertes Schärfe, Luc. 21, 24. Aber in der Aussage liegt zugleich die Mahnung an die Obrigkeit, der Gott zunächst das Schwert gegen die Uebelthäter anvertraut hat und deren gerechte Vergeltung Petrus scheuen muß, weil in ihr Gott zur Rache erscheint. Daß dies der Fall ist, zeigt schon die Beziehung auf 1 Mos. 9 und wird bestätigt durch die gleich zu besprechende Stelle des Apostels, welche ausdrücklich die Obrigkeit nent. Daß Christus hier den Petrus blos auf das Gefährliche seines Thun aufmerksam mache, indem gar oft denen, die das Schwert nehmen, Gleiches mit Gleichem vergolten werde, konte nur von solchen behauptet werden, denen das Wort Christi in seinem wahren Sinne unbequem war. Solche bloße Klugheitsmoral paßt wol für Jesus Sirach, nicht aber für Jesus Christus, der seine Jünger ermahnt, in gerechter Sache sich nicht vor denen zu fürchten, die den Leib tödten. Mit Recht bemerkt Calvin: „Da er ausspricht, daß die Mörder aus dem Wege zu schaffen sind, so folgt, daß das Schwert den Richtern in die Hand gegeben wird, auf daß sie ungerechten Tod rächen." Wir sehen hier zugleich, wie hoch die Kirche die bürgerliche Ordnung halten soll, wie sie sich, ganz anders wie die Kirchenväter meinten, jedes Eingriffes in dieselbe sorgfältig enthalten soll. Petrus zieht das Schwert für den ungerechte Gewalt leidenden Sohn Gottes, und doch weist ihn der Herr darauf hin, daß er nicht minder wie alle gemeinen Uebelthäter dem durch die Obrigkeit zu vollführenden Gerichte Gottes unterworfen ist, wenn er nicht von seinem Thun abläßt.

Der Schächer am Kreuze erklärt seine Strafe als eine gerechte und begründet dies also: „denn wir empfangen, was unsere Thaten wert sind." Nach der Ansicht der Gegner der Todesstrafe beruht dies Bekentnis auf Irrtum, dagegen in der Schrift stellt es sich uns als der erste Schritt auf der Bahn der Wahrheit, als die Vorstufe der Bekehrung zu Christo dar. Der Schächer zeigt uns, was von der Behauptung Dr. Mittermaiers zu halten ist, „die mystische, dem Volksbewußtsein fremde Phrase, die Todesstrafe sei eine Sühne seines Verbrechens, beruhe nur auf einer durch Geistliche dem Verbrecher beigebrachten Anschauung." Hier entquillt diese Anschauung unmittelbar aus der Brust des Verbrechers. Die Gegner der Todesstrafe ferner machen unter Anderm gegen sie geltend, man dürfe dem Missethäter die Möglichkeit der Bekehrung nicht abschneiden. Aus dem Beispiele des Schächers am Kreuze erkennen wir, daß solche Schuld vielmehr diejenigen auf sich laden, welche den Missethäter der verdienten Strafe entziehen. „Seine Buße", bemerkt Bengel, „wurde gar sehr befördert durch das härteste Kreuz. Selten ist die Bekehrung in einem weichen Bette." Die erfreulichen Erfahrungen bei denjenigen, welche die Todesstrafe verdient haben und mit ihr verschont werden, sind weit seltener wie bei denjenigen, welche sie erleiden, und auch wo bei den ersteren ein guter Ansatz stattfindet, geht das höhere Leben in der Oede eines lebenslänglichen Gefängnisses gar leicht wieder zu Grunde. Dr. Mittermaier muß selbst in seiner neuesten Schrift von einem Verbrecher Franz H. in St. Gallen, den er früher als ein Muster der Bekehrung und als eine lebendige Instanz gegen die Verhängung der Todesstrafe angeführt hatte, sagen: „er sinkt

allmälig in einen Zustand von Trostlosigkeit und von Mismut." Endlich, der Humanismus verlangt, daß die Gnade neben der Gerechtigkeit wirken soll, und in diesem Sinne werden leider oft die „Begnadigungen" geübt. Das Beispiel des Schächers zeigt uns, daß die Gnade am wirksamsten also geübt wird, daß man der Gerechtigkeit ihren freien Lauf läßt. Hätte der Schächer nicht empfangen, was seine Thaten wert waren, er würde schwerlich an Christus geglaubt haben. In der Strafe wurde er Gottes teilhaftig, der das Gesetz seines Wesens an ihm vollzog, aus dem, was er erlitt, erkante er, was er gethan hatte, und diese Erkentnis trieb ihn zu Christo hin. Unverdiente Begnadigung verschließt gar leicht Manchem die Pforte des Paradieses, die dem Schächer durch seine Hinrichtung geöffnet wurde.

Die eigentliche neutestamentliche Hauptstelle aber ist Röm. 12, 4. Die Obrigkeit, heißt es dort, „trägt das Schwert nicht umsonst, sondern um es erforderlichen Falles gegen die Uebelthäter zu brauchen." Nach der Lehre des Humanismus würde die Obrigkeit das Schwert umsonst tragen, etwa wie ein Geheimerrath in Uniform den Degen, von dem er niemals Gebrauch machen darf. Die alte noch von Dr. Mittermaier wiederholte Ausflucht, das Schwert bezeichne hier nur bildlich die Strafgewalt des Staates, scheitert an der Bemerkung, daß die Strafgewalt nicht durch den Namen des Schwertes bezeichnet werden könte, wenn sie nicht in dem Gebrauche des Schwertes gipfelte. Kein Gegner der Todesstrafe wird die obrigkeitliche Strafgewalt durch den Namen des Schwertes bezeichnen. A potiori fit denominatio. Ein Wirt, der nur Bier und Brantwein schenkt, wird nicht das Symbol des Weinstockes oder der Traube auf seinem Schilde führen. „Es mögen also" — sagt Calvin im Angesichte dieses völlig klaren und deutlichen Ausspruches — „diejenigen mit Gott streiten, welche behaupten, es sei unrecht, daß das Blut der schuldigen Menschen vergossen werde."

Die heilige Schrift beschränkt sich aber nicht darauf, die Todesstrafe für den Mord für rechtmäßig zu erklären und zu gebieten, sie ordnet auch dies Gebot in einen allgemeinen Zusammenhang ein und gibt ihm also seine Begründung.

Es heißt in 2 Mos. 21, 23—25: „Du sollst geben Sele für Sele, Auge für Auge, Zahn für Zahn, Hand für Hand, Fuß für Fuß, Brandmal für Brandmal, Wunde für Wunde, Beule für Beule." In 3 Mos. 24, 19—21: „Und wenn ein Mann seinem Nächsten Schaden zufügt, so soll wie er gethan also ihm gethan werden; Bruch um Bruch, Auge um Auge, Zahn um Zahn, wie er hat einem Menschen Schaden gethan, also soll ihm gegeben werden. Also daß wer ein Vieh erschlägt, der solls bezahlen, wer aber einen Menschen erschlägt, der soll sterben." In 5 Mos. 19, 21: „Dein Auge soll nicht schonen: Sele um Sele, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß."

Die Obrigkeit wird hier darauf hingewiesen, daß die Strafe auf dem Grundsatze der Vergeltung ruhen soll, wovon die unmittelbare Folge die ist, daß auch das Maß der Strafe der Maße der Schuld entspricht. Wie das Gesetz Gottes von der Uebertreter behandelt worden, so behandelt dies ihn wieder, da mit er an dem, was er leidet, erkent, was er gethan hat, a dem Gegendrucke die Bedeutung des Druckes verstehen lern Wie der Uebertreter sich gegen seinen Nächsten verhalten hat, s verhält sich das Gesetz gegen ihn, damit er aus dem eigne Schmerze den richtigen Maßstab gewinne für den Schmerz de Nächsten, den früher seine Selbstsucht ihn nicht finden ließ.

Mit Unrecht redet Prof. Berner von der „Mosaischen Ver stümmelungsjustiz", und will daraus erweisen, daß das Mosaisch Gesetz auf einem sehr tiefen strafrechtlichen Standpunkte steh und also auch in Bezug auf die Todesstrafe keine Auctorità haben könne. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Mo saischen Bestimmungen nicht buchstäblich gemeint sind: was sollt denn geschehen, wenn ein zahnloser Mann einem Anderen einen Zahn einschlug, ein Einäugiger sich an dem einen Auge eine Anderen vergriff, wie war es möglich, Wunde gegen Wunde ab zumessen? Wir haben hier nur den Maßstab für die Strafe nicht die Form der Strafe selbst. Die leztere hatte das bürgerliche Recht zu bestimmen, dem in dem Mosaischen Gesetze überal nur die allgemeinen Normen gegeben werden, die es weiter aus zubilden hatte. Selbst die Stelle des bürgerlichen Rechtes aus zufüllen, dazu ist das Mosaische Recht auf dem bürgerlichen Ge biete viel zu unvollständig, wie es z. B. in einer der wichtigsten und die größte Mannigfaltigkeit darbietenden Materien, den Erbrechte, nur drei vereinzelte Bestimmungen darbietet. Wa der natürlichen Entwickelung überlassen werden konte, das wurd ihr von Moses überlassen, der kein bürgerlicher Gesetzgeber war sondern nur ein religiös sittlicher Reformator, und als solche berufen, die „lezten Gründe von Staat, Recht und Strafe" aufzustellen. Moses spricht das Princip aus in einer Form welche geeignet war, auf die Phantasie einen kräftigen Eindruck zu machen, wie Calvin bemerkt: „die Absicht Mose's ist keine andere als die, daß sie durch die Strenge der Strafe geschreckt sich der Verletzung enthalten sollten." Der bürgerlichen Gesetzgebung lag es ob, das Strafleiden zu bestimmen, welches einem ausgeschlagenen Auge u. s. w. gleichkam, eine Bestimmung, welche nach dem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse verschiedene Gestalt annehmen konte, ja mußte. Wir erinnern beispielsweise nur daran, daß während des Zuges durch die Wüste Gefängnisstrafe gar nicht stattfinden konte und deshalb körperliche Züchtigung einen viel weiteren Spielraum gewinnen mußte, wie in der späteren Zeit. Daß die Sache sich so verhält, wird dadurch bestätigt, daß in der ganzen Geschichte kein einziges Beispiel von „Verstümmelungsjustiz" vorkomt, obgleich doch die buchstäbliche Ausführung so eigentümliche Situationen mit sich führen mußte, daß ein Stillschweigen der verhältnismäßig so reichhaltigen Geschichte kaum denkbar ist. Zudem aber wird von der Jüdischen Tradition ausdrücklich bezeugt, daß die Richter das Strafmaß

urch Compensation feststellten: nur die buchstäbelnden Karaiten ollten auch hier an dem Buchstaben festhalten. Aus der Zahl r neueren Jüdischen Gelehrten, welche sich mit dem Mosaischen echte beschäftigt haben, sagt Salvador: „Die Strafe der Ver-ltung ist mehr ein Princip als ein Gesetz. Als Gesetz kann , will sie nicht im Allgemeinen vollzogen werden", und Saal-jütz in dem Mosaischen Rechte beweist, daß zwischen den Mo-aischen Bestimmungen und der Praxis ein Mittelglied angenom-en werden müsse. Darauf führt auch die Analogie des Ge-tzes der zwölf Tafeln bei den Römern. Auch dies stellt für lche Fälle das Princip der Vergeltung auf. In den älteren eiten aber verglichen sich meist die Parteien, in den späteren estimten die Gerichte die Abfindungssumme, Ihering Geist des ömischen Rechtes 1, 125 f. Nur bei dem Morde konte in em Mosaischen Rechte keine Compensation eintreten. Denn für as Leben gibt es kein Aequivalent, und damit nicht Willkür ch ein solches aufbringen möchte, wurde in besonderen Bestim-ungen ausdrücklich und nachdrücklich festgestellt, daß Blut nur urch Blut gesühnt werden dürfe. „Wenn bei der Vergeltung — gt Hegel in unabhängigem Zusammentreffen mit dem Gesetze ottes — in der Regel nicht auf specifische Gleichheit gegangen erden kann, so ist dies doch anders beim Morde, worauf not-endig die Todesstrafe steht. Denn da das Leben der ganze mfang des Daseins ist, so kann die Strafe nicht in einem Derte, den es dafür nicht gibt, sondern wiederum nur in der ntziehung des Lebens bestehen."

Unser Herr hat in der Bergpredigt nicht etwa, wie die berflächlichkeit gemeint hat, das Mosaische Gesetz der Vergel-ng aufgehoben, sondern er hat sich nur gegen die Pharisäische isdeutung erhoben, welche das der Obrigkeit die Norm für r Verfahren gebende Gesetz in ein Privilegium für die Rach-cht des Individuums verwandelte, im directen Widerspruche egen Moses selbst, welcher die Rachsucht verbietet in 3 Mos. 9, 18 und sie verflucht in 5 Mos. 27, 24. 25. „Die mensch-che Rache" — sagt Hegel — „wird dadurch, daß sie Hand-ng eines besondern Willens ist, eine neue Verletzung: sie ver-illt als dieser Widerspruch in den Progreß ins Unendliche und bt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort." Und Göschel in dem . Teile der zerstreuten Blätter aus den Acten eines Juristen emerkt: „Menschliche Rache trägt den Charakter der Subjecti-ität an sich, die Strafe hingegen den allgemeinen Charakter der bjectivität, indem sie nach allgemein gültigen Principien geübt ird. Er will nicht die Talion aufheben, sondern den Begriff rselben von der Subjectivität der Rache reinigen, er will nicht e Rache aufheben, sondern dem überlassen, dem sie zusteht, da spricht: die Rache ist mein, ich will vergelten, er will nicht e Strafgerechtigkeit auflösen, sondern dem anheimstellen, der da cht richtet, 1 Petr. 2, 23."

Das Princip der Vergeltung hat unser Herr in der Bergpredigt selbst als ein ewig gültiges ausdrücklich anerkant: „richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, denn mit welcherlei Gerichte ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden." Dies Princip wird auch vielfach anderweitig im N. T. ausgesprochen. Zu dem: „ich werde vergelten einem jeglichen unter euch nach seinen Werken", Apok. 2, 23, bemerkt Bengel: „Es ist nicht leicht ein Spruch in der Schrift, der öfter vorkomt, als dieser, Matth. 16, 27. Röm. 2, 6." In Röm. 12, 19. 20 heißt es: „Rächet euch selbst nicht, meine Lieben, sondern gebet Raum dem Zorne. Denn wenn du das thust, wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln." Da wird zugleich die menschliche Rache verboten und die göttliche Rache gelehrt. Eben auf das Stattfinden der göttlichen Rache wird die Verwerflichkeit der menschlichen Rache gegründet. Der Zorn ist da der Zorn Gottes, die Feuerkohlen bezeichnen das göttliche Gericht. Das Princip der Vergeltung wird entschieden anerkant, aber eben daraus wird abgeleitet, daß wir der persönlichen Rache entsagen sollen. Wir dürfen uns nicht an Gottes Stelle setzen. Niemand kann sein Recht doppelt bekommen. Rächt man sich selbst, so nimt man der Rache Gottes den Raum. Beweist man dem Feinde Liebe, so ruft man, wenn er auch dadurch nicht in sich geht, die feurigen Kohlen der vergeltenden Strafe, Ps. 18, 13. 14, auf sein Haupt. — Die göttliche Rechtsübung ist das Vorbild der menschlichen, so gewiß, als nach der Lehre der ganzen heiligen Schrift die Obrigkeit Gottes Stelle vertritt. Zudem wird auch in Röm. 13, 4 die Rache oder die Vergeltung ausdrücklich als das Princip bezeichnet, durch das sich die Obrigkeit bei ihrem Strafverfahren leiten lassen soll.

Das Gesetz der Vergeltung mit seiner notwendigen Consequenz, der Todesstrafe für den Mord, liegt aber nicht blos in der heiligen Schrift vor, es ist auch auf den Tafeln des Herzens geschrieben, es wird auch von dem natürlichen Gewissen bezeugt.

Das erhellt schon aus der Thatsache, welche auch Mittermaier bezeugen muß: „Die Idee der Talion mit der Richtung, daß der Verbrecher möglichst das nämliche Uebel leiden soll, welches er durch sein Verbrechen Anderen zufügte, macht sich mehr oder minder in den Strafansichten eines jeden Volkes auf niedriger Stufe der Bildung geltend." Was hier von der „niedrigen Stufe der Bildung" gesagt wird, ist der Beweiskraft der Thatsache nicht hinderlich, sondern förderlich. Es weist darauf hin, daß das Abweichen von dieser Lehre, welche die zwölf Tafeln mit gleicher Bestimtheit enthalten, wie Moses, der Verbildung, der Klügelei, dem viele Künste suchen des Predigers Salomo angehört. Dem einfachen Sinn der Naturvölker fällt es nicht ein, den Zweck der Strafe anderswo zu suchen, als in ihrem

eigenen Begriffe, wie alle diejenigen thun, die von der Vergeltungstheorie abweichen. Bei diesen selbst sizt die Abweichung nicht tief: sie fallen immer wieder in die Vergeltung zurück. Kein Anhänger der Abschreckungs- und Besserungstheorie vermag es, sie im Leben consequent durchzuführen. Das Strafrecht bleibt trotz dieser Theorien bis auf den heutigen Tag auf der Vergeltung gegründet, ohne die es gar keine Sicherheit in Abmessung der Strafe gibt. Auch in der Wissenschaft macht sich das Princip der Vergeltung stets von Neuem geltend und grade von den tiefsten Denkern wird es am entschiedensten verteidigt. Im Angesichte einer Zeit, welche das Princip der Vergeltung als eine „Barbarei", als „eine Frucht culturloser Härte" verschrie, „die in eingelebter Gewohnheit durch das Mittel des Mosaismus mit dem Christentum sich amalgamirte", traten Kant und Hegel als Verteidiger dieses Princips auf, und ihnen schlossen sich überall grade die tiefsten Geister an.

Auch in dem Gewissen der Verbrecher selbst bezeugt sich der Grundsatz der Vergeltung als wahr, von dem Schächer am Kreuze an, „wir leiden gerecht und empfangen was unsere Thaten wert sind." Luther in den Tischreden redet „von einem sonderlichen fürnehmen Diebe, der 60 Jahre lang gestohlen hatte und endlich im Diebstahl ergriffen vom Bürgermeister zu Wittenberg gefragt wurde, wie gehets? Da sprach er: wie wirs treiben, so gehets auch." „Der Mörder selbst" — sagt von Ammon — „muß sprechen: ich erhalte nur was meine Thaten mit sich bringen (Feuerbachs actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen 1 S. 33), und wenn er dennoch über Unrecht klagt, „so wird seiner das Kind auf der Straße spotten", Kants Rechtslehre S. 163." Mit Recht beruft sich Kant hier auf die Kinder. Wie die Wirkung, so die Gegenwirkung, das ist dem Herzen dieser tief eingepflanzt. Sie verlangen von dem Erzieher vor Allem Gerechtigkeit, welche die Strafe genau nach dem Vergehen abmißt, und wo sie diese erblicken, da unterwerfen sie sich willig der Strafe, wo sie sie vermissen, da empört sich ihr Gemüt.

In der Aufhebung der Todesstrafe für den Mord und in der Ersetzung derselben durch ein willkürliches Surrogat wird zum großen Schaden der menschlichen Gesellschaft der Begriff von Recht und Strafe selbst zerstört. Man verlezt damit auch das Recht des Verbrechers selbst. „Die Verletzung", sagt Hegel, „die dem Verbrecher widerfährt, ist nicht nur an sich gerecht, als gerecht ist sie zugleich sein an sich seiender Wille, ein Dasein seiner Freiheit, sein Recht. Daß die Strafe als sein eignes Recht enthaltend angesehen wird, darin wird der Verbrecher als vernünftiger geehrt." Dem Verbrecher sein Recht entziehen, mag er es nun erkennen und in Anspruch nehmen, wie das schon in unzähligen Fällen geschehen ist, oder mag er es in Verblendung und weichlicher Todesfurcht verschmähen, ist selbst ein Vergehen. Das Leben rauben und das nach Gottes Gesetz verwirkte Leben schenken liegt auf einer Linie. So gewiß als die Todesstrafe das Recht des Verbrechers ist, so gewiß ist sie auch für ihn eine Wolthat, und es ist in Wahrheit nicht Gnade, es ist grausame Härte, ihm diese Wolthat, diese Arznei für seine kranke Sele zu entziehen.

Das lebenslängliche Gefängnis, welches die Gegner der Todesstrafe an ihre Stelle setzen wollen, ist ein willkürliches und unangemessenes Surrogat für dieselbe. Die Strafe wiegt entweder leichter oder schwerer als das Verbrechen, je nach der subjectiven Beschaffenheit derjenigen, denen sie auferlegt wird. Schwerer als der Tod ist sie grade für diejenigen, in denen noch ein Besseres und Edleres sich regt. Wie weit die Empfindungen in Bezug auf sie auseinandergehen, zeigt die Vergleichung der Aeußerung von Prof. Berner: „Wenn man den Leidenden einer langen Freiheitsstrafe den Vorschlag machte, ihre Strafe durch Abhauung des Kopfes zu mildern, was würden sie ihren Befreiern wol antworten?" mit der von J. D. Michaelis: „Die Empfindungen und Schätzungen des Uebels mögen verschieden sein, allerdings beim Poltron, beim Sclaven anders als beim freien, dem Tode in die Augen sehen könnenden und nicht gern ohne Ehre leben wollenden Menschen. Ich würde, wenn ich den Tod verschuldet hätte, dem großen Herrn nicht für die Gnade danken, der die Lebensstrafe in ewiges Gefängnis verwandelte." Chalybäus in der speculativen Ethik will an die Stelle der Todesstrafe lebenslängliche Isolirung setzen. „Diese, meint er, ist perennirende Strafe und insofern schärfer als der Tod. Die Strafe immer in sich zurückgewiesen und erinnert zu sein: du lebst ohne Lebensgenuß, wird mit mehr Ernst Lebensstrafe zu nennen sein, als die Todesstrafe so genant wird." Aber wenn sich das so verhält, wo ist dann die Berechtigung, in der Strafe über das Verbrechen hinauszugehen? Wenn man sich einmal auf das Gebiet der Willkür begibt, was hat man für einen Grund, aus der Menge denkbarer Qualen, die man dem Mörder anthun kann, grade diese herauszugreifen? Es scheint fast daß dem Mörder hier Schwereres auferlegt wird, als ihm zukomt, nur im Interesse der modernen Weichlichkeit, welche bei dem Gedanken an eine Hinrichtung von Schauder ergriffen wird, alles Andere, nur kein Blut. Das wäre aber doch eine schlechte im tiefsten Grunde ungerechte, rein selbstsüchtige Sentimentalität.

Wir haben bis jezt vorzugsweise die Todesstrafe des Mörders ins Auge gefaßt. Nur bei ihr fällt die Uebereinstimmung von Verbrechen und Strafe sofort in die Augen. Daß die Todesstrafe auch in Fällen außer dem Morde zulässig und unter Umständen geboten sei, das folgt im Allgemeinen aus dem Gesetze Gottes durch Moses, obgleich man die Einzelbestimmungen nicht an sich als bindend betrachten kann, da hier nicht, wie bei dem Morde, specielle Gründe für ihre über den A. B. fortdauernde Gültigkeit vorliegen. „Gewisse Verbrechen" — sagt schon Buddeus in der Moral — „können jezt milder bestraft werden, andere verdienen eine schärfere Strafe. Denn die Strafen sind nach den Zuständen des Staates einzurichten." Die Bestimmungen über Todesstrafe außer dem Morde beweisen nur daß unter Umständen auch diese Verbrechen mit dem Tode bestraft werden können. Nach dem von der Schrift in aller Schärfe aufgestellten Princip der Vergeltung steht fest, daß nur üb-

Verbrechen die Todesstrafe verhängt werden darf, welche dem Morde sittlich gleich stehen. Das ist eine Regel ohne Ausnahme, von der auch unter dem Vorwande einer Notwehr des Staates nicht abgewichen werden darf. Wer auf dem Boden der heiligen Schrift steht, wird es für eine Verirrung halten, wenn Fichte, der das mosaische Princip der Vergeltung ein barbarisches nante, behauptete, es könne ein Individuum dem Staate so gefährlich werden, daß er es zu seiner Sicherheit aus dem Wege räumen müsse, und zwar durch geheime Hinrichtung von der Polizei! Auf gleicher Linie mit dem Morde liegen z. B. schwere Majestätsverbrechen. Die höchste obrigkeitliche Person trägt das Bild Gottes noch in einem höheren Sinne wie der Mitmensch; da können also auch andere Verletzungen mit dem Morde gleich schwer wiegen. Dann ist bei der Würdigung des Verbrechens nicht blos die Beschädigung des Einzelnen ins Auge zu fassen, sondern auch der Schaden und die Gefahr für das Ganze des Staates. Daß er durch gewisse Verbrechen in seinen heiligsten und wichtigsten Interessen bedroht werde, erklärt der Staat, indem er auf diese Verbrechen die Todesstrafe sezt, und wer sich dadurch nicht warnen läßt, leidet gerechte Strafe dafür, daß er sich an dem Leben des Staates vergangen hat. Das findet z. B. die mannigfachste Anwendung in Kriegszeiten. Und Sixtus V. war vollkommen in seinem Rechte, wenn er in einer Zeit, in der das Banditenwesen den ganzen Staat zerrüttete, auch solche am Leben strafte, denen die persönliche Teilnahme an einem Morde nicht nachgewiesen werden konte. Auch Eisenbahnbeschädigungen und Brandstiftungen können unter solchen Gesichtspunkt fallen.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Gründe zu beleuchten, welche man in neuerer Zeit gegen die Todesstrafe vorgebracht hat, wobei wir uns natürlich auf solche beschränken, die irgend einen Schein haben. So wunderliche Behauptungen zu widerlegen, wie die von Schleiermacher, die Todesstrafe, die er eine rohe Barbarei nent, sei deshalb zu verwerfen, weil Niemand sich selbst tödten, die Strafe aber kein anderes Uebel auflegen dürfe, als was jeder sich selbst aufzulegen berechtigt sei, würde nicht angemessen sein.

Die Todesstrafe, wird behauptet, sei wider die erhabene neutestamentliche Idee von dem liebenden Gott, der den Tod des Sünders nicht will, gegen den Geist desjenigen, der den glimmenden Docht nicht verlöschte und das geknickte Rohr nicht zerbrach. Und wie kann ein Christ die Todesstrafe verteidigen, da ihm die über den Erlöser selbst erkante Todesstrafe eine durch alle Zeiten tönende Predigt gegen die Todesstrafe sein muß. Wir antworten: die Liebe Gottes, die Sorge Christi für den glimmenden Docht soll sich allerdings auch an dem Mörder bewähren. Das lehrt uns schon der begnadigte Schächer. Die Kirche soll sich mit der zärtlichsten Sorge auch der Mörder annehmen und sie hat es zu allen Zeiten gethan, noch vor Kurzem in dem Falle des Franz Müller in England. Dabei aber behält die Justiz ihren Lauf. Es wäre Lieblosigkeit gegen den Mörder selbst und dabei frevelhafte Zerrüttung des Staates, wenn dies nicht geschähe. Daß das Gericht unter dem N. B. nicht gemildert ist, sondern vielmehr grade in Folge der stärker hervorgetretenen Liebe Gottes geschärft, zeigt z. B. Hebr. 10, 28. 29: „Wenn jemand das Gesetz Mose's bricht, der muß sterben ohne Barmherzigkeit durch zwei oder drei Zeugen. Wie viel meinet ihr ärgere Strafe wird der verdienen, der den Sohn Gottes mit Füßen tritt, und das Blut des Testamentes unrein achtet, durch welches er geheiligt ist, und den Geist der Gnade schmähet." Diese Schärfung der Strafe unter dem N. B. hat zuerst in der Zerstörung Jerusalems eine großartige harsträubende Darstellung gefunden. Gegen die Instanz aus der über den Erlöser erkanten Todesstrafe ist nicht blos das zu bemerken, daß der Misbrauch den Gebrauch nicht aufhebt. Die Todesstrafe ist vielmehr dadurch geheiligt, daß sie der ganzen Welt das Leben gegeben hat. Nur eine, wenn auch gemisbrauchte, doch an sich geheiligte Institution konte die Unterlage abgeben für die Thatsache, welche den Mittelpunkt der Weltgeschichte bildet und bis auf den heutigen Tag der Quell alles Heiles ist.

„Dasselbe Mosaische Gesetz — wird ferner gesagt —, dessen Auctorität man für die Todesstrafe bei dem Morde anführt, verordnet die Todesstrafe auch bei dem Ehebruche. Wir wissen, wie der Heiland in diesem Falle die Anwendung des Mosaischen Gesetzes abgewandt hat, und seine Worte: „wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie", sollten noch heute die Wirkung haben, daß alle Verteidiger der Todesstrafe beschämt hinter sich gehen, von ihrem Gewissen überzeugt." Das Argument beweist zuviel und also gar nichts. Christus spricht die Ehebrecherin nicht blos von der Todesstrafe frei, sondern von jeder Strafe. Hätte er wirklich gesprochen, was ihm in dieser Erzählung beigelegt wird, so würde er, wie Beza sagt, „der Obrigkeit die Weisung geben, gegen dasjenige Verbrechen völlig gleichgültig zu sein, durch das die menschliche Gesellschaft auf das schwerste verlezt wird", so müßte man auch aus diesem Ausspruche nicht auf Abschaffung der Todesstrafe für den Mörder, sondern auf völlige Straflosigkeit desselben argumentiren, und die will doch Niemand, weil sie zu wollen doch zu abgeschmackt wäre. Wie aber schon eben aus dieser Consequenz erhellt, und wie jezt von allen Stimmfähigen anerkant wird: die in den ältesten und besten Handschriften fehlende Erzählung von der Ehebrecherin ist unächt und also von gar keiner Bedeutung. Sie sollte billig auch aus der deutschen Bibel ausgemerzt oder doch als unächt darin bezeichnet werden.

Der Behauptung, kein Mensch sei berechtigt, dem Anderen das Leben zu nehmen, tritt schon in der ersten Strafbestimmung gegen den Mörder in 1 Mos. 9 das Wort entgegen: „ich will rächen", durch Menschen. Aus eigner Machtvollkommenheit kann kein Mensch den anderen richten, strafen, zum Tode verurteilen. Alle Menschen sind an sich unter einander gleich, Träger des göttlichen Ebenbildes, frei und unabhängig. Aber Gott hat unter den Menschen Oberpersonen aufgestellt, die er mit der regierenden und richtenden Gewalt betraut hat, und diese sprechen in seinem Namen Recht und nehmen in seinem Namen das Leben, welches er gegeben hat.

Man zweifelt, ob der Staat recht thut, diesen Menschen hinzurichten, an dessen Verdorbenheit er selbst wegen der Vernachlässigung der geeigneten Mittel der Erziehung und Vorbildung Schuld trage. Man meint, die Obrigkeit solle in ihren eignen Busen greifen und wegen ihres eignen Anteils an der persönlichen Schuld des Verbrechers milder strafen. Solche Ansicht ist aber nur ein neuer Beweis von der traurigen Neigung der Zeit, Alles ins Subjective zu ziehen. Die Verschuldung fällt den Personen zu, das richterliche Amt ist von ihr unberührt. Person und Amt mit einander vermengen, heißt die Verschuldung nur noch mehren. Dann wird verkant, daß Milderung der verdienten Strafe auch gegen den Verbrecher nicht Liebe, sondern Härte ist. Man kann ihm keine größere Wolthat erweisen, als wenn er empfängt, was seine Thaten wert sind. Das ist der einzige Weg zur Besserung, zum Heile seiner Sele, um das freilich die Neuzeit gar wenig bekümmert ist. „Wird der Böse begnadigt — spricht Jesaias — so lernt er nicht Gerechtigkeit, er thut Uebel im Lande, da man Recht thun soll, und siehet nicht des Herrn Herlichkeit."

Man macht gegen die Todesstrafe auch die Gefahr unschuldiger Verurteilung geltend, die um so höher anzuschlagen sei, da das Unrecht hier nicht wieder gut gemacht werden könne. Allein dies, wie noch manches andere Argument gegen die Todesstrafe würde, wenn es beweisend wäre, darauf führen, daß die Strafe überhaupt abzuschaffen wäre. Jede Strafe bringt unter Umständen ins Grab, und wenn die Unschuld später ans Licht komt, so ist es zu spät, die Folgen des übereilten Urteils zu beseitigen. Wie viele Schlaganfälle sind schon durch die Sentenz des Richters hervorgerufen worden! Wie viele haben durch sie den Keim der Schwindsucht oder einer anderen unheilbaren Krankheit erhalten! Das Argument zeigt nur, daß die über Leben und Tod zu urteilen haben, sich ihrer hohen und schweren Verantwortung bewußt sein müssen. Haben sie alle Sorgfalt angewandt und ist dennoch durch eine Verkettung von Umständen die Schuld auf einen Unschuldigen gekommen, so tritt dies Unglück in gleiches Verhältnis mit so zahllosen anderen schweren Unglücksfällen, die von der Vorsehung verhängt werden, und es fällt unter das Wort der Söhne Jakobs: „Gott hat die Missethat deiner Knechte funden." Die Strafe trifft, wenn auch einen in dem vorliegenden Falle unschuldigen, doch nicht einen absolut Gerechten, sondern einen Sünder, nicht selten sogar einen solchen, der ein anderes, unbekant gebliebenes Verbrechen auf sich hat, und wenn der Schuldlose nur sich demütigt unter Gottes gewaltige Hand, so kann ihm auch aus diesem Unheile das Heil hervorgehen, die Trübsal kann für ihn der Eingang in das Reich Gottes werden, der Verlust des zeitlichen Lebens ihm zum ewigen Leben verhelfen. Der Zweifel an diesem, die Meinung, daß mit diesem Leben Alles aus sei, die ihre Wurzel in dem das Zeitalter beherschenden Materialismus hat, das ist es, was diesem Grunde besonders den Eingang bereitet hat.

Mittermaier macht noch den ihm eigentümlichen Grund geltend: „Da nach den Ansichten der Theologen die Hinrichtung der Opfertod ist, wobei der reuige Verbrecher sich dem als verschuldet anerkanten Tode unterwirft, so komt man, wenn man doch einen nicht bereuenden hinrichtet, in Verlegenheit." Der weiland Heidelberger Theologe Daub redet nun allerdings so, als werde das Verbrechen durch die Strafe im eigentlichen Sinne gesühnt und als gehöre zu dieser Sühne, daß der Delinquent die Strafe als rechtmäßig erkenne. Aber er steht mit dieser Ansicht einsam da. Gottes Wort und die auf ihm ruhende Theologie erkennen in der Strafe einfach eine Vergeltung, und wenn es auch einen lieblichen Eindruck macht, wenn die Strafe von dem Deliquenten als Vergeltung anerkant wird, so ist doch ihre Berechtigung davon unabhängig, auch wird die Versöhnung des Sünders mit Gott nicht dadurch erworben, sondern, wie das Beispiel des Schächers zeigt, durch lebendigen Glauben an Christus, dessen Voraussetzung und Grundlage freilich das: „ich empfange, was meine Thaten wert sind" ist.

Wenn man sich auf die Schwierigkeit beruft, „die feine Gränze, welche Selenstörung und Verbrechen scheidet, richtig zu würdigen", so wird man auch hier wieder an ein Wort Maurers erinnert: „Die meisten Gegner der Todesstrafe sind eigentlich Gegner jeder Strafe." Zur Beseitigung dieser Schwierigkeit werden eben Sachverständige zugezogen. Sie findet übrigens besonders nur für diejenigen statt, welche nicht im Stande sind, die verschuldete Zerrüttung der Erkentnis, welche die Begleiterin eines verbrecherischen Lebens ist, von dem schuldlosen Wahnsinn zu unterscheiden, der auf Gottes Verhängnis beruht. Beide können sich täuschend ähnlich sehen, sie sind aber doch durch sehr charakteristische Merkmale von einander zu unterscheiden, und zu dieser Unterscheidung ist nicht blos der Mann der Wissenschaft befähigt, sondern auch der lebendige Christ als solcher, der in der Kentnis des eignen Herzens den Schlüssel zum Verständnis des menschlichen Herzens überhaupt besizt.

Die „Erfahrungen über Besserungsfähigkeit der zum Tode verurteilten, aber begnadigten Verbrecher" wiegen jedenfalls leichter als die weit zahlreicheren Fälle, in denen die Buße durch die Erfahrung des vollen Ernstes des Gesetzes Gottes hervorgerufen wurde.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 7. Juni. № 45.

Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Der Satz: „Mancher, der kein Verbrechen begeht, ist ein größerer Bösewicht als der der Schärfe des Gesetzes verfallende Verbrecher" führt wiederum auf die Abschaffung nicht der Todesstrafe allein, sondern der Strafe überhaupt. Wollte die Obrigkeit sich statt durch das Gesetz Gottes durch solche Sätze leiten lassen, so würde Alles zu Grunde gehen. Der Unterschied von Sünde und Verbrechen ist doch immer von großer Bedeutung, und wenn es auch wahr ist, daß der Verbrecher oft durch die Umstände ein solcher wird, so ist doch hinter den Umständen Gott zu erkennen, der den Sünder durch das Verbrechen und seine Strafe hindurch zur Buße leiten will. Wer in diesem Proceß der Gerechtigkeit und der Liebe das notwendige Moment der Strafe zerstört, ladet eine schwere Verschuldung auf sich.

Der „traditionelle tiefe Abscheu des Volkes gegen die Person des Henkers" beweist nichts gegen die Todesstrafe. Was an sich unrein ist, kann als eigentlicher Lebensberuf betrachtet doch einen gewissen Schauder hervorrufen. Daß nicht in der Handlung an sich der Grund des Schauders liegt, erhellt schon daraus, daß nach dem Gesetze des A. T. die Hinrichtungen von den Zeugen und von dem Volke vollzogen wurden, 5 Mos. 17, 17. Uebrigens hat die Kirche stets die Diener der Gerechtigkeit als ihre Glieder betrachtet und sich dagegen verwahrt, daß die volksthümliche Abneigung in ihr Bedeutung gewinne.

Wenn man endlich noch geltend macht, das blutige Schauspiel der Hinrichtungen übe auf die Sittlichkeit des Volkes wahrhaft heillose Wirkungen, so verallgemeinert man ohne Grund, was von dem entarteten Pöbel großer Städte gilt, und stellt indem unter den Gesichtspunkt der Wirkungen, was nur Aeußerung schon vorhandener Rohheit ist, die von der Hinrichtung Anlaß nimt, sich kund zu geben, hält sich auch zu sehr an dem, was auf der Oberfläche liegt, und übersieht, daß die heilsamen Wirkungen sich der Beobachtung entziehen und in der Tiefe des Gemütes verborgen bleiben. Der Grund spricht nicht gegen die Todesstrafe, sondern nur unter Umständen gegen die unbefugte Oeffentlichkeit ihrer Vollziehung. Dabei darf aber nicht verkannt werden, daß an sich betrachtet die leztere das Angemessene ist. Die Todesstrafe soll der Idee nach eine gottesdienstliche Handlung sein, an der das Volk nicht aus Lust, sondern aus Pflicht teilnimt, Gott die Reaction darbietet gegen die schwere Verletzung seines Gesetzes, seine Mitschuld bekent an dem Frevel, dessen Grundlage die allgemeine Sündhaftigkeit ist und Vergebung dafür erfleht, Vergebung auch für den armen Sünder, an dem die Schuld Aller gestraft wird.

Das sind die haltlosen Gründe der jetzigen Gegner der Todesstrafe. Wir wollen zum Schlusse noch die jezt so beliebte Vermittlung zwischen den beiden streitenden Ansichten ins Auge fassen, welche darin gesucht wird, daß man die Begnadigung zur Regel erhebt. Diese Praxis hat vor der Abschaffung der Todesstrafe den großen Vorteil, daß es einer ernster werdenden Zeit leichter wird, wieder in den Weg des Gesetzes Gottes zurückzukehren, aber eine Verletzung des Gesetzes Gottes ist auch sie, und dann ist sie mit bedeutenden besonderen Uebelständen verbunden, die wir nicht besser darlegen können, als mit den Worten von Prof. Berner: „Der Begnadiger kent nicht den ganzen Proceß, den man nur durch die Anwesenheit bei den mündlichen Verhandlungen kennen lernen kann. Er erfährt über die Sache nur Einiges durch einen vortragenden Rath, der vielleicht eine ganz einseitige Auffassung gewonnen hat. Er sezt sich der Gefahr beständiger Willkür aus, sobald er wie eine regelmäßige höchste Instanz entscheiden und die richterlichen Urteile revidiren will. So komt es, daß die Begnadigten oft weit strafbarer sind, als die Nichtbegnadigten. Diese Ungleichheit und Ungerechtigkeit aber fällt dem Volke nirgends ärger in die Augen und erregt nirgends mehr Aergernis, als bei den Todesurteilen, welche bekantlich das größte Aufsehen und die allgemeinste Aufmerksamkeit hervorzurufen pflegen."

Ahab, da er wider den Befehl Gottes des Benhadad schonte, muß das Wort vernehmen (1 Kön. 20, 42): „Also spricht der Herr, weil du den Mann meines Bannes frei ausgehen ließest, so soll deine Sele statt seiner Sele sein." David sagt in Ps. 101, 8, indem er seinem Geschlechte und überhaupt allen gottesfürchtigen Königen vorbetet: „Jeden Morgen will ich vertilgen alle Bösen des Landes, daß ich ausrotte aus der Stadt des Herrn alle Uebelthäter." Er ermahnt eindringlich zur strengen Uebung der Gerechtigkeit und warnt vor jener weichlichen Grausamkeit, welche durch Schonung der Bösen die Guten verdirbt und das ganze Gemeinwesen zu Grunde richtet. „Mögen also — sagt Calvin — die Könige und Obrigkeiten sich erinnern, daß sie mit dem Schwerte bewaffnet sind, auf daß sie die Gerichte

Gottes wacker und zeitig (die Verschleppung ist in solchen Sachen von den nachteiligsten Folgen) ausführen. Es gibt keinen größeren Reiz zu sündigen, als die Straflosigkeit." Zu Ludwig XI. von Frankreich, der sich beklagte, daß von einem Uebelthäter nun schon der dritte Mord begangen sei, sprach sein Hofnarr: „Nur den ersten Mord hat er selbst vollbracht, du aber den zweiten und dritten. Denn wenn du den ersten nicht verziehen hättest, so hätte er nur einen begangen." Das war ein weiser Narr. Ein Hofprediger hätte ebenso sprechen können.

Wir schreiben für eine Zeitschrift und heben die Seite der Sache hervor, die unter den vorliegenden Verhältnissen von besonderer Bedeutung ist. Behandelten wir den Gegenstand im Allgemeinen, oder unter andern Umständen, so würden wir der Milde und Gnade ebenso entschieden, ja noch viel andringender das Wort reden. Jezt und hier dies zu thun würde heißen in den Wind reden und Wasser in die Spree tragen. Nach dieser Seite hin droht jezt gar keine Gefahr.

Die Verkehrung der christlichen Freiheit in Gesetzesverachtung.

Vortrag bei der Gnadauer Pastoralversamlung von Prof. A. Wuttke.

Eine tiefgehende Krankheit unserer Zeit auch in christlichen Kreisen ist die Neigung, die christliche Freiheit zu verkehren in Gesetzesverachtung; und eine Verständigung über das richtige Verhältnis von Freiheit und Gesetz dürfte auch für uns ersprießlich sein. — Um die Gedanken: Gesetz und Freiheit, bewegt sich nicht blos das ganze sittliche Leben und die sittlich-religiöse Entwickelung jedes einzelnen Menschen, sondern auch das höchste sittliche und religiöse Interesse aller Völker. Jeder einzelne hat diesen Unterschied sichtbar in dem Unterschiede von Berufsthätigkeit und Erholung, bei dem Kinde als Arbeit und Spiel; beides gehört zusammen; und auch die am eifrigsten getriebene Berufsarbeit bedarf zu ihrer gesunden Ergänzung der den Charakter der Freiheit tragenden Erholung, des Feierns. Sofort das erste Wort des Schöpfers an die ersten Menschen enthält das Gesetz, welches Unterwerfung fordert, und die Freiheit neben einander; sie durften essen von allerlei Bäumen im Garten, aber vom Baume der Erkentnis Gutes und Böses sollten sie nicht essen; sie sollten den Garten bauen und bewaren; und dieses Wort bekundet, daß der Mensch überhaupt nur Mensch und das wahre Bild Gottes sei, wenn er einerseits den Willen Gottes als sein Gesetz anerkent und sich ihm schlechthin unterwirft, andererseits sich als sich frei bestimmendes und in seinem Thun sich frei bewegendes Wesen erfaßt. Das Unterworfensein unter dem Gesetz ist das Wesen des Geschöpfes; das Freisein ist das Wesen des vernünftigen Geistes; schlechthin frei sein, schlechthin sein eigenes Gesetz sein, ist das Wesen Gottes; mit Freiheit unter dem Gesetz sein, ist das Wesen der Gottähnlichkeit; und die erste Verführung bestand darin, daß das, was in vollem Einklang und voller Einheit sein soll, Gesetz und Freiheit, auseinandergerissen werde sollte, daß die freie Selbstbestimmung für sich betont wurde, da der Mensch sein sollte und wollte wie Gott und in seinem eigne besonderen Willen sein höchstes Gesetz setzen und haben sollt Daher trat aber auch sofort mit der ersten Sünde eine tiefgrei fende Veränderung des menschlichen Wesens ein, indem nun G setz und Freiheit zu feindseligen, unvereinbaren Gegensätzen wu den; und es waren fortan, vor der Erlösung, nur zwei Weg möglich: entweder wurde die Freiheit betont, der Mens machte seinen Willen zu seinem höchsten Gesetz, wodurch freilich der Natur der Sache nach und kraft der göttlichen, g rechten Weltordnung in die tiefste Knechtschaft fiel, — im He dentum, — oder es wurde das Gesetz Gottes betont, die fre Selbstbestimmung in die engsten Schranken gewiesen, das sittlic Leben ganz überwiegend zu einem schlechthin sich selbst verleu nenden Gehorsam unter ein dem Menschen fremd gegenübe stehendes Gesetz gemacht, um den Menschen zum Bewußtsein se ner Entzweiung mit dem göttlichen Schöpfungswillen zu bringe und ihn zu seiner wahren Freiheit vorzubereiten, — in de Heilsführungen des alten Bundes, in welchem das göttliche Gese von rechtswegen zu einem Gesetzesjoch wurde. — Vor d Erlösung, ehe die Freiheit der Kinder Gottes erschien durch de der da recht frei macht, wo also Gesetz und Freiheit einand noch gegenüberstehen, ist ein zweifaches unmittelbar gegebe von seiten Gottes der Wille, die sündlich entartete menschlic Freiheit unter das Gesetz zu beugen, von seiten des Mensch das Streben, seine Freiheit dem Gesetze als einem Joche zu er ziehen. Gott kann den dem Gesetze gegenüberstehenden Me schen nicht blos seiner Freiheit überlassen; er würde sonst au hören, der Träger der heiligen Weltordnung zu sein; aber d Mensch kann auch andrerseits nicht umhin, sich als gebunde unfrei, unter einem ihm eigentlich fremdem Joch zu fühlen, u wenn er fromm ist, sich nach Befreiung, nach Erlösung zu se nen. Es liegt vor der Erlösung überall eine gewisse Spannu zwischen dem Bwußtsein der Freiheit und dem Bewußtsein v dem göttlichen Willen vor; und auch bei den Frommen des A klingt dieses Ringen des Menschen mit Gott und seinem G setzeswillen überall durch, und das Ringen Jakobs mit Jeho ist und bleibt auch in dieser Beziehung eine tiefsinnige And tung des alttestamentlichen Verhältnisses des Menschen zu G Abraham war der wahre Glaubensheld des Volkes Isr und als solcher ein rechtes Vorbild der Kinder Gottes im neu Bunde; aber auch Abrahams Gehorsam war noch etwas d deres, als das Kindesverhältnis der erlösten Christen zu G auch sein Gehorsam war und blieb dennoch ein Gesetze gehorsam; und Abraham sollte es inne werden, daß auch er n nicht zu der wahren Freiheit der Kinder Gottes gelangt i seine höchste Glaubensthat, die Willigkeit zur Opferung sei einzigen Sohnes, war ein unbedingter Gehorsam unter ein i eigentlich fremdes Gebot; nicht sein Herz selbst führte ihn da es blutete wol bei seiner Unterwerfung unter die ausdrückl göttliche Weisung; er fühlte es dabei wol, daß das göttliche G

bot etwas anderes sei, als der innere Zug seines Herzens. Und so ist aller alttestamentliche Gehorsam ein wirkliches und wahres Opfer, welches auch als solches gefühlt wird; wo aber die Freiheit der Liebe waltet, da hört das Gefühl des Opfers auf. Ist auch das Verhältnis der Frommen des alten Bundes zu Gott keineswegs ein Verhältnis der Furcht, sondern allerdings auch ein Verhältnis des Glaubens und der Liebe, so ist dennoch in jenem Gesetzesleben immer etwas dem Menschen Fremdartiges, was er nicht wahrhaft sein eigen nennen kann, dem er sich zwar unterwirft, aber mit dem Gefühle der Last, der Knechtschaft, denn es war eben noch nicht der Geist Gottes ausgegossen in aller Herzen, und nur, wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit (2 Cor. 3).

Als nun die Erlösung vollbracht war, die Menschheit durch den Gottes- und Menschensohn wieder mit Gott versöhnt und der heilige Geist ausgegossen war über die Jünger des Herrn, da hat der Sohn durch seinen heil. Geist sie frei gemacht; der Mensch ist „durch das Gesetz dem Gesetz gestorben", ist durch das Joch des Gesetzes zur Freiheit in Christo geführt, auf daß er Gott lebe; sein Wille steht nicht mehr als ein fremder dem göttlichen gegenüber, sondern er spricht mit Paulus: „ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir"; von seinem Geiste erfüllt, der in uns wirket das Wollen und das Vollbringen, durch ihn geheiligt und gekräftigt, hat der Mensch den Willen Gottes nicht mehr sich gegenüber, sondern in seinem Herzen als sein Eigentum, hat in der vollen Liebe des Glaubens zu dem erlösenden Gott die von selbst zu allem Göttlichen hinführende Kraft und Neigung; das Gesetz Gottes ist ihm in Wahrheit sein eignes Gesetz geworden; wir sind nun, wie Paulus sagt, „von dem Gesetze" — insofern es ein dem Menschen fremdes, ein Joch ist — „los und ihm abgestorben, das uns gefangen hielt, also daß wir dienen im neuen Wesen des Geistes und nicht im alten Wesen des Buchstabens", in welchem eben das Gesetz noch ein äußerliches ist (Röm. 7, 6); — denn „regieret euch der Geist, so seid ihr nicht unter dem Gesetz", und so „stehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat" (Gal. 5, 1. 18), und „nun der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister" (3, 25). Das Gesetz ist nicht aufgehoben, nicht beseitigt, aber es ist umgewandelt in das „Gesetz der Freiheit" (Jac. 1, 25), ist in volle Einheit mit der wahren sittlichen Freiheit des wiedergebornen Menschen getreten; und Christus spricht darum zu den Seinen: „Ich nenne euch hinfort nicht Knechte, denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr thut", — der Wille des Herrn ist ihm etwas an sich Fremdes; er muß für all sein Thun erst bestimte, ihm sonst unbekante Weisungen empfangen; er wählt es nicht selbst frei und mit innerer Freudigkeit; — „euch aber habe ich Freunde genant; denn alles, was ich gehört habe von meinem Vater, habe ich euch kund gemacht", — habe durch mein Wort und durch meinen Geist die Erkentnis und die Liebe Gottes in eure Herzen gepflanzt, also daß ihr nun selbst den Willen Gottes aus diesem in euch waltenden Geiste erkennet und liebet; und dem durch diesen heiligen Geist geheiligten, reinen Menschen ist nun alles rein, wozu ihn sein geheiligtes Herz mit Liebe erfüllt.

Dieser hohe Gedanke der christlichen Freiheit, gegenüber dem Knechtsverhältnisse unter einem äußerlichen Gesetz, ist aber vielfach in sündlicher Weise verkehrt worden zur Losbindung des natürlichen Menschen, des sündlichen, noch nicht geheiligten Willens; und das, was ein Geruch des Lebens zum Leben sein soll, ist vielen geworden ein Geruch des Todes zum Tode (2 Cor. 2, 16); die christliche Freiheit ist verkehret worden in Gesetzesverachtung. Diese antinomistische Richtung hat drei verschiedene Erscheinungsformen. Die erste ist nur ein frevelhaftes Zerrbild der wahren Freiheit, ist das Streben nach Freisein von dem Gesetze Gottes überhaupt, in der ersten Sünde des Menschen bereits ausgesprochen, — nicht grade immer, auch nicht überwiegend als reiner, bewußter Gegensatz des besonderen menschlichen Willens gegen den göttlichen, sondern meist unter der Gestalt des Gedankens, daß das sittliche Bewußtsein des einzelnen Menschen an sich in jedem bestimten Falle das Recht erkenne und auch wolle, daß das natürliche Gewissen die wahre und sichere Richtschnur des sittlichen Wandels sei und zugleich die bestimte Neigung zum Guten enthalte; — es ist die Leugnung der sündlichen Entartung des unerlösten Menschen. Dies ist mehr oder weniger das Grundbewußtsein aller Weltmenschen, also des natürlichen Menschen überhaupt. Indem man das sündlich entartete natürliche Bewußtsein und Streben mit dem Gedanken des unbeirrten Gewissens des sündenreinen Menschen verwechselt, glaubt man dem Gewissen zu folgen, also auch des göttlich geoffenbarten Gesetzes nicht zu bedürfen, während man nur der sündlichen Neigung des verdorbenen Herzens, des „Fleisches", folgt. Diese Freimachung des natürlichen Gewissens und des natürlichen Willens von dem göttlichen Gesetz nent sich Freisinnigkeit, und ist in der Unfrömmigkeit und in dem Weltsinne aller Zeiten zu Hause, besonders auch in der Freisinnigkeit der neueren Zeit. Wir brauchen diese Gestalt der Gesetzesverachtung nicht weiter zu entwickeln.

Die zweite Gestalt derselben aber steht uns näher; es ist die Weise der Halben, die, auf dem Standpunkte des christlichen Glaubens stehend, denselben mit dem Standpunkte der unchristlichen Welt mehr oder weniger zu vermitteln suchen. Wir reden hier nicht von den Scheinchristen, welche Christum im Munde und die Welt im Herzen tragen, welche in ihrem weltlichen Sündenleben den Sohn Gottes abermal kreuzigen und zum Spott machen; denn diese gehören ihrem ganzen Wesen nach jener ersten Gruppe an, und sind, insofern sie den Heuchelschein des christlichen Glaubens um sich verbreiten, nur doppelt verschuldet; — wir reden von denen, welche einerseits den Glauben an den Erlöser wirklich im Herzen tragen, aber den tiefgreifenden Gegensatz des christlichen Geistes und des Geistes der unchristlichen Welt nicht anerkennen, das christliche Bewußtsein also mit dem auf einem unchristlichen Boden erwachsenen Zeitbewußtsein zu verbinden und zu vereinbaren suchen, in der Meinung, sie thun dem Christentum einen Dienst damit, indem sie

seine Verächter gewinnen. — Diese Vermittelung bewegt sich im Allgemeinen mehr auf dem Gebiete des religiösen Glaubens und Erkennens, als auf dem des äußerlichen sittlichen Thuns; aber wenn es nach der heiligen Schrift ganz unzweifelhaft ist, daß der Glaube und die Sittlichkeit nicht zwei von einander getrente, neben einander herlaufende Dinge sind, sondern daß der Glaube selbst eine sittliche Forderung ist, ja daß der lebendige Glaube an die lautere Wahrheit, an das Wort Gottes, das allererste und allem andern zu Grunde liegende sittliche Gebot ist, — wie Christus auf die Frage der Juden: „was sollen wir thun, daß wir Gottes Werke wirken?" antwortet: „das ist Gottes Werk, daß ihr glaubet an den, den er gesandt hat", — wenn es unzweifelhaft ist, daß es ein „Gesetz des Glaubens" gibt (Röm. 3, 27), d. h. eine sittliche Forderung, an den Erlöser und an sein Wort zu glauben, und einen „Gehorsam des Glaubens" (Röm. 1, 5), d. h. einen Gehorsam, welcher glaubt, sich dem Glauben willig zeigt: — so ist es auch unzweifelhaft, daß es eine Gesetzesverachtung in Beziehung auf den Glauben gibt, eine Neigung, das Glauben nicht unter das Gesetz der geoffenbarten Wahrheit zu stellen, sondern dem eignen Belieben und Auswählen zu überlassen, und das Recht der von dem heil. Geiste geleiteten Kirche, sichere Glaubensregeln bekennend auszusprechen, in Abrede zu stellen, die Neigung, sich von der unbedingten Gültigkeit des geoffenbarten Wortes Gottes und von dem Rechte des kirchlichen Bekentnisses zu lösen. Man nent dies gern Vermittelungstheologie oder, nach einem neuerdings in Umlauf gesezten Ausdruck, „freiere Gläubigkeit", die man freilich mit gleichem Rechte eine zahmere Ungläubigkeit nennen könte.

Der Begriff einer Vermittelungstheologie ist an und für sich ein unklarer und in seiner bestimten Bedeutung ein unberechtigter. Wird er, wie von den geistig bedeutendsten Vertretern einer sich ebenfalls so nennenden Richtung, von welcher wir aber im Folgenden nicht reden, so gefaßt, daß die christliche Glaubenserkentnis sich nicht abschließen dürfe gegen die wirklichen geistigen Errungenschaften der übrigen Wissenschaften, daß der christliche Geist sich alle Wahrheit aneignen müsse und keine verschmähen dürfe, — so ist dies einfach eine von Niemand angezweifelte christliche Pflicht; denn ist der Geist des Christentums der Geist der Wahrheit, und ist alle Wahrheit aus Gott und darum in allen ihren Erscheinungen nur eine, so kann es überhaupt nicht irgend eine Wahrheit geben, welche dem christlichen Geiste nicht wesensverwandt wäre, gegen welche sich der christliche Geist verschließen könte. Aber da kann eben von einer Vermittelung gar nicht die Rede sein; denn jede Vermittelung setzt einen Gegensatz voraus, ja eine gewisse Entfremdung, eine irgendwie feindselige Spannung und Entzweiung, welche durch ein besonderes Thun erst aufgehoben werden soll. Eine wirkliche Vermittelungstheologie sezt voraus, daß zwischen der christlichen Wahrheit und der auf außerchristlichem Boden erwachsenen Erkentnis ein Gegensatz, eine Spannung, ein Widerspruch bestehe, welcher eben durch gegenseitige Zugeständnisse versöhnt werden soll. Da steht die Sache nun einfach so: ist ein wirklicher Gegensatz zu der christlichen Wahrheit da, so gibt es keine Vermittelung mit derselben; und ist kein Gegensatz, so gibt es wieder keine. Zwischen Wahrheit und Unwahrheit gibt es in keinem Gebiete des geistigen Lebens eine Vermittelung, wenn diese nicht selbst Lüge ist; Wahrheit und Wahrheit aber gehören von Hause aus zusammen und bedürfen keiner Versöhnung. Die Behauptung aber, daß es Wahrheiten gebe, welche für den christlichen Geist erst durch eine Vermittelung, durch Zugeständnisse, durch Abschwächung des lezteren u. dgl. gewonnen werden könten, enthält unzweifelhaft die Erklärung, daß der christliche Geist nicht die Wahrheit sei und nicht die Wahrheit habe; damit ist aber das Christentum selbst schlechthin aufgehoben. Der christlichen Wahrheit kann eine andere Wahrheit durchaus nicht gegenüberstehen, mit welcher sie durch irgend eine Vermittelung geeint werden müßte, sondern was ihr gegenübersteht, das ist eben darum bestimt Unwahrheit.

Allerdings wendet die neuere Vermittelungstheologie die Sache etwas anders; nämlich sie will, sagt sie, nicht vermitteln zwischen christlicher Wahrheit und unchristlichen Vorstellungen, sondern zwischen christlichem Glauben und der davon unabhängigen Wissenschaft. Aber dies ist nur ein anderer Schein, nicht eine andere Sache; denn ist der Geist des Christentums der Geist, der in alle Wahrheit führt, und ist der Inhalt des christlichen Glaubens die Wahrheit, und der Inhalt der wahren Wissenschaft notwendig auch die Wahrheit, so besteht zwar zwischen Glauben und Wissen der Form nach ein Unterschied, nun und nimmermehr aber ein Gegensatz, der erst der Vermittelung bedürfte. Der wahre Glaube führt von selbst und notwendig zur Erkentnis seines Inhalts; und eine Erkentnis von ewigen und göttlichen Dingen, um welche es sich hierbei ja allein handelt, die nicht auf dem Boden des Glaubens erwachsen ist, sondern auf dem des Unglaubens, kann nicht die Wahrheit haben, läßt also auch mit dem christlichen Glauben schlechterdings keine Vermittelung zu.

Es sind besonders drei Gebiete, auf denen die von dem Gesetze des Glaubens sich frei dünkende Vermittelungstheologie der neuesten Zeit sich bewegt: das Gebiet der geschichtlichen Kritik der biblischen Schriften, das Gebiet der Naturwissenschaft und das Gebiet der öffentlichen Meinung, des Zeitgeistes oder des Gemeindebewußtseins. Alle diese Gebiete, sagt man, oder wenigstens die beiden ersten, sind unabhängig vom Glauben, und gehen mit vollem Selbständigkeitsrechte ihren eignen Weg; und das Gesetz des Glaubens, die ἀναλογια της πιστεως (Röm. 12, 6), gilt hierin nichts.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 10. Juni. № 46.

Die Verkehrung der christlichen Freiheit in Gesetzesverachtung.

(Schluß.)

Der gläubige Christ hat nun einfach die Ergebnisse dieser Wissenschaften und dieses Zeitgeistes anzuerkennen, und hat als Theologe die Aufgabe, den Glauben damit zu vermitteln. Wenn also die geschichtliche Kritik, die als solche vom Glauben völlig absieht, die biblischen Schriften als rein menschliche Werke nachweist, in den geschichtlichen Teilen mit Mythen durchwoben, in dem Lehrinhalt voll falscher Zeitvorstellungen, die Evangelien als Erzeugnisse des dritten oder vierten Geschlechts nach der Apostelzeit u. s. w., so hat sich der gläubige Christ diesen Ergebnissen schlechterdings zu unterwerfen und damit nun seinen Glauben zu vermitteln. Nicht als ob er nun seinen frommen Glauben an Christum drangeben solle, denn dieser ist, sagt man, davon ganz unabhängig und kann von keiner geschichtlichen Kritik gefährdet werden; denn ich habe in mir die unmittelbare Erfahrung und das Gefühl von dem in Christo erworbenen Heile, und von diesem sicheren Felsenturme aus kann ich ruhig zusehen, wie die Wellen der Kritik ein Stück Strand nach dem andern zu meinen Füßen hinwegspülen; ich bin gläubig und frei zugleich, also im Besitz einer freieren Gläubigkeit. Nun ja, Glauben ist jenes Festhalten der unmittelbaren innern Erfahrung allerdings, aber, wir wollen doch offen sprechen, oft auch ein gutes Stück Aberglauben, — denn ein Glaube, welcher einen andern Grund seiner Gewißheit hat, als ein blos unmittelbares innerliches Gefühl, ein Wolbehagen an gewissen selbstgemachten Vorstellungen, denen er um dieses Wolbehagens willen nun auch gegenständliche Wahrheit und Giltigkeit zuschreibt, ist, mögen diese Gefühle und Vorstellungen noch so fromm erscheinen, nach christlicher Auffassung nicht wesentlich vom Aberglauben verschieden, ist eitel Schwarmgeisterei und öffnet jeder Willkür Thür und Thor; und folgerichtiger wenigstens und ehrlicher als solcher grundlose und willkürliche Glaube ist die Auffassung derer, die mit dem Aufgeben der göttlichen Wahrheit der heil. Schrift auch den Glauben an den eingebornen und auferstandenen Christus überhaupt aufgeben und sich mit einer bloßen Naturreligion oder mit gar keiner begnügen. Solche vermeintliche Gläubigkeit, die im Grunde nicht ein Glauben an den geschichtlichen Christus, sondern an selbstgemachte Gebilde und Ideale frommer Wünsche ist, ist in vieler Beziehung gefährlicher als die offne Leugnung, denn sie erhält den Menschen in dem Wahne, er stehe mit Christo in wirklicher Lebensbeziehung, während er doch eigentlich nur zu sich selbst und zu seinen willkürlichen Idealen in einer Glaubensbeziehung steht, und verschließt ihn in falscher Selbstbefriedigung vor einer ernsten Selbstdemütigung unter das Gesetz des Glaubens, wie es Gott der Herr selbst in seinem Worte gegeben. Wie es aber eigentlich mit jenen in gefährlicher Umwandelung begriffenen Ergebnissen der sogenanten unbefangenen Kritik steht, vor welcher der christliche Glaube die Knie zu beugen hat, darauf einzugehen ist hier nicht der Ort.

Auch für das Gebiet der Naturerkentnis soll eine zur Hingabe der Glaubensschätze allezeit bereitwillige Vermittelung geboten sein; und während es für uns ganz unzweifelhaft ist, daß es eine christliche und eine widerchristliche Auffassung der Natur gibt, daß eine wahre Erkentnis der Natur, — und diese ist etwas mehr als eine bloße Kentnis von Schädelknochen und vorsündflutlichen Thiergerippen, — überhaupt nicht möglich ist ohne eine Erkentnis Gottes als des Schöpfers, also ohne den Glauben an den lebendigen und geoffenbarten Gott, — ist auf diesem Gebiete die Harmlosigkeit mancher Vermittelungstheologen wahrhaft bewunderungswürdig; — nicht blos, daß sie die ganze biblische Schöpfungsgeschichte preisgeben, nicht blos, daß sie die gesamte Auffassung der heil. Schrift von der Natur und ihrem Verhältnis zu Gott als eine schöne, aber kindlich unreife Dichtungsvorstellung betrachten, sondern sie halten es auch für ganz unbedenklich, den dem ganzen Christentume zu Grunde liegenden Gedanken, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf Erden entsprungen seien, an die angeblichen Ergebnisse der Naturwissenschaft, d. h. nicht der heutigen, sondern der gestrigen und vorgestrigen, — preiszugeben; ja man wagt schon hier und da, obwol etwas leise ausgesprochen, die Bemerkung, daß sich die christliche Auffassung auch wol mit den neuesten „Resultaten" der Naturwissenschaft, — die freilich etwas anders lauten, als die noch vor zwei Jahren geltenden, — mit der Darwin'schen Lehre, vermitteln lasse, da ja Gottes Schöpfermacht nicht beeinträchtigt werde, wenn er den Menschen aus einem Affen sich bilden lasse. — Wer aber meint, das Gesetz des Glaubens, welches hier für jeden Unbefangenen ganz unzweifelhaft ist, preisgeben zu können, nicht an das Gesetz der Wissenschaft, sondern an den Aberglauben verschrobener Naturforscher, der hat nicht die Freiheit der Wissenschaft bewährt, sondern

nur seine Unfähigkeit, die Geister zu unterscheiden, ob sie aus Gott sind.

In neuester Zeit hat sich noch ein anderes Gebiet der Vermittelung eröffnet, das Gebiet des Gemeindebewußtseins oder der öffentlichen Meinung, des Bewußtseins der sogenanten modernen Bildung. Es ist bekant und uns auch gar nicht wundersam, daß die große Menge sich von dem Leben und dem Glauben der Kirche gleichgiltig oder feindselig abgewandt hat, daß sie eines Erlösers nicht zu bedürfen glaubt, sondern entweder gar nichts glaubt, oder nur an die eigne Vortrefflichkeit und Weisheit. Während sich nun meines Wissens noch kein Arzt die Aufgabe gestellt hat, wenn bei einer weitverbreiteten Seuche nur noch der kleinere Teil der Bevölkerung gesund bleibt, diesem kleineren Teile jene Krankheit ebenfalls einzuimpfen, weil der Gesundheitszustand der Majorität normgebend für die Minorität sein müsse, — stellen sich einige Vermittelungstheologen die etwas eigentümliche Aufgabe, den christlichen Glauben mit dem Zeitbewußtsein der großen Masse zu vermitteln, dasjenige, was dieser nicht zusagt, entweder beiseitezustellen oder mit beliebten Zeitvorstellungen so zu umhüllen und zu versetzen, daß der so zubereitete Glaubensinhalt für den Gaumen der Menge einen angenehmen Geschmack gewint, wie man etwa Pillen in Pflaumen oder in Confect versteckt und sie so zu schlucken gibt. Man glaubt sogar eine hohe Lehrweisheit zu bekunden und ein Verdienst um den Glauben sich zu erwerben, wenn man die ungläubige Menge durch den Phrasenduft „moderner" Wissenschaft berauscht und chloroformirt, um der in süße Träume gewiegten ganz im Stillen und ohne Schmerz einige Glieder abzulösen oder tiefe Schnitte ins Fleisch zu machen. Dies ist eine Verleugnung des Gesetzes des Glaubens, der eben lautere Wahrhaftigkeit ist, und der da weiß, daß Christus nicht stimmet mit Belial, und Christi Geist nicht stimmen gemacht werden kann mit dem Geiste der Welt.

Für uns am nächsten liegend aber ist die dritte Weise der Gesetzesverachtung, nämlich bei ernst gläubigen Christen, welche aber die rechtmäßige Freiheit von dem Gesetzesjoch, die Freiheit der Kinder Gottes, leicht in rücksichtsloser Einseitigkeit auffassen und das, was nur dem wahrhaft reinen gilt, daß ihm alles rein ist, nun auch auf die noch im Ringen mit der Sünde begriffenen anwenden. Es ist bekant, wie der scharfe Gegensatz Luthers gegen die römische Werkheiligkeit einige seiner Anhänger in misverständlicher Auffassung seiner Gedanken wenigstens nahe an die Grenzen der Gesetzesverachtung führte, was aber von Luther selbst entschieden zurückgewiesen und bekämpft wurde. Nur die aus dem Zusammenhange gerissenen Aeußerungen Luthers über Gesetz und Freiheit konten zu solchem Misverständnis Anlaß geben, während sie in ihrem wahren Zusammenhange grade die lautere evangelische Wahrheit sowol im Gegensatz gegen alle Werkheiligkeit, wie im Gegensatze zu allem freigeben des natürlichen Menschen darstellen. Die reformirte Auffassung trägt im Unterschiede von der lutherischen von Anfang an einen mehr gesetzlichen Charakter; sie hebt den Unterschied des Göttlichen und des Menschlichen stärker hervor, während Luther mehr auf das Einwohnen Gottes in dem Menschen Gewicht legt; jene läßt daher das Dienstverhältnis der unbedingten Abhängigkeit und des unbedingten Gehorsams hervortreten, Luther mehr das freie Kindesverhältnis der mit Gott geeinten Sele.

Es ist der Grundgedanke Luthers, daß das Gesetz im alttestamentlichen Sinne einen Gegensatz, eine Spannung zwischen Gott und dem Menschen voraussetze; der wahrhaft geistliche Mensch, der durch Christum mit Gott versöhnt ist, und in welchem Christus durch seinen heiligen Geist lebt und waltet, wie er selbst in Christo und in Gott lebt, hat nicht mehr ein Gesetz sich gegenüber, welches er als ein ihm fremdes fühlt, und unter welches er sich mit innerem Widerstreben und mit bloßem, das Gefühl der Last, des Druckes in sich schließenden Gehorsam beugt; sondern durch den Glauben von seiten des Menschen, durch den heil. Geist von seiten Gottes ist der göttliche Wille dem geistlichen Menschen zu eigen geworden, also daß der Mensch an dem Göttlichen ein unmittelbares Wolgefallen und Liebe zu ihm hat; was aber aus der Liebe fließt, ist nicht bloßer Gesetzesgehorsam, wird nicht um des Gesetzes, sondern um der Liebe willen und aus dem liebenden Seligkeitsgefühl heraus gethan; und darin eben fühlt der Mensch sich frei, denn nicht einen andern, fremden Willen vollbringt er, sondern den Willen, der Gottes und sein Wille zugleich ist; und in diesem Sinne ist der Christ „ein Herr über alle Dinge," nämlich alles, was er will und liebt und thut als geistlicher Mensch, das ist geistlich, ist göttlich; sein Herz richtet sich von selbst auf das Gute hin, braucht nicht erst nach einem gegenständlichen Gesetz auf das Gute gerichtet zu werden. „Wie das Wort ist," sagt Luther, nämlich das Wort Gottes, „so ist auch die Sele," die es aufnimt, „vor ihm, gleich als das Eisen wird glutroth wie das Feuer, aus der Vereinigung mit dem Feuer;" und aus dieser Liebesglut heraus wirket nun der Mensch das dem göttlichen Feuer entsprechende. Aber freilich gilt dies, wie Luther ausdrücklich und wiederholt erklärt, nur von dem geistlichen Menschen in uns, nicht von dem, was von dem natürlichen, sündlichen Menschen noch in uns ist, gilt nicht von dem Christenmenschen in seiner ganzen, jetzt noch vorhandenen Wirklichkeit, denn diese ist eine kämpfende, ringende, hat immer noch täglich Buße zu üben; und Buße und Gesetz gehören zusammen; an dem Gesetz erweckt sich die Buße. So lange also der Mensch noch Sünde in sich hat, hat er auch immer noch das Gesetz über sich und gegenüber; und jene volle Liebesfreiheit, die keines Gesetzes Knecht ist, gilt nur von den seligen Stunden des geistlichen Lebens, wo wir so recht durch den Glauben eins sind mit dem Herrn, und der alte Mensch in uns darniederliegt; — und in diesem Sinne ist das Wort des Apostels im 1. Briefe Pauli an Timotheus zu verstehen: „ich weiß, daß dem Gerechten kein Gesetz gegeben ist, sondern dem Ungerechten und Ungehorsamen.

Im Misverständnisse dieser rein biblischen Auffassung verkehren die geistlich ungereiften gern die christliche Freiheit in sündliche Ungebundenheit, setzen an die Stelle des reinen, gänzlich in Gott lebenden Herzens das noch unreine, sündenerfüllte He-

nd wollen für dieses das hohe Gut der vollen Freiheit in An-
pruch nehmen; und es geht durch die gläubige Christenheit, be-
onders auch heutigen Tages, ein antinomistischer Zug, der Zug
ur Losbindung der noch nicht ganz gereinigten Sele von dem
öttlichen Willen, die Neigung, nur das zu thun, woran das Herz
n seiner noch ungeläuterten Wirklichkeit grade Lust hat, indem
nan diese Lust mit dem Seligkeitsgefühl der Gotteskindschaft ver-
oechselt.

Der Christ hat während seines irdischen Lebens und Wir-
ens und in Beziehung auf die irdischen Dinge nie bloß die
Freiheit, sondern immer auch das Gesetz, obgleich als ein durch die
Freiheit verklärtes; denn die Wirklichkeit des Lebens ist nur selten
o, daß sie unmittelbar und an sich geliebt werden könte; es ist fast immer
uch ein bitterer, gesetzlicher Tropfen dabei, weil die Sünde in
hr auch noch Wirklichkeit und Macht hat, in uns und außer uns.
Auch für den geistlich wiedergebornen Christen ist das Gebiet des
Lebens noch nicht ein Paradies, welches uns unmittelbar mit dem
Gefühle des Friedens und der ungetrübten Liebe erfüllen könte,
ondern ist immer noch ein Acker, welcher auch Dornen und Disteln
rägt; da ist die Liebe also immer auch mit Schmerz vermischt,
und die Liebesthat fließt da nicht schlechthin und rein aus der
Liebe zu diesen irdischen Dingen und Verhältnissen, sondern aus
er Liebe zu Gottes Willen trotz unseres Schmerzgefühls; da ist
aber sofort der Gedanke der Gesetzeserfüllung. Ein Bei-
spiel wird dies klarer machen. Wer durch seinen Beruf ver-
pflichtet ist, Kranke zu pflegen, Verbrecher, Verwahrloste und an-
dere Elende zu behandeln, der hat in seiner Berufspflicht ein
Gesetz, welches er in äußerlich tadelloser Weise erfüllen kann,
auch ohne Liebe; aber er wird diese Pflicht dann auch mehr oder
weniger als eine Last empfinden, und es vielleicht zu stolzer Selbst-
gefälligkeit, aber nicht zu einem Seligkeitsgefühl bringen können.
Wenn andrerseits liebende christliche Eltern ihre kranken Kinder,
ein liebender Gatte den andern pflegt, so haben sie dabei wol das Gefühl
eines Schmerzes, aber des Schmerzes der Liebe, nicht das Gefühl der
Last und des Opfers; sie thun es nicht auf Grund eines ver-
pflichtenden Gesetzes, sondern aus der vollen Liebe heraus; da ist
also das Bewußtsein der Freiheit, nicht des Gesetzes. Wenn
nun aber der Christ im Dienste der christlichen Liebe Kranke und
Elende pflegt, mit denen er nicht so unmittelbar durch persönliche
Liebe verbunden ist wie mit seinen Kindern oder seinem Gatten,
so thut er dies zwar aus Liebe zu dem barmherzigen Gott, aber
er hat doch ein anderes Gefühl dabei, als jene Eltern und
Gatten, das Gefühl eines Opfers; er fühlt, daß er ein christliches
Gebot erfüllt, bei welchem er viel natürliche Abneigung und
natürlichen Widerwillen zu überwinden hat; er übt also ein Werk
der Liebe mit christlicher Freiheit, aber zugleich als die Erfüllung
einer christlichen Verpflichtung, des christlichen Gesetzes.

Ist doch hierin der heilige Erlöser selbst ein solches Vorbild.
In seinem heiligen Wandel selber, in seiner Beziehung zum Va-
ter war alles lautere, ungetrübte Freiheit, da war für ihn nichts
gesetzliches; da war alles der unmittelbare, sich von selbst er-
gießende Strom der Liebe. Daß aber Christus aus Liebe zur

sündlichen Menschheit in Leiden und Tod ging, daß er selbst dem
Verräther, den er kante, in Demut die Füße wusch, das war auch
für den Erlöser mit dem Bewußtsein verbunden, daß er darin
thue nicht seinen Willen, sondern den Willen seines Vaters;
nicht jener heilige Wandel an sich, wol aber das Leidensopfer
kostete auch dem heiligen Menschensohne einen schweren, inneren
Selenkampf, der sich löste in dem Schmerzensworte: „Vater,
ists möglich, so gehe dieser Kelch von mir vorüber; doch nicht,
wie ich will, sondern wie Du willst.“ Hat nun der Heilige
darum, weil er in einer Welt der Sünde und für sie lebte, nicht
bloß das Gefühl der vollkommenen Freiheit und Seligkeit, son-
dern auch das Gefühl des Gesetzes und des Opferleidens ge-
habt: um wie viel mehr tritt für den Christen, der selbst noch
Sünder ist, das Gefühl der Freiheit mit dem Gefühle des ver-
pflichtenden Gesetzes zusammen.

Der Christ hat wol Lust am Gesetze des Herrn und voll-
bringt seinen zeitlichen Beruf mit Freudigkeit zum Herrn, aber
nicht grade immer mit unmittelbarer Lust an diesem Werke;
auch der Christ muß noch im Schweiße seines Angesichts sein
Brod essen; wer nur arbeiten und wirken will, wenn und woran
er grade Lust hat, der arbeitet nicht in Wahrheit, sondern spielt
nur; und all unser zeitliches Wirken hat zwei oft ganz verschie-
dene, ja entgegengesetzte Elemente: das der freien Liebe und das
des Gesetzes, welches nicht von uns abhängt. Dieses Gesetz ist
nicht blos das unmittelbare göttliche Gesetz, sondern auch jede
rechtmäßige menschliche Ordnung, im Gebiete der Gesellschaft,
des Staates, der Kirche. Aber da sezt sich auch der gläubige
Christ in falschem Verständnis der christlichen Freiheit gern hin-
weg über die uns allerdings oft lästige Ordnung und über die
Pflichten seines Berufes, folgt seinem Belieben und seiner Lust,
sezt, je nach seiner Neigung, Vergnügen oder fremdartige Be-
schäftigung an die Stelle seiner Berufspflicht; — und doch ist
vor Gott die Nichtachtung der gesetzlichen Ordnung im kleinen
ebenso schlimm wie ihre Verletzung im großen. Der Geistliche
glaubt oft in seiner christlichen Freiheit zu handeln, wenn er die
Ordnungen des Gottesdienstes und des kirchlichen Lebens über-
haupt nach eignem Belieben ändert, und bedenkt nicht, daß er,
wie jeder Mensch in seinem Berufe, nicht bloß sich selbst und
seine Liebe zu offenbaren hat, sondern eben eine allgemeine Ord-
nung, welcher er selbst unterthan ist. Gott aber ist nicht ein
Gott der Unordnung, sondern der Ordnung; und wer die Frei-
heit geltend macht gegen die Ordnung, sei es auch eine bloß
menschliche, der tastet Gottes Ehre an und misbraucht den hohen
Gedanken der christlichen Freiheit. Wer nur diejenige Ordnung
anerkennen und sich ihr unterwerfen will, welche nach seinen
Begriffen eine makellose und vollkommene ist, der übt nicht christ-
liche Freiheit, sondern Empörung; und wie der Herr die Tem-
pelsteuer gab, obwol er ihr nicht eigentlich unterworfen war, so
hat ein jeglicher Christ um der Ordnung willen nicht bloß Ehre
zu geben, dem Ehre gebührt, und Zoll zu geben, dem Zoll ge-
bührt, sondern auch in Demut sich zu unterwerfen, wo jene Ehre
nicht fleckenlos, und dieser Zoll nicht rein ist von menschlichen Fehlgriffen.

Der rechte Christ ist überall frei, wo er in Gott und seiner Liebe lebt, und hat überall auch noch das Gesetz vor sich und über sich, weil er in einer Welt der Sünde lebt und selbst von ihr ergriffen ist. Wer die Freiheit verachtet um des Gesetzes willen, der ist undankbar gegen den, der uns freigemacht hat; wer das Gesetz verachtet um der Freiheit willen, der übt Verrath an dem, der selbst unterthan wurde dem Gesetz. Jeden Augenblick Freiheit und Gesetzlichkeit in richtiger Weise vereinigen, also daß keines das andere verkürzt, das ist die Summe aller christlichen Weisheit.

Der standhafte Prinz.

Die Comedia divina Calderons „El principe constante" ist 1635 zum erstenmale im Druck erschienen; das Stück ist also eine Jugendarbeit des Dichters. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß viele höchst schwülstige, antithesen- und metaphernreiche, mit einem Worte im verfehlten estilo culto geschriebene Reden den Eindruck des sonst durch die Fülle und Tiefe seiner Gedanken ausgezeichneten, im eminenten Sinne christlichen Dramas nicht unerheblich abschwächen. Mit Rücksicht hierauf, aber auch um des Verhältnisses dieser Dichtung zur Geschichte willen hat Friedrich Wilhelm Valentin Schmidt in seinen Erläuterungen zu Calderons Schauspielen (Elberfeld 1857) ein im ganzen nicht günstiges Urteil über den „standhaften Prinzen" gefällt. Ja, dieser Kritiker scheint sogar anzunehmen, daß sich ein Dichter an einen Stoff, wie ihn die Geschichte des Sanctus Infans Ferdinandus bietet, eigentlich niemals wagen sollte. Von einer ganz anderen Voraussetzung scheint B. Olfers der Verfasser der ausgezeichneten anonymen Schrift „Leben des standhaften Prinzen. Nach der Chronik seines Geheimschreibers F. Joam Alvares u. a. Nachrichten," Berlin und Stettin 1827, ausgegangen zu sein, wenn er in der Vorrede sagt: „Sollte das Bild, welches aus dieser wahren Geschichte hervorgeht, neben Calderons hoher Dichtung nicht gefallen, so ist freilich die Mühe und der Preis des Druckens verloren bei einem Product, welches „judaeis quidem scandalum, gentibus autem stultitia" sein wird. Sed quae stulta sunt mundi elegit Deus, ut confundat sapientes et infirma mundi elegit Deus, ut confundat fortia. (1. Corinth. 1, 23. 27)."

Welches Urteil ist das richtige? Wir glauben keines von beiden, das erstgenante ist allzu ungünstig und das lezterwähnte allzu günstig für Calderon. Hier liegt die Wahrheit wirklich einmal in der Mitte. Wir thun am besten, wenn wir erst in kurzen Zügen die Geschichte und dann die Dichtung ins Auge fassen.

Der Infant Don Fernando von Portugal wurde am Michaelistage des Jahres 1402 zu Santarem, einer der damaligen Residenzstädte, geboren. Er war das jüngste (achte) Kind, der siebente Sohn des Königs Johann I. und der Königin Philippa, der jüngsten Tochter Johanns von Gaunt, Herzogs von Lancaster, und der Schwester des nachmaligen Königs Heinrich IV. von England. Die fromme Königin war vor ihrer lezten Niederkunft so hinfällig, daß man für ihr Leben fürchtete und der neugeborne Infant war so schwach, daß er die Nottaufe erhielt. Wenn der Prinz auch zart und oft von schweren Krankheiten heimgesucht war, so wurde er doch, gerade so wie seine reichbegabten, durch die innigste geschwisterliche Liebe mit ihm verbundenen Brüder, in den Waffen und in den Wissenschaften fleißig unterrichtet. Don Fernando lebte von Jugend an gerne zurückgezogen. Im Gehorsam gegen das Wort der Schrift: „Gott, man lobet dich in der Stille" gab er sich frühe frommen Uebungen hin, teils in den täglichen Hausgottesdiensten, teils in Betrachtung des Wortes Gottes und des Lebens der Heiligen. Er war streng gegen sich selbst, leutselig, mild und barmherzig gegen andere. Seine Freunde zeichneten sich wie er selbst durch edle Gesinnung und keuschen Wandel aus. Sein Wahlspruch war: „Le Bien me plait." Ein Vorbild in wahrhaftiger Demut und Selbstverleugnung vergaß er doch nie seinen königlichen Stand. Den zehnten Teil seines geringen Einkommens verwandte er für die Kranken. Am Karfreitage ließ er jedesmal so vielen Armen, als er Lebensjahre zählte, neue Kleider reichen. Man hat ihm oft die den Feinden seines Hauses abgenommenen Güter angeboten, aber er hat dieselben stets zurückgewiesen. Aller eiteln Ehre abhold hat er den ihm von Eugen IV. angebotenen Cardinalshut ausgeschlagen und nur mit vieler Mühe bestimte ihn nach seines Vaters Tod König Eduard, sein ältester Bruder, zur Uebernahme des Amtes eines Großmeisters, oder richtiger, da der Infant als Laie besonderen päpstlichen Dispens erhielt, zur Uebernahme des Amtes eines Beschützers (administrador e governador) des zum Kampfe gegen die Ungläubigen gestifteten Avizordens. In dieser Stellung ging Don Fernandos sehnlichster Wunsch dahin, nicht dem Namen, sondern der That nach als christlicher Ritter gegen die Mauren, die Erbfeinde seines Vaterlandes und der Kirche, zu kämpfen. Er gedachte daran, daß sein Vater die an Afrikas Nordküste gelegene Bergveste Ceuta im Jahre 1415 am Tage seiner Landung im Sturme genommen, daß seine tapferen Brüder Duarde, Pedro und Enrique sich hierbei den Ritterschlag verdient und daß die eroberte Stadt 1421 Sitz eines Bischofs geworden war. Anfänglich fand er mit seinen Kriegsplänen bei dem Könige, der seinem Lande nicht neue Lasten aufbürden wollte, keinen Eingang, aber in Gemeinschaft mit dem nicht minder kampfbegierigen Prinzen Heinrich gelang es, den Regenten umzustimmen. Von besonderem Einflusse war hierbei das Eintreffen der vom Papste auf dem Concil zu Ferrara erbetenen Kreuzesbulle. Hiernach hätte König Eduard dem Könige von Castilien ein Hilfsheer gegen die Sarazenen stellen müssen, aber nun zog er lieber auf eigene Faust gegen die Ungläubigen. In Porto und Lissabon sammelten sich die vom Könige bewilligten vierzehntausend Mann. Don Fernando machte sein Testament, beichtete und empfing das heilige

Abendmal; und nachdem er sich das rothe Kreuz auf die Schulter geheftet, zog er mit dem Heere am 6. August 1437 nach den Schiffen. Hoch über das Königsbanner und die Feldzeichen des Infanten hinaus ragte die Kreuzesfahne. Dem Könige wurde die Trennung von seinen Brüdern sehr schwer, er verschob die Abfahrt von Tag zu Tag. Endlich am 22. August erfolgte ein thränenreicher Abschied und die Flotte stach in die See. Fünf Tage später ging man bei Ceuta vor Anker. Dom Fernando erkrankte alsbald an einem vor seiner Familie geheim gehaltenen Geschwüre, welches indessen nur kurze Zeit sein Leben in Gefahr brachte. Dom Enrique zog zu Lande gegen Tanger, Dom Fernando traf mit seinen Truppen vom Meere her vor dieser Stadt ein. Obgleich von der Krankheit her noch so schwach, daß er sich kaum auf dem Pferde halten konte, nahm der fromme Prinz dennoch an dem ersten, unglücklichen Sturme teil. Gegen das so verächtliche Christenheer zogen zwei Wochen später 100000 Mann heran. Da diese von den Portugiesen wiederholt zurückgeschlagen wurden, rückten bald Verstärkungen der Moren nach. Während die Christen einen dritten Sturm auf Tanger vorbereiteten, traf am 9. October die Nachricht ein, der König Fez von komme mit seinen Völkern gezogen. Und wirklich kamen 800000 Moren gegen das Christenlager, welches am folgenden Tage tapferen Widerstand leistete. Die Infanten wol einsehend, daß einer so ungeheuren Uebermacht nicht Stand zu halten sei, beschlossen, in der folgenden Nacht durch das feindliche Heer sich nach den Schiffen durchzuschlagen, aber der Hauspfaffe des Infanten Heinrich verrieth den Plan. Nun wurde die Lage der Christen täglich eine entsetzlichere. Ohne alle Nahrungsmittel und Trinkwasser mußten sie die unaufhörlichen Angriffe der in immer neuen gewaltigen Haufen andringenden Feinde abschlagen. Aber auch diese waren durch ihre großen Verluste an Todten und Verwundeten einer Wiederaufnahme der schon einmal angeknüpft gewesenen Friedensunterhandlungen geneigter geworden. Am 15. October kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem die Christen unbewaffnet abziehen und Ceuta übergeben sollten. Als Geißel für die Erfüllung des Vertrages wurden gestellt seitens der Portugiesen der Infant Ferdinand und seitens der Moren ein Sohn des Çala-ben-çala, Herrn von Tanger und Arzilla. Dem Infanten folgten nur wenige Begleiter: sein Beichtvater, der bald starb, sein Arzt, sein Geheimschreiber, der die Chronik „über den standhaften Prinzen" schrieb, sein Milchbruder, sein Hofmeister und einige niedere Diener. Schon nach wenigen Tagen schiffte sich Dom Enrique ein; um so schneller, als die Moren Miene machten, gegen den Vertrag alle Christen gefangen zu nehmen. Dom Fernando wurde zunächst nach Arzilla gebracht. Auf dem Wege dahin wurde er allerorts verspottet und verhöhnt, ja die Moren spien und warfen mit Steinen nach ihm. Mehr denn diese Beschimpfungen drückte den Infanten der Gedanke, ob nicht sein Bruder bei der Flucht auf die Schiffe getödtet worden sei. Er klagte, was nun seine Geißelschaft nützen solle, da sie dem nicht mehr zu Gute komme, dem zu Liebe er sein Leben gering geachtet habe. Çala-ben-çala, ein Vasall des Königs von Fez, schickte einen zuverlässigen Boten ab, um seinem Gefangenen durch Briefe seines in Ceuta weilenden Bruders Gewißheit über dessen Leben zu verschaffen. Sieben Monate blieb der Infant in Arzilla. Er war während dieser Zeit immerfort krank und meistens bettlägerig, aber mit der größten Geduld ertrug er sein Leiden. Wie in gesunden Tagen, so brachte er auch in dieser Frist einen großen Teil des Tages mit Gebet und Meditation zu. Durch Vermittelung christlicher Kaufleute kaufte er zwölf Christensclaven los und andere ließ er kleiden und speisen.

König Eduard war für seine Person stets bereit, seinen geliebten Bruder gegen Herausgabe der Veste Ceuta aus der harten Gefangenschaft zu erlösen; da aber der 1438 nach Leiria berufene Landtag nach dem Votum des Erzbischofs von Braga, des ersten Prälaten Portugals, sowie des größeren Teils des Adels, für Nichtherausgabe der christlich gewordenen Stadt und für einen neuen Kreuzzug zur Befreiung des Infanten Dom Fernando stimte, so konte der König seinen innigsten Wunsch, welcher von den Infanten Dom Pedro und Dom Joam, von einigen vom Adel und den meisten Städten geteilt wurde, nicht erfüllen. Dom Enrique sprach sich nachträglich für den Beschluß der Stände aus und erbot sich, um den Beweis der Lauterkeit seiner Gesinnung zu geben, nach Niederlegung seines Oberbefehls in Ceuta seinen Bruder in der Gefangenschaft abzulösen. Der leztere rechtfertigte dem Çala-ben-çala gegenüber die Nichterfüllung des Vertrags von Tanger mit der mehrfachen Verletzung desselben durch die Moren und erklärte, das gerathenste sei, ihn, den Prinzen, gegen Lösegeld freizugeben. Der Morenfürst antwortete mit Lügen und mit der Weigerung auf Zahlung eines Lösegeldes einzugehen. Nun wandte sich der Infant wiederholt an König Eduard, um das Nötige zur Flucht zu erhalten; doch wollte er nur in Gemeinschaft mit allen den Seinigen fliehen. Der König rieth jedoch von einem so gefährlichen Unternehmen ab. Als auch der König von Castilien die Freigebung des Infanten betrieben und seine Forderung mit einer Kriegsdrohung begleitet hatte, ließ Lazurac, der mächtige Großvezir des schwachen Königs Abdallah von Fez, den Dom Fernando nach Fez abführen. Als die in Arzilla zurückbleibenden Portugiesen am Sontage Exaudi 1438 unter viel Thränen Abschied von dem lieben Herrn nahmen, sagte er zu ihnen: „bittet für mich, denn es ahnt mir sehr, daß ich euch nicht wiedersehen werde." Auch auf dieser Reise wurden die Christen an allen Orten beschimpft und verspottet. Wie Hunde wurden sie gestoßen und gemishandelt, wie Hunden warf man ihnen das Essen

zu. Der Infant lächelte zu Allem mit christlicher Geduld; wenn er nur die allernötigste Nahrung erhielt, so war er zufrieden. Auf diese Weise ermunterte er alle seine Leute zur Standhaftigkeit. Am Pfingstsamstag zog man unter dem Schreien und Lärmen dichtgescharter Volkshaufen in Fez ein. Die Gefangenen sperrte man sofort in einen dunklen Kerker. Der Infant tröstete seine Leidensgefährten mit ächt christlichem Troste: „wenn es Gottes Wille ist, daß wir hier unser Ende finden, so hoffe ich festiglich, daß er uns an der ewigen Seligkeit teilnehmen lassen wird, und wenn es sein Wille ist, daß wir aus diesen Drangsalen entkommen, so wird er uns senden, was uns dazu notthut.“ Einige Zeit darnach brachte man die Gefangenen in eigens hergerichtete, feste Kerker. Ein Kaplan las täglich Messe und spendete den darnach Verlangenden die Sakramente der Buße und des h. Abendmales. Nach drei Monaten wurden die Gefangenen eines Tages mit Fußschellen versehen und zur Arbeit in die königlichen Gärten geführt. Der Infant konte um seiner großen körperlichen Schwäche willen nur langsam gehen, darum riß man ihn vorwärts und stieß ihm spitze Stäbe in die Seite. Seinen treuen Dienern blutete das Herz und sie weinten heiße Thränen, als Dom Fernando zu ihnen sagte: „ihr seht, wie mir geschieht; betet für mich!“ Lazurac behandelte den Prinzen ganz wie einen niedrigen Sclaven, er hieß ihn seinen Pferdestall reinigen und der fromme Dulder that es ohne Murren. Als man ihn aber des Abends von seinen Gefährten trente, brach er in Klagen aus. Es war darum eine rechte Freude für ihn, daß er am folgenden Tage mit den Seinen im Garten arbeiten durfte; nur war diese Freude von kurzer Dauer. Da nämlich der Vezir erfuhr, daß den Prinzen die Arbeit eher aufheitere, denn niederbeuge, befahl er ihm, unter der Lügenrede, er wolle seine Lage bessern, ohne Arbeit im Garten zu verweilen. Der Infant stellte dagegen vor, daß er freiwillig sich in die Gefangenschaft begeben habe und daß ihm seine Gefährten nur aus Treue gegen ihn gefolgt seien, er selbst verdiene also durchaus keine Bevorzugung. Diese Rede machte einen so großen Eindruck auf die Moren, daß sie sagten: darum sei Gott den Christenherren so gnädig, weil sie ihre Leute mit so viel Liebe behandeln und diese hätten Recht, für ihre Herren in den Tod zu gehen. In der Behandlung der Gefangenen wurde aber darum auch nicht das Geringste geändert. Sie bekamen nur Brot zu essen. Die Kleidung des Infanten bestand aus einem baumwollenen Wamse und einem langen engen Rocke, zwei Schaffelle und ein alter Teppich war sein Lager, ein Bündel Heu sein Kopfkissen, ein Mantel seine Decke. Wolthuend war es für ihn, daß der König und seine Gemalin, sowie die Frau des Großvezirs, wenn es sich traf, freundlich mit ihm redeten und ihm zuweilen einige Bissen von ihrer Tafel schickten.

König Eduard starb am 9. September 1438, der Sage nach an der Pest, vor welcher er von Ort zu Ort geflohen, die ihm aber durch einen Brief mitgeteilt worden sein soll. Dom Fernando wollte der ersten Nachricht über diesen Todesfall keinen Glauben schenken; wenn es aber wahr wäre, sagte er, daß er einen so liebreichen Bruder, einen so wahrhaften Freund verloren, dann würde seine Gefangenschaft nur mit seinem Leben endigen. Bald kam jedoch ein Brief, welcher meldete, daß ein Gesandter des Königs Eduard nur darum die Auslieferung des Infanten gegen die Herausgabe Ceutas nicht bewirkt habe, weil der König gestorben und also die Willensmeinung der Königin und des Infanten Dom Pedro, als der Regenten während der Minderjährigkeit des Infanten Dom Alfonso, einzuholen sei. Bei dieser Nachricht fiel Dom Fernando ohnmächtig zu Boden, dann klagte und jammerte er, die thränenlosen Augen starr gen Himmel gerichtet: „ach mein guter Herr und Bruder, wie zerreißt mich die schmerzliche Sehnsucht, die auch ihr immer nach mir hattet; nicht wenig haben meine Drangsale euern Tod beschleunigt. Ach, wie groß war mein Mut, wenn ich gedachte, daß ihr es erführet, wie viel ich euch zu Lieb und Frommen litt.“

Im folgenden Jahre (1439) forderte Çala-ben-çala wiederholt den gefangenen Prinzen, da derselbe nach dem Willen Dom Pedros gegen Ceuta ausgeliefert werden sollte, aber Lazurac, welcher auf den Gewinn dieser Stadt keinen Wert legte, vielmehr aus Habsucht ein möglichst hohes Lösegeld einstreichen wollte, suchte Ausflüchte und zog die Sache in die Länge. Um aber die Gefangenen nach der Freiheit begieriger zu machen, ließ er die inzwischen etwas milder gewordene Behandlung alsbald in ihr Gegenteil umschlagen. Wie ein Bruder tröstete der Infant mit liebreichen und freundlichen Worten seine Diener. Und weil er den Moren immer wieder sagte, er sei ja als Geißel gestellt und nicht seine Leute, so hoffte er, er werde wiederum angewiesen, in Gemeinschaft mit seinen Getreuen den Tag über zu arbeiten, allein diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Auch die Bemühungen eines Moren, Faki Amar mit Namen, den Infanten zu entführen, wurden vereitelt. Lazurac aber fand darin Anlaß, die Gefangenen nun noch mehr zu plagen. Kein Mensch zeigte ihnen Mitleid, auch die Königin und die Gemalin des Vezirs änderten ihr Verhalten und die Mishandlungen der Christen gefielen dem Volke und seinen Aeltesten ausnehmend gut. Oft murrten die Portugiesen über die ihnen angethane Schmach, aber der Infant ermahnte sie, für ihre Feinde zu beten. Er fügte einstmals hinzu: „ich meinesteils kann euch versichern, daß es mir ganz gleichgültig ist, ob sie mich Unthier und Hund schimpfen, oder ob sie mich Herr und König nennen. Ich wünsche von ihnen weder geehrt, noch gerühmt zu werden, nur, wenn es Gottes Wille ist, möchte ich aus ihren Händen befreit sein.“

König Eduard hatte noch in seinem Testamente seinem Nachfolger auf dem Throne die Befreiung seines gefangenen Bruders zur Pflicht gemacht. Die Prinzen Peter und Heinrich thaten auch trotz des Widerspruches des Papstes und vieler Fürsten, was in ihren Kräften stand, zur Auslösung ihres Bruders, aber der falsche Lazurac vereitelte alle Bemühungen, auch den von ihm selbst erbetenen Schiedsspruch des Königs von Granada. Der Infant Dom Fernando kante den heuchlerischen Großvezir

gut, als daß er sich eitler Hoffnung hingegeben hätte. Sein Sinn war darauf gerichtet, den Seinigen ohne Unterlaß zu dienen. Es war eine wunderbar heilige Liebe, welche den Königssohn mit seinen geringsten Dienern immer inniger verband. So lebten sie, obwol vom größten Jammer und Elend gebeugt, in Liebe und Eintracht ein hohes festes Leben."

Zu mancherlei drohenden Gefahren kam auch noch die Pest, welche viele Monate lang täglich Hunderte von Menschen hinraffte. Die gefangenen Christen gebrauchten alle vernünftigen Vorsichtsmittel und ihr Gebet um Bewahrung vor der Krankheit wurde erhört, es erkrankte keiner von ihnen. Dagegen starben an der Seuche teuere Freunde in Arzilla, welche für die Befreiung des Infanten thätig gewesen waren. Auf diesen Schmerz folgte bald der andere, daß man dem Prinzen ankündigte, er werde von den Seinigen getrent. Er dankte seinen Dienern auf die rührendste Weise, gerade so, als ob er bereits in den Tod gehen müßte, für die ihm bewiesene Liebe und Treue und bat sie um Verzeihung für alle ihnen zugefügte Beleidigungen. Er versprach ihnen, ihre Zukunft durch Fürsprache bei seinem Könige und seinen Brüdern zu sichern und sezte hinzu: ihm selbst könne nur ein großes Wunder, welches er doch nicht verdiene, die Freiheit schenken, aber Gott werde ihn durch den Tod zum Leben führen und zwar nach kurzer Frist. — Im März 1442 ließ Lazurac den Faki Amar, welcher, wie erwähnt, den Infanten entführen wollte, vor den Augen dieses blutig geißeln und unmittelbar darauf begann er Unterhandlungen wegen des Lösegeldes. Der Prinz bot nur für sich allein eine Summe, er verlangte, daß seine Diener mit ihm zugleich die Freiheit erhielten, und die Diener weigerten sich standhaft, irgend ein Lösegeld für sich zu bezahlen. Daraufhin richtete man die längst angedrohte Absonderung Dom Fernandos ins Werk. Sein neuer Kerker war im Innern der Burg, zu ebener Erde, völlig dunkel und nur so groß, daß ein Mensch sich kaum in demselben umdrehen konte. Ein Holzblock war das Kissen und der harte Steinboden der Pfühl des Prinzen. Dazu kam noch der unerträgliche Geruch in der Nähe befindlicher Kloaken. Und an diesem Orte der Qual mußte der Infant funfzehn Monate lang leben! Er wurde in dem neuen Gefängnis alsbald so krank und schwach, daß er sich fortwährend auf den Tod vorbereitete. Auch in dieser Zeit nahm er Montags und Mitwochs nur Fastenspeise zu sich. Da er sich so elend fühlte, bat er seine Leute, ihm keine Trauernachrichten mitzuteilen, damit seine Sele nicht von dem Wege des Heils abgelenkt werde. Dafür sangen und schrien aber die Weiber der Burg vor seiner Thüre von allem möglichen Unglück der Christen. Auf diese Weise erfuhr er auch den Tod seines Bruders Dom Joan, doch glaubte er, die Nachricht sei nur zu seiner Qual ersonnen. Jede Woche beichtete er. Ein von ihm in die Wand seines Gefängnisses gebrochenes Loch machte es ihm möglich, sich dann und wann mit seinen Glaubens- und Leidensgenossen zu unterreden — die einzige Freude des armen Infanten. Die Rückkehr nach Portugal wünschte er nur, um seinen treuen Dienern ihre Liebe zu vergelten, um die Christenheit zur Eroberung der Morenländer — jedoch nicht aus Rache — anzufeuern und um die vielen Christensclaven zu befreien.

Am 1. Juni 1443 erkrankte der Infant an der Ruhr; er wurde schnell sehr schwach. Lazurac bewilligte ihm nur den Besuch des Arztes und seiner Diener, alle Bitten um eine Lagerstätte an einem gesunden Orte waren vergeblich. Vom 3. auf den 4. Juni hörte die Ruhr auf. Als in der Frühe des folgenden Tages Beichtiger und Arzt an das Lager des Kranken traten, hatten sie einen seltsamen Anblick. „Der Infant lag da, mit gen Himmel erhobenen Händen, mit offenen Augen, die voll Thränen standen, und um seinen halbgeöffneten Mund schwebte ein wunderliebliches Lächeln, welches nur Wiederschein der höchsten Freude und der innigsten Ruhe sein konte." Etwas später machte er seinem Kaplan Mitteilungen über die (nach dem Willen des Sterbenden erst nach seinem Tode bekant gemachte) Vision, welche er, während sein Herz das brennendste Verlangen gefühlt, aus dieser Welt zu scheiden, zwei Stunden vor Tagesanbruch gehabt hatte. Er sah die Mutter Gottes, neben ihr den Erzengel Michael mit Fähnlein und Wage und auf der anderen Seite einen, der mit der einen Hand den Kelch trug und in der andern ein offenes Buch mit den Worten: „Im Anfang war das Wort." Kniend flehten beide um die Fürbitte der heiligen Jungfrau für den bedrängten Diener. Dann hörte er die Mutter des Herrn, welche ihr holdes Antlitz gegen ihn kehrte, mit dem lieblichsten Lächeln sagen: „noch heute wirst du kommen und mit uns sein." Gleichwol unternahm es der Beichtiger nach diesen Mitteilungen noch von der Möglichkeit der Genesung zu reden. Aber der Sterbende hob seine Hände gen Himmel und sprach mit der sehnsüchtigsten Innigkeit: „Dort finde ich Genesung, dort finde ich Ruhe, wenn Gott mich würdigt, daß ich unter die Schar der Seligen aufgenommen werde. — — Wer bin ich, sündiger Mensch, daß du mir so viel Barmherzigkeit angedeihen lässest! Alle Leiden dieser Welt genügen ja nicht, den kleinsten Teil jener Herlichkeit zu verdienen. O meine Sele, wie wirst du dich erfreuen in Gott, dem Urquell der Liebe, welcher dir für kurze Mühen ewige Ruhe, für geringe Güter den ganzen Schatz seiner Herlichkeit verleihet! Gern und willig erdulde ich alle die Drangsale, welche du, o Gott, mir noch sendest, ehe ich eingehe zu deinem Reich! Herr, dein Wille geschehe!"

Den ganzen Tag über blieb der Sterbende ruhig; als die Sonne sich neigte, antwortete er auf die Frage des Kaplans nach seinem Befinden: „Ich gehe ganz gewiß." Darauf beichtete er zum leztenmale, empfing die heilige Absolution und wandte sich mit den Worten: „Nun laßt mich ruhig enden" auf die rechte Seite. — „Als die lezten Rosenwolken am westlichen Himmel erblaßten, war seine Sele eingegangen in die Wohnungen des ewigen Friedens."

Das Jammern und Klagen der gefangenen Portugiesen über den Tod ihres milden, gütigen Herrn war groß. Sie konten nicht müde werden, immer wieder die von himlischer Ruhe verklärten Züge des entschlafenen Helden anzuschauen. Selbst

Lazurac rühmte dem Abgeschiedenen nach, daß er nie eine Unwahrheit gesagt, ohne Unterlaß gebetet habe, und allezeit an Geist und Körper unschuldig und engelrein geblieben sei. Diese Anerkennung hielt aber den Großvezir nicht ab, auch noch den todten Leib des Infanten zum Gegenstande seines berechnenden Geizes zu machen. Er ließ die Eingeweide aus dem Leichnam nehmen, damit derselbe früher oder später von dem Könige von Portugal eingelöst werden könte, den Leichnam selbst aber bei den Füßen an den Zinnen der Stadtmauer aufhängen. Eine große Menge Volkes versammelte sich, um den Körper ihres Feindes auch noch im Tode mit Schmähreden und Steinwürfen zu beschimpfen; dann erschien der König von Fez und hielt Ritterspiele ab, als sei ein großer Sieg errungen. Nach vier Tagen ward die Leiche in einen Sarg gelegt und dieser an der Stadtmauer befestigt. Der Sekretär des standhaften Prinzen, Joam Alvares, welcher, ebenso wie der Beichtiger und noch zwei andere Diener, glücklich nach Portugal zurückkehrte, brachte das Herz und die Eingeweide des Verstorbenen 1451 dem Könige Alfons V. Dieser ließ die teueren Reste seines Oheims durch den Infanten Heinrich mit allen Ehren in der Klosterkirche von Batalha, neben den Gebeinen der Eltern und Brüder des Seligen, beisetzen. Zweiundzwanzig Jahre später wurden auch die Gebeine des standhaften Prinzen, welche gegen zwei Weiber und einen Sohn des Mulei Schah von Arzilla eingelöst worden waren, unter großem kirchlichen Pompe zur heimatlichen Ruhe gebracht.

Die römische Kirche feiert das Andenken des fürstlichen Märtyrers, nach einer (übelstylisirten) Beatificationsbulle des Papstes Paul II. von 1470, am 5. Juni, dem Todestage des Heiligen.

Von den am Grabe des Infanten angebrachten Bildern ist nur noch das größere mittlere übrig, welches den gefesselten Prinzen mit gekreuzten Händen darstellt. Die übrigen kleineren Bilder, welche die Leiden des Infanten veranschaulichten, sind von der an der Spitze der Civilisation marschirenden Nation bei der Eroberung Portugals zerstört worden. Eine schlechte Copie dieser Bilder findet sich in den Acta Sanctorum Jun. t. I. Das ebendaselbst befindliche Brustbild des Infanten ist technisch lobenswert, auch dem Charakter des Dargestellten völlig entsprechend, aber nach dem Urteil des Predigermönchs Hieron. de Ramos, welcher die Chronik des Alvares 1577 neu herausgegeben hat, im Ganzen etwas zu modern gehalten. Fast das einzige Neue, was die Acta Sanctorum der Chronik hinzufügen, sind die „Wunder nach dem Tode". Von den vielen, teilweise höchst abgeschmackten, ja das Andenken eines Christen geradezu beschimpfenden Wundern erwähnen wir nur, daß nicht nur fromme Katholiken, sondern auch Renegaten, Moren und selbst Thiere die heilende Kraft des Leichnams, so wie der mit dem

Blute des Infanten getränkten Erde erfahren haben sollen. Ja die erwähnten Acta sagen sogar: „und dasselbe geschieht vielleicht auch jezt noch." — Auch bei dem standhaften Prinzen ergibt sich übrigens, daß der der römischen Kirche gemachte Vorwurf, sie nehme eine wirkliche Mittlerschaft der Heiligen an, völlig begründet an. Es heißt u. A. von den durch die Reliquien des standhaften Infanten Geheilten: Confidere meritis scti Inf. Fernandi, concipere tantam in ejus meritis fiduciam u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Die Kirche und die Ritterschaft.

Fünfter Artikel.

Wie der gegen früher viel eifrigere Besuch des Gottesdienstes, so gehört die Respectirung auch anderer kirchlicher Ordnungen zu dem, worin ein Vorgang der vornehmeren Stände für die Gemeinden ebenso wünschenswert als segensreich ist. Am Ende des 17. Jahrh. erwirkte sich die Ritterschaft von den Herzögen dispensando den Gebrauch der Privatcommunion, d. h. einer Abendmalsfeier vor oder nach dem Gottesdienste ohne Teilnahme anderer Gemeindeglieder gleichsam bei verschlossenen Thüren. Der Hauptverfasser des Meckl. Landeskatechismus, von Krakewitz, ein ernster Zeuge in jener Zeit, hielt es für nötig, dagegen als gegen einen durchaus unchristlichen Brauch in einer besondern Schrift aufzutreten. Trotzdem ließ sich die Ritterschaft dieselbe 1753 im Erbvergleich als ein ausdrückliches Recht garantiren. In der folgenden Zeit, wo mit dem Rationalismus die höheren Stände sich möglichst von der Kirche emancipirten, konte es nicht fehlen, daß auch den vornehmen Städtern diese Freiheit gewährt wurde. Man schämte sich dieser „Ceremonie" wie vieler andern Dinge, im Grunde überhaupt der Frömmigkeit. Das war eigentlich nur für das gemeine Volk und für Kinder etwas. Es ist der Anerkennung wert, daß man sich der Privatcommunion heut zu Tage nicht mehr so oft oder ausschließlich bedient, sondern in und mit der Gemeinde das heil. Abendmal feiert. Eben dahin gehört auch das Recht der Dispensation vom Parochialverbande. Die Ritterschaft hat sich dieses Recht ebenfalls im Erbvergleiche ausbedungen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 14. Juni. № 47.

Der standhafte Prinz.

(Fortsetzung.)

Calderon hat in dem „standhaften Prinzen" nur die Jahre er Gefangenschaft des Dom Fernando in ein seiner Ange nach ebenso einfaches, als teilweise in der Ausarbeitung ollendetes Drama zusammengedrängt. Gleich von vornherein erden wir auf das künftige Martyrium des Prinzen hingeiesen. Christensclaven müssen der Prinzessin Phönix, der meancholischen Tochter des Königs von Fez, das Lied der Klage ngen:

„Es muß der Last der Jahre
das Hohe selbst erliegen,
der leichte Gang der Zeiten
kennt keine schweren Siege."

olcher Gesang kann die schwermütige Phönix nicht aufheitern, sie wird noch trauriger, als ihr der König das Bild des ihr m Gemale bestimten Königs Tarudante von Marokko gibt. hönix wagt nicht, dem Vater ihre Liebe zu ihrem Vetter Mui, dem tapferen Feldherrn, zu bekennen. Unvermutet trifft eser mit der Nachricht ein, daß die beabsichtigte Belagerung eutas wegen eines unter Führung der Infanten Enrique und ernando von Portugal unternommenen Feldzuges gegen Tanger erschoben werden müsse. Sofort werden die nötigen Anordnunen getroffen, um den 14000 Portugiesen entgegenzuziehen. Mui scheidet mit zerrissenem Herzen: er hat in der Hand seiner raut das Bild seines Nebenbuhlers gesehen.

Bei Tanger landen die Portugiesen, vor allen anderen beitt Dom Fernando den Boden Afrikas. Dom Enrique fällt eim Aussteigen zu Boden und erblickt auch hierin, wie in manen während der Meerfahrt vorgekommenen Erscheinungen an en Elementen, ein übles Vorzeichen. Das misfällt seinem frohmuten, frommen Bruder:

„Dergleichen schnöde Zeichen überlisten
mit leerem Schreck die Moren, die drauf bauen,
nicht irre machen wollen sie die Christen."

nd als Christen sind die Portugiesen ausgezogen, nicht bauend f eiteles Selbstvertrauen, sondern um Gottes Glauben zu vereiten. Fällt ihnen Sieg zu, so gebürt Gott Preis und Lob, rden sie besiegt, so nehmen sie auch den Tod aus der Hand s Herrn willig hin.

Die Ungläubigen lassen nicht lange auf sich warten, bald ist ein hitziges Gefecht im Gange. Dom Fernando kämpft mitten unter den Moren. Diese müssen sich zurückziehen aus dem Kampfe, welchen der Infant mit dem gefangenen Feldherrn Mulei verläßt. Mit ächter „Cortesia" fragt er diesen nach dem Grunde seines schweren, nur durch Seufzer und Thränen sich erleichternden Kummers. Mulei kann der Güte und Freundlichkeit des Prinzen nicht widerstehen, in allgemeinen Zügen spricht er von seiner Liebe, die durch seine Gefangenschaft weiter denn je vom Ziele sei. Sofort läßt der Infant seinen Gefangenen ohne Lösegeld frei:

„Kehre heim, sag deiner Dame:
ihr zum eignen Sclaven sende
dich ein portugiesscher Ritter."

Kaum ist Mulei, welcher in dem Prinzen nur einen portugiesischen Ritter sieht, freigelassen, so bringt Dom Enrique seinem Bruder voll Schrecken die Kunde vom Heranrücken eines gewaltigen Doppelheeres der Könige von Fez und Marokko. Schnell entschlossen und eingedenk seiner Würde als Infant und Ordensmeister eilt Dom Fernando zur Schlacht. Die Christen müssen der feindlichen Uebermacht weichen, der Prinz, im dichtesten Gedränge und im Einzelkampfe mit dem Könige von Fez, sieht keinen Ausweg und bittet seinen Gegner um den Tod. Dieser aber fordert dem Infanten, dessen Namen er hat rufen hören, den Degen ab und der Ueberwundene, daran gedenkend, daß einem Christen Verzweiflung nicht gezieme, leistet Folge. Seinem Bruder aber sagt er:

„Enrique, hemme dein wehklagend Bangen,
denn bei dem Unglückslose
erzeugt sich dies aus seinem dunkeln Schoße."
[J. Schulze.] *)

Dem Könige von Portugal wird eine zwiefache Botschaft: Der König von Fez läßt ihm sagen, der gefangene Prinz werde nur gegen Ceuta ausgeliefert und der gefangene Prinz trägt Dom Enrique auf:

---

*) Bei Schlegel heißt diese Stelle in einer dem spanischen Texte: Que en la suerte importuna estos son los sucesos de fortuna nicht entsprechenden und der Gesinnung des frommen Prinzen widersprechenden Weise:

„denn in des Zufalls Reiche
sind dies des Glückes widerwärtge Streiche."

„Doch unserm Bruder sage,
daß er sich wie ein christlich Haupt betrage
bei meinem Unglücksfalle“,

und als der Angeredete erwidert: „Wie? kennen wir nicht seine Großmut Alle?“ wiederholt der standhafte Prinz: „Dies heiß ich dich betreiben: er handle wie ein Christ.“ —

Auch im zweiten Aufzuge tritt uns zuerst Phönix entgegen. Sie ist schweren Herzens in den Wald gegangen, Mulei ist ihr gefolgt. Voll Entsetzen teilt sie ihm mit, eine Wahrsagerin habe ihr verkündigt, daß sie zum Preis für einen Todten bestimt sei. — Dem Infanten ist gestattet worden, im Walde zu jagen. Christensclaven sind ihm von ihrer Arbeit nachgefolgt, glücklich, den frommen Herrn zu sehen. Er stärkt ihren christlichen Mut zum Ertragen der Trübsal und ihren Glauben an die unter Gottes Beistand von ihm zu leistende Hülfe. Da er sie zur befohlenen Arbeit zurückkehren heißt, schneidet es ihm ins Herz, den armen Gefangenen nichts schenken zu können. — Der gleichfalls zur Jagd ausgezogene König von Fez steht eben im Begriffe, den Infanten zu einer Tigerhetze einzuladen, als Dom Enrique erscheint. Dieser bringt die Nachricht von dem Tode des dem Gram über die Gefangenschaft seines Bruders erlegenen Königs Eduard, jedoch zugleich das Anerbieten des dem väterlichen lezten Willen gehorsamen Königs Alfons, Ceuta gegen Auslieferung des Dom Fernando herauszugeben. Kaum hat der gefangene Infant davon gehört, als er rasch seinen Bruder mit den Worten unterbricht:

no prosigas, cesa,
cesa, Enrique.

In dem lezten Willen des verstorbenen Königs sieht er nur den Wunsch, ihn — Dom Fernando — zu befreien; die Hingabe Ceutas faßt er figürlich, als ob der König habe sagen wollen: „ringt darnach aufs allerhöchste“; es erscheint ihm unmöglich, daß ein katholischer König eine christlich gewordene Stadt preisgeben könne.

„Wär es ein katholisch Thun,
wär es Eifer für das Frömste,
wär es christliches Erbarmen,
wär es portugiessche Größe,
daß die Atlasse der Sphären,
jene Tempel für den Höchsten,
an der Stelle goldner Lichter,
welche jezt die Sonne röthet,
ottomansche Schatten sähen,
und daß, sich der Kirch empörend,
ihre Monde spielen dürften
der Verfinsterung Tragödien?
Wär es gut, daß man zu Ställen
die Kapellen dort verstörte,
die Altäre drin zu Krippen?
Und wenn sie sich dem entzögen,
daß sie zu Moscheen würden?“

Und die Christen in Ceuta, wie leicht können sie um äußeren Vorteils willen der Versuchung erliegen und vom Glauben abfallen:

„Wär es wol von uns gethan,
diese Sünde zu befördern
durch Gelegenheit?“

Und endlich die Christenkinder in jener Stadt, würden sie nicht durch die Moren an die Sitten und Gebräuche der falschen Lehre gewöhnt?

„Wär es billig zu ertödten
so manch Leben dort, um eines,
worauf nichts beruht, zu lösen?
Wer bin ich? — mehr als ein Mensch?“

Ja der fromme Infant sieht in sich nicht einmal einen gewöhnlichen Menschen, sondern nur noch einen elenden Sclaven, der, weil er die Freiheit verloren, eigentlich einem Todten gleichzustellen ist. Um eines Sclaven oder gar um eines Todten willen gibt man eine Christenstadt nicht preis, darum zerreißt er die zu seiner Befreiung ausgestellte Vollmacht und übergibt dem Könige von Fez sein Leben, um darüber nach Gutdünken zu verfügen. Dann ruft er im Gefühle tiefster äußerer Erniedrigung und höchster innerer Erhöhung:

„Ein standhafter Prinz befestigt
in Bedrängnissen und Nöten
heute den katholschen Glauben,
ehret das Gesetz des Höchsten.“

Mit diesen Worten weist der Infant stillschweigend auf seine nicht in Erfüllung gegangene Hoffnung hin, daß König Eduard in seiner Angelegenheit als christlicher König handeln werde. Der König von Fez droht Dom Fernando mit der härtesten Sclavenbehandlung, und da er von dem bereits nach seiner Vollendung sich sehnenden Prinzen die Antwort erhält:

„Dankbar sein muß ich dir mehr,
als dich schelten, denn du öffnest
mir Richtsteige, worauf eher
ich der Ruhe Ziel gewönne“,

befiehlt er, den Infanten den andern Sclaven völlig gleichzustellen. Mit Ketten belastet soll der Königssohn in den Ställen dienen und in Hof und Garten arbeiten, seine seidenen Gewänder sollen mit dürftiger grober Kleidung vertauscht, schwarzes Brot und schlechtes Wasser seine tägliche Nahrung, ein feuchtes finsteres Loch seine Schlafstätte werden. Die Ausführung des königlichen Befehls erfolgt alsbald. In Fesseln, seines Ordenskleides beraubt, in gemeine Sclavenkleider gekleidet und darum nicht erkant von den andern Christensclaven, trägt der Prinz Wasser in den Königsgärten, die Blumen zu begießen. Zu seinem Leidwesen entdeckt ihn einer seiner treuen Diener, welcher ausgegangen ist, seinen Herrn zu suchen. Wie die anderen Gefangenen hatte er arbeiten und dulden wollen — nun muß er erkant, die ihm in Ehrfurcht und Liebe dargebrachten Huldigungen zurückweisen. Anders ist sein Verhalten der Phönix gegenüber. Diese komt in den Garten, und da sie sich, des Ausspruches der Wahrsagerin gedenkend, ohne Hoffnung auf Erfüllung fragt: „Wer ist dieser Todte?“, tritt der die Frage auf sich beziehende Infant plötzlich mit der Antwort hinzu: „Ich.“

Diese ächt calderonsche Ueberraschung ist von großer Wirkung. Dom Fernando bezeichnet sich selbst als einen Todten, er ist der Welt gestorben, sein Wandel ist jezt noch mehr denn früher ein Wandel im Himmel. Die Frist bis zu seinem wirklichen Tode verschwindet ihm, der sich täglich auf den Tod rüstet. Und doch ist dieser Todte voll Leben — er ist ein lebendiger Christ, dessen innerer Mensch von Tag zu Tage verneuert wird, während der äußere Mensch absirbt — und die fragende Prinzessin voll Schönheit und Jugend ist eine Heidin, eine lebendig Todte.

Der über seine äußere Umwandlung staunenden Phönix reicht der Infant als Antwort Blumen.

— — „Zum Blühn sind früh die Rosen aufgestanden
zum Altern haben sie die Blüt entbunden,
die Wieg und Grab in einer Knospe fanden.
So haben Menschen auch ihr Los befunden,
an einem Tage kamen sie und schwanden;
verflossen sind Jahrhunderte nur Stunden."

Nach solchen Worten kann Phönix an den ihr gepflückten Blumen keine Freude haben, um des farb- und duftreichen memento mori willen ist sie trauriger denn je geworden. Sie verläßt den Garten. — Mit ganz anderen Gedanken tritt schnell Mulei hervor. Er fühlt sich dem Infanten zu einer dankerfüllten Erwiderung der von diesem geübten Großmut so sehr verpflichtet, daß er ihm, selbst auf die Gefahr hin, sein Leben zu verlieren, durch eine kühne Flucht die Freiheit verschaffen will. Der König überrascht die beiden, und da er die Gedanken Muleis halb und halb erräth, macht er diesen persönlich haftbar für die sichere Bewachung des Prinzen. Mulei ist durch diesen Befehl wie niedergeschmettert. Was soll er thun? Soll er seinem Herrn folgen oder seiner Freundespflicht genügen? Dom Fernando ist bei solcher Frage keinen Augenblick im Zweifel, denn die Antwort ist für jeden Edelmann in den Gesetzen der lealtad und honor positiv gegeben.

„Mulei, Lieb und Freundschaft muß
immer nach an Würde stehn
gegen Pflicht und Ehre; Niemand
wird dem König gleichgestellt,
er allein ist seines Gleichen,
und es ist mein Rath daher,
ihm zu dienen, mich zu lassen. —
Dein Freund bin ich: um Gewähr
deiner Ehr hinfort zu leisten,
will ich mich bewachen selbst.
Und käm auch ein Andrer, Freiheit
mir zu bieten, sein Geschenk
nähm ich nicht, daß deine Ehre
bleibe von mir unverlezt."

Mulei will sich von dem Christen nicht an edlem Sinne übertreffen lassen, er ist daher nach natürlich-tugendhafter Weise entschlossen, jezt geradezu sein Leben für des Prinzen Freiheit einzusetzen. Da ihn aber Dom Fernando belehrt, daß er auf diese Art die Ehre eines treuen Dieners verlieren würde, so tritt er mit schwerem Herzen von seinem Entschlusse zurück. —

So läßt der christliche Dichter die Tugend des Ungläubigen als eine glänzende Sünde erscheinen, deren Glanz vor dem Thun des Christen in nichts verschwindet. Ein moderner, der Christenheit angehörender Dichter würde in solchem Falle so generös sein, den Christen von dem Heiden übertreffen zu lassen.

Im dritten Aufzuge sehen wir Muleis freundschaftliche Gesinnung in die rechte Bahn gelenkt. Obgleich er weiß, daß der König die härteste Behandlung seines Gefangenen angeordnet hat, wagt er es doch, das Mitgefühl seines Fürsten zu erwecken und um Milderung der Lage des Prinzen zu bitten. Allein umsonst. Die Kunde, daß Dom Fernando in dem kalten feuchten Kerker, am ganzen Körper gelähmt, von Hunger und Schmerzen gepeinigt, wegen seines ekeln Geruchs von allen gemieden, nur durch die treue, allen Mishandlungen trotzende Liebe seiner Diener am Leben erhalten werde, vermag das harte Herz des Morenkönigs ebenso wenig zu erweichen, als die Bitten seiner Tochter. Auch das Anerbieten des Königs Alfons von Portugal, den standhaften Prinzen mit solchen Summen zu lösen, wie sie nur der Geiz verlangen, nur die Großmut verschmähen kann, wird von dem Moren mit der kurzen Antwort zurückgewiesen: „wenn du Ceuta nicht zurückgibst, fürchte, nicht ihn mitzunehmen."

In der nun folgenden Scene erblicken wir den Infanten zum leztenmale. Von seinen Leuten hat er sich aus dem nassen Kerker auf die warme, sonnige Straße tragen lassen. Da strömt sein Mund über vom Lob und Preis seines Gottes:

„O du süßer Herr der Gaben,
wie viel danken muß ich dir!
Als mit mir in gleicher Plage
Hiob lag, flucht er dem Tage,
doch er thats, weil er verloren
in der Sünde war geboren;
da ich Lob dem Tage sage,
weil uns Gott an ihm verleihn
will der Gnaden Ueberfluß.
Jeder schöne Morgenschein,
jeder Strahl der Sonne muß
eine Feuerzunge sein,
die ihn lobzupreisen diene."

Der fromme Prinz ist so ergeben in sein schweres Leiden, daß er es als eine Wolthat ansieht, einen Vorübergehenden um eine Gabe ansprechen zu dürfen. Aber wen redet er an? Den König von Fez selbst, der offen sein Misfallen über des Infanten Verhalten kundgibt und ihm die Frage vorlegt, ob seine Standhaftigkeit Demut oder Eigensinn sei? Als königlicher Sclave kann Dom Fernando eine Antwort nicht verweigern, um aber seinen Herrn empfänglich zu machen für seine Antwort, wendet er sich zunächst an das Herz des Königs:

„Herr und König, hör mich ruhig. —
König nannt ich dich, obwol du
es in fremder Lehre wurdest.
So erhaben ist der Könige

Göttlichkeit, so unbezwungen *),
daß sie milden Sinn erzeuget;
darum mit dem edlen Blute
muß bei dir die Mild und Weisheit
auch notwendig stehn im Bunde.
Selbst beim Vieh und wilden Thieren
steht auf solcher würdgen Stufe
dieser Name, daß das Recht
der Natur ihm heißet hulden
mit Gehorsam."

Wie viel mehr muß die Königsmajestät des Erbarmens bei den Menschen gelten! Um das Leben bittet aber der Infant nicht, weiß er doch, daß er todtkrank und an sich schon um seiner Sterblichkeit willen keine Stunde sicher ist. Liegen doch Tod und Leben nebeneinander: die umgekehrte Wiege wird zum Sargdeckel. Nein, sein innigster Wunsch ist, zu sterben für den Glauben und im Tode Leib und Sele kraft des Glaubens Gott zu befehlen. Wenn der König nicht barmherzig sein will, so mag er wie ein wilder Löwe den standhaften Christen in Stücke reißen, „denn ich", fügt der Glaubensheld hinzu,

„ob ich noch mehr Qualen dulde,
ob ich noch mehr Härte sehe,
ob ich noch mehr klag im Drucke
ob ich noch mehr Not erlebe,
ob ich fühle noch mehr Bußen,
ob ich noch mehr Hunger leide,
ob den Leib schon diese Lumpen
nicht bedecken und ich Wohnung
hier nur find im alten Wuste:
Doch im Glauben fest verharr ich,
weil er Sonn ist, die mir funkelt,
weil er Licht ist, das mich leitet,
Lorber, der mir dient zum Ruhme.
Nicht die Kirche sollst du, mich
magst du führen im Triumphe.
Gott wird meine Sache schützen,
da ich seiner stritt zum Schutze."

Der Beherscher von Fez bleibt hart und kalt, er ist viel zu verständig, als daß er in den Reden des Prinzen etwas anderes denn eine sonderbare Prahlerei und einen merkwürdigen Mangel an Selbstliebe entdecken könte. Vielleicht erscheint ihm auch die großartige Selbstverleugnung Dom Fernandos ebenso als den meisten Christen als übertriebene Schwärmerei. Auch Tarudante leistet keine Hülfe, obschon ihn das namenlose Weh ergriffen hat. Und endlich scheut sich selbst Phönix, den sterbenden Infanten auch nur anzuschauen. Aber hören muß sie wenigstens, was ihr Grauen erregt, denn Dom Fernando sagt ihr:

*) „tan augusta, tan fuerte y tan absoluta."

„Wenn ihr gleich euch von mir kehrt
und hinweg zu eilen trachtet,
dennoch, Herrin, seid belehrt:
ob ihr noch so schön euch achtet,
ihr seid mehr als ich nicht wert,
und vielleicht ich mehr als ihr."

Mitleid haben mit dem armen Kranken nur seine christlichen Diener, welchen der sterbende Herr für das ihm nicht mehr dienende irdische Brot geistliche Speise darreicht durch Hinweisung auf die Bitte: „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden."

„Mensch, nicht sorglos sei und blind,
denk daran in dieser Frist,
daß ein ewges Leben ist;
warte nicht, daß kund dirs thu
andre Krankheit noch, da du
deine größte Krankheit bist.
Immer gehn des Menschen Tritte
auf der harten Erd umher,
und nicht einen wandelt er,
daß er nicht sein Grab beschritte.
Hart Gesetz und strenge Sitte
führt ihn auf des Lebens Bahnen;
jeder Schritt — furchtbares Mahnen! —
ist zum Vorwärtsgehn, wo dann
Gott selbst nicht mehr machen kann
diesen Schritt zum ungethanen." —

Das sind des standhaften Prinzen lezte Worte; er läßt sich von seinen Getreuen wegtragen, um als ein Gefangener auf Erden zu sterben und, losgekauft durch das Blut Christi, als ein Freier zum ewigen Leben einzugehen. —

Um seinen Oheim zu befreien ist König Alfons von Portugal mit zahlreichem Kriegsvolk ausgezogen gegen Fez, aber noch vor seiner Ankunft vor der Morenstadt ist der standhafte Prinz seinen Leiden erlegen. Dom Enrique ist wegen des bevorstehenden Kampfes ebenso sehr von Bedenken, als Dom Alfonso von kriegerischer Ungeduld erfüllt. Auch die hereinbrechende Nacht soll den Kampf nicht hinausschieben. Und der Mut des Königs wird gestärkt und belohnt; der Geist des fürstlichen Märtyrers durcheilt mit dem Rufe: „Zum Angriff, Held Alfonso! Waffen! Waffen!" das Lager der Christen hinter der Scene, und als die Trompeten zum Angriff blasen, erscheint der Geist, in den weißen Ordensmantel gehüllt, auf der Schulter das grüne Kreuz, in der Rechten hocherhoben eine flammende Fackel, um vor dem Heere der Christen herzuziehen und ihm mit Tagesanbruch zum Siege zu verhelfen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 17. Juni. № 48.

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Die Kirche und die Ritterschaft.

Fünfter Artikel. (Schluß.)

Es heißt da §. 486: „In Ansehung der Veränderung des Beichtwaters soll zwar ein Jeder insgemein sich des Amts seines einmal erwählten Beichtwaters, unter dessen Kirchspiel er eingepfarret, gebrauchen, gleichwol aber soll auch einem jeden, wenn er mit demselben in Widerwillen, ja gar Prozessen verwickelt, freistehen, auf Dispensation ohne jährliche Erlegung der neuerlich eingeführten 6 Reichsthaler, einen andern Beichtwater zu nehmen." Man kann über die Auslegung dieses Paragraphen verschiedener Meinung sein: ob „jeder insgemein" soviel als „jedes Gemeindeglied" heißt, ob die erforderliche Dispensation auch verweigert werden kann u. s. w. Nach der Praxis unseres Kirchenregiments, welche auf der Anschauung beruht, daß der Erbvergleich zwischen dem Herzoge und den Gliedern der Ritterschaft geschlossen ist und seine allgemein gehaltenen Bestimmungen sich nur auf die Ritter und ihre Familien beziehen, wird jedem Gliede der Ritterschaft, nicht aber jedem andern Gemeindegliede die Dispensation in allen qu. Fällen gewährt. Diese Beschränkung hat in jüngster Zeit ihr Gutes gehabt, wo nach dem Vorgange oder gar unter Aufreizung einzelner Ritter auch andere Gemeindeglieder ihrem Widerwillen gegen die Person des Pastors oder seine Predigt einen öffentlichen Ausdruck zu geben versuchten. Man mag vom Parochialverbande halten, was man will, man mag ihn in größeren Städten ganz ignoriren, in ländlichen Gemeinden und in der Form eines Vorrechts ist es eine freche Verhöhnung kirchlichen Rechtes und kirchlicher Ordnung. Ein Patron führt Prozesse gegen seinen Pastor und verliert sie, muß sich also, wenn es noch gute Justiz im Lande gibt, doch wol überwiegend wenigstens im Unrechte befinden, ein solcher läßt sich auspfarren und damit gleichsam den richterlichen Erkentnissen zum Trotz von der kirchlichen Behörde öffentlich rechtfertigen, prostituirt den rechtlich unangreifbaren Pastor in den Augen der Gemeinde und der benachbarte Amtsbruder, der den Ausgepfarrten annimt, stimt der Verurteilung des Amtsbruders öffentlich bei, mit dem er doch sonst in kirchlicher Gemeinschaft bleibt. Da unser Kirchenregiment keinen Pastor zwingt, den Ausgepfarrten anzunehmen, ist aber solcher Fall zugleich ein trauriges Zeichen von Zerrissenheit unter den Dienern einer und derselben Kirchengemeinschaft. Und die Gemeinde? Die von dem Gutsherrn abhängige Tagelöhnergemeinde meidet gern oder ungern — ich rede von Thatsachen — den Pastor, wo sie nicht seiner Amtshandlungen benötigt ist. Die traurigen Folgen greifen tief ein in die ganze Wirksamkeit des Geistlichen, in das kirchliche Leben der Gemeinde. Und wie unlutherisch die ganze Anordnung! Den Sacramenten benimt es nichts an ihrer Wirksamkeit, wenn sie selbst von einem unwürdigen Geistlichen gereicht werden und nun nur von einem unliebsamen. Sagt den Herren aber die Persönlichkeit oder Predigt des gar wol von ihnen selbst berufenen Pastors nicht zu, so hindert sie nichts, zur Predigt nach andern benachbarten Kirchen zu fahren.

Sollte sich aber einmal die Einsicht in diese wie andere gesetzlich gewordenen Misstände bei der Ritterschaft Bahn brechen, so würde es dann um künftigen Misbrauchs willen eine Pflicht werden, dieselben auch auf gesetzlichem Wege wieder abzustellen.

Wir kommen schließlich noch auf einen sehr ernsten Gegenstand, der, milde gesagt, ein dunkler Fleck in der Geschichte Mecklenburgs und insonderheit der Ritterschaft ist — das Ausbauen und Legen der Bauern, müssen uns aber hier auf möglichst kurze Skizzirung der vielbesprochenen und für das kirchliche Leben nicht unwichtigen Sache beschränken.

Mecklenburg besaß gleich allen deutschen Ländern wie einen Ritterstand so auch einen Bauernstand und zwar einen verhältnismäßig freien und besitzenden, nach den frühern Zeitverhältnissen unter Schirmvogtei der Ritterschaft. Noch heute gibt es in einer kleinen Ecke von Mecklenburg, dem ehemaligen Stift Ratzeburg allein gegen 500 bäuerliche Besitzer d. h. gerade halb soviel, wie in dem ganzen ritterschaftlichen Teile von Mecklenburg! Dieses Factum bewahrheitet noch heute das alte Sprichwort: „Unterm Krummstab ist gut wohnen." Nicht so gut unter dem Ritterschwerte. Das Schutzverhältnis der Bauern verwandelte sich in den unsichern mittelalterlichen Zeiten bald in ein Abhängigkeitsverhältnis bis zur Leibeigenschaft, wo der Bauer nur noch Pflichten und der Ritter nur noch Rechte hatte, als der moderne Staat den Schutz handhabte. Die mecklenburgische Ritterschaft erlangte 1621 in den Reversalen für ihr misbräuchliches Verfahren ein gesetzliches Recht. Es heißt da „zum Sechszehnten wollen und verordnen Wir, daß die Bauersleute die ihnen um gewissen Zins oder Pacht eingethane (?) Hufen, Acker oder Wiesen, dafern sie kein Erbzinsgerechtigkeit, jus emphy-

teuticum oder dergleichen gebührlich beizubringen*), den Eigentumsherren (?) auf vorgehende Loskündigung nulla vel immemorialis temporis detentione obstante**) unweigerlich abzutreten und einzuräumen schuldig sein sollen." Denn unmittelbar vor dem 30jähr. Kriege gelüstete die Ritterschaft aus eingezogenen bäuerlichen Hufen „Meiereien" zu schaffen und den Bauern die Beackerung derselben aufzuerlegen. Nach dem 30jähr. Kriege wurde dies Geschäft in größerm Maßstabe betrieben bei der großen Entvölkerung des Landes. Im 18. Jahrhundert sollte dies bis zur völligen Ausrottung des Bauernstandes fortgesezt werden, als die Vervollkommnung der Landwirthschaft einen immer höhern Ertrag der Güter in Aussicht stellte. Denn nun begnügte man sich nicht mehr damit die Bauern auszubauen (d. h. ihn auf ein bis dahin wüstes Stück Land zu versetzen), sondern ihn zu legen (d. h. seinen Acker einzuziehen und ihn zum Tagelöhner zu machen). Damit verband sich eine wahrhaft entsetzliche Behandlung dieser Bauern, die mit Gespannen und Leuten Hofdienste leisten mußten, so daß ihnen zur Bestellung des eignen Stück Landes oft keine Zeit blieb. Zahlreiche und glaubwürdige Zeugen schildern die damalige Behandlung der Bauern ganz so, wie wir sie nur an Negersclaven zu erblicken gewohnt sind. Kein Lohn sondern nur Unterhalt, kein Regiment als nur die Peitsche! Und das im Zeitalter der Aufklärung und der Idylle, wo man mit wahrer Zimperlichkeit von Humanität überfloß. In der That: Rohheit und Ueberfeinerung verschwistert wie Wollust und Grausamkeit. Bei weitem besser wurden die Bauern im Domanium behandelt; Herzog Christian Ludwig und nach ihm Friedrich d. Fromme suchten die Lage derselben wolwollend zu verbessern, ja, sie zerteilten im Gegensatz gegen die Ritterschaft Güter und teilten sie an Bauern aus und an Büdner. Das Legen der Bauern war bis dahin nur abusive geschehen. Im Erbvergleich von 1755 erst wird ein bloßes Verlegen und ein gänzliches Niederlegen unterschieden und beides erlaubt nur mit der Beschränkung, daß die Niederlegung eines ganzen Dorfs erst einer Anzeige bedürfte; doch wurde auch diese meist umgangen oder übergangen. Die empörende Behandlung der Bauern hatte ihre natürlichen Folgen in einer sittlichen Verwahrlosung derselben; Stumpfheit, Unwissenheit, Trägheit, böser Wille, Tücke, Untreue, Brutalität u. dgl., damit werden sie von den verschiedensten Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts charakterisirt. Noch 1816 schreibt ein sonst sehr milder Mann (Karsten): „Der sogenante gemeine Mann, der ohne Bildung nicht viel besser wie die Thiere, mit denen er umgeht, aufgewachsen ist, gehorcht nur der Sclavenpeitsche seines Gebieters, und so lange er im Drucke der Armut ist, schmiegt er sich und kriecht zu den Füßen seines Zuchtmeisters, so wie der Hund nach empfangener Prügel die Hand leckt, die ihn mishandelte. Boshafter und heimtückischer wie dieser, wird er dann mit hämischer Freude jede Gelegenheit ergreifen, seinem Herrn zu schaden, wo er es ungestraft thun kann. Gebt eben diesem Menschen besseres Auskommen und Wolstand, so wird er widerspenstig, trotzig, verwegen, faul; will man ihn durch Zwangsmittel bändigen, so widerstrebt er, denn das Gefühl von Pflicht ist in ihm ertödtet und die Sprache des Gewissens kent er nicht; er wird öffentlicher Ruhestörer, Empörer!" Wie noch vor Kurzem an den Leibeigenen Rußlands, so verzweifelte man damals angesichts der beabsichtigten Aufhebung der Leibeigenschaft an dem mecklenburgischen Landvolke. Die Gerichte Gottes blieben nicht aus. Als die Ritterschaft im besten Zuge war, nach ihrer Meinung hoch aufzukommen, trafen sie die empfindlichsten Schläge der Hand Gottes. „Da Usia mächtig geworden war, erhob sich sein Herz zu seinem Verderben." Der siebenjährige Krieg, und gleich lange dauernde Rinderpest, ruinirten den Credit der Gutsbesitzer so, daß mehr als der achte Teil aller Landgüter zum Concurs kamen und damit in die Hände von Ausländern und bürgerlichen Besitzern. „Ich schlage sie, aber sie fühlen es nicht." Mit tiefem Schmerze klagt ein Glied der Ritterschaft selbst: „Dennoch nimt man auch mitten unter diesen drückenden Plagen nicht die geringste Aenderung in der gewohnten Lebensart an. Reiche Kleider für den Junker und seine eitle Dame; kostbare Equipage, weitläufige Gesellschaften, der Tisch verschwenderisch mit vielen Schüsseln, zum Teil Leckereien und zugleich schweren und feinen Weinen besezt: dergleichen bleibt nach wie vor, anstatt daß wir durch Sparsamkeit und Fleiß unsern völligen Untergang abzuwenden suchen sollten." Ebenso blieb die Behandlung der Leute, so daß sie in Masse angesichts der schärfsten Leibes- und Lebensstrafen entflohen, teils nach Preußen, teils über Wismar nach Rußland auszuwandern! Man sah sich genötigt, den Herzog inständigst um Hülfe anzugehen. Es wurden 1760 und, als das nicht half, 1763 abermals Verordnungen erlassen und Maßregen dagegen ergriffen, weil, wie es darin heißt, „eine Entvölkerung unserer ohnehin von Menschen sehr entblößten Lande und die Zugrunderichtung aller Landbegüterten zu besorgen wäre." Charakteristisch genug heißt es aber auch darin: „Damit aber Niemand Ursach nehmen möge, seine Entweichung mit einer ungebührlich harten Begegnung seiner Amts- und Gutsobrigkei oder auch Brotherschaft zu entschuldigen, so wollen Wir nicht nur unsre Beamten und alle Guts- und Brotherschaften hiemit ernstlich erinnert haben, sich dergleichen schon für Menschen und noch mehr für Christen höchst unanständiges Betragen auf keine Weise zu Schulden kommen zu lassen."

Von 1781 an erheben sich nun immer mehr öffentliche Stimmen für Aufhebung der Leibeigenschaft zu größtem Verdrusse der Ritterschaft, welche nun um so eifriger bemüht ist, alle Bauern in Tagelöhner zu verwandeln. Herzog Friedrich Franz schreitet gegen das ungesetzliche Verfahren ein, trotzig genug verklagt ihn der engere Ausschuß der Ritterschaft beim Reichskammergericht, natürlich ohne Erfolg. Noch einmal schickt Gott in den neunziger Jahren Theuerung und große Geldcalamitäten über die Herren, aber ohne Frucht. Selbst die gegen

*) Wo sollte der Bauer an Urkunden kommen?!

**) Also selbst wenn die Vorfahren den Hof seit unvordenklichen Zeiten in Besitz gehabt hatten!

värtige Regierung hat sich genötigt gesehen, gegen die Willkür der Ritterschaft einzuschreiten. In den schärfsten Ausdrücken fordert sie das Wiederaufbauen der gesetzwidrig gelegten Bauerhöfe; es werden die ernstesten Verhandlungen gepflogen. Plötzlich vereinbart man ein Gesetz über Bauernregulirung mit den Ständen, wonach selbst die Existenz der meisten noch vorhandenen Bauern (oder Erbpächter) der Willkür der ritterschaftlichen Grundherren preisgegeben wird. Nur eine sehr unbedeutende Anzahl von Erbpachtstellen wird gegenwärtig wieder aufgerichtet.

So ist es geschehen, daß der Bauernstand in Mecklenburg fast völlig vernichtet ist. Sicher ist, daß von den ritterschaftlichen Bauern nicht der zehnte Teil mehr vorhanden ist. Und selbst dieser Bruchteil besizt kaum den hundertsten Teil des früheren bäuerlichen Grund und Bodens, weil die ausgebauten Bauern nur ebensoviel Acker bekommen haben, um als selbständige Familien existiren zu können. Wie empört darüber ein Mann wie der preußische Minister Frh. v. Stein war gibt er in der Aeußerung zu erkennen, welche er in einer Geschäftsreise durch Mecklenburg unter dem 2. April 1802 niederschrieb: „Die Wohnung des mecklenburgischen Edelmannes, der seine Bauern legt, statt ihren Zustand zu verbessern, komt mir vor, wie die Höhle eines Raubthieres, das alles um sich verödet und sich mit der Stille des Grabes umgibt."

Mehr als das sittliche Unrecht (selbst bei formalem Rechte) dieses Verfahrens der meckl. Ritterschaft mit dem Bauernstande liegt es uns gegenwärtig ob, den sittlichen Schaden ins Auge zu fassen, der daraus entstanden, und zu sehen, ob und inwiefern sich noch etwas gut machen läßt.

Die nächste Folge ist die Verminderung der Bauern gewesen und zwar eine solche, daß man von einem Fehlen des Bauernstandes sprechen kann. Was sind die c. 1000 Erbpächterfamilien, von denen auf jedes Hauptgut (unangesehen die vielen Nebengüter) kaum eine komt. Sie verschwinden vor der Klasse der Tagelöhner, welche den Stock unsrer Gemeinden bilden. Unvermittelt steht durch eine weite Kluft getrent der reiche und unabhängige Gutsherr mit einer fast königlichen Gewalt dem armen, von ihm völlig abhängigen Tagelöhner gegenüber. Das ist unnatürlich und bildet auf beiden Seiten eine Gesinnung und eine Stellung aus, die ihre Ausgleichung nur in einem Herz und Leben allgemein durchdringenden und beherschenden Christentume finden könten, wenn ein solches nicht wiederum gerade durch dieses Misverhältnis aufgehalten würde. Wir haben hier also dieselben Uebelstände, wie sie sich bei einer Bevölkerung von reichen Fabrikherren und armen Fabrikarbeitern finden, nur mit dem Unterschiede, daß der hiesige Tagelöhner sich alle Tage gleich satt essen, der Fabrikarbeiter aber an einem Tage Ueberfluß haben und am andern hungern kann, und daß jener sich unfreier fühlt als dieser. Hatt Gottes weise Ordnung schon in der Natur alle Sprünge durch stete Uebergänge vermieden, wie vielmehr sollte das in der menschlichen Gesellschaft nach seinem Willen stattfinden, die durch ihre höhere Bestimmung ein Ganzes zu bilden in höherem Sinne berufen ist. Jede Kluft und Trennung bildet um der nun einmal vorhandenen Sünde willen Feindschaft aus, jeder Uebergang und jede Gemeinsamkeit der Interessen bricht der Liebe eine Bahn.

Der Bauer selbst ist durch das Ausbauen in die mislichste Lage versezt. Er ist von seinem väterlichen Dorfe auf ein kleineres, meist schlechteres und vereinzeltes, abgelegenes Stück Land geworfen. Mit einer Erbitterung im Herzen ist er gegangen, die Generationen hindurch nicht verlöschen wird, und wenn sich auch seine äußere Lage mit der Zeit verbessert. Die gewohnte nachbarliche Hülfe, auf die jedes kleinere Hauswesen angewiesen ist, ist ihm abgeschnitten. Gewöhnlich unmittelbar an der herschaftlichen Waldung gelegen, ist sein Acker den steten Verwüstungen durch das Wild des jagdvergnügten Grundherrn ausgesezt und er muß es dulden, wenn er vergebens auf die Frucht seines Fleißes und seines Schweißes gehofft hat. Er wird aus Rache und bald aus Begierde Wilddieb, der bekantlich den Mörder in seiner Brust birgt. Wie seine Kinder von der Schule, so ist er selbst weit von der Kirche wegesezt, um die herum der Herr sein großes Gut arrondirt hat. Er wird der Kirche entfremdet, wie auch dem Pastor die Selsorge erschwert ist durch die weiten, oft unpassirbaren Nebenwege. Dem Lezteren sein Amt durch Fuhren oder sonstwie zu erleichtern, ist meines Wissens nirgend geschehen, so leicht das gewesen wäre. Wenn die Missionare in den Heidenländern in richtiger Erkentnis dahin arbeiten, die Leute durch Anbau in der Nähe der Kirche zu sammeln, der christliche Grundherr zerstreut sie, weil er nicht an die Selen, sondern nur an seinen Geldsack denkt.

So kann es vorkommen, daß man in den jezt fast nur mit abhängigen Tagelöhnern besezten Kirchdörfern oft kaum einen Menschen finden kann, dem seine unabhängigere Lebensstellung erlaubte, diesen oder jenen kirchlichen Nebendienst namentlich bei Gelegenheiten in der Woche zu leisten z. B. beim Einläuten zu helfen u. A.

Und nun weiter, wenn diese Erbpachtstellen zum Verkauf kommen. Innerhalb des Standes findet sich dazu nicht so viel Geld, weil die Hufen kaum sich selbst erhalten und die nicht erbenden Geschwister alles Erübrigte in Anspruch nehmen. So fallen sie häufig an heruntergekommene Pächter und alte Inspectoren, welche doch auch einmal ihre eigene Herren sein wollen, oder sonst Leute von nicht bäuerlichem Stande. Das ist aber ein trauriges Contingent für unsre Gemeinden. Bauern sind sie nicht und „Herren" können sie nicht sein, mit einer halben Bildung, die zu ihren dürftigen Verhältnissen nicht paßt, echte Proletarier ihres Standes, welche die Führer d. h. Verführer ihrer noch „ungebildeten" Standesgenossen auf dem politischen wie kirchlichen Gebiete werden.

Kurz es ist unter den Einsichtigen nur eine Stimme darüber, daß die Ausrottung des Bauernstandes in unserm Lande und besonders dem ritterschaftlichen Teile ein Unheil ist. Ist wo von

kirchlichem Leben in einer Gemeinde die Rede, dann hört man auch gleich die Aeußerung: „Ja, das ist auch wol eine alte Bauerngemeinde."

Man hat oft gefragt: Was soll denn nun werden? Was ist da zu thun? Aber man sezt auch bald hinzu: zu machen ist nichts, verloren ist verloren! Manche blicken mit neidischem Schmerze auf das sonst so verachtete Rußland, wo durch die Milde und Weisheit Kaiser Alexanders zu höchstem Erstaunen ein Bauernstand im Entstehen begriffen ist, auf dem zum größten Teile eine hoffnungsreiche Zukunft des großen Reiches zu ruhen scheint. Andre erwarten bessere Verhältnisse nur von einer Revolution. Allerdings ist das leztere die gewöhnliche Folge, wenn man mit spröder Hartnäckigkeit den Forderungen geschichtlicher Entwicklung sich widersezt. Es gab einmal eine Zeit, wo ein Weg natürlich gewiesen wurde, aber man hat ihn gewaltsam vermauert. Als viele Rittergüter vor Jahren zum Verkauf standen, thaten sich einzelne ganze Bauergemeinden zusammen und kauften ein solches Gut gemeinschaftlich an. So ist es gekommen, daß 6 Rittergüter auf dem Landtage von dem Schulzen dieser 6 Gemeinden vertreten werden. Wie wenn solche Güter nun zu anständigen Bauerhöfen wieder zerschlagen würden, wie sie daraus zusammengeschlagen sind? Freilich erschien dies nicht im Interesse der Ritterschaft und die Folge war — ein gesetzliches Verbot solcher gemeinsamen Ankäufe! Ich hatte einst Gelegenheit, als es sich um Legung eines Bauerdorfes meiner Gemeinde handelte, mit der sehr einsichtigen Gemalin des Gutsherren öfter darüber zu sprechen. Sie pflichtete den von mir dargelegten Ansichten völlig bei, hatte aber den Lieblingsplan, einen Teil des Gutes zu einem nicht näher zu bezeichnenden Institute umsonst herzugeben. Allein sie mußte ihn aufgeben, weil sich unter den Standesgenossen fast Niemand fand, der Hand mit anlegen wollte. Da machte ich den Vorschlag, statt eines neuen Hofes das gesammte Areal an 18 Erbpachtbauern zu verteilen und so ein stattliches Dorf aufzurichten. „Es wäre wunderschön, aber — die Herren würden auf dem Landtage meinen Mann im Chore auslachen!" Damit war die Sache abgethan; es wurde „regulirt" und zwar sehr milde; nur ein Hof ganz gelegt, die übrigen Bauern auf den schlechtesten und kleinsten Teil versezt und es entstand ein neues Gut, welches jährlich 6000 Thlr. Pacht einbringt.

Wir setzen zu dieser „Einschlachtung" der Bauern — und wir glauben mit Fug und Recht — das Wort des Herrn Jes. 5 hinzu: „Wehe denen, die ein Haus an das andre ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen. Es ist vor meinen Ohren die Stimme des Herrn Zebaoth: Was gilts, wo nicht die vielen Häuser sollen wüste werden und die großen und feinen öde stehen?"

Ebenso bekant als auffallend ist die verhältnismäßig starke Auswanderung der mecklenburgischen Tagelöhner nach Amerika, und zwar gerade aus dem ritterschaftlichen Teile. Man sucht die unangenehme Thatsache möglichst zu verkleinern oder günstig zu

erklären. Dem Wagener'schen Staatslexikon zufolge scheinen sich selbst einsichtige Männer dergleichen einreden zu lassen, wenn unter dem Artikel „Mecklenburg" dieselbe „fast lediglich als eine Folge künstlicher Agitation" der Democraten und der Hamburger Agenten hingestellt und das Schicksal der „Getäuschten" bedauert wird. Aus meiner Gemeinde sind seit 10 Jahren gegen 500 (die Hälfte der gesammten Selenzahl der Gemeinde) ausgewandert und noch hat keiner von „bittrer Enttäuschung" geschrieben. Allerdings hat sie nicht der Hunger getrieben, denn in meiner Gemeinde sind die Tagelöhner vorzugsweise gut gestellt, sondern völlig berechtigte Gründe: die Unmöglichkeit für viele einen eignen Heerd zu gründen, („es ist kein Raum mehr da!") die drückend gefühlte Unfreiheit, die Aussicht, daß hier auch die Strebsamsten es zu nichts Eignem bringen können und daß ihre Arbeit nicht den gebührenden Lohn findet, kurz nicht zufällige Laune sondern eine Unzufriedenheit, die ein natürliches Product aus den geschichtlich gewordenen Verhältnissen einerseits und den geschichtlich entstandenen Bedürfnissen des Einzelnen andrerseits ist. Ein solches durch und durch unzufriednes Volk ist aber ein schlechter Boden für geistliche Einwirkung. Der mecklenburg. Tagelöhner sagt: „de Preister tömt das Pierd und de Herr ritt't!" (der Pastor zäumt das Pferd und der Gutsherr reitet es!) Steht der Pastor gut mit dem Gutsherrn, so ist der Tagelöhner teils mistrauisch gegen ihn teils sucht er nur irdische Vorteile durch ihn zu erlangen, steht er schlecht mit dem Gutsherrn so hält sie die Furcht fern von ihm, es mit dem Herrn zu verderben.

Doch wir brechen ab für diesmal und schließen nicht ohne den Wunsch und die Hoffnung, es möge dem Herrn gefallen, die Herzen der mecklenburgischen Ritterschaft in dieser kritischen Zeit zu gewinnen für die Erkentnis und die ernste selbstverleugnende Erstrebung dessen, was ihnen selbst, was der Kirche, was unserm armen Volke wahrhaft frommt. Luther sagt am Ende seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation": „Ich will aber damit und andern oben angezeigten Stücken angesagt haben, wie viel guter Werke die weltliche Obrigkeit thun möchte und was aller Obrigkeit Amt sein sollte; dadurch ein jeglicher lerne, wie schrecklich es sei zu regieren und oben an zu sitzen: Was hilfts daß ein Oberherr so heilig wäre für sich selbst als St. Peter, wo er nicht den Unterthanen in diesen Stücken fleißig zu helfen denkt? Wird ihn doch seine Obrigkeit verdammen, denn Obrigkeit ist schuldig der Unterthanen Bestes zu suchen. — — Sie wollen fern und weit regieren und doch keinem nütze sein. O wie seltsam Wildpret wird, um dieser Sachen willen, sein ein Herr und Oberherr im Himmel, ob er schon Gott selbst hundert Kirchen bauet und alle Todten auferweckt."

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 48.

Der standhafte Prinz.

(Schluß.)

Der Leib des Infanten wird gegen Herausgabe der von König Alfons gefangen genommenen Tarudante und Phönix von den Portugiesen eingelöst. Das Wort der Wahrsagerin und Dom Fernandos ist erfüllt, die Königstochter ist der Preis für einen Todten geworden, ja sie ist nur zum Teil das Lösegeld gewesen. Phönix wird um Muleis Freundschaft zu dem Infanten willen mit ihrem früheren Geliebten vereinigt. Die kostbare Reliquie aber wird „bei der lieblichen Trompeten und gedämpfter Trommeln Klange" nach der Heimat geführt.

Calderons Drama muß schon vom blos ästhetischen Gesichtspunkte aus anziehend sein. War doch Goethe der erste, welcher das Stück in der neuen, 1809 erschienenen Uebersetzung A. W. v. Schlegels auf die Weimarer Bühne brachte. Der Eindruck war ein so bedeutender, daß in Folge dieser Aufführung Johann Schulze 1811 eine ausführliche Monographie „über den standhaften Prinzen des D. Pedro Calderon" (Weimar) veröffentlichte. Wenn diese Schrift auch wegen ihres zwischen Rationalismus und Supranaturalismus hin- und herschwankenden Standpunktes, wegen ihres schwülstigen Styles und des dem Dichter allzureichlich gespendeten Lobes im Einzelnen einen guten Eindruck macht, so finden sich in ihr doch andererseits manche ganz anerkennenswerte Auseinandersetzungen, um so unerkennenswerter, als sie das christliche Element zu einer Zeit betonen, welche gerade durch die von Schulze in einem anderen Sinne an die Spitze seiner Arbeit gestellten Worte eines deutschen Propheten aus dem Zeitalter Calderons treffend charakterisirt wird. Die Stelle lautet: „Es wird eine Zeit kommen, die ist wunderlich; weil sie aber in der Nacht anfähet, so werden's Viele nicht sehen, wegen des Schlafes und der sehr großen Dunkelheit; jedoch wird den Kindern Gottes die Sonne mitten in der Nacht scheinen." Was den Charakter des standhaften Prinzen bei Calderon anlangt, so hat schon Schulze mit Recht geltend gemacht, daß es verkehrt sei, nach der alten Kunstregel, einen sittlich vollkommenen Helden als unbrauchbar für die dramatische Poesie zu bezeichnen. Uebereinstimmend hiermit sagt K. Immermann: „In diesem einzigen Werke hat sich der große katholische Dichter in eine Sphäre geschwungen, wohin der Brite mit seinen unermeßlichen Kräften doch nicht hinreicht. — Denn nicht um das Geschick einer großen Natur durch Schuld und Leidenschaft handelt es sich darin, sondern um das Höchste, was es überhaupt gibt, um die Läuterung eines reinen Menschen in das Reinste, in die Seligkeit. Diese Aufgabe ist nur einmal gelungen und weder vor noch nach Calderon hat sich auch nur von fern ein Product dieser Tragödie annähern können." —

In welchem Verhältnisse steht Calderons standhafter Prinz zu dem Dom Fernando von Lusitanien, wie ihn uns die Geschichte zeigt? F. W. V. Schmidt kann nicht anders als „mit Unwillen" eine dahin abzielende Vergleichung anstellen. Er entschuldigt den Dichter nur damit, daß er annimt, demselben seien nur dürftige Quellen zur Hand gewesen. Uns scheint diese Beurteilung nicht ganz gerecht zu sein. Man darf das suum cuique nicht vergessen. Schmidt sagt selbst: „der wahrhaftigen Geschichte des Märtyrertums (wie sie in der eingangs erwähnten Schrift: „das Leben des standhaften Prinzen", gegeben wird) müßte jede Dichtung in der Welt nachstehen, weil, wenn Gott sich einmal in einem Menschen wirklich verherlichen will, jedes Beiwerk nur stören kann", und andererseits erkent er an, „daß sich die Poesie auch solche Charaktere, wie den standhaften Prinzen, zum Objecte wählen mag, weil Vielen immer die Geschöpfe zweiter Hand (Kunstwerke) lieber und näher bleiben werden, mehr Eindruck machen, als die ersten Erzeugnisse der Natur und Geschichte." Da nun die dramatische Poesie bei weitem nicht alle die Umstände verarbeiten kann, welche historisch von großer Bedeutung sind, so ergibt sich u. A., daß Schmidts Bemerkung: die Scene vor dem Tode des Infanten würde durch Verwendung der Vision unendlich gewonnen haben, nicht das Rechte trifft. Gerade den schlichten Worten der Erzählung von der Wirkung der Vision auf den Prinzen hätte auf der Bühne niemals eine auch nur annähernd ähnliche Darstellung paralleliſirt werden können. Es gibt vieles, was für das Theater zu sublim ist.

So sehr sich Calderon in Einzelheiten an das Historische gehalten hat, so sehr ist er nach seiner Gewohnheit in nicht unerheblichen Punkten seine eigenen Wege gegangen. Während der Infant, wie geschichtlich feststeht, freiwillig Geißel geworden ist, ohne daran zu denken, daß dadurch Ceuta vor dem Rückfall unter die Herschaft der Ungläubigen bewahrt werden würde, vielmehr mit dem Gedanken an die demnächst stattfindende Uebergabe jener Stadt, während der Infant ferner die Nichtübergabe bei seinen Feinden damit rechtfertigt, daß Dom Enrique eigentlich gar nicht befugt gewesen, Ceuta zu versprechen, daß der Vertrag als erzwungen eigentlich nichtig und jedenfalls wegen vorheriger Misachtung seitens der Moren nicht zu erfüllen sei, während der Infant endlich, wie gleichfalls geschichtlich feststeht, wiederholt Versuche gemacht hat, durch die Flucht — freilich nur unter der Bedingung, daß er zugleich mit allen seinen Gefährten fliehen könne — seiner traurigen Lage ein Ende zu machen, läßt uns Calderon seinen Helden in einem poetisch-idealen Lichte erscheinen. Nach der Historie ist der Prinz nicht ohne menschliche Schwächen, bei Calderon erscheint er überwiegend als ein Heiliger, der alle Mittel zu seiner Befreiung in großartigster Selbstverleugnung unbenuzt läßt. Aus dem mehr passiven Martyrium des Infanten, von dem wir bei dem Chronisten lesen, wird

bei dem Dichter durch den unbeugsamen Widerstand des Prinzen gegen die Pläne ihn zu befreien, ein mehr actives Verhalten, das wie eine einschneidende That wirkt und darum für die dramatische Poesie geeigneter erscheint, denn ein bloßes Dulden und Sichergeben in das Unvermeidliche. Wir wollen nicht sagen, daß Calderon zu seiner Auffassung historisch keinen Anlaß hatte, wol aber, daß er das Bild des standhaften Prinzen, welches ihm nach dem Ablauf zweier Jahrhunderte historisch fern gerückt und damit in verklärten Formen erschienen war, in einer glorificirenden Weise wiedergegeben hat, die für den treu und genau die schlichte Wahrheit berichtenden Augen- und Ohrenzeugen Joam Alvares unmöglich gewesen. Wir sind hier bei dem suum cuique angelangt. Ein historisches Drama darf nicht durchaus nach dem strengen Maßstabe der Geschichte beurteilt werden, und umgekehrt wäre es albern, in der Geschichte den Glanz und Zauber der Poesie zu vermissen. Indessen wollen wir doch auch nicht übersehen, daß der Dichter seinem standhaften Prinzen durch die heiße Vaterlandsliebe, mit welcher er an der Krone und dem Volke Portugals hängt, durch den Stolz, mit dem er sich einen „portugiesschen Ritter" nent, und nicht minder durch das im besten Sinne cavaliermäßige Benehmen gegen Phönix und Mulei, wenn wir so sagen sollen, einen realen Zug verliehen hat; nur daß dieser Zug des zeitlichen Lebens gegen das Ende des Stückes hin mehr und mehr vor dem ewigen, unsterblichen Teil zurücktritt.

J. Schulze hat in großer Ausführlichkeit die einzelnen neben dem Infanten auftretenden Personen charakterisirt, ja sogar eine symbolische Ausdeutung derselben versucht. Wir können auf derartiges nicht eingehen. Es genüge die Bemerkung, daß dem Dichter die übrigen Personen lediglich zur Folie seines Helden dienen. Dies gilt vor Allem von der Prinzessin Phönix, wie wir oben bereits angedeutet haben. Auch die völlig antihistorische Zeichnung des Dom Enrique, welchem es seinem Bruder gegenüber in ziemlich starkem Maße an Mut und Frömmigkeit gebricht, kann einem aufmerksamen Leser nicht entgehen. Den wirksamsten Gegensatz hat aber Calderon in Mulei und in dem Könige von Fez zur Darstellung gebracht. Mulei hat nur in dem Moren Faki Amar einen historischen Anhalt, sein Name klingt nur historisch, an sich macht er in Verbindung mit „Schah" nur den Titel „König und Herr" aus. Mulei ist der natürlich-edle, unter der Herschaft der Sünde stehende Mensch, leidenschaftlich in allen Dingen, unruhig, schnell entschlossen, ohne sich um das, was nach dem Sittengesetz recht und gut ist, irgend zu kümmern, vielmehr lediglich seiner „inneren Ueberzeugung" folgend, äußerlich stark und ein kühner Held, innerlich ohne Halt. Mit Recht bemerkt Schulze: „er wird mehr als Fernando der selbstgefälligen Menge gefallen, weil sie nach vergrößertem Maßstabe in ihm sich selbst wiederfindet." Mulei gegenüber sehen wir den christlich-edlen, frommen, im Kampf mit Sünde und Tod siegreichen Infanten, ruhig und besonnen, allezeit im Gehorsam gegen die Gebote Gottes, äußerlich nicht gerade stark und doch nach außen und nach innen ein standhafter Held ohne Gleichen, ein geistlicher Ritter im vollen Sinne.

Mit mehr geschichtlichem Anhalte ist insofern der König von Fez gezeichnet, als mit ihm die Person des Großvezirs Lazurac verschmolzen ist. Der Charakter des Königs ist in fortwährender Entwicklung begriffen. Anfangs mild und freundlich gegen seinen Gefangenen, wird er mit der Zeit hart und grausam. Je mehr ihm die Herlichkeit des christlichen Märtyrers entgegenstrahlt, um so mehr umgibt er sich mit dicker heidnischer Finsternis. Es ist ein Stück des vergeblichen Kampfes Satans gegen Christum und die Kirche. Der König vermeint, mit seiner großen Macht die Standhaftigkeit seines elenden Gefangenen überwinden zu können, aber er muß erfahren, daß eine ihm unbekante, unüberwindliche Macht einen schwachen, sterbenskranken, todesmatten Menschen Riesenkräfte gibt. Nicht eine Ahnung hat der Morenfürst von dem, was einen Christen stark macht — „wenn ich schwach bin, so bin ich stark" — im Gegenteil, er ist ganz von seiner Gerechtigkeit und Vortrefflichkeit erfüllt. Wie viel Gesinnungsgenossen hat dieser Heide unter den Christen, welche es sich zum Verdienste anrechnen, die „frommen Schwärmer" und „Stillen im Lande" um ihres „geistlichen Hochmutes" und „unverständigen Eigensinnes" willen zum besten der religiösen Freiheit und Toleranz anzugreifen und, wenn es angeht, zu vernichten.

Meisterhaft ist der Schluß des Dramas, welcher zwar von der einen Scene bis zur andern den geschichtlichen Zeitraum von etwa dreißig Jahren in einer einzigen Nacht überspringt, aber um der geschichtlichen Treue und Vollständigkeit der Begebenheit selbst willen durchaus nichts störendes hat. Die segensreiche Wirksamkeit eines Christen hört mit seinem Tode nicht auf. Der Geist des tapferen Infanten feuert auch noch nach seinem Abscheiden von der Erde die christlichen Streiter zum Kampfe mit den Ungläubigen an. Und von Schack übertreibt nicht, wenn er sagt: „eine Geistererscheinung von gleich erhabner Wirkung ist nie auf der Bühne gesehen worden"; „dieser herliche Schluß umleuchtet die ganze wunderbare Tragödie wie mit Heiligenschein, daß sie für alle Zeiten als das Höchste besteht, was die christliche Poesie erreicht hat."

Das höhere Schulwesen in Preußen.

Zweiter Artikel.

Der nächste Zweck des historisch-statistischen Werkes über das höhere Schulwesen in Preußen vom Geh. O. R. R. Dr. Wiese, dessen große und weithin greifende Bedeutung wir im Allgemeinen in Nr. 9. 10 und 11 der Ev. K. Z. charakterisirt haben, ist der, allen denen, die unmittelbar bei unserem höheren Schulwesen beteiligt sind, sodann aber auch dem ferner stehenden Publikum das gesamte Material darzubieten, welches für ein richtige Erkentnis und Beurteilung des Ganzen wie aller einzelnen Verhältnisse in unseren Schulen notwendig ist. Der tiefe

ehende Zweck aber ist zu zeigen, wie wir allmälig im Laufe on drei Jahrhunderten in unserem Schulwesen auf den Standunkt gelangt sind, auf welchem wir uns jezt befinden, um so urch Hinweis auf unsere historische Entwickelung das rechte Verändnis der Gegenwart zu eröffnen. Solche historische Betrachngsweise ist aber auf dem ganzen pädagogischen Gebiete notendig und thut uns um so mehr not, je weniger sie bisher auf emselben zu rechter Geltung gekommen ist. In der gesamten neueren Pädagogik herscht vorzugsweise die philosophisch construiende Methode und fast überall geht man von begrifflichen Conructionen und Deductionen aus, ganz als müsse jezt erst gefunden und festgestellt werden, was Bildung, was Wissenschaft, das christliche Bildung und Wissenschaft sei, wie beschaffen der menschliche Geist sei, welches seine Bedürfnisse seien und welches die besten Stoffe und Mittel seien, ihn zu bilden und in seiner Entwicklung zu fördern. Man vergißt dabei ganz, daß schon seit länger als zweitausend Jahren besondere Anstalten für die geistige Ausbildung derjenigen Jünglinge existiren, die einst als Männer ihr Volk zu führen und zu regieren bestimt sind; man vergißt, daß auch wir in Deutschland schon seit einem Jahrtausend solche Anstalten haben, daß wir seit der Reformation Ausgezeichnetes in denselben geleistet haben, also daß im Reiche der Bildung und Wissenschaft nunmehr seit einem Jahrhundert das deutsche Volk wol unbestritten als erste Großmacht dasteht und anerkant wird.

Wir räumen der philosophischen Untersuchung für manche Fragen der Pädagogik gern ihr volles Recht ein: aber das muß sich doch für jeden, der sich eingehender mit der Sache beschäftigt, als unbestreitbar ergeben, daß in Wirklichkeit nicht durch die pädagogischen Theorien, sondern lediglich durch die nationalen Interessen und die ganze historische Entwicklung eines Volkes Schule und Unterricht bestimt werden. Die geistige Bildung ist, obwol sie zunächst durch Einzelne geweckt und gefördert wird, doch keine Privatsache, sondern ein nationales Gut im eigentlichen Sinne des Wortes, und Bildungsanstalten entstehen nur dann, wenn die Bildung ein nationales Bedürfnis geworden ist; ihre schönste und edelste Wirksamkeit besteht darin, daß sie sich als nationale Institute bewähren. Ergibt sich daraus nicht von selbst, daß man die Bildungsanstalten ihrem inneren und äußeren Wesen nach nur dann recht beurteilt, wenn man sie vom Standpunkt der historischen Entwicklung eines Volkes aus betrachtet? Man suche nur die historische Entwicklung, wie sie sich unter und durch Gottes Leitung und Bestimmung gestaltet, recht zu verstehen und man wird bald erkennen, daß in ihr nicht blos menschliche, sondern auch Gottes Weisheit zur Erscheinung komt und Wirklichkeit wird. Es ist ein besonderes Verdienst des vorliegenden Werkes des G.R. Wiese, daß es auf die historische Entwicklung im Kleinen und Großen, im Einzelnen und Ganzen überall hinweist und für solche tiefergehende Betrachtungsweise ein reiches, wolgesichtetes Material darbietet.

Von diesem historischen Standpunkt aus wollen wir einmal die Lehrgegenstände unserer Gymnasien betrachten; gerade bei dem Gegenstande, der in allen Gymnasien obenansteht und der umfangreichste ist, den klassischen Studien, wird sich deutlich zeigen, daß man sie nur dann vollständig und gründlich und mit Niederschlagung aller Widerrede rechtfertigen kann, wenn man das Recht der historischen Entwicklung kent und anerkent. Bekantlich sind die klassischen Studien von der modernen Pädagogik häufig angefochten worden. Zu ihrer Rechtfertigung bringen die Verteidiger im Grunde nur das eine Argument vor, welches kurz zusammengefaßt lauten würde: „die klassischen Autoren sind wegen ihrer Vortrefflichkeit am meisten für die geistige Ausbildung der Jugend geeignet." Der hier ausgesprochene Gedanke ist ganz richtig, aber das Argument ist unvollkommen und bietet in dieser Fassung dem Gegner viele Seiten zu erfolgreichen Angriffen. Denn dieser weist nun auf die klassischen Productionen der Deutschen, Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen hin und fragt, ob diese nicht auch bildende Kraft in größter Fülle hätten; überdies kann er die doch wirklich nicht geringen praktischen Vorteile hervorheben, welche das Studium dieser Sprachen für uns, die wir im 19. Jahrhunderte leben, ganz unwidersprechlich haben würde. Bei unbefangener Beurteilung darf man wol behaupten: hätten in Wirklichkeit die klassischen Studien in unseren Gymnasien nicht ein bedeutend festeres und tieferes und dauerhafteres Fundament, als welches in dem eben genanten Argument enthalten ist, so würden sie vor der Kraft dieses Gegen-Argumentes schon längst verdrängt, oder auf einen so kleinen Raum eingeschränkt sein, wie er ihnen gegenwärtig in unseren Realschulen angewiesen ist. Das Bedenkliche und die eigentliche Schwäche jener Argumentation liegt offenbar darin, daß nach derselben die Sache so dargestellt wird, als hänge das Studium der klassischen Autoren von einer mehr oder weniger subjectiven pädagogischen Ansicht oder von der Ansicht und dem Urteil unserer Zeit über den Wert dieser Autoren ab. Stünde die Sache in Wirklichkeit so, dann könte ja auch eine andere pädagogische Ansicht sich geltend machen und unsere Zeit könte per majora auch einmal ein anderes Urteil über die klassischen Autoren aussprechen; das Studium der alten Klassiker in unseren Gymnasien wäre dann eine offene Frage, die zwar bisher stets zu ihren Gunsten beantwortet worden ist, die aber doch auch — was ist in unserer Zeit nicht alles möglich! — anders beantwortet werden könte.

Glücklicherweise ist diese Frage wegen der klassischen Studien längst keine offene mehr — es sind beiläufig zweitausend Jahre, seitdem diese Frage in Wirklichkeit und zwar endgültig abgeschlossen worden ist; seitdem wir nämlich statt der früheren partikularen und nationalen Culturentwicklung eine universale haben, die ein oder zwei Jahrhunderte vor Christus sich zu bilden anfängt, so ist für jede politische Weltmacht und für jedes Volk, das zu einem Träger universaler Geistescultur bestimt ist, die unabweisbare Notwendigkeit eingetreten, das große geistige Erbe, welches die Griechen und nach ihnen die Römer hinterlassen haben,

mit einem Worte die antike Cultur zu übernehmen. Nur diejenigen Völker und Staaten, welche weder zu den politischen noch culturhistorischen Großmächten gehören, können, so zu sagen, von diesen Studien dispensirt werden, wie in unseren Gymnasien diejenigen, welche zu einem bürgerlichen Geschäfte übergehen wollen. Die Römer haben diese unabweisbare Notwendigkeit zuerst erfahren. Sobald sie zur Weltmacht heranwuchsen, mußten sie von den Griechen deren geistige Errungenschaften übernehmen, denn diese sollten nicht wie die griechischen Staaten und Völker untergehen, sondern nach dem göttlichen Weltplane für die nachfolgenden Völker erhalten bleiben, damit diese nicht wieder von vorne anzufangen brauchten. Die Römer haben bekantlich diese Notwendigkeit lange nicht einsehen und begreifen wollen; gerade die wahren Römernaturen, die Männer vom ächten Schrot und Korn kämpften lange mit aller Kraft gegen das Eindringen griechischer Bildung: aber die Macht der historischen Entwicklung erwies sich doch stärker als die stärksten Römer alle zusammen. Die Sieger und Herren, die Welteroberer mußten, es ging nicht anders, sie mußten bei den besiegten und unterjochten Griechen, den Graeculis, wie sie dieselben spottweise nanten, in die Schule gehen, wenn sie eben die Herren der Welt bleiben wollten. Diese Notwendigkeit hat sich seitdem bei allen nachfolgenden Völkern geltend gemacht. Und wir können uns nur freuen, daß es nach Gottes Willen so ist, daß nicht der bloßen rohen Waffengewalt ein dauernder und bleibender Sieg zu Teil wird. Die Hunnen konten Europa überfluten, aber wenn sie es hätten beherschen wollen, so hätten auch die Hunnen Griechisch und Latein lernen müssen, d. h. diejenige Bildung sich aneignen müssen, die als das Resultat der ganzen bisherigen Welt- und Völkerentwicklung anzusehen ist.

Die Römer haben bald an sich erfahren, daß die griechische Bildung nicht etwa eine bloße Mode- und Luxussache oder ein todtes unfruchtbares Wissen, sondern daß sie eine Kraft sei, welche geistiges Leben auch in einer nur dem Praktischen zugewandten und dem Idealen abgewandten Nation, wie sie waren, wecke, fördere und bilde. Denn erst durch die Aufnahme der griechischen Cultur ist es den Römern gelungen, selbst eine Literatur zu erzeugen, die zwar an Originalität und Genialität der griechischen nachsteht, aber doch sonst in jeder Beziehung groß und bedeutend genant werden muß. Wie nun die Römer als große Weltmacht die bereits gewonnene Bildung sich aneignen mußten, so mußten es nachher auch die Deutschen thun, die allmälig an die Stelle der Römer traten, und alle europäische Großmächte. Die Notwendigkeit zeigte sich überall so dictatorisch gebietend, daß von einer freien Wahl kaum die Rede war, als die verschiedenen Völker und Staaten, welche die Träger der welthistorischen Entwicklung wurden, die klassischen Studien bei sich aufnahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Gegen Schenkel aus dem Bernburgischen und Cöthenschen Landesteil des Herzogtums Anhalt.

Wir haben Ostern gefeiert und uns der Auferstehung unsers Heilands gefreut. Wir glauben, daß nur der Auferstandene, Lebendige, der zur Rechten der Kraft sitzet, eine „Regierungsgewalt" über Seine Kirche auf Erden ausüben kann und ausübt. Wir schließen uns deshalb den vielfachen Erklärungen für die evangelischen Amtsbrüder in Baden gegen Dr. Schenkel, der die Auferstehung Christi leugnet, und für welchen trotzdem der Badische Oberkirchenrath die unangetastete Regierungsgewalt Christi vorschützt, von ganzem Herzen und mit dem Wunsche und Gebete an, daß der Herr Jesus Christus, der auferstandene, lebendige, regierende Gottessohn Seinen treuen Dienern in ihrem Kampfe zum Siege helfen wolle.

Bernburg und Cöthen, 3. Mai 1865.

Aus dem Bernburgischen Landesteile: Ballin, Pastor in Harzgerode. Bastian, Past. in Bernburg. Becker, Predigtamtscand. in Bernburg. Brocke, Subdiac. u. Rect. in Coswig. A. Engelmann, Diac. u. Past. in Coswig. W. Finger, cand. min. Gravenhorst, Past. in Rathmannsdorf. A. Haarth, Past. in Neudorf. E. Hinze, Past. in Poley. Fr. Hoffmann, Oberhofpred. u. Consist.-R. in Ballenstedt. F. Hohmann, Past. in Klieken. Kahlenberg, Rector in Ballenstedt. Fr. Käsemodel, Past. in Frose. F. Kellner, Past. in Siptenfelde. L. Klauß, Past. in Zieko. Klauß, Past. in Bernburg. Körner, Probst in Coswig. R. Körner, Past. in Köselitz. Körner, Rector in Harzgerode. B. v. Kügelgen, cand. min. Kühne, Predigtamtscand. in Bernburg. C. Mahler, Cand. W. Mook, Past. in Baalberge. R. Müller, Rector in Gernrode. Pfennigsdorf, Pred. in Plötzkau. Rosch, Past. in Ballenstedt. F. Reuß, Pfarrvic. in Gröna. Richter, Oberpred. in Harzgerode. Rosenthal, Probst in Gr. Mühlingen. Samuel, Past. in Schilo und Tilkerode. Schlick, Past. in Waldau. Scholtz, Probst in Ballenstedt. Dr. C. Schulze, Rector in Hoym. C. Schwencke, Past. in Weiden. Alb. Schwencke, Past. in Gernrode. Dr. Schwencke, cand. min. Spohr, Pred. in Bernburg. Starke, Oberpred. u. Const.-R. in Bernburg. F. C. Taube, Past. in Lebendorf u. Leau. C. Teichmüller, Past. u. Seminardir. in Bernburg. Timler, Past. in Opperode. Voigt, Past. in Aderstedt. Dr. Wendroth, Past. in Rieder. Windschild, Pred. in Bernburg. Dr. Walther, Gen.-Superint. und Oberconsist.-R. in Bernburg.

Aus dem Cöthenschen Landesteile: Bergholz, Pastor in Cöthen. Bosse, Pfarradjunct in Giersleben. Friesleben, Pfarrer in Gnetsch. Herre, Pf. in Preußlitz. Holzmann, Pf. in Kl.-Wülknitz. Holzmann, Pfarradjunct in Amsdorf. Isensee, Pf. zu Gr.-Weissand. Laddey, Pf. in Neundorf. A. Laue, Past. in Badegast. Lehmann, Past. zu St. Agnus in Cöthen. L. Mühlenbein, Past. in Görzig. Mühlenbein, cand. min. und Lehrer in Cöthen. Schettler, Pf. in Güsten. Schneider, Pf. in Baasdorf. Schmidt, Pf. in Diebzig.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 21. Juni. № 49.

Das höhere Schulwesen in Preußen.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

Wie bei den Römern durch die griechische Bildung, so urde bei allen nachfolgenden Völkern durch die klassischen Stuen geistiges Leben geweckt und gefördert. Ja es sind nun n Verlauf der Zeiten die klassischen Studien ein bedeutender Faktor in der ganzen geistigen Enticklung der bedeutendsten europäischen Völker, der eutschen, der Engländer, der Franzosen, der Itaener, der Spanier u. s. w. geworden, daß alle diese re eigene Vergangenheit gar nicht mehr verstehen ürden, wenn sie die klassischen Studien aufgeben ollten! Das gilt in ganz besonderem Sinne von unserer utschen Culturentwicklung: seitdem die klassischen Studien auf as Aufblühen unserer Nationalliteratur im vorigen Jahrhundert nen so großen und bestimmenden Einfluß geübt haben und im usammenhang damit auf das ganze übrige Kunstgebiet, so ürde ein Aufgeben dieser Studien so viel bedeuten, als den eg zur Barbarei einschlagen. Daß die klassischen Studien aber on lange eine solche Macht für uns geworden sind, hat seinen rund darin, daß sie nicht blos vom Standpunkte der weltlichen ildung, sondern auch von dem der Kirche gefordert werden. ehen wir einmal in die alte Zeit zurück, so sehen wir, daß cht blos die in politischen und kriegerischen Interessen aufgenden Römer, durch die welthistorische Entwicklung gedrängt, griechische Geistesbildung in sich aufnehmen, sondern daß die nz verschiedenen Interessen dienende christliche Kirche in demlben Maße, als sie sich entwickelte und bestimte Gestalt anhm, ganz dasselbe gethan hat; sie hat zu den griechischen Klasern die römischen hinzugefügt, hat die klassischen Studien viele ahrhunderte hindurch eigentlich allein gepflegt und hat sie in nen anarchischen Zeiten, als das weströmische Reich zusammenach, offenbar allein vor ihrem Untergang gerettet.

Mit Recht kann jemand beim ersten Anblick dieser Erscheing voll Verwunderung fragen, wie konte doch die christliche che die klassischen Studien in ihrer Mitte nicht blos zulassen, dern auch pflegen, wie konte sie ihre Lehrer und Leiter durch selben ausbilden lassen, in denen der Geist des Heidentums in ner schönsten, edelsten, vollkommensten, aber darum auch verendsten und also gefährlichsten Gestalt vor uns tritt? Eine völlig erschöpfende und nach allen Seiten hin genügende Antwort auf diese Frage, die jeder sich aufwerfen muß, der nicht gedankenlos an den großen Thatsachen der Geschichte vorübergehen will, können wir hier nicht geben: für unsern nächsten Zweck hier genügt es, wenn wir die entscheidenden Momente hervorheben.

Obgleich der Herr Jesus seine Apostel nicht aus dem Stande der Gelehrten und Gebildeten gewählt hat — und zwar aus Gründen, die auch wir erkennen können — und obgleich der christliche Glaube bei den Einzelnen nicht von wissenschaftlicher Bildung abhängig ist, so ist es doch jedenfalls tief im Plane des Reiches Gottes auf Erden begründet, daß Christus nicht im Anfange, sondern in der Mitte der Zeit erschienen ist, als die heidnischen Völker bis zur höchsten Höhe ihrer Entwicklung gelangt waren, daß Er aufgetreten ist nicht unter einem einfachen Naturvolke, sondern unter einem Culturvolke, welches nicht blos zufällig in der Mitte aller Culturvölker lag, sondern auch vom Anfang an von denselben viel gelernt und jezt auch die griechische Sprache sich so angeeignet hatte, daß dieselbe fast wie eine zweite Muttersprache betrachtet werden konte. Ist es nicht höchst bedeutungsvoll, daß das Christentum seine Mission unter den Völkern der Erde in dieser Sprache angetreten hat und daß die Schriften des neuen Bundes in dieser Sprache uns übergeben sind? Die griechische Sprache war also, das wird durch diese Thatsachen unwidersprechlich bezeugt, zu einer so vollkommenen Ausbildung gelangt, daß sie — und sie allein, keine andere — fähig war, den größten Inhalt, den es geben kann, aufzunehmen und würdig darzustellen; die göttliche Offenbarung, die in der hebräischen Sprache begonnen hat, ist in der griechischen Sprache zur Vollendung gelangt. In innigster Verbindung hiermit steht die bedeutungsvolle Thatsache, daß die christliche Theologie als Wissenschaft lediglich der griechischen Bildung und Wissenschaft ihren Ursprung nicht nur, sondern auch lange Zeit für ihre weitere Entwicklung die einflußreichsten Anregungen verdankt. In ähnlicher Weise lernte die Kirche, seit sie in Italien und im Abendlande festen Fuß faßte, von den Römern; wir wollen hier nur an das Organisiren und Regieren erinnern. Demnach kann man sagen: die christliche Kirche hat nach Gottes Reichsplan von den heidnischen Griechen und Römern die Denk- und Lebensformen und die großen Mittel entnommen, in denen und mit denen sie zuerst ihre welthistorische Wirksamkeit begonnen und

viele Jahrhunderte hindurch fortgeführt hat. Als eine weitere Folge dieser großen historischen Thatsachen ergibt sich ganz von selbst, daß auch gegenwärtig die christliche Theologie gar nicht denkbar ist ohne gründliche Kentnis der griechischen und lateinischen Sprache, und wenn alle anderen Wissenschaften und die ganze Weltbildung erklären würden, wir bedürfen fortan nicht mehr der klassischen Studien, die Theologie allein könte es nicht erklären, sie allein müßte dann in ihrem eigenen und besonderen Interesse sie betreiben und pflegen: so notwendig sind sie der Theologie.

In genanten historischen Thatsachen ist zugleich auch das deutlich ausgesprochen, daß alles Große und Bedeutende, was sich aus der natürlichen Entwicklung der Menschheit ergibt, der christlichen Kirche dienen kann, ja dienen soll und muß, wenn es vorher auch noch so feindlich ihr gegenüberstand. Die christliche Kirche hat deshalb von jeher alles Große und Bedeutende, was die Welt in Kunst und Wissenschaft und im ganzen Lebensverkehre erfindet und entwickelt, in ihren Dienst genommen, nicht nur, um das notwendige Medium zu gewinnen, durch welches sie mit der Welt in Verbindung tritt — das ist nur der äußere Beweggrund —, sondern um allezeit den thatsächlichen Beweis zu führen, daß Alles, was im Reiche der natürlichen Schöpfung lebt und webt und aus ihren Kräften sich entwickelt, schließlich dem Reiche Gottes dienen soll und muß, und in diesem Dienste seinen höchsten Zweck und seine Weihe findet, um den thatsächlichen Beweis zu führen, daß in dem Reiche der Natur und Welt derselbe König und Herr regiert, wie in der Christenheit. — Wer auf diesem Standpunkt steht, weiß deshalb auch und weiß es mit absoluter Sicherheit, daß die Naturwissenschaften, welche gegenwärtig häufig, bewußt und unbewußt, in einem dem Christentume feindlichen Sinn betrieben werden, schließlich, wenn sie nur recht gründlich und ohne falsche Nebentendenzen betrieben werden, dem Reiche Gottes dienen müssen. Das Buch der Natur muß ja notwendig mit dem Buche der Bücher stimmen, da beide, wie die gläubigen Christen wissen, von einer Hand geschrieben sind: es komt alles nur darauf an, sie beide richtig zu lesen und richtig zu verstehen. — Je mehr nun, um nach dieser Nebenbemerkung zu unserem Hauptgedanken zurückzukehren, ein Volk oder ein Einzelner geistig ausgebildet und durchgebildet ist, desto geeigneter und geschickter ist das Volk oder der Einzelne im Reiche Gottes, eine große Aufgabe zu lösen und zu erfüllen. Nicht durch die Juden, sondern durch die Griechen und Römer hat das Christentum zum erstenmale die heidnische Welt überwunden, und der Apostel Paulus, der einzige von den Aposteln, der im Besitze griechischer Bildung war, durfte mit Recht von sich sagen, er habe mehr als die anderen gethan. Man muß also wol unterscheiden: zum Eintritt in das Reich Gottes und zum Glauben wird wissenschaftliche Bildung allerdings nicht gefordert, aber um das Reich Gottes auf Erden zu bauen, auszubreiten, zu erhalten, zu leiten und zu regieren — dazu hat der Herr der Kirche sich von jeher solche Männer erwählt, die auch große natürliche Gaben hatten und im vollen Besitze der geistigen Bildung der Zeit waren.

Es ist in unserer Zeit ganz notwendig, aufs Nachdrücklichste darauf hinzuweisen, daß die Kirche, obwol sie nicht auf die Wissenschaft gegründet ist, doch alles, was wirklich den Namen von Wissenschaft und Kunst verdient, freudig begrüßt und in ihren Dienst nimt, ja ihrem eigentlichen Berufe nach in ihren Dienst nehmen muß; so ist es auch aus mehr als einer Ursache notwendig, darauf hinzuweisen, was die griechische und römische Sprache, was die klassischen Studien der Kirche von Anfang an gewesen sind, mit welchem Eifer und Fleiße die Kirche diese Studien gepflegt und beschützt hat — vom 5. bis 18. Jahrhundert eigentlich allein sie gepflegt und erhalten hat — und wie sehr sie in ihrem eigensten Interesse dieselben pflegen und fördern muß. Diese Thatsachen — denn es sind Thatsachen und nicht Wünsche oder Ansichten — gehören auch zu denen, welche dem Bewußtsein vieler Gebildeten unserer Zeit ziemlich fremd geworden sind; namentlich scheinen sie auch vielen Freunden der klassischen Studien unbekant zu sein: bei nicht wenigen derselben ist es förmlich Glaubenssatz geworden, der ohne weiteren Beweis ausgesprochen wird, daß zu den gefährlichsten Gegnern der klassischen Studien „die Pietisten, Jesuiten, Dunkelmänner, Reactionäre u. s. w." gehören, mit welchen Namen bekantlich in unserer Zeit die treuen Glieder und Vertreter der christlichen Kirche bezeichnet werden. Der Verfasser dieser Zeilen hatte eine besondere Veranlassung, seit mehr denn 20 Jahren auf diese völlig grundlosen und ungereimten Vorwürfe zu achten; so weit nun meine Beobachtung und Erinnerung reicht, sind es nur zwei Stimmen gewesen, die eine war die eines evangelischen Geistlichen in Süddeutschland, die andere die eines französischen Bischofs, welche wirklich die Pflege der klassischen Studien, als eines dem Christentume feindlichen Bildungselementes, in Zweifel gezogen haben; aber diese beiden vereinzelten Stimmen sind durch einen so großen Chorus von Geistlichen, sowol evangelischen wie katholischen, welche hiergegen Protest erhoben, übertönt worden, daß sie billig gar nicht in Betracht kommen. Abgesehen von diesen beiden möchten wir wirklich einmal die Namen der gläubigen Christen hören, die in unserer Zeit die klassischen Studien aus den Gymnasien verbant wissen wollten! Gerade umgekehrt können wir behaupten, daß die christlich-conservative Partei, um der Kürze wegen einmal diesen Ausdruck zu gebrauchen, mehr sogar einseitig für die klassischen Studien eintritt und den sogenanten Realien nicht die Bedeutung und Geltung zugesteht, die ihnen wirklich zukomt, worüber wir nachher ausführlicher sprechen werden. Wer die geistigen Entwickelungen unserer Zeit kent, wird sich über diese einseitige Bevorzugung der klassischen Studien gar nicht wundern, wol aber muß man sich sehr wundern, daß so viele Philologen in Denen die Gegner und Feinde dieser Studien finden, die in der That die besten und zuverlässigsten Freunde derselben sind. Gehen die negativen und destructiven Tendenzen der Gegenwart in demselben Maße so rasch vorwärts, wie es in den lezten Jahren geschehen ist, so ist sicherlich die Zeit nicht

erne, wo es vor Aller Augen deutlich werden wird, daß die klassischen Studien in der Kirche und in der christlich-conservativen Partei ihren festesten Halt und sichersten Schutz, ja vielleicht ihren einzigen Halt und Schutz haben.

Die wirklichen Gegner und Feinde der klassischen Studien sind wo anders zu suchen; die Humanisten und Philologen nennen unter ihnen außer den treuen Gliedern der Kirche, was ein kolossaler Irrtum ist, eigentlich nur den materiellen, lediglich auf Erwerb und Genuß gerichteten Zeitgeist. Allerdings ist dieser es, aber dieser Geist ist zu allen Zeiten vorhanden gewesen, ist jedoch eine zu plumpe und rohe Macht, die eben deshalb nicht viel vermag, sobald nicht andere geistige Kräfte sich mit ihr verbinden. Der wirklich gefährlichste und zugleich mächtigste Feind der klassischen Studien ist der eigentümlich moderne Zeitgeist, der freilich mancherlei Gesichter hat, dessen innerstes, nicht immer gleich zu Tage tretendes Wesen aber — kurz gesagt — darin besteht, daß er die Verheißung der Schlange Eritis sicut deus zu einer Wahrheit zu machen und in ein „der Mensch ist Gott" umzusetzen, oder wie er selbst von sich aussagt, die absolute Autonomie des Menschengeistes herzustellen bemüht ist. Dieser Zeitgeist ist ein so entschiedener und selbstbewußter Fortschrittsmann, daß ihm die klassischen Studien mit Recht als etwas ganz Reactionäres, als etwas höchst Aristokratisches erscheinen und seiner innersten Natur völlig zuwider sein müssen, wenn er sich auch für gewisse Zwecke und auf gewissen Stadien mit ihnen verbindet. Wie gesagt, vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo es allen Philologen und allen Freunden der klassischen Studien handgreiflich klar werden wird, wer in Wahrheit diese Studien schützt und pflegt, und wer ihnen principiell entgegen ist und sie deshalb verdrängen muß.

Die rechte Freundschaft zeigt sich bekantlich darin, daß man, wenn es eben notthut, den Freunden auch einmal die herbe und bittere Wahrheit sagt. Diesen Freundschaftsdienst haben die gläubigen Christen seit einigen Decennien den klassischen Studien erwiesen, die vielfach gebraucht wurden, um mit ihrer Hülfe gebildetes Heidentum an die Stelle des Christentums zu setzen, also gemisbraucht wurden, dem eben genanten bösen Zeitgeiste zu dienen. Da die klassischen Studien gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen mächtigen Aufschwang nahmen und in Folge davon die Altertumswissenschaft als eine besondere, selbständige Wissenschaft auftrat zu einer Zeit, wo das Leben in der christlichen Kirche völlig ermattet und vielfach ganz erstorben war, so kann man sich nicht verwundern, wenn viele durch ihre Liebe und Begeisterung für die klassischen Studien auf den Gedanken gebracht wurden, in ihnen den Quell des ewigen Lebens zu finden, die griechischen und römischen Klassiker an die Stelle der Bibel, ein gereinigtes und veredeltes Heidentum an die Stelle des Evangeliums vom Kreuze zu setzen, das ja überhaupt den Gebildeten wieder einmal eine Thorheit geworden war. Aber man hätte sich auch auf der anderen Seite nicht so sehr verwundern sollen, daß man, als der christliche Glaube wieder erwachte und erstarkte, hiergegen, d. h. gegen den Misbrauch der klassischen Studien energischen Protest erhob und, insoweit die Gymnasien dabei beteiligt waren, mit um so größerem Rechte, da unsere Gymnasien ihrem Ursprung und Gründung nach kirchliche Stiftungen und ganz ausdrücklich für christliche Bildung bestimt sind. Obwol nun bei allen diesen Protesten mit deutlichen Worten gesagt wurde, daß man nicht gegen die klassischen Studien, sondern gegen einen Misbrauch, der mit ihnen getrieben worden, streite, so stellten doch die Philologen — so viel mir bekant ist, alle, welche in dieser Sache öffentlich das Wort ergriffen — die Sache so dar, als gelte der Kampf den klassischen Studien, als sollten diese verbant werden. Durch dieses grobe Misverständnis, welches jedenfalls für die, welche sich als Verteidiger der angeblich bedrohten klassischen Studien aufwarfen, charakteristisch ist, ist es gekommen, daß sich in manchen Kreisen der Gedanke festgesezt hat, und wol hie und da noch festsizt, als wünsche eigentlich die christliche Kirche die Verbannung der klassischen Studien aus unseren Gymnasien. Nach dieser Seite hatte der Streit etwas unerquickliches; ich habe es selbst reichlich mit erfahren. Ich hatte 1843 in einigen Artikeln der „Literarischen Zeitung" in dem oben angedeuteten Sinn lediglich über den Misbrauch der klassischen Studien mich ausgesprochen; an meiner ganzen Behandlung der Sache konte jeder, der es wollte, sehen, daß ich die klassischen Studien kante und liebte, daß ich insbesondere die Notwendigkeit und Bedeutung der Altertumswissenschaft kante und anerkante: trotzdem wurde ich als Feind der klassischen Studien jahrelang, öffentlich und im Geheimen, die Zielscheibe teils giftiger, teils unfläthiger Angriffe. Christliche Erkentnis hat sich, Gott sei Dank, seit jener Zeit wieder so verbreitet, daß man jezt bereits vielfach das grobe Misverständnis erkennen wird, nach welchem man die Klagen, die von dem neu erwachten Glaubensleben in vielen Zeitschriften, insbesondere auch in der Ev. K. Z. und anderweitig gegen den Misbrauch der klassischen Studien erhoben wurden, als directe und indirecte Angriffe auf diese Studien selbst deutete. Damals war es auch, daß einige Spötter mit Wolgefallen auf den großen innern Gegensatz hinwiesen, der zwischen dem Geiste der griechischen und römischen Schriftsteller und dem christlichen Geiste bestehe; sie vermeinten damit diesen lezteren noch mehr in Miscredit zu bringen. Da dieser Gegensatz offenbar vorhanden ist und im umgekehrten Sinn bei ernsten Christen, wie oben bemerkt wurde, Bedenken erregt hat, so wollen wir auch diesen Einwand erledigen.

Wie kein Mensch, der den richtigen Weg zu einem Ziele sicher weiß, sich durch andere Wege, wie bequem und anmutig und gut sie auch erscheinen mögen, irre machen läßt, so kann auch ein Christ, der es wirklich ist, sich schlechterdings nicht irre machen lassen durch das Anschauen des heidnischen, d. i. des natürlichen Lebens, mag es sich ihm von der anmutigsten und heitersten Seite oder von der großartigsten und tiefsinnigsten Seite darstellen. Ein Christ ist eben nur der, der nicht allein das natürliche Leben und seine Kräfte kent, sondern auch die Unzulänglichkeit der natürlichen Kraft aus ernster bitterer Erfahrung

kennen gelernt, der dieses natürliche Leben, soweit es wenigstens für ihn gefährlich war, durch Gottes Gnade überwunden hat, und der mindestens so viel von den Kräften des ewigen Lebens geschmeckt hat, daß er nicht wieder das irdische gegen jenes erwählen kann. Deshalb läßt auch ein für alles Schöne und Große empfänglicher Christ, wenn er nur wirklich ein Christ ist, sich nicht irre machen weder durch die Kunst und Philosophie der Griechen, womit sie alle Welt bezaubert und gewonnen haben, noch durch die Riesenkraft der Römer, mit welcher sie den ganzen Erdkreis bezwungen und beherscht haben. Die christliche Kirche hat daher im richtigen Bewußtsein ihrer Glaubenskraft von Anfang an die griechischen und römischen Klassiker als allgemeine Bildungsmittel aufgenommen und ihr Studium gefördert, in der Reformationszeit aber diese klassischen Studien in einer bisher nicht gekanten Ausdehnung in die Gymnasien eingeführt, ohne irgend ein Bedenken wegen des in ihnen lebenden und dargestellten heidnischen Geistes zu hegen; und die Erfahrung von Jahrhunderten hat gelehrt, daß die klassischen Studien an sich dem christlichen Leben und Glauben, wofern diese nur wirklich vorhanden sind, keinen Eintrag thun.

Ganz anders gestaltet sich freilich die Sache, wenn der christliche Glaube ermattet oder gar erstorben ist: dann können die Gebildeten leicht ihre Zuflucht zu den heidnischen Lebensanschauungen und Grundsätzen nehmen, welche uns die griechischen und römischen Klassiker in schönster und geistreichster Form bieten. Bekante historische Thatsachen sagen uns, daß dies auch geschehen ist, und zwar nicht vereinzelt, sondern von ganzen Generationen und Richtungen, und in so starker und auffälliger Weise, daß man es mit Händen greifen kann: einmal in Italien zur Zeit der Restauration der klassischen Studien vom 14. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts, wo die Begeisterung für diese Studien vielfach zu einem förmlichen Cultus der alten Klassiker und alten Götter hinführte; Bischöfe, Cardinäle und Päpste standen mit an der Spitze dieser Bewegung; das andermal in Deutschland, als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nicht nur die Humanisten, sondern auch unsere großen Dichter mit neuer Begeisterung dem klassischen Altertum sich zuwandten und, wie sie offen und laut bekanten, in ihnen das Beste und Edelste und Höchste fanden, wonach ein Mensch streben kann. Natürlich tragen die klassischen Studien daran keine Schuld und nur sehr kurzsichtiger Eifer könte sie deshalb verbannen wollen; gesezt, sie könten verbant werden, so wäre damit doch der Unglaube nicht verbant, der sich mit jedem anderen Streben und mit jeder Wissenschaft verbinden kann, ja sogar mit der Theologie selbst sich verbunden hat. Das Richtige ist vielmehr, daß beim Wiedererwachen des Glaubens alle treuen Christen ihre Aufmerksamkeit auf diesen Misbrauch richten, der in den Gymnasien getrieben werden kann und thatsächlich getrieben worden ist, denn es ist natürlich nicht sehr schwer, der Jugend, noch dazu wenn sie nur eine dürftige und ungenügende Unterweisung im Christentum bekam, die Meinung beizubringen, daß die sittlichen und religiösen Grundsätze der besten Griechen und Römer für unser Leben völlig ausreichend seien und daß das Christentum im Grunde dasselbe nur biete und lehre was jene.

Der Versuch, heidnisches Leben nach seinen besseren und edleren Seiten zu restauriren, liegt aber bei dem gegenwärtigen Standpunkt der Altertumswissenschaft, der ungleich höher als in früheren Zeiten und der allein richtige ist, viel näher als früher. Während man früher die alten Klassiker vorzugsweise im rein formalen Interesse las und betrachtete und den Inhalt verhältnismäßig nicht sehr beachtete, ist es jezt die Aufgabe der Altertumswissenschaft, das gesamte geistige Leben der Griechen und Römer, wie es sich in religiöser, sittlicher und politischer Beziehung, wie es sich in Kunst und Wissenschaft entwickelt hat, zu erkennen und jeden Schriftsteller und jedes einzelne Schriftstück aus diesem Geiste heraus zu erklären und aufzufassen. Die Gefahr, hierdurch selbst ins Heidentum zu gerathen und andere hineinzuführen, ist aber auch hier nur dann vorhanden, wenn man eigentlich nicht weiß, was das Christentum und was der wahre, lebendige Glaube ist. Im übrigen wird die Altertumswissenschaft gerade durch diesen ihren gegenwärtigen Standpunkt recht eigentlich zum Christentum hingetrieben; denn bei näherer Betrachtung muß sich bald ergeben, wie es auch bereits von manchem Philologen eingesehen wird, daß eine objective und wissenschaftliche Auffassung des gesamten Lebens der Griechen und Römer im vollsten Sinne des Wortes nur vom christlichen Standpunkt aus möglich ist. Das große Object der Philologie, das griechische und römische Volk, steht ja in der unmittelbarsten und innigsten Beziehung zum Christentum. Als die Griechen und Römer nach einer schönen Blütezeit durch ihren sittlichen Verfall zu Grunde gingen, da nahm Alles, was bei ihnen noch lebensfähig war, seine Zuflucht zum Christentume; bei vielen kostete es freilich einen harten Kampf, ehe sie dazu kamen. Das Christentum errang damals zum erstenmale einen welthistorischen Sieg, indem seine Weisheit und Kraft in unscheinbarer Gestalt, in Knechtsgestalt, die höchste Weisheit und Kraft, zu der es die vorzüglichen Menschen hatten bringen können, überwand. Die griechisch-römische Welt beschwor damals noch einmal alle großen Geister ihrer Vergangenheit herauf, sie bot alle geistigen Mächte und Kräfte, die sich je in ihr gebildet und entwickelt hatten, sie bot sogar die ganze römische Weltmacht, vor der bisher noch Alles sich hatte beugen müssen, zum Kampfe gegen die christliche Kirche auf, die damals auch nicht die allergeringste äußere Gewalt besaß: aber der Glaube erwies sich als den Sieg, der alle Welt überwindet. Wie nun einerseits die Griechen und Römer damals in großen Scharen der christlichen Kirche zueilten, so nahm diese ihrerseits von den Griechen und Römern ihre geistige Cultur, die nach Gottes Willen nicht untergehen, sondern für alle Zeiten erhalten bleiben sollte, in sich auf und bewirkte mit ihrer Hülfe ihren ersten wissenschaftlichen Ausbau.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 24. Juni. № 50.

Das höhere Schulwesen in Preußen.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Das griechisch-römische Altertum steht aber nicht blos seiner eigenen historischen Entwicklung nach in der engsten Beziehung zum Christentum: die Aufgabe der gegenwärtigen Philologie, das geistige Leben der Griechen und Römer in seiner Einheit und Mannigfaltigkeit zu erkennen, kann auch nur — das ist unbestreitbar — vom Standpunkt des Christentums vollkommen gelöst werden, da dieses das wahre Leben und die höchste Weisheit ist. Wer freilich die höchste und einzige Aufgabe der Philologie darin findet, Lexika und Grammatiken für die griechische und römische Sprache zu schreiben, antiquarische, linguistische und literarische Notizen zu sammeln und zu ordnen, und mit Hülfe dieses gelehrten Apparates im gleichen Sinn gelehrte Commentare zu schreiben und kritisch zuverlässige Texte der alten Autoren zu liefern, der kann natürlich nicht begreifen, welche Beziehung die Philologie zum Christentume haben soll! Man muß hinzufügen, daß eine derartige Philologie auch keine Beziehung zu dem, was man gegenwärtig Wissenschaft nent, haben würde. Im Jahre 1843 glaubte ein Philologe (im zweiten Teil der Anecdota von Ruge) durch den Ausdruck „christliche Philologie" die stärkste contradictio in adjecto und zugleich den bittersten Hohn gegen das Christentum auszusprechen. Glücklicherweise sind wir doch bereits so weit gekommen, daß gegenwärtig die Zahl derer schon ziemlich groß ist, welche begreifen und verstehen, wie eine christliche Philologie, um den vom Spott erfundenen Ausdruck im vollen Ernste zu gebrauchen, wie eine wahrhaft christliche Philologie ebenso sehr im Interesse der Philologie als in dem der Kirche notwendig gefordert werden muß. Nur von christlicher Philologie kann eine Frage gründlich und vollkommen beantwortet werden, deren Behandlung für die Theologie und unsere ganze Gegenwart von größter Bedeutung ist, die Frage, was vermag der natürliche Mensch? So viel mir bekant ist, ist sie in der rechten Weise noch nicht behandelt. Nicht wenige Theologen denken im Grunde zu gering von dieser Kraft des natürlichen Menschen und werden dann in einer abstract-peremtorischen Weise sehr leicht mit den Griechen und Römern und mit dem ganzen Heidentume fertig. Das ist ohne wissenschaftlichen Wert und auch in christlicher Beziehung nicht gut; besonders nachteilig aber wirkt diese Weise bei denen, welche wol das griechisch-römische Altertum, aber nicht das Christentum kennen, und nun durch solche Vertreter des Christentums in ihrer Abwendung von demselben bestärkt werden. „Die Nacht des Heidentums" und „das blinde Heidentum" sind ganz richtige Begriffe, aber sie müssen richtig verstanden werden, was nicht ganz leicht, sondern just ebenso schwer ist, als die christliche Wahrheit recht erkennen, was wiederum ohne den wahren, lebendigen Glauben und ohne wahrhaftes christliches Leben nicht möglich ist, und das alles sind bekantlich sehr schwere Sachen. Daher erklärt es sich auch, daß ganze Massen von Christen die genanten Begriffe nicht richtig verstehen und nicht erkennen, daß diese Macht und diese Finsternis auch mitten in die Christenheit hinein sich erstreckt, daß sogar Theologen und Professoren der Theologie mit dieser Blindheit behaftet sind. Daher komt es also, daß viele von dem, was die Griechen und Römer an sittlicher Kraft hatten und durch dieselbe leisteten, irrige Vorstellungen haben.

Die Kraft des natürlichen Menschen, die geistige wie sittliche, erkennen wir in ihrer vollkommensten und großartigsten Entwicklung bei den Griechen und Römern; ein reicher begabtes Volk finden wir weder in der alten Zeit vor Christus und noch viel weniger seit die Kirche bei den germanischen Völkern sich ausgebreitet hat. Wenn wir diesen Gedanken recht durchdenken, so werden wir deutlich den großen Weltplan Gottes erkennen, nach welchem die Griechen und Römer den christlichen Völkern zu allen Zeiten sagen sollen, was die natürliche Kraft des Menschen, was die Kraft eines außerhalb der besonderen Offenbarung stehenden Volkes vermag und was sie nicht vermag, wonach sie im besten Falle strebt und was sie im besten Falle erreicht und — was sie auch im besten Falle nicht erreicht. Nur bei den Griechen und Römern können wir dieses mit voller Gewißheit und Bestimtheit sehen; alle übrigen weniger begabten und weniger bedeutenden Heidenvölker kommen natürlich nicht mehr in Betracht da, wo es sich um die höchsten Leistungen handelt; und außerhalb der eigentlichen und natürlichen Heidenvölker kann die in Rede stehende Untersuchung nicht geführt werden. Es ist leider schon oft in der Christenheit vorgekommen und bei uns in Deutschland ist seit etwa einem Jahrhundert dieser Fall eingetreten, daß viele von den Gebildeten der Kirche den Rücken zukehren, mehr oder weniger vom Christentum abfallen, und sich, wie sie selbst sagen, ihre eigene Religion und ihre eigene Moral oder ihre besonderen Lebensanschauungen machen. Man nent dies zuweilen das moderne Heidentum; wenn man aber in dem-

selben die Gedanken des natürlichen Menschen über göttliche und menschliche Dinge ausgesprochen finden wollte, so würde das ein großer Irrtum sein. Christliche Gedanken haben nun einmal eine solche Macht und Herschaft in der Welt gewonnen, daß sie auch bei denen sich wirksam zeigen, welche den eigentlichen Brunnquell derselben nicht kennen, oder gar mit Bewußtsein sich von ihm abwenden. Es ist sogar sehr scharfsinnigen Philosophen begegnet, daß sie das als reine Vernunft, als reines Product des natürlichen Verstandes verkündeten, was nachweisbar nur abgeschwächte und verdünnte christliche Gedanken sind. Unsere Dichter vollends leihen fast regelmäßig, wenn sie Hellas und Rom preisen wollen, den Heiden Gedanken und Gefühle, welche nachweislich nur der christlichen Bildung angehören. Man sieht hieraus, daß es ein arger Anachronismus ist — um das mildeste Urteil über eine sehr böse Verirrung auszusprechen — wenn man in unserer Zeit mitten in der Christenheit das Heidentum oder die Naturreligion restauriren will. Es wird demnach klar sein, daß wir nur bei den Griechen und Römern erkennen können, was die natürliche Kraft des Menschen im besten Fall vermag. Nur wer vom christlichen Standpunkt aus und zugleich vom Standpunkt der gegenwärtigen Altertumswissenschaft aus die Griechen und Römer betrachtet, kann die Frage, was die natürliche Kraft des Menschen vermag, genügend beantworten. Die rechte Lösung dieser Aufgabe wird nicht blos für die Theologie, sondern für alle Gebildeten, die von der christlichen Kirche abgefallen sind, von der größten Bedeutung sein. Es bedarf kaum der besonderen Bemerkung, daß, wenn das griechisch-römische Altertum vom richtigen Standpunkt aus betrachtet wird, die Lectüre der alten Klassiker in den Gymnasien sogar zur Beförderung der christlichen Erkentnis dienen kann. Nimt man dazu noch, daß man eine verweichlichte, schlaffe und genußsüchtige Jugend unter Umständen auch auf das verweisen kann, was die Jugend der heidnischen Griechen und Römer leistete, gerade so wie die heilige Schrift den Israeliten zuweilen die Heiden als beschämende Exempel vorführt, so ergibt sich zur Genüge, daß die klassischen Studien sogar in sittlich-religiöser Beziehung sehr fruchtbar gemacht werden können.

Fassen wir nun unsere sämtlichen Argumentationen zusammen, so ergibt sich hoffentlich mit voller Evidenz, weshalb der Staat und weshalb die Kirche, jedes in seinem Interesse, die klassischen Studien fordern muß; wir können nun verstehen, weshalb die Kirche, so lange sie die Leitung des Unterrichts in ihrer Hand hatte, und weshalb nachher der Staat, seit er diese Leitung in seine Hand nahm, mit besonderem Eifer die klassischen Studien gepflegt hat. Die Kirche hat, als sie im 16. Jahrhundert unsere Gymnasien organisirte, im vollen Bewußtsein von der Bedeutung dieser Studien und von der Aufgabe der Gymnasien erklärt, wie wir aus den Stiftungsurkunden selbst in Nr. 9 u. 10 der Ev. K. Z. d. J. nachgewiesen haben, 1. daß die Gymnasien bestimt seien zur Ausbildung der künftigen Diener der Kirche und des Staates; 2. daß der wichtigste Lehrgegenstand in diesen Gymnasien die klassischen Studien sein sollten. Ganz dieselbe Erklärung gab der Preußische Staat ab, als er seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts anfing, die Leitung der Gymnasien zu übernehmen, wie die amtlichen vom G. R. Wiese mitgeteilten Erlasse aussagen. Indem die beiden legitimen Träger der christlichen und weltlichen Bildung übereinstimmend diese Erklärung geben, hören wir zugleich von den besten und zuverlässigsten Autoritäten, was als notwendig zur höheren Bildung, diesem namentlich in unserer Zeit sehr vieldeutigen und schwankenden Begriff, erfordert wird. Wir wissen, Staat und Kirche fordern von ihren künftigen Dienern auch noch Anderes, aber beide gemeinsam fordern die klassischen Studien, die hierdurch als die fundamentalen und normalen Bildungsmittel anerkant sind. Wir können nunmehr sagen, ohne den Wert und die Bedeutung anderer Bildungsmittel zu verkennen oder herabzusetzen, die klassischen Studien sind nach unserer gesamten Entwicklung von Kirche und Staat ein so unumgängliches, notwendiges Requisit der höheren Bildung geworden, daß man gar nicht mehr die Frage aufwerfen kann, ob die höhere Bildung auch ohne die klassischen Studien möglich sei. Von den Individuen kann nicht abhängen zu bestimmen, was höhere Bildung sei; von den Individuen hängt nur ab, ob sie dieselbe sich aneignen wollen, oder nicht. Und da es nun viele Berufsarten gibt, welche die höhere Bildung im strengsten Sinne des Wortes nicht erfordern, so können natürlich alle die, welche solchen Beruf erwählen, die klassischen Studien entbehren. Wenn dagegen die Kirche und der Staat von denen, die auf diesen beiden großen Lebensgebieten an der Spitze des Volkes stehen und dasselbe belehren und bilden, leiten und regieren sollen, von denen also, die einen so hohen Beruf haben, den normalen Bildungsgang fordern, der Bildungsgang durch Hellas und Latium, welchen die welthistorische Culturentwicklung selbst gegangen ist, so ist das eine ebenso vernünftige wie notwendige Forderung, eine Forderung, die von der Vernunft und Weisheit aller vergangenen Zeiten gleichmäßig gestellt wurde. Diese Forderung wird nicht an jedermann gestellt, sondern nur an eine verhältnismäßig kleine Zahl, so zu sagen nur an die geistige Elite; Staat und Kirche erkennen die geistigen Fähigkeiten ihrer künftigen Diener daran, wenn sie im Stande sind, diesen nicht leichten, sondern vielmehr schweren Weg durch die klassischen Studien zu gehen; wer das nicht vermag, kann ein sehr nützliches Glied des Staates und ein sehr treues Glied der Kirche sein, aber zu dem höheren Staats- und Kirchendienst wird er dann mit Recht als ungeeignet betrachtet.

Wer die Bedeutung der klassischen Studien für uns recht versteht, dem ergibt sich von selbst nicht blos, daß sie nicht ein allgemeines, für alle Menschen gleich notwendiges Bildungsmittel sind, sondern auch, daß sie nicht das einzige Bildungsmittel höherer Lehranstalten sein können. Man könte sogar sagen, daß die klassischen Studien selbst noch andere Lehrgegenstände als ihre Voraussetzung oder Ergänzung fordern. Die klassischen Studien sind in dieser Beziehung wie kostbare Gemälde zu betrachten, die man nicht in einer Scheune aufhängen kann, die vielmehr ganz besondere Räumlichkeiten und auf ein Haus Anspruch

machen, das mit seiner ganzen Einrichtung in Einklang damit stehen muß. Es versteht sich also ganz von selbst, daß wer besonderen, durch unsere welthistorische Culturentwicklung gestellten Anforderungen der Bildung genügen will, zugleich und zuvor den allgemeinen und unmittelbaren genügen muß; und vernünftigerweise denkt man an die Lösung der schwersten und fernerliegenden Aufgaben erst dann, wenn man die nächstliegenden und leichteren gelöst hat. Durch das allgemeine und unmittelbare Bildungsbedürfnis werden nun gefordert in erster Linie Unterricht in der Religion und in der Muttersprache, welche beide deshalb auch schon in der Elementarschule die ersten und notwendigsten Gegenstände sind, in den Gymnasien aber in einer Weise betrieben werden müssen, wie es einer höheren Lehranstalt angemessen ist; es werden ferner durch das allgemeine unmittelbare Bildungsbedürfnis für eine höhere Lehranstalt, wie es durch die Erfahrung schon längst constatirt ist, gefordert Mathematik und Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie, und Französisch oder nach Umständen Englisch. Alle diese Lehrgegenstände lassen sich leicht als notwendig rechtfertigen, weil sie teils durch unsere heiligsten und höchsten Interessen, das religiöse und nationale, oder durch allgemein anerkante praktische Interessen der Gegenwart gefordert werden; ihre Notwendigkeit ergibt sich also ganz unmittelbar.

Es ist der größte Fehler im Unterrichtswesen des 16., 17. und zum Teil auch noch des 18. Jahrhunderts gewesen, daß man in der einseitigsten Bevorzugung der alten Sprachen, oft nur des Lateins, alle übrigen notwendigen Lehrgegenstände, nur mit Ausnahme des Religionsunterrichtes, in unverantwortlicher Weise meist ganz vernachlässigte, einzelne nach Umständen auch ausschloß, wie wir aus den vielen Geschichten der Gymnasien in dem Werke von Dr. Wiese sehen. Luther und Melanchthon hatten in ihren Lehrplänen außer den alten Sprachen auch das Recht und die Notwendigkeit der übrigen Lehrgegenstände anerkant; aber diese ausdrücklichen Vorschriften wurden in Wirklichkeit meist nicht beachtet und noch weniger dachte man daran, wie wir in Nr. 10 der Ev. K. Z. andeuteten, im Sinn und Geist Luthers und Melanchthons das Schulwesen weiter fortzubilden. Die unheilvollste Verirrung und zugleich der größte Unverstand, der wol je auf pädagogischem Gebiete vorgekommen ist, lag aber jedenfalls darin, daß man in den Gymnasien die Muttersprache nicht nur ganz vernachlässigte, sondern sie sogar mit aller Kraft zu verbannen und auszurotten suchte — und das zu einer Zeit, die den größten und gewaltigsten Meister deutscher Sprache, man könte sagen den Schöpfer unserer neuhochdeutschen Sprache, die Luther gesehen hatte. Es ist bekant, daß im 16. Jahrhundert die anerkanten größten Schulmänner in dieser wahrhaft barbarischen Verfolgung ihrer Muttersprache, die, wie jezt jeder weiß, völlig ebenbürtig sich den edelsten Sprachen des Altertums an die Seite stellen darf, mit einander wetteiferten. Sturm sah es gradezu als ein öffentliches Uebel an, daß das Latein nicht unsere Muttersprache sei und selbst die Knaben der untersten Klassen durften bei Strafe sich keiner anderen Sprache als der lateinischen bedienen; bei Trotzendorf galt es für eine Schande, in deutscher Zunge zu reden und ihm wurde es nachgerühmt, daß in seiner Umgebung selbst Knechte und Mägde die Sprache Latiums gesprochen. In den katholischen Schulen war es nicht anders als in den protestantischen; in dem ältesten Lehrplan der Jesuitenschulen, die bekantlich die Musterschulen der römischen Kirche sind, wurden die Schüler bestraft, welche sich der gemeinen d. i. deutschen Sprache bedienten, selbst wenn es auf der Gasse geschah. In dieser höchst einseitigen Verehrung des Lateins merkte man nicht, daß man das natürliche und nationale Gefühl, daß man Gottes Ordnung, nach welcher die Muttersprache das reinste und edelste Organ für alles ist, was unseren Geist und Verstand, was Herz und Gemüt bewegt, gradezu mit Füßen trat. Eine solche Entäußerung des nationalen Gefühls kann nur bei uns Deutschen vorkommen, zu deren besonderen Eigentümlichkeiten es nun einmal gehört, das Gute und Große und Schöne in der Fremde mit solcher Hingabe anzuerkennen und zu bewundern, daß man darüber die Heimat vergißt. Dennoch muß man es als einen großen pädagogischen Unverstand ansehen, nicht zu wissen — und so lange Zeit nicht zu merken — daß alle geistige Bildung aufs innigste mit der Ausbildung der Muttersprache zusammenhängt, daß jene ohne diese nicht denkbar ist, man muß es als Unverstand ansehen, zu meinen, man könne fremde Sprachen ohne Berücksichtigung der Muttersprache lernen. Nur Leute, die in fremden Ländern sich niederlassen und fortan die neue Sprache in rein praktischem Interesse lernen, können nach Umständen ihre Muttersprache aufgeben: wenn wir aber in Schulen Griechisch und Latein lernen, so ist unsere Muttersprache recht eigentlich das Organ, mit welchem wir diese Sprachen in uns aufnehmen und von der Güte und Tüchtigkeit dieses Organs hängt unser Erlernen der Sprachen ab. Einen klaren und bewußten Genuß dessen, was uns die griechischen und römischen Schriftsteller bieten, haben wir nur insoweit als wir im Stande sind, ihre Gedanken in unserer Muttersprache überzutragen; und in dem Grade, in welchem unsere Muttersprache sich ausgebildet hat, sind wir auch im Stande die griechischen und römischen Klassiker besser zu verstehen, nicht blos mechanisch und äußerlich in uns aufzunehmen; und so haben wir gegenwärtig ein ganz anderes Verständnis dieser Klassiker, als z. B. im 17. Jahrhundert.

Für das Latein selbst hatte der barbarische Versuch, dasselbe zu unserer Muttersprache zu machen, sehr böse Folgen; denn da es unmöglich war, alle unsere Gefühle und Gedanken in die Form einer Sprache zu gießen, die nun doch längst todt war, eine organische Fortbildung der lateinischen Sprache aber nimmermehr von Deutschen ausgehen kann, so war es ganz natürlich und notwendig, daß das Latein arg gemishandelt wurde, so arg, daß die einsichtsvolleren Gelehrten im Interesse des Lateins selbst die Einführung unserer Muttersprache in ihre Rechte forderten. Die beste Autorität hierfür ist Matthias Gesner; er sagt: „Sonst hielt man es für eine Sünde, auf Universitäten anders

als Latein zu sprechen. Und noch vor 60 bis 70 Jahren wagte niemand von dieser Observanz zu lassen. Als aber im Jahre 1695 die Hallische Universität gestiftet wurde, da fingen einige an, dies zu ändern. Der erste war Christian Thomasius, welcher deutsch las, weil er nicht latein verstand. Außerdem hatte er aber auch ganz gute Gründe, dies zu thun. Denn es war in jener Zeit, daß die Gelehrten zwar latein sprachen, aber so, daß sie besser gethan hätten, deutsch zu reden. Ja hätte man auf Schulen und Universitäten nicht in lateinischer Sprache gelehrt, so würde diese Sprache vielleicht nicht dermaßen verdorben worden sein. So war denn des Thomasius Unwissenheit der erste Grund dieser Veränderung, der zweite sehr gerechte war aber der, daß die lateinische Sprache nicht ganz verdorben würde. Daher geschah es, daß gebildete Männer, welche Latein verstanden, für den Gebrauch des Deutschen waren und riethen, künftig hin auf Deutsch zu lehren, Halbbarbaren dagegen das Lateinische verfochten." Raumers Gesch. d. Pädagogik II. S. 106. Seitdem die Philologen unsere eigene Literatur aufmerksam beachtet und alle geistige Bildung, welche die Gegenwart bietet, sich angeeignet haben, ist das richtige Verständnis des griechischen und römischen Altertums in 50 Jahren mehr gefördert worden, als früher in 2—300 Jahren, in denen man nichts anders that als Latein lernen. Diese unbegreifliche Einseitigkeit hat aber nicht blos den klassischen Studien, in deren scheinbarem Interesse man zu handeln schien, sondern unserer ganzen nationalen Entwicklung sehr empfindlichen Schaden gebracht.

Gegen diese höchst einseitige Gymnasialbildung erhoben sich schon sehr bald, namentlich schon mit Anfang des 17. Jahrhunderts viele Stimmen, noch mehrere und zugleich mit größerem Erfolge im 18. Jahrhundert. So sehr wir nun, wie wir eben gethan, jene Einseitigkeit tadeln und beklagen, so können wir doch nicht läugnen, daß damals die Gegner vielfach in eine noch viel schlimmere und beklagenswertere Einseitigkeit und in gröbere Irrtümer geriethen, in Einseitigkeiten und Irrtümer, die in ihren weiteren Consequenzen das Aeußerste befürchten ließen. Denn manche Gegner oder Neuerer, wie sie Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik nent, machten das Nützlichkeitsprincip, die praktischen Interessen, die ökonomischen Bedürfnisse in so roher Weise geltend, andere legten im Anpreisen ihrer neuen methodischen Künste einen solchen Charlatanismus an den Tag, noch andere dienten dem Naturalismus und der gewöhnlichsten Aufklärung in so bedenklicher Weise, daß alle ernsteren und tieferen Naturen mit Recht fürchten mußten, wenn solche Anschauungen auf dem Gebiete der Pädagogik maßgebend würden, daß es dann mit jeder höheren und wahrhaften Geistesbildung ein Ende haben würde. So kam es, daß die Gymnasien einseitig conservativ auch das Richtige und Gute, was die Neuerer forderten, nicht anerkanten, ohne zu bedenken, das man dieses Richtige und Gute auch aus sehr guten Gründen annehmen könne und weil es überdies auch der ursprüngliche Lehrplan des Gymnasiums verlange. Eine weitere Folge dieser pädagogischen Kämpfe, die sich zum Teil bis in unsere Gegenwart hineingezogen haben, ist, daß noch viele, die unserer christlich-conservativen Partei angehören, sobald sie nicht eingehender mit der Pädagogik sich beschäftigt haben, eine mehr oder weniger große Abneigung gegen alle neueren Bildungselemente haben, die allmälig in unsere Gymnasien, und zwar in deren eigenem wolverstandenem Interesse eingeführt worden sind, und daß sie ganz unverhohlen ihre Sympathieen mit einer so viel als möglich unbeschränkten Herschaft der klassischen Studien aussprechen. Das ist ein Irrtum wie sich schon aus dem Obigen für jeden ergeben wird; zur gründlichen Beseitigung desselben fügen wir noch folgendes hinzu.

Die Realien — mit diesem sehr wenig passenden Namen bezeichnet man bekantlich die sämtlichen Unterrichtsgegenstände, welche dem unmittelbaren und allgemeinen Bildungsbedürfnis dienen, wie wir es oben faßten, also Deutsch und Französisch, Mathematik und Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie; nur die Religion ist ausgenommen — diese Realien also sind zwar häufig von Männern gefordert worden, die nichts anderes als irdische Interessen kanten, aber sie sind auch häufig von wirklich christlichen Männern gefordert worden; statt aller anderen wollen wir hier nur einen Glaubenshelden nennen, A. H. Francke, der durch seinen Glauben auch ein offenes Auge für alle wirklichen Bedürfnisse des Lebens und ein seltenes practisches Geschick bekommen hatte; er hat die Realien nicht nur gefordert, sondern sie wirklich auch in seiner großen Schulstiftung eingeführt und mit solchem Erfolge, daß man wol sagen kann, durch ihn zuerst haben sie in größeren Kreisen Anerkennung gefunden, weil seine Schuleinrichtungen an vielen Orten maßgebend wurden. Einen gewissen Einfluß, wenn keinen unmittelbaren so doch einen mittelbaren, übte A. H. Francke auch auf den Mann, der zuerst den Namen „Realschule" für eine 1707 in Halle eingerichtete und von der Königlichen Societät der Wissenschaften in Berlin approbirte Schulanstalt gebrauchte; es war der Diakonus Christoph Semler, Specialkollege Franckes an der Ulrichskirche; seine pädagogischen Versuche waren ohne Erfolg, nur der von ihm gewählte Namen ist geblieben. Dagegen wurde die in Berlin von einem eigentlichen Schüler A. H. Franckes, von Julius Hecker gegründete Realschule gewissermaßen die „Stammutter einer Reihe von Realschulen." Er war von König Friedrich Wilhelm I. 1739 als Prediger an die Dreifaltigkeitskirche berufen worden, „daß er den Leuten auf der Friedrichsstadt den Herrn Jesum predigen und sich der Jugend annehmen solle, daran das Meiste gelegen sei." (Vgl. „Geschichtliches aus der Entwicklung des Realschulwesens" von Dr. Heinen. Programm der Realschule in Düsseldorf 1863. S. 15.) Es ist nicht zufällig, daß der Pietismus für die Aufnahme der Realien so eifrig bemüht und so thätig ist; es ist offenbar wahre christliche Liebe zur Jugend, Liebe, die es nicht ruhig mit ansehen kann, daß diejenigen, welche nicht studiren, mit den bloßen Anfängen der alten Sprachen ganz vergeblich beschäftigt werden sollen, während ihnen die für

die allgemeine Bildung notwendigsten Kentnisse nicht mitgeteilt werden. Christliche Liebe war es, die einsah, daß einem Idealismus gegenüber, welcher zwar für die höchsten Forderungen der Bildung eintritt, aber dies in einseitigster Weise thut und völlig abstrahirend von den doch in erster Linie stehenden allgemeinen Bildungsbedürfnissen, daß diesem einseitigen und abstracten Idealismus gegenüber die Forderungen des gesunden Menschenverstandes und des practischen Lebens durchaus im Rechte seien. Der christlichen Einsicht derer aber, die so hartnäckig sich gegen die s. g. Realien erklärten, gereicht es wirklich nicht zur Ehre, wenn sie nicht begriffen, daß die wichtigsten und meisten Realien, die Naturwissenschaften nebst der Mathematik, die Geschichte nebst der Geographie, abgesehen von ihrem practischen Nutzen recht eigentlich der Gotteserkentnis dienen, ja für dieselbe in einem gewissen Sinne ganz notwendig sind. Luther und Melanchthon erkanten dies sehr gut, und wenn sie unsere sämtliche Realien als notwendig für die Gymnasien fordern, so thun sie es einmal, weil es allgemeine Bildungsmittel sind, deren Wert schon die Griechen und Römer anerkanten, und dann weil durch sie in besonderer Weise die religiöse Erkentnis gefördert werden kann. So sagt Luther über die Naturwissenschaften: „Wir sind jezt in der Morgenröthe des künftigen Lebens, denn wir fahen an wiederum zu erlangen das Erkänntnis der Creaturen, die wir verloren haben durch Adams Fall. — Wir beginnen, von Gottes Gnaden, seine herlichen Werke und Wunder auch aus dem Blümlein zu erkennen, wenn wir bedenken, wie allmächtig und gütig Gott sei; darum loben und preisen wir ihn und danken ihm. In seinen Creaturen erkennen wir die Macht seines Wortes, wie gewaltig das sei. Da er sagte, er sprach, da stund es da. Auch in einem Pfirsichkern und obwol seine Schale sehr hart ist, doch muß sie sich zu seiner Zeit aufthun durch den sehr reichen Kern, so drinnen ist.“ Und Melanchthon sagt: „Obgleich die Natur der Dinge nicht ganz durchschaut und die Ursachen der wunderbaren Werke Gottes nicht eher verstanden werden können, bis wir den Rathschluß des ewigen Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes selbst vernehmen, so ist doch auch in dieser unserer Finsternis jedes Anschauen und jede Betrachtung der Ordnung so schöner Creaturen ein Zugang zur Erkentnis Gottes und zur Tugend, damit auch wir Ordnung und Maß in all unserem Thun lieben und bewahren lernen. — Da offenbar die Menschen von Gott zur Betrachtung der Natur begabt worden, so müssen wir die Lehre von den Elementen, dem Gesetz, den Bewegungen und Qualitäten oder Kräften der Körper lieben und pflegen. — Bereiten wir uns auch vor auf jene ewige Akademie, da wir die Physik lückenlos erlernen werden, wenn uns des Baues Meister selbst das Vorbild der Welt zeigen wird.“ Die Geschichte zählt Luther zu den „fürnehmsten“ Bildungsmitteln, „denn dieselben wundernütze sind, der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werke zu sehen.“ Und an einer anderen Stelle sagt er zur Empfehlung der Geschichte: „Wenn mans gründlich besinnet, so sind aus den Historien und Geschichten fast alle Rechte, Künste, guter Rath, Warnung, Dräuen, Schrecken, Trösten, Stärken, Unterricht, Fürsichtigkeit, Weisheit, Klugheit samt allen Tugenden als aus einem lebendigen Brunnen gequollen und das macht, die Historien sind nicht anderes denn Anzeigungen, Gedächtnis und Merkmal göttlicher Werke und Urteile, wie er die Welt sonderlich die Menschen erhält, regieret, hindert, fördert, strafet und ehret, nachdem ein jeglicher verdienet Böses oder Gutes.“ Raumers Geschichte der Pädagogik I. S. 173. 324. 162. 174.

Wenn Luther einmal für das Latein auch den Grund anführt, „daß es allen nütze, auch Kriegs- und Kaufleuten, auf daß sie mit fremden Nationen sich bereden und mit ihnen umgehen können,“ so wird es uns wol erlaubt sein, mit demselben Argumente das Französische zu rechtfertigen, da das Latein gegenwärtig nicht mehr wie im 16. Jahrhundert eine Sprache für den Weltverkehr, sondern an diese Stelle das Französische getreten ist. Dem abstracten Gymnasialidealismus, wie er auch gegenwärtig noch vorhanden ist, wird es immer sehr schwer, dem Französischen seine Stellung im Organismus des Gymnasiums, wie man sagt, anzuweisen. Allerdings, wenn man von der geschichtlichen Entwicklung und den durch sie bedingten Verhältnissen, wenn man von allen nationalen Bedürfnissen absieht und a priori sich eine Idee von Gymnasialbildung construirt, so kann man möglicherweise das Französische nicht unterbringen; aber diese aprioriſchen Constructionen und logischen Deductionen lassen sich mit leichter Mühe auch gegen die klassischen Studien dirigiren, weil der Begriff Bildung ein sehr dehnbarer ist. Man verkent ganz die universale und nationale Bedeutung unserer Gymnasien und zwar zu deren eigenem großen Nachteil, wenn man sie vor völlig berechtigten Forderungen der Gegenwart verschließen will. Luther und Melanchthon, die geistigen Gründer unserer Gymnasien, erkanten, wie wir in Nr. 9 der Ev. K. Z. sagten, in gleicher Weise die idealen und durch unsere ganze historische Entwicklung bedingten Forderungen der Wissenschaft, so wie die realen Bedürfnisse ihrer Zeit und ihres Volkes. Zum Besten unserer Gymnasien hätte es gedient, wenn nie in Zweifel gezogen worden wäre, daß da, wo man so viele Zeit auf alte und todte Sprachen verwendet, selbstredend auch die nötige Zeit auf die Muttersprache und auf das Französische, als Sprache des gegenwärtigen Weltverkehrs, gewandt werden müsse.

Der preußische Staat hat, seit er die Leitung des Schulwesens in seine Hand genommen hat, den s. g. Realien den Platz in unseren Gymnasien gesichert, der ihnen notwendig gebührt; dasselbe ist in allen anderen Staaten geschehen. Die Kirche muß ihrerseits damit vollkommen einverstanden sein, wie

nach den obigen Ausführungen wol jedem einleuchten wird. Insbesondere erwünscht muß es der evangelischen Kirche sein, daß jezt unsere Muttersprache und nationale Literatur eine ganz andere Bedeutung als früher in den Gymnasien gewonnen haben. Wenn jezt unsere Abiturienten eine viel größere Gewandtheit im mündlichen wie schriftlichen Gebrauch der Muttersprache mit von den Gymnasien nehmen, so muß das an den Predigten bald zu merken sein. Von großer Wichtigkeit wird es ferner der evangelischen Kirche sein, wenn endlich alle Gymnasien anfangen, auch der deutschen Grammatik die Beachtung zuzuwenden, die ihr in einer höheren Lehranstalt notwendig gebührt. Grobe Unwissenheit im Sprachlichen hat bekantlich in zwei Grundbüchern unserer Kirche, der lutherischen Bibel und dem Gesangbuch, manche Verwüstung angerichtet; statt gerade aus diesen beiden Büchern zu lernen, was sprachlich gut und richtig ist, auch wenn es nicht mit dem neuesten Literatenstile stimt, mühen sich manche sogar ab, die starken und guten Flexionen beim Nomen und Verbum, auch wo dieselben gegenwärtig noch im vollsten Rechte sind und von Lessing und Goethe und allen Sprachkundigen gebraucht werden, durch die schwachen und weniger guten zu verdrängen, blos weil sie die deutsche Declination und Conjugation nicht kennen. Diese grobe Unwissenheit ist aber nicht blos im kirchlichen Interesse zu beklagen; es fordert überhaupt unsere wissenschaftliche und nationale Ehre, daß diesem Zustande bald ein Ende gemacht werde. Bisher lernten alle diejenigen, welche durch das Gymnasium gingen, die deutsche Grammatik nur insoweit kennen, als sie mit der griechischen und lateinischen übereinstimt; gerade das aber, was der deutschen Sprache eigentümlich angehört, ihr schönstes und bestes Teil, wurde entweder völlig ignorirt oder unter Umständen gar als fehlerhaft bezeichnet. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, in der dieser häßliche Flecken von allen unseren höheren Lehranstalten abgewischt ist.

G. Th. R.

Die sieben Seligkeiten in der Bergpredigt.

Ein Vortrag auf der Berliner Pastoralconferenz.

Es thut Noth, daß wir in den mannigfachen Kämpfen, in welche die Kirche in unseren Tagen verwickelt ist, stets von Neuem auf ihre einfachsten Grundlagen zurückgehen. Ob wir darin treu erfunden werden, davon wird auch der Ausgang der Kämpfe selbst abhängen. Die lezte Entscheidung hängt weniger an dem, was wir thun, mit Einschluß auch der apologetischen Bemühungen, die jezt vielfach bei weitem überschätzt werden, so daß man ihrer wol überdrüssig werden kann, als an dem, was wir sind. Die Kirche ist nur dann wahrhaft gesichert, wenn Gott in ihr Gestalt gewint, wenn das Leben Jesu sich in ihr fortsezt. Danach sollen wir selbst ringen, dazu sollen wir Andere anleiten.

Unter den Stellen in der Schrift nun, die für diesen Zweck

in Betracht kommen, sind die Seligkeiten in der Bergpredigt von ganz besonderer Bedeutung. Die Bergpredigt ist die erste größere Rede Christi. Auf ihre hohe Bedeutung weist der erste Apostel unter den Evangelisten schon dadurch hin, daß er Alles, was ihr in Galiläa voranging, die ganze lehrende und heilende Thätigkeit, die Christus bis dahin dort entfaltete, nur als Mittel betrachtet zu dem Zwecke, für diese Rede einen empfänglichen Zuhörerkreis zu schaffen. Innerhalb der Bergpredigt aber sind die sieben Seligkeiten die beherschende Burg. Christ und Jude, das ist das Thema der Bergpredigt. Was der Christ sei im Unterschiede von dem Juden, wie er damals war, das legt der Herr zuerst in den sieben Seligkeiten in einzelnen großen Zügen dar, dann führt er es aus in Bezug auf eine Reihe von speciellen Verhältnissen.

Wir redeten von sieben Seligkeiten. Gehen wir blos äußerlich zu Werke, so muß die Beschränkung auf die Siebenzahl als willkürlich erscheinen. Das Wort selig kehrt neunmal wieder. Allein bei näherer Betrachtung zeigt sich, daß nur die ersten sieben Seligkeiten durch ein inneres Band mit einander verbunden sind. Sie beziehen sich alle auf eine christliche Tugend. Bei der achten und neunten ist das nicht der Fall. Das Verfolgtwerden wegen der Gerechtigkeit ist ein rein leidentlicher Zustand. Daß die achte Seligpreisung nicht mit den früheren auf einer Linie liegt, zeigt auch die Wiederkehr der ersten Verheißung bei ihr, während an jede der ersten sieben Seligkeiten sich eine eigentümliche Verheißung anschließt, nie bei ihnen eine früher schon ausgesprochene Verheißung wiederkehrt. Das weist uns darauf hin, daß auf die Darlegung der sieben Bedingungen mit ihren Verheißungen hier noch die Zusicherung folgt, daß die Verfolgung denjenigen, die nur in der Erfüllung der Bedingungen treu sind, nimmermehr den ihnen verheißenen Lohn rauben wird. Wenn man mit Delitzsch in dem: „freuet euch und frohlocket", den volltönenden Schluß der Seligkeiten erblickt, so kann man auch zehn Seligkeiten annehmen, sieben Bezeichnungen der christlichen Tugend und drei Zusicherungen, daß die Verfolgung ihren Lohn nicht rauben werde. Wir haben es jedenfalls nur mit den ersten sieben Seligkeiten zu thun. Dieser heiligen Siebenzahl entsprechen die sieben Weherufe über die Pharisäer*), die sieben Bitten des Vaterunser, die sieben Anreden an die Samariterin, die sieben Worte am Kreuze.

Die sieben Seligkeiten bestehen jede aus einer Bedingung und einer ihr entsprechenden Verheißung. In den Bedingungen hat man mehrfach eine Stufenfolge nachweisen wollen, aber gegen solche Annahme muß uns schon das mistrauisch machen, daß alle, die eine Stufenfolge behaupten, auseinandergehen, keine Ansicht sich hier zu allgemeinerer Anerkennung zu erheben vermocht hat. Gleich der ersten Eigenschaft wird das höchste als Lohn zugeteilt, die volle Teilnahme am Himmelreiche. Darin liegt schon, daß über diese Stufe hinaus keine höhere vorhanden

*) Matth. 23, 14 ist nicht mitzuzählen, der Ausspruch ist aus Markus und Lucas herübergenommen.

sein kann. Man muß sich hier, wie überhaupt bei der Auslegung der heiligen Schrift, vor seinem eignen Geiste und den aus ihm hervorgehenden „Ordnungsplänen" hüten. Jede Bedingung umfaßt den ganzen Christenstand, ebenso wie jede Verheißung den ganzen Lohn umfaßt, in einer der Beschaffenheit der Bedingung entsprechenden Ausdrucksform, und wer eine unter den sieben Tugenden hat, besitzt auch die anderen, und zwar in demselben Maße wie die anderen. Wir haben hier sieben Radien, die aus dem einen Centrum des christlichen Geistes hervorgehen, ebenso sieben Bezeichnungen des einen Gnadenlohnes, der diesem Geiste zu Teil wird. Nur insofern findet eine Art von Ordnung statt, als in der Dreizahl der Sieben die drei gangbaren gleichsam zu Eigennamen gewordenen Bezeichnungen der Gläubigen in den Schriften des A. B., die Armen, die Elenden, die Sanftmütigen miteinander verbunden werden.

Die Stimmung, mit welcher wir uns dieser Predigt und namentlich den sie eröffnenden Seligkeiten nahen sollen, wird abgebildet durch den Ort, an dem die Predigt gehalten wurde und von dem sie nicht etwa zufällig in der christlichen Kirche den Namen hat. Dem Berge, gleichgültig welchem, gehört sie nicht etwa blos bei Matthäus, sondern auch bei Lucas an. Denn wenn Lucas sagt, Jesus sei mit den Jüngern von dem Gipfel des Berges, wo er mit ihnen alleine war, zu einem „ebenen Ort" herabgestiegen, so meint er damit nicht etwa „einen Platz im Felde", wie Luther übersezt hat, sondern einen ebenen Ort des Berges selbst etwas unter dem Gipfel, welcher als solcher geeignet war, die Menschenmenge zu fassen, vor welcher die Bergpredigt gehalten werden sollte: die Kirche mit dem Amte und der Gemeinde sollte bei ihr eine Vorausdarstellung finden, zunächst um Jesus die Zwölfe, die Repräsentanten des Amtes, dann im weiteren Umkreise die „Haufen", die Gemeinde repräsentirend. Die Berge nun bedeuten in der Symbolik der Schrift nicht selten die Reiche. Doch diese Bedeutung kann hier nicht in Betracht kommen. Hier ist vielmehr das Himmelanstrebende der Berge ins Auge zu fassen. Das ist der Grund des Reizes, den noch jezt die Berge für ein frommes Gemüt haben. Es fühlt sich ihnen verwandt, es wird durch ihren Anblick erhoben. Wo die Berge fehlen, da treten an ihre Stelle die Bäume. Wo beides fehlt, wird das fromme Gemüt etwas vermissen. Auf Grund eben dieser Eigenschaft der Berge erscheint dem Moses bei seiner Berufung der Engel des Herrn am Berge Sinai, erfolgt ebendaselbst die Bundschließung und die Gesetzgebung, geht Jesus auf den Berg, wie Petrus auf das Dach, wenn er beten will, Matth. 14, 23. Joh. 6, 15, führte Jesus seine Jünger bei der Verklärung auf einen hohen Berg, erschien er nach der Auferstehung allen Gläubigen aus Galiläa auf einem hohen Berge, Matth. 28, 16. 1 Cor. 15, 6. „Sursum corda, die Herzen in die Höhe, das ist es, was uns hier der Ort der Predigt zuruft. Den Berg besteigen mit Christus, sagt Quesnel, das heißt sein Herz von der Erde erheben um die Wahrheiten des Himmels zu hören." Nur wenn wir dies thun, können wir die elenden Gemeinplätze des Thales gründlich vergessen und eindringen in den Sinn dieser heiligen Paradoxien, die so ganz jenseits des Gebietes der natürlichen Vernunft liegen.

„Selig sind die geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr." Es heißt buchstäblich: selig sind die Bettler am Geiste. Das Wort bezeichnet nicht die Armut überhaupt, sondern die gesteigerte Armut, die Bettelarmut. Es fragt sich nun, was unter dieser Armut zu verstehen ist. Nach der Meinung vieler Ausleger sollen hier diejenigen selig gepriesen werden, welche sich arm fühlen an Gaben des Geistes, an Weisheit und Heiligkeit, so daß wir also hier eine Bezeichnung der gering von sich haltenden Demut hätten. Dieser Auffassung folgt z. B. Joh. Heermann, wenn er singt: Selig sind die Demut haben, und sind allzeit arm im Geist, rühmen sich gar keiner Gaben, daß Gott werd allein gepreist. Dagegen aber entscheidet, daß, mit Ausnahme einer einzigen Stelle in der Apokalypse, im ganzen N. T. das Wort nur von äußerlich Armen vorkomt: „verkaufe was du hast und gib es den Armen", „die Armen habt ihr allezeit bei euch" u. s. w. In 2 Cor. 6, 10 gehen parallel mit den Armen solche, die nichts haben. Eine malerische Schilderung des Armen haben wir in der Parabel von Lazarus, der begehrte sich zu sättigen von den Brocken, die von dem Tische des Reichen fielen. Auch jene eine Stelle der Apokalypse aber kann der angeführten Erklärung nicht zur Stütze dienen. Denn wenn es da in der Anrede an den Engel der Gemeinde zu Laodicäa heißt: „du weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und blos", so wird durch die Armut nicht eine Stimmung des Gemütes bezeichnet, sondern eine reelle Armut, und der Unterschied von allen übrigen Stellen ist nur der, daß an den lezteren von äußerer Armut die Rede ist, hier dagegen von Armut an geistlichen Gütern. Eine solche reelle Armut an geistlichen Gütern kann unmöglich selig gepriesen werden. Daß sie unter allen Zuständen der traurigste ist, zeigt eben diese Stelle der Apokalypse.

Es liegen aber noch andere Gründe vor, welche zeigen, daß durch die Armut hier nicht eine bloße Gemütseigenschaft ohne reale Grundlage bezeichnet werden kann.

Man wird die Seligpreisung der Armen hier nicht lostrennen dürfen von den Worten: „den Armen wird frohe Botschaft verkündet", in der Antwort des Herrn auf die Frage des Täufers in C. 11, 5, um so weniger, da auch an diese Worte sich ein selig unmittelbar anschließt: „und selig ist wer sich nicht ärgert an mir." Da nun sind die Armen nicht die Demütigen, sondern die, welche aller Mittel entbehren. Das erhellt aus der Zusammenstellung mit den Blinden, den Lahmen, den Aussätzigen, den Tauben, den Todten, lauter Bezeichnungen äußerlicher Zustände. Die gering von sich halten, passen in diesen Zusammenhang nicht. Dazu komt, daß die Jünger dem Täufer verkünden sollen, was sie hören und sehen. Gegenstand der äußeren Wahrnehmung waren wol die Dürftigen, nicht aber die Demütigen. Auch das ist noch ins Auge zu fassen, daß die Worte grade zu Ende stehen. Sie bilden offenbar den Uebergang zu dem: „und selig ist, der sich nicht ärgert an mir." Wenn der

Täufer in seiner Armut und Elendigkeit, welche der Ausgangspunkt seiner Zweifel war und ihn zu seiner Sendung veranlaßt hatte, über diesen Ausspruch nachdachte, so mußte er sein Schicksal mit andern Augen ansehen, so mußte er sprechen: „das Unglück ist mein Glück, die Nacht mein Sonnenblick." Je ärmer, desto seliger. Dieser Zusammenhang würde gestört werden, wenn man unter den Armen diejenigen verstehen wollte, die gering von sich halten.

Unser Ausspruch steht ferner in einem unzertrennlichen Zusammenhang mit der Stelle des Jesaias, welche Jesus nach Luc. 4, 18 in der Synagoge zu Nazareth vorliest. Da nun werden die Armen zusammengestellt mit den Gefangenen, den Blinden, den Zerschlagenen, zum Beweise, daß das Wort sich nicht auf eine bloße Stimmung beziehen kann, sondern auf ein reales Verhältnis beziehen muß.

Von Bedeutung ist auch das Wort Jesu an die Jünger (19, 23. 24): „wahrlich ich sage euch: ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen. Und weiter sage ich euch: es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelör gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme." Es ist offenbar, daß der Reiche, den Jesus dort von dem Himmelreiche ausschließt, den Gegensatz bildet zu dem Bettler, dem hier das Himmelreich zugesprochen wird. Wir ersehen dies aus der Vergleichung der anderweitigen Stellen, in denen der Bettler und der Reiche sich gegenüberstehen, 2 Cor. 6, 10. Jac. 2, 5. 6. Apok. 13, 16. Sind nun dort die Reichen solche, die viele Güter haben, so werden auch hier die Armen solche sein, die nichts haben.

Das sind die maßgebenden Parallelen aus den Reden Christi selbst. Aus den apostolischen Briefen ist noch Jac. 1, 10. 11 zu vergleichen: „Ein Bruder, der niedrig ist, rühme sich seiner Höhe, und der reich ist rühme sich seiner Erniedrigung, denn wie eine Blume des Grases wird er vergehen." Die Höhe des Niedrigen ist, daß ihm das Reich Gottes angehört, die von dem Reichen selbst ausgehende Erniedrigung des Reichen, daß er den Reichtum für nichts achtet. Beide stehen sich gleich. Die Selbsterniedrigung des Reichen ist zugleich seine Höhe und also Gegenstand des sich rühmens. Denn als „Bettler am Geiste" hat er, trotz seines „Reichtums" nach dem Sprachgebrauche der Welt, Teil am Himmelreiche. Was beide von einander scheidet, ist ein bloßer Schein. Worin sie gleich sind, das ist allein wesentlich. „Ein Bruder, der niedrig ist", das entspricht offenbar dem Bettelarmen in dem Ausspruche des Herrn. Bezeichnet nun die Niedrigkeit dort nicht eine bloße Stimmung, sondern eine Lage, so können auch die Armen in dem Ausspruche des Herrn nicht die Demütigen, sie müssen vielmehr die von den Gütern der Erde Ausgeschlossenen sein.

Wenn die Sache noch zweifelhaft wäre, so würde gegen die Beziehung auf die Demut die Parallelstelle des Lucas (6, 20) entscheiden. Da steht das bloße: „selig sind die Armen", ohne den Zusatz: am Geiste. Darunter können unmöglich die Demütigen verstanden werden. Die Armen, die Dürftigen, Ebjonim, das ist eine fest ausgeprägte alttestamentliche Figur. Das sind überall dort diejenigen, die an dem Notwendigsten Mangel haben, die ihren Hunger und Durst nicht stillen und ihre Blöße nicht bedecken können.

Nach allem diesen nun können die „Armen" hier nur die in jeder Beziehung Besitzlosen, die aller Güter Entbehrenden sein, nämlich auf dem irdischen Gebiete und in Bezug auf das, was der Erde entstamt: diese Beschränkung ergibt sich aus der Verheißung, nach der die Armut Bedingung der Teilnahme an dem himlischen Reichtum ist. „Am Geiste", das bildet nicht den Gegensatz gegen die reale Güterlosigkeit, sondern es weist darauf hin, daß die leztere nur dann eine Grundlage abgibt für das Teilhaftigwerden der Güter des Reiches Gottes, wenn das Bewußtsein dem Sein entspricht, wenn sie nicht blos arm sind, sondern auch sich arm fühlen. Allerdings geht die Seligpreisung zunächst nur auf dies sich arm fühlen. „Dem Geiste nach", das bezeichnet hier ebenso die ganze Sphäre, in der die Armut sich kundgibt, wie in V. 8 „dem Herzen nach" die ganze Sphäre des Reinseins. Aber das sich arm wissen und fühlen hat das arm sein zur notwendigen Voraussetzung, sonst wäre ja die Empfindung eine unwahre, die als solche nicht Grundlage einer Seligpreisung sein könte, so wenig wie die affectirte Demut einen Wert hat, die von der vorhandenen Vortrefflichkeit nur nichts wissen will, wie sie uns in den Biographien der Heiligen der Römischen Kirche so oft entgegentritt. Daß die reale Bettelarmut die Grundlage bildet, zeigt, wie bereits nachgewiesen wurde, auch schon der Sprachgebrauch.

Der Zusatz: „am Geiste", war nicht unbedingt notwendig. Diejenigen, die blos arm sind ohne sich arm zu fühlen, sind eben nicht vollständig arm: sie sind reich an Einbildungen, reich an Täuschungen, reich an unbegründeten Ansprüchen, reich an vermeintlichen Tugenden. Luther sagt: „Man findet manchen Bettler, der das Brot vor den Thüren nimt, so stolz und böse als kein Richter, und manchen schäbichten Bauer, mit dem weniger auszukommen ist, denn mit einem Herrn und Fürsten." Lucas nun läßt das: „am Geiste", weg, um dem Misverständnisse vorzubeugen, dem dennoch so viele Ausleger verfallen sind, als werde hier nur eine geistige Eigenschaft ohne reale Grundlage bezeichnet. Wahrscheinlich hat er die Weglassung nicht auf eigene Hand vorgenommen, sondern wir haben hier eine Variation aus dem Munde des Herrn vor uns, der wie die ganze Bergpredigt, so auch besonders die Seligpreisungen in vielfacher Wiederholung den Jüngern einprägte und sie dabei durch Variationen tiefer in den Sinn einführte.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 28. Juni. № 51.

Die sieben Seligkeiten in der Bergpredigt.

(Schluß.)

Der Text bei Lucas ist aber nur gut als Nebentext, wie er sich ja auch nur als solcher uns darstellt: denn Lucas stellt sein Evangelium nicht dem des Apostels unabhängig zur Seite, sondern er bietet sich diesem nur als untergeordneter Begleiter an. In den Grundtext gehörte das: „am Geiste", weil es vor Allem darauf ankam, dem crassen Misverständnisse vorzubeugen, wie es z. B. bei dem unveränderlich oberflächlichen Renan vorkomt, als werde die bloße äußere Armut selig gepriesen, die dem Zugange zum Reiche Gottes nicht minder gefährlich werden kann als der Reichtum. Auch die Armen, die gewöhnlich so genanten, dienen nach dem Ausspruche des Herrn in der Bergpredigt selbst, vielfach, ja in der Regel, von der Ausnahmen nur durch den Geist Christi bewirkt werden, dem Mamon, diesem populärsten aller Götzen, welche je die Welt gekant hat, durch die Sorge und Begierde, wenn nicht der „Geist" bereitwillig sich dem göttlichen Verhängnisse der Armut unterworfen hat. Die Begierde, sagt Quesnel, ist so boshaft, daß man das Gift der Reichtümer inmitten der Armut haben kann, die Gnade ist so mächtig, daß man den Segen der Armut haben kann inmitten der Reichtümer. Beide Evangelisten also stimmen völlig überein. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß sie durch Setzung und Weglassung des: am Geiste, zwei verschiedenen irrigen Auffassungen vorbeugen. Ob es steht oder nicht ändert an der Sache nichts: nur derjenige kann sich arm fühlen, der wirklich arm ist, und nur derjenige kann mit Recht ein Armer genant werden, der sich auch arm fühlt.

Unsere Auffassung, wonach sich der Ausspruch: „selig sind die geistlich Armen", auf die Armen bezieht, die wissen und fühlen, daß sie arm sind, deren Bewußtsein dem Sein entspricht, stimt mit der Luthers überein. Geistlich und von Herzen arm sein, sagt dieser, ist, seine Zuversicht nicht setzen auf zeitliche Güter, noch das Herz darin stecken und lassen den Mamon seinen Gott sein.

Unser Ausspruch ist von der größten Tragweite und schließt eine unendliche Fülle von Mahnung und Trost in sich, so daß man sich wundern muß, wie mit so wenigen und unscheinbaren Worten so viel gesagt werden konte. Seit dem Sündenfall sind wir total verarmt, im Leiblichen und im Geistlichen, so daß nirgends auf Erden ein wahres Gut zu finden ist. Der gewöhnlich so genante Reichtum ist am wenigsten ein solches. Er ist, wie der Herr sagt, bloßer Trug, wie der Apostel: Unsicherheit, in scharfen Zügen hat seine Nichtigkeit der Prediger Salomo dargelegt. Wie der Reichtum, so ist auch die leibliche Kraft nichtig. Alle Gesundheit ist nur eine relative und in ihrem Hintergrunde lauert die Krankheit. Aber auch auf dem geistigen Gebiete steht es nicht besser. Die Tugenden des natürlichen Menschen sind, näher betrachtet, glänzende Fehler. Alles Wissen hat die Unwissenheit zur Begleiterin, grade je tiefer das Wissen geht, um so mehr komt sie zum Bewußtsein, und wo das Wissen am höchsten gediehen ist, da kann ihm in einem Augenblicke ein Schlagfluß oder eine Gehirnerweichung ein Ende machen. Luther hat kurz und gut die Situation so bezeichnet: in summa wir sind Bettler, hoc est verum. Gott hat dies so geordnet, um den Menschen vorzubereiten auf die Empfangnahme der wahrhaftigen Güter, und es komt darauf an, daß wir mit klarem, scharfem, durch die Neigung nicht umnebeltem Geiste diese Verhältnisse erkennen, daß wir allen Illusionen entsagen, allen Vergoldungen, allem Suchen des Glückes, wo es nun einmal nicht zu finden ist. Dann wendet sich der Blick ganz von selbst auf die himlischen Güter. „Armut gewint, sagt P. Anton, nämlich agnitive, wenn sie erkant wird." Es muß das Herz an etwas hangen, der Mensch kann nicht leben ohne die Richtung auf ein Gut. Wo die Richtung auf das himlische Gut fehlt, die Aufforderung, es zu suchen, keinen Eingang findet, da gilt überall das: „wehe euch, ihr Reichen", welches der unsichtbare Begleiter des: selig sind die Armen, ist. Das himlische Gut wird überall nur von solchen verschmäht, deren Herz dem irdischen zugewandt ist.

Was Jesus hier ausspricht, das stand im schroffen Gegensatz gegen die damalige Zeitrichtung. Die Pharisäer waren reich an eingebildeter, aus dem Boden der Natur gewachsener Heiligkeit, sie dankten mit den Lippen Gott, gratulirten im Herzen sich selbst, daß sie nicht waren wie andere Leute, sie hielten sich selbst für klug, rühmten sich die Sehenden zu sein und sahen tief herab auf das Volk, daß das Gesetz nicht kent, und noch mehr auf die blinden und in Finsternis sitzenden Heiden. Sie waren geizig, geldliebend, sie gingen in der Schätzung des Reichtums so weit, daß sie oder ihre Epigonen sogar den Satz aufstellten, „der heilige Geist komt nur auf einen Reichen." Und die große Masse des Volkes sah mit brennendem Neide auf den Güterreichtum der Römer und dürstete nach der Zeit, in der sie nach verkehrter

Auffassung der Weissagungen des A. T. in die Güter der Heiden einzutreten hoffte. „Selig sind die geistlich arm sind", dies Wort mußte wie ein Donnerschlag in diese armseligen kindischen Täuschungen hineinfahren. Das war ein rechtes Wort vom Berge: aus dem Thale schallte ganz anderes hinauf. Selig sind die Reichen, das war von jeher der Wahlspruch des natürlichen Menschen der Juden, das galt auch unter den Heiden als ausgemachte Wahrheit, bei den klassischen Schriftstellern sind reich und glücklich nicht selten Wechselbegriffe, Cicero sezt fortunatus für dives. Selig sind die Reichen, das ist auch jezt wieder der Wahlspruch des natürlichen Menschen, der Hauptgrund, daß die Predigt des Evangeliums so spärliche Früchte trägt. Was sollen die Reichen, in Wirklichkeit oder in Hoffnung, mit dem Himmelreiche anfangen? Es findet nirgends eine Stätte, wo es sich einbürgern kann.

Aber der Ausspruch Christi hatte nicht blos schreckende und mahnende, er hatte auch tröstliche Bedeutung. Die sich um Christum gesammelt hatten, das waren vorzugsweise Arme, Elende, Kranke mit mancherlei Seuchen und Qual behaftet, und zwar solche, die mit dem Geiste eingegangen waren in die Führungen, durch welche Gott ihre Gemüter von der Anhänglichkeit an das irdische Gut ausleren wollte, denn sonst würden sie sich nicht um Christus gesammelt haben: das zeigt uns die Erfahrung bis auf den heutigen Tag. Noch Paulus spricht: „sehet an ihr Brüder euren Beruf, nicht viele Mächtige, nicht viele Edle", und Jakobus: „Gott hat die Armen dieser Welt erwählt." Christus sagt solchen zum Trost, daß die Güter, deren sie entbehren, bloße Scheingüter sind, daß die solche besitzen nur dann zum Heile gelangen können, wenn sie sich hindurchringen zu dem Bewußtsein, daß sie nichts sind als „eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüter", daß die Armut die unerläßliche Bedingung des seligen und allein wahrhaftigen Reichtums ist. Das ist noch bis auf den heutigen Tag der süße Trost für alle die, welchen die göttliche Führung die Güter dieser Welt entzieht. „Armut hier macht dorten reich." Was ihnen mit der einen Hand der barmherzigen Liebe genommen wird, das wird ihnen mit der anderen gegeben.

In der Römischen Kirche gehört die Armut zu den sogenanten evangelischen Räthen. Sie bildet eine der Hauptgrundlagen des Mönchstums. Christus dagegen verlangt das arm sein von allen Christen ohne Ausnahme und stellt es als die unerläßliche Bedingung der Teilnahme am Himmelreiche hin. Die Beschränkung der Anforderung auf eine einzelne Klasse sezt diese der Gefahr aus, sich auf ihre Armut etwas einzubilden, was nur heißt, die eine Form des Reichtums mit der andern vertauschen. Die große Masse aber erhält durch diese Beschränkung das traurige Privilegium, das Herz an den Reichtum zu hängen, im Besitze oder im Trachten nach dem Besitze. Sie steht in dem Wahne, durch Freigebigkeit und Ehrfurcht gegen die, welche die allen Christen obliegende Schuldigkeit erfüllen, ihrer Verdienste teilhaftig zu werden.

In den Vordergrund der Zeit tritt jezt die Arbeiterfrage. Die Grundbedingung ihrer Lösung ist die, daß das: selig sind, die da geistlich arm sind, recht ins Herz geschlossen wird. Die schaurige Klage wird dann verstummen: „der europäische Fabrikarbeiter hat Ursache, den amerikanischen Sclaven zu beneiden." Die Besitzenden werden dann die Natur der Raubthiere ablegen, der Wölfe und der Pardel, die in den Zeiten des N. Bundes eine traurige Abnormität bilden, sie werden frei werden von dem Trachten nach dem gewöhnlich so genanten Reichtum, der näher betrachtet nichts als Bettelarmut ist, es wird ihnen nicht mehr das Wort des Propheten gelten: „ihr schindet ihnen die Haut ab und das Fleisch von ihren Beinen. Und fresset das Fleisch meines Volkes, und wenn ihr ihnen die Haut abgezogen habt, zerbrecht ihr ihnen auch die Beine und zerlegts wie in Töpfen und wie Fleisch in einem Kessel"; sie werden ihr Gut als ein geliehenes betrachten, von dessen Verwaltung sie dereinst Rechenschaft zu geben haben, zu Opfern von dem Mamon der Ungerechtigkeit gern bereit sein. Die Besitzlosen werden los werden von dem Trachten nach dem bloßen Scheingute des Reichtums, das als solches schon dadurch erwiesen wird, daß der Menschensohn nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, sie werden in ihren Bedürfnissen einfach, in ihren Ansprüchen gemäßigt werden und zufrieden sein, wenn sie Nahrung und Kleidung haben. Auf solchen Grundlagen wird es dann leicht werden, löbliche Ordnungen und Einrichtungen zu treffen, die, wo solche Grundlagen fehlen, im Einzelnen manchen Uebelständen abhelfen, im Ganzen aber den Schaden nicht heilen können. Die Arbeiterfrage ist eine brennende nur für die Welt, die an ihr einen Stein des Sisyphus hat, der zulezt gar leicht zermalmend auf diejenigen fallen kann, die ihn fortwährend wälzen müssen. In der Brüdergemeinde wird diese Frage kaum aufgeworfen werden, trotz dem, daß die Verhältnisse dort jezt ziemlich ärmlich sind. Wo auf der einen Seite nicht durch Geiz erstickte brüderliche Liebe herscht, auf der andern Seite Genügsamkeit, da kann man auch unter solchen Verhältnissen bestehen.

Der Herr spricht den geistlich Armen in Begründung der Seligpreisung das Himmelreich zu. Den Bettelarmen wird königliches Gut zu Teil.

Matthäus redet abwechselnd von dem Reiche Gottes und von dem Himmelreiche, vorwiegend von dem lezteren, die andern Evangelisten nur von dem Reiche Gottes. Das ist die den Heidenchristen zugänglichere Ausdrucksform. Der zunächst für Judenchristen schreibende Matthäus behält die ursprüngliche Ausdrucksform um so mehr bei, da sie unmittelbar auf das A. T. zurückgeht. Sie ruht auf Daniel und erhält aus seiner Vergleichung ihre Erklärung. Auf vier Weltreiche folgt bei Daniel ein fünftes Reich absolut himlischen Ursprunges, das Messianische, welches eben wegen dieses Ursprunges allherschend und ewig ist, während von den Reichen, die von der Erde stammen, der Ausspruch gilt: „Ruhe gibt die Erde nicht, die ist kugelrund, was sie in die Höh gericht, stürzet sie zur Stund." Besonders komt hier das Wort in Betracht (2, 44): „Und in den Tagen dieser Könige wird der Gott des Himmels ein Königtum aufrichten, welches ewig nicht zerstört wird und sein Reich wird auf ein anderes Volk nicht übergehen. Es wird alle diese Völker zermalmen, aber

es wird ewig bestehen." In dieser Stelle, auf welche Jesus sich auch in den Worten bei Johannes bezieht: „mein Reich ist nicht von dieser Welt", und: „mein Reich ist nicht von dannen" haben wir die Wurzel zugleich der Bezeichnung des Reiches Christi als des Reiches Gottes und als des Himmelreiches. Sie zeigt auch, daß das Reich Christi Himmelreich genant wird in Bezug auf seinen Ursprung. Hier muß die Bezeichnung um so mehr ursprünglich sein, da der Himmel offenbar den Gegensatz bildet gegen die Erde als die Stätte der Armut, wie Quesnel sagt: „das Himmelreich ist ihr, vorausgesezt, daß nichts von dem Reiche der Erde in ihrem Herzen lebe und herrsche."

In der überwiegenden Mehrzahl der Stellen des N. T., welche des Reiches Gottes oder des Himmelreiches gedenken, steht dasselbe im umfassenden Sinn, so daß das Ganze der Kirche dadurch bezeichnet wird, welche gegründet wurde, da das Wort im Fleische erschien. Verhältnismäßig nur selten wird durch das Reich Gottes der Höhepunkt seiner Entwickelung bezeichnet, bei dem die Erscheinung vollkommen mit seinem Wesen zusammenstimt, das von den Dogmatikern sogenante Reich der Herlichkeit. Wir haben keinen Grund, hier den lezteren seltneren Sprachgebrauch anzunehmen. Das Himmelreich steht hier ebenso wie in dem Worte: „thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe", und in dem anderen: „das Reich Gottes ist unter euch", Luc. 17, 21, so daß also der Besitz des Himmelreiches, welches in die Welt mit der Person seines Königes eingetreten ist, seinen Anfang nimt sobald seine Bedingung, das geistliche arm sein, eingetreten ist und in dem jenseitigen Dasein nur seine herliche Vollendung findet.

Das Himmelreich komt hier nach der Fülle von Gütern in Betracht, die es mit sich führt und wodurch es die Armen reich macht. Das erste unter diesen Gütern ist die den Bettlern erteilte Teilnahme an der Herschaft selbst, nach dem Worte Mose's, wonach das Volk Gottes seiner Idee und Bestimmung nach ein Königtum oder Herschertum von Priestern ist, dem Worte Daniels (7, 27): „Und das Reich und die Herschaft und die Gewalt über die Königreiche unter dem ganzen Himmel wird gegeben dem Volke der Heiligen des Höchsten", dem Worte des Herrn selbst: „fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wille, euch das Reich zu geben", und dem Worte des Johannes in der Apokalypse: „Und du hast sie unserem Gott zu Königen und zu Priestern gemacht und sie werden regieren über die Erde." Die zu Bettlern geworden, frei und los von der Herschaft des Mamon und aller irdischen Güter, werden eben damit zur Teilnahme an der beherschenden Macht über die Erde erhoben. Das gilt für jeden einzelnen Diener der Kirche. Noch bis auf den heutigen Tag ist das arm sein am Geiste der Maßstab für den Einfluß auf die Gemüter, und wer klagen muß: ich habe umsonst gearbeitet", der muß vor Allem nach dieser Seite hin sein Herz untersuchen. Bei wem an die Stelle der speciellen Selsorge die specielle Feldsorge getreten, der darf sich nicht wundern, wenn er in seinem Amte um nichts und eitles seine Kraft verschwendet. Wie das Herz so die Arbeit, und wie die Arbeit so der Lohn. Dasselbe gilt aber vor Allem in Bezug auf das Ganze der Kirche. In der geistlichen Armut der Kirche wurzelte ihr Sieg über das Römische Weltreich, wurzelt bis auf den heutigen Tag ihre weltüberwindende Kraft. Die Bereitwilligkeit zum Märtyrertum hat das geistlich arm sein zur Grundlage. Nur derjenige gibt willig die irdischen Güter mit Einschluß des Lebens daran, dessen Herz schon vorher von ihnen losgeworden. Die ängstliche Sorge, mit welcher jezt die Katholiken die weltliche Herschaft des Papstes umfassen ist kein gutes Symptom. Hätten sie das: selig sind die da geistlich arm sind, recht ins Herz geschlossen, so würden sie dem Verluste dieses Gutes, das doch, wie man es auch ausschmücken mag, nur ein irdisches ist und bleibt, mit ruhiger Fassung entgegensehen, und mit dem Verluste würde dann der Gewinn verbunden sein.

Aber das Reich Gottes führt noch eine Fülle anderer Güter mit sich. Paulus nent als solche in dem Diesseits Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geiste, Röm. 14, 17. In dem Jenseits empfangen die Glieder des Reiches Gottes nach Petrus die unverwelkliche Krone der Herlichkeit. Auch im Zeitlichen aber erhalten nach dem Ausspruche des Herrn: trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch auch das andere zufallen, die zu Bettlern geworden sind, aus der milden Hand ihres himlischen Königes alles, was sie zur Lebensnotdurft bedürfen.

Im Angesichte solcher herlichen Verheißung muß jeder Verständige sich angetrieben fühlen, mit allem Eifer der Erwerbung ihrer Bedingung nachzujagen. Es gilt nicht der Entsagung wirklicher Güter, wir sind in Wahrheit Bettler, es gilt nur, daß wir den Koth als solchen erkennen, daß wir uns in Bezug auf die Eitelkeit, von der schon die ersten Eltern ihren Sohn benanten als den Repräsentanten alles irdischen Wesens, keinen thörichten und schimpflichen Täuschungen, keinen „Hallucinationen" überlassen, an denen die Welt, die sie gern der Kirche zuschieben möchte, selbst in erschrecklichem Maße leidet, daß wir die Dinge einfach sehen wie sie sind, daß wir das Wort des Psalmisten recht zu Herzen nehmen: „Siehe gleich Handbreiten gabst du meine Tage und mein Leben ist wie Nichtsein vor dir, nur zu eitel Nichtigkeit ward jeder Mensch verordnet. Selah. Nur wie ein Schemen wandelt der Mann, nur umsonst lernen sie, er sammelt und weiß nicht wer es kriegen wird." Der Herr gibt die Güter seines Reiches nur denjenigen, die von den Gütern der Welt losgelöst sind. Schaffe, o mein Erlöser, sprechen wir mit der Jansenistischen Bibel, daß ich wahrhaft sagen kann in dieser Beziehung: Herr, du hast meine Bande zerrissen, dir will ich das Lobopfer bringen.

„Selig sind die da Leide tragen, denn sie sollen getröstet werden."

In der Vulgata und in mehreren andern kritischen Hülfsmitteln nimt dieser Ausspruch die dritte Stelle ein, die zweite die Seligpreisung der Sanftmütigen. Allein die Armen und die Trauernden gehören zusammen, grade so wie die Elenden und Armen in Jes. 41, 17. Das Geistige schließt sich bei beiden an

ein Thatsächliches an, die Stimmung an die Lage, dagegen die Sanftmut ist eine reine Gemütseigenschaft. Die Umstellung, die auch schon aus äußeren Gründen verwerflich ist (die Sinaitische Handschrift namentlich läßt die Sanftmütigen auf die Trauernden folgen), ist nur aus dem schlechten Grunde hervorgegangen, daß man meinte, auf den Himmel müsse unmittelbar die Erde folgen.

Bei den Leidetragenden oder Trauernden konte nicht wie bei den Armen das: am Geiste, hinzugefügt werden. Das subjective Moment, die gemütliche Seite, wird hier schon durch das Wort selbst mit ausgedrückt. Trauernde sind Leidende am Geiste. Nur wenn von Leidenden die Rede wäre, könte „am Geiste" hinzugesezt werden.

Statt der Trauernden könnten auch die Leidenden genant werden, wie im A. T. so oft von den Elenden also geredet wird, daß damit zugleich eine Gemütstugend bezeichnet ist. Nie werden dort Gottlose als Elende bezeichnet, dagegen tritt uns vielfach die Anschauung entgegen, daß die Frommen als solche Elende sind. Viele Quellen des Leidens eröffnen sich erst für die Frömmigkeit. So der tiefe Schmerz über die eigne Unvollkommenheit und Sünde. Dann die „Trauer über Zion", deren Jesaias in C. 66, 10 gedenkt, der Schmerz über den Verfall der Gemeinde Gottes. „Sie müssen — sagt Luther — täglich sehen und fühlen im Herzen, wenn sie die Welt ansehen, so viel Bosheit, Mutwillen, Verachtung und Lästerung Gottes und seines Wortes, dazu so viel Jammers und Unglück, so der Teufel anrichtet beide im geistlichen und weltlichen Regimente, daß sie nicht viele Freude haben können." In allem Leide des Lebens erblickt die Frömmigkeit die rächende Hand Gottes und darum muß es ihr viel tiefer zu Herzen gehen. Sie erkent es auch als ihre Aufgabe, es sich zu Herzen gehen zu lassen, weiß, daß eben dazu das Leid ihr gesandt wurde, hält es für Sünde, sich dagegen zu verhärten und zu zerstreuen. Allein obgleich an sich wol hier die Elenden genant sein könten, so werden doch aus gleichem Grunde, aus dem zu den Armen das: am Geiste, hinzugefügt wird, statt ihrer die Trauernden genant. Es galt dem Misverständnisse zu begegnen, daß das blos erlittene, nicht empfundene Leid zur Empfangnahme der göttlichen Tröstung geeignet mache.

Auch die Welt hat ihre Trauerzeiten, wenn die zermalmenden Schläge des Schicksals eintreten. „Die Eigenliebe, der Stolz, der Geiz haben ihre Traurigkeit und ihre Thränen." Aber diese Traurigkeit der Welt ist nicht unter dem: selig sind die Trauernden, mitbegriffen. Die Trauernden sind solche, die unter allen Umständen traurig sind, zu deren Wesen es gehört, zu trauern. Es kann einer verzweifelt sein bis an die Gränze des Selbstmordes und doch kein Trauernder. Entfernte man durch eine Geldsamlung, eine Beförderung, einen Orden die specielle Ursache seines Kummers, so würde er sofort zur Lustigkeit zurückkehren.

Seit der Sündflut sind wir mit einer unsäglichen Fülle von Leiden beladen, und Wehmut ist von da an die legitime Grundstimmung. Seine Freude in den irdischen Dingen suchen, heißt Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lesen. „Mit Erbsünd, Schwachheit, Not und Tod beladen": wer dieser Thatsache scharf ins Angesicht sieht, der kann nur mit dem Prediger Salomo zum Lachen sprechen: du bist toll, und zu der ausgelassenen Freude: was thust du. Die Welt verschließt gegen diese Thatsache die Augen. Sie bietet alles auf, sich gegen das Leid zu verhärten, was die Stoiker förmlich in ein System gebracht haben, oder des Leides zu vergessen, indem sie „die Geiger und Pfeifer" zu sich entbietet, aber es gelingt ihr nur halb und zeitweise, ehe sie sichs versieht, komt der Ernst der Lage so furchtbar über sie, daß sie sich des tiefsten Wehes nicht entschlagen kann, und dann beraubt sie sich durch diese Flucht vor der Tauer des Segens, den der Schmerz nach Gottes Absicht bringen soll, und zerstört das Gemüt nach seiner tiefsten und edelsten Seite. Die ganze Welt, sagt Quesnel, flieht die Thränen und sucht die Freude, und doch kann die wahre Freude nur die Frucht der Thränen sein.

Die Welt betrachtet alle aufrichtige Frömmigkeit als Kopfhängerei. Sie hat nach diesem Ausspruche des Herrn nach der einen Seite Recht, und man darf ihr dies Recht ja nicht bestreiten. Man findet damit keinen Glauben und verlezt auch in der That die Wahrheit. Kein Christ ohne Trauer. Aber bei wem nur diese Seite vorhanden wäre, der würde nur ein halber Christ sein. Die andere Seite bezeichnen die Worte: „denn sie sollen getröstet werden." Grade die Trauer ist der Weg zu der rechten Freude. Das Aufgeben der Freude der Welt, die nur eine hohle und trügerische sein kann, weil seit 1 Mos. 3 der Freude auf Erden der reale Grund entzogen worden ist, öffnet das Herz für die himlischen Tröstungen, die in eine an den Scheinfreuden dieser Welt hangende Sele nicht einziehen können.

Daß das Wort: „sie werden getröstet werden", seine vollkommenste Erfüllung in dem jenseitigen Dasein findet, zeigt das: „jezt wird er getröstet", was wir von Lazarus lesen, aber daß das Jenseits in dieser Beziehung wie in jeder andern nur Vollendung ist, die Tröstung sofort ihren Anfang nimt, wo ihre Bedingung, die Trauer, vorhanden ist, zeigt das Wort des Herrn „komt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken", und was der Apostel an die Korinther schreibt „gelobt sei der Gott alles Trostes, der uns tröstet bei aller unserer Trübsal, daß wir auch trösten können die da sind in allerlei Trübsal mit dem Troste, damit wir getröstet werden von Gott. Denn gleich wie wir des Leidens Christi viel haben, also werden wir auch reichlich getröstet durch Christus." Der Trost beschränkt sich nicht blos auf die eigentlich geistlichen Gaben und Freuden, obgleich diese durchaus die Hauptsache sind. Auch die Erde, so freudenlos sie auch durch den Sündenfall geworden ist, läßt neben den Dornen und Disteln doch auch Blumen sprossen, bietet durch die Gnade des barmherzigen Gottes so manche Quellen der Freude dar, für welche der Sinn erst geöffnet wird.

denn vorher durch gründliche Trauer das Herz gereinigt worden und wenn es durch stete Fortdauer dieser Trauer rein erhalten wird. Ein frommes Gemüt schließt sich gegen diese Freuden nicht mönchisch ab, die der Herr durch seine Teilnahme an der Hochzeit zu Kana geheiligt hat, es nimt dankbar hin, was die Liebe gegeben. Dasselbe Buch der Schrift, der Prediger, welches gleich mit dem Ausspruche: „Eitelkeit der Eitelkeiten und alles Eitelkeit" beginnt und den Ausspruch enthält: „das Herz des Narren ist im Hause der Freude", warnt dringend vor undankbarer Verschmähung desjenigen, was Gott freundlich darbietet: „freue dich des Lebens mit dem Weibe, welches du liebest, alle Tage deines eitlen Lebens, welches er dir gibt unter der Sonne, denn das ist dein Teil am Leben und an deiner Mühsal, damit du dich müheſt unter der Sonne." Für die Trauernden aber nehmen Schmerz und Freude einen ganz eigentümlichen Charakter an. Sie sind unter keinen Umständen „zum Tode betrübt", unter keinen Umständen aber auch „himmelhoch jauchzend." Die da weinen sind als weineten sie nicht und die sich freuen sind als freuten sie sich nicht, welches leztere besonders die Welt so schwer ertragen kann. Der besondere Schmerz ist milder für die, deren Grundstimmung die Wehmut ist, aber auch die Freude geht bei ihnen nicht über eine gewisse Höhe hinaus, sie wird stets temperirt durch die im Hintergrunde verborgene Wehmut, und wo dies Temperament verloren gegangen ist, da schlägt das Gewissen, und wenn es aufhört zu schlagen, so ist der Fall nahe. Dann ist es auch ein wesentliches Merkmal eines Christen, daß er auch ohne diese Freude auskommen kann, daß er auch an den rein geistlichen Tröstungen genug hat, und das Haschen nach dieser Freude, die Unwilligkeit, in die Fügungen Gottes einzugehen, wodurch er uns diese Freude entzieht, wie das jezt leider vielfach auch in solchen Kreisen vorkomt, von denen man Besseres erwarten sollte, ist ein recht bedenkliches Zeichen der Zeit.

Es ist eine willkürliche Beschränkung, wenn viele Ausleger, Chrysostomus an der Spitze, die Trauer nur auf den Schmerz über die Sünde beziehen. Dieser gelangt zu der rechten Vertiefung nur dann, wenn mit der Sünde zugleich ihre Folgen ins Arge gefaßt werden, welche das ganze irdische Dasein überziehen und in alle unsere Verhältnisse eindringen. Die Trauer soll soweit gehen wie das Leid. So wenig wie die Trauer blos auf die Sünde, wird man auch die Tröstung blos auf die Vergebung der Sünde beziehen dürfen, obgleich allerdings, wie die Sünde der Mittelpunkt der Trauer, so die Vergebung der Mittelpunkt der Tröstung ist.

Die alttestamentliche Grundlage unseres Ausspruches ist Jes. 61, 2. Da bezeichnet der Knecht Gottes als seine Mission u. A. auch das: „zu trösten alle Trauernden." Es ist dieselbe Stelle, welche Jesus in der Synagoge zu Nazaret, Luc. 4, 18, auf sich deutet.

„Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden die Erde besitzen."

Dieser Spruch ist mit absichtlicher Wörtlichkeit aus dem A. T. entnommen, Ps. 37, 11: die überall, aber mehr verborgen, stattfindende Anlehnung an das A. T. tritt hier ganz offen hervor. Jesus weist durch diese wörtliche Beziehung darauf hin, daß er nicht mit dem „im Geiste" geschriebenen A. T., sondern mit dem Jüdischen Volksgeiste in Opposition tritt, gegen den auch schon das A. T., weit entfernt sein Erzeugnis zu sein, sich überall strafend verhält. Deshalb aber wird man nicht sagen dürfen, daß hier bloße Wiederholung aus dem A. T. vorkomme. Als Ganzes sind die Seligpreisungen neu. Was im A. T. zerstreut und beiläufig sich findet, das wird hier zusammengefaßt und an die Spitze gestellt. Dadurch hat es eine ganz andere Wirkung gewonnen: es hat Christen gebildet, die sich nicht blos von den Juden, die sich auch von den wahrhaftigen Israeliten unterscheiden.

Gegen den damals unter den Juden herschenden Sinn stehen unsere Worte im entschiedensten Gegensatze. Gewalt gegen Gewalt, das wurde damals mehr und mehr die Losung. Das in seinen ersten Anfängen zur Weltherschaft berufene Volk wollte sich nicht ferner den Druck der Weltmächte gefallen lassen, dem es zur gerechten Strafe für seine Entartung anheimgefallen war, man wollte sich nicht demütigen unter die gewaltige Hand Gottes, damit er erhöhe zu seiner Zeit, die Reihe der gewaltthätigen Aufstände, die zulezt in den Jüdischen Krieg ausliefen, hatte schon damals begonnen. Ihr Beginnen ist durch den Erfolg gerichtet worden. Die Gewaltthätigen haben selbst das Land räumen müssen, in dem sie keine Fremde ferner dulden wollten. Sie sind bis auf den heutigen Tag daraus vertrieben, während die Sanftmütigen vor ihren Augen mehr und mehr zum Besitze der Erde gelangen.

Die Sanftmütigen heißen in der Grundstelle Anavim. Anav ist eigentlich ein solcher, der sich beugt, es bezeichnet ursprünglich die Demut und dann die aus ihrer Wurzel hervorwachsende Sanftmut, wie z. B. Moses in 4 Mos. 12 im Gegensatze gegen die von seinen Geschwistern ihm vorgeworfene Anmaßung als Anav bezeichnet wird, was Luther nicht richtig durch „geplagt" wiedergegeben hat. Der neutestamentliche Ausdruck bezeichnet sprachlich nur die Sanftmut, doch weist auf den Zusammenhang von Sanftmut und Demut auch das Wort des Herrn hin: ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, und die Ermahnung des Apostels an die Gläubigen (Eph. 4, 2), zu wandeln mit aller Demut und Sanftmut. Die Neigung zur Heftigkeit und Gewalt geht aus einem stolzen hochfahrenden Sinn hervor, der es nicht vertragen kann, unten zu liegen, sondern durchaus oben schweben will.

Die Sanftmut ist nicht an sich das „wahrhaft weltüberwindende Princip", sondern sie komt nur als Mittel in Betracht, einen gnädigen Gott zu erhalten und zu behalten. Das zeigen deutlich die Worte des 37. Psalmes: „wart auf den Herrn und bewahre seinen Weg, so wird er dich erhöhen, daß du das Land besitzeſt." Gewalt und Unrecht vertreiben Gottes Schutz und Segen. Dem frevelhaften Beginnen mit Verletzung des unerläßlichen Charakters der Mitglieder des Reiches Gottes sich den Besitz der Erde zu verschaffen, kann Gott nicht beistehen, er muß ihm entschieden entgegentreten. Wo aber die Sanftmut sich findet, da tritt Gott ein und wendet ihr zu, was Heftigkeit und Gewalt nimmer erreichen können. Das geschieht aber ganz gegen den natürlichen Lauf der Dinge. „Die da wollen sanftmütig sein, sagt P. Anton, die will die Welt ausbeißen, daß sie kein Plätzchen übrig sollen haben." Eben deshalb ist es so schwer, den Charakter den Sanftmut zu behaupten. Es kann nur von solchen geschehen, die im lebendigen Glauben stehen.

An die Stelle des Landes in dem alttestamentlichen Ausspruche tritt hier die Erde. Das ist den veränderten Umständen angemessen. Auf den Besitz der Erde bis zu ihren äußersten Gränzen war für die Zeit des N. B. die Gemeinde Gottes schon durch die Weissagung des A. B. hingewiesen worden, von Abraham an bis zu Daniel, bei dem die Herschaft über die Königreiche unter dem ganzen Himmel dem Volke der Heiligen des Höchsten gegeben wird.

Die Verheißung hier gehört offenbar dem wahrhaftigen Christenvolke als Ganzen an. Auch dem Einzelnen aber gehört sein Teil daran. Wo wirklich Sanftmut ist als Geistestugend, nicht eine natürliche schlaffe Gutmütigkeit, verkleidete Selbstsucht, die den Nächsten streichelt, um von ihm wieder gestreichelt zu werden, da folgt auch durch Gottes geheime Leitung ein Einfluß auf die Gemüter, eine bestimmende Macht über dieselben, und alle Versuche der Unterdrückung durch hochfahrende Gewalt erweisen sich als ohnmächtig und fruchtlos.

Die Sanftmütigen sind zugleich geistlich Arme, solche, die die Nichtigkeit aller irdischen Güter, Trauernde, solche, die die Nichtigkeit aller irdischen Freuden und Genüsse erkant haben. Dadurch wird die Art und Weise der Herschaft über die Erde näher bestimt. Sie kann sich nur auf dasjenige beziehen, was gleich in der ersten Seligpreisung als das allein Reale hingestellt worden, das Reich Gottes. Die Sanftmütigen besitzen die Erde insofern das Reich Gottes, dessen Träger sie sind, auf ihr zur beherschenden Macht wird. Wenn nur dieser Zweck erfüllt wird, so kann daneben das Wort seine Erfüllung haben: „wir müssen durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen", ja dies Wort muß in Erfüllung gehen, damit die Sanftmütigen sich innerhalb der ihnen angewiesenen Bahn der Herschaft über die Erde erhalten.

Eine großartige Erfüllung dieser Verheißung haben wir in der Christianisirung des Römischen Reiches. Von da an ist die Erfüllung unaufhaltsam fortgegangen, wenn auch wegen mangelhafter Erfüllung der Vorbedingung langsamer, wie man wol erwarten könte. Das große Fragezeichen hinter dieser Verheißung, der Mohammedanismus, der Jahrhunderte hindurch trotz seiner grundsatzmäßigen Verläugnung der Sanftmut im Vordringen war und der Herschaft der Sanftmütigen ein unübersteigliches Hindernis entgegenzusetzen schien, ist jezt am Verbleichen. Ueberhaupt ist jezt nirgends mehr auf der ganzen Erde eine Macht, welche den christlichen Nationen ebenbürtig gegenüberstände, unter denen trotz aller Entartung doch Alles seinen Sitz hat, was von wahrer Sanftmut auf Erden zu finden ist. Alles unchristliche Wesen ist wie noch nie zuvor in der Auflösung begriffen. Alles ist für die Enderfüllung vorbereitet. Möchte sie durch treuen Eifer in der Erfüllung der Vorbedingung realisirt werden!

„Selig sind die Sanftmütigen", das soll sich vor Allem die Kirche im engeren Sinne gesagt sein lassen. In den Angelegenheiten der Kirche darf man nicht auf den augenblicklichen Erfolg sehen. Es gibt da Siege, welche in Wahrheit die schwersten Niederlagen sind, das tritt nicht selten erst nach langen Jahren an den Tag, wie der scheinbare Gewinn, den im 16. u. 17. Jahrhundert der Jesuitenorden der Katholischen Kirche gebracht hatte, erst im 18. u. 19. Jahrhundert seine geschichtliche Beleuchtung erhielt. Der tiefer Blickende aber erkent es sofort. Er weiß von vornherein, daß jeder Sieg eine Niederlage ist, der mit Verletzung des Grundcharakters der Kirche und namentlich der Sanftmut erfochten wird. Es ist erfreulich, daß man jezt auch in der Römischen Kirche anfängt, dies zu erkennen, obgleich vorläufig diese Erkentnis, wie sie uns z. B. bei Montalembert, Dupanloup (in der Schrift über die Convention und die Encyclica), Döllinger entgegentritt, noch mehr dem Gebiete der Klugheit, als der christlichen Weisheit anzugehören scheint. Dem sichtbaren Oberhaupte dieser Kirche aber und seiner nächsten Umgebung liegt diese Erkentnis noch bis auf den heutigen Tag ganz fern. Das zeigt die jüngste Encyclica, die ganz anders lauten würde, wenn diese Erkentnis ihrem Urheber aufgegangen wäre. Er wiederholt in naiver Zuversichtlichkeit die Grundsätze, aus denen die Verletzung der Sanftmut geflossen. Er denkt nicht daran, daß die Buße, die er andern so reichlich zumutet, zuerst von ihm selbst zu leisten

wäre für die ungeheure Verschuldung, die in dieser Beziehung auf dem die Inquisition hegenden und pflegenden, überall das Feuer der Gewaltmaßregeln schürenden, über die Bartholomäusnacht frohlockenden Papsttum lastet und die noch nie von dem Papsttum erkant und bekant worden ist. Vergebens versucht man den nachteiligen Eindruck dieser Thatsachen durch Entstellung zu beseitigen. Man zeigt dadurch nur, daß man die gegenwärtige Situation nicht versteht: es muß solchen, die sie verstehen, wie Döllinger, in den Nieren stechen, wenn sie solchem vergeblichen Treiben zusehen. Die Welt ist viel klüger, wie Bischof Martin denkt, und es ist keine feine Klugheit, sie als dumm vorauszusetzen Man zieht sich neben dem Vorwurfe, daß man gehandelt als ob geschrieben stände: „siehe ich sende euch wie Wölfe inmitten der Schafe", daß man das heiße Gebet zum Himmel emporsteigen machte: „Steh doch bei uns, streit wider ihn, damit der Bluthund nicht gewinn: vergiß Herr der Gefangnen nicht, und tröste die, so er hinricht" nur noch den neuen Vorwurf der Wahrheitslosigkeit zu. Die Thatsachen können durch keinen andern Schwamm ausgewaschen werden, als den einer aufrichtigen Herzensbuße und der unbedingtesten Lossagung von einem Systeme, das Voltaire, Rousseau, der Französischen Revolution die Wege bereitet hat, und dessen Gedenken der Katholischen Kirche auf jedem ihrer Schritte hemmend entgegentritt. Ach daß sie doch die Zeit ihrer Heimsuchung erkänte!

„Selig sind die da hungert und durstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen gesättigt werden."

In der Bestimmung des Begriffes der Gerechtigkeit, daß sie die Tugend ist, die Jedem das Seine gibt, stimmen die klassischen Schriftsteller und die heilige Schrift miteinander überein. Der große Unterschied aber ist der, daß die Heiden in der Verfinsterung ihres Sinnes den wahren Umfang und die ganze Tiefe unserer Obliegenheiten gegen Gott und Menschen nicht erkennen konten. Du sollst lieben den Herrn deinen Gott von ganzem Herzen, von ganzer Sele und aus allen deinen Kräften und deinen Nächsten wie dich selbst, dieser concentrirte Ausdruck der vor der heiligen Schrift verlangten Gerechtigkeit liegt ganz außerhalb des heidnischen Gesichtskreises. Diese Anforderung kann nur derjenige auch nur verstehen, der hindurchgedrungen ist zu einer Tiefe der Gotteserkentnis, wie sie nur aus Offenbarung erwachsen kann. Nicht jeder sogenante Gott, sondern allein der wahrhaftige und lebendige, in seinen Thaten und in seinem Worte und zulezt in seinem Sohne offenbar gewordenen Gott kann Liebe von ganzem Herzen verlangen, und nicht den bloßen „Mitmenschen" gebührt es, mit einer der Selbstliebe gleichen Liebe zu lieben, sondern denjenigen, dem gleich uns dieses Gottes Bild aufgeprägt ist, den Mitgenossen des Bundes und der Erlösung.

Die Gerechtigkeit ist dem menschlichen Geschlechte mit der Sündenfalle verloren gegangen. Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von seiner Jugend an. An diesen Verlust knüpft sich der alles andern Heiles an. Denn die Gerechtigkeit ist die Grundlage aller Heilsspendung. Nur welche jedem gibt, was er ihm geben soll, und also ist, was er sein soll, kann Gegenstand des göttlichen Wolgefallens sein, dessen Folge die Erteilung der Gaben ist.

Schon unter dem A. B. wurde klar und scharf erkant, daß die Gerechtigkeit nur von oben, von Gott kommen kann, der durch seine vergebende Barmherzigkeit den Menschen gerecht spricht und dann durch seinen heiligen Geist ein neues Leben in ihm wirkt. Auf dieser Anschauung beruht die Einsetzung des Sündopfers. David bittet: „Entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde, wasche mich, daß ich weißer werd als Schnee." Und dann „ein reines Herz schaffe mir Gott und einen festen Geist erneuere in meinem Inneren."

Unter dem A. B. aber war diese Erteilung der Gerechtigkeit von oben nur eine unvollkommene. Die volle und wahrhaftige Spendung beruhte auf Thatsachen, die damals noch nicht vorhanden waren. Die Weissagung des A. B. weist die nach dieser Gerechtigkeit Verlangenden auf die Zukunft hin, auf die Tage des Erlösers, der mit seiner Gerechtigkeit alles Heil bringen wird. „In seinen Tagen — spricht Jeremias in C. 23, 6 — wird Juda mit Heile begabt werden und Israel wohnet sicher, und dies ist der Name, damit man ihn nennen wird: „der Herr unsere Gerechtigkeit." Christus wird den Namen: „der Herr unsere Gerechtigkeit" führen, weil er der Canal ist, durch welchen die von Gott ausgehende Gerechtigkeit seinem Volke zufließt. Jesaias sagt: „Der Gerechte mein Knecht wird die Vielen rechtfertigen", 53, 11, und schildert mit anschaulicher Klarheit das versöhnende Leiden des Knechtes Gottes, wodurch er den Seinen die Gerechtigkeit erwirbt. Und nach Daniel C. 9, 24 soll Christus „ewige Gerechtigkeit" bringen.

Die Gerechtigkeit in unserem Ausspruche darf auf der einen Seite nicht losgetrent werden von der Gerechtigkeit in V. 10: „selig sind die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden" und von der Gerechtigkeit in V. 20: „ich sage euch, es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn der Schriftgelehrten und der Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen." Aus der Vergleichung dieser Stellen ersehen wir, daß die Gerechtigkeit hier ein innerlich wirksames Princip, eine Tugend sein muß. Auf der andern Seite müssen wir das Wort der Bergpredigt (Matth. 6, 33) vergleichen: „suchet zuerst das Reich Gottes und seine (Gottes) Gerechtigkeit, so wird euch das Alles zufallen." Daraus ersehen wir, daß die Grundlage der Gerechtigkeit als Tugend, die Gerechtigkeit als Gabe ist, mit der zugleich alles Andere gegeben wird, denn die Gerechtigkeit ist aller anderen Gaben Grundlage und Bedingung, weshalb schon im A. T. so oft, und namentlich im zweiten Teile des Jesaias, Gerechtigkeit und Heil miteinander verbunden werden. Daß die Gerechtigkeit zunächst von außen und von oben kommen muß, darauf weist auch schon in dem vorliegenden Ausspruche selbst das Hungern und Durstenhin. Wenn nicht das Erwerben und Besitzen selig gepriesen wird, sondern das lebhafte Verlangen, so sehen wir, daß das erstere außerhalb des menschlichen Gebietes liegt, daß der Mensch nichts Anderes thun kann, als unabläßig die bittende Hand nach diesem hohen Gute ausstrecken. Noch bestimter führt auf dasselbe Ergebnis die Stelle des A. T., welche dem Ausspruche des Herrn hier unverkennbar zu Grunde liegt, Jes. 55, 1: „auf all ihr Durstigen komt zum Wasser, und die ihr kein Silber habt, komt kaufet und esset, und komt kaufet ohne Silber und ohne Kaufpreis Wein und Milch." Da sind die Hungrigen und Durstigen die Heilsbedürftigen und nach dem Heile Verlangenden. Das dem Volke Gottes ohne sein Zuthun kommende Messianische Heil erscheint unter dem Bilde der Speise und des Trankes Den Gütern des Reiches Christi dort entspricht die Gerechtigkeit hier als das edelste unter denselben und die Grundlage aller übrigen.

Das Hungern und Durstenhier geht nicht blos auf die Gerechtigkeit für das Individuum, es geht auch auf Gerechtigkeit in den öffentlichen Zuständen, geht auf eine neue Erde, auf der Gerechtigkeit wohnt, statt der alten Erde, die seit 1 Mos. 3 eine Stätte der Ungerechtigkeit mit allen sich an ihre Ferse heftenden Uebeln geworden ist. Die Sättigung hat ebenso wie der Hunger und Durst die Gerechtigkeit zu ihrem Gegenstande. Mit dieser sollen sie gesättigt werden.

Die Erfüllung der Verheißung begann mit der Erscheinung Christi im Fleische und fand besonders in seinem Versöhnungstode ihren Mittelpunkt. Mit Christo und seiner Kirche geht überall

die Gerechtigkeit Hand in Hand, das Hungern und Durstennach ihr und das Gesättigtwerden mit ihr: daß das Endziel, die neue Erde, auf der Gerechtigkeit wohnet, kein Utopien ist, das ersehen wir aus ihren überall wahrnehmbaren Anfängen und Vorbereitungen, nicht nur in dem Leben einzelner besonders Begnadigter, sondern auch in den allgemeinen Zuständen christlicher Völker.

Lucas hat: „selig seid ihr, die ihr jezt hungert, denn ihr sollt gesättigt werden." Und das entgegengesezte Wehe lautet bei ihm: „wehe euch, die ihr voll seid, denn ihr werdet hungern." Der Text des Lucas ist auch hier gut als Nebentext. Er läßt die Gerechtigkeit aus und verschließt also der falschen Deutung den Weg, als handle es sich hier nicht um das Heilsverlangen, sondern um ein reges und eifriges sittliches Streben, das schon als solches und auf directem Wege seine Befriedigung mit sich führe. Die Hungernden können der Natur der Sache nach nicht solche sein, die einmal, zu gewissen Zeiten hungern müssen, — das ist etwas Angethanes und kann somit nicht Gegenstand der Seligpreisung sein, es sind solche, die unter allen Umständen, auch mitten im Ueberflusse, „zu der Zeit, da ihres Kornes und Mostes viel ist", hungern, für die alle Genüsse, welche die Erde darbietet, schmacklos und ungenießbar sind, die das Wort Jesaia's zu Herzen genommen haben: „warum wäget ihr Geld dar für Nichtbrot und eure Arbeit für was nicht sättigt." Solcher Hunger kann seine Wurzel nur in dem Verlangen nach Gerechtigkeit haben. Denn eben daß alle Genüsse der Erde dies eine nicht zu gewähren vermögen, daß das Gewissen bei ihnen unruhig bleibt und auch in den öffentlichen Verhältnissen alles als öde und düster erscheint, weil die Gerechtigkeit fehlt, ist der Grund, daß sie unbefriedigt lassen und als schmacklos sich darstellen.

„Selig sind die da hungern und durstenach der Gerechtigkeit", das ist der Maßstab, nach dem wir uns täglich zu prüfen haben. Wo der Hunger und Durst auf Anderes hingeht, als auf dies eine, Gott zu geben was Gottes und dem Nächsten was des Nächsten ist, da muß dies Gegenstand ernster Betrübnis sein. Eine Zeit, in der ein solches Trachten vorwaltet, ist nach dem Sprachgebrauche der Schrift die lezte Stunde, der Vorabend des Gerichtes. Denn Gott kann es nimmer leiden, daß sein Volk, zu dessen Wesen es gehört, nach Gerechtigkeit zu hungern und zu durstenherabsinke zu der Stufe der Heiden, deren Herz in das Trachten nach irdischem Gute und irdischem Genusse aufgeht.

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Der Gott des A. T. gibt sich schon in der Urzeit als „barmherzig, gnädig, geduldig und von großer Huld" zu erkennen, 2 Mos. 34, 6, ein Wort, das durch das ganze A. T. hindurchtönt, wie wenige andere. Die Gläubigen des A. B. erkanten, daß sie wie überhaupt, so auch in dieser Beziehung zur Nachahmung Gottes berufen seien. David sagt in Ps 41: „Wol dem, der gegen den Elenden klüglich handelt, am Tage des Unglückes wird ihn erretten der Herr. Der Herr wird ihn bewahren und am Leben erhalten, er wird beglückt im Lande und nicht mögest du ihn geben in der Feinde Willen. Der Herr wird ihn unterstützen auf dem Siechbette, sein ganzes Lager wandelst du in seiner Krankheit." Die Pharisäer waren auch in dieser Beziehung völlig ausgeartet. Die Selbstgerechtigkeit hatte bei ihnen die Barmherzigkeit erstickt. Wahre Barmherzigkeit geht nur aus dem tiefen Gefühl des eignen Elendes und der von oben erlangten Barmherzigkeit hervor. Nachdrücklich hält Jesus ihnen das Wort ihres eignen Gesetzes vor: „ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer" und ruft das Wehe über sie aus, daß sie die Minze verzehnten und die Barmherzigkeit hinter sich

lassen. Hier nimt Jesus die Barmherzigkeit in die Grundzüge seiner Jüngerschaft auf. Hand in Hand damit geht die Stellung, die er in der Rede über seine Zukunft zum Gericht den Werken der Barmherzigkeit anweist. Er hat aber mehr gethan als das Gebot erneuert, er hat ihm eine ganz neue Fundamentirung gegeben. Barmherzig und gnädig ist der Herr, das ist erst in seiner Erscheinung, in seinem Leiden und Sterben an unserer Statt, zur vollen Wahrheit geworden.

Wir haben hier einen wichtigen Canon, nach dem sich nicht blos die Einzelnen, nach dem sich auch die Kirchen zu prüfen haben. Im Verhältnis zu der Heidenwelt werden die Christen allerdings das Prädikat der Barmherzigen verdienen. „Ein Reisesser weniger", so riefen aus einem Munde die an einer öffentlichen Arbeit in China Beschäftigten, als einer aus ihrer Mitte plötzlich todt niederfiel. Solches kann bei uns nicht vorkommen. Ein Zug der Barmherzigkeit zieht sich durch alle christlichen Völker. Er gibt sich auch in den Zeiten tiefster Entartung noch zu erkennen. Grade die Französische Revolution bietet die leuchtendsten Fälle der Barmherzigkeit dar. Aber die Wirklichkeit bleibt doch auch hier weit zurück hinter demjenigen, was sein sollte. Namentlich in unserer Kirche hat man hier gar viel versäumt, so daß sie Angesichts dieses Ausspruches beschämt die Augen niederschlagen muß. Wir müssen uns freuen, das jezt dieser Mangel mehr und mehr zum Bewußtsein komt, daß hier lebenskräftige Anfänge der Besserung vorhanden sind, wir müssen selbst mit angreifen, so weit dies in unserem Amte liegt, überall aber das Werk mit unserer Teilnahme begleiten und bedenken, daß die es von Herzen treiben auch unsere Schuld mitabtragen. Die reine Lehre ist ein wichtiges Merkmal der wahren Kirche, aber wehe der Kirche, die über ihm die anderen Merkmale vernachlässigt. Das Ende solcher Einseitigkeit ist überall, daß auch das ungerecht bevorzugte Merkmal verloren geht. Die Orthodoxie zerstörte sich selbst, indem sie die Barmherzigkeit und andere wesentliche Obliegenheiten der Kirche vernachlässigte. Der Pietismus auf der andern Seite eiferte für das „thätige Christentum", das Waisenhaus in Halle bildete für ihn einen Mittelpunkt, aber er war gleichgültig gegen die reine Lehre, gegen die Kirche, gegen die Wissenschaft, und diese Gleichgültigkeit zerstörte zulezt auch die Werke der Barherzigkeit.

„Selig sind die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Die Reinheit des Herzens, die Freiheit von aller sündigen Befleckung wird schon im A. T. als das notwendige Merkmal der Glieder des Volkes Gottes hingestellt. „Wer wird auf des Herrn Berg gehen, spricht David in Ps. 24, 3. 4, und wer wird stehen an seiner heiligen Stätte? Der unschuldige Hände hat und reines Herzens ist." So gewiß, führt er aus, als Israels Gott der Gott der ganzen Erde, Gott im wahren und vollen Sinne des Wortes ist, so gewiß kann auch nur die Reinheit des Herzens und die aus ihr fließende Reinheit des Wandels den Zugang zu ihm eröffnen. Nur ein Götze läßt sich mit Aeußerlichkeiten und Ceremonien abfinden. „Nur gut ist Gott Israel, denen die reinen Herzens", spricht Assaph in Ps. 73, 1: er schließt alle diejenigen von Israel aus, die nicht das erste durch die Beschneidung vorgebildete Merkmal eines wahren Israeliten, die Reinheit des Herzens besitzen. Jesaias eifert gleich in seiner Eröffnungsrede gegen diejenigen, welche in thörichter Verblendung meinen, Gott durch eine Fülle äußerer Opfer zufrieden stellen zu können, und wirft ihnen das: „waschet, reiniget euch" entgegen. Aber das Volksleben blieb hinter dieser, aus dem Geiste stammenden Reinheit des Grundsatzes zurück. Die alttestamentliche Offenbarung hatte dem sinnlichen Bewußtsein eine Concession gemacht. Sie hatte in der mannigfachsten Weise das Innerliche der Religion verkörpert, um also durch das Aeußerliche zum Innerlichen hinzuführen. Die nur oberflächlich religiös Angeregten blieben aber bei dem Aeußerlichen stehen, sie suchten an ihm ein Surrogat für das Innerliche zu gewinnen, durch Waschungen und andere Ceremonien suchte man sich der schweren Anforderung der Herzensreinheit zu entziehen, statt sich zu ihr erziehen zu lassen. Das gehörte namentlich recht eigentlich zum Wesen des Pharisäismus. Jesus räumt mit diesem einen Worte den ganzen Schutt hinweg, mit dem seit Jahrhunderten die Anforderung der Herzensreinheit überdeckt war. Er stellte für alle Zeiten der Kirche den Grundsatz fest, daß alles Aeußere nur dienendes Mittel ist, ohne Herzensreinheit Niemand Gott schauen, zu ihm in ein näheres Verhältnis treten, sich seiner Gnade erfreuen kann. Denn das ist schon im A. T. die Bedeutung des Gott Schauens. Steht das erst fest, daß die Reinheit des Herzens die unerläßliche Bedingung der Gemeinschaft mit Gott ist, so muß das ganze Sehnen und Ringen der Sele darauf gerichtet sein, dies Ziel zu erreichen, so werden mit Begierde die von Gott dargebotenen Mittel zur Erreichung dieses Zieles ergriffen werden. Diese Mittel läßt Jesus erst nach und nach klarer hervortreten. Es galt für jezt nur klar zu machen, wie der Christ sein soll, die Aufstellung der Bedingungen des Werdens gehörte einer späteren Zeit an. Selig sind die reinen Herzens sind, wer das erst in das Herz geschlossen, der wird bei der tiefen natürlichen Unreinheit des menschlichen Herzens der Reinigung durch Christi Blut und Geist einen empfänglichen Sinn entgegenbringen.

„Selig sind die Friedfertigen", so lautet das lezte der heiligen sieben Worte, „denn sie werden Gottes Kinder genant werden." Welche Fülle von Streitsucht muß in der menschlichen Natur liegen, daß das Streben, den Frieden zu fördern so stark hervorgehoben wird! Die Sohnschaft Gottes bezeichne nach alttestamentlichem Sprachgebrauch das innige und nahe Verhältnis zu ihm. Daß dies durch die Friedensstiftung bestigelt wird, hat zur Voraussetzung, daß Gott ein Gott der Liebe und des Friedens ist. Genant werden ist mehr als Sein es ist des Seins Offenbarung. Alles wahrhaftige Sein ist zugleich ein Genantwerden: es dringt aus der Verborgenheit in die Oeffentlichkeit durch.

Wir schließen mit den Worten Joh. Heermanns in dem Liede: Komt und laßt euch Jesum lehren: „Herr regier zu allen Zeiten meinen Wandel hier auf Erd, daß ich solcher Seligkeiten aus Genaden fähig werd. — Vater hilf von deinem Thron, daß ich glaub an deinen Sohn, und durch deines Geistes Stärk mich befleiße rechter Werke."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende se muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denyn eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nu deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 44. Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst 513
Beilage 521
— 45. Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst. (Schluß) 529
Die Verkehrung der christlichen Freiheit in Gesetzesverachtung 531
— 46. Die Verkehrung der christlichen Freiheit in Gesetzesverachtung. (Schluß) 537
Der standhafte Prinz 543
Beilage 545
Aus und über Mecklenburg-Schwerin. Die Kirche und die Ritterschaft 552
— 47. Der standhafte Prinz. (Fortsetzung) 553
— 48. Aus und über Mecklenburg-Schwerin. Die Kirche und die Ritterschaft. (Schluß) 561
Beilage 569
Der standhafte Prinz. (Schluß) 569
Das höhere Schulwesen in Preußen 572
— 49. Das höhere Schulwesen in Preußen. (Fortsetzung) 577
— 50. Das höhere Schulwesen in Preußen. (Schluß) 585
Beilage 593
Die sieben Seligkeiten in der Bergpredigt 595
— 51. Die sieben Seligkeiten in der Bergpredigt. (Schluß) 601
Beilage 609

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Professor an der Universität zu Berlin.

Sieben und Siebzigster Band.

Juli bis December 1865.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg.

Professor an der Universität zu Berlin.

Sieben und Siebzigster Band.

Juli bis December 1865.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

Inhalt.

I. Aufsätze.

	Seite
orwort:	
Die Rede des Herrn in Matth. 24 ... 1. 9. 25.	33
Die Darwinsche Theorie	36
Schenkels Charakterbild und Strauß Leben Jesu	38
Der Vortrag Prof. Beyschlags auf dem Kirchentage	61
Einführung der Kreissynoden	69
Die Kirchennot in Berlin	70
Der Berliner Unionsverein	71
Teilnahme eines Juden an einer Predigerwahl	71
Der Streit in Bahn (Pommern)	72
Der Streit der separirten Lutheraner	73
Die Grafen Schmising-Kerssenbrock	74
Bischof Martin von Paderborn	74
Schleswig-Holstein	78
Die Schulfrage in Baden	81
Die Schenkel'sche Angelegenheit	82
Pabst Pius IX. und die Polen	83
Coquerel in Paris	83
Guizot's Betrachtungen	84
Spurgeon's Austritt aus der Ev. Alliance	85
Fliedner, R. Wagner, A. Knapp, Dr. Harnisch, Dr. Graul, Prof. Lindner, Dr. Marriot †	85
. Preuß an den Bischof Martin	85
is höhere Schulwesen in Preußen I. Artikel ... 97. 105.	121
— — — II. Artikel ... 572. 577.	585
ensbilder von „Piskator"	110
e Selsorge. I. Artikel ... 129.	153
— II. Artikel ... 1009. 1041. 1065. 1089.	1113
des Menschen Sele eine Funktion seiner Leiblichkeit?	134
ieronymus" von Lic. Zöckler, Gotha 1865	141
schichte des Rationalismus von Prof. Tholuck, 1865	145
e päbstliche Encyclica	173
s und über Mecklenburg-Schwerin. I. Artikel	177
— — — II. Artikel	255
— — — III. Artikel	397
— — — IV. Artikel	505
— — — V. Artikel ... 552.	561
— — — VI. Artikel	732
r Antichrist. Vortrag im Ev. Verein ... 193. 217. 225. 241.	249
. Schenkel, der badische Oberkirchenrath, die badische Unions-kirche – und die Reformation ... 198.	201
rl Ritter ... 210. 227.	253
. Gerhard	265
s Leben der Altväter der luth. Kirche, herausgegeben von ic. Meurer, Dresden 1861 ff.	273
. Abwehr aus Mecklenburg	281
ssisches Altertum und Christentum auf unsern Gymnasien	289
s allgemeine Priestertum und seine Pflichten. Vortrag im Ev. Verein ... 297. 313.	321
Evangelium des h. Matthäus und die moderne Kritik . Artikel ... 673. 345. 361.	369
. Artikel ... 673. 681. 697. 704. 721.	729
Moses Mendelsson im Verhältnis zum Christentum ... 347.	382
Semiten und Japhetiten von Lic. Grau, Stuttgart 1864	373
Die biblische Geschichte in der Schule ... 385.	393
Naturwissenschaftliche Genealogien, insbesondere die Darwin'sche Theorie ... 409. 417. 433.	457
Aus Mecklenburg-Schwerin	419
Das Duell. Vortrag im Ev. Verein ... 441. 461.	465
Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst 481. 491. 513.	529
Wilhelm Meister	489
„Daheim," ein deutsches Familienblatt	493
Die Verkehrung der christlichen Freiheit in Gesetzes-Verachtung; Vortrag ... 531.	537
„Der standhafte Prinz" ... 543. 553.	569
Die sieben Seligkeiten in der Bergpredigt ... 595.	601
Aus der Ansprache zur Eröffnung der berliner Pastoral-Conferenz von P. Orth	617
J. Chr. Wallmann ... 625. 649.	657
Fritz Reuter	630
K. v. Raumer	633
Der Protestantentag in Eisenach ... 641.	663
Die Kreissynode Altstadt-Brandenburg	684
Das patriarchale Element im lutherischen Pfarramt	711
Das Vaterunser ... 745. 769. 801. 825. 841.	873
Bilder aus der Gefangenwelt ... 753.	777
Die Volksmissionsfeste ... 793.	817
Archäologische Brosamen ... 819.	1048
Die symbolischen Darstellungen auf den Grabmonumenten der Alten ... 831.	849
Ueber den Organismus unserer Kirchengebäude ... 852.	889
Die Matthäuspassion von Joh. Seb. Bach ... 861. 885.	913
Gottfried Arnold ... 865. 879.	897
Ueber Casualreden ... 901. 918.	921
Don Pedro Calderon de la Barca ... 937.	953
Fanny Lewald, oder das entleerte Judentum ... 945.	961
Die h. Taufe in ihrer pastoralen Bedeutung ... 958.	975
Ein Schreiben des Prof. Dr. Zumpt an den Herausgeber	969
Aus einem Vortrag des Präsidenten v. Gerlach	985
Salzburg und Mariaplain ... 991.	993
Die elfte Westfälische Provinzialsynode ... 999. 1073.	1092
Die Kirchthür	1017
Der Dom des heiligen Gral. Vortrag im Ev. Verein 1033. 1057.	1086
Paramentik in der evangelischen Kirche ... 1081. 1100.	1123
Die Geltung Christi in Schleiermachers Theologie 1105. 1129. 1161.	1185
Erlebnisse in einem Tagelöhnerfilial ... 1145.	1159
Der Cultus des Genius und die Kirche. Ein Vortrag 1153.	1177
Luthers Lehre von der kirchlichen Gewalt, von D. Dieckhoff. Berlin 1865 ... 1201.	1215
Kirchliche Skizzen aus Südfrankreich ... 1209. 1225.	1239
Der Pastor im Verhältnisse zu der Zunahme der Meineide ...	1233

Seite

II. Nachrichten.

Amerika 310. 694. 751
Anhalt 175. 184
Baden 501
Baiern. Pfälzische Kirche 237. 260
England 502. 509
Frankreich 406
Paris 86
Hannover. Neue Taufformel 165. 326. 400
Norderney 984
Hessen (Großherzogtum) 1128. 1136
Italien. Briefe über die kirchliche Lage 1174. 1183. 1196
Lübeck. Sontagsfeier 332
Mecklenburg-Schwerin 1056. 1101
Replik 978
Großherzogl. Rescript über die Sontagsheiligung 1219
Oesterreich 358
Wien 288
Preußen:
Brandenburg 421
Eine Stimme aus der Priegnitz über das allgemeine Kirchengebet 1142
Berlin 500
Eine Kreissynode 331
Pommern 1032
Gegen Prof. Hanne's Thesen 810. 822
Kaminer Pastoralconferenz 935. 1014
Kieckower Erklärung gegen Prof. Hanne 1079
Uckermünder Erklärung gegen denselben 1248

Posen 111
Schlesien 449. 739. 103
Synode Grünberg 9
Berichtigung und Förderung 124
Sachsen 92
Versammlungen des Gnadauer Centralvereins 452. 470. 496. 1024. 1037. 104
Rheinprovinz. Wupperthaler Festwoche 67
Sachsen (Kgr.) Leipzig 50
Schaumburg-Lippe 623. 69
Schwarzburg-Rudolstadt 84
Schweden. Der Primas von Schweden gegen Schenkel 74
Schweiz. Bern 113. 142. 71
P. Vögeli 76
Weimar 27
Würtemberg 280. 283. 791. 79
Berichtigung 107
Blindenbibel 66
Erklärungen gegen Schenkel 23. 24. 95. 117. 143. 189. 21
240. 287. 311. 335. 359. 408. 432. 503. 624. 648. 67
Erklärung des Breslauer Ober-Kirchencollegiums 18
Geistliche Lieder, herausg. von Kraus 114
Schriften der apostolischen Väter verdeutscht von Scholz 120
Warnung vor nestorianischen Betrügern 7

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 1. Juli. № 52.

Aus der Ansprache zur Eröffnung der Berliner Pastoralconferenz von P. Orth.

Zwei kirchliche Ereignisse sind es, die uns beim Rückblick auf das verflossene Jahr entgegentreten. Das eine ist die Einrichtung der Kreissynoden für die Provinz Brandenburg. Damit ist die versuchte Weiterbildung unserer Kirchenverfassung in ihr zweites Stadium getreten. Wie das neue Institut sich bewähren wird, namentlich ob die Kreissynode Kraft und Geist finden wird, im Zusammenwirken mit den Gemeinde-Kirchenräthen die Kirchenzucht als Angelegenheit der Diöcesangemeinde in die Hand zu nehmen, oder ob doch am Ende diejenigen Recht behalten werden, die mit einer gewissen frommen Desperation diese Forderung überhaupt für unpraktisch erklären: das muß die Zeit lehren. Ueberdies ist auch die Verordnung, welche wegen der den Kreissynoden beizulegenden Disciplinarbefugnisse erlassen werden soll, noch nicht erschienen. Für jezt also, glaube ich, thun wir wol, wenn wir die einen mit ihren Hoffnungen, die anderen mit ihren Befürchtungen zurückhalten.

Ein anderes kirchliches Ereignis der jüngsten Zeit scheint wert, demselben einige Worte zu widmen: die Ansprache der siebenzig oder wie viel Berliner Geistlichen an die Badener Bekenner. Man ist in der ersten Freude darüber wol so weit gegangen, diesen Zuruf eine That zu nennen; allein das ist solch ein Wort doch nur dann, wenn der, welcher es redet, sich damit irgend einer Gefahr aussezt, und das war hier nicht der Fall. Ganz ungefährlich zwar war es doch nicht. Wir waren auf den Vorwurf gefaßt, der uns auch reichlich zu Teil geworden ist, als ob wir in dieser Sache nicht als selbständige Männer gehandelt hätten, als ob wir uns nur von unserem Evangelischen Oberkirchenrathe als dessen „ergebene Pastoren" hätten „ins Feld führen lassen". Das wäre nun zwar auch keine Sünde, allein es ist das einfach nicht wahr. Die Männer des Kirchenregimentes, von welchen die Berliner Adresse mitunterzeichnet ist, haben sich vielmehr uns, nicht aber wir uns ihnen angeschlossen. Indeß das sind doch blos Mückenstiche. Eine Heldenthat also war unsere Adresse freilich nicht, wol aber dürfte man sie ein Ereignis nennen in Betracht des allerdings merkwürdigen Erfolges, welchen sie innerhalb unserer Landeskirche, ja auch über deren Gränzen hinaus gehabt hat. Ganze Synoden mit Ausnahme auch nicht Eines Mitgliedes, die Geistlichkeit ganzer Kirchenprovinzen mit Ausnahme einer verschwindenden Minderheit sind unserer Adresse beigetreten. Eine Zählung ist nicht angestellt worden, aber es ist wol keine Uebertreibung, wenn man sagt, die Beitrittserklärungen zählen in die Tausende. Wir wissen ja Alle, wie es mit solchen Strömungen ist, wenn sie erst einmal im Gange sind: es wird mancher mit hineingezogen, der, wenn er allein schwimmen sollte, Bedenken tragen würde; aber daß solch eine Strömung wirklich vorhanden ist, das hat sich an dieser Ansprache aufs deutlichste gezeigt, und eben dies ist das Erfreuliche an der Sache. Meine Brüder, vor dreißig Jahren wäre eine solche Adresse mit diesem Erfolg eine Unmöglichkeit gewesen. Die Zeiten haben sich geändert. Wir sind fortgeschritten.

Wie haben wir uns diesen Erfolg zu erklären? Einer Ihrer Brüder war es, ein einfacher Pfarrer, der die Ansprache abgefaßt hat, und der sie den Amtsbrüdern zur Unterzeichnung unterbreitete. Es fügte sich ohne allen Vorbedacht, daß ein Freund von ihm, der zur Abfassung sein Votum zu geben hatte, sich erbot, das Schriftstück seinen Collegen, den geistlichen Mitgliedern unseres Consistoriums, vorzulegen. Sie haben alle unterzeichnet. Mit diesen Namen an der Spitze ging die ursprünglich nur für einen kleinen Kreis gleichgesinter Brüder bestimte Adresse aus, und diesem Umstande zunächst — das wird von uns keineswegs geläugnet — verdankt sie ihren Erfolg. Was daraus für uns zu lernen sein möchte, ist ebenso beschämend nach der einen Seite hin, wie ermunternd nach der andern. Beschämend für die Berliner Geistlichkeit. Sie schließt in sich die kirchenregimentliche Würde, die theologische Gelehrsamkeit, die homiletische, die pastorale Tüchtigkeit. Hochwürdige Greise, in weiten Kreisen verehrt, und eine geistbegabte, streitbare junge Mannschaft nebeneinander geschart. Was vermöchte nicht diese Geistlichkeit durch ihr Voranschreiten zu leisten, wenn sie in allen guten Dingen so einig wäre, wie sie in diesem Falle einmütig vorangeschritten ist.

Auf der anderen Seite ermunternd ist dieser Erfolg für unser Kirchenregiment. Die kirchliche Demokratie gesteht dem landesherlichen Kirchenregimente nur eine provisorische Bedeutung zu, und arbeitet mit einem wahrhaft gracchischem Eifer an der Verwirklichung ihres Planes, die Erkornen der vielköpfigen Menge — mit Luther zu reden — des Herrn Omnes an seine Stelle zu setzen. Sie hat sich bei dieser Gelegenheit davon überzeugen können, daß unsere geistlichen Oberen noch jederzeit die Geist-

lichkeit hinter sich haben, wenn sie ihre gewichtige Stimme erheben zum Schutz der Wahrheit.

Aber vergessen wir nicht die Hauptsache. Das Bekentnis, mit welchem wir den Brüdern in Baden unsere Teilnahme an ihrem Glaubenskampfe bezeugt haben, lautet wörtlich:

> Wir bekennen mit Euch, daß kein Heil ist außer dem, der in Kraft seiner ewigen Gottheit sich selbst für uns dahingegeben hat, und der als Herr und Christ am dritten Tage wahrhaftig auferstanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten des Vaters, von dannen er wiederkommen wird mit Herlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten, deß Reich kein Ende haben wird.

Also um die articuli maiestatis handelt es sich, und der Erfolg, den unser Zuruf gehabt hat, predigt uns die große Lehre, daß es hoch über allem Unionsfanatismus, hoch über allem Confessionsfanatismus, hoch über aller Streitunion noch eine Friedensunion gibt, in welcher Alle, die Jesum ihren Herrn nennen, einig sind. Hier ist das rechte Schlachtfeld unserer Kämpfe wider die Welt, hier auch ist die rechte Siegesbahn für unsere Mission unter denen, die draußen sind. Unsere Annectirungen liegen auf dem weiten Gebiete der articuli maiestatis allgemeiner Christenheit.

Es sei mir gestattet, von dem Gesagten eine weitere Nutzanwendung auf unsere inneren kirchlichen Verhältnisse zu machen.

Als unsere Adresse eben nach Karlsruhe abgehen sollte, kam einer unserer Amtsbrüder und zog seine Unterschrift zurück. Als Hauptgrund, der ihn dazu bestimme, führte er an: Fege jeder vor seiner Thür, und es sei ein Widerspruch, daß wir es unternähmen, die Brüder in Baden in ihrem Glaubenskampfe zu stärken, während wir doch unter unseren eignen Amtsgenossen solche hätten, deren Charakterbild Jesu jenem Heidelberger so ähnlich sehe, wie Ein Windei dem andern. Wahr ist es, es werden Namen genant, es wird auf bestimte Kanzeln hingewiesen und wird behauptet, mit Grund oder mit Ungrund, aber es wird behauptet, daß auf diesen Kanzeln die wahre, wesentliche Gottheit unseres Herrn Jesu Christi, die Versöhnung durch sein Blut, seine wirkliche, leibhaftige Auferstehung von den Todten, seine Wiederkunft zum Gericht, überhaupt also die Grundthatsachen unseres Heils nicht nur nicht gepredigt werden, sondern auch geläugnet, aus einem mehr oder weniger verdeckten Hinterhalte angegriffen, bestritten. Die Gläubigen beklagen das, die Ungläubigen frohlocken; alle, die überhaupt um kirchliche Dinge sich kümmern, so die Gläubigen wie die Ungläubigen, sind darüber einig, so sei es. Das ist Thatsache. Und zwar der Glaube an die Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi von den Todten, das ist doch zulezt das Entscheidende, wie der Apostel sagt: Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden. Die Läugner der Auferstehung Christi lieben es, sich hinter dem apostolischen Worte zu verstecken: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Armer gekreuzigter Jesus, was wärst du, wenn du dein Leben nicht hättest in dir selbst, wenn du es nur hättest in uns armen, elenden, sündigen, halbtodten, bald ganztodten Menschen, und wie beklagenswert erst wir selbst, wenn das, was wir unser Christentum nennen, wenn dies Leben Christi in uns nichts weiter wäre, als das Andenken an einen todten Mann. So müßten wir noch immer mit Maria Magdalena an seinem Grabe stehen und klagen: Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Wir Christen wären mit unserem Jesus übler daran selbst als die Bekenner des Islam mit ihrem falschen Propheten; die haben doch ihr Medina und wissen, wo ihr Muhamet begraben liegt. Und wofür die Apostel geblutet haben und was von den Evangelisten bezeugt wird, diese Geschichten von den Erscheinungen des Herrn nach seinem Tode, was wärs mit diesen Geschichten? Daß wir es gerade heraussagen: Spukgeschichten wären es, wie man sie sich im Zwielicht erzählt, und unser ganzes Christentum wäre nichts weiter als ein unheimlicher Spuk, wie die Weltgeschichte keinen zweiten kent. Fort damit.

Was soll man dazu sagen, und wie sollen wir unsre Stellung nehmen gegenüber von Männern, die der Gemeinde ein so großes Aergernis geben? wünschen Sie, daß das Kirchenregiment gegen sie einschreite? Da müßten sie denn also veranlaßt werden, aus ihrem Versteck hervorzutreten und das von ihnen angerichtete Aergernis durch ein unzweideutiges Bekentnis zu unserm Christenglauben aufzuheben. Wenn sie das nun aber nicht könten, und wenn sie sich überall weigerten, eine Erklärung, wie sie von ihnen verlangt werden müßte, abzugeben? Was dann? Ich weiß, daß viele unter Ihnen wünschen, verlangen, das Kirchenregiment solle sich durch diese Schwierigkeiten nicht abschrecken lassen, es müsse energisch einschreiten, und ich habe zu gewärtigen, daß Sie mich einer falschen Friedensliebe zeihen werden, wenn ich sage: Nein, das können wir so ohne weiteres nicht wünschen. Erwägen Sie! Als unsere Alten jung waren da war bei uns ein Kirchenregiment am Ruder, welches das Christentum zwar duldete, aber es auch nur förderte, pflegte in Gestalt eines meisterlosen Subjectivismus. Der souveraine Professor lehrte, was ihm beliebte, Niemand durfte ein Wort dagegen reden; wer es wagte, der beging ein crimen laesae maiestatis professoriae, und verfiel dem Vehmgerichte des freien Geistes. Freiheit genug für die Raben, keine Freiheit für die Tauben. Vexat censura columbas. Aus der Zeit stammen die Führer der Partei. Die Kirche hat sich ihre Gegner selbst erzogen, und es wäre hart, wenn sie jezt plötzlich mit der Schärfe gegen sie vorginge. Nicht daß sie nicht das Recht dazu hätte, sonst dürfte in solchem Fall auch die bürgerliche Obrigkeit die Uebertreter nicht strafen. Das Recht steht der Kirche zu, aber unter den gegebenen Umständen wäre es unbillig, wenn sie ihr Recht rücksichtslos brauchen wollte. Wir können es nicht wünschen; das aber dürfen wir mit Recht von unseren Gegnern verlangen, daß sie sich ihren Standpunkt innerhalb des Kirchenamtes klar machen. Die Kirche legt ihnen das Schriftwort, le

ihnen das apostolicum in den Mund: Credo, ich glaube. Dies Ich, das bekennende Subject, ist ja allerdings die Kirche in eigner Person, die selbstdenkende, selbstwollende, selbstglaubende, selbstbekennende Braut Christi. Nun aber soll doch der fungirende Geistliche ihr Credo zu seinem Credo machen, ihr Ich in sein Ich aufnehmen, sein Ich in ihr Ich aufgehen lassen. Wenn er das nun doch nicht kann? Mit dem Munde bekennen: Ich glaube, während das Herz nein sagt, ich glaube das nicht, das ist schwer. Wir vermöchten es nicht, wir, wenn wir es thäten, würden uns in unserm Gewissen geschlagen fühlen. Allein wir sind nicht Richter über einen fremden Knecht. Glauben sie solch ein Thun mit ihrem Gewissen vereinigen zu können, so mögen sie selbst zusehen; wir richten sie nicht. Das aber verlangen wir, das können wir mit Recht verlangen, daß sie still schweigen, daß sie nicht auf der Kanzel eben dasselbe bestreiten, was sie am Altar und am Taufstein bekennen, nicht auf der Kanzel, nicht in ihren Schriften, nicht in ihrer „Kirchenzeitung". Das ist nicht zu leiden. Der Kirchendienst am Altar und am Taufstein wird dadurch zu einem unerträglichen Lügenwesen herabgewürdigt.

Was soll denn also werden, und welches ist unser Rath für diese unsre misgläubigen Amtsgenossen? Die Aelteren unter uns haben noch eine Generation von Geistlichen gekant, welche zu den Grundlehren der Kirche im Wesentlichen nicht viel anders standen, als diese ihre heutigen Nachkommen. Gott, Tugend und Unsterblichkeit, das war Alles, was sie aus dem Schiffbruch ihrer Theologie gerettet hatten. Damit arbeiteten sie an der moralischen Ausbesserung der Gemeinden. Aber es waren unter diesen Alten auch solche, welche aus dem älterlichen Hause die Ehrfurcht frommer Väter vor dem Worte Gottes, aus Semlers Schule Semlers persönliche Frömmigkeit mit in ihr Amt gebracht hatten, die der Gemeinde in Frieden dienten, die in der Gemeinde viel Gutes gestiftet haben, deren Andenken noch heute in Ehren gehalten wird. Was dem Amte fehlte, das ersezte die Gemeinde aus dem von den Vätern ererbten, in naivem Unbewußtsein treu bewahrten Schatz der Kirche.

Gehet hin und thuet desgleichen, das ist unser Rath, unsere dringende Bitte an die Gegner. Habt ihr denn gar keinen Gott mehr, ist es denn schon so weit mit euch gekommen, daß ihr mit eurem Propheten sprechen müßt:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.

Habt ihr noch einen Gott, hat euer Gott sich noch nicht gänzlich aufgelöst in den gestalt- und wesenlosen Nebel pantheistischer Weltgeisterei, ist euch noch etwas geblieben von einem Gott, zu dem man beten kann: betet und lehrt die Gemeinde beten; aber zankt nicht wider unsern Gott. Unser Gott ist ein besserer Gott; unser Gott hat einen Sohn, den euer Gott nicht hat. Wir beten zu unserm Gott im Namen seines Sohnes Jesu Christi, und werden erhört. Was geht euch das an, lasset uns in Frieden. —

Und die Tugend —

so sagt euer großer Prophet, der andre —

die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben.

Ist denn eure Tugend kein leerer Schall: übt sie und lehrt die Gemeinde Tugend üben, und die überall Strauchelnden, wie sie „nach dem Besseren streben sollen". Aber uns laßt in Frieden, die wir durch den Geist unseres Gottes gelehrt sind, daß der Mensch nicht gerecht wird vor Gott durch des Gesetzes Werk, nicht einmal durch das Werk des jüdischen Ceremonialgesetzes, viel, viel weniger durch eure Tugendwerke, sondern allein durch den Glauben an den, der sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung. — Und eure Unsterblichkeit! Es erbarmt uns, daß ihr der Gemeinde an ihren Gräbern keine bessere Hoffnung aufzupflanzen habt, als diesen gebleichten, inhaltslosen Unsterblichkeitsbegriff, von welchem man doch sagen muß, so sind die Teufel auch unsterblich. Sei's darum! Es ist doch noch ein Stück Wahrheit darin, und ein sehr wichtiges. Könt ihr euch damit trösten, so tröstet euch und tröstet die Gemeinde. Uns aber laßt in Frieden und tastet uns nicht die lebendige Hoffnung an, zu welcher unseres Gottes Barmherzigkeit uns wiedergeboren hat. Unsere Hoffnung steht auf dem, der da komt in den Wolken des Himmels. Ich war todt, spricht er, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes. Was hat er euch gethan, frage ich, und was haben wir euch gethan, daß ihr miteinander rathschlagt wider den Gesalbten des Herrn und sein armes, elendes Christenvolk? Ach seid ihr denn so ganz abgebrant, ausgehöhlt, verödet, daß ihr nicht anders leben könt als vom Streit? —

Meine Brüder, dies ist nicht etwa nur Ironie; es ist uns ein voller, ehrlicher Ernst mit dem Frieden, den wir unsern Gegnern anbieten. Ihre Lage ist ja freilich eine schwere. Was sie sich zu lehren verpflichtet haben, das glauben sie nicht. Es wäre ja möglich, daß sie unschuldigerweise in diese Lage gekommen sind. Vielleicht, als sie sich verpflichteten, daß sie damals nicht wußten, was sie thaten; vielleicht auch, daß sie später erst auf diese Irrwege gerathen sind. Wol! Die Kirche kann nicht wünschen, daß diese ihre Diener predigen sollten, was sie leider nicht glauben. Sie hat an der Fülle deß, der Alles in Allem erfüllt, eine Expansionskraft, mit welcher sie solche vacua zu durchgeisten vermag. Die Kirche kann es ertragen, daß unter ihren Dienern solche seien, die das Evangelium nicht predigen; daß aber kann sie nicht ertragen, daß ihre Grundlehren von ihren eignen Dienern bestritten werden. Das geht ihr ans Leben. Eine Kirche, die das duldet, gesellt sich eben damit der Synagoge und der Moschee als Gespielin zur Seite, gibt ihre Würde als die reine Braut Christi auf, sinkt herab zur Concubine des Antichristes. In ihren Brautkranz teilen sich die Secten.

Lieben Brüder, es ist leider wenig Aussicht dazu vorhanden, daß unsere Gegner den Frieden annehmen werden, den wir ihnen bieten. Statt daß sie sich still zurückhalten sollten, treten sie mit großer Zuversichtlichkeit hervor, sogar daß sie nun auch

anfangen, über die Gränzen unserer Landeskirche hinaus Bund zu schließen mit allen verneinenden Geistern da und dort. Was denken sie sich nur? Meinen sie etwa, wenn sie auf der Wartburg die Glocke läuten, daß auf dies Zeichen alsbald in allen Landen der Sturm losbrechen müßte wie dort im Lande Baden und dort im Lande Hannover? Es hat nicht den Anschein, als ob das bei uns geschehen werde. Allein wir maßen uns nicht an, Propheten zu sein; es könte leicht anders kommen, als wir meinen. Stoff zu kirchlichen Unruhen ist genug bei uns vorhanden, und wie spricht der Herr? Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Solls denn Krieg sein, so sei es Krieg; der Sieg muß uns doch bleiben. Nicht weil wir die Tausende der Geistlichkeit für uns haben. Man hat es schon eher erlebt, wie solche Majoritäten, wenn die Hitze komt, zusammenschmelzen. Auch nicht, daß wir uns des Glaubens rühmten, der in uns ist. Laß die sich rühmen, deren Glaube nichts weiter ist, als Charakterstärke. Der rechte Christenglaube ist in seinem Ursprunge eine Gabe der göttlichen Barmherzigkeit, in seinem Beharren ein Werk der göttlichen Macht. Die aus Gottes Macht durch den Glauben bewahrt werden zur Seligkeit, die rühmen sich ihres Glaubens nicht, sie rühmen sich allein des Herrn, seiner Barmherzigkeit und seiner Macht. Der Amtsbruder im Lande Baden, an den unsere Adresse gesendet wurde, schreibt uns unter dem 30. December v. J.:

> Das alte Jahr hat uns nur Kampf ohne Sieg gebracht; aber dadurch lassen wir uns nicht beirren. Unsere Hoffnung steht auf dem Herrn, dessen Sache wir führen. Seine Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein. Unsere Augen sehen allein auf ihn. Er wirds zu seiner Zeit eilends ausrichten und sein Volk segnen mit Frieden.

Und schließt dann der Brief:

> Beten Sie für uns, daß der Herr uns Weisheit und Ernst, Beständigkeit im Glauben und Geduld der Heiligen verleihe, und daß er sein Gericht über uns zum Siege führe.

So schreibt der treue Zeuge Christi, und so wird es geschehen. Die Rechte des Herrn ist erhöhet, die Rechte des Herrn behält den Sieg.

Nachrichten.

Schaumburg-Lippe.

Es möge den Lesern der Ev. K. Z. in den Groß- und Mittelstaaten gefallen, auch einmal in die kirchlichen Verhältnisse einer der kleinsten Landeskirchen Deutschlands einen Blick zu werfen.

Unser Regentenhaus ist reformirt, das Land lutherisch. Kam in früheren Jahren der kirchliche Indifferentismus der lutherischen Kirche zu Hülfe, daß sie unangetastet blieb in Lehre und Verfassung, so ist es jezt das kirchliche Bewußtsein unsers teuren Fürsten, der sich des Wolergehens beider Kirchen herzlich freut. Namentlich ist durch d auch den Lesern dieses Blattes bekanten Geheimen Cabinetsrath Vict von Strauß für das kirchliche Leben des Fürstentums eine ne Epoche eingetreten, denn ihm verdanken wir die Berufung ein entschiedenen Landes-Superintendenten, der mit vorsichtiger Hand d Schäden zu bessern und wankend gewordene gut lutherische Ordnu gen wieder zur Geltung zu bringen sucht, aber als das einzige gei liche Glied des Consistorii oft einen schweren Stand hat.

Leider ist es beiden noch nicht gelungen, unsere Kirche von zw Uebeln zu befreien, nämlich von einem traurigen Gesangbuche u einem ebenso traurigen Katechismus. Das Gesangbuch möchte w im ganzen deutschen Vaterlande von keinem zweiten an verwässert und verstümmelten Liedern und an einer Menge rührender Tugen lieder übertroffen werden und gehört ohne Zweifel in die erste Rei der Stierschen Gesangbuchsnot, der es leider nicht gekant zu hab scheint. Man könte aus demselben einen wahren syllabus erroru zusammenstellen, als da sind pelagianische, naturalistische, rationalis sche, eudämonistische u. s. w. Um den Lesern der Ev. K. Z. ein Begriff zu geben von dem in diesem Buche herschenden Geiste mög einige Proben folgen. In höchst rührender Weise sucht es die Ch sten zur Reinlichkeit zu bewegen:

> Rein entfaltet sich der Kelch der Blume,
> Rein entsproßt des Baumes junges Blatt,
> Rein und gut entquillt dem Heiligtume
> Deiner Schöpfung, Herr, was Leben hat.
>
> Auch ich soll dem schönen Bilde gleichen,
> Soll dir ähnlich ohne Flecken sein,
> Und das selge Ziel einst zu erreichen
> Herz und Sinn der Reinheitsliebe weihn.
>
> Reinlichkeit veredelt unsre Triebe,
> Knüpfet enger das verschlungne Band,
> Selig wem der Unschuld reine Liebe
> Ihre Blüten um die Schläfe wand.

(Schluß folgt.)

Gegen Schenkel aus Mähren.

Der Adresse der ev.-luth. Geistlichen Böhmens gegen Schen (cf. Nr. 30 d. Bl.) sind ferner beigetreten:

1. Die folgenden lutherischen Geistlichen Mährens: Joh. Szepes Pfr. u. Senior zu Zauchtel. Joh. Pilecka, Pfr. in Hotzensdo Sam. Jurenka, Pfr. in Wsetin. Thom. Kalenda, Pfr. u Consenior in Hostialkow. Joh. Lany, Pfr. in Ratiborz. J Pellar, Pf. in Przno. Daniel Sloboda, Pfr. in Rottalow Andr. Klima, Pfr. in Christdorf. Alexander Hantsch, Pfr. u Senior in Groß-Lhotta. P. Nowak, Pfr. in Ober-Duben Georg Mittak, Pfr. zu Groß-Wrbka.
2. Die folgenden ev.-reform. Geistlichen Mährens: Joh. Benes Pfr. in Wannowitz und Superint. der mährischen Gemeinden H Conf. Gustav Jelinek, Pfr. zu Wall-Groß-Lhotta. Paul J linek, Pfr. zu Rouschtka. Carl Opocensky, Pfr. in Wset Joh. Woschkrda, Pfr. u. Senior in Lipthal. B. Opocensk Pfr. in Zadverie. Carl Molnár, Pfr. in Jawornik. G. Jm Gerscha, Pfr. in Prussinowitz. Joh. Totuschek, Pfr. u. C nior in Klobouk. Jos. Schwanda, Pfr. in Mißlitz. Karl Schwanda, Pfr. in Ober-Bilimowitz. S. Gartschik, Pfr. Datschitz-Groß-Lhotta. J. Maresch, Pfr. in Neustadtl. J. Chlumsky, Pfr. u. Consenior in Niemecky. M. Krcal, P in Ingrowitz. Benj. Fleischer, Pfr. in Rovecin. Gust. Ga schik, Pfr. in Prosetin.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 5. Juli. № 53.

Johann Christian Wallmann.

Ein missionswissenschaftlicher Nekrolog,
gehalten auf der Generalconferenz der Berliner Missionsgesellschaft.

Aus der Reihe der Männer, die den Beruf empfangen haben, der heiligen Mission in der Weise zu dienen, daß sie die Liebe der Christen gegen die Heiden wecken und nähren, die Boten des Herrn auf ihr Amt vorbereiten und zu ihm abordnen, auch dieselben, wenn sie draußen in der Arbeit stehen, leiten und mit der heimischen Kirche im Zusammenhange erhalten, sind uns im Laufe der jüngst verflossenen zwei und ein halb Jahre drei hervorragende Glieder abgefordert und aus der unteren in die obere Gemeinde, wie wir hoffen, versetzt worden: D. Christian Gottlob Barth, D. Karl Graul und Johann Christian Wallmann. Der zuletzt genante war der unsre, in mehr als einem Sinne der unsre. Er hat die beste Kraft seines Lebens, wenn nicht sein Leben selbst, der christlichen Missionssache geopfert, und es erscheint kaum fraglich, ob nicht der Berliner Gesellschaft der größte Anteil daran zugefallen sei. Solche Wolthaten dürfen auf keinen Fall in den Sand geschrieben sein, vielmehr ziemt es sich, vor der Vergessenheit zu bewahren, was Wallmann der Mission und was die Mission ihm gewesen ist.

Wollte es sich schicken, daß das mit wenig Worten ausgesprochen würde, so wäre zu sagen: Die Mission ist seines Herzens höchste Lust, und er ist ein sehr treuer Diener der Mission gewesen. In Wahrheit, seit ihm die heilige Sache klar und unmittelbar nahe getreten war, hat sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt angezogen. Sie ist der Gegenstand seines Studiums geworden, und von ihr mit der Feder oder mit dem Munde zu zeugen, ward ihm bald das angenehmste, was er nur neben den Hauptpflichten des geistlichen Amtes treiben konte. Nachdem er aber gewürdigt war, seine ganze Person für sie einzusetzen, ist sie ihm sein Ein und Alles, sein Streben und Schaffen, sein Lieben und Leiden, seine Passion, wie er sich ausdrückte, geworden. Sie ließ ihn nicht, als er sie auch lassen mußte. Sie forderte von ihm, da ihr sein mündliches Zeugnis versagt war, das schriftliche beinahe bis zum Ende. Sie drängte sich in die Phantasien auf dem Sterbelager hinein. Und das war nicht anders möglich. Denn er hatte sich stetig mehr von dem großen Werke seines Herrn gefangen nehmen lassen. Er trieb es mit der innersten Neigung und dem Daransetzen aller seiner Kräfte. Sein Herzblut strömte ihr. Fast alles, was er dachte, sprach und that, bezog sich auf sie. Er blieb ihr treu, selbst da, als er schon von ihr gelöst war, und noch in der allerlezten Zeit fragte er beim Erwachen aus dem Fieberschlummer, ob er in Blumfontein oder in Schietfontein geschlafen habe. Das war ein Band, welches einen Mann und eine Sache verknüpfte, wie es für beide nach einem höheren Rathe das ersprießliche ist: die Sache fördert den Mann, und der Mann fördert die Sache, und wenn es gleich durch den Tod zerrissen wird, so geht damit doch auf keiner Seite der Segen verloren, der durch dasselbe gebracht worden ist.

Fern sei es zu läugnen, daß auch andere Männer mit derselben Kraft und Hingebung in unsern Tagen sich der Mission dienstbar bewiesen haben und noch beweisen, und die Liebe eines Blumhard, eines Richter, eines Goßner, eines Barth, eines Graul — wer könte nur im mindesten daran denken, sie in einen Vergleich ziehen oder gar herabsetzen zu wollen! Es dürfte das ein gewagtes, ein misliches Unternehmen heißen. Allein bei der gemeinsamen Freude an diesen mannigfaltigen Gaben unseres Gottes ist es uns nicht nur nicht erlaubt, sondern in der Lage, in welcher wir stehen, geboten, die besonderen Führungen und die eigentümliche Wirksamkeit des Mannes, welcher unserer Mission seine Arbeit zugewandt hat, vor dem Auge vorüberzuführen. Komt doch gerade auf diesem Gebiete kirchlicher Thätigkeit so viel darauf an, wie die Fäden zu dem Gewebe des Lebens eingeschlagen sind und wie sie ineinander gefügt werden! Die Eigenart der Anlagen, der Einflüsse, der Wege, der Ziele, der Erfolge erzeugt nicht geringe Verschiedenheiten in der Stellung des einzelnen Dieners der Kirche zur Mission. Ueber eine ganze Anzahl von Fragen muß er mit sich eins geworden sein und bestimte Antworten auf sie zu geben haben. Die sachgemäßeste Verbindung mit dem Organismus der Heimatskirche, die didaktische und pädagogische Leitung der künftigen Missionare, die Missionsobjekte, die Methode der Bekehrungsarbeit, die nationale, die konfessionelle Seite der Mission — das alles sind Bahnen, in denen nach bestimten Prinzipien vorgeschritten werden muß. Wegen aller dieser Beziehungen hat sich Wallmann zu öfteren Malen in seinen Schriften ausgesprochen, und es wird, wenn die Grundsätze seines Wirkens erörtert werden sollen, nächst einem Hinweise auf die Fundamente, welche denselben zum Unterbaue gedient haben, weiter nichts nötig sein, als die zerstreu-

ten Strahlen des verschiedenartigsten Lichtes in einen Brennpunkt zu sammeln und an ihrem Glanze uns zu freuen.

Die erste Anregung, die Mission lieb zu gewinnen, hat Wallmann nach seinem eigenen Geständnisse während seines Hauslehrerlebens in Frankfurt an der Oder durch zwei Officiere bekommen. Der Grund seines Heils war von ihm bereits auf der Universität Halle gefunden worden, wo ihn, wie er später bekante, Tholuck zum Christen gebetet und geweint hatte. Dann war er Erzieher geworden, und wenn es wahr ist, daß in dem Hauslehrerleben einerseits alle in einem jungen Manne schlummernden Kräfte am sichersten zur Entfaltung kommen, und daß er andrerseits nicht nur erzieht, sondern mehr als sonst in irgend einer zweiten Stellung selbst erzogen wird, so hätte Wallmann schwerlich an einen für ihn günstigeren Ort gestellt sein können. Er blieb fünf Jahre, von 1834 bis 1839, im Hause des jetzigen Ober-Apellationsgerichts-Präsidenten von Gerlach. In dieser Zeit war es, daß er in den Missionsstunden, die in dem Hause des Oberstlieutenants von Schmeling gehalten wurden, und durch den Verkehr mit dem Bruder seines Prinzipals, des damaligen Obersten von Gerlach, der sechs Jahre Präsident des Comité's der Berliner Missionsgesellschaft gewesen war, nachhaltig für die große, heilige Sache angeregt ward. Da aber die ersten, folgenschweren Eindrücke bis in die spätesten Jahre Spuren zurücklassen, so werden wir nicht irren, wenn wir das noble, entschiedene, straffe, auf Disciplin gerichtete, menschenfurchtslose Wesen, welches Wallmann in seinem Amte zeigte, mit auf den Umstand zurückführen, daß es zwei adlige Soldaten waren, denen die Mission ihren künftigen Inspektor verdankte.

Es folgte eine Zeit, in welcher er als Candidat in seiner Vaterstadt Quedlinburg sich aufhielt, einem Conventikel vorstand und viel für einen altersschwachen Pfarrer predigte. Hier bethätigte er seine erste Liebe zur Mission. Er schrieb ein Buch über sie, eine Darstellung der „Missionen der evangelischen Kirche", eine Erstlingsarbeit, die er später gern zu größerer Vollkommenheit umgearbeitet hätte. Dann richtete er im Conventikel Missionsstunden ein, „anfangs etwa mit zwölf bis sechszehn Leuten", wie er selbst darüber berichtete, „einer kleinen Diaspora der Brüdergemeinde. Mit der Zeit kamen immer mehrere zu diesen Betstunden, meistens aus den Handwerkern, arme Leute." Auch hielt er zwei Mal des Jahres, nämlich zu Epiphanias und zu Pfingsten, in der Kirche eine Missionspredigt. Von den Stadtgeistlichen kamen einige mitunter in die Missionsstunden, und es war wol eine Folge von Wallmanns Zeugnis, daß der Superintendent eine ständige Predigt über die Mission an einem Sontage um Petri Paul mit nachfolgender Collecte anordnete. Immerhin aber waren dem Candidaten ja noch die Flügel gebunden. Denn auch die freikirchliche Thätigkeit gedeiht mit wenigen Ausnahmen nur dann wahrhaft, wenn die Träger des geistlichen Amtes sich der Sache annehmen und sich mit Besonnenheit in den Mittelpunkt zu stellen verstehen.

Darum konte Wallmann erst in einer umfassenderen Weise für die Mission eintreten, als er im Jahre 1843 am St. Johannishofe, der Spittelkirche von Quedlinburg, Pastor wurde. Im Frühlinge hatte ihn der damalige Präsident der Berliner Mission, Geheimerath Göschel — wo und auf welchem Wege, ist nicht nachweisbar — zur Bildung eines Missionshilfsvereins aufgefordert. Er ging auf diesen Wink ein und schritt nach Rücksprache mit den bis dahin gesammelten Freunden dazu, den „Verein für den Unterharz" zu gründen und dessen Dienste der genanten Gesellschaft zur Verfügung zu stellen. Im Herbste, am Gedenktage der Reformation, richtete er das bezügliche Schreiben an den Präsidenten Göschel. Einige Ausführungen in demselben sind zu bezeichnend, als daß sie hier nicht angeführt werden müßten. „Ich glaube es sagen zu können", schreibt er von den Besuchern der Missionsstunden, „es gibt welche drunter, die meinen es treu und sind zu Christo bekehrt. Da wir bisher immer noch unter der süßen Last der Conventikelschmach gestanden haben, so hat sich so mancher nicht in die Versamlung getraut, der sonst wol gekommen wäre. Ich habe den Versuch gemacht, diese scheuen Leute durch Missionslesezirkel zu erreichen. Es sind deren drei mit der Zeit eingerichtet, und ich danke besonders dafür dem Herrn, daß der größeste Teil der hiesigen Volksschullehrer die Missionsblätter zu lesen bekomt. — Die Missionsstunden gedenke ich fortzuhalten, aber in einer andern Weise als bisher. Die Königliche Regierung hat mich jezt zum Pastor an einer hiesigen Hospitalkirche ernant. In dieser Kirche möchte ich von jezt an die Missionsstunden halten und zwar nicht am Montag Abend, sondern am je ersten Sontage des Monats Nachmittag 3 Uhr. Ich habe es zwar zur Genüge erfahren, daß solch junge Pflanzen, wie die Missionsvereine jezt bei uns sind, nirgends besser gedeihen als in Conventikeln, wie die Küchlein unterm Korbe, und wenn ich von jezt an statt im Conventikel in der Kirche die Missionsstunden zu halten vorhabe, so komt das gewiß nicht von denen her, die gegenwärtig so viel darauf dringen, die Stunden in die Kirche zu verlegen. Sie haben mich noch gar nicht überzeugt. Aber meine Spitalkirche ist im Grunde nichts weiter als ein Conventikel, liegt ab von der Stadt, faßt nur wenig Leute, und deß bin ich gewiß, wer sich zu mir nach dem St. Johannishofe hinauswagt, um 3 Uhr Nachmittags, um zu singen und zu beten, dem wird man den Pietisten nicht schenken."

Bei dem dann folgenden Jahreswechsel bestellt er eine neue Anzahl Missionsberichte, dreißig Exemplare für die Bedürfnisse des jungen Vereins. Dazu schreibt er: „Ich hoffe, daß ich bald noch mehr fordern kann. Der alte Wunsch — das Blatt nur so populär als möglich! Ich bin gar nicht dafür, daß so vielerlei Missionsblätter in dem Bereiche eines Vereines gelesen werden. Das Vereinsblatt und das in recht vielen Exemplaren — das ist gewiß im Allgemeinen das rathsamste. Nur muß es danach sein. Ich werde zusehen, daß unser Verein in dem Stücke sich recht keusch und nüchtern hält." Als er vier Monate darauf von Neuem dringend wünschte, daß doch die Berichte der Gesellschaft recht populär redigirt werden möchten, antwortet ihm das Comité: „Ihr Wunsch ist auch der unsrige. Indessen werden Sie uns gewiß auch zugeben, daß die rechte Popularität

leichte Sache ist, und darum mit den Männern, welche rn Monatsbericht besorgen, Nachsicht haben, wenn ihnen diese ularität nicht in dem Grade gelingen sollte, als wir sie in er von dem Herrn schon vielfach gesegneten Schrift über die ngelischen Missionen gefunden haben. Möchten Sie aber nicht schöne Gabe, welche Ihnen der Herr verliehen hat, auch un- Missionsblatte zu Nutze kommen lassen? Sie entschuldigen e dreiste Frage, können aber versichert sein, daß geeignete träge von Ihrer Hand uns sehr willkommen sein werden." llmann fand die Dreistigkeit nicht groß genug zur Entschul- ng und schrieb bald etwas für die Missionsberichte. Sein es erschien in demselben im Oktober 1844. Bald bat er auch einzelne Aufgaben und bestimtes Material zur Bearbeitung: wills ja gern thun", setzte er hinzu, „aber so ins Blaue ein ist übel arbeiten." Ob es geschehen, ob nicht, ist schwer verfolgen. Aber ein Jahr später, und er richtete in einem efe, der einen Aufsatz begleitete, folgende inhaltsvolle Worte den damaligen Inspektor des Berliner Missionshauses: „Besser in diesem Sommer mit Ihnen über ein Missionsblatt un- andelt, welches von unsrer Gesellschaft neben den monatlichen sellschaftsberichten sollte herausgegeben werden. Besser, Feldner, feld und ich sind bereit, dies Blatt zu schreiben. Wir haben h schon einen Plan unter uns verabredet. Nur fehlt es noch einer Redaktion des Blattes." Er erklärt dann seine Bereit- ft, dieselbe zu übernehmen, wie Besser vorgeschlagen habe, sei ihm in Betreff der praktischen Ausführung manches un- r. Das fand sehr bald seine Erledigung, und gerade zwei hre nach dem Einsenden jenes Schreibens an den Präsidenten schel gab Wallmann den Namen des neuen Blattes an: der issionsfreund sollte es heißen. In Berlin wurden alle seine rschläge gut geheißen, und nachdem die obrigkeitliche Bewilli- g zur Herausgabe, welche bis zur Mitte des nächsten Jahres sich hatte warten lassen, endlich eingegangen war, eröffnete Missionsfreund seinen Lauf, ein Werk der dienenden Liebe gen die Berliner Missionsgesellschaft, zugleich ein Dienst für die nder Gottes in allen Landen und für die Kirche des Herrn weitesten Sinne des Wortes. Das Blatt bot zuerst ein Vor- rt, dann den Anfang der lutherischen Mission des vorigen ahrhunderts, ferner interessante Partien aus den Missionen der ngländer, auch einzelne Darstellungen aus der neuesten Ge- chte der Berliner Missionare und dazu gedrängte Quartal- ersichten, und das alles in so frischer, volkstümlicher, glän- nder, ursprünglicher Form, daß es etwas schlechthin Neues ar: so hatte bis dahin noch Niemand über die Mission ge- rieben.

(Fortsetzung folgt.)

Fritz Reuter.

Sie sind ein Kernvolk diese Märker, Pommern, Mecklenburger, diese Norddeutschen, und wir leben der Ueberzeugung, daß dies Volk noch eine große Mission hat für das gesamte liebe deutsche Vaterland. Wer Land und Leute kent und liebt, und Respect hat vor der Tüchtigkeit dieses Schlages von Menschen, der hat gewiß auch eine herzliche Freude an Reuters Dichtungen. Uns ist Reuter ein lieber Mann, darum, weil er dies Volk so lieb hat. Denn ein gesundes Auge und die Gabe scharfer Beobachtung allein thut es nicht; nur wer das Volk liebt, vermag es in seiner eigensten Eigenheit so zu belauschen, wie diesem Dichter die unvergleichlich schöne Gabe dazu verliehen ist. Das Formale der Dichtung, Versbau, Reim, Composition und was dahin gehört, thut es erst gar nicht. Dies muß ja freilich der Dichter hinzubringen, und wer dessen nicht ein volles Maß hat hinzuzubringen, der mag immerhin innerlich ein Dichter sein sich selbst zur Freude, dichten aber, so daß auch Andere eine Freude daran haben, kann er nicht. Was den Dichter macht, das ist der Gegenstand, daß ein Mann Auge und Herz habe, den Gegenstand, der ihm geschenkt ist, als ihm geschenkt zu erkennen, alles andere bei Seite zu lassen und das ihm gegebene ins Auge und ins Herz zu fassen. Reuters Gabe ist die norddeutsche Volksart; die hat er so ins Auge und ins Herz gefaßt, und so vors Auge und ins Herz gebildet, daß wir daran einen wahren Schatz haben. Wenn Reuters Dichtungen im Süden Deutschlands ebenso gelesen werden wie bei uns, so kann man sagen: seine Mission ist selbst eine politische; denn damit hat er für eine Versöhnung des Südens mit dem Norden unseres Vaterlandes mehr geleistet, als alle Nationalvereine zusammengenommen.

Zweierlei aber ist, was uns an Reuters Dichtungen mißfällt, so weit wir sie kennen. Er stellt vorzugsweise nur das Geringe in der Volksart, das bis zum Lächerlichen Geringe dar. Die Virtuosität, mit welcher er es darstellt, ist bewunderungswürdig, und daß er auch in dem Geringen und Lächerlichen das Liebenswürdige zu finden und es mit Liebe darzustellen weiß, das ist eines wahren Dichters Art. Dennoch muß man fragen: wie geht das zu? Ist der edle Kern so unwert, daß der Dichter fort und fort an der holzfasrigen Schale nagen muß? Damit hängt ein Anderes innerlich zusammen. Fast ohne Ausnahme, wenn er das Volk in seinen edleren Regungen darstellen will, wird er in Auerbachs Weise sentimental, greift er fehl, und dichtet dem Volke Gefühle an und läßt es in Worten reden, die ihm gänzlich fremd sind. Wir sagen mit Bedacht: fast. Wo er die Gutherzigkeit, die Liebe, die Treue, die Redlichkeit, überhaupt die Volksmoralität darstellt, da trifft er es allemal köstlich, zum Beweise, was er vermöchte, wenn sein Blick weiter reichte. Das Tiefe aber, das Zarte und Innerliche zu fassen, fehlt ihm das Organ. Da spielt er dann mit den Blümlein und Vögelein, den Sternen, Himmel und Lüften, daß es zum Erbarmen ist. Nicht daß es dem Volke an diesen zarten Gefühlen

fehlte; aber es verschließt sie im tiefen Herzen, und wo es sie dennoch äußert, geschieht es stets in naiver Weise, niemals sentimental. Wo dergleichen dennoch im Volksmunde vorkomt, ist es allemal ein Zeichen davon, daß seine naturwüchsige Art bereits von der Bildung „beleckt", angefressen ist. Und zwar dies zwitterhafte Wesen zu ironisiren, ist wiederum Reuters höchst ergötzliche Kunst. Er kent also den Unterschied zwischen dem Naiven und dem Sentimentalen; wie sollte auch ein solcher Dichter diesen Unterschied nicht kennen. Um so mehr ist es zu verwundern, wie er sich nur so sehr hat verirren können, in allem Ernste das Herz unseres Landvolkes dermaßen zu sentimentalisiren. Da fragen wir wiederum: wie geht das zu? Ist unser Volk denn so roh, daß man ihm Gefühle und Redeweisen andichten muß, die viel mehr am Theetische zu Hause sind, als auf der Ofenbank und auf der Heuwiese unserer lieben Bauersleute? Das doch wahrlich nicht.

Der Grund von beiden Fehlern ist, wie wir überzeugt sind, einer und derselbe. Reuter kent das Christentum nicht, und kann daher das Volk in seinem innersten Kerne nicht verstehen; denn der rechte Kern unseres Volkes ist eben kein anderer, als eben das Christentum selbst. —

Ob er wol jemals den Heliand gelesen hat? Dies Buch ist nicht lange hernach geschrieben, nachdem die Sachsen mit Gewalt zu Christen gemacht worden waren. Dennoch wie ist in so kurzer Zeit das Christentum germanisirt, und folglich in eben so kurzer Zeit der Germane christianisirt worden. Zum Beweise dessen, was wir sagen: der eigentliche Kern unserers Volkes ist das Christentum.

Woher nur Reuter's Horror vor dem Pietismus? Was die Theologie so nent, das ist wirklich eine Ausartung des lutherischen Christentums, seiner Zeit nicht unberechtigt und immerhin noch achtungswürdig genug, die auch zum Teil ihre guten Früchte für unser Volkstum getragen hat, dennoch aber eine Ausartung. Was dagegen Reuter Pietismus nent, das ist in Wahrheit nichts anderes, als das Christentum selbst, wie es sich, allerdings hie und da mit etwas Pietismus tingirt, bei unsern lieben Märkern, Pommern und Mecklenburgern findet, nämlich bei denen, die überhaupt ihr Christentum noch nicht ausgezogen haben. Dafür hat Reuter keinen Verstand. Es gibt eine Sphäre, wo sich der Bauer mit dem Bildungsmenschen berührt, wo der eine dem andern nicht viel von seinem Guten, desto mehr von seinem Schlechten, Geringen mitteilt: das ist der Amtmann, der halbgebildete Gutsbesitzer. So auch gibt es eine Sphäre, wo sich der Bürger, der Handwerksmann mit dem Bildungsmenschen amalgamirt: das ist der Bierbänkler, der Weinstübler, der Ressourcenmann. Das sind eben auch Menschen, die unser Herrgott unter seiner Sonne leidet, und wie leider unser Volkstum in der Auflösung begriffen ist, greift diese Art mehr und mehr um sich und zehrt unser liebes, wertes Volk auf. Reuter wäre

ganz der Mann dazu, diese Art Menschen ironisch zu fasse Und wirklich faßt er sie in ihrer ganzen Eigenheit aufs köstlichst nur nicht in dem Einen Punkte, der leider der Hauptpunkt i nur nicht in ihrer religiösen Verkommenheit. Dazu müßte darüber stehen; er steht aber leider nicht darüber, sondern mitte darin. Gerade so wie diese Art Leute in ihren Bier- und Wei stuben vom Christentum und allem, was damit zusammenhäng zu reden pflegt, gerade so duftet Reuter's Poesie vom Bier Wein- und Tabaksgeruch, so oft er auf diese Dinge zu rede komt. Er, der Mann mit der deutschen Dichterader, er läßt si in solcher Gesellschaft finden, Reuter sympathisirt mit diese raisonirenden, schwadronirenden, lästernden Gesindel!

Dies, wie wir es verstehen, der Grund seiner Fehler na beiden Seiten hin. Weil Reuter das Volk in seinem edle Kern — das ist sein Christentum — nicht begriffen hat, blei ihm nur die geringere Außenseite; weil er die Sprache nic versteht, die der Geist Christi aus unserm Volke redet, ist genötigt, ihm diese falsche, verschwommene Empfindsamkeit anzu dichten. Bei einem Dichter wie Auerbach kann das nicht an ders sein; er ist eben ein Jude; Reuter aber, aus derselbe Quelle getauft, wie unser treues, christliches Volk, ihm mu was an unserm Volke das Beste und Schönste ist, fremd ble ben? Wie traurig ist das, und welch ein Zeichen der Zeit! Un dabei hat der Mann dies wunderbar klare Auge für das n türlich Gute und Schöne unseres Volkes, für seine Liebe un Treue in guten Tagen und in bösen Tagen. Hat er denn n gehört von der anima naturaliter christiana, und merkt nicht, daß dies natürlich Christliche und das positive Christentu aus einer und derselben Quelle fließt, eben aus der Quelle, a welcher er zum Christen getauft ist?

Ein gutes Auge thut viel. Wenn er mit seinem Dichterau einmal dem Volk ins Angesicht schauen könte in den Momente seiner christlichen Weihe, das würde ihm wenigstens einen Respe geben vor dem, was er Pietismus nent; begriffen aber wird e nur mit dem Herzen im Glauben.

Verlangen wir also, daß er Kirchenlieder dichten, sein ehr liches Plattdeutsch in eine ascetisch fromme Sprache umgieße soll? das sei fern, dafür hat er keine Gabe. Einer kann nic Alles. Shakespeare war ein christlicher Dichter, ein rechte Herold des Evangeliums, und war doch nichts weniger als ei ascetischer Dichter. Was wir verlangen und ihm von Herze wünschen, ist, daß er anderen Sinnes werden möge persönlic zu erkennen, daß in keinem andern Heil ist, als in Christ Wenn Gott ihm diese Gnade geben wollte, dann würde er au unser Volk besser verstehen, als bisher, und das würde sich dan auch bald kund geben in neuen Dichtungen.

Ob das wol zu hoffen steht? Schwerlich!

Von einem Augenzeugen wissen wir, was sich neulich m ihm auf dem Protestantentage zu Eisenach begeben hat — dahi bekantlich hat der Dichter sich — zurückgezogen. Da hat de Vorsitzende Dr. Krause den gegenwärtigen Dichter ins Gesic gelobt, daß er mit seinen Dichtungen für wahres Christentu mehr geleistet habe, als alle orthodoxen Pastoren. Er darauf seiner Antwort hat allerlei Schnurren von mecklenburgische Pastoren erzählt, daß die Kirche von dem Bravorufen und de Gelächter der Protestantenversamlung wiedergehallt hat. Scha um den Mann!

Und doch auch so sei ihm hiermit von einem, der kein Pi tist ist, für vielen Genuß, den seine Dichtungen uns gewäh haben, Dank gesagt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 8. Juli. № 54.

Karl von Raumer.

Der Heimgegangene schrieb dem Herausgeber noch unter dem 13. Mai, also drei Tage vor dem Unfall, der sein Ende herbeiführte, bei Uebersendung des bereits mitgeteilten Aufsatzes über Goethes Wilhelm Meister neben anderen herzlichen Worten: „Grüßen Sie Ludwig Gerlach. Kaum werden Sie außer ihm und mir noch einen Mitarbeiter an der Ev. K. Z. haben, dessen Beiträge bis auf 1827 zurückgingen." Ganz besonders in den ersten und schwersten Jahren der Ev. K. Z. ist ihr die Mitarbeit des Seligen von unschätzbarem Werte gewesen. Später erlitt sie zuweilen längere Unterbrechungen. Aber die Treue, dieser Grundzug in dem Charakter v. Raumers, knüpfte stets von Neuem und bis zur unmittelbaren Nähe des Todes das Band wieder an, und daß sein Alter war wie seine Jugend zeigt der erwähnte lezte Aufsatz. Dem Drange, das Andenken des teuren Mannes zu ehren, können wir nicht besser genügen, als durch die uns freundlich gestattete Mitteilung der trefflichen Worte, die Dr. Thomasius an seinem Grabe sprach.

Gelobt sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten zu einem unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel. Amen.

Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen; du hast mich erlöset, Herr, du getreuer Gott — mit diesem Gebetsworte bin ich von dem Sterbebette des teuern Entschlafenen, den wir hieher zu seiner Ruhe geleitet haben, geschieden; mit einem Gefühl dankbarer Wehmut stehe ich jezt an seinem Grabe. Und nicht ich allein. Viele von uns, ich weiß es, haben an unserem seligen Raumer einen langjährigen, treuen, väterlichen Freund verloren, mit welchem in innigstem Verkehr zu leben ein wahres Bedürfnis für sie geworden ist; Alle einen geliebten und liebenswürdigen Amtsgenossen; die Universität eine ihrer schönsten Zierden, den ältesten unter ihren Lehrern, den ehrwürdigen Greis mit dem frischen, jugendlichen Herzen, der ihr bis zum lezten Odemzuge die treueste Liebe bewahrt und bewiesen hat. Einen treueren Freund und liebenswerteren Lehrer hat sie nie begraben. So stehen wir mit Wehmut, aber auch mit Dank, mit großem Dank gegen Gott für das, was er uns in ihm gegeben hat, an seinem Sarge.

Sie ist uns Allen gegenwärtig die Persönlichkeit unseres in dem Herrn entschlafenen Raumer: dieses treue, edle Gemüt, dieses warme Herz, voll Liebe gegen alle Menschen, dieser reiche, vielseitige, bewegliche Geist, diese herzgewinnende Freundlichkeit, die aus seinem Angesicht leuchtete — wir werden sie nie vergessen. Teilnehmend an Allem, was ihn umgab, und mitteilsam aus den reichen Schätzen seines Geistes und seiner Lebenserfahrung, wahr und offen, so daß man immer durch sein Wort hindurch bis auf den Grund seiner Sele hinab sehen konte; eine durch und durch lautere, sittliche, feine Natur, aufgeschlossen für alles menschlich Gute und Schöne, aller Gemeinheit und Ungerechtigkeit feind, — eine ideale Richtung, die auf jedem Gebiete, welches sie ergriff, nur die höchsten Ziele verfolgte, und die doch den saueren Fleiß der Arbeit am Einzelnen und Kleinen sich nicht ersparte; denn Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit ging unserem Raumer über Alles, Flunkerei und leere Geistreichigkeit widerstrebte seinem grundgesunden Sinne ebenso und noch mehr, als bloßes todtes Wissen: so war der Mann, den wir heute begraben.

Und was das Schönste und Beste an diesem edlen, vielbewegten Leben gewesen ist, ist das: daß es ein Leben in dem Herrn war. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn — mit voller Wahrheit darf ich dieses Schriftwort auf unseren entschlafenen Amtsgenossen anwenden. Es bezeichnet wirklich den innersten Kern und Sinn, die Sele und die bestimmende Richtung seines Lebens. Das Christentum ist ihm die eine, große Hauptsache gewesen; die Gnade Gottes in Christo sein Trost, und zwar sein einziger Trost im Leben und im Sterben; das Wort der heiligen Schrift sein Lied im Hause seiner Wallfahrt und der Leitstern selbst bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen. Von dem Glauben an die göttliche Wahrheit war Alles durchdrungen, was er lebte und liebte, arbeitete und dachte. Er hat einen verklärenden Schein auf seine ganze Persönlichkeit geworfen. Und es war ein aufrichtiger, kindlicher, herzlicher Glaube, ein rechtschaffenes, werkthätiges Christentum, das zwar auch bei ihm erst allmälig in der Schule des Lebens durch manche Gestaltungen hindurch gereift und von Schwachheiten und Gebrechen nicht frei gewesen ist, das

aber zu seiner Zeit die Schmach des Bekentnisses Christi reichlich erfahren mußte und sich dessen nie geschämt hat. Auch wo es mit großer Ungunst vor Menschen verbunden war, ist Raumer stets ein treuer Zeuge unseres Herrn gewesen. Leben wir, so leben wir dem Herrn. Von diesem Leben unseres entschlafenen Freundes ist es daher auch in seinem Maße wahr geworden, was der Herr selbst gesagt hat: Wer an mich glaubet, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. Ich meine da nicht blos, ja nicht einmal vorzugsweise, das was er in seinem besondern Fach als akademischer Lehrer der Mineralogie und Geologie geleistet hat, ich meine vielmehr die allgemeine Anregung, die von ihm in weite Kreise und insbesondere auf die akademische Jugend ausgegangen ist. Denn gerade das gehörte mit zu seiner Eigentümlichkeit und zu seinen schönsten Verdiensten, daß er es mit für seine Lebensaufgabe erachtete, in den Gemütern der Jugend den Sinn für Wahrheit und Sittenreinheit zu pflegen, Begeisterung für die höchsten Ziele und Ideale zu wecken, insonderheit die Liebe zu Gottes Wort und Christi Reich in sie pflanzen zu helfen. So hat er ihnen das Beste, was er besaß, im vertrauten, väterlichen Umgang, in treuer, hingebender Liebe mitgeteilt. Das sind Früchte, für die ihn heute noch Viele dankbar segnen, noch in der Ewigkeit segnen werden, das sind Lebensströme, die sich weithin über Kirche und Vaterland ergossen haben; wenn vielleicht zum Teil schon vergessen von der vergeßlichen Gegenwart — im Buch des Lebens werden sie aufbehalten bleiben. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Wie sollten wir also nicht unsere Hände aufheben und Gott danken für das, was er in diesem treuen Knechte, uns, unserer Universität und seinem eigenen Hause gegeben hat? und wie sollten wir uns nicht freuen, daß er jezt den müden Wanderer so sanft und selig zu seiner Ruhe eingeführt hat? —

Andächtige Leidtragende! Wenn ich es sonst wol versuchte, am Grabe eines unserer heimgegangenen Amtsgenossen ein Bild seines Lebens und Wirkens zu geben, hier an diesem Grabe vermag ich es nicht. Dazu bin ich dem Verstorbenen persönlich zu nahe gestanden. Auch ist sein Leben zu reich an wechselvollen Begebnissen und mannigfaltigen Beziehungen gewesen, als daß es sich in einige kurze Züge zusammenfassen ließe. Es gibt keine große vaterländische, religiöse und wissenschaftliche Angelegenheit, an welcher Raumer nicht den lebendigsten, zum Teil selbstthätigen Anteil genommen hätte. Es ist ein Stück Weltgeschichte, das er nicht blos gesehen, sondern mitgelebt und mitgestritten hat. Während die Erinnerungen seiner Kindheit bis in die Schreckenstage der französischen Revolution zurückreichen, fand ihn das angehende Mannesalter bald auf Untersuchungsreisen in Gebirgen, bald auf den Schlachtfeldern Deutschlands, bald auf dem akademischen Lehrstuhl, bald als Knabenerzieher an einem Institut; oft in sehr bedrängten Lagen, auf aussichtslosen Wegen, die aber seinen frischen Mut und sein Gottvertrauen nicht beugten. Zweimal hat ihm Gott sein Haus abgebrochen, bis er ihm später an unserer Hochschule eine bleibende Stätte erbaute. Dazu komt, daß Raumer, obwol er ein fleißiger Forscher war und im vertrauten Umgang mit den edelsten Geistern der Vorzeit, mit Augustin und Luther, mit Baco und Kepler, seinen Lieblingen, lebte, doch noch mehr mit lebendigen Menschen als mit Büchern verkehrte. Fast alle bedeutenden Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts waren ihm bekant; mit vielen derselben stand er in den engsten vertrautesten Beziehungen, im lebendigsten Austausch der Gedanken und Interessen; selbst die engere Geschichte seines Haus- und Familienlebens ist so erfüllt von gnadenreichen Führungen und schmerzlichen Heimsuchungen, daß eine Erzählung derselben den Raum einer kurzen Gedächtnisrede weit überschreiten würde.

Ich muß mich daher begnügen, einige Züge aus seinem Jugend-, Mannes- und Greisenleben hervorzuheben.

Karl von Raumer, kgl. Professor der allgemeinen Naturgeschichte und Mineralogie, Hofrath und Ritter des eisernen Kreuzes, des königl. bayr. Ordens vom h. Michael und des königl. preuß. rothen Adler-Ordens, ist geboren zu Wörlitz in Anhalt-Dessau am 9. April 1783. Sein Vater, fürstlicher Kammerdirektor daselbst, ein ausgezeichneter Landwirth und tüchtiger Charakter, seine Mutter eine geborene De Marées, die Tochter eines Predigers. Beide Eltern von gottesfürchtiger Gesinnung, insbesondere die Mutter eine sehr verständige fromme Frau, deren Gebet und Unterweisungen sich der Erinnerung des Knaben tief eingeprägt haben. Den Jugend-Unterricht empfing er erst durch Privatstunden in Wörlitz, dann auf dem Joachimsthaler Gymnasium in Berlin, wo er an dem Rektor desselben, Meierotto, einen grundgelehrten Lehrer und trefflichen Erzieher fand. Im Jahre 1801 bezog er die Universität Göttingen, um nach dem Wunsche seines Vaters die Rechte zu studiren. Aber in der Jurisprudenz fand er keine Befriedigung. Der Zug seines Geistes ging vielmehr auf Sprache, Geschichte und Poesie. Die großen Dichter jener Zeit begeisterten ihn, am meisten der sinnige Novalis, von dem er bekent, daß er eine ganze Welt von Gefühlen und Ahnungen in ihm geweckt habe. Kein Buch, die Bibel ausgenommen, sagt er selbst, hat so tief auf mich gewirkt und so nachhaltige Eindrücke in mir zurückgelassen. Auch in Halle, wohin er sich 1803 begab, beschäftigten ihn vorzugsweise Dichter und Geschichtsschreiber, namentlich war es Wolf, dessen Vorlesungen ihn auf das Mächtigste anregten, während er zusammen mit seinem Freunde Immanuel Bekker die Griechen las. Den entscheidendsten Einfluß auf ihn aber gewann Steffens, der dort seit 1804 seine geistvolle Naturanschauung in jugendlicher Fülle entwickelte, und der ihn auch in das Haus des berühmten Kapellmeisters Reichard in Giebichenstein einführte, in dem sich die hervorragendsten Männer aus der Nähe und Ferne zu begegnen pflegten, und wo sich bald auch die Neigung entspann, die später zu einem so schönen und glücklichen Ehebund geführt hat. Von Steffens auf den großen Geologen Werner in Freiberg hingewiesen, siedelte Raumer im Jahre 1805 dahin über. Was ihn dahin zog, war keineswegs zunächst die Minera-

e, es war vielmehr der Gedanke, den Steffens in seine Sele
orfen, daß die Erde eine Geschichte, eine wirkliche Geschichte
e, die sich aus der Betrachtung der Gebirgswelt enträthseln
e, und daß die Geschichte der Menschheit und ihre uralten
gen mit der Geschichte der Natur im Zusammenhange stehe.
begann er jezt, um diese verborgenen Anfänge zu ergründen,
erseits in die indische Literatur sich zu vertiefen, andrerseits
Resultate der Werner'schen Gebirgsforschung zu studiren und
ter selbst die schlesischen und andere Gebirge gründlich zu unter-
)en. Erst allmälich gewann er an der Hand des großen
eisters die entschiedene Vorliebe für die Mineralogie, der er
m auch sein Leben lang treu blieb. Dies sind die Anfänge
seres Raumer auf dem einen Gebiet, welches er hernach
seinem Lebensberufe gemacht hat.

Im Jahre 1808 ging er zum Behufe naturwissenschaftlicher
udien nach Paris; aber eben dort, an dem Mittelpunkt der
poleonischen Herschaft, legte sich der Jammer, die Schmach
d Entwürdigung, welche von da aus über unser Vaterland
ommen war, fast erdrückend auf sein ächt deutsches Gemüt.
er Uebermut der stolzen Verächter unseres Volkes, den er dort
ganz in der Nähe zu erfahren bekam, beugte seine Vaterlands-
be bis in den Staub, aber entflamte auch in ihm, wie in so
len edlen deutschen Männern jener Zeit, den ersten Strahl
Hoffnung und den mannhaften Entschluß, die Schmach des
terlandes zu brechen und zu sühnen. Der zündende Gedanke,
insbesondere Fichte's Reden in die deutsche Nation hineinge-
rfen hatten, daß nur durch eine Erneuerung des Volksgeistes
n innen heraus, nur auf den Wegen sittlicher, nationaler Er-
hung und Stärkung Rettung zu finden sei, dieser Gedanke
tte auch in Raumer gezündet, und trieb ihn nach Iferten zu
estalozzi, um dort aus eigner Anschauung das Erziehungswesen
nen und üben zu lernen. Zwar sah er in Iferten seine Er-
artungen enttäuscht, aber wir haben doch hier die Anlässe und
nfänge zu dem andern Hauptgebiete, mit welchem Raumer
äter sich so eingehend beschäftigt, und auf dem er durch Lehre
d Schrift so Herliches geleistet hat: ich meine die Pädagogik
d sein unsterbliches Werk darüber.

Wir sehen, es ist bei ihm Alles aus den innersten Tiefen
s Gemütes und aus dem Streben nach den edelsten Zielen er-
achsen, Alles aus dem Leben geboren und für das Leben ver-
ertet.

Seine erste Anstellung fand er in Berlin im Jahre 1810 als
eheimsekretär des Oberberghauptmannes Gerhardt. Im Jahr
rauf wurde er zum Professor der Mineralogie und Bergrath
Breslau ernant. Und hier war es auch, wo er sich am
. September 1811 mit seiner geliebten Braut, der Tochter
s Kapellmeisters Reichard, Friederike, vermählte, an der er
e Lebensgefährtin fand, reich an Geist und Gemüt, von hoher
egabung und Bildung, eine Frau, die mit seltener Charakter-
rke die freudigste Opferwilligkeit verband und mit beiden auch
den schwersten Bedrängnissen und Lagen dem Gatten treulich
e Seite stand.

Aber das stille Glück der jungen Ehe sollte bald eine Unterbrechung erleiden. Der König von Preußen hatte sein Volk zum Befreiungskampf aufgerufen, und Raumer zögerte keinen Augenblick in die Reihen der Streiter einzutreten. Unter der freudigen Einwilligung seiner jungen Frau zog er mit in's Feld. Im schlesischen Heere an der Seite des von ihm hochgeehrten Gneisenau, als Adjutant desselben, nahm er an den glorreichen Schlachten jener großen Tage Anteil und zog mit den verbündeten Heeren über den Rhein nach Frankreich, später nach Paris. Von diesem Abschnitt seines Lebens schweige ich — das eiserne Kreuz auf seiner Brust redet laut genug davon, und die anschauliche Darstellung, die er uns selbst hinterlassen hat, zeigt uns in ihm einen der edelsten Vertreter jenes ächten Patriotismus, der in dem Glauben an den lebendigen Gott seine Wurzel hat, und welchem Gottesfurcht, Treue und gute Sitte die Grundsäulen der Volkswolfahrt sind. Bis an sein Ende hat er sich als solcher bewährt.

Ueber seine weiteren Lebenswege nur wenige Worte. Nach seiner Rückkehr aus dem Felde lebte er in Breslau mit hingebender Liebe seinem Berufe, seiner glücklichen Ehe und dem Kreise seiner Freunde. Im Jahre 1819 wurde er an die Universität Halle versezt. Zwar fand er auch hier anfänglich einen schönen Wirkungskreis für seinen Verkehr mit der akademischen Jugend, aber allmählig sah er sich so sehr auf allen Seiten von Misverständnissen und Mistrauen umgeben, daß ihm das längere Verbleiben in dieser Stellung verleidet wurde. Nachdem er alle Hoffnung auf Verständigung verschwunden sah, kam es ihm wie ein Ruf von Gott, daß er im Jahre 1823 die Aufforderung erhielt, an eine Erziehungsanstalt in Nürnberg, die unter der Leitung Heinrich Dittmar's stand, einzutreten. Es war ihm ein sauerer Schritt, Vaterland und Freundschaft zu verlassen, aber im Einverständnis mit seiner mutigen Frau that er ihn in Gottes Namen. Und es waren schwere sorgenvolle Zeiten, es waren viele zum Teil schmerzliche Erfahrungen, die er machen, und Entbehrungen, die er sich mit seiner Gattin auflegen mußte; aber er hielt in unwandelbarer Treue an der Anstalt aus, bis sie sich im Jahre 1826 auflöste. Da stand er mit seiner Familie rathlos und brodlos da. Aber Gott hatte ihm bereits ein neues Haus bereitet. Denn eben jezt, als alle Wege und Aussichten verschlossen schienen, berief ihn König Ludwig zum Professor an unsere Universität, am 11. Mai 1827.

Was er hier gewesen ist und gewirkt hat, davon sind die Aelteren unter unseren Amtsgenossen selbst noch Zeugen. Seine wissenschaftlichen Leistungen liegen in zahlreichen kleineren Abhandlungen und größeren Werken vor, ich überlasse es einem Fachkenner, dieselben zu seiner Zeit gebührend zu würdigen, und erinnere nur noch einmal an die hingebende Liebe, mit der er den Studirenden sein Haus eröffnete, an den segensreichen Einfluß, den er im vertrauten Umgange auf viele derselben ausübte, an die geistigen und geistlichen Lebensströme, die da von ihm ausgegangen sind. Wie Manche segnen in ihm ihren Freund, ihren Führer, ihren geistlichen Berather und Vater! Aus der Ferne

sind sie hierhergeeilt, um ihm noch am Grabe zu danken. Insbesondere waren es seine Vorlesungen über das heilige Land und die Abende, an denen er junge Theologen in die Confessionen des Augustin einzuführen pflegte, wodurch er sich ein bleibendes Gedächtnis gestiftet hat. Wie viel wäre noch in dieser Richtung zu sagen: von seiner Teilnahme an allen Angelegenheiten des Reiches Gottes, von der Gründung einer Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben, von einer Sontagsschule für arme Kinder, die er leitete, von Missionsstunden u. s. w. Aber Eines muß doch noch als ein Wort des wolverdienten oder vielmehr schuldigen Dankes gegen den unermüdlichen Arbeiter ausgesprochen werden. Daß der herliche lange vergessene Schatz unserer alten Kirchenlieder wieder gehoben worden ist, und daß wir in unserer eigenen Landeskirche gegenwärtig ein treffliches Gesangbuch besitzen, das verdanken wir, wenn nicht allein, so doch wesentlich und zuvörderst dem theueren Entschlafenen, der selbst in diesen Liedern gelebt, mit ihnen gebetet und ihre Wiederbekantmachung mit ebenso viel Einsicht als Fleiß sich hat angelegen sein lassen. Seine Samlung geistlicher Lieder, die er im Jahre 1831 herausgab, ist zum Erbauungsbuch für zahlreiche Familien geworden, zum Trost und zur Erquickung für Tausende, und hat eine Segensfrucht gebracht, die weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bis über die Meere hinüberreicht. Auch das gehört mit zu den Strömen lebendigen Wassers, von denen ich oben sagte, daß sie von ihm ausgegangen sind. Es war nur eine, wie von selbst gebotene, Anerkennung solcher Verdienste, daß ihn die theologische Fakultät an seinem siebzigjährigen Geburtstage zu ihrem Doktor kreirt hat.

Doch ich eile zum Schluß. Am 10. Juli des Jahres 1861 ward ihm vergönt, sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum zu begehen. Es war ein froher Tag für ihn, dieser Ehrentag; denn da zeigte sich recht klar und augenscheinlich, welche Verehrung er sich bei der ganzen Stadt, bei der ganzen Studentenschaft und insbesondere bei seinen Amtsgenossen erworben hatte. Auch die königliche Anerkennung seiner Verdienste verschönte das Fest. Das Andenken an diesen Tag, an dem wir den neunundsiebzigjährigen Greis so fröhlich und jugendfrisch unter uns sahen, gehört zu unseren schönsten Erinnerungen. Und in demselben Jahre am 26. September feierte er in Winterhausen in dem Hause seiner geliebten Tochter, von seinen Kindern, Verwandten und Freunden umgeben, sein fünfzigjähriges Ehejubiläum mit lautem Dank und Preis seines Gottes, der ihn von Jugend auf so väterlich geleitet, die treue Gattin erhalten, ihn und sein Haus mit so vielen unverdienten Gnaden überschüttet, mit so vieler Geduld und Langmut bis in's Alter hinein getragen hat: „Siehe ich bin viel zu gering aller Treue und Barmherzigkeit, die er an mir gethan hat" — das war der Jubel seines Herzens und Mundes. Allein diese Feier verlief nicht ohne schmerzliche Erinnerungen. Von den neun Kindern, die Gott den Ehegatten geschenkt, waren fünf bereits verstorben; drei schon in jüngeren Jahren, später die älteste Tochter Dorothea, verheirathet an Pfarrer Heller in Klein-Heubach, dann der jüngere Sohn Hans v. Raumer, der unvergeßliche, der in Schleswig für die Erhaltung deutschen Rech und deutscher Nationalität mitgekämpft hatte. Und schon ha sich der Todeskeim auch in die Brust der vorjüngsten Toch Sophie, an Professor von Oettingen in Dorpat verheirathet, d Stolz und die Freude ihrer Eltern, eingesenkt, — ein unheilba Lungenleiden raffte sie im folgenden Jahre nach schweren Kämpf und Schmerzen dahin. Fast brach das Elternherz vor Jamm über die schwere Heimsuchung. Doch hielt sie die Ergebung Gottes Willen, die dem Christen geziemt, und die Freude den Kindern, die ihnen Gott erhalten hatte, aufrecht. War ihm doch vergönt, in seinem älteren Sohne, unserm teuer Amtsgenossen, schon seit Jahren eine treffliche Stütze an sei Seite zu sehen, mit welchem er durch Gleichheit der Gesinnu und des Berufes verbunden war, und in dessen Haus ihm neuer Zweig seines Geschlechtes erwuchs. So durften wir d herlichen Greis noch eine gute Zeit behalten, denn selbst achtzig Jahre, die über sein Haupt hingegangen waren, hatt den Jugendmut und die Jugendfrische nicht zu brechen vermoc Er blieb immer der Alte, der redende Zeuge einer großen Ve gangenheit, der Patriarch in unserer Mitte, an dessen Umga wir uns erfreuten und erquickten.

Dinstag, den 16. Mai, war er am Abend ausgegang um eine tiefgebeugte Witwe über den Verlust ihrer Tochter trösten. Es war sein lezter Gang. Auf dem Rückwege glitt aus und wurde bewußtlos in sein Haus getragen. Zwar schi er sich schnell von dem Fall zu erholen, aber die Zeit sein Heimgangs war gekommen. Ein Schlummer begann sich a mälig auf Augen und Sinne herabzusenken. Ohne Schmerz u Qual, vom tiefsten Frieden umgeben, lag er da. Und in d Zwischenräumen, in denen er die Augen aufschlug, leuchtete die a Freundlichkeit aus ihm hervor. Mit einem Blick voll Liebe, u einem warmen Druck der Hand begrüßte er die Seinen, die alle noch an seinem Lager versammelt sah. Denn Gottes gn dige Hand hatte es so gefügt, daß seine geliebte Tochter An aus Winterhausen mit ihrem Gatten und Kindern noch zei genug eingetroffen waren, um zugleich mit den hiesigen Enk und Kindern neben der trauernden aber starken Gefährtin sein Lebens und der jüngsten Tochter die lezten Segensworte d geliebten Vaters hinnehmen zu dürfen. — Von der treuen u rührenden Sorgfalt des Arztes und der Freunde brauche nicht erst zu reden. In den lichteren Stunden des Erwache konte man mit Rührung sehen, wie der alte Glaube an d Herrn Jesum, die alten Lieder, die alten Bibelsprüche in ih lebten. Aber in den beiden lezten Tagen wollten die Bande d Schlummers sich nicht mehr lösen. Und so ist er hinüberg gangen, ohne die Bitterkeit des Todes zu sehen, sanft und leic unter unsern Gebeten, am vergangenen Freitag Nachmitta kurz vor 2 Uhr im dreiundachtzigsten Jahre seines Lebens.

Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wi so sterben wir dem Herrn; darum, wir leben od

erben, so sind wir des Herrn. Selig sind die Todten, e in dem Herrn sterben; der Geist spricht, daß sie ruhen von rer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.

In dieser fröhlichen Gewißheit sehen wir dem Entschlafenen ach, der für sich selbst von keinem andern Grund des Heils ußte, als von dem Einen, der da gelegt ist, welcher ist Chri- us. Wie er in ihm gelebt hat, so hat er jezt in ihm den ewi- en Frieden und den Lohn seiner Arbeit gefunden. In dieser röhlichen Gewißheit segnen die Seinigen die Hand des Herrn, ie den Gatten und Vater so sanft und friedensvoll von dem eibe dieses Todes erlöst hat. Unter uns aber bleibe sein Ge- ächtnis in Segen, und unser Ende, wenn es komt, sei wie das nde dieses Gerechten. Das gebe uns Gott in Gnaden.

Er, der Vater der Witwen und Waisen, wird auch der ge- eugten Gattin, wird auch den Hinterbliebenen Licht und Trost, Stab und Stütze sein; er wird es thun nach seiner Verheißung m Christi Willen. Amen.

Der Protestantentag in Eisenach.

In der Pfingstwoche, den 7. und 8. Juni, ist in Eisenach „der erste deutsche Protestantentag" abgehalten worden. Das Lokalblatt hatte zu wiederholten Malen das Publikum auf dieses Ereignis aufmerksam gemacht; dasselbe thaten zulezt auch noch Maueranschläge. Um für die Versamlung in der Stadt Eisenach Boden zu gewinnen, hatte sich einige Wochen vorher ein Protestan- enverein gebildet, dessen Comité die nötigen Vorbereitungen traf, nd dem Protestantentage die Nikolaikirche öffnen ließ. Das Comité bestand aus Juristen und Lehrern und einigen Bürgern der Stadt Eisenach. Der Verein fand den Anklag nicht, den man sich versprochen hatte. Auch anderwärts — in Gotha und in Weimar — wurden in ziemlicher Eile Lokalvereine zusammen- gebracht, um dem Eisenacher Protestantentage ein sicheres Con- tingent zuführen zu können. Es verlautete nichts, wie sich die thüringischen Geistlichen sich zu dieser Sache stellen würden. Die Tagespresse ergoß sich in Schmähungen über die Geistlichkeit, die dem nahenden Protestantentage gegenüber ein Lebenszeichen nicht von sich geben wollte. Nur etliche Pfarrer des Eisenacher Kreises fühlten das Bedürfnis einer vorhergehenden Besprechung. Sie versammelten sich zu dem Zwecke in dem meiningischen Bade- ort Salzungen am Tage vor Eröffnung des Protestantentags. Es erschienen etwa 33 Geistliche, darunter Etliche dem Meiningi- schen angehörten. Auch Hofprediger Schweizer von Gotha, ein eifriges Mitglied des Protestantenvereins, hatte sich als Gast eingefunden. Der Vorsitzende der Conferenz gab eine dreifach mögliche Stellung zum Protestantenvereine an. „Entweder wir ignoriren diesen Verein oder wir participiren oder wir laviren." Die Discussion ergab, daß über den P. V. verschiedene Ansichten und Urteile vorhanden waren. Nur zwei Pfarrer erklärten sich entschieden gegen das Participiren und Laviren. Ein Dritter wollte laviren, ein Vierter nicht gleich mit beiden Füßen hinein- springen. Mit dem Zuwarten schienen es die meisten halten zu wollen, da sie eine bestimte Erklärung über ihre Stellung zum P. V. nicht abgaben. Ein Einziger — ein Superintendent — erklärte, daß er dem Vereine beitreten werde und forderte zur Nachfolge auf. Hofprediger Schweizer sezte in längeren Reden die gutgemeinten Tendenzen des P. V. auseinander und lud Alle, die noch ein Herz hätten für die Kirche, zur Teilnahme an dem Verein ein. An diese gutgemeinten Tendenzen wurde aber nicht allerseits geglaubt und dem Herrn Hofprediger entgegengehalten, daß man ja wol das Herz für die Kirche nicht verliere, wenn man dem Vereine fern bleibe. Diese Conferenz, die ja allerdings an Bedeutung gewonnen haben würde, wenn in ihr dem P. V. gegenüber ein gemeinsamer Beschluß zu Stande gekommen wäre, ist hinterher am 8. Juni Abends bei der Festtafel in Eisenach mitleidig belächelt worden. Natürlich konten hocherleuchtete Pro- testanten, wie sie da beisammen waren, in einer Conferenz, die nicht sofort in pleno für den P. V. schwärmte, nur eine Mis- geburt und Bornirtheit erblicken.

Am 7. Juni Morgens 8 Uhr wurde „der erste deutsche Protestantentag" mit einem Gottesdienste in der Nicolaikirche er- öffnet. Einschließlich der Mitglieder des P. V. war eine Ge- meinde von ohngefähr 400 Selen bei dem Gottesdienste gegen- wärtig. Gesungen wurde: „O heiliger Geist kehr bei uns ein;" dann: „Eine feste Burg." Was muß sich doch dies alte Luther- lied immer gefallen lassen! Wie muß es doch eben Versammlun- gen verherlichen helfen, die von dem Glauben, davon dies Lied ein so kräftiger Zeuge ist, sich losgesagt haben! Leute, die eben zusammengekommen waren, um über den „altfränkischen Glau- ben," wie ihn Dr. Rothe nante, das Anathema auszusprechen, sangen da ein altfränkisches Lied! Generalsuperintendent Dr. Meyer von Koburg bestieg die Kanzel. Er begrüßte die Versammlung als eine festliche. Als eine solche könne er sie begrüßen, denn sie sei vom Geistesdrange zusammengeführt und man könne ihr Ver- ständnis zutrauen für die großen Forderungen der Zeit. Dann verlas er den Text: Evangel. Joh. 16, 12. 13. Dieser Text gab ihm Veranlassung zu der Doppelfrage: „welches ist das Wesen des heiligen Geistes und seiner Wirksamkeit? Und wie hat sich der Protestantenverein in den Dienst dieses Geistes zu stellen?" Der Geist, von dessen Wesen und Wirksamkeit nun in der Predigt die Rede war, war nicht der heilige Geist, der Geist vom Vater und vom Sohne, sondern der frei, über dem Worte Gottes stehende, autonome Menschengeist. Er wurde zwar wiederholt der Geist Gottes genant, daneben aber auch „der Urgeist," der Geist „des ursprünglichen Menschenbewußt-

seins." Der Geist Gottes freuet sich der Wahrheit; er weiß sich im Besitz der ewigen Heilswahrheiten, legt von diesen Wahrheiten Zeugnis ab vor der Welt und läßt dieses Zeugnis hineinleuchten als ein Licht in die Finsternis. Anders aber verhielt es sich mit dem Geiste, dessen Wesen und Wirksamkeit uns die Predigt schilderte. Es war der vom Worte Gottes abgelöste Geist, der neben der göttlichen Offenbarung seine eigenen Wege geht, der im steten Drängen und Fortschreiten begriffen ist, der sich als der religiöse Faktor der Menschheit gebehrdet und doch niemals Brot, sondern nur Steine zu bieten vermag. Die Erfahrung lehrt sattsam, wie es das stete Gelüsten dieses Geistes ist, wider die Glaubenswahrheiten der Schrift Opposition zu machen, ja wie diese Opposition das eigentliche Feld seiner Wirksamkeit ist. Wo die Autorität des Glaubens diesem Geiste in den Weg tritt, da fühlt er sich erdrückt und im Protestiren und Negiren entfaltet er seine Kraft. Religiöser Fortschritt — das ist die Parole dieses Geistes, und diese todte, leere Abstraktion preist man der Welt als die wahre Religion an. Die Reformation durfte in der Predigt nicht verschwiegen werden, da sie ja ein Werk des Geistes ist, über dessen Wesen und Wirksamkeit der Redner im Vorhergehenden gesprochen hatte, und natürlich auch aus dem Grunde nicht, weil das Werk die Reformation fortzusetzen, die größte Aufgabe unserer Zeit resp. des Protestantenvereins ist. So viel pomphaftes Gerede auch von dieser Seite aus über die Reformation gemacht wird, so armselig ist die Auffassung und das Verständnis für das in der That überaus große Werk. Es schrumpft hier die Reformation zu einem bloßen Oppositionswerk gegen die römische Kirche zusammen. Die Reformation war auf gutem Wege bis zum Reichstag in Speier. Als sie aber diesen Reichstag hinter sich hatte, da ging es wieder abwärts. Der Reichstag von Speier wurde in der Predigt besonders hervorgehoben, während des Reichstages zu Augsburg gar keiner Erwähnung geschah. Die Reformation ist nachmals ihrem „ureignen Gedanken" untreu geworden. Schon Luther hat sich dieser Untreue schuldig gemacht. Er hat die Vereinigung des religiösen mit dem nationalen Element nicht zu Stande kommen lassen. Den Beweis hierfür brachte der Redner nicht bei; auf alle Fälle soll der Bauernkrieg den Beweis liefern. In den Dienst dieses Geistes, der in den Anfangsjahren der Reformation so mächtig zum Durchbruch kam, hat sich der Protestantenverein zu stellen. Er führt das Werk der Reformation fort und thut so nun dasselbe, was die Väter auf dem Reichstage zu Speier gethan haben — er verneint! Doch ist der Protestantenverein nicht bloße Verneinung, „er bejaht das Christentum," er nimt sich Jesum Christum zum Führer Doch diese Position will wenig oder nichts sagen. Wäre Jesus Christus, wie ihn die Schrift bezeugt, der Führer des P. V., dann würde der Redner neben die Position nicht sofort die Negation gestellt haben, die dahin ging, daß der P. V. in den Glaubenszeugnissen der Väter nicht mehr Träger des Lichtes, sondern nur Hemmnisse erblicken könne. Die Predigt schloß mit einem freien Gebete, in welchem folgende Stelle vorkam: Herr, rüste uns aus mit dem Schilde des Glaubens und mit dem Schwerte des Geistes, welches ist dein Wort! Daß diese Predigt, deren Grundgedanken kürzlich dargelegt worden sind, bei den Mitgliedern des P. V. und seinen sonstigen Freunden Beifall fand war natürlich. Sie hatte ja im rechten Geiste geredet, hatte von der Reformation die rechte Interpretation gegeben und überdies schwellte sie die Brust, denn man wußte nun, was man im Protestantenverein war, nemlich ein — Kirchenreformator!

Nach Beendigung des Gottesdienstes betrat Prof. Dr. Schenkel von Heidelberg die kleine Kanzel, die nunmehr sich zur Rednerbühne hergeben mußte, für allerlei Volk, und schlug zur Leitung der Verhandlungen die Präsidenten namentlich vor. Die Vorgeschlagenen wurden von der Versamlung durch Acclamation angenommen. Es waren Geheime Rath Dr. Bluntschli von Heidelberg und Oberhofprediger Dr. Schwarz von Gotha. Die Versamlung bestand nach Abzug derer, die nach beendetem Gottesdienste allmälig sich wieder verliefen, in etwa 320 Personen, davon zwei Drittel wirkliche Mitglieder des P. V. sein mochten. Die Mitglieder waren an weißen Schleifen erkentlich. Die angegebene numerische Stärke der Versamlung blieb sich an beiden Tagen gleich. Die Beteiligung von Seiten der Stadt Eisenach war eine geringe. Nur zwei Geistliche der Stadt haben sich, so viel wir wissen, als Mitglieder an der Versamlung beteiligt. Sonst war die weimarische Geistlichkeit ziemlich vertreten; auch hatten sich ihrer Viele mit der weißen Schleife geschmückt. Sie fanden im P. V. was sie suchten, einen Schutz- und Schirmvogt ihrer alten rationalistischen Anschauungen. Sie fühlten sich wol und heimisch in der Versamlung; gerechtfertigt zogen sie wieder von dannen. In der Nähe der kleinen Kanzel saßen die Häupter der Versamlung. Außer den Genanten sahen wir Kirchenrath Dr. Rothe und Dekan Zittel von Heidelberg; außerdem ließ ein Badenser, Pfarrer Schellenberg, seine radicale Simme vernehmen. Von Berlin machten sich durch Vortrag und Rede bemerklich: Dr. Krause und Prof. v. Holtzendorf; von Göttingen: Prof. Ewald; von Gotha: außer Dr. Schwarz Gen.-Superint. Dr. Petersen. Auch Baumgarten, „der lebendige Zeuge der mecklenburger Kirchennot", war gegenwärtig.

Dr. Bluntschli bedankt sich für das ihm geschenkte Vertrauen. Er verspricht der Versamlung nach Kräften zu dienen. Er sei zwar Jurist und als solcher Präsident einer Versamlung, die größtenteils aus Geistlichen bestehe. Doch dies sei gut. Ueber Manches, über das ein Theolog nicht hinauszukommen vermöge, komme ein Jurist leicht hinaus. Bluntschli ist eine lebendige, imponirende Persönlichkeit; er ist der Rede mächtig und verstand es meisterlich, Beides zu vereinigen, den Präsidenten mit dem Vormund der Versamlung. Die Statuten des Vereins werden vorgelesen und ohne Debatte angenommen. Bluntschli motivirt und begründet die Statuten in ausführlicher Rede. Die Hauptgedanken dieser Rede waren folgende: Der P. V. ist das Symptom des Wiedererwachens in Deutschland. Es sind bis jezt allerdings nur junge Gebilde da, Ansichten, die ausgestreut und zur Entwickelung gebracht werden müssen. Der P. V. verbindet Beides

iteinander: lebendiges Christentum und freudige Teilnahme an er Culturentwickelung der Zeit. Die Zeit der aristokratischen Vormundschaft ist in der Kirche vorüber. Die Laien sind nicht mehr gewillt, zu Allem Ja zu sagen. Die evangelische Kirche befindet sich im Notstand. Die Hierarchie erhebt mächtig ihr Haupt. Man denke an die Encyclica! Sie ist eine Kriegserklärung gegen die moderne Kultur. Man hätte so Etwas in unserer Zeit nicht für möglich gehalten, und doch ist es geschehen! Und was hat man evangelischerseits dagegen gethan? Nichts, gar nichts ist geschehen! Im Gegenteil, im hochkirchlichen Lager war man eigentlich ganz einverstanden damit; der Papst war aber so vornehm, die angebotene Allianz von der Hand zu weisen. Dies Alles sind Zeichen, daß die Kirche sich im Zustande der Verfahrlosung befindet. Da muß Abhülfe geschafft werden. Wir sind Protestanten und müssen entschieden vorwärtsgehen mit dem Ausdrucke des protestantischen Geistes. Wir müssen das Christentum versöhnen mit der modernen Kultur. Wer das nicht will, muß ins Kloster gehen. Komt die Aussöhnung nicht zu Stande, so müssen Alle, die auf dem Boden der modernen Kultur stehen, die Kirche verlassen. Die Aufgabe des P. V. ist, die Völker religiös zu erziehen und sie innerhalb der Kirche festzuhalten.

Mit der Aufgabe, die der P. V. sich gestellt hat, und die Dr. Bluntschli nur angedeutet hatte, mit der wechselseitigen Aussöhnung zwischen Kirche und moderner Kultur, beschäftigt sich nun eingehender Dr. Rothe. Er hielt einen längeren Vortrag über die Mittel, durch welche die der Kirche entfremdeten Glieder ihr wiedergewonnen werden können. Bekantlich hat Dr. Rothe über dieses Thema schon Vieles gesagt; Neues gab er in Eisenach nicht dazu; nur bezeichnete er unseres Wissens das Ziel, worauf der P. V. lossteuert, in Eisenach zum erstenmal mit dem treffenden Ausdruck: „weltliches Christentum". Wer Rothe, den Theologen, nur vom Hörensagen oder aus seinen Schriften kante, war überrascht, ihn in Person zu sehen. Sein Aeußeres ist einfach und schlicht. Nicht was, sondern wie er redet mag man gern hören. Seine Sprache ist lebendig, weil herzlich. Man muß sich immer fragen: Wie komt der Mann in den P. V.? Freilich hört man auf sich zu wundern, wenn man auf die wunderlichen Phantasien hört, die sich im Kopfe dieses Theologen festgesezt haben. Wäre der Mann im praktischen Dienste der Kirche so ergraut wie im Dienste der theologischen Wissenschaft, so würde mit seinen Gedanken und Ideen nicht so ins Blaue schießen. Man kann annehmen, daß ihn die Verhandlungen des Eisenacher Protestantentages innerlich nicht befriedigt haben; vielleicht ist er mit einem Stachel im Gewissen nach Heidelberg zurückgekehrt. Rothe geht von der Thatsache aus, daß viele Glieder der Kirche entfremdet sind. Es ist dies natürlich zugegangen. Die Welt ist eine andere geworden; die Kirche aber hat bisher in ihrem „altfränkischen Glauben" beharrt, und so ist der Riß entstanden. Die der Kirche entfremdeten Glieder haben aber das Christentum nicht verloren; es sind viele gute, wahre Christen darunter. Da stehen nun zwei kräftige Irrtümer neben-

einander. Nach Dr. Rothe hat die Kirche den Riß verschuldet damit, daß sie noch festhält an dem altfränkischen Glauben. Was soll und muß nach dem Willen des Herrn die Kirche thun? Sie muß das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu predigen; dies ist das Evangelium, was ewiglich gilt. Das hat die Kirche gethan von Anfang an und thut es noch, und allerdings, wo sie es nicht thut, da ladet sie eine große Schuld auf sich. Der Vorwurf, den Dr. Rothe der Kirche macht, gilt zulezt dem Evangelium. Dr. Rothe spricht es freilich nicht aus und zwar aus dem guten Grunde, weil er in dem altfränkischen Glauben nur eine zeitweilige Auffassungsweise des Evangeliums erblickt, über die eben unsere moderne Zeit nun hinaus ist. Das ist der eine kräftige Irrtum. Weiter behauptet Dr. Rothe, daß unter denen, die der Kirche entfremdet sind, viele gute Christen sind. Nun in beschränkter Weise kann es gelten. Es hat gewiß zur Zeit des Rationalismus viele gute Christen gegeben, die aus guten Gründen die Kirche gemieden haben. Aber Dr. Rothe redet von solchen Leuten, die auf dem Boden der modernen Kultur stehen. Was sind denn die Auswüchse dieser Kultur? Ist es denn nicht Atheismus, Pantheismus, Materialismus? Und liegen nicht die meisten Kulturmenschen unserer Zeit in den Armen dieser modernen Schlingpflanzen? Das ist der zweite kräftige Irrtum Rothe's, daß er das Christentum auf einen Boden pflanzt, wo es nimmermehr wachsen und gedeihen kann. Kirche und Christentum sind allerdings nicht identisch. Aber die Kirche ist doch die Mutter, die Hüterin und Pflegerin des Christentums, und wie kann ein Christentum wachsen und gedeihen, ja überhaupt nur möglich sein, wenn nicht aus mütterlichen Händen die Nahrung und die Pflege komt? Es lassen sich nun leicht die Mittel errathen, die nach Dr. Rothe den tiefen Schaden heilen sollen. Mittel sind es eigentlich gar nicht, sondern bloße Zumutungen, die Rothe an die Kirche stellt. Daß man die der Kirche entfremdeten Glieder schilt, zur Buße ruft — hilft nicht. O wie herzlich hat sich da die Versamlung gefreut! Die Radikalkur ist, daß sich die Kirche aus dem unrichtigen Verhältnis zur Kultur in das richtige stellt. Sie muß ehrlich und offen Frieden schließen mit der modernen Welt. Sie darf nicht aufhören, Organ des Christentums zu sein, und darum muß sie sich in lebendige Beziehung setzen zu der modernen Welt. Man muß das Christentum so predigen, daß es die Leute verstehen. In der Muttersprache muß man reden und predigen. Das sind die Mittel der Abhülfe! Was soll also die Kirche? Sie soll den Leuten ein Evangelium predigen, darnach ihnen die Ohren jücken; sie soll sich an dem Evangelium Gottes vergreifen und es ummodeln bis es den Leuten gefällt, sie soll den Herrn und Sein Evangelium verrathen an die Welt. Ja allerdings wird auf diese Weise ein „weltliches Christentum" zu Stande kommen, aber dies „weltliche Christentum" wird die Welt nicht christlich und kirchlich machen, vielmehr Christentum und Kirche ins Grab legen. Man könte sagen, solche Mittel kann ein Mensch nur rathen, der die Welt und ihre Kultur so lieb hat, daß er sie gern um allen Preis christianisiren möchte; aber man muß noch mehr sagen: dem Herrn Dr. Rothe ist der Fels unter den Füßen gewichen; dieser Fels aber ist das Wort Gottes und wiederum Gottes Wort mit der Rede Jesu: thut Buße und glaubet an das Evangelium!

Der Vortrag Rothe's hat viel Beifall geerntet. Als nach einstündiger Pause die Versamlung wieder eröffnet worden war, wurde der Antrag gestellt, über Rothe's Vortrag nicht zu discutiren, damit sein Eindruck nicht abgeschwächt werde. Krause von Berlin stattet

Rothe seinen Dank ab und beantragt, den Vortrag Rothe's drucken zu lassen, als den Ausdruck des weiteren Ausschusses des P. V. Eine andere Stimme erhebt sich und verlangt den Druck des Vortrags als den Ausdruck der ganzen Versamlung. Das ist wahr, Rothe leistet dem P. V. treffliche Dienste. Er muß mit seiner Person die Blößen des P. V. decken; er ist der Magnet, der die Leute herbeizieht und der von dem Mistrauen befreit, als wäre der P. V. ein Lager des Unglaubens und des kirchlichen Umsturzes. Er hat gewiß durch seinen Vortrag das Gewissen Manches beruhigt, der sich mit der weißen Schleife noch nicht vertragen mochte. Man konte nun freier athmen und mit allen Ehren ein Mitglied des P. V. sein und werden, da ein Mann wie Rothe als Mitglied des Vereins so warm, so herzlich und so christlich gesprochen hatte. Dem Antrag, über den Vortrag nicht zu discutiren, lag aber gewiß noch ein anderes Motiv zum Grunde als nur die Befürchtung, den Eindruck des Vortrags dadurch abzuschwächen. Eine Discussion über den Vortrag hätte nämlich den Zwiespalt, der unter den Männern des P. V. über Dinge des Glaubens herscht, aufdecken können; es hätten die und jene Meinungsäußerungen fallen können, die den nihilistischen Glaubensstand des P. V. hätten verrathen können. Dies Alles zu verbergen gab man sich alle Mühe. Drum war es klüglich gehandelt, die Discussion über Rothe's Vortrag zu unterlassen. Doch wurden Beiträge gestattet. Einen solchen lieferte G. R. Welker aus Heidelberg. Er will die vollständigste Durchführung der großen reformatorischen Gedanken und ein tieferes Eindringen in das Innere des Christentums. Die Durchführung dieser Gedanken erblickt er im Abthun aller außerbiblischen Traditionen und in der Beseitigung aller formulirten Glaubensätze. Das Neue Testament bleibt die Grundlage, aber die Lehre von der Inspiration ist als Tradition zu verwerfen. Herr Welker hat selbst einen tiefen Blick in die Schrift gethan und darin zwei große Ideen gefunden, die Idee von der Liebe der Kinder Gottes und von dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen. Der Redner wird lebendig, macht Anwendung vom reformatorischen Grundprincip und schleudert seinen Protest gegen die moderne Naturphilosophie, gegen Materialismus und Rationalismus. Dieser Protest störte nun einigermaßen die Harmonie mit Rothe's Vortrag. Nach Rothe war ja Alles gut und schön in der Welt. Da auf einmal zeigen sich drei finstere Gestalten als Kulturpflanzen der modernen Zeit! Vornämlich mochte der Protest gegen den Rationalismus Etliche besonders unangenehm berühren. Aber was half's? Die Geister waren nun einmal losgelassen, und den Häuptern des P. V. fehlt ja der Spruch, um die losgelassenen Geister zu bannen! Ein kurhessischer Pfarrer gab ein Complementum anderer Art. Er hatte Etwas von Bunsen gelernt und sagte: „Die Geistlichen müßten sich aus dem Semitischen ins Japhetische übersetzen." Endlich tritt Dr. Krause von Berlin auf und gibt zu Rothe's weltlichem Christentum den praktischen Commentar. Er stellt den Kanon auf, daß die jezt kirchlichen Leute die unchristlichen und die unkirchlichen die rechten Christen sein. Von diesem Kanon macht er nun sofort die praktische Anwendung. Juristen sind böse Christen — das ist eine veraltete Anschauung Luthers. Im Gegenteil, die Juristen sind die besten Christen, ebenso die Mediciner und Literaten. „Ein Träger des Christentums, wie ich keinen zweiten kenne, ist z. B. Fritz Reuter."

O wie hat sich da Fritz Reuter, der gegenwärtig war, gefreut! Es ging ihm mit seiner Kanonisation wie es dem Dr. Bluntschli mit der Encyclica des Papstes ging. Er hätte so Etwas nicht für möglich gehalten. Die Harmonie, die durch Welker's Protest etwas gestört war, war nun vollkommen wieder durch Dr. Krause hergestellt.

Ein entschiedenes Vorwärts mit dem Ausdruck des protestantischen Geistes, wie es Dr. Bluntschli gewünscht hatte, machte Professor v. Holtzendorf aus Berlin. Er hielt auf Grund gestellter Thesen einen Vortrag über die gemischten Ehen. Er ging von dem Gedanken aus, daß der Protestantismus der Protest sei gegen den confessionellen Starrkrampf, wie er in Mecklenburg und nicht minder im preußischen Oberkirchenrath sich vorfinde, sprach dann über die verschiedenen Beurteilungen und Behandlungsweisen, welche die gemischten Ehen von der Zeit der Reformation an erfahren hätten, und kam dann auf sein eigentliches Ziel. Die alleinige Abhülfe nämlich von den verschiedenen Conflicten und Aergernissen, denen die gemischten Ehen ausgesezt sind, ist die obligatorische Civilehe. Das war nun wieder eine praktische Consequenz vom weltlichen Christentum Rothe's. Doch man mochte das Gefühl haben, daß obligatorische Civilehe Etwas sei, was noch nicht alle Ohren tragen könten, und die Befürchtung, daß der P. V. bei dem deutschen Volke wol gar in Miscredit gerathen könne, wenn er die obligatorische Civilehe sofort zum Beschlusse erhebe: kurzum, Dr. Krause gab den klugen Rath: „die Versamlung solle sich nicht in pleno für obligatorische Civilehe entschließen." Prof. Schenkel versichert, „er habe kein anderes Bewußtsein, als die obligatorische Civilehe", und weil der Mann immer auf die That losgeht, so beging er nun auch eine große That, er lieh nämlich der Versamlung seinen Mund und sprach mit aller Energie die obligatorische Civilehe als das Princip des P. V. aus und zwar „vor der ganzen deutschen Kirche". Die Versamlung erteilte den Holtzendorf'schen Thesen über die gemischten Ehen im Allgemeinen ihre Zustimmung; das Weitere soll bis auf den nächsten Protestantentag verschoben werden.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Gegen Schenkel aus Wetzlar.

Die unterzeichneten Pfarrer schließen sich der Erklärung der Berliner Geistlichen gegen Schenkel an und bitten den Herrn der Kirche, daß er die treuen Badischen Geistlichen in ihrem schweren Glaubenskampfe stärken und erleuchten möge.

Atzbach bei Wetzlar, den 15. Juni 1865.

Reinhard, Pfarrer zu Burgsolms. Bingel, Pfr. zu Gerbenheim. Schonebohm, Rector und Hülfsprediger zu Wetzlar. Schonebohm, Pfr. zu Lützellinden. Schonebohm, Candidat in Rödinghausen in Westfalen. Thomas, Pfarrverwalter in Ebersdörs. Röbenacke, Pfr. in Wetzlar. Wieber, Pfr. in Altenkirchen. Rinn, Pfr. in Daubhausen. Zimmermann, Pfr. in Greifenstein.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 12. Juli. № 55.

Johann Christian Wallmann.

(Fortsetzung.)

Das Zeugnis im mündlichen Worte war indessen auch immer voller geworden und hatte seine Frucht getragen. Wie Wallmann überhaupt eine ganz eigene Gabe zu predigen empfangen hatte, so wurde es ihm auch gegeben, die unserer Zeit gewiesene neue Form, das in der Mission Erlebte als Bericht auf die Kanzel zu bringen, in einer Art zu handhaben, wie wenige außer ihm. Schon die äußere Haltung war bei ihm so ganz anders als bei den meisten übrigen Predigern und Missionsberichterstattern. Gewöhnlich sind Geistliche im Leben heiterer und auf der Kanzel ernster: er war im Leben ernst und auf der Kanzel heiter. Andere pflegen im Leben frei und unbefangen zu sein, während sie auf der Kanzel gehalten und gesammelt erscheinen. Bei Wallmann das Gegenteil! Er bewahrte im Leben ein Wesen voll Samlung und Haltung, wenn er aber auf der Kanzel stand, war er frei, unbefangen und ungenirt. Auch hatte er eine humoristische Ader, die er bisweilen spielen ließ. Das zog viele an; das gab auch seinen Missionsvorträgen ein eigentümliches Colorit. Sie wurden an jenen Sontagnachmittagen zu Quedlinburg zahlreich besucht. Doch waren es nicht bloße Predigtgottesdienste. Wallmann ließ auf die Auslegung des Wortes Gottes und die Berichterstattung eine besondere Liturgie folgen — der goldene Rahmen für das gezeigte Bild! Aber er suchte und fand auch noch andere Wege, die Mission den Leuten näher zu führen. Sein Bericht darüber lautete: „Montags nach der Missionsstunde versammelt sich ein besonderer Ausschuß der Quedlinburger Missionsfreunde bei dem Unterzeichneten, um über sein Wirken für die Sache Rechenschaft zu geben. Es sind zwölf Leute, meistens aus dem Stande der Handwerker. Jedem von ihnen ist ein besonderer Kreis seiner Thätigkeit angewiesen und zwar nach den Handwerken. Unterzeichneter hält es für nötig, die Thätigkeit der Missionsfreunde der Willkür und dem Zufalle zu entnehmen und ihr einen bestimten Beruf anzuweisen. Bis jezt hat sich diese Maßregel als nützlich erwiesen. Manche selbst größere Handwerker sind dadurch in der Stadt dem Vereine schon beigetreten. Fehlt auch vor der Hand solcher Mitgliedschaft in den meisten Fällen noch die nöthige Entschiedenheit, so sind die Leute doch unter die Einflüsse der Vereinsthätigkeit gesezt, und es gilt in etwas: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Auf diese Weise sind gegenwärtig 278 Leute in Quedlinburg dem Vereine beigetreten." Bei solchen Erfolgen konte bald dazu geschritten werden, das erste Missionsfest zu feiern. Daß es aber erst im Mai 1845 geschah, war gewiß nicht ohne Grund so geordnet. Vor jeder Feier muß eine Zeit der Vorbereitung hergehen, zumal bei der von Missionsfesten, wo unnatürliches Echauffement und geistliche Genußsucht nur zu leicht die heilige Freude und die Bereitschaft zu wahren Opfern verdrängen. Auch ließ sich Wallmann geneigt finden, an andern Orten mit seinem Zeugnisse neue Freunde zu werben und gewonnene zu stärken. Nach dem benachbarten Halberstadt ging er zu Fuß, um an einem bestimten Montag Abende dort Missionsstunde zu halten; den Rückweg machte er in gleicher Weise, und weder die Witterung noch die späte Stunde waren ihm Hemnisse. Zu Missionsjahresfeiern wurde er vielfältig eingeladen, meist um auf ihnen den Festbericht zu geben. In den ersten Jahren überschritt er dabei die Gränzen seiner heimatlichen Provinz nicht. Es war schon 1847, als er von Berlin aus aufgefordert ward, bei dem kirchlichen Jahresfeste die Predigt und auf der Generalconferenz der Gesellschaft einen Vortrag zu halten. Das erste lehnte er mit den Worten ab: „Ich tauge überhaupt nicht zu einem Festprediger!" Den andern Vorschlag nahm er an und trug dann seine Gedanken über die Frage vor: „In welcher Weise können die Missionshilfsvereine zu einer mehr unmittelbaren Teilnahme an der Missionsthätigkeit gelangen?" — Gedanken, die von einer Beschäftigung mit der ganzen Sache zeugten, wie sie nur aus einer besonderen Liebe entsprungen sein konte.

In dem Vortrage kam unter andern Rathschlägen auch dieser vor, daß eifrigen Missionsfreunden „die Gelegenheit gegeben werden müßte, mit Missionaren in Briefwechsel zu treten, freilich nicht hinter dem Rücken der Muttergesellschaft, die stets müsse Rechenschaft fordern können." Im Hintergrunde der lezten Worte stand eine Erfahrung. Wallmann war selbst mit einem Missionar in briefliche Verbindung getreten. Derselbe aber hatte sich in einer seiner Antworten mehrerer sehr unziemlicher — denn ein Missionar ist kein Engel, sondern nur ein Mensch — und wegwerfender Ausdrücke über die Heiden bedient, die nicht ungerügt bleiben durften. Andere Missionsfreunde hüllen so etwas gern in das Gewand des Geheimnisses und vertrauen es den Leitern der Mission nur unter der Bedingung, davon keinen

Gebrauch zu machen. Wallmann nicht also! Er übersandte den afrikanischen Brief dem Inspektor des Missionshauses und bat um Remedur.

Fassen wir jezt die einzelnen Züge seines Wirkens für die Mission in dieser Quedlinburger Zeit kurz zusammen, eines Wirkens, über welches mit Absicht eine so ausführliche Darstellung geboten worden ist, um zu zeigen, wie es für ihn selbst und seine spätere Amtsführung propädeutisch gewesen sei, so ergibt der unmittelbare Eindruck, daß dem teuren Mann zuerst ein seltenes Organisationstalent verliehen worden war. Aus einem kleinen Grundstocke von Conventikelchristen, die meist den niederen Ständen angehörten, entstand durch seine Arbeit ein thätiger Hilfsverein der Berliner Missionsgesellschaft. Bei der Teilnahme an derselben kam es ihm denn vor Allem auf Concentration an. Mit seinem schriftlichen und mündlichen Zeugnisse für die Sache suchte er ferner Kentnis und Liebe der Mission zu verbreiten. In allen Dingen, also auch in der Mission, mußte endlich Zucht walten: so fordert es seine „originale, lapidare, kräftige, ascetische Natur". Diese vier Stücke: Organisation, Concentration, Intelligenz, Disciplin kennzeichnen das Streben des Mannes. In ihnen sind die Hauptrichtungen seiner Lebensarbeit gegeben.

Als im Jahre 1848 die ersten Donnerschläge des kommenden Gewitters vom Westen her gehört wurden, waren die Verhandlungen so eben zu ihrem Ende gediehen, die zwischen Wallmann und der Rheinischen Missionsgesellschaft wegen der Uebernahme des Inspektorates gepflogen worden waren. Dieselbe Zeit, die mit ihren Stürmen fast alle deutschen Missionen auf das Empfindlichste schädigte, sah der einen den Mann beschert, der von nun an sein Leben in den Dienst der großen Sache zu stellen entschlossen war. Denn mit einem solchen Gelübde hat er sein geistliches Amt niedergelegt, und das hat ihm nächst Gottes Gnade später die Kraft gegeben, allen Anmutungen, die Stellung in der Mission mit einer andern zu vertauschen, standhaft zu widerstehen. „Wenn man", hat er ein Mal gesagt, „in diesen Dienst eintritt, so ist einem nach einem halben Jahre so zu Mute, als ob man auf und davon laufen möchte: da muß man einen Halt haben." Während von Raumer Minister der geistlichen Angelegenheiten war, wurde mit Bezug auf einflußreiche Stellungen an Wallmann gedacht. Er ging indeß auf nichts ein: sein Gelübde band ihn und die Lust an der bei aller Misere hoch geliebten Sache. Ein dreifaches Amt war es im Grunde, das er übernahm, da er in die ihm von seinem Vorgänger Richter überkommene Tradition eintrat, die Führerschaft der Kirchenelemente, welche die Bekehrung der Heiden erstreben, die Vorsteherschaft des Missionsseminars, die Superintendentur über die fernen Gebiete, auf denen die Missionare arbeiten, und dies dreies in lebendiger Wechselwirkung eins auf das andere bezogen in einem Berufe — „was ist die Thätigkeit eines Consistorialrathes", rief er einst aus, „gegen dies Amt!" Er ließ es sich in dem Sinne auf seine Schultern legen, daß es ihm und er demselben Alles sein solle. Nur einerlei wollen und das eine von Herzen wollen, von der Sache so hingenommen sein, daß jedes andere in die Kategorie von Privatangelegenheiten tritt, von denen man kein Aufhebens machen müsse, einzig und allein daran denken, daß der Herr an den fernsten Enden der Erde König werde — das war die innere Stellung Wallmanns, als er Missionsinspektor in Barmen wurde. Durch sie ist auch eine Seite an seinem Wirken erklärt, auf die ein berechtigtes Urteil bei dem Weggange aus Quedlinburg hinwies. Der Superintendent bezeugte es öffentlich, Wallmann habe in den fünf Jahren seines Amtes ebenso viel ausgerichtet, als Andern in fünfzig gegeben würde. In kurzer Zeit schwere Aufgaben, die längere Frist erfordern, so lösen, daß der Segen zu Tage liegt, das ist die Signatur, welche dem Leben des seligen Mannes aufgeprägt erscheint.

Funfzehn Jahre hat er mit solch einem Herzen der Mission gedient, und ist während derselben selbstredend das lebendigste Rad in der großen Maschine gewesen, mit welcher eine Missionsgesellschaft nach allen ihren einzelnen Gliedern verglichen werden kann. Nach neunjähriger Erfahrung in den westlichen Provinzen unseres Vaterlandes wurde er nach Berlin geführt. So kante er die kirchlichen Verhältnisse und die Beziehung der Mission zu ihnen aus vielseitiger und verschiedenartigster Anschauung. An beiden Orten hatte er mit einer großen Anzahl junger Leute zu thun gehabt, die sich zum Missionsdienste meldeten und zum Teil auch brauchbar waren. Die Felder in Afrika und Asien, auf denen sein Auge zu ruhen hatte, waren so mannigfach als möglich. Heiden in englischen und holländischen Colonien, jene in Südafrika, diese auf Borneo, unabhängige Stämme südafrikanischer Naturvölker und in China ein Culturvolk, sie alle sind seiner pflegenden Hand befohlen gewesen, nicht zwar nach seiner Wahl, sondern weil er sie überkam. Auf jedem dieser Gebiete lagen ganz eigentümliche Probleme vor, fast überall gab es auch andere Missionen, von denen etwas gelernt oder in Miskredit genommen werden konte. Dazu bot die eingehende und mitthätige Beschäftigung mit der gesamten Missionsliteratur einen Ueberblick über das Werk der ganzen christlichen Kirche, der dem Reifen seines Urteils nur förderlich sein konte. Kurz, wir werden von vornherein an die Missionsprinzipien Wallmanns mit der Ueberzeugung heranzutreten haben, daß in ihnen nicht rasch aufgegangene Blüten, sondern Früchte zu sehen sind, die unter Regen, Sonnenschein und Hitze so weit kamen, wie sie sein Schöpfer haben wollte.

Was zuerst das Verhältnis der Mission zur Kirche anlangt, so stand Wallmann zu denen, die einerseits das Bekehrungswerk nicht von einem allgemein christlichen Standpunkte aus, sondern im Gehorsam gegen das Bekentnis der einzelnen Confession, welcher die Gesellschaft und die Missionare angehören, getrieben wissen wollen, andererseits aber die gegenwärtige freie Stellung zum Amte und zum Kirchenregiment als das ansehen, was die Schrift und die Erfahrung der Geschichte an die Hand gäben und was demgemäß das erwünschteste, festzuhaltende und zweckdienlichste wäre. Er bezeichnete es, den ersten Punkt betreffend, als einen fast überwundenen Irrtum, daß die Mission sich gegen-

ber den Sonderbekentnissen auf einen gewissen neutralen Boden
nd damit spröde gegen sie zu stillen habe, und wies darauf hin,
welche Wolthat es für den Missionar selber in seiner isolirten,
n bedenklichsten Verirrungen theologischen Denkens preisgege-
nen Lage ist, wenn er von Hause aus in dieser Beziehung
ner festen und sicheren Leitung sich erfreut, und wie die Ge-
llschaften nicht blos Pflichten den Heiden, sondern auch den
issionaren und schließlich der Kirche gegenüber zu erfüllen ha-
n, deren Glieder sie sind." Dagegen erachtete er es für einen
überwindenden Irrtum, wenn die relative Unabhängigkeit der
ission von dem Amte, im allgemeinsten Sinne genommen,
ur als ein Notstand betrachtet wird. Er fand darin Alles so
Ordnung, daß man es gar nicht anders wünschen dürfe. In
nem Vortrage, den er auf der Gnadauer Conferenz im Früh-
nge 1860 hielt, hat er sich über diesen Punkt eingehend ausge-
rochen. Die Grundgedanken sind diese. Die Mission hat von
her zu einer Freiheit vom Amte gravitirt. Die Diakonie der
Gemeinde ist ihr Mutterschos. Das Amt ermahnt die Ge-
einde: Bittet den Herrn der Ernte um Arbeiter! Die Beter
us der Gemeinde schließen sich zu Vereinen zusammen. Legt
er Herr seinen Segen auf ihr Gebet, so übertragen sie dem
mte die Ausrüstung, Aussendung und Leitung der Erntearbei-
r. Aber die Gemeinde thut dabei nicht nur Handreichung im
ußerlichen, vielmehr werden die in ihr vorhandenen Kräfte und
aben ebenfalls zum Regimente verwandt werden müssen. Dies
in aller Kürze die Hauptsätze, denen er mit der Einsetzung der
eben Diakonen in der jerusalemischen Gemeinde, so wie mit den
Missionsverhältnissen der Gegenwart, z. B. den katholischen und
ernhutischen, eine Folie gab! An diesen Anschauungen hat er
in treuer Beharrlichkeit festgehalten und nach ihnen alle Verän-
erungen, die aus dem Notstande in angemessenere Zustände hin-
berzuleiten scheinen, sich zurecht gelegt. Wie er selbst die Ver-
gung der Missionsstunde aus der „dumpfen Predigtstube" des
onventikels in die Kirche motivirte, haben wir oben gesehen.
n einem Quartalberichte des Missionsfreundes besprach er sei-
er Zeit einen Hirtenbrief des Bischofs von Orleans, Dupan-
oup, der seinem Sprengel die Teilnahme an der Mission auf
as Dringendste empfahl, und paralleliſirte damit, was von Sei-
n einiger lutherischer Kirchenbehörden zu Gunsten der Sache
eschehen war. Allein er that es nicht ohne folgende Erläute-
ungen: „Man kann sich darüber ja nur freuen, wenn der
chlaf nicht blos aus den Gliedern, sondern auch aus dem
aupte weicht. Doch wünsche ich, daß das Haupt den Gliedern
ust und Last der Arbeit läßt, die sie bisher getrieben haben.
ch schwärme nicht für Monsieur Dupanloup; aber das ist
stlich an seinem Hirtenbriefe — die Freude, die er an der
issionsarbeit der freien Vereine seiner Kirche hat, und die De-
ut, mit der er ihnen durch seinen oberhirtlichen Erlaß dient.
enn das ein solcher Kirchenfürst kann, ohne seiner Würde was
vergeben, so werden hoffentlich die Würdenträger der Evan-
lischen die Zügel des Regiments nicht strammer anziehen

wollen." Ja, Wallmann hatte sich so in unsre freikirchlichen Missionsverhältnisse hineingelebt, daß er die naturgemäße Weiterentwickelung des einen Faktors, nämlich daß eine einzelne Gemeinde mit ihrem Pfarrer als dem Amtsträger an ihrer Spitze und ihrem Kirchenvorstande als ihren Vertretern zu einer Art von Missionshilfsverein würde, nur als eine Aushilfe bezeichnete, wenn durch große aber schlaffe Vereine das Wirken einer lebendigen Kraft lahm gelegt zu werden in Gefahr stünde. Im Uebrigen hielt er die Organisation in Vereinen für etwas durchaus Praktisches und drang darauf, daß von ihnen Treue geübt werde. Als er nach Barmen ging, wollten die Quedlinburger Missionsfreunde mit ihrer Teilnahme ihm dahin folgen. Aber er bedeutete sie: „Ihr seid ein Hilfsverein der Berliner Mission!" Und den Ravensberger Brüdern, die ihn in gleicher Weise nach Berlin begleiten wollten, sagte er: „Bleibt wo ihr seid! Ihr gehört zur Rheinischen Missionsgesellschaft!"

Diese Diakonie der Gemeinde immer energischer und die bei ihr ruhenden Gaben des Gebets, der Einsicht und der äußeren Mittel noch mehr flüssig zu machen, wandte der teure Mann die Meisterschaft im Worte an, die ihm verliehen worden war, und die reiche Kentnis der Dinge, welche in der Heimat und draußen unter den Heiden bei der Arbeit an der Mission erlebt werden. Auf hunderten von Kanzeln hat er gestanden und unzählige Scharen von Christen mit dem Worte seines Mundes gefesselt. Besonders groß aber sind seine Verdienste um die Missionsliteratur: diesen Boden hat er kultivirt, besäet und fruchtbar gemacht, wie derselbe es vorher nicht gewesen war. Je weniger unserm Vaterlande alle die Wege offen stehen, auf welchen andern christlichen Staaten die entlegensten Heidenländer nahe gerückt werden, wie der griechischen Kirche durch den staatlichen Verband und den englischen Christen durch die Kolonien, um so notwendiger wird es, in der vielseitigsten Weise alle Schichten unseres Volkes mit einer deutlichen Darlegung der bezüglichen Momente zu durchdringen. In dieser Arbeit hat uns Wallmann ein gutes Stück voran gebracht. An der ganzen Fülle dessen aber, was er von Quedlinburg und von Barmen und von Berlin aus hat erscheinen lassen, treten besonders zwei Hauptzüge hervor. Einmal war es ihm verliehen, Allen Alles zu werden. Er schrieb einen wissenschaftlichen Aufsatz, in welchem er die tiefsten Fragen der Mission von ihren innersten Gründen aus beleuchtete. Er hatte aber auch dem Volke auf den Mund gesehen und schilderte nun dem gemeinen Manne in Form einer Missionsnovelle — der Ausdruck sei erlaubt — die Leiden und Freuden der Missionare. Er war in ganz besonderem Maße ein Kinderfreund und sezte sich im Geiste in ihre Mitte, um ihnen — o wie faßlich und unnachahmlich schön! — eine Geschichte aus der Mission zu erzählen. Welch ein Umfang! Welch ein Unterschied zwischen seiner lezten Kindermissionsgeschichte über die Bekehrung eines Säufers unter den Hottentotten und der lezten größeren missionswissenschaftlichen Abhandlung, dem Artikel

über christliche Mission im Wagener'schen Staatslexikon! Und das Alles zweitens in einer wahrhaft künstlerisch vollendeten Form! Man hat seine Darstellungsweise Poesie genant. Es sei darum! Sie ist eine Feindin aller Phrase. Wie in einer Aehre ein Korn neben dem andern liegt, so in Wallmanns Sachen ein Gedanke am andern. Der Ausdruck hat etwas Konkretes, etwas Plastisches an sich. Er ist kräftig und knapp, frisch und ursprünglich, mit vollem Worte rasch veranschaulichend und neue Fernsichten öffnend. Er macht tiefen Eindruck und läßt den Leser vor dem Ende nicht los. So jedoch muß etwas geschrieben sein, wenn es nicht nur dem Augenblicke dienen, sondern nachhaltig bleiben soll. Ja, wäre Wallmann uns noch länger gelassen worden, und hätte er einen gesunden Lebensabend beschert bekommen — welche Gaben hätten uns noch zufallen sollen! Er wäre auch der Mann gewesen, der die Mission ähnlich wie Graul auf der Universität hätte zu ihrem Rechte bringen können! Es ist wahr, die Beschäftigung mit der Mission ist eine theologische Spezialität, aber sie ist eine Spezialität der edelsten Art und so wenig einseitig, daß sie vielmehr die allseitigste Bildung vermittelt. Ist die Liebe ächt und gibt dem Zuge zum Tiefgraben nach, so schließen sich an ihr Studium kristallinisch eine Fülle der mannigfaltigsten Interessen an. Die Geschichte der Kirche nach der Seite ihrer allmäligen Ausbreitung — eine unerschöpfliche Fundgrube — die französische, holländische, amerikanische und vor Allem englische Missionsliteratur nächst der reichhaltigen deutschen und derjenigen der nordischen Kirchengemeinschaften, weiter linguistische Studium, zum Teil bahnbrechender Art — Wallmann hat Grammatiken der Sprachen der Namaqua und der Dajacken zusammengestellt — sorgsames Eingehen auf die Religionen, auf die Literatur der Heiden oder ihre Volkslieder und Sagen, wenn sie nur solche haben, dann natürliche Geographie, Ethnographie und Ethnologie im umfassendsten Sinne, Studien, bei denen einer zu jenem berühmten Worte kommen könte: Hier ist nur unser Absteigequartier, aber die Welt, die Welt, das ist unser eigentliches Vaterland! — dies Alles sollte nicht einen Reichtum christlichen Bildungsstoffes ausmachen, mit dem ein Theologe sein Leben lang zu wuchern wünschen müßte! Unserm Wallmann aber war aus diesem vollen Kreise ein Ausschnitt verliehen worden, der nicht klein war: er hat ihn nach Kräften zu verwerten gesucht, die Flamme der Missionslust in unserm Volke anzufachen.

Das war eine Wirksamkeit von unmeßbarem Umfange. Eine zweite, die von ihm als sein wichtigster Beruf angesehen wurde, beschränkte sich auf die engen Gränzen eines einzigen Hauses und auf die bestimte Aufgabe, einige junge Leute zum Dienste der Heidenbekehrung vorzubilden. Er selbst hat die Gesichtspunkte, welche von ihm dabei die ganzen fünfzehn Jahre im Auge behalten worden sind, in folgenden kurzen Satz zusammengefaßt: „Wer die rechtschaffene Bekehrung und geistliche Reife zum Missionswerke voranstellt, der nimt so gerichtete Handwerker und Bauern und bildet sie theologisch zum Missionsberufe aus, so gut es eben gehen will, und man kann dabei doch zu Resultaten kommen, deren sich mancher Candidat nicht zu schämen braucht." Er stand damit in der Mitte zwischen denen, welche lediglich Theologen zu Missionaren begehren, und denen, die von der Bildung und Erziehung, welche man erwachsenen, frommen jungen Leuten mitgeben könne, nicht sonderlich viel halten. Nicht daß er studirte Leute als zur Mission untauglich erachtet hätte! Nein, er sagt: „Erweckt Gott der Herr einen Candidaten des Predigt- oder Schulamtes (oder einen Pfarrer, wäre hinzuzusetzen) zum Dienste unter den Heiden, so nehmen wir ihn mit Danksagung an, aber wir richten uns nicht darauf ein." Desgleichen erkante er an, daß ausnahmsweise auch auf dem dritten Wege hin und wieder ein tüchtiger Missionar den Heiden geschenkt würde. Aber die von ihm betriebene Weise, Arbeiter in die Ernte zu dingen, ist bei dem gegenwärtigen Notstande der Kirche relativ immer noch die beste, weil sicherste und ergibigste, und wird es voraussichtlich auch noch lange bleiben. Daß Wallmann, der nach seinem Dringen auf Gründlichkeit und nach der Gediegenheit seiner eigenen Bildung im Grunde Theologen zu Missionaren sich hätte wünschen müssen, auch nie den leisesten Versuch gemacht hat, diesen Wunsch zu realisiren, beruhte vornemlich in einem doppelten Umstande. Zuvörderst nämlich übernahm er sowol in Barmen als auch in Berlin Missionsseminare, in denen er Zöglinge vorfand, wie er sie eben bezeichnete, und war viel zu sehr Praktiker, als daß er eine gegebene sichere Basis um ungewisser Experimente willen aufgegeben hätte. Dann aber hatte er von seinem Wirken als Candidat und Pfarrer her eine Vorliebe zum selsorgerlichen Verkehre mit den niedern Ständen des Volkes, und es war sein Element, wenn er ihnen das Evangelium predigen, wenn er ungebildete Leute unter der Leitung des heiligen Geistes in die Tiefen des Wortes Gottes einführen konte. Also nahm er junge Handwerker, Präparanden des Elementarschulfaches, Landleute, mitunter auch Gymnasiasten, wenn sie sich zum Missionsdienste meldeten, zu einer kürzeren oder längeren Aspirantenzeit an und nach der Bewährung in die Anstalt auf, deren Pflegling sie in der Regel vier Jahr blieben. Während derselben mußten sie mit allem Fleiße einen umfangreichen Lehrstoff zu bewältigen suchen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 15. Juli. № 56.

Johann Christian Wallmann.

(Schluß.)

Die drei heiligen Sprachen, Lateinisch als grammatische Grundlage und zum Verständnisse der Bekentnisschriften, Griechisch und Hebräisch, um das Neue und Alte Testament im Urtexte näher zu bringen, dazu die Einführung in die neueren Sprachen, welche in den betreffenden Kolonien gesprochen werden, meist Englisch und Holländisch, dann besonders eine möglichst genaue Auslegung der ganzen heiligen Schrift nach Luthers Uebersetzung, eine eingehende Darlegung der Glaubens- und Sittenlehre, ein Abriß der Symbolik und Liturgik, eine Skizze der Geschichte, der Kirchengeschichte, der Missionsgeschichte, Katechisations- und Predigtübungen — das waren die Gegenstände, die Wallmann als obligatorisch für einen Missionszögling hinstellte. Nebenbei mußten sie an zwei Nachmittagen in der Woche ihr Handwerk weiter treiben oder ein neues lernen. Sonst aber durften sie ihm weiter keine großen Künste treiben. In das Notwendige sollten sie sich mit Ernst versenken. Als Erzieher aber — oder soll man Selsorger sagen? — suchte er seinen Pflegebefohlenen durch die gemeinsame christliche Hausordnung, durch die Tischgenossenschaft, durch ernsten und liebevollen Verkehr mit dem Einzelnen, durch das eigene Beispiel Kräfte der Heiligung zuzuführen, die sie in ihrer Bekehrung fester machen und für das schwere Leben unter den Heiden stählen sollten. Gehorsam, Demut, Geduld, Lauterkeit, das waren die Ziele seiner Zucht, und er wünschte dazu mit seiner kleinen Gemeinde wie im Kloster ganz in der Stille zu leben. Denn „das ist", sagte er, „für ein Missionshaus die halbe Gesundheit, wenn man kein Halloh mit ihm macht." Gewiß das richtige!

Ebenso konservativ wie in Bezug auf die Ausbildung der Missionare verhielt sich Wallmann hinsichtlich der Heidenvölker, denen er die Wolthat der Rheinischen und Berliner Mission zugewandt wissen wollte. Von Barmen aus hatte er Hottentottenstämme, Bastardhottentotten, Dajacken und Chinesen zu Objekten der Bekehrungsarbeit, also Heiden auf drei ganz gesonderten Missionsgebieten und von zwiefacher Art, rohe Naturvölker, in Masse oder als Trümmer, und integrirende Bestandteile des großen Culturvolkes im Reiche der Mitte. In allen diesen Situationen ist es sein Bestreben gewesen, das Bestehende zu erhalten und auf der Grundlage des Bestehenden in nahe liegenden Bahnen fortzuschreiten. Am augenfälligsten war das in Südafrika, wo die Rheinische Mission die Westküste hinauf das Land mit Stationen versah und immer höher nach Norden vordrang, und auf Borneo, wo ein Eindringen in das Innere des noch unerforschten großen Eilandes geboten war. Nachdem Wallmann volle neun Jahre in diesen vielseitigen Erfahrungen gestanden hatte, bekam er die Leitung der Berliner Mission in Südafrika befohlen, die an Bastardhottentotten, an einigen Kafferstämmen und an versprengten Resten von Hottentotten und Betschuanenstämmen arbeitete. Mithin waren es lediglich Heiden der ersten Art, kulturlose Volkselemente ohne jede politische Selbständigkeit, überdies von der in den Kolonien vorrückenden europäischen Cultur umschlossen. Wenn nun Wallmann es als seine Aufgabe ansah, die vorgefundenen Missionsverhältnisse zu konsolidiren und allein auf dem Fundamente der Natalmission einen Neubau zu unternehmen, welcher die Zulu oder die Swasi oder die Betschuanen im Norden der Transvaalrepublik oder die Makuamba zwischen Lepalule und Limpopo oder die Barbariri nördlich vom Limpopo oder die Matuka, die Mambari und wie die Betschuanen- und Matebelenstämme bis zum Zambesi hinauf heißen, oder sie alle nach und nach in sich aufnehmen sollte — wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen! Man kann es ja bedauern, daß die Berliner Mission nicht von Anfang an ihre Kapitalien an Menschenkräften bei einem gebildeten Volke angelegt hat, wo sie unzweifelhaft reichere und bleibendere Zinsen getragen hätten, als gegenwärtig in Südafrika zu Tage liegen. Allein die Führungen sind nun einmal so gewesen, und Wallmann war bei aller seiner Feindschaft gegen Zersplitterung und Verzettelung, so wie bei seiner Vorliebe zu den Niederen und den Elendesten unter den Elenden nicht der Mann, der dem Drängen, in einem andern Erdteile bei einem bereiteteren Volke eine neue Mission zu beginnen, nachgegeben hätte. „Es gibt", schreibt er in einem Jahresberichte, „keinen gleich großen Continent, auf welchem die Finsternis so mächtig läge, wie auf Afrika; es ist sogar zur Hälfte noch unentdeckt. Wenn die Mission einen besonderen Zug dahin hat, so thut sie in ihrer Weise nur, was die Wissenschaft jezt in erstaunlichen Anstrengungen anstrebt, um Licht in dieses Dunkel zu bringen, und wenn eine Gesellschaft wie unsrige all ihre Kraft für Afrika zusammennimt, so thut sie es im Bewußtsein der Dringlichkeit und Größe der vorliegenden

Aufgabe.“ Es liegt nicht fern zu vermuten, daß es Wallmanns Wunsch und Gebet war, die Berliner Mission möchte in Südostafrika eine ähnliche Arbeit thun, wie die Rheinische im Südwesten der Erdteilsspitze. Ein geringer Anfang dazu wurde ihm in der Bessutomission gegeben. Die Missionsfühlhörner waren bereits weiter ausgestreckt. Bald war es auch völlig klar, daß hierbei von Eintönigkeit oder Fruchtlosigkeit nicht im mindesten die Rede sein könne. Vielmehr erschien es ihm als eine der Berliner Mission durchaus würdige Aufgabe, in jenen von tiefster Nacht umschatteten Landen an der Spitze vorzudringen, sich immer tiefer in den furchtbaren Koloß einzubohren und das Evangelium zu hamitischen Stämmen zu tragen, die bis dahin noch nie etwas von ihm vernommen haben. Das war es, was ihn in Südafrika trotz allen Elendes und allen Jammers festhielt.

Bei der Mission unter unkultivirten Völkern liegt nun nichts näher als der Gedanke, ob den Heiden nicht zugleich mit dem Glauben alles das gebracht werden könne, was wir europäische Civilisation nennen? Durch Aussendung gläubiger Colonisten, deren Leben predigte, und die gleicherweis beiden, den getauften wie den ungetauften, Anleitung gäben, wie sie aus ihren alten Volkszuständen in bessere neue hinüberkämen, meint man sei leicht dem Werke der Heidenbekehrung eine Stütze unterschieben zu können. An der Stellung, welche Wallmann zu dieser weit verbreiteten und mehrfach in Scene gesezten Meinung genommen hat, ist zu erkennen, worauf sein Blick bei allem, was draußen durch die Missionare geschieht, vornemlich gerichtet war. Von vornherein wünschte er schon die Bemühungen in der Heimat, die ganze Maschine im Gange zu erhalten, unverworren mit einer Reihe von Interessen, die sich auf der Stelle herandrängen, sobald die Thätigkeit irgend ein wenig größere Dimensionen annimt. Es mögen nur die kaufmännischen und die industriellen Unternehmungen genant werden! Es mag nur auf ein Missionsschiff hingewiesen werden! Ein solches lag außerhalb seiner Wünsche, mit Geschäften und Arbeit sollte die Mission sich nichts verdienen wollen. Alles, was nicht mit ihr prinzipiell zusammenhängt, muß von ihr fern gehalten, oder wenn das nicht geht, nur im beschränktesten Maße zugelassen werden. Darum stand er sehr kühl gegen die allgemein geforderte Verbindung kolonisatorischer, merkantiler und industrieller Anlagen mit der Mission, und wenn er hin und wieder ein wenig nachgeben zu müssen geglaubt hat und auf ein und das andere, was ihm als eminent günstig und notwendig dargestellt wurde, wirklich eingegangen ist, so hat doch der Erfolg sehr bald bewiesen, daß seine ursprüngliche Sprödigkeit auf einem richtigen Gefühle beruht hatte. Die Hauptaufgabe der Mission ist und bleibt „gründliche Bekehrung der Heiden aus der Finsternis zum Lichte.“ Was dazu unmittelbar dient, ist löblich und gut. Alles andere ist nach Wallmanns Ausdruck Holz unter den Topf. Das Holz macht den Topf nicht kochen, sondern das Feuer. Das vornehmste Geschäft des Missionars, das Wort Gottes dem Volke in seiner Sprache nahe zu bringen und wiedergebährend auf sein Herz wirken zu lassen, muß unverrückt im Vordergrunde stehen bleiben. Von diesem Mittelpunkte muß Alles ausgehen, auf ihn muß Alles gerichtet sein. Man wird es als eine centrifugale Bewegung bezeichnen dürfen, wenn die Mission sich viel mit Nebeninteressen zu thun macht. Gerade das entgegengesezte ist das heilsamste. In der Mission muß die Centripetalkraft vorherschen, und der Missionar, der nicht immer möglichst nah bei seiner wichtigsten Aufgabe bleibt, der dient seinem Herrn übel. Darum konte es Wallmann auch nicht vertragen, wenn aus solchen, die hinausgegangen waren, um den Heiden das Evangelium zu predigen, im Laufe der Zeit Alles möglich wurde, nur das nicht, was sie ursprünglich beabsichtigt hatten, nämlich gesegnete Boten des Heils zu werden. Berühmte Reisende, Consuln, sonstige Beamte, Kaufleute, die früher Missionare gewesen waren, sah er mit kritischen Augen an und wies darauf hin, wie der Segen mangele, wenn dieselben ihre Kräfte scheinbar auch noch zu Missionszwecken verwendeten. Wolle nur einerlei und das wolle von Herzen — dieser Stern sollte auch draußen auf den Missionsgebieten glänzen.

Diejenigen Missionare aber waren ihm wert, die bei allem schweren Ungemache des Lebens unter den Heiden es nach und nach lernten, ihrem Volke Alles zu werden und sich ganz demselben hinzugeben. Nicht die Weise der Europäer anzunehmen, die auf den Missionsgebieten auch mit den Heiden zu thun haben, nicht zu einem englischen Gentleman oder zu einem holländischen Buhre zu werden, sondern den Hottentotten ein Hottentott, den Kaffern ein Kaffer, den Bessuto ein Mossuto, den Betschuanen ein Motschuan zu werden, das war ihm das Ideal für einen rechten Boten des Heils. Darum wünschte er auch, daß die Kinder der Missionare dort im Lande blieben und da ihre Erziehung und Ausbildung empfingen: sie sollten mit der neuen Heimat von Haus aus verwachsen und sich mit der farbigen Bevölkerung amalgamiren. In derselben sah er nicht ein so völlig verwahrlostes Geschlecht, mit dem eigentlich erst reiner Tisch gemacht werden müsse, bevor an christliche Zustände unter ihm gedacht werden könne. Nein, er hatte für die mancherlei schönen und edlen Züge, die sich in der Geschichte des rohesten Naturvolkes finden, ein offenes Auge, und der junge Zulu, der seine ganze Familie über die reißende Tugela hinüberrettet und dann bei der Rettung seines Hundes von den Alligatoren unter Wasser gezogen wird, nötigte ihm Bewunderung ab. Es war auch sein Missionsgrundsatz, daß „man eines jeden Volkes Art, Eigentümlichkeit und Gebräuche, soweit sie nicht mit dem heidnischen Götzendienst (und Zauberwesen) in Zusammenhang stehen, nicht etwa gewaltsam unterdrücken, sondern liebevoll anerkennen und schonen müsse.“ Er wollte mit den jungen Kindern aus den Heiden pädagogisch umgegangen und bei allem Ernste der Zucht doch Rücksicht auf ihre Schwachheit genommen wissen. Aus diesem Gesichtspunkte ist Wallmanns Streben zu erklären, in mehreren brennenden Missionsfragen eine sogenante mildere Praxis als das empfehlenswerteste hinzustellen. Er betonte es vor allen Dingen, daß die ersten Missionare sich den sociale

chäden der damaligen Heidenwelt gegenüber weit anders be-
nmen hätten, als wie es gegenwärtig auf vielen Seiten exer-
t würde, und bestritt die Ansicht, daß die Erleuchtung der
hristen des neunzehnten Jahrhunderts über der der heiligen
postel stünde. „Wir werden es verantworten", hat er sich in
eziehung hierauf geäußert, „wenn wir in der Mission thun,
e die Apostel thaten; haben die in ihren Gemeinden das Scla-
nhalten geduldet, so können wir es auch dulden, haben die den
erhältnissen Rechnung getragen, welche bei ihren Missionsge-
einden teils durch frühere Zustände, in denen sich ihre Glieder
fanden, teils durch die sociale Lage, in der sie sich noch befan-
n, denjenigen Einfluß übten, dessen Folgen Paulus als
Schwachheit" bezeichnet, so wollen wir unsre jungen Christen
us den Heiden nicht als Starke und Helden denken, wie ge-
isse Leute in ihrer Missionsschwärmerei sie sich so gern vor-
ellen, denen man zumuten könte, was man von der alten Kirche
nd Christenheit außer ganz andern Verhältnissen und Zuständen
on Gottes und Rechts wegen fordern darf." Unserem Wall-
ann schienen das irdische Kastenwesen und die unter verschie-
enen heidnischen Völkern im Schwange gehende Vielweiberei
it der Sclaverei unter dasselbe Gesetz der Beurteilung und
Behandlung zu fallen, und so wenig es hier am Orte ist, auf
ie einzelnen Momente dieser überaus schwierigen, verwickelten
nd zum Teil noch unaufgeklärten Partien der Missionspäda-
ogik einzugehen, so sehr muß es hervorgehoben werden, daß
Wallmann mit den bezüglichen Ueberzeugungen nicht allein stand,
ondern dieselben mit einer großen Anzahl erfahrener, besonne-
er, frommer Arbeiter in der Mission teilte, die mit ihm davon
urchdrungen waren, daß sociale Uebel, die vorläufig von heid-
ischen Rechtsanschauungen gestützt sind, „durch den Geist des
Herrn im Laufe der Zeit Schritt für Schritt überwunden und
usgeschieden werden würden."

Es entzieht sich selbstverständlich jeder genaueren Beobach-
ung, wie der Same solchen Geistes, den Wallmann seinen Zög-
ingen und Missionaren einzuhauchen suchte, draußen auf den
Arbeitsfeldern aufgegangen sein und Frucht getragen haben mag.
Ueber einzelne Stätten sind verherende Stürme gegangen, die
uch die Spuren der dort angefangenen Missionswirksamkeit
eggefegt haben, an andern Orten steht noch Alles in großer
Schwachheit. Aber es ist im Himmel angeschrieben, was in
Südchina und auf Borneo und in den verschiedenen Gauen von
Südafrika Rheinische und Berliner Missionare unter Wallmanns
Leitung gearbeitet haben. Während er in Barmen wirkte, wur-
en auf den drei Gebieten der Rheinischen Gesellschaft zwölf
eue Stationen aufgerichtet. Auf den Territorien der Berliner
Mission wurden binnen der sechs Jahre seiner Inspektur sieben
en früheren acht hinzugefügt. Im Ganzen hat er einundsechzig
Christen und Christinnen dazu verholfen, daß ihres Herzens
Drang, unter die Heiden zu gehen, erfüllt wurde: unter ihnen
waren einunddreißig Männer für den Dienst in der Kirche und
Schule bestimt. In der That eine Verstärkung der deutschen
Missionskräfte in Afrika und Asien, über welcher der teure

Mann seinen Gott gelobt haben wird, wenn er sie im Geiste
überschaute! Denn das war auch ein Lebensgedanke von ihm,
daß doch die deutsche Mission mit ihren besonderen Vorzügen
sich mehr und mehr als eine Macht beweisen möchte, und wie
er es liebte, das segensvolle Wirken deutscher Missionare, die in
fremdländische Missionsdienste gegangen waren, „aus dem Schweiß-
tuche zu nehmen, darein man es gewickelt" habe — also nante
er seine Darstellung — und englische Missionsvorschläge be-
lächelte, die Gegenden als Ziele neuer Unternehmungen bezeich-
neten, wo längst deutsche Missionare standen, so war es ihm ein
gewaltiger Sporn, daß der bei weitem größte Teil deutscher
Missionskraft in Afrika stecke, wo mithin die neuesten Anstren-
gungen sich in starker Tradition deutscher Mission befänden. In
wie weit es ihm aber verliehen worden ist, die deutschen Christen
mit dem Worte seines Mundes und seiner Feder zur Unter-
stützung solcher heiligen Arbeit zu bewegen und in der Bewegung
zu erhalten, das sieht in seinem vollen Umfange auch nur das
eine Auge, dem das Verborgene offenbar ist, allein es sind viele
deutliche Zeichen vorhanden, daß auch dieses Mühen des unver-
geßlichen Mannes nicht vergeblich gewesen ist.

Die christliche Missionssache hat an ihm viel verloren. Als
er selbst am Ende des Jahres 1862 den Heimgang Barths be-
sprach, schrieb er: „Ich kenne keinen Menschen in Deutschland,
den der Herr mit so viel Missionslust begnadigt hatte, als ihn",
und nante Barth „den deutschen Missionsfreund und zwar in
der kentnisreichsten, thatkräftigsten und liebenswürdigsten Gestalt."
Wer weiß, was Barth's Urteil über Wallmann gewesen wäre,
wenn er ihn überlebt hätte! Er war mehr als ein Freund der
Mission. Aus einem Dilettanten war er ein Techniker gewor-
den, für bestimte Missionsverhältnisse gewiß ein Techniker in
einer Vollendung, wie sie von Wenigen erreicht wird. Und dies
war das wahrhaft Große an dem Gebrauche der ihm verliehe-
nen Missionstechnik: er übte sie mit gleicher Virtuosität, als er
im Stande war, von ihr zu zeugen, über sie Rechenschaft zu
geben und sie zu verteidigen. Beides in einem Manne ist eine
seltene Gabe. Wissenschaftliche Tiefe und praktische Tüchtigkeit
werden meist gesondert gefunden. Wallmann war sowol Prak-
tiker als Theoretiker, und darin, daß sich in seiner Arbeit für
die heilige Mission Theorie und Praxis deckten und in gleicher
Gediegenheit vorlagen, darin beruht die Bedeutung, die er
für die Sache gehabt hat. Sein Andenken wird im Segen
bleiben. —

In einer ehrwürdigen Anstalt unseres Vaterlandes besteht
die Sitte, daß bei Gedächtnisfeiern der Schluß durch einen ge-
meinsamen Akt vollzogen wird. Derjenige nämlich, der mit sei-
nem Worte das Bild der Entschlafenen lebendig gemacht hat,
spricht mit Bezug auf sie: Havete carae animae! Seid Gott
befohlen, teure Selen! Und die ganze Versamlung antwortet
mit einem Munde: Havete carae animae! Ist es einer ge-
wesen, dessen Andenken erneuert worden ist, so heißt es: Have
cara anima, und die Versammelten geben Bescheid: Have cara
anima! Lassen Sie uns diesen schönen Brauch hier üben! Fassen

wir, da wir jezt unseres Wallmann gedacht haben, unsre Teilnahme, unsern Schmerz, unsern Dank in diesen stillen, gottgefälligen Ausdruck, und begegnen Sie mir alle aus einem Herzen, wenn ich schließe: Have cara anima! Have cara anima!

Der Protestantentag in Eisenach.

(Schluß.)

Wenn Oben am Gipfel des Berges ein Stein sich ablöst, so zieht es ihn nach Unten; er rollt fort und komt immer ungestümer ins Rollen hinein, bis er unten im Thale liegt. So mit der Protestantenversamlung in Eisenach. Als Dr. Meyer die Predigt hielt, da kam der Stein ins Rollen hinein, und Alle, die am ersten Tage der Versamlung redeten, die gaben mit ihrer Rede dem Stein einen Stoß, daß er immer heftiger wurde in seinem Lauf. Den gewaltigsten Stoß, der ihn jählings in die Tiefe trieb, gab ihm am andern Morgen Dr. Schwarz von Gotha, und als etwa um die vierte Mittagsstunde Fritz Reuter auf der Tribüne stand, da lag der Stein bereits unten im Thal, in der Tiefe.

Am andern Morgen — es war um 9 Uhr — waren die Neuprotestanten wieder in den Räumen der Nicolaikirche beisammen. Ein Bedürfnis nach Gebet oder Gesang schien nicht vorhanden zu sein; die Versammlung eröffnete die Klingel des Präsidenten. Oberprediger Dr. Schwarz von Gotha hatte Thesen gestellt über „die Grenzen der Lehrfreiheit" und begründete nun die Thesen in einem langen Vortrage. Dieser Vortrag war nach Form und Inhalt ein eclatantes Beispiel seiner Salontheologie. Dieser Salontheologie — leicht und flüchtig wie die Luft — sind die Heilsthatsachen des Christentums zu schwer geworden; sie wirft darum diese Thatsachen über Bord. Ja Dr. Rothe muß es von Dr. Schwarz lernen, wie man das Christentum „weltlich" macht. Da muß man die Heilsthatsachen des Evangeliums Preis geben an die modernen Culturmenschen, muß die göttliche Autorität der heiligen Schrift brechen und als lezte Instanz der Wahrheit das eigne Ich hinstellen. Dieser Salontheologie ist das Wort vom Kreuz ein Aergernis nnd eine Thorheit geworden; sie redet viel von „Forschungen in und über die Schrift" und merkt nicht, daß sie damit sich selbst lächerlich macht, denn die Resultate dieser Forschungen sind gar zu kläglicher Art. Und was ist dem Dr. Schwarz der Protestantismus? Nun was er von jeher allen negativen Geistern gewesen ist: „ein unermeßlicher Spielraum" für den Geist, der stets verneint. Und nun hatte er freilich recht, wenn er im Eingange seines Vortrages sagte: „der Protestantenverein ist der Protestantismus der Gegenwart." Das war die erste Verneinung die sich nun hören ließ: die Bekentnisschriften dürfen keine Schranke für die Lehrfreiheit sein. Diese Schriften haben allerdings einmal ihre Dienste gethan. Sie sind einmal „Vertheidigungsschriften" und

„Actenstücke" der Reformation gewesen; aber die Lehre könne diese Schriften nicht bestimmen, denn sie sind: „Menschensatzungen"! Kein Mensch der Gegenwart kann mehr an diese Lehrformeln glauben. „Gebt der Theologie zurück, was der Theologie gehört! Stellt die Bekentnisschriften der Kirche als Erinnerungstafeln in der Dogmengeschichte auf." Dieser ersten Verneinung folgte eine zweite. Die Schrift kann ein solche Schranke auch nicht abgeben. „Die Schrift ist gar ein vielgestaltiges Werk; zwar ewig jung und eine frisch sprudelnde Quelle, aber auch ein Buch voller Widersprüche." Die Schrift selbst muß ja der freien Forschung anheim gegeben werden. Dr. Schwarz stellte da nun auch einen Kanon für die Schriftforschung auf, indem er sagte, man müsse „das Geschichtliche vom Ungeschichtlichen ausscheiden" und „nach den Vernunftwahrheiten" in der Schrift suchen. Er gab auch Resultate seiner freien Schriftforschung. „Mittelpunkt der Schrift ist der geschichtliche Christus und sein einfaches beseligendes Evangelium." „Der Christus der Schrift ist ein anderer als wie der dogmatische Christus." Und weiter erfuhren wir auch, welche Thatsachen von wesentlicher Bedeutung in der Geschichte Christi sind, ja welche Thatsachen zu seinem Erlöserberuf gehören. Dahin gehören „alle Bezeugungen seiner Liebe zu den Menschen und seine Gehorsams gegen den Vater." Und nun eben kam der Augenblick, in welchem Dr. Schwarz dem vom Berge rollenden Stein einen heftigen Stoß gab, daß er jählings in die Tiefe flog. Er sagte nämlich die Grundthatsachen der Erlösung seien nicht etwa die Auferstehungs- und Himmelfahrtsgeschichte. Er nahm ein theuer werthes Blatt (1 Cor. 15) der heiligen Schrift und riß es heraus, indem er auf die Frage: „steht und fällt das Christentum mit der Auferstehung Jesu?" die feste Antwort gab „Nein!" Das war die dritte und stärkste Verneinung des Herrn Dr. Schwarz. Der Protestantismus des Herrn Dr. Schwarz kann ja an keine „durchlöcherte" Weltgeschichte glauben, und die Auferstehung Jesu und seine Himmelfahrt durchlöchern die Weltgeschichte, denn das sind ja Wunder und Wunder haben eben die Art an sich, daß sie die Weltgeschichte durchlöchern. Wir wissen nun, wes Glaubens man im Protestantenverein lebt und wissen damit auch, was das für ein Glaube ist, der in der Gegenwart innerhalb des Protestantismus zur Geltung kommen soll, „denn der Protestantenverein ist ja der Protestantismus der Gegenwart."

„Gibt es denn aber für die Lehrfreiheit gar keine Schranken?" — fragt Herr Dr. Schwarz; und er gibt uns noch eine Antwort, und die Antwort sieht nach Etwas aus, aber bei näherer Besichtigung zerfließt sie in lauter Dunst und Nebel. Er sagt nemlich: „die Wahrheit ist die Schranke." Richten wir aber nun an den Herrn Dr. Schwarz die Frage des Pontius Pilatus, so muß er uns gestehn, daß hier nun „die Schwierigkeit beginnt." Wer mag denn eigentlich ausmachen, welches „die Grundwahrheit des Christentums" ist? Von einer objektive Wahrheit kann demnach nicht gut die Rede sein und eine solch

kann demnach nicht auch als Schranke für die Lehrfreiheit existiren. Die Wahrheit liegt im Subject, und die Grenze der Lehrfreiheit ist also auch subjectiv. Jedes beliebige Subjekt ist nun freilich nicht befähigt und berechtigt, eine Grenze für die Lehrfreiheit zu bestimmen; die hier passenden und befähigten Subjekte können nur „die Träger der Wissenschaft sein, soweit die deutsche Zunge reicht." „Einzelne Schreier oder ganze Banden," wie die in Folge des Erlasses des preußischen Oberkirchenraths angefeuerten und gegen Dr. Schenkel protestirenden preußischen Pastoren sind nicht befähigt die Grenze der Lehrfreiheit zu bestimmen; nein diese „Pastorenfreischaren" können hierzu keine Befähigung und kein Recht haben. Solche „Ketzermacher haben ja keine Spur von sittlichem Gehalt," wie könten sie zu so Etwas zu gebrauchen sein? Nachdem nun Herr Dr. Schwarz erst dreimal ganz bestimt Nein und ein viertesmal in einem Athem Ja und Nein gesagt hatte, that er gegen Ende seines Vortrags das große, vollwichtige Bekentnis: „Jesus Christus ist allerdings Herr und Heiland!" Der Herr Dr. Schenkel aber athmete frei auf, als er dies hörte.

Der Stein war nun heruntergerollt. Darüber freuten sich nun die Einen (Zittel, Schellenberg); der Stein lag ja nun ganz in dem Bereich wo sie standen; die Andern (Baumgarten, Petersen) waren etwas bestürzt darüber und bemühten sich den Stein wieder etwas in die Höhe zu bringen. Dekan Zittel spricht seinen Dank gegen Schwarz aus, behelligt die Versamlung mit etwas Kirchengeschichte aus Baden und benuzt die brennende Frage des Schwarzischen Vortrags, um auf sein eigentliches Ziel loszusteuern. Wer soll entscheiden! die Gemeinde und zwar die Vertretung in der Gemeinde. Um nun eine solche Vertretung zu gewinnen, muß man wie in Baden Synodalverfassung haben. Nun kam Einer, der über den jähen Sturz des Steines etwas betroffen war, Baumgarten. Gewiß Baumgarten hängt noch an seinem Herrn und Heiland und zwar in ganz anderer Weise als Dr. Schwarz, aber der P. V. ist sein leztes Refugium geworden, und er muß nun mit den Wölfen heulen. Er muß seinem christlichen Gewissen einen Stich geben und seine Freude über Schwarz aussprechen; doch gibt ihm sein christliches Gewissen auch wieder einigen Mut. Er tadelt Schwarz, weil er zwar die negative, aber nicht die positive Stellung des P. V. zur Schrift angegeben habe in seinen Thesen. Das war ein Versuch, den Stein etwas in die Höhe zu bringen; aber die Schenkel, Schwarz und Krause hielten den Stein fest. Nun kam auch Welker wieder und redete die Versamlung nicht blos, wie bisher immer geschehen war, als eine „hochgeehrte" an, sondern auch als eine „hochwürdige". Das sei sie ja kraft des allgemeinen Priestertums. Die Lehrfreiheit muß nach seiner Ueberzeugung einen Schutz haben, und diesen Schutz gewähren die Synoden. Schellenberg — der Radicalsten Einer — gibt der Versamlung die Versicherung, daß „Licht in ihr sei", belobt die Schwarzischen Thesen, indem er von ihnen rühmt, daß sie „biblisch, charakteristisch, gemeinschaftbildend wären und in ihrer Subjectivität die Objectivität in ihrer Reinheit auffaßten", und vindicirt das Recht der Entscheidung bezüglich der Lehrfreiheit der Einzelgemeinde. Er war sehr froh, daß der Stein in der Tiefe lag, denn er sagte: lasset euch nicht wieder unter das knechtische Joch fangen! Nun komt Petersen aus Gotha, den „sein Herz fürs Volk" in den Protestantenverein getrieben hat und tritt in der Versamlung auf mit „freudigem Mut". Er hat, wie er erzählt, vorigen Herbst in Altenburg den Kirchentag besucht. Dieser Kirchentag sei aber eine bloße Pastorenconferenz geworden und nun nicht mehr der Ort, wo man das Wol des Volkes verhandeln könne. Er stellt an den P. V. die Anforderung, daß er sich frei über die Parteien stellen müsse, und um nun den P. V. über alles Parteiwesen zu erheben, that er einen glücklichen Griff. Er gab nämlich dem P. V. ein Centrum und ein Rechts und Links und nahm nun seinen Platz auf der rechten Seite, und nun rechts stehend hatte er ja nun auch ein Recht, sich gegen links mit einigem Tadel zu wenden. Er ist nicht einverstanden mit einigen Thesen von Schwarz; an den Grundthatsachen des Christentums hält er fest, „es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden, denn der Name des Herrn Jesus Christus; das Wort sie sollen lassen stahn!" Damit wollte Dr. Petersen den Stein wieder etwas in die Höhe bringen, aber da kam Dr. Krause und stellte sich ihm in den Weg. Er freut sich, daß Petersen in der Versamlung ist, gibt ihm aber zu verstehen, daß der P. V. sich gern zu dem Inhalte der Schwarzischen Thesen bekenne, obwol diese Thesen als ein erschöpfender Ausdruck nicht gelten sollen. Eine positive Stellung zur Schrift läßt sich nicht sogleich fixiren. Das war die Antwort, die Petersen bekam, das der gerechte Lohn dafür, daß ers im P. V. gewagt hatte, ein christliches Bekentnis zu thun. Wer bekennen will, der muß hübsch draußen bleiben. Dr. Schenkel stellte nun freilich ein Bekentnis auf. „Wir haben alle Ehrfurcht vor der heiligen Schrift", sagte er, „aber diese Ehrfurcht läßt sich eben nicht formuliren. Das ist unser Bekentnis!" Derselbe komt dann auf die Frage zurück, wem die Entscheidung über die Lehrfreiheit zustehe? Eine bestimte Antwort darauf haben wir nicht gehört; nur das hörten wir, daß diese Entscheidung nicht wol der Einzelgemeinde, auch nicht wol der Landesgemeinde in die Hand gelegt werden könne. Die Universitäten haben wol Macht und Beruf hierzu, aber wenn sie es nun eben thun sollten, da würde man ihn (Schenkel) eben jezt am Kragen fassen wegen

seines Charakterbildes. Es will uns indeß scheinen, als ob dies Charakterbild nach und nach anfange, vor Schenkels eigner Eitelkeit mit Schanden zu bestehen. Dr. Rothe constatirt die Rechte in der Versamlung, „freut sich von Herzen, einen Verein gefunden zu haben, in welchem aller wahre Glaube, er mag zur Rechten oder zur Linken stehen, zur Anerkennung kömmt", und ist für unveränderte Annahme der Thesen. Der Präsident freut sich, daß „Freiheit" in der Versamlung ist, und Schwarz erhält nun das Schlußwort. Zwei große Dinge sagt er von der Versamlung aus, einmal, „es sei Einigkeit in der Frage der Lehrfreiheit da, und die Versamlung stelle den Herrn der evangel. Kirche dar." Er mahnt von Abänderung der von ihm gestellten Thesen ab und „findet es sehr bedenklich, einen positiven Ausdruck zu gewinnen." Und die ganze Versamlung stellte sich nun jubelnd um den Stein in der Tiefe, indem sie ihr Bravo, Bravo rief!

In den Nachmittagsstunden kam „die mecklenburgische Kirchennot" an die Reihe. Prof. Dr. Ewald hatte das Referat. Niemand hat diese Kirchennot verschuldet, als das Kirchenregiment. Die Sünden des Oberkirchenraths werden aufgezählt, und nicht anders ist zu helfen, als mit Beseitigung Dr. Kliefoths. Ewald ging sehr professorenmäßig zu Werke, historisch-genetisch verfolgte und entwickelte er die Kirchennot. Aber der Vortrag war trocken und langweilte die Versamlung. Darum erfolgte von Seiten des Präsidenten Mahnung an den Schluß, welcher Ewald ungern zu folgen schien. Er wird, wie er sagte, eine besondere Denkschrift über die mecklenburger Kirchennot herausgeben. Es wurde nun noch einiger Raum zu weiteren Discussionen gestattet. Baumgarten bezeugt „die Selennot, die Selengefahr", in die man in Mecklenburg kommen könne: Er wir stürmisch und leidenschaftlich erregt; er fordert den P. V. dringend zur Abhilfe auf. Der P. V. solle „ins Handeln übergehen." Prof. Hilgenfeld von Jena bringt nachträglich der Versamlung „im Geiste Jena's" einen Gruß, bestätigt „die haarsträubenden Dinge", die in Mecklenburg vorgehen, warnt aber vor kirchlicher Demagogie und wünscht keine „Schenkelprotestanten". Da legte sich nun freilich das Gesicht des Dr. Schenkel in sehr ernste Falten. Noch ein Par Zeugen der mecklenburgischen Kirchennot treten auf! Unter diesen befindet sich der Dichter Fritz Reuter, der gegenwärtig in Eisenach lebt. Er sezte die Lachmuskeln der Versamlung gehörig in Bewegung, indem er mit allerlei Anecdoten die Kirchennot beweisen wollte. Ja, als Fritz Reuter auf der Rednerbühne stand, da wußte man nun nicht mehr, daß man in einem Gotteshause war; da hatte das weltliche Christentum Rothe's seinen Einzug in die Nicolai-Kirche gehalten.

Der Präsident schließt hierauf die Versamlung. Er dankt nochmals für das geschenkte Vertrauen und windet den Lorbeerkranz um die Schläfe des Protestantentages. „Er habe Großes erreicht, sei einig gewesen und habe keine Phrasen gemacht!" Eines habe er freilich nicht gethan; er habe kein

Glaubensbekentnis aufgestellt. Ein solches aufzustellen sei aber „nicht möglich".

Das war der erste deutsche Protestantentag in Eisenach. Oberhofprediger Schwarz von Gotha, der die „Orthodoxie" für eine vorübergehende „Episode" in der Kirche zu halten pflegt, hat neuerdings, wie wir hören, auf die Orthodoxie das Dichterwort angewendet: „die Todten reiten schnell." Uns hat nun der erste deutsche Protestantentag hinreichend belehrt, wo die Todten eigentlich zu suchen sind, und Angesichts der Protestantenversamlung in Eisenach sagen wir nun auch: ja, „die Todten reiten schnell!"

Nachrichten.

Die Blinden-Bibel.

Meine einzige Tochter erblindete in Folge von Scharlach und zwar nach dem Ausspruch eines der größten Augenärzte hoffnungslos. Sie war sechs Jahre alt und der Zeitpunkt gekommen, wo sie anfangen sollte zu lernen. Gott hatte sie mit reichen Gaben ausgestattet, so daß sie leicht Alles faßte, z. B. eine biblische Geschichte nach mehrmaliger Erzählung fast ganz correkt wiedergab, Katechismus und Lieder nach zwei- bis dreimaligem Vorsprechen auswendig lernte. Aber wenn der Unterricht zu Ende war, dann hätte sie gern sich selbst durch eigne Arbeit, also lesend, diese heiligen Dinge wiederholend vorgetragen. Vor 50 Jahren wäre dies ein frommer Wunsch geblieben; heute wars zu erlangen. Ich hatte mir aus der Königlichen Blindenanstalt zu Berlin die Fibel für Blinde angeschafft. Die Buchstaben darin sind erhaben, in der Weise, wie auf Briefbogen Namen und Firmen durch Pressen hergestellt werden. Ich hatte aus der Schrift des erblindeten Amtsbruders Asmis zu Charlottenburg ersehen, daß es Blinde gibt, welche diese Schrift wegen mangelnder Feinheit des Gefühls in den Fingerspitzen nicht lesen können, und daß für Solche die Moonsche Schrift erfunden sei, welche die feinen Nüancirungen der Buchstaben vermeidet, z. B. den schwer zu fühlenden Unterschied zwischen B und R, und aus den einfachsten Formen, Halbkreis, Kreis, Winkel, Haken ꝛc. besteht.

Bei dem ersten Versuch stellte sich heraus, daß sie jeden Buchstaben deutlich fühlte. Allerdings war es für sie eine Erleichterung, da sie bis zum sechsten Jahre hatte sehen können und daß sie die gewöhnlichen Deutschen Buchstaben früher gelernt hatte, während Blindgebornen oder in den ersten Lebensjahren Erblindeten erst mit großer Mühe ein Begriff von Form beigebracht werden muß. Dennoch aber war dieses Buchstabiren für uns eine Gnadengabe von dem Vater des Lichts, der die erstorbenen Augen ersezt durch die feine Fühlung der kleinen Finger. Das Kind nahm die Fibel in wenigen Monaten mit Sturm. Dann ging es von der Fibel zur Bibel. Sie sizt stundenlang allein und liest im Evangelium Matthäi; besonders die Bergpredigt ist ihr an's Herz gewachsen. Das Ohren-Thor, von dem Bunyan in dem „Heiligen Krieg" so erbaulich redet, war offen für den Herrn, das Augen-Thor aber, das der böse Feind mit seinen lis

gen Anläufern so hartnäckig bestürmt, war fest verschlossen, und mit ihren Händen betastete sie das ewige Wort.

Die Blinden-Bibel in derselben Schrift, wie die oben erwähnte Fibel, ist zu Stuttgart in der privilegirten Bibelanstalt erschienen. Ich teile aus dem Jahresbericht der Anstalt für 1864 die erbauliche Geschichte dieser Bibel mit.

Circular der privilegirten Bibel-Anstalt, betreffend die Blinden-Bibel.

Die heilige Schrift alten und neuen Testaments in erhabener Schrift für Blinde befindet sich seit dem Frühjahr 1863 in 63 Bänden vollständig (mit Ausnahme der Apokryphen) auf dem Lager der privil. Würtembergischen Bibel-Anstalt in Stuttgart.

Der Druck dieser Blindenbibel erforderte einen Kostenaufwand von mehr als 16,000 fl. Das Ganze wie die einzelnen Theile werden abgegeben um zwei Dritteile der Selbstkosten, und können bezogen werden entweder unmittelbar von der Bibel-Anstalt selbst (Christophstraße Nr. 6) oder durch die nächstgelegene Bibel- oder Blinden-Anstalt, ebenso durch die Agenturen der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft in Frankfurt, Berlin und Köln.

Ueber die Geschichte der Entstehung und allmäligen Herstellung dieser „Blindenbibel" teilen wir den Freunden der Bibelverbreitung Folgendes mit:

Den ersten Anfang mit Herstellung von Blindenschriften machte schon vor etwa 25 Jahren unser seliger Gundert, der vieljährige wolverdiente Sekretär unserer Bibel-Anstalt, indem er in Mußestunden sich damit beschäftigte, das Evangelium Lucä in Blindenschrift zu setzen und drucken zu lassen. Die auf diese Weise begonnene Befriedigung eines vorhandenen Bedürfnisses weckte das Bedürfnis selbst immer mehr, und hatte immer größere Nachfrage nach Blindenschriften zur Folge. Es wurden nach und nach die Psalmen Davids, die Calwer biblische Geschichte, die Apostelgeschichte und der Brief an die Römer, wie auch eine Fibel für Blinde gedruckt, und die einzelnen Exemplare meist in sehr ermäßigtem Preise, nicht blos an Blinde und Blindenanstalten im engeren Vaterland, sondern selbst in das Ausland abgegeben, da bei der eigentümlichen Beschaffenheit dieser Art von Druck der Kostenpreis sich ziemlich hoch stellt. Wir dachten nicht von ferne daran, daß irgend einmal das ganze Neue Testament oder gar die ganze Bibel in Blindenschrift auf unser Lager würde kommen können, und doch ist es durch eine gnädige Fügung Gottes nun so weit gekommen.

Es mögen jezt etwa 8 Jahre sein, als der Vorstand einer Blinden-Anstalt bei Mühlhausen im Elsaß, Herr Köchlin, uns dringende Vorstellungen machte, unsern Vorrath an Blindenschriften zu vermehren, indem das Bedürfnis der Blinden, wie er es aus Erfahrung kenne, es erfordere, daß für sie noch mehr Teile der heil. Schrift gedruckt werden, als bis jezt gedruckt seien. Zugleich erbot er sich, den Druck in seiner Anstalt, in welcher er Einrichtung dazu getroffen habe, besorgen zu lassen, wenn wir so viel Exemplare von ihm beziehen, als zur Deckung der Kosten erforderlich seien. Wir waren hiezu geneigt, glaubten aber, als rasch nach einander die Evangelien des Markus und Matthäus erschienen, vorerst von weiteren Bestellungen absehen zu sollen. Da fand sich im Februar des Jahres 1858 Herr Köchlin abermals bei uns ein. Als er das erstemal bei uns war, war er selbst bereits dem Erblinden nahe; als er uns jezt besuchte, war er völlig erblindet; auch der schwache Schimmer, der ihm früher noch geleuchtet, war verschwunden. Bei diesem Besuche, bei welchem er den Mitgliedern unseres Comite sein Anliegen einzeln vortrug, hatten wir Gelegenheit, den Mann näher kennen zu lernen und uns zu überzeugen, daß wir es mit einer Persönlichkeit zu thun haben, deren inwendiger Mensch von dem wahrhaftigen Lichte erleuchtet sei, das keinen in der Finsternis läßt, der sich ihm öffnet. Er erzählte uns, wie er selbst lange als ein geistlich blinder Mensch seines Wegs dahingegangen sei, ohne sich selbst und den Herrn zu kennen, bis es vor einigen Jahren Gott gefallen habe, seine leiblichen Augen nach und nach erblinden zu lassen, und ihn so in eine schwere Dunkelheit hinein- und aus all seiner bisherigen Thätigkeit herauszuführen. Unter dieser Heimsuchung habe er durch Gottes Gnade den Weg des Heils und des Friedens gefunden, und sich von da an auch innerlich getrieben gefühlt, sich der Blinden anzunehmen, ein Asyl für sie zu gründen und namentlich das Evangelium in Blindenschrift ihnen nahe zu bringen. Er selbst habe, als sein Auge für diese Welt zulezt gänzlich erlosch, Blindenschrift lesen gelernt, und so sei ihm in seiner Dunkelheit das theure Wort Gottes immer süßer und köstlicher, immer heller und lichter geworden. Daher sein Drang, sein sehnlicher Wunsch, wo möglich das ganze Neue Testament den armen Blinden zugänglich zu machen. Er habe mit geringen Mitteln angefangen, die heilige Schrift für Blinde zu drucken, und sei in diesem Werke durch wunderbare Erweisungen göttlicher Durchhilfe gestärkt und ermuntert worden. So sei ihm die Druckmaschine, deren Anschaffung, so schwer er sie auch um der Kosten willen genommen habe, dennoch eben unumgänglich nötig gewesen sei, von den Fabrikherren, bei denen er sie bestellt hatte, in der großmütigsten Weise geschenkt worden; und die bedeutende Summe, die er an Zoll für die in Stuttgart bestellten Blindentypen zu entrichten gehabt habe, sei ihm bei Ankunft der Bestellung durch ein Geschenk von unbekannter Hand dargereicht worden. Er besitze nun alle erforderlichen Einrichtungen zur Fortsetzung seines Unternehmens, und er sei namentlich im jetzigen Augenblicke durch die Beihülfe eines im Druck von Blindenschrift sehr erfahrenen Verwandten vollkommen in den Stand gesezt, nach und nach das ganze Neue Testament für Blinde herzustellen. Nur an Einem fehle es ihm noch — nämlich an Abnehmern für sein Erzeugnis; um diese zu suchen und zu finden, sei er nach Stuttgart zu uns gekommen. Wir seien eine Bibelgesellschaft, bei uns sei die Verbreitung von Blindenschriften bereits im Gange, wir seien wol auch im Stande, ein Opfer zu bringen. Wenn wir uns entschließen, eine größere Zahl von Blindenschriften für unser Lager von ihm zu beziehen, so könne er die Arbeit fortsetzen und ohne Unterbrechung alle Schriften des Neuen Testaments für Blinde vollenden. Gewinn suche er hiebei überall nicht; er überlasse uns alles, was wir beziehen, genau um den Fabrikationspreis. Was sollten wir nun thun? Sollten wir den blinden Mann, den herzlichen Freund der Blinden, den lieben Bruder in Christo, wieder von uns hinweg über den Rhein hinüberziehen lassen, wie er zu uns herüber gekommen? Das konten wir nicht. Wir boten ihm also die Hand in der fröhlichen Glaubenszuversicht, daß der große Gott und reiche Herr, der uns bis heute Gnade gegeben, jedes Bibelbedürfnis unserer Glaubensgenossen im Land zu befriedigen, uns an dieser Blindenbibel doch nicht werde bankbrüchig werden lassen. Noch im Laufe des Jahres 1858 hielten die Evangelien Matthäi und Marci und die meisten Apostolischen Briefe ihren Einzug bei uns, und am Bibelfeste des darauf folgenden Jahres, 24. August 1859,

war das ganze Neue Testament auf unserem Lager. Von mehreren Bibel-Anstalten wurde uns ihre thätige Mitwirkung zur Verbreitung unserer Blindenschriften zugesagt, und zum Zeichen, das es Herzen gibt, die für dieses christliche Liebeswerk sich interessiren und gerne Handreichung thun, erhielten wir unter Anderem noch im Sommer 1858 von Moskau aus 50 Silberrubel für diesen Zweck.

Doch unser Freund Köchlin war nicht der Meinung, als dürften wir nun feiern. Er ging von der Ueberzeugung aus, daß das ganze Wort Gottes den armen Blinden eben so gut gehöre, als den Sehenden, und meinte, dazu könne unsere Württ. Bibel-Anstalt am ehesten Rath und Hilfe schaffen, nicht für Württemberg allein, sondern für ganz Deutschland und so weit die deutsche Sprache reicht. Ein Buch des Alten Testaments um das andere ging aus seiner Presse hervor und ward von ihm zu unserer Verfügung gestellt, und schließlich mußten alle finanziellen Bedenklichkeiten, die wir erhoben, dem Drange seines Herzens und der Ueberzeugung weichen, es sei recht und christlich, daß wenigstens an Einem Orte der evangelischen Christenheit deutscher Zunge die ganze Bibel auch für Blinde zu finden sei.

Durch die Gnade unseres Gottes und Heilandes ist nun das Werk vollendet, und wir sind nunmehr im Stande und Willens, *das Bibelbedürfnis aller Blinden deutscher Zunge zu befriedigen.*

Wir haben die Opfer, die dieses Werk erforderte, nicht gescheut, auch in der Hoffnung, daß uns dieselben durch die Handreichung christlicher Freunde, denen die Verbreitung des heiligen Gotteswortes Herzenssache ist, werden erleichtert werden. Wir haben die volle Freudigkeit, dieselben zu bitten, sie mögen auch ferner diese unsere Hoffnung nicht zu Schanden werden lassen.

Und so bieten wir denn unsere Blindenschriften Allen und Jeden, die ihrer bedürfen, um zwei Dritteile des Kostenpreises zum Kaufe an, empfehlen sie namentlich allen deutschen *Blindenanstalten* und bitten diese um ihre Mitwirkung zu möglichster Verbreitung derselben, indem wir noch besonders darauf aufmerksam zu machen, daß das Lesen unserer Blindenschrift von Jedermann vermittelst unserer Fibel sehr leicht gelehrt und von den Blinden gelernt werden kann, wie denn auch die wiederholten Auflagen, welche von einzelnen biblischen Büchern bereits veranstaltet werden mußten, für die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit unserer Blindenschrift Zeugnis abzulegen geeignet sind.

Der Herr aber, unser Gott und Heiland, fördere das Werk unserer Hände zur Ehre seines Namens. —

Ich schließe mit dem herzlichen Wunsch, daß der Herr in seinem Wort allen leiblich Blinden erscheinen möge, die auch geistlich noch in Finsternis und Todesschatten sitzen.

Klx. in Pommern. Hsg., Pastor.

Die Wupperthaler Festwoche

soll, so Gott will, in diesem Jahre vom 13. bis 20. August gefeiert werden. Die Reihenfolge der Feste wird folgende sein:

Sonntag, den 13. August, Nachmittags, Jahresfest des Rheinisch-Westfälischen Jünglingsbundes. Vom 10. — 12. August wird eine Generalversamlung von Vertretern der Jünglings-Vereinssache aus allen Ländern stattfinden. — Montag, den 14. August, Nachmittags, Jahresfest der Bergischen Bibelgesellschaft mit Nachversamlung. — Dinstag, den 15. August, Vormittags, Jahresfest des Rheinisch-Westfälischen Vereins für Israel. Nachmittags: Jahresfest der evangelischen Gesellschaft für Deutschland mit Nachversamlung. — Mittwoch, den 16. August, Vormittags und Nachmittags, Jahresfest der Rheinischen Missionsgesellschaft mit Ordination und Abordnung mehrerer Missionare. Abends: Lehrer-Conferenz. — Donnerstag, den 17. August, Vormittags, Allgemeine kirchliche Conferenz. Thema: „Der Glaube und die Widersprüche der natürlichen Vernunft." Referent: Hr. Lic. theol. *Grau* aus Marburg. Nachmittags: Freie Ansprachen auswärtiger Festgäste. Abends: Jahresfest der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft. — Freitag, den 18. August, Vormittags, Pastoral-Conferenz. Thema: „Die Pastoralweisheit Jesu." Referent: Hr. Prof. Dr. *Plitt* aus Bonn. Nachmittags: Jahresfest der Wupperthaler Traktatgesellschaft mit Nachversamlung. — Sonntag, den 20. August, Jahresfest der Rheinisch-Westfälischen Pastoral-Hülfsgesellschaft.

Am Mittwoch, Donnerstag und Freitag werden in verschiedenen Kirchen des Thales von auswärtigen Festgästen Abendpredigten gehalten werden.

Die Namen der Festprediger, sowie die genaueren Orts- und Zeitangaben werden in einem späteren Programm auch durch die Zeitungen veröffentlicht werden.

Auswärtige Freunde, die ein Logis bei Gastfreunden wünschen, sind gebeten, sich bis spätestens am 9. August im Missionshause anzumelden.

Barmen und Elberfeld, Ende Juni 1865.

Das Fest-Comité.

Gegen Schenkel aus Hannover.

Der übersandten Adresse aus dem Calenbergischen an „die zum Kampfe gegen den Verfasser ꝛc. verbundenen Amtsbrüder im Großherzogtum Baden" stimmen aus der Inspection Gifhorn zu:

J. *Grote*, Superint. zu Gifhorn. C. *Forcke*, Pastor zu Gifhorn. G. *Wolckenhaar*, Past. zu Waltmershagen. F. *Diederichs*, Past. zu Essenrode und Gorssel. G. *Töpfer*, Past. zu Meine. W. *Bodemann*, Past. zu Adenbüttel. Fr. *Arnecke*, Past. zu Didderse. J. C. *Böttticher*, Past. zu Leifferde. F. *Hugo*, Past. zu Ribbesbüttel. G. *Meyer*, Past. zu Wahrenholz. H. *Nolte*, Past. prim. zu Linden vor Hannover.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 19. Juli. № 57.

Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik.

Zweiter Artikel.

Es blieb uns noch übrig, die Einwendungen gegen die Aechtheit des Evangeliums zu beleuchten. Wir dürfen wol hoffen, daß unsere Leser uns auch hier mit ihrer Aufmerksamkeit begleiten werden. Es wäre doch seltsam, wenn Gläubige hier so leicht ermüden wollten, während die Kinder der Welt sich durch ganze Bände hindurcharbeiten, um sich in ihrem Unglauben zu bestärken. Es handelt sich um unser Ein und Alles, um die Leuchte auf dem Wege des Lebens, den Trost im Sterben. Bei allgemeinen Betrachtungen darf man hier nicht stehen bleiben, die Kraft des gegnerischen Angriffes beruht grade im Detail. Und es ist Pflicht jedes Christen, so gewiß, als er bereit und fähig sein soll zur Verantwortung seines Glaubens, daß er sich hier in den Stand setze, ihren Angriffen zu begegnen. Zudem führt uns ja auch jeder Schritt, den wir in der Bekämpfung der Gegner des Buches aller Bücher thun, tiefer in das Wesen desselben ein. Wie traurig ist es doch, daß Viele über verhältnismäßig nichtswürdigen Dingen die Beschäftigung mit diesem Buche so sehr vernachlässigen. Wie beschämend sind doch die Thatsachen aus der Geschichte der alten Kirche, die uns zulezt Zöckler in dem Leben des Hieronymus vor Augen gestellt hat. Wie selten sind jetzt Frauen wie Marcella, Paula, Eustochium und so viele Andere, die voll sind von Bedenken, Fragen und Wünschen in Bezug auf die heilige Schrift und bei denen diese den Mittelpunkt des ganzen Lebens bildet.

Man erhebt zuerst den Einwand, wenn ein apostolisches Evangelium vorlag, so habe Lucas seiner im Eingange seines Evangeliums gedenken müssen, da er von seinen Vorgängern in Abfassung der evangelischen Geschichte redet. Aber Matthäus gehört gar nicht unter die Vorgänger, deren Lucas gedenkt. Es sind das solche, die aus zweiter Hand schöpften. Matthäus gehört unter V. 2, nicht unter V. 1. Er gehört unter die Augenzeugen und Diener des Wortes, die Lucas dort als die einzige ächte und zuverlässige Quelle aller Kunde von Jesu bezeichnet. Unter diesen den Matthäus ausdrücklich hervorzuheben, hatte Lucas hier keinen Grund: daß er ihn benutzt hat, das zeigte deutlich genug die durchgehende wörtliche Anlehnung an ihn in allem Gemeinsamen und die dadurch deutlich hervortretende Absicht, ihn zu ergänzen.

„Ein Augenzeuge des Lebens Jesu — sagen Strauß, Baur u. A. — würde seinen Stoff nicht so nach allgemeinen Gesichtspunkten geordnet, nicht einen von der unmittelbaren Geschichte so entfernten dogmatischen Plan verfolgt haben, da die ursprüngliche evangelische Ueberlieferung keinen anderen Zweck verfolgen konte als nur den, gradezu und schlechtweg das Gesehene und Gehörte, wie es vorgefallen, zu erzählen. Die anschauliche Zeitordnung tritt in dem Evangelium hinter der reflexionsmäßigen Sachordnung zurück."

Es ist aber an diesen Behauptungen nur so viel wahr, daß Matthäus mit Vorliebe die Thatsachen mitteilt, in denen Jesus sich als der im A. B. verheißene Christ darstellt. Da er, gehorsam dem von ihm selbst mitgeteilten Worte Christi C. 10, 5. 6, nach dem wie bei der mündlichen, so auch bei der schriftlichen Verkündung zuerst die verlorenen Schafe des Hauses Israel zu beachten waren, zunächst für Judenchristen schrieb, deren Auge vorzugsweise auf diesen Punkt gerichtet war, so wird man dies ganz natürlich finden. Es konte gar nicht anders sein. Nur dann könte diese Tendenz Bedenken hervorrufen, wenn sie in doctrinärer Weise durchgeführt wäre. Der Augenzeuge konte das Auge gegen die Mannigfaltigkeit des geschichtlichen Stoffes nicht verschließen. Wie wenig aber von solcher doctrinären Einseitigkeit hier etwas vorliegt, das möge Holtzmann bezeugen: „Das Evangelium — sagt dieser — enthält eine bedeutende Menge didactischen Stoffes, der weder an sich noch in der Darstellung des Evangeliums mit der Frage, ob Jesus der alttestamentliche Messias sei, in irgend einem Zusammenhange steht, sondern nur für das christliche Leben an sich von Bedeutung ist."

Was die Anordnung des Stoffes betrifft, so ist allerdings die Ordnung nach der Zeitfolge der Begebenheiten für einen Augenzeugen und Apostel die natürliche, und wir finden diese Ordnung auch bei dem andern Apostel unter den Evangelisten, Johannes. Diese Ordnung findet sich aber auch bei Matthäus. Er folgt überall dem zeitlichen Verlaufe der Begebenheiten, die Sachordnung ist ihm nur aufgedrungen.

So unbestimt auch die Angaben sind, welche die Zeit der Begebenheiten betreffen, so ziehen sie sich doch durch das ganze Buch hindurch, zum Beweise, das Matthäus trotz des ihm anders wie bei Johannes fehlenden Interesses für Zeitrechnung,

doch überall dem Zeitverlaufe folgt, was seiner populären Weise ebenso angemessen ist, wie die mehr wissenschaftliche Richtung auf Zeitrechnung ihr fremdartig sein würde. Charakteristisch für die Anordnung nach dem Zeitverlauf ist schon das stets wiederkehrende τότε, da oder darauf, was bei Matthäus fast ebenso oft vorkomt, wie im ganzen übrigen N. T. Weizsäcker, der dem ersten Evangelium eine Sachordnung aufdringen will, muß selbst bemerken: „Diese Ansicht über die Bildung der Erzählungsgruppen bei Matthäus müßten wir freilich aufgeben, wenn wir den Formeln, mit welchen er die Folge der einzelnen Glieder unter einander herstellt, irgend welches Gewicht beilegen könten. Die Verbindungen des Matthäus zeichnen sich vor denjenigen der beiden andern Synoptiker dadurch aus, daß sie zu einem großen Teile die Ereignisse in einen unmittelbaren zeitlichen Zusammenhang miteinander bringen."

Wo Matthäus von der Zeitordnung abweicht, da hebt er es ausdrücklich hervor. So bei der Erzählung über das Schicksal des Täufers in C. 14, 3 f., die er anknüpft an eine Thatsache, die in den Zeitverlauf gehört, und auf die er nach dem eingeschalteten Berichte in V. 13 zurückkomt.

Daß das Evangelium überall dem Zeitverlaufe folgt, trotz der populären Sorglosigkeit des Verfassers in näherer Bestimmung der Zeitverhältnisse, erhellt daraus, daß wir in dem streng chronologischen Evangelium des Johannes überall die Berührungspunkte für das Evangelium des Matthäus nachweisen und den Stoff des lezteren in das chronologische Netz des Johannes einordnen können.

Joh. 4, 1 — 3 knüpft an Matth. 4, 12 an, tritt als Ergänzung dieser Stelle auf und zeigt, daß wir dort das erste Passa Jesu schon hinter uns haben. Das Zusammentreffen in der Geschichte der Speisung bei Matthäus in C. 14, 13 — 36 und bei Johannes in C. 6 zeigt, daß was jenseits von Matth. 14, 36 liegt bis zum Schlusse des 18. Cap. schon dem Zwischenraume zwischen dem dritten und dem vierten und lezten Passa bei Johannes angehört: Jesus zieht nach Joh. 5, 1 zu dem Passa nach Jerusalem und heilt dort den Kranken am Teiche Bethesda, das ist das zweite Passa, und nach C. 6, 4 ist wiederum das Passa, das Fest der Juden, nahe, das ist das dritte Passa. Auf das halbe Jahr, welches sich Jesus von da an noch in Galiläa aufhielt, Joh. 7, 1, fallen C. 15—18 des Matthäus. Im Einklange mit dieser Feststellung der Zeitverhältnisse enthält der Abschnitt des Matthäus, welcher die Ausfüllung zu Joh. 7, 1 darbietet, die mannigfachsten Hinweisungen darauf, daß die Vollendung des Geschickes Jesu nahe ist, daß wir uns an dem Vorabende der Passion befinden. Die Pharisäer und Schriftgelehrten aus Jerusalem suchen Jesus nun schon in Galiläa auf, 15, 1 f. 16, 1 f. Jesus muß in Folge der Aufhetzungen dieser Pharisäischen Sendlinge in die Gegend von Tyrus und Sidon, das Heidenland, entweichen, 15, 21 f. Die Feststellung des Verhältnisses zu den Jüngern in C. 16, 13 f.: Jesus der Sohn des lebendiges Gottes, Petrus der Fels der Kirche, dem die Schlüssel derselben anvertraut werden, stellt sich als Abschluß dar, worauf auch führt, daß unmittelbar daran sich die erste Ankündigung Jesu schließt, daß er nach Jerusalem ziehen müsse u. s. w. Die Thatsache der Verklärung hat das Herannahen der dunklen Leidenszeit zur Voraussetzung. Daran schließt sich die erneuerte Verkündung des Leidens.

Die Gründe gegen die Zeitordnung bei Matthäus werden meist aus der Vergleichung des Lucas entnommen. Allein daß diese Gründe ohne Bedeutung sind, das ist jezt schon fast allgemein zur Anerkennung gekommen. Lucas verspricht allerdings im Eingange dem Zeitverlaufe zu folgen, aber daß das nur im Allgemeinen geredet ist, das erhellt schon aus der jezt anerkanten Thatsache, daß er zwischen dem Wirken und dem Leiden Christi, zwischen Galiläa und Jerusalem in C. 9, 57 — 18, 34 einen ganzen Umkreis von Thatsachen mitteilt, die er ganz ihren örtlichen und zeitlichen Verhältnissen enthebt. Ebenso daraus, daß er, wie ebenfalls Alle jezt anerkennen, den Vorgang in Nazareth in C. 4, 16 f. vorgreifend berichtet: V. 23 bei Lucas selbst zeigt, daß die Thatsachen zu Capernaum, über welche Matthäus vor diesem Vorgange berichtet, ihm wirklich vorangegangen waren. Erscheinungen wie diese zeigen, daß Lucas dem Interesse der Erbauung alle anderen aufopfert, daß er mit dem geschichtlichen Stoffe frei schaltet. Er ist deshalb nicht zu tadeln, eine beinahe zweitausendjährige Erfahrung hat seinem Evangelium Zeugnis gegeben, die Erbauung, der dasselbe dienen soll, ist durch sein freies Verfahren gefördert worden, aber ein Augenzeuge hätte mit dem geschichtlichen Stoffe, den er freilich nirgends verändert, den er nur von seinen zeitlichen und örtlichen Bestimtheiten freimacht, nicht so frei schalten können, und wenn es auf die geschichtliche Folge der Thatsachen ankomt, so kann Lucas nirgends maßgebend sein, er muß sich überall dem Matthäus unterordnen.

Bei diesem finden sich nirgends Spuren von einem ähnlichen Verfahren. Was man in dieser Hinsicht angeführt hat, hält die Probe nicht aus. Weizsäcker behauptet: „Der Verf. hat in C. 12 die zwei Sabbatsanklagen auf einen Sabbat verlegt." Das Richtige ist aber: Matthäus hat nur nicht ausdrücklich bemerkt, ob die zweite Anklage auf denselben Sabbat fiel oder auf einen späteren. Die Andeutung des lezteren liegt aber im Einklange mit Lucas in dem: „da er von dort weggegangen." Mit der Ortsveränderung geht die Zeitveränderung Hand in Hand. Der Ausdruck komt bei Matthäus nur von Wanderungen von Ort zu Ort vor, wie sie am Sabbat nur in sehr beschränktem Maße stattfinden konten, 8, 34. 11, 1. 15, 29.

Wenn Weizsäcker ferner zu Gunsten seiner Behauptung, daß Matthäus nicht selten einer Sachordnung folge im Gegensatze gegen die chronologische, wie sie einem Apostel und Augenzeugen natürlich war, geltend macht, in dem Abschnitt von der Bergpredigt bis zur Aussendung der Apostel gebe sich die Absicht zu erkennen, Erweisungen der Herlichkeit Jesu zusammenzustellen, so ist daran nur so viel wahr, daß in dieser Partie vorwiegend Thatsachen solchen Charakters vorliegen. Das ist aber ganz natürlich, auch wenn Matthäus einfach dem zeitlichen Verlaufe

gte. Die Opposition hatte sich noch nicht erhoben. Zu einer uen längeren Rede lag keine Veranlassung vor. Die Berg- edigt mit ihrem gewaltigen Inhalte läßt schon von vornherein varten, daß den noch ungeübten geistlichen Sinnen nicht sobald ue Zumutungen gemacht wurden. Gegen Weizsäckers Annahme er spricht, daß nirgends auch nur die leiseste Andeutung über lchen Gesichtspunkt gegeben wird, und dann, daß der Abschnitt cht, wie es nach dieser Annahme sein müßte, ausschließlich Erweisungen der Herlichkeit Jesu" mitteilt. Die Anerbietungen r Nachfolge Jesu, das Gespräch mit den Jüngern des Täu- rs, die Berufung des Matthäus fallen nicht unter diesen Ge- chtspunkt: ebenso auch nicht, was in C. 9, 1—8 berichtet wird: ı bahnt sich die Polemik schon an.

Was hier gegen Matthäus gerichtet wurde, verwandelt sich lso in einen Beweis für ihn. Fassen wir nun einen andern ngriff ins Auge. Strauß sagt: „Hat der Verfasser des vierten vangeliums Recht mit seiner Angabe, daß Jesus vor seiner zten Reise nach Jerusalem schon mehrfach dort sich aufgehalten, elehrt und gewirkt hatte, so kann der Verfasser des ersten Evan- eliums, der von allen diesen früheren Reisen und Aufenthalten ichts weiß, kein Begleiter Jesu, nicht der Apostel Matthäus ge- esen sein, so kann auch das zweite Evangelium nicht nach den Mitteilungen des Apostels Petrus geschrieben sein, denn der üßte den Verfasser vor Allem auf jenen Grundmangel des er- en Evangeliums aufmerksam gemacht, und ihn zur Berichtigung esselben angetrieben haben." Der Einwand ist ursprünglich ge- en das Evangelium des Matthäus gerichtet, Strauß wendet hn gegen das Evangelium des Johannes. Uns aber, die wir nit der gesamten Kirche Christi die Aechtheit dieses Evangeliums ehaupten, liegt die Verpflichtung ob, uns mit dem Einwande useinanderzusetzen.

Da reicht nun aber eigentlich schon eine einzige Stelle hin ur Entscheidung der Sache, zum Erweise, daß die Beschränkung es ersten Evangeliums auf Galiläa aus Absicht hervorgeht und nicht daraus, daß es von den Thatsachen in Jerusalem nichts weiß. Der Heiland sagt bei Matthäus in C. 23, 37: „Jeru- alem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigest die u dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder versammeln vollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flü- gel, und ihr habt nicht gewollt." Da liegt die Beziehung auf nehrfache und längere Anwesenheiten in Jerusalem deutlich vor. Bengel bemerkt zu dem: wie oft: „So oft als Jesus nach Ju- äa, in die Stadt, in den Tempel gekommen war." Strauß elbst muß gestehen: „Hier sind alle Ausflüchte (wir acceptiren as Geständnis, daß seine Partei mit solchen umgeht) vergebens nd man muß bekennen: sind dies wirkliche Worte Jesu, so muß r öfter und länger, als es den synoptischen Berichten nach cheint, in Jerusalem thätig gewesen sein." Und Holtzmann sagt: ‚Baur's Bemerkung, Kinder der Hauptstadt seien Alle, die im ande wohnen, ist um so mehr Ausflucht, als bei beiden Evan- elisten eine specielle Beziehung auf die Hauptstadt im Zusam- enhange gegeben ist."

Doch wir dürfen nicht bei dieser einen Stelle stehen blei- ben; eine ganze Reihe von Thatsachen geht mit ihr Hand in Hand.

In C. 4, 12 heißt es: „Da aber Jesus hörte, daß Jo- hannes überantwortet worden, entwich er nach Galiläa." Daß Jesus entweicht, da er die Nachricht von der Ueberantwortung des Täufers erhält, setzt voraus, was bei Johannes ausdrücklich berichtet wird, daß er an dem Orte, von dem er entweicht, in Judäa, eine ausgedehnte, der des Johannes ähnliche Thätigkeit entwickelt und dadurch die Aufmerksamkeit der feindlichen Macht auf sich gezogen hatte, welche den Johannes überantwortete: nach C. 17, 12 sind dies die Pharisäer und Schriftgelehrten. Wenn Matthäus diese Thätigkeit mit Stillschweigen übergeht, obgleich er sie kent, so führt dies darauf, daß er überhaupt die Absicht hat, sich auf die Vorgänge in Judäa nicht einzulassen, und daß also der Schluß von seinem Stillschweigen über diese Vorgänge auf ein Nichtwissen ein durchaus unberechtigter ist.

Nur allein bei Matthäus im ganzen N. T. wird das alte Jerusalem die heilige Stadt genant, 4, 5. 27, 53, Jesus nent sie bei ihm die Stadt des großen Königes, 5, 35, und auch das komt sonst nicht vor. Grade bei Matthäus also dürfen wir am wenigsten eine Verkennung der Wahrheit erwarten, daß der Hei- land der Welt sich in dem Mittelpunkte des Volkes zur Anerken- nung bringen mußte, der als solcher das critische Tribunal war für alle Erscheinungen im Volksleben. Keinem gebornen Juden konte es einfallen, daß der Messias sich auf die Wirksamkeit in dem obscuren Galiläa beschränken konte. Was die „Brüder" Jesu in Joh. 7, 3. 4 zu ihm sagen: „Gehe hinweg von hier und ziehe nach Judäa" u. s. w., das ist an sich völlig in der Natur der Sache gegründet und das Verfehlte ist nur, daß die „Brüder" Jesu sich anmaßen, ihm vorzuschreiben, daß er eben jezt nach Judäa ziehen müsse. Die Hoheit der Mission und der Person Jesu hat zur unmittelbaren Folge, daß er sich von Jerusalem, von dem Tempel, von dem Hause Gottes, dem geistlichen Wohnsitze der ganzen Nation, dem Orte, mit dem schon das Prophetentum des A. T. unzertrenlich verknüpft war, war, nach Sach. 7, 3 und vielen andern Stellen, nicht bleibend fern halten darf.

In Bethphage, in der nächsten Nähe Jerusalems, hat Je- sus nach C. 21, 3, da er zum lezten Passa zieht, Jünger, die in ihm den Herrn erkennen und denen sein Wort als Befehl gilt. Das führt auf frühere Anwesenheit, bei der er solche Jünger gewonnen hat. In Bethanien kehrt Jesus in dem Hause Si- mons des Aussätzigen als einem schon länger befreundeten ein. Auch Joseph von Arimathia muß er schon bei einer früheren Anwesenheit gewonnen haben. Der Empfang Jesu in Jerusalem, C. 21, 8. 9, erklärt sich nur dann, wenn er früher dort schon Großes geredet und gethan hatte. In dem Ungenanten zu Je- rusalem, dem Jesus nach C. 26, 18 sagen läßt: „der Meister spricht: meine Zeit ist nahe, bei dir halte ich mein Passa", stellt sich uns ein Jünger dar, der in die Geheimnisse des Reiches Gottes eingeweiht ist. Er weiß, daß Jesus leiden und sterben, weiß auch, daß er vorher das Passa mit seinen Jüngern halten

muß, und nur, daß dies eben jezt und zwar in seinem Hause geschehen soll, wird ihm durch die Botschaft kund gethan. Daß der hohe Rath sich auf den Zeugenbeweis einläßt und daß viele falsche Zeugen gegen Jesus auftreten, hat einen früheren mannigfaltigen Verkehr Jesu zu Jerusalem zur Voraussetzung. Die falschen Zeugen in C. 26, 61 verdrehen ein früher von Jesu zu Jerusalem gesprochenes Wort, welches uns Johannes in seiner wahren Gestalt aufbewahrt hat.

Die Verfluchung des Feigenbaumes entbehrt der notwendigen Grundlage, wenn nicht dem Ganzen des Volkes und namentlich der Hauptstadt Gelegenheit gegeben war, den Heiland zu erkennen. Der Urteilsspruch Jesu: „nimmermehr soll von dir Frucht kommen", hat dann eine unbegreifliche Härte. Ueberhaupt ruhen die Reden und Handlungen Jesu bei der Anwesenheit in Jerusalem vor seinem Leiden, wie Matthäus sie mitteilt, überall auf der Voraussetzung der verhärteten Bosheit der Leiter des Volkes und seiner großen Masse, z. B. Worte, wie die: „die Zöllner und Huren gehen euch voran zu dem Reiche Gottes." Jesus und die Pharisäer stellen sich überall und namentlich in C. 23 als alte Bekante dar, deren Verhältnis jezt nur den lezten Abschluß findet. Nicht die Predigt des Evangeliums tritt uns entgegen, sondern überall die Verkündung des Gerichtes, welches der Verschmähung des Evangeliums folgt. In dem Gleichnisse von der Königlichen Hochzeit können die Knechte nur Jesus und seine Jünger sein. Die durch sie geschehene Einladung und ihre Verschmähung gehört der Vergangenheit an. Jezt ist die Zeit der Einladung vorbei und die des Gerichtes über die Verschmähung naht heran.

Wie Matthäus, so beschränkt sich auch Lucas vor dem Leiden Jesu meist auf die Galiläischen Ereignisse. Daß diese Beschränkung aber nicht aus einem Nichtwissen hervorgeht, sondern aus Absicht, ersehen wir daraus, daß in der von Lucas in der Apostelgeschichte C. 10, 39 mitgeteilten Rede des Petrus Jerusalem als Schauplatz großer Heilsthaten des Herrn erscheint, die nach V. 37 in Galiläa nur ihren Anfang nahmen.

Wir können es nach allem diesem als erwiesen betrachten, daß das Stillschweigen des ersten Evangeliums aus Absicht abzuleiten ist. Welchen Grund aber hatte Matthäus, sich auf Galiläa zu beschränken, und das in Jerusalem Vorgefallene zu ignoriren?

Einen Grund gibt uns Matthäus selbst an. Die von ihm angeführte Stelle des Jesaias über die Verherlichung Galiläas durch die Erscheinung des Erlösers beherscht die ganze Schilderung der Wirksamkeit des Erlösers in Galiläa bis zu C. 19, 1.

Aber wir werden dabei nicht stehen bleiben dürfen. Der Gesichtspunkt des Matthäus ist nicht so einseitig die Erfüllung alttestamentlicher Weissagung, in der Galiläa besonders hervorgehoben war, daß wir damit ausreichen könten. Der Hauptgrund ist vielmehr in der gründlichen Demut des Zöllners zu suchen, und in der damit gegebenen Kentnis der Gränzen seiner Kraft und Mission, die überall Frucht und Lohn der Demut ist. Matthäus rechnet sich selbst unter die „Kleinen". Auch in Bezug auf die Evangelienschreibung ist die Thatsache von Bedeutung, daß Jesus Petrus, Jakobus und Johannes so entschieden bevorzugt hatte. Wir müssen danach erwarten, daß einer aus dem Kreise dieser drei die schwierigste Partie übernehmen wird. Für die populäre Seite war Matthäus trefflich begabt, besser als Johannes, dessen ganzes Sinnen auf den Mittelpunkt ging. Die Mission für die dem Matthäus weniger zugängliche geheimnisvolle Seite des Wesens und der Reden und Thaten Jesu war dem Johannes zu Teil geworden. Diese trat besonders in der Hauptstadt hervor, wo Jesus es mit den „Sehenden" zu thun hatte. Aber auch in Galiläa machte sie sich geltend: an die wichtigen Reden Jesu, die sich an die Speisung der Fünftausend knüpften, hat sich Matthäus nicht gewagt.

Wir haben das Unkraut dieses Grundes mit der Wurzel ausgerissen. Dennoch wird man es wieder einpflanzen. Die Neigung, dem Worte Gottes Fehle beizulegen, ist so lebhaft, daß man sich schwer entschließt, einmal zu seinem Nachteile Aufgebrachtes wieder aufzugeben. Mag man in diesem Treiben fortfahren! Wir haben nicht solche Gegner des Wortes Gottes im Auge, sondern seine arglosen Freunde, die immer geneigt sind anzunehmen, es müsse doch wol den so zuversichtlich ausgesprochenen Behauptungen der Gegner etwas von Wahrheit zu Grunde liegen. Möchten diese doch zu der Erkentnis kommen, daß wo das Auge ein Schalk ist, wirkliche Erkentnisse gar nicht gewonnen werden können. Es heißt Trauben von den Dornen lesen, wenn man meint, von der ungläubigen Critik mit vorsichtiger Auswahl Wahrheit entlehnen zu können.

Wenden wir uns zu einer andern Anklage. Das erste Evangelium soll durch eine Reihe von „ungeschichtlichen Verdoppelungen" seine Abstammung von einem Augenzeugen und Apostel unmöglich machen. Eine seltsame Neigung des Verfassers, für ein Ding grade immer zwei zu setzen! Er stände mit dieser Neigung, für die keine psychologische Wurzel nachgewiesen werden kann, ganz vereinzelt da. Bei keinem Schriftsteller irgend eines Volkes und irgend einer Zeit ist bis jezt Aehnliches nachgewiesen worden.

Die Thatsachen nun, die man hieher zieht, tragen einen sehr verschiedenartigen Charakter, und es ist offenbar ungehörig, sie unter denselben Gesichtspunkt zu stellen. An sich betrachtet ist unter ihnen keine einzige, die gegründetes Bedenken hervorrufen kann, wenn man nicht von vornherein mit einem Herzen voll Argwohn an die Begebenheiten herantritt.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 22. Juli. № 58.

Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

Von den zwei Besessenen in C. 8, 28 war der Natur der Sache nach der Eine der Bestimmende, der Andere der Abhängige, ähnlich wie bei den drei Brüdern in Baden, über welche die Zeitungen kürzlich berichteten, die eigentliche Wurzel des Uebels in dem Aeltesten lag. Marcus und Lucas vereinfachen die Erzählung, fassen nur die Hauptperson ins Auge und sehen von dem Doppelgänger ab. Dürfte man in solchen Fällen mit dem Vorwurfe „unhistorischer Verdoppelung" sogleich zufahren, so würde auch Lucas diesem Vorwurfe wegen der zwei Männer in blitzenden Kleidern in C. 24, 4 unterliegen, während es offenbar ist, daß seine Vorgänger dort nur die Zweiheit der Engel außer Acht ließen, weil ihr Blick einzig und allein auf die Botschaft gerichtet war.

Daß von den zwei Blinden in C. 20, 30 Marcus und Lucas einen weglassen, kann gegen Matthäus so lange nichts beweisen, als man nicht daran denkt, das Stillschweigen des Marcus und Lucas von den beiden Blinden in Matth. 9, 27 f. gegen den lezteren geltend zu machen. Es lag in der Natur der Sache, daß nur der eine der beiden, der bei Marcus genante Bartimäus, ganz blind war, der andere, der Führer, mußte etwas sehen können: um größeres Mitleid zu erregen gesellte sich der ganz Blinde als Führer einen fast Blinden bei. Diesen ließen Marcus und Lucas fallen: der Zweiheit war schon durch ihren Vorgänger Genüge geschehen: ihre Aufgabe war, die Hauptperson mehr hervortreten zu lassen. Die Sache muß damals nicht selten gewesen sein. Das zeigt das Wort des Herrn bei Lucas C. 6, 39, das nur aus solchen Vorkommnissen erwachsen sein kann: „Kann wol ein Blinder einen Blinden leiten? Werden sie nicht beide in die Grube fallen?"

Bei dem Einzuge Jesu in Jerusalem gedenkt nur Matthäus neben dem jungen Esel auch der Eselin. Der Grund der Weglassung der Eselin liegt aber bei Marcus und Lucas klar darin vor, daß die Anführung aus Sacharja dort fehlt. Das eigentliche Reitthier ist auch bei Matthäus der junge Esel. Die Eselin mußte nur mitfolgen, um das Bild Sacharjas vollständig zur Darstellung zu bringen. Sie hatte nur für die Vergleichung der Weissagung mit der Erfüllung Bedeutung, auf welche Matthäus im Interesse seiner ersten Leser das Auge am schärfsten gerichtet hat.

Das Motiv der von Matthäus berichteten zweiten Speisung wird bei ihm bestimt genug angegeben. „Mich jammert des Volkes, spricht Jesus, denn sie verharren nun schon drei Tage bei mir und haben nichts zu essen und ich will sie nicht nüchtern entlassen, damit sie nicht matt werden auf dem Wege." Der Vorwurf einer „unhistorischen Verdoppelung" würde hier auch Marcus treffen. Die Geschichtlichkeit der Thatsache ist aber vielmehr dadurch festgestellt, daß zwei Apostel — hinter Marcus steht Petrus — sie berichten. Ferner durch die auf die beiden Speisungen sich beziehende Rede des Herrn Matth. 16, 9. 10. Verwirft man die Geschichtlichkeit und nimt an, daß wir hier nur eine Variation des Berichtes über die erste Speisung vor uns haben, so würde auch diese mit wankend gemacht werden. Sie hat aber die Uebereinstimmung aller vier Evangelien für sich und die große Anzahl der Zeugen. Die Vergessenheit der Jünger, aus der man erweisen will, daß der Bericht über die zweite Speisung der geschichtlichen Wahrheit entbehre, wird ihnen in C. 16, 9. 10 ausdrücklich zum Vorwurfe gemacht. Den Grund des Vergessens erkennen wir aus dem Worte des Herrn: ihr Kleingläubigen, was bekümmert ihr euch doch, daß ihr nicht Brot mitgenommen? „Ein solcher Stumpfsinn, bemerkt Calvin, begegnet uns noch täglich."

Die zulezt noch von Weizsäcker gegen Matthäus geltend gemachte „Wiederholung der Beschuldigung, daß Jesus seine Wunder in Kraft eines Bundes mit Beelzebub thue, C. 9, 34. 12, 24", die sich nur daraus erklären soll, daß der Verfasser des ersten Evangeliums aus verschiedenen Quellen ziemlich gedankenlos seine Erzählung zusammensezt, zeigt vielmehr, wie planmäßig die Erzählung angelegt ist. C. 9, 34 durfte nicht fehlen, weil sich der Herr in seiner Rede an die Apostel C. 10, 25 darauf bezieht: „wenn sie den Hausherrn Beelzebul genant haben, wie vielmehr denn seine Hausgenossen", C. 12, 24 nicht, weil sich daran eine längere Rede Christi knüpft. Lucas und Marcus, die diesen Passus in der Rede Christi nicht haben, gedenken nur des zweiten Vorganges. Uebrigens ist die Anführung bei Weizsäcker ungenau: in C. 9, 34 ist blos von dem „Obersten der Teufel" die Rede; von Beelzebub weiß Matthäus überhaupt nichts, sondern nur von Beelzebul.

Was endlich die „doppelte Zeichenforderung“ in C. 12, 38—45 und 16, 1—4 betrifft, so ist das Neue bei der zweiten, daß ein Zeichen vom Himmel verlangt wird, eine Forderung, die in Jes. 7 eine scheinbare Berechtigung hatte: da bietet Jesaias dem Könige Ahas ein Zeichen aus der Höhe an. Das gibt dem zweiten Vorgange die individuelle Physiognomie. Unrichtig sagt Weizsäcker: „Matthäus berichtet zweimal an verschiedenem Ort, daß man von Jesus ein Zeichen vom Himmel gefordert.“

Strauß u. A. finden bei der Vereinigung der zweiten Zeichenforderung die Vereinigung der Pharisäer und Sadducäer durchaus unwahrscheinlich. Aber hier sowol wie in C. 3, 7, wonach viele der Pharisäer und Sadducäer zu der Taufe des Johannes kamen, braucht man nicht eine persönliche Verschiedenheit der Pharisäer und Sadducäer anzunehmen, wogegen schon die Anrede Christi hier und die Anrede des Täufers dort spricht, dann auch das nicht zu übersehende Fehlen des Artitels vor den Sadducäern in beiden Fällen, was die Sadducäer eng mit den Pharisäern verbindet. Es waren Sadducäer im Herzen, Pharisäer im Betragen. Es gab Pharisäer, wie Nicodemus und Saulus, die nicht Sadducäer waren, es gab auch Sadducäer, die nicht Pharisäer waren. Aber häufiger war ein Ineinander von beiden, ein innerliches Angefressensein von heidnischer Bildung bei Wahrung des äußerlichen Scheines. Der Hohepriester mit allen Seinen gehörte nach Apgsch. 5, 17 zur Secte der Sadducäer. Dennoch aber werden bei Johannes, der der Sadducäer nie gedenkt, die Gegner stets unter dem Namen der Pharisäer zusammengefaßt. Die Sadducäer mußten eben so bald sie eine öffentliche Stellung einnahmen heucheln, weil der Pharisäismus damals die das Jüdische Wesen beherschende Macht war, von der auch die Jünger des Täufers nicht durch eine feste Gränze geschieden waren, Matth. 9, 14. Das war der Strom, gegen den Strom zu schwimmen aber ist nur unter einer Bedingung möglich. Unter Umständen freilich trat die innere Trennung in dem hohen Rathe hervor und die verborgenen Gedanken des Herzens wurden offenbar. Doch geschah das gewiß nur selten und wider Willen, und für gewöhnlich wußten die Sadduzäischen Mitglieder ihre Haltung zu bewahren, wie uns das Betragen des Kaiphas in der Verhandlung gegen Jesus das zur Anschauung bringt. Analogien hiefür bietet uns die Römische Kirche in Fülle dar. Das Rom namentlich, mit dem Luther zu thun hatte, war durchweg zugleich Pharisäisch und Sadduzäisch. Ein Atheist in einer Katholischen Kirchenbehörde wird noch jezt officiell von den überzeugten Mitgliedern sich kaum unterscheiden lassen. Grade aus solchen Thatsachen erkennen wir recht deutlich, daß wir nicht gedachte, sondern wirkliche Verhältnisse vor uns haben. Die begriffsmäßige Scheidung wird durch das Leben nicht selten ausgeglichen. Ein durch und durch unwahres System wie der Pharisäismus mußte in den gebildeten, mit heidnischen Kreisen zusammenhängenden Klassen notwendig den Zweifel mit sich führen; ebenso notwendig war es, daß der aus

dem Heidentum stammende Unglaube sich verhüllte, um nicht den Zusammenhang mit dem Volke zu verlieren.

Ein neues Argument gegen die apostolische Abfassung des Evangeliums entnimt man aus den in ihm mitgeteilten Reden Jesu. Diese, behauptet man, seien größtenteils durch Zusammenfließen verwandter, obwol augenscheinlich bei verschiedenen Veranlassungen gesprochener Elemente zu großen Massen geworden, welche der Verfasser nun so einführe, als wären sie in einem Zuge vorgetragen worden, ein Irrtum, welcher einem Augenzeugen und Apostel nicht begegnen konte.

Dagegen hat selbst ein Strauß bemerken müssen: „Wenn Matthäus um seiner Redemassen willen angefochten wurde, wie kam es doch, daß den Kritikern nicht die langen Christusreden bei Johannes einfielen, die weit mehr und tieferes Bedenken erregen als jene.“

Und Weizsäcker sagt, trotz aller seiner Geneigtheit, die Reden bei Matthäus zu zerpflücken, ihr geschichtlicher Charakter liege darin, „daß er deutliche Beziehungen auf solche Lebensfragen und Zustände enthält, welche nur während des Lebens Jesu selbst zur Sprache kommen konten. So knüpft die Bergpredigt an die brennende Frage an, wie er sich zum Gesetze und zu der geltenden Auslegung desselben verhielt. So enthält die Apostelrede in erster Linie die Anweisungen darüber, wo die Apostel wirken sollten, über ihre Stellung zu dem Jüdischen Volke, den Samaritanern und den Heiden.“ Ueberall ganz concrete Fragen aus den eignen Verhältnissen Jesu und seiner Umgebung heraus, welche die Voraussetzung und Grundlage dieser Matthäusreden bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kreissynode Altstadt-Brandenburg.

Die in diesen Blättern bisher erschienenen Synodalberichte waren meist dazu angethan, die Abneigung gegen den neuen Verfassungsversuch, welche unter den treuen Gliedern der Kirche noch vorherscht, einigermaßen zu mildern und den vielleicht allzutrüben Blick in die Zukunft ein wenig zu erhellen. Scheinen doch nicht wenige Kreissynoden durch einen tapfern Geburtsschrei es bekundet zu haben, daß sie keine todgebornen Kinder sind. Etliche derselben sind gar schon aufgetreten als an Beinen gestiefelt, ja es hat uns bei manchen Mitteilungen bedünken wollen, als spräche uns etwas daraus an wie der Geist jener Siebzig, die von ihrem ersten Versuch „wiederkamen mit Freuden,“ weil ihnen auch die Teufel waren unterthan gewesen. Die Absicht, welche bei der Aufnahme einer solchen Reihe mehr oder minder heiterer Berichte obgewaltet hat, dürfte auch vollständig erreicht sein, und wir selbst danken dem Herausgeber für die uns bereitete Tröstung. Wer sollte sich eines Lichtscheins nicht doppelt freuen, wo der trüben Schatten doch noch so viele verbleiben! Doch ist in dieser zweifelvollen Angelegenheit nicht blos das Mutbelebende, Erfreuliche von Interesse und Wichtigkeit. Es handelt

sich vor Allem um Klarheit und Wahrheit. Darum dürfte auch minder hoffnungsvollen oder gegenteiligen Berichten hier Raum verstattet werden, und wir befinden uns mit dem unsrigen leider nicht in der Lage, zur Entlastung von Sorgen beitragen zu können. Es sei uns verstattet, unseren Mitteilungen noch eine allgemeine Bemerkung vorauszuschicken.

Fände sich für den Berg von Protokollen, welchen diese erstmaligen Kreissynoden zusammengetragen haben, ein umsichtiger, geistlich geschickter Chronist, der die Masse dieses Materials zu einem Gesamtbilde verarbeitete, so wäre das eine dankenswerte Leistung. Freilich eine sehr mühsame, in vieler Hinsicht recht sauere Arbeit, aber auch gewiß nicht ohne stille Freuden. Wir müssen es den abgehaltenen Kreissynoden lassen, daß sie einen kirchengeschichtlichen Wert haben, nicht als Verfassungs-Experimente und Tagesereignisse, sondern vornehmlich als Spiegel des Lebens und der Zustände in den von ihnen repräsentirten Kirchenkreisen. Vorausgesezt, daß man an die Klarheit und Wahrheit dieser Spiegel keine ungebührlichen Ansprüche macht. Dieser historische Wert würde sich noch steigern, wenn — was immerhin möglich ist — diese Synoden etwa die ersten und lezten ihrer Art gewesen wären. Wenn sämtliche Pastoren einer Diöces, sei's auch nur auf einen Tag, in einem Raume beisammen sind, so geben ihre Besprechungen, auch abgesehen von Tragweite und Tiefgang, immerhin eine Platte ab, auf der sich eine photographische Abspiegelung der Synodal-Physiognomie ganz von selbst vollzieht. Wie die Hirten so die Heerden — und wenn dies nichts weiter heißt, als daß die pastorale Physiognomie einer Synode wenigstens auch zu Vermutungen in Betreff der Gemeinden berechtigt, so haben ja zur Vervollständigung des Bildes hier inmitten der Prediger auch noch andre Vertreter der Gemeinden gesessen. Die Haltung dieser neuen Synodalen mag im Allgemeinen noch eine stille und reservirte gewesen sein. Dennoch werden gut geführte Protokolle einen Reflex der Gesinnungen und überhaupt der geistlichen Gebehrde dieser Laien-Auswahl nicht vermissen lassen. Es wird sich aus dem Reden oder Schweigen, aus der Belebtheit oder Stumpfheit, aus der gesunden oder blinden Abhängigkeit dieser kirchlichen Vertrauensmänner wol haben erkennen und auch mit konzipiren lassen, welches Geistes Kinder sie waren, was sie jezt zu leisten vermögen und wessen man sich für's Künftige zu ihnen versehen kann. Sollte so ein Gesamtbild, wie wir es meinen, zu Stande kommen, so würde der Beschauer zu seinem Schutze gegen illusorische Eindrücke nicht vergessen dürfen, daß bei der Wahl zu den Gemeinde-Kirchenräthen und ebenso zur Kreissynode für dies Mal überhaupt nur die relativ Besten zu Konkurrenz gekommen sind, die sich in den Gemeinden allenfalls finden ließen. Selbst rationalistische Prediger werden sich dieserhalb nur nach den gottesfürchtigsten, bestrenommirten ihrer Gemeindeglieder umgesehen haben. Aus naheliegenden Gründen. Eine Masse von landeskirchlicher Wirklichkeit, ein breiter und tiefer Hintergrund war also auf diesen Synoden zum Glück noch gar nicht repräsentirt. Wir meinen den Hintergrund, in dessen Besitz die unbewußte und die bewußte Gottlosigkeit, der zahme und der wilde Materialismus unsrer Tage sich teilen. Diese klägliche Wirklichkeit würden wir uns als Perspektive zu jenem Synodalbilde hinzuzudenken haben.

Was kann aus Havelländischen Synoden Gutes kommen? möchte vielleicht einer fragen, der die kirchlichen Zustände vor ein paar Jahrzehnten hier kennen lernte. Als dürfte er uns mit solcher Frage zur Ruhe verweisen, wenn wir unsre hiesigen Synodal-Erfahrungen als ein Gewicht in die Wagschale der neuen Institution und zwar zu Ungunsten derselben einzulegen beabsichtigen. Angenommen auch, jene Frage wäre noch heute berechtigt, so würde unser Recht zum Mitreden dadurch gar nicht geschwächt; im Gegenteil, unsre Synoden hier würden dann noch weit schlagendere Argumente für die Mislichkeit ihres Daseins geliefert haben. Gott aber sei Dank, daß unsre Verhältnisse zu einer solchen Beweisführung nicht mehr angethan sind. Auch ihre Abspiegelung in unsrer jüngstabgehaltenen Altstadt-Brandenburgischen Kreissynode ließ es erkennen, daß ein Neues aus Gott bei uns im Werden ist, und dieser Anblick und Eindruck ist uns an der synodalen Zusammenkunft, von der wir so gern Abschied nahmen, das einzig Erfreuliche gewesen. Es ist wahr, der unsaubere Geist des Rationalismus hat unser Havelland grausam verwüstet, und thut es auch noch. Er hat über ein halbes Jahrhundert die Pfarrhäuser besessen, besitzt sie teilweis auch noch, und wo er die nicht mehr hat, da steift er sich um so fester auf die Gemeinden. Er ist hier zu Lande die Bauern-Religion geworden. Der platte Rationalismus noch in's märkische Platt übersezt, wir meinen in die trockene und zähe Natur des märkischen Bauern eingewachsen und darin versteinert — ach wie viel Hammer- und Axtschläge wird es noch bedürfen, um dies todliegende Gestein hier zu durchbrechen! Besser stehet es aber in den städtischen Teilen unsrer Diöces, auch die Kleinstädte nicht ausgenommen. Beim Eintritt in die Synodalversamlung, fiel unser Blick durch freundlichen Zufall auf den rechten Flügel des Konferenztisches, wo die Synodalen aus Stadt Brandenburg beisammen saßen. Es waren ihrer zehn Prediger, als christgläubige Bekenner und Zeugen des Evangelium allsamt wol bekant, ob auch im Uebrigen durch starke Unterschiede, ja durch zweierlei Konfession geteilt. Wir freuten uns dieses Anblicks, denn so ein Häuflein Salz ist lustig anzusehen, zumal wenn man auch weiß, daß schon mancherlei Weise damit gesalzen ist. Zwar hat das mobilere Geisteselement, welches den städtischen Gemeinden insgemein eignet, gerade dort auch viel Böses aufgenommen. Doch hat der Herr ein verhältnismäßig großes Volk in dieser Stadt, und auch daran wurden wir in dieser Zusammenkunft alsobald erinnert. Nicht blos durch die Auswahl der Gemeindeglieder, die als Konsynodalen uns vorgestellt wurden — wir hatten ein Zeugnis dafür auch an den Mauern und Wänden, die uns hier umgaben. Wir befanden uns in einem der Säle des Evang. Vereinshauses, dieses stattlich großen und geräumigen, für seine umfassenden Zwecke aufs Beste eingerichteten Hauses, das die Gläubigen aus allen Gemeinden dieser Stadt dem Herrn gestiftet haben. Gewiß ein handgreifliches

Lebenszeichen eine solche „Herberge zur Heimat". Und wenn ein Lichtschein von diesem Lebenszeichen auf die ganze Synode überging, also daß wir uns der freudigen Gemütlichkeit überlassen konten, hier gewissermaßen im eignen Hause versammelt zu sein, so werden uns die eigentlichen Besitzer das nicht misgönnen. Aber mit dem Beginn der Synodalverhandlungen selbst hatte die Lust dieses Tages für uns ein Ende. Bald nach der Eingangsbitte um des heiligen Geistes Rath und Regiment übernahm das Beschließen und Entscheiden ein Ungebetener. Leider kein ungebetener „Gast", den man hätte abweisen können, denn das Synodalgesetz hat ihn zur Herschaft verordnet. Wir standen vor der Majestät der Majorität. Alles nun Kommende bestätigte nur unsre mitgebrachte Ueberzeugung, daß die jungen Saten, die auf den Aeckern unsres Synodalverbandes hie und da hervorsprießen, durch vorzeitigen Verfassungsrumor und von unreifen Synoden nicht gefördert, sondern nur geschädigt werden können. Was mußte es auf unsre Laienmitglieder, zum wenigsten auf die Belebteren unter ihnen für einen Eindruck machen, daß eine geistliche Versamlung die ganze Hälfte ihrer kostbaren Tageszeit mit ein par Präliminarien zubrachte, die sich füglich in einer halben Stunde hätten erledigen lassen? Als wollte man alle Gründlichkeit da anwenden, wo sie nicht hingehörte, wurde beispielsweise Behufs der Wahl dreier Kirchenpatrone über sämtliche in der Diöcese vorhandenen Kirchenpatrone einzeln abgestimt, ob sie überhaupt für tauglich zur engeren Wahl zu erachten seien. Alle Einwendungen gegen dieses überflüssige, obenein sehr misliche und für das Schicklichkeitsgefühl sehr peinliche Geschäft scheiterten an der Beharrlichkeit der Majorität. So geschah es, daß man ob dieser und aller noch folgenden Wahlgeschäfte wol zwei Stunden lang in dem Sale Nichts hörte, als das monotone „Ja" oder „Nein" eines Schriftführers, der die Stimmzettel ablas. Es war Manchen der Laienmitglieder wol anzusehen, wie sie in ihren Erwartungen sich getäuscht sahen und statt Anregung bald Müdigkeit und Langeweile verspürten. Die Meisten der anfänglich zahlreichen Zuhörer verzogen sich, und auch Referent wäre aus Scham und Kümmernis gern davongezogen. — Am Nachmittag war's besser, wenigstens geistlich belebter. Die Physiognomie einer Synode war doch einigermaßen erkennbar. Bei der Berathung von §. 1 der Geschäftsordnung hat sich's einen Augenblick gar angelassen, als erhebe sich hier lutherische Bekentnistreue wie ein plötzlicher Wind aus ungeahneter Gegend. Einstimmig, auch die von jeher unionsbefreundeten nicht ausgenommen, erklärten nämlich die Prediger und Aeltesten der lutherischen Stadtgemeinden von Brandenburg, daß es bei der statutarischen Aufstellung der Pfarrämter und Gemeinden für diese konfessionell gemischte Synode einer ausdrücklichen Bezeichnung des Konfessionsstandes bedürfe. Die lutherischen Gemeinden dieser Stadt hätten in der Union ihre Konfession nicht aufgegeben noch vergessen, sondern sie seien sich ihres Unterschiedes von der reformirten Gemeinde des Ortes noch wol bewußt, und es leide sich nicht, bei einer synodalen Vereinigung

beider Konfessionen ohne Vorbehalt und mit Stillschweigen darüber hinwegzugehen. Aber obwol der an diese Erklärung geknüpfte Antrag der allerbescheidenste war, der sich nur ersinnen läßt; obwol man sich auf das Verlangen beschränkte, daß die lutherischen Aemter und Gemeinden des Synodalverbandes als „ursprünglich lutherische" bezeichnet werden sollten, erhob sich gegen diesen leisen Wind von Seiten der ländlichen Majorität alsobald ein konträrer Sturm, der nach kurzem Kampfe mit Ablehnung der Forderung und mit völliger Windstille endigte. Referent, dem an einer statutarischen Bezeichnung seiner Gemeinde als einer „ursprünglich" lutherischen durchaus Nichts gelegen ist, und der in einer solchen Feststellung vielmehr eine neue, mehr als bedenkliche Konzession an die Union erkennen müßte, hat die Ablehnung nicht beklagen und abgesehen von der Freude an dem schwachen Lebenszeichen die ganze Verhandlung nur hinwegwünschen können. Es bestätigte sich hier aufs Neue, daß eine schwächliche Anmeldung konfessioneller Ansprüche in solchen Versamlungen wenig nütze ist, und daß man in jeglicher Kreissynode, wo an ein Gelingen konfessioneller Schilderhebungen noch gar nicht zu denken ist, einer Provokation der Bekentnisfrage von lutherischer Seite sich noch enthalten sollte.*) — In der Berä-

*) Daß gerade der §. 1 des Statuts zu einer solchen Provokation nötigt, vermögen wir nicht anzuerkennen. Können wir uns die Institution selbst und ihre Statuten insgemein gefallen lassen, so mögen wir uns einstweilen auch mit der tabula rasa jenes Paragraphen vertragen. Was erreichen wir durch solche Niederlagen schwächlicher oder zu schwach vertretener Anträge? Die heilige Fahne des Bekentnisses, kaum erhoben, wird von der Majorität niedergeworfen, wol gar mit plumpen Füßen niedergetreten, und wir zweifeln, ob das „Siegen durch Erliegen" auf diese Fälle so unbedingt anzuwenden ist, wie es Mancher vermeint. Es ist kein Bekentnisakt, wenn man die Perle des Bekentnisses vor eine „absolute Majorität" von Widersachern und Ignoranten hinwirft. Die kirchenregimentliche Synodalordnung hat die Bekentnisfrage zu einem noli me tangere gemacht. Zwischen dem kirchlichen Bekentnis und den Synoden steht ein breiter Strich, ein Zaun. Es ist die Königliche Zusage und Verheißung, daß „an dem Bekentnisstande der Gemeinden und an ihrem Verhältnis zur Union durch diese Synodalverfassung Nichts geändert wird und geändert werden soll und darf." Ob der Zaun zum Schutze der Konfession oder der Union dienen, ob er vielleicht Beide gegen einander verwahren soll, wissen wir nicht. Jedenfalls kann und wird er uns zu Gute kommen, wenn wir ihn benutzen. Er kann unsre lutherischen Pfarrämter und Gemeinden vor unionistischen Anträgen schützen; er kann dazu dienen, daß wir unsre Arbeit für die Konfession und Kirche noch eine kleine Weile in der Stille fortsetzen dürfen. Und es ist viel wert, wenn wir noch Zeit gewinnen, bis der unausbleibliche Sturmlauf wider die lezten Reste und wider das neue Leben der alten Kirche losbricht. Durchbrechen wir aber den Zaun um schwache Ausfälle zu machen, so folgen auf die ersten Niederlagen und Kränkungen, die unsre heiligsten Kirchenrechte durch wüste Majorisirung erleiden, alsobald noch andere. Wir schreiten zur Notwehr

jung über die Gemeindekirchenräthe zeigte sich's bald, aß die neue Gemeindeordnung unter den Synodalen nur we- ige Liebhaber hat. Und nicht blos unter den Predigern, auch en Kirchenräthen selbst fehlt, wie es scheint, der Selbsterhal- ngstrieb. Principielle Bedenken waren es freilich nicht, die ier auftraten, sondern teils Abneigung gegen jede Neuerung, uch wenn es eine Erneuerung wäre, teils Misbelieben an Ne- enumständen, namentlich auch an der Nötigung zu allmonat- ichen Zusammenkünften des Kirchenrathes, weil das ein unge- eihlicher gesetzlicher Zwang und weil des Stoffes zu so häufi- en Konferenzen noch viel zu wenig. Man schlug vor, die Kirchenbehörde um Ablassen vom Zwang und mindestens um Beschränkung des Lezteren auf Quartalkonferenzen zu bitten. Befremdend war es, daß ein solcher Antrag und seine Be- ründung auch bei den Brüdern auf der Rechten fast allgemein Zustimmung fand. Referent, obwol kein Liebhaber der neuen Verfassung, konte nicht umhin, dieser Opposition und ihren Motiven gegenüber zu treten, und er hat unter dem Eindruck ieser Verhandlung seiner eignen principiellen Gegnerschaft gegen as neue Institut und seines Harmes darüber einen Augen- lick fast vergessen. Aber sein Einwand, daß es ihm an Stoff

---

nit vereinzelten Rechtsverwahrungen — die doch weder von der Kreissynode noch vom Kirchenregiment beachtet und respektirt werden. Ein kirchlicher Guerillakrieg, bei dem wir Nichts herauskommen sehen, ls daß man uns seiner Zeit den Vorwurf machen wird, die fides ner Königlichen Zusage mit unsern so und so viel Hundert Rechts- erwahrungen unsrerseits zuerst in Zweifel gezogen, erschüttert und nhaltbar gemacht zu haben. Aus diesem Grunde können wir uns ber die vielen bereits eingelegten Rechtsverwahrungen nicht sonder- ich freuen. Wir sehen darin nur das Aufgeben und die Auflösung iner uns angewiesenen besseren Position. Wir an unserm Teil wuß- n und wissen für den lutherischen Konfessionsstand der neuen Ge- meindeordnung und der Kreissynode gegenüber keinen andern Rath, inen andern Weg als ein Entweder — Oder. Entweder den Ein- itt in diese neue Verfassung und ihre Einrichtungen überhaupt bzulehnen und über die Folgen solcher Weigerung Gott walten n lassen — und das wäre, wenn einige Hundert lutherische Pfarr- nter einhellig, mit Wort und That sich hierzu entschlossen hätten, er allerkorrekteste und glücklichste Weg gewesen! Oder, im Falle s Eintritts, jenen Grund- und Gedankenstrich zwischen Bekentnis nd Verfassung als die Grundlinie für den einstweiligen ertrag bona fide mit beiden Händen anzunehmen, mit beiden ßen einzunehmen und in dieser Stellung so lange abwartend zu rharren, bis der erste konkrete Fall eines synodalen Uebergriffs in nfessionelle Rechte zum offenen Kampfe zwingt.

zu den Konferenzen noch niemals gefehlt habe, auch nicht fehlen könne, und daß es billiger Weise keinem Pfarrer daran fehlen sollte, fand nur wenigen Anklang. Auch seine Abmah- nung von dem Gesuch an die Kirchenbehörde — weil dasselbe in der That unerfüllbar und ganz antinomistisch sei, auch mit der vorliegenden Frage um Hebung und Förderung der Kirchen- räthe doch gar seltsam kontrastire — blieb schließlich unbe- rücksichtigt. —

In der Synodal-Kassen- und Kostenfrage war man allermeist der Ansicht, daß an eine Deckung der Kosten durch Kollekten und überhaupt durch freiwillige Leistungen der Gemeinden gar nicht zu denken sei. Mit Ausnahme sehr We- niger erklärten auch sämtliche Synodalen, auf Kostenentschädi- gung schon für dies Mal bestehen zu müssen. Ueber die sehr speciellen Zumutungen, welche den Synodalen in Betreff der Kostenersparnis gemacht sind — beispielsweise auf Gelegen- heitsfuhren und auf freies Logis bei Freunden und Verwandten Bedacht zu nehmen, sprach sich eine allgemeine und gerechte Misstimmung aus. Man konte nicht damit zurückhalten, der- gleichen Knappheit in der Zumessung als des geistlichen Stan- des unwürdig zu bezeichnen. Auch in dem Befremden über die Meinung der Kirchenbehörde, daß der Staat keine Verpflich- tung gegen die Kirche habe, für ihre Synodalkosten aufzukom- men, war die Synode einig. Es wurde unter allseitiger Zu- stimmung daran erinnert, daß die Kirche um ihre Bedürfnisse an Geldmitteln keine Not haben würde, wenn sie noch im Besitz ihrer vom Staat seiner Zeit säkularisirten Kirchengüter sich befände. Bisher habe der Staat seine Verpflichtung, mit den übernommenen Kirchengütern die Kirche zu versorgen, wenig- stens nicht in Abrede gestellt und sei derselben insoweit auch nachgekommen, daß die Säkularisation als eigentlicher Kirchen- raub nicht angesehen werden mußte. Sollte es aber jezt ge- schehen, daß man die Kirche mit ihren gerechten Ansprüchen ab- und aufs Betteln anweise, so würde ihre bisher niedergehaltene Klage wegen Beraubung laut ausbrechen und gen Himmel schreien. Die hier in Rede stehende Kostenangelegenheit sei ein um so bedenklicherer Präcedenzfall, als die Einrichtung, um die es sich handle, von den Königlichen Kirchenbehörden als ein dringendes Bedürfnis angesehen und der Kirche ohne ihr eigenes Begehren gegeben werde. „Habt ihr auch je Mangel gehabt?“ Die Kirche aller Zeiten, auch die verarmte evangelische, ant- wortet: „Nie keinen!“ Und dabei wird es unter allen Um- ständen auch bleiben. Wären diese Kreissynoden wirklich ein kirchliches Bedürfnis, so brauchen wir uns um das „auf“ oder „ohne“ Staatskosten keine Sorge zu machen. Sie wür-

den an Geldmangel nicht sterben. So aber will's Manchem bedünken, als könten die erstmaligen Kosten schon die Begräbniskosten sein.

Nachrichten.

Schaumburg-Lippe.

(Schluß.)

Als bei der Anlage der Chausseen die an beiden Seiten gepflanzten Obstbäume oft beschädigt und abgebrochen wurden, glaubte man diesem Frevel durch Aufnahme eines Gesanges zu begegnen, von dem etliche Verse lauten:

V. 4. Wenn matt der Wandrer Labung sucht,
Entblößt von Trank und Speise,
Winkt ihm vom Baum die goldne Frucht,
Er ißt und sezt die Reise
Gestärkt und weiter fort,*)
Erreichet den bestimten Ort
Und dankt Gott für die Bäume.

V. 6. Und nicht des Pilgers Durst allein,
Des Kranken Pein nur stillet
Der Bäume Frucht; ein süßer Wein,
Der aus dem Apfel quillet,
Erfreut auch des Gesunden Herz
Und führt es dankbar himmelwärts
Zu Gott dem Freudengeber.

V. 10. Wer zwecklos einen Baum verfehrt,
Den treffen Schmach und Schande,
Weil er des Landes Wolfahrt stört
Und des Gesetzes Bande.
Der Herr, der über Sternen wohnt,
Der Frevel straft, der Tugend lohnt,
Wird Baumverderber strafen.

Eine Probe aus dem Inhaltsverzeichnisse wird dieses Buch weiter kennzeichnen. Von Gottes Wesen und Eigenschaften handeln 64 Gesänge; von der Dreieinigkeit (das Wort selbst ist sorgfältig vermieden) 7; von Jesu Leben und Verdienste 15; die Pflichten des Menschen gegen sich selbst werden dagegen in 87 Liedern, die Pflichten gegen andere in 102 Liedern besungen.**) Hätten wir nicht glücklicher Weise neben diesem Gesangbuche einen sehr guten Anhang, so wären wir sehr übel daran. Dieser Anhang ist dem Eisenacher Entwurfe nachgebildet, aber viel besser als dieser, weil er die Lieder unverstümmelt gelassen hat und keinerlei Textcorrectur vorgenommen worden ist.

Jenem Gesangbuche durchaus entsprechend ist der hiesige Landeskatechismus. Derselbe ist ursprünglich mit dem Hannoverschen identisch gewesen, im Verlaufe der Zeiten aber unter den Händen verschiedener Superintendenten, durch Correctur bei erforderlichen neuen Ausgaben, viel schlechter geworden. Der Dreieinigkeit wird nur beiläufig gedacht; die Erbsünde wird in einer drei Zeilen langen Anmerkung also abgefertigt: „Weil diese Veranlassung und Reizung zur Sünde aus der Sinnlichkeit unsrer Natur, die uns angeboren ist, entspringt, so wird sie auch wol Erbsünde genant, die jedoch mit natürlicher Sünde nicht verwechselt werden darf."

Die Lehre von der Erlösung wird flach rationalistisch behandelt; am misrathensten ist der 5. Abschnitt von der Heiligung, in welchem natürlich das 3. Gnadenmittel „die Schicksale dieses Lebens" nicht fehlen und von den Heilsordnungen Berufung, Erleuchtung, Heiligung und Erhaltung nur mit Mühe etwas gefunden werden kann, was allenfalls darauf hindeutet. Von dem Reichtum des 7. Abschnitts mit seinen 335 Fragen und Antworten über die Pflichten und Tugenden eines Christen, brauche ich wol weiter nichts zu sagen. Ein Glück für unsere Kirche ist, daß vor diesem Machwerke der 8 Abschnitte, (in der Volks- und Lehrersprache „dem großen Katechismus"), der kleine unverfälschte lutherische steht, an welchen sich die gläubigen Lehrer und Prediger insonderheit halten können. Dieses Verfahren ist freilich unserm Volke keineswegs recht; in verkehrt angewandt conservativem Sinne halten sie an den 8 Abschnitten, wie auch an dem traurigen Gesangbuche fest. Beide Bücher sind leider seit zwei Generationen hindurch in Kirche, Schule und Hause tractirt, bereits in Fleisch und Blut übergegangen und Belehrungen über die Unvollkommenheiten beider werden von den Gemeinden mit Unwillen und Mistrauen angehört und finden schwer Eingang. Sie entsprechen ja auch den Anschauungen des natürlichen Menschen und dessen Streben weit mehr als die bekentnistreuen neuen und älteren Gesangbücher, namentlich der treffliche Neue Hannoversche Katechismus. Dieser ist durch die Unruhe im benachbarten Königreich Hannover auch bei unserm Volke so übel berüchtigt, daß dasselbe steif und fest glaubt, es sollten die Lutheraner wieder katholisch werden; denn das Amt der Schlüssel klingt ihm gar zu katholisch. Und doch ist gerade diese Lehre in den vor den 8 Abschnitten in hiesigen Schulen eingeführt gewesenen Katechismus von Gesenius, ausdrücklich hervorgehoben. Es ist Schade, daß dieses Büchlein unsern Gemeinden entzogen worden ist etwa um 17 und daß die Gemeinden nicht damals dem rechtgläubigen Buche denselben conservativen Sinn zugewandt haben, den unsere Generation den verunglückten 8 Abschnitten zuwendet. Verunglückt in dem Sinne, als die 8 Abschnitte die 5 Hauptstücke keineswegs erklären, Definitionen sehr mangelhaft sind, die Sprache weder biblisch noch kindlich noch populär ist. Davon gibt Zeugnis die allererste Frage des Buches: „Wenn du die Welt und Alles, was darin ist, vernünftig betrachtest, denkst du alsdann, daß sie von ungefähr entstanden sei oder daß sie einen Urheber haben müsse?" Antwort: Die Welt muß einen Urheber haben durch den sie geworden ist. Ob heutiges Tages wol ein Oberlehrer seinen Quartanern eine solche Fragstellung ohne Correctur hingehen lassen würde? — Nach diesem Buche Religionsunterricht erteilen zu müssen, ist für kirchlich gläubige Lehrer und Ä-

*) Man denke sich im Hintergrunde dieses Bildes etliche Wegaufseher die den gestärkten Wanderer einfangen.

**) Als ein Beispiel der Verfälschung diene die Angabe der ersten Strophe des Gellertschen Liedes: Meines Lebens Zeit verstreicht :c. V. 3. „Nur ein Herz das Gutes liebt" für: nur ein Herz das Jesum liebt.

ger eine harte Arbeit, ich möchte sie Strafarbeit nennen. Die Spruchmlung ist in dem ganzen Buche das Beste.

In den meisten Kirchen unsers Ländchens ist die alte schöne ltar-Liturgie mit ihrem Kyrie, gloria, salutatio, collecte und halleja; anstatt des Lutherliedes: „Wir glauben all an einen Gott" wird as apostolische Glaubensbekentnis gesungen. Ebenso haben wir die höne Abendmalsliturgie mit ihrem: Aufwärts die Herzen u. s. w.

Trotz dieser schönen Gottesdienste und der herlichen Lieder des Inhangs und der lautern Verkündigung des Wortes Gottes, ist die Teilnahme der Gemeinden an diesen Schätzen weder eine freudige noch hr zahlreiche, mit Ausnahme weniger Gemeinden in denen durch ine Reihe gläubiger Prediger und kräftiger Zeugen mehr kirchlicher Sinn und christliches Leben sich erhalten hat als in andern.

Der Gebrauch der Kirchenagende von 1767 ist leider ganz in as Ermessen der Prediger gestellt; der Eine gebraucht dieselbe, der Andere nicht. Die meisten benutzen die Formulare des Würtembergichen Kirchenbuchs. Möchte es dem Consistorio gefallen, dem Belieben er Prediger darin Schranken zu setzen und eine gute Landes-Agende einzuführen.

Die bürgerliche Ueberwachung der bestehenden Sontagsgesetze ist chwach; die Unsitte der Tanzlustbarkeiten an Son- und Festtagen wird gut geheißen. In der benachbarten Kurhessischen Grafschaft Schaumburg werden die Sontagsgesetze weit strenger gehandhabt zum Segen der Gemeinden.*)

Zu dem großen und wichtigen Liebeswerke der Mission unsere Gemeinden heranzuziehen, hält schwer; in den erweckteren Kreisen unserer Stadtgemeinden hat schon seit dem Beginn der Barmer Mission eine regere Teilnahme bestanden. Es wird alljährlich ein Landesmissionsfest gefeiert, entweder in Bückeburg oder Stadhagen oder in einer größeren Kirche einer Landgemeinde. Mehrere Jahre hindurch besuchte Pastor Harms aus Hermannsburg diese Feste und riß durch seine populäre Beredtsamkeit seine Zuhörer zur Teilnahme fort. Leider ist er jezt zu gebrechlichen Leibes geworden, um diese Reisen fortzusetzen. Zu Zeiten genehmigt die Fürstl. Regierung Hauscollecten für das benachbarte Rettungshaus in Kl. Bremen, einer kgl. preußischen Gemeinde und fürs hiesige Landkrankenhaus; auch der Kaiserswerther Anstalten wird in Liebe gedacht.

Es würden in diesem fruchtbaren und von Gott in und über der Erde reich gesegnetem Ländchen, welches glücklicher Weise noch kein durch Fabriken herangebildetes Proletariat kent, noch mehr Gaben zu christlichen Zwecken gespendet werden, wenn nicht ein Grundzug der Bevölkerung dem Geben entgegenträte, das ist der Geiz — oder doch an Geiz grenzende Sparsamkeit; denn es gibt in den Augen unsers Landmanns keine größere Ehre, als der Nachruhm „hei was en dögenden Arbeter un hat wat vär sik brocht" (er war ein tüchtiger Arbeiter und hat etwas vor sich gebracht). Wir haben einen wolhabenden Bauerstand, der conservativ im guten, aber auch im verkehrten Sinne, Bauer sein und bleiben will, der fest hält an nationaler Tracht und Sitte, unbekümmert um die wechselnden Moden der Bürgerlichen.

*) Ein eigentümlicher Auswuchs der hiesigen Consistorialverfassung ist die Kirchencommission, die zusammengesezt aus dem Superintendenten und einem Beamten des Justizamtes, die Kirchenvisitationen vornimt.

Er ist noch frei von der Eitelkeit und dem Stolze der Bauern im Magdeburgischen und Braunschweigischen, die sich ihres Standes schämen und dem Leben und Treiben der vornehmen Stände nachhinken.

Es gibt leider auch verkommene Gemeinden, in welchen die h. Sitte des häuslichen Gebets nur noch in spärlichen Ueberresten zu finden ist, in den meisten Gemeinden ist diese Sitte noch erhalten, zum Segen der Haus- und Kirchengemeinde. Die Geistlichen versammeln sich jährlich einmal zur Synode in der Residenz, auf der ein Paragraph der Augsburgischen Confession durchgenommen wird und etwaige Wünsche und Beschwerden dem Consistorium unterbreitet werden; Laien sind von der Synode ausgeschlossen. Außer dieser Synode haben die Prediger noch jährlich eine freie Conferenz auf der mehr practische Sachen zur Berathung kommen. Es gibt augenblicklich nur wenige Prediger, die nicht mit Entschiedenheit zum Glauben der Kirche sich bekenten. Von den Lehrern unserer Volksschule kann man dieses noch nicht sagen, den Meisten gelten noch Dinter und Diesterweg als Autoritäten. Ihre Vorbildung ist mehr eine gymnasiale als seminaristische; die Dotation ihrer Stellen ist im Ganzen besser, als in den Nachbarländern. Ihre Leistungen würden höher stehen, wenn auf sie nicht mit einer großen Gleichgiltigkeit der Eltern bei der Schulbildung der Kinder zu kämpfen hätten. Die materiellen Interessen überwiegen auch hier die geistigen. Vor Schul- und Oberschulräthen sind wir hier noch in Gnaden bewahrt und so lange unser jetziger Fürst das Regiment hat, werden wir sicherlich vor den Experimenten des Musterstaates Baden verschont bleiben. Der Herr der Kirche bleibe mit seiner Gnade, seinem Worte, Schutze und Segen bei uns und allen Kirchen evangelischen Bekenntnisses.

Nordamerika.

Aus dem in New-York erscheinenden „Lutherischen Herold" heben wir folgende Erzählung aus:

Wie einer vom Unglauben ein wenig kurirt wird.

„Es hatten etwa sieben Jahre lang die Humanisten (ähnlich den Lichtfreunden und Ungläubigen) in Wisconsin ihr Unwesen getrieben, als ich als Pfarrer dorthin kam. Eines Sontags sollte ich in einer entfernten Niederlassung Nachmittags Gottesdienst halten, und ein Farmer von dort holte mich ab. Er aß mit mir zu Mittag, und ich unterhielt mich während der Mahlzeit mit ihm. Plötzlich wandte er sich zu mir und sagte mit Schamröthe im Angesicht: „Herr Pfarrer, Sie reden zu mir, daß ich merke, Sie halten mich für einen Christen. Ich muß Ihnen sagen, ich möchte es wol sein, aber ich bin's nicht. Ich will Ihnen gerade sagen, wie es um mich steht. Ich bin in Deutschland unterrichtet und konfirmirt und an das Kirchengehen gewöhnt worden, wie es damals so Sitte war. Dabei haben wir aber gelebt, wie wir Lust hatten, und den Sontag uns immer zu einem lustigen Tage gemacht. Hat uns Niemand gesagt, daß das Unrecht sei, und unser Herr Pfarrer ist auch, wenn er mit seinen Amtsverrichtungen fertig war, da und dorthin gefahren, wo er sein Spielchen machen und seinen Wein trinken konte, und wo seine Töchter ihren Tanz haben konten. Doch geglaubt habe ich Alles; wir wußten es ja nicht anders. So kam ich nach Amerika, und so sezte ich's fort und

meinte immer, ein guter Christ zu sein; habe auch rechtschaffen geholfen, daß wir bald eine Kirche bauten und Gottesdienst hatten, und bin meist ein Vorsteher bei unserer Gemeine gewesen. Gut aber bin ich und ein ehrlicher Mann auch; es kann mir Niemand eine Lumperei nachsagen, nur daß ich, wenn ich unter guten Freunden bin, zuweilen mehr trinke, als mir gut ist. Aber ein Säufer bin ich nicht, und zum Schwein habe ich mich nie gemacht. Da kamen die Humanisten nach Milwaukee und verbreiteten von dort ihre Zeitung, und die Redner kamen auch in den Busch zu uns heraus. Da wurden Zusammenkünfte veranstaltet, meist unter freiem Himmel, Tische aufgeschlagen und Bierfässer angefahren. Dann wurde ein Vorsitzer gewählt und ein Bruder Redner. Einmal erwählten sie den reichen Juden S. zum Vorsitzer, der mochte es aber doch nicht annehmen, Wenn wir dann eine gute Zeit lustig getrunken hatten, trat der Bruder Redner auf und bewies uns haarklein, daß die Bibel ein Pfaffenbuch ist, d. h. von den Pfaffen gemacht, und Alles Lug und Trug was darin stehe; die Moral etwa ausgenommen, und die verstehe man jezt viel besser; und goldene Zeit würde auf Erden, wenn alle Menschen klug würden und von allem dem altem Aberglauben sich lossagten. Das war uns etwas Neues, wir hörten's aber gern; Bier und Whisky spukten auch schon im Kopfe, und da riefen wir zwischen ein dem Redner Hurrah zu und tranken mit ihm. Nach und nach gefiel's uns immer besser, und die meisten von uns gingen nicht mehr in die Kirche, aber auf die Zusammenkünfte freuten wir uns lange zuvor. Sie können mir's glauben, es hat mich die Geschichte ein schmähliches Geld gekostet, denn nach der Rede wurde immer für den Bruder Redner kollektirt, und da wollte sich Keiner lumpen lassen, und unsere Freude hatten wir daran, da zahlten wir gern. Das ging geraume Zeit fort, und der Bruder Redner ging immer weiter, je mehr er merkte, daß wir ihm Beifall gaben. Endlich ist wieder eine Versamlung, und der Redner Sch. beweist uns haarscharf: „es ist kein Gott, keine Ewigkeit! kein Gericht! keine Hölle!" Herr Pfarrer, wie das uns wolgethan hat. Hurrah! Hurrah! klingt's einmal um das andere, und dabei wurden die Gläser geleert, daß die meisten Köpfe voll und toll waren, als der Redner schloß. So eine reichliche Kollekte wie diesmal hatte er noch nicht gehabt, ich selbst gab Alles, was ich bei mir hatte; wir waren gar zu froh, daß das Gericht abgeschafft war. Als die halbweg Nüchternen aufbrachen, nach Hause zu gehen, sagte der Redner zu mir: Br. J., ich gehe mit dir! — Bist willkommen! war die Antwort. Die Redner hatten meist bei mir logirt, denn sie konten es nirgends besser haben, als bei mir.

Ich gehe also mit dem Redner. Etwa eine halbe Meile sind wir gegangen, da sage ich zu ihm: Hier ist ein Fußsteig, da ersparen wir uns gut eine Meile Wegs, aber es geht über viele Fenzen — kanst du Fenzen steigen? Ich kann! antwortet er. So schlage ich den Fußsteig ein und gehe voran. Bei der ersten Fenze bleibe ich stehen, zu sehen, ob er darüber komt. Er kann's ganz gut: so gehe ich fort und sehe bei den andern Fenzen mich nicht mehr nach ihm um. Wir kommen an die lezte Fenz, dicht an meinem Wohnhause; ich steige über und gehe weiter. Plötzlich höre ich den Redner schreien: „Ach, mein Gott, mein Gott; ach Herr Jesu, erbarme dich meiner!" Ich wende mich erschrocken um; der Redner liegt an der Fenz. Ich gehe zu ihm: was ist dir, warum jammerst du? — Ich habe das Bei gebrochen beim Uebersteigen; ach, mein Gott, erbarme dich mein! i die Antwort. Alles Beruhigen und Zusprechen, selbst die gewonnen Ueberzeugung, daß das Bein nicht gebrochen, sondern nur verstauch ist, hilft nichts. Wir kommen mit Mühe nach Hause. Er fährt i seinem Jammergeschrei fort; mein Gott, mein Gott! Herr Jesu, er barme dich meiner! bis er vor Ermüdung einschläft. Herr Pfarrer ich habe nicht geschlafen; was während der Nacht in mir vorgegangen kann ich Ihnen nicht beschreiben. Verdroß mich gleich, daß der Maul macher so jämmerlich schrie. Herr Pfarrer, wenn mein vierzehnjährige Bub' so geschrieen hätte, ich hätte ihn auf's Maul geschlagen; ich mein halt, das ist kein Mann, der ein wenig Schmerz nicht verbeißen kann Und das hat mich verdrossen, aber was mir so zu Herzen ging, wa das, daß der Kerl immer schrie: mein Gott und Herr Jesus, er barme dich meiner! Ei, dachte ich, der hat uns haarklein bewiesen es ist kein Gott, und jezt, da ihm angst ist, ruft er unaufhörlich de lieben Gott an und sogar den Herrn Jesum, wie stimt das zusammen Das ist ein Maulmacher, ein Schuft! Und nun ging's immer weite in meinen Gedanken, und ich schämte mich vor Gott und Menschen daß ich mit der Sache mich eingelassen hatte; und am Morgen war' mir sonnenklar: man kann den lieben Gott nicht entbehren und wie meine Alte das Frühstück brachte, sagte ich ganz herzhaft un schämte mich doch: „Mutter bring' das Gebetbuch her, wir wollen de Morgensegen wieder lesen, wie früher." Sie sah mich verwundert an aber weil ich's ihr so ernsthaft wiederholte, daß sie sagte: „Vater, d machst ja ein Gesicht wie ein Pfarrer; du bist doch nicht krank?" holte sie das Buch, und ich las den Morgensegen, so gut es eben ging, denn ich habe dabei geweint, wie ein Kind. Und mit dem Früh stück ging es eben auch nicht, bis ich meiner Alten Alles erzählt hatte was ich diese Nacht gedacht. Der Kerl, der Redner, war mir unausstehlich, und ich mußte mich recht zusammennehmen, höflich gegen ihn zu sein, so lange er der Pflege bedurfte. Er merkte es wol, daß das Wetter sich geändert hatte, und sobald er wieder gehen konte, brach er auf Ich begleitete ihn bis an das Hofthor. Als er da mir die Hand reichte zum Abschied, sagte ich ihm aber: Nichts da, Du Schuft, Du Lump! Uns willst Du weiß machen, es ist kein Gott, und wenn Di angst ist, rufst Du Gott an; mit Dir will ich keine Gemeinschaft mehr haben. Dort geht der Weg, betrittst Du noch einmal meinen Hof so hetze ich Dich mit dem Hunde hinaus. Deine ganze Sache is Humbug und Geldschneiderei; mich führt ihr nicht am Narrenseil Damit warf ich das Thor zu und ließ ihn gehen. Von da ging ich wieder zur Kirche; und an Gott glaube ich, und das lasse ich mi nicht nehmen. Aber die Leute haben einem doch so viel in den Kop gesezt, daß ich nicht Alles glauben kann, was in der Bibel steht. — Herr Pfarrer, ich möchte es glauben können. Sehen Sie, so steht es jezt mit mir!

Da hatte ich Stoff genug zu einer Predigt über das Evangelium „welches eine Kraft Gottes ist, selig zu machen, die daran glauben."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 26. Juli. № 59.

Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

Es ist auch nicht in einer einzigen der Reden Jesu bei Matthäus irgend etwas nachgewiesen worden, was darauf führt, daß sie in der vorliegenden Gestalt eine Composition des armen Zöllners sind, dagegen führen in jeder dieser Reden bestimte Thatsachen darauf, daß sie so wie sie vorliegen von Jesus gehalten wurden.

In Bezug auf die Bergpredigt mußte selbst ein Baur bemerken: „Die Rede macht im Ganzen unstreitig den Eindruck des Unmittelbaren und Ursprünglichen, und wenn irgend etwas, so gehört gewiß der so ganz den Geist einer lebensfrischen Polemik athmende antipharisäische Teil derselben zu dem Aechtesten, das aus dem Munde Jesu gekommen, in unsern Evangelien aufbewahrt worden ist."

Daß Matthäus über keine der zahlreichen Heilungen, welche der Bergpredigt vorangingen und in ihr selbst als vorangegangen vorausgesezt werden — Jesus mußte sich schon als der Herr kund gegeben haben, als der er sich in 5, 17 und 7, 24—27, dann auch in V. 21 f. darstellt — eingehend berichtet, sondern ihrer nur ganz summarisch gedenkt, weist hin auf die hohe Wichtigkeit, welche er der Bergpredigt als geschichtlicher Thatsache beilegt. Erst nachdem durch sie Ziel und Zweck Christi ins Licht gestellt worden, erhielten die wunderbaren Thatsachen ihre rechte Beleuchtung. Sie waren nur Mittel zu dem Zwecke, ein wahrhaftiges Gottesvolk auf Erden zu schaffen, und das eigentümliche Wesen dieses Gottesvolkes wird uns in der Verpredigt dargelegt.

Die hohe Bedeutung, welche der Evangelist selbst dieser Rede beilegt, erhellt auch daraus, daß nach ihm Alles, was Jesus vorher in Galiläa verrichtete, zu ihr in einem dienenden Verhältnis steht, nur die Haufen sammeln soll, welche Empfänglichkeit für eine Rede von solchem Inhalte hatten, C. 4, 23—25. Das paßt nicht zu einer gemachten Rede, das zeigt, daß Matthäus sich bewußt war, die Rede grade so mitzuteilen, wie sie gehalten war.

Jesus besteigt, um die Rede zu halten, einen Berg und sezt sich dort. Dies und die Umständlichkeit, mit der über den Beginn seiner lehrenden Thätigkeit berichtet wird: „und er öffnete seinen Mund und lehrte sie", läßt uns von vornherein eine längere Rede erwarten.

Wir haben in der Bergpredigt nicht eine Blumenlese vor uns von Aussprüchen Christi über verschiedenartige Gegenstände, sondern alles bewegt sich um das eine Thema: Christ und Jude. Zuerst in den Seligpreisungen der allgemeine Charakter des Christen. Dann in C. 5, 17—48 der Christ im Verhältnis zu dem Gesetze Gottes und der Pharisäischen Auffassung desselben, in C. 6, 1—18 der Christ im Verhältnis zu der Pharisäischen Scheinheiligkeit in Almosengeben, Beten, Fasten. In V. 19—34 die Stellung des Christen zu den irdischen Gütern, im Gegensatze zu der falschen Stellung, welche die Pharisäer dazu einnahmen, ihrem Geize und ihrer Habsucht. In C. 7, 1—5 die Stellung der Christen zu dem Pharisäischen Richten, woran sich in V. 6 die Warnung vor dem andern Extrem, einer prüfungslosen Gutmütigkeit, anschließt. Darauf der Schluß. Hand in Hand mit der im Ganzen unverwandten Richtung auf das eine Thema geht die Freiheit der Bewegung, welche auch Verwandtes mit in den Kreis hineinzieht, wie das die Weise eines wirklich gehaltenen freien Vortrages ist. Charakteristisch ist hier besonders, was in C. 6 von dem Gebete gesagt wird. In den Zusammenhang gehörte hier eigentlich nur die Warnung vor der Scheinheiligkeit im Gebete, aber der Herr geht, weil der Teil seine rechte Beleuchtung erst aus dem Ganzen erhält, bei dieser Gelegenheit überhaupt auf die rechte Art und Weise des Gebetes ein.

Auf eine längere vorangegangene Rede führt der Charakter des mit C. 7, 7 beginnenden Schlusses. Dieser beginnt mit der Mahnung zum Gebete, durch welches die Kraft erworben werden soll zur Erfüllung der hohen an die Christen gestellten Anforderungen, faßt dann diese Anforderungen zusammen in die eine der Selbstverläugnung, warnt vor den falschen Lehrern, welche einen andern Lebensweg anpreisen, als diesen Kreuzesweg, und läuft aus in die Mahnung, daß man nicht auf den Sand, sondern auf den Felsen baue.

Die Schilderung der Wirkung der Rede in C. 7, 28. 29 hat zur Voraussetzung, daß sie ganz so gehalten wurde, wie sie vorliegt.

Endlich die Bergpredigt hat nicht blos durch ihre Einzelnheiten, sie hat auch als Ganzes Wirkungen hervorgebracht, die

nicht von dem armen Zöllner, die nur von dem Herrn selbst ausgehen konten. So hat noch nie ein Mensch geredet, das ist der Eindruck, den wir von der Bergpredigt als Ganzes empfangen.

Die Einwendungen gegen die Ursprünglichkeit der Rede, welche auf Vergleichung des Lucas beruhen, werden jezt fast allgemein als unbegründet erkant. Weizsäcker z. B. sagt: „Alle diejenigen Elemente der Rede des Matthäus, welche sich auf das Gesetz, das pharisäische Lehren, auf die jüdische Frömmigkeit und ihre Werke beziehen, finden wir bei Lucas nicht. — Es läßt sich leicht erkennen, daß die Sprüche bei Lucas wenigstens zum Teile nicht nur überhaupt ganz lose zusammengetragen, sondern aus ihrem innerlichen Zusammenhange gerissen sind, daß sogar ein Teil derselben auf den Text zurückweist, welchen wir noch bei Matthäus haben." Am deutlichsten liegt die Zurückweisung auf Matthäus vor in C. 6, 27: „aber ich sage euch, die ihr zuhöret, liebet eure Feinde." Der Anfang mit aber weist da auf einen Gegensatz hin, der bei Lucas fehlt, bei Matthäus aber steht, 5, 44. Strauß zwar bemerkt: Nahm Lucas seine Bergrede aus Matthäus, so erklärt es sich schwer, warum er die Armen im Geiste in Arme schlechtweg, die nach Gerechtigkeit Hungernden in wirklich Hungernde verwandelte. Allein nach richtiger Erklärung sind bei Matthäus die Armen im Geiste „Arme schlechtweg", die als solche zugleich wissen, daß sie arm sind, denn einen, der sich reich dünkt, in Einbildung und falscher Hoffnung, wird man nicht als arm bezeichnen; die Gerechtigkeit ist die von Gott zu erteilende, die von ihm ausgehende thatsächliche Rechtfertigung, wie der Erlöser sie bringen sollte, der Wechselbegriff des Heiles, und so sind die nach der Gerechtigkeit Hungernden zugleich „wirklich Hungernde". Die Sehnsucht nach dem von Gott zu gewährenden Heile hat die Heilslosigkeit zur Voraussetzung. Den Schlüssel zu dem richtigen Verständnis gewährt die Grundstelle Jes. 55, 1: „Auf alle die ihr durstig seid komt her zum Wasser", der von Gott zu erteilenden Gerechtigkeit, des Messianischen Heiles. Da ist auch einfach von Durstenden und Hungernden die Rede. Lucas leistet hier den Dienst eines trefflichen Commentares und eine Auslegung, die mit ihm in Widerspruch steht, spricht sich eben damit selbst das Urteil.

Man behauptet, Matthäus sei nach C. 9, 9 selbst nicht unter den Zuhörern der Bergpredigt gewesen. Aber diese Behauptung beruht auf einem Misverständnis. Nicht zur Jüngerschaft wird Matthäus dort aufgefordert, sondern zum völligen Abbrechen der bisherigen Verhältnisse, zum Antritte des apostolischen Berufes.

Man beruft sich auf die Unsicherheit der Ueberlieferung bei einer so langen Rede. Aber in dem dreijährigen Verkehre der Apostel mit Christo war Gelegenheit genug gegeben, eine Rede von so durchgreifender Bedeutung, eine Rede, von der die Jahrhunderte leben sollten, ihnen recht einzuprägen und ihrem Gedächtnisse wie ihrem Verständnisse nachzuhelfen. Wenn Jesus in Joh. 14 den Jüngern „einen andern Beistand" verheißt, der sie nach V. 26 erinnern wird an Alles, was er ihnen gesagt hat, so hat das zur Voraussetzung, daß er während seines Erdenlebens selbst diese Thätigkeit ausübte. Bei den Parabeln wird uns ausdrücklich berichtet, wie Jesus nach dem Vortrage an das Volk die Jünger noch besonders in die Schule nahm.

Weizsäcker meint, die Bergpredigt habe in unserm Evangelium „keine ganz sichere Stellung". „Nach C. 5, 1 — sagt er — ist sie in der Einsamkeit zu den Jüngern gesprochen, nach C. 7, 28 f. aber vor großen Volksmassen." Daraus will er schließen, daß die Rede gar keinen wirklichen geschichtlichen Ausgangspunkt hatte, daß sie eine willkürliche Composition sei. Der Fehler steckt hier in der Annahme, daß Jesus den Berg bestiegen habe, um dort mit den Jüngern allein zu sein, während in Wahrheit Jesus nach dem Vorbilde Mose's den Berg bestieg, um dort die Bergpredigt zunächst an die Jünger und dann an das ihn in weiteren Kreisen umgebende Volk zu halten, vor den Ohren des Volkes, wie Lucas ausdrücklich sagt. Daß so die Sache zu fassen ist, erhellt aus dem Verhältnis von C. 4, 23—25 zu C. 5, 1: in Folge der Heilungen Jesu sammeln sich um ihn zu einer bestimten Zeit große Haufen Volkes, und als diese größere Masse versammelt war, hielt er die Bergpredigt, das Gegenstück zu der Gesetzgebung vom Sinai, für die ein solches Auditorium erforderlich war.

Nicht minder wie die Bergpredigt bilden auch die Parabeln in C. 13 ein ursprünglich zusammengehöriges Ganzes und an eine von dem Evangelisten veranstaltete Blumenlese von Parabeln darf nicht gedacht werden. Jesus besteigt um das Volk zu lehren ein Schiff und sezt sich dort, während das ganze Volk am Ufer steht. Solche Vorbereitung führt auf eine längere Rede. Matthäus sagt in V. 3 ausdrücklich: „er redete zu ihnen Vieles in Gleichnissen", in V. 34: „dies Alles redete Jesus in Gleichnissen zu dem Volke", in V. 51: „spricht Jesus zu ihnen: habt ihr dies Alles verstanden", in V. 53: „Und es geschah, da Jesus diese Parabeln vollendet hatte, zog er fort von dannen." Wir haben nicht eine Ansamlung verschiedenartiger Parabeln vor uns, sondern in allen bildet der Begriff des Reiches Gottes den Mittelpunkt. Indem sie die Natur des Reiches Gottes nach verschiedenen Seiten darstellen, geben sie sich einander Licht und jede gibt einen Beitrag zum Verständnis der übrigen. Die Siebenzahl der Parabeln, wie gewöhnlich geteilt durch die vier und die drei — vier dem ganzen Volke vorgetragen und drei blos den Jüngern, hat in den Reden Jesu mannigfache Analogien für sich: die sieben Bitten des Vaterunser, die sieben Anreden Jesu an die Samariterin, die sieben an die ganze Christenheit gerichteten Seligpreisungen in der Bergpredigt, die sieben Wehe's an die Pharisäer in C. 23 (V. 14 dort ist unächt und aus Mr. 12, 40 herübergenommen), die sieben Worte Jesu am Kreuze.

Marcus teilt in C. 4 von den dem Volke vorgetragenen Parabeln nur eine mit, die von dem Säemann, aber Jesus besteigt auch bei ihm das Schiff „und lehrete sie Vieles in Gleichnissen", er sagt zu den Jüngern, da sie ihn nach der Bedeutung der Parabel vom Säemann fragen: „Verstehet ihr nicht dieses Gleichnis, und wie werdet ihr denn alle Gleichnisse verstehen?"

Er fügt fast zum Ueberflusse noch in V. 33 hinzu: „Und in vielen solchen Gleichnissen redete er ihnen das Wort, so wie sie es verstehen konten.“ Marcus also sagt uns ausdrücklich und wiederholt, daß er weggelassen hat.

Auch Lucas hat in C. 8 nur die eine Parabel vom Säemann, aber auch er läßt in V. 10 zum Beweise, daß er abgekürzt hat, den Heiland von einer Mehrheit von Parabeln reden.

Auch bei der Rede, welche der Herr nach C. 10 an die Apostel bei ihrer ersten Aussendung hielt, ist nicht der mindeste Grund zu der Annahme einer Zusammensetzung aus verschiedenartigen Bestandteilen vorhanden. Die Rede umfaßt allerdings drei verschiedene Abstufungen der apostolischen Wirksamkeit, die erste Aussendung — auf diese bezieht sich die Weisung nicht zu den Heiden und nicht zu den Samaritern, sondern nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel zu gehen —, die spätere Wirksamkeit unter den Juden bis zur Zerstörung Jerusalems: „wenn sie euch in dieser Stadt verfolgen, so fliehet in die andere, wahrlich ich sage euch, ihr werdet die Städte Israels nicht vollendet haben bis der Menschen Sohn komt“; endlich das Betreten des Welttheaters: „ihr werdet vor Herzoge und Könige geführt werden, zum Zeugnisse für sie und für die Völker.“ Aber solchen zusammenfassenden Charakter trägt grade so auch die Rede des Herrn über seine Zukunft in C. 24. 25. Er hat darin seinen Grund, daß der Teil die rechte Beleuchtung nur aus dem Ganzen empfängt. Die Apostel konten nur dann in der rechten Weise und in dem rechten Geiste *anfangen*, wenn das Ganze ihres Berufes ihnen vor Augen lag.

Der Einwand von Holtzmann und Keim, Jesus rede in V. 23 von seiner Wiederkunft, so habe er aber damals nicht reden können, da solche Rede das sichere Wissen der Jünger von seinem Scheiden voraussetze, übersieht, daß Jesus schon weit früher bei Joh. 3, 14. 15 von der durch ihn zu stiftenden Versöhnung geredet, daß er kurz vorher von den Tagen geredet hatte, da der Bräutigam von ihnen genommen sein werde, Matth. 9, 15. Mr. 2, 19. 20. Luc. 5, 34, 35. Es ist aber überhaupt ein ganz falscher Maßstab, die Reden Christi nach ihrer augenblicklichen Verständlichkeit für die Apostel zu beurteilen. Diese enthalten überall Vieles, was den Aposteln erst nach der vollbrachten Erlösung und nach der Ausgießung des Geistes verständlich war. Sie sind auch nicht allein für die Apostel bestimt, sondern zugleich für die Kirche aller Zeiten. Es ist die Weise Jesu, mit kurzen und räthselhaften Andeutungen zu beginnen, um die geistlichen Sinne der Jünger anzuregen, und erst wenn diese geweckt sind, die eingehendere Belehrung zu geben. Alles, was er später ausführlich entwickelt, wird schon in den Anfängen angedeutet. Das mußte auch deshalb geschehen, damit klar werde, daß bei ihm keine Entwickelung stattfindet, daß ihm von Anfang an Alles klar vor Augen steht, was freilich denjenigen höchst fatal ist, die so gern den Sohn Gottes in einen gewöhnlichen Menschensohn verwandeln möchten.

Aus der Kürze der Rede an die Apostel bei Lucas wird nicht gegen die Ursprünglichkeit der Rede bei Matthäus geschlossen werden dürfen. Lucas hat abgekürzt, weil er die von Matthäus übergangene Rede an die 70 Jünger mitteilt. Matthäus, der zuerst schrieb, teilt das Gleichartige der Hauptveranlassung zu, welcher der Natur der Sache nach die ausführlichere Rede angehört. Hätte Lucas vor Matthäus geschrieben, so würde er ebenso gehandelt haben.

Die Abschiedsrede mit der Jesus nach C. 23 die Wirksamkeit unter dem verstockten, von Pharisäischen Elementen beherschten Volke daran gab, rechtfertigt sich dadurch als ursprünglich, daß Jesus sich vor der Vollendung seines irdischen Werkes nach allen Seiten mit seinem Wirkungskreise gründlich auseinandersezte. Speciell bildet diese Rede gegen die Pharisäer, die in dieser Auseinandersetzung notwendig eine Hauptstelle einnehmen mußten, das Gegenstück zu der Abschiedsrede an die Jünger bei Johannes. Marcus und Lucas kürzen hier grade so wie in der Bergpredigt ab, weil die Rede sehr tief in das Detail des Jüdischen Wesens eingeht. Die sieben Weherufe über die Pharisäer haben schon in der Correspondenz mit den sieben Seligpreisungen in der Bergpredigt die Gewähr ihrer Ursprünglichkeit.

Marcus ist in der Mitteilung der Reden Christi äußerst sparsam. Daß der Grund dieser Sparsamkeit aber nicht darin liegt, daß er sie nicht kante oder ihnen keine besondere Bedeutung beilegte, erhellt aus Stellen wie C. 2, 2. 6, 34. 4, 14—20, wo er ihrer im Allgemeinen gedenkt ohne sie mitzuteilen und ihnen einen hohen Wert beilegt. Der Grund kann nur darin liegen, daß in einem früheren Evangelium in dieser Beziehung schon in einer gewissen Vollständigkeit für das Bedürfnis der Kirche gesorgt war und das Räthsel ist gelöst, wenn wir Marcus als Ergänzer des Matthäus betrachten. Nahm er diese Stellung ein, so konte er sich vorwiegend auf die Mitteilung desjenigen beschränken, was für seine ersten Leser von besonderem Interesse war, die Mitteilung der Thaten Jesu. Mit vollem Rechte bemerkt Hitzig: „Die *Reden* in C. 8, 38 („wer sich mein und meiner Reden schämt“ u. s. w.) werden nicht namhaft gemacht, sondern vom Verfasser, dem sie bekant waren, für seine Leser vorausgesezt.“

Ein Grund gegen die Geschichtlichkeit und somit gegen die Aechtheit des Evangeliums wird ferner daraus entnommen, daß Jesus in ihm mehrfach verbietet, seine Wunderthaten bekant zu machen. Es lasse sich nicht denken, sagt Baur, was bei der Offenkundigkeit seiner Wunder durch ein solches Verbot bewirkt werden konte. Jesus könne ein so zweckloses Gebot nicht wirklich gegeben haben.

Daß diese Verbote aber dennoch eine geschichtliche Grundlage haben müssen, erhellt schon daraus, daß sie auch bei Lucas und Marcus vorkommen, bei dem lezteren sogar noch öfter als bei Matthäus.

Die Thaten Jesu waren für die Oeffentlichkeit bestimt. Sie sollten ihm einen Namen machen und die Herzen ihm eröffnen.

Aber sie sollten mit stillem und gesammeltem Gemüte und betendem Herzen von Ohr zu Ohr gesagt, nicht ausposaunt werden. Eine große Gefahr lag nahe. Das Volk war von fleischlichen Messianischen Erwartungen bewegt. Diesen durfte keine Nahrung gegeben werden. Die Größe der Gefahr zeigt z. B. Joh. 6, 14. 15, wo die aufgeregte Menge Jesus mit Gewalt zum Könige machen will, zeigt auch Marcus 1, 45, wo die erregte Verkündigung des geheilten Aussätzigen einen solchen Tumult hervorruft, daß Jesus sich gar nicht mehr öffentlich sehen lassen darf, sondern sich an wüste Oerter zurückziehen muß.

Daß Jesus die Bekantmachung seiner Thaten wollte, zeigt das diesem Aussätzigen neben dem Verbote: „hüte dich, sage es niemandem" gegebene Gebot: „gehe hin, zeige dich dem Priester, zum Zeugnis für sie," damit sie durch den Bericht über das Geschehene Gelegenheit erhalten, mich kennen zu lernen. Der Schein, daß Jesus die Bekantmachung überhaupt verboten habe, nicht blos die aufgeregte Art und Weise derselben, ist nur dadurch hervorgerufen worden, daß er ad hominem redet, wenn er es mit Aufgeregten zu thun hat, diesen die Bekantmachung überhaupt verbietet, wobei auch das eigne Interesse der Beteiligten in Betracht kam und mit dem der Sache Jesu Hand in Hand ging: sie brachten sich durch das unruhige Wirken nach außen um allen Segen. So alles concret zu fassen, sich an die Personen zu wenden, wie sie sind, ist ja überhaupt die Weise der Schrift, wie z. B. Jesaias in C. 1 in solcher Weise gegen die Opfer redet, in C. 58 gegen das Fasten, wobei ungeübte Ausleger gemeint haben, daß er Opfer und Fasten überhaupt verwerfe, während er in Wahrheit nur gegen Opfer und Fasten eifert, wie sie in seiner Zeit gewöhnlich waren, das Zerrbild der wahrhaftigen. Daß hier die Aufregung die Grundlage des Verbotes bildet, daß es also nur gegen die aufgeregte Verkündigung gerichtet ist, das tritt uns mehrfach bestimt entgegen, z. B. 5, 43: „Und sie kamen sehr außer sich und Jesus verbot ihnen hart, daß es niemand wissen sollte, „Luc. 8, 56: „Und ihre Eltern kamen außer sich er aber gebot ihnen, daß sie niemand sagten, was geschehen war." Das Verbot Jesu wirkte in der Regel soviel, daß die Verkündigung einen minder erregten Charakter annahm und damit war sein Zweck erreicht. War der innere Aufruhr beschwichtigt, dem Jesus selbst mit Zorn entgegentrat Matth. 9, 30, so konten und sollten die Geheilten dem Zuge ihres Herzens folgen, V. 31. Sie waren dann andere geworden und eben damit das Verbot außer Kraft getreten, welches sich besonders an solche richtet, deren früherer Zustand die Disposition zur Aufregung bedingte, die geheilten Blinden, mit ihrer concentrirten Leidenschaftlichkeit, und Besessenen.

Den Gesichtspunkt, aus dem diese Verbote zu betrachten sind, hat uns Matthäus ausdrücklich angegeben, indem er in ihnen eine Erfüllung desjenigen erblickt, was Jesaias von dem

Knechte Gottes geweissagt hatte: „er wird nicht schreien noch rufen noch auf der Gasse laut machen seine Stimme." Danach ist es bei ihnen nur darauf abgesehen, daß das Werk Jesu in der Stille seinen Fortgang haben soll. Alles Lärmschlagen, alles sich Hineindrängen in das Marktgewühl des Lebens ist dem Wesen Christi und seiner Kirche entgegen. Diese hat noch fortwährend ihr Gebiet sorgsam gegen das der Lüste und Leidenschaften der Menschen, namentlich der politischen abzugränzen. Gegen eine Verkündung des Evangeliums, wie die durch den Italiener Gavazzi, gilt vollkommen das Wort: „Und Jesus beträuete ihn und warf ihn sogleich heraus und sprach zu ihm: siehe zu, daß du niemand nichts sagest." Jesus weist uns an, daß wir an solchen Dornen keine Feigen suchen sollen.

Ein mit großer Zuversicht unternommener Angriff gegen die Aechtheit gründet sich ferner auf einen angeblichen Widerspruch, welcher in dem Evangelium in Bezug auf das Verhältnis der Juden und Heiden zu dem Reiche Gottes stattfinden und zeigen soll, daß dasselbe aus verschiedenartigen Quellen in späterer Zeit ziemlich gedankenlos zusammengesezt ist und die Ansichten verschiedener Zeitalter in sich vereinigt. Wir wollen den Einwurf hier in der Gestalt vorlegen, in der ihn zulezt Weizsäcker vorgetragen hat.

„Fragt man, wie sich der Evangelist verhalte zu der Frage über die Berufung der Heiden, so muß vor Allem genau zwischen der Richtung der Quellenschrift und der des jetzigen Matthäusevangeliums unterschieden werden. Das leztere geht ganz eigentlich darauf aus, den Uebergang des Evangeliums und des Reiches von den Juden zu den Heiden zu schildern und zu rechtfertigen. In diesem Sinne ist schon in der Kindheitsgeschichte die Huldigung der Magier durch den Stern aus Osten aufgenommen. In diesem Sinne hebt dasselbe den Spruch über die Aufnahme der Heiden von allen Himmelsgegenden in die Reichsgemeinschaft mit Abraham unter Verwerfung der eigentlichen Söhne des Reiches in seiner vollen Bedeutung gleich nach der Bergpredigt hervor. Vor Allem aber entscheidet über diese Richtung der Schluß des Evangeliums, der feierliche Auftrag des Auferstandenen selbst, nach dem die Juden durch den Tod Jesu ihre Verwerfung besiegelt hinauszugehen zu den Heiden. — Das Resultat, mit dem das Evangelium schließt, ist sein klarer Zweck. Die Frage ist entschieden."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 29. Juli. № 60.

Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

„Nicht das Gleiche kann man von der Quelle seiner Reden sagen. Diese enthält in der Apostelinstruction das ausdrückliche Verbot Jesu für seine Sendboten, sich an die Heiden oder auch nur an die Samariter zu wenden. — Auch der Zusatz in den Worten an die Kananäerin, daß Jesus nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel geschickt sei, bezeugt noch mit diese Richtung der Reden, durch welche er veranlaßt ist. Fast noch wichtiger sind die Spuren der Anschauung, daß das apostolische Werk mit der Arbeit am Volke Israel beendigt sei, und daß auf diese sofort die Parusie eintreten werde. So sagt Jesus in der Instructionsrede, sie werden mit den Städten Israel nicht fertig sein, bis der Sohn des Menschen kommen werde. — Hiebei fehlt es auch nicht an einer bestimteren Vorstellung über den Anteil der Heiden am Himmelreiche. Diese ist in der Gerichtsverhandlung, welche den Mahnreden über die Zukunft beigegeben ist, C. 25, 31—46 enthalten. Unter der Menge derjenigen, welche dort vor den Sohn des Menschen als ihren Richter gestellt werden, sind die Jünger Jesu selbst nicht begriffen. Diese werden ihnen ganz unzweideutig gegenübergestellt, V. 40. Es sind aber auch nicht die Juden, sondern ausdrücklich die Heiden, V. 32. Also auch sie können zu der Seligkeit des Reiches gelangen. Aber es handelt sich bei ihnen nicht um die Annahme des Evangeliums, nicht um Glauben oder Unglauben, sondern allein darum, ob sie den Jüngern Jesu Barmherzigkeit erzeigt, ob sie Werke der Liebe an ihnen in der Zeit ihrer Bedrängnis und Verfolgung verrichtet haben. Diese Werke wird der Sohn des Menschen ansehen als seien sie ihm selbst geschehen. Sie bilden also einen Ersatz für den Glauben an ihn. Wie die Jünger erwarten dürfen, daß Jesus sich vor seinem himlischen Vater zu ihnen bekent, weil sie sich vor den Menschen zu ihm bekant haben, so wird er auch die, von welchen ein solches Bekentnis nicht verlangt werden kann, annehmen, wenn sie wenigstens sich seiner Sache durch Werke der Menschenliebe günstig bewiesen haben. Dies ist also der Standpunkt, auf welchem sich dieses Werk in der Frage über die Heiden befindet. Sie sind nicht Söhne des Reiches, aber sie können seine Beisassen werden."

„Dieser Standpunkt der Quellenschrift wird ebenso auch durch ihre Aussprüche über das Gesetz bestätigt. Die Sprüche, welche am entschiedensten auf einen Bruch mit diesem Gesetze hinweisen, gehören ihr nicht an. Dagegen hat sie in der Bergpredigt die nachdrücklichste Erklärung über die ewige Fortdauer des Gesetzes; die wahre Gerechtigkeit, welche in das Himmelreich führt, ist nichts Anderes als die wahre Auslegung des Gesetzes. Nicht zum Gesetze stehen nach ihrer Ansicht die Vorschriften, welche Jesus in seiner eignen Autorität gibt, im Gegensatz, sondern blos zu der Pharisäischen Auslegung desselben."

So Dr. Weizsäcker. Man muß sich wundern über die Zuversicht, mit der er auf den Sand seiner Erdichtung einer Quellenschrift baut, wundern über die Sicherheit, mit der unserm Evangelium eine unbegreifliche und beispiellose Gedankenlosigkeit aufgebürdet wird, von der alle die tiefen und hohen Geister nichts gemerkt haben, die in allen Zeiten der Kirche zu diesem Evangelium als zu einer zuverlässigen Urkunde unsers Glaubens hinaufschauten, wundern über die unbeschreibliche Oberflächlichkeit der Auslegung, welche den Ausgangspunkt für die Critik des Verfassers bildet. Wird auf dieser Bahn fortgeschritten, so wird die Auslegung bald wieder in ihren ersten Kindheitszustand zurückgekehrt sein.

Es ist von vornherein unmöglich, daß ein für „judenchristliche Kreise" schreibender Verfasser von einer für die Juden so völlig trostlosen Ansicht ausgegangen sein soll, einer Ansicht, deren Widerlegung jeder Judenchrist, jeder Blick auf die den Kern der Kirche bildenden zwölf Apostel war, die Paulus in Röm. 11, 1 mit den Worten zurückweist: „Ich sage nun: hat denn Gott sein Volk verstoßen? Das sei ferne! Denn auch ich bin ein Israelit, aus dem Samen Abrahams, dem Geschlechte Benjamins" und der das Wort desselben Apostels entgegentritt: „Die Auswahl hat es erlangt."

Von einem „Uebergange des Evangeliums und des Reiches von den Juden zu den Heiden" weiß das Evang. des Matthäus so wenig wie die ganze übrige heilige Schrift: überall besteht das Reich Gottes unter dem N. T. aus der Auswahl unter den Juden, der sich die bekehrten Heiden anschließen. In Röm. 11 tritt uns ein Oelbaum der Gemeinde Gottes entgegen, in den die Heiden nur eingepfropft werden, in Joh. 10, 16 ein Schafstall, in den die Heiden eingeführt, eine Herde, zu der sie gesammelt werden; nach Ephes. 2, 12 werden die Heiden aufgenommen in das Bürgerrecht Israels, von dem sie bis dahin ausge-

schlossen waren. Ein Israel, eine Gemeinde Gottes, in welche die Heiden eingekindet und gesammelt werden zu dem Grundbestande der Söhne des Reiches in der Zeit des Heiles, das ist schon die constante Lehre des A. T.

In Matth. 21, 43: „deshalb sage ich euch, daß das Reich Gottes wird von euch genommen werden und gegeben einem Volke, das seine Früchte bringt" ist die Anrede nicht an die Juden überhaupt, sondern an die ungläubigen Juden gerichtet, die freilich die große Masse bildeten, und das Volk sind nicht, wie Luther freilich leider übersezt hat, die Heiden, sondern das aus Juden und Heiden zu sammelnde Christenvolk. Von den Heiden steht ἔθνος im Singular nie.

Daß die Huldigung der Weisen aus dem Morgenlande nicht die ihr beigelegte Bedeutung haben kann, zeigt schon ihre Frage: „wo ist der geborne König der Juden?" wonach Niemand an diesem Könige teilnehmen kann, der nicht sich unter die Zahl der Juden aufnehmen läßt, nicht derjenigen, welche sagen sie sind Juden und sinds nicht, sondern des Satans Gemeinde, sondern der wahrhaftigen Juden mit der Beschneidung des Herzens, Röm. 2, 28. 29. Auf dasselbe Ergebnis führen uns auch die Grundstellen des A. T., dessen Erfüllung ins Licht zu stellen der Zweck der ganzen Erzählung ist: Bileam, Jesaias, Micha, der 72. Ps. erkennen in der Zukehr der Heiden eine Verherlichung Israels und stellen sie von diesem Gesichtspunkte und in diesem Interesse dar.

Wenn Jesus in C. 8, 12 von dem Herausgeworfenwerden der Söhne des Reiches redet, so verkündet er damit nur die Ausschließung der großen Masse der Juden, und das Vorhandensein einer Auswahl, welche den Stamm der Gemeinde des N. T. bildet, wird dadurch nicht ausgeschlossen. Unmittelbar vorher hat Jesus des Glaubens in Israel gedacht, mit dem die Erwählung Hand in Hand geht. Das zu Tische liegen der bekehrten Heiden mit Abraham, Isaac und Jacob paßt nicht zu einer reinen Heidenkirche. Es führt uns darauf, daß die Heiden nur in die Gemeinschaft des alten Bundesvolkes aufgenommen werden und dies sich unter dem N. B. fortsezt, trotz der Ausschließung der großen Masse der Söhne des Reiches, die als Selen, die aus ihrem Volke ausgerottet werden, schon nach der Anschauung des A. T. nicht in Betracht kommen. Zahlen entscheiden in dem Reiche Gottes nicht. Es ist der Wille des himlischen Vaters, der kleinen Herde, in der das Princip des Reiches Gottes lebendig ist, die Herschaft zu geben.

In dem Schlusse des Evangeliums findet sich keine Spur von dem Uebergange des Reiches Gottes von den Juden zu den Heiden. Unter den Völkern sind die Juden mitbegriffen. Das zeigt schon die Ausführung, die mit reichem Erfolge am ersten Pfingstfeste unter den Juden begint. Auch in C. 24, 9: „ihr werdet gehaßt sein von allen Völkern" sind die Juden unter den Völkern mitbegriffen. Ebenso in V. 14: „Und es wird verkündet werden das Evangelium vom Reiche auf der ganzen Erde zum Zeugnisse für alle Völker." Bei Johannes in C. 11, 48 erscheint Israel als Volk unter den Völkern. Keine Ausnahme, läßt der begründende Satz zu: „mir ward gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden." Danach muß das Missionsgebiet der Apostel sich mit dem Umfange der Erde decken.

So wie in die eine Reihe von Stellen das grundsätzlich Judenfeindliche nur hineingelegt wird, so in die andere die ausschließliche Bevorzugung der Juden.

Daß die Aufforderung Jesu in C. 10. 5, 6: „Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel" sich nur auf die nächste Aussendung bezog, das konte den Aposteln nicht zweifelhaft sein, da schon nach der einstimmigen Verkündigung des A. T. die Heiden Mitgenossen des Messianischen Reiches sind: die anfängliche Unsicherheit der Apostel auf diesem Gebiete bezog sich nicht auf das daß, sondern auf das wie der Aufnahme der Heiden, ob mit oder ohne Beschneidung, der Vorgang in Apgsch. 10 entschied zuerst für das leztere. Für die Leser wurden Misverständnisse unmöglich gemacht durch Stellen wie C. 8, 11. Matthäus, der allein den Spruch hat: „Ziehet nicht auf der Heiden Straße," ist grade der Evangelist, der am häufigsten von der Aufnahme der Heiden in das Himmelreich spricht. Nach dieser selben Rede soll das Evangelium dereinst vor Königen und Statthaltern bezeugt werden. Den Juden mußte das Heil zuerst dargeboten werden, weil sie nach C. 8, 12 Söhne des Reiches waren, Kindesrechte an dasselbe hatten, oder weil nach dem Ausdrucke des Apostels Röm. 15, 8 bei ihnen die Wahrheit Gottes in Frage kam, die Erfüllung der den Vätern gegebenen Verheißungen, weshalb auch noch später sich die Apostel in der Regel zunächst an die Juden wandten und an die Heiden erst dann, wenn diese das Evangelium verschmäht hatten. Nicht blos die Gerechtigkeit aber erforderte ein solches Verfahren. Ein Kern von Mitgliedern aus dem altbegründeten Gottesreiche war für die Kirche durchaus notwendig. „Das Heil komt von den Juden", das galt auch in dieser Beziehung. Das Apostolat und überhaupt das Lehramt in der ersten Kirche konte unmöglich aus den Heidenchristen hervorgehen. Das heidenchristliche Unkraut würde den Waizen erstickt haben.

Wenn Jesus zu dem Cananitischen Weibe sagt: ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel, so stellt er die Regel auf, die für die Zeit seines Erdenlebens galt. Erst durch den Versöhnungstod Jesu wurde die Scheidewand zwischen Juden und Heiden niedergerissen: das Waizenkorn muß in die Erde fallen und ersterben, ehe es viele Frucht bringt, erst wenn Jesus erhöht worden von der Erde wird er die Heiden zu sich ziehen, von seinem Versöhnungstode macht er die Berufung der Heiden in Joh. 10, 16 abhängig. Die Regel erlitt aber Ausnahmen. Christus war hierin nicht also gebunden daß er nicht hätte helfen dürfen, wo er ein besonderes Maß des Glaubens unter den Heiden vorfand. Ja er mußte in einzelnen Fällen helfen, damit an diesen thatsächlichen Weissagungen sein wörtlichen über die Ausdehnung des Heiles auf die ganze Erd einen Stützpunkt finden möchten, wie es ja überhaupt die Weis Jesu ist, im Stande der Erniedrigung im Einzelnen vorzub.lder

was im Stande der Erhöhung im Allgemeinen geschehen sollte. Christus stellt aber hier die Regel mit aller Strenge hin, ohne der Ausnahmen zu gedenken, um den Glauben des Weibes zu prüfen, welcher die notwendige Bedingung der Ausnahme ist. Dieser mußte um so mehr ans Licht gezogen werden, da die Cananiterin, wie ebenso die Samariterin, zugleich ideelle Person ist, Repräsentantin der Heidenwelt, deren zukünftigen Glauben vorzubilden sie durch die Prüfung veranlaßt werden soll. Daß der Glaube des Weibes sich kundgebe, das herbeizuführen ist der Zweck der anfänglichen scheinbaren Härte Jesu, die aber gemildert wurde durch seine göttliche Liebe, welche bei seiner hartscheinenden Rede aus seinem Wesen strahlte. Daß so die Sache zu fassen ist, zeigt der Erfolg, zeigt auch schon die ganze Situation: die Nachstellungen der feindseligen Juden veranlassen Jesus, seinen Aufenthalt in dem Heidenlande zu nehmen, und dort komt ihm gleich der Glaube der Cananiterin entgegen. Das wäre für beschränkten Jüdischen Particularismus ein schlecht gewähltes Terrain.

Spuren der „Anschauung, daß das Apostolische Werk mit der Arbeit an dem Volke Israel beendigt sei", wird man nur dann vorfinden, wenn man verkent, daß die „Zukunft" unsers Herrn nur eine ideale Einheit bildet, und daß das Kommen des Menschensohnes in C. 10, 23 nur die den Juden bestimte Erscheinungsform dieser Zukunft in der Zerstörung Jerusalems ist. Darauf ist hier nicht weiter einzugehen, da die Materie noch kürzlich in diesen Blättern eingehend behandelt worden ist.

In der Schilderung der Zukunft des Herrn zum Gerichte, C. 25, 31 f., werden nicht etwa „die Heiden" versammelt, sondern „alle Völker", „auf der ganzen Erde", denen nach C. 24, 14 Gelegenheit gegeben ist, die Wahrheit zu erkennen, Juden nicht weniger wie Heiden. Daß die Juden und die Christen von dem Endgerichte ausgeschlossen sein und dies nur über die Heiden gehalten werden soll, ist an sich schon widersinnig, allen Parallelstellen widersprechend und von vornherein unmöglich. Gott vergilt einem Jeglichen nach seinen Werken, wir müssen Alle dargestellt werden vor dem Richterstuhle Christi, es ist kein Ansehn der Person vor Gott, er richtet den Kreis des Erdbodens in Gerechtigkeit. „Schafe" sind bei allen Evangelisten Gläubige, Joh. 10, 27: „meine Schafe hören meine Stimme und ich kenne sie und sie folgen mir", Matth. 7, 15. 10, 16. Ebenso können auch die Gesegneten des Vaters, die Erben des Reiches, die Teilhaber des ewigen Lebens nur Gläubige sein. V. 40 kann nicht beweisen, daß die in V. 34 Angeredeten nicht Jünger Christi sind. Wenn die Notleidenden als die „geringsten Brüder" Christi bezeichnet werden, so folgt nicht im Entferntesten daraus, daß die Barmherzigen nicht auch Brüder Christi sind. Es galt hier nach dem Zusammenhange nur bei den Notleidenden dies ausdrücklich hervorzuheben. Schon der Ausdruck selbst führt darauf, daß hier nicht die ganze Gattung der Brüder Christi bezeichnet wird, sondern nur eine einzelne Art in der Gattung. Die geringsten Brüder sind die Notleidenden und ihrer haben sich die besser gestellten Brüder angenommen. Zu den Gerechten spricht der Herr in V. 40: „was ihr einem unter diesen meinen geringsten Brüdern gethan habt", zu den Ungerechten nur: „einem dieser Geringsten", mit Weglassung der Brüder. Danach sind die Gerechten solche, welche in die Geheimnisse des Glaubens eingeweiht sind, die das mystische Verhältnis Christi zu den Seinen verstehen. Die Werke der Barmherzigkeit bilden keinen Gegensatz gegen den Glauben, eine monströse, ganz außerschriftliche Vorstellung, sondern der Glaube wird hier nach seiner Bewährung in den Werken bezeichnet.

„Ewige Fortdauer des Gesetzes" lehrt das ganze N. T. Nach Paulus ist das Gesetz heilig, gerecht und gut, Röm. 7, 12, ein reines Erzeugnis des Geistes, V. 14. Der „Pauliner" Lucas läßt Jesus sagen (16, 14): „es ist leichter, daß der Himmel und die Erde zu Grunde gehe, denn daß von dem Gesetze ein Strichlein falle." Das ist eine einfache Folge von dem in dem ganzen N. T. anerkanten göttlichen Ursprunge des Gesetzes. Alle betreffenden Stellen reden nicht von dem bloßen moralischen Gesetze. Die ganze Mosaische Gesetzgebung erscheint durchweg im N. T. als ein unteilbares Ganzes. Sie ist unverbrüchlich in allen ihren Bestandteilen, bis auf das Jota des Gebotes, das Böcklein nicht zu kochen in der Milch seiner Mutter. Es komt aber darauf an, diese Unverbrüchlichkeit richtig zu verstehen. Das Gesetz ist Ausdruck der Heiligkeit Gottes, aber mit Rücksicht auf die Bedürfnisse und den Zustand eines bestimten Volkes und Zeitalters. So enthält es einen ewigen und einen zeitlichen Bestandteil, einen Kern und eine Schale, und es ist Aufgabe der theologischen Auslegung, zu bestimmen, was den ewigen Gehalt bildet und was der zeitlichen Form angehört. Daß Christus in der Bergpredigt das Gesetz nur nach den beselenden Gedanken für ewig und unverbrüchlich erklärt, z. B. bei den Dankopfern die Dankbarkeit, die schon im A. T. als die Sele der Dankopfer bezeichnet wird, bei den Brandopfern die unbedingte Hingebung an Gott, bei den Speisopfern den Fleiß in guten Werken, das erhellt schon aus der folgenden Durchführung. Die Gesetzeserfüllung der Pharisäer wird als eine höchst mangelhafte bezeichnet, obgleich sie in Erfüllung des Buchstabens höchst scrupulös waren. Die einzelnen sittlichen Bestimmungen, die Christus ihnen entgegenstellt, sind zum Teil in dem Gesetze nicht buchstäblich enthalten, welches Christus doch auslegen will. Wird aber der Buchstabe aus dem Geiste des Gesetzes erweitert, so wird auch unter Umständen der Geist das Gefäß des Buchstabens, das ihm nicht mehr angemessen ist, sprengen müssen, bei der Beschneidung z. B., die in der Kirche des N. B. unter der anderen Form der Taufe fortexistirt, bei dem Tempel, der seine Wahrheit in der durch ihn vorgebildeten Kirche gefunden hat. Von den beselenden Gedanken aber kann kein Jota und kein Strichlein untergehen, und wer die lebendige Sele des Gesetzes verlezt, muß Strafe leiden ohne Barmherzigkeit.

So ist also von dem ganzen scheinbar so stattlichen Räsonnement Weizsäckers auch nicht das Mindeste als probehaltig

übrig geblieben, und es hat sich ergeben, daß der Professor besser thäte, vorläufig den Zöllner in Ruhe zu lassen und die Critik gegen sich selbst zu kehren. Das gilt nicht minder auch von Strauß, der einen unvereinbaren Widerspruch behauptet zwischen der bei Matthäus gelehrten Unvergänglichkeit des kleinsten Buchstabens im Gesetze und der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit bei Johannes. Er versteht weder den einen noch den anderen Ausspruch. Doch darauf wollen wir für jezt nicht weiter eingehen. Der moderne Wissensdünkel liegt mit dem Pharisäischen Tugenddünkel auf einer Linie. „Dieser ging herab gerechtfertigt vor jenem", das bewährt sich auch hier, sobald man irgend der Sache näher auf den Grund geht.

(Fortsetzung folgt.)

Das patriarchale Element im lutherischen Pfarramte nach seiner Bedeutung und in seiner Pflege.

Einleitung zu einer Conferenz-Discussion.

Bei der Einleitung zur Discussion über den bezeichneten Gegenstand, die ich auf mich genommen habe, würde es sich zunächst um die Begriffsbestimmung handeln. Ich muß dabei bemerken, daß ich nicht ohne Grund das Wort Element gebraucht habe; indem ich das Predigtamt in seinem Material und seiner göttlichen Stiftung zu alteriren oder gar seinen Kern durch eine menschliche Zuthat anzutasten in aller Weise vermeiden will, und wenn ich darunter die väterliche Leitung und Regierung der Gemeine, die sich auch in die leiblichen Dinge herabsenkt, verstehe; daß der Prediger bis zu einem Freunde im „Freudvoll und Leidvoll" der Gemeine, zu einem Berather, Regierer und Richter der Familie sein Wirken ausdehnt und sein Verhältnis zu der Gemeine bis zu einem Verwachsen-Sein mit derselben sich herausgestaltet, so will ich dennoch, um aller Ueberschätzung und Uebertreibung, der der natürliche Mensch in seiner Vorliebe gar zu leicht schuldig wird, zu begegnen, vier Grenzpfähle setzen, innerhalb welcher dieses Element seine Hütten zu bauen, die es zu respectiren hat und in keiner Weise beleidigen darf. Diese Pfähle sind vier Bibelsprüche: 1) 1 Petri 1, 23: daß wir wiedergeboren werden nicht aus vergänglichem sondern aus unvergänglichem Samen, nämlich aus dem lebendigen Worte Gottes, daß dieses Element aber nur ein vergänglicher Same ist. 2) Daß wir bei seiner Pflege unserm eigenen Vermögen nicht allzu viel zutrauen, sondern fleißig des Propheten Gebet zu thun haben: Bekehre Du uns, Herr, so werden wir bekehret. 3) Luc. 12, 14: Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschichter gesezt und endlich 2 Tim. 2, 4: Kein Kriegsmann flicht sich in Händel der Nahrung, auf daß er gefalle dem, der ihn angenommen hat. Vor diesen vier Sprüchen soll das fragliche Element sein Haupt neigen und

von denselben, um in unserer alten Germanischen Rechtssprache zu reden, Gebot und Verbot nehmen. Soll ich ferner dem exempla illustrant gerecht werden, so habe ich bei diesem pfarramtlichen Element Oberlin vor mir, mit der Beschränkung womit man beim Armenwesen an Chalmers und beim Wirken für Mission an Harms gedenkt.

Wenn nun so des Elements in der Ueberschrift gedacht wird, so verlangt der Zusatz „des Lutherischen Pfarramts" annoch seine Betonung und Erläuterung. Man ist in unsern Tagen mit der Verwilligung des biblischen Charisma's freigebiger als in früheren Zeiten; ich weiß nicht und lasse es unentschieden, ob mein Element auf die Bezeichnung eines Charisma's der Lutherischen Kirche Anspruch hat, Mitgabe, Beilage oder Charisma ist mir gleich, das aber behaupte ich, daß Wesen und Name dieses angebliche oder wirkliche Charisma unserer Lutherischen mehr oder in höherem Grade zuweisen als andern Kirchen, vielleicht mit Ausnahme der Griechischen, worüber Herr Consistorialrath S. vielleicht Näheres mitteilen kann. Denn der katholische Priester fühlt durch die Scheidung seiner Kirche in Klerus und Laien, durch seinen Charakter indelebilis und durch das Cölibat eine tiefe Kluft zwischen sich und seinen Pflegebefohlenen, darum folgerichtig auch das Volk ihn den „Herrn" nent. In der reformirten Kirche dagegen findet statt dieser Kluft eine Nivellirung und Verbrüderung statt, die ihre Bedenken hat und das patriarchale Element schwerer aufkommen läßt; es fehlt ihr dazu die officielle oder geistliche Basis dieses Elements, die Beichte und der Beichtvater; lezteren sezt bei uns die Kirche, bei den Reformirten ist seine Bestallung mehr oder weniger ein Werk der Gemeine. Ein Verehrter meiner Jugend hat vor etlichen Jahren auf dem Kirchentage in Bremen unsern Lutherischen Beichtvater von der Kanzel herab lächerlich gemacht; es darf uns dieses bei dem Aberglauben der Reformirten an ihren angeblichen kirchlichen Fortschritt und ihr mehr gesiebtes und geklärtes Christentum dem Luthertum gegenüber nicht Wunder nehmen, mein neuester Verkehr mit Predigern, die im Wupperthale bekant sind, hat mir dagegen neue Data von diesem bedenklichen Nivellirungszuge in der reformirten Kirche geliefert. Wie dem auch sei, unser Volk nent uns Beichtvater und schreibt aus der Fremde als solchen an uns, und wo das christliche Leben erwacht, muß es so thun, das Wesen seiner Kirche nötigt dazu. Vergleiche Gebet 41 unsers Gesangbuchs. Endlich muß es Lutherisch heißen, weil wir Luther, den Patriarchen der deutschen Fürsten und Städte, gleichsam als Erzpatriarchen an der Spitze unserer Kirche haben.

Soviel zur Begriffsbestimmung. Das lezte Stück derselben greift schon hinüber in den ersten Teil des Themas, die Bedeutung; diese liegt schon im Wesen der Kirche, aber noch tiefer wurzelt sie in ihrer mangelhaften Verfassung von Anfang der Reformation an. Ich unterschreibe aus voller Sele die bekanten Prädicate unserer Kirche, daß sie allein die lautere Predigt, die unverstümmelten Sacramente und die ächten Schlüssel zu

ihrem Eigentume hat und füge dem noch nach der menschlichen Seite hinzu, sie besizt die höchste Poesie, die tiefste Speculation und die gewaltigste Gelehrsamkeit, aber muß ebenso frei bekennen, daß ihre Verfassung besonders regimentlich aufwärts die schlechteste aller Kirchen von jeher gewesen ist. Den Grundstock dazu gaben bekantlich die frühern bischöflichen Officialate her. Ob man noch auf die Bekehrung der deutschen Bischöfe, die dann den Schlußstein des Gewölbes bilden sollte, hoffte, welchen Platz dann, als diese ausblieb, die Landesherren als summi episcopi aus Not einnahmen, oder ob ihnen vom Anfang an dieser Platz beschieden war, wage ich nicht zu entscheiden; es läßt sich nach den verschiedenen Ländern pro und contra Viel darüber sagen; der Kurfürst von Sachsen ward von Luther dazu genötigt, andere Fürsten griffen gierig darnach. Melanchthons Furcht vor der tyrannis principum war da mehr an ihrem Platze als Luthers Großherzigkeit; daß nach Jes. 49, 23 Könige ihre Pfleger und Fürstinnen der Kirche Säugammen sein und Consistorialräthe mit dem Mute Luthers wider Fürsten auftreten würden, sezte man gewissermaßen voraus, aber es kam anders, dazu scheiterten alle Versuche, wie in Hessen und Preußen, zu einer bischöflichen Verfassung zu gelangen, gänzlich und bedrohten die Kirche mit einem Auseinander-Fallen; da wir weder Papst noch Bischöfe haben über die reine Lehre zu entscheiden, sprach Kurfürst August, so müssen wir ein Buch haben, und so entstand die Concordienformel; nach unserer Meinung (das möge zur Entschuldigung unsrer Väter hier bemerkt sein) wurzelt in dem dunklen Instinkt der Sebsterhaltung bei so mangelhafter Verfassung das starre Festhalten an den Einzelheiten der Lehre zu einem großen Teile. Wenn man um diese Zeit die Kirche aufwärts vom Predigtamte aus betrachtet, so überkommen Einen gemischte Gefühle, wolthuender ist der Anblick niederwärts; hier gab es außer dem Festhalten an der bestehenden Kirche und der reinen Lehre nicht viel zu ordneu und zu organisiren, nach dem analogen Verhältnis von Vätern und Kindern machte sich das Meiste von selbst, so daß die Kirche vom Anfang an nach unten durch das patriarchale Element einen großen Teil ihrer Festigkeit gehabt hat und selbst der hundertjährige Hohenzollern-Gedanke von einer Union unabläßig mit Erfolg abgewiesen werden konte, so lange die Prediger mit ihren Gemeinden im Bunde dawider standen; und erst als sie den Kampf nicht mehr aufnahmen, brach die Union herein. Das patriarchale Verhältnis hat demnach viele Lücken ergänzen und viele Schäden der Kirche in ihrer Verfassung zudecken müssen, und was bleibt uns jezt, wo kein Herzog Julius in Wolfenbüttel jeden Donnerstag der Woche im Consistorio in eigener Person mehr präsidirt und beim Antritt der Göttingschen Erbschaft sein Erstes war den status ecclesiastus zu ordnen, wogegen Staats-Rücksichten bei der unglücklichen Angelegenheit unsers Katechismus den Ausschlag gaben und die Demokratie sogar die Kirche zertreten und das Christentum zu einer bloßen Privatsache machen möchte? Was für Stützen bleiben uns da? Wir haben nur noch ein Land, in dem das Kirchen-Regiment dem aller Lutherischen Territorien im 16. Jahrhundert einigermaßen congruent ist; aber seine Aussicht ist die eines Lehns, das auf Heimfall steht; das Lehn steht nur noch auf vier Augen, zwei Fürstlichen und zwei theologischen, schließen sich diese, was hat man alsdann zu gewärtigen? So bedenklich auch diese Zustände sind, so sehe ich menschlicher Weise dabei noch ein Mittel, die bösen Gelüste der Zeit zu neutralisiren im Zusammengehen und Zusammenstehen mit der Gemeinde und ruhiger Pflege des patriarchalen Elements im Pfarramte. Es ist mir auffallend gewesen, daß unsere theologischen Blätter dieses Elementes so wenig gedenken und nur Kämpfe mit der Gemeinde kennen. Wie soll nun diese Pflege geschehen? Im Allgemeinen und im Besondern, negativ und positiv. Ich will nun, um das Folgende, um das sich die Discussion bewegen wird, handlicher dafür zu machen, einzelne Sätze oder Forderungen aufstellen, die dem patriarchalen Verhältnis zuträglich sind, und zugleich auf schädliche Störungen hinweisen und das Ganze mit Erzählungen aus meiner Erfahrung begleiten, bemerke aber dabei, daß meine Erfahrungen aus dem Verkehr mit einer Landgemeinde hervorgegangen und nur cum grano salis auf städtisches Leben anzuwenden sind und daß ich das Wirken durch Predigt, Sacrament, Beichte, Katechismuslehre u. s. w. voraussetze, aber unberührt lasse.

Der gesezte Vater der Gemeine soll

1) Zutrauen erwecken und ängstlich Alles vermeiden, was Mistrauen erregen kann. Hier haben wir einen hartnäckigen Feind, der vom politischen auf das kirchliche Gebiet übergetreten ist, zu besiegen; auf seiner Fahne steht geschrieben: Mistrauen ist die erste Bürgerpflicht. Darum um so größere Vorsicht, mit der Anschauung und Meinung der Gemeine, wenn sie auch irrig ist, nicht zu collidiren. Man sei deshalb auch sehr vorsichtig in Geldsachen. Unser Bauer sieht sich als ein Geschöpf an, das nur zum Bezahlen da ist; daher sein Stolz, wenn er das fertig machen kann, sein Geiz, wenn er für etwas Anderes, als was er Ungelder nent, seinen Beutel ziehen soll, seine Verachtung gegen schlechte Hauswirthe und das Sinken des Predigers in seinen Augen, zumal tollerweise alle Pfarren als Sitze des Reichtums gelten, wenn er ihm mit Geld aushelfen soll. Ausspruch eines Schulmeisters: im Dorfe muß man kein Geld borgen und wenn man die ganze Woche keinen Gutengroschen in der Tasche hat und Annahme dieses Ausspruchs zur Lebensregel durch den Ref. Dabei um kein Mistrauen aufkommen zu lassen, vermeide

Pastor, wie den Schein der Unordnung, den des Schwätzers, nehme alle vertraulichen Mitteilungen aus mündlichem Verkehr als sub sigillo confessionis empfangen hin, vor Allem wenn ein Streit zwischen Eheleuten geschlichtet ist, hänge er ein Schloß an seinen Mund und drücke ein Siegel auf sein Maul; er erregе ferner kein Mistrauen durch Briefe, die er an Gemeineglieder schreibt, die von Haus zu Haus gehen, selten verstanden und vielfältig gemisdeutet werden können, und hüte sich, daß ihn die Gemeine nicht „wankelthügisch" nent, d. h. unruhig, bald dies bald das versuchend, bald so, bald anders seinen Haushalt einrichtend, weil solches dem steifen und zähen Charakter unserer Bauern durchaus zuwider ist, und kein Vertrauen bei ihm aufkommen läßt. Des Predigers Aufgabe sei

2) Durch väterliche Liebe binden, ohne nach Anerkennung zu fragen oder Lohn zu nehmen; sie nehme sich eifrigst der Confirmanden an, (Schulunterricht und Teilnahme der Pastorenkinder an demselben, wo und so lange es nur mäglich, Erfahrungen aus dem Confirmanden-Unterricht), suche sich aber auch mit den erwachsenen Söhnen und Töchtern in ein väterliches Verhältnis zu stellen. Sich dieses Lebensalters mit geistlicher Leitung zu bemächtigen, hat besonders in unserer Zeit seine großen Schwierigkeiten, aber sie sind zu überwinden, es begegnet doch wol jedem Prediger, daß die Väter mit der Bitte kommen, dem Sohne oder der Tochter, dem Schwiegersohne oder der Schwiegertochter „das Gewissen zu schärfen", und Ref. ist nie der Gehorsam verweigert worden, wenn er Eltern angegangen ihm die erwachsenen Kinder zur Vermahnung zu schicken. (Das Du-Sagen als Zeichen des Vertrauens und als Belohnung. Erzählung von A. F. Abt S.). Der Hochzeitstag, womöglich ein Ehrentag, Verwertung dessen, was Bauern gute und schlechte Brautpredigt nennen, Schonung bei Strafe, wenn es nötig ist in des Predigers Hause, Vorsicht, da die erschwerenden Umstände schwer zu übersehen sind, und man oft den Unschuldigen statt des Schuldigen trifft und von dem Tage an, der nur einmal im Leben vorkomt, Verbitterung, die nicht wieder gut zu machen ist, entsteht; des Ref. eigene Anklage dieserhalb. Die Liebe sei dienstfertig: Groner Sterbekasse und Gemeinde-Baumschule. Die Liebe erbarme sich der Armen und Kranken: Vorsitz im Armencollegio; bei der Krankenpflege aus der Pfarrküche soll Frechheit und Undankbarkeit nicht irren, es gibt noch immer dankbare Selen und man gibt nicht um des Danks willen. Der Krankenbesuch, um über das gewöhnliche Geschwätz hinwegzukommen, nähere sich, so viel als angehen will, einem Hausgottesdienste. Schriftstellen, die dabei zu verwenden sind. Endlich mache die Liebe den Prediger zu einer Zuflucht der Bedrängten, namentlich mishandelter Ehefrauen und verlassener Witwen, und stelle ihn so, daß bei allen eintretenden Nöten und der Besprechung darüber der Refrain ist: geh zum Pastor. Ref. macht dem Prediger

3) das Wort zur Auflage durch stille Sein und Hoffen stark zu sein, harren lernen und um Geduld ringen. Selbstüberschätzung beim Eintritt in das Amt. Gewöhnliches Urteil

über den Vorgänger. Erinnerung, daß bei aller Persönlichkeit des Vorgängers Wort und Sakrament doch da gewesen sind. Selbstanklage des Ref. und seiner jungen Freunde. Man sehe die Gemeinde nicht als ein Stück Zeug an, aus dem einen Rock gleich fertig zu machen der Prediger berufen sei, sondern lerne aus Riehls Schriften, was die Zähigkeit des deutschen Bauern für eine Bedeutung für das ganze Volksleben hat. Wenn die Gemeinden nicht folgen wollen, wie sie nach unserer Meinung es müßten, so denke man daran, wie lange unser Herr Christus uns hat nachgehen müssen, ohne daß wir uns von ihm haben finden lassen, wie oft er bei uns angeklopft hat und wir ihm die Thür nicht aufgethan haben.

4) Man studire, um ein mildes Urteil und für die Ausübung der beregten Tugenden Boden zu gewinnen, die Gemeinde als ein Ganzes, als eine Welt im Kleinen, wie sie besonders die eng geschlossenen Dörfer in unserm Fürstentum darbieten; man suche sie mit allen ihren Sünden, aber auch mit ihren Gaben und Gnaden, wovon sich immer Reste finden, zu begreifen, Zeugnisse von Aeltern-, Kinder- und Geschwisterliebe, von Aufopferung bei Krankheiten, Geduld in der Trübsal, Genügsamkeit in materieller Bedrängnis, stiller Unterwerfung unter ein hartes Geschick, und gräme sich an einzelnen Auswüchsen nicht zu Tode. Jede Gemeinde hat ihre Sänger und Dichter, ihre Predigt- und Märchen-Erzähler, ihre oratorischen, speculativen und juristischen Talente, denen nachzugehen von hohem psychologischen Interesse ist; man studire ferner ihre Feldmarken, ihren Ackerbau, den man wo möglich selbst mitbetreibt, die Geschichte ihrer Verbindung mit den Gerichts- und Verwaltungsämtern, ihrer Kriegsdrangsale, ihrer Entstehung und Bildung überhaupt, was Alles dem Bunde mit ihr Befestigung und zur Unterhaltung bei Volks- und Familienfesten den ansprechendsten Stoff gibt; denn für Mitteilung aus dem modernen christlichen Leben hat unser Volk annoch wenig Teilnahme.

5) Man befleißige sich zu demselben Zweck der Volkstümlichkeit. Hilfsmittel dazu in Riehls und Fritz Reuters Schriften; Mangel des Christlichen in denselben und Bedauern darüber, besonders in lezteren, ersterer scheint sich christlich vertiefen zu wollen, wie seine deutsche Arbeit bezeugt; der christliche Prediger aber beim Studium für sich selbst wird davon weniger betroffen; Ref., unter dem Volke aufgewachsen und seit fast einem Menschenalter mit dem Volke durch sein Amt und durch Verwaltung von Lehngütern von sieben Dörfern in naher und mancherlei Beziehung stehend und diese Beziehung nach persönlicher Neigung zum Studium des Volkstümlichen ausnutzend, muß bekennen, daß er erst aus Riehl seine Gemeinde kennen gelernt und namentlich begriffen hat. Diese Volkstümlichkeit ist nicht ohne eine Derbheit, zu der man aus unserm abstracten und hohlen Wesen hindurch zu dringen suchen muß.

Zum Schluß die Bitte, keiner der Brüder möge mir Röm. 14, 4 entgegenhalten: wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest, jeder steht und fällt seinem Herrn; ich habe Niemand

gerichtet als mich selbst und bekenne mich ausdrücklich aller Einseitigkeit, Unzuträglichkeit und Verkehrtheit schuldig, die ich gerichtet habe.

Gr. b. G. K. v. H.

Nachrichten.

Warnung vor Nestorianischen Betrügern.

Seit etwa dreiviertel Jahren durchreiste ein Nestorianer, Namens Jonas Badal aus Urumiah, angeblich Diakon der nestorianischen Kirche, verschiedene Teile Deutschlands, um für ein in Urumiah errichtetes Waisenhaus zu collektiren. Auf Grund eines syrischen, mit vielen Siegeln versehenen Zeugnisses, unterstützt durch ein gewandtes, in die Form der Treuherzigkeit gehülltes Benehmen, durch eine große Kenntnis des Neuen Testamentes, welche er bei seiner sehr mangelhaften Kenntnis der deutschen Sprache in seinen Gesprächen geschickt zur Schau zu tragen wußte, gelang es ihm, unter Hoch und Niedrig die Teilname in weiten Kreisen zu erwecken, und in kurzer Zeit eine Summe von etwa 1800 Thalern zu sammeln. Bei seiner Ankunft im Wupperthale nahm ich ihn im Missionshause gastlich auf. Obwol es mir sehr auffallend war, daß Badal kein Zeugnis der seit lange unter den Nestorianern arbeitenden amerikanischen Missionare besaß, daß er, mit einer Collekte in Europa von seinen Kirchenbehörden angeblich beauftragt, der englischen Sprache, die er in Urumiah leicht lernen konte, völlig unmächtig war, ließ ich mich doch auf seine gewandten Erklärungsgründe und vielen Zeugnisse hin bewegen, seine Collekte für die hiesige Stadt zu empfehlen. Auf Anregung eines Freundes begehrte ich jedoch, ehe er hierorts seine Collekte vollendet hatte, daß Badal mich nach Bonn begleite, um sich einer Prüfung von Seite des Herrn Professor Dr. Schlottmann zu unterwerfen. Bei der von Seite des genanten Herrn in meiner Gegenwart in türkischer Sprache angestellten Untersuchung ergaben sich sofort die triftigsten Verdachtsgründe, daß Badal ein Lügner und Betrüger sei, und sein aufs äußerste verlegenes Benehmen bekräftigte diesen Argwohn. Ich nahm ihm sofort seine Zeugnisse ab und verlangte, genötigt zwei Tage von Hause abwesend zu sein, daß Badal meine Rückkehr in Bonn abwarte, was er auch zusagte. Er hielt jedoch nicht Wort, sondern floh heimlich nach Hamburg, wo er den größten Teil seines gesammelten Geldes bei einem angesehenen Kaufhause deponirt hatte. Ein Telegramm, in welchem ich lezteres ersuchte, das deponirte Geld zurückzuhalten, kam an, als Badal dasselbe teils in Wechseln, teils in baar so eben eingezogen hatte. Wenn, wozu einige Hoffnung vorhanden, das in Wechseln erhobene Geld, im Betrag von etwa 1100 Thalern, noch zu erlangen ist, so werde ich dasselbe an die amerikanischen Missionare in Urumiah gelangen lassen.

Von dem so eben in Deutschland anwesenden Herrn Oberpastor Roth zu Tiflis, habe ich auf meine Anfrage eine Mitteilung erhalten, in welcher es u. A. heißt: „Jeden Nestorianer, der zu Ihnen komt mit dem Vorgeben, für diesen oder jenen christlichen Zweck zu collekiren, und kein Zeugnis von dem ehrwürdigen amerikanischen Missionar Dr. Perkins in Urumiah besizt, haben Sie als einen Lügner und Betrüger abzuweisen. Es ist eine Lüge, wenn Jonas Badal behauptet, von den Pastoren in Tiflis oder Grusien ein Certifikat erhalten zu haben; derselbe war allerdings voriges Jahr kurz vor meiner Abreise bei mir und begehrte ein Papier, das seinem Zwecke Vorschub leisten sollte, erhielt aber keins. Im Frühjahr 1862 bat der würdige Dr. Perkins in einem ausführlichen Schreiben gar dringend, diese Leute abzuweisen, und teilte seine sehr großen Nöten, welche diese zudringlichen und verschmizten Bettler ihm verursachen, mit, so daß ich mich veranlaßt sah, allen Pastoren in Grusien zu untersagen, irgend ein Papier solchen nestorianischen Bettlern und Vagabunden auszustellen." — Ich füge noch hinzu, daß das Juli-Heft der englischen Monatsschrift: The Christian Work — einen vom 5. Mai datirten Brief des Dr. Perkins enthält, in welchem er namentlich die christlichen Freunde in Deutschland vor diesen nestorianischen Vagabunden dringend warnt.

Für die Zwecke des Jonas Badal war es in Deutschland von entscheidender Bedeutung, daß zwei verehrte Namen einer norddeutschen Universität ein Zeugnis ausgestellt hatten, in welchem dieselben den Badal, als Diakon und Waisenlehrer zu Urumiah legitimirt und von seinen geistlichen Amts-Vorgesezten zur Erhebung einer Collekte bevollmächtigt erklärt und daraufhin zur Unterstützung empfohlen hatten. Leider war es hierbei versäumt worden, vor Allem die Aechtheit des syrischen Dokumentes, welches jene Angaben und Beglaubigungen enthält, zu prüfen.

Wir glauben uns verpflichtet, diese betrübenden Mitteilungen hier zu veröffentlichen, um das christliche Publikum forthin vor ähnlichen Betrügereien zu schützen.

Barmen, Missionshaus, Mitte Juli 1865.

Dr. Fabri.

Kirchliche Zustände in Bern.

An meine früheren Mitteilungen über die kirchlichen Zustände im Kanton Bern anknüpfend, habe ich zuerst zu erwähnen, daß ein Verein christlicher Männer es unternommen hatte, einen gläubigen Professor der Theologie vermittelst freiwilliger Beiträge anzustellen, wie es bereits in Zürich seit einigen Jahren geschieht. Der Mann war auch schon gefunden. Herr Elsässer, Repetent in Tübingen, hatte sich bereit erklärt, diese Aufgabe zu übernehmen, und man hoffte, daß er nächstens in seinen neuen Wirkungskreis eintreten könte. Allein dazu mußte er sich von den Behörden in Bern die venia docendi verschaffen; diese ist ihm aber verweigert worden; die abschlägige Antwort wurde durch die Behauptung begründet, daß die jetzigen Professoren vollkommen genügen. Die Schuld fällt diesmal nicht auf die theologische Fakultät, welche in ihrem Gutachten erklärt hat, daß sie sich der Anstellung des Hrn. Elsässer nicht hemmend entgegenstellen wolle, sondern allein auf die Regierung, namentlich auf den Direktor des öffentlichen Unterrichts, Hrn. Kummer, einen gewesenen Pfarrer und als entschiedener Freund der Rationalisten bekant. Was wird nun weiter geschehen? Es ist jezt erwiesen, daß die Lehrfreiheit in Bern viel beschränkter ist als in Zürich, wenigstens wenn sie zu Gunsten der christlichen Wahrheit in

Anspruch genommen wird, denn vor drei Monaten hatte dieselbe Behörde keinen Anstand genommen, die venia docendi dem durch sein miserables Buch gegen die Basler Mission (Pietismus und Christentum im Spiegel der Mission) bekanten Pfarrer Langhans zu erteilen!! Man wird nun andere Wege einschlagen müssen, um den Irrlehrern entgegenzutreten und den Studenten der Theologie etwas Besseres zu bieten, als was sie von ihren jetzigen Professoren zu hören bekommen. Leztere fahren unterdessen fort, die Autorität der heiligen Schrift zu untergraben und wichtige Stücke der biblischen Geschichte als entschieden sagenhaft zu bezeichnen!

Für die Bernische Kirche, deren künftige Diener solchen Lehrern anvertraut sind, ist die Gefahr um so größer, als diejenigen, welche dieselbe vertreten und regieren, die Hände in den Schos legen und die Tragweite dieser Angelegenheit gar nicht einzusehen scheinen. Hr. Pf. Baggesen, dessen vortreffliche Streitschrift gegen die Fakultät in diesem Blatte erwähnt worden ist, wurde in diesem guten Kampfe von seinen Collegen ganz im Stich gelassen. Noch vor 14 Tagen ist die Synode versammelt worden, ohne daß ein einziger Protest gegen die Fakultät sich erhoben hätte.

Auch noch von einer andern Seite werden die heiligsten Güter der Bernischen Kirche gefährdet. Eine, in der Regierung und unter den Geistlichen einflußreiche und rührige Partei arbeitet daran durch Veränderungen in der jetzigen (presbyterialen) Kirchenverfassung, der neueren Theologie und dem Zeitgeist überhaupt leichteren Eingang zu verschaffen. Man will die Kirche demokratisiren, um sie zu rationalisiren (ganz wie in Baden u. s. w.). Es wird z. B. beabsichtigt, allen Männern, welche politisch stimmfähig sind, das Recht einzuräumen, sich an den Kirchgemeindsversamlungen zu beteiligen, also auch Jünglingen von 20 Jahren, ohne irgend eine Garantie in Beziehung auf Glauben und Sittlichkeit, möglicherweise notorisch Ungläubigen, der Kirche Entfremdeten u. s. w.! Ferner will man die Wahl der Geistlichen den Gemeinden ganz und unbedingt überlassen. Endlich soll das jetzige Ordinationsgelübde auf die Helvetische Confession durch folgendes ersezt werden: „Ich gelobe und schwöre, das Wort Gottes, besonders das Evangelium Jesu Christi, nach dem Inhalt der heiligen Schrift und nach den Grundsätzen der evangelisch-reformirten Kirche, unverfälscht und treu zu lehren und zu predigen.“ Dadurch würde das alte, bestimte und wolbekante Bekentnis beseitigt und jedem Geistlichen eine unumschränkte Freiheit gegeben werden, da bei dem heutigen Zustand der Theologie „heilige Schrift“ und „Grundsätze der evangel.-ref. Kirche“ Begriffe sind, über welche die Meinungen sehr auseinandergehen.

Diese neue Kirchenverfassung ist nun bereits der Synode in ihrer diesjährigen Sitzung vorgelegt worden und die Berathung darüber soll am 7. August in einer außerordentlichen Sitzung fortgesezt werden. Wahrscheinlich werden die meisten Neuerungen angenommen werden, und noch einmal werden die aufrichtigsten Freunde der Kirche ihre warnende Stimme umsonst erhoben haben. Hr. Pf. Baggesen, den wir in der vordersten Reihe der Kämpfer für die Sache Gottes und der Wahrheit anzutreffen gewohnt sind, und dessen mehr als vierzigjährige Erfahrung und kirchliche Thätigkeit ihm wol das Recht geben, mitsprechen zu dürfen, hat unmittelbar vor der Eröffnung der Synode ein sehr gediegenes Schriftchen herausgegeben, unter dem Titel: „Bedenken eines alten Synodalen gegen das Projekt über die Organisation der Bernischen Kirche.“ In ruhiger und würdiger und zugleich kräftiger Sprache werden die Gefahren ins Licht gestellt, welchen die Kirche entgegengeht, namentlich diejenigen, welche die Beseitigung der Helvet. Confession mit sich bringen wird. Er sagt:

„Das Verschweigen der Confession sieht einem gänzlichen Aufgeben derselben gar zu ähnlich. Davor muß ich ernstlich warnen. Es kann, nach meiner Ueberzeugung, keine Kirche ohne Confession und ohne Einheit der Lehre auf die Dauer bestehen, weder als Glaubensgemeinschaft ihrer Glieder, noch als besondere Kirche unter den übrigen christlichen Kirchen, noch als göttliche Institution dem weltlichen Staate gegenüber. Und zu unserer Zeit namentlich, bei dem gegenwärtigen Stande der Theologie, bei den bis über das Wesen des Christentums sich streitenden Gegensätzen, und bei der Richtung des Zeitgeistes dem religiösen Unglauben und Materialismus zu, ist die Berufung auf ganz unbestimte Grundsätze der evangelisch-reformirten Kirche, ohne alle Erwähnung des Glaubensbekentnisses, so viel als nichtssagend.“ —

„Werteste Amtsbrüder, verehrte Vorsteher unserer Gemeinden, bedenken Sie sich wol, ehe Sie das auf Gottes Wort gegründete Glaubensbekentnis unserer Kirche und damit jede die Uebereinstimmung in der Lehre bewahrende Schranke aufheben, um einer im Ungewissen schwebenden Lehrfreiheit auf den Kanzeln und in der Unterweisung der Jugend Thür und Thor zu öffnen. Die Kirche hat ein ihr von Gott anvertrautes Heilsgut geoffenbarter Wahrheit zu bewahren und zum Heil der Selen zu verwalten, nicht darauf zu warten, was menschliche Wissenschaft, nenne sie sich Philosophie oder Theologie, als Ergebnis ihrer Forschung feststellen wird. Die unvergänglichen Bedürfnisse der menschlichen Sele können nur in einem festen Glauben Befriedigung finden, nicht in den veränderlichen Gedanken menschlicher Weisheit.“

„Gerade weil ich keine amerikanischen Zustände will und eine Separation verhüten möchte, wodurch ein großer Teil des Volkes geistlicher Verwahrlosung preisgegeben würde, wünschte ich unsere Landeskirche als eine wolorganisirte Gemeinschaft der Gläubigen auf ihrem historisch gegebenen Grunde zu erhalten.“

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

kann demnach nicht auch als Schranke für die Lehrfreiheit existiren. Die Wahrheit liegt im Subject, und die Grenze der Lehrfreiheit ist also auch subjectiv. Jedes beliebige Subjekt ist nun freilich nicht befähigt und berechtigt, eine Grenze für die Lehrfreiheit zu bestimmen; die hier passenden und befähigten Subjekte können nur „die Träger der Wissenschaft sein, soweit die deutsche Zunge reicht." „Einzelne Schreier oder ganze Banden," wie die in Folge des Erlasses des preußischen Oberkirchenraths angefeuerten und gegen Dr. Schenkel protestirenden preußischen Pastoren sind nicht befähigt die Grenze der Lehrfreiheit zu bestimmen; nein diese „Pastorenfreischaren" können hierzu keine Befähigung und kein Recht haben. Solche „Ketzermacher haben ja keine Spur von sittlichem Gehalt," wie könten sie zu so Etwas zu gebrauchen sein? Nachdem nun Herr Dr. Schwarz erst dreimal ganz bestimt Nein und ein viertesmal in einem Athem Ja und Nein gesagt hatte, that er gegen Ende seines Vortrags das große, vollwichtige Bekentnis: „Jesus Christus ist allerdings Herr und Heiland!" Der Herr Dr. Schenkel aber athmete frei auf, als er dies hörte.

Der Stein war nun heruntergerollt. Darüber freuten sich nun die Einen (Zittel, Schellenberg); der Stein lag ja nun ganz in dem Bereich wo sie standen; die Andern (Baumgarten, Petersen) waren etwas bestürzt darüber und bemühten sich den Stein wieder etwas in die Höhe zu bringen. Dekan Zittel spricht seinen Dank gegen Schwarz aus, behelligt die Versamlung mit etwas Kirchengeschichte aus Baden und benuzt die brennende Frage des Schwarzischen Vortrags, um auf sein eigentliches Ziel loszusteuern. Wer soll entscheiden! die Gemeinde und zwar die Vertretung in der Gemeinde. Um nun eine solche Vertretung zu gewinnen, muß man wie in Baden Synodalverfassung haben. Nun kam Einer, der über den jähen Sturz des Steines etwas betroffen war, Baumgarten. Gewiß Baumgarten hängt noch an seinem Herrn und Heiland und zwar in ganz anderer Weise als Dr. Schwarz, aber der P. V. ist sein leztes Refugium geworden, und er muß nun mit den Wölfen heulen. Er muß seinem christlichen Gewissen einen Stich geben und seine Freude über Schwarz aussprechen; doch gibt ihm sein christliches Gewissen auch wieder einigen Mut. Er tadelt Schwarz, weil er zwar die negative, aber nicht die positive Stellung des P. V. zur Schrift angegeben habe in seinen Thesen. Das war ein Versuch, den Stein etwas in die Höhe zu bringen; aber die Schenkel, Schwarz und Krause hielten den Stein fest. Nun kam auch Welker wieder und redete die Versamlung nicht blos, wie bisher immer geschehen war, als eine „hochgeehrte" an, sondern auch als eine „hochwürdige". Das sei sie ja kraft des allgemeinen Priestertums. Die Lehrfreiheit muß nach seiner Ueberzeugung einen Schutz haben, und diesen Schutz gewähren die Synoden. Schellenberg — der Radicalsten Einer — gibt der Versamlung die Versicherung, daß „Licht in ihr sei", belobt die Schwarzischen Thesen, indem er von ihnen rühmt, daß sie „biblisch, charakteristisch, gemeinschaftbildend wären und in ihrer Subjectivität die Objectivität in ihrer Reinheit auffaßten", und vindicirt das Recht der Entscheidung bezüglich der Lehrfreiheit der Einzelgemeinde. Er war sehr froh, daß der Stein in der Tiefe lag, denn er sagte: lasset euch nicht wieder unter das knechtische Joch fangen! Nun komt Petersen aus Gotha, den „sein Herz fürs Volk" in den Protestantenverein getrieben hat und tritt in der Versamlung auf mit „freudigem Mut". Er hat, wie er erzählt, vorigen Herbst in Altenburg den Kirchentag besucht. Dieser Kirchentag sei aber eine bloße Pastorenconferenz geworden und nun nicht mehr der Ort, wo man das Wol des Volkes verhandeln könne. Er stellt an den P. V. die Anforderung, daß er sich frei über die Parteien stellen müsse, und um nun den P. V. über alles Parteiwesen zu erheben, that er einen glücklichen Griff. Er gab nämlich dem P. V. ein Centrum und ein Rechts und Links und nahm nun seinen Platz auf der rechten Seite, und nun rechts stehend hatte er ja nun auch ein Recht, sich gegen links mit einigem Tadel zu wenden. Er ist nicht einverstanden mit einigen Thesen von Schwarz; an den Grundthatsachen des Christentums hält er fest, „es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden, denn der Name des Herrn Jesus Christus; das Wort sie sollen lassen stahn!" Damit wollte Dr. Petersen den Stein wieder etwas in die Höhe bringen, aber da kam Dr. Krause und stellte sich ihm in den Weg. Er freut sich, daß Petersen in der Versamlung ist, gibt ihm aber zu verstehen, daß der P. V. sich gern zu dem Inhalte der Schwarzischen Thesen bekenne, obwol diese Thesen als ein erschöpfender Ausdruck nicht gelten sollen. Eine positive Stellung zur Schrift läßt sich nicht sogleich fixiren. Das war die Antwort, die Petersen bekam, das der gerechte Lohn dafür, daß ers im P. V. gewagt hatte, ein christliches Bekentnis zu thun. Wer bekennen will, der muß hübsch draußen bleiben. Dr. Schenkel stellte nun freilich ein Bekentnis auf. „Wir haben alle Ehrfurcht vor der heiligen Schrift", sagte er, „aber diese Ehrfurcht läßt sich eben nicht formuliren. Das ist unser Bekentnis!" Derselbe komt dann auf die Frage zurück, wem die Entscheidung über die Lehrfreiheit zustehe? Eine bestimte Antwort darauf haben wir nicht gehört; nur das hörten wir, daß diese Entscheidung nicht wol der Einzelgemeinde, auch nicht wol der Landesgemeinde in die Hand gelegt werden könne. Die Universitäten haben wol Macht und Beruf hierzu, aber wenn sie es nun eben thun sollten, da würde man ihn (Schenkel) eben jezt am Kragen fassen wegen

seines Charakterbildes. Es will uns indeß scheinen, als ob dies Charakterbild nach und nach anfange, vor Schenkels eigner Eitelkeit mit Schanden zu bestehen. Dr. Rothe constatirt die Rechte in der Versamlung, „freut sich von Herzen, einen Verein gefunden zu haben, in welchem aller wahre Glaube, er mag zur Rechten oder zur Linken stehen, zur Anerkennung kömmt", und ist für unveränderte Annahme der Thesen. Der Präsident freut sich, daß „Freiheit" in der Versamlung ist, und Schwarz erhält nun das Schlußwort. Zwei große Dinge sagt er von der Versamlung aus, einmal, „es sei Einigkeit in der Frage der Lehrfreiheit da, und die Versamlung stelle den Herrn der evangel. Kirche dar." Er mahnt von Abänderung der von ihm gestellten Thesen ab und „findet es sehr bedenklich, einen positiven Ausdruck zu gewinnen." Und die ganze Versamlung stellte sich nun jubelnd um den Stein in der Tiefe, indem sie ihr Bravo, Bravo rief!

In den Nachmittagsstunden kam „die mecklenburgische Kirchennot" an die Reihe. Prof. Dr. Ewald hatte das Referat. Niemand hat diese Kirchennot verschuldet, als das Kirchenregiment. Die Sünden des Oberkirchenraths werden aufgezählt, und nicht anders ist zu helfen, als mit Beseitigung Dr. Kliefoths. Ewald ging sehr professorenmäßig zu Werke, historisch-genetisch verfolgte und entwickelte er die Kirchennot. Aber der Vortrag war trocken und langweilte die Versamlung. Darum erfolgte von Seiten des Präsidenten Mahnung an den Schluß, welcher Ewald ungern zu folgen schien. Er wird, wie er sagte, eine besondere Denkschrift über die mecklenburger Kirchennot herausgeben. Es wurde nun noch einiger Raum zu weiteren Discussionen gestattet. Baumgarten bezeugt „die Selennot, die Selengefahr", in die man in Mecklenburg kommen könne: Er wir stürmisch und leidenschaftlich erregt; er fordert den P. V. dringend zur Abhilfe auf. Der P. V. solle „ins Handeln übergehen." Prof. Hilgenfeld von Jena bringt nachträglich der Versamlung „im Geiste Jena's" einen Gruß, bestätigt „die haarsträubenden Dinge", die in Mecklenburg vorgehen, warnt aber vor kirchlicher Demagogie und wünscht keine „Schenkelprotestanten". Da legte sich nun freilich das Gesicht des Dr. Schenkel in sehr ernste Falten. Noch ein Par Zeugen der mecklenburgischen Kirchennot treten auf! Unter diesen befindet sich der Dichter Fritz Reuter, der gegenwärtig in Eisenach lebt. Er sezte die Lachmuskeln der Versamlung gehörig in Bewegung, indem er mit allerlei Anecdoten die Kirchennot beweisen wollte. Ja, als Fritz Reuter auf der Rednerbühne stand, da wußte man nun nicht mehr, daß man in einem Gotteshause war; da hatte das weltliche Christentum Rothe's seinen Einzug in die Nicolai-Kirche gehalten.

Der Präsident schließt hierauf die Versamlung. Er dankt nochmals für das geschenkte Vertrauen und windet den Lorbeerkranz um die Schläfe des Protestantentages. „Er habe Großes erreicht, sei einig gewesen und habe keine Phrasen gemacht!" Eines habe er freilich nicht gethan; er habe kein

Glaubensbekentnis aufgestellt. Ein solches aufzustellen sei aber „nicht möglich".

Das war der erste deutsche Protestantentag in Eisenach. Oberhofprediger Schwarz von Gotha, der die „Orthodoxie" für eine vorübergehende „Episode" in der Kirche zu halten pflegt, hat neuerdings, wie wir hören, auf die Orthodoxie das Dichterwort angewendet: „die Todten reiten schnell." Uns hat nun der erste deutsche Protestantentag hinreichend belehrt, wo die Todten eigentlich zu suchen sind, und Angesichts der Protestantenversamlung in Eisenach sagen wir nun auch: ja, „die Todten reiten schnell!"

Nachrichten.

Die Blinden-Bibel.

Meine einzige Tochter erblindete in Folge von Scharlach und zwar nach dem Ausspruch eines der größten Augenärzte hoffnungslos. Sie war sechs Jahre alt und der Zeitpunkt gekommen, wo sie anfangen sollte zu lernen. Gott hatte sie mit reichen Gaben ausgestattet, so daß sie leicht Alles faßte, z. B. eine biblische Geschichte nach mehrmaliger Erzählung fast ganz correkt wiedergab, Katechismus und Lieder nach zwei- bis dreimaligem Vorsprechen auswendig lernte. Aber wenn der Unterricht zu Ende war, dann hätte sie gern sich selbst durch eigne Arbeit, also lesend, diese heiligen Dinge wiederholend vorgetragen. Vor 50 Jahren wäre dies ein frommer Wunsch geblieben; heute wars zu erlangen. Ich hatte mir aus der Königlichen Blindenanstalt zu Berlin die Fibel für Blinde angeschafft. Die Buchstaben darin sind erhaben, in der Weise, wie auf Briefbogen Namen und Firmen durch Pressen hergestellt werden. Ich hatte aus der Schrift des erblindeten Amtsbruders Asmis zu Charlottenburg ersehen, daß es Blinde gibt, welche diese Schrift wegen mangelnder Feinheit des Gefühls in den Fingerspitzen nicht lesen können, und daß für Solche die Moonsche Schrift erfunden sei, welche die feinen Nüancirungen der Buchstaben vermeidet, z. B. den schwer zu fühlenden Unterschied zwischen B und R, und aus den einfachsten Formen, Halbkreis, Kreis, Winkel, Haken ꝛc. besteht.

Bei dem ersten Versuch stellte sich heraus, daß sie jeden Buchstaben deutlich fühlte. Allerdings war es für sie eine Erleichterung, daß sie bis zum sechsten Jahre hatte sehen können und daß sie die gewöhnlichen Deutschen Buchstaben früher gelernt hatte, während Blindgebornen oder in den ersten Lebensjahren Erblindeten erst mit große Mühe ein Begriff von Form beigebracht werden muß. Dennoch aber war dieses Buchstabiren für uns eine Gnadengabe von dem Vater des Lichts, der die erstorbenen Augen ersezt durch die feine Fühlung der kleinen Finger. Das Kind nahm die Fibel in wenigen Monaten mit Sturm. Dann ging es von der Fibel zur Bibel. Sie sizt stundenlang allein und liest im Evangelium Matthäi; besonders die Bergpredigt ist ihr an's Herz gewachsen. Das Ohren-Thor, von dem Bunyan in dem „Heiligen Krieg" so erbaulich redet, war offen für den Herrn, das Augen-Thor aber, das der böse Feind mit seinen list

gen Anläufern so hartnäckig bestürmt, war fest verschlossen, und mit ihren Händen betastete sie das ewige Wort.

Die Blinden-Bibel in derselben Schrift, wie die oben erwähnte Fibel, ist zu Stuttgart in der privilegirten Bibelanstalt erschienen. Ich teile aus dem Jahresbericht der Anstalt für 1864 die erbauliche Geschichte dieser Bibel mit.

Circular der privilegirten Bibel-Anstalt, betreffend die Blinden-Bibel.

Die heilige Schrift alten und neuen Testaments in erhabener Schrift für Blinde befindet sich seit dem Frühjahr 1863 in 63 Bänden vollständig (mit Ausnahme der Apokryphen) auf dem Lager der privil. Würtembergischen Bibel-Anstalt in Stuttgart.

Der Druck dieser Blindenbibel erforderte einen Kostenaufwand von mehr als 16,000 fl. Das Ganze wie die einzelnen Theile werden abgegeben um zwei Dritteile der Selbstkosten, und können bezogen werden entweder unmittelbar von der Bibel-Anstalt selbst (Christophstraße Nr. 6) oder durch die nächstgelegene Bibel- oder Blinden-Anstalt, ebenso durch die Agenturen der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft in Frankfurt, Berlin und Köln.

Ueber die Geschichte der Entstehung und allmäligen Herstellung dieser „Blindenbibel" teilen wir den Freunden der Bibelverbreitung Folgendes mit:

Den ersten Anfang mit Herstellung von Blindenschriften machte schon vor etwa 25 Jahren unser seliger Gundert, der vieljährige wolverdiente Sekretär unserer Bibel-Anstalt, indem er in Mußestunden sich damit beschäftigte, das Evangelium Lucä in Blindenschrift zu setzen und drucken zu lassen. Die auf diese Weise begonnene Befriedigung eines vorhandenen Bedürfnisses weckte das Bedürfnis selbst immer mehr, und hatte immer größere Nachfrage nach Blindenschriften zur Folge. Es wurden nach und nach die Psalmen Davids, die Calwer biblische Geschichte, die Apostelgeschichte und der Brief an die Römer, wie auch eine Fibel für Blinde gedruckt, und die einzelnen Exemplare meist in sehr ermäßigtem Preise, nicht blos an Blinde und Blindenanstalten im engeren Vaterland, sondern selbst in das Ausland abgegeben, da bei der eigentümlichen Beschaffenheit dieser Art von Druck der Kostenpreis sich ziemlich hoch stellt. Wir dachten nicht von ferne daran, daß irgend einmal das ganze Neue Testament oder gar die ganze Bibel in Blindenschrift auf unser Lager würde kommen können, und doch ist es durch eine gnädige Fügung Gottes nun so weit gekommen.

Es mögen jezt etwa 8 Jahre sein, als der Vorstand einer Blinden-Anstalt bei Mühlhausen im Elsaß, Herr Köchlin, uns dringende Vorstellungen machte, unsern Vorrath an Blindenschriften zu vermehren, indem das Bedürfnis der Blinden, wie er es aus Erfahrung kenne, es erfordere, daß für sie noch mehr Teile der heil. Schrift gedruckt werden, als bis jezt gedruckt seien. Zugleich erbot er sich, den Druck in seiner Anstalt, in welcher er Einrichtung dazu getroffen habe, besorgen zu lassen, wenn wir so viel Exemplare von ihm beziehen, als zur Deckung der Kosten erforderlich seien. Wir waren hiezu geneigt, glaubten aber, als rasch nach einander die Evangelien des Markus und Matthäus erschienen, vorerst von weiteren Bestellungen absehen zu sollen. Da fand sich im Februar des Jahres 1858 Herr Köchlin abermals bei uns ein. Als er das erstemal bei uns war, war er selbst bereits dem Erblinden nahe; als er uns jezt besuchte, war er völlig erblindet; auch der schwache Schimmer, der ihm früher noch geleuchtet, war verschwunden. Bei diesem Besuche, bei welchem er den Mitgliedern unseres Comite sein Anliegen einzeln vortrug, hatten wir Gelegenheit, den Mann näher kennen zu lernen und uns zu überzeugen, daß wir es mit einer Persönlichkeit zu thun haben, deren inwendiger Mensch von dem wahrhaftigen Lichte erleuchtet sei, das keinen in der Finsternis läßt, der sich ihm öffnet. Er erzählte uns, wie er selbst lange als ein geistlich blinder Mensch seines Wegs dahingegangen sei, ohne sich selbst und den Herrn zu kennen, bis es vor einigen Jahren Gott gefallen habe, seine leiblichen Augen nach und nach erblinden zu lassen, und ihn so in eine schwere Dunkelheit hinein- und aus all seiner bisherigen Thätigkeit herauszuführen. Unter dieser Heimsuchung habe er durch Gottes Gnade den Weg des Heils und des Friedens gefunden, und sich von da an auch innerlich getrieben gefühlt, sich der Blinden anzunehmen, ein Asyl für sie zu gründen und namentlich das Evangelium in Blindenschrift ihnen nahe zu bringen. Er selbst habe, als sein Auge für diese Welt zulezt gänzlich erlosch, Blindenschrift lesen gelernt, und so sei ihm in seiner Dunkelheit das theure Wort Gottes immer süßer und köstlicher, immer heller und lichter geworden. Daher sein Drang, sein sehnlicher Wunsch, wo möglich das ganze Neue Testament den armen Blinden zugänglich zu machen. Er habe mit geringen Mitteln angefangen, die heilige Schrift für Blinde zu drucken, und sei in diesem Werke durch wunderbare Erweisungen göttlicher Durchhilfe gestärkt und ermuntert worden. So sei ihm die Druckmaschine, deren Anschaffung, so schwer er sie auch um der Kosten willen genommen habe, dennoch eben unumgänglich nötig gewesen sei, von den Fabrikherren, bei denen er sie bestellt hatte, in der großmütigsten Weise geschenkt worden; und die bedeutende Summe, die er an Zoll für die in Stuttgart bestellten Blindentypen zu entrichten gehabt habe, sei ihm bei Ankunft der Bestellung durch ein Geschenk von unbekannter Hand dargereicht worden. Er besitze nun alle erforderlichen Einrichtungen zur Fortsetzung seines Unternehmens, und er sei namentlich im jetzigen Augenblicke durch die Beihülfe eines im Druck von Blindenschrift sehr erfahrenen Verwandten vollkommen in den Stand gesezt, nach und nach das ganze Neue Testament für Blinde herzustellen. Nur an Einem fehle es ihm noch — nämlich an Abnehmern für sein Erzeugnis; um diese zu suchen und zu finden, sei er nach Stuttgart zu uns gekommen. Wir seien eine Bibelgesellschaft, bei uns sei die Verbreitung von Blindenschriften bereits im Gange, wir seien wol auch im Stande, ein Opfer zu bringen. Wenn wir uns entschließen, eine größere Zahl von Blindenschriften für unser Lager von ihm zu beziehen, so könne er die Arbeit fortsetzen und ohne Unterbrechung alle Schriften des Neuen Testaments für Blinde vollenden. Gewinn suche er hiebei überall nicht; er überlasse uns alles, was wir beziehen, genau um den Fabrikationspreis. Was sollten wir nun thun? Sollten wir den blinden Mann, den herzlichen Freund der Blinden, den lieben Bruder in Christo, wieder von uns hinweg über den Rhein hinüberziehen lassen, wie er zu uns herüber gekommen? Das konten wir nicht. Wir boten ihm also die Hand in der fröhlichen Glaubenszuversicht, daß der große Gott und reiche Herr, der uns bis heute Gnade gegeben, jedes Bibelbedürfnis unserer Glaubensgenossen im Land zu befriedigen, uns an dieser Blindenbibel doch nicht werde bankbrüchig werden lassen. Noch im Laufe des Jahres 1858 hielten die Evangelien Matthäi und Marci und die meisten Apostolischen Briefe ihren Einzug bei uns, und am Bibelfeste des darauf folgenden Jahres, 24. August 1859,

war das ganze Neue Testament auf unserem Lager. Von mehreren Bibel-Anstalten wurde uns ihre thätige Mitwirkung zur Verbreitung unserer Blindenschriften zugesagt, und zum Zeichen, das es Herzen gibt, die für dieses christliche Liebeswerk sich interessiren und gerne Handreichung thun, erhielten wir unter Anderem noch im Sommer 1858 von Moskau aus 50 Silberrubel für diesen Zweck.

Doch unser Freund Köchlin war nicht der Meinung, als dürften wir nun feiern. Er ging von der Ueberzeugung aus, daß das ganze Wort Gottes den armen Blinden eben so gut gehöre, als den Sehenden, und meinte, dazu könne unsere Württ. Bibel-Anstalt am ehesten Rath und Hilfe schaffen, nicht für Württemberg allein, sondern für ganz Deutschland und so weit die deutsche Sprache reicht. Ein Buch des Alten Testaments um das andere ging aus seiner Presse hervor und ward von ihm zu unserer Verfügung gestellt, und schließlich mußten alle finanziellen Bedenklichkeiten, die wir erhoben, dem Drange seines Herzens und der Ueberzeugung weichen, es sei recht und christlich, daß wenigstens an Einem Orte der evangelischen Christenheit deutscher Zunge die ganze Bibel auch für Blinde zu finden sei.

Durch die Gnade unseres Gottes und Heilandes ist nun das Werk vollendet, und wir sind nunmehr im Stande und Willens, das Bibelbedürfnis aller Blinden deutscher Zunge zu befriedigen.

Wir haben die Opfer, die dieses Werk erforderte, nicht gescheut, auch in der Hoffnung, daß uns dieselben durch die Handreichung christlicher Freunde, denen die Verbreitung des heiligen Gotteswortes Herzenssache ist, werden erleichtert werden. Wir haben die volle Freudigkeit, dieselben zu bitten, sie mögen auch ferner diese unsere Hoffnung nicht zu Schanden werden lassen.

Und so bieten wir denn unsere Blindenschriften Allen und Jeden, die ihrer bedürfen, um zwei Dritteile des Kostenpreises zum Kaufe an, empfehlen sie namentlich allen deutschen Blindenanstalten und bitten diese um ihre Mitwirkung zu möglichster Verbreitung derselben, indem wir noch besonders darauf aufmerksam zu machen, daß das Lesen unserer Blindenschrift von Jedermann vermittelst unserer Fibel sehr leicht gelehrt und von den Blinden gelernt werden kann, wie denn auch die wiederholten Auflagen, welche von einzelnen biblischen Büchern bereits veranstaltet werden mußten, für die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit unserer Blindenschrift Zeugnis abzulegen geeignet sind.

Der Herr aber, unser Gott und Heiland, fördere das Werk unserer Hände zur Ehre seines Namens. —

Ich schließe mit dem herzlichen Wunsch, daß der Herr in seinem Wort allen leiblich Blinden erscheinen möge, die auch geistlich noch in Finsternis und Todesschatten sitzen.

Klx. in Pommern. Hsg., Pastor.

Die Wupperthaler Festwoche

soll, so Gott will, in diesem Jahre vom 13. bis 20. August gefeiert werden. Die Reihenfolge der Feste wird folgende sein:

Sontag, den 13. August, Nachmittags, Jahresfest des Rheinisch-Westfälischen Jünglingsbundes. Vom 10. — 12. August wird eine Generalversamlung von Vertretern der Jünglings-Vereinssache aus allen Ländern stattfinden. — Montag, den 14. August, Nachmittags, Jahresfest der Bergischen Bibelgesellschaft mit Nachversamlung. — Dinstag, den 15. August, Vormittags, Jahresfest des Rheinisch-Westfälischen Vereins für Israel. Nachmittags: Jahresfest der evangelischen Gesellschaft für Deutschland mit Nachversamlung. — Mittwoch, den 16. August, Vormittags und Nachmittags, Jahresfest der Rheinischen Missionsgesellschaft mit Ordination und Abordnung mehrerer Missionare. Abends: Lehrer-Conferenz. — Donnerstag, den 17. August, Vormittags, Allgemeine kirchliche Conferenz. Thema: „Der Glaube und die Widersprüche der natürlichen Vernunft." Referent: Hr. Lic. theol. Grau aus Marburg. Nachmittags: Freie Ansprachen auswärtiger Festgäste. Abends: Jahresfest der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft. — Freitag, den 18. August, Vormittags, Pastoral-Conferenz. Thema: „Die Pastoralweisheit Jesu." Referent: Hr. Prof. Dr. Plitt aus Bonn. Nachmittags: Jahresfest der Wupperthaler Traktatgesellschaft mit Nachversamlung. — Sontag, den 20. August, Jahresfest der Rheinisch-Westfälischen Pastoral-Hülfsgesellschaft.

Am Mittwoch, Donnerstag und Freitag werden in verschiedenen Kirchen des Thales von auswärtigen Festgästen Abendpredigten gehalten werden.

Die Namen der Festprediger, sowie die genaueren Orts- und Zeitangaben werden in einem späteren Programm auch durch die Zeitungen veröffentlicht werden.

Auswärtige Freunde, die ein Logis bei Gastfreunden wünschen, sind gebeten, sich bis spätestens am 9. August im Missionshause anzumelden.

Barmen und Elberfeld, Ende Juni 1865.

Das Fest-Comité.

Gegen Schenkel aus Hannover.

Der übersandten Adresse aus dem Calenbergischen an „die zum Kampfe gegen den Verfasser ꝛc. verbundenen Amtsbrüder im Großherzogtum Baden" stimmen aus der Inspection Gifhorn zu:

J. Grote, Superint. zu Gifhorn. C. Forcke, Pastor zu Gifhorn. G. Wolckenhaar, Past. zu Waltmershagen. F. Diederichs, Past. zu Essenrode und Gorssel. G. Töpfer, Past. zu Meine. W. Bodemann, Past. zu Adenbüttel. Fr. Arnecke, Past. zu Didderse. J. C. Böttticher, Past. zu Leifferde. F. Hugo, Past. zu Ribbesbüttel. G. Meyer, Past. zu Wahrenholz. H. Nolte, Past. prim. zu Linden vor Hannover.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denyn eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 52. Aus der Ansprache zur Eröffnung der Berliner Pastoralconferenz von P. Orth 617
Nachrichten. Schaumburg-Lippe 623
Erklärung gegen Schenkel aus Mähren 624
— 53. Johann Christian Wallmann 625
Fritz Reuter 630
— 54. Karl von Raumer 633
Beilage 641
Der Protestantentag in Eisenach 641
Nachrichten. Erklärung gegen Schenkel aus Wetzlar 648
— 55. Johann Christian Wallmann. (Fortsetzung) 649
— 56. Johann Christian Wallmann. (Schluß) 657
Der Protestantentag in Eisenach. (Schluß) 663
Beilage 665
Nachrichten. Die Blinden-Bibel 668
Die Wupperthaler Festwoche 671
Erklärung gegen Schenkel aus Hannover 672
— 57. Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik 673
— 58. Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik. (Fortsetzung) 681
Die Kreissynode Altstadt-Brandenburg 684
Beilage 689
Nachrichten. Schaumburg-Lippe. (Schluß) 691
Nordamerika 694
— 59. Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik. (Fortsetzung) 697
— 60. Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik. (Fortsetzung) 704
Das patriarchale Element im lutherischen Pfarramt nach seiner Bedeutung und in seiner Pflege . . . 711
Beilage 713
Nachrichten. Warnung vor Nestorianischen Betrügern 717
Kirchliche Zustände in Bern 718

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 2. August. № 61.

Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

Wenden wir uns zu einer Beweisführung gegen die Aechtheit des Matthäus, welcher besonders Holtzmann großes Gewicht beigelegt hat. „Nach C. 16, meint er, war Jesus noch für keine Partei unter dem Volke der Messias gewesen, wie aus den dort gemeldeten Antworten hervorgeht. Matthäus, mit sich selbst in Widerspruch, sezt schon vor jenes denkwürdige Bekentnis des Petrus Geschichten, in denen Jesus als Messias anerkant und bald von Blinden und Hilfsbedürftigen Davidssohn, bald von den Jüngern gradezu als Gottessohn angerufen wird. Gleich in der Bergpredigt tritt Jesus als Herr und Richter auf. Hatten aber in der Weise alle Jünger in Jesu den Sohn Gottes erkant, so brauchte es keiner besonderen Offenbarung mehr, um hierüber auch dem Petrus die Augen zu öffnen, und am wenigsten konte er der erste sein, der diese Entdeckung machte. Es ist auch an sich nichts weniger als wahrscheinlich, daß Jesus längere Zeit vor allem Volke als erklärter Messias aufgetreten sein sollte. Gar lange würde das die Römische Polizei nicht geduldet haben."

So Holtzmann. Wir antworten darauf: die Menschen in C. 16, 13 sind solche, die im Verhältnis zu Christus keine ausgeprägte Richtung haben, weder entschiedene Freunde noch entschiedene Feinde sind. Jesus selbst stellt die „Menschen" in Gegensatz gegen die Jünger, die er befragt und deren Bekentnis er durch den Gegensatz gegen die dürftigen Meinungen der „Menschen" in ein helleres Licht stellen will. Viele hielten Jesus für einen Betrüger, C. 23, 63, für ein Werkzeug des Teufels, 10, 25. 12, 25. So wenig wie diese in die Antwort gehörten, ebenso wenig auch die, welche in Christus den Sohn Davids und Gottes erkanten, 9, 27. 14, 33. 15, 22. Diese waren ebendamit aus der Zahl der „Menschen" in die der Gläubigen eingetreten.

Das Bekentnis des Petrus schließt so wenig frühere Anerkennung Jesu als des Messias und des Sohnes Gottes durch die Jünger aus, daß es vielmehr dieselbe voraussezt. Nur wenn es auf einer langen Reihe gläubig erfaßter Heilserfahrungen beruhte, konte es das Lob verdienen, welches Jesus ihm erteilte, stellte Petrus sich dadurch als wahrhaftigen Petrus dar, geeignet, auf den Felsen seines Glaubens die Kirche zu gründen. Die Jünger waren schon längst zu dem Glauben an Jesu Messianische Würde und göttliche Natur gelangt. Sie hatten denselben wiederholt ausgesprochen, mehr aber wenn sie durch das plötzliche Eintreten einer höheren Ursächlichkeit in die Natur in Verwunderung gesezt und gleichsam zur Anerkennung gezwungen wurden, wie nach dem Wandeln auf dem Meere, wie als förmliches feierliches Bekentnis. Dies sollten sie jezt ablegen. Die Acten waren geschlossen, jezt sollte durch gegenseitige Erklärung das Verhältnis zwischen Christus und seinen Aposteln fest bestimt werden, was bisher mehr auf stillschweigender Uebereinkunft beruht hatte. Es war ein wichtiger Abschnitt, das Ende einer langen Entwickelung, in gewissem Sinne die Gründung der Kirche auf Erden.

Daß diesem abschließenden, alle Zweifel über Bord werfenden Acte schon mannigfache Anerkennungen Jesu durch die Jünger vorangingen, zeigt in Uebereinstimmung mit Matthäus Johannes. In den ersten Anfängen Jesu findet Andreas seinen Bruder Simon und spricht zu ihm: „wir haben den Messias gefunden", 1, 42, findet Philippus Nathanael und spricht zu ihm: „wir haben den gefunden, den Moses geschrieben hat in dem Gesetze und die Propheten", spricht Nathanael: „du bist der Sohn Gottes, du bist der König Israels."

Daß Jesus nicht in einen Conflict mit der Römischen Polizei kam, erklärt sich aus C. 10, 27: „Was ich euch in der Dunkelheit sage, das redet (wenn die Zeit gekommen sein wird) im Lichte, und was ihr ins Ohr höret, das verkündet auf den Dächern", und auch aus dem, was hier geschrieben steht: „da verbot er ihnen, daß sie niemand sagen sollten, daß er der Christ sei", ein Verbot, das gegen einen unreifen und unklugen Enthusiasmus gerichtet ist, den Versuch, solchen die Wahrheit aufzudringen, welche für sie noch nicht die innerliche Reife besitzen. Das Jesus der Messias sei, das blieb vorläufig in dem Kreise der Eingeweihten, und wenn es auch über ihn hinausdrang, so fehlte es doch an einer bestimten Handhabe für die Anklage, wie wir das recht deutlich bei dem Zeugenverhöre vor dem hohen Rathe sehen. Auch bei Johannes zeigt Jesus in dieser Beziehung im Verkehr mit den Feinden große Vorsicht. Doch galt diese Vorsicht überall nur dem eigentlichen Stichworte, an das sich sofort bei der rohen Masse eine Menge von falschen Vorstellungen anknüpften. Diesen muß Jesus selbst bei seinen Jüngern entgegenarbeiten: er knüpft hier an die Feststellung seiner

Messianität sogleich die Ankündigung seines Leidens und seines Todes und daß Petrus sich darin so wenig finden kann, zeigt, wie sehr auch die Jünger noch in den Jüdischen Irrtümern befangen waren. Der damalige Christus der Juden war nicht der der Propheten, er war der Widerschein der Neigungen ihres alten Menschen. Vor der Menge also mußte Jesus diesen Terminus vermeiden. Das thut er auch in der Bergpredigt, so deutlich er auch da, wie überall, seine übernatürliche Natur und Würde kundgibt.

Man macht ferner zum Nachteil des ersten Evangeliums geltend, wenn man die Darstellung des Matthäus mit der des Marcus vergleiche, so sei der Vorzug der Anschaulichkeit offenbar auf Seiten des lezteren, während sich doch, Matthäus als Verfasser angenommen, grade das Umgekehrte erwarten lasse, da er Augenzeuge war, Marcus nicht. Aber Anschaulichkeit ist eine Gabe. Wer sie nicht besizt wird als Augenzeuge weniger anschaulich schreiben, wie ein sie besitzender Nichtaugenzeuge, falls ihm die Wahrnehmungen von Augenzeugen zu Gebote stehen. Wie viele Reisen nach Palästina kann man lesen ohne dadurch eine so anschauliche Kentnis zu gewinnen, wie durch die Darstellung Ritters in der ersten Ausgabe seiner Erdkunde. Wie manche gleichzeitige Chronik ist so anschauungslos und trocken geschrieben, daß man nicht an ihre Gleichzeitigkeit denken würde, wenn diese nicht durch äußere Gründe verbürgt würde. Ostertags Missionsberichte haben entschieden den Vorzug der Anschaulichkeit vor denen der Missionare selbst. Die Gabe der Anschaulichkeit hat unter den Evangelisten eben vorzugsweise Marcus, dem Baur „eine Gewohnheit" beilegt, „vor Allem nach demjenigen zu greifen, was die sinnlich concreteste Vorstellung der Sache gibt und mit dem ganzen Eindrucke seiner äußerlichen Erscheinung sich vor Augen stellt." Es komt aber nicht blos auf die Gabe, es komt auch darauf an, ob jemand anschaulich und in den Nebenumständen, in der Bestimmung von Ort und Zeit genau sein will. Bei dem Zöllner ist dies nicht der Fall, er ist im Zusammenhange mit seiner Lebensführung überall unmittelbar auf die Realitäten, auf den Kern der Thatsachen gerichtet. Auch das ist noch ins Auge zu fassen, daß Matthäus zuerst schrieb, Marcus und Lucas die Aufgabe hatten, ihn zu vervollständigen und zu ergänzen, und eben deshalb darauf bedacht sein mußten, kleine Züge nachzutragen, die Matthäus, aus dem Vollen haushaltend, hatte liegen lassen.

Das sind die umfassenderen Angriffe. Wir haben nun noch einige Anklagen zu beleuchten, die auf einzelne Abschnitte oder Stellen gegründet werden.

Die Angriffe gegen die Geschichte der Kindheit Jesu berücksichtigen wir natürlich nur insofern, als sie nicht direkt auf den eigentlichen Zielpunkt der Gegner, das gottselige Geheimnis der Menschwerdung Gottes, gerichtet sind. Der Glaube ist nicht jedermanns Ding, und man muß es nicht unternehmen wollen, ihn solchen aufzudringen, die einmal dazu untüchtig sind.

„Bei Marcus, sagt zulezt Holtzmann nach dem Vorgange vieler anderer Gleichgesinter, fehlt ganz das geheimnisvolle Vorspiel der Geburtsgeschichte, dessen Ausbildung das erste apostolische Zeitalter der nächsten Generation überließ." Das erste Evangelium, welches dies geheimnisvolle Vorspiel hat, muß also der nachapostolischen Zeit angehören. Aber: eile mit Weile! Marcus, zunächst für die Römer schreibend, denen die Thaten Alles galten, läßt die Vorgeschichte weg, aber er sichert ihr ihren Platz dadurch, daß er gleich an der Spitze Jesus Christus als „Sohn Gottes" bezeichnet. Daß die Bezeichnung diese Bedeutung hat und nicht mit Holtzmann in abgeschwächtem Sinne genommen werden darf, daran benimt C. 6, 3 allen Zweifel. Bei Matthäus heißt es in C. 13, 55: „Ist dieser nicht des Zimmanns Sohn? heißt nicht seine Mutter Maria?" Dafür hat Marcus: „ist dieser nicht der Zimmermann, der Sohn Maria's?" Da wird die Beziehung auf den Vater ganz hinweggetilgt, für deren richtige Beurteilung bei Weglassung der Vorgeschichte die Grundlage fehlte, an die Stelle des Sohnes des Zimmermanns tritt der Zimmermann. Marcus ist der einzige Evangelist, bei dem selbst der Name Josephs ganz fehlt, der sich auch bei Johannes in C. 1, 46. 6, 42 findet. Eine vollkommne Parallele haben wir an der Stellung, die Marcus zu der Versuchung Jesu einnimt. Marcus will nicht in die Einzelnheiten dieser Thatsache eingehen, weil seinen ersten Lesern dafür der rechte Sinn fehlte, aber er sichert ihr ihre Stelle, indem er Anfang und Schluß der Erzählung bei Matthäus mitteilt. Daß er von diesem entlehnt, kann hier gar nicht zweifelhaft sein. Das ihm mit Matthäus gemeinsame: „und die Engel dienten ihm", bleibt unverständlich, wenn es nicht aus Matthäus erklärt wird. Das Dienen der Engel hat das Fasten und Hungern zur Voraussetzung, über die Marcus zu berichten unterlassen hat. Diese zwei Thatsachen gleich an der Schwelle des Evangeliums des Marcus hätten allein hinreichen sollen, vor einer der unglücklichsten Hypothesen der Neuzeit, der von Marcus als dem Urevangelisten, zu bewahren.

Daß das erste Evangelium aus verschiedenartigen Elementen zusammengeflossen ist, soll aus dem Widerspruche folgen zwischen der Ableitung des Geschlechtes Jesu von David und dem folgenden Berichte über seine übernatürliche Erzeugung. „Es ist längst bemerkt — sagt Baur und mit ihm Holtzmann — daß die Genealogie zu der Voraussetzung der übernatürlichen Geburt Jesu nicht paßt. Wozu eine in Joseph auslaufende Genealogie, wenn doch der Faden der Abstammung eben da abgerissen wird, wo er an den, dessen Abstammung die Genealogie nachweisen will, angeknüpft werden soll." Die Beseitigung der Schwierigkeit aber ergibt sich von selbst, sobald beachtet wird, daß schon im A. T. in Ps. 110, den der Herr selbst in dieser Beziehung gegen die Pharisäer geltend macht, in Jes. 9, Mich. 5, 1 und an andern Stellen neben der Abstammung des Messias von David die göttliche Natur desselben behauptet wird. Sonach mußte, wenn beide Seiten ihr Recht erhalten sollten, die eine einen gewissen Abbruch erleiden. Es ist aber eine sehr äußerliche Auffassung, wenn man meint, Joseph komme hier blos als vermeintlicher Vater in Betracht. Ihm blieben immer sehr wesentliche Merkmale der

Vaterschaft, er übte einen tiefgehenden Einfluß auf die Mutter und durch ihre Vermittlung auf das Kind, er war der Nährvater Jesu, durch ihn trat Jesus in eine innige geistige Beziehung zu dem Davidischen Geschlechte, durch ihn wurde sein Verhältnis zu David selbst vermittelt. Es ist also völlig falsch, wenn man meint, für denjenigen, der den leiblichen Ursprung Jesu aus dem Davidischen Geschlechte nicht anerkenne, gehe sein Zusammenhang mit demselben ganz verloren, nur die Gedankenlosigkeit könne das: Sohn Gottes und Sohn Davids mit einander verbinden. Als ob es keine Adoptivsöhne gäbe, auf die eben durch die Einkindung so oft der Geist des Stammes in reicherem Maße eingeht, als wie er den leiblichen Kindern einwohnt. Gegen den Vorwurf der Gedankenlosigkeit sollte schon das den Matthäus schützen, daß diesen Vorwurf die geistvollsten Lehrer der Kirche aller Jahrhunderte mit ihm teilen müßten, von Paulus an, welcher in Röm. 1, 3 hart nebeneinander Christus als Sohn Gottes und Sohn Davids bezeichnet. Nie hat die Kirche daran gedacht, hier einen unvereinbaren Gegensatz zu finden. Nie ist es ihr in den Sinn gekommen, Jesus wegen seiner übernatürlichen Erzeugung nicht für den Sohn Davids durch Joseph zu halten. Dies blieb denen vorbehalten, welche unfähig, den geistigen Gehalt des Verhältnisses der Vaterschaft zu fassen, allein sich an das physische hielten, nicht bedenkend, daß schon im A. T. der Gebrauch der Vaterschaft im geistigen und geistlichen Sinn ein weit verzweigter ist.

Wäre, meint man ferner, der Apostel Matthäus Verfasser des ersten Evangeliums, so müßte Lucas dies Evangelium gekant und benutzt haben. Daß dies aber nicht geschehen, zeige „die gänzliche Verschiedenheit der Vorgeschichte beider Evangelisten." Aber ein Auseinandergehen beider war notwendig dadurch bedingt, daß Matthäus in der Vorgeschichte einseitiger wie in seinem übrigen Evangelium den alttestamentlichen Gesichtspunkt verfolgt, die Thatsachen überall nur insoweit mitgeteilt hatte, als sie zur Erfüllung alttestamentlicher Weissagungen dienten, was er um so eher konte, als seinen ersten Lesern die Thatsachen an sich ohnedem schon bekant waren. Es galt also hier für Lucas sich einen neuen Weg zu bahnen. Dabei aber findet kein Widerspruch statt, sondern die freundlichste Zusammenstimmung. Matthäus und Lucas bestätigen und ergänzen sich gegenseitig, und daraus, daß Lucas überall da kurz ist, wo Matthäus ausführlich war, und ausführlich, wo Matthäus blos andeutet, ersehen wir, daß er Matthäus vor Augen hat. Zwei ganz von einander unabhängige Berichte werden sich nicht so zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügen lassen. Der einzige scheinbare Widerspruch besteht in der Genealogie. Dieser ist aber von Bengel u. A. durch die Annahme gelöst worden, daß Matthäus die leiblichen Vorväter Josephs mitteilt, wie er dies ausdrücklich sagt, Lucas ihn nur als Mann der ebenfalls aus Davidischem Geschlechte abstammenden Maria ins Auge faßt, die bei ihm überall im Vordergrunde steht. Daß auch Maria von David abstamte, wird schon von den ältesten kirchlichen Schriftstellern angenommen.

Endlich, „wer Luc. 2, 39 schreiben konte — meint Holtzmann —, in dessen Horizont war die Vorgeschichte des Matthäus schwerlich gelegen." Aber wenn Lucas dort sogleich nach der Darstellung im Tempel von der Rückkehr nach Nazareth redet, so ist damit nach der Weise der Evangelisten nicht im entferntesten gesagt, daß sie sogleich und direkt nach Nazareth zurückgekehrt seien. Das Gegenteil erkennen wir eben aus Matthäus, den Lucas hier nicht ausschreiben wollte. Dazwischen lag der Besuch der Weisen aus dem Morgenlande und die Flucht nach Aegypten. Die Rückkehr nach Nazareth bildet den Punkt, wo beide Evangelisten wieder zusammentreffen.

Nach Weizsäcker sollen Anzeichen vorhanden sein, daß im ersten Evangelium schon gegebene Stoffe verarbeitet wurden, unzweideutige Spuren der Combination, die zu einem Augenzeugen und Apostel nicht passen. „Am auffallendsten — bemerkt er — ist dies in der Erzählung von Herodes. Der Verfasser will zeigen, daß Jesus vor den Nachstellungen des Herodes fliehen muß, er berichtet aus diesem Anlaß den Untergang des Täufers, um zu erklären, wie Herodes den Gemordeten und die Erscheinung Jesu in seinen Gedanken combiniren konte. Indem er nun aber die Nachricht von dem Tode des Täufers durch die Jünger desselben an Jesus gelangen läßt, verwirrt er hiebei die Dinge so, als ob die längst geschehene Benachrichtigung im jetzigen Augenblicke die Ursache der Flucht Jesu wäre."

Aber die „Verwirrung" fällt auch hier nicht dem Zöllner, sie fällt dem Professor zur Last. Die Anklage gegen das Evangelium beruht auf der ausschließlichen Beziehung der Worte: „da das Jesus hörte" in C. 14, 13 auf V. 12: „und sie kamen und verkündigten das Jesu", statt zugleich und besonders auf V. 1 u. 2 (Bengel: „nämlich, daß sein Gerücht zu Herodes gekommen sei"), wozu Matthäus nach Beendigung der Einschaltung sich zurückwendet: nachdem Jesus gehört, was Herodes von ihm gehört und was er zu seinen Dienern gesagt hatte. Die Notwendigkeit dieser Auffassung liegt eben darin, daß nur dieses Hören Jesu das Motiv zu seinem Entweichen abgeben konte. Die Sache des Johannes war an sich eine Privatangelegenheit, mit der Jesus nichts zu schaffen hatte, und daß Matthäus sie als solche ansah, erhellt aus C. 4, 3, wonach Jesus sich unmittelbar nach der Gefangennehmung des Täufers nach Galiläa begab, in das Gebiet desselben Herodes, der den Täufer gefangen hielt. V. 1 u. 2 würden auch sonst in der Luft schweben und der praktischen Folge entbehren, die allein der Grund der Mitteilung sein kann. In diesen Versen liegt zudem deutlich vor, daß Jesus nicht gleich nach erhaltner Nachricht von dem Tode des Johannes sich entfernte. Da allgemein anerkant V. 3—12 den Charakter einer Einschaltung trägt, so kann die Annahme der Beziehung von V. 13 auf V. 1 u. 2 gar keine Schwierigkeit haben.

Daß grade C. 14 die sprechendsten Beweise für die Geschichtlichkeit und somit für die Aechtheit des Evangeliums enthält, wurde schon in dem diesjährigen Vorworte erwiesen. Hier wollen wir nur noch auf einen feinen bedeutsamen Zug hin-

weisen. Herodes spricht seine Befürchtungen gegen seine Knaben aus, nach dem Sprachgebrauche nicht seine Hofleute, diese werden wol Knechte genant, aber nicht Knaben, sondern seine Bedienten. Er muß seinem durch Gewissensqualen geplagten Herzen Luft machen, aber er schämt sich selbst seines Aberglaubens und so steigt er mit seinen Mitteilungen in die niederen Regionen herab, in welchen er weniger der Critik ausgesezt ist. Das ist psychologisch so begründet, daß es geschichtlich sein muß. Zugleich erhalten wir durch diese Notiz Aufschluß darüber, wie die Nachricht an Jesus gelangte. Durch die Bedienten kam sie unter das Volk.

Eine Fundgrube von Angriffen gegen die Aechtheit will Weizsäcker in der Erzählung von dem reichen Jünglinge C. 19, 16 f. entdeckt haben. „Niemand kann verkennen — sagt er —, daß in den ersten Worten zwischen Jesus und dem Reichen Marcus und Lucas den ursprünglichen Text bewahrt haben, während Matthäus nicht nur die Ablehnung der Bezeichnung Jesu als des Guten zu beseitigen sucht — dieser einzige Fall reicht schon allein hin, die vermeintliche Priorität des Matthäus und Abhängigkeit des Marcus unmöglich zu machen —, sondern auch die Aufzählung der Gebote nach der Ordnung des Decaloges teilweise berichtigt hat. Wir haben hier bei Mr. 10, 19 und Luc. 18, 20 eine freie Aufzählung der Hauptgebote, deren Ordnung aber deutlich genug ist. Sie geht vom Groben zum Feineren fort und war ohne Zweifel so traditionell. Matthäus berichtigt sie nach dem Decaloge. Aber er weist doch selbst noch auf die Quelle zurück, indem er das vierte Gebot zulezt hat. Auch der Zusatz: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, in Matth. 19, 19, kann nicht ursprünglich sein, da er der Erzählung vorgreift."

In Bezug auf den ersten Punkt müssen wir für die Laien unter unsern Lesern bemerken, daß Luther in C. 19, 17 nach wenig bezeugter und offenbar aus Marcus und Lucas herübergenommener Lesart übersezt: „Was heißest du mich gut?" Dafür muß es heißen: „was fragst du mich nach dem Guten?"

Das nun ist vor Allem gewiß, daß Matthäus die angeblich ursprüngliche Form des Ausspruches nicht deshalb beseitigt hat, damit seine Leser nicht auf den Gedanken kommen sollten, Jesus habe sich selbst für nicht moralisch gut erklärt. Die ersten Leser des Matthäus standen nicht so niedrig, wie seine modernen Critiker, daß sie auf solchen, in der ganzen früheren Christenheit unerhörten Gedanken kommen konten, der sie noch unter den so tief stehenden, so oberflächlichen reichen Jüngling erniedrigt hätte. Es liegt klar zu Tage, daß Jesus den Namen des Guten nicht an sich ablehnt, sondern ihn nur von dem Jünglinge nicht annehmen will, der ihn, wie schon seine Anrede zeigt, für einen bloßen Menschen hält, grade so wie er nicht Herr Herr von denjenigen genant sein will, die seinen Willen nicht thun. Jesus sagt nicht: ich bin nicht gut, sondern: was nennst du mich gut? „Jesus, sagt Bengel, verschmäht den Titel: der Gute, ohne den Titel: der Gottheit." Soll ich blos ein „Meister" sein, so wi ich auch nicht gut sein, Gut und Gott hängen unzertrennlich zu sammen.

Die Annahme, daß Jesus nichts weiter geantwortet hab als was bei Marcus und Lucas steht, und das erste Evangeliu dafür willkürlich Anderes gesezt habe, ist aber schon deshalb ver kehrt, weil bei Marcus und Lucas in der Anrede des Jünglings „Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewig Leben habe", nur das einzige Wort: Guter, ins Auge gefaß wird und die Hauptsache, die Frage, was soll ich thun u. s. w unberücksichtigt bleibt. Marcus und Lucas weisen so gut wi ausdrücklich hin auf einen Vorgänger, der die Antwort auf die Frage schon mitgeteilt hat, und den sie nur ergänzen durch Mi teilung desjenigen, was Jesus in Bezug auf die Anrede: Gute gesagt hatte. Schon Bengel hat ganz richtig: Jesus antwort 1. auf den eigentümlichen Titel, den ihm der Jüngling gegebe hatte, 2. auf die vorgelegte Frage.

Die beiden Teile der Antwort bei Matthäus, und bei Marcu und Lucas stimmen aufs freundlichste zusammen. Beide verein gen sich in dem Zwecke, die Verblendung des Jünglinges z heilen, daß es nur auf das eigne Thun ankomme, daß de Mensch unbedingt die Kraft dazu besitze und Gott kein ander Geschäft habe, als das Gute, was allein Product des Menschen zu belohnen. Was fragst du mich nach dem Guten, als komm es sofort auf das Thun an? Bekehre dich zuerst zu Gott! We nennst du mich und dich gut? Gut ist nur Einer, Gott, u wer gut werden will, muß aus seiner Fülle schöpfen.

Nachdem Jesus erst dem Jüngling in kurzer Andeutun die ihm wenig verständliche sachgemäße Antwort gegeben hatt sucht er ihn auf einem Umwege zum Ziele der Selbsterkentn zu führen. Alles zielt hier ab auf V. 21, die Stellung d Anforderung, an der dem Verblendeten der Zustand seines He zens klar werden sollte. Den Eingang bildet die Verweisung a die Gebote, die alten, jedem Kinde geläufigen. Die Ordnu dieser Gebote ist bei Matthäus so natürlich wie sie nur se kann. Jesus zählt die Gebote der zweiten Tafel in ihrer g setzlichen Reihenfolge auf; von der ersten Tafel, von der au im A. T. nicht selten bei ähnlichen Veranlassungen abgesehe wird, weil die Vergehungen gegen dieselbe minder handgreifl sind, der Täuschung hier ein weiterer Spielraum geboten i erwähnt er nur das in Bezug auf die leichte Erkennbarkeit d Verfehlungen der zweiten Tafel verwandte Gebot, die Eltern ehren, was sehr absichtlich an das Ende gestellt wird, um da auf hinzuweisen, daß es nur als Anhang in Betracht komt. D Stellung des Mordes vor dem Ehebruche und vor dem Die stahle bei Lucas wird gewiß nicht für das ursprünglichere gelt können und erklärt sich nur daraus, daß der Evangelist gleic gültiger gegen die Ordnung ist. Ein Fortschritt „vom Gröber zum Feineren" findet bei Marcus und Lucas offenbar nicht sta

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 5. August. № 62.

Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Das Wort: „du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst", nthält nichts Neues, sondern nur eine Zusammenfassung des Vorigen (mit Ausnahme des anhangsweise angeschlossenen Gebotes, die Eltern zu ehren), welche als solche schon im Pentateuche selbst vorkomt. Diese Summe ist hier aber von großer Bedeutung. Sie dient zugleich als Erläuterung für das Vorhergehende, zeigt, was dazu gehört, die scheinbar leichten Anforderungen zu erfüllen. Wie der Jüngling diese Worte vernahm, hätte er billig erschrecken sollen, und daß er nicht er erschrak diente dazu, die Tiefe seiner Verblendung zu offenbaren.

„Es fehlt nicht an Stellen — sagt Baur —, in welchen das Mythische augenscheinlich sogar in das Apokryphische übergeht, wie C. 27, 52. 53." Es heißt dort: „Und die Erde erbebte und die Felsen zerrissen und die Gräber thaten sich auf, und es stunden auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen, und gingen aus den Gräbern nach seiner Auferstehung und kamen in die heilige Stadt und erschienen Vielen." Dem Tode Christi ist nur die Oeffnung der Gräber gleichzeitig, als eine der Folgen des Erdbebens, daran wird gleich angeschlossen, was auf Grund dieser Thatsache später erfolgte, nachdem die Auferstehung Christi geschehen war. Wer im lebendigen Glauben an diese steht, der wird es sehr natürlich finden, daß der innige Zusammenhang der Auferstehung der Gläubigen mit der Auferstehung Christi sich durch die hier berichtete Thatsache kundgab. Ihre Bedeutung war wesentlich eine symbolische, sie sollte die in Christi Auferstehung wurzelnde allgemeine Auferstehung der Gläubigen vorbilden und die Grundlage für die Ausführung des Apostels in 1 Cor. 15 abgeben. Ein Grund gegen die Apostolische Abfassung des Evangeliums liegt hier aber nicht einmal für den Unglauben vor. Daß der Glaube an die Auferstehung mit nächtiger Gewalt die Gemüter der Jünger ergriffen hatte, das gestehen Alle zu, auch ein Baur und ein Strauß. Mit diesem Glauben geht der an Erscheinungen der auferstandenen Gläubigen Hand in Hand. Mag man diese, weil man weder die Schrift ent noch die Kraft Gottes, in das Subjective herabziehen, sie u läugnen hat man gar keinen Grund. Das Thatsächliche sind unächst nur die Erscheinungen der Auferstandenen, das Uebrige komt nur als Voraussetzung dieser Erscheinungen in Betracht.

Das erste Evangelium — sagt man ferner — schweige von den Erscheinungen des Auferstandenen in Jerusalem und der Himmelfahrt, kenne also Thatsachen nicht, die ein Apostel kennen mußte, ein Grund, der nicht allen Gegnern des ersten Evangeliums gemeinsam ist, sondern nur der Vermittlungstheologie angehört. Wir können aber nachweisen, daß der Evangelist diese Thatsachen wol kante, sie aber absichtlich mit Stillschweigen übergeht.

Nach C. 28, 7 gibt der Engel den Frauen den Auftrag, daß sie zu den Jüngern sagen sollen: „Siehe er geht euch voran nach Galiläa." Das Vorangehen bezeichnet im Sprachgebrauche des N. T. nicht ein Frühergehen, sondern ein Vorangehen als Hirt und Führer, und daß es auch hier so zu nehmen ist, zeigt die Beziehung auf das frühere Wort Jesu in C. 26, 32: „nach meiner Auferstehung aber werde ich euch vorangehen nach Galiläa." Dort geht die Ankündigung vorher, daß die Weissagung Sacharjas ihre Erfüllung finden werde: „ich werde schlagen den Hirten und es werden sich zerstreuen die Schafe der Herde." Danach zieht der Herr an der Spitze seiner wieder gesammelten Schafe nach Galiläa. Daß bei Matthäus nicht von einem zeitlichen, sondern von einem leitenden Vorangehen die Rede ist, bei dem es keinen Unterschied macht, ob sichtbar oder unsichtbar und genügt, wenn der Vorangehende als Führer mit dem Auge des Glaubens erkant wurde, zeigt auch die Vergleichung des Marcus. Auch dieser hat in C. 16, 7 die Verweisung auf Galiläa: „aber gehet und saget seinen Jüngern und Petrus: er geht euch voran nach Galiläa." Und doch berichtet Marcus nachher in V. 12—14 über eine doppelte Erscheinung Jesu in Jerusalem, die an die beiden Jünger, welche über Land gehen, und die im Kreise der Apostel. Danach kann das Vorangehen nur ein solches des Hirten und Führers sein, gleichviel, ob sichtbar oder unsichtbar, genug, daß seine Schafe im folgen. Soll nun nach Matthäus die Samlung der Herde, welche das Vorangehen Christi bedingt, schon vor der Abreise der Jünger nach Galiläa erfolgen, soll er die schon gesammelte Herde dorthin führen, und kann die Samlung einzig und allein dadurch erfolgen, daß Christus seinen Jüngern sich zeigt und sie von seiner Auferstehung gewiß macht: so kann das Stillschweigen des Matthäus über die von allen andern Evangelisten berichtete Erscheinung Christi im Kreise der Apostel am Auferstehungstage nicht

aus seinem Nichtwissen abgeleitet werden, sondern nur aus Absicht, aus seiner Tendenz sich möglichst auf dem Galiläischen Gebiete zu halten. Auch wenn er sich auf dieses beschränkte, konte der doppelte Hauptzweck der Erscheinungen des Auferstandenen 1. seinen Jüngern die Gewißheit von der Wirklichkeit seiner Auferstehung zu geben und 2. ihnen die neue Vollmacht zu erteilen, die durch seinen Erlösungstod erworben worden, vollständig erreicht werden. Nur diesen Zweck, nicht äußere Vollständigkeit haben alle Evangelisten vor Augen. Daß Matthäus mehr weiß, als er berichtet, zeigt schon die Beziehung auf eine bei ihm fehlende Thatsache in C. 28, 16, wonach die Jünger nach Galiläa zogen zu dem Berge, den Jesus ihnen bestimt hatte. Ueber eine solche Bestimmung war von Matthäus nichts gesagt worden.

Matthäus berichtet allerdings nicht über die Himmelfahrt, aber er gedenkt in C. 26, 64, vgl. 28, 18, des sie voraussetzenden Sitzens Christi zu Rechten Gottes. Auch Johannes berichtet nicht über die Himmelfahrt und doch gedenkt er ihrer dreimal in C. 3, 13. 6, 62 und 20, 17, und an ein Nichtwissen kann auch schon nach seinem ganzen Verhältnis zu Marcus und besonders zu Lucas nicht gedacht werden. Wenn man die Auferstehung gegen die klarsten Zeugnisse aller Evangelien nur als Wiederbelebung faßt, so war die Himmelfahrt eine ganz neue Stufe und es wird schwer zu erklären, wie ein Evangelist sie übergehen konte. Wenn Jesus dagegen mit verklärtem Leibe auferstand, so war mit der Auferstehung sogleich auch die Himmelfahrt gegeben. Sie mußte dann erfolgen, sobald Christus sich als den Auferstandenen erwiesen und den Seinen die neuen Vollmachten und Aufträge erteilt hatte. Die Auferstehung selbst ist dann wesentlich schon Himmelfahrt, das neue Dasein Christi schon wesentlich ein himlisches und die gewöhnlich so genante Himmelfahrt hat nur die Bedeutung einer Erklärung an die Jünger, daß irdische Kundgebungen in der bisherigen Weise nun nicht weiter zu erwarten sind, daß von nun an das: die Herzen in die Höhe, gilt.

Einen alten schon im J. 1794 von Beckhaus siegreich widerlegten rationalistischen Einwand gegen den Schluß des Evangeliums hat zulezt noch wieder Strauß erneuert: „Daß die lezte der Ueberarbeitungen, welche das Matthäusevangelium erfuhr, in ziemlich späte Zeiten fällt, sehen wir aus dem sogenanten Taufbefehl (28, 19), wo die vollständige Formel: taufen auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, während in der Apostelgeschichte einfach nur auf den Namen Jesu getauft wird, schon ganz an das spätere kirchliche Ritual anklingt.“ Wir haben aber hier keine „Formel“, nicht die Worte, welche bei der Taufe gebraucht werden sollen, sondern nur die Bezeichnung des Wesens der Taufe, des Segens, den sie verleiht. Sie soll geschehen auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes hin. Der Name komt in Betracht als die Zusammenfassung der Eindrücke, welche die Offenbarung des Wesens gegeben. Taufen auf den Namen des Vaters u. s. w. heißt taufen mit Beziehung auf die Kundgebung Gottes als Vater, Sohn und Heiliger Geist, taufen indem diese gnadenreiche Kundgebung dabei ins Auge gefaßt, als die Sele der Taufe betrachtet, der Täufling zu ihr in ein Verhältnis gesezt, in d selige Gemeinschaft dieser Kungebung aufgenommen wird. G wenig wie hier eine „Formel“ mitgeteilt wird, obgleich die Kir wolgethan hat, aus dieser Stelle ihre Formel zu bilden, eben wenig geschieht dies auch in der Apostelgeschichte, so daß v einem Widerspruch nicht die Rede sein kann. Daß dort d Kürze wegen gewöhnlich von der Taufe auf Christus gere wird, erklärt sich daraus, daß wer auf Christus getauft wi eben dadurch in ein Verhältnis zu dem Vater und dem Heilig Geiste tritt, wobei zu bemerken ist, daß des Heiligen Geistes der Apostelgeschichte bei der Taufe mehrfach ausdrücklich geda wird, z. B. in 2, 38 und in C. 10. Wenn man aber n Strauß das Verhältnis umkehrt, den Taufbefehl Christi a dem Ritual erwachsen läßt, so macht man sich unfähig, d Frage zu beantworten, woher denn das Ritual kam, die Th sache zu erklären, daß in der ältesten Kirche in Bezug auf d Ritual ein so hoher Grad von Uebereinstimmung stattfand, v Justin dem Märtyrer an, welcher sagt: „Ueber denjenigen, d wiedergeboren wird — — wird der Name Gottes des Vater des Herrn über Alles gesprochen; und im Namen Jesu Chri des Gekreuzigten, und im Namen des Heiligen Geistes wi derjenige, der erleuchtet wird, gewaschen.“ Damit stimmen Ir näus, Origenes, Tertullian u. A. überein. Solche Uebere stimmung in der gesamten alten Kirche, in allen Teilen d christlichen Welt, erklärt sich nur aus dem Vorhandensein ein authentischen Ausspruches Christi, auf welchen zudem das „Ritua überall ausdrücklich zurückgeführt wird.

Das Gold wird durchs Feuer nur bewährt. Die Angrif der ungläubigen Wissenschaft gegen die heiligen Schriften dien nur dazu, daß ihre Herrlichkeit um so mehr ans Licht tritt u mit ihr zugleich die jämmerliche Blöße dieser „Wissenschaft welche ihre Stimme so laut macht auf der Gasse und so manch „närrischen Jüngling“ (Sprüchw. 7, 7) berückt. Der Zweck dies Aufsatzes ist erreicht, wenn Manchen unter unsern Lesern di an dem Beispiel des ersten Evangeliums recht klar geworden i

---

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Die Kirche und die Ritterschaft.

Sechster Artikel.

Seitdem die vorhergehenden Artikel geschrieben wurden, si die Stände wiederum in Malchin versammelt gewesen, wo v 2 Jahren mehrere kirchliche Fragen zur Sprache gebracht ware Auf 2 derselben gingen in der lezten Session Allerhöchste An worten ein und zwar begleitet von eingehenden Gutachten d h. Oberkirchenrathes. Die erste bezieht sich auf eine Beschwer des Landtags betreffend Verweigerung des ehrlichen Be gräbnisses von Seiten der Pastoren, die auch außerha des Landtags in Zeitungsartikeln und Broschüren mit groß Animosität besprochen war. Das Großherzogl. Rescript erklä

kurz und gut den gestellten „Anträgen nicht willfahren zu können," da sich aus dem Vortrage des Oberkirchenraths „zur Genüge ergebe, daß nach dem in Unserm Lande bestehenden Kirchenrechte die Pastoren allerdings berechtigt sind, unter den gesetzlichen Voraussetzungen das kirchliche Begräbnis auch solchen Personen zu versagen, welche nicht auf den Grund kirchengerichtlichen Erkentnisses excommunicirt worden sind." Dieser Vortrag spricht sich, nachdem in den beiden ersten kritischen Teilen die falschen Argumente des Landtages in schlagender Rechtsdeduction zurückgewiesen sind, in seinem 3. Teile über das in Frage gestellte Recht u. A. treffend dahin aus:

„Das kirchliche Begräbnis nun ist eine That, eine Handlung der Kirche, die ihre Todten begräbt. Sie thut dies hier wie überhaupt durch das dafür geordnete Amt, den Pastor, so daß dieser vermöge seines Amtes das kirchliche Begräbnis Namens der Kirche vollzieht; seine Function ist das Wesentliche, der Kern des christlichen Begräbnisses, an den das Glockengeläute, die Schule u. s. w. als Zubehörungen und Teile der geistlichen Amtsfunction sich anschließen, so daß, wo leztere verweigert werden muß, erstere ganz von selbst und mit Notwendigkeit hinwegfallen. Concentrirt aber das kirchliche Begräbnis in der geistlichen Amtsfunction, dann kann nicht zweifelhaft sein, wem die Entscheidung über Gewährung oder Versagung des kirchlichen Begräbnisses zusteht wie obliegt. Es ist allgemein anerkanter feststehender Grundsatz unsrer Kirche, daß das geistliche Amt, der Pastor der eine geistliche Amtshandlung verrichten soll auf Grund der kirchlichen Principien und der Gesetze zu prüfen und zu entscheiden hat, ob er eine verlangte Amtshandlung verrichten darf oder versagen muß. Was aber von den geistlichen Amtshandlungen im allgemeinen gilt, das gilt, woferne nicht besondre Ausnahmen rechtlich gemacht sind, selbstverständlich von jeder einzelnen. Wie der Pastor z. B. über die Admission zu den Sacramenten zu entscheiden, sie dem Befinden nach zu gewähren oder unter den kirchenordnungsmäßigen Voraussetzungen zu versagen hat, so ist es auch vermöge seines Amtes und der damit gegebnen Rechte und Verbindlichkeiten seine Sache, die geistliche Function bei Beerdigungen nach Maßgabe der kirchlichen Grundsätze vorzunehmen oder zu verweigern und damit von selbst das kirchliche Begräbnis überhaupt zu gewähren oder zu versagen." Im Blick auf die hie und da laut gewordnen Bedenken, ob eine Versagung des ehrlichen Begräbnisses überhaupt statthaft oder noch an der Zeit sei, schließt das Gutachten mit den Worten: „(Aber) das Recht oder vielmehr die Pflicht der Kirche, das kirchliche Begräbnis in den geeigneten Fällen zu versagen, ist unabänderlich, denn es handelt sich nicht sowol um eine noch nach dem Tode verhängte kirchliche Strafe als vielmehr darum, daß die Kirche diejenigen, die durch ihr Sündenleben von derselben sich geschieden haben und darin soweit menschliche Augen zu sehen vermögen bis zum Tode verharrten, nicht als andre als wofür sie im Leben sich gegeben, nehme und mithin nicht als die ihrigen begraben darf. Der Kirche das entgegengesezte Verhalten zuzumuten, heiße von ihr fordern, daß sie sich selbst und ihren Grund verleugnen und aufgeben solle. Diesem Erkentnis gegenüber bedeuten menschliche Rücksichten des Mitleids namentlich mit den Angehörigen des Verstorbenen nichts. Ueberdies ist es, sollten wir meinen, nicht sowol die Versagung des kirchlichen Begräbnisses als das Sündenleben des Verstorbenen, was die Angehörigen schwer trifft."

Gegenüber diesen hellen Rechtsdeductionen und streng kirchlichen Grundsätzen, welche sich die Großherzogliche Regierung in ihrem ganzen Umfange angeeignet hat und zu deren Widerlegung auch nicht einmal der Versuch gemacht wurde, legt nun der Landtag einfach „Verwahrung" ein und gibt die Erklärung ab: „daß Stände den in dem hohen Rescript vom 12. ej. m. entwickelten Auffassungen gegenüber ihren entgegenstehenden Ansichten (sic!) inhäriren müßten."

Der andre die Kirche berührende Gegenstand, welcher auf dem Landtage zur Verhandlung kam, betrifft die Wiedertrauung Geschiedener, die ja namentlich durch die Vorgänge in Preußen zu einer Tagesfrage geworden und darum von noch allgemeinerem Interesse ist. Sehen wir wie diese so tief in das gesellschaftliche und kirchliche Leben eingreifende Frage hier zu Lande von Seiten der Regierung wie von Seiten des Landtags behandelt wurde. Die Großherzogl. Regierung hatte auch hierüber zunächst die Aeußerung des Oberkirchenraths erfordert. Darin heißt es:

„1. Die Behauptung, daß die Consistorial-Ordnung die Ehescheidung auch aus anderen Gründen als wegen Ehebruchs und böslicher Verlassung für statthaft halte, hat uns aufs Höchste überraschen müssen. Bisher hat unseres Wissens das Gegenteil für zweifellos gegolten. Mejer, Institutionen des gemeinen deutschen Kirchenrechts. 2. Aufl. S. 512 not. 20.

Zwar hat auch uns nicht unbekant bleiben können, daß eine im vorigen Jahrhundert wurzelnde, im Widerspruch mit den bezüglichen kirchlichen und christlichen Anschauungen stehende Praxis über die Vorschriften der Consistorial-Ordnung sich hinwegzusetzen und aus den verschiedensten, vermeintlich oder vorgeblich dem Ehebruch analogen Gründen auf Ehescheidung zu erkennen kein Bedenken getragen, dazu aus Motiven angenommener Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit sich ermächtigt gehalten hat. Aber neu ist uns eine Interpretation der Consistorial-Ordnung, wodurch in dieselbe ein Princip getragen wird, das eine sichere Begränzung der Ehescheidungsgründe nicht zuläßt, vielmehr in seiner Consequenz notwendig zu dem Ergebnis der anerkant laxesten Ehegesetzgebung, der des preußischen Landrechts, führt. Man wird begreiflich finden, daß wir uns zu einer Auffassung, wonach die mecklenburgische Consistorial-Ordnung und das preußische Landrecht in der Grundanschauung über die Zulässigkeit der Ehescheidungen zusammentreffen, vorerst nicht versteigen können, sondern an der, eben von uns als der richtigen bezeichneten und durch den, wir meinen völlig klaren Wortsinn ausgewiesenen Interpretation der Consistorial-Ordnung festhalten müssen. Doch

wir müssen auf die Gründe, welche für die Eingangs gedachte Behauptung angeführt sind, näher eingehen."

Nachdem nun die Bestimmungen der Consistorial-Ordnung genauestens dargelegt sind, fährt der Oberkirchenrath fort:

„2. Richtig ist freilich, daß nach protestantischem Eherecht dem geschiedenen, aber unschuldigen Teil die Wiederverheiratung freigegeben werden soll. Indessen nicht minder richtig und gewiß ist auch, daß nach protestantischem, insbesondere mecklenburgischem Eherecht Ehescheidungen nur wegen Ehebruchs und böslicher Verlassung erkant werden sollen. Beide Grundsätze und Vorschriften gehören zusammen; wenn nur aus diesen Gründen die Ehe geschieden werden darf, so versteht sich ganz von selbst, daß die Wiederverheiratung nur in Fällen solcher Ehescheidung freigegeben werden darf und soll. Die Ehescheidung aus dem Grunde des Ehebruchs und der böslichen Verlassung ist die notwendige Voraussetzung für die Freigebung der Wiederverheiratung. Wo dagegen die Gerichte aus anderen Gründen auf Ehescheidung erkennen, da besteht freilich das Factum der Ehescheidung, aber diesem Facum geht die Seite ab, welche die Voraussetzung für die Wiederverheiratung des unschuldigen Teils ist. Hier ist die Trauung zu versagen. Dagegen bedeutet nichts der erhobene Einwand, daß mit der Versagung der Trauung die erkante Scheidung quoad vinculum in die separatio perpetua umgewandelt werde, die von der evangelisch-lutherischen Kirche verworfen sei. Dieser Einwand beruht auf der petitio principii, daß zum Wesen jeder Scheidung quoad vinculum die Freigebung der Wiederverheiratung für den unschuldigen Teil gehöre. Es ist bereits gezeigt worden, daß dies nicht der Fall sei. Die Scheidung quoad vinculum bleibt als solche bestehen, wenn auch dem unschuldigen Teil die Wiederverheiratung nicht gestattet wird. Die Sache liegt keineswegs so, daß ohne Wiederverheiratung keine gänzliche Ehescheidung rechtlich bestehe. Sonst müßte auch dem schuldigen Teil die Wiederverheiratung freigelassen werden."

„3. In dem Ausspruch des Herrn, Matth. 5, 31. 32. 19, 9. Marc. 10, 12 und Luc. 16, 18, daß die Ehescheidung, es sei denn um der Hurerei willen, nicht geschehen solle und daß, wer eine Abgeschiedene freie, die Ehe breche, hat die Kirche den göttlichen Befehl, daß sie denen, welche aus einem anderen Grunde, als wegen Ehebruchs und böslicher Verlassung geschieden sind, die Trauung zur anderweitigen Eheschließung versagen soll. Es folgt dies klärlich daraus, daß sie durch die Trauung an dem Ehebruch, den nach dem Worte des Herrn die betreffenden Verlobten begehen, sich beteiligen, denselben sanctioniren, darüber den göttlichen Segen sprechen würde. Davon darf sie natürlich deshalb nicht abgehen, weil in einzelnen Fällen die Gerichte auf Ehescheidung gegen das Wort der Schrift und gegen die damit übereinstimmenden Gesetze des Landes und der Kirche erkant haben.

Für die Kirche und deren Diener sind Gottes Wort und die Gesetze, nicht aber die damit nicht im Einklang stehenden Ehescheidungserkentnisse entscheidend. Die Sache liegt rechtlich einfach so: daß, wo gegen Gottes Wort und die Gesetze durch gerichtliches Urteil die Ehe geschieden und die Wiederverheiratung freigegeben ist, die Ehegatten freilich als rechtlich geschieden anzusehen sind und die Befugnis zur Wiederverheiratung rechtlich erlangt haben, aber dies, ob sie darauf hin von der Kirche und deren Dienern die Tauung erreichen werden, nicht von dem ergangenen Erkentnis, sondern von Gottes Wort und den gesetzlichen Vorschriften abhängt. Hieran vermag auch die bestehende enge Verbindung zwischen Kirche und Staat, die übrigens nicht als ein Verschwinden der Ersteren im Lezteren aufgefaßt werden darf, nichts zu ändern. Solche Verbindung hat nicht zur Folge, daß nun die Kirche, wo ein Organ des Landes den von Gottes Wort und den Gesetzen gewiesenen Weg einmal verlassen möchte, selbstthätig zu folgen hätte."

„4. Auch wir beklagen, gewiß nicht weniger als die Stände, den Conflict, der entsteht, wenn die Gerichte den aus andern Gründen als wegen Ehebruchs und böslicher Verlassung geschiedenen Ehegatten die Wiederverheiratung gestatten, die Kirche dagegen die Trauung auf Grund der Schrift und der Consistorial-Ordnung versagt. Auch wir wünschen die Beseitigung des Conflicts, freilich nicht so, daß die Kirche das göttliche Gebot und das Gesetz verläugne. Nicht die Kirche und ihre Diener, nicht der Oberkirchenrath durch seine Circularverordnung vom 4. Juni 1860 haben den Conflict verschuldet und veranlaßt. Wo er entsteht, da hat er seinen Grund lediglich darin, daß die Gerichte gegen die Vorschrift der Consistorial-Ordnung, die durch eine abweichende Praxis nicht beseitigt werden kann, weil diese gegen göttliches Gebot verstoßen und darum nicht rechtsbildend sein würde, die Wiederverheiratung auch Ehegatten freigeben, die aus andern Gründen als wegen Ehebruchs und böslicher Verlassung geschieden sind. Hier ist das Gebiet, auf dem Stände dem Vorkommen des Conflicts wirksam entgegenzutreten vermögen. Statt zu verlangen, daß die Kirche, ihre Diener und Behörden Gottes Wort und des Gesetzes Vorschrift aus menschlichen Rücksichten und zu Liebe eines scheinbaren aber schlimmen Friedens verläugnen, wäre dahin zu wirken, daß die Gerichte in strenger Befolgung des mit dem göttlichen Gebot übereinstimmenden Gesetzes nur in Fällen der Ehescheidung wegen Ehebruchs und böslicher Verlassung dem unschuldigen Teil die Wiederverheiratung gestatten."

„5. Wir haben nie bestritten und werden nie bestreiten, daß den Geistlichen Kraft ihres Amts das Recht und die Pflicht zustehe und obliege, wie überhaupt über die Gewährung oder Versagung begehrter Amtshandlungen, so insbesondere über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einer verlangten Trauung zunächst zu entscheiden. Aber ebenso gewiß und wahr ist auch, daß die kirchlichen Vorgesezten und Behörden so befugt als verpflichtet sind, das Verfahren der Geistlichen zu controliren und dahin zu sehen und zu wirken, daß sie ihr Amt richtig verwalten. Ein Ausfluß solcher Befugnis und Verpflichtung ist die mehrgedachte

Circular-Verordnung vom 4. Juni 1860. Sie bezweckt nichts anderes, als daß bei Trauungen geschiedener Ehegatten nach Gottes Wort und der damit im Einklang stehenden Consistorial-Ordnung verfahren werde. Deshalb gibt sie den Geistlichen anheim, in den betreffenden geeigneten Fällen anzufragen. Damit ist in der Sache nichts Neues verordnet und begreiflich den Rechten der Geistlichen nicht zu nahe getreten. Aber es ist auch nicht abzusehen, wie die Circular-Verordnung, die nicht ein wirkliches Gesetz, sondern nichts weiter als eine administrative Controle-Maßnahme ist, gegen die Rechte der Stände verstoßen sollte. Im Gegenteil, sie wahrt das Recht auch der Stände, daß die Geistlichen in Bezug auf die Trauung geschiedener Personen das Gesetz befolgen. Daher müssen wir auch noch jezt den Antrag des Engeren Ausschusses der Ritter- und Landschaft auf Zurücknahme der Circular-Verordnung für durchaus unbegründet finden und ehrerbietigst bitten: denselben wiederholt zurückzuweisen."

Das Allerhöchste Rescript begnügt sich nicht damit, dieser „von Neuem so überzeugend dargethanen Nachweisung des Oberkirchenrathes" beizustimmen, sondern hat es für notwendig erachtet, in Höchsteigner ausführlicher Darlegung der rechtlichen Lage der beregten Frage dem Ansinnen der Stände entgegenzutreten. Es wird darin u. A. gesagt: „Von diesem Verbote (der Trauung der aus einem andern als einem der beiden kirchlichen Gründen geschiedenen) kann kein Gericht die Pastoren entbinden und kein Gericht die Pastoren zu der Ueberschreitung jenes Verbotes, gegen die Vorschriften des Wortes Gottes verpflichten oder zwingen. Eine solche Macht über das Wort Gottes, über die Consistorialordnung, über die Kirche und die Pastoren ist den Gerichten nie beigelegt worden, weder dem kirchlichen Gerichte, welchem früher die Ehescheidungen zustanden noch und geschweige denn den weltlichen Gerichten, welchen diese später zugewiesen worden sind. Die Kirche und die Pastoren sind hinsichtlich der anderweitigen Trauungen der geschiedenen Ehegatten lediglich dem Worte Gottes und der Consistorialordnung untergeben. — — — Die Consistorialordnung sezt vielmehr voraus, daß die Gerichte der heil. Schrift und ihren Vorschriften Folge leisten und sich in ihren Ehescheidungserkentnissen mit Beiden in vollkommener Uebereinstimmung befinden. Wenn die Gerichte aber dieser Voraussetzung entgegenhandeln, — — — so wird dadurch ein Conflict nicht in dem bestehenden Rechte sondern zwischen ihren misbräuchlichen Entscheidungen und dem bestehenden Rechte und weiter zwischen jenen Entscheidungen und der Kirche, welche sich weigert, den von ihnen gestatteten Wiederverheiratungen durch anderweitige Trauungen zu entsprechen, veranlaßt. Bedauerlich ist ein solcher Widerstreit auch Unserm Lande nicht fern geblieben. Derselbe ist jedoch nicht durch die Kirche oder die Pastoren, welche dem Worte Gottes treu bleiben und Folge leisten, sondern er ist lediglich von den Gerichten — — — hervorgerufen worden. Ihnen allein, nicht der Kirche und den Pastoren ist die Verschuldung des Conflictes beizumessen. — — Nicht das Wort Gottes oder das auf dasselbe gegründete bestehende Recht der Kirche bedarf der Correctur, sondern die misbräuchliche Praxis der Gerichte. Hierauf aber Unsere Gerichte hinzuführen, sind wir so berechtigt wie verpflichtet."

Die Sprache dieser Schriftstücke ist eine so klare und bestimte, auf dem unverbrüchlichen Worte Gottes fußende, daß man einmal in frischer Luft aufathmet, nachdem man bisher gewohnt ist, solche Fragen von Staats- und Kirchenbehörden in einer unerhört nebelnden und schwebelnden Weise behandelt zu sehen. Wir befinden uns freilich hier zu Lande in der vorteilhaften Lage, daß die Sache nicht durch die weltliche Gesetzgebung wie anderwärts verwirrt ist. Aber selbst für solchen Fall legt das Gutachten des O. K. R. das gute Bekentnis ab: „Hieran vermag auch die bestehende enge Verbindung zwischen Kirche und Staat, die übrigens nicht als ein Verschwinden der Ersteren im Lezteren aufgefaßt werden darf, nichts zu ändern. Solche Verbindung hat nicht zur Folge, daß nun die Kirche, wo ein Organ des Landes den von Gottes Wort und den Gesetzen gewiesenen Weg einmal verlassen möchte, selbstthätig (?) zu folgen hätte." Wo die Posaune einen so deutlichen Ton gibt, ist gut rüsten zum Streit. Die Pastoren brauchen nicht wie verlorne Posten den Kampf auf eigne Hand in ihrem Kreise zu führen und statt gestützt zu werden ein schwächliches Kirchenregiment zu stützen. Sehr sonderbar nimt sich demgegenüber die Aeußerung der Stände in einer Art Anwandlung von Zärtlichkeit gegen die Pastoren aus von einer „unstatthaften Beengung der Selbständigkeit des geistlichen Amtes durch den O. K. R." In der Begräbnisangelegenheit hieß es: die Pastoren dürfen nicht selbständig entscheiden — hier: die Selbständigkeit des geistlichen Amtes darf nicht beengt werden!

Bei der wenig erfreulichen Stellung, welche die Stände diesen Allerhöchsten Auslassungen gegenüber einnahmen, war es noch das beste, daß man einsah: der Gegenstand sei sehr wichtig — zu wichtig, um gleich im Plenum berathen und entschieden zu werden, so daß er der betr. Comité zu weiterer Prüfung und Berichterstattung übergeben wurde. Freilich sollte man denken, eine solche Versamlung müßte doch wol durch die unter ihnen selbst und in andern Ländern seit Jahren gepflogenen Verhandlungen hinreichend orientirt und zur Sache unterrichtet sein. Vielleicht suchte man auch nur Zeit zu einem anständigen Rückzuge zu gewinnen; denn es ist nicht zu verkennen, daß namentlich die Ritterschaft auf diesem Landtage sich einer größeren Vorsicht in Behandlung kirchlicher Fragen befleißigte als vor zwei Jahren.

Wir können nur wünscheu, daß die ernsten Zeugnisse des Staats- und Kirchenregiments eine segensreiche Einwirkung auf die Gesinnung und die Anschauungen der Stände nicht verfehlen. Denn das ist gewiß: begreift namentlich unsere Ritterschaft nicht, auf welchen Grundlagen sich allein ein wahrhaft conservatives Staats- und Kirchenwesen auferbaut und bewährt, so wird sie sich mit der Zeit selbst den Ast absägen, auf dem sie sizt.

Nachrichten.

Aus Schlesien.

Nachdem schon im vorigen Jahre eine General-Kirchen- und Schulenvisitation in der Diöcese Steinau II dadurch möglich geworden, daß die dazu erforderlichen Geldmittel von einem Freunde der Kirche dargereicht wurden, so konte auch in diesem Jahre abermals eine solche statt finden, da durch die Freigebigkeit desselben edlen Mannes für die Kosten aufgekommen ist. Es wurde diesmal die Diöcese Sprottau ausersehen. Außer dem Präses der Commission, Generalsuperintendenten Dr. Erdmann, gehörten zu derselben Superintendent Werkenthin aus Hirschberg, Superintendent Winter in Sprottau, Pastor Oelze aus Fraustadt, Pastor Kober aus Cunau bei Sagan, Diakonus Dr. Schian aus Liegnitz, Geheimer Regierungs- und Landrath von Reder, Geheimer Regierungsrath Fabian, Burggraf und Graf zu Dohna. Die Visitation währte vom 29 Juni bis 14 Juli. Am 29 Juni wurde der Generalsuperintendent mit mehreren in seiner Gemeinschaft eingetroffenen Mitgliedern der Commission beim Eintritte in die Stadt Sprottau feierlich empfangen und begrüßt durch den Superintendenten Winter, die Geistlichen der Diöcese, die städtischen Behörden, die Lehrer und Schulen. Unter dem Vortritte der lezteren begab sich der Zug mit dem Gesange des Liedes: „Jesu geh voran" durch die überaus reich geschmückten Straßen nach der Wohnung des Generalsuperintendenten. Abends 6 Uhr trat hier die gesamte Commission zu einer vorbereitenden Conferenz zusammen, und am folgenden Tage begann das Werk der Visitation in Sprottau selbst. Die geistlichen Mitglieder der Commission versammelten sich vor dem Beginn des Tagewerkes bei dem Generalsuperintendenten, wie dann regelmäßig auch die folgenden Tage hindurch, zu einem gemeinsamen Morgensegen. Nach einer vorbereitenden Conferenz mit den Geistlichen der Diöcese, geleitet vom Generalsuperintendenten, und einer gleichzeitigen mit sämtlichen Lehrern, geleitet vom Superintendenten Werkenthin fand im Pfarrhause noch eine Morgenandacht statt, an welcher sämtliche Hausgenossen, die Geistlichen, Stadträthe und Mitglieder des Gemeinde-Kirchenrathes Teil nahmen. Um 9 Uhr begann dann der Eröffnungsgottesdienst in der geräumigen und sehr sauber gehaltenen Kirche, Burg Gottes genant. Der Generalsuperintendent legte seiner Eröffnungsansprache das Evangelium des voraufgehenden 2. Sontages n. Trin. zum Grunde, indem er von der Verkündigung sprach, mit der wir erscheinen, von der Einladung, die wir aufs neue bringen, von der Frage, die jeder einzeln, hierdurch bewogen, an sich richten müsse, und von der Warnung, die wir allen entgegen zu rufen haben. Hierauf folgte Liturgie und Predigt, gehalten von dem Ortspfarrrer Superintendent Winter. Daran schloß sich eine Ansprache des Superintendenten Werkenthin, welche sich an den Text der Predigt und diese selbst anlehnte. Eine Besprechung mit der zahlreich erschienenen konfirmirten Jugend durch den Pastor Oelze über 1 Mos. 3, Joh. 3 und Röm. 3 beendigte gegen 1 Uhr den Gottesdienst. Nachmittags von 2½—4 Uhr fand eine Besprechung mit den Hausvätern und Hausmüttern der Gemeinde seitens des Generalsuperintendenten in der Kirche statt. Es war eine nicht geringe Anzahl erschienen, und das Gespräch wurde bald sehr lebendig. Im Verlaufe desselben offenbarten sich die großen Schäden, an welchen sowol das Gemeindeleben als das Leben in den Häusern leidet. Dort traten die Nachteile der Fabrikarbeiten, der übergroßen Anzahl von Tanzbelustigungen und der damit zusammenhängende geringe Kirchenbesuch grell hervor, und hier zeigten sich nur noch dürftige Reste von Hausandachten, und in Folge davon Mangel an häuslicher Zucht der heranwachsenden Jugend und den Dienstboten gegenüber. Es wurde eingehend die Sontagsheiligung besprochen, es wurde hingewiesen auf die Notwendigkeit gemeinsamer Hausandachten, es wurden Rathschläge dazu gegeben, und das in den Pfarrhäusern zum Kaufe ausgelegte Büchlein „Morgen- und Abendsegen", herausgegeben von dem Hauptverein für christliche Erbauungsschriften dringend empfohlen. Diese Besprechungen waren überall ein Hauptstück der Visitation, und es steht wol zu hoffen, daß sie nicht ohne unmittelbare Wirkung geblieben sind. Abends 6 Uhr versammelte sich die Gemeinde noch einmal zu einem Abendgottesdienste, in welchem Dr. Schian die Predigt hielt. In späterer Abendstunde trat endlich noch die Commission in ihren geistlichen Gliedern zur Protokollaufnahme über die Vorgänge und Wahrnehmungen des vollendeten Tages, sowie zur Vorbereitung auf den folgenden Tag zusammen, und beschloß, wie immer ihr Tagewerk mit einer gemeinsamen Abendandacht. — Der folgende Tag war zur Revision der zahlreichen Schulen der Parochie Sprottau bestimt, indem zugleich ein Morgen- und Abendgotttesdienst von zwei Commissionsmitgliedern (Pastor Kober und Superintendent Werkenthin) gehalten wurde. In den Schulen dieser Parochie sowol, als der ganzen Diöcese zeigte sich mit nur vereinzelten Ausnahmen die segensreiche Wirkung der Regulative. Es fehlte wol hin und her namentlich eine recht lebendige Aneignung des biblischen Geschichtsstoffes; aber während auch diese in nicht wenigen Schulen erfreulich hervortrat, so wurde in vielen andern wenigstens eine sehr sichere Kentnis der biblischen Geschichten und ein festes Wissen des Katechismus und seines Inhaltes vorgefunden. — Vom Sontage ab folgten die Visitationen der auswärtigen Gemeinden. Die Regel war, daß die Commission gegen 8 Uhr von Sprottau in der betreffenden Parochie eintraf und nach dem Schlusse des Abendgottesdienstes wieder nach Sprottau zurückkehrte. Sie wurde überall am Eingange des Kirchortes feierlich empfangen, und mit Gesang auf oft sehr schön geschmücktem Wege ins Pfarrhaus geleitet. Der Verlauf der nachfolgenden Visitationstage war wesentlich derselbe, wie der des ersten, nur daß sich die Besprechung mit den Hausvätern und Hausmüttern unmittelbar an den Schluß des Gottesdienstes anlehnte, und daß zu gleicher Zeit und Nachmittags sogleich die Revisionen der Schulen vorgenommen wurden. Zwei Parochien nahmen wegen ihres großen Umfanges ähnlich wie Sprottau zwei Tage in Anspruch. Donnerstag den 13 Juli war Ruhetag, und am 14. erfolgte der Schluß. Nach der Schlußkonferenz mit den Geistlichen und Lehrern begann um 11 Uhr der Schlußgottesdienst mit Beichte. Die Predigt hielt der Generalsuperintendent über Act. 20, 32. Die Austeilung des heil. Abendmales erfolgte mit der ortsüblichen lutherischen Spendeformel durch den Generalsuperintendenten und den Superintendenten Winter.

Die Tage der Visitation waren eine reich gesegnete Zeit zunächst die Mitglieder der Commission, die, mit den verschiedensten Gaben gestattet, in der allerbrüderlichsten, innigsten Eintracht das gemeine Werk trieben. Sie ließen sich freudig tragen von dem Herrn, t sie dienen wollten, wurden reichlich erquickt durch die Ströme des rtes Gottes, welche sich hin und her ergossen, und wurden dadurch den Stand gesezt, das nicht leichte Werk frisch bis ans Ende zu ren. — Sie dürfen wol die Zuversicht haben, daß diese Visitation h nicht ohne Segen für die Gemeinden bleiben wird, in die sie gert wurden. Es war augenscheinlich, daß viele mit großer Begier reichlich gepredigte Wort aufnahmen, daß manche zusehends warm rden im Laufe der Visitation. In manchen Kirchspielen begegneten en gläubige Selen, welche sich gekräftigt fühlten, durch die ihnen der Visitation lebendig entgegentretende Gemeinschaft mit der großen meinde der Gläubigen in der Kirche. Kaum ist auch zu bezweifeln, dem Evangelium bisher Fernstehende angeregt worden sind, iselben näher zu treten. — Viele der zum Teil recht tüchtigen rer haben ermuntert und gestärkt werden können, auch hat bei eren weniger tüchtigen das Wort liebreicher Ermahnung kein abeigtes Ohr gefunden. — Den Brüdern im Amte aber wird entgegen getreten sein, daß es sich bei der ganzen Visitation allem um Hilfeleistung in der ihnen anvertrauten Arbeit andelt hat. Sie wird den meisten unter ihnen gewiß in dankbaa Erinnerung bleiben für den Segen, den sie selbst dadurch empfan, für die Anregung, die zu manchem notwendigen Werke neu gege, für die ernstliche Hinwirkung, offenbare Schäden in dem kirchlichen en zu beseitigen. Hierhin ist besonders die Gesangbuchsnot in der öcese zu rechnen. In 9 Parochien gibt es 7 verschiedene Gesangher, keins ganz gut, manche zu den schlechtesten gehörend, wie das plins'sche und Liegnitzer. — Auffallend war die Verschiedenheit, mit scher die Liturgie abgehalten wurde. Kaum in zwei Kirchen war rin die völlige Uebereinstimmung vorhanden. Wenn auch einzelne klärlichkeiten dabei vorkamen, so ist doch die Hauptsache hiervon in zu suchen, daß die Agende selbst wesentliche Abweichungen mög macht und eine klare Erkentnis der alten lutherischen Gottesdienstnung vermissen läßt. Es trat den Teilnehmern an der Visitation Wunsch dringend entgegen, daß das Kirchenregiment diesen festen il des Gottesdienstes recht bald in völlig korrekter Weise regeln wolle. — it vielen Gemeinden Schlesiens litten die besuchten unter dem Geuche des Carowschen Choralbuches. In demselben sind fast alle, ch die gangbarsten alten Melodien verändert, und zum Teil so arg stümmelt, daß sie kaum noch zu erkennen sind. Leider ist dies oralbuch ein für den Gebrauch in den Schulen approbirtes, und es d dadurch eine Beseitigung desselben sehr erschwert. Unmöglich r wäre sie doch gewis nicht. — Eine ganz unmittelbare Frucht der sitation ist auf dem Gebiete des Kirchengesanges die, daß alle Zwiuspiele zwischen den einzelnen Zeilen völlig beseitigt worden sind. — ch sei erwähnt, daß nach Beendigung des Gottesdienstes jedem der chienenen Konfirmirten ein passender Traktat, z. B. das christliche us, die Haustafel ꝛc. zum Andenken an den Visitationstag übergei wurde, und daß ebenso alle Schulkinder Kindertraktate empfingen. ch dadurch wird noch manches Samenkorn in alte und junge Herzen sgestreut worden sein. Es wäre gewiß dringend wünschenswerth, 3 der Vorgang des edlen Mannes, der schon zweimal eine Generalchen- und Schulvisitation in Schlesien möglich gemacht hat, und sen Beispiel bereits für diese Provinz eine erfreuliche Nachfolge unden, so daß im Herbste noch eine zweite Visitation in der Diöcese peln stattfinden kann, fernere Nachahmung in dieser und in andern ovinzen fände. Leider ist für die nächste Zeit nicht zu hoffen, daß für diesen Zweck früher aus königlichen Kassen dargereichten Mittel eder flüssig werden. Aber die Kosten sind so groß nicht, daß nicht le, denen der Herr Güter dieser Welt reichlich ausgeteilt hat, das rderliche Opfer bringen könnten, ohne sich dadurch belästigt zu füh. Sie würden hierdurch dem Reiche Gottes eine große Handchung thun.

Schweden.

Der Primas der Schwedischen Kirche gegen den Geist der Auflösung, speciell gegen Schenkel.

Bei der Eröffnung der Diöcesan-Synode des Erzstiftes Upsala hat Erzbischof Dr. Reuterdahl, nach einem salbungsvollen Gebete, einen Vortrag gehalten über die Doppelfrage: Was will die gegenwärtige Zeit — und was ist mit Bezug darauf die Pflicht des evangelischen Geistlichen?

Der Verf. bezeichnet als den allgemeinen Charakter der Zeit: Auflösung. Aber indem er daran erinnert, daß Auflösung des Bestehenden und Aufeinanderfolge des Einzelnen überhaupt im Wesen der Zeit liegt, sagt er: „Demnach ist damit nicht viel gesagt, daß man als das Ziel der gegenwärtigen Zeit die Auflösung bezeichnet. Man muß zugleich nach dem Gegenstand dieser Auflösung fragen. Man muß zusehen, was das ist, was von der mächtigen, heiligen Schöpferhand Dasein, Bestand und Gestalt empfangen hat, was aber die Zeit verschwinden zu lassen strebt."

Als Solches bezeichnet nun der Verf. erstens: eine tiefe, theistische Weltansicht. Als Gegensätze dagegen schildert er ausführlicher den Pantheismus und Materialismus, und beschließt diesen Teil so: „Zwischen der einen oder anderen dieser antitheistischen Grundansichten fängt die Welt, besonders die, welche sich selbst die wissenschaftliche nent, an geteilt zu sein. Ist Demut die Gefährtin der ächten Wissenschaftlichkeit, so hat man Anleitung, die Aechtheit der angedeuteten Wissenschaft zu bezweifeln. Für sich selber hat sie eben so hohe Ansprüche auf Unfehlbarkeit, als geringe Vorstellungen von Allem, was davon abweicht. Ihre Meinungen bleiben nicht beschränkt auf die sogenanten Gelehrten. Sie gehen teils über zu den obern und mittleren Klassen der Gesellschaft, welche noch keineswegs die etwas veralteten Prädicate der Aufgeklärten und Achtungswerten verschmähen, und teils zu einem niederen Gebiete, wo man auch Anspruch macht auf Aufklärung und Recht zu Achtung."

Als das Zweite wird dann das auf theistischem Grunde erwachsene Staatswesen betrachtet, dessen Wesen und geschichtliche Entwickelung in raschen Zügen gegeben wird, worauf der Verf. fortfährt: „Aber dieser Gedanke wird nun bei Weitem nicht mehr allgemein festgehalten. Man kehrt das Verhältnis um. Die, welche früher untergeordnet waren, werden jezt von Vielen am höchsten gestellt. Der schöne Ausdruck, mit welchem man in früheren Tagen bezeichnen wollte, daß man die Höhergestellten ansah als von Gott verordnet, um dessen Angelegenheiten unter den Menschen auszurichten, der Ausdruck „von Gottes Gnade" ist ein Gegenstand des Spottes und Hohnes. Ob die Uebergeordneten sich nicht länger vor Gottes Willen beugen, damit nimt man es nicht so genau; aber vor dem Willen der Untergeordneten sollen sie sich beugen. Thun sie das nicht, so heißt es, sie misverstehen ihre Stellung und misbrauchen ihre Macht, und man könne Recht haben, gegen sie allerlei geschehen zu lassen, was in älterer Zeit ernste Namen hatte und strengen Strafen ausgesezt war. Nun ist fast alle strenge Bestrafung verschwunden. Fast Alles darf geschehen. Und je höher die Personen gestellt sind, und je heiliger die Verhältnisse gehalten werden müßten, und je theurer die Interessen angesehen, eine desto geringere Bedeutung mißt man ihrer Verletzung bei. Dagegen ist Manches, was früher unbedeutend war, zu einer Art Majestät angewachsen, zu einer Majestät, die weit höher gilt als Gottes. Ja, man redet davon, die bürgerliche Gesellschaft von aller Anerkentnis Gottes und seiner Majestät zu lösen, sie als einen Bau für sich, ohne religiösen und sittlichen Grund, bestehen zu lassen. So anderswo, so bei uns. Mächtig greift die auflösende Kraft der Zeit in unsere bürgerlichen Verhältnisse ein."

Drittens wird als „die schönste Blüte der theistischen Weltanschauung und des europäischen Staates das Christentum bezeichnet." Dessen reiche, unerschöpfliche Lebenskraft offenbart sich darin, daß es vielfältig sein kann und doch eins, daß es an Blättern und Blütenblättern, an Schüssen und Farben wechseln kann und doch die wesentliche Eigenschaft beibehalte, die es zum Christentume macht. Welches diese Eigenschaft ist, brauchen wir kaum zu sagen; es ist der Glaube an Jesus von Nazareth, als Christus, als

Sohn des lebendigen Gottes. Behält es diese wesentliche Eigenschaft, so bringt es auch solche Frucht, die von ihm ausgeht, Heiligkeit und Reinheit in Gemüt und Leben. So lange dieser Glaube und diese Heiligkeit unangetastet gelassen werden, so lange besteht Christentum. Aber sie bleiben in unsern Tagen nicht unangetastet. Gelehrte und ungelehrte, spitzfindige und einfältige, rechtmeinende und gehässige Beweise, daß Christus vielleicht mit Rücksicht auf Erfolg, aber nicht seiner Natur nach über allen übrigen Menschen gestanden hat, treten in allen Ländern, treten auch bei uns auf, und man hört sie mit der größten Aufmerksamkeit, man meint, sie enthalten die unwidersprechlichste Weisheit. Und um einen noch größeren Erfolg zu erzielen, bedient man sich bei den Beweisen der Ausdrücke solcher Männer, welche seit jeher Führer der Welt im christlichen Glauben gewesen sind, und legt bei großer Unwissenheit oder durch grobe Verdrehung in ihre Ausdrücke einen Sinn, welcher dem wirklichen völlig widerspricht. Ja, man vermeint an der Beurteilung des christlichen Staates sowol als an dessen Regierung und Leitung Teil nehmen zu können, wiewol man offen einen solchen Unglauben ausspricht. In einem europäischen Staate, der noch als christlich gelten will, hat man jüngst die oberste kirchliche Behörde eine große Schaar von Geistlichen abweisen gesehn, welche forderten, daß ein Mann, der sich zum Vorkämpfer der gegen Christum Ungläubigen und Untreuen aufgeworfen hat, mindestens von Teilnahme an Leitung der Kirche wenn nicht von dem geistlichen Amte entfernt werde. Und das hat auch bei uns großen Ruhm gefunden. In einem andern christlichen Staate soll man förmlich beschlossen haben, daß alle Arbeit am Feiertage erlaubt ist, und daß die Wächter der Kirche ihre Stimme nicht dagegen erheben dürfen. Könte man alle die Mitglieder eines christlichen Staates und aller Klassen der Staatsangehörigen zählen, welche, ohne ihre Stimme laut werden zu lassen, in der Tiefe ihrer Herzen den Glauben an Christum als Gott verlassen haben, man würde staunen über den Fortschritt in der Auflösung dieses Kernes der Christenheit. Was aber Gutes statt des so Zerstörten gebildet werde, können unsere Augen nicht entdecken.

Die Blüte des Christentums ist das Bekentnis, welches also nicht gleichgültig ist; hat man das wahrste Bekentnis gefunden, so bleibe man demselben mit ernster Liebe treu, ohne Verachtung und Haß gegen andere Bekentnisse, ähnlich wie man Eltern, Heimat und Vaterland treu lieben soll, ohne die anderen zu hassen. Das ist jezt nicht gewöhnlich. Mit dem eigenen Bekentnis ist man wenig bekant. Der Ursprung desselben, seine Besonderheiten, seine Eigentümlichkeiten, welche gewöhnlich nicht ohne eine tiefe Bedeutung, eine große Feinheit und Folgerichtigkeit sind, müssen in den Hintergrund treten, und statt dessen stellt man gewisse allgemeine Sätze auf, welche, je nachdem man sie versteht, wahr oder falsch sein können welche aber meist so verstanden werden, daß sie entweder nichts oder eine Unwahrheit enthalten. So gilt in unsern Tagen unendlich Vieles für protestantisch, für evangelisch, für lutherisch, was es nicht ist. Dagegen erhebt man sich mit starker Feindschaft gegen viel Katholisches, was entweder rein christlich ist und also auch von einem evangelischen Christen anerkant werden muß, oder so nahe mit katholischen Grundsätzen und Ordnungen verbunden, daß die Verläugnung desselben auch eine Verläugnung dieser wäre. Hier mag der Freude Erwähnung geschehen, welche viele Protestanten fühlen über die Drangsale, in welchen sich die katholische Kirche und ihre höchste Regierung in unsern Tagen befindet. Diese Drangsale haben wahrlich nicht ihren Ursprung im Eifer für wirkliches Christentum, eher im Gegensatze dazu, und darum ist die Freude nicht wolbedacht. Was heute der katholischen Kirche geschieht, kann morgen der evangelischen geschehn, und nach unserer Meinung weist es auf die Auflösung der Kirche und des Bekentnisses, nicht auf ihre Befestigung; und deshalb ist es auch nicht ohne Bedeutung für den Gegenstand, von welchem wir hier reden."

Nachdem der Verf. dann angedeutet hat, wie solche Auflösungsarbeit ihre Bundesverwandten in der Selbstgefälligkeit, eigener Klugheit und Bequemlichkeit des natürlichen Menschen hat, bezeichnet er als das Erste, was den evangelischen Geistlichen anzuempfehlen ist: „eine umfassende Einsicht und gewissenhafte Prüfung, aber so wenig gehemt durch das laute, gewöhnlich sehr terroristische Rufen der Tagesstimmen, als verwirrt durch die einschmeichelnden aber trügrischen Verheißungen derselben Stimmen. Das Zweite ist: Treu im Beruf. Unser Beruf ist zu bewahren nicht zu zerstören. Ihr seid das Salz der Erde, sagte unser Meister einst zu unsern Vorgängern und durch sie zu uns. Mit dem Salze aber will man bewahren nicht auflösen. — „Sind wir diesem Berufe nicht mit Herzen und Sele zugethan, finden wir denselben nicht der Bewahrung wert, wollen wir nicht das Beste, was wir besitzen, unsere geistigen Kräfte, unsere ungeteilten Bestrebungen, unsere innigen und brünstigen Gebete daran verwenden, so mögen wir uns unzweideutig auf die Seite der Gegner stellen, laßt uns abtreten von dem Platz den wir zur Verwahrung empfangen haben, laßt uns den Eid aufsagen, den wir geschworen. Eins von Beiden liegt dem evangelischen Geistlichen unläßlich ob: entweder treue und ehrliche Wachsamkeit und Dienstbeflissenheit an dem Platz, der ihm gegeben — und Dienstbeflissenheit in keinem andern Sinne, als welchen der Geber des Postens gemeint hat — oder Aufgeben des Postens. Wer im Bewußtsein eine schlechte Sache vertheidigen zu sollen, der Vertheidigung entsagt, verdient nicht geringe Achtung. Verächtlich dagegen ist der, welcher sich für einen Freund ausgibt, aber ein heimlicher, verstellter Feind ist und seinen Posten behält mit der Absicht ihn zu verrathen. Ich rede hier nicht von der Ungewißheit, von den Zweifeln, welche in einzelnen Punkten bei Manchem aufkommen können, welche vielleicht, wenigstens das eine oder andere Mal, bei den Meisten aufkommen und mit Gewißheit Wärme und Eifer in allem Wesentlichen und Hauptsächlichen vereinbar sind. Am besten freilich wäre es, wenn auch solche Zweifel nicht da wären. Leicht können sie sich auch zu dem Hauptsächlichen ausbreiten und die Kraft dafür zu arbeiten vermindern. Aber sie können auch mit Gottes Hilfe und unter demütigem Flehen zu Gott verschwinden oder unschädlich werden. Es wäre unrecht, um derselben willen sich selbst oder Andern aufzuerlegen, den Dienst zu verlassen den man in der Tiefe seiner Sele liebt und ehrt. Aber ich rede von der entschiedenen, gleichviel ob verheimlichten oder ausgesprochenen Ueberzeugung von der Falschheit des bisher gültigen Grundes und der bisherigen Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, des Theismus von der Falschheit des religiösen Staates, des Christentums und der kirchlichen Bekentnisses. Ich spreche ohne alles Bedenken meine Ansicht aus, daß wer von der Unrichtigkeit alles dessen überzeugt ist und doch Geistlicher bleibt, ein unwürdiger Geistlicher ist und unvermögend in seinem Berufe ehrlich und treu zu arbeiten."

„Das Dritte, woran ich erinnern will, ist ruhige und fröhliche Zuversicht. Unsere Zeit hat viel Anlaß zu Bekümmernis; es kann ja, es wird noch Schlimmeres kommen, und vielleicht bald; aber mutig! Der die Erde umgebende Himmel ist in seinem ganzen weiten Kreise nie vollkommen wolkenleer. So ist's Gottes Gesetz und Anordnung. Aber über den Wolken thront ein Herr, der bald mit Sturm und Unwetter, bald mit warmem Sonnenschein die Wolken verjagt. Laßt uns seinem Willen ergeben sein. Laßt uns erwarten, was Er senden will. Schickt er uns Sturm, so laßt uns vor Ihm uns beugen. Wendet er ab was zu drohen scheint, so laßt uns dafür dankbar sein. Er gibt nicht das Werk preis, das in Ihm seinen Ursprung hat, und an dem er uns zu Arbeitern bestellt hat. Laßt uns unserm Hausherrn gehorsam und treu sein. Es hilft zu nichts, den Mut und die Hände sinken zu lassen. Es hilft auch zu nichts bei Unfällen zu erschrecken. Die sendet der Herr. Es ist uns nicht einmal erlaubt, mit Ingrimm und Bitterkeit unsern Feinden zu begegnen. Ihre Sache kann schlecht sein, aber sie selbst können vielmehr unwissend und irregeleitet sein, als sich mit Absicht und Bewußtsein im Dienste böser Mächte befinden. Ist ihre Sache schlecht, so geht sie schon unter, ohne daß wir sie anfallen mit einer Gesinnung und mit Waffen, die uns nicht geziemen. Ein solcher Anfall gereicht ihnen und ihrer schlechten Sache mehr zum Nutzen als zum Schaden. Ist unsre Sache gut, wie wir zu Gott hoffen, so kann sie zwar für kürzere oder längere Zeit gedrückt sein, — das kann uns und unserer Sache zum Nutzen gereichen — aber ganz unterdrückt kann sie nicht werden. Denen, die Gott mit reinem Herzen dienen, gereicht Alles zum Guten. Amen."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 9. August. № 63.

Das Vaterunser.

I.

Die Ev. K. Z. hat sich in ihrem langen Laufe noch nie eingehend mit dem Gebete beschäftigt, von dem Cyprian sagt: „der uns das Leben gab, lehrte uns auch beten, damit wir, wenn wir mit Bitte und Gebet, welche der Sohn lehrte, zum Vater reden, leichter gehört werden.“ Diese Lücke gedenken wir jezt nach Kräften auszufüllen. Die eingehende Erörterung eines Teiles des Wortes Gottes, welcher durch alle Zeiten der Kirche auf ihr Wesen den tiefsten Einfluß ausübt, darf in einer Kirchenzeitung nicht fehlen. Das tägliche Gebet darf nicht vergessen werden über den Fragen, die zu dieser oder jener Zeit das Interesse auf sich ziehen.

Im Einklange mit der Zehnzahl der Gebote Gottes besteht auch das Gebet des Herrn aus zehn Sätzen. Der Eingang und der Schluß, welche das gemeinsam haben, daß sich das betende Gemüt in ihnen in die Fülle des Reichtums Gottes versenkt und daraus die Zuversicht der Erhörung schöpft, vollenden sich in der Dreizahl: „Vater unser im Himmel“, „denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herlichkeit“, „Amen“. Die Hauptmasse bilden sieben Wünsche. Die Siebenzahl wird geteilt durch die drei und die vier. Den formellen Teilungsgrund bildet die dreimalige Wiederkehr des dein, die viermalige des unser. Drei Wünsche haben die Ehre Gottes zum Gegenstande und vier unser Heil. Daß die ersteren den Anfang bilden, ist von großer praktischer Bedeutung. Es steht im Einklange damit, daß bei den zehn Geboten die erste Tafel das Verhalten zu Gott betrifft und erst die zweite die menschlichen Verhältnisse ins Auge faßt. Luther sagt: „Wo nicht endlich, fürnehmlich, bescheidentlich, sonderlich göttlicher Name und sein Lob in und durch alle unsere Werke gesucht wird, zum voraus in unserem Gebete, so sind unsere Werke und Gebete unrein und lästern Gott und seinen heiligen Namen. — Darum ist zu merken, daß in den ersten drei Bitten das Wort dein und in den nachfolgenden diese Wörter: uns und unser stehen, zu einer Unterweisung, daß wir zum ersten Gottes Ehre, Reich und Willen, und danach das unsere suchen und begehren sollen, aber dennoch nicht anders, denn in und mit den Dingen, die Gottes Ehre, Reich und Willen belangen.“ Man muß sich ja hüten, wie nach dem Vorgange des Augustinus auch Luther selbst gethan hat, diesen Unterschied zu einem fließenden zu machen, indem man schon die drei ersten Wünsche blos oder vorwiegend auf das persönliche Bedürfnis des Individuums bezieht: dein Name werde von mir geheiligt, dein Reich komme zu mir. Durch solche unbegründete Auffassung wird die Sorge um Gottes Ehre in Schatten gestellt. Wo diese wahrhaft das Gemüt erfüllt, da tritt das individuelle Bedürfnis zurück, das Herz erweitert sich, der Fortschritt der Sache Gottes auf der weiten Erde wird der erfüllende Gedanke.

Man kann wol von sieben Bitten des Vaterunsers reden, aber streng genommen verdienen nur die vier lezteren den Namen der Bitten, die drei ersteren sind Wünsche und Gebete, aber keine eigentlichen Bitten. Dieser Unterschied ist schon in der Form scharf ausgeprägt. „In den drei ersten Bitten — sagt Veith, das Vaterunser, Wien 1833 — durchgehends die nämliche allgemeine unpersönliche Form. Warum sollten wir diese Bitten nicht mit größerer Bestimtheit aussprechen dürfen: heilige deinen Namen in uns, lasse dein Reich kommen zu uns, bethätige und erfülle deinen Willen in uns? Oder wir wollen deinen Namen heiligen, wir werden in dein Reich eingehen, wir sind bereit deinen Willen zu erfüllen? — Würden jene Bitten in der ersten Form gestellt, so hätte es den Anschein als meinten und verlangten wir, daß Gott allein ohne unsere Mitwirkung alles dies vollbringe; in der zweiten Form hingegen würden sie einen höchst anmaßenden Ton gewinnen, als lebten wir des kühnen Vertrauens, so hohe Zwecke durch eigne Kraft und ohne Hilfe von oben durchzusetzen. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht. Denn ohne mich könt ihr nichts thun.“ Die vier lezten Sätze sind reine Bitten, sie betreffen solches, was Gott allein wirken kann. Dagegen die drei ersten sind ein Ineinander von Bitte, Wunsch und Gelübde, was nur auf Grund des Vorwiegens jenes ersten Momentes mit dem Namen der Bitte bezeichnet werden kann. Das Moment der Bitte ist in ihnen, weil in der Hauptsache nur durch Gott gewirkt werden kann, daß sein Reich komme u. s. w., das Moment des Wunsches, weil der entgegenkommende Wille des Menschen dazu gehört, das Moment des Gelübdes, weil es widersinnig wäre, um das Kommen des Reiches Gottes zu bitten und es zu wünschen, wenn man für seine Person entschlossen ist, diesem Kommen einen Riegel vorzuschieben.

Im Einklange mit diesem Unterschiede in dem Gebete des Herrn unterscheidet Paulus mehrfach zwischen Gebet und Bitte. So in Ephes. 6, 18. 1 Tim. 5, 5. Besonders nahe aber berührt sich mit dem Gebete des Herrn die Stelle Phil. 4, 6: „Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset eure Wünsche in Gebet und Bitte mit Danksagung vor Gott kund werden." Alle Bitten sind Gebete, aber nicht umgekehrt. Alle sieben Sätze der Hauptmasse des Vaterunser sind Wünsche und Gebete, aber nur die vier lezteren sind Bitten. Die Danksagung, welche der Apostel neben Gebet und Bitte als notwendiges Erfordernis des Gebetes bezeichnet, ist in dem Gebete des Herrn durch den Eingang und besonders durch den Schluß vertreten: alles Loben ist in dem Sprachgebrauche der Schrift zugleich Danken: „wir loben, preisn, anbeten dich, für deine Ehr wir danken." Das Gebet wird matt, wenn nicht durch das Loben und Danken, die Betrachtung der unendlichen Herlichkeit Gottes, die Zuversicht gestärkt, der Eifer entzündet wird.

Das Gebet des Herrn ist ein Gebet für arme Sünder, die der Vergebung und der Erlösung bedürftig sind. Das tritt uns nicht blos in dem: „vergib uns unsere Schulden" und dem: „führe uns nicht in Versuchung" entgegen, obgleich es da seinen concentrirtesten Ausdruck findet, es zieht sich durch das Ganze hindurch. Hinter dem: „geheiligt werde dein Name" z. B. ist ein Kyrieleis verborgen: es weist darauf hin, daß der Entheiligung des Namens Gottes in uns und außer uns ein weiter Spielraum gegeben ist. Das: „unser wesentlich Brot gib uns heute", weist darauf hin, daß wir wie im Leiblichen so auch im Geistlichen gar arm sind und verschmachten müssen, sobald Gott seine milde Hand nicht aufthut. Das Wort: „wie auch wir vergeben unseren Schuldigern", hat solche zur Voraussetzung, denen das Verlangen nach Rache noch hart zusezt, die sich seiner nur erledigen können, wenn sie ihr Herz zu Gott tragen und es vor sein heiliges Angesicht stellen.

Angesichts dieser Thatsachen muß die Kühnheit überraschen, mit der die Römische Kirche von Heiligen in diesem armen Leben auf Erden träumt, mit der so eben der „Methodistenkirche" das als ein erhabner Vorzug angerechnet wird, daß sie sittliche Vollkommenheit als ein schon hier erreichbares Ziel hinstellt. Ein Lehrer dieser Kirche, Warren, sagt in dem ersten Teile der „systematischen Theologie", Bremen 1865: „Das formale Princip des Methodismus ist die christliche Vollkommenheit oder die völlige Liebe. Calvins Idealchrist ist blos ein Knecht Gottes, Luthers ein Kind Gottes, Wesleys ein vollkommner Mann, der da sei in der Maße des vollkommnen Alters Christi. — Der Calvinismus oder der Lutheranismus vermag nicht die geschichtliche Thatsache gelten zu lassen, daß es Heilige gegeben hat, Menschen, die in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelich gewandelt haben. — Der Methodismus hält uns ein Ideal des christlichen Charakters vor, dessen überirdische göttliche Schöne das Herz mit unbeschreiblicher Sehnsucht erfüllt, und dann, anstatt die Erreichung desselben bis zum Auferstehungstage hinauszurücken und uns mittlerweile der Peinigung eines untilgbaren sündlichen Naturprincipes zu verurteilen, versichert er uns, daß Gottes Gnade uns zu diesem Ideale verhelfen, dies Ideal in uns verwirklichen kann und will. Die Ermunterung zum Wachstum in der Gnade, welche schon in dem Glauben an die Erreichbarkeit eines Standes liegt, wo man durch Gnade das Gesetz der Liebe erfüllen kann, ist unberechenbar." Wie ist es doch möglich, Ansichten aufzustellen und als Fortschritt anzupreisen, welche in dem offenbarsten Widerstreite gegen die ersten Elemente der christlichen Wahrheit stehen, welche gleich an dem Gebete zu Schanden werden, welches die ganze Christenheit im Herzen und im Munde hat! Augustinus sagt in der epist. 89 ad Hilarium: „Allen ist das Gebet des Herrn nötig, welches der Herr auch den Leitern der Herde selbst, den Aposteln gab, daß ein jeder zu Gott spreche: vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Wem diese Worte nicht nötig wären, der würde sich als ein solcher darstellen, der ohne Sünde lebt. Hätte der Herr aber vorhergesehen, daß solche existiren würden, bessere als seine Apostel waren, so würde er sie ein anderes Gebet lehren, worin sie nicht bäten um Vergebung der Sünden, sie, denen in der Taufe schon alles vergeben war." Hand in Hand mit dem Zeugnisse des Gebetes des Herrn gegen solchen Irrtum geht eine ganze Reihe anderweitiger vollkommen deutlicher Aussprüche der Schrift, wie z. B. das Wort (1 Joh. 1, 8. 9): „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Untugend", ein Ausspruch, der, wie Bengel richtig bemerkt, zeigt, „daß es schon damals solche gab, welche die Sünde und also auch die Gnade verringerten." Der Grund aber aus dem Nutzen, welcher für die schriftwidrige Lehre geltend gemacht wird, ist sehr zweifelhafter Natur. Die Erfahrung zeigt, daß Hand in Hand mit der Vertiefung der Sündenerkentnis die Scheu vor der Sünde und der Eifer in der Heiligung geht.

In der alten Kirche gehörte der Gebrauch des Gebetes des Herrn zu den Vorrechten der Getauften. Chrysostomus in der 2. Homilie zu 2 Cor. sagt: „wir können nicht eher Gott Vater nennen, als bis wir durch das heilige Wasserbad die Sünden abgewaschen haben. Wenn wir dort jene böse Last niedergelegt haben, dann sprechen wir: unser Vater der du bist im Himmel." Aus der 42. Homilie des Augustinus ersehen wir, daß die Catechumenen erst auf der lezten Stufe, als Taufcandidaten, wenige Tage vor der Taufe das Gebet des Herrn lernten. Das Gebet des Herrn wurde deshalb das Gebet der Gläubigen genant. Es war dies ein Teil der sogenanten Arcandisciplin, welche aus Nachahmung des Griechischen Mysterienwesens hervorging. Wir können dies Verfahren nicht billigen und müßten es bedauern, wenn man es, wozu schon hier und da ein Ansatz genommen worden ist, in der Missionspraxis nachahmen wollte. Diejenigen, welchen der Herr zuerst das Gebet gab, standen großen

Teils noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Es gilt nicht blos das schon vorhandene auszusprechen, es gilt auch den Herzen dasjenige vorzubilden, in das sie sich nach und nach hineinleben sollen. Wäre dies nicht, so müßten auch wir uns scheuen, das Gebet des Herrn auf die Lippen zu nehmen. Daß das „unser Vater", was die Kirchenväter besonders im Munde der Ungetauften für unpassend hielten, auch von solchen mit einer gewissen Wahrheit gesprochen werden kann, werden die späteren Untersuchungen zeigen.

Wie verhält sich das Gebet des Herrn, welches Lucas zu Anfang von C. 11 mitteilt, zu dem bei Matthäus in der Bergpredigt? Vielfach hat man die Verschiedenheit behauptet. Bengel z. B. sagt: „Jesus hat das unvergleichliche Gebet zu anderer Zeit nach Matthäus vollständiger dem Volke, zu anderer Zeit nach Lucas kürzer den darum bittenden Jüngern vorgeschrieben." Die eingehendere Untersuchung aber zeigt, daß Jesus nur einmal, in der Bergpredigt, das Gebet vorgeschrieben hat.

Lucas teilt in C. 9, 57 — 18, 34 zwischen dem chronologisch geordneten Anfang und Ende der Geschichte Christi an der Gränze des Leidens einen ganzen Inbegriff von Thatsachen mit, die er nicht chronologisch einreihen will. In diesem Abschnitt steht bei ihm das Gebet des Herrn. Wir haben also in Bezug auf die chronologische Einreihung desselben vollkommne Freiheit, und in der Stellung bei Lucas liegt gar kein Grund, die jedenfalls zunächstliegende Annahme der Identität zu verlassen. Daran wird um so weniger gedacht werden dürfen, da gleich darauf bei Lucas, in V. 9—13 desselben Capitels: „bittet so wird euch gegeben" u. s. w., eine Stelle sich findet, die ebenfalls unläugbar aus der Bergpredigt entnommen ist. Ferner, Lucas gibt, nachdem er in C. 6, 20—49 den für seine ersten Leser geeigneten Kern der Bergpredigt in der chronologischen Reihenfolge der Begebenheiten mitgeteilt hat, später in dem chronologisch nicht gebundenen Teile noch eine Reihe von Entlehnungen aus der Bergpredigt, C. 16, 17. 12, 58. 59. 16, 18. 12, 33. 34 u. s. w., die sich eben dadurch als Entlehnungen kundgeben, daß sie nur in dem chronologisch nicht gebundenen Teil vorkommen. Nach der Analogie dieser anderweitigen Herübernahmen wird Lucas auch das Gebet des Herrn aus der Bergpredigt entnommen haben.

Das Gebet des Herrn wird bei Lucas durch die Worte eingeleitet: „Und es begab sich, daß er war an einem Orte und betete. Und da er aufgehört hatte, sprach seiner Jünger einer zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger lehrete." Auch dieser Eingang führt uns auf die Identität des Gebetes des Herrn bei Lucas mit dem bei Matthäus. Grade bei Lucas wird erwähnt, daß Jesus vor der Bergpredigt gebetet habe, 6, 12: „es begab sich aber zu der Zeit, daß er auf den Berg ging zu beten, und er blieb über Nacht in dem Gebete zu Gott." Nach Lucas scheint das Vorbild des Betens Christi den Anlaß zu der Bitte der Jünger gegeben zu haben, nach Matthäus würde der Anlaß durch die im Zusammenhange der Bergpredigt vorkommende Warnung Christi vor einem einzelnen Misbrauche beim Beten gegeben sein. Allein das ist in der That kein Widerspruch. Die eigentliche Wurzel des Verlangens war das Anschauen des Betens Christi. Zur Aeußerung des Verlangens aber gab Veranlassung, daß Jesus im Zusammenhange der Bergpredigt auf das Gebet zu sprechen kam. Nach den Analogien, welche namentlich die längeren Reden Christi bei Johannes für eine Unterbrechung durch die Jünger darbieten, wird die Annahme einer solchen hier gewiß nichts Unwahrscheinliches haben.

Von Bedeutung für unsere Frage ist noch, daß alle irgend bedeutsamen Abweichungen von dem Gebete bei Matthäus nur in Abkürzungen bestehen. Statt: „unser Vater im Himmel" hat Lucas blos: „Vater", die Bitte: dein Wille u. s. w. fehlt ganz, ebenso die: sondern erlöse uns von dem Bösen. Die Constanz dieses Verhältnisses führt uns darauf, daß wir hier kein bei einer andern Gelegenheit gesprochenes Gebet vor uns haben, sondern einen Auszug aus dem bei Matthäus mitgeteilten, welches seinem ganzen Umfange nach zu wiederholen Lucas nicht für seine Aufgabe halten konte. Ihm komt es nur darauf an, den Matthäus durch die Angabe der Veranlassung zu der Mitteilung des Gebetes des Herrn zu ergänzen, und dann einen passenden Eingang zu gewinnen zu einem ganzen Abschnitte, der sich mit dem Gebete beschäftigt.

Entscheidend für die Abhängigkeit des Lucas von Matthäus ist auch das Wort „Epiusios" in der vierten Bitte. Dieses sehr eigentümliche Wort, welches bedeutet: dem Wesen entsprechend, wesentlich, und in der Uebersetzung: unser täglich Brot, sehr unvollkommen wiedergegeben wird, komt, wie schon Origenes bemerkt, in der ganzen Griechischen Literatur nicht vor und war auch in der Sprache des gewöhnlichen Lebens ungebräuchlich, so daß es also von Matthäus gebildet sein muß. Ist dies, so muß Lucas notwendig aus Matthäus geschöpft haben, wovon die unmittelbare Folge die ist, daß das Gebet des Herrn bei Lucas mit dem bei Matthäus identisch ist. Einen ganz analogen Fall bietet uns das Evangelium des Johannes in C. 12, 3 dar. Johannes weist auf die Identität der von ihm berichteten Salbung mit der bei Matthäus und Marcus dadurch hin, daß er aus dem lezteren den sonst nirgends im N. T. vorkommenden Kaufmannsausdruck herübernimt, den Luther durch ungefälscht übersezt hat.

Aber nicht blos Lucas strebt der Vereinigung mit Matthäus zu, es liegt auch bei Matthäus solches vor, welches diese Vereinigung begünstigt.

Es fällt bei Matthäus auf, daß Jesus sich in C. 6, 7—15 von seinem nächsten Gegenstand entfernt und daß diese Verse den Zusammenhang unterbrechen. Jesus hat es in C. 6, 1 f. mit dem Gegensatze gegen die Pharisäische Scheinheiligkeit zu thun. An die Spitze stellt er den allgemeinen Satz: „Habt

Acht, daß ihr eure Gerechtigkeit (Luther nach unrichtiger Lesart: eure Almosen) nicht thut vor den Menschen, daß ihr von ihnen gesehen werdet." Diesen Satz führt er dann zuerst aus in Bezug auf das Almosen, dann in Bezug auf das Gebet, V. 5. 6, endlich in Bezug auf das Fasten, V. 16—18: das waren die drei Stücke, in denen die Pharisäische Scheinheiligkeit besonders ihr Genüge suchte. V. 7—15 beschäftigt sich überhaupt mit der rechten Art und Weise des Gebetes. Das könte nun wol eine Abschweifung sein, aber sonst wird doch in der Bergpredigt der Zusammenhang streng innegehalten und jedenfalls komt diese Thatsache der bestimten Nachricht bei Lucas entgegen, wonach Jesus durch eine Aufforderung von Seiten der Jünger veranlaßt wurde, seinen nächsten Gegenstand zu verlassen, und schließt sich mit ihr auf das freundlichste zusammen.

In Uebereinstimmung mit der bei Lucas angegebenen Veranlassung steht auch das: „unser wesentlich Brot gib uns heute" bei Matthäus, welches darauf hinweist, daß das Gebet täglich wiederholt werden, daß es die oratio quotidiana sein sollte, wie es schon in der alten Kirche genant wird. Bei Lucas verlangen die Jünger ein Gebet, wie, nach dem Vorgange der Pharisäer, vgl. Mr. 2, 18, Johannes die Seinen lehrte. Da kann nur an eine feste Form des Gebetes gedacht werden. Bei Matthäus tritt es nicht so bestimt hervor, daß es sich um eine solche handelt. Wenn Jesus ohne gegebene Veranlassung das Gebet blos im Zusammenhange der Bergpredigt mitteilte, so läge es ziemlich nahe anzunehmen, daß hier nur eine inhaltliche Norm für die Gebete gegeben werden sollte, obgleich schon das also dazu nicht recht passen will. Das heute aber sezt Matthäus in vollen Einklang mit Lucas. Mit dem aus ihm gewonnenen Resultate steht auch der Charakter des Gebetes des Herrn in vollem Einklange. Wie die zehn Gebote sich durch ihren systematischen Charakter und dadurch, daß jedes Wort in ihnen berechnet ist, als die Grundform des Gesetzes Gottes kundgeben, wesentlich verschieden von den freier gehaltenen Sittenvorschriften in den Propheten, dazu bestimt, von allen Mitgliedern des Volkes Gottes auswendig gelernt zu werden, so gibt sich auch das Gebet des Herrn als Gebetsform dadurch zu erkennen, daß es den Charakter eines Kunstwerkes trägt, in dem jedes Wort berechnet ist.

Nachrichten.

Aus einem Schreiben des Professors M. an dem theologischen Seminar zu Watertown in den Vereinigten Staaten an den Herausgeber.

Sie wissen, wie Tausende unserer deutschen Glaubensgenossen das alte liebe Vaterland verlassen, um hier in der Wildnis des Westens sich unter jahrelangen harten Mühen und Entbehrungen ein glücklicheres irdisches Los zu erringen. Viele von ihnen befinden sich jahrelang, viele, so lange sie leben, fern von allem kirchlichen Trost, ohne die Predigt des Worts und den Genuß der Sacramente in der Einsamkeit der Wälder. Der vielfach drohenden heidnischen Verwilderung entgegenzuarbeiten, das Schwache zu stärken, den in den Wildnissen nach den Tröstungen des Predigtamts Verlangenden nachzugehen, ist seit manchem Jahre eifriges Bemühen der lutherischen Synode von Wisconsin. Ihre Prediger wohnen in Städten und auf dem Lande, in der Wildnis der Wälder und auf den Prairien, alle überhäuft mit Arbeiten, viele mit Pflege mehrerer, manche sogar von sieben Gemeinden betraut, die weit zerstreut in den Wäldern wohnen. Der Herr hat die durch Tod oder andere Ereignisse eintretenden Lücken gefüllt, hat unsere Zahl vermehrt, uns die Hilfe einiger deutschen Vereine und der Pennsylv. Synode erhalten, uns einen Sieg nach dem andern gegeben — aber doch möchte man, wenn man die Menge derer betrachtet, die aller kirchlichen Pflege entbehren, wenn man immer wieder sieht, wie gering unsere Zahl im Verhältnis zu den Arbeitsfeldern und den Angriffen der Secten ist, trauern und jammern. Als ich einmal an einen Ort im Urwalde kam, wo die Deutschen zum Teil schon 16 Jahre wohnten und noch nie einen deutschen Prediger, nicht einmal einen methodistischen, gesehen hatten, als ich da sofort Gottesdienst hielt und nach der Predigt 26 Kinder im Alter bis zu fast 16 Jahren taufen mußte, als ich sie um einen Prediger bitten und von der traurigen Feier der Sontage erzählen hörte, da wollte mir das Herz brechen vor Jammer über solche Verlassenheit — und wie oft begegnet solches einem Reiseprediger und würde noch mehr sich ereignen, wenn die Wildnisse von Minnesota, Nebrasca, Dacota, Kansas u. s. w. dem Blick der Christenheit erschlossen würden. Arbeiter thun uns not, die in opferwilliger Liebe zum Herrn, treu dem Bekentnis unserer Väter in die Fremde ziehen, um ihren Brüdern das Höchste und Beste, das Evangelium, zu bringen. Nicht die kritischen Zweifel und Schwankungen begeistern, sondern der lebendige Glaube, der das Zeugnis des heil. Geistes im Herzen spürt; während die Critik wächst und die Zweifel zunehmen, nimt der Glaube ab, erkaltet die Liebe in den Herzen. Doch aber hoffen wir, daß der Herr wie zur Zeit Elia's, so noch jezt viele Selen hat, die in festem Glauben wie unsere Väter am Worte Gottes hängen, ja daß Er manche auch im alten Vaterlande hat, die, von Seinem Geist getrieben, bereit sind, ihren Brüdern nach dem Fleisch im Westen der V. Staaten zu dienen. Ich richte darum an Sie die herzliche Bitte, unseres Werks und unserer Not zu gedenken, und, wo sich Gelegenheit dazu findet, uns bekentnistreue luth. Prediger und junge gläubige, dem luth. Bekentnis anhängende Leute zu überweisen, die in unserm theol. Seminar zu Watertown Wisc. ihre Ausbildung empfangen können.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 12. August. № 64.

Bilder aus der Gefangenenwelt.

Inmitten der Hauptstadt, wo krumme, schmutzige Straßen sich zu einem winkeligen Platz vereinen, liegt eine düstere, unregelmäßige Häusermasse. Durch den Eingang blickt man in finstere Räume. Vergitterte Fenster und die Schildwache im Thorbogen verrathen die Bestimmung des Gebäudes. Du trittst in ein Gefängnis. — Wenn der Pförtner die Eisenthüren rasselnd öffnet, weht dir eine eigene, drückende Luft entgegen und umgibt dich, wohin du auch schreitest. Nicht allein in den langen, dämmernden Gängen, in den dumpfen Zellen oder in der kleinen Kirche, wo immer ein leiser Wachholderdunst schwebt, auch auf dem geräumigen Hof und selbst im blühenden Garten, wo freundliches Grün die hohen Wände verdeckt, fühlest du diese seltsam beklemmende Atmosphäre, die mehr auf dem Herzen, als auf den Lungen zu lasten scheint. Das Bewußtsein will dich nicht verlassen, daß hinter diesen dunkeln Mauern hunderte von Menschenherzen schlagen, hunderte von Menschenselen ihr verborgenes Dasein führen, die einst, wie du, in Freiheit lebten und webten. Nur wenige Fuß breit liegen zwischen dem Draußen und Drinnen, aber welch' ein Riß! Wie schneiden die Gefängnismauern so scharf und geradlinig in das bunte wimmelnde Leben der Riesenstadt hinein! Sie trennen den armen verkommenen Handwerker, der anvertrautes Gut versezte, weil er den Jammer der Seinen nicht mehr sehen konte, vom blassen Weibe und den hungernden Kindern. Sie ziehen einen unvertilgbaren Strich durch das vielgewundene Abenteurerleben des adligen Glücksritters; gestern noch im glänzenden Salon, einem ausgewählt-aristokratischen Circle köstliche Anekdoten aus seinem Touristenleben lispelnd — heute in sehr gemischter Gesellschaft von seinen plebejischen Genossen verhöhnt und beschimpft. — Sie stellen sich dem Fluge der kühnsten und genialsten Speculationen entgegen. Man sucht Herrn H. vergeblich auf der Börse. Herr H. komt heut nicht und wird lange, lange Zeit nicht kommen. — Sie kühlen die wildesten Leidenschaften ab, und die Stürme müssen sich in ihnen legen. Entsezt erwacht der Gefangene aus der Ermattung von Rausch und Wuth, kann nicht begreifen, wie er hierher gekommen, und entsint sich endlich mit Schaudern, wem das Blut an seiner Hand und an seinen Kleidern gehört. — Sie stehen wie Felsen in rastlosen Fluten als feste Schranken gegen Alles, was draußen ist. Der Wüstling wälzt sich ruhelos auf seinem Strohsack und horcht mit gespanter Gier auf das ferne Wogen und Tosen, das nächtliche Treiben, Wagenrollen, Kreischen und verworrene Gebrause. Die schmutzigen Wellen des Sündenpfuhles haben ihn ausgeworfen wie einen Todten; aber seine irren Gedanken suchen den alten, schlüpfrigen Pfad, und von wilder Pein geschüttelt fährt er aus seinem Halbschlummer, wenn das Gehör die alten Bilder wach ruft, die er vielleicht nie wieder schauen soll. Die Mauern erfassen und umschließen den dunklen Thäter verborgener That, halten ihn und lassen ihn nimmer, werden jezt seine Wohnung und vielleicht bald das einzige Denkmal seines furchtbar geendeten Lebens.

Diese Mauern drängen sich in die verschwiegensten Tiefen des häuslichen Lebens, trennen Eltern und Kinder, Bruder und Schwester, Mann und Weib, und machen sie fremd einander auf Lebenszeit. Denn — das ist der furchtbare Fluch, den das Gefängnis jedem Scheidenden mitgibt! — wen diese Mauern einmal ergriffen, den lassen sie nie wieder frei. Er bleibt ein „bestrafter Mensch" auf Lebenszeit, und alle wolerzogenen Sünder und hochachtbaren Pharisäer wollen als unbescholtene Leute keine Gemeinschaft mit ihm haben. — „Sie hat gesessen", flüstert es laut genug im Kreise der Weiber und Mägde am Brunnen, an der Ecke und auf dem Markte, wenn mit gesenktem Blicke die Einsame vorübergeht, die sich emporriß aus dem Falle und die Dornen der Lästerung und Verachtung dem süßen Gift des frechen Lasters vorzieht.

Die Gefängnismauern haben viel gesehen und könten viel erzählen. Zwischen ihnen verschlingen sich zarte Fäden aus den höchsten Sphären des Lebens mit Beziehungen aus der schmutzigsten Hefe der Gesellschaft zu einem seltsamen, widrigen Knäuel. Von hier aus öffnet sich ein erschreckender Einblick in das verborgene, innere Leben des Volkes. Lebensläufe enthüllen sich hier, die eine furchtbare Anklage unserer Zustände enthalten.

Aus dem Weiberrevier, wo Mütter nach ihren Kindern und Töchter nach dem Vaterhause weinen, wo neben dem tiefsten Jammer der Reue die furchtbarste Verzerrung der Menschennatur in gotteslästerlicher Heuchelei, satanischer Verstocktheit und viehischer Rohheit uns angrinsen, wo neben dem zusammengebrochenen Opfer des Leichtsinns und der Lust die Frechheit höhnisch lacht und die Habsucht der Wucherinnen und Kupplerinnen kaltblütig berechnend nach neuen Opfern ihrer Selenverkäuferei ausspähet, tönt das Geschrei eines Kindes. Hier hat es das Licht erblickt, hier wird es in der Taufe dem Heiland dar-

gebracht. Man trägt es zu seiner Zeit hinaus. Gott schütze es, daß es diese Räume nicht wieder sehe! — Kaum zehn Jahre sind vergangen, und ein verkommener Junge fängt an, ein regelmäßiger, immer mehr und mehr „langzeitiger“ Gast in diesem Hause zu werden. Hier empfängt er fast den einzigen Unterricht in seinem Leben. Die Beamten sehen ihn emporwachsen, und vor ihren Augen reift er zum Manne, erfahren in aller Schändlichkeit. Von hier aus wird er ins Zuchthaus gebracht, und jede neue Untersuchung, die im Laufe seines Lebens angestrengt wird, führt ihn an diese Stätte zurück. Ja, es könte ein Abend kommen, wo ein verschlossener Wagen schnell aus dem Thore der Anstalt durch die harrende Menge fährt, — und am anderen Morgen steht ein Aufseher kopfschüttelnd an der Thür einer leeren Zelle, gerade als es 7 Uhr schlägt, und spricht nach einigen Augenblicken leise vor sich hin: „Jezt ist's vorbei.“ — Wo sollen seine Gedanken ihn jezt suchen?

Dieselben Mauern, die das Haus der Trübsal und Sünde umschließen, sind aber auch — es ist entsetzlich! — die einzige Zufluchtstätte, die lezte Hoffnung mancher Menschen. Der arbeitscheue, heimatlose Vagabunde, der aus der Stadt gewiesen, hungernd, frierend, zerlumpt, ohne Geld, mit erfrornen Füßen durch die Straßen hinkt, denkt mit Unmut: „Wärst du erst ruhig wieder drinnen“, und ist gewiß oft innerlich entrüstet, daß auf Nichtbefolgung der Ausweisung auch in der vielfachsten Wiederholung nur eine Strafe von vier Wochen steht. Von der Zeit, da das kühle Herbstwetter anfängt, bis zu den warmen Frühlingsnächten hat er ja nur die Aufgabe, seine Zeit in eine Kette von je „vier Wochen“ zu verwandeln, die nur durch den Tag der Entlassung und ein bis zwei Tage mühseligen Aufenthalts in der Freiheit unterbrochen wird. Im Sommer streifen diese Unglücklichen, für die Kraft eines sittlichen Entschlusses meist durch Trunk und Verkommenheit Erstorbenen, in den Anlagen und umliegenden Ortschaften umher, hier und da etwas arbeitend, meist bettelnd, gelegentlich auch stehlend. Sobald sie in den Straßen erscheinen, werden sie arretirt, zu vierwöchentlicher Haft verurteilt und nach derselben ohne einen Pfennig Geld, aber mit der Weisung, bei Strafe sofort die Stadt zu verlassen, sei es Winter oder Sommer, ihrem Schicksal überlassen. Der Erfolg ist immer derselbe. Der Entlassene fährt fort, thatsächlich zu behaupten, in diesem Zustande könne er nicht fortgehen, und die Polizei fährt fort, ihm thatsächlich zu beweisen, wenn er nicht gehe, so werde er bestraft. Allmälig stellt sich eine schauderhafte Stumpfheit ein, und der Aermste fühlt kaum noch die Tiefe seines Elends. Einer dieser Unglücklichen, Sohn eines Superintendenten, schon ziemlich bejahrt, erzählte, wie er durch Trunk allmälig gesunken und im Laufe seines Lebens 51 Mal (!) wegen Nichtbefolgung des Ausweises bestraft sei, und es war deutlich zu sehen, wie er mit sich ringen mußte, um noch Schmerz bei diesem Bewußtsein zu empfinden. Auf inständiges Bitten, doch endlich einmal fortzugehen, erklärte er gleichgiltig seine Bereitwilligkeit, nach Hamburg zu wandern.

In diese, den meisten Menschen so fremdartige Gefängniswelt trat ich als junger, unerfahrener Mann und empfand in ganzer Schwere jenes drückende Gefühl der Beklommenheit. Ich kam als ein Bote der Freiheit, aber die da von oben stamt. In meiner Hand hielt ich den Hauptschlüssel, der sämtliche Riegel und Schlösser des Gefängnisses öffnet. Werden sich so auch die Selen vor mir aufthun? Wollen sie sich frei machen lassen aus ihrer geistlichen Gebundenheit und Knechtschaft? Ich trug das Evangelium mit mir als den rechten Schlüssel der Herzen und kante das Prophetenwort: „Der Herr hat mich gesandt, den Elenden zu predigen, die gebrochenen Herzen zu verbinden, zu predigen den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Oeffnung.“ Aber dennoch zitterte ich in meiner Schwachheit, als Helfer Menschen entgegenzutreten, die in einem so ganz andern Elemente des Lebens heimisch waren, so ganz verschieden sein mußten von allen, deren Selenleben mir sonst wol sich geöffnet hatte. Außerdem — ich will mich nicht reinigen! — drückte mich auch wol etwas der herkömliche Schauder der Wolerzogenheit und des Anstandes vor den Opfern der strafenden Gerechtigkeit. Ich kam unmittelbar aus der Stellung an einer Erziehungs-Anstalt, die, was Geburt, gesellschaftlicher Rang, Bequemlichkeit, schimmernde Außenseite und äußerere Beziehungen der Knaben betrifft, zu den vornehmsten Instituten des Vaterlandes gehört und ihre Zöglinge als die Blüte der preußischen Jugend zu bezeichnen liebt. Und nun? welcher Kontrast! — So dachte ich, und wie bald sollte ich belehrt werden.

Die brüderliche Leitung des mir übergeordneten, höchst erfahrenen Geistlichen bewahrte mich vor groben Fehlgriffen; eine natürliche Freundlichkeit des Benehmens, aufrichtiges Mitleid und der herzliche Wunsch, den armen Leuten Gutes zu erweisen, schaffte mir leicht Zugang zum Vertrauen der Gefangenen, und die so selten Gelegenheit haben, ihr Herz auszuschütten, gönten mir bald tiefere Einblicke in die dunklen Tiefen ihres Innern. Was habe ich da erfahren und entdeckt? — Nichts, nichts weiter, als was ich überall und bei mir selber schon gefunden hatte, daß das Menschenherz ein trotziges und verzagtes Ding ist, daß die Neigung zum Bösen in jedem Menschen tiefe Wurzeln hat, daß es kein so grauenvolles Verbrechen gibt, zu dem nicht in jeder Brust die Keime liegen, während andererseits kein Verbrecher in Sünden so verhärtet und verstockt ist, daß nicht einzelne Regungen in ihm immer noch den Bruder erkennen ließen. In erschütternder Schärfe drängte sich mir die Frage auf: „Womit hast du es verdient, nicht an ihrer Stelle zu sein? und warum diese in solcher Verdamnis? — Hätten sie deine Eltern und deine Erziehung gehabt, und wärest du aufgewachsen in ihren Verhältnissen und Lebensanschauungen, du könteſt jezt vor einem von ihnen stehen, wie sie vor dir. Vielleicht wärst du in tieferem Verderben und sie hätten reichere Früchte getragen.“ — Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Sünder und dem Verbrecher; aber was sie von einander unterscheidet, ist nicht das eigne Verdienst, sondern die Gnade Gottes, welche manche Missethat nicht als Verbrechen an das Tageslicht kommen, manchen Vorsatz nicht zur That, manchen Gedanken nicht zum Entschluß reifen läßt.

Ach daß wir entsagen möchten dem lieblosen Richten und Verdammen über die Verirrten und Gefallenen, daß immer inniger und lebendiger werde die Dankbarkeit dafür, daß wir vor äußerlichen, groben Sünden und Vergehungen bewahrt geblieben sind. Trachteten wir vor allem danach, diese Schuld der Dankbarkeit abzutragen durch brüderliche Barmherzigkeit an den Verlorenen, die außer ihrer persönlichen Verantwortung noch büßen, was Eltern, Kirche und Staat durch Versäumnis an ihnen verbrochen haben!

Mochte mich anfänglich ein Gefühl banger Beklommenheit überschleichen, wenn mir die prahlerische Frechheit der Gottlosigkeit gegenübertrat; mochte mir der Anblick der in Ketten daherrasselnden Gefangenen die Brust zusammenschnüren und ein Schauder mich bei der Berührung der Hand überfliegen, welche Blut vergossen, Gift gereicht und ein gräuliches Werk der Zerstörung am Ebenbilde Gottes angerichtet hatte: es ist mir doch bald zur festen Gewißheit geworden, daß das Menschenherz unter ärmlichem Rock, wie unter ordensgeschmückter, goldstrahlender Uniform, unter dem priesterlichen Gewande, wie unter der Sträflingsjacke immer das gleiche ist, nämlich: friedlos und unruhig schwankend zwischen gut und böse, wenn es seinen Frieden nicht sucht in Dem, nach dessen Bilde es geschaffen ist. Diese Bedingung scheidet die Menschen in zwei Klassen, und diese beiden Klassen enthält jedes Haus, jede Gesellschaft, jede Kirche und — jedes Gefängnis. Vielleicht ist dieses Leztere vor Allem geeignet, zu erwecken, was im Todesschlafe liegt. Noch immer gedenke ich der Antwort eines wolbekanten und verehrten Mannes, der auf meine Mitteilung, daß ich die bisherige Stellung an der schmucken Erziehungs-Anstalt mit dem düsteren Leben eines Gefängnisgeistlichen vertauscht habe, mit ruhigem Lächeln über den Kontrast klar und sicher erwiderte: „Nun, da haben Sie jezt einen weicheren Boden für Ihre Arbeit."

Viele Leute, deren Urteil mir viel gilt und denen ich mich in Hauptsachen enge verbunden fühle, würden nicht so denken. Die Barmherzigkeit in der Beurteilung und Pflege der Gefallenen und Gefangenen tritt bei den meisten Menschen hinter einem gewissen lieblosen Gerechtigkeitsgefühl zurück, das zur Selbstgerechtigkeit in bedenklicher Wahlverwandtschaft steht. Dieser Zurückhaltung in Sachen der Gefangenenpflege begegnet man nicht nur in der Sphäre engherziger Philistrosität, wo man dem Idol des „moralischen Menschen" räuchert, sondern in specifisch christlichen Kreisen, wo sie in ihrer unerwarteten Erscheinung wahrhaft erschreckend wirkt. Auf der zehnten Westfälischen Provinzial-Synode beantragte die Kommission für innere Mission die Aufnahme einer kurzen Fürbitte für die Gefangenen in das allgemeine Kirchengebet, um die Teilnahme der Gemeinde für diesen Zweig innerer Mission zu erwecken. Die vielseitigen Einwände gegen diesen Vorschlag, die schließlich zur Ablehnung desselben führten, machten es zur Genüge klar, daß man zwar keine Gründe, aber doch die Absicht hatte, dem trefflich formulirten Antrage nicht Raum zu geben. Von Seiten eines Aeltesten wurde laut Bericht geltend gemacht: „die Gefangenen seien Verbrecher, die

Strafe erlitten; größer sei aber vielleicht noch die Zahl der Verbrecher, die dem strafenden Arme der Gerechtigkeit entgingen, und für alle Verbrecher könne doch die Gemeinde nicht beten. (!)" Ein anderer Redner versuchte das Wort, welches uns zu diesem Zuge der thätigen Liebe unmittelbar auffordert, Matth. 25, 36: Ich bin gefangen gewesen und ihr habt mich besucht, dadurch unschädlich zu machen, daß er meinte, die Stelle beziehe sich auf die Person des Herrn und nicht auf Gefangene. (?!) Andere wollten nur von einer Fürbitte für schuldlos Gefangene hören und wußten, daß die alt-christlichen Liturgien es so gemeint hätten. Die Fürbitte für Gefangene im Kirchengebet des Chrysostomus wurde gewaltsam so gedeutet, als sei damit auf die um des Glaubens willen Gefangenen angespielt. Daß die damalige Zeit so verblümte Anspielungen nicht liebte, sondern in ihren Andeutungen sehr deutlich war, weiß Jeder, der des Chrysostomus eigene Geschichte kent. Außerdem begreife ich nicht, wie der um des Evangeliums willen leidende Unschuldige der heilsamen Gnade mehr bedürfe, wie der Verbrecher, dem die Welt noch nie vielleicht ein Angesicht voll Liebe gezeigt hat, und der keinen Heiland kent. In unserm hochgebildeten christlichen Staate gibt es hilf- und hoffnungsloses Heidentum, zu dem keine Friedensboten gehen wollen.

Ein eifriger, gläubiger Superintendent, der keinen Augenblick anstehen würde, seinen Sohn als Missionar nach China zu senden, sagte nach einem Gespräch über Gefangenenpflege mit überlegenem Lächeln zu mir: „Es ist doch seltsam, daß unser Herr Jesus die Gefangenen nicht besucht hat, während er die Heidenmission ausdrücklich befahl." Ich hätte entgegnen können, daß er ja auch nicht gegen den Brantwein gepredigt und keine patriotischen Vereine gestiftet hat, doch schien mir Schweigen eine ebenso passende Antwort.

Aber komm und siehe selbst, ob dir die Gefangenen des Mitleides, der Fürbitte oder Hilfe wert scheinen, ob du in ihnen noch die entstellten und verwischten Züge des göttlichen Ebenbildes erkennst, vermöge dessen sie deine Brüder sind. Komm und lasse dich durch das dunkle Revier führen, auf dem die Pfade des Unglücks und der Schuld so ineinander verlaufen, daß du sie oft nicht von einander scheiden magst! —

Im freundlichen Stübchen des Geistlichen, fast dem einzigen Raume des Gefängnisses, in dem heller Sonnenschein ungehinderten Zutritt hat, und wo der Gefangene seine äußere Lage vergessen kann, sitzen zwei Männer im eifrigen, freundlichen Gespräch. Es ist kein Streit, keine Erörterung, auch keine Belehrung, die hier stattfindet, sondern eine Unterredung über etwas zwischen ihnen Feststehendes, unerschütterlich Gegründetes, zu dem von beiden Seiten aus den Erfahrungen innern und äußern Lebens ein Baustein nach dem andern hervorgeholt wird, so daß im Gefühl wachsenden Vertrauens und immer fester werdender Gewißheit der Eintracht in dem, was der tiefste Grund und das höchste Ziel des Lebens ist, alle die Schranken fallen, welche diese beiden Menschen vor der Welt trennen.

„Es ist doch wunderbar, Herr Prediger, wie die evangelische Lehre in allen Streitpunkten der katholischen gegenüber Recht hat und diese doch nicht überwindet. Die Katholiken stützen sich auf die heilige Schrift und auf menschliche Erfindungen, und, wo das Beides nicht zusammen stimt, muß Gottes Wort menschlichen Werken weichen. Die Evangelischen gründen sich aber nur auf die Bibel." — So spricht ein noch junger Mann im stärksten westfälischen Dialecte, von kraftvoll unterseztem Gliederbau, aber sehr gebeugter Haltung. Sein Kopf ist fast kahl; durch den starren, rothen Schnurrbart ziehen sich einzelne graue Haare, und seine Gesichtsfarbe ist bleich. Aber seine hellblauen Augen blicken frisch und scharf und dabei kindlich-vertrauensvoll um sich, ja oft mit raschem, freudigem Aufblitzen, wenn ihm ein Gedanke komt, so daß man bald erkent, in diesem schon halb gebrochenen Leibe wohnt ein gesunder, tüchtiger und kräftiger Geist, der nicht fern ist von der Quelle unvergänglicher Kraft, unverwelklichen Lebens. — „Ich will mich nur auf Gottes Wort verlassen und in der Schrift suchen, wie Er uns ausdrücklich geboten hat. Unsere Geistlichen verbieten es uns." Denn der Mann ist selbst Katholik. — „Meinen Trost habe ich darin gefunden, nachdem ich anfänglich so tief erschrocken war. So oft ich jezt traurig werde und weinen möchte, schlage ich auf und lese drei Zeugnisse der Barmherzigkeit, meine drei Lieblingsstellen im Worte Gottes. Wenn auch von Kain's Stirne das Zeichen des Fluches nicht getilgt wurde, weil er nicht vermochte, seine That zu bereuen, so steht doch geschrieben: „Ob deine Sünde blutroth wäre, soll sie doch schneeweiß werden." Und wenn der unglückliche Judas in der fruchtlosen Qual der Verzweiflung ververdarb, so hat doch Petrus Gnade gefunden, weil er aufrichtige Buße that. Und wenn jener Schächer den Tod des Verbrechers mit Recht sterben mußte, hat der Heiland doch sein Seufzen gehört und in Seligkeit verwandelt, da er sprach: „Heut wirst du mit mir im Paradiese sein." Er hält Sein Wort, ob auch die ganze Welt lügt. Er wird ihn nicht in die Hölle geschleudert haben und auch nicht in ein Fegefeuer. Er hat gesagt: „heut" und „mit mir." Darum glaube ich auch an kein Fegefeuer, denn wo wir auch mit Ihm sind, müssen wir selig sein. Darum, wenn meine Stunde komt, will ich mir mit aller Kraft der Sele das Bild des gekreuzigten Erlösers vor die Augen stellen und alles Andere um mich her vergessen und zu ihm seufzen: Erbarme dich mein! Dann — denke ich — kann Er mich doch nicht verstoßen. Wenn das mein lezter, einziger Gedanke ist, kann ich doch nicht verloren gehen." — Und wie er jezt die grobe, schwere Hand erhebt, um flüchtig über das bleiche, aber freudig-feste Gesicht zu fahren, rasselt eine klirrende Kette zur Erde; denn der Mann ist auch ein Mörder und harret mit Sehnsucht auf die Vollstreckung seines Urteils. —

Josef S. stamt aus dem Münsterlande, und wenn er von seiner Jugendzeit erzählt, und seine Augen hell aufleuchten, und ein Freudenschein über sein Gesicht fliegt in Erinnerung vergangener Tage und ohne jedes weichliche Schmerzgefühl über unwiederbringlich

Verlorenes, da bekomt man einen Begriff von der gedrungenen Tüchtigkeit jenes altsächsischen Menschenschlages der Westfalen, die echtes Schrot und Korn bewahrt haben seit den Tagen Karls des Großen, die so treu und fest in ihrem schweren, kalten Boden, ihrer feuchten, dicken Nebelluft, ihren uralten Sitten und ihrem angestamten Glauben wurzeln. Die Tugenden wie die Laster nehmen hier etwas Eckiges und eigensinnig Starres an. Zähes Festhalten am Alten ist der Grundzug dieses Volkes. Evangelische und Katholiken wohnen neben und zwischen einander in kalter Zurückhaltung, aber doch mit gegenseitiger Achtung vor dem längst Bestehenden; denn „es ist nun einmal so." — Josef's Geburtsdorf liegt in streng katholischer Gegend. Lebendig schildert er, wie die Mütter ihre Kinder auf den Arm nahmen und die größeren Kinder hinter Ecken und Zäunen hervorlugten, und sein eigenes Entsetzen, als lutherische Marktleute durchs Dorf gingen, und die Enttäuschung, als diese aussahen wie andere Menschen. Evangelisch werden ist ein furchtbares Verbrechen und gilt als Trauerfall in der Familie. Als aber ein Mädchen von weither ins Dorf heiraten und katholisch werden wollte, sagte Josefs Vater, der alte Hutmacher: „Sie soll ihrem Glauben treu bleiben. Ist ihr die Religion ihres Vaters nicht gut genug?" — In seinen Erzählungen stiegen die Gestalten aus der Vergangenheit eigentümlich empor und vereinten sich zu einem Sittengemälde, in dem tief religiöses Gefühl und bigotte Stumpfheit, gesunde Weltanschauung und plumper Aberglaube auf das seltsamste sich vermischten.

Der alte Nachbar war gestorben und begraben. Nach einigen Tagen komt ein Mann entsezt aus dem Wald zurück und erzählt, der Verstorbene sei ihm begegnet und habe ein Gespräch mit ihm angeknüpft, als sei nichts vorgefallen. In größter Angst habe er sich unter einem Vorwande von ihm losgemacht. Am Abend saß der Todte plötzlich am Herde. Der Knecht sah ihn im Stalle. Bald zeigte er sich hier, bald da. Thüren sprangen auf, Stühle rückten, und der Hund winselte. Wie ein Lauffeuer ging es durch den Ort: „Der alte Meyer ist wiedergekommen; habt ihr ihn auch schon gesehen?" Und bald stand die Thatsache als beglaubigt fest, daß der Meyer wiedergekommen sei. Man ließ zwölf Stunden weit einen als Beschwörer hoch berühmten Mönch aus seinem Kloster kommen, und mit großem Aufwande von Messen und Ceremonien aller Art ward der unruhige Geist gebant. Von Zeit zu Zeit sprach der Mönch wieder vor, ob noch Alles in Ordnung sei.

Der Nachbar auf der andern Seite, ein stolzer, reicher Mann, hätte auch eines Beschwörers bedurft. Ihn plagte der Teufel des Trunkes. Der kraftstrotzende, hoffärtige Bauer hielt es für unter seiner Würde, um des Trinkens willen in den Krug zu gehen. Er trank nur bei Gelegenheit, aber die nahm und fand er oft. Kein Familienereignis trauriger oder freudiger Art, kein weltliches oder geistliches Fest fand statt, daß nicht der Nachbar schwer trunken heimkam, und wenn er kam, war es noch ein günstiger Fall. Namentlich boten die zahlreichen

Prozessionen Anlaß zur Ausschweifung. Er fehlte nie dabei, und Niemand war so oft in Maria-Culm gewesen. — Zum ersten Mal war auch der kleine Josef an Vaters Hand mitgewallfahrtet. Spät in der Nacht kam man heim, und hinter allen taumelte brüllend und tobend der reiche Nachbar, die immer volle Flasche in der Brusttasche. Vor jedem Heiligenbilde und Kreuze wurde in kurzer Andacht Halt gemacht, während der Trunkene bei Seite trat und die Flasche hervorzog. Fast am Eingange in das Dorf stand ein Steinbild des Erzengels Michael. Grüßend schritt die müde, kleine Schaar vorüber, da tönt es: „Halt, erst noch einmal trinken." — Der Vater trat schnell hinzu und rief: „Nachbar, ich bitt' Euch, wartet doch wenigstens, bis wir hier vorüber sind." — „Warum warten", schrie der Trunkene, „etwa um den? der Steinkerl muß auch trinken!" — Und ehe ihn Jemand hindern konte, sprang er die Stufen hinan, brüllte laut: „Trink' Gevatter!" und schlug ihm schmetternd die Flasche ans Haupt. Schreckensbleich starrten die Andern. Da glitt der Taumelnde plötzlich aus, schlug rücklings zu Boden und blieb hilflos liegen, schreiend und winselnd, mitten unter Scherben, übergossen von Brantwein, beströmt mit Blut, zu den Füßen des schweigenden Bildes. Ringsum todtenstille Nacht. Endlich hoben ihn die zitternden Leute auf und trugen ihn ins Haus. Bebend folgte ihnen der Knabe, sah den nun plötzlich still und starr Gewordenen auf dem Bette liegen, hörte die in der Nacht verhallenden Hufschläge des zum Wundarzt jagenden Reiters und vernahm am nächsten Morgen den Ausspruch, daß die Hüfte furchtbar zerschmettert sei. Der Unglückliche kam nicht wieder zu sich; nach einigen Tagen schlug der Brand zur Wunde. Er starb in dumpfer Bewußtlosigkeit. Dieser Vorfall machte einen tiefen Eindruck auf Josefs Sele.

Er war und blieb ein religiös angeregter Knabe. Mit selbstvergessender Andacht lauschte er den Predigten der Kapuziner, der Lieblinge des Volkes. Namentlich machte der Pater Bonaventura während der kurzen Dauer seines dortigen Aufenthalts einen tiefen Eindruck auf ihn. Sprosse eines der ältesten Adelsgeschlechter Westfalens, Bruder eines hochverehrten Kirchenfürsten, tummelte er noch jüngst in goldstrahlender Uniform sein Roß. Vier Wochen später stand er, die härene Kutte auf bloßem Leibe mit nackten Füßen an der Straßenecke und streckte den Vorübergehenden die Armenbüchse entgegen. Wenn er jezt aber im Strome feuriger Rede die Kutte zurückwarf, wie einst den Dolman, den langen Bart vom Munde strich und seine Stimme erschallen ließ, als sprengte er vor der Schwadron einher, während seine Fäuste auf die Kanzelbrüstung donnerten, da wurde man unwillkürlich durch die Art, wie er das Schwert des Geistes schwang, an den Husarensäbel erinnert. — „Der verstehts," sagten die Leute beim Herausgehen; aber die ausgedienten Burschen dachten an die straffe Zucht von ehemals beim Regiment und flüsterten: „Der war schlimm." — Trotz aller andächtigen Hingebung und kindlichen Frömmigkeit trat der Knabe aber bald aus dem quietistisch-bigotten Wesen seiner Landsleute heraus. Seine naive Speculation führte ihn zu seltsamen Resultaten. Während uns die heilige Schrift sagt, daß es schwer sei, daß ein Reicher in das Himmelreich komme, entdeckte Josef bald, daß die Armen nicht selig werden könten, weil sie ja kein Geld hätten, Seelenmessen für sich zu bestellen. Seine Bedenken suchte sein Beichtvater zu zerstreuen, welcher meinte, bei den Armen sei es anders als bei den Reichen; denn von Niemand sei etwas zu verlangen, was er nicht habe. So sehr diese Wahrheit dem jungen Verstande einleuchtete, so wenig befriedigte ihn doch die Lösung im Allgemeinen, und wie er zum Jüngling heranwuchs, wurden auch die Fragen lauter und deutlicher.

Er hatte inzwischen das Handwerk seines Vaters erlernt und war Hutmachergesell geworden. Es kam die Zeit der Militairpflicht. Ein Abschied schmerzlich und erschütternd, — der erste Abschied! — und nach wenigen Wochen marschirte er als Rekrut eines Garderegiments durch die Straßen der fernen, fernen Residenz, der großen, bösen Stadt, wo lauter Ketzer wohnten, von der man sich so gar kein Bild machen konte. Welcher Kontrast! Der Friede des frommen Vaterhauses im Heimatsdorfe und das wilde Soldatenleben in einer Weltstadt. Aber Josef war brav; alle Versuchung zu böser Lust hielt er sich mannhaft vom Leibe. — Hier erbarmten sich seiner auch zum ersten Male „wolmeinende" Freunde und suchten ihn über „Pfaffentrug und Priesterherschaft" die Augen zu öffnen. Ein „aufgeklärter" Schlesier, der nicht wüst und wild wie die Andern war und darum sein Vertrauen besaß, erzählte ihm eine seltsame Geschichte.

„Wir gingen am Pfingsttag bei Morgengrauen in den Wald, um Maien zu holen, und kamen in die Nähe der kleinen, offenen Waldkapelle. Da schlüpfte eine Gestalt eilig heraus und verschwand im Gebüsch. „Seht da den Pfarrer, schon so früh!" rief der Eine. Wir Andern hatten ihn nicht erkant und meinten, er habe sich geirrt. Als wir aber, uns bekreuzigend, am Kirchlein vorübergehen, hören wir darin ein leises Wimmern. Wir treten ein, da steht ein Kästchen und darin auf weißem Tuch und weichem Lager ein neugebornes, weinendes Kindlein. Erstaunt nahmen wir es auf und eilten so schnell als möglich nach Haus. Halbwegs komt uns plötzlich der Pfarrer nach: „Wo hinaus? Wen treff ich schon so früh auf meinem Morgengange?" — Er sah, fragte, nahm gerührt das Kind und trug es heim. Niemals hörte man von den Eltern, und er erzog's als wär es sein eigenes." — So sprach der Schlesier und in Josef wurden allerlei alte Geschichten lebendig, und es ward ihm nachträglich klar, was er als Kind über des Pfarrers Köchin gehört

hatte, ohne es zu verstehen. Mit einem Schlage war der Schleier unnahbarer Ehrfurcht vor dem Priesterstande seiner Kirche zerrissen. — Aber er verfuhr nicht mit der gewöhnlichen maßlosen Raschheit der Jugend, die, wenn sie von einer Seite her den Schimmer einer neuen Entdeckung zu sehen glaubt, sofort alle Schranken niederwirft, alle Gränzen überspringt, von jedem Heiligtum den Vorhang wegzureißen strebt und dann kindisch-freche Zerstörungswuth Eifer für die Wahrheit nent. Er machte nicht den so häufig durch einseitige Erziehung herbeigeführten Sprung vom Kinderglauben zum Unglauben. Ein positives Element stellte sich dem Strom als heilsames Bollwerk entgegen. Er dachte gering von vielen Geistlichen seiner Kirche, aber er sagte sich, das ungöttliche Eheverbot müsse ja zu Fall bringen. Er durchschaute viele Misbräuche und Irrlehren der Kirche, aber er warf die Schuld nicht auf das Christentum. Mehrere Male in der Woche ging er zum evangelischen Gottesdienst; ja sein jezt höchst eifriges, religiöses Interesse veranlaßte ihn, auch die Versamlungen der Irvingianer, Methodisten und Baptisten zu besuchen. Die Lehren der lezteren nahmen ihn eine Zeitlang gefangen, und noch in späterer Zeit beschäftigte er sich viel mit der Frage über die Kindertaufe. — Bald hatte er in den meisten Kirchen der Residenz Predigten gehört und seine Lieblinge erwählt. „Am liebsten", versicherte er, „hörte ich aber immer da draußen in der schönen Kirche am Thor den Pater St. (hier nante er einen bekanten evangelischen Pastor, dem er hartnäckig diesen Titel beilegte) — das ist ein tüchtiger Prediger." — Bei ihm versäumte er keine Predigt, ja, er war ihm mit solcher Treue ergeben, daß er im Intelligenzblatt die Namen der Brautpare durchsah, um aus dem Wohnort der Bräute die zu „Pater St.'s" Gemeinde gehörigen zu erkennen, damit er auch keine Traurede verfäume.

Unter musterhafter Führung vergingen die drei Militairjahre. Josef hatte das Soldatenleben lieb gewonnen, diente fort und wurde bald Unteroffizier. Sein straffes, zuverlässiges Wesen und der entschiedene Ernst, den er im Dienste bewies, und mit welchem er im Umgange mit den Kameraden allem gottlosen und lüderlichen Wesen entgegentrat, erwarben ihm Vertrauen und Achtung. Nach menschlichem Ermessen ging er auf geradem Wege einer guten Zukunft entgegen; denn der respectable Garde-Unteroffizier ging nach wie vor getreulich zur Kirche und hielt seinen Wandel rein. Aber das äußerliche Wesen und Treiben in seinem Stande fing doch nachgerade an, sich geltend zu machen. Persönliche Eitelkeit nahm ihn stark gefangen. Er bildete sich nicht wenig darauf ein, so brav, solide und fromm zu sein. Auf der Wache in Strafanstalten und Gefängnissen fragte er sich: Wie kann nur ein Mensch so tief sinken? Sind diese Eingesperrten wol noch Menschen und nicht vielmehr gleich wilden Thieren zu achten?

Einst hatte er die Wache bei den Schießständen in der Haide. Gegen Morgen kamen schreckensbleich zwei Leute von einer Patrouille zurück, riefen ihn hinaus und führten ihn an einen Ort, wo im Gebüsch der blutige, furchtbar verstümmelte

und aufgeschlizte Leichnam eines Weibes in einer Blutpfütze lag. Er war erstarrt ob des grauenhaften Anblicks, sein ganzes Wesen empörte sich wider den scheußlichen Thäter, und er fühlte sich versucht zu zweifeln und zu murren, weil Gott solche Thaten zuließe. Hätte er vorwärts schauen können in die Zukunft! Zwei Jahre später, und der Unmensch, den wegen dieser That das Todesurteil traf, begrüßte ihn mit frecher Zudringlichkeit im Kerker als Seinesgleichen, und warf Josef seine Schuld vor, während er sich selbst unschuldig nante!

In manchem Augenblick durchschauerte ihn freilich noch ein Gefühl von der sichtbar wirkenden Nähe Gottes, und er erkante die gewaltige, rächende Richterhand, wie in den Tagen seiner Kindheit. Die Vaterhand hatte er noch nicht gesehen.

Das Regiment exercirte vor dem Thore auf einem großen Anger. Da zog ein Wetter herauf, und gerade, als der Oberst vor der stillstehenden Front hielt, stürzte ein jäher Regenschauer vom Himmel, daß unwillkürlich eine Bewegung durch die Reihen lief. Mit einem fürchterlichen Fluche donnerte der Offizier die Leute an: „Wenn ich „Stillgestanden" kommandirt habe, gibt es nicht Gott noch Teufel mehr! Was schert euch das von oben? Erst komme ich!" — und damit sprengte er sein Pferd an und wollte die Reihe hinuntergallopiren, aber beim ersten Satz glitt der Gaul mit den Vorderfüßen in der Näsſe aus und der Reiter schoß über den Hals, überschlug sich und lag regungslos. Offiziere sprangen zu und richteten ihn auf. Er war unverlezt, aber ganz blaß. — „Kinder", rief er viel sanfter als vorher, „der da oben hat auch mitzureden. Na, das ging noch gnädig ab. Herr Major von K. übernehmen Sie das Kommando." — Und langsam ritt er nach der Stadt. Josef erzählte mehrmals diesen Auftritt mit vieler Bewegung und pries den Eindruck, den es auf die Soldaten, namentlich auf ihn machte. Groß mag derselbe bei ihm gewesen sein, aber gewiß nicht tief. Die Religion war ihm damals Liebhaberei, nicht Herzenssache. Darum konte sie ihn auch nicht vor dem Fall bewahren.

Dem Hauptlaster des Soldatenstandes in großen Städten hatte er bis dahin tapfer widerstanden. Eitelkeit verführte ihn jezt zum Besuch öffentlicher Tanzlokale, wo die verführerischen Lockungen zur Sinnenlust gleißen und glänzen, und junge und alte Wüstlinge sich unter dem Auswurfe des weiblichen Geschlechts umhertummeln, einander in der Sünde bestärkend und verstockend. Man denke sich die wilde verzehrende Glut der Sinnlichkeit, zu welcher die kraftstrotzende, ungebrochene Natur des Westfalen entflamt wurde, sobald einmal der Wall der spröden Nüchternheit durchbrochen war. Ein Mädchen, welches er eine Zeit lang seine Braut genant hatte, ohne daß sie wol beide an ein anderes Band dachten, als das des gemeinsamen Sinnengenusses, steigerte den wüsten Rausch seiner Leidenschaften. Die Geburt eines Kindes, welches er mit Scham und Selbstverachtung das seine nennen mußte, hätte eine Warnung, ja seine Rettung werden können. Sein selbstgerechtes Wesen war gebrochen. In der Kirche konte er nun nicht mehr selbstgefällig um sich schauen. Wie er

früher die Augen der Leute auf sich gerichtet meinte wegen seiner ehrbaren Frömmigkeit, glaubte er nun ein verdammendes Urteil in den Minen aller Kirchgänger zu lesen, in den Worten der Predigt zu hören. Weil er nicht als bußfertiger Sünder sich unter Gottes Wort demütigen konte, nicht als Mühseliger und Beladener nach Erquickung suchte, fühlte er nur den Hammer, der an sein Herz schlug, und fing an die heilige Stätte zu meiden.

Das für ihn bedeutende Kostgeld, welches er der Mutter eines Kindes zahlen mußte, und das sie mit rücksichtsloser Pünktlichkeit von ihm eintrieb, war eine Mahnung zur Sparsamkeit und geordnetem Wesen, ein Zügel seiner Ausschweifungen. Aber es war zu spät für ihn, mit der Kraft des „guten Vorsatzes" die wilde Lust wieder zu fesseln. Er vermochte nicht, sich zu mäßigen, sezte seine wüsten Vergnügungen fort und versank bald in drückende Geldverlegenheit.

Von Schulden gequält, geängstigt durch die Drohungen eines Mädchens, wenn er nicht seinen Verpflichtungen nachkomme, sich an seinen strengen Vater wenden und seine Familie daheim der Schande preisgeben zu wollen, saß er eines Tages bei einer ihm befreundeten Familie. Er war allein im Zimmer; in der Kommode lag eine Tasche mit Geld — ein schneller Entschluß! — nach wenigen Minuten war er auf dem Heimwege, unter seiner Uniform gestohlenes Gut! und halb besinnungslos vor Aufregung. Der Abend kam; seine innere Angst nahm zu. Was war aus ihm geworden! „Du — ein Dieb, ein Dieb!" klang es unaufhörlich in seinen Ohren. Verworrene Gedanken kreuzten sich. Zurückgehen, das Geld wiederbringen? Er wagte es nicht. Zu seinem Kaplan laufen, seine Sünde gestehen, bitten, das Geschehene gut zu machen? Er hatte kein Vertrauen zu ihm. Einem der evangelischen Prediger sich anvertrauen, die er sonst gehört hatte? Er vermochte es nicht. Jedenfalls konte er den schrecklichen Beweis seiner Schande nicht in seinem Spinde behalten. Er warf ihn draußen auf dem Gange der Kaserne unter einen Schrank. Mehrere Tage vergingen in unthätiger Pein. Eines Morgens, als der Tag graute, sprang er von Todesangst getrieben aus dem Bette, das versteckte Gut zu holen, wozu? wußte er selbst nicht. Er eilte hin — da zog eben der zum Ausfegen kommandirte Soldat die Tasche unter dem Schranke hervor, zeigte sie und brachte sie dem Unteroffizier du jour. Niedergeschmettert, in stumpfer Hoffnungslosigkeit schlich der Unglückliche auf seine Stube.

Die Bestohlenen kanten seine bedrängte Lage, warfen Verdacht auf ihn — die That kam ans Licht. Er wurde degradirt und zu einer Festungsstrafe verurteilt. Die Zeit ging um; endlich war er entlassen, aber — „Ehre verloren, Alles verloren!" lautete sein Katechismus. — Er kehrte nach der Residenz zurück und arbeitete als Hutmachergesell. Zu einer Umwandlung des Herzens hatte seine Strafe ihm nicht gedient. Nur einen tiefen, verborgenen Stachel hatte sie hinterlassen. Er fühlte sich als „bestrafter Mensch", gebunden und gebrandmarkt durch die Verachtung der Welt, zweifach gebunden durch die Schuld der fort und fort lebenden und noch erstarkenden Sünde; aber das empfand er nicht, wenigstens nur unbewußt und dumpf. Er fühlte sich unbeschreiblich elend. Da machte er einen Versuch, gewaltsam alle Fesseln zu sprengen. Er kehrte nach Westfalen, in die Heimat zurück. Dort, meinte er, werde Alles gut. Den Verführungen und immer lockenden Gelegenheiten war er entflohen, sie lagen ja nun in weiter Ferne; aber er vergaß, daß er sich selber nicht entlaufen konte. Er wollte fleißig arbeiten und „brav" werden; alles Geschehene sollte als ein wüster Traum vergessen sein. Aber wenn die altbekanten Umgebungen bei Tage die quälenden Versuchungen fern hielten, so erwachten diese in der Stille der Nacht mit immer neuer, furchtbarer Gewalt, und hilflos rang er mit ihnen. Dazu kamen die Briefe, die ihm die verlassene Genossin seines Sündenlebens schrieb, bald bittend, und klagend, bald drohend, wenn er ihr nicht Geld schicke, wolle sie in der Zeitung seine Schande veröffentlichen. Er kämpfte und litt, aber nicht recht und nicht um Gerechtigkeit. Geistlichen Trost vermochte er nicht zu finden, denn er verachtete den kirchlichen Aberglauben seiner Heimat, und hatte doch nichts Besseres an seine Stelle zu setzen, — ein schlechter Katholik und kein Evangelischer. — Seine Sele wurde matt, sein geknechteter Wille ließ sich ziehen; er gab nach und nahm zum zweiten Male Abschied von Hause, um nie wieder zu kehren. —

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Pfarrer Vögeli in Uster.

Es ist im Kanton Zürich, wo gegenwärtig die sogenante Partei der Zeitstimmen ihr Lager aufgeschlagen hat, um von da aus durch die Schweiz zu operiren, und immer mehr Land in Besitz zu nehmen. Die Partei kokettirt mit moderner Bildung. Sie hält sich auf der Höhe der Zeit, weil ihr die bekanten Phrasen zu Gebote stehen, sie glaubt sich christlich, weil sie Liebe Gottes und der Menschen lehre. Sie bewegt sich dabei gern in den christlichen Formen und Formeln, teils aus einem Reste von Pietät, teils aus Anbequemung an das Volksgefühl, teils aus Unfähigkeit für den neuen Wein neue Schläuche zu finden.

Die Partei besteht aus verschiedenen Elementen. Es gehören dazu eine Reihe von Pfarrern, die sich vielleicht um diese oder jene gemeinnützige Unternehmung verdient gemacht haben, aber im Ganzen besser auf die Rednerbühne bei Turn-, Schützen-, Sängerfesten passen, als auf die Kanzel und zum Trost ans Sterbebett. Es gehören dazu ferner verschiedene im Herzen nicht nur fromme Leute, die aus Humanität, Liberalismus, aus Mangel an festem Denken, in ästhetisch empfindender Betrachtungsweise sich an diese Richtung verloren haben, und nun meinen, Glauben und Wissen versöhnen zu können, wenn sie in dem einen Augenblicke ihrem guten Gemüte, im andern ihrem

modernen Schulsystem folgen. Es gehören endlich dazu Solche, welche um irgend einer kritischen Liebhaberei willen, und benebelt von diesem oder jenem wissenschaftlichen Namen die heilsame Lehre dem Ruhm freier Wissenschaftlichkeit opfern. Das Organ der Partei wird redigirt von Heinrich Lang, einem Deutschen, der eine kecke Feder dieser freien Richtung zur Verfügung stellt, was um so nötiger ist, als dieselbe sonst sehr geneigt ist, entweder radikal roh, oder altklug, schulmeisterhaft, und dann eben langweilig zu werden.

Es war, wie gesagt, Sitte auf diesem modernen Standpunkt, die neuen Grundsätze in sentimentaler christlicher Form dem Volke vorzutragen. Das Erstaunen war deßhalb groß, als ein Mitglied der Partei mit der traditionellen Weise brach, und mit einer gewissen weibischen Geschwätzigkeit seinen Unglauben offen proklamirte. Dieses war Herr Salomon Vögeli, aus einer angesehenen und ehrenwerten Familie der Stadt Zürich, selbst einst mit einer gewissen Auffälligkeit im pietistischen Fahrwasser schwimmend, immer etwas exaltirt, sogar Mitglied eines Jünglingsvereines, hier als christlicher Bruder in hohem Ansehn, der in Basel und Zürich studirt hatte, durch Deutschland und Italien gereist war, sich aber überall mehr mit Kunstgeschichte als Theologie beschäftigt hatte, und nun seinen Ehrgeiz daheineinsezte, der Fortgeschrittenste zu sein auf der breiten Bahn des Zeitbewußtseins und Abfalls von biblischer Weltanschauung. Die Gemeinde Uster, ein reicher Fabrikort, wo aufgeklärte Matadoren und radikale Schulmeister die öffentliche Meinung machen, wählte diesen Mann zu ihrem Seelsorger. Der Protest einer kleinen Minorität blieb unbeachtet.

Von diesem Herrn Pfarrer Vögeli erschien nun lezten Jahr zur Aufklärung für Freund und Feind eine Samlung Predigten, im Verlage Friedrich Bürklis, der als Redaktor eines vielgelesenen Wochenblattes auch sonst das Seinige dazu beiträgt, die öffentliche Gesinnung im Kanton Zürich zu vergiften. Die Predigten zeichneten sich durch große Offenheit aus, und ließen über den religiösen Bankerott des Verfassers keinen Zweifel mehr übrig. Zwar sind hie und da noch Reminiscenzen aus besserer Zeit, theistische Anklänge, biblische Redensarten, aber im Ganzen ist mit dem alten Styl gebrochen, der Verfasser macht sich über seinen pantheistischen Standpunkt keine Illusionen, er erklärt die alte an einem jenseitigen Gott, an einem jenseitigen Himmel sich aufrichtende Weltanschauung für überwunden; er will nichts sein als ein Kind seiner Zeit. Der Standpunkt der Immanenz soll nun einmal durchgeführt werden. Das Christentum gehört der Erde an. Mit der Menschwerdung Christi ist es nichts, mit seinen Wundern und Weissagungen auch nichts, mit seinem Opfertode auch nichts, mit der Auferstehung auch nichts, mit der Himmelfahrt auch nichts, mit der Wiederkunft zum Gerichte wiederum nichts. Wir sind über den biblischen Christus vielfach hinaus. Wir nennen ihn nicht gerne unsern Herrn, sondern lieber unsern Freund. Das nent Herr Vögeli das Wort Gottes nach den Schriften des Alten und Neuen Testamentes rein und unverfälscht predigen. Ein gewisses formelles Talent läßt sich nicht bestreiten. Der Ton ist zwar kalt, ohne Innigkeit, ohne Kraft, von wirklich packender Beredsamkeit keine Spur; hingegen weiß Vögeli seine Argumente gut an den Mann zu bringen sauber einzuteilen, und eine freilich fröstelnde Zungenfertigkeit steht ihm zu Gebote.

Die Predigten haben ein großes Aufsehen gemacht. Warum? Besonders geistreich sind sie nicht, und der Unglaube ist am Ende auch schon auf den Kanzeln der Christenheit gestanden. Das Neue in der Erscheinung war die methodische Taktik, mit der gegen die alte Weltanschauung zu Felde gezogen wird, die systematische Consequenz in der Bestreitung des Offenbarungsglaubens. Es ist ein kühles Experimentiren am christlichen Bewußtsein des Volkes. Begeisterung ist nicht da. Es sind kritische Aufsätze, deren Wirkung auf unkritische Zuhörer den Redner interessirt, ein anderes Interesse bringt er nicht auf die Kanzel. Vögeli scheint den Ton, welchen Strauß in der Wissenschaft anschlug auch auf der Kanzel probiren zu wollen. Vorausgesezt, daß das Nachahmungstalent schon mehr eine Begabung minderen Ranges ist, können wir ihm hierin eine gewisse Fertigkeit zuerkennen. Doch macht uns Vögeli oft auch den Eindruck einer bloßen alten Weibes vom Markte, das mit großer Zungenfertigkeit unreifes Obst den Gassenjungen zum Kauf anbietet, und dabei über die Polizei schimpft, welche solche frühzeitigen Früchte nicht immer gebührend respektirt hat.

Welches war die Wirkung dieser Predigten? Die theologischen Freunde Vögelis wünschten ihm mehr homiletischen Takt, und tadelten seinen geschmacklosen, unerbaulichen, polemischen Eifer, hüteten sich aber wol, mit sittlicher Entrüstung die neue Weisheit zu desavouiren. Desto tiefer empfand die gläubige Geistlichkeit diesen Schlag, der den christlichen Bestand der Landeskirche gegeben worden. Da vom Kirchenrath nichts zu erwarten war, erließen 78 Geistliche des Kantons eine offene Erklärung an das Volk, worin sie Vögelis Bruch mit den natürlichen und rechtlichen Grundlagen der Landeskirche kennzeichneten und sich zu den angefochtenen Thatsachen des Christentums bekanten.

Der Nutzen dieser zürcherischen Erklärung war, abgesehen von dem Segen, den solche Gewissensverwahrungen für die Beteiligte immer haben, der, daß man nun einmal schwarz auf weiß hatte welche Pfarrer vor allem Volke zur christlich-gläubigen Partei gerechnet werden wollten, und wenn auch Manche die nicht dastehn ohne Bedenken hinzugezählt werden könten, im Ganzen hat man sie doch beieinander. Eine einfache Dienstmagd vom Lande sagte, als sie das Blatt gelesen: Gott Lob, unser Pfarrer ist doch auch noch einer von den Rechten.

Wie sich die noch offene Frage über den Bestand unsrer Kirche lösen wird, wissen wir nicht. Jedenfalls wird die nächste Herbstsynode sehr wichtig sein. Vögeli selbst ist in den Händen einer radikalen Clique in Uster, während er sich einbildet, deren Führer zu sein.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 16. August. № 65.

Das Vaterunser.

II.

Wenden wir uns nun zu der Betrachtung des Einzelnen. „Unser Vater, der du bist im Himmel." „Das Gebet, sagt der heilige Bernhard, welches mit dem süßen Vaternamen beginnt, gibt mir die Zuversicht der Erlangung aller meiner Bitten."

Der Vatername für Gott findet sich schon bei den Heiden. Diodor von Sicilien sagt (B. 5 C. 72): Gott werde Vater genannt „wegen der Fürsorge und des Wolwollens gegen Alle, dann auch weil er gleichsam der Urheber des Geschlechtes der Menschen zu sein scheine." Durch eine zu weit getriebene Reaction gegen den Rationalismus, welcher auf die Lehre von Gott dem Allvater einen ungebürlichen Accent legte, hat man in neuerer Zeit vielfach diese Lehre der heiligen Schrift ganz absprechen wollen. Daß sie darin enthalten ist, obgleich die allgemein menschliche Kindschaft sehr zurücktritt hinter der specifisch israelitischen und der christlichen, werden die folgenden Bemerkungen zeigen, deren Resultat im Einklange steht mit der älteren kirchlichen Theologie. Calov z. B. sagt: „Gott ist unser Vater wegen der Schöpfung und Erhaltung, der Wiedergeburt und der väterlichen Liebe und der Einführung in das himlische Erbe." Bengel zu Apgsch. 17 bemerkt, daß wir von Hauf' aus Gottes Geschlecht sind, sei ein Artikel der natürlichen Theologie. Doch dürfe dieser nicht so accentuirt werden, daß nicht mehr Gewicht gelegt werde auf die übrigen Bande unserer Verwandtschaft mit Gott in Christo: „denn wir sind sein Werk geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken."

Schon gleich an der Spitze der heiligen Schrift tritt uns die allgemeine Vaterschaft Gottes entgegen: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde und er hauchte ihm den Lebenshauch ein. Daß das Ebenbild Gottes und die auf ihm beruhende Kindschaft nicht mit dem Sündenfall verloren gegangen ist, zeigt die Beziehung, in der 1 Mos. 5, 3: Adam erzeugte nach seinem Bilde, auf 1 Mos. 5, 1 steht: am Tage, da Gott den Menschen schuf, da machte er ihn zum Bilde Gottes.

Der zweite Abschnitt des ersten Buches Mose's beginnt in C. 2, 4 mit den Worten: „Dies sind die Erzeugnisse des Himmels und der Erde zur Zeit, da sie geschaffen wurden." Da werden die ersten Menschen als Erzeugnisse des Himmels und der Erde zur Zeit da sie geschaffen wurden bezeichnet, weil aus dem Himmel, von Gott, ihr höherer Bestandteil herstamte. Sie erscheinen nach ihrer höheren Seite als Descendenz des Himmels oder Gottes.

Jesus Sirach redet in C. 23, 1 Gott an: Herr Vater und Beherscher meines Lebens, in V. 4: Herr Vater und Gott meines Lebens. Die Bitte geht dort freilich aus dem alttestamentlichen Kindesverhältnis hervor, aber Vater wird doch Gott zunächst wegen der Schöpfung und allgemeinen Vorsehung genant.

Nach Luc. 3, 28 ist Adam, der Stammvater des ganzen Menschengeschlechtes, der Sohn Gottes.

In der Parabel vom verlornen Sohn hat der Heide, welchen der verlorne Sohn darstellt, nicht weniger Gott zum Vater als der Jude. Zu den Worten: Vater ich habe gesündigt, bemerkt Bengel: Der Vatername bleibt, auch wenn die Söhne ausgeartet sind.

In Ephes. 3, 14. 15 heißt es: „Deshalb beuge ich meine Knie gegen den Vater (die Worte: unsers Herrn Jesu Christi sind unächt, wie schon Hieronymus bemerkt), von dem jede Vaterschaft im Himmel und auf Erden benant wird." Vaterschaft kann nur Geschlecht bedeuten. Die Geschlechter wurden im Griechischen, wie auch im Hebräischen, als Vaterschaften bezeichnet. So komt der Ausdruck namentlich vor in Apgsch. 3, 25, wo Petrus sagt: „ihr seid die Söhne der Propheten und des Bundes, welchen Gott geschlossen mit euren Vätern, sprechend zu Abraham: und in deinem Samen werden alle Vaterschaften der Erde gesegnet werden." Der Apostel weist darauf hin, daß diese „Vaterschaften", die ihren Namen zunächst einem niederen Verhältnis verdanken, recht eigentlich ihn verdienen als besondere Abteilungen des alle vernünftigen Wesen umfassenden allgemeinen Vaterreiches Gottes.

Diese Stelle steht in naher Verbindung mit Aeußerungen des Apostels in der zu Athen gehaltenen Rede, Apgsch. 17, 28. 29: „denn in ihm leben, weben und sind wir, als auch etliche Poeten bei euch gesagt haben: wir sind seines Geschlechtes. So wir denn Gottes Geschlecht sind" u. s. w. Alle Menschen sind hiernach von der Schöpfung her Gottes Geschlecht, er der Vater, sie die Kinder, weil sie in ihm leben, weben und sind.

Johannes ist so voll von dem Danke für die Wolthat Christi, daß selbst Moses ihm dagegen ganz in den Hintergrund tritt, C. 1, 17. Dennoch aber finden sich auch bei ihm Zeugnisse für die allgemeine Vaterschaft Gottes.

Wenn Jesus zu der Samariterin von der wahren Anbetung des Vaters redet, Joh. 4, 21—23, so wird der Vater da am einfachsten von dem Vater aller Menschen verstanden. So mußte die Samariterin selbst den Vaternamen verstehen. Eine andere Auffassung war ihr nicht zugänglich. Auch der Ausdruck selbst führt auf diese Auffassung. Es ist von dem Vater ohne zueignendes Pronomen die Rede. Wo der Vater der Vater Christi ist oder der Vater der Gläubigen, da steht überall ein solches dabei.

Als der allgemeine Vater erscheint Gott auch in Joh. 6, 27: „denn diesen hat der Vater versiegelt, Gott." Es heißt nicht sein Vater, sondern der Vater, es ist auch in dem Vorhergehenden nicht von dem Sohne Gottes die Rede, sondern von dem Menschensohne. „Der Vater", das wird erklärt durch das beigesezte: Gott. Diese Erklärung weist darauf hin, daß Vater im allgemeinen Sinne steht.

Auch in Joh. 6, 44: „Niemand kann zu mir kommen, wenn ihn nicht der Vater zieht, der mich gesandt hat", deckt sich der Vater mit dem allgemeinen Gottesbegriffe. Das zeigt gleich V. 45: „es steht geschrieben in den Propheten: sie werden alle gelehrt sein von Gott."

So kann es also keinem Zweifel unterworfen sein, daß Gott der Vater aller Menschen ist, diese seine Kinder. Dies Verhältnis wurde aber durch das neue, in das Gott unter dem A. B. zu Israel trat, so in den Schatten gestellt, daß im A. T. die allgemeine Vaterschaft Gottes nur in den bereits bezeichneten allgemeinen Andeutungen vorkomt. An allen anderen Stellen bezieht sich die Vaterschaft nur auf Israel im Unterschiede von den anderen Völkern. Damit aber wird die allgemeine Vaterschaft Gottes ebenso wenig geläugnet, wie mit der im A. T. durchaus vorwiegend hervortretenden Israelitischen Brüderschaft die Brüderschaft zwischen allen Menschen geläugnet wird. Im Gegenteil, das specielle Vaterschaftsverhältnis erhebt sich auf dem Grunde des allgemeinen und hat dies zur Voraussetzung. Ist Gott in einem besonderen Sinne Israels Vater wegen der besonderen Gnaden, die er ihm erteilt hat, so muß er auch in einem allgemeineren Sinne aller Menschen Vater sein, so gewiß als alle Menschen von seiner Gnade leben.

Gott erscheint im A. T. als Vater, Israel als sein Sohn, weil er ihm seine ganze Existenz verdankt, nach der leiblichen und der geistigen Seite, weil er es, wie in 5 Mos. 32, 6 gesagt wird, gemacht und bereitet, und wie es ebendaselbst in V. 18 heißt, erzeugt hat. Auf Gott als den Urheber der gesamten Existenz führt in der Stelle Jes. 63, 16: „denn du Herr bist unser Vater, denn Abraham weiß nichts von uns und Israel kennet uns nicht, du Herr bist unser Vater, unser Erlöser, seit Ewigkeit ist dein Name", die Gegenüberstellung gegen Abraham und Jacob, die irdischen Urheber der Existenz. Als Gottes Schöpfung und Werk erscheint das alttestamentliche Bundesvolk auch in Jes. 64, 7: „Und nun Herr, du bist unser Vater, wir sind der Thon und du bist unser Bildner und Werk deiner Hände sind wir alle." Nicht überall aber im A. T. wird diese Seite der Vaterschaft Gottes ins Auge gefaßt. Gewöhnlich vielmehr wird aus dem mannigfache Seiten darbietenden menschlichen Verhältnisse nur die innige Liebe des Vaters zu dem Sohne in Betracht genommen. So z. B. in Hos. 11, 1: „ein Knabe war Israel, da liebt' ich ihn, und aus Aegypten rief ich meinen Sohn." Dann in Ps. 103, 13, wo die Vergleichung entwickelt hervortritt: „Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die so ihn fürchten." In Mal. 1, 6 wird der von dem Kinde dem Vater zu gewährende Respect ins Auge gefaßt: wenn ich Vater bin, wo ist meine Ehre.

Wie im A. T. die allgemeine Vaterschaft Gottes durch die specifisch Israelitische in den Hintergrund gedrängt wurde, so muß diese wieder unter dem N. B. der durch Christus bedingten Vaterschaft weichen. Diese übertrifft die alttestamentliche bei weitem an Innigkeit. Folge davon ist, daß die Vaterschaft im N. T. bei weitem häufiger vorkomt. Es ist dies kein Unterschied in der Vorstellung, es ist aus der Sache selbst hervorgewachsen. In der Bergpredigt allein komt die Vaterschaft öfter vor, wie im ganzen A. T. Sie findet sich dort nicht weniger als sechszehn Mal, eilf Mal steht: euer Vater, fünf Mal dein Vater. Auch das erklärt sich aus der größeren Innigkeit des Verhältnisses, daß im N. T. Gott als der Vater jedes einzelnen Gläubigen erscheint, während die Vaterschaft sich im A. T. auf das Ganze des Volkes bezieht, wobei jedoch Jesus Sirach in C. 23, 1. 4 schon einen Uebergang bildet. Zufällig ist es wol, daß im A. T. die Anrede nie an Gott als den Vater gerichtet wird. Jes. 64, 16: „und du Herr bist unser Vater" streift hart daran, und in der eben angeführten Stelle des Sirach komt die Anrede wirklich vor. Charakteristisch aber ist es jedenfalls, daß Gott hier grade an der Spitze des Gebetes als Vater angeredet wird, welches von allen Christen täglich zu wiederholen war.

In Joh. 1, 12. 13: „So viele ihn aber aufnahmen, denen gab er die Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben; die nicht aus dem Geblüte, noch aus dem Willen des Fleisches, sondern aus Gott geboren worden sind", beruht der Begriff der Kindschaft auf der geistlichen Zeugung, darauf, daß Gott den in Sünden empfangenen und gebornen Menschen durch eine unmittelbare Wirkung des göttlichen Lebens teilhaftig macht. Man muß sich aber hüten, Stellen wie diese zum Maßstabe für alle übrigen zu machen. Wie verkehrt das sein würde, das erhellt schon daraus, daß Paulus mehrfach an die Stelle der Kindschaft die Adoption oder Einkindung sezt, Röm. 8, 15. Gal. 4, 5. Eph. 1, 5, bei der an Zeugung gar nicht gedacht werden kann. In den meisten Stellen wird nur die Innigkeit

des Verhältnisses, die Herzlichkeit der Liebe und daß wir Gott alles verdanken, was wir als Christen sind und haben, ins Auge gefaßt.

Die Grundlage des Kindesstandes der Christen ist das Kindesverhältnis, in dem Christus zu dem Vater steht. Nach Matth. 11, 27 ist eigentlich wie nur ein Vater, so auch nur ein Sohn. Nur in Gemeinschaft mit diesem wahrhaftigen Sohn kann Gott Vater genant werden. Nur in diesem wahrhaftigen Sohn kann man den Vater erkennen, alle Schätze des Vaters sind bei diesem Sohne niedergelegt. Christus bezeichnet sich selbst als den eingebornen oder einzigen Sohn Gottes, Joh. 3, 16, und sagt eben damit aus, daß nur durch den Glauben an ihn die Teilnahme an der Sohnschaft gewonnen werden kann. Nach Joh. 5, 18 nante er Gott seinen eignen Vater und schloß damit alle Anderen von der von der seinen unabhängigen Kindschaft aus. „Er ist einzig — sagt Augustinus — aber er wollte nicht allein bleiben, er hat sich herabgelassen, Brüder zu haben."

Die Kindschaft, deren wir uns jezt erfreuen, ist die dritte Stufe. Die Schrift stellt nach ihr noch eine höhere vierte in Aussicht, die dem jenseitigen Dasein angehört. Der Herr sagt in Luc. 20, 36 von den vollendeten Gerechten: „sie sind den Engeln gleich und Kinder Gottes, dieweil sie Kinder sind der Auferstehung", und Paulus in Röm. 8, 23 läßt die Kindschaft erst nach der Erlösung unseres Leibes eintreten. Wir sind also jezt Kinder und sind es auch noch nicht, grade so wie es im A. B. im Verhältnisse zum N. B. war. Es steht auch jezt noch in dem lichten Jenseits eine hellere Offenbarung der Vatergüte Gottes bevor.

Der Herr lehrt uns beten: unser Vater, nicht mein Vater. Den Ausgangspunkt für diese Fassung bildet zunächst die Bitte der Jünger Luc. 11, 1: Herr lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger lehrte. Doch dabei werden wir nicht stehen bleiben dürfen. Die Sache hat auch ihre tief innerlichen Gründe. Die Zuversichtlichkeit wächst, wenn wir uns als Teil in das große Ganze einordnen, wenn durch unsern Mund die Christenheit bittet, die in ihrem Haupte Gott angenehm geworden. Der Christ ferner, daran soll uns das unser erinnern, „verlangt nichts anders, als in dem Geiste der Einheit, der Gemeinschaft, der christlichen Liebe, indem er seinen Brüdern dasselbe wünscht, was er für sich begehrt." Endlich, die Anrede: unser Vater, dient zur Empfehlung des gemeinschaftlichen Gebetes, dessen hohe Bedeutung Christus in den Worten ausspricht: „Wo zwei unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, das sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel. Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."

Gleich diese beiden ersten Worte des Gebetes des Herrn zeigen im Einklange mit dem Worte: also sollt ihr beten, daß das Gebet des Herrn nicht von Christo zusammen mit seinen

Jüngern gebetet werden konte, daß es vielmehr nur seinen Jüngern zum Gebrauche von ihm übergeben ward. Christus redet immer von Gott als seinem Vater oder dem Vater seiner Jünger, nie faßt er sich mit den Jüngern zusammen. Er sagt in Joh. 20, 17: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, und zu meinem Gott und zu eurem Gott." Er vermeidet geflissentlich zu sagen: zu unserm Vater, unserm Gott, weil Gott in einem andern Sinne sein Vater, sein Gott und ihr Vater und ihr Gott ist. Das jezt wieder vielfach, z. B. in der traurigen Schrift von Wittichen: die Idee Gottes als des Vaters, Gött. 65, hervortretende Bestreben, diese von Christo so scharf gezogene Gränze zu verstören, ist ein Stoß gegen das Herz der Christenheit: die bescheidene Gotteskindschaft geht verloren durch den unbescheidenen Anspruch auf Gleichstellung mit Dem, auf dem unsere Kindschaft beruht.

„Unser Vater": diese Worte, welche das tägliche Gebet der ganzen Christenheit auf Erden einleiten, enthalten die eindringlichste praktische Ermahnung. „Laßt uns bedenken, Geliebteste, sagt Augustin, wessen Söhne wir anfingen zu sein, und also leben, wie es denen ziemt, die einen solchen Vater haben." Und ferner: „Das sagt der Kaiser, das sagt der Bettler, das sagt der Sclave, das sagt sein Herr. Sie erkennen also, daß sie Brüder sind, da sie einen Vater haben." Und in gleichem Sinne sagt Chemnitz: „Er umfaßt den ganzen Leib der Gläubigen, in dem nicht alle Glieder gleich sind, wenn er uns sprechen lehrt: unser Vater. Solche Erinnerung unterdrückt in den großen Heiligen den Stolz und flößt ihnen die Demut ein, daß sie sich in dieser Vaterschaft nichts Besonderes anmaßen, sondern sich in die allgemeine Herde der Kinder Gottes stellen."

„Der du bist im Himmel": es heißt eigentlich in den Himmeln. Im Hebräischen steht der Himmel immer im Plural. Dieser Plural weist hin auf die Herlichkeit des Himmels im Gegensatze gegen die arme, stets im Singular stehende Erde, auf die Mannigfaltigkeit seiner Gebiete, zu deren Bezeichnung auch mehrfach neben den Himmeln noch steigernd die Himmel der Himmel, die höchsten Himmel genant werden, z. B. in 5 Mos. 10, 14. 1 Kön. 8, 27. Die Schrift ist weit davon entfernt, der Erde eine solche Stellung in dem Weltganzen anzuweisen, wie etwa Hegel im Interesse seiner Menschenvergötterung dies thut. Die Himmel verkünden nach ihr die Ehre Gottes und der Name: „der Gott der Heerscharen, Zebaoth", der sich auf Gottes Verherlichung im Himmel durch die Gestirne bezieht, ist in ihr weit häufiger als der Name: der auf den Cherubim thronende, der Gott als den Urheber alles geschöpflichen Lebens auf Erden preist.

Johannes nun, der lange nach dem Untergange Jerusalems, mitten unter Griechen schrieb, hat den dem Griechischen Ohre fremden Plural ganz aufgegeben. Schon Lucas hat durchaus gewöhnlich den Singular. Bei Matthäus dagegen wechseln

Singular und Plural beständig und zwar so, daß in der Regel ein bestimmter Grund des Wechsels zu erkennen ist. Der Singular steht gewöhnlich, wo ein Gegensatz von Himmel und Erde vorliegt. Da tritt der Erde als Einheit der Himmel als Einheit gegenüber. So im Gebete des Herrn selbst in den Worten: wie im Himmel also auch auf Erden. Der Plural steht, wo auf die Erhabenheit und Würde des Himmels hingewiesen werden soll. So ist immer von dem Reiche der Himmel die Rede, um auf die Herlichkeit des Reiches hinzuweisen, das einen solchen Ursprung hat. Hier weist das: in den Himmeln, auf die Erhabenheit hin, die der Himmel als Stätte Gottes hat.

Gott erfüllt mit seiner Gegenwart wie den Himmel, so auch die Erde. Er spricht bei Jeremias in C. 23, 23. 24: „Bin ich ein Gott, der nur in der Nähe wirkt, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der in der Ferne wirkt? Kann sich verstecken einer in Verstecken, daß ich ihn nicht sähe, spricht der Herr, fülle ich nicht den Himmel und die Erde, spricht der Herr." Und Moses sagt in 5 Mos. 10, 14: „Siehe des Herrn deines Gottes sind die Himmel und die Himmel der Himmel, die Erde und alles was darauf ist." Dem Himmel aber wird Gott zugeteilt, weil er die Herlichkeit Gottes deutlicher offenbart wie die Erde. Die Himmel, heißt es in Ps. 19, 2, erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget seiner Hände Werk. Wenn Carsten Niebuhr lange Jahre nach seiner Rückkehr aus dem Oriente in der Blindheit und Erschöpfung seines hohen Alters im Bette lag, „so spiegelte sich ihm in den Stunden der Stille der sternenwimmelnde tiefe Nachthimmel Asiens, in den er so oft geschaut hatte, oder seine hohe Tageswölbung und Bläue ab, und dies war sein süßester Genuß." Es ist aber nicht daran zu denken, daß Gott hier auf den Himmel eingeschränkt, daß der Himmel hier als seine eigentliche Wohnung bezeichnet würde, in der Weise, wie der Mensch eine Wohnung hat. Dagegen würde das Wort des Augustinus gelten: „Gott ist nicht in Raum und Ort eingeschlossen. Die Himmel sind herliche Weltkörper, aber doch Körper, die nur im Raume sein können." Gegen solche rohe Vorstellung entscheidet nicht nur 1 Kön. 8, 27, wo Salomo spricht: „Sollte Gott wirklich wohnen auf der Erde? Siehe die Himmel und die Himmel der Himmel (s. v. a. die Himmel bis zu den höchsten Himmeln, im Unterschiede von den niederen Regionen) fassen dich nicht, geschweige denn das Haus, das ich gebaut habe", sondern auch die Thatsache, daß auch der Himmel, nicht minder wie die Erde von Gott geschaffen ist, wie es Neh. 9, 6 heißt: „du Herr allein hast gemacht die Himmel, die Himmel der Himmel und all ihr Heer." Gott kann nicht an eine Stätte gebunden und in sie eingeschlossen sein, welche einstmals nicht war, welche dereinst auch wieder vergehen oder verändert wer-den wird, Ps. 102, 26. 27. Jes. 51, 6. Als eigentliche Wohnstätte Gottes wird der Himmel ausdrücklich negirt in Hi. 25, 5: „Siehe selbst im Monde zeltet er nicht und die Himmel sind nicht rein in seinen Augen." Aber weil der Himmel so herlich von Gottes Schöpfergröße zeugt, so wird so lange, als Frömmigkeit auf Erden gibt, der Gedanke an Gottes überschwengliche Herlichkeit unzertrennlich mit dem Himmel verknüpft sein.

Nach dem Vorgange Joh. Gerhards wird gewöhnlich bemerkt: „In diesem Eingange preisen wir Gottes Güte in den Worten: unser Vater, und seine unendliche Macht in den Worten: der du bist im Himmel." Diese Bemerkung ist aber unrichtig. Die Worte: der du bist im Himmel, bezeichnen nicht minder wie die Macht auch die überschwengliche Güte. Sie weisen uns darauf hin, daß wir, wenn wir uns zu Gott erheben, alle Gedanken an irdische Beschränktheit und Unvollkommenheit beseitigen müssen. In dem Ausspruche des Herrn „wenn nun ihr, die ihr böse seid, wisset euren Kindern gute Gaben zu geben, wie vielmehr wird denn euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten", erscheint der Vater im Himmel nach Bengels Bemerkung als derjenige, in dem gar keine Bosheit ist, als der absolut Gute und Gütige. Da sehen wir recht deutlich, daß wir auch hier nicht blos bei der Allmacht stehen bleiben dürfen. Der Vater im Himmel hier entspricht dem heiligen Vater in Joh. 17, 11, dem unbedingt von der Welt Abgesonderten und über sie Erhabenen. Die Heiligkeit schließt schon im A. T. die unbedingte Liebe und Güte nicht minder in sich, wie die Allmacht. Das zeigt Hos. 11, 8. 9: „Ich will nicht den Grimm meines Zornes auslassen, nicht wiederkehren, Ephraim zu verderben, denn Gott bin ich und nicht Mensch, in deiner Mitte der Heilige, und nicht komme ich in die Stadt", bin nicht wie die Menschen, wie sie in den Städten aus- und eingehen, so liebeleer und so wenig geneigt zum Vergeben. So weisen uns also die Worte der du bist im Himmel, darauf hin, daß in dem, zu dem wir beten, mit der Macht ohne Ende auch die Liebe ohne Ende und die Fülle aller Güte ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 19. August. № 66.

Bilder aus der Gefangenenwelt.

(Schluß.)

Mit lang zurückgedrängter Wuth stürzte er sich nun in die alten Genüsse und fiel bald tiefer als je zuvor in die Schlingen des Verderbens. Während er früher nur mit jener einen Person zu thun gehabt hatte, lebte er nun in der tiefsten Erniedrigung der Sinnenlust. Nicht mehr fähig, sich an geordnete Handwerksweise zu binden, plagte er sich bei der schwersten Tagelöhner-Arbeit, um gewaltsam Geld herbeizuschaffen. Dann wurde es in wüster Unzucht verpraßt, bis die unbefriedigte Begierde nach mehr schrie und ihn wieder zur Mühe zwang. In die Kirche wagte er sich schon längst nicht mehr. Er fühlte die ganze Schwere seiner Schuld und seines Unglücks und jammerte und seufzte oft nach Hilfe; aber er vermochte nicht mehr ernstlich zu wollen, nicht einmal Reue oder aufrichtige Betrübnis zu empfinden. — „Die Unzucht hatte mein Herz verbrant", sagte er später einmal. „Alle Sünden dieser großen Stadt stammen daher. Wer der Unzucht lebt, der scheut kein Mittel zum Zwecke, der lügt und stiehlt. Die lüderlichen Dirnen stehlen alle, und was die Diebe gewonnen, wird wieder in Unzucht durchgebracht. Fast alle Morde, von denen ich weiß, hängen damit zusammen. Wenn ich König wäre, ich ließe alle Dirnen, die von dieser Sünde leben, umbringen. Sie sind das Gift der jungen Leute, hoch und gering. Und wer einmal bis zu einem gewissen Punkte da hineingekommen ist, kann doch nimmermehr heraus. Er hat die Kraft verloren und ist hart geworden; sein Herz ist verbrant." —

Ich schalt ihn damals wegen seiner Heftigkeit und Rachsucht, zeigte, wie alle jene unglücklichen Wesen auch einmal verführt seien, und bewies ihm, daß die leichtfertigen, lüderlichen Männer derselben Strafe schuldig wären. In seinem maßlosen Ausrufe liegt aber eine schaudervolle Wahrheit. Unzucht ist mittelbar oder unmittelbar die Wurzel unzähliger Verbrechen in großen Städten, und nichts verhärtet und verstockt das Herz so sehr, als diese Sünde, die, wie eine geheime Pest, von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe irdischen Lebens durch die Reihen der Menschen schleicht, meist in dunkler Verborgenheit, oft aber auch plötzlich hervorbrechend in scheußlichster Offenbarung ihrer wahren Gestalt. —

Der Unglückliche, der in bitterer Anklage seiner selbst und der Verhältnisse jene Worte ausstieß, hatte die selenmörderische Kraft des Lasters erfahren. Er gerieth in einen solchen Zustand der Verblendung, daß er nicht nur gegen die Stimme Gottes vollständig taub wurde, sondern daß auch die menschliche Klugheit, die den Verbrecher zu begleiten pflegt, bei ihm einem blöden Stumpfsinn Platz machte.

Eine unbedeutende Schuld für Wohnung und Nahrung quälte ihn. Durch Arbeit konte er nicht gleich helfen; borgen wollte ihm Niemand; er mußte auf irgend eine Weise Geld haben. Nur Geld! das stand mit scharfen Zügen vor ihm fest.

Der Bruder des von ihm verführten Mädchens, Hausdiener und Portier in einer städtischen Fabrik, pflegte ihn als Schwager zu behandeln. Er nahm auch jezt den Heimatlosen auf, dem die rückständige Miethe die Wohnung verschloß, und erlaubte ihm, die Nacht bei ihm zuzubringen. In einer Kiste hatte er sein Geld liegen. Das wußte Josef. Auf ein Darlehn war aber nicht zu rechnen. Vielmehr hielt der Mann selber strenge darauf, daß seine Schwester ihren Sündenlohn pünktlich ausgezahlt erhielt.

Während er sich sorglos zum Schlafen niederlegte, brachte Josef die Nacht auf einem Stuhle sitzend zu. Seine Gedanken und Blicke lenkten sich fortwährend nach dem Orte, wo das wenige Geld lag, das für ihn in diesem Augenblick einen so unerschwinglich hohen Wert hatte. Seine unruhigen Träume und Fantasien verwirrten und bestrickten ihn dergestalt, daß bald die schreckliche Vorstellung seine ganze Sele in Besitz nahm, er müsse das Geld haben. Aber so verzweifelt war bereits der innere Zustand des Verblendeten, daß der Gedanke an Diebstahl keinen Augenblick bei ihm Platz griff. Die Notwendigkeit, den Schlummernden zu tödten und dann zu berauben, stand felsenfest. Aber wie? Er spähete im Zimmer umher und fand das Rasirmesser. Schnell ergriff er es, trat leise an's Bett und wollte es dem Schlafenden an die Kehle setzen. Aber da durchfuhr ihn der Gedanke, wie es gräßlich sein müsse, wenn der Unglückliche dabei auffahren und die Augen öffnen werde. Zitternd trat er wieder zurück. Aber auf's Neue kamen die wilden Gedanken; im Ohre hörte er das Sausen und Dröhnen des aufgeregten Blutes, und wie eine fremde Macht zog es den innerlich Widerstrebenden zu seinem Opfer hin. Er erhob das Messer und ließ es wieder sinken; er wollte und konte doch nicht die That vollenden. Stunden vergingen in dem gräßlichen Kampfe.

Endlich warf er das Messer fort; in ihm schrie es: „Nein, — du kanst es nicht!“ — Eine schwere Last wälzte sich von seiner Brust. Aufathmend blickte er um sich. Da trat der Mond aus Wolken hervor; es ward hell im Zimmer und aus einer Ecke blitzte ein Strahl. Dort stand die Axt mit langem Stiel. Scharf und plötzlich, als würde es ihm ins Ohr geflüstert, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: „Nicht mit dem Messer, nimm die Axt. Da brauchst du nicht nahe heran und fühlst nicht in der Hand den entsetzlichen Widerstand.“ Es stieß und riß ihn vorwärts. Nicht mehr still und geräuschlos, — mit wildem Satze sprang er auf, ergriff das Beil, wandte sich gegen das Bett und ohne irgend einen Gedanken zu hegen als den Wunsch, recht zu treffen, schmetterte er die Waffe auf den Kopf des Schlafenden. Ein dumpfes Krachen — dann die alte Stille. Die Axt fiel auf den Boden, der Mörder sank auf seinen Stuhl und verlor die Besinnung. Wieder vergingen fast zwei Stunden. Da klingelten draußen die Arbeiter, um in der Fabrik das Tagewerk zu beginnen. Der Thäter fuhr aus wirren Fieberträumen empor. Grau schien der Morgen ins Fenster. Er mußte sich emporreißen und gewaltsam besinnen. Was war geschehen? Entsetzlich! Dort im Bett .... Es half nichts. Er mußte hinzu und dicht über den Leichnam gebeugt den Harrenden den Schlüssel zum Fenster hinausreichen. Wieder sank er betäubt zusammen. Die Leute meinten, es sei der Portier und gingen ruhig durch den Hausflur in das Hintergebäude. Jezt endlich richtete er sich mit Mühe auf. Es war fast hell. Mit abgewandten Augen, daß kein Blick sein Opfer streife, ging er zur Kiste, nahm das Geld und verließ leise das Haus.

Gleich darauf ward der Mord entdeckt und noch am selben Tage Josef verhaftet. Wie ein schrecklich Träumender war er umhergewankt. Er gestand sofort sein Verbrechen und ergab sich willig in Alles.

In der ersten Zeit war er zu sehr gebeugt und gebrochen, als daß er einen andern Gedanken hätte fassen können, als: „O, wäre nur erst Alles vorbei.“ Aber während der unbarmherzig langen Zeit bis zur Verhandlung des Processes und dann wieder bis zur Bestätigung des Urteils richtete sich seine starke Natur wieder auf und begann den gewaltigen Kampf. Es war nicht die Liebe zum Leben, die in ihm mächtig war, sondern der Schmerz über sein „Unglück“, der ihn zu Zeiten Tage, ja fast Wochen lang weinen machte. Sterben mußte und wollte er, aber daß „Alles so kommen mußte, war doch zu schrecklich.“ In der Einsamkeit des Gefängnisses, fern von den Versuchungen und Zerstreuungen des Lebens, unter geistlicher Obhut fing indessen seine Sele an, von den schrecklichen Verherungen der Unzucht zu gesunden. Gleich beim Beginn seiner Haft hatte er sich an den evangelischen Geistlichen gewandt, erhielt später auf Bitten die Erlaubnis, an allen evangelischen Gottesdiensten Teil zu nehmen und brachte wöchentlich mehrere Stunden im Gespräch mit einem derselben zu. Der katholische Geistliche, der die Anstalt wöchentlich nur ein Mal besucht, ließ sich mit ihm nicht näher ein. Das treue Suchen nach Trost, das beständige Lesen und Forschen in der Schrift blieb nicht fruchtlos. Der Gefangene hörte auf, sein Unglück zu beweinen, bejammerte desto tiefer seine „Thorheit und Verblendung“, aber erkante auch bald die ganze Schwere seiner Schuld, sowie seine Losreißung von Gott als den Grund seines Falles. In der Tiefe seiner aufrichtigen Buße ging ihm aber zugleich die gewisse Erkentnis der Gnade und Erbarmung Gottes auf. Er konte danken, daß sein gütiger Herr ihn hierher geführt habe, um ihn zu sich zu ziehen, und gedachte mit Schaudern der Möglichkeit, daß er inmitten seines Sündenlebens hätte sterben können. Ich will nicht näher auf die Geschichte seiner inneren Umwandlung eingehen; ich kann nicht die vielen erquicklichen Züge aus seinem Kerkerleben berichten, nicht die ruhige Freudigkeit schildern, mit der er auf den Tod wartete. Er stand auf durchaus evangelischem Grund und hatte die katholischen Irrtümer innerlich völlig überwunden durch selbständiges Suchen im Worte Gottes. Auf Verlangen des evangelischen Geistlichen teilte er dem Kaplan alle seine Zweifel mit, erfuhr aber von ihm keine Belehrung, sondern nur heftigen Tadel und strenges Verbot aller Grübeleien, ohne daß dadurch ein näherer Verkehr angeknüpft wäre. Das langersehnte Todesurteil vernahm er mit großer Fassung, bat um den Beistand des evangelischen Geistlichen und brachte die lezte Nacht in erbaulichen Gesprächen und fester Zuversicht seines Heiles mit ihm zu. Am Morgen begleitete ihn der Kaplan zum Schaffot, betete mit ihm und nahm mit einem Kuß von ihm Abschied. Soll man es dem zum Tode Verurteilten zum Vorwurf machen, daß er nicht noch — und wäre es am lezten Tage gewesen — zur evangelischen Kirche übertrat? — Ich möchte es ihm eher zum Verdienste anrechnen, daß er in seiner Lage nicht das Hauptgewicht auf den Namen des Bekentnisses legte, sondern damit zufrieden war, daß er seines Glaubens leben und sterben durfte. Von einem Verleugnen und „Nichtbekennen vor den Leuten“ war ja bei ihm nicht die Rede, den die Welt nur so viel noch anging, als er auf dem Wege von der Zelle zum Schaffot sah. Natürlich wurde Alles im Gespräche vermieden, was eine Hindeutung auf einen Uebertritt enthalten konte; aber es war deutlich zu spüren, daß er sich viel mit diesem Gedanken beschäftigte. Kurz vor seinem Tode legte er einmal schlicht und einfach seinen Grund des Glaubens und seine Hoffnung dar und fragte mit großem Ernste: „Kann ich darauf selig sterben?“ Und als dies ihm mit Festigkeit bejaht werden konte, schien er diesen fraglichen Punkt völlig überwunden zu haben. Josef S. starb mit sicherer Ruhe und Mannhaftigkeit unter großer Teilnahme der Gefängnisbeamten. Sein Leben gab ein furchtbar erschütterndes Beispiel zu dem Worte Jacob. 1, 15: „Wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret sie den Tod“; aber sein Sterben predigte die köstliche Gewißheit: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.“

In einer kleinen Isolirzelle liegt auf dem Bette ein zum Scelett abgezehrter Mann. Magerkeit und Gesichtsfarbe deuten auf einen schwer Leidenden, aber aus den kleinen schwarzen Augen blizt Rastlosigkeit und Geweckteit, wie sie bei einem dem Tode nahen Kranken unerklärlich sind. Das Schloß der Thüre rasselt, und sofort schließt der Kranke die Augen. Der Geistliche tritt ein und steht am Bette. Da liegt der Leidende bleich und regungslos, einer Leiche ähnlich. Der Athem geht mit leisem Stöhnen — fast das einzige Zeugnis, daß noch Leben in dem Jammerbilde ist. Aber man glaubt wenigstens einen Sterbenden vor sich zu haben. — Der Prediger scheint durch den Anblick keineswegs erschreckt. Er nent den Namen des Patienten — keine Antwort. Lauter und lauter muß er rufen, bis er endlich die volle Kraft seiner Lungen dicht am Ohre des Schlummernden versucht. Mit gut gespieltem Entsetzen fährt dieser endlich in die Höhe, sammelt mit Ostentation seine Gedanken und begint sogleich eine fieberhaft aufgeregte Unterhaltung in jenem gepreßten, theatralischen Flüsterton, den man fast so weit hört, als die laute Stimme. Seine innere Erregtheit ist so groß, daß er eine Stunde lang eifrig fortspricht, ohne daß man ihm eine Spur von Erschöpfung anmerkt. Eine teilnehmende Anmerkung über die noch ungebrochene Kraft seiner Lungen nimt er mit großem Misvergnügen auf.

„O! der Unmensch, der Doctor! Hier liege ich nun und vergehe. Warum schickt er mich nicht ins Krankenhaus?" — Der Einwurf, daß die seltsame Art der Krankheit die ärztliche Wissenschaft gänzlich zu Schanden mache, indem ohne irgend eine Spur inneren oder äußeren Leidens der Kranke der Auflösung nahe zu sein behaupte, wird geschickt überhört. —

„Warum darf ich armer Mensch nicht in Ruhe den lezten Athemzug thun? Ich bin ja nicht im Stande, mich ohne Hilfe zu bewegen. Glaubt man, ich werde entfliehen?" — Der Geistliche hält es nicht für unwahrscheinlich, daß seine Uebersiedelung aus dem Gefängnis in das öffentliche Krankenhaus eine sofortige Genesung und Abreise zur Folge haben könte. —

„Also auch Sie mistrauen mir? O, die Menschen sind zu grausam. Was habe ich nicht schon gelitten. Wann werde ich endlich erlöst sein!" — Jedes ernstmahnende Wort des Predigers ertränkt er in einer Flut zustimmender Ergießungen und Betheuerungen, um dann auf immer neuem Umwege wieder auf die grausamen Peiniger des Menschengeschlechts, Juristen und Polizisten, zu kommen. Hören wir seine Erzählung — ein wüstes Gemisch von Prahlerei, Lüge und sentimentaler Wahrheit. Sie gibt ein treues Bild standes- und gewerbsmäßigen Gaunertums.

„O Herr Prediger, verdammen Sie mich nicht wegen meiner Flucht aus dem Zuchthause. Ich konte es nicht länger ertragen. Sie vermögen sich nicht vorzustellen, wie es in H. zugeht. Ich kenne alle Strafanstalten unserer Provinz, aber solche Gräuel geschehen nur in H. In S. und B. verstehen sie auch keinen Spaß; aber wenn man geprügelt wurde, und das Blut

kam aus Mund und Nase, so wurde innegehalten. Doch in H. hieß es nur: „Einen Eimer Wasser über den Kopf und vorwärts!" — Ich frage Sie, ist das menschlich? heißt das christlich? — Wenn der Abend kam und wir im dämmerigen Schlafsaal lagen, da hörte man bald hier, bald da die tiefen Seufzer. Wir seufzten Alle nach Erlösung. Jeder Tag brachte neue Pein.

Denken Sie sich, da sizt in Ketten ein armer, junger, hübscher Mensch. Der ist auf Lebenszeit verurteilt. Zuerst hatte er nur eine lange Reihe von Jahren. Weil er aber das Leben im Zuchthause gar nicht aushalten konte, faßte er den Plan, sich zu befreien. Einst ging's zur Kirche im langen Zuge, er als der Lezte in der Reihe. Hinten nach schritt der Aufseher, ein ganz alter Mann mit weißen Haaren, — noch einer von den Besten. Als die Uebrigen schon durch die Thüre getreten sind, wendet sich der Gefangene schnell um, stürzt sich auf den Wärter, wirft ihn zu Boden und schlägt ihm mit einem schon zu dem Zwecke bereitgehaltenen Steine so lange auf den Kopf, bis er sich nicht mehr regt. Aber wie er eben freudig dem Daliegenden Rock, Seitengewehr und Schlüssel nehmen und davoneilen will, wird er arretirt und jezt — der Aermste! — sizt er in Ketten, verurteilt auf Lebenszeit und soll die schöne Welt nicht mehr sehen. So muß er sein junges Leben vertrauern. Darf man so schändlich grausam gegen einen Menschen sein? — Sind wir nicht Alle Brüder? —

Ich war zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt und hatte kaum zwei Jahre abgemacht. Da beschloß ich bei mir, zu entfliehen. Ich wurde krank und kam auf das Lazareth; ich wußte es dahin zu bringen, daß man mich isolirte. Da habe ich nun acht Monate gelegen und nur das Allernotwendigste genossen, damit ich abzehrte und immer für krank galt. Jeden Mittag von 12 — 1 Uhr ging der Aufseher zum Essen, und ich war eine Stunde ohne andere Aufsicht, als wenn einmal ein Beamter die Runde machte. So stand ich denn jeden Mittag leise auf, flocht das Drahtgitter vom Fenster auseinander, um zu den Eisenstäben dahinter zu gelangen, und arbeitete an den Traillen eine halbe Stunde mit einer Feile, die ich mir durch einen Gefangenen verschafft hatte. Die Lücke verstrich ich mit zerkautem Brot. Inmitten der besten Arbeit mußte ich immer aufhören, damit ich Zeit hatte, das Drahtgitter wieder in Ordnung zu bringen, ehe der Aufseher zurückkam. Wenn ich fertig war, schlich ich auf mein Lager, durchnäßt von kaltem Schweiß, bis zum Tode erschöpft von der Angst und Aufregung, daß ich entdeckt werden könte, und sank in einen Schlaf der Ermattung. So verbrachte ich meine Tage in fieberhafter Erregtheit. Meine Vorsicht — Gott sei Dank! — verhinderte die Entdeckung. Aber es war eine fürchterliche Zeit, und ich betete früh und spät, Gott wolle mich doch beschützen, daß ich mein Werk vollende und davonkäme. Endlich war ich fertig und beschloß die Flucht.

In dunkler Nacht, voll Sturm und Regen, erhob ich mich, schnitt meine Decke und alles Bettzeug in Streifen und knüpfte

daraus ein Seil. Zwar mußte ich mir selbst sagen, daß ich daran nimmermehr zur Erde gelangen könne, denn meine Zelle lag drei Stockwerke hoch; aber der Drang nach Freiheit war zu groß. Er regierte mich blindlings und stieß mich vorwärts, ich mochte wollen oder nicht. An die Folgen durfte ich nicht mehr denken. Ich riß das Drahtgeflecht los, brach die Eisenstangen vollends heraus, knüpfte mein Tau an und zwängte mich durch die Fensteröffnung — wie dankte ich Gott, daß ich so elend und abgemagert war! Einen Augenblick hielt ich an und blickte in die schwarze, gähnende Tiefe. Aber ich durfte nicht zaudern. Ein heißes, inbrünstiges Gebet, und ich war draußen. O es war schauerlich, in der dunklen Nacht schwankend am Thurm zu hängen, geschaukelt vom Wind! Kaum fühlte ich das Furchtbare meiner Lage, da — riß das Seil. Vor Schreck verlor ich die Besinnung. Es war nicht die Todesangst, die mich faßte, sondern der namenlose Jammer, daß mein Werk vereitelt sei, der mir augenblicklich das Bewußtsein raubte. Das war meine Rettung, denn sonst hätte ich gewiß aufgeschrien und wäre bemerkt worden. Ich fühlte einen dumpfen, furchtbaren Schlag, der durch meinen ganzen Körper dröhnte. Heiß sprizte es mir aus Nase, Mund und Ohren, und an mir schritt vorüber eine dunkle Gestalt so nah, daß sie mich fast berührte. Ein Flintenlauf blizte, es war die Schildwache, die im heulenden Regensturm weder hörte noch sah. Dann wurde vor mir Alles schwarz; es sauste in meinem Kopfe, und ich versank wieder in Betäubung. Ich meinte, es sei der Tod. Aber mich weckte ein dumpfes Stechen in den Gliedern und Frostschauer. Allmälich kam ich zur Besinnung. Ich lebte wirklich noch. Dort oben aus jenem Fenster war ich herabgestürzt. — Meine ohnmächtigen, schwachen Glieder hatten keinen Widerstand geleistet. Nichts war zerbrochen, aber Alles war lahm, verrenkt und kraftlos. Ich fühlte mich wie zerstampft und lag wie ein zertretener Wurm. Dennoch dankte ich Gott von Grund meines Herzens und schöpfte frischen Mut. Endlich raffte ich mich gewaltsam auf und kroch auf Händen und Füßen nach einer Ecke des Hofes, gewaltsam die fürchterlichen Schmerzen verbeißend. Noch blieb mir eine 24 Fuß hohe Umfassungsmauer zu übersteigen. Wie wollte ich da hinüber? Ich sah keinen Ausweg, aber Gott hatte mich nicht vergessen!

Wie ich mich nach einem vorläufigen Versteck umsehe, komme ich an die Düngergrube an der Mauer — da steht eine Leiter! von den Arbeitsleuten, welche die Ausräumung besorgt hatten, vergessen. Ich sezte sie an und stieg unter unsäglichen Qualen hinauf. Endlich bin ich oben. Was nun weiter? Die Leiter nachzuziehen und auf der anderen Seite niederzulassen, vermochte ich nicht. Ich mußte springen. An Gefahr und Tod durfte ich nicht denken. Ich schloß die Augen und stürzte mich hinab auf den vom Regen durchweichten Grund. Die Erschütterung war so heftig, daß ich wiederum betäubt liegen blieb.

Als ich die Augen aufschlug, war es Morgen. Die Angst und mein wildes Verlangen nach Freiheit rissen mich empor u gaben mir Flügel. Ich schleppte mich vorwärts und kam dem Tage einige Stunden weit. Weil ich vermutete, daß m meine Spur auf dem Bahnhofe suchen werde, schlug ich m auf die umliegenden Dörfer und suchte mit Vermeidung Chaussé auf Feldwegen mein Fortkommen. Mitleidige Leute, mich für einen kranken, verkommenen Handwerksburschen hielt gaben mir Essen, Almosen und Nachtlager. Ich bin überzeu sie haben oft geahnt, wer ich war, aber sie schwiegen. M Aussehen war zu jammervoll, sie hatten ein Herz. Das hat di Brut hier aber nicht. Sie lassen mich hier liegen und verfaule Alles, was ich gethan, was ich gelitten habe, ist nun vergebl gewesen, — Alles, Alles vergebens! —

Einem edlen Manne vertraute ich mich an, und er g mir einen Anzug und Geld, damit ich bis hierher käme. G segne ihn, und ich sollte ihn verrathen? Nein, nimmermehr, lieber noch im Gefängnis schmachten, als so schwarzen Unda üben! Mögen die Richter mir nicht glauben, mögen sie lach und sagen, der edle Mann möchte gewiß gern seine gestohlen Sachen wieder haben, ich schweige. Nach drei Wochen kam i hier an, und nach einigen Tagen wurde ich verhaftet. Ich soll bei einem Uhrmacher gestohlen haben, ich, der ich mich doch nic bewegen kann. O wäre ich erst todt! — Denken Sie nic Herr Prediger, ich sei schlecht und gottlos. Ich kenne Gott Wort und glaube, daß ein gerechter Richter über uns wacht u alles Böse bestraft." —

So sprach dieser Mensch in wahrhaft scheußlicher Naivit und fühlte sich in seinem Geiste vollkommen gerecht. Seine Auge wurden feucht, als er von dem „armen Jüngling" sprach, der na dem Mordversuche auf einen Greis in Ketten gelegt wurd Die Begriffe Schuld und Strafe bezeichneten bei ihm n das Verhältnis zweier feindlicher, gleichberechtigter Mächte. F ihn gab es nur zwei Heere, die mit allen erlaubten und u erlaubten Waffen gegen einander kämpften, — auf der eine Seite Polizei und Justiz, — auf der anderen die Welt „d Unglücklichen", wie er sie gern nante, dazwischen die ehrliche Leute als neutrales Gebiet, resp. streitiger Besitz und willkomm Beute für Beide. Er fühlte sich vollkommen als Glied eine Standes, als Soldat einer Partei, und hatte die feste Ueber zeugung, daß dem Feinde gegenüber Alles erlaubt sei.

Wegen des nach der Flucht verübten Diebstahls wurde noch zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Nach dem selben Zuchthause zurück wollte man ihn nicht bringen. Als aber den Namen der Strafanstalt hörte, in die er versezt wer den sollte, gerieth er außer sich. Er hatte nämlich in frühere Jahren, nach damals noch allgemein üblicher Manier, als P lizeispion oder Vigilant fungirt, und viele, denen er in diese Eigenschaft schlimme Liebesdienste geleistet hatte, befanden si in jenem Zuchthause. Furchtbare Rache, Mishandlungen, vielleic

gar Tod standen vor seiner Sele. Er richtete ein flehentliches Gesuch an das Ministerium, ihn nicht dorthin zu senden. Seinem Wunsch ward nachgegeben. Doch als er vernahm, daß er nach S. bestimt sei, war sein Entsetzen fast ebenso groß. — „Was? Nach S., wo der Unmensch, der Direktor B. ist! O, ich kenne ihn aus der Zeit, wo er noch die Neue Strafanstalt in M. hatte. Hören Sie an, Herr Prediger. An dessen Händen klebt viel Blut. Der hat einem Menschen in der Kirche den Arm abhauen lassen. Sie lächeln und wollen es nicht glauben. — Hören Sie zu!

Da war ein alter Gefangener, ein armer, unglücklicher Mensch, dem war sein Elend zu Kopfe gestiegen. Er bat, den Geistlichen sprechen zu dürfen; aber der Direktor ließ ihn nicht zu demselben führen, weil er sich etwas hatte zu Schulden kommen lassen. Der Gefangene dachte aber, der Pastor wolle ihn nicht sprechen, und faßte in seiner traurigen Lage Groll gegen ihn. Als wir am nächsten Sontag in der Kirche waren und der Prediger F. die Liturgie hält, springt der Unglückliche auf, ergreift einen Altarleuchter und will ihn damit erschlagen. Der Geistliche tritt hinter die Soldaten zurück, welche den Rasenden angreifen. Der wehrt sich wie ein Wüthender. „Haut ihn nieder!" ruft der Direktor, und die Soldaten schlugen auf ihn ein und verwundeten ihn, daß er seinen Arm nie wieder hat gebrauchen können. Ich bitte Sie, Herr Prediger, einen Menschen so zu mishandeln und in der Kirche! Sind das nicht Grausamkeiten? und so war er immer." —

So erzählte er in höchster Erregung und fand meine entsezte Frage, ob der Gefangene wirklich den Prediger am Altar erschlagen wollte, genügend beantwortet und völlig erledigt durch die Versicherung: „Nun ja, er glaubte ja, der sei schuld." —

Trotz seines Sträubens und Lamentirens wurde er in die Anstalt abgeführt. Scheidend gelobte er mir, er wolle alles daran setzen, wieder zu entkommen und gelte es einen Mord. Gegen 20 Jahre in dieser Behandlung, das sei zuviel! „Geben Sie Acht, ich komme fort!" In consequenter Verstellung ließ er sich wimmernd auf einer Matratze in den Wagen tragen und behauptete, zu sterben. Im Zuchthause sah er bald, daß sein Betrug nunmehr vergeblich sei, und entschloß sich, gesund zu werden. Nach einigen Wochen war er einer der fleißigsten Arbeiter und sog. besten Sträflinge. — Man möchte sich schaudernd von diesem Bilde menschlicher Verirrung abwenden. Dieser Unselige hatte das angeborene Gefühl für Recht und Unrecht und die Stimme des Gewissens scheinbar ganz unterjocht. Sie strafte ihn, wie es schien, nicht mehr. Und doch, darf man auf ihn den Stein der Verdammnis werfen, wenn man bedenkt, wie er soweit gekommen ist? —

Denke man sich das Kind einer Verbrecherfamilie, das die Eltern nur mit Flüchen von Gericht und Polizei, mit Hohn von christlichem Glauben und Gottes Wort, dagegen von Diebstahl, Raub und Unzucht als von seinem Lebensberufe reden hört, das ohne Unterricht aufwächst, das nur von den Feinden der Ordnung, nur nach begangenem Unrecht und glücklich vollbrachter Sünde Gutes empfängt, während die Vertreter der Ordnung und des Rechts einzig als böse, feindselige Wesen in seiner Phantasie auftreten, deren Erscheinen Furcht und Schrecken, Mangel und Sorge bringt, die bald den tobenden Vater, bald die schreiende Mutter von den Kindern reißen, — denke man sich ein solches Kind, und man wird begreiflich finden, daß es solche Männer gibt, wie wir eben einen geschildert haben. Kommen zu dem ersten, festen Eindrucke der Kindheit und Erziehung noch die eigenen schaurigen Erlebnisse des Verbrecherlebens, oder die Erfahrung, bei einem vielleicht ernstlichen Vorsatz der Besserung auf Mistrauen und Verachtung zu stoßen, so wird man glauben, daß es eine dämonische Verkehrtheit und Verstocktheit, einen Fanatismus der Sünde, eine bewußte Feindschaft gegen alles Gute und Heilige gibt, wogegen die eben geschilderte Verirrung noch klein zu nennen ist. —

Es dünkt uns leicht als ein Räthsel, wie ein Mensch die Sphäre des Verbrecherlebens und der allgemeinen Verachtung als einen Lebensberuf sich wählen und sich heimisch darin fühlen könne. Aber es wird erklärlich, wenn das Kind in dieser Lebensluft geboren und erzogen wird. Welch ein schauriges, unlösbares Geheimnis stellt uns aber die dunkel wirkende Macht der Sünde auf, wenn wir bei einem gut erzogenen Kinde aus einem wolgerathenen Geschwisterkreise plötzlich das Böse hervorbrechen und mit solcher Kraft Besitz ergreifen sehen, daß Rettung fast unmöglich scheint!

In unserm Gefängnis gibt es einen kleinen Knaben von angenehmem Aeußern und gefälligem, bescheidenem Wesen. In der Schule der Anstalt zeichnet er sich durch Fleiß, rege Aufmerksamkeit und selbständiges Nachdenken aus. Der Lehrer ist stets wolzufrieden mit ihm. Kein Beamter hat über ihn je zu klagen. Wenn der Prediger am Montag oder Dinstag komt, um über die Predigt vom Sontag zu sprechen, weiß er mit erstaunlicher Genauigkeit Auskunft zu geben. Aber so oft seine Strafzeit verflossen ist, vergehen nur wenige Tage, und er befindet sich wiederum in Untersuchung.

Als er zum ersten Male die Stadtvoigtei betrat, war er 11 Jahre alt, jezt hat er das fünfzehnte Jahr noch nicht vollendet und ist zum neunten Male wegen Diebstahls in Strafe. Seine Mutter ist eine brave, fromme Frau in bescheidenen Verhältnissen, und seine Geschwister sind wolgerathen.

Als er das lezte Mal entlassen wurde, vermahnte ihn der Lehrer und fragte ihn, was er nun zu thun gedächte. Der Knabe antwortete bescheiden und freundlich, er werde wieder stehlen gehen.

Alle Vorhaltungen gleichwie die Ausmalung einer schlimmen Zukunft waren vergeblich, und auf die ernstliche Mahnung, wenn ihn das Verbrecherelend nicht schrecke, doch nicht so frech gegen Gottes Gebote zu sündigen, sondern Ihn lieb zu haben, der so viel Liebe erweist, und namentlich zu bedenken, was nach seinem Tode werden solle, meinte er leise und schüchtern, an so etwas glaube er nicht, das könne man alles nicht wissen. Der Lehrer klagte es mir, und ich ließ ihn kommen. Freundlich, wie ich immer gegen ihn gewesen war, fragte ich nach seinen Vorsätzen für die Zukunft. Er sah mich bedenklich von der Seite an und schwieg. Ich drang in ihn, er wurde blaß und fing an zu zittern, aber sagte kein Wort. Da ich sanft blieb und ihn nicht erschreckte, flüsterte er endlich: „Ich fürchte mich." Ich versicherte ihn, es solle ihm nichts geschehen, er möge nur offen sein und sagen, was er zu sagen sich fürchte. Kaum hörbar brachte er hervor: „Ich will so bleiben, ich habe noch nie gearbeitet und will nicht arbeiten." Und dabei sah er so kindlich besorgt aus seinen großen, offenen Augen, daß der furchtbare Kontrast zwischen seinem Aussehen und seinen Worten einen wahrhaft erschütternden Eindruck machte.

Als er sah, daß die Gefahr vorüber war, athmete er auf und war seit der Zeit zutraulicher, versprach sogar, zu mir zu kommen. Sein Entschluß schien aber derselbe geblieben zu sein; alles Reden war vergeblich.

Seine Mutter holte ihn ab, und als sie auf dem Heimgange noch einmal die ganze Länge des Gefängnisgebäudes am Flusse erblickte, sagte die Mutter weinend: „O, mein armes Kind, sieh, in dem schrecklichen Hause warst Du schon so oft. Ich wollte doch lieber sterben, als nur eine Nacht darin zubringen." Der Junge antwortete heiter, aber ohne Frechheit: „Ja Mutter, die Naturen sind verschieden. Mir thut das Nichts." — Voll Entsetzen teilte die Mutter mir die Aeußerung mit, und nach wenigen Tagen war der Sohn wieder in Untersuchungshaft.

Ich empfing ihn freundlich, wie ich ihn entlassen hatte, veranlaßte aber, daß er allein gelegt wurde. Bei häufigen Besuchen fand ich ihn stets heiter und allmälig immer offener. Er erzählte, wie „schlechte Jungen" ihn beim Spielen auf den Plätzen der Stadt dazu verführt hätten, den Hökerfrauen Obst zu nehmen, und wie er dann zu Marktdiebstählen verführt sei. Bei seiner ersten Haft lag er mit vielen Jungen in einer gemeinsamen Zelle, und „was der eine nicht wußte, wußte der andere", und seitdem „war's vorbei. Ich wurde mit einigen zusammen entlassen, wir gingen miteinander stehlen und wurden wieder arretirt. Seit der Zeit sind wir immer zusammen geblieben." Er erklärte endlich, wenn er wieder hinaus käme, einen ernstlichen Versuch machen zu wollen, ob es nicht besser mit ihm werden könne.

Was kann man hoffen? Wie tief hat sich die Sünde bei diesem armen Kinde eingenistet! Und doch darf man nicht verzweifeln, daß auch bei ihm eine Umkehr möglich sei; denn ein schwacher Hoffnungsschimmer leuchtet immer noch aus der Tiefe dieser Versunkenheit. Bei diesem kleinen Meisterdiebe findet sich —

seltsamer Widerspruch! — eine verhältnismäßig große Wahrheitsliebe, eine Spur kindlicher Offenheit. Gott erbarme sich sein! —

Das traurigste Gebiet der Gefangenenpflege ist die Kinderwelt des Gefängnisses. Da sieht man die armen, verkommenen Geschöpfe hereinkommen, blaß, schmutzig und zerlumpt, oft voll Ungeziefer, entweder mit dem Stempel der Frechheit und des Trotzes auf dem Gesicht, oder in mürrischer, dumpfer Gleichgiltigkeit, sehr selten in wirklich kindlichem Schmerze. In dem Alter, wo sie noch der liebevollen Erziehung und schützenden Häuslichkeit am meisten bedürften, sind sie bereits Objecte eines geschäftsmäßigen „Verfahrens" geworden. Es sind keine Kinder mehr, sondern jugendliche Verbrecher. Schon ihre äußere Erscheinung ist ein laut schreiender Vorwurf, eine bittere Anklage gegen Staat, Kirche und Vaterhaus, welche diese kindliche Gestalt den unsauberen Geistern hingaben, die aus seinen Augen blicken. Der Uebertritt in die Strafe verändert das äußere Ansehen der Aermsten um ein Bedeutendes. Sauber gewaschen und gebadet, mit geschnittenen und geglätteten Haaren, in reinlicher Wäsche und Kleidung steht nun ein Knabe da, dem man wenigstens nicht auf den ersten Blick ansieht, daß das Verbrechen ihn hierher gebracht hat und vielleicht sein künftiger Beruf werden soll. Erst die Gefängnistracht läßt erkennen, wie er eigentlich aussehen müßte; das Bewußtsein der hier herschenden Zucht gibt seinem Wesen und Gehaben, seiner Stimmung und Gesinnung ein anderes Kleid. Häufig bestrafte und tief verderbte Knaben betragen sich oft in der Haft artig und bescheiden, sind fleißig und gefällig, so daß man sich der freudigen Ueberzeugung hingibt, dieser oder jener könne nimmermehr in die alten Laster zurückfallen, nachdem er sich so in Zucht und Ordnung, in Arbeit und gute Sitten hineingelebt habe. Ja, wenn man aus Bösem durch äußere Gewöhnung Gutes machen könte! Oder wenn das Beispiel etwas Krummes wieder schlicht und gerade machte! So lange das Herz dasselbe ist, bleibt äußere Lebensart nur ein Gewand, das man nach Belieben aus- und anzieht. Derselbe Knabe, dessen Wandel im Gefängnis zur schönsten Hoffnung für die Zukunft berechtigte, stößt bei seiner Entlassung die Mittel zur Rettung von sich und verliert sich wieder in das Dunkel der Verbrecherwelt, die sofort ihre Polypenarme nach ihm ausstreckt, ja ihn meist schon am Thor des Gefängnisses erwartet und mit Jubel begrüßt. Und — schrecklich genug, daß man es sagen muß! — es ist oft nur zu natürlich und erklärlich, daß er zurückfällt. Während die Angehörigen ihn mit Vorwürfen empfangen und fremde Helfer nur karge Liebe spenden, sind die Genossen seiner Sünde die einzigen, die sich seiner Freiheit mit ihm freuen, die ihm Mitgefühl zeigen und ein Herz für ihn zu haben scheinen. Was Wunder, daß er sich ihnen immer wieder von Neuem hingibt und das Verderben mit absichtlich geschlossenen Augen übersieht, so lange die innere Stimme der Neigung ihn noch auf die Bahnen des Verbotenen weist. Höchst merkwürdig ist es, wie der Rückfall in das alte Wesen sich sofort

auch im Aeußern zeigt. Der sich nach der Regel der Hausordnung Monate, ja über ein Jahr lang äußerst rein und sauber hielt, so daß man Reinlichkeit als nötige Bedingung für sein Wolbehagen halten mußte, hört plötzlich auf sich zu waschen und den Körper zu pflegen und starrt von Schmutz. — Ich bin oft an das alte Volksmärchen vom Bärenhäuter erinnert, dem der Teufel Geld und Gut und alle Wollüste des Lebens verlieh — nur gegen das einzige Versprechen, sich nie zu waschen. Wunderbarer Zusammenhang des äußeren und inneren Menschen! —

Ein furchtbarer Fluch der großen Stadt für diese unglücklichen Kinder sind die Diebesväter und Diebesmütter, jene Blutsauger der Verbrecherwelt, welche die Hehlerei in großartig-organisirtem Maßstabe treiben, indem sie den Kindern, Knaben wie Mädchen, Kost, Wohnung und Taschengeld geben gegen die Verpflichtung, für sie zu stehlen und alle Beute ihnen heimzutragen. Da diese Diebeskeller meist zugleich auch Zufluchtsstätten der scheußlichsten Unzucht sind, werden die Unglücklichen hier an Leib und Sele völlig zerrüttet. Trotz der größten Wachsamkeit der Polizei bilden sich immer neue und neue dieser Höhlen, so viele jährlich auch aufgehoben werden. Die betreffenden Executivbeamten können den Eindruck dieser höllischen Spelunken nicht gräßlich genug schildern, wenn sie am frühen Morgen, wo sie allein darauf rechnen können, die Inwohner zu überraschen, in die dunkeln, verpesteten Räume eindringen, anfänglich fast betäubt durch den furchtbaren Dunst, und nachdem die Thür besezt ist, vor allem nach den Fenstern — oder meist richtiger Kellerlöchern — springen, um Luft und Licht einzulassen, ehe sie sich zu den schmutzigen, verkümmerten Gestalten wenden, die in wirrem Durcheinander zwischen Betten, Strohsäcken oder Lumpen ohne Unterschied der Geschlechter umherliegen. Durch dieses Zusammenhausen in den Lasterhöhlen bildet sich unter den jugendlichen Verbrechern eine feste Kameradschaft, die es später den Einzelnen fast unmöglich macht, auch bei dem ernstesten Willen, sich dem Sündenleben zu entziehen. Und wenn der Knabe für die Aufnahme in eine Erziehungsanstalt schon zu alt ist, so bietet nur Lossagung vom Vaterland, als gewaltsames Zerreißen der alten Bande, eine Hoffnung auf Rettung dar. Es ist eine trostlose Wüstenei das Feld der jugendlichen Gefangenenpflege!

Aber wir wollen von dieser Betrachtung nicht scheiden, ohne auf den Lichtstrahl geblickt zu haben, der jedes Jahr in die dunkele Nacht hineinleuchtet und helle scheint über die, welche in Finsternis und Schatten des Todes sitzen. — Es ist Weihnachten! Schon seit einigen Tagen herscht ein reges, geheimnisvolles Wesen auf der Knabenstation, eine erhöhte Stimmung macht sich bemerkbar, und Zucht und Ordnung sind leichter zu handhaben, denn je. Die Leichtfertigen und Beweglichen sind auffallend stiller und ernster, die Düsteren und Verschlossenen zugänglicher und weicher, als sonst, und viele von den Neulingen des Gefängnisses fast immer zum Weinen geneigt. Unter der Leitung des geschickten und freundlichen Aufsehers werden aus buntem Papier Netze, Ketten und anderer Zierrath gefertigt und verschwinden dann spurlos. Weihnachtslieder werden gelernt und eingeübt. Die Schulstunden hören auf, und das Lehrzimmer ist beständig unter strengstem Verschluß. So oft auch die Knabenschar auf dem Wege zur Gesangübung in der Kapelle daran vorbei muß, kein Blick dringt in die Klasse, und die darin aufbewahrten Notenbücher liegen immer schon an der Thür bereit.

Der Weihnachtstag ist da. Nach dem Vormittagsgottesdienst versammeln sich sämtliche Oberbeamte in der Schule und unter dem Beistand vieler Hände ist in kurzer Zeit alles zur Bescherung bereit. Vor jedes Knaben bestimtem Platze ist ein Haufen von Aepfeln, Nüssen, Wecken, Kuchen und anderen Herlichkeiten aufgethürmt, nebst Bildern und Büchern, wie die Gefängnisordnung es gestattet. Wenn die Vorhänge niedergelassen sind und der prächtige Weihnachtsbaum in vollem Glanz der Kerzen strahlt, wird die Thür geöffnet und die draußen harrende Schar eingelassen. Sie treten ein, jugendliche Verbrecher in Gefängnistracht, schon wolerfahren und geübt in manchen Lastern, aber jezt — vertrauensvolle, bescheidene, freudige Kinder. Jeder steht vor seinen Gaben; der Geistliche spricht einige Worte von der Freude, die allem Volke widerfahren ist, von dem Licht, das in die Finsternis hineinleuchtet, und von der Liebe, die keinen vergißt. Es dauert nur wenige Minuten; er spricht schlicht und einfach und vermeidet alles Rührende und Erregende. Warum wenden sich die ergrauten Beamten, die starken Männer, ab und machen sich hier und da zu schaffen, wo es nicht nötig ist, und vermeiden einander anzusehen? Sie haben auch Kinder und hier sehen sie — Kinder zur Weihnachtszeit im Gefängnis!

Wie verschieden spiegelt sich der Glanz der Weihnachtslichter in den jugendlichen Augen wieder! Der Eine blickt mit fröhlicher Begehrlichkeit auf die süßen Gaben nieder; ein Anderer schielt schon rechts und links auf seiner Nachbarn Anteil und begint einen misgünstigen Vergleich zu ziehen; ein Dritter unterdrückt mit Mühe seine Thränen und sieht in trauriger Erinnerung in den hellen Glanz. Plötzlich erhebt einer seine Stimme zu einem lauten, bitterlichen Weinen und hier und da stimmen Andere ein, während die Aermsten und Elendesten, die nichts haben, wonach sie sich sehnen, denen die Erinnerung keine verlorenen Freuden zeigt, hülflos und unbehaglich um sich schauen.

Von der lezten Weihanchtsbescherung her schwebt mir noch das Bild eines kleinen, blassen Knaben von 10 Jahren vor. Seit seinem Eintritt in das Zimmer hatte er die Augen nicht von dem Lichterbaum gewandt; die Anwesenden, die Gaben, die Worte des Geistlichen — nichts zog ihn an; mit gefalteten Händen stand er und blickte in die Helligkeit, immerfort langsam den Kopf schüttelnd, während stille Thränen über sein bleiches Gesicht strömten. Ich habe schon in vieles Elend hinabgeblickt und manchen erschütternden Notschrei unseres armen Volkes gehört, aber keiner ist mir so durch's Herz gegangen, als die stillen Thränen des Kindes unter dem Weihnachtsbaum. —

Die Schar der dreißig bis vierzig strafgefangenen Knaben hat den Raum verlassen, und es kommen die kleinen Häuflein der noch in Untersuchung befindlichen Kinder an die Reihe, zulezt auch

die Mädchen. Die Scenen wechseln mehrmals ab, während der festliche Tannenbaum ruhig und feierlich fortbrent und seinen freundlichen Schein den armen Verirrten leuchten läßt, sie heimzuwinken und zu locken in das Vaterhaus. — Wenn die lezten mit ihrer Habe in ihre Zellen zurückgekehrt sind, werden die übriggebliebenen Vorräthe gemustert und dem Geistlichen überliefert zur Verteilung an die „Isolirten". — Es ruht ein eigener Segen auf diesen Weihnachtsbesuchen bei den in einsamer Zelle Sitzenden. Bei vielen rührt sich wieder das verlorene und seit Jahren versteinte Kinderherz, wenn der Prediger mit der großen Tasche am Arme die schwere Thür öffnet und seinen Weihnachtsgruß bietet. Die starre Verschlossenheit, die dem Hammer des göttlichen Gesetzes und der versöhnlichen Bitte des Evangeliums unerschütterlich entgegentrat, zerbricht und zerschmilzt oft vor der kindlichen Liebesgabe und widerstrebt der suchenden Gnade nicht mehr. Die Verkündigung an alles Volk geht nicht mehr über die Ausgestoßenen hinweg, und manche, die sich von Gott und Welt vergessen wähnten, beginnen für möglich zu halten, daß auch ihnen die Engelsbotschaft gilt: Euch ist heute der Heiland geboren!

Nachrichten.

Würtemberg.

Am 29. Mai d. J. fand in dem würtemb. Gränzstädtchen Bopfingen die Frühjahrszusammenkunft der benachbarten bairischen und würtemb. Geistlichen statt. Nachdem sich die Herzen im Gesange des Chorals „O heilger Geist, kehr bei uns ein" aufs Neue geeinigt hatten und Decan Neuffer von Aalen zum Vorsitzenden bestellt worden war, erstattete Diaconus Klett von Schorndorf (in Würtemberg) Bericht über „das Verhältnis der Wissenschaft zur Kirche." Er stellte die Erklärung voran, daß der Standort, von dem aus er die aufgeworfene Frage beantworten wolle, kein anderer sein könne, als der streng biblische und damit auch zugleich der wahrhaft kirchliche. Kirche und Wissenschaft müßten sich auf den Wegen dieser Welt begegnen, weil Beide dasselbe der Menschheit unentbehrliche Ziel, nämlich die Wahrheit, vor Augen haben, die Wahrheit, mit Luther gefaßt, „als Erkentnis des Weges und des Fußes, der da soll aus der Sünde und dem Tod gehen zur Gerechtigkeit und zum ewigen Leben in Gott." Das Referat verbreitete sich nun über folgende 3 Fragen: 1) was leistet die Kirche in Beziehung auf die Wahrheit? 2) was leistet die Wissenschaft in Beziehung auf die Wahrheit? und 3) was ist das Verhältnis der Wissenschaft zur Kirche? über die beiden ersten Punkte in zusammenhängender Entwickelung über den dritten in Aufstellung zusammenfassender Thesen. 1) Was leistet die Kirche in Beziehung auf die Wahrheit? Als eine Schöpfung des heiligen Geistes hat sie die Wahrheit, denn der Geist ist's, der da zeuget, daß Geist Wahrheit ist 1 Joh. 5, 6. Wir fragen: a) worin besteht die Wahrheit aus Gott, die der Kirche gegeben ist? Sie besteht in den großen Thaten Gottes zu unserer Erlösung, deren Einheit, Centrum und Ziel der geschichtliche Christus ist, der in der Fülle der Zeit menschgewordene, unter Pontius Pilatus gekreuzigte, am dritten Tage auferstandene, in Wort und Sacrament gegenwärtige am Ende der Welt wiederkommende Sohn, der Eingeborne vom Vater. Erst auf Grund dieser Thaten baut sich die kirchliche Wahrheit als Lehre auf. b) Worin und womit ist der Kirche diese Wahrheit gegeben? In dem Worte Gottes d. h. in der Gesamtheit der Schriften alten und neuen Testaments, dem providentiellen Canon über dessen Samlung und Bewahrung Gott selbst wunderbar gewacht hat. Wir protestiren mit Luther gegen jede Trennung von Geist und Buchstaben, in welcher die Ursache aller Irrtümer, auch derjenigen des Papsttums liegt. c) Wie hat die Kirche die Wahrheit als wirkliches Eigentum? Zunächst im Gehorsam des Glaubens, des einfältigen buchstäblichen Glaubens, in welchem der Christus der Schrift unser Heiland und Lehrer und unser König ist (Joh. 17, 8. 1 Sam. 3, 10). Allein die Schrift sezt selbst Glauben und Erkennen in die unmittelbarste Verbindung und Christus hat seinen Jüngern auf dem Wege nach Emmaus nicht nur bezeugt, daß er gelitten habe, sondern auch, warum er habe leiden müssen, also daß ihnen dabei das Herz brante. Wie jeder einfache gläubige Christ das Bedürfnis hat, seine Bibel denkend zu lesen und seine Weltanschauung zu einer christlichen harmonisch auszugestalten, so trägt die Kirche als Ganzes wissenschaftlichen Trieb und wissenschaftliches Bedürfnis in sich. Durch die Pflege der Wissenschaft, die Luther dem Predigerstande zur Pflicht macht, wird die kirchliche Wahrheit vor Phantasterei und Empfindelei bewahrt. Aber die Wissenschaft, die der Kirche Not thut, darf kein die Wahrheit erst producirender Prometheus sein wollen, sie muß sich begnügen, ein die Wahrheit aufnehmender Epimetheus zu sein. Es darf ihr nicht um das Wissen als solches zu thun sein. Ihre Sele ist die Herzensrichtung auf das Gewußte nicht auf das Wissen. Sie lebt ganz von der Gnade Gottes. Alle entscheidenden Lichtblicke in die Schriftwahrheit sind prophetischer Natur, wie dieß unter Anderem Luther und Bengel beweisen. Dabei darf sie nie vergessen, daß ihr nur ein stückweises Erkennen in einer Anzahl von locis vergönt ist, daß sie aber das vollständige System der Wahrheit nicht bewältigen kann, wie sie denn auch durch den Spiegel in einem dunkeln Wort sehend die Fähigkeit nicht besizt, in das Ding an sich, in den unverhüllten Kern der Wahrheit einzudringen. Die kirchliche Wissenschaft steht im Glauben, erst die coelestis academia, welche die triumphirende Kirche in sich schließt, wird das Schauen bringen. Wenn wir 2) fragen, was leistet die Wissenschaft in Beziehung auf die Wahrheit? so dürfte uns wol Lessing als authentischer Dollmetscher ihres eigenen Bewußtseins dienen. Bekant ist sein Wort, wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hätte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm in Demut in seine Linke und sagt: „Vater gib, die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!" Während die Kirche die Wahrheit hat, weil sie ihr von Oben gegeben ist, so sucht die Wissenschaft dieselbe. Die Aufgabe der Wissenschaft ist: vollständige Erforschung und Feststellung des Thatbestandes, Begreifen desselben in seiner inneren Notwendigkeit und Auffinden der die einzelnen Momente beherrschenden Einheit, mit den Mitteln der sinnlichen Erfahrung und des Denkens. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 23. August. № 67.

Die Volks-Missionsfeste.

Als Ref. jüngst eine Stärkung seines Leibes in dem schönen Harzgebirge suchte, fand er unerwartet auch eine große geistliche Stärkung. Am 28. Juni konte er im Hagenthale, ganz nahe bei der Stadt Gernrode, beinahe unmittelbar unter dem Stubenberge, ein Volks-Missionsfest mitfeiern. Im vorigen Jahre war zum ersten Male ein solches Fest da gefeiert worden, und mit so viel Teilnahme und Segen, daß die diesjährige Feier den Urhebern beinahe wie geboten war. An zwei bis drei Tausend waren im vorigen Jahre der Einladung gefolgt, hatten Vormittag von 10 — 12 Uhr und Nachmittag von 2 — 5 Uhr dem lieben Worte Gottes und den großen Thaten Gottes gelauscht, die Thäler, Berge und Wälder von Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern erschallen lassen und in einem großen Offertorium über 200 Thlr. als Opfer dargebracht. Das daraus gewonnene Vertrauen für dieses Jahr wurde nicht zu Schanden, der ganze Hergang bis auf die Collecte wiederholte sich nur noch herlicher.

Wir haben schon vor Jahren in diesen Blättern von Abhaltung und Bedeutung dieser Feste gelesen. So viel wir wissen, ist damit der Anfang auf der Elbenau bei Schönebeck vor fünf Jahren gemacht worden. Im vorigen Jahre folgte außer Gernrode auch die Börde auf dem Garten des Felsenberges zwischen Neuhaldensleben und Magdeburg nach. Auch in Holland hat das Missionsfest diesen volkstümlichen Charakter angenommen, und kürzlich lasen wir in der Kreuzzeitung aus Danzig vom 18. Juli: „Gestern wurde das volkstümliche Heubuder Missionsfest gefeiert. Die Beteiligung des Volkes war so groß, wie noch nie. Tausende von Danzigern waren zu Fuß und zu Wagen nach Heubude gezogen, während auch drei Dampfer unausgesetzt Scharen von Missionspilgern an Ort und Stelle brachten. Ansprachen hielten die Pastoren Schaper, Hevelke und Karmann. Die lautlose Stille unter der außerordentlichen Zahl der Festteilnehmer, die es allerdings möglich machte, daß selbst die entfernt Stehenden die Reden deutlich vernahmen, bekundete zugleich den Ernst, welchen die Versammelten nach vorausgegangener fröhlicher Bewegung zu der eigentlichen Feier mitgebracht hatten."

Diese Feste sind in keiner Weise etwas Gemachtes oder absolut Neues, sie haben sich aus den kirchlichen Missionsfesten entwickelt und zulezt als selbständige von denselben abgelöst. An vielen Orten schließt sich schon lange an die kirchliche Feier eine außerkirchliche im Freien an. In Hermannsburg wurde immer ein ganzer Tag, der zweite des Festes, so gefeiert, daß die Festgemeinde nach einem wie zum Heiligtume geschaffenen Orte wallfahrtete und da das ganze Leben des Tages bis auf Essen und Trinken in die Feier hineinzog. In Minden und Ravensberg hat das heilsbegierige Volks immer an der, wenn auch stundenlangen, kirchlichen Feier sich nicht satt gehört, satt gesungen und satt gebetet, sondern bald nachher seine lieben Pastoren wieder umlagert und noch einen Nachtisch verlangt. An vielen Orten, weit und breit wiederholt sich das in der verschiedensten Form, Ausdehnung und Weise. Diese Bei- und Nachfeiern waren für Viele anziehender und gesegneter, als die kirchlichen, und darum konten sie sich zu ganz selbständigen gestalten. Die Kirche geht dabei aus sich selbst heraus, nicht um sich aufzugeben, sondern recht zu sich selbst zu kommen. Sie entfaltet ihren katholischen Charakter, sie erfüllt ihren katholischen Beruf an dem Volke, wirft das Netz des Himmelreiches weit hinaus über die Kirchenmauern, hinter welche hinein mancher Fisch in unsern Tagen niemals mehr komt. Es war hohe Zeit, daß in der deutschen evangelischen Kirche ein Anfang damit gemacht wird. In England und Amerika sind in dieser Beziehung manche Wege betreten, welche wir nicht gehen können; die auch bei uns empfohlene und versuchte Straßenpredigt ist auch deshalb nicht aufgekommen, weil es dem deutschen Gemüte widersteht, so unbereitet das Heilige unmittelbar in das Gewühl hineinzuziehen, es Preis zu geben und von den Hunden entweihen zu lassen (Matth. 7, 6). In dieser Gefahr steht es bei den Volks-Missionsfesten nicht, denn sie werden in ihrem Hauptstamme von Missionsfreunden getragen. Den Beruf, das Volksleben mit dem ihrigen zu verbinden, zu heiligen und zu verklären, hat die römisch-katholische Kirche treuer festgehalten und erfüllt, und zieht durch Erscheinung mit ihren Festen und Processionen auf der Straße und dem Markte manche abgekommene Sele wieder in das Heiligtum hinein, Viele hält sie dadurch für immer fest. Es liegt in ihrem Charakter, daß sie dabei eine Vermischung mit der Welt nicht eben fürchtet, weil eine solche Vermischung ihr teilweis schon eigen ist. Unsere evangelische Kirche hat zwei Gaben, welche solche Feier auf der nötigen geistlichen Höhe halten, das ist die volkstümliche Bibel und das volkstümliche geistliche Lied. Bei den kirchlichen Missionsfesten halten wir es für Unrecht, wenn der angekündigte Zweck

zum bloßen Mittel gemacht wird, christlich zu erwecken, und wenn die Predigten direkt und einzig darauf losgehen und gar keine Missionspredigten mehr sind. Aber bei den Volks-Missionsfesten soll nach dem oben Gesagten die allgemeine christliche Erweckung und Belebung als ein eignes Ziel hervortreten, es soll dabei nicht blos Mission getrieben werden von dem Volke, sondern ebenso sehr an dem Volke. Eben indem ich dies schreibe, erfahre ich noch aus Ostpreußen, daß in Juditten bei Königsberg jährlich im Walde ein viel besuchtes Volks-Missionsfest gefeiert wird, und daß es von der Stadtmission in Königsberg ausgegangen ist und getragen wird. Es wird „das Collectenfest" genant, aus besonderer Veranlassung, aber die Collecte ist nicht für die Stadt-, sondern für die Heidenmission.

Wir wollen aber alle andern allgemeinen Gedanken über diese Feste an den Hergang des Gernröder anschließen und von demselben abstrahiren. Um 10 Uhr wurde es mit allen Glocken in Gernrode eingeläutet, die Festgenossen zogen von der Stadt und den umliegenden Dörfern, von Bernburg, Ballenstedt, Quedlinburg und noch weiter her zusammen, empfingen auf dem Festplatze die 26 gedruckten Lieder, suchten sich Platz auf den aufgeschlagenen Bänken, und als bald auch die Herzogin-Witwe von Bernburg erschienen war, begann die Feier mit dem Gesange: Allein Gott in der Höh sei Ehr. Es bezeigte einen ganz richtigen Tact und den Charakter des Festes, daß kein Altar erbaut war und keine Liturgie gehalten wurde. Altäre im Freien, wol gar noch mit Kerzen darauf, sind nichts Anderes, als die „Höhen" des A. T., welche der Herr verpönt und auszurotten befohlen hat. Auch treten mit Recht die Prediger nicht im Talar auf, um so mehr haben wir uns über die Incorrectheit gewundert, daß zum Schluß der Feier am Nachmittage der priesterliche Segen wie in der Kirche erteilt wurde. In einer einleitenden Ansprache wurde auf ein erbauliches Stück aus der Geschichte des Stiftes Gernrode hingewiesen, im vorigen Jahre war seine hohe Bedeutung für die Gründung der Kirche im Sachsenlande, seine Missionsbedeutung gezeigt worden. Diesmal wurde das Gedächtnis der Aebtissin Elisabeth von Weida (1504 bis 1532) erneuert. Nachdem sie noch auf dem Reichstage zu Worms 1521 durch einen besondern Bevollmächtigten die erbetene Bestätigung der Privilegien des Stiftes vom Kaiser erhalten hatte, trat sie öffentlich zur lutherischen Lehre über, führte mit seltener Entschlossenheit die schwierige Aufgabe durch, das Stift zu reformiren, und verwendete einen großen Teil der Einkünfte auf Einrichtung von Schulen und eines evangelischen Krankenhauses. Es war dies ein männliches Glaubenswerk, denn die benachbarten Bischöfe und Fürsten mahnten ab und drohten, die Mitglieder ihres eignen Capitels widersezten sich. Es war erbaulich, in concreten Zügen das Bild dieser Bekennerin anzuschauen und sie mit ihren eignen Worten zu hören, während man zur Seite die alte ehrwürdige Stiftskirche mit ihren beiden Thürmen im hellsten Sonnenschein glänzen sah, die nach einer umfassenden, gründlichen Restauration nach 900jährigem Bestehen jezt eben wie neu entsteht. Die Feier von Festen auf solchen

historisch merkwürdigen Kirchen- und Missionsstätten sollte nie solche Erinnerung versäumen. Sie kann mächtig den Missionssinn wecken, sie beweist neben dem Worte Gottes am kürzesten und schlagendsten die Berechtigung der Mission, sie zeigt, daß das gegenwärtige Werk nicht in der Luft schwebt und ein pietistischer Einfall ist, sondern etwas Altes, Bewährtes, Notwendiges. — Zur Einleitung gehörte noch, ich möchte sagen, die Constituirung der Festgemeinde. Sie wurde aufgefordert, sich zu erheben und das apostolische Glaubensbekentnis zu bekennen. Es geschah, indem ihr Satz für Satz vor- und von ihr nachgesprochen wurde. Es machte einen mächtigen, erhebenden Eindruck und aus der überall hergekommenen Versamlung eine Gemeinde.

Den Vormittag folgten noch zwei förmliche Missionspredigten, unter denen die zweite von Bastian aus Bernburg über die Einnahme von Jericho durch seine, lebendige Schrift-Anwendung mit präciser Verschmelzung historischer Züge aus der Mission die Herzen sättigte und zugleich hungrig machte für den Nachmittag. Sehr erbaulich war auch noch die Art, wie die Collecte eingesammelt wurde. Es wurde unter Absingung des Liedes: Jesu, geh voran, ein großer Umgang auf dem Festplatze gehalten. — Die Versamlung zerstreute sich auf der Wiese oder lagerte sich im Walde oder ging in die Stadt bis 2 Uhr, wo die Glocken wieder riefen und wo wol noch mehr als den Vormittag kamen. Sup. Arndt aus Wernigerode, ein Haupturheber des Elbenauer Festes, hielt die erste Ansprache, die wir in ihren Hauptumrissen hier wollen folgen lassen. Volks-Missionsfeste haben gewöhnlich zwei Teile, der erste sieht noch mehr wie Kirche aus, der zweite ist dazu bestimt, sich in freierer Weise zu bewegen. Diesen einzuleiten, bin ich aufgefordert. Da will ich denn davon reden, wie die Volks-Missionsfeste viele Vorurteile und Vorwürfe der Welt gegen das Christentum ganz zu Schanden machen. Also Vorurteil Nr. 1: Die Feinde werfen uns vor, wir wären unempfindlich gegen die Schönheiten der Natur. Nun ich möchte, recht viel Feinde könten sehen, was für einen Platz wir uns hier ausgesucht haben auf dieser köstlichen Wiese, umgeben von den hohen Bergen und dem duftenden Wald, und wie leicht uns das Herz dabei wird und wie schöne Gedanken wir dabei haben können. Man kann ja die Berge nicht ansehen, ohne dabei zur Stärkung des Glaubens zu denken: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hülfe komt", oder daran, daß sie sich wie Verheißungen um uns herum lagern. Die Weltmenschen können nicht einmal eine reine Freude an der Natur haben, denn sie betrachten sie doch nur als eine Bühne, worauf sie ihre Rolle spielen, und Berg und Wald sind die Coulissen. Die höchste Begeisterung bringt sie nur dahin, sich selbst anzubeten, während wir von unserm kleinen Selbst grade hier frei werden, und unsern Gott in allen Dingen erkennen und Ihn loben, und die Creatur, als Geschöpfe Seiner Hand, mit einer Liebe umfassen, von der die Welt nichts ahnt. Außerdem können wir diese Freuden an der Natur in Ruhe und Behaglichkeit genießen, brauchen nicht eilig von einem Genuß

zum andern zu stürzen, denn wir wissen, daß der Gott, der diese Erde uns so schön gemacht, auch einen neuen Himmel und eine neue Erde bereitet, wo es noch bessere Feste geben wird, bei denen die Engel selbst nicht fehlen. Ach, meine Geliebten, und was das Beste ist, die arme Creatur braucht unter diesen Festen nicht zu seufzen! Zum Lobe Gottes stimmen Bäume und Blätter gern ein, das ist den alten Bergen recht, wenn sie dazu dienen, daß unsre Lieder an ihnen wiederhallen und ihre Wege zur Ehre Seines Namens betreten werden, aber, daß Gott erbarm! wenn des Sontags sie es sich müssen gefallen lassen, daß die Extrazüge ihre Massen auf sie ausschütten und die Menge Baal auf den Höhen opfert! Da seufzen sie und sehnen sich nach Erlösung. Nun zum Ausdruck der Freude, die wir an der Schöpfung haben, lasset uns zusammen singen: „Schönster Herr Jesu."

Ein zweites Vorurteil gegen das Christentum ist, daß es keinen Sinn für Volksgemeinschaft hat. Nun, ich denke, auch dieser wird durch die Volks-Missionsfeste zu Schanden gemacht. Nach der Kirche gehen wir zwar auch zusammen, aber da sind immer noch die Bretter zwischen und die machen kalt; während hier Mensch an Mensch, Alles durcheinander, ein Bild gibt wahrer Gemeinschaft. Gegen Gleichheit und Brüderlichkeit sollen wir sein? O nein, wir haben nur einen andern Geschmack. In den französischen Gärten konte man es sehen, wie sie es mit der Gleichheit meinen. Da nahmen sie die Schere und schnitten Alles egal ab. Den hohen Bäumen nahmen sie die Köpfe, die niedrigen zogen sie gewaltsam hoch, und wo irgend ein Zweiglein sich hervorthat, fort damit, auf daß die Egalität nicht gestört würde. Und die Deutschen haben diesen ihnen sonst fremden Geschmack nachgeahmt, wie es ja ihre leidige Art ist, und sie nehmen noch die Schere, um die Ideale der Gleichheit zu erreichen. Sie mögen die hohen Bäume nicht leiden, und genießen darum die Wolthaten nicht, die sie davon haben könten.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Würtemberg. (Schluß.)

Auf dem Gebiete des sichtbaren Weltlebens kann die Wissenschaft diese ihre Aufgabe, Sandkorn an Sandkorn reihend, lösen, handelt es sich aber um das, was in Gott ist, so wird es bei dem Ausspruch des Johannes: Niemand hat Gott je gesehen (Joh. 1, 18) sein Bewenden haben. In dieser Beziehung kann die Wissenschaft nur fragen, während die Kirche die göttliche Antwort bereit hält. Nicht die Wissenschaft an sich liegt mit der gläubigen bekentnistreuen Kirche im Kampfe, sondern nur diejenige Wissenschaft, die gepflegt wird von Menschen, deren Leben statt mit Gehorsam mit Verschuldung angefangen hat, die die ursprüngliche Gebundenheit des Menschen in Gott eine bloße Voraussetzung nennen und an denen sich denn auch der Röm. 1 geschilderte göttliche Gerichtsproceß vollzieht. Diese fallen von einem Irrtum in den andern. Man gebährdet sich, als ob man den Dingen auf den Grund gesehen hätte und diktirt nun, was sich hat zutragen dürfen und was nicht. So gesteht z. B. Zeller in seiner Recension der Straußischen und Renan'schen Arbeit ein, die Auferstehung Christi dürfe man nicht glauben, auch wenn sie noch so wol bezeuget wäre, denn sie sei wider die Naturgesetze. Wenn es denn nur wenigstens gelänge, ein harmonisches und einigermaßen wahrscheinliches Christusbild zu produciren, wenn nur diese ganze Geschichtsauffassung nicht jenen schwarzen Flecken mit in den Kauf nehmen müßte, der den Menschen tiefer erniedrigt, als das Evangelium mit seiner Lehre von der Sünde, wir meinen den Lehrsatz von der Notwendigkeit des Bösen, dessen sie nicht los werden kann. Um des armen Volkes willen bedauert die Kirche insbesondre die populären Bearbeitungen der sogenanten wissenschaftlichen Resultate jener Gegner der ihr geoffenbarten Wahrheit. Für sie selbst liegt Trost und Halt genug in den Worten Christi Matth. 11, 25. 5, 10. 11. Eine viel größere Gefahr erhebt sich für die kirchliche Wahrheit von Seiten einer wissenschaftlichen Richtung, die innerhalb der Kirche selbst steht. Es hat auf dem lezten Kirchentag in Altenburg Professor Beyschlag die Kirche Luthers geradezu beschuldigt, daß sie durch ihr aus dem Katholicismus herübergenommenes Dogma von dem Sohne Gottes als einer ewigen göttlichen Hypostase das wissenschaftliche Verständnis der Lebensgeschichte Jesu unmöglich gemacht habe und insofern mitschuldig sei an der rationalistischen und mythischen Bearbeitung des Lebens Jesu. So wird von der Kirche verlangt, sie solle zugestehen, daß sie sich in Beziehung auf ihre Anschauung von Christo geirrt habe, nicht mehr die göttliche Präexistenz Christi sondern nur noch die göttliche Prädestination desselben soll sie lehren. Ebenso soll sie aber auch den Glauben an die heilige Schrift als an das Wort Gottes aufgeben, die h. Schrift soll nicht mehr der providentielle Canon des Wort Gottes selbst, sondern nur noch eine geschichtliche Urkunde dieses Wortes sein, aus welchem durch historische Critik der wirkliche Wahrheitsgehalt und Thatbestand zu erheben sei (vergl. Rothes Artikel zur Dogmatik in den Studien und Kritiken). Wenn die Kirche Dieses und Anderes zugäbe, so würde sie sich selbst und die Zuversicht zu der ihr anvertrauten göttlichen Wahrheit aufgeben und eben damit wäre ihr ihr Lebensnerv abgeschnitten. Daß aber persönlich fromme und sich positiv nennende Theologen auf solche Abwege kommen können, dies erklärt sich daraus, daß sie dem Zeitbewußtsein eine gewisse Nebenstellung neben den Herrn in der Höhe einräumen. Dadurch wird das Auge getrübt und man erkent da Schatten und Fehler und Schuld, wo dem durch den Glauben gereinigten Auge Nichts derartiges erscheint. Für die Kirche gilt hier der Grundsatz: Widerstehe den Anfängen. Was schadets, wenn sie als Köhlergläubige, Buchstäblerinn verschrieen wird? Ich erinnere mich, damit schloß der Referent diesen Teil seines Vortrags, einer Aeußerung, die der selige Dr. Schmid, mein Lehrer in Tübingen, wenige Wochen vor seinem Tode gegen mich gethan hat: ich habe, sagte er, früher den zweiten Brief Petri für unächt erklärt, ich würde es jezt nicht mehr thun; wenn man die Sprache des heiligen Geistes besser verstehen lernt, urteilt man anders. — 3) Was ist das Verhältnis der Wissenschaft zur Kirche? Hierüber gab der Referent zusammenfassende Thesen, mit denen sich die Versamlung nach kurzer Verhandlung über Wert und Unwert der sogenanten Vermittlungstheologie einverstanden erklärt. Die Thesen lauten:

1) Die Wissenschaft steht zur Kirche in einem notwendigen Verhältnis, denn sie verfolgt mit ihr ein gemeinsames Ziel.

2) Die Wissenschaft von dem rechten sittlichen und religiösen Grund aus gepflegt, kann der Kirche nur Segen bringen, ja sie ist ein Lebensbedürfnis der Kirche. Sie kann ihr zwar die Wahrheit nicht geben, die die Kirche schon von Oben her hat, aber sie dient ihr dazu, daß sie von dieser Wahrheit selbst eine festere Ueberzeugung gewint und dieselbe reiner bewahrt.

3) Wenn die Wissenschaft in Conflikt mit der Kirche geräth, so darf derselbe nicht für einen principiell notwendigen, sondern er kann nur als hervorgerufen angesehen werden durch die temporäre Schuld, sei es der Kirche oder der Wissenschaft, hervorgerufen dadurch, daß die Eine oder die Andre in eine falsche Bahn gerathen ist.

4) Die Resultate der Wissenschaft sind wesentlich bedingt durch die Persönlichkeit ihrer Träger und Vertreter.

5) Der gesteigerte Gegensatz der ungläubigen Wissenschaft, sowie ihr Erfolg bei den Massen können zwar der Kirche Schmerz bereiten, so fern sie sie in ihrem Missionsberuf an ihr Volk nicht wenig beeinträchtigen und verkümmern, aber sie können sie nur in dem freudigen Bekentnis der Wahrheit stärken.

6) Am gefährlichsten ist für die Kirche diejenige innerhalb ihrer selbst sich geltend machende sogenante Vermittlungstheologie, welche zwischen Wort Gottes und der Schrift unterscheidet, ihr die Zuversicht zu ihrer Wahrheit raubt, ihr in ihrer Consequenz den sicheren Boden der Objectivität entzieht und dafür ihre Lehre von den subjectiven Meinungen derer, die das Ansehen haben, und von dem Geist des jeweiligen Zeitalters abhängig macht.

An dieses Referat schloß sich ein zweites, erstattet von Hospitalpfarrer Majer in Nördlingen über „das Verhältnis der Predigt zur Gegenwart" an. Da dieses Referat im Druck erscheinen wird, so beschränke ich mich hier auf eine kurze Skizze desselben. Der Referent zerlegte das Thema in die zwei Teile 1) welcher besondre individuelle Charakter eignet der kirchlichen Gegenwart und 2) von welcher eigentümlichen Beschaffenheit muß unsre Predigt sein, um gerade für diese so geartete Zeit wirksam zu werden? Sollen wir eine Predigtweise auffinden, welche der Zeit ins Herz dringt, so müssen wir vor Allem dieser Zeit selbst ins Auge schauen und ihr religiöses Gepräge uns vergegenwärtigen. Der Grundzug der Zeit ist zwar nicht geradezu irreligiös, denn es ist ein starkes Interesse an religiösen Fragen vorhanden, aber nach dem Ziel völliger Emancipation von der Kirche strebend. Der hauptsächlichste Widerspruch ist gerichtet gegen das göttliche Ansehen der heil. Schrift und gegen den, der ihr Mittelpunkt ist, in dem man alle Züge edler Menschlichkeit zusammenträgt, dem man aber gleichzeitig den Kranz göttlicher Hoheit vom Haupte stößt, dessen stellvertretenden Versöhnungstod man zum lezten Akt eines auch sonst sich wiederholenden Heroismus macht. Selbstvergötterung und Entgöttlichung Christi reichen sich die Hand. Falscher Idealismus, der die Idee des Menschen, wie er sein soll, überträgt auf den Menschen, wie er ist und der gröbste Materialismus, der dem Erdgeist Altäre baut und dem Menschen aufs Grab schreibt: „Tod ist ewiger Schlaf" gehen neben einander her. Daher gehört denn auch der gewaltthätige Geist des Egoismus zu den charakteristischen Merkmalen der Zeit, woneben aber auch viel selbst verläugnende Liebe auf dem Plane ist, wie neben der Indifferenz und der Kirchenfeindschaft der Massen bei kleineren Minoritäten lebendiger Glaube wohnt. Es geschieht allerdings nicht Neues unter der Sonne, aber die Waffenrüstung der Gegner ist heut zu Tage reicher als ehedem, ihre Kampfesweise ist geübter die Verhältnisse der Zeit sind ihnen günstiger. Die Massen beteiligen sich leidenschaftlich an der Lösung der ohnedem so schwierigen religiösen Fragen trotz übergroßer Unwissenheit in diesen Dingen. Mistrauen verfolgt namentlich die Diener der Religion. Und wie sollen sie nun predigen, daß das Wort Gottes wenigstens nicht durch ihre Schuld leer zurückkomme? Der bleibende Inhalt der christlichen Predigt ist Gottes Wort und seine Offenbarung, die christliche Predigt ist der Wiederhall der göttlichen Offenbarung im Menschenherzen. Gegenüber von diesem Wort muß sich der Prediger das Gesetz der Treue und Hingebung auferlegen. Da es aber gilt, die Burg des Christentums gegen den andringenden Feind zu vertheidigen, so muß der Prediger wesentlich Apologet sein, ein Mann starken felsenfesten Mutes, dem mitten im Kampfe bereits der helle Wiederschein des kommenden Siegestage um die Stirn leuchtet. Gleich verkehrt ist das Poltern wie das Lärmen auf der Kanzel. Am Meisten entspricht dem historischen Zug unserer Zeit die sogenante heilsgeschichtliche Predigt, die nachweist, wie die Geschicke des göttlichen Reiches aus den Ewigkeits-Rathschlüssen Gottes hervor sich entfalten, wie Weissagung und Erfüllung haarscharf sich decken und inmitten der ganzen Entwicklung die leuchtende Gestalt des Menschgewordenen sich erhebt. Ist die Predigt der Gegenwart wesentlich Missionspredigt, so ist strenge Concentration ihre Aufgabe und Hervorheben der ethischen Forderungen des Christentums, die Zucht des Gesetzes, Bedürfnis. Die Dogmenscheu des kirchlichen Publikums in Städten schonend zu überwinden, trete der Prediger ein in die stille Welt des menschlichen Gemütes, wo selbst bei Atheisten und Materialisten öfters noch ein leises Gefühl des Zusammenhangs mit einer unsichtbaren Welt vorhanden ist, ein flüsterndes Fragen, ob es denn wirklich für die Menschen nach dem Schlusse dieses Lebens für immer aus sei. Hinsichtlich der Form verwende der Prediger auf sie seine ganze Kraft und Gabe! Er zeige sich der Zeit und ihrer Bildung nicht als räthselhafter Fremdling! Schlichte Klarheit und Einfachheit bleibt aber das Höchste auch für die geistliche Rede. Die durchgebildete christliche Persönlichkeit des Predigers wird allein seinem Worte den rechten Nachdruck geben. Gegenüber den Vorwürfen geistlicher Beschränktheit oder schändlicher Heuchelei stelle sich der Prediger nur um so mehr in Lauterkeit und Wahrhaftigkeit der Welt entgegen! — Dieß in Kurzem die Grundgedanken des zweiten Referates. Die dankbare Freude an diesen beiden Vorträgen trug wesentlich dazu bei, daß die Versamlung beschloß, im Oktober dieses Jahres sich wieder zusammenzufinden. Der Herr der Gemeinde, den der Vorsitzende betend angerufen hatte, hatte sich zu den in ihm Verbundenen mit sichtbaren Segnungen bekant. Ihm sei Ehre nun und immerdar. — Amen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 26. August. № 68.

Das Vaterunser.

III.

Wir wenden uns nun von dem Eingange zu den sieben Bitten des Vaterunser. Nach dem Vorgange Augustins bemerkt Calvin: „Die erste Tafel handelt von den ewigen Gütern, die zweite von denen, welche wegen des Elendes dieses unseres Lebens notwendig sind.“ Allein daß der Unterschied vielmehr der ist: Gottes Ehre und unser Heil, zeigt das dein bei den drei ersten, das unser bei den vier lezten Bitten. Allerdings haben es auch die drei ersten Bitten mit unserem Heile zu thun. Dies ist unzertrennlich mit der Ehre Gottes verknüpft. Finstere Nacht deckt unser Dasein, wenn die Sonne des göttlichen Namens, Reiches und Willens es nicht mehr bescheint. Aber die Beziehung auf unser Heil ist in den drei ersten Bitten nur eine indirecte, während die vier lezten direct auf dasselbe gehen.

„Geheiligt werde dein Name.“

Der Name Gottes ist das Product seiner Thaten, seiner Offenbarung, seiner geschichtlich kundgewordenen Herlichkeit. Wenn man ihn nennen hört, so erinnert man sich alles dessen, was er gethan. Der Name ist der Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen der Thaten sammeln. Mehrfach wird der Name mit dem Gedächtnis zusammengestellt, z. B. in Jes. 26, 8: „Auf deinen Namen und dein Gedächtnis geht das Verlangen der Sele“, Ps. 135, 13: „Herr, dein Name währt ewiglich, Herr, dein Gedächtnis währet für und für.“ In Ps. 111, 9: „Erlösung sandte er seinem Volke, verordnete auf ewig seinen Bund, heilig und furchtbar ist sein Name“, correspondirt der Name den herrlichen Thaten Gottes für sein Volk. Parallel ist V. 4: „er hat ein Gedächtnis gestiftet seinen Wundern.“

Daß er einen Namen hat, unterscheidet den Gott der Offenbarung von dem Anonymus, den der Deismus und Rationalismus ihm entgegensezt. Die Namen, die dieser im Munde führt, sind keine eigentlichen Namen, wie auch ein Mensch einen Namen führen und doch namenlos sein kann. Ein wahrhaftiger Name ist nur da, wo namhafte Wesensäußerungen und Thaten sind. Der Name geht in der Schrift mit dem Rufe und Ruhme Hand in Hand und dieser ruht auf den Thaten. Wie wesentlich dem wahren Gott der Name ist, das erhellt schon daraus, daß an einigen Stellen der Schrift statt Gottes ohne Weiteres der Name gesezt wird. So in 5 Mos. 28, 58: „Daß du fürchtest diesen Namen, den geehrten und den furchtbaren, den Herrn deinen Gott“, und in 3 Mos. 24, 11: „Und der Sohn des Israelitischen Weibes lästerte den Namen und verfluchte ihn.“ Da weist, daß für Jehova selbst der Name gesezt wird, auf die Größe des Verbrechens hin. Den namenlosen Gott zu lästern, das würde ein geringeres Vergehen sein. Wer den in seinen Thaten offenbar gewordenen lästert, ist des Todes schuldig. Daß Gott einen Namen hat, in einer Fülle von Aeußerungen sein Wesen kundgegeben, das erscheint in Ps. 20, 2: „es erhöre dich der Herr am Tage der Not, es erhöhe dich der Name des Gottes Jakob“, und in Jes. 50, 10: „der vertraue auf den Namen des Herrn und stütze sich auf seinen Gott“, als der unverbrüchliche Grund der Zuversicht auf ihn.

Gott hat sich schon unter dem A. B. einen Namen, einen herlichen und furchtbaren gemacht, 5 Mos. 28, 58, Jes. 64, 14: „Also führetest du dein Volk, dir zu machen einen herrlichen Namen.“ Das ist ein viel wesentlicherer Unterschied zwischen dem Gotte Israels und den Göttern der Heiden, als der gewöhnlich einseitig hervorgehobene Monotheismus. Der Hauptbestand des Namens Gottes aber ist die Offenbarung in Christo, und deshalb ist es auch die furchtbarste Lästerung des Namens Gottes, wenn diese herlichste Offenbarung in das Gebiet der Lüge und Sünde herabgezogen wird. Jesus betet in Joh. 17, 11: „Heiliger Vater, bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast.“ (Luther nach unrichtiger Lesart: die du mir gegeben hast.) Er bezieht sich auf 2 Mos. 23, 21. Da sagt Gott von seinem Engel, dem Worte, das in Christo im Fleische erschien: „mein Name ist in ihm.“ Der Engel, in dem der Name Gottes ist, das ist der Engel, dem es obliegt, Gott, dessen Wesen es widerstreitet, namenlos zu sein, einen Namen zu machen, indem sich in seinen herlichen Thaten das Wesen des ihm einwohnenden Gottes offenbart. Diese Mission des Engels Gottes findet, nachdem sie schon unter dem A. B. durch die Jahrhunderte hindurch vollführt worden, ihre Vollendung in Christo, in dem der Engel Gottes leibhaftig sich darstellte.

Gott ist heilig, d. h. von allem Geschaffenen und Endlichen abgesondert und über dasselbe erhaben. Ist Er heilig, so muß auch sein Name heilig sein, d. h. über alle anderen Namen unvergleichlich erhaben, Phil. 2, 9. Eph. 1, 21. „Heilig und furchtbar ist sein Name“, sagt der Psalmist, Ps. 111, 9, und Jesaias redet in C. 57, 15 von dem Hohen und Erhabnen, der ewig thronet und des Name heilig ist. Der, von des Lobe

die Erde voll ist, Hab. 3, 3, hat einen Namen über alle andern Namen.

Ist Gottes Name heilig, so muß er von denen, in deren Mitte er sich einen heiligen Namen erworben hat, geheiligt, das heißt: heilig gehalten und geehrt werden. In dem Sinne des Heilighaltens und Ehrens komt das Heiligen schon mehrfach im A. T. vor. So in 4 Mos. 20, 12: „Und der Herr sprach zu Mose und Aharon: weil ihr nicht geglaubt habt an mich, daß ihr mich heiligtet vor den Augen der Kinder Israel, darum werdet ihr nicht bringen diese Gemeinde in das Land, das ich ihnen gegeben"; Jes. 29, 23: „Wenn er (Jakob) sieht in seinen Kindern das Werk meiner Hände in seiner Mitte (d. h. die großen Thaten, die ich zu seinem Heile vollführen werde), werden sie heiligen meinen Namen, und sie heiligen den Heiligen Jakobs und den Gott Israels werden sie fürchten." Im N. T. komt besonders 1 Pet. 3, 15 in Betracht: „heiligt aber Gott den Herrn in euren Herzen." Vorher die Warnung vor der Furcht im Angesichte der menschlichen Feinde. Gott wird durch das auf ihn gesezte Vertrauen geheiligt, heilig gehalten, in seiner Heiligkeit oder seiner alles Sichtbare unendlich überragenden Herlichkeit erkant, gemäß dem heiligen Namen, den er sich durch seine Thaten erworben, geehrt.

Der Wunsch: dein Name werde geheiligt, enthält eine schwere Anklage gegen das menschliche Geschlecht, er hat zur Voraussetzung, daß eine Flut von Entheiligung des Namens Gottes auf Erden vorhanden ist. Diese Thatsache ist um so schmachvoller, da durch die Erscheinung Christi der Name Gottes bereits zur Vollständigkeit gelangt, im vollsten Sinne ein heiliger geworden ist. Die Entheiligung des Namens Gottes kann in der mannigfachsten Weise erfolgen. Nach 3 Mos. 19, 12 entheiligt den Namen des Herrn, wer bei seinem Namen falsch schwört, er zeigt dadurch, daß er vor diesem Namen, vor der herlichen Offenbarung Gottes, auf der er beruht, keine Achtung hat. Wer seine Kinder dem Moloch weiht, entheiligt nach 3 Mos. 18, 21 den Namen des Herrn seines Gottes: wenn er die Bedeutung dieses Namens recht ins Herz geschlossen hätte, so könte er keinem Andern dienen, keinem Andern sich und die Seinen weihen. Alle Verletzung der Gebote Gottes erscheint in 3 Mos. 22, 32 als Entheiligung des heiligen Namens des Herrn, der heilig gehalten sein will inmitten der Kinder Israel: unbedingter Gehorsam gegen die Gebote Gottes, das ist die unmittelbare Folge aus der Heiligkeit seines Namens, und wer diesen Gehorsam nicht leistet, der macht sich des schweren Vergehens der Entheiligung des Namens Gottes schuldig. In diesem Sinne sagt Amos in C. 2, 7: „Vater und Sohn gehen zu der Dirne, zu entweihen meinen heiligen Namen." Nach Röm. 2, 24 entheiligt der Jude, der durch seinen Wandel Anstoß gibt, den Namen Gottes unter den Heiden, die von den Bekennern auf ihren Gott zurückschließen. In unserer Zeit wird eine Hauptform der Entheiligung des Namens Gottes durch Strauß, Renan, Schenkel und ihre zahlreichen Genossen vertreten. Der Hauptbestand des Namens Gottes ist seine Offenbarung in Christo. Die furchtbarste Entheiligung dieses Namens ist die, wenn diese herlichste Offenbarung in einen Mythus verflüchtigt, in das Gebiet des Wahnes und der Lüge herabgezogen wird, nach dem Vorgange der heidnischen Gegner des Christentums in dem Jahrhundert seiner Entstehung, Apok. 13, 6. Den Namen Christi zu entheiligen, der mit dem Namen Gottes unzertrennlich verbunden, das ist ein Grundtrieb unserer Zeit, und auch viele unter denen, welche das Vaterunser noch beten, machen sich dieser Sünde teilhaftig. Die sich davor bewahren, entheiligen doch vielfach den Namen Gottes dadurch, daß sie sich durch solche Angriffe innerlich imponiren, durch sie die Frische und Freudigkeit der Zuversicht sich rauben lassen, an dem endlichen Siege der Sache Christi heimlich zweifeln, und durch diesen Zweifel zu Concessionen und Vermittlungsversuchen verleitet werden.

Nach der früheren Auseinandersetzung enthält das Wort: dein Name werde geheiligt, zuerst die Bitte in sich, daß Gott das Seine dazu thun möge, dann den Wunsch, daß diejenigen, von denen die Entheiligung des Namens Gottes ausgeht, die Bahn der Heiligung des Namens betreten mögen. Sofern auch wir selbst unter ihrer Zahl begriffen sind, nimt der Wunsch den Charakter des Gelübdes an. Die Bitte: dein Name werde geheiligt, wäre eine Lüge, wenn wir nicht selbst, was in uns von Kraft ist, aufbieten wollten, um zur Heiligung des Namens Gottes zu gelangen.

Nach der Seite der Bitte ist, wie Luther sagt, „die Meinung und Summa: ach lieber Vater, dein Name werde geheiligt in uns, das ist, gib uns Gnade, daß wir also leben und so fromm sein, daß dein göttlicher Name in unserm Leben von uns nicht geunehrt werde; sonst, ohne deine Hilfe schänden wir und unehren deinen Namen." Aus demselben Wesensgrunde in Gott, aus dem die Bildung des heiligen Namens hervorgegangen ist, muß auch das Streben hervorgehen, den Namen heilig zu erhalten und alles zu beseitigen, was die Heiligkeit beeinträchtigen kann. Bei Ezechiel in C. 36, 23 spricht Gott: „Und ich heilige meinen Namen, den großen, den entheiligten unter den Heiden, den ihr entheiligt habt in ihrer Mitte, und es erfahren die Heiden, daß ich Jehova bin, wenn ich mich heilige an euch vor euren Augen." Es ist sehr tröstlich, daß Gott seinen Namen heiligt, wenn er durch die Untreue seiner Knechte entheiligt worden, freilich auch sehr demütigend. Worin die Heiligung besteht, zeigt die bei Ezechiel folgende Aufzählung: Gott nimt sein Volk aus den Heiden, sprengt über dasselbe reines Wasser, gibt ihm ein neues Herz. So gewiß aber auch solche Heiligung des Namens Gottes in seinem Wesen begründet ist, so notwendig ist es auch, daß er darum gebeten werde. Wenn dies Gebet „aus einem Herzen, ganz brennend von Eifer für die Ehre Gottes," erstürbe, so würde Gott auch seinen Namen nicht ferner heiligen. Aber es kann nimmer ersterben, so wenig als die Gemeinde Gottes auf Erden, aus deren Wesen diese Bitte hervorgeht, je aufhören kann.

Nach der Seite der Bitte entspricht das Wort des Herrn: „Vater, verherliche deinen Namen", Joh. 12, 27.

„Dein Reich komme." „Diese Worte, sagt Quesnel, muß man sprechen mit dem Herzen eines Unterthanen, der treu und für die Größe seines Königes eifrig ist." Und Luther bemerkt: „In dieser andern Bitte werden wir ermahnt unserer Dürftigkeit, Krankheit und Elendes. Denn dieweil wir bitten: ach Vater laß dein Reich zukommen, was aber noch kommen soll, ist jezt nicht vorhanden, bekennen wir, daß das Reich nicht hier ist."

Wie eine dreifache Vaterschaft, so gibt es auch in der Schrift eine dreifache Herschaft oder Reich Gottes, zuerst das ursprüngliche mit der Weltschöpfung gegebene Reich, dann das Reich unter dem A. B., endlich das neutestamentliche Gottesreich, welches zwei Phasen hat, die des Werdens und die der Vollendung.

Von dem ursprünglichen Gottesreiche gilt das Wort: „Er ist der eigentliche Monarch, welcher mit unbeschränkter Gewalt alles Beseelte und Unbeseelte, Sichtbare und Unsichtbare mächtig, gerecht, gütig und frei regiert." Wer Allem das Dasein gab, in welchem Alles lebt und webt und ist, der Gott der Geister alles Fleisches, muß mit unbedingtem Rechte und mit unbeschränkter Gewalt über Alles gebieten. Dieses ursprüngliche Königtum Gottes bildet die notwendige Grundlage der anderen Erscheinungsformen des Königtums Gottes und erscheint als solche in dem Gebete des Herrn selbst: in dem Schlusse wird die Zuversicht der Erhörung aller Bitten, und namentlich auch der Bitte: dein Reich komme, darauf gegründet, daß Gottes das Reich ist: das neutestamentliche Gottesreich muß so gewiß kommen, als Gott von Haus aus König ist. Schon im A. T. wird die Hoffnung auf das Kommen des Gnadenreiches nicht selten darauf begründet, daß Gott auch mitten im Abfalle der Welt ihr Herr ist, z. B. in Ps. 22, 29. Auf dies ursprüngliche Königtum Gottes bezieht sich z. B. das Wort Davids in 1 Chron. 29, 11. 12: „Dein ist das Reich, du bist erhöhet über Alles zum Obersten und du herschest über Alles", und in Ps. 103, 19: „Der Herr hat im Himmel bereitet seinen Thron, und sein Reich herschet über Alles": da steht der Thron Gottes im Himmel entgegen dem Throne der gewöhnlich sogenanten Könige, dem Throne Davids selbst auf der Erde, der Stätte der Hinfälligkeit, da stellt sich das ewige Thronen Gottes als das Fundament aller Hoffnung dar in Bezug auf das Gnadenreich. Jeremias spricht in C. 10, 7: „wer sollte dich nicht fürchten, du König der Heiden." Und Daniel in C. 3, 33: „Sein Reich ist ein ewiges Reich und seine Herschaft währet für und für." In der Weisheit Salomos in C. 6, 4. 5 spricht die Weisheit zu den Königen auf Erden: „euch ist die Obrigkeit gegeben vom Herrn und die Gewalt vom Höchsten, und er wird untersuchen eure Werke und eure Rathschläge erforschen. Denn ihr seid Diener seines Reiches, aber ihr habt nicht recht gerichtet und nicht bewahret das Gesetz und seid nicht nach dem Willen Gottes gewandelt." Auch in dem N. T. tritt uns dies ewige Königtum Gottes nicht selten entgegen. So in den Worten des Paulus in 1 Tim. 1, 17: „dem ewigen Könige, dem unvergänglichen, unsichtbaren, einigen Gott sei Ehre und Herlichkeit in Ewigkeit", und in 6, 15, wo Gott bezeichnet wird als der selige und einige Herscher, der König der Könige und Herr der Herschenden, der allein Unsterblichkeit hat und ein unzugängliches Licht bewohnt.

Mit den verschiedenen Formen der Vaterschaft Gottes gehen die verschiedenen Formen seiner Herschaft Hand in Hand. Wie es ohne den Sündenfall nur eine Vaterschaft Gottes geben würde, so auch nur eine Herschaft. Der Sündenfall aber erforderte neue Formen der Herschaft. Er ist wesentlich Empörung der Unterthanen gegen ihren himlischen König, und Gott hat es gefallen, dieser Empörung einen gewissen Spielraum zu lassen, um ihr auf innerlich wirksame Weise zu begegnen, eine freie Zukehr seiner Unterthanen zu ermöglichen und erst über die solcher gnadenreichen Veranstaltung hartnäckig Widerstrebenden das Gericht ergehen zu lassen. Durch den Sündenfall ist der Satan der Fürst dieser Welt geworden: diese Würde wird ihm von Christo in den lezten Reden bei Johannes zugeteilt, wo ihre Beseitigung unmittelbar in Aussicht steht. Der Sache nach entspricht das: „dies Alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest" bei Matthäus. Denn was der Satan zu geben verheißt, muß er selbst besitzen. Dann auch die Bezeichnung des Satans als des Gottes dieser Welt in 2 Cor. 4, 4. Der Satan hat kein eigentliches Recht, aber daß der Mensch seiner Herschaft anheimfällt, daß ist die natürliche Folge und Strafe seiner Empörung. Der Mensch ist zu schwach und zu niedrig, um eine selbständige Mittelstellung zwischen Gott und dem Satan einzunehmen. Von der Herschaft Gottes losgerissen, fällt er unausbleiblich der Herschaft Satans anheim. Diese auf Erden zu bekämpfen, zulezt zu vernichten, das ist der Zweck der neuen Formen des Königtums Gottes.

Das neue Königtum wurde zuerst auf einem sehr beschränkten Gebiete begründet, um so den Ausgangspunkt für die allgemeine Verwirklichung zu gewinnen. „Gott ward in Jeschurun (d. h. Israel, als dem Volke der Rechtschaffenen) König, da sich versammelten die Häupter des Volkes, allzumal die Stämme Israels", 5 Mos. 33, 5, er gab in der Eigenschaft als König dem Volke sein Gesetz und waltete in Segen und Strafe über ihm. David spricht in Ps. 5, 3: „vernimm mein Schreien, mein König und mein Gott." Er redet Gott als König an nicht wegen seiner allmächtigen Herschaft über die ganze Erde, sondern wegen seines speciellen Verhältnisses zu Israel. Als König kann Gott nicht zugeben, daß in seinem Reiche die Bosheit triumphirt, als der, den der Gerechte seinen König nent, muß er ihn schützen. In Ps. 20, 10 lehrt David das Volk beten: „Herr hilf, der König erhöre uns, wenn wir ihn rufen." Das Volk steigt von seinem sichtbaren Könige, der ohne Kraft ist, ihm zu helfen, auf zu seinem unsichtbaren, allmächtigen Könige, der sein gefährdetes Reich beschützen muß. Dies specifisch Israelitische Königtum Gottes wird auch im N. T. anerkant. Der Herr bezeichnet in der Bergpredigt Jerusalem als die Stadt des großen Königes, und in Matth. 8, 12 nent er die Juden Kinder oder Zugehörige des Reiches.

Das Ruhen dieses besonderen Königtums auf dem allgemeinen ist auf der einen Seite reich an Trost, auf der andern Seite aber auch reich an Mahnung: wehe dem, der den König Israels nicht ehrt, denn er verletzt die Majestät des Herschers über Himmel und Erde. Diese leztere Seite tritt uns z. B. entgegen in Mal. 1, 14: „Verflucht sei der Vorteilische, der in seiner Herde ein Männlein hat, und wenn er ein Gelübde hat, opfert er dem Herrn ein Untüchtiges. Denn ich bin ein großer König, spricht der Herr Zebaoth, und mein Name ist schrecklich unter den Heiden." Dann in Jes. 6, 5: „Wehe mir, denn ich bin verloren, denn ein Mann unreiner Lippen bin ich und unter einem Volke unreiner Lippen wohne ich, und nun sahen den König, Jehova der Heerscharen, meine Augen."

Das besondere Königtum Gottes unter Israel weist vorwärts auf ein anderes, welches die ganze Erde umfaßt. Denn das Wort des Augustinus: „Wie auch das gegenwärtige Licht abwesend ist für die Blinden und die, welche die Augen verschließen, so ist auch das Reich Gottes, obgleich es niemals von der Erde sich entfernt, doch abwesend für die, welche es nicht kennen", gilt gleichmäßig für die ganze Erde, und wenn Gott durch die Einführung einer neuen Form seines Königtums diesem Uebelstande bei einem einzelnen Volke entgegentritt, so kündigt er eben damit an, daß er dereinst ein umfassenderes Reich errichten will. So gewiß das Israelitische Königtum Gottes nicht Werk der Willkür, sondern Ausfluß des göttlichen Wesens ist, so gewiß auch enthält es die Weissagung eines zukünftigen, alle Völker umfassenden Gottesreiches. Das Israelitische Gottesreich kann nur als Vorbereitung dieses allgemeinen begriffen und verstanden werden.

Schon unter dem A. B. waren die Augen hoffend auf das Uebergehen des besonderen Israelitischen Königtums in dies allgemeine gerichtet. Die zukünftige Weltherschaft des Herrn wird in einer langen Reihe von Stellen des A. T. geweissagt. Es war der kräftigste Trost, mit dem die Gemeinde des Herrn in den langen Jahrhunderten sich aufrichtete, in denen die Welt in ihrer Winkelstellung ihr bange machte. Obadja schließt seine Weissagung mit dem Worte: „Und sein wird das Königreich des Herrn." Sacharja verkündigt (14, 9): „Und der Herr wird König sein über die ganze Erde." In dem 93. Ps. und den angränzenden, welche mitten in dem Conflicte zwischen Israel und den großen Asiatischen Weltmächten und im Angesichte des Israel drohenden Unterganges gesungen wurden, lautet das an die Spitze gestellte und mehrfach wiederkehrende Losungswort: „der Herr regieret", s. v. a. er wird seiner Zeit den Thron besteigen: die Thatsache der Zukunft ist dem Sänger und Seher so gewiß, daß er von ihr redet als sei sie schon vorhanden. Im Angesichte der von der Welt ausgehenden Losung: Assur oder Babel herscht, ruft er sein: Jehova herscht, kündigt er an, daß die Herschaft des Herrn nun erst in ihrer vollen Glorie sich entfalten werde. Die Propheten und Psalmisten setzen das Eintreten dieser neuen Erscheinungsform des Gottesreiches in innige Verbindung mit der Person des Erlösers. Von durchgreifender Bedeutung sind hier namentlich die Weissagungen Daniels. Da folgt auf vier Weltreiche ein fünftes Reich absoluter, himlischen Ursprunges, welches eben wegen dieses Ursprunges allherschend und ewig ist. „Und in den Tagen dieser Könige — heißt es C. 2, 44 — wird der Gott des Himmels ein Königtum aufrichten, welches ewig nicht zerstört wird, und sein Reich wird auf ein anderes Volk nicht übergehen. Es wird alle diese Königreiche zermalmen, aber es wird ewig bestehen." Dann in C. 7, 13. 14: „Ich schaute in Gesichten der Nacht und siehe, mit den Wolken des Himmels kam einer wie ein Menschensohn, und er gelangte bis zu dem Alten der Tage und vor ihn brachten sie ihn. Und ihm ward gegeben (von dem Alten der Tage) Herschaft und Herlichkeit und Königtum, und alle Völker, Nationen und Sprachen dienen ihm, seine Herschaft ist eine ewige Herschaft, die nicht vergeht, und sein Königreich, das nicht zerstört wird."

Es ist den Erscheinungsformen des Reiches Gottes nach der *ersten* eigentümlich, daß sie auf der einen Seite Fortsetzungen sind, auf der andern Seite einen neuen Anfang bilden. So stellt sich im N. T. das durch Christus begründete Gottesreich als Fortsetzung des alttestamentlichen dar in dem Worte: „das Reich Gottes wird von euch genommen werden und gegeben einem Volke, das seine Früchte trägt", Matth. 21, 43: danach war das Reich Gottes schon bei den Juden ehe es zu den Christen überging. Auf der andern Seite stellt sich das Reich Gottes als etwas durchaus neues dar, das erst mit Christo seinen Anfang nimt. Der Täufer predigt: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe", und Christus selbst nimt, nachdem der Täufer von dem Schauplatze abgetreten ist, diese Predigt wieder auf.

Das Reich Gottes erscheint auf der einen Seite im N. T. als schon gekommen, insofern sein Vorhandensein mit dem Offenbarwerden Christi unmittelbar gegeben ist. Jesus sagt bei Luca in C. 17, 21: „Siehe das Reich Gottes ist unter euch (nicht: inwendig in euch), weil in der Person des Königes das Königtum vorhanden ist. Er spricht Matth. 12, 28 zu den Pharisäern: „das Reich Gottes ist zu euch gekommen." In Apgsch 28, 31, wo von Paulus gesagt wird: „er predigte das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesus", gehen das Reich Gottes und der Herr Hand in Hand. Auf der andern Seite aber erscheint im N. T. das Reich Gottes als erst im Kommen begriffen. Es ist mit dem Erscheinen Jesu nicht gleich in der ganzen Tiefe seiner Wirkungen und in seiner Ausdehnung über die ganze Erde vorhanden, wie sie durch seine Idee gesezt werden. Erst nach und nach wird die Erscheinung mit der Idee conform. Es gilt die Ueberwindung der beiden feindlichen Mächte des Judentums und des Heidentums, es gilt die Ausrottung der bösen Einflüsse, die diese auch unter den Gläubigen zurückgelassen haben. Daß Jesus selbst in dem Kommen seines Reiches ei-

Werk der Jahrhunderte erkante, das zeigt im Einklange mit der Bitte hier das Gleichnis vom Senfkorne und das Gleichnis vom Sauerteige, der drei Scheffeln Mehles eingemischt wird — dadurch werden die drei großen Abteilungen des Menschengeschlechts Sem, Ham und Japhet bezeichnet — und erst zulezt das Ganze durchsäuert. Schwacher Anfang, herliches Ende, das ist der Gang des Reiches Gottes, und so groß auch seine Fortschritte sind, immer bleibt noch Anlaß genug zu dem Flehen: „dein Reich komme", welches die notwendige Bedingung neuer Fortschritte ist.

Daß das Reich Gottes nicht blos durch die sanfte Wirkung des heiligen Geistes, daß es auch durch das Gericht komt, und daß also auch auf dieses Kommen die Bitte sich mit erstreckt, zeigt das Wort des Herrn Matth. 16, 28: „Wahrlich ich sage euch, es stehen hie, die nicht schmecken werden den Tod, bis sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reiche", oder wie Marcus dafür hat (9, 1): „bis sie das Reich Gottes kommen sehen in Macht." Der Herr hat da die erste großartige, welthistorische Erfüllung der Bitte: dein Reich komme, in dem Untergange Jerusalems vor Augen. An sie sollte sich später nach Joh. 21, 22 und den Verkündungen der Apokalypse als die zweite der Sieg über das Römische Weltreich schließen.

Augustinus bemerkt: „Du bittest für dich, nicht für Gott. Wir wünschen, daß das Reich Gottes in uns komme, wünschen, daß wir darin erfunden werden. Denn siehe es wird kommen, aber was hilft es dir, wenn es dich zur Linken finden wird?" Und im Anschluß daran sagt Luther im großen Katechismus: „Gleichwie Gottes Name an ihm selbst heilig ist und wir doch bitten, daß er bei uns heilig sei: also komt auch sein Reich ohne unser Bitten von sich selbst; doch bitten wir gleichwol, daß es zu uns komme, das ist unter uns und bei uns gehe, also daß wir auch ein Stück sein, darunter sein Name geheiligt werde und sein Reich im Schwange gehe." Aber diese Auffassung leidet an einer bedenklichen Einseitigkeit. Gottes Reich komt freilich ohne unser Bitten von sich selbst, aber dies Bitten wird durch den Christenstand erfordert, und wenn es aufhörte, was unmöglich ist, so würde das Reich Gottes nicht kommen. Das: zu mir, gehört freilich auch zur Sache. Wer nicht in Bitte, Wunsch und Gelübde, welches alles in dem: dein Reich komme, beschlossen liegt, zunächst an sich selbst dächte, würde nur heuchlerisch das Wort auf die Lippen nehmen können. Aber die ausschließliche Betonung des: zu mir, verkent, daß bei den drei ersten Bitten das Interesse Gottes und nicht das der Menschen im Vordergrunde steht. Wird dies ins Auge gefaßt, so muß sich das Herz erweitern, so müssen uns bei der Bitte: dein Reich komme, nicht weniger wie die eignen, auch die Schäden der ganzen Christenheit vor Augen treten, so müssen wir ein Herz gewinnen für die Millionen Heiden, welche noch in Finsternis und Schatten des Todes sitzen. Es ist wol nicht ohne Zusammenhang mit dieser einseitigen Auffassung des Wortes: dein Reich komme, daß der Missionstrieb in der Evangelischen Kirche erst so spät erwachte.

Es steht noch eine neue Erscheinungsform des Reiches Gottes bevor, die man als die vierte betrachten kann, oder auch als die zweite Abteilung der dritten. Gewöhnlich wird durch Reich Gottes im N. T. die mit dem Erscheinen Christi ins Leben tretende Kirche bezeichnet. In einer Reihe von Stellen aber wird durch Reich Gottes die lezte Stufe der Entwickelung des Reiches Gottes bezeichnet, bei dem die Erscheinung desselben sich vollkommen mit seiner Idee deckt, das Reich Gottes zu der beschränkungslosen Allgemeinheit zurückgelangt, welche es vor dem Sündenfalle hatte. Das Eintreten dieser Form verkündet die Apokalypse in C. 11, 15: „Und der siebente Engel posaunte. Und es wurden große Stimmen im Himmel, die sprachen: es ist das Reich der Welt unsers Herrn und seines Gesalbten geworden und er wird regieren von Ewigkeit." Wenn das geschehen, wenn „das ewige Reich unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi" angebrochen ist, so wird das: dein Reich komme, verstummen, welches die Zuversicht auf das Kommen dieses Reiches zur Grundlage hat.

Nachrichten.

Eine Stimme aus Pommern gegen die protestantischen Thesen des Prof. Dr. Hanne in Greifswald.

Der Professor der Theologie und Pastor an St. Jakobi in Greifswald, Dr. Hanne, veröffentlich durch die protest. K. Zeitung No. 30 „protestantische Thesen als Grundlage für die Verhandlungen des protestantischen Lokalvereins zu Greifswald, mit Beziehung auf die in den Statuten des Deutschen Protestantenvereins ausgesprochene Forderung der Erneuung der evangelischen Kirche im Einklange mit der gesamten Culturentwickelung unserer Zeit", und der Berichterstatter kann nicht umhin, diese 29 Thesen mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Zunächst ist ihm bei Durchlesung derselben klar geworden, woher es kommen mag, daß der genante aus dem Auslande berufene Professor schon seit längerer Zeit und öfter nicht vermocht hat, ein Colleg zu Stande zu bringen; wenn Ref. noch in den glücklichsten Jahren der Studentenzeit wäre, er würde auch nicht Lust haben, eine Theologie, welche auf solchen Thesen beruht, sich vortragen zu lassen und es begreiflich finden, daß die Studirenden der Theologie in Greifs-

wald so rar geworden sind, daß auf fünf ordentliche Professoren der theol. Fakultät 25 Studenten, mithin auf jeden noch durchschnittlich fünf kommen. Was könte Greifswald mit seinen reichen Mitteln, in seiner Lage inmitten einer großen lutherischen Provinz, die allein gegen 800 Geistliche hat, für die Kirche dieser Provinz wirken und — was wirkt es jezt? Welche Aufgabe hat die Universität in ihrer theologischen Fakultät, das verödete kirchliche Leben in der Stadt, in den neuvorpommerschen Gemeinden zu heben, zu erneuern und — wie wenig hat sie dazu beigetragen! Nun, wer vor diesen Fragen sinnend stille steht, dem hat Dr. Hanne wenigstens die Antwort leicht gemacht.

Er gibt in §. 1 den gegenwärtigen Verfall der Kirche zu und behauptet, daß 2 Dinge ihr zur Erneuerung und Fortentwicklung not thun, 1) Gestaltung ihres Glaubensbewußtseins und Bekentnisses innerhalb der Theologie und des volkstümlichen kirchlichen Unterrichts im Einklange mit der gesamten Culturentwicklung unsrer Zeit, 2) volkstümliche Organisation des gesellschaftlichen Körpers der Kirche nach den Grundsätzen der ächten Presbyterial- und Synodal-Verfassung auf Grund des Gemeindebewußtseins oder des allgemeinen evangelischen Priestertums, will aber in den Thesen nur den ersten dieser beiden Punkte näher beleuchten.

Wenn in der Anmerkung zu §. 2 behauptet wird: „es handelt sich daher für die Kirchen immer wieder zunächst sowol um eine gesunde Entwickelung ihrer Theologie, als auch um Verbreitung einer, dem geistigen Standpunkte des Zeitalters entsprechenden, christlichen Erkentnis in den Gemeinden; für eine solche ergibt sich die unabweisliche Forderung, daß die kirchliche Lehre, sowol als protestantische Theologie, wie als protestantisches Bekentnis sich im Einklange mit der Gesamtcultur unsrer Zeit entwickle, so gesteht Referent, daß er sich nicht gewundert haben würde, wenn etwa vom Standpunkte heidnischer Philosophie, wenn auch nur von einem sehr untergeordneten Standpunkte derselben diese Behauptung aufgestellt wäre, wol aber sich wundert, daß vom Standpunkte eines Geistlichen unserer Kirche, eines ordentlichen Professors der Theologie an einer deutschen Universität im Jahre des Heils 1865 eine so seichte und oberflächliche Behauptung ausgesprochen wird. Zweierlei wird genügen, dieses darzuthun. Einmal, es werden der Kirche zwei Faktoren für ihre Erneuerung und Fortentwicklung geboten, die Fortbildung ihres Glaubensbewußtseins, ihrer Theologie und sodann — die Gesamtcultur unsrer Zeit. Zweitens diese beiden Faktoren werden nicht etwa einander gleichgestellt, wer erwartete das auch? Aber wer erwartete, daß, anstatt daß die Theologie und das Glaubensbewußtsein, beruhend auf urkundlicher göttlicher Offenbarung, auf einer sechstausendjährigen thatsächlichen Geschichte des Reiches Gottes die Norm für die Gesamtcultur abgäbe, diese umgekehrt über jene gesezt Glauben und Theologie regeln und berichtigen sollte? Mit andern Worten, Prof. Hanne behauptet, nicht das Menschliche hat sich nach dem Göttlichen zu richten, sondern das Göttliche nach dem Menschlichen, und wenn die Gesamtcultur doch nur zunächst als Produkt des menschlichen Geistes betrachtet werden muß, haben sich Kirche, Theologie und Glaubensbewußtsein, die doch nur als Ausflüsse des göttlichen Geistes betrachtet werden können, jenem Menschlichen unterzuordnen und ihre Erneuerung und Fortbildung in demselben zu suchen. Wie ganz anders dachte Baco, als er erklärte, es müsse unsere Aufgabe sein, nicht die Lehre der Schrift nach der Beschränktheit unsres Geistes, sondern unsern beschränkten Geist nach der Weite der christlichen Lehre auszudehnen!

Nach §. 3 soll der christliche Glaube, um sich zur Glaubenslehre und zum kirchlichen Bekentnis fortzubestimmen, 1) sich in Einklang setzen mit den anerkanten Grundwahrheiten der allgemeinen Bildung, es soll 2) die allgemeine Culturentwicklung sich nicht in Widerspruch setzen dürfen mit den Grundsatzungen der Religion im Allgemeinen und des Christentums im Besonderen, und 3) Beide sollen, vermöge einer volkstümlichen Organisation der evangelischen Kirche, in Wechselwirkung treten. Diese 3 Forderungen werden in den folgenden §§. näher erörtert. Es darf den Lesern der Ev. K. Z. nicht vorenthalten werden, wie Dr. Hanne jenen Forderungen ihr Recht gewähren will und Ref. wird sich einerseits der äußersten Kürze, andrerseits der strengsten Objectivität befleißigen, um die Leser nicht zu ermüden, denn ein ermüdenderes und unfruchtbareres Elaborat erinnert Ref. sich nicht gelesen zu haben. Es solle Glaubenslehre und Bekentnis sich in Uebereinstimmung entwickeln, (§. 4) sowol mit den speculativen, als auch mit den sicheren Ergebnissen der empirischen Vernunft. In §. 5 erfahren wir, Leztere habe es überwiegend mit sinnlichen Wahrnehmungen zu thun, jene sei das Vermögen der übersinnlichen Ideen, als welche Unendliches, Endliches, Geist, Stoff, absoluter und endlicher Geist, deren Verhältnis zu einander, Religion, Offenbarung u. s. w., Wahrheit, Freiheit, Seligkeit, Liebe, Gerechtigkeit, Reich Gottes, Bestimmung des Menschen in demselben, Immaterialität und Unsterblichkeit der Sele, des zukünftigen Gerichts u. s. w. bezeichnet werden. Ref. citirt wörtlich und was er um des zweimaligen u. s. w. willen hinzufügt, buchstäblich. Nach §. 6 gibt es dreierlei Arten von Ideen, theoretische, gleich Erkentnisprincipien, praktische, gleich Handelsprincipien und ästhetische, gleich Gefühlsprincipien. Die theoretischen Principien, maßgebend auf allen Erkentnisgebieten, auch für Lehre und Bekentnis der Kirche, sind teils metaphysischer, teils logischer Art. §. 7. Eine methaphysische Wahrheit ist es z. B., daß Gott nicht räumlich und zeitlich erscheinen kann, daß die Theophanien des A. T. nicht als objektive Thatsachen zu fassen sind, sondern als subjektive Visionen, oder als Mythen, als poetische und symbolische Einkleidungen, daß die Gestalt des menschlichen Geistes nach dem Tode frei zu denken ist von materieller Leiblichkeit, daß Jesus nach Seinem Tode nicht wieder in den materiellen Leib zurückkehren, sondern sich nur in der Form einer unmateriellen oder verklärten Leiblichkeit als auferstandene Persönlichkeit offenbaren konte, daß überhaupt die Analogien des irdischen Lebens für das Leben im Himmel, d. h. für den Zustand der abgeschiedenen Selen nur bildliche Bedeutung haben können. Wenn Dr. Hanne hier das Leben im Himmel und den Zustand der abgeschiedenen Selen ohne Weiteres identificirt, so ist doch gegen ein solches Zusammenwerfen gänzlich heterogener Dinge sowol vom Standpunkte der biblischen Offenbarung, wie der theologischen Wissenschaft entschiedener Protest einzulegen.

Das logische Princip entscheidet nach Dr. H. mit der Anwendung des Widerspruches und des zureichenden Grundes so über alle Glaubenswahrheiten, daß, was jenen zuwider ist, nicht geglaubt werden darf, beispielsweise die Trinität. „Denn bestände Gott aus drei Personen, so wäre seine Einheit als unpersönliche Wesenheit zu fassen, was dem Begriff der

absoluten Persönlichkeit zuwiderläuft." „Gibt es aber nur einen Gott und ist dieser als absolute Person zu denken, so können sich die Selbstunterscheidungen einer mit sich identischen Selbstheit nur als unpersönliche Wesenheiten, d. h. als Grundkräfte und Wesensrichtungen seiner inneren Lebendigkeit und Selbstvermittlung in sich selber verhalten." „In gleicher Weise kann Jesus nicht zugleich als persönlicher Gott gedacht werden, wenn er als wirklicher und wahrer Mensch gedacht werden soll, man kann nicht Ernst machen wollen mit dem Gedanken, daß Jesus als wahrer Mensch zugleich wahrer Gott gewesen sei, es ist ein Widerspruch, zu lehren, daß Christus, als zweite Person in der Gottheit, um die Menschheit von der Gewalt des Teufels zu erlösen, mit dem Teufel zeitlebens kämpfte, von demselben versucht sei, denn der Begriff der Gottheit schließt unabweislich die Begriffe der Unwandelbarkeit, Ewigkeit, Unendlichkeit, Allgegenwart, der Erhabenheit über Versuchung und Tod in sich. Es ist undenkbar und daher auch nicht zu glauben, daß die Sünde in ihrer Allgemeinheit die Folge einer einzelnen Handlung der Stammeltern sei." Wie somit die Fundamentalartikel der gesamten christlichen Kirche, der evangelischen insonderheit, die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, von der Gottheit Christi, von der Erbsünde, von der Erlösung durch die Zurechnung des Verdienstes Christi, von der Auferstehung, von der Ewigkeit der Höllenstrafen, von dem Dasein des Teufels gradezu abgeläugnet werden, so werden biblische Wunder, die jungfräuliche Geburt Christi, die Verwandlung des Wassers in Wein, die wunderbare Speisung („hier können die Berichterstatter keine wirkliche Geschichte geben") und die Gotteserscheinungen im A. T. geläugnet und verworfen, und das Alles von einem Pastor der lutherischen Kirche und von einem ordentlichen Professor der Theologie in Greifswald, der auf der Kanzel so predigt, — oder wenn er anders predigt, nach seiner eigenen Geltendmachung des Satzes des Widerspruchs, sich selbst widerspräche und der auf dem Katheder so unsere künftigen Theologen unterrichtet, — wenn er Zuhörer hat, die sich allerdings in verschiedenen Semestern nicht gefunden haben sollen, — und um solche Pastoren und Professoren zu erhalten, wendet sich Preußen an das Ausland!

Es darf nach den Grundsätzen der praktischen Vernunft die Kirche nie die Gleichheit aller Stände vor dem Rechte, das Recht der Selbstbestimmung der Völker, das Recht der Nationalitäten bekämpfen, macht sich „in sehr verderblicher Weise des Widerspruchs mit den heiligen Forderungen der Moral und des Rechts und einer schnöden Entwürdigung des Christentums selber schuldig, so oft sie sich beigehen läßt, durch Recht und Verfassung unterstützte Anwendung der politischen Gewalt zu befürworten, oder Zwangsverfahren der weltlichen Obrigkeit auch in Betreff solcher Objecte anräth, die, wie Religion, Confession, Moralität, Wissenschaft und Cultus, lediglich dem innern Gebiete des Gewissens und der freien Ueberzeugung angehören, oder wenn irgend eine kirchliche Gemeinschaft, oder deren Regiment unter irgend einem Vorwande und gegen irgend welche kirchliche Gemeinschaft ketzermacherisch, verdammungs- und verfolgungssüchtig auftritt. Einführung veralteter Kirchenlieder und Agenden, Repristination der Predigt- und Gebetsweise des 16ten und 17ten Jahrhunderts stehen in Widerspruch mit den ästhetischen Ideen der Vernunft." Wer entscheidet nun über das, was Wahrheit,

Lehre und Glauben der Kirche ist? Die Kirche? die Schrift? die geistliche oder weltliche Obrigkeit? Nein, nur das subjektive Belieben. Wenn mein Kind heute im biblischen Unterrichte seines Lehrers gehört hat, Christus sei Gottes Sohn, wahrer Gott und Mensch, muß ich es dulden, daß ihm morgen im Konfirmandenunterrichte gesagt wird, das sei nicht wahr; wenn es heute in der Schule die großen Wahrheiten von der Erlösung in Christo in sein Herz aufnahm, muß ich es dulden, daß im Konfirmandenunterrichte gesagt wird, darin stecke nichts als Irrtum, und wenn die große, heilige Geschichte von den Erscheinungen des lebendigen Gottes bei den Vätern des A. T. meines Kindes ganze Sele ausfüllen, darf ihm Prof. Hanne morgen im Konfirmandenunterrichte sagen, das seien Mythen, Visionen, und lehrt Prof. Vogt, Morgens von 8—9 Uhr, die Gottheit Christi, so darf Prof. Hanne von 9—10 Uhr in demselben Auditorium, wenn er anders Zuhörer bekomt, lehren, die Gottheit Christi widerstreite dem Princip des zureichenden Grundes, und wenn Prof. Reuter oder Wieseler die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit oder von der Erlösung durch die Stellvertretung Christi Morgens vortragen, hat hiernach Prof. Hanne das Recht, das grade Gegenteil dieser Wahrheiten Nachmittags vorzutragen, — wenn er anders Zuhörer findet — und sich für solche Dienste, gleichviel, ob geleistet oder nicht geleistet, sein Professorengehalt bezahlen zu lassen. Der Schneider, der das Tuch zu meinem Kleide, statt mir ein Kleid daraus zu bereiten, zerfezt und verbrent, hat ja doch noch einen gerechten Anspruch auf Macherlohn, und den Tagelöhner oder Knecht, der, anstatt mir zu dienen und für mich zu arbeiten, Beides unterläßt und mein Feld verwüstet, meinen Acker mit Unkraut besät, muß ich natürlich gleichwol in meinem Dienste behalten, beloben und belohnen, — Schneider, Knecht und Tagelöhner haben nach ihrer Ueberzeugung gehandelt, waren frei in Urteil und Auffassung, und ihnen dabei entgegenzutreten, würde dem Princip der christlichen Freiheit zuwider sein.

Nebenbei ergibt sich selbst für die oberflächlichste Betrachtung, wie eine derartige Theologie mit den politischen Zeitströmungen Hand in Hand geht, wie kirchlicher Liberalismus und politischer Liberalismus Zwillingskinder sind, und zwar siamesische Zwillinge, und wie eine solche Theologie selbst den verderblichsten politischen Lehren die Bahn bricht. Mit dem Herrn im Himmel fällt auch der Herr auf Erden, und wer an dem Thronstuhle unseres Königs Jesus Christus rüttelt, bebt auch nicht davor zurück, die Hand wider den Thron seines irdischen Königs zu erheben. Die französische Revolution des vorigen Jahrhunderts beseitigte Beides so ziemlich mit einem Schlage, und nur, daß sich Gott nicht ebenso gut enthaupten ließ, als der König, hat ihm die Ehre verschafft, durch Robespierre rehabilitirt zu werden. Wenn die Kammermajorität bei uns dem Eröffnungsgottesdienste nicht mehr beiwohnte, und hinterher das Königtum überall seiner Macht und Freiheit zu entkleiden und unter die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses zu beugen versuchte, — so sind das verwandte Erscheinungen.

Die Forderungen der empirischen Vernunft an die Glaubenslehre und das Bekentnis werden in den drei folgenden §§. behandelt. „Der kirchliche Unterricht hat den sichern Ergebnissen der Erfahrungswissenschaften Rechnung zu tragen und zwar ohne die sophistischen Deuteleien und vermittelnden Halbheiten des Rationalismus und rationalisirenden Supranaturalismus." Wenn man leztere Einschränkungen liest, könte man sich freuen und

dürfte hoffen, aber Freude und Hoffnung schwinden bald, wenn man die leichtfertige Art gewahrt, in welcher von dem notwendigen Einklange der kirchlichen Lehre mit den modernen Naturwissenschaften und deren unabweislichen Consequenzen auf kosmologischen, geologischen und anthropologischen Gebieten die Rede ist. Beispielsweise werden „die Consequenzen des copernikanischen Systems für die Begriffe des Himmels und der Hölle (Scheol, Hades unter der Erde, den Himmel über den Wolken, Phil. 2, 4), für den Begriff der Himmelfahrt Christi, des Throns der Gottheit, des Aufenthalts der Seligen u. s. w." angeführt. Nun, wir möchten den Dr. Hanne doch fragen, was denn das copernikanische System an der biblischen Lehre von diesen Begriffen irgend geändert habe? Sicherlich nichts nach der Auffassung des Copernikus selbst, des Mannes, der sich selbst die Grabschrift wählte:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri neque posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni
Sedulus oro!*)

und der, als er sich die Schächersgnade erbeten und in seinem Sterben das Wort: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!" zu hören begehrte, nicht etwa gemeint hat, sein eigenes System habe Ort und Dasein des Paradieses beseitigt und verflüchtigt.

Prof. Hanne fährt fort: „Ebenso sind von Wichtigkeit für die Theologie und religiöse Bildung, besonders in Betreff des Begriffs von der göttlichen Weltregierung und vom Wunder, die Schlußfolgerungen, welche sich ergeben aus der unerschütterlich feststehenden Thatsache der stufenweis fortgeschrittenen von der schlechthin gesetzmäßigen Wirksamkeit allgemeiner Naturkräfte abhängigen, alle willkürlichen Eingriffe Gottes von außen her ausschließenden Entwickelung des Weltganzen." Welch ein armseliger Gott, der uns diese Weisheit verkündigt, der allerdings die Welt zwar geschaffen hat (vorausgesezt, daß sie nicht aus einer zufällig entstandenen Keimzelle nach und nach gebildet ist), aber nachdem er sie geschaffen hat, nichts mehr in ihr zu thun vermag! Jeder Eingriff Gottes von außen her ist ausgeschlossen, der ganze Kosmos hat seine „Constitution", danach wird allein in ihm verfahren, und ein Eingriff Gottes in dieselbe würde „das Kainszeichen des Eidbruches an der Stirn haben", vom Präsidenten und dem Abgeordnetenhause des Protestantentages gerügt und mit Ablehnung aller „Steuern" gestraft werden. Ach, die Armen, die nicht wissen, daß die Naturgesetze keine Ketten sind, an welche Gott sich selber gelegt hat, sondern Fäden, die Er in Seiner allmächtigen Hand hält und die Er, wie Seine Weisheit es gebietet, einziehen oder verlängern kann.

*) Nicht die Gnadenfülle, die Paulus hatte,
Nicht Barmherzigkeiten, die Petrus schmeckte,
Nur, was du dem Schächer am Kreuz gegeben,
Möcht' ich besitzen!

Aber Dr. Hanne geht unbedenklich weiter in seinen Behauptungen und Concessionen. Er sagt unmittelbar nach dem lezten Citat: „Endlich sind nicht außer Acht zu lassen, für die Theologie sowol, wie auch für **den populären Religionsunterricht**, die freilich noch immer schwankenden Ergebnisse der Naturforschung in Betreff des Verhältnisses von Leib und Sele, woraus sich indessen schon jezt soviel mit Gewißheit ergibt, daß das Dogma von der Auferstehung des Leibes nicht wörtlich genommen werden kann, da das leibliche Leben im beständigen Soffwechsel besteht." Also auch für den **populären Religionsunterricht**, auch für den Konfirmandenunterricht, den Pastor Hanne erteilt, ergibt sich schon jezt mit Gewißheit, daß das Dogma von der Auferstehung nicht mehr, wie es die Kirche lehrt, als Wahrheit besteht. Allerdings schwanken noch die Ergebnisse der Naturforschung in Betreff des Verhältnisses von Leib und Sele, aber das Resultat steht schon mit Gewißheit fest und zwar mit aller Gewißheit, und das ist die theologische Weisheit für unsere jungen Studirenden der Theologie, für die künftigen Prediger unserer Gemeinden, das ist der Gewinn, der durch den populären Religionsunterricht unseren Katechumenen und Konfirmanden aus den „noch schwankenden Ergebnissen der Naturforschung" in den Schos fällt, und wenn sie etwa zukünftig am Grabe oder in der Osterzeit das Lied: „Jesus meine Zuversicht" singen, lächeln sie über die arme Kurfürstin Luise Henriette, die nicht das Glück hatte, durch den populären Religionsunterricht verhindert zu werden, solch ein Lied zu dichten.

Bei dem folgenden §. 10 (es müßte eigentlich 12 heißen) ist dem Ref. jene Antwort eingefallen, die Iffland einmal dem bekanten Propst Teller auf die Frage, warum die Kirchen leer, die Schauspielhäuser voll seien, gegeben: „Sie stellen die Wahrheit dar, als wäre sie Täuschung, wir Schauspieler die Täuschung, als wäre sie Wahrheit." Dr. Hanne verlangt Einklang der kirchlichen Lehrentwicklung mit den sicheren Ergebnissen der Geschichtsforschung und historischen Kritik und fährt fort: „Aus demselben folgt unter Anderm mit Evidenz die allmäliche Entstehung des A. und N. T. auf rein menschlichem Wege, die historische Unsicherheit, oder auch die Ungeschichtlichkeit mehrerer biblischen Erzählungen, so wie die unverkennbare Einwirkung der Sage und des Mythus in beiden Testamenten, daß also die Schrift nicht direkt oder unmittelbar Gottes Wort ist, dieses vielmehr aus ihr erst durch kritische und exegetische Befreiung von seiner sinnlichen Beimischung oder zeitlichen Vorstellungshülle zu schöpfen ist." Was bleibt dann noch von der göttlichen Eingebung der Schrift, von der Göttlichkeit der Bibel übrig? Wie ist damit jeder Willkür Thür und Thor geöffnet!

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 30. August. № 69.

Die Volks-Missionsfeste.

(Schluß.)

Solchen Geschmack haben nun eben die Christen nicht. Wir finden den Wechsel grade köstlich und anmutig, den Gott in der Natur herschen läßt, und mögen es nicht ändern. Wir lieben den Schatten der hohen Bäume und die kleinen Sträucher und die niedrigen Gräser auch, die bei dem Schütteln der hohen Bäume grade gedeihen. So finden wir es auch schön, wenn die Menschen in ihrer Mannichfaltigkeit bleiben und doch so herzliche Freude aneinander haben. Seht nur diese Versamlung an. Schon an den Trachten und Benehmen sieht man, was für eine Verschiedenheit des Standes, Berufes und der Bildung darin steckt. Da sind Kleine und Große, Arme und Reiche, Einfältige und Gelehrte, Geringe und Vornehme — aber Alle innig eins durch den gemeinsamen Aufblick zu dem einen Meister, der alle Ungleichheiten in sich einet; Alle gebunden und verbunden durch das eine Gotteswort, daß zu solcher Gemeinschaft es die Weltmenschen nie bringen können, weil der Meister viele sind und der Führer manche, deren Wort nicht einigen kann. Zum Zeichen, daß wir uns zu dem gemeinsamen Haupt bekennen und in Ihm eins sein wollen, lasset uns stehend singen: „Die wir uns allhier beisammen finden."

Ein dritter Vorwurf, den die Weltmenschen machen, ist der, daß die Finsterlinge nichts von Fröhlichkeit wüßten und von ihrer Gegenwart alle Lustigkeit gebant sei. Nun, ich möchte doch einmal, diese Höhen dort wären von den lieben Feinden besezt, und sie könten uns ins Gesicht sehen, ob wir fröhlich sind. Wir freuen uns zusammen und singen und jubeln, machen Musik, befriedigen Leib und Sele, und brauchen darum keinen blauen Montag zu machen oder seine Folgen zu fürchten. Wie innig vergnügt lege ich mich nach einem solchen Feste zu Bette mit einem guten Gewissen, kann meine Hände falten und Gott danken für mich und uns Alle, und mit neuen Kräften für Amt und Werk und neuer Freude am Leben stehe ich morgen wieder auf, bin reicher geworden an Liebe zu Gott und Menschen. Und dann das Singen! Ja singen und wieder singen muß es auf Missionsfesten heißen. Die Volkslieder, die nur in Samlungen stehen und nicht gesungen werden, sind eben keine, aber unsere, welche wir hier singen, sind es und werden es immer mehr, wir nehmen sie mit in die Häuser und lernen sie von Jahr zu Jahr mehr lieben. Dazu der fröhliche Klang der Posaunen! Ja, Messing und Erz sind Gottes Gaben und stehen in Seinem Dienst, und ich möchte die lieben Brüder darauf aufmerksam machen, daß jede Missionsfestgemeinde ihre eigenen Posaunen habe und nicht die, welche auch der Sünde dienen. Was ist das für ein Seufzen der Creatur, während sie hier zu ihrem Recht kommen. Diese Feste sind auch eine Freude, welche Jeder mit seinen Mitteln vereinigen kann. Ein armer Mann meiner Gemeinde, der sich sein Brot sauer verdienen mußte, sagte: Herr Pastor, 10 Thlr. wären mir nicht zuviel für einen solchen Freudentag. Wieviel muß der Tag den Reicheren wert sein? Zum Schluß singt mir mein Lieblingslied: „Wo findet die Sele die Heimat, die Ruh?" —

Bei dieser ganzen Rede sah man die geistlichen, electrischen Funken aus der Versamlung heraussprühen und dann wieder fortgeleitet werden durch die zwischenein gesungenen Lieder. Der nächste Redner trat mit dem Bekentnis auf, der Bruder Arndt habe ihm das Concept weggenommen, aber er müsse es wieder suchen, denn es sei ihm nicht gegeben, in diesem Tone fortzufahren, er könne nicht anders, als aus seiner lieben Bibel reden. Es wurde aus dem Evangelium des vorigen Sontags der Spruch als Text gelesen: „Gehe aus auf die Landstraßen und an die Zäune, und nötige sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde", mit Geist und Leben ausgelegt, mit Kraft und Nachdruck bezeugt und angewandt. Es liegt in der Natur dieser Feste, daß bei ihnen die Freude überwiegt, daß das Kyrie eleison von dem Hallelujah übertönt wird. Damit aber nicht mit Verläugnung der Nüchternheit und Wahrheit ein förmlicher Rausch daraus werde, ist es gut, wenn Einer das Kyrie wieder einmal anklingen läßt. Das geschah nun von dem nächsten Redner. Diese Feste, sagte er, seien gar lieblich und erquicklich; schon heute Morgen, als er von den Bergen und auf allen Stegen habe die Menge dem Festplatze zuströmen sehen, seien ihm die Thränen in die Augen getreten. Es seien Tage, wie die, welche einst Israel in Jerusalem gefeiert, Tage süßer Brote. Aber da doch der Mensch nicht blos von Kuchen leben könne, so wolle er nach Matth. 13, 33 etwas Sauerteig hineinmengen; da aber die Zeit kurz sei, müsse er recht sauer und scharf sein, er wolle ihn unter drei Scheffel Mehl mengen: 1) in den Kopf, mehr lernen, wissen und lesen von der Mission; 2) in das Herz, mehr

lieben, beten und loben; 3) in Hand und Fuß, mehr arbeiten, thun und geben. Diese Rede schlug, aber freundlich, strafte, aber mit sanftmütigem Geiste. Eine wirklich schöne Strafpredigt. —

Referent und Referat hat die Volks-Missionsfeste hoch erhoben und durch Hindeuten auf eine Gefahr dabei nichts von diesem Lobe zurückgenommen. Jeder sehe an seinem Orte und in seinem Kreise zu, ob er nicht dem armen Christenvolke mit dazu verhelfen könne, an solchen von dem Worte und den Thaten Gottes bereiteten und getragenen Tagen Leib, Sele und Geist zu erfrischen. Aber indem wir hiermit noch einmal angedeutet haben die Mission an dem Volke bei diesen Heiden-Missionsfesten, müssen wir vor einer Ueberschätzung derselben warnen. Sie können nicht die eigentlichen Träger der Heiden-Mission werden, die eigentliche Missionsarbeit im Schweiße des Angesichts, wo die Not und das Kreuz aufs Herz und auf die Schultern genommen wird, die Fürsorge und Bemühung um das Einzelne, die gewöhnliche Missionsstunde, wo nicht eben immer etwas Interessantes oder Erfreuliches mitgeteilt werden kann, das Häuflein und Conventikel, welches auch die Sünden und Schwachheiten der Vorsteher und Missionare erfahren und tragen kann — das Alles muß bleiben, das soll man nicht über den großen Volks-Missionsfesten vergessen, verachten und versäumen. Es muß hier daran erinnert werden, denn während die Feste aller Art sich aller Orten mehren, ist die allgemeine Klage, daß es immer schwerer wird, eine Anzahl Leute zu einer Missionsstunde zusammenzubringen und zusammenzuhalten, es ist wol schon dahin gekommen, daß mehr Missionsfeste als Missionsstunden gehalten worden. Das ist ein schlimmes Zeichen und ein recht weltlicher Zug in der heiligen Missionssache. Wer also eine Missionsstunde hält und erhalten hilft, der thut ein zwar unscheinbares, aber höchst nötiges Werk, denn wenn wir vor lauter Festen nicht mehr zum Fasten kämen, müßte das Werk Schaden leiden und endlich untergehen. Uebrigens hat Referent nach dem Feste in Gernrode im Gespräche mit dem erwähnten lieben Strafprediger erfahren, wie derselbe auch seinen monatlichen Missionsstunden einen volkstümlichen Charakter gibt, er hält sie nämlich im Sommer in seinem Pfarrgarten, und dadurch werden sie dem Volke so anziehend, daß auch Leute aus fremden Gemeinden dazu kommen.

Archäologische Brosamen.

2. Physiologisches.

„Was hat die Physiologie mit der Theologie zu thun?“ wird vielleicht der eine oder andere unserer Leser fragen. Gar viel, insofern wir darunter mit den Kirchenvätern und dem Mittelalter die Symbolik der natürlichen Dinge, insbesondere der Thierwelt verstehen. Dergleichen Physiologien oder Thierdeutungen werden von Origenes, Basilius, Hieronymus erwähnt, unter den Schriften des Epiphanius befindet sich ein Physiologus und einen mittelalterlichen Physiologus hat der geachtete Archäolog und Bibliograph Heider nach einer Handschrift des elften Jahrhunderts im J. 1851 herausgegeben, in welcher Schrift er noch andere Physiologen anführt. Welch ein weites Gebiet diese Thiersymbolik umfaßt, kann man aus einer andern Schrift desselben Gelehrten: Ueber Thiersymbolik und das Symbol des Löwen. Wien 1849, ersehen. Man begnügte sich nicht etwa blos mit den Symbolen, welche die heil. Schrift darbietet, vom Löwen, Lamm, Hirsch, der Schlange, Taube u. s. w., sondern die gesamte Natur wurde symbolisch gedeutet und außer der Naturgeschichte mußte auch der Thiermythus reichen Stoff bieten. In unserer nüchternen Zeit, wo man so viele Kirchen sieht, deren kahle Wände weder innen noch außen irgend welches Bild, Symbol, Zeichen, ja nicht einmal einen biblischen Spruch sehen lassen, mag man über die Spielerei der Alten lächeln, welche die Kirchen von den Thürgewänden an bis unter den Sims der Thurmpyramide, ja bis zu deren Spitze hinauf mit allerlei symbolischen Thiergestalten und dergl. bevölkerte; und wir wollen ja nicht läugnen, daß dabei wirklich viel Spielerei mit unterläuft, diese Symbolik auch wol gar vieldeutig ist und mit unter das Zungenreden zu rechnen ist, zu dem in den meisten Fällen eine Auslegung hinzutreten muß: aber ebenso oft und wol noch öfter liegt „ein hoher Sinn im kind'schen Spiel“, und die Beschäftigung mit diesem Gegenstand eröffnet uns einen Quell geistlicher Poesie, so tiefinnig, wie nur irgend einer. Um den Lesern eine kleine Probe zu geben, führen wir ihn vor das große westliche Hauptportal des Domes von Magdeburg, lassen aber, um es uns bequem zu machen, den neuesten Beschreiber desselben, Brandt, für uns redend eintreten:

„An dem Portale sehen wir an der Doppelthür an der Stelle der Kapitäle vier Thiersymbole, von denen aber das erste sich in dem zweiten wiederholt, weshalb also nur drei eine Erklärung beanspruchen. Zweimal nämlich erscheint ein männlicher Löwe, welcher drei unter ihm liegende Junge zu bewachen und zu beschützen scheint. Wird unter dem Löwen Christus, „der Löwe, der Held, vom Stamme Juda“ (1 Mos. 49, 9 u. 10; Off. Joh. 5, 5) verstanden, so können mit den Jungen wol nur seine treuen Bekenner gemeint sein, welche unter seinem Schutze sich befinden. Noch deutlicher werden wir aber das Bild verstehen, wenn wir auf eine naturgeschichtliche Behauptung der Alten zurückgehen. Sie glaubten nämlich, daß der Löwe seine Jungen, welche todt zur Welt kämen, durch ein Gebrüll erst lebendig mache. Ein Dichter aus dem 13. Jahrhundert, also aus derselben Zeit, in welcher der Unterbau der Thürme mit dem Portale zwischen ihnen aufgeführt wurde, sagt: „Diu lewen (Löwin) tot ir kint gebirt: Von des vater galme (Gebrüll) ez lebende wirt.“ Danach zeigt uns diese Darstellung, wie der Erlöser, „der Erstgeborne von den Todten“ (Off. Joh. 1, 5), die Seinen durch sein Wort zu einem neuen Leben in Gott, zur Wiedergeburt erweckt (Joh. 5, 21 u. 24; Luc. 15, 24). Der

Bildner zeigt auch an den drei jungen Löwen drei Klassen von Christen: während der eine aufrecht sitzend in munterer Lebendigkeit zu dem alten Löwen emporschaut, scheint der zweite eben erwachend den Kopf etwas zu heben, und der dritte noch im Todesschlafe zu liegen.

Das zweite Bild zeigt den Vogel Pelikan, welcher nach der Meinung der Alten seine Brust mit dem Schnabel aufritzt, um mit dem herausquellenden Blute seine Jungen zu ernähren und zu erquicken. In einem alten deutschen Rittergedichte, übersetzt in unsere Mundart, heißt es: „Ein Vogel, Pelikan genant, Wenn er die junge Brut gewint, Allzusehr die Kleinen minnt (liebt): Wie ihn seiner Treu Gelust Zwingt, durchbeisst er sich die Brust, Lässt das Blut den Jungen in den Mund; Er aber stirbt zur selben Stund." Seit dem 12. Jahrh. nahm man diesen Vogel in die christliche Symbolik auf und bezeichnete damit den für die Gläubigen sein Blut vergießenden Erlöser, wie dies die Stelle eines andern alten Dichters klar ausspricht: „Ein vogel heizet pellicanus, Der ziuhet sine jungen sus (so): Sin herzebluot er in (ihnen) git (gibt) Ezzen unz (bis) er tot gelit (liegt). Der selbe vogel gelichet (verglichen) ist Uf den gnaedigen krist, Der ouch den bittern tot leit (litt) Durch siniu kint, die kristenheit." (Um seiner Kinder willen, der Christen.) Nach einer andern Erzählung aus der Naturgeschichte der Alten stellt die Schlange besonders den Jungen des Pelikans sehr nach, weshalb sie sich in Abwesenheit des alten Vogels gern in dessen aus Dornengeflechten bestehendes Nest schleicht und die Jungen tödtet. Um diese wieder zu beleben, ritzt er dann seine Brust mit dem Schnabel auf und lässt das hervorquellende Blut auf sie herablaufen. Wir sehen hieraus, daß die christliche Symbolik die Naturgeschichte des Pelikans sich noch mehr zu ihrem Zwecke modificirt hat. Im Wesentlichen ist zwar der vorhin ausgesprochene Gedanke geblieben, aber die Verführung der Schlange, „des alten bösen Feindes", komt noch hinzu und selbst das Nest wird mit der Dornenkrone des gekreuzigten Heilandes in Einklang gebracht. Daher findet man bei einigen Bildwerken über der Dornenkrone des Gekreuzigten das Nest eines Pelikans mit seinen Jungen.

Endlich sehen wir hier als drittes Symbol den Phönix mit der Ueberschrift: „FENIX UNICA." Die Sage von diesem Vogel finden wir schon beim Herodot (hist. II, 73), und Plinius (hist. nat. X, 2), Ovid (metam. 15, v. 392 ff.), Tacitus (annal. 6, 28), Oppian (de aucupio 28). Sie erzählen von ihm, daß er sich in seinem aus herlichen Gewürzen gebauten Neste verbrenne, und dann aus dem Marke und den Knochen des gestorbenen Vogels ein Wurm und aus diesem ein neuer Vogel entstehe. Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechung fand diese Sage Eingang in die Symbolik, doch in etwas veränderter Gestalt, indem man sagte: der Phönix verbrenne sich selbst und aus seiner Asche entstehe ein verjüngter Vogel. Daher nahmen schon die alten Kirchenschriftsteller den Phönix als Symbol der Auferstehung an, und wie sehr diese Idee Anklang fand, sieht man aus vielen Abbildungen dieses Vogels auf Mosaiken und auf Münzen, wo er teils als Sinnbild des ewigen Lebens überhaupt, teils — und das ist auch bei unserm Bilde der Fall — als Symbol von dem auferstandenen Christus insonderheit Geltung hat.

Die drei Kapitäl-Sculpturen zeigen also dem zum Portale herantretenden Christen den Erlöser, welcher seine Gemeinde zum gläubigen Leben erweckt, für sie sein Blut vergießt und siegreich vom Tode aufersteht. Warum aber wiederholt sich die Darstellung des Löwen? hatte man kein anderes, viertes, Symbol den drei gegebenen an die Seite zu setzen, oder wollte man durch diese doppelte Darstellung angeben, daß der Herr Christus nicht blos so lange er auf Erden wallte, sondern auch noch nach seiner Himmelfahrt den Seinen Schutz gewährt? (Matth. 28, 20.) *)"

Nachrichten.

Eine Stimme aus Pommern gegen die protestantischen Thesen des Prof. Dr. Hanne in Greifswald.

(Schluß.)

Ist das eben das Kriterium theologischer und überhaupt wissenschaftlicher Leichtfertigkeit, Behauptungen als Wahrheiten, Axiome als Dogmen, Meinungen als unumstößliche Gewißheiten, Ansichten als Einsichten und idiotische Einfälle als zweifellose Resultate der Kritik und der Wissenschaft auszuschreien, dann ist es doch besonders zu bedauern, wenn ein Professor der Theologie, der es sehr gut weiß, wie, was die Einen bezweifeln, die Andern behaupten, und was die Einen als Resultat ihrer Kritik verwerfen, die Andern als Resultat ihrer Kritik festhalten und glauben, gleichwol sich gebährdet, als sei die Entscheidung vollständig und unumstößlich und unanfechtbar für immer schon gegeben, und die Entscheidung laute dahin, es sei aus Gründen der Geschichtsforschung und der historischen Kritik der bisherige Glaube der Kirche von der Schrift preiszugeben!

Die folgenden Paragraphen beschäftigen sich mit den drei Artikeln des „sogenanten" apostolischen Symbolum, und wir wollen mit dem Dr. Hanne nicht rechten über das, was er vom ersten Artikel sagt, wie unendlich reicher und wahrheitsvoller es auch im lutherischen Katechismus ausgesprochen ist. Ueber den zweiten Artikel lehrt Dr. Hanne: „Dieser Glaube umfaßt folgende Hauptaussagen: Es kann und muß einen Menschen in der Menschheit geben, der die Veranlagung der Menschheit zur Sohnschaft bei Gott in vorbildlich vollendeter Weise

---

*) An dem Hauptportal der Lorenzkirche zu Nürnberg sieht man ebenfalls den Pelikan, den Phönix und den Löwen, während den vierten Platz ein Vogel einnimt, dem der Kopf fehlt und dessen Deutung man nicht kent. (Wahrscheinlich ein Adler, der über seinen Jungen steht, eine sinnbildliche Darstellung der Ausgießung des heiligen Geistes.)

auf Erden in sich verkörpert hat, der daher im vollkommenen Sinne heißt und ist, was alle Menschen auf Erden für den Himmel werden sollen, Gottes wahrhaftiger Sohn. Denn jenes die Menschheit durchwaltende, gottmenschliche Princip, das sich auf den verschiedenen Stufen der religiös-sittlichen Menschheitsentwicklung immer vollständiger zu verkörpern gesucht hat, mußte endlich in seiner ganzen Vollkraft, als persönliche Verwirklichung des göttlichen Ebenbildes, in der Menschheit zum Durchbruch kommen." Wir möchten hier vorab einige Fragen an den Dr. Hanne richten; woher komt es, daß erst nach viertausendjähriger Entwicklung des Reiches Gottes **ein einziger Mensch** Sohn Gottes wird? Wie ist zu antworten auf die Frage: ob denn seit Jesu, also seit fast 2000 Jahren, nicht noch eine gehörige Anzahl anderer Menschen es auch zu solchen Söhnen Gottes gebracht haben? Und wenn nicht, **warum nicht?** Und wenn doch, — warum beten wir denn nicht jeden zum Sohn Gottes gewordenen Menschen an, wenn wir doch Jesum nur darum anbeten, weil Er der Sohn Gottes ist? Mögen alle vor dieser Frage stille stehen, die wol bereit sind, Jesum für einen Unschuldigen, Heiligen und Gerechten zu halten, aber nicht für den Sohn Gottes, für den Heiland armer Sünder, die in Ihm wol das Göttliche sehen, aber nicht den Gott über Alles, hochgelobet in Ewigkeit, nicht den wahrhaftigen Gott und das ewige Leben, die Ihm den Purpurmantel hoher Ehrennamen umlegen, aber Ihm auch die Backenstreiche nicht sparen, die die Afterweisheit aller Zeiten von den Tagen des Herodes, Caiphas, Hannas und Pilatus an bis heute Ihm gegeben hat. Mögen die Lehrer einen Blick in ihr eignes Herz thun, die dem Herrn Jesu, anstatt des königlichen Scepters über alle Welten und über alle Himmel, den zerbrechlichen Rohrstab menschlicher Hoheit und Würde in die Hand geben, Ihn, statt Ihm als dem Könige aller Könige zu huldigen, zum Lehrregenten, statt zum Träger des ewigen Hohenpriestertums über die göttliche Wahrheit, Ihn zum Träger irgend einer herrschenden Zeitphilosophie machen, die nichts ist als ein armseliges, zerbrechliches Rohr, aber nimmermehr „ein Pfeiler und eine Grundveste der Wahrheit", nimmermehr „ein festes und prophetisches Wort."

Mögen alle die sich besinnen, die dem Herrn Jesu den Putpurmantel eines Märtyrers der Geduld, der Ueberzeugungstreue umlegen, Ihn zu einem Heros der Wahrheit, zu einem Muster der Tugend machen, aber dabei vergessen, daß jener Purpurmantel nichts war, als ein — Spottgewand! Ach, der Jesus, den diese anbeten, ist nicht der Herr Himmels und der Erden, nicht der Befreier und Erlöser der Welt, nicht der Sohn des lebendigen Gottes, nicht der, außer welchem im Himmel und auf Erden, in Zeit und Ewigkeit kein Gott und Heiland zu finden ist, außer welchem Niemand einen andern Grund legen kann, sondern ein armseliges Gebilde, der Jesus des Pontius Pilatus und aller übrigen Heiden und falschen und feigen Bekenner.

Was der dritte Artikel für Dr. Hanne sein kann, darüber werden die Leser der Ev. K. Z. nicht in großem Zweifel sein. Es ist nur traurig, wenn eine Theologie die alten Namen von Wiedergebur Gerechtigkeit, Sünde, Gnade ꝛc. noch beibehält, ohne doch mit ihne die alten Begriffe zu verbinden, die Rahmen sind geblieben, di Bilder — entwendet oder entstellt. Was ist denn das für ein Wor Gottes, das in einem Satze, als: „Richtschnur und Norr des christlichen Denkens und Handelns", und im Folgen den so definirt wird: „Wort Gottes ist jede höhere, auf das Reic Gottes bezügliche, religiös-sittliche Wahrheit, die sich, wie und wodurc das Gefühl und Bewußtsein von ihr auch geweckt werden möge, al lebendige Selbstbezeugung Gottes in der innersten Persönlichkeit de Menschen bekundet."

Der rechtfertigende Glaube ist „nicht Vertrauen auf das Ver dienst Christi, sofern darunter ein vergangenes Faktum zu verstehe ist, sondern Hingabe an den innern Christus, dessen Jeder un mittelbar in den Tiefen der eigenen Persönlichkeit mächtig wer den kann."

Wenn ein Geistlicher solche Definitionen aufstellen und gar al absonderliche Weisheit angesehen wissen will, dann unterschreiben wi gern die Behauptung (§. 22), es sei eine leidige Thatsache, daß di evangel. Kirche namentlich im geistlichen Stande sich gegen die allge meine Culturentwicklung isolirt und in Opposition mit dem christ lichen Glauben verderbliche Richtungen eingeschlagen habe und wir können es nur bedauern, wenn ein Geistlicher, der in solche Opposition mit dem christlichen Glauben steht, die Selbstverblendun bis zu dem Grade treibt, seine Irrtümer als rettende Wahrhei und sein Gift als Heilmittel und tägliche Nahrung anzupreisen Wenn Dr. Hanne seine protestantischen Thesen für die Verhandlunge des protestantischen Lokalvereins zu Greifswald, der sein kümmerliche und sieches Dasein ohne alle Frucht für die Kirche noch etliche Jahr fortschleppen wird und dann stirbt, nachdem er lange schon todt war geschrieben hätte, wir würden kein Wort über sie verloren haben, dem sie gehören zu den Dingen, von denen man Alles gesagt hat, wenn man nichts von ihnen sagte, — aber ein Professor der Theologie, de praktischen Theologie zumal, hat sie aufgestellt und hat es öffentlic bekundet, was unsere künftigen Prediger von ihm hören und lerner können, und wenn in der pommerschen Kirche unter Geistlichen un Laien der Wunsch laut geworden ist, einen andern Professor der prak tischen Theologie nach Greifswald berufen zu sehen, wenn die pom merschen Geistlichen ihre Söhne nicht auf die Universität der heimat lichen Provinz senden mögen, wenn selbst ausländische Universitäte immer mehr von diesen besucht werden, möge dann unsere Staats regierung sich fragen, was einer offenen Lossagung der Lehrer vo dem kirchlichen Bekentnis gegenüber ihre Pflicht sei.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denyn eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 61. Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik. (Fortsetzung) 721

— 62. Das Evangelium des heiligen Matthäus und die moderne Kritik. (Schluß) 729

Aus und über Mecklenburg-Schwerin. Die Kirche und die Ritterschaft 732

Beilage 737

Nachrichten. Aus Schlesien 739

Schweden. Der Primas der Schwedischen Kirche gegen den Geist der Auflösung, speciell gegen Schenkel 742

— 63. Das Vaterunser. I. 745

Nachrichten. Aus einem Schreiben des Professors M. an dem theologischen Seminar zu Watertown in den Vereinigten Staaten an den Herausgeber 751

— 64. Bilder aus der Gefangenenwelt 753

Beilage 761

Nachrichten. Pfarrer Vögeli in Uster 766

— 65. Das Vaterunser. II. 769

— 66. Bilder aus der Gefangenenwelt. (Schluß) 777

Beilage 785

Nachrichten. Würtemberg 791

— 67. Die Volks-Missionsfeste 793

Nachrichten. Würtemberg. (Schluß) 797

— 68. Das Vaterunser. III. 801

Beilage 809

Nachrichten. Eine Stimme aus Pommern gegen die protestantischen Thesen des Prof. Dr. Hanne in Greifswald 810

— 69. Die Volks-Missionsfeste. (Schluß) 817

Archäologische Brosamen 819

Nachrichten. Eine Stimme aus Pommern gegen die protestantischen Thesen des Prof. Dr. Hanne in Greifswald. (Schluß) 822

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 2. September. № 70.

Das Vaterunser.

IV.

„Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf der Erde." Jesus hat stets den Willen Gottes vor Augen, in Bezug auf sein eignes Thun und Leiden und in Bezug auf das der Seinen. Er, von dem schon der Seher geweissagt: „der Wille des Herrn wird durch seine Hand gedeihen", Jes. 53, 10, sagt von sich: „ich bin vom Himmel herabgekommen, nicht daß ich meinen Willen thue, sondern den Willen des, der mich gesandt hat", Joh. 6, 38. Er betet in Gethsemane in seinem tiefsten Seelenleiden: „dein Wille geschehe." Er erklärt in der Bergpredigt, das Thun des Willens seines Vaters im Himmel sei die unerläßliche Bedingung der Teilnahme am Himmelreiche, er sagt, wer den Willen seines Vaters im Himmel thue, der sei ihm Bruder und Schwester und Mutter, Matth. 12, 50.

Die Bitte: „dein Wille geschehe", weist auf einen traurigen Zwiespalt hin zwischen dem menschlichen Willen und dem göttlichen, wie er durch den Sündenfall eingetreten, und stellt die Aufhebung dieses Zwiespaltes als ein hohes zu erstrebendes Gut hin. Dieser Zwiespalt komt uns besonders zum Bewußtsein, wenn Gottes Willen uns, den Leidensscheuen, Leiden dictirt. Mit Recht sagt Tertullian: „In diesem Ausspruche ermahnen wir uns selbst zur Geduld."

Der Zusatz: „wie im Himmel also auch auf Erden", weist darauf hin, daß der Zwiespalt zwischen dem göttlichen Willen und dem creatürlichen nur der armen dunklen Erde angehört, nicht den lichten Räumen des Himmels, und entzündet eben damit unsern Eifer, diesen Zwiespalt aufzuheben und also die Erde in Einklang mit dem Himmel zu bringen. Es wird nicht gebeten, sagt Olearius, daß dies im Himmel geschehe, sondern der Himmel, der Ort der herlichen Kundgebung Gottes, ist die Norm der Erde, auf welcher alles anders geschieht. Bengel redet von einem Aufschwunge der Söhne Gottes, welche den Himmel gleichsam auf die Erde herabführen.

Im Himmel ist die Stätte der Engel, deren Name schon zeigt, daß der Wille Gottes für sie maßgebend ist, die in Ps. 103, 20 als bewußte Werkzeuge Gottes erscheinen, die mit freier Liebe seinen Willen thun, in Hebr. 1, 14 als dienstbare Geister. Neben den Engeln sind im Himmel nach Hebr. 12, 22. 23 die dienstbaren Geister der vollendeten Gerechten, deren Vollendung eben darin besteht, daß sie aus dem Widerstreite zwischen göttlichem und creatürlichem Willen entrückt sind. In einem Commentare aus dem Zeitalter der Kirchenväter heißt es: „Er ermahnt die hier weilenden zur Gemeinschaft mit den Bewohnern des Himmels, und will, daß, ehe ihnen jene obere Wohnung gewährt wird, gewissermaßen die Erde zum Himmel werde." Wir werden aber nicht bei den Engeln und den vollendeten Gerechten stehen bleiben dürfen, die uns in ihrem himlischen Stande so anschaulich in Apok. 7, 9—17. 14, 1—5 vorgeführt werden, wir werden vielmehr auch die Sterne hinzunehmen müssen, die von Gott in ihren unveränderlichen Bahnen geleitet werden. Wenn auf Erden Alles drunter und drüber zu gehen scheint, der menschlichen Willkür freier Spielraum gelassen, so ist ein Blick auf jene ewige Ordnung der Gestirne reich an Trost und zugleich reich an Mahnung, daß wir uns nicht in jene strafbare Unordnung verwickeln lassen. Das ist keine „dem Jüdischen Bewußtseine fern liegende moderne astronomische Reflexion", das ist vielmehr ein Gedanke, der schon im A. T. die mannichfachsten Grundlagen hat. Der Name Jehova Zebaoth, Jehova der Herr der himlischen Heerscharen, der Gestirne, weist schon darauf hin, daß die Sterne unbedingt dem Willen Gottes dienen, und ladet ein, aus dieser Thatsache die praktischen Consequenzen zu ziehen. Die Worte hier klingen an Ps. 103, 21 nahe an: „Lobet den Herrn alle seine Heere, seine Diener, die ihr seinen Willen thut." Da sind die Heere Gottes die Gestirne, der Engel war schon in V. 20 gedacht und durch die Heerscharen Gottes werden im A. T. durchaus vorwiegend Sonne, Mond und Sterne bezeichnet. In Ps. 148, 5. 6 heißt es: „Er gebot ihnen und sie wurden geschaffen. Und er stellte sie hin für immer und ewig, gab ihnen ein Gesetz, das sie nimmer überschreiten." Und Jesaias sagt in C. 40, 26: „hebet eure Augen zur Höhe und sehet, wer schuf diese? Der herausführt gezählet ihr Heer, sie alle bei Namen ruft, wegen der Fülle der Kräfte und weil stark er an Macht, wird keiner vermißt." Im Himmel, sagt Aristoteles, geschieht nichts von selbst. Das ist uns ein Zeichen und Unterpfand, daß das Ankämpfen armer Sterblicher gegen den Willen Gottes nur ein vorübergehendes sein kann, daß dereinst der Wille Gottes auch auf der Erde sich unbedingt geltend machen wird. Die Bitte und der Wunsch hier schließt zugleich eine Weissagung in sich. So gewiß, als uns der Sohn Gottes gelehrt hat zu bitten, dein Wille geschehe, so gewiß auch wird in Zukunft der Wille Gottes zu derselben unbedingten Herschaft

gelangen, die er jezt schon im Himmel behauptet. Daß die menschliche Wissenschaft die Bahnen der Sterne berechnen kann, das ist die Folge der Unbedingtheit der Herschaft des göttlichen Willens im Himmel, und diese Unbedingtheit stellt eine gleiche für die Erde in Aussicht, und läßt uns mit einem Lächeln den zeitlichen Abweichungen zusehen. Sie werden es auf die Länge nicht treiben, das lehrt uns das Aufschauen zum Himmel. Machen sie sich recht breit, so soll das billig keine andere Folge haben, als daß aus dem Lächeln ein Lachen wird.

Zu beschränkt ist die Auffassung der Bitte bei Cyprian: „Wir bitten hier nicht, daß Gott thue, was er thun will, sondern daß wir thun, was er von uns gethan haben will." Der Einzelne komt hier nur als Teil in dem Ganzen in Betracht. Gottes Sache, nicht das eigne Bedürfnis hat der Bittende im Auge. Der Gegenstand seiner Bitte ist die ganze Erde, ihre Erlösung von dem Widerstreite gegen den Willen Gottes, durch den sie in Disharmonie mit dem Himmel gerathen ist. Das wäre freilich ein grober Widerspruch, wenn einer um das Geschehen des Willens Gottes auf der ganzen Erde bitten, und dabei dem eignen Willen den Zügel schießen lassen, nicht unbedingt gehorsam, leidsam und geduldig sein wollte.

Auf die Dreizahl der Wünsche und Bitten, welche Gottes Ehre zum Gegenstande haben, folgt nun die Vierzahl der Bitten, welche sich auf unsere Bedürftigkeit beziehen. Diese wird eröffnet durch die Bitte: „unser täglich Brot gib uns heute", die wir, wie Quesnel sagt, „mit dem Herzen eines wahrhaft Armen thun sollen, der sein Brot verlangt von dem allein wahrhaft Reichen."

Von Bedeutung ist hier vor Allem das Wort, welches Luther durch täglich übersezt hat. Die Feststellung der Bedeutung dieses Wortes gibt einen festen Anhalt für die Beantwortung der Frage was unter dem Brote zu verstehen sei. Daß nun das Wort ein solches tieferen Gehaltes ist, das erhellt schon daraus, daß es sich als eine Neubildung darstellt. Es komt in der gesamten Griechischen Literatur nicht vor und es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß Matthäus es zuerst gebraucht hat. Für Gewöhnliches waren gangbare Wörter genug vorhanden. Die Bedeutung des Wortes kann nicht zweifelhaft sein. Es bedeutet: dem Wesen angemessen, wesentlich. Das Wesen des Menschen aber ist nach der Schrift doppelseitig. Gleich nach den ersten Capiteln des ersten Buches Mose's „ist der Mensch ein Erzeugnis des Himmels und der Erde", ist er nach der einen Seite „Staub von der Erde", nach der andern Seite „Inhaber des göttlichen Ebenbildes, des Hauches aus Gott". Die leztere Seite ist die specifisch menschliche, das, was den Menschen von allem anderen Lebendigen der Erde unterscheidet, die Grundlage seiner unbedingten Herschaft über dasselbe. Der aus Gott stammende Geist wird in einer Reihe von Stellen des A. T., zuerst in 1 Mos. 49, 6 als die Ehre, der bessere Teil des Menschen bezeichnet. Dieser kann seine Nahrung nur daher bekommen, woher er ursprünglich stamt, aus dem Himmel, von Gott, und er muß verschmachten, sobald er von dort nicht täglich, ununterbrochen, seine Nahrung erhält. Der irdische Teil erhält sei Nahrung von der Erde, von der er ursprünglich genommen wo den. Die wesentliche Nahrung für ein geistleibliches Wesen geistlich und leiblich zugleich.

Die gegebene Auslegung war im Wesentlichen in dem Zei alter der Kirchenväter und im Mittelalter die unbedingt her schende. Nur Wenige läugneten in mönchischer Uebergeistigk jede Beziehung auf das irdische Brot. Bemerkungen, wie d des Hieronymus in dem Commentare zu dem Briefe an Titu „Es sei ferne, daß wir, denen verboten ist, an den morgende Tag zu denken, angeleitet werden in dem Gebete des Herrn, u das Brot zu bitten, welches sobald verdaut und ausgeworfe wird", stehen ziemlich vereinzelt da. Augustinus z. B. sagt: „D Bitte um das tägliche Brot ist doppelsinnig, sie bezieht sich einer seits auf das, was zum leiblichen Leben notwendig ist, anderer seits auf die geistliche Ernährung. — Das Abendmal ist unse tägliches Brot. Und was ich euch vortrage ist tägliches Bro und daß ihr in der Kirche täglich die Lectionen hört, ist tägli Brot, und ebenso daß ihr die Gesänge hört und anstimt. Chrysostomus redet in der einen Homilie über unsere Bitte blo von dem irdischen Brote, in der andern von dem Worte Gotte Zugleich auf das irdische und das himlische Brot bezieht au Johann von Damascus die Bitte. Daß der Nachdruck vorzugs weise auf das himlische Brot gelegt wurde, wird man, wen man einmal überhaupt eine Doppelbeziehung annahm, sehr na türlich finden. Auf dieser Deutung ruht der Gebrauch des Va terunser beim Abendmal, welcher schon den ältesten Zeiten de Kirche stattfand.*) In der Liturgie, die der heil. Isidorus i Spanien eingeführt hatte, erwiderte auf die vom Priester aus gesprochenen Worte: gib uns heute unser täglich Brot, der Cho im Namen des Volkes: welches du selber bist, o Christus.

In der Bahn der Kirchenväter und des Mittelalters gin Anfangs auch Luther einher. In der Auslegung und Deutun des heil. Vaterunser vom J. 1517 sagt er: „Der Mensch i von zweien Naturen zu Haufe gesezt, als vom Leibe und de Sele. Der Leib muß haben seine Nahrung, davon er sich er hält, und ohne das mag er nicht leben. Die Sele muß abe ihrer Speise auch nicht beraubt sein. Daraus wir lernen, da zweierlei Speise ist des Menschen, des Geistes und des Leibes innerlich und äußerlich, als St. Cyprianus sagt. Unsere Sel wird gespeist durch alle Worte und Werke Christi. Und de zum Gedächtnis hat uns Gott hier gelassen seinen teuren zarte Leichnam und sein unschuldiges Blut." Es scheint aber, da Luther später, in seiner Abneigung gegen mönchische Uebergei stigkeit und gegen die allegorische Willkür, welche vor ihm di ganze Schriftauslegung überwuchert hatte, die Beziehung auf da geistliche Brot ganz aufgab oder sie wenigstens sehr zurücktrete ließ. In dem kleinen Katechismus lautet die Antwort auf di Frage: was heißt denn täglich Brot? ohne Weiteres: „Alles

*) Harnack, der christliche Gemeingottesdienst im apostol. un altkirchlichen Zeitalter, S. 425 f.

was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehört", und auch in dem großen Katechismus ist von dem geistlichen Brote mit keinem Worte die Rede. Zwar tauchte die geistliche Deutung in der Lutherischen Kirche stets von Neuem wieder auf, aber die buchstäbliche gelangte doch zur Herschaft: gegen den pietistischen Theologen Majus, welcher die Bitte von Christo als dem Brote des Lebens erklärte, durfte der Vertreter der Orthodoxie Wernsdorff es wagen zu bemerken, solche Erklärung sei nicht wahrhaft lutherisch, sondern den Bekentnisschriften unserer Kirchen gradezu zuwider. Bei der alleinigen Beziehung auf das irdische Brot sind mit wenigen Ausnahmen (besonders Olshausen und Stier) auch die neueren gläubigen Ausleger geblieben. Tholuck z. B. bemerkt: „Diese erste Bitte ist auf das zeitliche Bedürfnis als auf die Basis des geistlichen Lebens gerichtet." Karver behauptete gar, man begehe Raub an armen Christen, wenn man die Bitte nicht ganz und ungeteilt nur so wolle beten lassen!

Es ist seltsam, daß man mit dem Aufgeben der geistlichen Deutung unserer Bitte nicht auch zugleich den auf ihr beruhenden Gebrauch des Gebetes des Herrn beim Abendmal aufgab. Dort und ebenso auch bei den Begräbnissen und selbst bei einem häuslichen Gottesdienste nach dem Abendessen würde die blos auf die irdische Nahrung bezogene Bitte einen eignen Eindruck machen, wenn nicht glücklicher Weise diese beschränkende Deutung blos im Verstande säße. Das Herz wird stets mit Joh. Heermann sprechen: „All ander Speis und Trank ist ganz vergebens, du bist selbst das Brot des Lebens. Kein Hunger plaget den, der von dir isset, alles Jammers er vergisset. Kyrie eleison. Du bist die lebendige Quelle: zu dir ich mein Herzkrüglein stelle. Laß mit Trost es fließen voll, so wird meiner Selen wol. Kyrie eleison."

Auch abgesehen davon, daß die Bezeichnung des Brotes als des wesentlichen, des dem eigentümlichen Wesen des Menschen in seiner Verschiedenheit von allem andern Lebendigen auf Erden entsprechenden, die Mitbeziehung auf das geistliche Brot notwendig macht, sprechen für dieselbe die gewichtigsten Gründe.

Wenn wir die Bitte blos auf die leibliche Nahrung beziehen, so bietet das Gebet des Herrn, welches die vollständige Summe aller Bitten darstellen soll, ebenso wie die zehn Gebote die vollständige Summe aller Gebote geben, eine auffallende Lücke dar. Der Mensch ist Träger des göttlichen Ebenbildes, Inhaber des Hauches aus Gott, und dies sein eigentümlichstes Wesen, seine edelste Zier kann nur also erhalten werden, daß er aus seinem eigentümlichen Quell stets einen Zufluß erhält. Wie seltsam wäre es doch, wenn um dasjenige gebeten würde, was zur Erhaltung des mit den Thieren gemeinsamen leiblichen Lebens dient, dagegen aber die Bitte um die geistliche Nahrung fehlte. Das wäre um so auffallender, da Jesus in dem Worte: „suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird dies Alles euch zufallen" erklärt, daß die geistlichen Güter unbedingt die Hauptsache und die Grundlage aller übrigen sind, da er in Joh. 6, 52 im Gegensatze gegen die geringe und niedere Speise, welche nur dem Leibe Nahrung gibt, von dem

wahrhaftigen Brote redet, welches die Sele speist, und in V. 27 auffordert: „wirket nicht die vergängliche Speise, sondern die Speise, welche bleibt in das ewige Leben." Wie wäre es möglich, daß um das niedere Brot gebetet würde, und nicht um das wahrhaftige Brot, welches die Sele nährt? Das Gebet des Herrn würde dann hinter dem A. T. zurückbleiben, z. B. hinter Ps. 143, 10: „Lehre mich deinen Willen thun, denn du bist mein Gott, dein Geist, der gute, leite mich auf ebnem Land", auch hinter Ps. 23, der sich in die Hirtensorge des Herrn in jeder Beziehung versenkt und unter Anderm sich Gottes als des Trostes mitten im Leiden erfreut: „und ob ich auch wandere im Todesthal, so fürchte ich mich nicht, denn du bist bei mir, dein Stecken und dein Stab sie trösten mich", auch hinter Hos. 14, 3: „nimm alle Missethat und gib Gutes": aus dem umfassenden Begriff des Guten dort würde hier nur das eine Moment der leiblichen Nahrung hervorgehoben. Nach der jezt gangbaren Auffassung der Bitte um das tägliche Brot findet Matth. C. 7, 7—11 in dem Vaterunser keine Stelle. Wir haben dort die Antwort auf die Frage, woher die Kraft zu erhalten ist zur Erfüllung so hoher Anforderungen, wie sie vorher in der Bergpredigt gestellt worden. „Wie viel mehr — heißt es in V. 11 — wird euer himlischer Vater Gutes geben denen, die ihn bitten." Das Gute wird durch den Zusammenhang näher bestimt. Lucas hat: „den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten." Das ist das besondere Gut, welches für den vorliegenden Fall in Betracht komt. Bleiben wir hier bei der Beziehung auf das leibliche Brot stehen, so kann die Bitte um den heiligen Geist nirgends im Gebete des Herrn untergebracht werden. Diese „Kraft aus der Höhe", die in Luc. 24, 49 als das notwendigste Ausrüstungsstück eines Christen erscheint, liegt dann ganz außerhalb des Vaterunsers.

Man half sich nun damit, daß man auf die drei ersten Bitten zurückging. Aber das konte nur geschehen, indem man das Verhältnis der drei ersten und der vier lezten Bitten des Vaterunser zu einander falsch bestimte und auch die drei ersten nach dem Vorgange Augustins und Luthers in das Gebiet der persönlichen Bedürftigkeit herabzog. Wir haben bereits nachgewiesen, daß die drei ersten Wünsche nur auf das Interesse Gottes gehen, und daß wir erst im zweiten Teile den Ausdruck der persönlichen Bedürftigkeit haben.

Wird uns die Mitbeziehung auf die geistliche Gabe durch die Sache nahe gelegt, so auch durch die Form des Ausdruckes. Schon im A. T. bezeichnet das Brot neben der leiblichen auch die geistliche Nahrung. In Cap. 9, 5 der Sprüche Salomos spricht die Weisheit: „komt, zehret von meinem Brote und trinket des Weines, den ich gemischt habe." Und Sirach sagt in C. 15, 3 von der Weisheit: „sie wird ihn speisen mit Brot des Verstandes und wird ihn tränken mit Wasser der Weisheit." Von besonderer Bedeutung aber ist, daß das Brot im geistlichen Sinne in dem eigentümlichen Sprachgebrauche Jesu eine so sehr bedeutende Stelle einnimt. Er hat gesprochen: „ich bin das Brot des Lebens, wer zu mir komt, den wird gar nicht hungern, und

wer an mich glaubt, der wird nimmermehr dursten", „ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist", er bietet im heiligen Abendmal den Seinen in der Gestalt des Brotes seinen Leib dar. Eben dadurch hat er selbst den Seinen den Schlüssel des Verständnisses für die Bitte um das wesentliche Brot gegeben, gezeigt, das darunter neben dem leiblichen Brote die geistlich nährenden Kräfte zu verstehen sind, die von ihm ausgehen, ohne den wir nichts thun können.

Für die ausschließliche Beziehung auf das leibliche Brot hat man das heute geltend gemacht. Dies solle offenbar der weitgreifenden Sorge um die irdische Nahrung Schranken setzen und das: sorget nicht für den morgenden Tag, sei indirect darin enthalten. Solche Beschränkung passe nicht für die Bitte um das geistliche Brot. Aber die Annahme dieser Tendenz beruht auf zu wenig sicherm Grund. Das heute bei Matthäus, auf der Voraussetzung beruhend, daß das Gebet jeden Tag gesprochen wird, und das sachlich genau entsprechende: „für jeden Tag" bei Lucas weist nur darauf hin, daß wir keinen Tag dieses Brotes entbehren können und verschmachten müßten, sobald es uns entzogen würde. Das paßt auf das geistliche Brot nicht weniger, wie auf das leibliche.

Die symbolischen Darstellungen auf den Grab-Monumenten der Alten.

In unserer Zeit haben sich mehr und mehr jene Grabesstätten der alten Christen erschlossen, welche vorzüglich durch ihre symbolischen Darstellungen eine ernste Mahnpredigt an die heutige Christenheit werden, die uns die einfachen, aber zugleich kernhaften Wahrheiten des christlichen Glaubens vor Augen treten lassen, an welchen die edlen und hochherzigen Glieder der alten Märtyrergemeinde festhielten in Not und Tod, und damit jene Kraft erlangten, mit welcher sie die härtesten Proben ihrer Standhaftigkeit siegreich bestanden. Zugleich mit jenen sind aber auch viele Grabesdenkmale der alten heidnischen Vorzeit ans Licht getreten, und viele gelehrte Italiener haben diesen Studien ihre Kräfte gewidmet. Diese neuen Funde zusammen mit jenen älteren Denkmalen, die auch unsern Vorfahren schon bekant waren, haben nun ein ziemliches Licht wenigstens auf manche Glaubensvorstellungen der Alten über Tod und Jenseits geworfen. Von den älteren Forschern auf diesem Gebiete nennen wir den verdienstvollen Pietro Bellori, der im Jahre 1679 zu Rom sein berühmtes Gräberwerk Antichi sepolcri heraus gab, ferner Sante Bartoli, der mit regem Fleiße diesen Alterthümern nachspürte. In neuerer Zeit haben besonders Niebuhr und Emil Braun diesen Entdeckungen ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Als eine besonders merkwürdige Stätte für Grabesfunde erwies sich die herlich gelegene villa Pamphili, welche sich an der alten via Aurelia unweit des jetzigen Thores San Pancrazio befindet. Die dort

vorgefundenen Bilder wurden in den Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften (Bd. 8, 2) in lithographischer Nachbildung verbreitet und von Otto Jahn kurz erläutert. Dieselben gaben auch dem Mitgliede des archäologischen Instituts zu Rom, J. J. Bachofen, den Anlaß zu seiner in Basel 1859 erschienenen Schrift: Versuch über die Gräbersymbolik der Alten.

Es ist nun gewiß für jeden Christen ein höchst interessanter Gegenstand seines Studiums eben diese Symbolik, in welcher das alte Heidentum seine Gedanken über Tod und Grab, ja über das Leben des Jenseits niedergelegt hat. Nicht blos die Gedanken Einzelner treten uns hier entgegen, sondern was als geistige Macht im Volke lebte, begegnet uns hier in diesen altersgrauen Columbarien gleichsam in frischer Lebendigkeit. Diese stummen Zeugen des Altertums in den so lange verschlossenen Grabesstätten treten jezt mehr und mehr an das Licht hervor und werden zu beredten Verkündigern der tiefgefühlten Gedanken, die hier ihre plastische Darstellung fanden. Wer möchte nicht gerne mit uns lauschen an diesen stillen Stätten und so vernehmen, was der alte Heide beim Tode seiner Lieben fühlte? So erst empfinden wir recht vernehmlich, daß Klage um dieses Lebens Vergänglichkeit aus dem Herzen der Menschheit sich in allen Jahrhunderten hervorringt; daß ein Sehnen nach Licht über das Jenseits die Menschenbrust in allen Zeiten erfüllte; so erst lernen wir recht die hohen Güter schätzen, die uns unser Heiland am Kreuzesstamm erworben hat, und in um so herlicherem Lichte stralt uns der Auferstandene mit der Siegesfahne, die uns Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben verkündigt.

Auf unsern Gräbern prangt das Kreuz; es ist der Baum des Lebens, der auf der Stätte des Todes erblüht, es ist der beredte Zeuge, daß hier ein Mensch schlummert, der durch Christi Kreuz erlöset ist von Furcht und Schrecken des Todes und der Verwesung. Dieses Zeichen des Auferstehungsglaubens hat natürlich der Heide nicht. Er kent das Kreuz, es ist auch ihm Symbol, aber merkwürdig, wie verschieden ist sein Sinn von der Bedeutung, die es den Christen hat! Das Kreuz findet sich oft mit Diana verbunden, auch die Dioscuren haben es zur Seite. Es ist ihnen Symbol der tellurischen Befruchtung; es bedeutet die Kreuzung der beiden Geschlechter, die geschlechtliche Mischung. Die senkrechte Linie, welche auf die wagrechte fällt, versinnbildlicht die männliche Kraft, welche erweckend und anregend auf die weibliche Mütterlichkeit wirkt, die bei den Alten sinnbildlich auch die Stätte, das Mutterland, der empfangende Ort der Zeugung heißt. Hier also ist das Kreuz nur Symbol des rein stofflichen Lebens in seiner Zeugungskraft; dem Christen bedeutet es den Tod des Leibeslebens und den Ursprung des geistig verklärten Lebens.

Der Heide prägt vielfach das Gefühl der Vergänglichkeit, das er im tiefsten Herzensgrunde empfand, auf seinen Gräbern aus. Von diesem Gefühle zeugen viele ihrer ergreifendsten Lieder, viele ihrer schönsten mythologischen Darstellungen auf der

Gräbern. Das Erdleben zeigt sich ihm in seiner steten Verwandelung; es ist der Strom, der frisch und kräftig aus seinem Quellorte hervorbricht, der mit gewaltiger Eile vorwärts drängt und mit jedem neuen Wellenschlage nur näher dem Ziele seines Laufes, dem großen Oceane, komt; es ist das starke Seil, das Conus mit unermüdetem Eifer flicht und das hinter seinem Rücken unvermerkt der Esel mit nie zu sättigendem Hunger zerbeißt und verschlingt. So vielfach geht hier der Gedanke durch diese Darstellungen, welchen Plutarch mit den beweglichen Worten schildert: Andere blüheten einst, jezt wir, bald Andere wieder.

Vielfach beherschen diese symbolischen Darstellungen allgemeine Gefühle, welche zu allen Zeiten sich in des Menschen Brust geltend machen oder Rückerinnerungen an die Leiden und Freuden, welche das einzelne Menschenherz bewegten. Es sind einzelne Gegenstände, die dem Lebenden besonders theuer waren, die man ihm damit gleichsam in den Tod mitgibt, daß man sie noch auf seinem Grabmale zur Darstellung bringt. Daraus ist es wol zu erklären, daß sich so manche Gegenstände des häuslichen Lebens auf diesen Sarkophagen finden. Oder es soll eine besondere Trauer, die etwa einem Vater oder einer Mutter in ihrem zeitlichen Leben begegnete, dargestellt werden. Dahin gehört z. B. das Grabmonument, das R. Rochette in seinen monuments inédits mitgeteilt hat. Da sehen wir den greisen Cornutus in der Trauer um seine acht verlorene Kinder mit der Unterschrift:

Hic ego sum Cornutus dolens cum filiis dulcissimis octo.

Manchmal sehen wir dieses Gefühl auch durch den Mythus der Niobe dargestellt, welche auf der Höhe der sizilischen Felswand in ewig rieselnden Quellen über den schmerzlichen Verlust aller ihrer Kinder trauert. In dem Pamphilischen Grabe wird Niobe's Schmerz ohne Trennungslinie mit Prometheus' Errettung in Parallele gesezt. Für des Dulders Schmerz wird die Hoffnung auf eine Erlösung als Trost beigefügt. Bessere Erwartungen winken also hier schon in das traurige Erdenleben herein.

Das sind Darstellungen, die mitten aus der Erfahrung aller Sterblichen zu allen Zeiten hergenommen sind, und die noch keine besonderen Trostesquellen in sich schließen, auf keine specifisch neuen Religions-Erkentnisse hinweisen.

Einen bedeutenden Einfluß auf die symbolischen Darstellungen, welche die alten Griechen an ihren Grabmonumenten anbrachten, mußten die mehr und mehr zur Geltung kommenden Mysterien haben. Der Grieche war von Natur neugierig und neuerungssüchtig; daher ist es ein alter Drang in diesem Volke, gerade das, was in geheimnisvoller und vielversprechender, wenn auch räthselhafter Gestalt ihm nahet, begierig aufzunehmen und ihm weiten Eingang zu verschaffen. Nicht leicht aber mochte ein Gebiet des geistigen, religiösen Lebens so dürftig ausgestattet sein, als die Lehre, welche die Volksreligion von dem Zustande der Selen nach dem Tode gab. Was Homer, die Quelle der religiösen Vorstellungen der älteren Zeit und im Grunde die fortwirkende Grundlage auch der Anschauung der späteren Perioden bot, war doch gar zu trostlos, als daß sich ein so strebsames Volk dabei hätte beruhigen können. Das Leben der Todten war nach seiner Lehre eigentlich gar keines, weder in positiver, noch negativer Hinsicht befriedigend. Der Mensch hört auf Mensch zu sein und wird ein Gespenst; alle Freuden des Lebens sind erblaßt, alle Leidenschaften versiegt, alle Sinnen abgestumpft. Nicht einmal der Böse hat das lebendige Gefühl seiner Sünde; nur vom Meineide lehrt Homer eine positive Strafe; alle andern Sünden erzeugen kein ewiges Schuldbewußtsein. Ein richtiger Schemen ist dort der Gute, wie der Böse, mit seiner Lebensexistenz ist es aus; die arme Sele, wie sie nur ein Hauch der Luft war, ist in alle Winde zerstoben. Mag die Todtenwelt dem griechischen Volke um ihres unheimlichen Grauens willen auch als etwas Göttliches erscheinen, anlockend und verheißungsreich ist sie nicht. Mit Bangen scheidet der Grieche aus diesem schönen Leben. Ja, fühlt er auch schweren Druck des Geschickes, mißt ihm die Gottheit ein reiches Erbteil der Leiden zu — es ist doch Leben und selbst am Kampfe erfreut sich des Mannes Kraft, denn er ist doch des Lebens Bewährung. Aber dort, sagt Theognis, wenn ich die Sele verloren habe, werde ich liegen wie ein Stein ohne Laut, ich werde verlassen das erwünschte Licht der Sonne, werde nichts mehr sehen, ob ich auch noch so trefflich bin, darum singt auch dieser Dichter von Persephone:

Welche Vergessen dem Sterblichen reicht, um den Sinn sie berückend:
Denn kein Anderer noch hatte sich dieses erdacht,
Wenn einmal ihn des Todes verfinsternder Nebel umhüllte,
Daß der Gestorbenen graunregenden Ort er betrat
Und zu den düsteren Thoren hineinging, welche der Todten
Selen, wie sehr sie darob sträuben sich, halten zurück.

Sein kurzes Leben zu genießen, den Kummer so viel als möglich zu verscheuchen, in diese kurze Spanne Zeit Alles, was an Genuß möglich ist, zusammen zu häufen, das ist die Lebensweisheit, welche daraus der Grieche sich entnimt. Weil dort kein Leben mehr sich beut, darum suche mit vollem Becher den Lebensquell hier zu erschöpfen. Solche Betrachtungen kehren unendlich oft bei den alten Dichtern wieder, wie sie heutzutage noch die höchste Lebensweisheit aller derer bilden, die keine Hoffnung nach dieser Zeit haben. Armes Heidentum, das nichts Besseres wußte! Es muß uns tief im Herzen ergreifen und zu regem Mitleid stimmen, wenn wir sehen, wie aller Hoffnungsstrahl mit diesem kurzen Erdendasein der Sele erlischt, die offenbar ein tieferes Sehnen in sich trägt. Es ergießt sich über diese Jubel- und Trinklieder der Alten bitterer Wermut und während der Mund

aufjauchzen will, seufzt die Sele in herzzerreißender Verzweiflung. Wem träte dieses Gefühl nicht nahe, wenn er das Trinklied des Theognis vernimt:

Keiner im Menschengeschlecht, hat erst ihn umhüllet die Erde,
Daß er zum Erebos ging, in der Persephone Haus,
Freut hinfürder am Klange der Leier sich oder der Flöte,
Noch Dionysos Gab irgendnoch schlürfet er ein.
Dessen gewahr will folgen dem Herzen ich, weil mir die Kniee
Hurtig annoch und noch jezt ohne Zittern mein Haupt.

Da griff der Grieche, im vollen Gefühle der Trostlosigkeit seines Glaubens, mit heißem Sehnen nach den Verheißungen, welche ihm die fremden Mysterien boten. Sicher war es nicht blos der Reiz, den alles Fremde ihm bot, denn gerade in Dingen des Glaubens hält selbst der beweglichste Mensch noch am zähesten an seinem hergebrachten Sinne, sondern es war ein wirkliches Gefühl des trostlosen Zustandes, in welchem ihn seine Religion ließ, und eine tiefere Ahnung, daß der Menschengeist eine erfreulichere Zukunft haben müsse. Da drangen aus der Fremde diese trostreichen Lehren ein und gerade die tiefsten Geister wurden dadurch am mächtigsten berührt.

Die dunkelsten dieser Mysterien sind die samothrazischen, in welchen die Kabiren, offenbar phönizische Gottheiten, verehrt wurden und zwar wol nur in solchen griechischen Staaten, die mit den Phöniziern in Verbindung standen. Entscheidende Nachrichten über dieselben sind aus dem Altertum nicht auf uns gekommen. Pausanias, der in diese Geheimnisse eingeweiht war, hat nichts von ihnen berichtet, da Schweigen den Mitgliedern geboten war. Doch so viel scheint klar zu sein, daß sie nur das Glück und Wolsein dieser irdischen Existenz vor Augen hatten und also weniger für unsere Frage von Bedeutung sein können.

Mehr wissen wir von den Dionysischen Mysterien. Eine Hauptquelle dafür sind uns die Bachen des Euripides. Dieser Kultus, auf Orpheus als Stifter zurückgeführt, von Thrazien her über Kleinasien eingewandert, fand weite Verbreitung in Mazedonien und ganz Griechenland; besonders die Frauenwelt hegte ihn mit aller Begeisterung. Bekant sind die extatischen Zustände, in welche man oft die Feiernden versezt sah. Es war eine gewaltsame Heraushebung aus den bestehenden zivilisirten Zuständen mit all ihrer Prosa und ihrem bittern Leide und eine Zurückführung in jene Urzeit, da diese Natur noch im innigsten Bunde mit der Menschheit stand, da die jezt wilden Thiere sich traulich an den Menschen als seinen Herrn schlossen, da der Mensch noch nicht mit Kunst die Natur zur Erzeugung seiner Lebensbedürfnisse zwingen mußte, da er selig in den Genuß der reichen Fülle des Bodens sich versenkte. Da fließt, sagt Euripides, die Flur von Milch, sie fließt vom Weine, sie fließt vom süßen Honig der Bienen, da ist's, wie wenn die Wolgerüche Syriens überall dufteten. Doch weil dieß nur eine gewaltsame Losreißung vom irdischen Leben in seiner harten Wirklichkeit war und auf die Dauer doch kein Gemüt beseligen konte, war auch in diesen das volle Genüge den nach besserer Verheißung sich sehnenden Selen nicht gegeben. Höher müssen wir die eleusinischen Mysterien stellen, zwar es hat auch nicht an solchen gefehlt, die in denselben eine bloße Belehrung über Obst- und Weinkultur fanden und nur dieses in schwülstige, unnatürlich geheimnisvolle Ceremonien eingeschlossen sahen. Allein dagegen zeugen alle Berichte des Altertums. Selig, so sagt ein alter Hymnus an Demeter, selig ist, wer dies geschaut unter den Menschen auf Erden. Wer aber nicht in diese Heiligtümer eingeweiht, wer ihrer nicht teilhaft ist, der hat nun und nimmermehr gleiches Geschick mit dem Geweihten unten im Dunkel der Unterwelt. Und dreimal selig, sagt Sophocles in seinen Fragmenten, sind die Sterblichen, welche diese Geheimnisse schauten und dann erst in den Hades stiegen. Sie allein haben dort ein Leben, die Andern aber haben nichts als Uebel.

Nicht blos also die Hoffnungen dieses Lebens waren dadurch edler geworden und die Aussichten auf das Jenseits freudenreicher, sondern auch das Leben nach dem Tode selbst sollte für die Eingeweihten ein ganz anderes sein, als für diejenigen, welche solcher Geheimnisse nicht mehr teilhaftig wurden. Wer, sagt Plato im Phaedrus (S. 69), uneingeweiht in den Hades gelangt, wird im Schlamme liegen; wer aber gesühnt und eingeweiht, wird dann, wenn er dorthin gekommen ist, bei den Göttern wohnen. Als köstliches Erbteil nahmen solche verheißungsreiche Lehren die edlen Weisen Roms aus Griechenland herüber. Athen, sagt Cicero, hat uns gelehrt, mit besserer Hoffnung zu sterben. Demeter und Persephone waren die Centralpunkte der Eleusinier. Auf dem Grunde rein kosmischer Verhältnisse baute man die Geschichte der Sele auf. Das war die richtige Erkentnis der Mysterien, daß die Sele in sich auch eine Welt sei, daß diese irdische Welt mit ihren Hauptprozessen ein Spiegelbild der geistigen Welt des Menschen werde. Wie die Erde in den Tod des Winters hinein muß, damit aus dessen Schoße sich die köstliche Frühlingswelt entfalte, so muß das Menschenleben in scheinbare Vernichtung hinein, damit es nur um so urkräftiger aus derselben sich erhebe. Das aber gehörte zu der Anmaßung der Mysterien, daß sie nur ihren Geweihten solches verhießen. Uns allein, sagen in Aristophanes Fröschen die der Geheimnisse Kundigen, ist Sonne und Licht erfreulich, so viele unserer geweihet wurden und ein frommes Verhalten beobachteten gegen Fremde und Unbekante.

Wol verstanden es die Priester solcher Mysterien, mit alle dem Prunke und aller sinnlichen Pracht ihre Geheimnisse vor Augen zu führen, daß der neu Eingeführte einen tiefen Eindruck gewinnen mußte. Es war, sagt Dio, etwa ähnlich dem Eindrucke, welchen die Anschauung der Herlichkeit des Weltgebäudes auf den gefühlvollen Menschen machen muß. Es verlohnt sich wol, die Beschreibung des Themistius über diese dramatischen Vorstellungen zu lesen. Es mahnt dieselbe vielfach an den geheimnisvoll dramatischen Cultus der griechischen orthodoxen Kirche, und liegt daher gewiß tiefer in der griechischen Natur begründet. Er schildert uns die Reihenfolge dieser Vorgänge also: Anfangs mühseliges Umherirren und Irrelaufen der noch Suchenden, ängstliches, endloses Gehen durch dichte Finsternis; dann Steigerung

aller dieser Erscheinungen und unmittelbar vor dem Hauptakte die Schreckuisse sämtlich und in Folge davon Schauder, Zittern, Angstschweiß, Erstarrung. Da bricht ein wunderbares Licht hervor, man komt in köstliche Auen, wo selige Lieder erklingen, Tänze der Freude gefeiert werden, das Ohr begierig den erhabensten Tönen lauscht, das Auge heilige Gegenstände schaut.

Wie Vieles auch dem Truge und der Schlauheit, durch die prunkvolle Weihe der dramatischen Vorgänge das Auge und Herz zu blenden, zugeschrieben werden muß, und so sicher das von dem besonnenen Forscher Lobeck gewonnene Resultat ist, daß an eine tiefere Grundlegung des religiösen Lebens, an ein bestimtes Bekentnis zum Monotheismus, an einen entschiedenen Gegensatz gegen die Fabeleien des Volksglaubens nicht gedacht werden kann: das Eine ist gewiß, daß in diesen dramatischen Vorstellungen den Geweihten tröstlichere Aussichten auf das Jenseits eröffnet wurden, die damit auch der Kunst, welche sich der Grabeswelt zuwendete und die einen so bedeutenden Einfluß auf das ganze griechische Leben hatte, eine entschiedene Wandlung brachten. Die Freude über solchen geistigen Gewinn war so lebhaft, daß sie sich in den symbolischen Darstellungen auf den Grabmonumenten ausprägen mußte. Wie tief sie die Herzen bewegte, beweist besonders Pindar. Dieser sagt im 8ten Fragmente der Threni: Selig, wer nicht unter die Erde geht, ohne jene Weihen geschaut zu haben. Er kennt des Lebens Ziel, nämlich die im Jenseits gespendete Seligkeit; er kent dessen von Zeus verliehenen Anfang. Im ersten Fragmente schildert er diese Seligkeit. Ihnen leuchtet, sagt er, unten der Sonne Kraft während der oberweltlichen Nacht. Der Raum vor ihrer Stadt ist auf purpurrosigen Auen mit schattigen Weihrauchbäumen und goldenen Früchten beschwert. Diese ergötzen sich mit Rennen und Reigen, jene mit Würfel-, jene mit Saitenspiel, und in voller Blüte steht bei ihnen eitel Heil. Duft verbreitet sich am lieblichen Ort, da sie Rauchwerk aller Art mit fernhin leuchtendem Feuer mischen auf der Götter Altären.

Zu dieser Umwandlung des griechischen Volksglaubens trugen auch die Orphiker bei, die freilich weniger, als die andern Geheimlehrer, sich dem Volksglauben zu akkommodiren suchten, vielmehr demselben durch einen deutlich ausgesprochenen Pantheismus entgegentraten. Zwar sie nennen das All Zeus, aber nicht in dem Sinne, daß er der Ordner des All würde, sondern dieses All ist er selbst, Alles strömt von ihm aus, Alles geht in ihn zurück, Alles ruht in dem großen Leibe des Zeus. Auch die Menschensele ist nur sein Hauch und der Leib, der sie umschließt, wird so ihr Grab. Nun bildet sich die Anschauung: Wir sind hier wie in einem Gefängnisse. Die Sele ist in ihm zur Strafe für außerzeitliche Schuld eingeschlossen. Ihr Verhalten in diesem Büßerstande bedingt ihr weiteres Ergehen; sündigt sie weiter, so schiebt sich ihre Läuterungszeit nur hinaus; findet sie die rechte Sühnung, welche ihr die Geheimlehre bietet, so geht sie in einen vollkommneren Zustand ein und kehrt schließlich in ihren ersten vollendeten Stand zurück. Dies war auch des Pythagoras Lehre, so daß mit Recht die orphische und pythagoreische Anschauung als ein und dieselbe bezeichnet wird.

Für diese Lehre ist das Ei ein wichtiges Grabessymbol. Nicht der lebendige, ewige Gott ist das Princip aller Dinge, sondern das Unpersönliche; nicht die Creatur wird lebend geschaffen, die dann ihren Samen in sich trägt, um sich durch sich selbst fortzusetzen, sondern das Ei, aus dem erst die Creatur entspringt. Die spätere Philosophie erklärt, der Streitpunkt ließe sich nie entscheiden, ob der Vogel früher geschaffen sei oder das Ei; der Orphiker hingegen erklärt mit aller Entschiedenheit das Ei als das Erste. Es wird ihm heilig, es wird sogar der Mittelpunkt seiner Mysterien, es wird ihm ein wichtiges Grabessymbol, denn es umschließt ihm Götter, wie Menschen; jene nicht minder wie die Sterblichen sind aus dem Ei hervorgegangen, sind im Verhältnisse zu jenem Uranfange sich ganz gleich, wenn auch unter einander geschieden.

Die orphische Weisheit verliert sich in die Vergänglichkeit und sieht kein Ende derselben ab; es ist ein ewiges Auf- und Niedersteigen, es ist kein Ordner dieses Wechsels, es gibt keine Hand, welche diese ewige Umwälzung leitet, es ist kein Ziel zu erblicken, wohin diese Bewegung geht. Dies haben die Geweihten in dem Symbole des Rades ausgeprägt, das uns so häufig in der alten Gräberwelt begegnet. Die ewige Bewegung zwischen denselben Polen, das Kreisen um Einen Mittelpunkt, das rasche Forteilen, das nicht abzusehende Ziel: das sind die Hauptgesichtspunkte, welche die alte Kunst hiebei im Auge hat.

Des Rades Drehen bringt die eine Felge erst,
Und wechselweise nun die andre auch herauf.

Am gewaltigsten und am meisten aufregend haben entschieden die dionysischen Mysterien gewirkt; ihr Einfluß auf die Gräbersymbolik ist deshalb auch ein sehr bedeutender gewesen. Ihre Hauptmacht lag in der Aufstachelung der Sinnlichkeit, in der Erhitzung der Lüste, welche bei dem Südländer ohnehin in furchtbarer Leidenschaft sich geltend machen und ihn bis zur Raserei fortreißen. Mit Recht sagt Bachofen: Eine ähnliche Umgestaltung hat die alte Welt nie erfahren, wie die, welche mit der allgemeinen Verbreitung des Bacchus-Dienstes verknüpft war. Tiefer hat keine in das Leben der alten Welt eingegriffen, als diese ganz in Zeugungslust und sinnlicher Erregung aufgehende Emancipation des stofflich geschlechtlichen Lebens. Unwiderstehlicher ist keine zur Herrschaft gelangt. Vom äußersten Ost bis zum äußersten West errichtete sie ihr Reich, mit Tanz und Thyrsus alle Völker, Religionen, Sitten überwindend, umgestaltend, in sich aufnehmend, dem Phallus der stofflichen Kraft unterordnend. Diese dionysische Kunstrichtung suchte nun den Schauer des Todes durch die Lust des Lebens zu überwinden. Alle Mahnung an Tod und Grab sollte verschwinden, an den Stätten des Grausens gerade die höchste Lebenslust triumphiren. Es erscheint uns oft unbegreiflich, wie die Alten sich entschließen konten, Scenen der wildesten Lebenslust, der ausgeprägtesten Sinnlichkeit, des Frohndienstes der Putzsucht auf ihren Sarkophagen darzustellen: allein offenbar ist hier

das Bemühen den Tod zu überwinden und des Todes Furcht zu bannen, ohne doch den rechten Stiller des Todes und seines Schreckens zu finden. In den Scenen sinnlicher Lust, in den Darstellungen üppiger Schönheit suchten sie es vergessen zu machen, daß man sich hier an den Stätten des Todes befinde. Allein es ist offenbar nichts verderblicher, als an dem Orte, wo auch den Leichtsinnigen das Gefühl des Ernstes und die Ahnung, daß es hier mit der Freude der Erde ein Ende hat, Darstellungen nackter unzüchtiger Gestalten oder die Bilder eitler Schmuckgegenstände zu finden. Da sehen wir Aphrodite, wie sie alle ihre Reize aufbietet, um des Gottes Herz zu gewinnen; da sehen wir die zu ihrem Cult geweihte Jungfrau, wie geflügelte Genien ihr helfen müssen, ihren Putz in vollendeter Weise zu vollführen. Da erscheinen Frauen in jenen durchsichtigen Gewändern, welche jedes Glied in seiner natürlichen Fülle darstellen, da treten dann endlich die ganz nackten weiblichen Gestalten auf, welche nicht etwa an die Einfalt der Urzeit erinnern, sondern sich deutlich als Werke der Kunst charakterisiren, welche gänzlich in die Sinnlichkeit des dionysischen Kultus selbst hineingezogen ist. In der That eine größere Entartung der Grabessymbolik gibt es nicht in der ganzen Geschichte der Kunst, als sich hier in Folge einer religiösen Anschauung ausbildete, die eine furchtbare Einwirkung auf das Menschengeschlecht ausübte, weil sie selbst durchaus dämonischer Natur war.

Ganz dem Charakter ihres Wesens entsprechend war es, daß die dionysischen Feste bei Nacht gefeiert wurden. Mit dem ersten Erscheinen der Gestirne begannen sie, mit ihrem Erblassen endigten diese Orgien. Das nante man die heilige Nacht, die mystische Nacht, das nent Virgil die Orgien des nächtlichen Bacchus und Apulejus die Geheimnisse der geweihten Nacht. Hier war alle schändliche Lust erlaubt, hier opferten die Jungfrauen ihr edelstes Kleinod dem bezaubernden Gotte; hier trank man die perlende Gabe des Bacchus in solchem Unmaße, daß der Morgen die Festfeiernden in der Regel betrunken vorfand. Und das Alles galt als Kultus. Wird denn, fragt Arnobius die Heiden (adv. gent. §. 27), etwa Widerstrebenden und Unfreiwilligen der Schmuck der Jungfräulichkeit entrissen? weiß man etwa nichts von den drohenden Unbilden? ist es unbekant, was den Geraubten widerfährt? Wir wollen zur Ehre des Heidentums annehmen, daß ein Rest von Schamgefühl es war, der diese Gräuel mit Nacht bedeckte; daß nicht ein materieller Grund sie hierzu bestimte.

Daß solche Gräuel noch dazu als Cultus der Gottheit aufgefaßt werden konten, das wurzelt in der durchaus physischen Grundlage dieser Gottheiten selbst. Die Ueppigkeit der Natur, der Zeugungsdrang derselben, die rein stoffliche Grundlage war es, was hier vergöttert wurde. Aphrodite ist die Symbolisirung dieses unendlichen, regellosen Dranges, feind allen Gesetzen, aller

Beschränkung, allen Satzungen, die der Culturzustand der Völker schuf. Darum ist sie auch die Beschützerin der regellosen Liebe, Zwang der Ehe ist ihr verhaßt, sie huldigt allein dem natürlichen Triebe. Wie üppigwuchernde Sumpfvegetation regellos und in ungemessener Weise emporstrebt und jedes Hemmnis durch die gewaltige Naturkraft überwindet, so stellt sich die Göttin als Personifikation derselben dar. Hier ist also durchaus kein sittliches Princip, es ist die reine Kraft des Stoffes, welche dieser religiösen Anschauung zu Grunde liegt. Kein Wunder, daß solcher Cultus zu der ausschweifendsten Unsittlichkeit führte, daß die Kunst, welche solchen religiösen Ideen diente, die ernste Stätte der Gräber entweihte und da, wo des Todes Ernst sich geltend machen sollte, die Ueppigkeit frivolen Lebens am meisten zur Darstellung brachte.

Sehen wir hier den Cultus ganz in die Stofflichkeit versenkt, so führen uns hingegen die eleusinischen Mysterien auf einen höhern Standpunkt. Es ist unläugbar, das Altertum hat auch ein ernstes Streben, die Stofflichkeit zu überwinden und zu einer geistigen Anschauung durchzudringen. Ja es geht durch die edleren Geister eine Ahnung, noch mehr, sie haben es ihren Mythen abgefühlt, daß die Menschheit einst eine höhere Stufe der Erkentnis einnahm, daß es wie ein Fluch auf ihr lastet, zur Materie herabgesunken zu sein. Aristoteles sagt in seiner Metaphysik das merkwürdige Wort: „Von den Alten und aus grauer Vorzeit ist den Nachkommen im Gewande des Mythus überliefert worden, die Sterne seien Gottheiten und das Göttliche umfasse die ganze Natur. Scheidet man nun die mythische Zuthat aus und hält sich nur an das Erstere, an die Ansicht, daß die ersten Substanzen Götter seien, so wird man wol diese Lehre für göttliche Offenbarung halten müssen. Und da jede Kunst und Philosophie vermutlich mehr als einmal, so weit es möglich war, entdeckt und dann wieder verloren worden ist, so möchten jene Ansichten wol Trümmer einer uralten untergegangenen Weisheit sein, die sich bis auf die Gegenwart gerettet haben.“ Also teils diese Reste der Wahrheits-Erkentnis, teils der beständige Zufluß neuer Ideen aus dem Oriente wirkten einen höheren Aufschwung religiöser Weisheit. Wie schwer aber solcher Kampf war, ist leicht schon daraus ersichtlich, daß eben das ganze Heidentum in der Materie wurzelt, und daß sich daher auch die Mysterien nicht ganz von diesem Prinzipe, darauf sie sich gründen, losreißen konten, ist ganz natürlich. Immerhin aber bleibt es höchst ehrenwert, daß sie in die Trostlosigkeit des Heidentums wenigstens einiges Licht gebracht haben, und der Christ wird daher gerne geneigt sein, bei diesen für die Menschheit so wichtigen Anstalten eine Mitwirkung des Geistes Gottes, ein Hereindämmern des ewigen Lichtes in diese Finsternis anzunehmen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 6. September. № 71.

Das Vaterunser.

V.

Bei Hoseas in C. 14, 3 betet die Gemeinde Gottes: „nimm alle Missethat, und gib Gutes.“ Der lezteren positiven Bitte um die Heilsspendung entspricht hier die Bitte um das tägliche Brot. Daran schließen sich die drei Bitten, welche auf Entfernung der Hindernisse des Heiles gehen. Zuerst im Einklange mit dem: nimm alle Missethat, bei Hoseas die Bitte: „Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“, welche Augustinus als das Asyl der Kirche bezeichnet, zu dem sie täglich ihre Zuflucht nimt, um die Stillung des Gewissens zu erlangen.

Die Sünden erscheinen hier unter dem Namen der Verschuldungen. Das ist eine dem Heiland besonders beliebte Bezeichnungsweise. Sie tritt uns am entfaltetsten entgegen in dem Gleichnisse von dem großen Schuldner in C. 18 bei Lucas. Zu dem selbstgerechten Pharisäer Simon spricht Jesus: „Es hatte ein Wucherer zwei Schuldner. Einer war schuldig fünfhundert Groschen, der andere funfzig. Da sie aber nicht hatten zu bezahlen, schenkte ers beiden. Sage an, welcher unter denen wird ihn am meisten lieben.“ Und zu denen, welche Jesu verkündigten von den Galiläern, deren Blut Pilatus mit ihrem Opfer vermischt hatte, sagt er Luc. 13, 4: „Meinet ihr, daß die achtzehn, auf welche der Thurm in Siloa fiel, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen.“

Diese Bezeichnung leitet die Kirche an, es mit der Sünde sehr ernst zu nehmen. Es gibt eine doppelte Betrachtungsweise derselben. Zuerst kann sie angesehen werden als einwohnende fehlerhafte Beschaffenheit, als etwas, wodurch die Harmonie der eignen Sele zerstört wird, so daß der Mensch mit sich selbst zerfällt, als innere Zerrüttung und Verhäßlichung, Abfall von sich selbst, Preisgeben seines Ideals. Das ist die Betrachtungsweise, über die das Heidentum nicht hinauskomt, bei der der natürliche Mensch noch jezt stehen bleibt, wenn er sich überhaupt aus der Sünde etwas macht. Wesentlich anders gestaltet sich die Sache für den, dem die Augen geöffnet sind, daß er das Band des Menschen zu Gott erkent, in ihm die persönliche sittliche Weltordnung, die sich nicht indifferent verhalten kann gegen die Verletzungen derselben, in dem Menschen den Träger des göttlichen Ebenbildes, der Rechenschaft geben muß von seinem Haushalten mit diesem herlichen, ihm anvertrauten Schatz. Wo dieses Licht aufgegangen ist, da kann man nicht ferner mit dem noch im Finstern tappenden Hiob in C. 7, 20 sprechen: „habe ich gesündigt, was thue ich dir“, man muß vielmehr mit dem in Sünde gefallenen und zur herzlichen Buße erweckten David in Ps. 51, 6 sprechen: „an dir allein habe ich gesündigt.“ Die Gründlichkeit und Tiefe seiner Sündenerkentnis bewährt hier David dadurch, daß er sich von den Menschen, die er zunächst verlezt hatte, zu dem Gott erhebt, der in ihnen verlezt war, und zwar also, daß er nur diesen in ihnen erblickt, daß sich seine ganze Sünde ihm in eine Sünde gegen Gott verwandelt. Ueberall auf dem Gebiete der Offenbarung stellt sich die Sünde dar als ein Frevel an dem heiligen Gott, als Verletzung seines heiligen Gesetzes, das der Mensch als Träger des göttlichen Ebenbildes zu halten schuldig ist, das er nicht übertreten kann ohne dies Ebenbild selbst zu schänden, als ein Gottesraub, der notwendig erstattet und gebüßt werden muß. Wo solche Erkentnis in dem Herzen aufgegangen ist, da tritt sofort die unbedingte Notwendigkeit der Vergebung ins Licht und sie erscheint als das einzige Präservativ gegen das Verderben. Sind die Sünden Verschuldungen, so muß das: vergib, das Kyrie Eleison der Grundton des Lebens werden. Jeder, der die Sünde thut, sagt der Apostel 1 Joh. 3, 4, thut auch die Gesetzlosigkeit und die Sünde ist die Gesetzlosigkeit. Die Sünde ist Verletzung des von dem höchsten Gesetzgeber ausgegangenen und auf seinem Wesen beruhenden Gesetzes, dessen verpflichtende Kraft darauf beruht, daß der Mensch das göttliche Ebenbild an sich trägt und diese Verletzung ist als solche Verschuldung, die, wenn sie nicht erlassen wird, unausbleiblich die göttliche Strafe nach sich zieht, bezahlt werden muß bis auf den lezten Heller.

Die Worte: „wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“ bezeichnen nach der Bemerkung Bengels „die Entfernung eines Hindernisses, nicht eine verdienende Ursache.“ Wäre das leztere, so würde ja die Vergebung nicht mehr Vergebung sein. Daß aber unsere Vergebung so unzertrennlich verknüpft wird mit der von Gott zu erteilenden, das erklärt sich daraus, daß die Bitte: vergib uns unsere Schulden, nur da mit vollkommner Wahrheit und von ganzem Herzen gesprochen werden kann, wo das Herz gegen die eignen Beleidiger zur Milde erweicht ist. Ein bußfertiges Herz ist als solches mild gestimt gegen den Nächsten und seine Verfehlungen. Sie erscheinen ihm als ein unendlich Geringes gegen die Schuld, die man selbst im Verhältnis zu

der ewigen Liebe auf sich geladen hat. Wie könte aber das Gebet: vergib uns unsere Schulden, Erhörung finden, wenn es „mit Lippen des Truges", von einem solchen gesprochen wird, dem seine Verschuldungen gar nicht wirklich auf das Herz gefallen sind, wie das ganz unläugbar aus der Unversöhnlichkeit seines Herzens gegen den Nächsten hervorgeht?

Daß der Herr das Gelübde, dem Nächsten zu verzeihen, in das tägliche Gebet der Christen aufnimt, das erinnert uns sehr nachdrücklich daran, daß, wie Chemnitz sagt, „das Fleisch, durch die bittere Wurzel Hebr. 12, 15 verderbt, voll von Ungeduld ist, begierig nach Rache, nachtragend, sehr entfremdet der brüderlichen Aussöhnung und der Vergebung."

„Und führe uns nicht in Versuchung." Das Verhältnis dieser Bitte zu der vorigen bezeichnet Augustinus also: „wegen der vergangenen Sünden sagen wir: vergib uns, was wir nicht ungeschehen machen können. Was willst du aber thun wegen der Sünden, in welche du noch fallen kannst? Führe uns nicht in Versuchung." Aber nach Ps. 19, 13. 14: „Die Fehltritte, wer kann sie merken? Von den verborgenen sprich mich los. Auch vor Stolzen bewahre deinen Knecht, nicht mögen sie über mich herschen: so werde ich unsträflich sein und unschuldig bleiben großer Missethat", ist der Gegensatz vielmehr der der Schwachheitssünden und der groben Sünden, welche den Gnadenstand aufheben. Wie für den ersteren die göttliche Vergebung, so nimt der Betende gegen die lezteren, welche sich ihm unter dem Bilde stolzer Tyrannen darstellen, die ihn unter ihre Herschaft bringen wollen, die göttliche Bewahrung in Anspruch.

Von der Versuchung redet die heilige Schrift in doppeltem Sinne. Zuerst wird durch den Namen der Versuchung Alles dasjenige bezeichnet, wodurch Gott die Seinen auf die Probe stellt, ihnen Gelegenheit gibt zu zeigen, wie sie innerlich beschaffen sind. Die Versuchung in diesem Sinne ist die Bedingung jedes Fortschrittes und sie geht deshalb durch das ganze Leben der Gläubigen hindurch und tritt in den mannichfachsten Formen auf. Das Kreuz ist nur eine, freilich besonders hervortretende Art in der Gattung. Daß man dabei nicht stehen bleiben darf, zeigt z. B. 5 Mos. 13, 4, wo es nach der Ermahnung, man solle nicht hören auf die Worte der falschen Propheten, heißt: „es versucht euch euer Gott, auf daß er erkenne, ob ihr liebet den Herrn euren Gott von ganzem Herzen und von ganzer Sele." Durch die Versuchung in diesem Sinne wird Alles ans Licht gezogen, was in den Tiefen des menschlichen Herzens verborgen ist. Wir lernen in ihr uns selbst kennen, wir lernen auch Gott erkennen in den kräftigen Hilfen, die er uns gewährt. In dem Kampfe, der durch die an uns herantretende Versuchung hervorgerufen wird, erstarken unsere Kräfte, werden wir angeleitet zum Ringen und Beten, bewahrt vor dem gefährlichsten aller Zustände, dem der Versumpfung.

Die Versuchung in diesem Sinne tritt uns zuerst in der anschaulichsten und ergreifendsten Weise in der Erzählung in 1 Mos. 22 entgegen, welche mit den Worten beginnt: „Und es geschah nach diesen Dingen, da versuchte Gott Abraham." Was dem Vater der Gläubigen dort begegnete, das ist für alle Gläubigen vorbildlich, zeigt uns, daß die Theologie der evangelischen Kirche mit vollem Rechte neben dem Gebete und der Betrachtung auch die Versuchung zu den notwendigen Bildungsmitteln ihrer Diener gezählt hat. Wir sehen an dieser Versuchung auch recht deutlich, wie die Versuchung die notwendige Bedingung jedes Fortschrittes ist. Daß Abraham durch sie eine neue Stufe erstieg, darauf weist Moses schon durch den Gebrauch der Gottesnamen hin. Bis zum Momente der bestandenen Versuchung ist immer von Elohim die Rede, der Gottheit, von da an tritt uns Jehova entgegen, Gott in der ganzen Tiefe seines Wesens und in der vollen Bestimtheit seiner Persönlichkeit, zum Beweise, daß durch die Versuchung Gott für Abraham Gestalt gewonnen hatte. Durch die Versuchung wurde Abrahams schlummernde religiöse Kraft aufgeweckt, die Nebel, welche bis dahin Gottes Gestalt verhüllt hatten, schwanden, der Glaube gelangte in ihm zu solcher Lebendigkeit, daß Gottes Kraft ihm unendlich sicherer und reeller war, als alles Sichtbare, daß er im Vertrauen auf ihn über Tod und Verwesung triumphiren konte. Der einmal errungene Gewinn ist ein bleibender, wie Jakob für immer Israel ist, nachdem er einmal mit Gott gekämpft und obgesiegt hat. Ein innigeres Verhältnis zu Gott ist eingetreten. Das wird ausdrücklich gesagt in V. 16 f.

Auf den Segen der Versuchung weist die apokryphische Weisheit des Jesus Sirach in den Worten hin (2, 1. 5): „mein Kind, wenn du Gott dem Herrn dienen willst, so bereite deine Sele auf die Versuchung. Denn im Feuer wird das Gold geprüft und die Gott angenehmen Menschen in dem Ofen der Demütigung." Da wird besonders das Kreuz ins Auge gefaßt, als die hervorstechendste Art in der Gattung der Versuchung.

Dasselbe geschieht auch mehrfach im N. T. So in 1 Petr. 1, 6. 7, wo der Apostel ermahnt, man solle es sich wol gefallen lassen, wenn man eine kleine Zeit traurig sein müsse „in mancherlei Versuchungen", dann bei Jakobus, welcher seinen verfolgten Brüdern zuruft (C. 1, V. 2. 3): „meine Brüder, achtet es eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Versuchungen fallet, indem ihr wisset, daß die Bewährung eures Glaubens Standhaftigkeit wirket", und der (V. 12) den Mann selig preist, welcher die Versuchung erduldet, weil er auf Grund seiner durch die Versuchung gewonnenen Bewährung die Krone des Lebens empfangen wird, welche der Herr verheißen denen die ihn lieben. Da erscheint die Versuchung in ihrem höchsten Glanze, als die heilsame und notwendige Vorbereitung für das ewige Leben.

Von der Versuchung in diesem Sinne kann hier unmöglich die Rede sein. Gott um Abwendung derselben bitten, das hieße sich den Fortschritt verbitten, das hieße in schnöder Weichlichkeit die „Krone des Lebens" preisgeben. Die Bitten, die uns der Herr hier in den Mund legt, sind als solche „nach dem Willen Gottes." Wie könten wir ihn hier aber um etwas bitten, was, wie schon der Vorgang des Vaters der Gläubigen zeigt, gegen den Willen Gottes ist?

Wie wir dies hiernach schon von vornherein erwarten müssen, die Schrift kent neben dieser noch eine andere Versuchung, eine solche, da die Versuchung nicht etwa blos äußerlich an uns herantritt, sondern, das ist der Unterschied, in uns innerlich geworden ist, da wir innerlich zur Sünde gereizt werden.

Die Versuchung in diesem Sinne tritt uns entgegen in dem Worte des Herrn (Matth. 26, 41): „wachet und betet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet, der Geist zwar ist willig, aber das Fleisch ist schwach." Da kann die Versuchung nicht die von außen herantretende sein Diese war schon da und gegen ihr Einbrechen ist das Wachen und Beten kein Präservativ. Sie ergeht in der schärfsten Weise oft über diejenigen, welche im Wachen und Beten treu sind.

Ebenso ist auch von der innerlichen Versuchung die Rede in 1 Tim. 6, 9: „Die da reich werden wollen, gerathen in Versuchung und Fallstrick und in viele unverständige und schädliche Lüste, welche die Menschen versenken in Verderben und Untergang." Da erscheint die Versuchung als etwas unbedingt Uebles, ein an sich sündlicher Zustand. Die Versuchung ist als solche „Fallstrick", eine fesselnde, gefangennehmende Gewalt, und in ihrem Geleite sind die vielen bösen Lüste.

Jakobus, nachdem er in C. 1, 12 den Mann selig gepriesen hat, der die Versuchung, die äußerlich an ihn herantretende besteht, geht in V. 13 zu einer Versuchung ganz anderer Art über: „Niemand sage, wenn er versucht wird, ich werde von Gott versucht, denn so wie Gott vom Bösen unversucht ist, so versuchet er Niemand. Ein jeder aber wird versucht von seiner eignen Lust." Diese Versuchung führt zum Tode, während die wolbestandene äußere Versuchung eins der kräftigsten Mittel ist zur Erlangung der Krone des Lebens.

Um die Abwendung dieser bösen Versuchung nun wird hier gebeten. Ihre Herbeiführung kann in doppelter Weise geschehen. Zuerst wenn Gott, statt die äußere Versuchung nach unseren Kräften zu bemessen, eine unsere Kräfte übersteigende über uns ergehen lassen wollte. Davon redet der Apostel in 1 Cor. 10, 13: „Es hat euch keine mehr als menschliche Versuchung betreten, Gott aber ist treu, der euch nicht über euer Vermögen wird versucht werden lassen." Dann wenn Gott uns den Beistand seiner Gnade und seines Geistes entzöge, ohne den wir Angesichts der von außen uns entgegentretenden Versuchung völlig ohnmächtig sind.

Gott führt die Seinen nicht in Versuchung, diese Wahrheit bildet die Grundlage der Bitte, so gewiß als alle Bitten des Vaterunser nach dem Willen Gottes sind. Aber wenn wir in die Zahl der Seinen gehören, so muß die Bitte: führe uns nicht in Versuchung, unablässig in unserm Herzen lebendig sein, und wenn sie erstürbe, so würde die tröstliche Wahrheit, welche die Grundlage der Bitte bildet, uns nicht mehr gelten. Dem Christen als solchem eignet die tiefste Erkentnis der eignen Ohnmacht, die Ueberzeugung, daß wir ohne Gottes bewahrende Gnade auch vor dem Schlimmsten nicht sicher sind, die unablässig nach dieser Gnade ausgestreckte bittende Hand.

Wir bitten hier nicht etwa Gott, etwas nicht zu thun, was er überhaupt unter keinen Umständen thun kann. Wessen Herz abtritt von Gott, den führt er in Versuchung. Wir ersehen dies in lehrreicher und erschütternder Weise an David im Verhältnis zu Urias, 2 Sam. 11. In die Blutschuld an Urias wurde David ganz wider seine Absicht durch die Umstände verwickelt. In den Geschichten der Verbrecher tritt uns vielfach in erschütternder Weise ein Verhängnis entgegen, welches sie in Sünde verwickelt und dem Verderben zuführt. Aus C. 1, 13 bei Jakobus darf man nicht etwa schließen, daß eine solche durch die Thatsachen laut und unwidersprechlich bezeugte Thätigkeit Gottes überhaupt nicht stattfinde. Jakobus redet nur wider diejenigen, welche den ersten Grund und Ausgangspunkt in Gott setzen, um sich selbst zu entschuldigen, wogegen dann freilich nicht blos Jakobus reclamirt, sondern die ganze Schrift. „Wir müssen also, bemerkt Bengel, die Ursache der Sünde in uns suchen, nicht außer uns. Auch das nicht einmal, was der Satan hineinwirft, schafft die Gefahr, so lange als es nicht unser eignes geworden." Es verhält sich mit der Versuchung ebenso, wie mit der Verhärtung, von der Calvin sagt: „Wenn die Schrift die Verhärtung des Herzens Gott beilegt, so weist sie ihm nicht den Anfang zu, noch macht sie ihn zum Urheber des Bösen, so daß er die Schuld tragen müßte." Die Sünde gehört überall dem Menschen an, die Form ihrer Aeußerung aber steht unter Gottes Direction und er leitet die Sache so, daß die Sünde durch ihre eigne Offenbarung die verdiente Strafe erhält, der anständige Sünder zur gerechten Strafe in den Schmutz des Lasters und des Verbrechens geschleudert, zugleich, wo Besserung noch möglich, zur Buße geführt wird. Furchtbar ist es, aus der Zahl derer gestrichen zu werden, welche das Recht haben zu beten: führe uns nicht in Versuchung, furchtbar ist es vor Allem, in dieser Beziehung in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. „Gott, sagt Augustinus, verläßt Manche nach seinem hohen und verborgenen Gerichte. Wenn er verlassen hat, dann hat der Versucher freies Spiel. Denn er findet keinen Kämpfer wider sich, sondern erweist sich sofort als Besitzer, wenn Gott verläßt."

Nachrichten.

Aus der Umgegend von Leutenberg. (Schwarzburg-Rudolstadt.)

Das Leben der Gebirgsbewohner hier (Landleute, Weber, Schiefer- und Holzarbeiter) ist mit Ausnahme Weniger, welche von dem allen Christenglauben vernichtenden Lichtfreundtum einmal stark inficirt worden sind und diesen völlig heidnischen Standpunkt noch nicht wieder haben überwinden können, äußerlich recht kirchlich zu nennen, d. h. die Gotteshäuser sind, wo nicht der Unterschied zwischen einem mehr und einem weniger kraftvollen oder beliebten Prediger in derselben Gemeinde obwaltet, von den Gemeindegliedern in der Regel recht zahlreich besucht. Dies ließe, wenn man nicht annehmen wollte,

daß ein Gewohnheitschristentum diese Erscheinung gleichfalls erklärte, auf ein reges Glaubensleben, auf ein tiefes und festes Eingewurzeltsein in den Heiland schließen. Und allerdings gibt es manche stille und fromme Gemüter, die ihren Glauben lieb haben und nicht von ihrem Herrn und Erlöser lassen bis zum Tode, wie sich dies namentlich am Krankenlager kundgibt. Ueberdies findet man bei Gebirgsbewohnern häufig eine besondere Gemütstiefe, einen sehnsüchtigen und ahnungsvollen Zug des Herzens, welcher von dem Ringen mit der Natur um ihre Gaben und den ärmlichen Lebensverhältnissen genährt den Blick auf das Ewige und Unsichtbare hinlenkt, in welchem man volles Genüge findet. Dennoch beweisen klar vorliegende Thatsachen hinlänglich, daß auch in unserer Gegend die Glaubenskraft nicht im angemessenen Verhältnisse zur kirchlichen Erscheinung steht. Grade im Ringen um die Erzeugnisse der Schieferberge und des die Arbeit nur gering lohnenden Feldes hat sich das Herz an die erkämpften irdischen Güter gefesselt, daß selbst die Wolhabendern nur schwer zu bewegen sind zu recht eigentlich christlichen Zwecken, für Mission, zu evangelischen Kirchenbauten unter Katholiken mit freudigem Darreichen zu spenden, obwol die hiesigen Bewohner mehr als in freundlicherem Klima auf geselliges Zusammenleben angewiesen, unter sich an Anderer Kummer teilnehmen und in der Not einander willig beistehen; freilich meistenteils aus dem Gesichtspunkte, daß sie selbst Anderer Trost und Unterstützung nicht entbehren können. Die Fragen der Selbstsucht: Was wird mir dafür? Wird man uns auch zu unserm Bedarf beisteuern? muß man gar oft zurückweisen, wenn man für die Zwecke des Reiches Christi etwas verlangt. Dagegen fehlt es keineswegs an Genußsüchtigen, die das Uebermaß nicht scheuen. Die Modesucht hat auch unter den Dorfbewohnern tief Wurzel geschlagen, und namentlich ist das durch die Rauhheit des Klimas geförderte Schnapstrinken ein Krebsschaden in vielen Familien geworden. Man ist im Allgemeinen der Ansicht, es gehe bei uns gar nicht ohne dieses Leib und Sele verderbende Getränk. Wie aber der Hausfriede durch Unmäßigkeit vernichtet wird, die äußern Lebensverhältnisse allen christlichen Charakter verlieren, und wie die Sele für den heiligen Aufblick zum Kreuze des Herrn allmälich ganz blind wird, das kann dem aufmerksamen Beobachter, selbst wo man durch Heuchelei den Mangel des Glaubenslebens zu verdecken sucht, nicht lange verborgen bleiben. Und hiermit ist auch jedem andern Laster Thor und Thür geöffnet. Die Unzucht namentlich ist ein überall hervortretendes Kennzeichen, wie wenig man sein Fleisch samt den Lüsten und Begierden um Christi willen zu kreuzigen bereit und fähig ist. Mit der Verlobung beginnt, was nach christlicher Ordnung der Ehe angehört, das ist hergebrachte Sitte oder vielmehr Unsitte bei dem größten Teile der ländlichen Bevölkerung. Davon geben die Kirchenbücher genugsam Zeugnis; ja man spricht offen davon als von einer selbstverständlichen Sache. Der Geistliche, welcher sich darüber tadelnd ausspricht, wird verlacht.

Wenn man solche betrübende Uebelstände im kirchlichen Leben wahrnimt, wenn man mit Mühe und Not in den Gemeinden Männer findet, welche sich zu Kirchenvorstehern eignen, dann muß man wol von jenem jezt hier sich geltend machenden Gedanken zurückkommen, daß das Volk der großen Mehrzahl nach fähig, ja vollkommen reif sei, sich selbst zu regieren und auch in der Kirche das Regiment mitzuführen. Die Frage der Einführung der Synoden ist neuerdings auch in Schwarzburg-Rudolstadt wieder angeregt worden. Wol kann man keinem ernsten, ehrlichen Christen das Recht absprechen wollen, für Einführung von Verbesserungen oder Abstellung von Mängeln seine Stimme geltend zu machen; ja wir beanspruchen es sogar, wo etwa der Blick des bestehenden Kirchenregiments nicht hinreichte. Aber die gesamten kirchlichen Verhältnisse und Ordnungen in unserm kleinen Lande sind auch von Wenigen leicht zu überschauen und dem redlichen, lebendigen Christen ist der Zugang zum Consistorium keineswegs verschlossen; die Vorschläge und Wünsche der Gemeinden werden jährlich eingefordert und so viel als möglich berücksichtigt, sofern sie der reinen Lehre und dem kirchlichen Leben nicht zuwiderlaufen. Unsere Landeskirche ist unter dem gegenwärtigen milden, auf objectiv kirchlichem Standpunkte stehenden Regimente wolberathen. Jedes andere Regiment muß ja rascher oder langsamer zur Kirche des Herrn, zum Christentume hinausführen, wenn nicht zur rechten Zeit eine andere Richtung sich Bahn bricht. Freilich verläßt Christus seine Kirche nicht, wie er verheißen und bewiesen hat, aber man soll doch Gott seinen Herrn nicht versuchen. Wenn man das kirchliche Leben derer, welche so gern mitsprechen und mitregieren möchten, beachtet, so ist von Glauben und treuer Glaubensbethätigung nur wenig zu verspüren, ja man findet weit mehr Negation des Glaubens. Namentlich möchte man — und das sind zum Teil Leute, welche im Kirchen- und Schulvorstande sitzen — den seit einigen Jahren eingeführten Kolde'schen Katechismus beseitigen, weil darin das Hauptstück vom Amt der Schlüssel abgedruckt ist und die biblischen Stellen über den Teufel angeführt sind. Bei Einführung der Synoden kann es auf die Länge nicht vermieden werden, daß sich unkirchliche und unchristliche Mächte regen und Einfluß üben, zumal das Volk bei vorkommenden Wahlen gar manchmal von der Kirchlichkeit absehen und auf äußere Stellung, Redefertigkeit, ja auf Schmeicheleien Rücksicht nehmen wird. Wenn man geltend machen will, daß durch die Synode die Augen der Gemeinde auf kirchliche Gegenstände hingezogen werden, das kirchliche Interesse wie der Glaube angeregt und belebt werde, so erwartet man ohne Zweifel zu viel. Die der Kirche feindlichen Glieder werden in ihrer Opposition schon um des Kitzels willen, auch Etwas durchsetzen zu können, nur hartnäckiger werden; die Gleichgiltigen werden lau bleiben und über die Mehrausgabe für synodale Zwecke unwillig werden, während die lebendigen Kirchenglieder der Anregung, sich an kirchlichen Fragen zu beteiligen, in sich selbst, durch den Geistlichen und die Kirchen- und Schulvorstände genug haben. Sollten aber selbst unter den Geistlichen Kirchenfeinde sein, so würden sie grade die kirchliche Opposition vermehren und ausbreiten, während sie, so lange ihnen der gewünschte Einfluß fehlt, weniger Schaden anrichten können.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 9. September. № 72.

Die symbolischen Darstellungen auf den Grab-Monumenten der Alten.

(Schluß.)

Die Mysterien verpflichteten zum Schweigen. Sie waren sich des Kampfes gegen den Materialismus der Volksreligion zu bewußt, als daß sie nicht eingesehen hätten, daß die Oeffentlichkeit ihrer Anstalten ihr Ruin sein würde. Die einzige Art, wie sie zur öffentlichen Aussprache kamen, ist die Symbolik der Gräberwelt. Da sie hauptsächlich Trost für das dunkle Jenseits bringen wollten, so ist es natürlich, daß sie auf den Grabmonumenten in dem Räthsel der Symbole sich besonders kund thaten. Hier gilt es, ihnen ihre Geheimnisse abzulauschen. Das Symbol und der Mythus als die geschichtliche Einkleidung des symbolischen Gedankens sind die Sprache der alten Gräberwelt. Des Geschriebenen findet sich erstaunlich wenig; es war, als müßten hier die Worte als zu arm erscheinen, als reiche das Bild nur hin, das sich tief ins Auge und noch tiefer in die Sele gräbt, um diese Gedanken zu erschließen, die über diese Welt und ihr Sein weit hinausreichen.

Mit dem Symbole spricht das Mysterium: wer will seinen Sinn mit aller Entschiedenheit deuten? Dem Spötter gegenüber hat es seinen Rückhalt darin, daß es ihm leicht Misverstand entgegenhalten kann; dem Uneingeweihten, daß er der Sprache des Geheimnisses nicht kundig sei, dem Geweihten tritt es viel entschiedener und klarer, als das Wort, sogleich als seine Sprache, als seine specifische Eigentümlichkeit entgegen. Daher reden die alten Gräber der Geweihten diese Sprache.

Verstehen wir diese Symbole recht, so zeigen sie uns den ganzen Gedankenumfang, in dem sich der Geweihte beim Blicke auf Tod und Grab bewegte, ja noch mehr die höchsten Ahnungen über Sein und Werden, über Entstehen und Vergehen, über Hoffnung und Furcht, die das arme Menschenherz erfüllen, über die seligsten Güter edler Selen im Diesseits, über das Kommen eines ewigen Lichtreiches, das nicht mehr dieser Vergänglichkeit unterliegt. Geflügelt stellt der Künstler Telete, die Göttin der Weihen, dar; sie schwingt sich über diese vergängliche Materie zu höherer Anschauung auf, führt also auch die geweihten Selen in die Regionen des Lichts. Segen des Ueberflusses ist die Gabe, die sie dem Sterblichen hier verleiht, höheren Besitz verheißt sie für das Leben über dem Grabe. Häufig kehren die Darstellungen aus dem Mythenkreise des Achilles wieder. Er ist das Vorbild männlicher Tugend, die vor dem Tode nicht zurückschrickt, weil sie weiß, sie überwindet den Tod und dringt zu unsterblichem Leben. Der Kampf hier hat die Freude dort zum Lohne. Auf den Inseln der Seligen führt er ein freudenvolles Leben. Dort führt er, sagt Philostratus, als der schönste der Männer, dem herlichsten Weibe geeint, ein ewig seliges Wonneleben und befriedigt jene Liebe, die ihm auf Erden die sterbende Königin in einem Augenblick erregt, da ihm deren Erfüllung der Tod vereitelt. Chiron, sein geistiger Vater, der edle Centaur, hat ihn frühzeitig die Weisheit gelehrt, das vor Augen Liegende zu misachten, um sich den Kranz der Unsterblichkeit zu erringen. Wol trauert Thetis, seine Mutter, über die rasche Vergänglichkeit seines Erdenlebens, aber ewiges Wonnedasein lohnt ihm reichlich die Tüchtigkeit seines Strebens. Die Darstellung seiner Geschichte auf Sarkophagen will also nicht blos die Tugend des Mannes hienieden, sondern auch den Lohn jenseits preisen. Nicht minder bedeutungsvoll ist die Darstellung des Mythus von Protesilaus und Laodamia, wie sie sich auf der Todtenkiste von S. Chiara und sonst findet. Sein Leben war ein flüchtiger Traum, aber treue Gattenliebe folgt ihm selbst bis über das Grab. In der Blüte der Kraft, im Angesichte glänzender Lorberen, im Besitze eines treu liebenden Weibes muß er von dieser Erde scheiden. Doch herliches Wiedersehen wird Beiden zu Teil. Der Phylaride breitet die Arme der Liebe auch über das Gestade des dunkeln Todtenreiches, er kehrt als Schatten in das Haus seiner treuen Gattin zurück.

Trajicit et fati litora magnus amor,

sagt Properz. Doch kurz ist nur dies Wiedersehen. Das Rad auf dem vatikanischen Sarkophage deutet an, daß seine Laufbahn vollendet ist. Dies kann treuer Liebe nicht genügen. Von Schmerz über die erneute Trennung ergriffen, sucht Laodamia den Tod in den Flammen des Scheiterhaufens. Die Liebe findet ihre Stillung nur in der ewigen Wiedervereinigung.

Eigentümlich sind die häufigen Darstellungen von Wettrennen auf Sarkophagen. Was soll hier dieses bunte Treiben in des Grabes öder Stille? Die Ansichten hierüber gehen sehr auseinander. Wol ist es möglich, daß Mancher sich derartige Scenen auf seinem Grabesmonument dargestellt wünschte, weil sie im Leben seine Freude und Lust waren, weil er vielleicht selbst in denselben mitgerungen und in dem erlangten Kampfpreise den herlichsten Triumph erzielt hatte. Wol ist es auch

denkbar, daß der und jener die Anschauung hatte, die Oede der Grabesstille werde dadurch in ihrem Eindrucke am mächtigsten gebrochen, daß grade Scenen des erregtesten und bewegtesten Lebens dem Beschauer vor Augen geführt würden; denn das müsse das Ziel des Künstlers sein, den trüben Eindruck des Grabes zu beseitigen und die Todesgedanken zu verscheuchen. Doch geistreich ist jedenfalls die Auslegung, welche sagt, hier sei des irdischen Lebens Bedeutung entrollt. Das Leben ist ein Kampf und Ringen. Viele vermögen die Hemmnisse, die sich ihnen entgegenstellen, nicht zu überwinden und unterliegen bald der widerstrebenden Kraft. Der ist der Mann, der zum Siege dringt, welcher es über sich vermag, alle Kraft auf das Eine Ziel einzusetzen, den rings um ihn vor sich gehenden Umsturz für nichts zu achten, über alle Fallenden und Zurückbleibenden mutig hinwegzusehen, und im Ringen nimmer zu ermüden. Einen schönen Siegeslohn bietet solchem Wettstreiter das Ziel. Hiemit ist allerdings kein Einblick in das Jenseits erschlossen, aber doch der irdische Lohn tüchtigen Mannesmutes hienieden vor Augen gelegt.

Doch mit Stolz und eigenliebiger Verachtung sieht der Geweihte auf den Ungeweihten herab. Das Eigentümliche dieser Anschauung ist, daß die Erkentnis, das Eingeweihtsein hier das Alles Entscheidende auch im Leben nach dem Tode ist, nicht eigentlich die sittliche Bestimtheit des Lebens. „Oenus auf dem Pamphilischen Grabe, sagt Bachofen, nicht das Seil flechtend, sondern ruhend im Abendfrieden einer stillen Landschaft, ist Symbol derer, die von der Erdenarbeit ausruhend ein wechselloses höheres Dasein errangen. Ein Schleier umgibt sein Haupt, Sinnbild der empfangenen Weihe. Durch sie ist er zu jener Schar gesellt, die unter den Sternen ein ewig seliges Leben genießt. Mit Begeisterung beschreibt Plato in seinem Fragment über die Unsterblichkeit der Sele das freudige Leben der Eingeweihten im Jenseits. Erst nach dem Tode, sagt er, gelangt die Sele zur Kentnis ihres Schicksals, und dann geht mit ihr die Veränderung vor, welche diejenigen erfahren, die in die großen Mysterien eingeweiht werden. Das Erste, was uns in diesem Leben zu Teil wird, ist ein ermüdendes und beschwerliches Herumschweifen, ein rastloses Laufen durch finstere, grauenvolle Wege. Selbst dann, wenn wir das Ende erreicht zu haben glauben, warten noch auf uns alle Arten von Schreckniſſen, Angst, Bangigkeit, Todesschweiß und sinnlose Betäubung. Endlich aber schimmert uns auf einmal ein wundervolles Licht entgegen. Wir betreten nun die anmutigsten Gefilde, auf welchen überall fröhliche Gesänge und Tänze herschen, wo Auge und Ohr durch die heiligsten, erhabensten Gegenstände entzückt werden. Hier wandelt der Vollendete, der Eingeweihte aller Bande entledigt in voller Freiheit herum, feiert mit Kränzen geschmückt die heiligen Mysterien, genießt des Umgangs frommer und gerechter Menschen und sieht mit Bedauern herab auf den ungeweihten und unreinen Haufen derer, die sich noch hier auf der Erde in Schlamm und Nebel ängstlich herumtreiben, und teils aus Furcht vor dem Tode, teils aus Mistrauen gegen die Glückseligkeit der andern Welt in ihrem elenden Zustande beharren.“ Es handelt sich

also auch hier nicht eigentlich um die Gegensätze rein ethischer Verhältnisse, sondern um den Gegensatz zwischen intellectuellem und stofflichem Leben. Der Stoff ist für das geistige Leben undurchdringlich, er ist das Böse und Verwerfliche. Wer in die Weihen eingeführt ist, sieht auf das Stoffleben mit Verachtung zurück.

Ueber den Organismus unserer Kirchengebäude, mit besonderer Rücksicht auf das von der Eisenacher Kirchenconferenz aufgestellte Regulativ für evangelischen Kirchenbau.*)

Indem ich mich anschicke, über diesen Gegenstand zu sprechen, fühle ich die Notwendigkeit, mir erst das Terrain dafür zu sichern. Ich fürchte, es wird Manchem ziemlich müßig vorkommen, wenn wir in einer Zeit, wo man die Fundamente des geistlichen Baues der Kirche zu unterwühlen sucht, Betrachtungen über den äußern Bau anstellen. Die Apologetik, sagt man, ist jezt zu der Hauptaufgabe der Kirche geworden. Ich lasse das vollkommen gelten, wenn es gemeint ist in dem Sinne jener Liebe zu dem Herrn und seinem Worte, die da weiß, was sie daran hat und dasselbe allen Menschen gönt, und die bei dem demütigen Rechenschaftgeben von der Hoffnung, die in ihr ist, selbst den sichern Gewinn hat, fester zu werden in dieser ihrer Hoffnung. Das aber müßte ich eine falsche Bescheidenheit nennen, wenn wir uns als besitz- oder gar als rechtlos in der Welt ansehen wollten, denn es wäre eine Verkennung dessen, was der Herr uns geschenkt hat und Andere vor uns verarbeitet haben. Stehen wir doch jezt der Welt ganz anders gegenüber, als die Apologeten der ersten Jahrhunderte der antiken Welt. Das Edelste, Beste, auch in weltlicher Kunst und Wissenschaft, ist irgendwie auf dem Boden des Christentums erwachsen, und wenn die moderne Kunst und Wissenschaft dies Erbe herauszahlen sollte, so würde sie der Kirche gegenüber ebenso bettelarm dastehen, als sie jezt vornehm auf dieselbe herabsieht. Hier ist, wenn irgendwo, Bescheidenheit am unrechten Orte. Es ist vielmehr hohe Zeit, daß der Gewaltherschaft ein Ende gemacht werde, durch welche ein Gebiet der Kunst und Wissenschaft nach dem andern säcularisirt worden ist; es gilt das alte Besitzrecht der Kirche geltend zu machen und den Raub zurückzufordern.

Ich will einen concreten Fall nennen und damit unserm Gegenstand selbst in etwas näher treten. Die Zeiten sind vorbei, wo die Kleriker, oder doch die Mönche, nicht blos die Baumeister, sondern sogar die Bauleute waren, weil überhaupt alle Kunst und Wissenschaft, ja selbst das Handwerk in den Klöstern ihre Freistätte gefunden hatte, die Zeiten, wo ein Bischof Bernward von Hildesheim, der Lehrer Kaisers Otto III. und ein Kirchenfürst, der seines Gleichen sucht, es gleichwol nicht für zu

*) Vortrag, gehalten auf der Pastoralconferenz zu Meißen den 8. Mai 1865.

cing hielt, bei kunstreichen Goldschmidarbeiten für den kirch-
ben Dienst selbst Hand anzulegen. Es kann uns nicht bei-
nmen, diese Zeiten zurückzuwünschen, geschweige denn zurück-
hren zu wollen. Andere Aufgaben sind uns jezt beschieden.
s geschah auch weder zum Nachteil der Kirche, noch der Kunst,
ß in der Zeit der Gothik die Baukunst in die Hände welt-
her Baumeister überging. Im Gegenteil, alle Glieder der
rche sind, wenn sogar zum geistlichen, wie vielmehr zum äu-
rn Bau in der Kirche mitberufen. Was wir beklagen müssen,
blos das, daß es im Laufe der Zeit durch Gleichgiltigkeit
d Unglauben einerseits, durch Spiritualismus und geistreiche
erengerung andererseits dahin gekommen ist, daß man die kirch-
he Baukunst als reine Fachwissenschaft behandelt, und sich nicht
gnügt, das Technische, wie billig, den Fachmännern zu über-
ssen, sondern daß man auch ruhig zusieht, wie diese beim Kir-
enbau ihre eignen Gedanken nach Willkür zur Geltung und
Gestaltung bringen, unangesehen, daß diese Gedanken auf einem
em kirchlichen ganz fremden Gebiete wurzeln, während man
ch nie vergessen sollte, daß hoch über allen Baumeistern, auch
ch über allen Bausthlen die christlichen Baugedanken stehen,
elche sich im Laufe der Zeit entwickelt und in unvergleichlich
hönen Denkmälern Fleisch und Blut angenommen haben. Es
t doch wahrlich betrübend, wenn die Kirche davon nichts weiß,
er gar nichts wissen will, es ist ein wahres Elend, wenn die
rchlichen Behörden in kirchlichen Baufragen auf dem Gutachten
r sogenanten Sachverständigen als auf einem Orakelspruche
ußen und sie nun nach Belieben schalten und walten lassen,
hne darnach zu fragen, wie die baumeisterlichen Gedanken mit
en Grundanschauungen der Kirche, zunächst mit der kirchlichen
iturgie stimmen, in welchen Dingen diese sogenanten Sachver-
ändigen häufig die größten Unverständigen sind.

Aber liegt diese Angelegenheit nicht gleichwol zu sehr auf
r Peripherie, gibt es in unsern Tagen nicht andere und wichti-
re Dinge zu thun, als auf die Wiedereroberung dieser säcula-
sirten Gebiete auszugehn? Ich lasse mir diesen Einwand ge-
llen, wenn mir ihn eine gottinnige, von dem Einen was not
tiefergriffene Sele macht und werde gleich darauf antworten;
er ich gestehe, Ungeduld wandelt mich an, wo ich merke, daß
equemlichkeit und Beschränktheit sich hinter geistliche Redensarten
rstecken und wo man auf derartige Studien und Bestrebungen
ie auf Allotria herabsieht, so daß sich etwa die kirchliche Ar-
äologie auf eine Stufe mit der Pomologie oder Hühnerologie
ellen lassen muß, die man einem Manne, der sonst seine Pflicht
ut, als ein Steckenpferd allenfalls nachsieht.

Es ist ja wol zuzugeben, daß man einer Frage, wie der
ngeregten, kein übergroßes Gewicht beilegen darf und daß man
ei solchen Sachen sehr leicht in ein äußerliches Wesen gerathen
nn. Andererseits aber hat der Einwand, ein Gegenstand sei
nwichtig, weil er auf der Peripherie liege, nur dann Geltung,
enn er losgelöst von seiner Verbindung mit dem Centrum be-
andelt wird. Das ist aber das Gegenteil von dem, was ich
ill. Wo aber ein solcher Gegenstand in steter Beziehung zu
seinem Centrum betrachtet und behandelt wird, da wird man
bei der Beschäftigung mit demselben nicht blos keine Gefahr
laufen, sich auf ein fremdes Gebiet zu verlieren, sondern sie wird
vielmehr dazu dienen, uns die Kraft und Fülle des Centrums
inne werden zu lassen, aus dem sich nach allen Seiten hin un-
endliche Radien ziehen lassen. „Alles ist euer — ihr aber seid
Christi." Wo man nur mit dem Leztern Ernst macht, da darf
man auch von dem Erstern vollen freudigen Gebrauch machen,
ohne von seinem Grunde zu entfallen und auf Nebendinge zu
gerathen.

Daß aber der Gegenstand, von dem ich rede, nicht so gar
weit ab von dem Centrum aller christlichen Glaubens- und
Lebensentwicklung liege, dürfte unschwer zu erweisen sein.
Ueberall, wo geistige Kräfte sich regen, es sei im Guten oder im Bösen,
da spiegeln sie sich in den Formen ab, die sie sich schaffen. Das
ist auf kirchlichem Gebiet nicht anders als auf dem des natür-
lichen Lebens. Der Charakter der Völker ist abgedrückt in den
Bauwerken, die sie uns hinterlassen haben. So sind auch unsre
kirchlichen Bauwerke ein Stück Kirchengeschichte. Man fechte
diesen Satz nicht an, indem man mir Ur- und Ausnahmezustände
entgegenhält. Die apostolische Kirche hatte freilich keine Kirchen-
baukunst, aber sie hatte ebensowenig eine ausgebildete Liturgie
und Verfassung; wol aber trug sie von dem Allen die Keime in
ihrem Schoße und hat die Fundamente gelegt, auf denen wir
uns in jedem Sinne des Worts erbauen können. In den Tagen
der Märtyrerkirche hat man, ohne irgend welche eigentliche gottes-
dienstliche Stätte, in den Wäldern und unter der Erde erhebende
Gottesdienste gefeiert; aber man hat nicht gemeint, daß diese
Erhebung der Gemüter in Wald und Gruft beruhe, sondern, so-
bald die Verfolgungen nachließen, hat das gescheuchte Vöglein
sich auch wieder sein Nest zu bauen gesucht —, ja selbst den
unterirdischen Zufluchtstätten hat man eine bestimte Einrichtung
zum Gottesdienste zu geben gewußt, und so vielfach hat der Geist
jener Zeit diesen Grabes- und Andachtsstätten sein Gepräge auf-
gedrückt, daß Cardinal Wisemann in seiner Fabiola die zurück-
gelassenen Züge zu einem Bilde der Kirche der Katakomben ver-
einigen konte.

Verfolgen wir die kirchlichen Bauwerke und die kirchlichen
Bauweisen von den ältesten Monumenten an, die wir kennen,
bis herab in unsere Tage, in ihren Grundzügen und ihren Ein-
zelheiten; so ist es wahrlich überraschend, wie sie uns die Gestalt
der Kirche widerspiegeln, die sie in den verschiedenen Zeiten und
unter dem Einfluß der verschiedenen Nationalitäten angenommen
hat. Die christliche Basilika, der Centralbau der morgenländischen
Kirche, die streng abgeschlossene romanische und die alle Schranken
kühn durchbrechende gothische Bauweise, sowie endlich die mit dem
Humanismus zugleich auftretende Renaissance, sie fallen alle zu-
sammen und gehen parallel mit kirchlichen Erscheinungen und
Grundrichtungen, so daß sie, ganz abgesehen von dem historischen
Material, das sie durch Bilder und Inschriften uns bewahrt
haben, an sich schon das Bild ihrer Zeit uns überliefern.

Man könte mir als einen schlagenden Einwand die Bemer-

kung entgegenhalten, daß mit Eintritt des ohne Zweifel bedeutungsvollsten Wendepunkts in der Geschichte der Kirche, mit der Reformation, gleichwol keine neue Bauweise auftritt. Ich muß die Thatsache zugeben, ohne mich dadurch geschlagen zu erkennen. Sie erklärt sich anderweit, namentlich aus dem Charakter der Reformation selbst. Ich finde aber gerade hier einen neuen Beleg für meine Behauptung. Es ist ja augenfällig, wie die verschiedenen Wege, welche die Reformation in Deutschland einer-, in der Schweiz, Holland, Schottland andererseits gegangen ist, sich in der Art und Weise charakterisiren, wie man hier und dort die überkommenen Kirchengebäude umgestaltet und seine gottesdienstlichen Stätten eingerichtet hat.

Beiläufig bemerkt, man hat unserer evangelischen Kirche den Vorwurf gemacht, sie habe in der Kirchenbaukunst nichts Neues geleistet. Wir können diesen Vorwurf ganz einfach zurückgeben und fragen, was denn auf der andern Seite seitdem Neues hervorgebracht sei? Man wird uns nichts aufweisen können, es müßten denn etwa die Jesuiterkirchen sein, welche wahrlich der Kunst ebensowenig zur Ehre gereichen als der Orden der Kirche, die aber — einer neuer Beweis für unsern Satz — mit ihrem leeren Prunk und ihrem Bühneneffect ein sehr treffendes Bild des mit weltlichen Mitteln operirenden, auf die grobe Sinlichkeit speculirenden Ordens sind. — Freilich unsere Kirche hat auch ein Gegenstück hierzu geliefert. Der Rationalismus hat unter der Firma der Aufklärung wie in der Dogmatik so in der Kirche tabula rasa gemacht; er hat wie die Heilslehre so den Organismus der Kirche verwirrt und das Unterste zu oberst gekehrt; er hat die alten Bilder wie die alten Lieder der Kirche in die Rumpelkammer geworfen, und dieselbe weiße Schmiere, mit welcher Decken und Wände samt ihren Bildern und Sprüchen übertüncht worden sind, hat sich über die Kernsprache unserer alten Agenden gelagert. Er hat es in der langen Dauer seines Regiments dahin gebracht, daß unserm Volke nicht blos die kirchliche Schriftsprache fremd geworden ist, sondern ihm sogar die kirchliche Schriftlehre als etwas neues vorkomt; aber ebenso auch dahin, daß das Verständnis für die alte kirchliche Kunst gänzlich verloren gegangen ist und es nur weißgetünchte Wände, weißangestrichene Kirchenstühle, große quadratische Fensterscheiben für schön und einer Kirche würdig hält. Und wenn nun die guten Leute doch etwa inne werden, daß das in Massen ungehindert hereinströmende Licht der Aufklärung in ihren schönen, weißen, hellen Kirchen nicht das Geringste bescheint, was des Anschauens wert wäre, da sehen sie sich in dem Salon, in dem Concertsal und auf der Etagere um, wie sie die Kirche schmücken könten, hängen einen Lüster von Glas oder Goldbronce auf, setzen ein Paar Blumenvasen mit Amoretten oder Sirenen auf den Altar, breiten einen Teppich mit Rosen und Vergißmeinnicht und chinesischen Tempeln vor demselben aus und meinen nun ein non plus ultra von Schönheit erreicht haben, ohne zu bedenken, daß, wenn man vielleicht das Crucifix vom Altar nimt, in der ganzen Kirche sich nicht das Geringste findet, was dieselbe vom Concertsaal unterscheidet. Ja, der auf dem Gebiete der Wissenschaft überwundene Rationalismus hat wie in der Liturgie und im Gesangbuch, so auch in unsern Kirchengebäuden noch so ziemlich unumschränkte Herschaft und hier wird er unbedachtsam von so Manchem gepflegt, der sich weit über ihn erhaben dünkt. Es ist also durchaus an der Zeit den alten bösen Feind in seinem Versteck aufzusuchen und ihn auf einem Gebiet anzugreifen, wo er wie anderwärts seine Impotenz zur Genüge dargethan hat. Sie sehen also, der Gegenstand liegt doch vielleicht nicht so ganz auf der Peripherie, ist aber auch nicht so unverfänglich und zahm, als etliche friedfertige Selen gemeint haben dürften.

Ich trete meiner Aufgabe näher und stelle zunächst den Begriff fest. Unter einem Organismus verstehe ich die Mannichfaltigkeit in der Einheit, die Einheit in der Mannichfaltigkeit. Der Organismus hat zum doppelten Gegensatz die ungegliederte Masse, die rudis indigestaque moles einerseits und das Conglomerat von innerlich zusammenhangslosen Teilen andrerseits. An einen Organismus erhebt man den zwiefachen Anspruch, daß alle seine einzelnen Glieder den besondern und gemeinsamen Functionen entsprechen, für welche sie bestimt sind, und daß er zugleich in seiner äußern Erscheinung seine innere Bestimmung ausspreche.

1 Cor. 12 zeichnet uns der Apostel die Kirche des Herrn als den großartigsten Organismus, den es gibt, denn sie ist sein Leib und Er ist das Haupt dieses Leibes und aller seiner Glieder. In ihr vollzieht sich die höchste Gemeinschaft der Menschen untereinander, denn in ihr vollzieht sich die Gemeinschaft des Menschen mit Gott. Unsere gottesdienstlichen Gebäude nun, die wir bedeutungsvoll selbst Kirche nennen, sollen nicht blos einem unentbehrlichen Bedürfnis der Kirche, in ihrem eigentlichem Wortsinne, dienen, sondern sie sollen diese selbst abbilden. So müssen sie denn auch organisch gebaut, ein Organismus sein, d. h. also: sie müssen in allen ihren einzelnen Teilen nicht blos der in ihnen versammelten Gemeinde für ihr kirchliches Thun den entsprechenden Raum gewähren, sondern es müssen auch diese einzelnen Teile ein einheitliches Ganze bilden, es muß ein Jeder für sich, so wie das Ganze im Innern, wie im Außern sich unverkenbar als das darstellen, was sie sind und wozu sie da sind. Eine Kirche darf also kein bloßer Menschenspeicher sein, sie darf keinen Zweifel darüber lassen, welchem Zwecke sie dient, so daß man nicht, wie es leider oft der Fall ist, in die Versuchung geräth zu meinen, man habe ein Fabrikgebäude, ein Theater, einen Concertsaal oder so etwas vor sich. Sie muß nicht blos die zur Anhörung des göttlichen Worts versammelte Gemeinde in sich aufnehmen können, sondern sie muß selbst predigen; sie muß nicht blos so eingerichtet sein, daß sie die Andacht nicht stört, sondern sie muß selbst zur Anbetung auffordern, gleichsam selbst ein Hymnus sein; sie muß nicht blos die Sacramentsfeier ermöglichen, sondern in ihrer Disposition das Sakrament als ein Mysterium darstellen.

Es wird allerdings oft sehr schwer sein der Befriedigung des realen Bedürfnisses und der Darstellung der Idee gleichmäßig Rechnung zu tragen. Es wird da unvermeidlich Conflicte geben und in der Ueberwindung dieser Conflicte besteht die größte Kunst des kirchlichen Baumeisters. Es ist nicht zu leugnen, die Wunderbaue unsrer alten Dome sind meist über das Bedürfnis der Gemeinde hinausgewachsen, und in dem kühnen Ringen nach dem Ideal hat man Werke geschaffen, welche für den Gemeindegottesdienst kaum zu gebrauchen sind. Dermalen tritt meist der entgegengesezte Fall ein: das praktische Bedürfnis macht sich bei dem Unzureichenden der Mittel in einem Maaße geltend, daß man wohl oder übel in vielen Fällen davon abstehn muß, die Idee des christlichen Gotteshauses zur vollen Geltung zu bringen.

Man kann ja gern zugeben, daß dem praktischen Bedürfnis die nächste Rücksicht gebührt und daß es Notstände gibt, wo man zufrieden sein muß, wenn man eine Gemeinde, so zu sagen, nur unter Dach und Fach bringen kann. Andererseits wird man aber auch zugeben, daß der Druck äußerer Umstände, dem wir für den Augenblick nachgeben, uns nun und nimmermehr berechtigt, auf Erreichung des Ideals für allemal zu verzichten. Ein ungleich größeres Hindernis in Durchführung eines echten Kirchenbaues als die gemeiniglich vorgewendete Mittellosigkeit ist übrigens die herrschende Gedankenlosigkeit. Man kann in der Regel auch mit sehr geringen Mitteln ein wenn auch schlichtes, doch durchaus kirchlich gedachtes und zugleich zweckentsprechendes Gebäude herstellen, während man umgekehrt große Summen an einen prunkenden und doch der Idee des christlichen Gottesdienstes geradezu hohnsprechenden Bau wegwerfen kann. Und leider ist dies ein nur gar zu häufiger Fall.

Doch ich gerathe immer wieder hinein, eine Philippica zu halten, statt daß ich doch gern einige feste Grundzüge aufstellen möchte. Fragen wir denn nun, welches der Zweck sei, dem unsre Kirchen dienen sollen? Es ist der kirchliche Dienst, die Liturgie im weitesten Sinne des Worts. Die Gemeinde versammelt sich in der Kirche zu gemeinsamer Anbetung, zu gemeinsamer Anhörung des göttlichen Worts, zu gemeinsamer Sacramentsfeier. Wie das kein vollständiger Gottesdienst ist, wo eins dieser drei Stücke fehlt, so ist auch das kein eigentliches Gotteshaus, das für das eine oder andre diese drei Stücke nicht zweckdienlich gestaltet ist: es mag ein Betsal, ein Auditorium, eine Kapelle sein, aber es ist keine Kirche.

Lassen wir das aber jezt und bleiben wir zunächst bei dem stehn, was ich bei allen diesen 3 gottesdienstlichen Functionen betonte, — bei dem Gemeinsamen. Ich trete damit an ein Grundprincip unserer Kirchengebäude heran, die ja nicht der Privatandacht, sondern dem Gemeindegottesdienst dienen sollen. 1 Cor. 12, 12 13: „Denn gleichwie ein Leib ist, und hat doch viele Glieder; alle Glieder aber Eines Leibes, wiewohl ihrer viele sind, sind sie doch ein Leib; also auch Christus. Denn wir sind durch Einen Geist alle zu einem Leibe getauft, wir seien Juden oder Griechen, Knechte oder Freie, und sind alle zu Einem Geist getränket." Gliederung kann in einer Kirche sein, aber keine Trennung, sie ist Zerstörung alles Organismus. Eine Gliederung kannte die alte Basilika auch. Sie hatte nicht blos für die der Gemeinde noch nicht ganz oder nicht mehr ganz Zugehörigen — ich meine die Katechumenen und die Büßenden — gesonderte Plätze, sie schied der guten Ordnung halber die Geschlechter, sie gab auch dem Alter und Amte seine Ehre; aber sie sammelte die ganze Gemeinde unter einem Dache und auf einer Fläche in dem Schiffe, und nur im Morgenlande rief die durch die Sitte gebotene strengere Absonderung der Frauen die Tribünen hervor. Diesem Princip, die Gemeinde durch ihre Sammlung auf einem Platze als eine ungeteilte darzustellen, ist man in der römischen Kirche treuer geblieben, als bei uns, dagegen hat man dort in anderer Weise die Einheit höchst bedenklich beeinträchtigt. Wenn Sie den hiesigen Dom, Sachsens architektonisches Kleinod, besuchen, — und kein Besucher dieser Conferenz sollte ihn unbesucht lassen — so finden Sie den Chor durch eine hohe Scheidewand, das Lectionarium oder den Lettner abgetrent. Man kann diesen Bau an sich architektonisch schön nennen und als Kunst-Archäolog bewundern; aber von kirchlich-architektonischem d. i. vom liturgischen Standpunkte aus, muß man ihn als den kirchlichen Organismus zertrennend verurteilen. Es ist auch von Anfang an durchaus nicht also gewesen. Einer der namhaftesten französischen Archäologen Violet le Duc bezeugt, daß die großen französischen Kathedralen bis zum 12. Jahrhundert von solchen Scheidewänden nichts gewußt haben: diese waren zu einem, dem mönchischen Absonderungsprincip geradezu entgegengesezten Zwecke gebaut, zu großen religiösen Sammelplätzen bestimt, sie sollten die ganze Bevölkerung volkreicher Städte im Schiff und Querschiff aufnehmen und um ihren Bischof, der im Chor auf der Kathedra saß, versammeln. Später aber wurde diese richtige Idee aufgegeben, oder die Mönche und Stiftsherren fanden sich bei ihren besonderen religiösen Uebungen dadurch, daß sie Aller Blicken ausgesezt waren, genirt, und so fing man von der Mitte des 13. Jahrh. an, den Chor gegen die Gemeinde durch derartige Einbaue abzuschließen, und weil dadurch der Hochaltar den Blicken der Gemeinde entzogen war, so mußte man diese an den vor dem Lettner errichteten Altar, den Laienaltar, verweisen. Man könte diesen Einbau, der schon vom architektonischen Standpunkte verwerflich ist, weil er die Perspective durchschneidet, damit zu rechtfertigen versuchen, daß man sagt, der nun in den oberen Teil des Chors über den Lettner hinweg gestattete Einblick in denselben, habe etwas um so geheimnisvolleres und der

auf diese Weise abgeschlossene hohe Chor stelle das Allerheiligste dar. Aber damit spricht man nur das Verwerfliche erst recht deutlich aus: ein Allerheiligstes im Sinne des jüdischen Tempels haben wir nicht, der Vorhang ist zerrissen, wir haben einen freien offenen Zugang zu der Gnade Gottes und dem Getauften gehört bereits die ganze Kirche. Hier haben wir wieder einen rechten Beleg, wie sich in ihren Bauwerken die Kirche mit ihrem Glaubensstand, aber auch mit ihren Irrtümern abspiegelt. Mit diesen Lettnern hat man einen großen gefährlichen Irrtum in die Kirchen hineingebaut: sie sind ein leibhaftiges Abbild der Hierarchie, der Scheidewand zwischen Clerus und Volk und zerreißen den Organismus der Kirche. Um deswillen mag ich nicht einmal die steinernen oder eisernen Schranken gern leiden, welche auch in unsern Kirchen zuweilen Schiff und Altarraum trennen.

Glücklicherweise findet man diese Lettner nur in Stifts- und Klosterkirchen, um so allgemeiner aber sind die, einzelnen Heiligen geweihten Seitenkapellen und Nebenaltäre, durch welche in anderer Weise die Einheit des Kirchengebäudes gestört wird. Die Gemeinde soll eine sein, in der gemeinsamen Anbetung des einen Namens, dem allein alle Ehre gebührt, sich aber nicht in selbsterwählter Devotion zersplittern.

Aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir genug vor der eignen Thüre zu kehren haben. Wir dulden einen Unterschied der Stände in unsern Kirchen, von dem die katholische Kirche nichts weiß, und der uns ebenso verunehrt, als er unsere Kirchen schändet. Daß die Geschlechter getrent werden, ist in der Ordnung, daß die Männer, wenn für sie im Schiff durchaus kein Platz zu schaffen ist, auf die Empore verwiesen werden, ist ein Werk der Not — aber man sollte es ein Werk der Not sein lassen, die unvermeidliche Empore so einordnen, daß sie so wenig wie möglich stört, aber nicht gar zwei, drei Emporen über einander thürmen und das Theater fertig machen. Daß man den Kirchendienern, dem Sängerchor seinen besondern Platz anweist, liegt in der Natur der Sache, auch den membris praecipuis ecclesiae, den Kirchenpatronen, will ich ihren Platz gönnen, wenn nur nicht diese patronatherschaftlichen Kapellen so häufig als häßliche Ein- oder Anbaue die Einheit der Kirche beeinträchtigten. Aber weiter sollte man nicht gehen. Und doch in welchem Maße fallen wir nicht mit unsern Kirchen zu Stadt und Land unter das Gericht des Worts: „Lieben Brüder, haltet nicht dafür, daß der Glaube an unsern Herrn Jesum Christum, den Herrn der Herlichkeit, Ansehn der Person leide." — Wir haben unsre liebe Not mit dem Kastenwesen in unsrer ostindischen Mission und vergessen, daß wir in unsern evangelischen Kirchen ein Kastenunwesen dulden, wie es drüben nicht vorkomt. Kasten und Kästchen haben wir in unsren Kirchen. Wie manche schöne Kirche ist im Laufe der Zeit durch diese vergitterten und verglasten Kästchen verbaut worden, in denen sich die proceres niedergelassen und von der übrigen Gemeinde abgesondert haben. Da stehen sie im Schiff umher oder sind an den Wänden und Pfeilern hinangeklebt wie Taubenschläge diese einzelnen Corporationen oder Familien zugehörigen Kapellen, mit Familienwappen oder dem Wahrzeichen des ehrsamen Handwerks geschmückt. Oder die Emporen sind abgeteilt und in Logen verwandelt, die sich wol auch hie und da jeder nach seinem Geschmack oder Ungeschmack anstreicht und verziert, blau und weiß der Eine, sein Nachbar mit rothen Gardinen und buntem Glas u. s. w. Oder endlich das Schiff der Kirche ist ganz von sogenanten Kapellen umbaut, die sich nach innen öffnen: in diesen ausgemalten oder austapezirten, mit Windöfchen versehenen und ganz comfortabel eingerichteten Bet- oder richtiger Plauderstübchen sitzen dann abgesondert von der übrigen Gemeinde hinter geschlossenen und nur etwa bei der Predigt geöffneten Fenstern die Honoratioren des Städtchens, ganz eigentlich in ihren vier Pfählen, denn diese Kapellen sind geradezu ihr Eigentum und das Kirchenrecht schützt sie in deren Besitz. — Gott sei Lob und Dank, daß sein Wort und Sacrament zu hoch und heilig dasteht, als daß sie durch derartige Misstände in ihren Segnungen gehindert werden könten; aber als einen recht argen Misstand muß man es doch betrachten, daß wir so wenig bedenken, wie wir uns vor Gott darstellen sollen, sondern den Unterschied der Stände in das Heiligtum hineintragen und durch solchen Kastengeist und Kästeleien unsere Gotteshäuser verderben. Ich muß gestehen, daß mich Demut und tiefe Scham anwandelt, wenn ich in diese Kapellen, die ich Teufelskapellen nennen möchte, hineinschaue, und ich habe diesen Punkt so ausführlich behandelt, weil er in dem Regulativ, auf das ich mich im Uebrigen beziehe, nicht hervorgehoben ist.

Ich will noch zur Vermeidung von Misverständnissen bemerken, daß ich abgesonderte Räume, die zu einem besondern Zwecke dienen, nicht verwerfe. Eine Sakristei ist allenthalben nötig; in großen Gemeinden können hinzukommen: Beichthallen, ein Raum für die Versamlungen des Presbyteriums, für die Kirchenbibliothek. Hier ist blos die Bedingung zu stellen, daß diese Räume gleich in den Grundplan mit aufgenommen werden und nicht als störende Ein- oder Anbaue auftreten.

In einer nahen Beziehung zu dem bisher Erörterten steht die Frage nach der Grundform und der Richtung des Kirchengebäudes, mit der sich §§. 1 u. 2 des Regulativs beschäftigen. Ich muß auch wünschen, daß so viel immer möglich die recipirte schöne und bedeutsame Sitte der Richtung nach dem Aufgang des Lichts beibehalten werde; doch ist sie bekantlich nicht unbedingt eine alte zu nennen, da gerade von den bekanten ältesten Kirchen Roms mehrere nicht orientirt, sondern occidentirt sind, und dann muß ich sagen, daß mir noch richtiger als die Orientirung der Kirche die Einrichtung scheint, daß der Blick der ganzen Versamlung, in ihrem Hauptteil zum wenigsten, auf einen Punkt gerichtet sei. Dieser eine Punkt ist nicht der Mund des Predigers, obwol es auch wünschenswert ist, daß dieser allen Versammelten sichtbar sei, sondern der Endpunkt, der Abschluß der ganzen Kirche. Wir sind nicht in der Kirche, um uns gegenseitig anzusehen oder das, was in unserer Mitte vorgeht, sondern unsere Blicke richten sich nach einem gemeinsamen, unsichtbaren und doch nicht ungewissen Punkte, wir schauen hoffend

us nach dem, der da ist und der da war und der da komt, as Zukünftige suchen wir. Ich muß mich daher noch bestimter, als es das Regulativ thut, gegen jeden Centralbau, das Achteck nicht weniger als den Rundbau, erklären: das Oblong ist nicht blos traditionell die kirchliche Grundform, sondern es ist meines Erachtens die einzig angemessene für die der innern Organisation entsprechende räumliche Entwickelung und Disposition. Die beiden mir in Sachsen bekanten neuerlichen Versuche zur Verwendung des Achtecks muß ich als ganz verunglückt bezeichnen.

(Schluß folgt.)

Die Matthäuspassion von Joh. Seb. Bach.

Ein Vortrag.

Der gewöhnliche Gang unserer musikgeschichtlichen Studien führt uns im 16., 17. und bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein fast ausschließlich nach Italien; von dort werden wir dann nach Deutschland geführt, wo Haydn, Mozart und Beethoven, deren Werke noch auf lange hin die Welt mit Entzücken erfüllen werden, die Instrumentalmusik und die weltliche Musik überhaupt auf die höchste, und wie es fast scheint, auf die höchstmögliche Stufe emporgebracht haben. Zwischenhinein erfahren wir wol auch Einiges von einzelnen deutschen Meistern der älteren Zeit, kaum aber von einer zusammenhängenden, fortlaufend sich entwickelnden deutschen Kunst. Und doch war schon im Anfang des 16. Jahrhunderts in Deutschland die Musik eine sehr verbreitete, vielseitig geübte und geliebte Kunst! und doch ist die deutsche Kunst jener Zeit von der italischen charakteristisch verschieden, und hat in ununterbrochener Entwicklung neben der italischen ihren eigenen selbständigen Gang durch die Jahrhunderte verfolgt. So bekant nun auch im Allgemeinen die ältere italische Tonkunst ist, so daß wir dieselbe, wenn auch mit einzelnen Lücken, doch ziemlich genau in ihrer Fortbildung verfolgen können, so wenig bekant ist die ältere deutsche. Joh. Haydn, Mozart, Beethoven, selbst Händel haben mehr oder minder ihren Ausgangspunkt von der italischen Schule genommen; sie stehen mit den uns daher bekanten Vorgängern in innigem Zusammenhange. Bach dagegen, der ächt deutsche Meister, steht für die Meisten isolirt da; seine Werke sind für das große Publikum anfänglich unverständlich, eben weil zu ihm eine bekante Verbindungsbrücke fehlt, weil es so schwer hält, die Elemente seiner Kunst aufzufinden. Nicht durch die italische Schule ist er gegangen, sondern eben durch die so wenig bekante deutsche. So müssen wir, um zu ihm zu gelangen und ihn recht zu verstehen, einen andern Ausgangspunkt nehmen; wir müssen die ältere deutsche Tonkunst und ihre Eigentümlichkeiten kennen lernen.

Unsere heutige, moderne Tonkunst hat ihre Wiege in den Niederlanden, dem heutigen Belgien. Dort entwickelte sich in dem 14. Jahrhundert aus den rohesten Anfängen die Kunst des

Contrapunkts, d. h. des mehrstimmigen Tonsatzes, in welchem mit Zugrundelegung einer bestimten bekanten Melodie als Cantus firmus jede der übrigen Stimmen ihre eigene, selbständige und in sich geschlossene Weise führt, doch so, daß der Zusammenklang aller Stimmen das menschliche Ohr befriedigt und angenehm berührt. Wie schnell diese Kunst sich verbreitet und ausgebildet, wie beliebt sie in kurzer Zeit geworden, so daß sie bald zur Erhöhung der kirchlichen Feier wie zur Belebung der weltlichen Feste, an fürstlichen Höfen wie bei den fröhlichen Zusammenkünften der städtischen Patrizier und der ehrsamen bürgerlichen Zunftgenossen ihre Verwendung fand — das Alles möge hier nur Erwähnung finden. Niederländer waren es, die ihre Kunst überallhin, so auch nach Italien und Deutschland verbreiteten; sie waren die Musiklehrer der ganzen gebildeten Welt. Was in den Niederlanden begonnen, das führten italische und deutsche Meister weiter. Mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts treten in beiden genanten Ländern einheimische Tonkünstler auf, deren Werke uns in nicht unbedeutenden, teils sogar in zahlreichen Proben noch vorliegen. Jedes dieser Länder drückte der Kunst im Verlaufe der nächsten Jahrhunderte ein eigentümliches Gepräge auf, und obgleich einer Wurzel entsprossen, dürfen wir doch schon im 16. Jahrh. von einer deutschen und von einer italischen Tonkunst sprechen. Versuchen wir jede derselben kurz zu charakterisiren und zwar zunächst die italische.

Alle Regeln des Contrapunkts waren in den Niederlanden ausgebildet und bestimt; was aber für eine schöne Kunst stets die Hauptsache sein und bleiben muß, die Schönheit und das Ebenmaß der Form, der leichte angenehme Fluß der einzelnen Stimmen, die Lieblichkeit des Zusammenklangs, — das hatten die Niederländer wol erstrebt, aber nur annähernd erreicht, und das Alles fand seine Ausbildung in Italien, wo der herliche Palestrina und seine Zeitgenossen, deren Werke heutzutage die ihnen gebührende Beachtung gefunden haben, und auch in weiteren Kreisen nicht mehr ganz unbekant sind, diese Kunst zur höchsten Blüte entfalteten. Auf demselben Boden fußend, wenn auch neue Bahnen verfolgend, wirkten im 17. und 18. Jahrh. die Meister der neapolitanischen Schule, in deren Fußtapfen unser Hasse getreten, und deren Einfluß bei fast allen großen Meistern Deutschlands, Händel, Mozart und Beethoven nicht ausgenommen, wol zu bemerken ist.

Also Schönheit und Ebenmaß der Form, leichter angenehmer Fluß der einzelnen Stimmen, Lieblichkeit des Zusammenklangs, das sind die charakteristischen Merkmale der italischen Kunst. Das wird erstrebt, selbst mit Darangabe der Wahrheit. Ueberall thut sich die Freude am Ton an und für sich kund; ob das tonliche Gewand auch zu dem zu Grunde gelegten Worte passe, — ob die melodische Phrase der Situation entspreche, welcher jene zum Schmucke dienen soll, das wird sehr häufig nicht beachtet. Dieser Freude am Tone und an wolklingenden Tonverbindungen entspringt das bei den Italienern so häufig angewandte Melisma, in heutiger Zeit noch die zierliche Coloratur, allerdings viel zu viel und oft an ganz unpassendem

Orte angewandt, häufig ohne allen Sinn und charakterlos, aber fast immer wollautend — schön.

Anders bei dem ernsten deutschen Gemüte. Eine blos sinnliche Schönheit, schöne Form ohne wesentlichen Inhalt und Gehalt, konte den deutschen Geist, das deutsche Herz auf die Länge nicht befriedigen; hier strebt die Kunst vor Allem nach Charakter, nach Wahrheit. Das Wort muß zu seinem Rechte kommen und verlangt ein melodisches Gewand, das ihm, dem zu Grunde gelegten Worte entspricht, solches erklärt und verklärt. Wer weiß nicht, wie innig bei den alten deutschen Volksliedern Wort und Weise verbunden sind, wie sie zusammenpassen, wie das Wort durch die Melodie gehoben, gleichsam vergeistigt wird! Diesem Streben nach Wahrheit, nach Charakter, diesem Hervorheben und Geltendmachen des Wortes entspricht als musikalische Form eben jene Kunst des Contrapunkts, die im 16. Jahrh. von allem musikalischen Thun und Treiben allein auf den Namen „Kunst" Anspruch machen konte. So finden wir das deutsche Lied von den tüchtigsten und bedeutendsten Meistern jener Zeit vier- und mehrstimmig contrapunktisch bearbeitet, und man muß gestehen, so herbe und beinahe hart diese Compositionen auch manchmal sind, charakteristisch sind sie immer. Der Cantus firmus, sei nun solcher eine kirchliche Intonation, ein geistliches Lied oder ein weltliches, wird viel mehr als bei den italischen Meistern in seiner Reinheit und Integrität beibehalten; einzelne bedeutsame Stellen des Textes werden auch musikalisch hervorgehoben, und häufig treten in dieser Beziehung schon Feinheiten und geistreiche Züge hervor, die für allerdings auch vorhandene Härten im Zusammenklange entschädigen.

Bekant ist, daß bei all diesen Compositionen der Cantus firmus im Tenor, also in einer Mittelstimme liegt. Und zwar ist diese Sitte den deutschen, italischen und niederländischen Meistern gemeinsam. Ein wesentlicher und folgenreicher Fortschritt war es, als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. die Melodie, der Cantus firmus in den Sopran, in die Oberstimme gelegt wurde; ein Fortschritt, den wir den Meistern der deutschen lutherischen Kirche zu danken haben, und der zunächst aus dem Bestreben hervorging, Wort und Weise mehr hervorzuheben, so daß beides zu voller Geltung gelangen, die Weise den ganzen Tonsatz beherschen und von Jedermann gehört und mitgesungen werden konte.

Mit dem Beginn des 17. Jahrh. entstanden in Italien die neuen Formen des Einzelgesangs, das Recitativ, die Arie, die Cantate, aus der das Oratorium hervorging, die Oper. Alle diese neuen Formen wurden bald in Deutschland bekant und nachgebildet, wie ja überhaupt damals der Verkehr zwischen den beiden Ländern ein sehr reger und lebendiger war. Von nun an können wir in Deutschland zwei Richtungen der musikalischen Kunstübung verfolgen, eine unter italischem Einfluß stehende und eine rein deutsche. Dresden ist der Hauptsitz der ersten, eine Anzahl Organisten sind die Repräsentanten der zweiten Richtung. Für diese leztere fließen im 17. Jahrh. die Quellen spärlicher; aber das als Eigentümlichkeit der deutschen Kunst Bezeichnete tritt stets wieder hervor und bleibt ihr wesentliches Merkmal durch das ganze Jahrhundert hindurch. Und selbst heute, wo doch die vielfachen Beziehungen und Ausgleichungen der beiden Kunstrichtungen das Meiste abgeschliffen und geebnet, und unsere größten Meister, vor allen Mozart und Beethoven, die Kunst beider Länder vereinigt haben, läßt sich das Gesagte noch anwenden; man vergleiche z. B. Rossini und Richard Wagner; um nur zwei der bedeutendsten zu nennen.

Was die deutsche Kunst von Anfang an erstrebt, das ist in Seb. Bach zur höchsten, schönsten Blüte entfaltet. In ihm gipfelt all das, was wir als Wesen der deutschen Kunst bezeichnet haben. Deshalb führt die Brücke zu ihm nicht durch Italien, sondern durch Deutschland; deshalb finden wir den Zusammenhang mit ihm nicht in den uns bekanten italischen Meistern, sondern in den gewöhnlich unbekanten deutschen. Und je unbekanter die deutsche Tonkunst der früheren Zeit war und teilweise noch ist, um so mehr läßt es sich begreifen, daß auch Seb. Bach unbekant und unverstanden blieb, ja daß er heute noch Vielen zu ernst, zu streng, zu herb, oder vielleicht besser, daß er ihnen zu groß ist.

Seb. Bachs Musik strebt nach Wahrheit; charakteristische Schönheit steht ihm höher, als blos sinnlich schöne Form; seine Cantilene soll eine Wiedergabe, allerdings eine verklärte des zu Grunde liegenden Wortes sein. Wo Herbigkeit am Platze ist, scheut er sich nicht, solche anzuwenden; wo ein Cantus firmus zu Grunde liegt, wie bei seinen Chorälen, führt er die einzelnen Stimmen contrapunktisch so, wie es dem Worte und der Situation angemessen ist, so daß man einzelne Choräle nicht herausnehmen und außerhalb ihres Zusammenhangs zum Vortrag bringen kann; sie mußten unverstanden bleiben, weil sie grade nur dahin passen, wo sie stehen. Charakteristische Führung jeder Stimme, manchmal selbst auf Rechnung des Wolklangs beim Zusammentönen, geht ihm über Alles, und dabei komt ihm seine außerordentliche Beherschung aller Mittel, die gar keine Schwierigkeit mehr kent, trefflich zu Statten. Seinen Chören und Arien stellt er gewöhnlich die Instrumente concertirend gegenüber, und läßt sie gerne ein selbständiges Motiv consequent durchführen. Von modernen Klangeffecten durch interessante Zusammenstellung verschiedener Instrumente macht er in der Regel keine Anwendung; doch weiß er dieselben in Gruppen geteilt höchst geistreich und sehr wirksam zu verwenden. Jede seiner Arien ist eigentümlich, die Melodie wieder charakterisch; Manieren finden sich bei ihm keine, er ist immer wieder ein anderer und doch stets derselbe. Bach ist der größte musikalische Exeget des Wortes, von dessen Wahrheit er im Innersten überzeugt, von dessen Erhabenheit er tief ergriffen ist. (Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 13. September. № 73.

Gottfried Arnold.

Am Ende des siebzehnten und in den Anfängen des achtzehnten Jahrhunderts war am Himmel der Kirche ein Stern von einem eigentümlichen Glanze zu sehen. Von Vielen wurde derselbe mit der Zuversicht begrüßt, er werde zum Segen leuchten immer und ewiglich, während ihn Andere mit gleich fester Ueberzeugung zu den irrigen Sternen gezählt haben, welchen behalten sei das Dunkel der Finsternis. Hat Gottfried Arnold den Ausspruch Pauli „durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte, als die Verführer und wahrhaftig" als Umschrift um sein eigenes Haupt gesezt: so kann man diese Verwendung eines Apostelworts allerdings als einen bedenklichen Uebergriff empfinden; gleichwol wird der auf die Thatsachen gerichtete Blick sie in gar mancher Hinsicht als eine zutreffende anerkennen. Wie nämlich der Apostel bei jener Schilderung seines Ergehens weniger die Schmähungen im Auge hatte, mit welchen ihn die Obersten dieser Welt überhäuft, als vielmehr die Anklagen seines Wirkens, die er von Seiten der verschiedenen Parteien in der Gemeinde selbst erfuhr: so wissen wir auch Nichts von sonderlichen Kämpfen, welche Arnold mit den Verfechtern des Unglaubens hätte bestehen müssen; sondern es waren die Vertreter abweichender theologischer Richtungen und kirchlicher Bestrebungen, die ihn mit einer Bitterkeit und Zähigkeit ohne Gleichen, weit über sein Grab hinaus, zum Gegenstand ihres Angriffs gemacht haben. Und wie einem Paulus inmitten solcher Verdächtigungen der Anspruch zustand, „wir meiden heimliche Schande, gehen nicht mit Schalkheit um, sondern beweisen uns wol gegen aller Menschen Gewissen vor Gott": so gebührt auch Arnold das Zeugnis, daß sein Herz innig für den Heiland erwärmt, daß dasselbe bis zur Glut für die Sache seines Reichs begeistert und zu jedem Opfer in dessen Dienste bereit gewesen sei. Die Frage ist nur die, ob er auch mit dem objectiven Rechte des Apostels habe sagen dürfen: es ist mir ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde, oder von einem menschlichen Tage; der Herr ist es, der mich richtet.

Die Erscheinung, daß ein Mann, welcher Alles für Schaden achtete, um Christum zu erkennen und zu gewinnen, ebenso von den Pflegern der theologischen Wissenschaft wie von den Trägern des praktischen Amts für einen Feind Christi, ja für einen solchen erachtet wurde, wie er gefährlicher und verderblicher seit der Apostel Zeiten nicht erstanden: diese Erscheinung erklärt sich bei Weitem nicht ausreichend aus der Heftigkeit des Kampfes, der zwischen dem Pietismus und der Orthodoxie entbrant war. Von dem sehr zweifelhaften Rechte abgesehen, mit welchem man Arnold der Pietistischen Schule zuzuzählen pflegt, durchbrach die Polemik ihm gegenüber die Schranken, welche sie gegen Spener und gegen die Freunde und Schüler desselben im Allgemeinen immer inne gehalten; und es geschah dies durch Männer, von Seiten welcher ein derartiges Vorgehen höchst auffällig ist. Daß ein junger aufstrebender Gelehrter, wie Joh. Christoph Colerus, Adjunkt der philosophischen Fakultät in Wittenberg, an dem discreditirten Manne einen literarischen Ruhm zu verdienen suchte, und als sich kaum das Grab über ihm geschlossen, eine gehässige Biographie desselben herausgab: das begreift sich ebenso, wie daß er später, als Pfarrer zu Brück und als Hofprediger zu Weimar, um Löscher zu gefallen, ein noch umfänglicheres Werk gleichen Stoffes in Aussicht stellte. Was aber bewog einen Wernsdorf, diesen milden, sanften und besonnenen Theologen, die Schrift des Colerus mit einer ihren Inhalt wie ihre Form durchweg billigenden Empfehlung zu versehen, und ihr Zusätze beizufügen, durch welche er hart an die Gränze des Lächerlichen anstreift? Daß Ernst Salomo Cyprian, nachdem er unlängst zum außerordentlichen Professor der Philosophie in Helmstädt berufen war, dem Unmute der Theologen in geharnischten Streitschriften gegen Arnold Worte lieh: das befremdet Niemand. Was aber trieb den nachmaligen Vice-Präsidenten des Ober-Consistoriums zu Gotha, den angefangenen Streit sein ganzes Leben hindurch mit merklich steigender Gereiztheit fortzuführen, jüngere Kräfte auf den Kampfplatz zu führen, und dafür zu sorgen, daß nach seinem Tode eine von ihm verfaßte „gründliche Belehrung" über Arnolds Irrtümer veröffentlicht werde? Da drängt sich die Vermutung auf, daß die Anfeindungen keineswegs allein einer Richtung gegolten haben mögen, welche Arnold mit vielen Anderen gemeinsam verfolgt, sondern daß sie durch Umstände begründet waren, die mit seiner Persönlichkeit in engem Zusammenhange standen.

Die Grundzüge seines Charakters, die sich im Laufe der Zeit, unter dem Wechsel seiner Schicksale und seiner Studien, mehr und mehr entfalteten, traten bereits in der frühen Jugendzeit hervor. Es war dies von der einen Seite eine eigentümlich ausgeprägte Selbständigkeit, welche schon der Knabe teils in Folge seiner ungemeinen Begabtheit, teils vermöge äußerer Umstände

errang; von der anderen Seite aber eine tiefe und lebendige Frömmigkeit, welche ohne Zuthun von außen her in ihm im zartesten Alter erwacht war. Der frühe Tod seiner Mutter, die kümmerlichen Verhältnisse seines kränklichen, als sechster Lehrer an der Stadtschule zu Annaberg wirkenden Vaters nötigten den kaum Dreizehnjährigen, durch Unterricht seinen Unterhalt zu erwerben. Er mußte geben, statt zu empfangen, er lernte dadurch, daß er lehrte. Was er an Kentnissen und an Bildung gewann, das war weit mehr die Frucht eigenen Fleißes und eigener Betriebsamkeit, als daß er es fremder Mitteilung oder Anregung verdankt hätte. So bei dem Knaben; so aber auch bei dem Jüngling auf der Fürstenschule zu Gera und später auf der Universität Wittenberg. Wiewol Deutschmanns Haus- und Tischgenosse, hat er sich weder an diesen, noch an Quenstedt oder einen anderen Lehrer der Theologie näher angeschlossen; er stand ihnen Allen kalt und fremd gegenüber, und hat später freimütig bekant, er habe ihrer Keinem Etwas zu danken. Die natürlichen Folgen hiervon, eine Geringschätzung aller menschlichen Autorität auf dem Gebiete des Geistes, und ein Hang zur Einsamkeit, stellten in der That einen Subjectivismus in Aussicht, der zu schweren Conflicten führen konte. Nach Einer Seite zwar war der Gefahr vorgebeugt. In einen Trotz der Anmaßung konte Arnold nie verfallen. Davor bewahrte ihn seine innige Frömmigkeit. So weit seine eigenen Erinnerungen zurückreichten, schon an der Gränze der unmündigen Kindheit, bekent er, von der göttlichen Weisheit merklich gezogen und gerührt, auch oft empfindlich und nachdrücklich gezüchtigt zu sein. Unermüdet sei ihm der wahrhaftige Hirte nachgegangen, bis er ihn ergriffen und durch seinen Geist zu seiner wahrhaftigen Erkentnis geleitet habe. Er erfuhr und empfand den Zug des Vaters zu dem Sohne und gab demselben Folge. Dies war der goldene Faden, der sich hindurchzog durch sein ganzes Leben. Keine Periode, wo sich derselbe dem verfolgenden Augen entzöge oder auch nur in vermindertem Glanze erschiene. Aber wenn diese Frömmigkeit mit geflissentlicher Ausschließlichkeit auf die Uebergabe des Herzens an den Herrn, auf die entschiedenste Weltverleugnung, überhaupt auf die Pflege des inneren, mit Christo in Gott verborgenen Lebens gerichtet war; wenn sie eine zunehmende Gleichgiltigkeit gegen die Lehre und gegen die gemeinsame Ausübung im Cultus nicht blos duldete, sondern selbst beförderte: so war dies für den Theologen nicht minder bedenklich, als es von Seiten des künftigen Arbeiters im Reiche Gottes ein friedliches Zusammenwirken mit Andern kaum erhoffen ließ.

Arnold verließ im Jahre 1689 die Universität Wittenberg, ausgestattet mit ausgebreiteten Kentnissen in den philologischen und mathematischen Wissenschaften, aber vorzüglich mit einer umfassenden und detailirten Bekantschaft mit der christlichen Archäologie und der gesamten Kirchengeschichte; eine Bekantschaft, die er sich durch ernste und anhaltende Quellenstudien erworben hatte. Aber er schied von der Hochschule zugleich vollständig zerfallen mit der Theologie, wie sie damals gelehrt wurde, — er nante sie eine wertlose und unfruchtbare Scholastik —, und mit der Weise, in welcher er das praktische Amt verwalten sah. Mehr als blos schwankend und unklar, ganz eigentlich rathlos, befand er sich daher der Frage nach der Wahl seines Lebensberufes gegenüber. Den Gedanken an eine andere Thätigkeit, als die unmittelbar dem Dienste Christi gewidmete, konte er bei seiner innigen Liebe zu dem Heiland gar nicht fassen. „Das rechte göttliche Lehramt hat mir von Jugend auf als das wichtigste Werk vor meinem Sinne geschwebet." Und doch vermochte er, den Blick auf die dermalige Lage der Sachen gerichtet, keine Freudigkeit zur Uebernahme eines kirchlichen Amtes zu gewinnen. „Nachdem ich den tiefen Verfall der ganzen Christenheit erkant hatte, hegte ich keinen solchen Vorsatz mehr, zumal ich mich zu den äußeren Ceremonien und den dabei fast notwendigen Verstellungen weder geneigt noch tüchtig fand." Nur Ein Stern winkte ihm die Hoffnung einer Lösung dieses Zwiespalts zu. Arnold begab sich zu Spener nach Dresden. Daß er zu Anfang mit inniger Anhänglichkeit einem Manne zugethan war, aus dessen Predigten und Vorträgen ihn ein ganz anderer Geist anwehete, als in den Hörsälen zu Wittenberg: das begreift sich aus der Uebereinstimmung nicht allein der Anschauungen, sondern auch der wesentlichen Interessen. Ebenso bedarf die ungemeine Zuneigung, welche Spener für den jugendlichen Streiter Christi faßte und die er selbst später nie ganz hat verleugnen können, keiner weiteren Erklärung. Aber eine allmäliche Lockerung dieses Bandes war unausbleiblich. Sich in selbstverleugnender Unterordnung der Leitung Speners völlig zu überlassen: dazu konte sich ein so selbständiger Charakter, wie Arnold war, nimmer verstehen. Wiederum bemerkte Spener an seinem jungen Freunde bald eine Consequenz und Schärfe, welche ihn mit Bangigkeit und Verdruß erfüllen mußte. (Theol. Bed. Th. 3 S. 582 ff.) Wo Spener klagte und Leide trug, da entbrante Arnolds Unwille und Zorn. Wo Jener zu heilen suchte, durch Gebet und Arbeit im Schweiße seines Angesichts, da war Dieser geneigt zu zerstören, damit auf den Trümmern des Alten ein besseres Neue erstünde. Ihm war die Kirche ein Babel, das der Christ nicht blos verlassen, sondern welches der rechte Kämpfer zu vernichten suchen müsse. Die Dichtung, welcher Arnold die Ueberschrift: „Babels Grablied" gegeben hat (Göttl. Liebesfunken, Nr. 126), ist nachweislich eine seiner frühesten, und höchstwahrscheinlich gehört sie diesem Dresdener Aufenthalt an. Wenn er da anhebt: „der Wächter Rath, den Gott bestellet hat, spricht die Sentenz schon über Babels Wunden, es sei kein Arzt noch Kraut für sie gefunden, so gar verzweifelt böse sei der Schaden Babel hat"; und wenn er dann fortfährt, in einer ebenso anziehenden wie abstoßenden Weise Die zu verspotten, die blos klagen, die gar noch helfen und heilen wollen, die es bei bloßen Worten bewenden lassen und den Geist Derer zu dämpfen suchen, welche sich zum ernstlichen Kampfe bereiten: so drängt sich die Vermutung auf, daß er damit die Verschiedenheit seiner kirchlichen Stellung von der Richtung Speners habe deuten wollen. Die gegenseitige Entfremdung zwischen Beiden würde wol zu einem vollständigen Bruche gediehen sein, hätte nicht

die Berufung Speners nach Berlin ihrem persönlichen Verkehre ein Ende gemacht.

Hatte Arnold in Dresden den Frieden nicht gefunden, so konten sich unter den Umgebungen, in welche er bald gesezt wurde, die erregten Wogen seines Gemüts noch weniger besänftigen. Von der adeligen Familie, wo er als Erzieher wirkte, wurde er plözlich aus einem nicht ganz aufgeklärten Grunde entlassen, und er trat in eine gleiche Stellung im Hause des frommen Stifthauptmanns von Stamm in Quedlinburg. Der Aufenthalt in dieser Stadt bezeichnet einen Wendepunkt in Arnolds Leben. Die religiösen Bewegungen, welche er bei seiner Ankunft daselbst im Frühjahr 1693 vorfand, mußten in seiner damaligen Verfassung, wenn auch nicht eine äußere Beteiligung, so doch eine lebhafte innere Teilnahme bewirken. Die gesunden Elemente, welche er bei den Ewekten wahrnahm oder wahrzunehmen glaubte, zogen ihn mächtig an, während die sectirerischen, separatistischen, fanatischen Gelüste derselben, die er selbst nicht ganz in Abrede stellen konte, ihn nicht allzusehr abstießen. An einer geistlichen Kraft, welche die Bewegung hätte leiten und beherschen, welche den Segen bewahren, die Ausschreitungen hätte darniederhalten können, gebrach es damals ganz. Scriver, von Alter und Krankheit gebeugt, war dazu nicht mehr der Mann; während seiner kurzen Wirksamkeit in Quedlinburg litt er zwar viele Schmach von dieser Seite her, aber sein Zeugnis drang nicht durch. Selbst Geistliche, namentlich der Hofdiaconus und Präbendat Johann Heinrich Sprögel, nahmen mehr oder minder offen und entschieden für die Sectirer Partei. Und die Preußische Regierung, welche seit Kurzem (1687) das Schutzrecht über das Stift von Kursachsen überkommen hatte, war ganz und gar nicht geneigt, die geistliche Behörde der Aebtissin in ihrem gewiß sehr unzweckmäßig geführten Kampfe gegen die Separatisten zu unterstützen. Es ist nun zwar nicht so, als wäre Arnold von diesem Strome — freiwillig oder unfreiwillig — fortgerissen worden. Nicht blos an Kentnissen und Bildung, sondern auch an Charakter und Frömmigkeit war er allen Andern weit überlegen; und selbst ein stürmischer unlenksamer Geist wie Dippel hat offen bekant, daß nicht er auf Arnold bestimmend eingewirkt, sondern daß Dieser vielmehr ihn aus vielen Verirrungen auf den richtigen Pfad zurückgebracht. Sich selbst aber an die Spitze der Bewegung zu stellen, das leitende Haupt einer Partei zu werden: davor bewahrte ihn die Nüchternheit, die ihm geblieben war. Allein wenn er nun wahrnahm, wie der orthodoxe Clerus gegen Menschen, die er im Grunde des Herzens als fromme, heilsbegierige Christen achtete, mit Drohungen, Zwangsmitteln und harten Bedrückungen einschritt: so fand er dabei mehr zu beklagen, als nur den Mangel an Sanftmut und Weisheit; fester und fester wurde in ihm die Ueberzeugung, daß die herschende Kirche nicht die Pflegerin, sondern die Feindin, die Unterdrückerin der Kinder Gottes sei. Nicht blos beherscht von diesem Gedanken, sondern im Dienste der Rechtfertigung und zum Zwecke der Verbreitung desselben, arbeitete er sein erstes großes Werk aus: „Die erste Liebe, das ist, wahre Abbildung

der ersten Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben." Diese in acht Bücher abgeteilte Schrift (zuerst 1696 in Frankfurt erschienen) wurde zwar mit allgemeinem Beifall, den selbst spätere erbitterte Gegner ihr nicht vorenthielten, aufgenommen; bald in fremde Sprachen übersezt, fand sie einen weiten Kreis begieriger Leser. Und sie verdiente, ja erzwang sich diesen Beifall durch die reichen, gründlichen und genauen Mitteilungen aus der Geschichte der ältesten Kirche, so wie durch die wahrhaft salbungsvolle, mit einer damals unerhörten Herschaft über die Sprache verbundene Darstellung. Allein ein Hehl aus seinen, den hergebrachten geradezu widerstreitenden kirchengeschichtlichen Anschauungen hat Arnold schon in diesem Werke nicht gemacht. In dem achten Buche desselben bezeichnet er die Constantinische Zeit unumwunden als die Epoche des beginnenden Verfalls, wo Clerus und Gemeinden dem Wesen dieser Welt gleichförmig geworden seien. Nur vorher war die Kirche wirklich die Braut Christi, umflossen von göttlichem Lichte, eine Behausung Gottes im Geiste; von da ab aber eine Macht, die sich die Verfolgung und Unterdrückung des übrig gebliebenen Samens der Frommen zur ganz eigentlichen Aufgabe gesezt habe. Was Arnold später in der Kirchen- und Ketzerhistorie mit Beharrlichkeit und Consequenz ausführt, daß der ganze Verlauf der Geschichte seit Constantinus nichts anderes sei, als ein Kampf der Hierarchie und der Orthodoxie, „welche den Boden ihrer Existenz mit allen Gräueln ihrer Streit- und Verfolgungssucht, ihres heuchlerischen Pharisäismus, ihrer Unsittlichkeit und Gottlosigkeit entweiht habe, gegen die wahren Gotteskinder, sie mochten vereinzelt oder in kleineren Gemeinschaften erscheinen, — zwar immer andere Personen, aber dieselben Aufzüge": davon lagen in der That schon in dieser Erstlingsarbeit die Keime zu Tage. Nur wurden sie weder von Spener noch von Anderen sofort erkant. Die Idealisirung der ersten Christen verdeckte Arnold dadurch, daß er fast durchweg die Väter selbst reden ließ; und das achte Buch, welches sich auf Constantin und dessen Zeit beschränkte, erregte um so weniger Befremden, als schon die Centuriatoren den Ehrenkranz dieses einst so gerühmten Kaisers zu zerpflücken gewagt hatten.

Vier Jahre hatte Arnold in Quedlinburg, neben seinem Berufe mit der Ausarbeitung dieser Schrift beschäftigt und in ununterbrochenem vertrauten Umgang mit Sprögel verlebt, als er unerwartet einen Ruf als ordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Gießen erhielt (Tholuck, akad. Leben des 17. Jahrh. II. S. 42). Nicht allein der Beweis seiner Kentnisse und seiner Darstellungsgabe, welcher in seiner Erstlingsschrift vorlag, trug ihm diese Berufung ein, sondern viel vollständiger der Ruf seiner Frömmigkeit; denn gegen das Ende des 17. Jahrh. hatte der Pietismus in Gießen den entschiedenen Sieg errungen. Ueberraschend war ihm der Antrag, aber zur Freude gedieh er ihm nicht. Ihm war, als sollte er zu einer fremden Fahne schwören, wenn er über weltliche Händel studiren und davon erzählen müßte. Und doch schien es ihm und seinen Freunden, „als wäre das Schulwesen einem erleuchteten Gemüte

immer noch erträglicher und dienlicher zur Erbauung", zumal dem Lehrer der Geschichte neben der Profangeschichte auch die der Kirche übertragen war. Nach langem Schwanken und Kämpfen, da er bald zusagte, bald wieder abschrieb, entschloß er sich schließlich, zu folgen, — „die nicht ruhenden Versuchungen", so sagt er, „übermochten endlich den bereits siegenden Geist"; ja er gewann so viel Zuversicht, daß er in seiner Inaugural-Rede den Ruf als einen göttlichen glaubte bezeichnen zu dürfen. Kaum aber hatte er das Amt angetreten, so überkam ihn die bitterste Reue. Während seiner Studienzeit in Wittenberg hatte er bei seinem eingezogenen, ausschließlich der Arbeit gewidmeten Leben die akademischen Verhältnisse überhaupt wenig beachtet; von der Stellung und den Obliegenheiten eines Professors hatte er gar keine Ahnung. Als er nun zu Collegien, Disputationen, Colloquien und „anderen Exercitien" herangezogen wurde, da ergriff ihn nicht sowol ein Unmut über die Vergeudung der kostbaren Zeit an solche „unnütze und schädliche, der Welt und ihren Elementen gewidmete Verrichtungen", auch nicht allein ein Ekel an den offenbaren Sünden, wie Misbrauch des Namens Gottes, Ehrgeiz, Geldgeiz, Ruhmredigkeit, die beim Examiniren, Votiren und Gratuliren begangen würden: sondern ihn überfiel eine Gewissensangst, die er durch demütige Hingabe an seine Pflichten und durch heißes Gebet nicht zu beschwichtigen vermochte. Er glaubte in diesem Berufe „des einzig notwendigen und besten Teils, der stetigen Gemeinschaft mit dem Herrn, nicht warten zu können", und spürte mit Entsetzen, „daß das zarte Leben Jesu in ihm abnahm und zurückgehalten wurde." Auf allen Schritten glaubte er Bestrafungen und Warnungen des heiligen Geistes zu erfahren, und er erlitt „die empfindlichsten Schmerzen, ja lauter Stiche im zerschlagenen Gemüte." Jedermann sah ihm seine inneren Qualen an, Mancher schenkte ihm auch wol einige Teilnahme. Namentlich der Theologe May achtete und liebte ihn (er ließ seine „erste Liebe" während der Malzeit in seinem Convicte vorlesen, — ein Umstand, über welchen er sich später gegen die theologische Facultät in Rostock hat rechtfertigen müssen). Aber einen Arnold zu verstehen, dazu fehlte auch dem frommen May das Organ. Tholuck mag darin ganz Recht haben, wenn er Arnold „eine ascetische Entgegensetzung von Weltlichem und Geistlichem" zum Vorwurf macht. Aber wenn es dem geängstigten Manne einmal zu Sinne war, wie er es späterhin in dem Liede deutet, — „der eitle Wahn, 'was Nützliches zu lehren, zog mich aus mir und meines Jesu Ruh' in fremde Pflicht, sein Werk in mir zu stören; ich ließ mich selbst, und lief auf Andre zu. Da ward mir Zeit und Kraft und Lieb' benommen, die Freiheit des Gewissens ward gekränkt: der Geist kann nicht zu seiner Fülle kommen, so lang die Welt aus ihrem Becher schenkt" —, wenn es ihm also einmal so zu Sinne war: so übrigte nur eine gewaltsame Lösung des Knotens. Er hegte wol den Wunsch, daß ihn der Herr ohne sein Zuthun von dem drückenden Joche entbinden, daß etwa die vorgesetzte Behörde ihn aus eigenem Antriebe entlassen möge: aber zu einem geduldigen Harren fand er in sich weder Mut noch Kraft. Er hatte Anderen den Rath gegeben, „frag' deinen Gott, hör', was er zeuget; frag' deinen Gott, laß Ihn dich führen": so glaubte er sich von oben her auf „Jacobs geheimen Weg" gewiesen, und ohne seine Demission empfangen zu haben, verließ er Amt und Ort. Sein Abschied von der Hochschule war ganz eigentlich eine Flucht. „Ich eile, meine Sele zu retten." In einer besonderen Schrift: „offenherziges Bekentnis", die oft aufgelegt und viel gelesen wurde, rechtfertigte er demnächst seinen Schritt. Mit den Universitätslehrern hatte er es dadurch gründlich und für immer verdorben; auch Spener gerieth darüber in tiefe Betrübnis; er sah es als ein Gericht Gottes über die Kirche an, wenn sich die Wolgesinten so zurückziehen.

Arnold hat in Gießen für sich selbst keinerlei Segen genossen; gleich einem nur so eben noch glimmenden Dochte ging er hinweg. Ob er auch keinen Segen zurückgelassen, es sei bei Collegen oder bei Schülern, es sei kraft seiner Persönlichkeit oder vermöge seiner Vorträge, — wir wissen es nicht. Aber Ein Lichtstrahl erhellete das Dunkel dieses trübseligen Gießener Aufenthalts. Hier gab er die erste Samlung seiner geistlichen Lieder, die berühmten „Göttlichen Liebesfunken aus dem großen Feuer der Liebe Gottes in Christo Jesu entsprungen" heraus. Mit einer freimütig ernsten, tief empfundenen Zuschrift (vom 12. Juni 1697) widmete er dieselben der Landgräfin Dorothee Charlotte von Hessen. Was er hier darbietet, das sind keine eigentlichen Meisterwerke, aber Alles verräth einen Dichtergenius ersten Ranges. Daß Arnold nicht als solcher anerkant wird, das beruht teils darauf, daß er seine Gabe nicht künstlerisch ausgebildet hat, am wenigsten in formeller Beziehung, teils ist es in dem Umstande begründet, daß seine Dichtungen Voraussetzungen machen, welche nicht bei Vielen zutreffen; — populär können sie niemals werden. Arnold hat nie auf ein Lied studirt, nie die Absicht den Plan gefaßt, ein solches zu liefern; sondern von selbst flossen sie ihm in die Feder, der Geist gab ihm mit dem Inhalt auch die Form. Ebenso hat er nie an einem entworfenen Liede gebessert und gefeilt, — darin sah er einen heidnischen Misbrauch der kostbaren Zeit, welche mit nichtigen Grillen und Uebungen nicht vergeudet werden dürfe. „Ich halte alles Dichten und Sinnen für unnütz, das nicht aus dem Geiste Gottes fließt." Alle seine Lieder kamen ihm mitten unter den ernstesten Studien, — er sagt, sie seien gleichsam geboren, indem die Verse von selbst ungezwungen dahinflossen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 16. September. № 74.

Das Vaterunser.

VI.

Die lezte Bitte: „sondern erlöse uns von dem Bösen", muß mit der vorlezten in Zusammenhang stehen, das zeigt ihr Anfang mit „sondern", auf der andern Seite kann sie nicht blos positiv ausdrücken, was die vorgehende negativ ausgesprochen hatte, sonst würde sie kein selbständiges Glied in der Siebenzahl der Bitten darstellen und also ihr innerer Charakter im Widerspruche mit ihrer äußeren Stellung stehen.

Schon diese Betrachtung muß uns geneigt machen in dem alten Streite, ob unter dem Bösen der böse Feind zu verstehen sei oder das Böse auf die leztere Seite zu treten. Denken wir an den Bösen, den Versucher, so fallen die beiden Bitten zu sehr zusammen. Sprachlich kann zwischen beiden Erklärungen nicht entschieden werden. Der Böse komt von dem Satan einige Male im N. T. vor, Matth. 13, 19. Ephes. 6, 16, obgleich seltener als gewöhnlich angenommen wird, ebenso tritt uns aber auch das Böse mehrfach entgegen, und zwar einige Male in der Gestalt einer feindlichen Macht, Matth. 5, 37. 13, 38, wo die Söhne des Bösen, im Gegensatze gegen die Kinder des Reiches, nicht Kinder des Satan, sondern des Bösen im sachlichen Sinne sind, Angehörige desselben, Joh. 17, 15: „ich bitte nicht, daß du sie aus der Welt wegnehmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Bösen", eigentlich aus dem Bösen, wo schon die Präposition zeigt, daß es sich nicht um eine Person handelt, sondern um ein Gebiet, daß also nicht an den bösen Feind zu denken ist, sondern an das Böse. Gegen die Beziehung auf den bösen Feind entscheidet hier ferner die unverkennbare Anspielung auf 1 Mos. 48, 16, wo Jakob spricht: „der Engel, der mich erlöset aus allem Bösen." Dann die Vergleichung der abgeleiteten Stelle 2 Tim. 4, 18: „der Herr wird mich erlösen von jedem bösen Werke", wo der Apostel von einer Sache erlöst zu werden hofft und nicht von einer Person. Nachdem wir eine so feste Grundlage gelegt haben, dürfen wir auch noch geltend machen, daß wir grade am Schlusse des Gebetes des Herrn einen möglichst umfassenden Ausdruck erwarten, daß dem Satan zu viele Ehre angethan wäre, wenn er überhaupt in dem Gebete des Herrn, dieser kurzen Summe des Gebetes, genant würde, daß es aber gradezu ein Miston wäre, wenn er das lezte Wort in dem Gebete des Herrn bildete, ebenso wie der Vater das erste.

Allerdings ist der Satan auch unter dem Bösen mitbegriffen. Das sondern zeigt, daß die lezte Bitte in naher Beziehung auf die vorlezte steht. Was Augustinus bemerkt: „er hat sondern gesezt, damit er zeige, daß dies Ganze einen Satz bildet; indem er uns vom Bösen befreit, führt er uns nicht in Versuchung, indem er uns nicht in Versuchung führt, befreit er uns vom Bösen", hat wenigstens einseitige Wahrheit, wenn auch dabei verkant wird, daß die lezte Bitte ein weiteres Gebiet hat als die vorlezte. Bei der Versuchung aber hat der Satan seinen Anteil. Von ihm geht die Versuchung Christi aus, in der vorgebildet wird, was alle Gläubigen bestehen müssen. Er wird in Matth. 4, 3 der Versucher genant. Paulus sagt in 1 Cor. 7, 5: „daß euch nicht versuche der Satan wegen eurer Unkeuschheit", und in 1 Thess. 3, 5: „ich habe ihn gesandt, daß ich erführe euren Glauben, auf daß nicht euch vielleicht versucht hätte der Versucher." Wir haben nach Ephes. 6, 12 nicht blos mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit den geistlichen Mächten der Bosheit. Aber selbst bei der Versuchung, an die wir nur zunächst zu denken haben und nicht ausschließlich, ist nicht der Satan der eigentliche Ausgangspunkt der Gefahr, sondern die einwohnende Sünde. Das lehrt sehr nachdrücklich Jakobus in C. 1, 14: „ein jeder wird versucht, wenn er von seiner eignen Lust gereizt und gelockt wird", dann in C. 4, 7: „widerstehet dem Teufel, so wird er fliehen von euch."

Die Beziehung auf die Grundstelle 1 Mos. 48, 16 und die Vergleichung der Parallelstelle 2 Tim. 4, 18 zeigt zugleich, daß die Erlösung von dem Bösen den weitesten Umfang hat, von diesem Bösen, der Versuchung, und zugleich von allem Anderen, der Sünde und dem Uebel. Daß auch das leztere mit eingeschlossen ist, zeigt die Grundstelle, die sich grade darauf vorzugsweise bezieht, ganz deutlich, und damit stimt auch der Sprachgebrauch überein. Wenn auch durchaus gewöhnlich das Böse das sittlich Böse ist, so ist doch der böse Tag in Ephes. 6, 13 der Unglückstag, das böse Werk in 2 Tim. 4, 18 alles was uns Not macht, und die Apokalypse redet in C. 16, 2 von einem bösen Geschwüre. Auch das Leid, das oft so schwer auf uns lastet, muß seine Stelle in dem Gebete des Herrn haben. Sonst würde das gepreßte Herz in ihm nicht seine volle Erleichterung finden.

Hinter der Bitte ist auch hier, da sie nach dem Willen Gottes ist, die Verheißung verborgen. Dies erkennend sezt Paulus in 2 Tim. 4, 18 an die Stelle des: erlöse, das: er wird er-

lösen. Diese Verheißung findet für den Einzelnen ihre vollendete Erfüllung, wenn er eingegangen ist in die ewigen Wohnungen, wo keine Sünde und kein Leid und kein Geschrei mehr sein wird, für das Ganze der Kirche auf der neuen Erde, da Gerechtigkeit wohnet, und bei der von dem Herrn verheißenen Wiedergeburt. Daß wir dies lezte Ziel stets vor Augen haben sollen, so oft wir die Bitte aussprechen, zeigt uns der Vorgang des Paulus, der das: „der Herr wird mich erlösen von jedem bösen Werke" im Angesichte des Märtyrertodes ausspricht, und sogleich darauf folgen läßt: „und retten in sein himlisches Reich." „Weil wir, sagt Chemnitz, in dieser Zeitlichkeit und in diesem Leben auf der Erde Kriegsdienst haben, so bitten wir hier um das ewige Leben, an das wir in unserm Bekentnis zu glauben erklären, daß wir herübergenommen werden aus dieser Welt, wo der Teufel Fürst ist, wo in dem Jammerthal die Erde die Dornen und Disteln der Widerwärtigkeiten sprossen läßt."

„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen", so lautet der dem Eingange entsprechende Schluß des Gebetes, in dem wir Gott vorhalten, was sein Herz neigen muß, unsere Bitten zu erfüllen, und ebendamit unser Herz mit der Hoffnung auf diese Erfüllung durchdringen und mit unüberwindlicher Zuversicht gegen Alles, was uns an dieser Erfüllung irre machen kann.

Der Schluß des Gebetes des Herrn ruht auf 1 Chron. 29, 10 — 12. David fordert zu Beisteuern für den Tempelbau auf und dieser Aufforderung wird reichlich entsprochen. Deshalb preist er Gott, der die Mittel zu solchen Spenden freigebig dargeboten, und spricht: „Gelobt seist du, Herr Gott Israels unsers Vaters, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Des Herrn ist die Größe und die Stärke und die Zier und die Kraft und die Herlichkeit, denn Alles im Himmel und auf Erden ist dein, Herr, und das Reich, und du bist es, der sich über Alles als Haupt erhebt. Und der Reichtum und die Ehre komt von dir und du herschest über Alles." Diese ausführliche Doxologie wird hier in eine kurze Summe zusammengezogen, und grade in dieser einfachen und majestätischen Kürze, die mit dem ganzen Charakter des Gebetes des Herrn in Einklang steht, gewint sie an imponirender Bedeutung.

Daß das Reich hier, wie so oft z. B. in dem Worte des Herrn: mein Reich ist nicht von dieser Welt, Joh. 18, 36, die Herschermacht ist, zeigt schon die Beziehung auf jene Davidische Doxologie. Da wird: „dein ist das Reich" erklärt durch: „du bist es, der sich über Alles als Haupt erhebt", „du herschest über Alles." Eben darauf führt auch die Zusammenstellung mit der Macht und mit der Herlichkeit.

Das Reich ist hier, verschieden von dem Reiche in der Bitte: dein Reich komme, die ewige zugleich mit der Schöpfung gegebene Herschaft Gottes. Diese ewige Herschaft Gottes bildet die Grundlage der Erfüllung der auf das Gnadenreich gehenden Bitte: dein Reich komme. Zu dieser Bitte verhält sich das: „dein ist das Reich" grade so wie in Ps. 22 sich der V. 28: „Gedenken werden des und zum Herrn sich wenden alle Geschlechter der Erde" zu V. 29 verhält: „denn des Herrn ist das Reich und er herschet unter den Heiden." Die Heiden werden dereinst wieder dem Herrn huldigen, sein Reich muß kommen, denn er ist von Haus aus der König der Erde, und Sein und Bewußtsein, Recht und Wirklichkeit können nur zeitlich auseinandertreten.

Daß der Sache nach der Schluß, dem Eingange correspondirend, dem Ganzen der sieben Bitten angehört, zeigt eben diese unverkennbare Beziehung, in der das: dein ist das Reich, auf das: dein Reich komme, steht. Zunächst aber gibt die Doxologie die Begründung zu der lezten Bitte: „sondern erlöse uns von dem Bösen", wie schon daraus erhellt, daß Paulus in 2 Tim. 4, 17 die Doxologie an diese in den Ausdruck der Zuversicht umgesezte lezte Bitte anschließt. Zu dieser lezten Bitte paßt auch das: „dein ist das Reich." Ist Gottes das Reich, ist Herschermacht und Schrecken bei ihm, Hi. 25, 2, so darf sich seinen getreuen Unterthanen kein Böses nahen, er weiß sie mit gewaltiger Hand davor zu bewahren und daraus zu retten.

„Dein ist das Reich", wer das nur von ganzem Herzen sprechen kann, dem kann es keine Sorge machen, wenn das: „lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile", und das: „wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche" wieder einmal recht laut ertönt. Er weiß, daß der im Himmel wohnt ihrer spottet und der Herr ihrer lachet.

Die Macht und die Herlichkeit ist die Macht und die Herlichkeit schlechthin, gegen die alles verbleichet und zum bloßen Schein herabsinkt, was sich sonst als Macht und Herlichkeit geltend macht, gegen die alle Heiden sind wie das Tröpflein vom Eimer und das Stäublein der Wagschale.

Daß das Amen speciell der Doxologie angehört, nicht dem ganzen Gebete, zeigt die Analogie der übrigen Doxologien des N. T. Auch schon in alttestamentlichen Doxologien komt Amen als Schluß vor, Ps. 41, 14. 72, 19. Es weist hier darauf hin daß es ernst gemeint ist, wenn Gott das Reich, die Kraft und die Herlichkeit beigelegt wird, daß man mit vollem Glauben diese heilsame tröstliche Wahrheit umfaßt, an der das schwache Fleisch und der Satan stets irre zu machen suchen. Das Amen hat zur Voraussetzung, daß gewaltige Mächte sich gegen dies Bekentnis erheben, gewaltig nicht an sich, da sind sie jämmerlich, aber im Verhältnis zu unserer armen, in das Sichtbare verflochtenen Sele.

Es ist jezt gangbar geworden, die Doxologie für späteren Zusatz zu erklären. Ihre Ursprünglichkeit hat aber gewichtige Gründe für sich.

Das Vorhandensein des Einganges deutet auf einen Schluß hin, und wir erwarten einen solchen um so mehr, da das Gebet des Herrn sich von vornherein als eigentliche Gebetsform darstellt. Das: erlöse uns von dem Bösen, kann die Stelle des Schlusses nicht vertreten, da es in die Hauptmasse dadurch eingereiht ist, daß es zur Vollendung der Siebenzahl der Bitten dient, auch mit der sechsten Bitte durch das sondern förmlich verkettet ist.

Das Vorhandensein der Doxologien ferner in fast allen postolischen Schriften, bei Paulus, Petrus, Judas, Johannes n der Apokalypse (nur bei Jakobus kommen keine vor), scheint ine Grundlage zu verlangen, wie sie in dem Schlusse des Ge- etes des Herrn vorliegt, falls derselbe als ursprünglich anerkant oird. Diese Doxologien ferner bieten mannichfache Variationen ar, aber fast nirgends fehlt die Herlichkeit, nirgends die Ewig- eit, nirgends das Amen. In mehreren Fällen findet noch eine ähere Beziehung zu der Doxologie in dem Gebete des Herrn tatt. In Gal. 5, 1: „nach dem Willen Gottes und unsers Vaters, dem die Herlichkeit in Ewigkeit. Amen", und in Phil. 4, 20: „Gott aber und unserm Vater sei die Herlichkeit in Ewigkeit. Amen", verbindet sich die Beziehung auf den Schluß es Vaterunsers mit der auf seinen Anfang. In 2 Tim. 4, 18 chließt sich die Doxologie grade so wie in dem Gebete des Herrn an die Erlösung vom Uebel an, eine Thatsache, deren Bedeutung nur dann verkant werden kann, wenn man absichtlich die Augen verschließt. In Apok. 19, 1 haben wir die Dreizahl unserer Doxologie, nur steht statt des Reiches, was noch nicht ins Leben getreten, hier vorläufig das Heil. Die Hinweisung auf das Reich erfolgt aber in V. 6, so wie das in Ewigkeit in V. 3 steht, das Amen in V. 4. Auch in C. 11, 15. 12, 10 finden sich un- verkennbare Beziehungen auf die Doxologie.

Das Loben und Preisen ferner erscheint schon im A. T. und namentlich in den Psalmen als eine der wesentlichen Grund- lagen der erhörlichen Bitte. Unter den späteren Juden war es durchaus gewöhnlich, den Gebeten Lobpreisungen anzuschließen, wie Vitringa das eingehend nachgewiesen hat. „Nachdem ich — so schließt er seine Untersuchung — diese Lobpreisungen der Ju- den ins Auge gefaßt habe, ist es mir unzweifelhaft geworden, daß die Doxologie in dem Gebete des Herrn von dem Herrn selbst nach der Gewohnheit jener Zeit hinzugefügt worden ist." Auch im N. T. tritt uns die Sitte, das Gebet mit der Lobprei- sung zu beschließen, entgegen. Paulus ermahnt in Phil. 4, 6, daß man seine Wünsche in Gebet und Bitte verbunden mit Danksagung, oder Lobpreisung, gegen Gott kund werden lasse. In Col. 4, 2 sagt er: „haltet an am Gebete mit Danksa- gung", und in 1 Thess. 5, 17: „betet ohne Unterlaß, danket stets." In 1 Cor. 14, 16. 17 wird von dem Beten aus- drücklich „das beschließende Loben und Danken unterschieden." V. 15 handelt von dem Gebete überhaupt, V. 16 u. 17 zeigt speciell, „wie bei dem feierlichen Schlusse des Gebetes das Zun- genreden bedenkliche Folgen hat." Grade an diesen lezten lob- preisenden Teil des Gebetes schloß sich nach der Angabe des Apostels, ebenso wie es im Vaterunser der Fall ist, bei den freien Gebeten in der ältesten christlichen Zeit das Amen an. Das Vaterunser würde also aus dem Kreise der Gebete der christ- lichen Urzeit heraustreten, wenn es des lobpreisenden Schlusses entbehrte, und die feststehende Sitte eines solchen lobpreisenden Schlusses hätte sich kaum ausbilden können, wenn das maßge- bende Gebet des Herrn eines solchen entbehrt hätte.

Die Gegner der Aechtheit des Schlusses müssen selbst zuge-

stehen, daß derselbe trefflich passend sei. Damit ist sehr viel zu- gestanden. Der Schluß teilt die erhabene Einfachheit des ganzen Gebetes, und hat auch das mit ihm gemeinsam, daß das spe- cifisch Christliche in ihm nur verhüllt vorhanden ist. In der lezteren Beziehung würde ein aus dem Schoße der Kirche her- vorgegangener Schluß gewiß das scheinbar Fehlende zu ergänzen suchen. Den Grund der Bestreitung der Aechtheit bildet einzig und allein die Thatsache, daß die Doxologie zwar nur in eini- gen wenigen, aber grade den vorzüglichsten und ältesten Griechi- schen Handschriften, dann in der alten lateinischen Uebersetzung und bei den ältesten lateinischen Vätern, und ebenso auch bei Origenes fehlt. Aber man wird diese Thatsache nicht für ent- scheidend halten können. Das Vorhandensein der Doxologie in der ungeheuren Mehrzahl der Handschriften und bei Chrysosto- mus bildet doch ein bedeutendes Gegengewicht. Wie wenig man sich allein auf die ältesten Hilfsmittel verlassen darf, das erhellt schon daraus, daß Lachmann, durch den die Ueberschätzung dieser Hilfsmittel unter uns eingebürgert wurde, sich genötigt sah, in consequenter Anwendung dieses Grundsatzes in den Text des Vaterunsers bei Lucas die offenbar unächten Zusätze aufzuneh- men, die derselbe in der Mehrzahl der ältesten Hilfsmittel aus Matthäus erhalten hat. Sind alle übrigen Critiker darüber einig, daß man dort den ältesten Hilfsmitteln nicht in der Zusetzung folgen darf, so werden sie auch hier in der Weglassung kein ent- scheidendes Gewicht haben können, und das um so weniger, da es nicht an wahrscheinlichen Gründen fehlt, aus denen die Weg- lassung der ursprünglich vorhandenen Doxologie erklärt werden kann. Es komt hier nicht blos das Fehlen der Doxologie bei Lucas in Betracht, und daß die Art und Weise, in der Jesus bei Matthäus fortfährt: „denn so ihr den Menschen ihre Fehler ver- gebt" u. s. w., das Vorhandensein einer abschließenden Doxologie auszuschließen scheint, wodurch es den Abschreibern nahe gelegt wurde, hier ihr gewöhnliches Verfahren aufzugeben und die Ueber- einstimmung nicht durch Zusetzung bei Lucas, sondern durch Weg- lassung bei Matthäus herbeizuführen. Es scheint, daß noch ein anderer Grund wirksam gewesen ist. Es bildete sich der Gebrauch aus, daß die Doxologie von der Gemeinde gesprochen wurde. Solche Doxologien der Gemeinde waren sonst gewöhnlich kirch- liche Zusätze, und es lag nahe, daß auch die Doxologie des Va- terunsers nach und nach für einen solchen gehalten wurde. Dann bildeten sich bei solchen Doxologien der Gemeinde mannichfache Variationen aus, und daß dies auch bei der Doxologie des Va- terunsers geschah, können wir nachweisen. Zwei Handschriften haben hinter: Herlichkeit, den Zusatz: „des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes", und in den Apostolischen Constitutionen findet sich neben der vollen Form der Doxologie in B. 3 C. 18 eine abgekürzte in C. 7, 24: „denn dein ist das Reich in Ewigkeit. Amen." Solche Zusätze und Abkürzungen konten leicht dahin führen, daß man an der Ursprünglichkeit der ganzen Doxologie irre wurde.

Unser Ende möge zum Anfange zurückkehren. „Der uns das Leben gab, sagt Cyprian in der dort schon angeführten

Stelle, lehrte uns auch beten, auf daß wir, wenn wir mit Bitte und Gebet, welche der Sohn gab, zum Vater reden, leichter gehört werden." Möge es uns allen gegeben werden, daß wir dies edle Kleinod in dem Schatze der Kirche Gottes hoch und wert halten. Wie unsere Stellung zu ihm sein soll, das bezeichnete die alte Kirche dadurch, daß nach Cyprian vor dem Gebete des Herrn der Priester sprach: „die Herzen in die Höhe", die Gemeinde antwortete: „wir erheben sie zum Herrn." Das unverwandt auf den himlischen Vater gerichtete Auge des Herzens, das ist es, was den Segen des Gebetes des Herrn bedingt. Das wolle der himlische Vater selbst uns von Tage zu Tage mehr geben!

Gottfried Arnold.

(Fortsetzung.)

Johann Caspar Wetzel (zulezt Hofprediger und Archidiaconus zu Römhild) erzählt in der Hymnopöographie (Th. 1. S. 83), daß Arnold bei einem Besuche in Berlin eines Sontags von Johann Porst gebeten worden sei, über der Mittagsmalzeit ein Lied zu verfertigen. Er überreichte dem Propst nach Tische das Lied auf die heilige Dreieinigkeit, „ach Abba, schenk' in Jesu Namen uns deinen allerliebsten Sohn" — (außer in dem Porst'schen G.-B. findet es sich nur noch in dem von Burg herausgegebenen Breslauer G.-B.). Wer diesen umfangreichen, nach einem sehr complicirten Metrum gehenden, tiefsinnigen Gesang kent, der wird einräumen, daß seine — wie Wetzel sich ausdrückt — extemporirte Conception nur von Seiten eines echten Dichters, ja eines solchen erklärlich ist, der in ununterbrochener lebendiger Gemeinschaft mit dem Heiland steht. Daß überhaupt alle Lieder Arnolds reine Ergüsse seines von der Liebe Jesu ganz erfüllten Herzens, treue Abdrücke der unmittelbarsten, ihrer selbst gewissen Erfahrung sind: das verleiht ihnen den Zauber, welchen sie ausüben, darum gereichen sie allen irgend ähnlich gestimten Gemütern zur Speise und Erquickung. Aus demselben Grunde haben sie sich freilich aber auch dem allgemeinen Gebrauche mehr entzogen, und eine Anerkennung als Kirchenlieder nur in beschränktem Maße und Umfange gefunden. Freylinghausen hat zwar sowol in den ersten, 1704—5, als auch in den zweiten, 1714 erschienenen Teil seines umfänglichen Gesangbuchs eine große Anzahl Arnoldischer Lieder aufgenommen — aus den Liebesfunken, aus der Sophia, insbesondere auch aus den der Schrift „eheliches und unverehelichtes Leben der ersten Christen" S. 513 ff. beigefügten Arien und Gedichten —: aber es war doch wol nicht allein das misfällige Gutachten der gegen Arnold's Person erbitterten Theologenfacultät zu Wittenberg, welches seinen Liedern die weitere Verbreitung durch die Gesangbücher verschloß, sondern ein ganz richtiges Gefühl. Es bedingte für die kursächsischen, thüringischen, schlesischen und preußischen Gesangbücher keinen Mangel, wenn sie diese Lieder entbehrten,

und für das Porst'sche, das Magdeburger, das Wernigeroder keinen Vorzug, wenn sie dieselben mit vollen Händen mitteilten. Auch da, wohin der Bannstrahl der Wittenberger nicht mehr reichte, hat der gesunde Takt Elemente verschmäht, die in einem Liederschatze nicht fehlen dürfen, aber für ein zur gemeinsamen Erbauung bestimtes Gesangbuch nicht geeignet sind. Den Preis unter allen Arnold'schen Gesängen verdient sein Lied: „So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen, ja selig und doch meist verwunderlich," — diese Perle, diese Krone geistlicher Dichtung. In der gesamten Hymnologie findet es an Tiefe der Empfindung und Anschauung, an schlagender, überraschender, hinreißender, überwältigender Wahrheit, an Schwung und Kraft der Darstellung nicht seines Gleichen. Das inhaltsverwandte Gerhard'sche Lied: „Befiehl du deine Wege," — wie wenig reicht dasselbe zu dieser Höhe hinauf! Und doch — ist dies leztere mit Unrecht so allgemein geliebt, und in Gebrauch „bei so verschiedenen Leuten"? und ist es der pure undankbare Unverstand, der vor dem in Zungen singenden Arnold vorübergeht?

Welch' eine Aufnahme die „göttlichen Liebesfunken" bei ihrem Erscheinen in Gießen und insbesondere am Darmstädter Hofe gefunden haben, ob man die plötzliche, eigenmächtige Entweichung ihres Verfassers bedauert oder gern gesehen hat, — wir wissen es nicht. Arnold selbst fühlte sich befreit wie von einer Centnerlast. Er war keinen Augenblick in Zweifel, wohin er sich wenden solle. Er wußte, daß sein Herzensfreund Spröger ihn mit offenen Armen empfangen werde. „Ihr Hügel, die ihr mich noch kennet, die ich das Paradies genennet:" so jauchzte er dem unvergessenen Quedlinburg entgegen. Welche Pläne er faßte, als er im Frühjahr 1698 nach kaum einjährigem Wirken in Gießen seinen früheren Wohnort wieder betrat? Wahrscheinlich gar keine; er dachte weder an ein neues Amt, noch an eine literarische Thätigkeit; hatte er sich doch so eben seiner ganzen Bibliothek entäußert. Vor der Hand gab er sich der Freude über die gewonnene Freiheit hin, und in der nie erschütterten Ueberzeugung, daß er recht gethan, daß er aus einem verderblichen Irrwege wieder in die Bahn des Heils gekommen sei, schaute er getrosten Sinnes in die Zukunft hinaus. „Die Hoffnung soll mir nimmer fehlen, daß mir ein Frühling wieder grünt, und mir mit frischen Rosen dient." Er dachte an keinen anderen Frühling, als an die Wiederbelebung und Erfrischung seines inneren Lebens, welches — so klagt er — verwelkt und schier verkommen sei. Die intensive Pflege der Gemeinschaft mit Christo im Wachen und Beten, und der Genuß ascetischer Schriften würde daher sein Leben ganz ausgefüllt haben, wenn nicht seine Freunde diese quietistische Neigung bekämpft, und teils um seinetwillen, teils im Interesse für die Sache ihn gedrängt hätten, seine Gaben irgendwie zu verwerten. Schwerlich würde er sich zur Erfüllung ihres Wunsches verstanden haben, ein Gegenbild zu seiner früheren historischen Schrift zu entwerfen und das Verderbnis der Christenheit von Constantin ab ausführlich

darzustellen, wenn dadurch die Notwendigkeit ausgebreiteter Studien bedingt worden wäre. Da er aber seine Manuscripte und Sammlungen gerettet hatte, so ließ er sich dazu überreden, „bei müßigen Stunden" die Kirchen- und Ketzerhistorie auszuarbeiten, und schon 1699 erschien deren erster, und im folgenden Jahre der zweite Teil. Arnold verfaßte dies Werk von denselben Grundanschauungen aus, welche er in der „ersten Liebe" zur Geltung gebracht, nur daß er diesen Standort jezt viel bestimter und entschiedener eingenommen hatte; er schrieb es auch unter denselben Umgebungen, nur daß er gegenwärtig in einen viel lebhafteren inneren und äußeren Verkehr mit denselben getreten war. Die Verteidigung der Ketzer, die durchweg als Tendenz der Schrift erscheint, wurzelt in der That nicht in einer principiellen Geringschätzung der Lehre und in der einseitigen Wertlegung auf die Herzensfrömmigkeit und das practische Christentum: sondern Arnold glaubte wahrzunehmen, daß die s. g. Häretiker, etwa ein Arius, die Würdenträger der Kirche im Glauben und in der Liebe, insbesondere in demütiger Unterwerfung unter das göttliche Wort, weit übertrafen; und so schloß er, daß die herschende Kirche die Ketzer nicht um ihrer Irrtümer, sondern um ihrer Frömmigkeit willen verfolgt, und bei ihrem Kampfe gegen dieselben nicht vom Interesse der Wahrheit, sondern von sehr unlauteren Motiven sei geleitet worden. Der Verfasser der „unparteiischen" Kirchengeschichte nahm daher von vorn ab und durchgängig Partei für die Irrlehrer. Irgend Etwas zu ihrer Rechtfertigung wußte er überall aufzufinden. Der Sturm des Unwillens, welchen derartige Behauptungen schon an sich selbst bei Theologen wie bei Historikern hervorrufen mußten (unter den Lezteren trat vorzüglich der fürstlich sächsische Hofrath Tobias Pfanner zum Kampfe auf), empfing eine sonderliche Nahrung durch die Art und Weise, wie sich Arnold über die Reformation und deren Organe ausgesprochen. Allerdings hat er die Reformation als ein Wiederaufleuchten der ersten Liebe beurteilt; Luther gilt ihm als ein Mann Gottes, und oft beruft er sich auf seine Aussprüche als auf Autoritäten. Aber er findet mehr an ihm zu rügen, als nur seine Heftigkeit und Streitsucht. Von ihm selbst datirt er den Anfang des unseligen Wahnes, als wäre nicht die Erneuerung des Lebens, sondern das Wissen, das Bekennen, das Schelten auf die Papisten die Hauptsache. Er glaubt sich sogar zu der Annahme befugt, daß Luther am Ende seines Laufs in eine tiefe Misstimmung über sein Wirken und dessen Erfolge gerathen sei, daß er sich des Predigens enthalten, dem öffentlichen Gottesdienste entzogen und in klagenden Gesängen seinen Schmerz über die kranke evangelische Kirche ausgeschüttet habe. Eine solche Sprache mußte ihm vollends alle Gemüter entfremden; und sein intensiver Haß gegen Melanchthon, von dem er behauptet, daß derselbe Finsternis und Irrtümer in die Theologie gebracht und der Sache der Reformation die traurigste Wendung gegeben habe, konte ihm damals wenigstens nicht Viele gewinnen. Cyprian veranlaßte den Pfarrer zu Friedrichroda, Georg Grosche, zu einer eigends auf diese Punkte berechneten (1745 erschienenen) Widerlegungsschrift, welche vermöge zahlreicher Mitteilungen aus Dokumenten, die vielleicht nicht mehr vorhanden sind, einen bleibenden Wert behauptet. Der laute Beifall, welchen Christian Thomasius der Kirchengeschichte Arnolds spendete, — er erklärte sie öffentlich für das beste Buch nach der Bibel —; die stille Befriedigung, welche die Hallischen Theologen daran empfanden und in anonymen Anzeigen und Broschüren zu erkennen gaben; der Titel eines Historiographen, welchen das dem Könige Friedrich in Preußen gewidmete Buch seinem Verfasser eintrug: das alles leistete den Zeugnissen kein Gleichgewicht, die von allen Seiten dagegen abgelegt wurden. Männern wie Veiel, Löscher, Fecht und Cyprian, konte Arnold doch ebenso wenig seine Achtung versagen, wie er ihre Argumente für eitel Spreu zu erklären vermochte. Die lezteren waren vielfach der Art, daß er in seinen eigenen Verteidigungsschriften sich zu leisen, mitunter vielleicht unbewußten Retractationen genötigt sah. Er mochte noch immer der Hoffnung leben, daß Spener nicht ganz ungünstig über sein Werk urteilen dürfte. Er veranlaßte ihn daher zu einer Aeußerung, indem er ihm zugleich in Bezug auf manche böse Nachreden beruhigende Versicherungen gab. Aber Speners Antwort (datirt vom 25. Januar 1701) verrieth ein tiefes Mistrauen gegen ein Buch, welches er auf Grund der darüber verlautenden Urteile gar nicht lesen mochte. Bei seiner im April desselben Jahres erfolgten persönlichen Anwesenheit in Berlin bemühte sich Arnold vergebens, den ihm noch immer teuren Mann zur eigenen Prüfung seiner Arbeit zu bewegen.

Es ist gewiß sehr begreiflich, wenn der von allen Seiten gleichsam in die Acht gethane Mann seinen Frieden in einer wo möglich noch innigeren Hingabe an den Herrn, und den Ersatz für die ihm vielfach versagte brüderliche Gemeinschaft in der Versenkung in die Schriften Gleichgesinnter und in der festeren Zusammenziehung des Bandes mit seinen wenigen Freunden gesucht hat. Aber es wird auch Niemand wundern, wenn seine Frömmigkeit von nun ab unverkennbar zu kranken begann, und wenn er in persönliche Beziehungen zu Männern trat, welche, wie Gichtel und Kratzenstein, wesentlich an einem ganz anderen Joche zogen. Die Schriften, welche er in dieser lezten Zeit seines Quedlinburger Aufenthalts herausgab, wollen durchaus im Zusammenhange mit seiner äußeren Lage und inneren Bestimtheit beurteilt sein. Es gilt dies von der zuerst deutsch erschienenen, im folgenden Jahre aber von dem Verfasser selbst ins Lateinische übersezten „Historie und Beschreibung, auch Vertheidigung der mystischen Theologie;" vornemlich aber von seinem berühmten Buche „Geheimnis der göttlichen Sophia." Vielleicht

haben sich die glänzenden Gaben Arnolds nirgend anders ein so leuchtendes Denkmal gesezt, als in dieser Schrift; allein sowol in ihrem prosaischen wie in dem poetischen Teile (— lezterer unter dem besonderen Titel: „poetische Lob- und Liebessprüche und neu ausbrechende Liebesflammen" bekant —) waltet ein so krampfhaftes Wesen, eine so beängstigende Glut, solche Uebergriffe der Phantasie, hart an das Gnostische anstreifende Anschauungen, überhaupt irgend Etwas von dem, was der Apostel eine Geistlichkeit der Engel nent, daß selbst milde und wolwollende Beurteiler die ernstesten Bedenken äußerten. Caspar Wetzel, welcher in den kurz vor seinem Tode herausgegebenen hymnolog. Analecten (2. St. S. 5 ff.) im Allgemeinen über Arnold sagt, daß sich seine „verdächtig scheinenden Redensarten" füglich nach der Glaubensanalogie erklären ließen, weiß doch zur Rechtfertigung dieser Schrift nichts beizubringen; und es wäre wol möglich, was Viele versichern, Einige freilich auch bestreiten, daß Arnold selbst vor seinem Hinscheiden die Abfassung und Veröffentlichung derselben bereuet habe. — Die persönlichen Verfolgungen, welche von jezt an über Arnold hereinbrachen, waren sicher mehr geeignet, die krankhafte Richtung, die seine Frömmigkeit zu nehmen angefangen hatte, zu fördern, als daß sie den Reben hätten reinigen können, damit er mehr Frucht bringe. Bisher war der Kampf gegen ihn ein literarischer gewesen: fortan war man bemüht, den unbequemen Mann durch sittliche Verdächtigungen zu vernichten. Zwar nach Einer Seite schirmte ihn sein reiner und lauterer Wandel, aber der Versäumnis kirchlicher Pflichten konte man ihn freilich mit Aussicht auf Erfolg beschuldigen. Cyprian hatte die Anklage hingeworfen, Arnold entziehe sich dem öffentlichen Gottesdienst, enthalte sich des Genusses des Sacraments. Die Rechtfertigung des Angeschuldigten, daß er das Abendmal öfter feiere, als er dasselbe in der Kirche halten könne, wiewol ohne die geringsten Ceremonien und Umstände, war nicht geeignet, ihn vorwurfsfrei erscheinen zu lassen; und die Schilderung, die er von den damaligen Gottesdiensten entwarf, mußte die höchste Erbitterung des Clerus erregen. Das Quedlinburger Ministerium, den Superintendenten Gebhard Mayer an der Spitze, veröffentlichte eine Klageschrift des Inhalts, daß Arnold lästerlich vom h. Abendmale geredet, daß er sich dasselbe vor Zeugen eigenhändig gereicht, und die ordentlich berufenen Prediger für Priester des Baal erklärt habe. Die Aebtissin Anna Dorothea erließ in Folge dessen (31. Juli 1701) eine Verfügung, in welcher die Strafen gegen die Sacramentsverächter aufs Neue angedroht wurden, und bald darauf an den Hofdiaconus Sprögel den Befehl, Gottfried Arnold sofort aus seinem Hause zu entlassen. Vor den äußeren Folgen dieser Schritte wurde der Bedrohte zwar geschüzt. Die Hallischen Theologen hielten, wenn auch in der Stille, fest und treu zu ihm. A. H. Franke, der innige Freund Sprögels (— Sprögel hatte im J. 1694 den jungen Professor außerhalb seiner Diözese und ohne vorausgegangene Proclamation zum höchsten Verdruß der Geistlichkeit mit dem Fräulein v. Wurmb copulirt —), Anton und Lange, aber sicher auch Spener selbst, veranlaßten ein energisches Einschreiten

der Preußischen Regierung zu Arnold's Gunsten. Aber vor der viel bedenklicheren inneren Gefahr, die er lief, konte ihn nur die Gnade Gottes behüten. Viele der gegen ihn erhobenen Vorwürfe waren ja nur allzu gut begründet. Zwar die viel besprochene Aeußerung des Sterbenden: „ich esse Gott in jedem Bissen Brot", hat Wernsdorf gewiß ganz schief aufgefaßt, und ihm mit Unrecht daraus ein unverzeihliches Verbrechen gemacht: allein menschlicher Berechnung nach führte der Weg, den er in der lezten Zeit seines Quedlinburger Lebens eingeschlagen hatte, augenscheinlich zur Separation. Wir glauben es ihm gern, daß er mit voller Aufrichtigkeit an Spener geschrieben: „am allerwenigsten werde ich mich je von der äußeren Kirche trennen, da ich ja nirgends eine bessere finde; und einen eigenen Anhang zu machen, habe ich immer für die unverantwortlichste Bosheit erklärt." Aber er konte doch nur für seine Absicht gut sagen, nicht aber für die Ereignisse. Indeß der Herr sah seinen treuen Liebhaber an. Ein zufälliger Umstand, ein im Sprögel'schen Hause begangener Diebstahl, nötigte die Familie zu einer Reise nach Allstedt im Eisenachschen. Arnold schloß sich an. Die auf dem dortigen Schlosse wohnende verwitwete Herzogin von Sachsen-Eisenach hörte von seiner Anwesenheit, bat ihn, in ihrem Cabinet eine Predigt zu halten, und berief ihn sofort zu ihrem Hofprediger, mit der Zusage, daß er sein Amt in aller Gewissensfreiheit solle führen dürfen. Spener war von Anfang an der Ueberzeugung gewesen, daß Arnold unter den Pflichten eines Pfarramts am besten gedeihen werde; schon in Dresden hatte er ihm ein solches zwei Mal, wiewol vergebens, angetragen. Jezt nun, wo Arnold selbst in dem empfangenen Antrage einen göttlichen Ruf erkante; jezt, wo er zudem vermöge seiner Verheiratung mit Anna Maria Sprögel (— eine Ehe, zu welcher er aus den tief innerlichsten Motiven, in lauterem Gehorsam gegen die deutlich erkante göttliche Führung, unbekümmert um Spott aus Feindes- und Freundesmund, geschritten ist, und die er nie zu bereuen Ursache fand —) zwischen sich und Gichtel eine jähe Kluft befestigt hatte: jezt wendete Spener seinen ganzen Einfluß auf, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Verwirklichung dieser Berufung entgegenstellten. Der Umstand, daß Arnold sich der Verpflichtung auf die im Herzogtum Eisenach geltende Concordienformel nicht unterwerfen wollte, war für die dortigen kirchlichen Behörden ein erwünschter Grund, dem verrufenen Manne die Bestätigung zu versagen. Dringende und wiederholte Verwendungen ergingen von Seiten König Friedrichs in Preußen an den Herzog Johann Wilhem zu Sachsen. Sie waren schließlich ohne Erfolg; aber die Frucht trugen sie doch, daß Arnold inmitten dieser fürstlichen Verhandlungen einen mehrjährigen Raum (vom Januar 1702 bis zum Pfingstfest 1705) zu einer relativ unangefochtenen Wirksamkeit gewann. Und sie war eine schöne und vielfach gesegnete, — an Andern wie an ihm selbst.

(Schluß folgt.)

Die Matthäuspassion von Joh. Seb. Bach.

(Fortsetzung.)

Das sind seine Eigentümlichkeiten; das ist Joh. Seb. Bachs, des deutschen Meisters, Kunst. Diese Kunst pflegte er mit Bewußtsein so lange er lebte, obgleich ihm die italische ganz gut bekant war. Zeigte er doch in einzelnen seiner Werke, daß er ebenso componiren könne wie Hasse, Lolli u. A.; aber er wollte kein Anderer sein, als er eben war, ein ächt deutscher Meister der Töne. Einem weit verbreiteten Vorurteile muß hier noch begegnet werden. Sehr häufig denkt man sich den Meister, wie er in seiner Stube sizt, um die ganze Welt sich nichts kümmert, von der Kunst außer ihm durchaus keine Notiz nimt, und still vergnügt für sich und seinen Gott darauf los componirt, ohne darauf zu achten, wie seine Musik klinge; ohne daran zu denken, wer dieselbe singen und ausführen, noch weniger daran, wer sie anhören könne. — Diese Vorstellung ist ganz falsch. Nahm er doch so sehr an dem künstlerischen Wirken seiner Zeitgenossen Teil, daß er, der Vielbeschäftigte, noch die Muße fand, Werke anderer Meister, die ihm gefielen, eigenhändig abzuschreiben; war er doch Mitglied bei der „Societät der musikalischen Wissenschaften", welcher er die künstlichen canonischen Bearbeitungen des Chorals: Vom Himmel hoch da komm ich her ꝛc. lieferte; beteiligte er sich doch selbst gelegentlich bei musikalisch-literarischen Streitigkeiten. Wie sehr Bach darauf bedacht war, seine Musik, unbeschadet der Wahrheit, wolklingend zu machen; wie er beim Componiren wol auch auf das Publikum Rücksicht nahm, das beweisen viele seiner Werke, die in verschiedenen Bearbeitungen vorliegen. Die Veränderungen und Verbesserungen, die er mit denselben vornahm, zeugen für sein stetes Streben, auch in dieser Beziehung das Vollkommenste zu erreichen.

Wenden wir uns nun zur Matthäuspassion selbst. Dieselbe wurde zuerst am Karfreitag 1729 während der Vesper in der Thomaskirche zu Leipzig aufgeführt; höchst wahrscheinlich hat Bach solche kurz vorher componirt. Die Johannispassion muß etwas älter sein. — Bach legt seinem Werke das 26. u. 27. Capitel des Evangeliums St. Matthäi zu Grunde, und zwar so, daß eine Tenorstimme — der Evangelist — in recitatorischem Gesange die ganze heilige Schrift von der Vorausverkündigung des Leidens und Sterbens an bis zur Bewachung und Versiegelung des Grabes vorträgt. Sämtliche in der Erzählung vorkommende Reden Anderer werden auch von Andern gesungen. So treten neben Christus noch Judas, Petrus, der Hoheprieſter, Pilatus, die falschen Zeugen, die Mägde, und sonderbarer Weise auch Pilati Weib, die doch nur abwesend eine Botschaft an ihren Gemal sendet, selbstredend auf. Dies leztere geschah einem alten Herkommen zu Lieb. Neben diesen einzelnen Personen, deren Recitative alle ohne Ausnahme treffend, charakteristisch und naturgetreu das geben, was sie geben sollen, erscheinen als größere Gruppen in der evangelischen Erzählung noch die Jünger, die Priester und die Volkshaufen, deren Reden und Ausrufe in fest ausgeprägten, oft ganz kurzen Chören voll dramatischer Wahrheit und Kraft zur Darstellung gelangen. Daß Bach zu dem einfachen heiligen Bibelworte zurückgekehrt ist, während vor ihm der Versuch gemacht worden war, die Passion ganz neu zu dichten, beweist eben, wie teuer ihm dieses Wort war, und wie fest in ihm die Ueberzeugung lebte, daß demselben an Hoheit, Würde und beseligender Macht kein Menschenwort zu vergleichen sei.

Der großen Handlung, die hier vor sich geht, und die durch eben dieses göttliche Wort erzählt und in dem musikalischen Werk dramatisch dargestellt wird, steht die Gemeinde teilnehmend, betrachtend, in gewissem Sinne in die Handlung selbst eingreifend, gegenüber. Ein ruhiges, stilles Betrachten ohne selbstthätiges Mithandeln genügte dem deutschen, dem evangelischen Meister nicht. Diese Gemeinde tritt bald in freien Chören, bald in alten, allbekanten Chorälen auf. Aus ihr erheben sich noch einzelne Stimmen, die in Recitativen und Arien ihren Gefühlen und dem Gefühle der ganzen Gemeinde Ausdruck geben. Das die Worte des Evangeliums begleitende und umkleidende Gedicht ist von Christian Friedrich Henrici, genant Picander; dasselbe trägt alle Fehler und Gebrechen an sich, die aus den Reimereien jener unpoetischen Zeit bekant sind. Um so mehr müssen wir den gewaltigen Geist Bachs anstaunen, der zu solchen Worten und trotz dieser hausbackenen Poeterei eine Musik schuf, die auch den Text adelt und erhebt, so daß man über den wundervollen Klängen die Prosa der zu Grunde liegenden Poesie vergißt. Die Einfügung der Choräle an bezeichnender Stelle hat wol Bach selbst und allein besorgt; auch darin bekundet sich sein inniges gläubiges Gemüt, seine tiefe Erkentnis der Erlösung in Christo, wie sein feines musikalisches Gefühl.

Wie ergreifend ist es z. B. und wie trägt es zur lebensvollen Darstellung der heiligen Geschichte dar, wenn auf die Frage der Jünger V. 22: „Herr bin ichs?" der Choral ertönt:

Ich bins, ich sollte büßen,
An Händen und an Füßen
Gebunden in der Höll ꝛc.

Oder wenn in V. 42 Jesus spricht: „Mein Vater, ists nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille", und es folgt: Was mein Gott will, das gescheh allzeit ꝛc. — oder wenn erzählt wird, daß sie das Rohr nahmen und damit sein Haupt schlugen, C. 27 V. 30, und die Gemeinde singt: O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc. — Wer wäre nicht im Innersten ergriffen und bis in das Tiefste der Sele erschüttert worden, wenn nach den Worten V. 50: „und Jesus schrie abermals laut und verschied" eine kleine Pause eintritt, und es erklingt im zartesten Pianissimo und ohne alle Begleitung gesungen die Strophe:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir.
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,

So reiß mich aus den Aengsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Durch solche geistreiche und ergreifende Einfügung des Kirchenliedes in die heilige Geschichte weiß der Meister das Ganze wie durch ein lebendiges Gemälde anschaulich zu machen, und rückt dadurch zugleich sein großartiges Werk dem Verständnisse des Hörens näher.

Wie nun das Ganze in seiner textlichen Anordnung und Gruppirung vorliegt, eine Anordnung, die jedenfalls von Bach selbst herrührt, unterscheidet sich diese Passion von denen anderer früherer oder gleichzeitiger Meister; was sich bei den andern vereinzelt Gutes findet, das hat Bach in seinem Werk vereinigt. So sind seine Passionen auch in dieser Beziehung, nicht nur musikalisch, das Vollendetste, die Blüte dieser Kunstgattung. Objective — epische — Erzählung und subjective — lyrische — Aneignung des Erzählten und Geschauten, lebensvolle dramatische Darstellung und innige lyrische Ergüsse der gläubigen Sele wechseln in bedeutsamer Folge; die Gemeinde lebt das im Glauben mit, was hier vor sich geht, und gelangt dadurch selbst zu einer Umwandlung, die sie befähigt, das Ganze mit einem Gesange voll himlischer Selenruhe zu schließen.

Doch es ist an der Zeit, daß wir uns zur Musik selbst wenden und Einzelnes näher betrachten. Das Ganze beginnt mit einem Doppelchor. Die Töchter Zions und die Gläubigen begegnen sich und fordern einander gegenseitig auf, mitzugehen, um das Leiden und Sterben ihres Erlösers zu betrachten.

Komt ihr Töchter, helft mir klagen,

Sehet — wen? fragen die Gläubigen, und Zion antwortet: den Bräutigam. Seht ihn — wie? — als wie ein Lamm. Sehet — was? — seht die Geduld. Seht — wohin? — *auf unsre Schuld.*

Damit wissen wir von vornherein, um was es sich handelt; wir sind gleichsam mitten in die Situation hinein versezt. Zwei Chöre und zwei Orchester, die aber neben dem Streichquartett nur noch aus je zwei Flöten und zwei Oboen bestehen, treten einander gegenüber, greifen in einander ein und vereinigen sich gegen den Schluß zu gemeinsamem, reichstem Tonspiele. In der Instrumentaleinleitung glaubt man eine wogende, sich vorwärts drängende Menge zu erkennen; wie dumpfe Glocken lassen die Bässe durch fünf Takte hindurch ihr immer wiederholtes E, die Tonica der Tonart E-moll und später ebenfalls durch fünf Takte die Dominante H ertönen; ein Motiv, das noch einigemal auf verschiedenen Tonstufen wiederkehrt. Ueber diesem in gleichmäßigen Rhythmen bis zu Ende sich bewegenden Basse erhebt sich das übrige Orchester in klagenden Tönen; scharfe Dissonanzen schneiden herbe ein, Alles kündet uns an, daß sich ein *Ungeheures*, ein *Unerhörtes* vorbereite. Schon diese Instrumentaleinleitung, es sind 16 Takte, zeigt die großartige, kunstreiche Anlage dieses Chores und ergreift den Hörer mit wunderbarer Macht. Es ist, als würde die Sele mit fortgerissen, um auch Teil zu nehmen an dem welterschütternden Ereignis, während die mächtigen Schläge der Bässe zurufen: Seht — wohin? auf unsre Schuld, die ein solch Unerhörtes notwendig macht! — In dieses lebendige Tonspiel hinein treten nun die beiden Chöre mit ihrem Wechselgesang, und, was bisher noch nicht erwähnt worden, über diesen gewaltigen Tonmassen erhebt sich, von Sopranstimmen (Knaben) unisono gesungen als Cantus firmus das alte deutsche Agnus Dei, der Choral: O Lamm Gottes unschuldig ꝛc. Wie ein Engelchor aus himlischen Höhen erschallt dieser Choral in die Klagerufe hinein und verkündet: All Sünd hast du, der du nun zum Tode geführt wirst, getragen, sonst müßten wir verzagen. Erbarm dich unser, o Jesu! — Wie ein Ecce homo erscheint dieser Chor und gibt uns mit seinem Cantus firmus den Schlüssel zu dem ganzen Werke. Bach liebt es, gleich zu Anfang durch seine Beziehungen den Verlauf, das Ziel oder den Zusammenhang mit Anderem anzudeuten. So erfahren wir hier gleich im ersten Chore, daß der Opfertod des Gottmenschen gefeiert wird, der sich selbst zum Sühnopfer für unsere Sünden dahingegeben, durch dessen Tod allein wir den Frieden und die Ruhe erlangen, womit wir uns an seinem Grabe niedersetzen und im Schlußchore des ganzen Werkes Ihm, dem Entschlafenen, nachrufen können: Ruhe sanfte, sanfte Ruh! — So schließt sich der Anfang an das Ende und das Ende an den Anfang. — Eine ähnliche feine Beziehung nehmen wir in dem Weihnachtsoratorium wahr. Der erste Choral jenes herrlichen Werkes ist das Adventslied: Wie soll ich dich empfangen ꝛc. Bach läßt aber dies Lied nicht in seiner bekanten Dur-Melodie auftreten, sondern in der Weise von „O Haupt voll Blut und Wunden", und zwar behandelt er dieselbe nicht, wie er sonst wol gethan hat, in der heitern jonischen Tonart, sondern in der herben düsteren phrygischen, als wollte er gleich bei der Geburt des Heilandes auf sein Leiden und Sterben hinweisen! —

Der von uns besprochene Anfangschor ist in jeder Beziehung so großartig angelegt und so kunstreich durchgeführt, daß man ihn kaum mit etwas Anderem vergleichen kann. Gleich beim erstmaligen Hören wird man von dem kühnen Aufbau der Tonmassen, von dem lebendigen Vorwärtsdrängen und von den immer kunstreicher auftretenden contrapunktischen Verschlingungen der einzelnen Stimmen, vor Allem aber von dem ergreifenden herzgewinnenden Wolklange des Ganzen überrascht und gefesselt. Denn, um auch das zu sagen, die Musik ist für das Ohr, und ein Haupterfordernis des musikalischen Kunstwerkes ist, daß sie schön klinge.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 20. September. № 75.

Ueber den Organismus unserer Kirchengebäude, mit besonderer Rücksicht auf das von der Eisenacher Kirchenconferenz aufgestellte Regulativ für evangelischen Kirchenbau.

(Schluß.)

Ich komme nun zu dem zweiten Hauptpunkte meines Vortrags. So bestimt ich mich vorher gegen jede Einrichtung ausesprochen habe, wodurch die im Schiff versammelte Gemeinde ertrent und irgendwie in der gemeinsamen Teilnahme an den irchlichen Functionen gehindert werde, ebenso nachdrücklich muß ch nun betonen, daß diese Functionen wie justo ordine ebenso uch justo loco vollzogen werden. Welches dieser rechte Ort sei, arüber kann in lezter Instanz die Liturgie allein entscheiden. Wir können es unmöglich der Willkür und den Einfällen des Baumeisters überlassen. Auch der kirchlichen Tradition nicht unedingt. Sie beruht in der Regel auf feinem liturgischen Gefühl, und wir haben sie sehr zu beachten; aber wir müssen uns ls evangelische Christen das Recht der Prüfung vorbehalten. iturgisch disponirt und entwickelt müssen unsere irchen sein. Es ist mir zwar einmal von einem Meister der rchäologischen Wissenschaft, als dessen dankbaren Schüler ich ich bekenne, der Vorwurf des liturgischen Theoretisirens gemacht worden, allein es hat mich dieser Vorwurf nicht einen ugenblick irre gemacht und ich rechne auf Ihre Zustimmung. Es gibt ja freilich eine graue Theorie, aber es gibt auch eine edankenlose Praxis und sie ist es dermalen, die uns auf diesem Gebiete die meiste Not macht. Es ist durchaus nötig, daß wir ns liturgisch darüber ins Klare setzen, wie und warum wir so der so zu bauen haben. Das Ermessen des Einzelnen kann reilich nicht maßgebend sein; aber darum eben wäre es von hoem Werte, wenn wir uns zum wenigsten in unserer Landesirche über die Hauptfragen einigen könten. Und es ist uns das urch das treffliche Regulativ, auf das ich zum Schluß kommen erde, sehr erleichtert.

Es gibt hier eine große Menge Detailfragen, auf die wir atürlich nicht eingehen können, wir werden uns aber über die Hauptsache geeinigt haben, sobald wir über die Stellung von Taufstein, Kanzel und Altar einig sind. Ich beginne mit em lezteren, weil er den Schluß- und Zielpunkt bildet und weil ch hier bereits ein allgemeines Einverständnis voraussetzen darf.

Wir können es uns in unserm lutherischen Sachsen gar nicht anders denken, als daß der Altar am Ende der Kirche stehe und vor ihm ein freier Platz sei, den wir eben deshalb ganz richtig Altarplatz oder Altarraum nennen, wenn schon der technische Name Chor ist. Was ich vor einem Jahre in Halberstadt sah, könte wol bei uns nicht vorkommen: dort haben die Reformirten in der ihnen überwiesenen wunderschönen romanischen Liebfrauenkirche sich also eingerichtet, daß sie ohne alle Rücksicht auf das Vorhandene einen Katheder an einen Pfeiler und darunter einen kleinen weiß angestrichenen Tisch für das Abendmal gestellt haben. Da ist man freilich schnell fertig, da sind aber überhaupt Kirchen ein überflüssig Ding, denn vier Wände und ein Dach finden sich allenthalben.

Der Altar ist zu allererst Tisch des Herrn und der Sacramentsfeier bestimt. Daß er bei uns zugleich die Stätte des liturgischen Gebets und der Segensspendung ist, hängt mit der ordo missae zusammen, ist aber als sinn- und bedeutungsvoll beibehalten worden. Wo wollte man Beides auch sonst hinverlegen? Wenn der Liturg vom Altar aus mit der Gemeinde handelt, sie grüßt, zum Gebet auffordert, segnet, wendet er sich der Gemeinde zu; wenn er mit Gott handelt, im Namen der Gemeinde betet, wendet er sein Angesicht dahin, wohin die Gemeinde ihr Angesicht wendet, dem Unsichtbaren, Ewigen zu. Darum ist es durchaus zu verwerfen, wenn hinter dem Altar die Sakristei oder andere Räume, wol gar ein Eingang angebracht ist, und darum muß ich es öffentlich rügen, daß ein sonst verdienter Mann und Lehrer in Sachsen, der Baumeister Schramm in Zittau, an seinen Kirchenentwürfen derartige Umbaue um den Altarraum anbringt und seine Schüler ihm darin folgen. Selbst die Altarwand oder der Altaraufsatz kann vor der strengen liturgischen Kritik nicht bestehen: er stamt von den Reliquienschreinen ab und mag von der katholischen Liturgik verteidigt werden. Für uns Evangelische, die wir keine Reliquien auf den Altar und keine Monstranz in die Altarwand setzen, ist er liturgisch bedeutungslos, ja eigentlich störend. Wir halten nur um des dort anzubringenden plastischen oder Bilderschmucks daran fest; aber es wäre besser, statt dessen die Altarwand oder Altarnische auszumalen. Ich will aber nicht allzu rigoros sein und auf diesem Punkte nicht beharren.

Der Altarplatz muß nach Maßgabe der Größe der Gemeinde hinreichenden Raum für die sich auf demselben versammelnden Beicht- und Abendmalsgenossen oder die Katechumenenschar

bei der Confirmation bieten. Ein feiner, schön construirter und reich geschmückter Chor ist auch nicht blos für das liturgische Handeln erforderlich, er gibt überhaupt erst der ganzen Kirche den richtigen und würdigen Abschluß. Auf ihm vollzieht sich das höchste Mysterium des christlichen Cultus, das aber doch nur wieder ein Abbild und Unterpfand der ewigen, himlischen Vereinigung des Herrn mit seiner Gemeinde ist. In den Chor hinein schaut die Gemeinde wie in den Vorhof des Himmels. Wenn es schon wünschenswert ist, daß die im Schiff versammelte Gemeinde einen freien Raum über sich habe und die Leute auf den Emporen nicht mit den Köpfen an den Kirchenhimmel stoßen; so ist es noch viel wichtiger, daß der Altarraum in keiner Weise beengt sei. Darum ist es ungehörig, Kirchensitze auf den Altarraum zu verlegen und selbst das in §. 7 des Regulativs nachgelassene Gestühl für die Geistlichen und den Gemeindevorstand mag ich nicht vertreten; ganz unwürdig aber ist es, Wege zu dem Schiff über den Altarplatz zu legen. Die Gemeindeglieder sollen den Altarplatz nicht betreten, außer wenn sie bei Beichte, Abendmalsfeier, Confirmation, Copulation, beziehentlich bei der Taufhandlung, in eine unmittelbare Altargemeinschaft eintreten und liturgisch mithandeln. Wol aber gebührt der evangelischen Gemeinde ein völlig freier und ungehinderter Einblick in den Chor, denn auch da, wo sie nicht unmittelbar mithandelt, soll sie doch ihren vollen Anteil an der dort sich vollziehenden Liturgie nehmen, und auch um deswillen muß der Altarplatz über dem Fußboden des Schiffes um einige Stufen erhöht sein und der Altar sich abermals um zwei oder drei Stufen herausheben. Aus gleichem Grunde soll der Chor von Außen und im Innern sich von dem Schiff abgliedern, was am schicklichsten durch Erhebung des Fußbobens, Zurücktreten der Umfassungswände, besonders auch durch den arcus triumphalis ausgedrückt wird; aber in keiner Weise soll er abgetrent sein und darum verwerfe ich mit §. 7 des Regulativs selbst die Schiff und Chor trennenden Schranken. Sie sind mir eine hierarchische und mönchische Reminiscenz.

Wir kommen nun zu der zweiten Frage, die noch hie und da eine Streitfrage ist, obwol kein Zweifel obwaltet, auf welche Seite sich dermalen der Sieg neigt, die Frage über die Stellung der Kanzel. Man hat in unserer Kirche — ich meine, nicht vor dem dreißigjährigen Kriege — angefangen, die Kanzel hinter und über dem Altar aufzustellen, oder gar in die Altarwand hinein und so mit dem Altar zusammen zu bauen. Man hat sich dabei wol nicht viel gedacht: es ist jedenfalls nur aus praktischen Gründen, der Raumersparnis wegen und in der Meinung geschehen, daß der Prediger so von allen Zuhörern am besten gesehen und verstanden werden könne. Die Raumersparnis gebe ich zu, in optischer und akustischer Hinsicht wird höchst selten etwas damit gewonnen, in den meisten Fällen sogar geschadet werden. Dagegen ist vom liturgischen Standpunkte aus diese Einrichtung ganz verwerflich, sie verwirrt den ganzen Organismus des Kirchengebäudes, und es ist geradezu als unwürdig zu bezeichnen, daß der Tisch des Herrn zu den Füßen des Predigers aufgestellt wird, der Altar der Kanzel gewissermaßen als Fußgestell dient. Man hat diese Einrichtung freilich hinterdrein zu rechtfertigen gesucht und sich dabei ziemlich in die Brust geworfen. Man hat gesagt, in dem katholischen Gottesdienst sei die Messe die Hauptsache, in der protestantischen die Predigt, wir seien die Kirche des Worts, daher gebühre der Kanzel diese oberste Stelle. Ich muß sagen, es thut mir ordentlich weh, wenn ich diesen Gemeinplatz so oft aus dem Munde von Männern hören muß, denen es doch sonst nicht an dem Vermögen klarer Schlußfolge fehlt. Die Rechtfertigung ist offenbar viel unverständiger, als die Einrichtung selbst. Es handelt sich hier gar nicht um den Ehrenplatz, sondern um den richtigen Platz, nicht darum, ob das Wort dem Sacrament oder das Sacrament dem Wort untergeordnet sei, sondern darum, wo das Sacrament am schicklichsten verwaltet und wo das Wort am schicklichsten verkündigt werde. Legt man in der katholischen Kirche einseitig das Gewicht auf das Sacrament und stellt dagegen die Predigt zurück, so gibt uns das kein Recht, einseitig die Predigt zu betonen und ihr das Sacrament unterzuordnen. Es gebührt uns nicht, bösen Unterschied zu machen: Wort und Sacrament sind uns beide vom Herrn gegeben, die Kirche kann das eine so wenig als das andere entbehren, jedes hat aber seinen besondern Zweck und jedem gebührt daher sein besonderer Platz. Das Sacrament hat die Predigt zu seiner Voraussetzung, der Glaube komt aus der Predigt, die durch die Predigt an den Herrn gläubig Gewordenen aber treten im Altarsacrament mit diesem ihren Herrn in die unmittelbarste Gemeinschaft. Die Kanzel führt zum Altar. Damit ist beiden ihre Stelle angewiesen. Durch die Predigt des Worts wird die Gemeinde gesammelt und fort und fort auf ihrem Grunde erbaut, an die Gemeinde und nur an sie wendet sich die Predigt, darum gehört auch der Predigtstuhl in die Mitte der im Schiff versammelten Gemeinde; auch räumlich muß die Predigt der Gemeinde so nahe treten wie möglich. In liturgischer Beziehung wäre die Kanzel daher an einem der Mittelpfeiler am richtigsten gestellt, aus andern Rücksichten wird es in den meisten Fällen gerathener sein, sie an der Gränze des Chors nach dem Schiffe zu aufzustellen. Wer die Kanzel der Gemeinde entrückt und sie über den Altar stellt, der gibt ihr keinen Ehrenplatz, sondern er nimt ihr ihren Ehrenplatz, abgesehen davon, daß es ganz unnatürlich ist, daß der Prediger über einen leeren Platz hinweg zu der fernen Gemeinde spricht. Ich füge noch dies hinzu: die Predigt wendet sich an die ganze Gemeinde, auch die unwürdigen Glieder sind nicht ausgeschlossen, ja die passive Teilnahme an dem Gottesdienst und Anhörung der Predigt würde selbst Nichtchristen unverwehrt sein; die Teilnahme am Sacrament aber ist nur den vollberechtigten Gliedern der Gemeinde gestattet, und es ist dies für sie ein actus solennis im höchsten Sinne des Worts. So ist es gewiß auch ganz entsprechend, daß das Sacrament, wie es den Abschluß und die höchste Stufe unseres Christen- und Bekentnisstandes bildet, an dem End- und Abschlußpunkte der Kirche gefeiert werde.

So einfach und einleuchtend das Alles zu sein scheint, so

ollen doch gerade die einfachsten Dinge Manchem am wenigsten nleuchten, die Menschen suchen nun einmal viele Künste. Ein hlesischer Pfarrer Preuß hat in einem „Votum vom Stand=unkte der theologischen Wissenschaft und geistlichen Praxis über angelischen Kirchenbau" daran Anstoß genommen, daß durch e gewöhnliche Stellung von Kanzel und Altar nicht allein die ymmetrie gestört, sondern auch das Wort ungebührlich zurück=estellt werde, und hat, um die Sacramente und Predigt als leichberechtigt zur Erscheinung zu bringen und eine vollkommene ymmetrie herzustellen, den Vorschlag gemacht, Kanzel und Altar n der Langseite einander gegenüber zu stellen, das Portal an er Westseite anzubringen und den Taufstein an der Ostseite auf=ustellen. Ich führe diesen Vorschlag nur als ein Curiosum auf nd weil Nitzsch in seiner praktischen Theologie ihn einer Anfüh=ung und Widerlegung für wert gehalten hat. Solche mecha=ische Ansichten dienen nicht zur Organisation, sondern zur Des=rganisation.

Es ist noch übrig, ein Wort über den Taufstein sagen. ier lassen sich mit ziemlich gleicher Berechtigung zwei Ansichten eltend machen. Die alte Kirche verwaltete das Taufsacrament esondert in besonders dazu errichteten Baptisterien. Auch später at man es nicht in den Gemeindegottesdienst aufgenommen, und steht es in der Hauptsache noch jezt und auch bei uns. Von iesem Gesichtspunkte aus würde es das der Sache entsprechendste ein, wie auch in älterer Zeit geschehen ist, den Taufstein in iner westlichen Vorhalle oder am Eingange in Westen aufzu=ellen, so daß Ausgangs= und Endpunkt gleich bestimt bezeichnet äre. Ich glaube, die Idee der Entwicklung des Kirchengebäudes omt so zu ihrer vollkommensten Darstellung. Es ist mir ver=önt gewesen, diesen Gedanken bei dem Bau meiner Kirche zur usführung zu bringen: im Erdgeschoß des Thurmes ist eine aufhalle eingerichtet; das zu derselben führende Portal dient icht als gewöhnlicher Eingang, sondern öffnet sich nur den Täuf=ngen; nach der Kirche zu ist jedoch die Taufhalle geöffnet und nan hat den Blick durch die ganze Kirche bis in die Altarnische inein, in welcher auf Goldgrund gemalt der Herr als Welten=ichter auf dem Regenbogen thront. Ich habe gefunden, daß ie einfache Symbolik dieser Einrichtung sich dem Beschauer sehr chnell erschließt und das christliche Gemüt sehr anspricht. Ich möchte sie aber nicht als Regel aufstellen. Abgesehen von den raktischen Schwierigkeiten, welche die Sache hie und da haben ürfte, hat auch die Forderung, den Taufstein in Mitten der irche aufzustellen, einmal damit wenigstens die Möglichkeit ge=eben sei, die Taufhandlung in den Gottesdienst aufzunehmen, um andern, damit die Gemeindeglieder die Erinnerung an ihre aufe und ihren Taufbund immer vor Augen haben, — auch iese Forderung hat ihre volle Berechtigung. Aus der lezteren Rücksicht wird man dann am liebsten den vorderen Teil des Altarplatzes oder den Vorplatz desselben wählen, ohnehin den inzig freien, der in der Regel zur Disposition stehen dürfte. Freilich beengt er hier leicht den freien Zugang, komt auch wol nit dem Pulte, an dem die liturgischen Vorlesungen erfolgen, in

Collision. Man hat daher vorgeschlagen, ihn auf der der Kanzel entgegengesezten Seite am Eingange des Chores aufzustellen und es würde dem nichts entgegenstehen; nur ist dafür zu sorgen, daß Raum sei für die sich um den Taufstein sammelnde Tauf=gemeinde und daß er nicht wie auf die Seite geschoben erscheine. Portative Taufsteine, wie sie in der Leipziger Gegend häufig sind, verwirft das Regulativ mit vollstem Recht. Gegen seitlich angebrachte Taufhallen wird wenig zu sagen sein. Im Ulmer Münster steht der Taufstein frei in der Kirche in der Nähe eines Pfeilers, von einem Baldachin überbaut — ein ganz schöner Gedanke. Sie sehen, wir haben in diesem Punkte große Frei=heit. Man prüfe, was sich in jedem Falle am besten schickt.

Nachschrift.

Die engen Gränzen eines für eine Abendversamlung bestim=ten Vortrags gestatteten es nicht, nach Erörterung der Haupt=gesichtspunkte noch einige Detailfragen zu besprechen, um dann die gewonnenen Resultate in einem Gesamtbilde zusammenzu=stellen, zumal da es noch darauf ankam, ein praktisches Resultat zu erzielen, — nämlich dem „Regulativ für evangelischen Kirchenbau" wie es als Ergebnis der früher in Dresden ge=haltenen liturgischen Conferenzen von der Eisenacher Kirchencon=ferenz aufgestellt worden ist, öffentliche Geltung in Sachsen zu verschaffen. Die Versamlung, welcher dieses Regulativ in einem besondern Abdruck vorlag, beschloß denn auch einen dahin gerich=teten Antrag an das Kirchenregiment zu stellen. Es wäre viel gewonnen, wenn das Regulativ in allen evangelischen Landeskir=chen als Norm angenommen würde. In Preußen ist dies (cf. Nr. 153 des Königl. Preuß. Staatsanzeigers v. J. 1862) der Fall, jedoch hat man einige Modificationen beizufügen für nötig erachtet, und darunter, in Betreff der Stellung der Kanzel, eine sehr bedenkliche, gegen welche der Unterzeichnete in Nr. 10 u. 11 des Christlichen Kunstblattes v. J. 1862 motivirten Einspruch erhoben hat. — Die Ev. K. Z. würde der Sache einen wesent=lichen Dienst erweisen, wenn sie das noch so wenig bekante Re=gulativ einmal vollständig abdrucken wollte. Meurer.

Wir lassen im Einklange mit dem Wunsche unseres geehrten Mitarbeiters hier das „Regulativ" sogleich folgen.

Regulativ für evangelischen Kirchenbau.

(Nach Beschluß der Eisenacher Kirchenconferenz vom 5. Juni 1861.)

1. Jede Kirche sollte nach alter Sitte orientirt, d. h. so angelegt werden, daß ihr Altarraum gegen den Sonnenauf=gang liegt.

2. Die dem evangelischen Gottesdienst angemessenste Grund=form der Kirche ist ein längliches Viereck. Die äußere Höhe, mit Einschluß des Hauptgesimses, hat bei einschiffigen Kirchen annähernd ¾ der Breite zu betragen, während es um so mehr den auf das akustische Bedürfnis zu nehmenden Rücksichten ent=spricht, je weniger die Länge das Maß seiner Breite überschreitet.

Ein Ausladung im Osten für den Altarraum (Apsis, Tri=

bühne, Chor) und in dem östlichen Teile der Langseiten für einen nördlichen und südlichen Querarm gibt dem Gebäude die bedeutsame Anlage der Kreuzgestalt.

Von Centralbauten ohne Kreuzarmansätze ist das Achteck akustisch zulässig, die Rotunde als nicht akustisch zu verwerfen.

3. Die Würde des christlichen Kirchenbaus fordert Anschluß an einen der geschichtlich entwickelten christlichen Baustyle und empfiehlt in der Grundform des länglichen Vierecks neben der altchristlichen Basilica und der s. g. romanischen (vorgothischen) Bauart vorzugsweise den s. g. germanischen (gothischen) Styl.

Die Wahl des Bausystems für den einzelnen Fall sollte aber nicht sowol dem individuellen Kunstgeschmack der Bauenden als dem vorwiegenden Charakter der jeweiligen Bauweise der Landesgegend folgen. Auch sollten vorhandene brauchbare Reste älterer Kirchengebäude sorgfältig erhalten und maßgebend benuzt werden.

Ebenso müssen die einzelnen Bestandteile des Bauwesens in seiner inneren Einrichtung, von dem Altar und seinen Gefäßen bis herab zum Gestühl und Geräthe, namentlich auch die Orgel dem Styl der Kirche entsprechen.

4. Der Kirchenbau verlangt dauerhaftes Material und solide Herstellung ohne täuschenden Bewurf oder Anstrich. Wenn für den Innenbau die Holzkonstruktion gewählt wird, welche der Akustik besonders in der Ueberdachung günstig ist, so darf sie nicht den Schein eines Steinbaues annehmen. Der Altarraum ist jedenfalls massiv einzuwölben.

5. Der Haupteingang zur Kirche steht am angemessensten in der Mitte der westlichen Schmalseite, so daß von ihm bis nach dem Altar sich die Längenaxe der Kirche erstreckt.

6. Ein Thurm sollte nirgends fehlen, wo die Mittel irgend ausreichen, und wo es daran dermalen fehlt, sollte Fürsorge getroffen werden, daß er später zur Ausführung komme. Zu wünschen ist, daß derselbe in einer organischen Verbindung mit der Kirche stehe, und zwar der Regel nach über dem westlichen Haupteingange zu ihr.

Zwei Thürme stehen schicklich entweder zu den Seiten des Chors oder schließen die Westfront der Kirche ein.

7. Der Altarraum (Chor) ist um mehrere Stufen über den Boden des Kirchenschiffes zu erhöhen. Er ist groß genug, wenn er allseitig um den Altar den für die gottesdienstlichen Handlungen erforderlichen Raum gewährt.

Anderes Gestühl, als etwa für die Geistlichen und den Gemeindevorstand, und, wo der Gebrauch es mit sich bringt, der Beichtstuhl, gehört nicht dorthin.

Auch dürfen keine Schranken den Altarraum von dem Kirchenschiffe trennen.

8. Der Altar mag je nach liturgischem und akustischem Bedürfnis mehr nach vorne oder rückwärts, zwischen Chorbogen und Hinterwand, darf aber nie unmittelbar (ohne Zwischendurchgang) vor der Hinterwand des Chors aufgestellt werden.

Eine Stufe höher, als der Chorboden, muß er Schranken, auch eine Vorrichtung zum Knien für die Konfirmanden, Kommunikanten, Kopulanden u. s. w. haben.

Den Altar hat als solchen, soweit nicht confessionelle Gründe entgegenstehen, ein Cruzifix zu bezeichnen, und wenn über dem Altartische sich ein architektonischer Aufsatz erhebt, so hat das etwa damit verbundene Bilderwerk, Relief oder Gemälde, stets nur eine der Hauptthatsachen des Heils darzustellen.

9. Der Taufstein kann in der innerhalb der Umfassungswände der Kirche befindlichen Vorhalle des Hauptportals oder in einer daranstoßenden Kapelle, sodann auch in einer eigens dazu hergerichteten Kapelle neben dem Chor stehen. Da, wo die Taufen vor versammelter Gemeinde vollzogen werden, ist seine geeignetste Stellung vor dem Auftritt in den Altarraum.

Er darf nicht ersezt werden durch einen tragbaren Tisch.

10. Die Kanzel darf weder vor noch hinter oder über dem Altar, noch überhaupt im Chore stehen. Ihre richtige Stellung ist da, wo Chor und Schiff zusammenstoßen, an einem Pfeiler des Chorbogens nach außen (dem Schiffe zu); in mehrschiffigen großen Kirchen an einem der östlicheren Pfeiler des Mittelschiffs. Die Höhe der Kanzel hängt wesentlich von derjenigen der Emporen (13) ab, und ist überhaupt möglichst gering anzunehmen, um den Prediger auf und unter den Emporen sichtbar zu machen.

11. Die Orgel, bei welcher auch der Vorsänger mit dem Sängerchor seinen Platz haben muß, findet ihren natürlichen Ort dem Altar gegenüber am Westende der Kirche auf einer Empore über dem Haupteingang, dessen perspektivischer Blick auf Schiff und Chor jedoch nicht durch das Emporengebälke beeinträchtigt werden darf.

12. Wo Beicht- oder Lehrstuhl (Lesepult) sich findet, da gehört jener in den Chor (7), dieser entweder vor den Altar auf eine der Stufen, die aus dem Schiffe zum Chore emporführen, doch so, daß der Blick der Gemeinde nach dem Altar nicht verhindert werde, oder an einen Pfeiler des Chorbogens, um für den Zweck der Katechese, Bibelstunde u. dergl. vor den Altar hingerückt zu werden.

13. Emporen, außer der westlichen (11), müssen, wo sie unvermeidlich sind, an den beiden Langseiten der Kirche so angebracht werden, daß sie den freien Ueberblick der Kirche nicht stören. Auf keinen Fall dürfen sie sich in den Chor hineinziehen.

Die Breite dieser Emporen, deren Bänke aufsteigend hintereinander anzulegen sind, darf, soweit nicht die Ausladung von Kreuzarmen eine größere Breite zuläßt, $^1/_5$ der ganzen Breite der Kirche, ihre Erhebung über den Fußboden der Kirche $^1/_3$ der Höhe derselben im Lichten nicht überschreiten.

Von mehreren Emporen über einander sollte ohnehin nicht die Rede sein.

Bei der Anlage eines Neubaues, worin Emporen vorgesehen werden müssen, ist es sachgemäß, statt langer Fenster, welche durch die Empore unterbrochen würden, über der Empore höhere Fenster, die zur Erhellung der Kirche dienen, unter der Empore niedrigere Fenster zur Erhellung des nächsten von der Empore beschatteten Raumes anzubringen.

14. Die Sitze der Gemeinde (Kirchenstühle) sind möglichst so zu beschaffen, daß von ihnen aus Altar und Kanzel zugleich während des ganzen Gottesdienstes gesehen werden können.

Vor den Stufen des Chors ist angemessener Raum frei zu lassen. Auch ist je nach dem gottesdienstlichen Bedürfnis ein breiter Gang mitten durch das Gestühl des Schiffes nach dem Haupteingange zu, oder, wo kein solches Bedürfnis vorliegt, sind zwei Gänge von angemessener Breite an den Pfeilern des Mittelschiffes oder an den Trägern der Emporen hin anzulegen. Die Basen der Pfeiler sollten nicht durch Gestühl eingefaßt werden.

15. Die Kirche bedarf einer Sakristei, nicht als Einbau, sondern als Anbau, neben dem Chor, geräumig, hell, trocken, heizbar, von kirchenwürdiger Anlage und Ausstattung.

16. Vorstehende Grundsätze für den evangelischen Kirchenbau sind von den kirchlichen Behörden auf jeder Stufe geltend zu machen, den Bauherren rechtzeitig zur Kentnis zu bringen und der kirchenregimentlichen Prüfung, beziehungsweise Berichtigung, welcher sämtliche Bauriße unterstellt werden müssen, zu Grunde zu legen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 23. September. № 76.

Gottfried Arnold.

(Schluß.)

In dem Hofprediger zu Allstedt erkent man den Mann kaum wieder, wie er in der lezten Zeit zu Quedlinburg erschienen war. Seine dieser Periode angehörigen Schriften haben (mit Ausnahme der consilia et responsa, die übrigens nicht ihm, sondern der Johanna Eleonore Petersen zuzuschreiben sind —) den vollen Beifall der Unschuldigen Nachrichten, selbst eines Colerus, davongetragen. Bald nach seinem Amtsantritt entwarf er „die geistliche Gestalt eines evangelischen Lehrers", eine Art Pastoraltheologie, die er mit einer innigen, „Schloß Allstedt, den 29. November 1703" datirten Vorrede zu Halle erscheinen ließ. Diesem von ihm gezeichneten Bilde selbst zu entsprechen, war er aufs Eifrigste bemüht. Durch erbauliche Schriften (namentlich durch den „neuen Kern wahrer Geistes-Gebete auf alle Fälle nebst einem Kern neuer Lieder") suchte er die häusliche, und durch fleißige Predigt des Worts (die Allstedter Predigten liegen in der Epistel-Postille „die Verklärung Jesu Christi in der Sele" zum Teil vor) die öffentliche Andacht zu pflegen. Tiefbetrübt sah seine fürstliche Gönnerin und die kleine Schloßgemeinde ihn scheiden, als der peremtorische Befehl des Landesherrn sich nicht mehr umgehen ließ. Aber auch er selbst verließ das Schloß mit schmerzlicher Wehmut, der er in seiner noch vorhandenen Abschiedspredigt über das Evangelium am Sontage Exaudi einen rührenden Ausdruck gab. Man hat es ihm verdacht, daß er die Weissagung des Herrn an die Zwölf: „sie werden euch in den Bann thun" u.s.w. (Joh. 16, 2), auf seinen Fall zu deuten gewagt; aber ganz unberechtigt war diese Anwendung doch nicht. Nur freilich aus der Kirche überhaupt und aus ihrem Dienste wurde er nicht exilirt. Unmittelbar von Allstedt durfte er sich auf ein neu gewiesenes Arbeitsfeld begeben. Der Hofdiaconus Sprögel hatte, der Anfechtungen und wiederholten zeitweiligen Amtssuspensionen in Quedlinburg müde, einem Rufe als Pastor und Inspector zu Werben in der Altmark Folge gegeben. Als ihn der Herr nach kurzer Wirksamkeit abrief, wurde Arnold zum Nachfolger seines Freundes und Schwiegervaters ernant. In seiner der Evangelien-Postille beigegebenen herzlichen und lesenswerten Antrittsrede, worin er sich über die Pflichten des Predigers im Reden, Thun und Leiden verbreitet, spricht er, noch voll von den jüngst erfahrenen Bedrückungen, die Erwartung aus, er werde auch hier in Werben sein Zeugnis mit Leiden versiegeln müssen. Aber seine Besorgnis ging weder in dieser Gemeinde, noch auch in dem benachbarten Perleberg in Erfüllung, wohin er schon nach zwei Jahren (er hielt seine erste Predigt daselbst am 22. S. n. Tr. 1707) auf einstimmigen und dringenden Wunsch des Raths und der Bürgerschaft versezt wurde. Er gewann vielmehr, namentlich in Perleberg, eine so allgemeine Liebe und Verehrung, einen Kreis zahlreicher inniger und vertrauter Freunde, daß sein Nachfolger, Licentiat de Neve, Anfangs gewiß einen schweren Stand hatte. Arnold lebte in beiden Aemtern mit voller Hingebung seinem Berufe. Seiner literarischen Thätigkeit entsagte er freilich nicht ganz. Während seines Wirkens in Perleberg schrieb er sogar eins seiner Hauptwerke (die Vorrede datirt vom Ausgang des Jahres 1708), „die wahre Abbildung des inwendigen Christentums". Seine große Belesenheit hat sich in dieser Schrift ein noch glänzenderes Denkmal gesezt, als in den historischen Darstellungen. Ohne viele eigene Reflexionen zu machen, stellt er — aber nach einem wolüberlegten Plane und in strikter Ordnung — dasjenige zusammen, was die Väter der Kirche, die christlichen Dichter, die Scholastiker, die Reformatoren und neuere Schriftsteller über den Anfang, den Fortgang und Ausgang des inneren Lebens geäußert haben. Die Unschuldigen Nachrichten haben zwar hier und da erhebliche Ausstellungen; aber ein hohes Lob mögen sie anderen Partien des Buches nicht versagen. Von einer gleichzeitigen kleineren Schrift: „Abwege frommer Menschen", worin Arnold vor dem Misbrauch der Mystik warnt, urteilen sie sogar, sie scheine zu bezeugen, daß der Verfasser frühere Fehler erkant habe. Aber nur eine sehr knapp zugemessene Zeit und Kraft widmete Arnold der gelehrten Beschäftigung. Seine unmittelbaren Pflichten standen allezeit in erster Reihe. In herzlichem Einvernehmen mit seinem geliebten Collegen, dem Diaconus Johann Kruse, wurde er nicht müde, mit Wachen und Beten, mit Predigen und Lehren in Kirchen, Schulen und Häusern, ja selbst mit Schrift und Druck, der Gemeinde zu dienen. Zu ihrem Frommen veröffentlichte er unter dem Titel: „Paradiesischer Lustgarten und Evangelischer Herzenswecker", ein Erbauungsbuch, dessen Wert noch neuerlich durch die Veranstaltung einer neuen Ausgabe ist anerkant worden. Ebenso bot er ihr in der „evangelischen Botschaft der Herlichkeit Gottes in Jesu Christo" eine Samlung von Predigten über die Sontagsevangelien dar (wahrscheinlich größtenteils in Werben gehalten), die das Bedürfnis der Priwaterbauung befriedigen sollten. Eigentlich hervorragende

Leistungen sind übrigens diese Predigten nicht. Sie verschmähen alle rhetorische Kunst und ermangeln der dialectischen Bewegung; größtenteils sind sie homilienartige Auslegungen des Textes, obwol Thema und Disposition nie fehlen. Der damals üblichen Schematismen enthalten sie sich durchaus, und fröhnen überhaupt weder einer Manier noch einer Mode. Arnolds theologische Richtung bricht aus ihnen nur in sofern hervor, als er durchweg mit Innigkeit und Ernst auf die völlige Uebergabe des Herzens an den Heiland dringt. Die praktischen Lebensverhältnisse läßt er mehr zur Seite, und Moralpredigten finden sich unter ihnen ebenso wenig wie dogmatische. Die Unschuldigen Nachrichten haben darin heterodoxe Elemente, überhaupt Abweichungen von der biblischen und kirchlichen Ausdrucksweise nicht aufzufinden vermocht. Arnolds Muster waren offenbar die Homilien des Macarius, die er denn auch mehrfach übersezt und herausgegeben hat. Die zahlreichen Citate aus den Kirchenvätern, mit welchen sie durchwebt sind, machen sie für die Gegenwart vielfach ungenießbar; auch würde Arnolds Neigung zu allegorischem und anderweitigem Spielwerk den heutigen Geschmack verletzen. In seiner Perleberger Antrittspredigt (welche sonst reich ist an treffenden und überraschenden Benutzungen von Schriftstellen für seinen besonderen Fall und manche interessante geschichtliche Mitteilungen macht, — sie ist am Schlusse der Epistel-Postille abgedruckt) erzählt er der Gemeinde, Philipp Melanchthon habe dem Magistrat zu Perleberg, als er demselben den Johann Böttcher zum Schulrector empfohlen, geschrieben: nomen oppidi vestri non ab ursa, sed a margarita derivari volo; quum autem filius Dei evangelium margaritae conferat, nominis sonus vobis gratior sit. Und nun fährt er fort, auch er wolle denn unter den Perlebergern damit auftreten, daß er ihnen „einen recht gesegneten Perlensucher" schildere. Was er übrigens der Gemeinde in dieser Anzugspredigt gelobt hat, das hat er treulich gehalten, so lange es ihm vergönt war, das Predigtamt daselbst zu führen. Allein seine Zeit war kurz.

Schon in den Anfängen des neuen Jahrhunderts erschien einmal seine von Hause aus rüstige Gesundheit wesentlich erschüttert; und wenige Jahre nach seinem Amsantritt in Perleberg begann er ernstlich und besorglich zu kränkeln. Nicht seine rastlose Thätigkeit, welche er von früher Jugend an bis zur zwölften Stunde ununterbrochen trieb, hat seine Kräfte so frühe verzehrt; auch nicht der plötzliche Tod seiner beiden Kinder, die er zärtlich liebte und die schnell hinter einander an einer epidemischen Krankheit starben, gab ihm, dem glaubensstarken, in Gottes Rathschluß kindlich ergebenen Manne, die Todeswunde: sondern seine bis zur Berufung in die Preußische Landeskirche unabläßig währenden inneren Kämpfe, sein stetiges Seufzen zu dem Durchbrecher aller Bande, eine treibende, peinigende Unruhe, welche der Genuß des Friedens Gottes im Grunde seines Herzens nicht ausschloß; dann aber auch die Anfeindungen von außen, welche dem (nach dem ausdrücklichen Zeugnis seines mehrjährigen Amtsgenossen) so demütigen und verträglichen Manne um so empfindlicher waren, je mehr er sich bewußt war, nach Wahrheit zu streben, es redlich zu meinen, und dem Apostelworte zu gehorchen, „jaget nach dem Frieden gegen Jedermann und der Heiligung." Im Jahre 1713 befiel ihn dieselbe Krankheit, an welcher Heinrich Müller eines frühen Todes starb. Zwar genas er anscheinend von dem ersten Anfall derselben, ja er konte im folgenden Jahre seine amtliche Thätigkeit, wenn gleich in Schwachheit, nochmals anfnehmen. Da aber ereignete sich 1714 am ersten Feiertage der Pfingsten der nicht allein von seinen Freunden, sondern selbst von seinen Widersachern beklagte Vorgang, der das Herz und die Kraft des kranken Mannes brach. Die militärische Roheit, welche den Festgottesdienst störte, wird zwar in ihren Motiven und in ihren Details nicht überall genau übereinstimmend erzählt, aber im Wesentlichen ist sie von allen Seiten her verbürgt. Im Innersten erschüttert, kaum seiner selbst mächtig, verließ er die Kirche; und wiewol er Tags darauf noch mit matter Stimme eine Leichenpredigt hielt, so sah es ihm doch jeder an, daß der Todesengel ihn schon berührt. Als ein Sterbender kehrte er in das Pfarrhaus zurück. Die Geschichte seiner lezten Tage und seines seligen Ausganges aus dieser Welt ist nach Mitteilungen, welche Johann Kruse in der Parentation und einige Freunde in schriftlichen Aufzeichnungen gemacht haben, ziemlich genau und vollständig von Joh. Heinr. Reitz im 4. Th. der Historie der Wiedergeborenen S. 259 u. ff. erzählt worden. Länger als drei Tage war er im Sterben. Aber nur ganz vorübergehend ergriffen ihn Beängstigungen, so daß er ausrief: Vater, nimm diesen Kelch von mir; meist war er still, gelassen, sanft, freundlich, und noch sterbend ließ er seinen Mund von Ermahnungen zum rechten Durchbruch, zu einer ernstlichen Verläugnung und zu einem beharrlichen Eindringen in Gott übergehen. Kurz vor seiner Auflösung richtete er sich plötzlich auf: „frisch auf, frisch auf, die Wagen her und fort!" Dann sank er zurück, ward stille und hauchte unter den Gebeten seiner Gattin (die ihn eine lange Reihe von Jahren überlebt hat) und seiner treuen Freunde sein Leben aus, am 30. Mai 1714, Nachmittags gegen 2 Uhr, kaum 48 Jahre alt. Am Freitage vor dem Trinitatisfeste wurde er unter vielen Thränen seiner Gemeinde bestattet.

Gewiß gedeiht die Betrachtung dieses Lebens mit seinem frühen, fast tragischen Ende zur Wehmut. Aber die Wehmut muß sich nur in den Gegenständen nicht vergreifen. Wenn man einerseits fragt, was doch diese bedeutende Kraft im Dienste des Reiches Gottes würde ausgerichtet haben, dafern sie von Anfang an eine gesunde Stellung zur Kirche eingenommen oder doch bald gefunden hätte: so ist die Gegenfrage erlaubt, ob Arnold in dem gesezten Falle gerade die eingreifende Wirksamkeit ausgeübt haben würde, die in der That von ihm ausgegangen ist. Daß die von seinem Standorte aus gearbeitete Kirchengeschichte dem Studium dieser Wissenschaft einen neuen Impuls gegeben, neue Bahnen gebrochen habe: das ist von Walch und von Herder, neuerlich auch von Baur willig eingestanden. Daß die aus seiner geistlichen Stellung und Richtung hervorgegangenen Lieder gerade durch ihre so bedingte Eigentümlichkeit vielen Gemütern zur Erweckung des geistlichen Lebens gereicht haben: das ist eine That

ache. (Leider sind dieselben dem Genusse der gegenwärtigen Gemeinde noch so gut wie entzogen. Denn was davon in den lezten Dezennien ist dargeboten worden, das erscheint teils in einer verstümmelten, verwässerten, geradezu unkentlichen Gestalt, teils ist es mit einer hier ganz am unrechten Orte angebrachten diplomatischen Treue und Vollständigkeit, ungeordnet und ungesichtet, und mit vielen Fehlern und Mängeln gegeben worden.) Wenn man dann von der andern Seite geneigt ist, die Schmähungen und Verfolgungen zu beklagen, die Arnold von Seiten der Orthodoxie erfahren mußte, so erheischt die Gerechtigkeit die Anerkennung, daß diese scheinbare Härte eine unumgängliche war. Denn das ist ja offenbar, — Cyprian hat es unwiderleglich dargethan, daß unter der Herschaft der Arnold'schen Grundsätze, wenigstens wie er sie bis zu seiner pfarramtlichen Praxis gehegt und geltend gemacht hat, die Kirche ihrer Auflösung entgegengegangen, ja daß selbst der Fortbestand eines Samens einzelner Gläubiger sehr problematisch würde geworden sein. Männer wie Arnold werden immer ein gedeihliches Ferment für die Kirche sein; allein sich ihrer mit Ernst und Entschiedenheit in ihren Uebergriffen zu erwehren: das ist ebenso für die Kirche heilige Pflicht der Selbsterhaltung.

Ueber Casualreden.

Vortrag auf der Berliner Pastoralconferenz.

Bestimte Fälle auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens, die teils nicht die ganze Gemeinde, sondern nur einzelne Glieder und Familien derselben angehen, teils selten wiederkehren, und vornämlich die Person des Geistlichen oder das Kirchengebäude berühren, geben die Veranlassung zu Predigten und Reden des Geistlichen, die man bekantlich nach dem lateinischen Wort Casus mit dem allgemeinen Namen Casualreden bezeichnet. Zu den Fällen ersterer Art gehört die Taufe, Confirmation, Beichte, Trauung und das Begräbnis; zu den lezteren die Ordination, Introduction, Amtsantritt und Abschied des Pastors von der Gemeinde, so wie die Kirchweihe.

Die Kirche darf sich aber nicht versagen, auch diejenigen Fälle mit ihrem Worte zu begleiten, die nicht allein, oder überhaupt nicht zu ihrem, sondern zu den Lebensgebieten der bürgerlichen und staatlichen Gemeinschaft gehören. Es bringt das ihr hoher Beruf mit sich, die Welt ihrem Könige Jesus unterthänig zu machen, und die irdischen Dinge ihres irdisch sündlichen Charakters zu entkleiden, sie ihrer Bestimmung, himlischer Natur teilhaft zu werden, entgegen zu führen. — So lange noch nicht jene widerchristliche, von den Feinden der ewigen Reichs- und Heilsordnungen angestrebte Scheidung zwischen Kirche und Staat sich vollzogen hat, kann auch weder die bürgerliche, noch die staatliche Gesellschaft des segnenden und weihenden Wortes der Kirche entbehren. Sollte je, was Gott verhüten wolle, der Tag kommen, wo sie's könte, so hätte sie jenen grauenvollen Selbstmord an sich vollzogen, den der Name „religionsloser Staat" bezeichnet

und der sein Verwesen unmittelbar zur Folge haben muß. — — Schulen, Rathhäuser, Fahnen, Denkmäler erfochtener Siege müssen von den Dienern der Kirche geweiht werden, wenn sie nicht von vornherein den traurigen Stempel an der Stirn tragen sollen, Denkmäler des Paganismus, des Abfalls zu sein. Die Einführung von Lehrern in ihr Amt bedarf auch nach der bürgerlichen und staatlichen Seite dieses Amtes ebenso sehr des Segens der Kirche, wie die Könige, Fürsten und Obrigkeiten erst dieses Segens teilhaftig ihr Amt nach christlicher Lebensordnung tragen; und bei Siegesfeiern wird von der christlichen Obrigkeit ebenso sehr nach dem begleitenden Wort der Kirche Verlangen getragen, wie bei der Eröffnung von Landtagen, Landescalamitäten, Miswachs, Niederlagen, Todesfällen der Könige u. s. w. nach ihrem tröstenden und auf die in solchen Führungen verborgenen Absichten Gottes hinweisenden Wort. Es liegt das einmal in dem Gedanken des christlichen Staats und dem allgemeinen Priesterberuf seiner getauften Mitglieder begründet, daß bei allen hervorragenden Ereignissen und Vorfällen, die das Staatsleben und das bürgerliche Gemeinwesen berühren, die legitime Vertretung der Kirche, das geistliche Amt in Anspruch genommen wird, und es ist ein trauriges Zeugnis für das Entschwinden dieses Gedankens und das Abhandenkommen des Bewußtseins dieses Berufs, wenn das nicht mehr geschieht. — Die Reden nun, die in all den genanten Fällen von dem Träger des kirchlichen Amtes, dem Geistlichen, gehalten werden, gehören ebenfalls, wenn auch in zweiter Ordnung, zu den Casualreden.

Wir sehen, die Casualrede umspant ein weites Gebiet. Sie gehört zwar der Kirche an, denn die Kirche dient in ihr durch ihre Amtsverwalter; aber sie trägt in ihr ihren Segen, ihre Weihe, ihren Trost und ihre Mahnung auch aus ihren engeren Schranken hinaus ins Familienleben hinein, ins bürgerliche und staatliche Gemeinwesen. Man kann sagen, die Casualrede ist der Klang des königlichen Ganges Jesu aus der Kirche durch Haus, Stadt und Land, ist das thatsächliche Zeugnis, daß Ihm alle Lande unterworfen sind, und daß seines Wortes Niemand und bei keiner wichtigen Angelegenheit auch des irdischen Lebens entbehren kann. Oder wollen Sie ein anderes Bild? Die Casualrede ist das ins Meer der Welt aus dem Kirchenschiff hinausgeworfene Netz, um bei Gelegenheiten, die das Herz besonders aufthun, diese für das Himmelreich und seinen König zu fangen. Und wenn die Kirche in irgend einer ihrer Handlungen ihren weiblichen Charakter, ihre Weise als h. Frau kund thut, so thut sie's in der Casualrede. Es ist der edlen Frauen Art, der Gelegenheit zu erharren, ihre Hilfe zu bieten, und die gegebene auf das Treueste zu benutzen.

Es ist die Frage aufgeworfen worden: ob überhaupt Casualreden gehalten werden sollen.

Die Frage kann natürlich nur die Art unter ihnen treffen, die wir zuerst berührten, die mehr oder weniger mit agendarischen Vorschriften in Verbindung stehen. Denn das wird Nie-

mand, der der eben gegebenen Auseinandersetzung zustimmen sollte, in Abrede stellen, daß es der unabweisliche Beruf der Kirche ist, in all jenen, auf dem Gebiete des bürgerlichen oder staatlichen Lebens liegenden Fällen mit ihrem Worte einzutreten.

Verstehe ich die Frage recht, so geht sie wol aus der Erfahrung hervor, daß es in manchen Fällen wünschenswerter erscheint, daß der Geistliche allein an das agendarische Formular sich halte und die Zuhörer mit seiner eignen Zugabe verschone. In der That möchte man einem Geistlichen, der entweder nur das längst ausgedroschene Stroh widerchristlicher, rationalistischer Redensarten zu dreschen weiß, oder der mit dem Süßbrei unkirchlicher, pietistischer Salbadereien regalirt, oder der in gänzlicher Verkennung der Verheißung, daß der Geist es geben wird auszusprechen, das Hackemus einzelner gottseliger Phrasen und Bibelsprüche ohne innern Zusammenhang als Casualrede zu bieten wagt, — zurufen: bitte, das Formular nur! — Ja die Formulare der alten lutherischen Kirche sind meistenteils so vortrefflich, daß ihnen gegenüber oft eine Casualrede, die auch nicht an jenen Mängeln leidet, nicht in rechter Harmonie mit dem körnigen Inhalt solchen Formulars erscheint.

Das Alles aber kann um so weniger Grund für die Beseitigung der Casualreden auch in den genanten Fällen abgeben, als derselbe Grund ja oft genug auch die sontägliche Predigt beseitigen würde. Zudem dürfte sich bei gewissen Agenden ja auch die Frage umkehren: wäre es nicht besser, daß an die Stelle der verwaschenen agendarischen Form nur die Casualrede träte, vorausgesezt, daß sie in rechter Weise gehalten würde?

Was ist der *Zweck* der Casualrede? Die Antwort auf diese Frage erledigt die angeregte von selbst.

Es sind schon die hieher gehörigen Gedanken angedeutet. Gehört die Casualrede der Kirche an, so muß ihr Zweck aus dem der Kirche überhaupt hervorwachsen. Ist es der, wie vorhin gesagt, die Welt zu ihrer Seligkeit zu Christo zu führen und Ihm als dem ewigen Könige und Herrn zu unterwerfen, so kann die Casualrede keinen andern Zweck haben, als *an dem bestimt gegebenen Falle* diese Aufgabe der Kirche zu verwirklichen. Die Absichten des Herrn in diesem Fall, der, wie in dem Vortrage über diesen selbigen Gegenstand auf der Gnadauer Pastoralconferenz gesagt worden, nicht Zufall, sondern Fügung Gottes ist, nachzuweisen; das Gemüt der Hörer, das der bestimte Fall schon gestimt, entweder dem Herrn und seinen Gnadenabsichten zu öffnen, oder, ist das bereits geschehen, in Ihn hinein mit Hilfe dieses bestimten Falles zu gründen; sind es Fälle der ersten Art, in denen, wie bei der Taufe u. s. w., die folgende Handlung liturgisch bestimt ist, belehrend zur Hand zu gehen; gehören sie dem Gebiete des bürgerlichen oder staatlichen Lebens an, zu mahnen, zu warnen, zu trösten —: alles aber mit der einen großen Intention, daß Jesus den Hörern in diesem bestimten Ereignis Alles in Allem werde, bleibe, immer mehr sei; — das ist der Zweck der Casualrede.

Ob diesem Zweck gegenüber, der mit den Zwecken der Kirche in ihren Gottesdiensten und ihrer Selsorge Hand in Hand geh die Frage, ob Casualreden gehalten werden sollen, noch aufge worfen werden darf, überlasse ich Ihrer Beurteilung. Daß auc das beste agendarische Formular diesem Zwecke nicht genüge kann, folgt einfach daraus, weil es von einem allgemeinen Ge sichtspunkte ausgehen muß und darum nicht den bestimten, con creten Fall im Auge haben kann. Das Taufformular handel z. B. von der Taufe, aber natürlich nicht von der Taufe *dieses* Kindes in *diesem* Familienkreise.

Ein besonders wichtiger Gesichtspunkt erledigt diese Frag vollends. Ueber die Entfremdung der Massen des christliche Volkes von der Kirche, ihrem Wort, ihren Gaben wird leider i unsern Tagen nur mit zu großem Rechte geklagt. In eine Stadt wie Berlin, die über 600,000 Bewohner zählt, nehme durchschnittlich sontäglich nur 20—30,000 an den Gottesdienste Teil. Auf dem Lande mag das Verhältnis bis jezt noch gün stiger sich gestalten; — Klagen über schlechten Kirchenbesuch wer den auch von dort schon laut genug. Was Wunder, daß di sittliche Verwilderung in demselben Maße zunimt, als der Be such der Gottesdienste abnimt! Der Glaube komt nun einma *aus der* Predigt, die auf Gottes lauteres Wort gegründet ist.

Unter diesen Umständen ist die Casualrede von der größte Bedeutung. Noch bringt es der Anstand, die natürliche Liebe und Teilnahme mit sich, daß man sich der Teilnahme an Tauf feiern, Trauungen und Begräbnissen nicht entzieht, und es würd ein besonderes Maß von Roheit dazu gehören, wenn sich z. E Landtagsabgeordnete nicht an dem vorangehenden Gottesdienst beteiligen, oder bei Sieges- und Friedensfesten nicht alle Ge meindeglieder zugegen sein wollten. Welche Gelegenheit bietet d die Casualrede, auch Solche einmal auf den Ernst des Selig werdens aufmerksam zu machen, und den Namen ihnen zu brin gen, außer dem nun einmal kein Heil ist, die diesem Ernst fern stehen und diesem Namen sonst auszuweichen suchen. Menschen die oft Jahre lang kein Gotteshaus besucht und deren Bibe der sicherste Verwahrsam von Wertpapieren vor ihnen selbst wäre sind bei solchen Gelegenheiten doch einmal genötigt, den Gnaden ruf zu hören, der an sie ergeht. Und wenngleich ich mich übe den Erfolg auch der besten Casualreden an solchen Herzen nich zu großen Hoffnungen hingebe, so sind mir doch schon Fälle vor gekommen, daß ein Wort, das bei solcher Gelegenheit gefallen wenigstens ein Fragezeichen bei solchen Leuten geworden. Abe sollte dieser günstige Erfolg auch nicht erzielt werden, die Kirche die mit der Casualrede ihr Zeugnis vor das Ohr solcher Höre trägt, hat wenigstens ihres Berufes gewartet, und trägt dann nicht die Verantwortung, die sie tragen würde, wenn sie solch einen bestimten Fall ohne ihr Zeugnis hätte vorüber gehen lassen.

Ohne für jeden bestimten einzelnen Fall entscheiden zu wollen, glaube ich doch die aufgeworfene Frage im Allgemeine dahin beantworten zu müssen — Casualreden *müssen* gehalte werden.

Beilage

Hat nicht das Gemeindeglied ein Recht in Fällen, in denen es die freudenreichen oder thränenvollen Heimsuchungen des Herrn erfährt, die Teilnahme seines Selsorgers zu erwarten; muß nicht auch die christliche Obrigkeit bei Begebnissen, die das Vaterland in einem Wol und Wehe berühren, das Wort der Kirche in Anspruch nehmen? Diesem Recht entspricht die Pflicht des Dieners der Kirche. In der That, der Pastor würde nicht allein einer Pflicht, die er der Kirche gegenüber hat, ihre Zwecke allerorten zur Geltung zu bringen, sondern auch der Seite seines Amtes, die sich in der Selsorge erfüllt, völlig vergessen, der nicht mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen wollte, in der er dem einzelnen Gemeindegliede und den Mitgliedern des bürgerlichen Gemeindewesens bezeugen kann, daß er, wie der Einzelnen, so der Stadt Bestes im Auge habe. Wie die einzelnen, den Casualreden zu Grunde liegenden Fälle den besten Anknüpfungspunkt für die specielle Selsorge — auch für die Einwirkung des Geistlichen auf das bürgerliche und staatliche Leben, soweit dieselbe seines Berufes ist, bilden; so sind Casualreden häufig die erste fruchtreiche Veranlassung zu selsorgerischen Gesprächen, und es sollte billig der Selsorger, wenn es nur eben die Verhältnisse gestatten, nie versäumen, etliche Zeit nach dem Falle, der die Casualrede hervorgerufen, die betreffende Familie zu besuchen und wenn es passend erscheint, an das gesprochene Wort sein Gespräch wieder anknüpfen. Wer es weiß, wie schwierig grade in großen Städten, namentlich mit so zerfahrenen kirchlichen Verhältnissen, wie diese Stadt sie bietet, die selsorgerische Anknüpfung ist, der wird sicherlich auch aus diesem Grunde mit mir übereinstimmen: Casualreden müssen gehalten werden.

Die tiefgreifende Bedeutung der Casualrede für die Gestaltung des christlichen Lebens in Kirche und Staat erfordert es, daß sie ihrem Zweck und ihrer Bedeutung würdig gehalten werden.

Gestatten Sie es mir, zunächst die Forderungen im Allgemeinen anzudeuten, die an die Casualrede überhaupt zu stellen sind.

Sie sei zunächst, was ihr Name sagt, Rede und nicht Predigt.

Allerdings gibt es auch, wie schon zu Anfang bemerkt, Casualpredigten. Sie greifen da Platz, wo der bestimt vorliegende Fall in Verbindung mit dem Ganzen des Gottesdienstes tritt. Darum bildet aber auch in Predigten dieser Art das Casuelle nur den Untergrund der in ihr herschenden Gedanken, nicht den sie regierenden Mittelpunkt. Das Casuelle liegt, insbesondere wenn der Fall die Person des Geistlichen betrifft, mehr in der Stimmung seines Gemüts ausgesprochen, als daß es den Tenor der Predigt ausmachte. Es gehören zu dieser Art Casualien vornämlich die Antritts- und Abschiedspredigten des Geistlichen. Weiterhin Kirchweih- und wenn ein besonderer Gottesdienst damit verbunden ist, Landtags-, Geburtstagspredigten des Landesfürsten u. dgl. m.

Schon der Sprachgebrauch unterscheidet — wie auch Hüffell es in seinem bekanten Buche nur ohne präcise Begriffsbestimmung thut — zwischen Casualpredigten und Casualreden. Während man die geistliche Rede in den genanten Fällen allgemein Predigt nent, würde es kaum Jemand einfallen, von Tauf- oder Traupredigten zu reden, oder eine kirchliche Rede, die bei der Einweihung eines Siegesdenkmals gehalten wird, eine Predigt zu nennen.

Die Predigt hat ihren bestimt ausgeprägten Charakter. Sie fordert, wie schon bemerkt, den Zusammenhang mit dem Ganzen des Gottesdienstes. Sie ist Verkündigung des großen Heilsrathes Gottes an die Sünderwelt; als sonn- und festtägliche Predigt, wie sich dieser Heilsrath nach den im Kirchenjahr ausgesprochenen Gedanken entweder in der Liebe des Vaters, oder in der Gnade des Sohnes, oder in der Gemeinschaft stiftenden, erhaltenden und vollendenden Thätigkeit des h. Geistes ausspricht und darstellt. Selbst wenn die Predigt über s. g. freie Texte gehalten wird, kann und darf sie die Macht dieser sie beherschenden Gedanken nicht verläugnen, wenn sie nicht zur bloßen Bibelerklärung herabsinken soll. Ja, dieser bestimte Charakter der Predigt ist so durchgreifend, daß selbst Casualpredigten sich ihm nicht entziehen können. Es wird gewiß nicht unverständlich sein, wenn ich behaupte, daß eine Antritts- oder Abschiedspredigt, oder eine Landtags- oder Königsgeburtstagspredigt zur Weihnachtszeit gehalten ein ganz anderes Colorit empfängt, als wenn sie in die Passionszeit, oder in die österliche oder Trinitatiszeit fällt.

Von jenem — ich will ihn kirchlichen Charakter nennen, der der Predigt eignet, hat die Casualrede nichts. Sie ist allerdings Rede, eine in sich künstlerisch geordnete und abgerundte Durchführung des sie beherschenden Gedankens, aber weder die kirchliche Zeit übt auf sie Einfluß, noch fordert sie die Art der Durchführung der Gedanken, wie sie in der Predigt üblich ist. Ja ich möchte es als einen Fehler der Casualrede bezeichnen, wenn der Redner nach einem introitus sein Thema herausstellte, und nun nach genau angegebener Disposition die einzelnen Teile abarbeiten wollte. Ist es schon für die Predigt wolgethan, um die Zuhörer nicht von vorn herein mit dem Gefühl der Langeweile zu erfüllen, wenn sie gleich wissen, was kommen wird, die Disposition zu verhüllen, um sie recht zu enthüllen, so halte ich es für die Casualrede für geboten, den Gedanken, das Thema, das ihr allerdings in der Sele des Redenden zu Grunde liegen muß,

aus dem Ganzen der Rede nur gleichsam hervorblitzen zu lassen — so die aus ihm hervorgewachsenen Gedanken zu ordnen, daß man nach ihrer Vollendung zwar den Eindruck hat, ein geordnetes, nach allen Seiten hin entfaltetes Ganzen empfangen, nicht aber eine Predigt gehört zu haben.

Ist die Casualrede nicht Predigt, sondern Rede, so darf sie doch zweitens niemals ihren geistlichen Charakter verleugnen. — Mit andern Worten: sie sei schriftgemäß.

Die redende Kirche kann nicht anders als aus Gottes Wort sprechen. Der Geistliche, wenn er amtlich redet, darf nur sagen, was der Herr in seinem Worte ihm befiehlt. Nur das Wort Gottes und das Zeugnis aus ihm hat die Verheißung, daß es nie leer zurückkommen, sondern thun soll, dazu es gesandt ist. Eigne Gedanken bringen wollen, und geschähe es auch in classischer Form, würde den Zweck der Casualrede nicht allein nicht fördern, sondern ihm gradezu entgegenarbeiten.

Ob aber, wie in dem Vortrage über diesen selben Gegenstand auf der Sächsischen Pastoralconferenz behauptet, die Voranstellung eines bestimten Textwortes durchaus nötig, ob nicht vielmehr nach der Weise des h. Petrus in seiner mustergültigen Casualrede im Hause des Hauptmanns Cornelius, ohne ein bestimtes Wort voranzustellen, das Wort Gottes die Rede nur auch durchflechten darf, möchte ich anheimgeben. Vielleicht ist es in manchen Fällen, besonders in unseren der Kirche so entfremdeten Tagen, der pastoralen Weisheit gemäß, statt der Voranstellung eines bestimten Textes, in der bezeichneten Weise die Hörer dennoch in das Netz des Wortes Gottes zu fangen.

Soll ein bestimter Text vorangestellt werden, dann, und damit schließe ich mich jenem Vortrage vollkommen an, sei er so gewählt, daß er die Sache, die vorliegt, trifft, und nicht erst durch künstliche Deutung passend gemacht wird. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn das Wort Hosea 2, 19—20, wo der Herr zu Israel spricht: Ich will mich mit dir verloben u. s. w. zum Text einer Traurede genommen wird? Wie kann aus solchem Text ohne die künstlichste Deutung eine Traurede hervorwachsen? — Die Wahl eines Textes, der erst, um zum Gedanken zu kommen, der den Fall beherscht, einer theologischen Deutung bedarf, verbietet sich schon aus dem vorhin angeführten Grunde. Wie dieser Grund denn auch jede theologische Textentfaltung bei der Casualrede zur Seite stellt.

Schriftgemäß — das beseitigt auch alles salbaderische Ergehen in sentimaler Phraseologie und schützt vor der Gefahr, der jüngere phantasiereiche und in der neuern Literatur belesene Geistliche leicht erliegen, die Casualrede zur Blumenlese aus neuern profanen Dichtern zu machen. Schriftgemäß, das verleiht der Casualrede jenen objektiv kirchlichen Charakter, der ihr eignen soll, damit der Fall, der vorliegt, in das rechte Licht gestellt werde und die Hörer den Eindruck der Führung und des Willens des lebendigen Gottes in ihm empfangen. — Das beste Gegengift gegen die Eitelkeit eines billige Rührungen und Thränen suchenden Predigers, eine Eitelkeit, die bei gewissen Casualreden

die reichlichste Nahrung finden kann, ist die Schriftmäßigkeit. Eben so ist sie der beste Regulator der Gefühle der Hörer. Wenn ein Todesfall unter das Licht des Wortes Gottes gestellt wird, dann trocknen sich die Thränen und auf das wunde Herz legt sich dessen Hand, der allein die Trauernden trösten und die Mühseligen und Beladenen erquicken kann.

Allerdings, da die Schrift nicht allein ein offner Born ist, aus dem immer neu Wasser des Lebens geschöpft wird, nicht allein eine auszulegende, sondern eine in ihren Hauptwahrheiten bereits ausgelegte, so kann es nicht fehlen, daß diese Forderung namentlich den Casualreden, die vornämlich Fälle auf kirchlichem Gebiete zum Gegenstand haben, je nach der kirchlichen Denomination des Redners einen andern Charakter aufprägen. Die Taufrede eines lutherischen Geistlichen wird sich bis in den innersten Nerv von der eines reformirten unterscheiden und die Introduktions oder Confirmationsrede eines dem Unionismus huldigenden Mannes wird eine völlig verschiedene Färbung von der eines Mannes haben, dem der hohe Artikel von der Kirche, ihrem Amt und den Aufgaben, die sie an ihre Glieder stellt, klar geworden ist. Allgemein gläubig können ja auch die ersteren sein, sie werden aber niemals kirchlich erbauen und darum nach meiner Auffassung des Zweckes der Casualrede denselben völlig verfehlen.

Neben die Schriftmäßigkeit stellt sich naturgemäß aus ihrem Begriff als dritte Forderung für die Casualrede die Betonung des bestimten Casus.

Es hat für den Geistlichen, des Herz Etwas von dem h. Brennen der Liebe erfahren, etwas Verführerisches, bei der Gelegenheit, die ihm einmal geboten ist, auch Solchen Gottes Wort zu sagen, die seinem Klange ferne stehen, statt einer Tauf- oder Trau- oder Weihrede eine Bußpredigt zu halten, überhaupt Gedanken miteinzumischen, die an sich ja ganz vortrefflich sein können, die aber nicht aus dem Hauptgedanken, den der bestimte Fall gibt, herausgewachsen, sondern an ihn herangebracht sind. Nichts verfehlter als das. „Man merkt die Absicht und ist verstimt" — und solche Verstimmung ist ein Wall auch gegen jeden Pfeil des Wortes, der sonst von der Sonne des Hauptgedankens fliegen möchte.

Der Casus komme zu seinem Recht. Die Traurede sei Traurede, und die Grabrede, Grabrede. Ist jede Casualrede was sie sein soll, bildet der bestimt vorliegende Fall den Mittelpunkt, von dem alle Gedanken ausgehn wie Radien zur Peripherie des Hörerkreises, dann kann es nie fehlen, daß das h. Leuchten des unter Gottes Wort gestellten und von ihm erleuchteten Falles mit der Macht der Wahrheit an die Selen dringt — sie erbaut — die eignen Gedanken niederwirft und Gottes Gedanken in ihnen aufbaut. Und geschieht's dann nicht, bringt wegen der Herzenshärtigkeit der Hörer auch solch eine Rede wie St. Stephani Zeugnis nur Zähneknirschen hervor: — nun so ist auch das ein Erfolg, der wie vorhin angedeutet, die Zwecke der Casualrede fördert.

Diese Betonung des bestimten Falles besteht aber nicht

blos darin, daß im Allgemeinen z. B. bei der Trauung die Gedanken der christlichen Ehe, oder bei der Taufe die der Wiedergeburt des Kindes vorwalten. Vielmehr ist es *diese* Trauung, *diese* Taufe, *dieses* Begräbnis, was in's Auge zu fassen ist. Und hier ist es, wo die specielle Selsorge, die genaue Bekantschaft mit der Familie, in der der Fall sich ereignet hat, der Casualrede dieser Art zu Hilfe komt. Ist nun auch in großen Gemeinden, wie die Berliner sind, eine solche Bekantschaft sehr schwer zu erzielen, und ist es bei dem notwendigen Uebel, zu gewissen Zeiten, um nur die Arbeit zu bewältigen, viele Kinder und viele Paare auf einmal zu taufen und zu trauen, unmöglich, dieses so nötige Colorit speciellen Eingehens auf die Familienverhältnisse den betreffenden Casualreden zu geben; so bleibt die Forderung dennoch in ihrem Recht und um so mehr hat in solchen Gemeinden der Geistliche ihr zu genügen, wenn er Gelegenheit gefunden hat, der Familie näher zu treten.

Dasselbe nur natürlich in veränderter Gestalt gilt für jene zweite Art von Casualreden, wenn der Fall auf dem Gebiete des staatlichen und bürgerlichen Lebens liegt. Was für das Bild die Farbenausführung der Conturen, das sind für sie die genaue Kentnis der Geschichten und Führungen Gottes, die den Sieg gegeben, wenn z. B. die Casualrede die Weihe eines Siegesdenkmals einleitet; oder der Anforderungen an Abgeordnete, wenn sie die Sitzungen des Landtages einzuleiten hat.

Sie *sei wahr*, das ist die vierte Forderung an die Casualrede.

Es scheint diese Forderung nach dem, was über die Schrifteinstimmigkeit angedeutet worden, selbstverständlich. Und dennoch glaube ich nach eigner Erfahrung und nach dem, was ich bei Andern erfahren, diese Forderung noch besonders betonen zu müssen.

Wol der schlimmste Predigerfeind ist die Eitelkeit. Man weiß wol, daß man Diener des Herrn ist, aber man dient, wenn man über sich nicht mit viel Beten und Flehen wacht, doch nur sich selbst. Man hascht nach der Anerkennung der Hörer und möchte gern jenen äußerlich sichtbaren Erfolg erzielen, von dem ich schon gesprochen, Rührung, Thränen — daß schließlich die Leute sagen: „ach war das mal schön, ergreifend!“ — Dieser Feind verführt zur Lüge, entweder zu jener rhetorischen, die sich durch die Herkommenkünste rhetorischer Wendungen bemüht, die ersehnte Rührung hervorzurufen, oder zu der noch viel gefährlicheren persönlichen, die es durch schauspielerhafte Selbstrührung dahinzubringen sucht, auch bei den Zuhörern Thränen hervorzurufen. Freilich wird diese Absicht selten erreicht. Ich erinnere mich, wie ein Superintendent in Westfalen seine Confirmationsrede zur großen Verwunderung der Konfirmanden im weinerlichsten Tone mit den Worten begann: Liebe Kinder, warum seid ihr so betrübt, wer hat euch was gethan, warum fließen eure Augen von Zähren und warum sind eure Herzen voll heißer Schmerzen u. s. w. Ich habe es an mir selbst erfahren, wie unangenehm eine unmotivirte Rührung der Geistlichen wirkt, wie z. B. das Weinen auf der Kanzel, das sich Etliche angewöhnt haben, den umgekehrten Erfolg auf die Hörer ausübt, diese desto kühler macht. Aber gerade in diesem Verschießen des Pulvers liegt abgesehn von dem sittlichen Schaden, den der Geistliche durch solch gemachtes Wesen nimt, die Gefahr für die Casualrede. Sie verliert all ihre Wirkung, wird zwecklos.

Sie sei wahr, das ist wie überhaupt bei jedem Wort, so insbesondere die königliche Forderung bei der Casualrede, die allerdings mehr denn jede andere geistliche Rede zu dem Fehlen gegen diese Grundsätze Anlaß geben kann. Sie sei wahr, d. h. der Geistliche zeige nicht künstlich eine Bewegung, sei es des Mitleidens, der Freude oder heiligen Eifers, von der seine Sele in Wahrheit nichts weiß; und zweitens, er setze auch bei seinen Zuhörern keine andere Selenstimmung in seiner Rede voraus, als sie wirklich vorhanden ist. Lachenden Erben gegenüber von großer Traurigkeit, die ihre Sele erfüllt, zu sprechen, bewirkt bei diesen nicht Traurigkeit oder auch nur Beschämung, sondern heimliches Achselzucken über den Mangel an psychologischem Blick des Geistlichen.

Mit dem Allen ist nicht gesagt, daß nicht auch die tiefste innerste Bewegung des Redenden ein Recht hätte, zum Ausdruck zu kommen; ist sie wahr, so soll sie nur an dem Worte ihre Schranke finden (1 Cor. 14, 32): „Die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan.“ Im Uebrigen ist immer Kälte, wenn sie nur aus der Wahrheit ist, gemaltem Feuer vorzuziehen.

Als die lezte Forderung an die Casualrede möchte ich den Satz hinstellen: sie sei *kurz*.

Wenn schon lange Predigten eine Plage der Hörer sind, wie viel mehr lange Casualreden. Was soll man z. B. zu einer $^5/_4$stündigen Traurede sagen, in der des Weiten und Breiten 1. der Zustand einer glücklichen, 2. der einer unglücklichen und 3. der einer Mittelehe, die zwischen beiden steht, auseinandergelegt wird?

Die Hörer kommen meistenteils schon in einer Stimmung zu der betreffenden Handlung, die in der Casualrede nur ihren rechten Ausdruck und ihre himlische Richtung finden soll. Auf geistige Spannungen folgen, wenn an sie die Forderung zu langer Dauer gestellt werden, Erschlaffungen. Schon diese Rücksicht fordert für die Casualrede *prägnante Kürze*.

Welche Martern haben bei langen Taufreden oft die Pathen zu erleiden, denen die Täuflinge in die Arme gelegt werden! — Brautleute sind auch grade nicht in der Lage, lange und oft langweilige Expositionen mit anzuhören. Und nun denke man gar an Grabreden, zudem im Winter oder in der Sommerglut am Grabe gehalten!

In der That, Alles, die Rücksicht auf die Spannung des Gemüts, auf Ort, Jahreszeit, Zuhörerschaft, körperliche und selische Stimmungen stellt gleichmäßig die Forderung an die Casualrede — sie sei kurz. Ist auch natürlich ihr Maß nicht mit der Elle zu bestimmen, und ist es nicht Jedermanns Ding, viel mit wenig Worten zu sagen: so bleibt doch die Generalforderung fest-

stehen —: die Kürze ist eine Haupttugend einer guten Casualrede.

Sie sei Rede und nicht Predigt, wenn sie nicht gradezu unter die Kategorie der Casualpredigten fällt; sie sei schriftgemäß; sie treffe den bestimten Fall; sie sei wahr, und sie fleißige sich prägnanter Kürze — — das die Forderungen an die Casualrede, wenn sie ihrer hohen Bedeutung entsprechen und ihres Zweckes nicht verfehlen soll.

Der Ort, wo die Casualrede gehalten wird, ist für ihre Bedeutung und ihren Zweck nicht gleichgiltig. Der Ort, und was sich an ihm befindet, sind ihr Kleid. Und wenn nach dem alten deutschen Sprichwort Kleider den Mann machen sollen, so ist wenigstens so viel wahr, daß für Redner und Hörer, wenn sie Empfänglichkeit dafür haben, der Ort einen, den Zweck der Rede fördernden oder hemmenden Einfluß ausüben kann.

Es kann nicht die Frage sein, ob Kirche, ob nicht Kirche. Die meisten Casualreden der zweiten Art, die zur Feier von Fällen mehr politischer Art gehalten werden, haben natürlich nicht die Kirche zu ihrem Ort. Weihreden von Schul- und Rathäusern, Reden bei Einführungen von Lehrern in ihr Amt u. s. w. können nicht in der Kirche gehalten werden. Ebenso wenig natürlich Grabreden oder Reden am Sarge u. s. w. Die Fälle, wo die Särge in die Kirchen getragen werden, sind doch nur seltenster Art. Allerdings ist es wünschenswert, daß Taufen und Trauungen nur in der Kirche vollzogen werden, aber nach der einmal eingebürgerten Sitte kann der Geistliche auch nichts dagegen haben, wenn auch diese Casualien in den Häusern stattfinden. Nur Beicht- und Confirmationsreden müssen, wie es schon der Name Predigt sagt, Antritts- und Abschiedspredigten u. s. w. in der Kirche gehalten werden, weil sie einesteils eine Vorbereitung auf einen Hauptteil des kirchlichen Gottesdienstes sind, wie die Beichte, die der Communion vorangeht, andernteils die ganze Gemeinde angehen, wie die Confirmation.

Ist die Kirche der Ort für die Casualrede, so hat sie in ihr das passende, würdige Kleid von selbst, auch dann, wenn die Kirche in ihrem Bau und Einrichtung nichts weniger als ihrer Idee entspricht. Die Kirche ist die geweihte Stätte, der Ort, an dem der Herr die Gemeinde besucht, und an dem die Gemeinde ihre Opfer dem Herrn bringt. An diesem Ort findet die Casualrede ihren Leib, zwischen ihr und dem Ort ist keine Disharmonie.

Anders ist es, wenn sie außerhalb der Kirche gehalten wird, im Hause oder sonstwo. Man sage nicht, die Erde ist überall des Herrn. Das ist ja wahr, aber ein Pferde- oder Kuhstall gehört bekantlich auch zur Erde und doch wird schwerlich auch der abgesagteste Feind von s. g. Formenwesen solche Orte für passend zu Casualreden erklären.

Freilich haben die ersten Christen in Höhlen und Katakomben ihre Gottesdienste gehalten. Aber wie sie bemüht gewesen sind, diese der Feier würdig zu gestalten, zeigen die oft vortrefflichen Wandmalereien und Mosaiken in den Katakomben. Wenn zu Zeiten der blutigen Verfolgungen, z. B. der Hugenotten in Frankreich, auf die würdige Gestaltung der kirchlichen Versammlung kein Wert gelegt ist, so beweist das natürlich nichts gegen die Notwendigkeit derselben, wenn der Herr seiner Kirche Ruhe geschenkt hat.

Es macht in der That einen nicht zu beschreibenden widerwärtigen Eindruck, wenn, wie ich es in reformirt gesinten Gemeinden erlebt habe, bei der Taufe der Tisch mit Kaffeekanne und Zubehör bedeckt ist, von einem kleinen Teil das Tischtuch hinwegeschoben, dorthin ein Gefäß mit Wasser gestellt wird und nun der Hausvater nach der Sitte in jener Gegend mit aufgekrämpten Hemdsärmeln ohne Rock sich hinstellt und in diesem Aufzuge und dieser Umgebung mit den geladenen Gevattern und Gästen die betreffende Casualrede erwartet. Oder wenn, wie ich es hier in Berlin erlebt, auf den Wänden des Zimmers, in dem die Trauerrede gehalten werden sollte, Schildereien, die Göttin der Freiheit mit zerbrochener Kette und Dolch in indecentester Nacktheit zeigen oder Bilder von schlüpfrigstem Süjet.

Es ist das nicht etwas Gleichgiltiges. Wie gute Bilder das Gemüt auf das Tiefste erbauen können, so sind Bilder dieser Art nur zu oft ein Mittel, die Sele der Zuhörer weitab von dem Gegenstande der Casualrede zu lenken, oder je nachdem die Zuhörer sind, ein Aergernis zu erwecken, das ebenfalls die Erbauung hindert.

Spendet die Kirche in der Casualrede ihre Gaben, tritt in ihr der Herr der Kirche in ein Haus oder an einen bestimten außerkirchlichen Ort, so geziemt es sich, daß dieser Ort der Sache, die dort gehandelt werden soll, würdig gestaltet ist.

Entfernung alles Unpassenden, Trivialen, Gemeinen von dem Orte, wo die Casualrede gehalten werden soll, ist die nächste unerläßliche Bedingung. Es ist das ein Akt der selsorgerischen Zucht, der, wo er nötig, den Boden für das casuelle Wort bildet. Daß solche Entfernung in schonendster Weise, nur durch die Hand des Besitzers geübt werden darf, versteht sich von selbst. Aber auch ebenso sehr, daß, wenn Weigerung erfolgen sollte, diese der Casualrede ihre eigne Färbung geben würde.

Das uralte Symbol der Kirche ist das Kreuz. So gewiß der Geistliche seinerseits niemals ohne Amtskleid eine Casualrede halten soll, so wäre auch darauf zu halten, daß an jedem Ort, an dem er außerhalb der Kirche eine Rede dieser Art hielte, auch dieses Symbol sich irgendwie fände. Auf den Gottesäckern lutherischer Gemeinden findet sich, so viel ich weiß, immer in der Mitte ein großes Kreuz errichtet und bezeichnet damit die Stätte als deren Ruhestatt, die durch das Blut des Gekreuzigten erlöst worden sind. Bei Weihreden von Siegesdenkmälern u. s. w. wird die christliche Obrigkeit dafür sorgen, daß dieses Zeichen des allerwichtigsten Sieges, in dem Alles, was sonst Sieg heißt, ruht, nicht fehle. Ebenso soll bei Haustaufen und Trauungen oder bei Reden am Sarge im Hause das Kreuz es kennzeichnen, daß der Ort, an dem die Rede gehalten und die h. Handlung vollzogen wird, für diese Stunde allem profanen Gebrauch enthoben, ein Kirchlein in der Kirche ist. Will die sinnige Liebe noch mehr des Symbolischen, etwa Lichter oder Altarausschmückung hinzufügen, so soll das willkommen sein, nur muß man sich hüten, daß nicht die ganze Anordnung den Anstrich des Sentimentalen oder gar Ethnischen empfange.

Sollte Jemand diesen Andeutungen gegenüber den Einwurf machen, daß das Alles zu katholisirend sei, so kann ich ihn nur fragen, ob er denn läugnen könne, daß solche symbolisch-kirchliche Gestaltung des Ortes, an dem die Casualrede gehalten wird, sich aus der Bedeutung derselben von selbst ergebe. Muß er das zugeben, dann wird er einräumen müssen, daß der Vorwurf nicht trifft, und daß, wenn möglichste Oede, Kahlheit, Disharmonie und Geschmacklosigkeit des Orts, an dem Casualreden gehalten werden, protestantisiren genant werden dürfte, jedenfalls das s. g. katholisiren vorzuziehen wäre. Uebrigens handelt es sich hier nicht um das zu Viel des Romanismus, sondern um das edle Harmonische und der Leiblichkeit zu Recht verhelfende Maß, wie es sich seit den frühesten Tagen der Kirche gezeigt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 27. September. № 77.

Die Matthäuspassion von Joh. Seb. Bach.

(Schluß.)

Kunstreiche Combinationen, Häufung von contrapunktischen Schwierigkeiten und deren glückliche Lösung haben nur dann Wert, wenn sie nicht nur den Verstand des Hörers beschäftigen, sondern auch das Gemüt; und wenn die Musik nicht zum Herzen spricht, so vermag auch die kunstreiche Form nicht, sie zum Kunstwerk zu stempeln. Bach hat dies stets beachtet; unser Chor ist dessen Zeuge. Je öfter man ihn hört, desto mehr Schönheiten findet man heraus; und nimt man den Klavierauszug zur Hand und verfolgt jede einzelne Stimme für sich, und dann im Zusammenklange mit den andern, betrachtet man den Eintritt jeder einzelnen Choralzeile, wie solche in die Chor- und Orchestralmassen hinein erklingt, immer und überall findet man neue Schönheiten, neue feine Züge, neue interessante Harmonien, oft kühne Dissonanzen, aber immer bezeichnend und geistreich angewandt. Einem großen gothischen Dome gleich ist auch dies ein gewaltiger, kühn aufstrebender Bau, der als organisches Ganzes uns mit Staunen erfüllt, und dessen einzelne Teile bis ins kleinste Detail immer wieder unsere genaue und liebevolle Betrachtung veranlassen und herausfordern. — „Ein großartiger, kühner, ausdrucksvoller und schöner Bau!" ruft Mosewius aus.

Nach diesem Chore beginnt die Erzählung des Evangelisten. Es ist nicht möglich, das Ganze zu verfolgen und auf Alles, das beachtenswert ist, aufmerksam zu machen. Ich muß mich auf Weniges beschränken. So ist gleich der erste Chor der Hohenpriester und Schriftgelehrten ein Muster von Charakterzeichnung. „Ja nicht auf das Fest, auf daß nicht ein Aufruhr werde im Volk," sagen sie, und merken nicht, daß der Aufruhr, den sie vermeiden wollen, schon mitten unter ihnen ausgebrochen ist, was diese sechs Takte ganz genau bezeichnen. An diesem Chore kann man ungefähr ahnen, was von der leidenschaftlich aufgeregten Volksmasse zu erwarten sei, wenn ihre entfesselte Wuth losbricht. — Sämtliche Recitative des Evangelisten und der übrigen in der Erzählung als redend eingeführten Personen sind mit dem einfachen bezifferten Basse begleitet; die ergänzenden Accorde sind bei unseren Aufführungen den Cellis zugeteilt. Von diesen Recitativen sind die Reden Jesu selbst durch die Begleitung des Streichquartetts ausgezeichnet; schon durch die äußere Form sollen seine Worte vor denen der übrigen hervortreten. Lang gehaltene und verbundene Töne schweben einem Glorienschein gleich über den Worten, die aus Seinem heiligen Munde hervorgehen, den Zuhörer daran erinnernd, daß der, der hier spricht, nicht in gleiche Reihe zu stellen sei mit den übrigen Menschenkindern. Ein Meisterstück der Declamation ist die Rede Jesu bezüglich der Salbung durch das Weib. Wie interessant z. B. ist die verschiedene Betonung des zweimaligen „allezeit" in der Stelle: „Ihr habet allezeit Arme bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit." Das erste allezeit tritt ganz zurück gegen das folgende Arme, welches Wort durch die hinaufschlagende verminderte Septime in C-moll ausgezeichnet ist; das zweite allezeit ist bedeutsam hervorgehoben, mit Schmerz und Wehmut an sein Scheiden erinnernd. — Etwas Ergreifenderes, Einfacheres und Tiefsinnigeres, als die Einsetzungsworte des heiligen Abendmales kann es wol nicht geben. Wer mag die Stelle: „Nehmet, esset, das ist mein Leib", diese einfache, milde, nur anderthalb Takte umfassende Cantilene hören, ohne bis ins Innerste davon ergriffen zu sein? Wie breitet sich bei „Trinket Alle daraus" das „Alle" melismatisch aus, als sollte die ganze Welt zur Teilnahme an diesem beseligenden Male eingeladen werden! — Wo Jesus dem Petrus voraussagt, daß er ihn verleugnen werde, wie bedeutsam ist das: Wahrlich ich sage dir, dir dem Sicheren und Unbesorgten, daß du, eben du und kein Anderer, mich verleugnen wirst — hervorgehoben! — Das zweimalige Gebet Jesu in Gethsemane: „Mein Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst" — und: „Mein Vater, ists nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille" — hat Bach in bedeutsamer Fortentwicklung verschieden in Tönen dargestellt; das erste Mal stellt er mit dem in seine einzelnen Klänge aufgelösten verminderten Dreiklang fis a c a die geduldige, willenlose Unterwerfung unter das, was Gott bestimmen wird, dar. Im zweiten Gebet ist der Anfang ähnlich, wie das erste Mal; bei den Worten aber: „So geschehe dein Wille" geht die Stimme im Sprunge von e nach der übermäßigen Quarte ais, von da nach der verminderten Quarte d, und erst von da in die Tonica der Tonart h-moll zurück. Herbe Fortschreitungen, die durch den begleitenden Baß noch gesteigert werden, und die uns in Verbindung mit dem Vorhergehenden verkünden, daß Jesus nun ganz bestimt das über ihn verhängte Leiden erwartet und demselben völlig ergeben entgegengeht. — Am Kreuze ruft Jesus kurz vor seinem Verscheiden: Eli, Eli, lama asabthani! das ist

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! — Bei diesen Worten ist die seine Reden bisher auszeichnende Begleitung verschwunden. Er hat nun nichts mehr vor uns voraus, er ist geworden wie unser einer, ein dem Tode verfallener Mensch. — Wie eine lange Bahre, sagt Marx, zieht sich der gedehnte Baßton ohne alle weitere Begleitung unter der Sprache des Sterbenden hin. — So Vieles gäbe es noch in diesen Recitativen hervorzuheben; aber es genüge.

Der erste Teil schließt mit der Gefangennehmung Jesu und mit der unvergleichlich schönen Choralfiguration:

O Mensch, bewein dein Sünde groß,
Darum Christus seins Vaters Sproß
Aeußert, und kam auf Erden.
Von einer Jungfrau rein und zart
Für uns er hie geboren ward.
Er wollt der Mittler werden.
Den Todten er das Leben gab,
Und legt dabei all Krankheit ab,
Bis sich die Zeit herdrange,
Daß er für uns geopfert würd
Trüg unsrer Sünden schwere Bürd
Wol an dem Kreuze lange.

Ich möchte nur auf die eigentümlich schöne, charakteristische Führung jeder einzelnen Stimme, die alle selbständig auftreten, und doch zugleich dem Cantus firmus sich unterordnen, so wie auf die gleichmäßig durch den ganzen Chor fortlaufende milde, versöhnliche Instrumentalfigur aufmerksam machen. — Dieser Choralfiguration fast unmittelbar vorher geht das Duett: So ist mein Jesus nun gefangen, eine Klage der gläubigen Selen, in welche der Chor in kurzen kräftigen Rufen voll Angst und Schmerz sein: „Laßt ihn, haltet, bindet nicht!" hinein ertönen läßt, und welche in den achtstimmigen Chor: „Sind Blitze, sind Donner in Wolken verschwunden" übergeht. Es ist dies der einzige Chor, in dem die Jünger des Herrn, die Gläubigen, aus ihrer ruhigen Betrachtung und Ergebung heraustreten und dem Aufbrausen eines leidenschaftlichen Zornes Raum geben. Das Ungeheure, daß der Heilige, der Reinste unter den Menschenkindern von einem seiner Jünger verrathen, und von rohen Kriegsknechten gebunden und gefangen weggeführt wird, preßt ihren angst- und zornerfüllten Herzen den Wunsch aus, die Hölle möge den falschen Verräther, das mörderische Blut plötzlich verschlingen. Sing- und Instrumentalbässe rollen in donnerähnlichen Passagen durch den ganzen Umfang der Baßstimme hin, während die andern Stimmen meist in gleichmäßigen kurzen Achtelnoten und in höchst interessantem Wechsel der beiden Chöre ihr „Blitze, Donner ꝛc." oder auch „zertrümmre, verderbe ꝛc." hineinschleudern. Rhythmus, Harmoniewechsel, melodische Führung der Stimmen, Instrumentation — Alles prägt diesem Chore die höchste Leidenschaft auf; Alles vereinigt sich, denselben zu einem der interessantesten, bedeutendsten und schönsten des ganzen Werkes zu machen. — So schön und bedeutend aber auch dieser Chor ist, so konte der Meister mit demselben doch nicht den ersten Teil schließen; nach der Aufregung mußte die Ruhe, nach der Leidenschaft die fromme Ergebung, nach dem Zorn über den Verrath der Hinweis auf die eigene Schuld erfolgen. Nachdem nun in kurzen Recitativen erzählt wird, was Jesus zu Petrus und zu den Scharen gesprochen, und daß alle Jünger geflohen, folgt der oben besprochene Schlußchor: „O Mensch, bewein dein Sünde groß", dessen erhabene, milde und versöhnliche Ruhe gerade um so ergreifender und wolthuender wirkt, weil die höchste Leidenschaft vorhergegangen ist. So hat der erste Teil in jeder Beziehung, hinsichtlich der sachlichen Anordnung wie musikalisch, den schönsten, würdigsten Abschluß gefunden, und dem großartigen Einleitungschor steht ein entsprechender Schlußchor gegenüber. Dieser Chor ist übrigens ursprünglich als Einleitungschor der etwas früheren Johannispassion componirt, und erst später von dem stets nachbessernden Meister in die Matthäuspassion aufgenommen worden, wo er nun als Schlußchor des ersten Teils allerdings besser am Platze und eine Perle des ganzen Werkes ist.

Im zweiten Teile treten die Volkshaufen öfter und leidenschaftlicher auf, als im ersten. Auf des Hohenpriesters Frage antwortet die Masse: Er ist des Todes schuldig! aber nicht aus Ueberzeugung und nicht wie aus einem Munde, sondern einer schreit es dem andern hastig nach, einer will sich vor dem andern hervorthun. Noch bestimter tritt die entfesselte Leidenschaft in dem folgenden Chore auf: Weissage uns, Christe, wer ists, der dich schlug? Treffender kann der Hohn, das grinsende Lachen und das entsetzliche Geschrei einer fanatisch aufgeregten Masse nicht gezeichnet werden, als es hier geschehen ist; glaubt man doch, die wechselnden Schläge zu sehen und zu hören! Diese ganze Scene ist eine der großartigsten, die je componirt worden, voll dramatischer Wahrheit und von der ergreifendsten Wirkung auf den Hörer. Mosewius sagt darüber: „Weder Gluck noch Mozart haben etwas geschaffen, von welchem man behaupten dürfte, es überträfe an Großartigkeit, dramatischer Wahrheit und Wirkung die vorliegend betrachteten Momente der Leidensgeschichte. — Grösseres ist mir wenigstens, weder in einer Oper, noch in einem Oratorium, noch in irgend einem andern Tonwerke aller Componisten aller Zeiten, die neueste mit eingeschlossen, nicht bekant, und ich werde Jedem dankbar sein, der mich eines Bessern zu belehren wirklich im Stande wäre!" — Soll ich noch von den folgenden Chören sprechen, dem kurz einschneidenden „Barabbam", dem zweimaligen „Laßt ihn kreuzigen", worin das Volk wie eine Hyäne nach Blut lechzt, und eine Leidenschaft sich offenbart, die einer Steigerung nicht mehr fähig ist; oder dem nur zwei Takte großen, aber in musikalischem Lapidarstyl geschriebenen „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen", worin der Meister sein eigenes Glaubensbekentnis ausgedrückt hat?! Alles das und noch viel mehr, was in den Recitativen des Evangelisten und der übrigen Personen, in den Arien und vor Allem in den wunderbar bearbeiteten Chorälen enthalten ist, unter welchen der: Wenn ich einmal soll scheiden ꝛc., ohne alle Begleitung gesungen, die Hörer gewöhnlich am mächtigsten und tiefsten ergreift, werden Sie selbst herausfinden, und mögen sich solches durch wiederholtes

Hören und durch etwaiges Durchgehen des Klavierauszuges zu eigen machen. Nur der großartigen Schilderung in dem Recitativ: Der Vorhang im Tempel zerriß ꝛc., so wie der zarten, milden Wehmut, welche die wunderlieblich klingenden Schlußchöre athmen: Nun ist der Herr zur Ruh gebracht ꝛc. und: Wir setzen uns mit Thränen nieder ꝛc. sei noch gedacht. Das bedeutendste und folgenreichste Ereignis, das je geschah, ist an unserm Auge und an unserm Herzen vorübergegangen; dem gegenüber kann die betrachtende Sele nicht teilnahmlos bleiben, sie lebt alles das, was sie geschaut, im Glauben mit, und erfährt dadurch, wie schon oben gesagt worden, eine Umwandlung im eigenen Inneren. „Thut Buße und glaubet an das Evangelium" ist die alte und ewig neue Predigt, die an aller Welt Ende ertönen soll, so lange Menschen auf der Erde wohnen. Der Inhalt dieser Predigt ist auch der Inhalt des von uns betrachteten Werkes; es ist das evangelische Bekentnis in musikalisch schöner Form, in Tönen; wie es aus dem Glauben, aus dem tiefinnigen festen Glauben des frommen Meisters der Töne hervorgegangen ist, so will und muß es im Glauben gehört, aufgefaßt und verstanden werden. In diesem inhaltsvollen Glauben gedenkt die Gemeinde zum Schlusse ihrer Schuld, um deren willen der Gottmensch solch Hartes erdulden mußte; sie sagt Ihm dafür tausend Dank und singt in leidenschaftloser inniger Hingebung, in heißer hoffnungsvoller Liebe: Mein Jesu, gute Nacht! Ruhe sanfte, sanfte Ruh! — Das Lamm Gottes, das uns der erste Chor vor Augen stellte, ist nun am Kreuze geschlachtet; die Bitte: „erbarm dich unser, o Jesu!" ist erfüllt; die gläubige Sele weiß nun, daß dies Grab die Ruhstatt für das ängstliche Gewissen ist, und deshalb können die Augen vergnügt einschlummern. Das Ende schließt sich an den Anfang; aber während dort noch schmerzliche Klage herschte, ist hier die mildeste Ruhe und volle Versöhnung vorhanden, so daß Anfang und Schluß sich auf das Schönste entsprechen, und das ganze Werk mit voller wolthuender, aus dem Glauben geschöpfter Befriedigung endet.

Ich eile zum Schlusse. Wer nach viel Mühe und Arbeit und mit Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten etwas Bedeutendes erreicht hat, den überkomt das Gefühl der Freude, den erfüllt das erhebende Bewußtsein, eine That vollbracht, etwas geleistet zu haben. In dem Gefühl dieser Freude schrieb Bach, der fromme gläubige Meister, unter seine Hauptwerke gewöhnlich die Buchstaben S. D. G., Soli Deo gloria — Gott allein die Ehre! — Dürfen nicht auch wir uns freuen, daß uns das Werk gelungen? Hat es doch auch bei uns an Mühe und Arbeit, und an vielen und vielfachen Hindernissen und Schwierigkeiten der verschiedensten Art nicht gefehlt. Seit vielen Jahren trachteten wir darnach, die Aufführung der Matthäuspassion zu ermöglichen; es war aber Bachs Musik damals so verrufen und verkant, wie zu Goethe's Zeit die geistesverwandte gothische Baukunst. Wer Bach liebte, sezte sich der Gefahr aus, verlacht zu werden. Wie aber ein Liebender seine Geliebte nur noch schöner und trefflicher findet, je mehr ihr Wert von Andern angefochten und erniedrigt wird, so erging es uns. Wir verloren das vorgesteckte Ziel nicht aus den Augen; heute ist es erreicht. Der lange gehegte Wunsch, die Matthäuspassion in unserem Vereine zur Aufführung zu bringen, geht der Erfüllung in wenigen Tagen entgegen. Niemand denkt daran, wenn das Werk nun glatt und ohne Anstoß vorüberzieht, wie viel Mühe erfordert wurde, um das zu ermöglichen. Die Mühe ist unser, der Genuß ist des Hörers; aber doppelt ist der Genuß dem, der auch an der Mühe und Arbeit teilgenommen. Möge nun Gott unser Werk mit schönstem Gelingen segnen! Und so sei uns denn ein innerliches Aufjauchzen vergönt, daß es uns gelungen, zum ersten Male in hiesiger Stadt dies größte Werk der deutschen evangelisch-kirchlichen Kunst aufzuführen. In solch aufjauchzender Freude und im Hinblick auf den heiligen Inhalt des von uns vorzuführenden Werkes rufen wir aus vollem Herzen und aus dem tiefsten Grunde der Sele aus:

Soli Deo gloria!

Carlsruhe. Carl Dreher, Lehrer am Lyceum.

Ueber Casualreden.

(Fortsetzung.)

Das Gebiet der Casualrede, sahen wir, ist ein erstaunlich weites. Drei Fälle, die sie hervorrufen, gehören nicht allein der Kirche und ihren einzelnen Gliedern und Familien an, sondern liegen auch auf dem Gebiete des bürgerlichen und staatlichen Lebens. — Ich muß fürchten, weit die Gränzen der mir gegebenen Zeit zu überschreiten, wenn ich es wagen wollte, in die Gestaltung der einzelnen Casualpredigt und Casualrede einzugehen. Ich darf Sie bitten, mir zu gestatten, nur diejenigen Casualpredigten und Reden mit kurzen Anmerkungen zu begleiten, die in dem Amtsleben der meisten Brüder mehr oder weniger vorkommen. Es sind das die Antritts- und Abschiedspredigt, die Tauf-, Confirmations-, Beicht-, Trau- und Grabrede. Daß namentlich bei der Anführung jener Casualreden es nur kurze Bemerkungen zu sein brauchen, verdanke ich dem auf diese so tief eingehenden, schon öfters genanten Vortrage auf der Sächsischen Pastoralconferenz.

Bei weitem die schwierigste unter den beiden genanten Casualpredigten ist die Antrittspredigt. Ist der Antretende noch Neuling, tritt er aus dem Candidatenstand ins Amt, so ist ihm wenigstens noch kein Ruf vorangegangen; es hat sich in der Gemeinde, wofern er nicht durch Gemeindewahl berufen, noch kein Urteil über ihn gebildet. Dieser Fall ist für den jungen Geistlichen der leichtere. Ist er aber von einer andern Gemeinde her berufen, berufen nach der Gemeindewahl — beiläufig gesagt, eine der unglücklichsten Einrichtungen des Protestantismus, namentlich in dieser Zeit der politischen und kirchlichen Parteiungen und der zunehmenden Glaubenslosigkeit —, dann findet sich gemeiniglich schon ein für und wider für ihn in der Gemeinde. Ich denke hier natürlich nicht an solche s. g. Geistliche, denen

Hüffell mit schneidender, aber wahrer Ironie den guten Rath gibt, niemals eine Antrittspredigt zu halten. Ich denke mir, daß der Herr es gefügt, daß ein treuer Bekenner seines Namens, trotz aller Machinationen der Feinde des Evangeliums, der Berufene ist. Wie hat der unter der schwierigen Lage, in der er sich findet, seine Antrittspredigt einzurichten?

Erstens wähle er keinen freien Text, sondern schließe sich an das Sontagsevangelium oder die Sontagsepistel. So wird jedem Gemeindegliede der Verdacht genommen, als habe der neue Pastor den Text für ihn ausgesucht. Solche Meinung ist auch für die Gottseligen in der Gemeinde vom Uebel, gründet von vorn her die verkehrte Ansicht — das ist unser Pastor, nicht der Andern. — Sodann rede er von sich selbst gar nicht. Wer er ist und was er bringen wird, das wird die Gemeinde aus dem Ganzen der Predigt schon erfahren. Insbesondere vermeide er von seiner früheren Gemeinde und dem Schmerz zu sprechen, sie haben verlassen zu müssen. Bei solchen Redensarten steigen allerlei kuriose Gedanken in nachdenklichen Gemeindegliedern auf. Das Einzige, was er von sich sagen darf, ist ein rundes, klares und warmes Bekentnis seines Glaubens — nur ja keine Versprechungen, dies und jenes thun zu wollen. Endlich drittens ziehe er nur dann seinen Vorgänger an, wenn er Rühmliches von ihm zu sagen weiß, nämlich wenn der ein gläubiger Mann gewesen — wo nicht, schweige er von dem ebenso, wie von sich selbst.

Ich bin überzeugt, eine so gehaltene Antrittspredigt wird ihres Zweckes nicht verfehlen. Den Parteien ist der Mund geschlossen, sie haben Alle erfahren, der Mann ist kein eitler Mann, er hat sich nicht einmal erwähnt, und was er ihnen sein, welche Lehre er bringen wird, das haben sie gehört. Schließt die Predigt mit einem herzlichen und brünstigen Gebet um Hilfe und Segen zum Amt und um Segen für die Gemeinde, so wird der Pastor erfahren, daß wenigstens seine Antrittspredigt die Thüren zu den Herzen nicht verschlossen hat, und das ist viel, das ist Alles wert!

Abschiedspredigten! Allerdings, da weiß die Gemeinde genau, was sie an dem Manne gehabt hat, da hat sich, wie es ja bei einem treuen Geistlichen — Berliner Verhältnisse, wo es keine Gemeinden als personelle gibt, muß ich allerdings ausschließen — der Fall sein muß, ein mehr oder minder inniges Verhältnis zwischen ihr und ihm gestaltet. Vielleicht ist es ihm während seiner Amtsthätigkeit gelungen, wenn auch nicht die früheren Gegner zu den Füßen Jesu niederzulegen, doch zur Achtung des Amtes und seines Trägers zu nötigen.

Unter solchen Verhältnissen würde es unnatürlich und gezwungen erscheinen, wenn der Geistliche in der Abschiedspredigt nicht auch seiner selbst und des Bandes Erwähnung thäte, das ihn bisher durch Gottes Gnade mit ihr verbunden. Nur hüte er sich vor Einem. Die Casualrede sei wahr, hörten wir vor-

hin. „Er schiebe nicht dem lieben Gott in die Schuhe", sagte der verstorbene Marheinecke in seiner Vorlesung der praktischen Theologie, „was doch seine gar menschlichen Gründe hat." Mit andern Worten, er hüte sich, seinen Weggang mit dem Herrn und seiner Führung decken zu wollen, da doch Jedermann weiß, daß die Stelle, zu der er zieht, besser fundirt ist, als seine gegenwärtige, und daß er, wie es doch meistenteils der Fall ist, selbst sich um dieselbe beworben hat. Will er des Grundes seines Abganges Erwähnung thun — nun so geschehe es in aller Einfalt und Wahrheit. Das läßt ihm den Nachklang eines wahrhaftigen und ehrlichen Mannes, wie die Bitte zu Gott, ihm alle mannichfache Untreue, deren er sich in seiner Amtsführung hat schuldig gemacht, der Gemeinde bei einem sonst treuen Geistlichen den Eindruck hinterläßt, daß ihr scheidender Pastor zu den Männern gehört, die in Aufrichtigkeit bekennen: „wenn ihr auch Alles gethan habt, was ihr zu thun schuldig seid, so sprechet doch, wir sind unnütze Knechte." Im Uebrigen möchte ich auch für die Abschiedspredigt den Rath erteilen, die Perikope des Sontags zu ihrem Text zu wählen. Er bewahrt das vor einem zu viel des Menschlichen in dem bisherigen Verhältnis und gibt der Gemeinde den Eindruck, daß der Wechsel der Person vor der Stabilität der kirchlichen Ordnung zurücktritt. Vor allen Dingen sei aber die Abschiedspredigt keine eifernde Bußpredigt, auch dann nicht, wenn der Zustand der Gemeinde, und die Leiden, die der Pastor während seiner Amtsführung hat erfahren müssen, dazu aufzufordern scheinen. Wenn das Geläute aufhört, verhallen die Glocken mit sanften Klängen, und wenn ein Vater von seinen Kindern scheidet, ermahnt er sie wol, aber straft sie nicht mehr. Und auch der tief gekränkte Pastor soll Vater auch der ungerathenen Kinder bleiben.

Tauf-, Confirmations-, Trau- und Grabreden haben immer die darauf folgende agendarische Handlung zu ihrer Voraussetzung. Das bestimt bei Festhaltung des bestimten Falles und Alles dessen, was dabei aus dem Zustande und den Besonderheiten des Familienlebens oder des Paares, das getraut werden soll, in Betracht komt, den Tenor der Rede. Ich setze agendarische Formulare voraus, wie sie in Bachmann's, Löhe's oder sonstigen Agenden der lutherischen Kirche enthalten sind. Die nach solchen Formularen vollzogene heilige Handlung muß die harmonische Spitze der vorangegangenen Rede sein, der Punkt auf dem i der Rede. Darnach muß die Rede, wenn sie nicht auf den Hörer den Eindruck eines neuen und zwar schlechten Lappens auf ein gutes altes Kleid machen soll, eingerichtet sein.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 30. September. № 78.

Ueber Casualreden.

(Schluß.)

Insbesondere gilt das für die Taufrede. Wenngleich, vornämlich wenn die Taufe im Hause vollzogen wird, die persönlichen Beziehungen, die Gnade, die Gott diesem Hause durch die Geburt eines Kindleins erwiesen, die ernste Verpflichtung, die Er damit aber auch den Eltern auferlegt, nicht zurücktreten sollen, so muß doch der sacramentale Charakter der Taufe — das, was Gott durch die Gnade der neuen Geburt aus Wasser und Geist an dem Kindlein und an den Eltern und den übrigen Familiengliedern, die von nun an ein getauftes Kind in ihrer Mitte haben, thut — der Mittelpunkt der Taufrede bleiben.

In Bezug auf das, was in dem genanten Vortrage über die Notwendigkeit gesagt worden, wegen der Unbekantschaft, die heut zu Tage auch über dieses Sacrament in den Gemeinden herscht, grade besonders die hohe Bedeutung der Taufe hervorzuheben, schließe ich mich ganz demselben an, und möchte namentlich, da nach meiner Erfahrung hier in Berlin diese Unwissenheit vielfach bis zum Nichtwissen sich gesteigert hat, die Berliner Amtsbrüder bitten, der Taufrede nach dieser Seite hin ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dagegen stimme ich mit jenem Vortrage darin nicht überein, daß er die Sontagsperikope zum Texte bei Taufreden empfiehlt. Das bringt offenbar die von ihm selbst gerügte künstliche Deutung. Das alte und neue Testament gibt ja der Texte vielfache, z. B. Ezech. 36, 25 oder Titus 3 u. s. w., keinenfalls aber Texte aus den apokryphischen Büchern, wie Hüffell etliche solcher anführt.

Ein der Gemeinde besonders fremdes Institut ist das des Pathenamtes, und es erscheint daher von Wichtigkeit, daß die Taufrede sich auch über dieses verbreite, in wenigen, aber kräftigen Zügen dasselbe klar mache und so den Grund zum Verständnis der Ermahnung bilde, die nach den Taufformularen der lutherischen Agenden nach Vollendung des Actes an die Pathen gerichtet werden soll.

Der Berliner Geistliche ist leider nur zu häufig in der Lage, entweder Kinder zu taufen, die schon ¼ Jahr oder darüber alt sind, oder die Taufe an unehelichen Kindern vollziehen zu müssen. Im erstern Falle darf ein Hinweis auf die Verschuldung der Eltern, die ihren Kindern den Segen der Wiedergeburt so lange entzogen haben, nicht umgangen werden; im leztern Falle darf die Kirche an sich selbst schon, insbesondere aber bei der namenlosen Frechheit, mit der die Sünde wider das sechste Gebot in dieser Stadt auftritt, nicht schweigen. Den Einwurf, was kann das Kind dafür, erwarte ich nicht, da die Taufrede nicht für das Kind, sondern für die Eltern und Pathen, und geschieht die Handlung vor der Gemeinde, für diese ist. Ihr Nichtschweigen besteht, wie mich dünkt, darin, daß sie, abgesehen von dem belehrenden Teil der Rede, über Alles schweigt, was vorhin ist angedeutet worden und in heiligem schmerzvollen Ernst Klage und Fürbitte vor den Herrn trägt. Das verbittert nicht, aber erschüttert, und darauf komt es in diesem Falle an. Ein Wort, wie das schneidende: „der Herr wird der Väter Sünde heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied" ist wol danach angethan, wenn's mit dem Hinweis auf Gottes Erbarmen für den bußfertigen Sünder vorgebracht wird, Sünder dieser Art zum Stillestehen zu bringen.

Was über die prägnante Kürze der Casualreden vorhin gesagt worden, greift besonders bei der Taufrede Platz. Kalte Kirche, schreiende Kinder, unruhige Hebamme, die das Kind vergebens stille zu machen sucht, und dabei lange Taufrede —: da ist alle Andacht dahin!

Es gehört zu den notwendigen Uebeln von Kirchen, an denen mehrere gleichberechtigte Prediger fungiren — beiläufig gesagt, eine der Unsitten des Protestantismus —, daß die Confirmationen nicht an eine bestimte Zeit und an einen bestimten, durch seine kirchliche Bedeutung ausgezeichneten Tag verlegt werden können. Palmsontag mit dem Kinderhosianna, oder dominica in albis für die österliche, der Michaelistag, der Festtag der Engel und Kinder, für die Herbstconfirmation —, welch ein Reichtum der Gedanken der Confirmationsrede erwächst schon aus der Bedeutung dieser Tage!

Die Fassung der Confirmationsrede hängt genau mit der Stellung zusammen, die man der Confirmation einräumt. Ihr Hauptgewicht ruht nur in der Taufe. Diejenigen, die, sie von dieser loslösend, weil sie die Taufe gering schätzen, zu einer ihr nicht gebührenden Selbständigkeit erheben, machen sie, ohne daß sie's vielleicht wissen, zu einer Art katholischen Firmelung. — Die Confirmation ist nichts anderes als kirchliche Mündigkeitserklärung des in der Taufe gebornen Christen. Ihr geht zu ihrer Berechtigung die selbstwillige Zustimmung oder Bekräfti-

gung zu dem einst von den Pathen an ihrer Statt gesprochenen Taufbekentnis und zu dem Bekentnis der jeweiligen Kirche voran.

Dieser zwiefache Grundgedanke der Confirmationshandlung bestimt die Confirmationsrede. Die Herlichkeit der Taufe, der Kirche, in die sie eingeführt hat, deren Gaben, die von nun an die Confirmirten empfangen werden — dieses Alles auf dem Untergrunde des Gedankens, den das Wort ausspricht: „was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und verlöre seine Sele“ — macht die Confirmationsrede zur Einleitung in die folgende Feier und bewahrt davor, in ihr einerseits in allerlei ungehörige Sentimentalität abzuschweifen, andernteils in ungesunde pietistisch-einseitige Schwarzmalerei sich zu verlieren.

Uebrigens kann ich hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Confirmationen durch die Abhängigkeit gewisser bürgerlicher Berechtigungen von ihr, besonders in großen Städten wie Berlin, zu den Gewissensbeschwernissen treuer Geistlichen gehören. Confirmirt muß der Junge werden, sonst nimt ihn kein Meister in die Lehre, und confirmirt kann er mit gutem Gewissen nicht werden, denn er ist vollständig unfähig. Was nun zu thun?

Die Christen-Ehe ist nach St. Pauli Ausspruch ein Mysterium. Himlisches und Irdisches durchdringen sich in ihr. Die Naturordnung ist in ihr zu einer himlischen Gemeinschaft verklärt. So ist sie Vorbild und Abbild der Kirche und als von Gott eingesezter Anfang der Familie Mutterschos aller Gottesordnungen auf Erden. Darum ruht auf ihr insbesondere das Wolgefallen Gottes, darum sind aber auch Eheleute besonders unter göttlicher Zucht und ihr Stand ist darum, als ein Stand, der für den Himmel erziehen und die Verklärung alles Irdischen ins Himlische darstellen soll, die Heimat der mancherlei Trübsale, ohne die wir nun einmal nicht ins Reich Gottes eingehen können.

Diese erstere Bedeutung des Ehestandes hervorzuheben, damit die Brautleute Respect vor dem Stande bekommen, in den Gott sie durch die Trauung führen will, aber auch die leztere nicht unberührt zu lassen, nachzuweisen, wie der Ehestand eine Schule der gegenseitigen Selbstverläugnung, des Gehorsams, der Geduld, des Liebelernens ist; — das ist die Hauptaufgabe der Traurede. Allerdings muß dabei mit Vermeidung aller sentimentalen und blümlenden Redensarten die Rede doch so gehalten sein, daß man durch das Ganze den Duft des Weines verspürt, in den der Herr auf der Hochzeit zu Canaan das Wasser verwandelte. Die Trauung ist immer eine freudenreiche und keine Trauer erweckende Handlung.

Ja, aber wenn eine deflorata am Traualtare steht? — Daß die in manchen Berliner Gemeinden noch herschende Unsitte, diesen einen s. g. offenen Kranz zu gestatten und sie mit den ehrlichen Paaren zusammen zu trauen, ebenso wie die hierorts allgemein üblichen Sonnabends-Trauungen das grade Gegenteil von aller kirchlichen Ordnung ist, bedarf keines Beweises; eine andere Frage: wie ist in diesem Falle die Traurede einzurichten? Oder soll hier nicht überhaupt die Traurede wegfallen und allein das in der Bachmann'schen Agende für die Deflorirten enthaltene Formular verlesen werden? Soll Traurede, dann darf die ernste Bußermahnung nicht fehlen.

Unstreitig ist unter allen Casualreden die Grab-, oder Leichen- oder Trauerrede die schwierigste. Ich nenne darum verschiedene Namen, weil ja allerdings der Ort, wo sie gehalten wird, der Rede eine gewisse andere Färbung verleiht. Es ist etwas anderes, ob sie, wie es hier in Berlin meistenteils geschieht, im Trauerhause in Gegenwart auch des weiblichen Teils der Familie, oder am Grabe, oder, wie es in Landgemeinden häufig geschieht, nach der Beerdigung in der Kirche gehalten wird. Im ersteren Falle dürften die persönlichen Verhältnisse des Verstorbenen, in den beiden leztern Fällen die Majestät des Todes mehr in den Vordergrund treten. Aber auch bei den Leichenreden ersterer Art darf das Personelle nie so in den Vordergrund treten, daß die großen Wahrheiten, die der Tod uns predigt — „Der Tod ist der Sünde Sold“ „Es ist dem Menschen gesezt, einmal zu sterben und darnach das Gericht“ „Herr lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden“ „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird nimmermehr sterben“ — vor ihnen in den Hintergrund treten. Und darin liegt eben bei dieser Art Reden und bei der Umgebung, unter der sich meistenteils der Geistliche findet, die große Gefahr für sie. Es macht in der That einen peinlichen Eindruck, wenn selbst ein gläubiger Geistlicher, wie ich deß Zeuge gewesen, in schön stylisirter Rede nichts anderes zu sagen weiß, als was der Mann als Mensch, als das und das, als Familienvater und als Christ gewesen, und damit Punktum, obgleich die umstehende Trauerversamlung aus Persönlichkeiten bestand, denen ein ernstes Wort an sie grade aus jenem Munde vielleicht hätte zum Stachel werden können, wider den sie vergeblich würden gelöckt haben. Wenn nun gar der amtirende Geistliche auf Grund einiger Aeußerungen vor der Agonie, eine Person, die er sonst nicht gekant, die aber nach dem Zeugnis ihrer Bekanten, nichts weniger als das gewesen, „eine Marienseele nent, die zu den Füßen ihres Jesus gesessen habe“ — nun da treten allerlei bedenkliche Fragen von wegen der geistlichen Urteilsfähigkeit eines solchen Geistlichen in die Sele.

Ich führe diese Beispiele nur an, um anzudeuten, welche Klippen selbst gläubigen Geistlichen Reden dieser Art bereiten.

Vor dem Auge der Hinterbliebenen hat der Tod alle Flecken an dem Entschlafenen getilgt. Wer könte ihnen den Wunsch verargen, daß er möchte selig geworden sein; für die Hinterbliebenen ist er's, wenn — ich setze voraus, daß diese gläubig sind, nur noch ein leztes Seufzen nach Gnade stattgefunden hat. Und — das erwarten sie — die Trauerrede soll ihn nun auch als einen solchen darstellen, wie er in ihrer Phantasie ihnen erscheint. Thut sie das nicht, so sind sie verstimt und das zittert oft lang nach. Das weiß der Geistliche, der den Hinterbliebenen vielleicht befreundete Geistliche. Ich glaube, diese Andeutungen werden genügen, um die eben ausgesprochene Behauptung zu rechtfertigen.

Manche Geistliche helfen sich in dieser Schwierigkeit dadurch, daß sie statt der Rede eine große Anzahl von Bibelstellen an einander reihen, die sich auf Tod und Ewigkeit, Gericht und Seligkeit beziehen, und es nun dem Zuhörer überlassen, seine eignen Gedanken für diesen bestimten Fall an eine dieser Bibelstellen zu knüpfen. Ist die Auswahl gut und sind der Stellen nicht zu viel, so findet sie am Grabe in dem liturgischen Teil des Begräbnisses ihre gute Stelle, aber die Grab- und Trauerrede ersezt sie nicht, weil die Kirche wol aus Gottes Wort redet, aber nicht Gottes Wort an die Stelle ihrer Rede setzen soll.

Des Verstorbenen werde gedacht; ist sein Leben reicher gewesen, als es der bekante Satz ausspricht: er ward geboren, nahm ein Weib und starb — so möge auch doch ohne ihn zu rühmen, da alle Ehre Gott allein gebührt, seiner Verdienste mäßig Erwähnung geschehen. Ist er ein Kind Gottes gewesen, so preise man darüber den Herrn, der aus Gnaden ihn dazu gemacht; war er notorisch ein gottloser Mensch, so schweige man darüber ganz und wende sich nur mit ganzem Ernst an die Umstehenden. Für sie ist ja doch die Grabrede. Ist der Prediger von heiliger Liebe zu dem Herrn und denen erfüllt, die ihm in dieser Stunde auf die Sele gebunden sind, so wird der heilige Geist ihm schon das Wort und den Ton zu dem Worte finden lassen, das in solcher ernsten Stunde sich gebührt; er hat ja der Gehülfen, wenn auf dem Kirchhofe die Grabrede gehalten wird, so viele um sich. Das offne Grab, die ringsum gewölbten Grabhügel, — das Alles lauter Hülfsprediger, die mit ihm in gleichem Chor predigen: „Herr lehre mich bedenken, daß ich sterben muß, auf daß ich klug werde!“

Ob bei Selbstmördern Grabreden dürfen gehalten werden, ob sie überhaupt von dem Geistlichen begleitet werden dürfen? In Berlin geschieht's, doch das gehört mit zu den vielen Abnormitäten der kirchlichen Zustände dieser Stadt, deren wir hier nicht gedenken können. — Eine andere wichtige Frage wäre, ob Duellanten und offenbare Kirchenverächter mit Leichenreden zu bestatten und wie dieselben dann einzurichten wären?

Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß ich die Beichtreden bis jezt übergangen habe. Allerdings nante ich sie zu Anfang mit unter den Casualreden auf kirchlichem Gebiet. Ich habe mich dabei der gäng und gäben Ansicht angeschlossen. Nach meiner Anschauung gehören sie aber streng genommen nicht zu den Casualreden, weil sie der Communion vorangehend, die nach kirchlicher Anschauung mit jedem sonn- und festtäglichen Gottesdienst verbunden sein, seinen Höhepunkt bilden muß, zum Ganzen des Gottesdienstes gezählt werden muß und darum nicht den Charakter einer casuellen Handlung trägt. Ob bald weniger, bald mehr in der Gemeinde die Communion feiern, verschlägt hierbei nichts; der Idee nach soll sontäglich die ganze Gemeinde communiciren, und darum auch die ganze Gemeinde an der Beichte teilnehmen. Eine fruchtbare Beichtrede kann aber auch in dem von mir betonten Sinne nur das Resultat genauer Bekantschaft

mit den Beichtkindern sein, eine Forderung, die bei Berliner Verhältnissen sich schwerlich realisiren läßt. Ihr muß darum, was das passendere scheint, eine private Anmeldung und Besprechung mit dem Beichtvater vorangehen oder nachfolgen. Das leztere ließe sich jedoch nur dann ermöglichen, wenn die Beichte am Tage vor der Communion, also am Sonnabend, gehalten würde. Im lezteren Falle würde dann auch der privaten Besprechung die private Absolution folgen, da die Beichtenden alsdann keine Absolution im Gefolge haben.

Allerdings soll die Beichtrede auf die einzelnen Selenzustände, so weit das bei ihrem allgemeinen Charakter möglich ist, eingehen; auch der Ernst Gottes gegen alle Unaufrichtigen, in der Sünde beharren Wollenden gründlich den Selen vor Augen gestellt werden: — aber vor Allem werde sie nicht zu jener Selenmarter, daß sich die Leute aus lauter Furcht von der Beichte fern halten und damit, weil die Teilnahme am Sacrament aus gutem Grunde von der Beichte abhängig gemacht, sich dieses höchsten Gnadenmittels berauben. Wer nach dem Muster jener Beichtrede: „wahrlich, wahrlich ich sage euch: Einer unter euch wird mich verrathen“ — seine Beichtansprache einzurichten versteht, wenn das Beichtkind ihm abfühlt, daß es die suchende und rettenwollende Liebe des Herrn ist, die das ernste Wort auf die Lippe legt, damit es sich die seligste Speise nicht esse und trinke zum Gericht, — der wird's erfahren, daß ein „Herr bin ich's“ die heimliche Antwort der Selen auf sein Wort wird — und das ist genug. Der so aufrichtig sagt, ist zur Absolution und zur Communion geschickt.

Es bleibt mir noch übrig, Sie zu bitten, auf die Bereitung zur Casualrede einen Blick zu werfen.

Es zeugt von völliger Verkennung ihrer Bedeutung und von gänzlicher Unterschätzung ihres Wertes für die Kirche und ihre Zwecke, wenn man es mit ihr leicht nimt. Und ist es wahr, was wir vorhin betonten, daß die Casualrede oft die einzige Gelegenheit sei, um das Wort Gottes und die hohen Gedanken der Kirche auch an die zu bringen, die sonst ihm und ihr fern stehen, die einzige Gelegenheit, um einer großen Zahl von der Kirche entfremdeten s. g. Gebildeten die ewigen Wahrheiten nahe zu bringen; kann die Casualrede also der Haken sein, den die Hand des Herrn einschlägt, um daran die Seile seiner ferner ziehenden Gnade zu schlingen: welcher Geistliche möchte es da auf sich nehmen, daß durch seinen Mangel an rechter Bereitung dem Herrn dieses vielleicht lezte Mittel für die Sele entzogen würde!

Darum rechte Bereitung auf die Casualrede! — Aber wie denn?

Obenan steht auch für sie der Satz, den der teure Arndt uns vor einigen Jahren als das arcanum eines rechten Predigers ans Herz gelegt: oratio, meditatio, tentatio, Gebet, Betrachtung, Versuchung.

An der Versuchung läßt's der Herr nicht fehlen, und das gibt gut Korn, insbesondere den Brautleuten bei der Traurede

in den Schos zu schütten, und macht das Herz geschickt, die Leidtragenden an den Särgen also zu trösten, daß sie's erfahren, der Mann weiß was davon, was er sagt, er hat's nicht erdacht, er hat's erlebt. — Aber das Korn darf nicht so auf einen Haufen hingeschüttet werden — das haben wir gesehen — vielmehr gilt's, daß es hübsch zermahlen, in feine Brödlein geformt und wol ausgebacken ist; aber so gilt's auch vom Trostwein, diesen edlen Saft in edlen Schalen zu bieten. Das Alles aber erfordert Betrachtung. Und doch hilft, wo es die Sele und ihre Erbauung — Tröstung, Mahnung gilt, die meditatio an sich selbst noch nicht, es sei denn, daß die oratio ihr Kraft und Leben verleiht. „Ohne mich könt ihr nichts thun", spricht der Herr, und Er will gebeten sein.

Also diese drei obenan, wie für's ganze geistliche Amt, so auch für die Casualrede. Nun komt's aber, was die meditatio anbetrifft, Alles auf die Persönlichkeit des Geistlichen an.

Bekantlich gibt es Leute reichen und armen Geistes — ich meine der geistigen Begabung; Leute, die sich schnell zu fassen und ihren Gedanken schnell das passende Wort zu geben wissen, und Leute, die erst Alles, was sie öffentlich sprechen sollen, aufschreiben und nachdem sorgfältig memoriren müssen.

Es ist das Erstere nichts, dessen sich ein Mensch rühmen kann, denn er hat's von Gott, und das Leztere nichts, dessen er sich zu schämen braucht, denn Gott hat's ihm gegeben. — Der Fehler ist nur, wenn ein Spatz ein Adler sein will. Das sogenante aus dem Aermel schütteln ist für den begabtesten Mann ein höchst gefährliches Experiment, und ich habe es schon wol erlebt, daß dabei gründlich Fiasko gemacht ist, was beiläufig ein großer Segen für den Mann selbst ist —: will aber Jemand, dem eben Gott die angedeutete Gabe versagt hat und dessen geistiger Horizont überhaupt nicht zu weite Spannkraft hat, ohne gründliche meditatio in die Casualrede eintreten, nun, dann möchte jedenfalls der Fall eintreten, wo das: bitte, nur das Formular, am Platze wäre.

Es ist eine der mancherlei Krankheitsformen des Pietismus, in souveräner Verachtung der menschlichen Mittel, als ob sie nicht auch von Gott wären, sich, wie man meint, nur auf den Herrn verlassen, was der Geist gibt, aussprechen zu wollen. Gewiß —: aber das Arbeiten wird zum Beten auch dem Prediger nicht erlassen, eine Arbeit, die um so anhaltender sein muß, als dem Herrn nicht gefallen, diesem oder jenem die Sache leicht zu machen.

Zu den Predigerunarten gehört die Meinung, daß vor geringen Leuten die ernste meditatio nicht so nötig sei. Vielleicht noch mehr, damit auch die schwerere Fassungskraft überwunden werde.

Was wird der Herr sagen, wenn er hört, daß wir nicht besonders zugekocht, weil's geringe, arme Leute waren? — Und wenn nun gar der Blick auf's Honorar nicht ohne Bedeutung wäre? —

Allerdings ist in großen Gemeinden, wo der Casualfälle so erstaunlich viele vorkommen, die ernste Bereitung auf jede einzelnen Fall fast eine Unmöglichkeit. Jedenfalls ist es aber wolgethan, daß namentlich der jüngere Geistliche sich für jede der gewöhnlichen Casualfälle eine Rede gründlich ausarbeite Es macht nichts zur Sache, wenn er sie vorkommenden Falle öfters benuzt. Jedenfalls besser, wie es von jenem Geistliche gesagt wird, „er hat nur eine Predigt, aber die ist gut" als daß das Viele kaum das Niveau der Mittelmäßigkei erreicht.

Oratio, meditatio, tentatio — und dazu noch ein viertes — ich gebrauche des Gleichklanges wegen auch ein lateinisches Wort — die sorgfältige cura animarum. Wenn die Selsorge schon der gottesdienstlichen Predigt ihren lebendigen Pulsschlag gibt, wie viel mehr der Casualrede. Alles, was vorhin über Zweck und notwendige Erfordernisse der Casualpredigt gesagt worden, bezeugt das. Eine Traurede, ohne daß der Redner sich irgendwie vorher mit den Lebensumständen des Brautpaars, ihrem eignen Selenleben u. s. w. bekant gemacht, bleibt mehr oder weniger eine vielleicht gute und schriftgemäße geistliche Rede, wird aber selten zu einer Herz und Gemüt erfassenden Casualrede. Die Gemeindeglieder haben selbst davon irgend ein Gefühl, darum geben sie, auch wenn der Geistliche nicht darnach fragen sollte, noch im Leichenwagen demselben, so weit sie es verstehen, Notizen über das äußere Leben des Verstorbenen. Und die rechte cura animarum, welch ernstes Schriftstudium, welche treue Beschäftigung mit allen die Zeit bewegenden Gedanken, welche Bekantschaft mit den humanioribus, wenn dem Geistlichen eine mehr hervorragende Stellung angewiesen ist erfordert das Alles!

Ich schließe, wie die Casualrede von der Kirche ausgeht dem Herrn der Kirche dient, auch wenn sie ihre Gaben über ihr engeres Gebiet hinausträgt, so ist schließlich gründliche theologische Bildung, fortgesezes Schriftstudium — und die Hingabe der ganzen Persönlichkeit an den Herrn der Kirche, wie für das geistliche Amt überhaupt, so auch für diesen Teil desselben die Casualrede die rechte Bereitung.

Nachrichten.

Provinz Sachsen.

Es ist die Aufgabe der Ev. K. Z., heilsame Anfänge zur öffentlichen Kentnis zu bringen. Deshalb teilen wir hier das „Neujahrswort des Gemeinde-Kirchenraths von Niederdodeleben an die Väter und Mütter, Söhne und Töchter, Herren und Frauen, Knechte und Mägde unserer Gemeinde" mit. Wir bemerken dabei, daß das Consistorium der Provinz Sachsen sich anerkennend geäußert und den Wunsch der Nachfolge ausgesprochen hat. In der Gemeinde ist das

Wort freudig aufgenommen worden. Die Druckkosten hat in diesem Falle der Pastor getragen. Es wird sich dafür aber auch aus Kirchenmitteln Rath schaffen lassen, an vielen Orten werden die Patrone gewiß gern die Mittel darreichen.

Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich, und erfahre, wie ich es meine. Und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege, Psalm 139, 23 u. 24.

Lasset uns mit diesem Gottesworte und mit dem aufrichtigen Verlangen, uns vor dem Herrn zu prüfen, ob ein jeglicher auf rechtem Wege ist, die Neujahrsbetrachtung beginnen. Voran danken wir dem Herrn, daß Er uns im vergangnen Jahre vor Feuersnot, Hagel und anderem Unwetter, so wie vor Hungersnot gnädiglich behütet hat, daß Er unsere jungen Kinder in der Zeit der Masern freundlich trug, daß Er unserm Vaterlande nach einem Kriege in Schleswig einen siegreichen Frieden gegeben hat, dafür wir am 4. Advent im ganzen Lande Ihm gedankt haben. Er wolle auch weiter gnädiglich auf uns sehen, daß wir immer treuere Unterthanen unseres himlischen und unseres irdischen Königs werden.

1. In den heiligen Ehestand sind vor unserm Altar 8 Paare getreten, dazu wurde 1 Paar hier aufgeboten und anderswo getraut. Von diesen 9 Paaren haben nur 4 in Ehren getraut werden können. Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir keusch und züchtig leben in Worten und Werken, und ein jeglicher sein Gemahl lieben und ehren.

2. Geboren sind 74 Kinder (also 27 mehr als 1863), und zwar 36 Knaben und 38 Mädchen, darunter 1 Paar Zwillinge. 1 Kind ist todtgeboren, eins bald nach der Geburt wieder verstorben. 5 Kinder sind leider unehelich geboren. 1 Kind hat die Nottaufe erhalten. 17 Kinder sind von den 1864 gebornen schon wieder verstorben. Die Kinder wurden meistens nach 14 Tagen zur heil. Taufe gebracht, zum Teil aber noch später. Wer bedenkt, daß die neugebornen Kinder erst durch die heil. Taufe aus natürlichen Menschen Christen und Kinder Gottes werden, wird sein ihm gebornes Kind nicht wochenlang ohne dringende Ursache ungetauft hinliegen lassen, auch nicht meinen, die Hauptsache bei der Taufe sei das Familienfest, und die Wöchnerin müßte dabei sein. Die Wöchnerinnen sind von Gott alle gnädiglich behütet, wie wir sontäglich darum bitten; eine ist aus dem Kindbett zum Herrn abgerufen. Alle ehelichen Mütter haben ihren Kirchgang gehalten. Es ist zu wünschen, daß die Mütter, welche sich am Freitag einsegnen lassen, auch zur Betstunde in der Kirche bleiben, zumal der Gottesdienst am Freitag kaum eine Stunde, Sontags dagegen länger dauert.

3. Schulpflichtig wurden zu Ostern und in die 3. Klasse aufgenommen 37 Kinder, nämlich 16 Knaben und 21 Mädchen. Dazu traten von auswärts 1 Knabe und 1 Mädchen in die Schule ein.

4. Schulkinder haben wir jezt 311, und zwar 183 Knaben und 128 Mädchen. In Klasse I. sind 107 Kinder: 66 Knaben und 41 Mädchen. Im Sommer haben sehr viel Kinder Nachmittags frei bekommen zur Hilfe in der Feldarbeit, damit dann ihre Eltern am Sontag nicht arbeiten, sondern den Feiertag heiligen. Es haben 41 Knaben und 16 Mädchen im Sommer mehr als 20 Nachmittage frei bekommen. Länger als 10 Tage krank waren 1 Knabe und 5 Mädchen. Gar nicht gefehlt haben im Sommer 1 Knabe und 6 Mädchen. Ohne Erlaubnis, also strafbar, versäumten den Unterricht im Sommer: 1 Knabe 2 Tage, 2 Knaben je 1 Tag — die Mädchen hielten sich ordentlich. Der Landrath hat von den Eltern dieser 3 Knaben Strafgeld eingezogen und durch den Superintendenten dem Pastor zur vorschriftsmäßigen Verwendung zugeschickt. Für das Jahr 1863 ist aus den 22 zur Diöces Barleben gehörigen Dörfern an Schulstrafgeld eingekommen 75 Thlr. 11 Sgr., unser Dorf trug 20 Sgr. bei, 3 andre zahlten noch weniger. Im Winter ist ein Knabe schon Monate lang krank, ein Mädchen hat über 10 Tage fehlen müssen. Ohne Erlaubnis blieben aus dem Unterricht 4 Knaben je 1 Tag und sind deren Eltern zur Strafe gezogen. Das Urteil des Klassenlehrers lautet: Ein großer Teil der Kinder machte mir durch Aufmerksamkeit, Fleiß und Betragen Freude; im lezten Vierteljahr aber mußten einige Knaben wiederholt ernst erinnert, getadelt und gestraft werden. In Klasse II. sitzen 104 Kinder: 60 Knaben und 44 Mädchen. Im Sommer waren 18 Knaben und 11 Mädchen 10 Tage und mehr an den Masern krank. 4 Kinder, die über 10 Jahr alt und fleißig waren, bekamen 20 Nachmittage und mehr besonders zur Feldarbeit frei. 1 Knabe und 1 Mädchen versäumten je 1 Tag strafbar den Unterricht. 6 Knaben und 4 Mädchen haben gar nicht gefehlt. Im Winter waren 1 Knabe und 6 Mädchen über 10 Tage krank. Ohne Erlaubnis fehlte bis jezt niemand. Der Lehrer ist im Allgemeinen mit den Kindern meistens zufrieden. Mehrere Kinder der I. und II. Klasse haben wegen kleiner und grober Unarten auf der Straße, zumal bei der Dunkelheit, ernsten Tadel und Strafe erhalten. Dabei trat bei einigen große und betrübte Lügenhaftigkeit an den Tag, indem ihr erstes und wiederholtes Wort war: ist nicht wahr! bis sie überführt wurden. Den Eltern ist dringend ans Herz zu legen, auf diese böse Neigung der Kinder recht Acht haben zu wollen. Dann unterstützt sich die Erziehung der Eltern und der Lehrer gegenseitig. 12 Kinder der I. und II. Klasse wurden von Seiten des Kirchen-Vorstandes zum Genuß der Freischule nach alter Observanz bestimt. In Klasse III. sind 100 Kinder: 57 Knaben und 43 Mädchen. Im Sommer waren 29 Knaben und 22 Mädchen länger als 10 Tage krank. Ohne Erlaubnis, also strafbar, fehlten 1 Knabe 3 Tage, 1 Mädchen 3 Tage, 5 Knaben je 1 Tag, Gar nicht fehlten 7 Knaben und 8 Mädchen. Im Winter waren über 10 Tage krank 1 Knabe und 7 Mädchen; strafbar fehlte 1 Mädchen 3 Tage. Urteil des Lehrers: Fast alle Kinder haben mir Freude gemacht durch Aufmerksamkeit, Fleiß und Betragen. Ein Schulkind ist auf Kosten unserer Gemeinde in der Erziehungs-Anstalt zu Hasserode untergebracht; es verlautet auch, das Mädchen arte sich dort mehr und mehr gut. Wünschenswert ist, daß dies Kind in Hasserode bis zu seiner Confirmation bleibe; vielleicht kann es dann später, so Gott Segen gibt, sein täglich Brod sich verdienen und fällt der Gemeinde nicht zur Last. Was die Kinder in jeder der 3 Schulklassen lernen können und sollen, das da nütze ist zum zeitlichen und

ewigen Leben, ist genau festgestellt und wurde auch der Gemeinde vor 2 Jahren in der Schulpredigt mitgeteilt. Die untern Kinder in jeder Klasse lernen noch nicht alles das, was den obern aufgegeben wird. Ueberhaupt lernen unsere Schulkinder weniger auswendig als die Kinder in mancher andern Gemeinde; dafür müssen wir um so mehr fordern, daß das vom Lehrer zuvor Erklärte und Eingeübte ohne Anstoß und mit Nachdenken aufgesagt werde. Außerdem gewinnen wir dadurch Zeit, die Kinder allmälig in Bibel und Gesangbuch einzuführen. Zu Ostern erhielt jedes Kind außer den Neuaufgenommenen eine Censur, auch wurde mit jeder Klasse ein Examen in der Kirche und Schule gehalten: in der Kirche zeigte sich große Teilnahme der Eltern, im Schulzimmer geringere. Die Schulpredigt ist auch in diesem Jahre mit dem Anfang des Winterhalbjahrs gehalten. In der kleinen Schulkasse, welche der Pastor verwaltet und worein die unbedeutenden Strafschulgelder, die freiwilligen Gaben für die Censuren, die Schulcollectengelder fließen, sind jezt 4 Thlr. 26 Sgr. 10 Pf. Bei Durchnahme der Kirchenrechnung in der Februarsitzung des Gemeindekirchenrathes wird auch über die Schulkasse Rechnung gelegt. Die Verwendung der Gelder geschieht im Einverständnis mit dem Schulvorstande.

5. Am Pfarrunterricht nahmen Teil 28 Confirmanden und 44 Zuhörer. Confirmirt dürfen Palmsontag 1865, so Gott will, diejenigen der diesjährigen Confirmanden werden, welche die nötige Schulbildung erlangt haben, sich in der Gemeinde so aufführen, wie es für Christenkinder sich gehört, und welche bis zum 30. September 1865 14 Jahre alt werden.

6. Confirmirt sind Palmsontag 1864 17 Knaben und 19 Mädchen. Alle lebenden Eltern dieser Kinder bis auf 2 Väter und 1 Mutter gingen mit ihren Kindern Gründonnerstag zur Beichte und Karfreitag zum heil. Abendmal.

7. In den sontäglichen Katechisationen (Beten) wurden die Episteln des Kirchenjahrs durchgesprochen; mit der Adventszeit gingen wir zum 1. Thessalonicherbrief über. 27 Sontage ist katechisirt, und zwar 9 Mal mit den confirmirten Söhnen, 9 Mal mit den confirmirten Töchtern, 9 Mal mit den Schulkindern der 1. Klasse. Von den Söhnen nahmen dies Jahr nur 52 Teil, also etwas weniger als 1863; davon kamen 12 im ganzen Jahre nur einmal vor den Altar. Es sollte jeder doch wenigstens 6 Mal kommen, und wenn er am Vormittag nicht in der Kirche war, so trete er am Nachmittag um so mehr mit vor den Altar. 4 kamen jedesmal, 5 fehlten nur einmal, 1 nur zweimal. Die ältesten waren die im Jahre 1859 Confirmirten. Von den lezten Ostern Confirmirten kam 1 Knabe bis jezt gar nicht, 2 nur einmal, 8 fleißig. Werdet ihr denn, liebe Söhne, eures Pastors dringliche Bitte, fleißig zu kommen, im neuen Jahre treuer erfüllen? werden nicht manche unter euch Lust gewinnen, wenigstens bis zum 20. Jahre vor den Altar zu treten? Bei dieser Gelegenheit ist unsern jüngern und auch ältern confirmirten Söhnen ernstlich ans Herz zu legen, während des Gottesdienstes auf der obern Prieche stille zu sein. Wiederholt ist im lezten Jahre durch Zischeln und Sprechen auf der obern Prieche die Andacht während der Liturgie und während der Predigt gestört. So etwas gehört nicht in Gottes Haus. Wer nicht zuhören und obendrein andere stören will, der bleibe lieber zu Hause. Endlich sprechen wir unsere Freude aus, daß die meisten Väter auf der untern Prieche und die Söhne der obern Prieche in Folge der wiederholten Vorstellung des Pastors Hut und

Mütze in der Kirche nicht mehr auf dem Kopfe behalten; wir bitten die wenigen, welche die alte, üble Gewohnheit noch haben, um der Heiligkeit des Ortes und der guten Sitte willen davon abzulassen. Von den confirmirten Töchtern traten 85 vor den Altar, davon sind die ältesten 1856 confirmirt. 11 kamen im ganzen Jahre nur einmal, alle 9 Mal kam keine, 1 kam 8 Mal, 6 kamen 7 Mal, 5 kamen 6 Mal, 12 kamen 5 Mal u. s. w. Von den zu Ostern confirmirten traten 4 nur 2 Mal vor. Im ganzen freuen wir uns über den Sinn unserer Töchter. Möchten euch auch die Katechisationen Kraft geben zum Kampf wider die Sünde, daß vornehmlich das 4. und 6. Gebot heilig gehalten werde! Einige junge Leute, die bei den Eltern sind oder als Enken, Lehrlinge, Kindermägde dienen, auch zur Fabrik gehen und dergl., sind im ganzen Jahre gar nicht vor den Altar gekommen. Statt dessen geht mancher junge Mensch in unserer Gemeinde — auch das muß hier beklagt werden — in den Krug am Sonnabend Abend und spielt Karte, was sich doch für ihn gar nicht paßt. Wir bitten die betreffenden Eltern und Herschaften, solche Unsitte zum Besten der Jugend nicht dulden zu wollen, vielmehr sie zum fleißigen Kirchenbesuch anzuhalten.

8. Vormundschaften werden von 43 Vätern unserer Gemeinde verwaltet, und es stehen unter ihnen 42 hiesige und 40 auswärtige Minorenne. Euch, liebe Vormünder ist die Liebespflicht dringend ans Herz zu legen, euch um eure Mündel zu bekümmern; niemand von euch weiß, ob nicht bald auch an euren Kindern ein anderer Vaterstelle als Vormund vertreten soll. Ihr lieben Mündel aber sollt den treuen Vormündern gehorsam und dankbar sein.

9. Die Sontagsgottesdienste haben in diesem Jahre regelmäßig gehalten werden können. Der Nachmittagsgottesdienst ist im allgemeinen zu wenig besucht; sobald Predigt, oder Missionsstunde oder Vesper ist, zeigt sich mehr Teilnahme. Die Zahl der Männer- und Frauensitze unten in der Kirche und auf den beiden Priechen, ausgenommen allein das Orgelchor, beträgt etwa 500; confirmirte Gemeindeglieder aber haben wir etwa 950, weshalb viele Sitze von 2 Personen begangen werden. Gleichwol waren auch in den Vormittagsgottesdiensten zumal zur Erntezeit viele Plätze oft mehrere Sontage nach einander leer; Feldarbeit und andere Alltagsdinge nahmen dem Sontag sein Recht und seine Ehre. Möchten wir doch im neuen Jahre dem Worte Gottes mehr vertrauen lernen, daß 6 Tage arbeiten und den Sontag die Kirche besuchen besser ist als 7 Tage arbeiten. Die in unserer Feldmark erntenden Fabriken haben dem Pastor seit 2 Jahren mündlich und schriftlich versprochen, daß sie Sontags unsere Arbeiter und Felder in Ruhe lassen wollen. Möchten sie ihr Versprechen halten — bis jezt haben sie guten Willen gezeigt. Möchten aber auch unsere Hofwirthe, Handelsleute, Handwerker, Arbeiter kein Aergernis mit Entheiligung des Sontags geben. Hat nicht mancher Hausherr durch Zeitungslesen sich von der Kirche zurückhalten lassen? hat nicht manche Hausfrau sich und das Gesinde gehindert am Kirchengehn? wie viele Meister haben ihre Gesellen und Lehrlinge am Sontag Vormittag arbeiten lassen? wie viele Hauswirthe haben am Sontag an Haus oder Stall und Scheune oder Brunnen gebaut und gearbeitet? wie viele Hausväter haben im Sommer am Sontag die Stube geweißt oder beim Umzug ihre Sachen am Sontag in die neue Wohnung gebracht? Dem Herrn sei's geklagt! Daß es mit dem neuen Heilsjahr besser würde! Die Hausschlächtere scheint dies Jahr an den Sontagen unterblieben zu sein, da die Haus-

schlächter sich auf der Pfarre schriftlich verabredet haben, am Sontag nicht mehr schlachten zu wollen. Daß die Missionsstunden mehr und mehr fleißiger besucht werden, ist schon angedeutet. Auffallend und bedauerlich aber ist es, daß viele Hausväter in unserer Gemeinde sich bisher höchstens einmal zum Missionsfeste, wenn es hier gefeiert ward, aber noch nicht zur sontäglichen Missionsstunde eingefunden haben. Wißbegierige und ernste Christenleute können durch die Mission ihre Kentnis über ferne Länder und Völker bereichern, können das Verderben des Heidentums und den Segen des Christentums erfahren. Wo solche Erkentnis lebendig wird, da greift man auch in die Tasche zur Collecte, damit immer mehr Prediger und Lehrer zu den Heiden geschickt werden können. 2 Missionsfeste hat unsere Diöcese dies Jahr gefeiert: eins in der Kirche zu Ochtmersleben, ein anderes im Freien auf dem Felsenberg. Das erstere war sehr stark besucht und die Collecte erfreulich. Zum Feste auf dem Felsenberge hatten sich trotz des Regenwetters in jenen Tagen viele von fern und nah eingefunden, auch nicht vergessen, Geld für die Heiden mitzubringen. Für die zur Diöces Barleben gehörigen 22 Dörfer ist dies Jahr zum erstenmal ein eigner Missionsbericht gedruckt und jedem Hausvater in unserer Gemeinde im Sommer zum Lesen geschickt. Mit der Freitagsbetstunde steht es traurig. Sind wirklich nicht mehr Frauen, sind wirklich gar keine Männer durch des Pastors anhaltendes Bitten zu bewegen, eine einzige Stunde an den 6 Wochentagen in der Kirche die Bibel zu treiben?

10. Beichte und heil. Abendmal ist in üblicher Weise gehalten: in der Fastzeit 10 Mal (davon 3 Mal Beichte Sontags früh) für 598 Communicanten, vor der Ernte 7 Mal für 211 Communicanten, nach der Ernte 9 Mal für 386 Communicanten. In unserer Gemeinde wohnen jezt 1510 Selen, davon sind 958 bereits confirmirt und abendmalsfähig; alle sind evangelisch-lutherisch außer 4 Katholiken. Aber nicht alle Confirmirte kommen zum Nachtmal. 27 haben bis jezt seit 1860 und wol schon früher sich fern gehalten; 7 sind in den lezten 3 Jahren, 23 in den lezten beiden Jahren, 86 im Jahre 1864 nicht ein einziges Mal zum heil. Abendmal gegangen. 824 haben von 954 dies Jahr das heil. Abendmal gefeiert, und zwar 44 3 Mal, 274 2 Mal, 506 einmal, dazu einige Auswärtige einmal. Zu unserer Freude sind dies Jahr mehrere, die seit Jahren weggeblieben waren, wieder zum Nachtmal gekommen; es ist auch die Zahl der Communicanten (nach gewöhnlicher Rechnung) in den lezten Jahren allmählich gewachsen (1860 = 994, 1861 = 1080, 1862 = 1037, 1863 = 1164, 1864 = 1195), aber betrübend ist es doch, daß so viele, sage 130 confirmirte Christenleute, ein ganzes Jahr oder 2, 3, 4 Jahre und mehr hinleben können ohne Beichte und heil. Abendmal. Worin liegt der Grund? das Beichtgeld erläßt Pastor den Bedürftigen gern und oftmals; zu den Kranken und Alten komt er auf ihr Verlangen, ohne etwas dafür zu fordern. Dies kann also nicht hindern, leider aber irdischer Sinn, Gleichgiltigkeit gegen das hochheilige Sacrament, Mangel an Glauben und Gehorsam gegen den lebendigen Gott. Wer aber heimlich oder laut sagt: Ich fühle kein Bedürfnis zum Nachtmal zu gehen, der lasse sich aus der 19. und 20. Frage der „Fragestücke" sagen, daß es schlimm mit ihm steht und wie er gesund werden kann. Jemand fragte: wie oft soll ich jährlich zum Nachtmal gehen? und der große Kirchenlehrer Chrysostomus in Constantinopel antwortete schon vor 1500 Jahren: Auf die Anzahl der Male komme es nicht an, wol aber darauf, daß wir mit bußfertigem und gläubigem Herzen vor Gott treten. Luther aber fordert von einem evangelischen Christen, daß er zum wenigsten einmal jährlich zum Abendmal gehe. Er sagt im Vorwort zu seinem kleinen Katechismus: Wer das Sacrament nicht sucht oder begehrt zum wenigstens einmal des Jahres, da ist zu besorgen, daß er das Sacrament verachte und kein Christ sei. Lasset uns darauf merken, der Herr aber segne uns allen das heilige Abendmal zum rechten Christenleben und zur fröhlichen Auferstehung. 10 Kranken ist das heilige Abendmal zu Hause gereicht und zwar 4 männlichen und 6 weiblichen Gemeindegliedern, davon sind jezt 3 männliche und 3 weibliche bereits verstorben.

(Die nun folgenden Mitteilungen über den Ertrag der Collecten, den Gemeindekirchenrath, die Kirchenkasse u. s. w. lassen wir weg.)

11. Schließlich reden wir von unsern Todten. Gestorben sind im Jahre 1864 aus unserer Gemeinde 49 Personen, also 18 mehr als 1863, wie denn auch 1864 mehr (27) geboren sind als 1863. Unter den Todten sind 27 männliche und 22 weibliche; der älteste Mann ward 80 Jahr und 1 Monat, die älteste Frau 85 Jahre und 4 Monate alt. Ein Kind starb im Mutterleibe, eins bald nach der Geburt; von den im Jahre 1864 geborenen Kindern sind 17 bereits wieder verstorben. 29 starben vor dem schulpflichtigen Alter; 1 unverheirathete männliche, 3 unverheirathete weibliche Personen; 2 Väter, 4 Mütter (darunter eine Wöchnerin), 3 Altsitzer und 5 Altsitzerinnen. 3 männliche und 3 weibliche Todte nahmen zuvor noch das Abendmal auf dem Krankenbette. Begraben wurden nur die 8 ganz jungen Kinder in der Stille; bei allen anderen Begräbnissen gingen wir in die Kirche und hielten bei 35 die Andacht mit Psalm, Collecte und Segen, bei 6 mit einem Sermon. Wie viele der in diesem Jahre aus unserer irdischen Gemeinde abgeschiedenen Mitchristen aus Gnaden in die obere, herliche versezt sind, das weiß allein der Herr. Nicht alle erwachsene Verstorbene dieses Jahres hielten zur Kirche und zum heil. Abendmal; nicht alle wandelten vor Menschenaugen ehrbar und untadelig. Möchte der Herr in ihnen noch bei Leibesleben aufrichtige Buße gewirkt und Vergebung geschenkt haben; nur dann kann ihnen Sterben ein Gewinn sein. Nur die Gräber der Erwachsenen auf dem Gemeinde-Begräbnisplatze haben Nummersteine auf Anregen des Kirchen- und Ortvorstandes erhalten, auch ist im Kirchenbuche die jedesmalige Nummer eingetragen. Den Kindergräbern solche zu setzen, scheint die Gemeinde noch nicht geneigt zu sein. Dies ist unser Blick in unser Gemeindeleben im Heilsjahr 1864, so weit Menschenaugen sehen. Was aber sagt der Herzenskündiger von uns? Sind wir gewachsen an aufrichtiger Selbsterkentnis und Buße? an festem Glauben zum Herrn Christus, wie der 2. Artikel von ihm zeugt? an ernster Heiligung? an fröhlicher Hoffnung des ewigen Lebens? Sind wir 958 Confirmirte ein jeglicher auf rechtem Wege? Der Herr ziehe uns im neuen Jahre zu Sich, wir aber wollen Ihn bitten im Gebet:

Ach bleib mit deiner Gnade
Bei uns, Herr Jesu Christ,
Daß uns hinfort nicht schade
Des bösen Feindes List.

Ach bleib mit deinem Segen
Bei uns, du reicher Herr,
Dein Gnad' und all's Vermögen
In uns reichlich vermehr.

Ach bleib mit deiner Treue
Bei uns, mein Herr und Gott,
Beständigkeit verleihe,
Hilf uns aus aller Not.

Danneil, Pastor. A. Rosenburg und P. Sperreuter, Kirchenvorsteher. H. Bernsdorf und Chr. Griesemann, Kirchenälteste.

Erklärung der Kaminer Pastoralconferenz.

Mit Entrüstung und mit tiefem Schmerz haben wir gelesen, daß ein Professor der lutherischen Universität und Pastor der lutherischen Gemeinde zu Greifswald in Nr. 30 der diesjährigen Protestantischen Kirchenzeitung sogenante protestantische Thesen veröffentlicht hat, in welchen er sich von den Haupt- und Grundlehren der ganzen christlichen Kirche lossagt. Er leugnet die Dreieinigkeit Gottes, die Gottheit und viele Wunder Jesu Christi, den Sündenfall, die Erbsünde, Gottes Zorn und des Gottmenschen versöhnenden Opfertod, die Gottheit des heiligen Geistes, die Inspiration der heiligen Schrift und sezt die menschliche Vernunft zum Richter und Meister über Gottes Wort und Geheimnisse. Ebenso groß wie die Kühnheit, die Fundamente der ganzen Kirche umwerfen zu wollen, ist die Leichtigkeit und Seichtigkeit der Gründe, mit welchen der Dr. Hanne, Pastor und Professor zu Greifswald, die Lehren der Kirche anficht. Nachdem Dr. Hanne dem modernen Unglauben in leichtfertigen Thesen also öffentlichen Ausdruck gegeben hat, können wir nicht anders als auch unserer Entrüstung öffentlichen Ausdruck zu geben darüber, daß ein Mann, der die Gemeinde weiden soll mit Gottes lauterem und untrüglichem Worte laut seines Ordinationsgelübdes, und die Jugend zu gründlichem wissenschaftlichen Streben und zu lebendigem Glauben an die Lehre der Schrift und der Kirche erziehen, es also gewagt hat, die Ehre unsers allerheiligsten Erlösers anzutasten. Dem gegenüber wiederholen und bekennen wir mit unsern Kindern unsern väterlichen Glauben:

Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlornen und verdamten Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen, von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen teuren Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß ich sein eigen sei, und in seinem Reiche unter ihm lebe und ihm diene in

ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, gleichwie Er ist auferstanden von dem Tode, lebet und regieret in Ewigkeit. Das ist gewißlich wahr!

Kamin, den 7. September 1865.

Die lutherische Pastoralconferenz.

Meinhold, Superint. zu Kamin. Wangemann, Archidiaconus zu Kamin. Behrends, Pastor zu Prädikow. Euen, Past. prim. zu Treptow a. R. v. Thadden-Trieglaff. H. v. Kleist-Retzow-Kieckow. Petrich, Superint. zu Bahn. Henske, Superint. zu Schivelbein. Ludewig zu Cöselitz. Wiehle zu Gr.-Justin. Kauffmann zu Klemzig. Hausschild zu Rahnwerder. Kratzenstein, Missionshaus zu Berlin. Uebe, Past. zu Rützow. Wagner, Past. zu Wallmow (Uckermark). Sauberzweig, Past. zu Bagemühl (Uckermark). Korth, Past. in Zedlin. Heyn, Past. zu Cantreck. Hübner, Past. zu Groß-Schwirsen (Rummelsburg). Hammer, Superint. in Brüssow. Hartmann, Past. in Königsmühl. Kasten, Past. zu Jassow. Diewitz, Past. zu Labbuhn. Baltzer, Past. zu Wichmannsdorf i. d. Uckermark. Splittgerber, Past. zu Trieglaff. Bublitz, Past. zu Batzwitz. Maske, Past. in Barfußdorf. Kypke, Past. in Basentin. Seeliger, Past. in Stresow. Löhr, Strafanstalts-Geistlicher in Gollnow. Stephani, Past. in Döringshagen. Straube, Past. in Falkenhagen. v. Mittelstädt, Past. an St. Georg zu Wollin. Meumann, Past. zu Sarnow. Strecker, Past. zu Fritzow. Strecker, Past. zu Morgenitz. v. Schewen, Past. zu Cameritz. Maffia, Past. zu Treten. Zietlow, Superint. zu Neumark in Pomm. Klug, Past. in Gervin. Höppener, Past. in Ziezeneff. Schmidt, Past. in Steinhöfel. Görsch, Past. in Gr.-Mellen in Pomm. Lic. Lüdecke, Past. in Robe. Klamroth, Past. zu Nemitz. Rohde, Past. zu Simoitzel. König, Pfarrer zu Clausdorf (Neumark). Witte, Pastor zu Bandekow. Holtz, Rittergutsbesitzer auf Rißnow. Holtz, Alt-Marien. G. Jahn, Vorsteher der Züllchower Anstalten. Ad. Görcke, Pastor zu Schlatkow, Syn. Wolgast. Busch, Past. in Gülzow, Syn. Naugard. F. Bindemann, Past. in Tribsow, Syn. Kamin. F. Kühl auf Nemitz. S. Bindemann, Past. zu Obernhagen, Syn. Regenwalde. W. Quistorp, Past. zu Ducherow, Syn. Anclam. Dumstrey, Past. zu Dobberphul, Syn. Kamin. Schenk, Superint. zu Gingst auf Rügen. Mohr, Past. zu St. Nicolai zu Kamin. A. Andrae, Rittergutsbesitzer auf Roman.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 70. Das Vaterunser IV. 825
Die symbolischen Darstellungen auf den Grab-Monumenten der Alten 831
Beilage 833
— 71. Das Vaterunser. V. 841
Nachrichten. Aus der Umgegend von Leutenberg (Schwarzburg-Rudolstadt) 846
— 72. Die symbolischen Darstellungen auf den Grab-Monumenten der Alten (Schluß) 849
Ueber den Organismus unserer Kirchengebäude 852
Beilage 857
Die Matthäuspassion von Joh. Seb. Bach 861
— 73. Gottfried Arnold 865
— 74. Das Vaterunser. VI. 873
Gottfried Arnold (Fortsetzung) 879
Beilage 881
Die Matthäuspassion von Joh. Seb. Bach (Fortsetzung) 885
— 75. Ueber den Organismus unserer Kirchengebäude (Schluß) 889
— 76. Gottfried Arnold (Schluß) 897
Ueber Casualreden 901
Beilage 905
— 77. Die Matthäuspassion von Joh. Seb. Bach (Schluß) 913
Ueber Casualreden (Fortsetzung) 918
— 78. Ueber Casualreden (Schluß) 921
Nachrichten. Provinz Sachsen 928
Beilage 929
Erklärung der Kaminer Pastoral-Conferenz 935

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 4. October. № 79.

Don Pedro Calderon de la Barca.

Bei dem Namen Calderon denken die meisten an etwas Fremdes, an etwas, das in mehr denn einem Sinne für uns „spanisch" ist. Bei der Hinweisung auf die autos sacramentales schießt das Weberschifflein der Gedankenfabrik sogleich nach den autos da fé. Und doch ist der große Unbekante ein Dichter, wenn es je einen gegeben hat, ein Genie wie Shakespeare, allerdings durch Nationalität und Glauben auf ein Gebiet gestellt, das der große Brite nicht betreten hat. Man hat die beiden Dichter oft mit einander verglichen und in Verbindung gebracht. Doch ist es einmal so gut als gewiß, daß der jüngere Calderon von dem älteren Shakespeare nichts gewußt hat — wenigstens ist eine Einwirkung dieses auf jenen nirgends nachzuweisen — und auf der andern Seite sind sich die beiden so unähnlich, daß eine eigentliche Parallele gar nicht möglich ist. Das Resultat aller Vergleichungen wird bei einer gerechten Würdigung der beiden Männer stets das sein, daß Beide gewaltige geistige Heroen gewesen sind. Nur in äußeren Dingen lassen sich gewisse Aehnlichkeiten nachweisen. Wie Shakespeare ganz seiner Zeit und seinem Volke angehört, so ist auch C. ein Spanier vom Wirbel bis zur Zeh. Das Eigentümliche der spanischen Nation und folgeweise der spanischen Poesie beruht in der merkwürdigen Mischung des germanischen Charakters mit dem Wesen der Südländer, ja in gewisser Hinsicht, z. B. bezüglich der Gesichtsbildung, in einer Mischung des Abendländischen (Gothen) mit dem Morgenländischen (Araber). Neben dem Ernste, der Treue und Ehrenhaftigkeit des Nordens geht das Heftige und Leidenschaftliche des Südens her. Es ist wol kein Volk, welches ohne fremde Hilfe so lange für den christlichen Glauben gegen die Macht des Heidentums und für seine politische Freiheit gegen das Joch der Fremdherschaft gekämpft und gelitten hat, als das spanische. Für den Spanier der früheren Zeit war „jede gottesdienstliche Tröstung ein Lohn vergossenen Heldenschweißes, jede Kirche konte er als eine Trophäe seiner Ahnen betrachten." (A. W. v. Schlegel.) Durch diese steten Kämpfe und jene Charaktermischung hat das spanische Volk durchgehends eine gewisse Ritterlichkeit gewonnen. Der gewöhnlichste Bettler hat etwas von dem Anstande eines Edelmannes und der berüchtigtste Räuber, sofern er nur nicht zu der niedrigsten Klasse der Rateros gehört, hat einen Anflug von generösem, vornehmem Wesen. Auch der gemeine Mann spricht seine Muttersprache verhältnismäßig rein und gut; er ist kein Knecht der Arbeit, wie das geringe Volk bei uns, und kein Sclave des Genusses, wie das vornehme Volk bei uns. Das specifisch Adlige des spanischen Charakters ist schon aus den alten Romanzen und Volksliedern zu entnehmen. — Auch ein besonders geartetes Christentum hat die spanische Nation. Ihr Katholicismus zeichnet sich um der im Allgemeinen größeren sittlichen Tüchtigkeit willen sehr vorteilhaft vor dem Katholicismus der Italiener und Franzosen aus. Das haben noch Reisende der neuesten Zeit bestätigt, z. B. Alban Stolz in seinem Buche: „Spanisches für die gebildete Welt."

Unter Kaiser Karl V. und König Philipp II. war Spanien das gewaltige Reich, in dem die Sonne nicht unterging. Hundert Jahre später war der Staat zwar auch noch gewaltig dem Umfange, aber nicht mehr gewaltig der Kraft und Thätigkeit nach. Auf die großen Anstrengungen der früheren Zeiten folgte eine Periode träger Ruhe und müßigen Friedens. Aber wie so oft in einem Zeitraume politischer Unthätigkeit das geistige Leben einer Nation in Wissenschaften und Künsten schnell und reich emporblüht, so geschah es auch in Spanien, daß die Dichtkunst und vornämlich die dramatische Poesie in jener Zeit der staatlichen Ohnmacht ein Reich schuf, in dem auch ein Jahrhundert lang die Sonne nicht unterging.

Wir müssen natürlich an diesem Orte auf eine allseitige Beleuchtung verzichten: Calderon komt uns hier nur als geistlicher Dichter in Betracht.

Wie sehr C. den Gesetzen der Unterthanentreue, der ritterlichen Ehre und der Liebe huldigt, das Herz seines Herzens schlägt für die Religion. Nicht für die Religion im Allgemeinen — in diesem Falle hätte er sich ganz gegen seine Natur das ihm Zusagende aus allen möglichen Religionssystemen zusammenlesen müssen — sondern für die christliche Religion oder genauer für den Glauben seiner Väter und seines Volkes: C. steht mit ganzem Herzen in der Lehre der römischen Kirche. Von der evangelischen Kirche hat er nicht viel gewußt und die ihm über dieselbe zugegangenen Nachrichten waren völlig entstellt und verkehrt. Darum wird, wenn wir es auch bedauern müssen, daß dieser große Geist vielfach neben der evangelischen Wahrheit der römischen Irrlehre huldigt, das Urteil über C.'s geistliche Dichtungen immer nur ein mildes sein. Jedenfalls steht uns C., der treue Sohn seiner Kirche, näher als ein Lessing oder die große Schar moderner Dichter, welche nicht blos ihre Kirche, sondern die Kirche Christi überhaupt verachtet und gemeistert haben. Der

Poesie des Unglaubens gegenüber bemerkt A. W. v. Schlegel: „Dieser Glückselige hat sich aus der labyrinthischen Wildnis der Zweifel in die Burgfreiheit des Glaubens gerettet, von wo aus er die Stürme des Weltlaufes mit ungestörter Selenruhe ansieht und schildert; ihm ist das menschliche Dasein kein düsteres Räthsel mehr." Hinsichtlich der geistlichen Poesie C.'s hat man sich übrigens vor einem weit verbreiteten Irrtume zu hüten. Die geistlichen Dramen und die Autos sind nicht etwas diesem Dichter Eigentümliches, C. steht auch hier auf dem Boden seiner Vorgänger, vornämlich des Lope de Vega, und nur das ist ihm eigentümlich, daß er gegenüber dem bei Lezterem hervortretenden kindlichen und träumerischen Ringen der Sele nach christlichem Leben, mehr die katholische Glaubenslehre bis in alle Spitzen und Consequenzen zu verherlichen strebt. Man hat über C.'s geistliche Dichtungen sehr harte Urteile gefällt, diese Urteile gehen aber, so sehr sie sich auch den Schein geben, die Erhabenheit des Christentums nicht antasten zu wollen, im Grunde immer von der Losung aus: wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche. Billiger Weise kann man gewiß nichts darin finden, daß „Dichter der geheimnisvollen Göttlichkeit des Heilandes anhängen und von ihr lieber ihre Weihe empfangen, als von den zur rhetorischen Figur abgenutzten verliebten alten Gottheiten beiderlei Geschlechts." (v. d. Malsburg.)

Unter dem Titel: „geistliche Schauspiele" haben wir nach der Einteilung F. W. V. Schmidts acht comedias divinas oder geistliche Schauspiele im engeren Sinne und fünf comedias de Santos oder Dramen nach der Legende zu besprechen. „Die Andacht zum Kreuze" und „der standhafte Prinz", von A. W. v. Schlegel im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts meisterhaft übersezt, werden die bekantesten Stücke sein. In „la devocion de la cruz" ist es das Zeichen des Kreuzes, welches mit eigentlich magischer Kraft einen in Sünde und Schande versunkenen Edelmann zur Gnade Gottes emporzieht. So sehr dieses Drama einem in seiner Religion an grobsinnliche Eindrücke gewohnten Volke zugesagt haben mag, so wenig kann es uns befriedigen, wenn wir sehen, daß ein hölzernes Kreuz, nicht einmal und auf immer den Wendepunkt für ein Menschenherz, den äußeren Anlaß zum Besinnen auf sich selbst und zur Bekehrung, sondern wiederholt und mit bald verschwindendem Eindrucke, wie durch einen Zauber, gewissermaßen wiederholte Bekehrungen schafft. In der „Kreuzerhöhung" (la exaltacion de la cruz) wird das heilige Kreuz, an welchem der Herr sein Blut vergossen, durch den Kaiser Heraklius (610—641) aus den Händen der Ungläubigen gerettet und wiederum im Tempel zu Jerusalem aufgerichtet. Mit der äußeren Kreuzerhöhung bringt übrigens der Dichter die Verherlichung der Kreuzesreligion selbst in Verbindung. Der Kaiser Heraclius wird durch die Nachricht von dem Raube des heiligen Kreuzes aus seinem Versunkensein in Liebesgedanken heraus- und zum heiligen Kriege fortgerissen; der Magier Anastasius wird zum Christentume bekehrt und trägt als Märtyrer das Kreuz Christi ebenso geduldig, als der demütige Patriarch Zacharias von Jerusalem. Auch in der „Sibylle des Morgenlandes (la sibila del oriente y gran Reina de Sabá) ist das heilige Kreuz der Mittelpunkt des Ganzen, nur daß wir in diesem der Zeit des alten Bundes angehörigen Stücke das Zeichen des Heiles nicht sichtbar, nicht im Vordergrunde, sondern gleichsam durch die Nebel und Schleier der weissagenden Heidenfürstin hindurch im Hintergrunde einer fernen Zukunft schauen. Sichtbar aber wiederum das Kreuz in der „Morgenröthe von Copacabana" (la aurora eu C.); doch folgt in diesem Stücke, welches die Christianisirung Perus zum Gegenstande hat, auf den untergehenden heidnischen Sonnendienst der mit dem Bilde der Jungfrau Maria aufgehende Sonnendienst der römischen Kirche. Auch in dem Drama: „die Jungfrau des Heiligtumes" (la virgen del Sagrario) ist ein Marienbild der Mittelpunkt der fünf Jahrhunderte umschließenden Dichtung. „Der standhafte Prinz" und „der Großfürst von Fez" (el principe constante und el gran principe de Fez) bringen beide die siegreiche Macht des christlichen Glaubens über die falsche Religion des Halbmondes zur Darstellung; nur tritt in dem „Großfürsten von Fez" das specifisch spanische Christentum mehr hervor, denn in dem das Leiden des in maurischer Gefangenschaft gestorbenen standhaften Prinzen Ferdinand von Lusitanien verherlichenden Stücke. Der Großfürst Muley Mahomet von Fez wird durch eine Stelle im Alkoran, welche nach einer englischen Uebersetzung mit den Worten: „Ich habe sie Maria genant und ich empfehle sie deinem Schutze und ebenso ihre Nachkommenschaft gegen den Satan" wiedergegeben werden kann, bei C. aber von der Sündlosigkeit der Maria und ihres Sohnes handelt, zunächst im Allgemeinen auf das Christentum aufmerksam gemacht. Auf einer Pilgerfahrt nach Mekka wird er von den Maltesern gefangen genommen, aber von dem Admiral des Ordens liebevoll behandelt. In Malta sucht er seine Sehnsucht nach der Heimat mit Lesen zu beschwichtigen, und da ihm eine Biographie des heiligen Ignatius von Loyola in die Hände fällt, so fügt es sein guter Engel, daß er eine Stelle aufschlägt, in welcher der Heilige mit einem Muhamedaner über die Jungfräulichkeit der Maria streitet. Das Gelesene verwandelt sich bei dem Großfürsten in eine Vision und diese erinnert ihn an die Stelle des Alkoran. Durch Lösegeld freigeworden, sezt er seine Fahrt nach Mekka zur See fort. In einem Sturme ruft er die Jungfrau an, sie erscheint ihm und heißt ihn nach Malta zurückkehren, dort würden ihm seine Zweifel genommen. Der Großfürst kehrt zurück, wird nach erhaltenem Taufunterrichte getauft und nimt die Namen des Admirals und des Heiligen an: Baltasar Loyola. Die Wallfahrt nach Mekka verwandelt er in eine nach Loretto, und nachdem er Jesuit geworden, bittet er den Papst um die Erlaubnis, als Missionar den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Ein zweiter (nie erschienener) Teil sollte den Abschluß geben.

Auffallend ist C.'s Stellung dem Heidentume und Islam gegenüber. In beiden sieht er Vorstufen des (römischen) Christentumes; darum stellt er auch so gerne den brennenden Durst nach der christlichen Wahrheit innerhalb des Hei-

entumes dar. Gegen die Moriſken iſt er, Cervantes gegenüber, ſehr tolerant, er ſtattet ſie mit allen ſpaniſchen Tugenden aus. Ganz anders iſt ſeine Stimmung gegen die Juden, ſie haben das Heil in Chriſto bereits verworfen, darum ſind ſie ihm, als ein gegen die Wahrheit fortwährend ſich verſtockendes Volk, ein Gegenſtand des Haſſes und Abſcheues.

Die neben die römiſche Kirche ſich ſtellende evangeliſche Kirche ſieht C., als gut ſpaniſcher Katholik, nur mit feindlichen Augen an, und wenn er auch nicht von ſolch glühendem Zorne gegen die Ketzer erfüllt iſt, als Lope, ſo lernen wir doch aus der „Kirchentrennung in England“ (la cisma de Inglaterra), daß er von wahrer Toleranz nichts gewußt hat. Eine gedrängte Inhaltsangabe dieſes Stückes kann bei der Kennzeichnung des gebundenen Confeſſionalismus C.'s nicht umgangen werden, um ſo weniger, als die Parallele mit Shakeſpeare's Heinrich VIII. entſchieden zu Gunſten des nicht gebundenen Confeſſionalismus des Briten ausfällt.

I. König Heinrich VIII. von England iſt über ſeiner Abhandlung de VII sacramentis eingeſchlafen, er ſieht im Traume das Bild der Anna Boleyn, welche mit der Linken das von ihm mit der Rechten Geſchriebene wegwiſcht. Dem mit der Begier nach der reizenden Frau erwachten Fürſten bringt der Cardinal Wolſey einen Brief Leo's X. und eine neue Schrift Luthers. Anſtatt letztere, wie beabſichtigt, zu Boden zu werfen und erſteren aufs Haupt zu legen, thut Heinreich aus Zerſtreutheit das Gegenteil. Der franzöſiſche Geſandte Carlos, welchem ſich Anna B. während ihres Aufenthaltes in Frankreich ganz ergeben hatte, wird von dem herſchſüchtigen Cardinal abgewieſen, als er um Audienz beim König bittet. Anna B. wird von ihrem Vater der Königin Katharine vorgeſtellt, welche die vor ihr Niederkniende mit der Mahnung aufhebt, daß man nur vor Gott knien dürfe. Der ſichere Wolſey wagt es, ſelbſt Katharine von einem Beſuche ihres Gemals zurückzuhalten, doch zeigt ſie dem Prälaten, daß ſie ſein innerſtes Weſen durchſchaue. Anna B. hat Großes im Sinne, ſie ſtrebt nach dem Throne; das hält ſie aber nicht ab, Carlos wiederholt ihrer Treue zu verſichern. Da der König Anna zum erſtenmale ſieht, geräth er in Verwirrung; ſolches nimt der Cardinal mit teufliſcher Freude wahr, er ſieht die von ihm der Königin zugedachte Rache ihren Anfang nehmen.

II. Die Königin, von Anna B. begleitet, ſucht den trübgeſtimten Heinrich zu erheitern; um der Begleiterin willen nimt der König den Beſuch an. Nachdem man ſich erſt mit Geſang und Poeſie unterhalten, fängt Anna Boleyn an zu tanzen, und zwar nur deshalb, um wie zufällig vor dem Könige zu Boden fallen zu können. — Da nach Leo's X. Tod nicht Wolſey Papſt geworden, ſondern Hadrian, der Lehrer Karl's V., ſo ſucht der Cardinal, wenigſtens an Katharinen, der Baſe des Kaiſers, ſeinen Zorn auszulaſſen. Mit ihm verbindet ſich Anna B.; ſie ſchwört, nur auf ſeinen Vorteil ſehen und auf dem Schaffot ſterben zu wollen, wenn ſie je gegen ihn undankbar werden würde. — Der König wirbt um die Boleyn, dieſe geſteht ihm zwar ihre unendliche Liebe, erklärt aber, nur in Ehren könne ſie ihm angehören. Der betäubte Regent ſchüttet dem Cardinal ſein Herz aus und erhält den Troſt: deine Ehe mit Katharinen iſt nichtig; du mußt dich von ihr ſcheiden. Sofort erklärt der König in öffentlicher Parlamentsſitzung die Scheidung, doch ſoll ſeine Tochter Maria ſucceſſionsberechtigt ſein. Wer von den Unterthanen die Scheidung unbegründet finde, verliere ſeinen Kopf. Königin Katharine antwortet voll Demut, Liebe und Ergebung; ſie bittet ihren Gemal, das Heil ſeiner Sele nicht aufs Spiel zu ſetzen. Der König antwortet nicht; Wolſey nimt der verſtoßenen Fürſtin ihre Tochter weg; Anna Boleyn verläßt die Verlaſſene und nur ihr Fräulein Margarethe Pool hält ihr die Treue,

III. Heinrich VIII. iſt mit Anna vermält und von der römiſchen Kirche getrent. Wolſey's Bitte bei der neuen Königin um die Reichspräſidentſchaft iſt umſonſt, ihr Vater hat bereits die Stelle. Der Cardinal zeigt ihr offen ſeine Erbitterung und Anna verhehlt ihm nicht ihren Haß. Dieſe erblickt bei dem Könige einen leeren Troſtbrief deſſelben an die abgeſchiedene Gemalin, ſie erbiet ſich, das Schreiben zu befördern, aber nur darum, weil ſie ſolches vorher vergiften will. Wolſey wird auf Anna's Betreiben verjagt; die ihm gewordene Prophezeiung, daß er durch ein Weib geſtürzt werde, iſt erfüllt, aber anders, als er es ſich gedacht hatte. Er hatte gemeint, die fromme Katharine werde ihn ſtürzen, und nun muß dieſe, ſelbſt verſtoßen, mit einem armen Landhauſe vor London volieb nehmen. Hier ſehen wir die treue Gefährtin Margarethe Pool einen Kranz von Feldroſen und Nelken winden und dazu hören wir ſie das (altſpaniſche) Lied ſingen:

„Blumen lernt von mir, wie ſich
Geſtern gibt dem Heut zur Beute:
geſtern war ein Wunder ich,
kanm ein Schatten bin ich heute.“

Zu der entthronten Königin tritt ein flüchtiger, hungernder Bettler. Die milde Fürſtin hat ihn ſofort erkant, es iſt Wolſey; um ihn aber nicht zu beſchämen, hatte ſie ſich ihm durch Verſchleierung unkentlich gemacht. Der ſeltſame Bettler erhält eine ſeltſame Gabe — das lezte königliche Geſchmeide. Darüber verwundert, bittet der weiland Cardinal die gütige Frau, ſie möge ihm den Anblick ihrer Minen gönnen; es geſchieht, Wolſey eilt voll Verzweiflung weg und da er herankommende königliche Diener für ſeine Verfolger hält, ſo gibt er ſich durch Sturz von einem Felſen den Tod. Die Diener bringen Katharinen den vergifteten Brief. — Schon ſeit einiger Zeit hat der König Annen mistraut. Er belauſcht ſie, wie ſie ihrem früheren Geliebten Carlos die wahre Liebe zu ihm und die Scheinliebe zum Könige geſteht, Carlos glaubt ihr nicht und wirft ihr die zärtlichen Briefe, die ſie ihm geſchrieben, vor die Füße. Die verrätheriſchen Papiere nimt der König weg; Anna wird durch ihren eignen Vater gefangen genommen. Nun will ſich Heinrich wiederum mit Katharinen verbinden, allein es iſt zu ſpät, ſeine Tochter Maria zeigt ihm den Tod ihrer Mutter an. Um nach Kräften

sein Verbrechen zu sühnen, will er seine Tochter mit Philipp II. von Spanien vermälen. Maria will nichts von Glaubensfreiheit und Einziehung des Kirchengutes wissen. Das Volk huldigt ihr und das Stück schließt mit den Worten:

„Und hier endet nun das Schauspiel
vom gelehrten Stümper Heinrich
und dem Tod der Anna Bullen."

Calderon sieht in Allem, was der römischen Kirche entgegentritt, unbesehens ein Produkt der Sünde. Darum müssen es Anna Boleyn und Cardinal Wolsey sein, welche durch ihren Hochmut den Fluch der Ketzerei über England bringen, aber zulezt als Opfer ihrer Schuld fallen. Katharina und Maria sind demütig in ihrer Hoheit, ungebeugt in Zeiten der Not; Glaube und Liebe sind ihre Stärke. Heinrich ist das Bild der Ohnmacht und inneren Gesinnungslosigkeit.

Der Stoff zur „Kirchentrennung Englands" ist genommen aus Nicolai Sanderi: „de origine ac progressu schismatis anglicani libri tres." Dieser Sander ist 1583 in Irland verhungert, nachdem er der Empörung gegen Elisabeth vergeblich eine glückliche Wendung zu geben versucht hatte. Schon das Wort cisma ist von C. aus Sanders Schrift entlehnt. Ueber die Tendenz des Dichters kann nicht der geringste Zweifel obwalten: die jungfräuliche Königin Elisabeth von England soll als Bastard gebrandmarkt werden. Darum wird, ganz gegen die geschichtliche Wahrheit, Anna Boleyn, das unglückliche Opfer Heinrichs VIII., zum Abschaum aller Laster gemacht. Die katholische Katharina erscheint dagegen in ihrer wahren Gestalt, ebenso wahr als bei Shakespeare. Diesem galt es umgekehrt darum, die Königin Elisabeth zu verherlichen, aber er hat dabei die historische Wahrheit respectirt. Die Verbindung der Anna B. mit Carlos hat C. gleichfalls aus Sander entlehnt. Nach diesem ist dieselbe sogar Heinrichs Tochter gewesen, eine Geschichtsfälschung, wie sie nur dem giftigen Hasse eines Fanatikers entwachsen kann. Geschichtlich steht fest, daß Anna den ehrenvollen Anträgen Lord Percy's Gehör schenkte; als aber Cardinal Wolsey zu Gunsten des Königs intervenirte, faßte sie einen tiefen Haß gegen den Prälaten. Auch die gnädige Behandlung Wolsey's durch die vertriebene Königin ist nicht geschichtlich. Da jener in Folge seiner ungeheuren Gemütsbewegungen 1530 gestorben, Anna Boleyn 1533 gekrönt und wenige Monate nach dem am 29. Januar 1536 erfolgten Tode der 1531 verstoßenen Königin Katharine hingerichtet worden ist, so ergibt sich, daß C. eine sehr üble chronologische Verwirrung zur Last fällt. Hätte der Dichter die spanische Regel befolgt, wonach man dem Feinde gegenüber stets gerecht und maßvoll sein soll, so würde er nicht aus der Geschichte ein antihistorisches Zerrbild oder, wie F. W. V. Schmidt sagt, nicht „aus dem lebendigen Leibe eine duftende balsamische Mumie" gemacht haben.

Ueber die comedias de Santos können wir kurz sein. Der Stoff zu diesen an den Festtagen der Heiligen aufgeführten Schauspielen ist aus der Legende genommen. Schon A. W. v. Schlegel hat die Behauptung, das Märtyrertum sei überhaupt ein ungünstiger Gegenstand für die dramatische Poesie mit Recht widerlegt. „Die Freudigkeit, womit die Märtyrer in Qual und Tod gingen, war nicht Unempfindlichkeit, sondern der Heldenmut der höchsten Liebe: sie mußten zuvor in unaussprechlich schmerzlichen Kämpfen den Sieg über jede irdische Anhänglichkeit erringen; und durch die Darstellung dieser Kämpfe, dieser Aengstigungen der sterblichen Natur, während der Seraph sich zum Himmel schwingt, kann der Dichter die innigste Rührung erwecken." Es liegt in der Natur der Sache, daß die meisten der hierher gehörigen Stücke eine gewisse Aehnlichkeit mit einander haben. Das beste unter diesen Dramen ist „der wunderthätige Magus" (el magico prodigioso). Die Legende von der Bekehrung des heiligen Cyprian von Antiochien und der heiligen Justine wird hier zur Darstellung des Kampfes zwischen Christus und Belial, zwischen Geist und Fleisch, zwischen Heidentum und Christentum benuzt. Das Stück erinnert nicht selten an Faust, obschon der Ausgang ein völlig verschiedener ist. „Der weibliche Joseph" (el Josef de las mugeres) behandelt die Legende von der heiligen Eugenie in Verbindung mit den Wunderthaten des Bischofs Helenus von Heliopolis. Die vergeblichen Machinationen des Teufels gegen die standhafte Heilige erinnern an den „wunderthätigen Magus." „Die Ketten des Dämons" (las cadenas del Demonio) bringen die Bekehrung der armenischen Königstochter Irene zur Darstellung. Irene wird von ihrer Geburt an um deswillen gefangen gehalten, weil ihre Freiheit alles mögliche Unheil über Land und Leute bringen würde. Gegen Verschreibung ihrer Sele macht sie der Teufel frei. Da sie aber den heiligen Apostel Bartholomäus predigen hört, geräth sie erst in ein schweres Selenleiden und dann in Raserei. Der ihr die Freiheit gebracht hat sie in Ketten geschlagen; aber die Gnade Gottes richtet sie wieder auf, sie bekent Christum und der zum Märtyrertode geführte Apostel vernichtet ihren Pakt mit dem Teufel. Es ist Schade, daß dieses „Meisterwerk" nicht in dem Maße durch eine Uebersetzung zugänglich ist, als das von A. F. v. Schack in's Deutsche übertragene Stück: „die beiden Liebenden des Himmels" (los dos amantes del cielo) oder wie es der Uebersetzer nach den beiden Heiligen genant hat: „Chrysanthus und Darius."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 7. October. № 80.

Fanny Lewald, oder das entleerte Judentum.

Eine der bemitleidenswertesten, traurigsten und zugleich widerlichsten Erscheinungen auf dem heutigen Gebiete des Lebens ist unstreitig das sogenante moderne Judentum der Reform-Juden. Die Erscheinung ist aber eine so breite und anspruchsvolle geworden, sie gibt sich so viel Mühe, gewisse Hauptpunkte des Lebens zu besetzen und zu beherschen, daß es wol sich verlohnt, in diesen Spiegel einmal hineinzuschauen.

Die Reform-Juden selber machen sich breit genug, um die Augen auf sich zu ziehen. In großen Städten und kleinen Dörfern ist ihre Erscheinung wesentlich dieselbe, nur die Form eine andere. Sie nehmen gern die vornehmsten Plätze und das lauteste Wort in den Börsen-Clubbs ein, und finden sich wieder an den Hochzeitstischen der Bauern, deren Lieferanten sie waren. Die Macht der Presse haben sie sehr gut ausgewittert, sie haben eigene Zeitungen gegründet, und helfen anonym und pseudonym an so vielem Rattengift, Kaff und Brausepulver, davon unsere Unterhaltungs-Journale erfüllt sind, schreiben. Auf Reisen sind sie ganz unvermeidlich, thun sich durch dreistes, unverschämt lautes Wesen hervor, und wenn sie so oft von dem Bewußtsein getragen werden, daß ihr Geldsack breit und tief ist, so sind sie völlig unverträglich.

Man sollte glauben, daß Empfindung, Eindruck und Wirkung, welche ihre Erscheinung hervorbringt, eine gleiche oder doch analoge wäre mit derjenigen, welche von den Rongianern, Freigemeindlern und dergleichen Leuten ausgeht, da sie mit diesen den Standpunkt des Nihilismus teilen, oder, wie Carl Vogt von sich selber bezeugt, eigentlich gar keinen Standpunkt haben, wie Blasen, welche in der Luft umherfliegen bis sie platzen, allein es ist das doch nicht der Fall. Der ächte Reform-Jude ist durchaus ein specifisches, ein eigenartiges Wesen von besonderm Geruch und Geschmack. Es gibt auch unter den Nagethieren, welche Alles anfressen und begeiffern und allenthalben die Spuren ihrer Gefräßigkeit zurücklassen, doch noch einen Unterschied des Grades der Widerlichkeit. Die Maus mit ihrem Nagezahn ist nicht so fatal, wie z. B. die Raupe mit ihrem weichen kalten Leibe und ihren unzähligen Beinen, oder die Schnecke, welche ihren zähen Schleim nachläßt und jedesmal Eckel erregt. Beide machen sich zu Zeiten sehr breit und fressen Alles auf, was grün ist, daß Nichts übrig bleibt, als die kahlen Stengel. So nagen auch die Reform-Juden an Allem, was noch grün ist im Menschenleben, an Allem, was die Sele erwärmt, was schön, was hoch und lieblich ist, herum, und wenn es auf sie allein ankäme, so würde längst Nichts mehr übrig sein, als ein todtes Geripp und Gestripp.

Das Judentum ist seit Golgatha im besten Falle eine antiquirte Erscheinung und hat überall nur durch den Gegensatz eine historische Bedeutung für das Leben. Es findet sich allenthalben und gehört doch nirgends hin, und wenn es je zuweilen irgendwo verschwand, so geschah es nur, um bald wieder aufzutauchen, bis es sich in die Sage vom ewigen Juden verlaufen hat. Auf den Theatern von Paris wird zur Zeit ein Stück aufgeführt, das an drastischer Derbheit und Gewaltigkeit alles bisher Dagewesene überbietet. Die Hölle selbst erscheint auf der Bühne, und alle Schrecknisse des Lebens werden aufgeboten, um die abgestumpften Nerven der blasirten und glasirten Pariser Theaterwelt noch einigermaßen zu galvanisiren. Es ist sehr bezeichnend, daß der Mittelpunkt aller jener Dinge der ewige Jude ist, der immer wieder erscheint, bis zulezt die ganze Welt zusammenbricht. Burgen, Städte, ganze Wälder und brausende Meere, Alles stürzt in einem schrecklichen Spektakel unter dem Gezische von Feuer und Wasser in gräßlicher Verwirrung übereinander. Denn das Ende aller Dinge ist da, und wenn der Vorhang schließlich gefallen ist, so ist Jedermann froh, daß nun auch wirklich Alles aus und zu Ende ist — aber nein, der Vorhang geht auch nach dem Untergange der ganzen Welt wieder in die Höhe, man sieht eine unermeßlich weite, düstere, eintönige Ebene, Nichts ist darin zu bemerken, bis auf einmal aus dem Hintergrunde der ewige Jude mit seinem Sacke auftaucht und vorüberzieht. Er allein ist nicht mit untergegangen.

Gleichwol sehen wir hier immer noch einen wirklichen Juden, der sich vor dem Gotte Abrahams, Isaacs und Jacobs beugt, er fühlt sich ihm gegenüber in seinem Gewissen durch das Gesetz gebunden, am Freitag Abend sammelt er sich mit seiner Familie um die reinlich brennende Sabbats-Lampe, das Geschäft ist aus, der Laden geschlossen, an jedem Morgen spricht er seine Gebete, feiert das Fest der ungesäuerten Brode und sammelt sich in der Laubhütte unter Sternenschein, am langen Bettage zieht er sein Todtenkleid an und fastet um seiner Sünden willen. Das ist immer eine ehrwürdige Erscheinung, welche Hoffnung darbietet, und die aus diesem Israel im Glauben zu uns her.

wenn ihr Vater sterbe, werde er in diesem Hemde begraben werden, kurz sie führte sie ganz in die heilige Mystik und Symbolik des A. T., so weit sie den jetzigen frommen Juden zugänglich und verständlich ist, ein, und da dies Alles in Einfalt des Herzens geschah, so konte es nicht anders sein, als daß es einen tiefen Eindruck auf das lebendige Kind machte. Es bildete sich ein stilles Band zu dieser frommen Sele.

Allein, wenn sie nun wieder zu Haus kam, so durfte sie nicht davon reden, man wischte mit einem kalten Schwamm Alles wieder ab, was sich etwa vom gläubigen Judentum angesezt hatte, und wenn eine Wärterin sie mit den übrigen Geschwistern über die Straßen führte und die schmutzigen Straßenkinder von Königsberg ihnen schimpfend das: „Jüd! Jüd!" nachriefen, so pflegte die Wärterin ihr gewissermaßen vorwerfend zu sagen, darin sei sie ganz allein Schuld mit ihrem schwarzen Haare.

O wie ist ein so armes Kind doch so schmerzlich zu beklagen, das zu Hause ohne alle religiöse Weihe und Wahrheit aufwachsen muß, das kein Gebet und keine Gnaden kennen lernt und dem sofort jeder Keim des Heiligen, der etwa außer dem Hause in seine Sele gelegt wird und dafür die kindlichen Herzen so empfänglich sind, unerbittlich wieder heraus gerissen wird!

Es zeigte sich das bald auf eine eigentümliche Weise. Denn als um diese Zeit Frau von Krüdener auch nach Königsberg kam und die Nähe des Gerichtes verkündete, daß viel von ihren Prophetien die Rede war, auch die Pest aus der Ferne drohete, so überfiel die Sele des Kindes eine schreckliche Angst, sie fragte jeden, dessen sie habhaft werden konte und dem sie eine Antwort zutraute, ob nun bald alle Menschen sterben müßten, der Schlaf floh sie, sie schrie und weinte Abends in ihrem Bette, „die Vernunftgründe" des Vaters halfen zu gar nichts, daß er zulezt den Stock ergriff und sie prügelte, und wenn sie darum vor dem Vater die Angst versteckte, so machte es die Wärterin mit ihren Drohungen von allerlei Schrecknissen, die gleich kommen würden, wenn sie nicht schweige, noch schlimmer. So erfüllte sich an diesem armen Kinde das Wort des Apostels: „Sie sind ohne Gott in der Welt." Frau Fanny Lewald sieht das freilich ganz anders an. Das allerdings weiß sie, daß Vernunftgründe bei dem Kinde wenig haften und helfen. „Erfahrungssätze und die auf diese Erfahrungssätze gebauten Schlüsse verlieren augenblicklich ihre Wirkung, wenn die Augen der Eltern, aus denen das Kind seine beste Beruhigung sucht, nicht mehr über ihm leuchten."

Aber sie ist nicht in Verlegenheit um Hilfe, denn sie fährt fort: „Es bleiben also in der Regel nur zwei Hilfsmittel über, die Beschäftigung der Phantasie mit heitern Bildern und mit fremden Personen, d. h. die Dichtung, namentlich das Märchen — — und die Disciplinirung des unregelmäßig spekulirenden Verstandes durch den Unterricht. Und diese beiden Ableiter wurden mir denn auch geboten."

Wir wollen doch nicht vergessen, daß dies eine erwachsene Frau sagt, welche sich sehr klug dünkt und die wichtigsten und

tiefsten Fragen des Lebens schon in einer ganzen Reihe von Büchern behandelt hat. Sie will die dunkle Angst eines Kindes vor der nahenden Pest und den sich erfüllenden Gerichten Gottes durch zwei Dinge heilen: durch Märchen und die Disciplinirung des unregelmäßig spekulirenden Verstandes.

Es ist interessant, an einem Beispiele einmal zu sehen, wie weit sie mit diesen beiden Stücken komt. Sie selber beschreibt uns die angsterfüllte Flucht, auf der wir zugleich mit ihr, da sie schon erwachsen und ihr unregelmäßig spekulirender Verstand schon gehörig disciplinirt war, eine ganze große Familie von reichen Reform-Juden, von der Großmutter bis zu den Enkeln herab, vor der Cholera durch den größten Teil von ganz Deutschland begriffen sehen. Reiche Breslauer Reform-Juden sehen wir von Breslau mit Sack und Pack aufbrechen und bis nach Manheim, Heidelberg und Baden-Baden fliehen. Aber nach Jahr und Tag naht auch hier die Cholera, das eben bezogene Haus wird eilig wieder verlassen, obschon der Arzt versichert, daß die Cholera noch nicht an Badeörtern mit warmen Quellen erschienen sei. Die alte Großmutter, der eigentliche Quell aller Reichtümer, fordert aber eine feste Garantie, auf die sie sich ebenso sicher verlassen kann, als auf ihre Geldsäcke, daß die Cholera nicht nach Baden komme. Man muß also wieder fliehen. Wohin? Nach Breslau zurück, denn da ist mittlerweile die Cholera erloschen. Aber wie dahin kommen, ohne dem Angstgespenste unterwegs zu begegnen? Briefe werden nach allen Richtungen geschrieben. Aus dem Büreau der Preußischen Gesandtschaft in Frankfurt wird die Versicherung erteilt, daß von Baden bis Frankfurt noch zur Zeit Alles rein sei. Also erst bis Frankfurt, von da wird weiter gekundschaftet. Nach den eingegangenen Nachrichten scheint der Umweg über Berlin der sicherste. Man befindet sich schon in der Gegend von Erfurt, als die Nachricht komt, daß Erfurt nicht sicher sei. Man beschließt, im weiten Bogen über Kassel zu fahren ꝛc. ꝛc. Es ist gar ergötzlich zu sehen, wie diese Sippschaft von der Angst durch das Land gejagt wird, und die Verfasserin selber fügt hinzu: „Ich habe lachen müssen, wenn solche Personen mich glauben machen wollten, daß irgend ein Höheres in ihnen vorhanden sei, als die Sorge für ihr jämmerliches Ich. Meine Großtante hatte es aber gar kein Hehl, daß sie sich als die Hauptsache, ja als der Mittelpunkt der Welt erschien." Daß sie selber auch gar nichts Höheres hat, nicht einmal eine unsterbliche Sele, sondern gar nichts als ein Stück Fleisch ist, das eine Zeit lang lebt und dann vergeht, das fällt ihr gar nicht ein. Ihre Scripturen mag sie für etwas Höheres halten und ihre Breslauer Großtante kömt ihr von diesem erhabenen Standpunkte ihrer Cultur gar so winzig klein vor.

(Schluß folgt.)

Beilage.

Don-Pedro Calderon de la Barca.

(Schluß.)

„Das Fegfeuer des heiligen Patrik“ (el purgatorio de San Patricio) erinnert insofern an „die Andacht zum Kreuze“, als auch hier ein Böſewicht mit vollem Bewußtſein die entſetzlichſten Greuel verübt und zugleich mit hoher Verehrung an der Kirche hängt. In katholiſchen Ländern mögen ſolche räthſelhafte Perſonen zuweilen vorkommen. Der römiſche Glaube, das rein äußerliche Fürwahrhalten, wie es ja auch die Teufel haben, wird bei manchem zum feſten Aberglauben, der die Gnade Gottes in Chriſto Jeſu wie das mechaniſche Mittel eines Zaubers ergreift. Als der bekehrte Böſewicht fragt, wie er für ſein ſündiges Leben genugthun könne, antwortet ihm eine Stimme vom Himmel: „durch das Fegfeuer.“ Und wirklich wird er einige Tage lang durch das Fegfeuer geläutert, welches ihm St. Patrik in einer gewiſſen Höhle durch eine Oeffnung, zugleich mit Himmel und Hölle, kraft ſeiner leiblichen Augen hat ſchauen laſſen. Neben mancherlei abenteuerlichen Anſchauungen gehen jedoch manche echt chriſtliche Gedanken her. Mit ſymboliſcher Deutung läßt ſich übrigens bei ſolchen Dichtungen nichts erreichen. Was offenbar dem Dogma einer falſch lehrenden Kirche dienen ſoll, läßt ſich nicht in die evangeliſche Wahrheit umdeuten.

Aus den Myſterien des Mittelalters und dem allegoriſchen Spiele der Moralitäten ſind die ſpaniſchen Autos (Akte), heilige Handlungen hervorgegangen, welche dazu beſtimt waren, das eine und das andre kirchliche Feſt zu verherlichen. Außer den ſeltner vorkommenden Autos für gewiſſe Heiligentage, namentlich zu Ehren des San Jago, und außer den die alten Myſterien fortſetzenden autos al naciemento, welche am Weihnachtsfeſt teils im Freien, teils in der Kirche und den Theatern die Geburt unſeres Herrn, die Anbetung durch die Weiſen aus dem Morgenlande, die Flucht nach Egypten u. ſ. w. in mehr geſchichtlicher Form und nur ſelten mit Hinzunahme allegoriſcher Figuren zur Darſtellung brachten, ſind es in überwiegender Mehrzahl die autos sacramentales, welche bei Beſprechung der geiſtlichen Feſtſpiele die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Der Name dieſer den Spaniern eigentümlichen Dichtungen entſpricht ihrer Beſtimmung: ſie dienten der Glorification des heiligen Altarſacraments. Demgemäß wurden ſie in der Zeit oder auf den Tag des Frohnleichnamfeſtes (fiesta del corpus) auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der Städte, aber auch, ſei es von umherziehenden Banden oder von den Landbewohnern ſelbſt, innerhalb der Dörfer aufgeführt. Die Frohnleichnamſpiele ſind Dramen, welche mittels allegoriſcher oder allegoriſirter geſchichtlicher Perſonen die in dem Myſterium des Altarſacraments gipfelnden Geheimniſſe des Reiches Gottes von der Schöpfung bis zum lieben jüngſten Tag veranſchaulichen wollen. Von dem Gebiete des wirklichen, realen, leiblichen Lebens ſehen wir uns in das Gebiet der Gedanken, der Abſtraction und Speculation verſezt. Nur ganz eminente Dichter konten es wagen, in dieſen Feſtſpielen einen Blick aus der Zeitlichkeit in das unermeßliche Reich der Ewigkeit zu thun. „Tauſend Jahre ſind vor dir wie ein Tag“, daran haben ſich die ſpaniſchen Dichter des Autos gehalten, wenn ſie in ihren regelmäßig einaktigen, die Zeit einer jornada kaum überſchreitenden Stücken die ganze Reichsgeſchichte unſeres ewigen Vaterlandes zuſammenfaßten. Die zu löſende Aufgabe muß uns aber um ſo größer erſcheinen, wenn man bedenkt, daß die ſcholaſtiſche Theologie in Einklang zu bringen war mit der Poeſie. Vor zwei Gefahren hatten ſich die Autodichter zu hüten; wenn ſie der Phantaſie zu viel Spielraum gewährten, ſo wurden ihre allegoriſchen Perſonen phantaſtiſche, verſchwommene Uebelgeſtalten, welche der Realität der zu verkörpernden Ideen nicht entſprachen, herſchte aber der Verſtand zu ſehr vor, ſo gerieth das Ganze leicht „in das Kalte und Trockne, wo die Allegorie einem Buchſtabenräthſel gleicht.“ Auch C., welcher in den Autos den mehr realiſtiſchen Lope durch tiefſinnige Myſtik übertroffen hat, iſt oft der Gefahr unterlegen, durch allzuſpitze Dialektik, durch allzu trockene begriffliche Auseinanderſetzungen, durch allzugeſuchte Ideenverbindungen und Spielereien die Wirkung ſeiner Feſtſpiele zu vereiteln. So gibt er einmal dem Weltſchöpfer den Namen Perſeo (Perſeus), weil er per se iſt:

„per se“ en Latino frasse
es el que obra por si solo.

Dagegen iſt es dem Dichter gelungen, in den beſſeren Stücken die allegoriſchen Geſtalten wirklich zu menſchlich geſtalteten, lebensvollen Weſen werden zu laſſen, welche gleichwol keine menſchlichen Individuen ſind. Wenn wir einen durch ſein gerechtes und maßvolles Urteil ſich auszeichnenden Kritiker über den Eindruck hören wollen, welchen die ſpaniſchen Autos in den ihm, wie wenig anderen, zugänglich geweſenen Originalen auf ihn gemacht haben, ſo laſſen wir A. F. von Schack reden. „Ein rieſiger Dom von geiſtiger Architektur nimt uns auf, in deſſen Ehrfurcht gebietenden Hallen kein profaner Ton laut zu werden wagt; auf dem Altar thront, von magiſchem Lichte umfloſſen, das Myſterium der Dreieinigkeit; ein Strahlenglanz, wie ihn irdiſche Sinne kaum zu ertragen vermögen, bringt hervor und umleuchtet die gewaltigen Säulenhallen mit einer wunderbaren Glorie. Hier ſind alle Weſen in die Anſchauung des Ewigen verſenkt und blicken ſtaunend in die unergründlichen Tiefen der göttlichen Liebe. Die ganze Schöpfung ſtimt in einem Jubelchor zur Verherlichung des Urquells alles Lebens zuſammen; ſelbſt das Weſenloſe redet und empfindet; das Todte gewint Sprache und den lebendi-

gen Ausdruck des Gedankens; die Gestirne und Elemente, die Steine und Pflanzen zeigen Sele und Selbstbewußtsein; die verborgensten Gedanken und Gefühle der Menschen springen ans Licht; Himmel und Erde strahlen in symbolischer Verklärung."

Siebenunddreißig Jahre lang verfaßte C. Autos für die Feier des Frohnleichnamfestes in Madrid und, so lange solche Festspiele in Toledo, Sevilla und Granada aufgeführt wurden, auch für die Feier in diesen Städten. Es ist erstaunlich, in welch reicher Mannigfaltigkeit der Dichter die ihm in der Verherlichung des heiligen Abendmales ein für allemal gestellte Aufgabe zu lösen gewußt hat. Bemerkenswert ist, daß er gerne seine Autos dem Titel und in gewissem Betrachte auch dem Thema nach an seine weltlichen Schauspiele anlehnte. So haben wir neben dem bekanten „das Leben ein Traum" (la vida es sueño) einen gleichnamigen Auto, welcher die tiefen Gedanken jenes Stückes noch mehr vertieft; neben dem „Maler seiner Schande" (el pintor de su deshonra, haben wir einen gleichnamigen Auto.

Leider können wir auf das Geniale der lezterwähnten Dichtung bei dem Fehlen einer Uebersetzung nur mit dem Notbehelf eines mageren Auszuges hinweisen, aber schon eine kurze Skizze wird den Ausspruch des vorhin genanten Literarhistorikers bezüglich C.s: „ein Tempel thut sich uns auf, in dessen Bau, wie in dem Gralstempel des Titurel, sich das ewige Wort sinnbildlich dargestellt hat" als völlig wahr darthun.

Lucifer entsteigt dem Schlunde eines Drachen, ruft die Schuld aus ihrer Höhle hervor und erzählt ihr, wie er zur Strafe seines Hochmutes aus dem Himmel in die ewige Nacht gestürzt worden sei. Von Haß und Neid gegen den Schöpfer der Welt, diesen großen Künstler und Werkmeister erfüllt, will er das, nach sechstägiger Arbeit am wundervollen Gemälde der Schöpfung, mit dem siebenten Tage herzustellende Abbild des Schöpfers selbst mit Hilfe der Schuld zerstören; der große Künstler soll den Namen des „Malers seiner Schande" verdienen. Haßerfüllt schleichen Lucifer und die Schuld in des Meisters Werkstatt, aber mit ehrfürchtigem Staunen müssen sie das Bild einer Aehre und Rebe (Elemente des h. Sakraments) betrachten. Da sie den Meister kommen hören, verbergen sie sich in den Blättern eines Baumes. Der Maler beginnt und vollendet sein Abbild, zu welchem ihm die Unschuld, die Weisheit und die Gnade unter Lobgesängen die Farben reichen; und nachdem der menschlichen Natur (naturaleza) ein lebendiger Odem eingehaucht ist, kniet sie vor ihrem Schöpfer nieder, um die Herschaft über alles Geschaffene zu erhalten. Nur von dem Baume der Erkentnis soll die von der Weisheit, Unschuld und Gnade, sowie vom freien Willen umgebene und der herlichen Wunderwelt sich freuende menschliche Natur nicht essen. Nun erscheinen verkleidet Lucifer und die Schuld. Der von ihnen bestochene freie Wille reicht die zuvor von der Schuld mit berückenden Reden dargebotene Frucht vom verbotenen Baume der menschlichen Natur ,zum Genusse hin. Vergebens warnen Weisheit, Unschuld und Gnade, die Frucht wird gegessen. Sofort verdunkelt sich die Luft, die Erde zittert, die drei himlischen Gefährtinnen fliehen aus dem entstelten Paradiese und die gefallene menschliche Natur wird von Lucifer als seine Sclavin fortgeschleppt. Voll heiliger Trauer ruft ihr der Maler nach: „O du, die ich zu meiner Braut auserwählt, hätte ich dich nie so schön gemalt, so würde ich jezt nicht Maler der ewigen Schande heißen! Undankbare, um meines größten Feindes willen verläßest du mich? O sterblicher Mensch, sieh an der Angst meiner Liebe, welchen Kummer du mir bereitest, wenn du dich von Gott entfernst; denn wenn Gott je weint, so ist es aus Jammer um eine verlorne Sele! Aber was klage ich, da meiner Ehre die Rache obliegt? Treulose, so mögest du denn kein Wasser trinken, als das der eignen Thränen, so mögest du das Brot der Schmerzen essen und unter Schmerzen Kinder gebären! Die Welt, das Bette deines Ehebruches, will ich zerstören; die Wolken mögen ihren Schoß aufthun, die Meere ihre Dämme sprengen, um sie zu vernichten!" — Die Erde erbebt und unter Donner und Blitz bricht die Sündflut herein. Die menschliche Natur flieht vor den sturmgepeitschten Wellen auf die höchsten Bergesspitzen, aber die Wogen drohen sie auch hier, unter dem Hohngelächter Lucifers und der Schuld, zu verschlingen. Da wirft der Schöpfer, welcher den Jammerruf der Erde nach Erbarmen in Gnaden erhört hat, ein Holz in die Flut, „Bruchstück einer wunderbaren Arche und Vorbild eines andern Holzes, das einst die Welt retten wird; denn zwischen der Ehre des Menschen und der Gottes ist der Unterschied, daß die eine sich rächt, indem sie tödtet, die andre, indem sie verzeiht." — Die Welt und die menschliche Natur klammern sich an das rettende Holz und schwimmen an das wieder sichtbar werdende Land. Die Schuld verfolgt den geängstigten Menschen, aber sie erbebt vor der Kreuzesform des Holzes. Die menschliche Natur glaubt, wie aus ferner Zukunft der Engel Jubelchor zu vernehmen und wirklich erschallt das „Ehre sei Gott in der Höhe!" Die menschliche Natur stimt in den Gesang ein und da Lucifer und die Schuld sie fester in ihre Bande verstricken wollen, tritt der Maler auf, um die Geraubte zu erlösen und an den Räubern Rache zu nehmen. Die Liebe trägt ein Kreuz herbei, hinter diesem verbirgt sich der Maler. Dann wirft er Lucifer und die Schuld zu Boden, befreit die menschliche Natur und auf das Kreuz deutend sagt er: „Sieh hier, wie viel deine Thränen bei mir vermocht haben und wie ich nun dem Gemälde, welches mir der Dämon und die Sünde befleckten, seinen ersten Glanz wiedergebe, indem ich es in dieser Quelle wasche!" — Diese Quelle hat sieben Strahlen (die Wunder des Herrn); an ihr stehen die Gnade, die Weisheit und die Unschuld und rufen der erlösten menschlichen Natur zu: „Komm in unsre Arme zurück! Wir erwarten dich an dieser Quelle!" Die Schuld flüstert: „mag die Erbsünde auch in diesem Bade getilgt werden, mir bleibt doch noch Raum dich zu bekriegen," aber der Maler erwidert: „auch dagegen ist ein Mittel! seht hier das Sakrament, das Mysterium der Mysterien, das Wunder der Wunder!" Lucifer und

die Schuld ächzen und stöhnen, aber die menschliche Natur kniet anbetend vor dem Allerheiligsten nieder."

In la cena de Belsazar werden das Sakrament und die Abendmalsgefäße in Beziehung gebracht zu dem Gastmal des lästernden Königs Belsazar und zu den heiligen Gefäßen aus dem Tempel zu Jerusalem. Der Prophet Daniel ist zum göttlichen Gerichte allegorisirt. Der Gedanke ist der Narr und Possenreißer. Die Weiber des Königs sind die Idolatrie und Eitelkeit. Der Tod ist ein jugendlicher Ritter mit dem Schwerte.

Auch die Mythen der Heidenwelt müssen dem christlichen Dichter dienen. „Der göttliche Orpheus" ist der Herr, welcher die Euridice, die gefangene menschliche Natur, aus der Hölle erlöst, nachdem er zuvor durch Charon, den Höllenknecht, den Tod erlitten hat. Auch Amor und Psyche erfahren bei C. eine Metamorphose.

Wie in der Verherlichung des Dogmas von der Transsubstantiation, so liegt auch in der Art und Weise, wie die Autos dem schaulustigen Volke vorgeführt wurden, etwas spezifisch römisches. Die an sich ganz lobenswerte sinnliche Darstellung des Uebersinnlichen wird durch die oft allzu grobe Veräußerlichung des Religiösen und durch die nahe Berührung der heiligsten Mysterien mit den profansten Dingen in ihrer Wirkung wesentlich alterirt. Man ist in Spanien mit Gott unsrem Vater und Christo, der unser Bruder worden ist, allzu familiär geworden. Auch hier finden wir in der römischen Kirche den seltsamsten Widerspruch. Auf der einen Seite wird Christus zu dem zürnenden Weltrichter gemacht, der nur durch die fürbittende Mittlerschaft der heiligen Jungfrau dazu komt, Gnade für Recht ergehen zu lassen und auf der andern Seite hat man ihn in den Autos teilnehmen lassen an menschlichen Armseligkeiten. So berichtet eine französische Gräfin d'Aulnoy aus dem Jahre 1679 über ein in Madrid gegebenes Stück: „es war das unsinnigste, das ich in meinem Leben gesehen habe. Der Inhalt desselben war, wie folgt: die Ritter von San Jago sind versammelt, unser Heiland tritt zu ihnen und bittet sie, ihn in ihren Orden aufzunehmen, einige sind bereit dazu, aber die älteren stellen den andern vor, daß es unrecht sein würde, einen Mann von niedrer Herkunft, dessen Vater ein Zimmermann gewesen, unter sich zu dulden! Der Heiland wartet mit Ungeduld auf den Entschluß, den sie fassen werden; man beschließt zuerst ihn zurückzuweisen, dann aber findet man die Auskunft, einen eignen Orden, nämlich den portugiesischen des Christus für ihn zu stiften." Aus dem Jahre 1655 erzählt die Gräfin, daß sie in Madrid die pompöse Fronleichnamprocession gesehen habe, welche von Musikanten und Tänzern, in buntscheckigen Kleidern „wie beim Carneval," eröffnet wurde. Dann kam der König und hinter ihm die Granden, und zwar, zur Vermeidung von Rangstreitigkeiten, ungeordnet. Zulezt wurden riesengroße männliche und weibliche Figuren aus Pappe getragen, welche sich, als sie an der Königin vorüberkamen, respectvoll verneigten. Nachmittags um 5 Uhr spielte man auf freier Straße Autos mit possenhaften Zwischenspielen, in welchen jene Figuren und die Processiontänzer ihre Künste machten. — In solchen Auswüchsen liegt objectiv ohne Zweifel eine Profanirung des Heiligen; subjectiv muß allerdings anerkant werden, daß weder Dichter noch Publikum an eine Profanation dachten. So schön die Autos der Theorie nach erscheinen, die Praxis hat die gaffende Menge in ihrem Glauben und christlichen Leben sicherlich wenig gefördert. An eine Wiederbelebung der einer naiven Zeit angehörenden Festspiele wird man in Spanien wol ebenso wenig denken als bei uns an eine Wiederbelebung der alten Oster- und Passionsspiele.

Die heilige Taufe in ihrer pastoralen Bedeutung.

Das gesunde und wahrhaft kirchlich-christliche Leben zeigt sich ganz besonders in der rechten Würdigung der Gnadenmittel. Dem pietistischen, subjectiven Christentum gelten die Gnadenmittel wenig; vielmehr erwartet es ein unmittelbares Wirken und Bezeugen des heil. Geistes, ein rein innerliches und unvermitteltes Arbeitern desselben an der einzelnen Sele. Besonders werden von dieser Richtung die Sacramente unterschäzt, während man das Wort eher gelten läßt. Es ist das große und nicht genug hervorzuhebende Verdienst der luth. Kirche, daß sie die Geltung und Bedeutung der Gnadenmittel, des Wortes und der heil. Sacramente recht betont und hierdurch einerseits der falschen Anschauung der römischen Kirche von einer Heilsvermittlung durch das Priestertum als solches entgegentritt, andrerseits aber auch die alle Realität der Gnadenmittel verkennende Auffassung der reformirten Kirche und der ihr verwandten Secten entschieden abwehrt.

Mehr noch, als das Gnadenmittel des Wortes, treten bei der subjectivistischen Richtung die heil. Sacramente zurück und unter den Sacramenten ist es die heil. Taufe, deren Bedeutung am wenigsten Würdigung findet. Im Baptismus und Darbyismus haben wir die praktischen Consequenzen dieser Richtung.

Solchen bedenklichen Erscheinungen gegenüber ist es unsre Aufgabe, die Bedeutung und die Realität der heil. Sacramente, insbesondre der heil. Taufe recht zu betonen. Es kann aber nicht genügen, nur die correcte Lehre von der Taufe zu haben und vorzutragen; vielmehr muß unser ganzes Leben und Amtiren getragen sein von der rechten Auffassung der heil. Taufe. Hieran fehlt es so oft. Es wird unsrer subjectiv gerichteten Zeit schwer, die ganze volle Objectivität des Taufsacramentes zu erfassen und auch bei sehr wohlmeinenden und treuen Pastoren fehlt oft die volle Durchdringung der correcten Lehre und des Lebens und Verhaltens im Amte. Die heilige Taufe bleibt so oft bei Seite liegen, völlig getrennt von dem Leben, dessen Anfang sie doch ist. So selten wird an die Gnade und Kraft, an

den Segen und die Verpflichtung dieses Sacramentes erinnert, und doch ruht auf diesem realen Grunde unser ganzes christliches Leben.

Das darf der Pastor nie aus den Augen lassen, und das ist es, was wir hier kurz betonen wollen, indem wir auf die pastorale Bedeutung der heil. Taufe, d. h. auf die Bedeutung, welche die Taufe für die Art und Weise der Verwaltung des Pfarramtes hat, hinweisen.

Die pastorale Bedeutung der heil. Taufe werden wir aber nur dann recht zu würdigen wissen, wenn wir zunächst dessen recht gedenken, was die heil. Taufe für uns persönlich ist. Nur der ist ein rechter Hirte, der zuvor ein Schäflein des treuen Erzhirten geworden; — nur der kann das Wort recht verkündigen, der zuvor die Macht desselben an der eignen Sele erfahren hat; — nur der kann Andere dem Herrn als Jünger zuführen, der selbst ein Jünger des Herrn ist. So kann auch nur der auf das von Gott in der heil. Taufe gelegte Fundament sein pastorales Wirken gründen, welcher selbst weiß und erkant hat, was ihm die heil. Taufe gilt. Wir sind getauft im Namen des dreieinigen Gottes. Dadurch sind wir in ein ganz neues Verhältnis zu dem Herrn unserm Gott eingetreten. Nach dem natürlichen Wesen sind wir Fleisch vom Fleische geboren, unter Gottes Zorn und ferne von Ihm: nun aber ist uns des Vaters Gnade zugewendet; wir sind Seine Kinder um Christi willen. Wir sind von Natur ganz und gar sündig und verderbt: nun aber in das Verdienst Christi gekleidet; so sind unsre Sünden bedeckt, Christus ist unser Bruder geworden, wir Seine Miterben.

An uns selber sind wir ganz untüchtig zum wahrhaft Guten, zu rechter Gottesfurcht und wahrem Glauben, ganz in Finsternis: durch die heil. Taufe aber ist uns geschenkt das Licht und die Kraft des heil. Geistes, und nun können wir des Vaters Liebe erkennen und glauben und des Sohnes Verdienst annehmen. Es hat der heil. Geist fortan Sein Werk in uns als in Seiner Wohnung und Werkstätte, und will dies in uns angefangene Werk auch fortsetzen und vollenden. — So groß ist die Veränderung, welche die heil. Taufe in unsrer ganzen Lebensstellung hervorgebracht hat. Die heil. Taufe bedeutet solche Veränderung nicht nur, sie ist nicht nur ein Symbol, sondern sie hat diese Veränderung gewirkt.

Diesen thatsächlich vollziehenden Charakter der heil. Taufe, diese volle und ganze Realität derselben können wir nicht genug betonen gegenüber dem alles Reale verflüchtigenden Spiritualismus unsrer Zeit und der geistigen Strömung der reformirten Kirche und der mehr oder weniger mit ihr zusammenhängenden Secten, insbesondere aber auch gegenüber dem Baptismus, der Alles auf den schwanken und morschen Grund des subjectiven Gefühls baut. — Zu der großartigen realen Bedeutung der heil. Taufe gehört auch das, daß sie die ganze Natur des Men schen erfaßt, die leibliche wie die geistige, und uns nicht nur i die Lehrjüngerschaft des Herrn einführt, sondern uns in die voll Lebensgemeinschaft mit Ihm versezt.

Je mehr wir diese reale Macht der heil. Taufe erkenner um so ernstlicher tritt auch die Forderung an uns heran, daß wi nun auch die uns geschenkten Lebenskräfte gebrauchen und zu Entfaltung in uns kommen lassen. Des Vaters Gnade, die un zu Kindern angenommen hat, muß uns je länger je mehr durch dringen; als Gottes Kinder müssen wir uns erkennen, — da muß unserm ganzen Leben Halt und Richtung geben. — Christ theures und geschenktes Verdienst muß immer mehr eine Lebens macht in uns werden; in Christum muß die Sele sich versenken Sein Leben muß immer mehr in uns eine Gestalt gewinnen. — Ebenso muß des heil. Geistes Kraft und Licht uns immer meh stärken und erleuchten und uns in das Bild des Herrn verklären Und zwar muß nach der innigen Verbindung zwischen Leib un Geist auch der Leib Anteil haben an dieser Verklärung. Welch Bedeutung darin für das Leibesleben liegt, für die Pflege, Er nährung und Kleidung des Leibes, das springt leicht in di Augen. —

Je mehr wir das erkennen, was uns in der heil. Tauf gegeben ist, desto mehr muß das Herz von Lob und Dank über fließen, desto reicher ist es an Trost und Freudigkeit unter allen Kämpfen und Anfechtungen, desto gewisser in der Hoffnung auf das ewige Erbe, — desto lebendiger tritt uns auch vor die Sele, welche Bedeutung die heil. Taufe für unser Amt und alles Wirken im Amte hat. Wir können uns nicht verhehlen, daß si das Fundament bildet, auf dem unser ganzes pastorales Wirken ruht, der von dem dreieinigen Gott für Zeit und Ewigkeit ge legte Grund, auf dem in des Herrn Kraft fortzubauen des Am tes Aufgabe und Beruf ist.

Der Gedanke an die reale Bedeutung, an die volle Lebens macht der heil. Taufe enthält vor Allem sehr ernste Mah nungen für den Pastor; — weiter empfängt hierdurch das ganze pastorale Wirken seinen Charakter und seine Farbe; endlich liegt auch ein reicher Trost darin.

Wir haben es als Pastoren mit Getauften zu thun, mit der Gemeinde des Herrn unsers Gottes und Heilandes, welche Er durch Sein eignes Blut erworben hat. Die Selen, die uns vertraut sind, haben in der heil. Taufe schon Anteil erhalten an den höchsten Gnaden, sind Jesu Eigentum geworden. Wie teuer müssen sie uns darum sein! Wie sorglich müssen wir auf sie Acht haben!

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 11. October. № 81.

Fanny Lewald, oder das entleerte Judentum.

(Schluß.)

In der christlichen Privat-Töchterschule zu Königsberg wird also ihr Verstand durch Unterricht disciplinirt. Herr Ulrich behandelt sie aber auch ganz anders, als die andern Mädchen, „denn auch in dieser kleinen Welt erzeugten oder erhielten die Sclaven ihre Tyrannen selbst." Sie aber gehörte zu den „Paradepferden." Der Vater schon findet es für nötig, sie brieflich zu warnen, daß sie mit ihrem Wissen nicht „prahlt".

Wie ihr die gesetzlichen Tiefen des alttestamentlichen Judentums einmal nahe gebracht sind, so ist ihr auch der Herr wiederholt im Leben begegnet und ihr ganz nahe gekommen, eben in dieser Schule und dieser Schulzeit. Denn es kamen sehr bald gläubige Lehrer und Lehrerinnen an das Institut, die bekanten Prediger Ebel und von Tippelskirch, welche man mit den Namen „Pietisten und Mucker" kennzeichnete. Es ist merkwürdig, wie unsere Heldin immer von der beklagenswerten Richtung dieser Leute spricht, es für ganz Königsberg bedauert, daß es darin solche Art Leute gegeben, und dann doch nicht umhin kann, ihnen und ihren Anhängern das allerhöchste Lob zu zollen, sowol in Beziehung auf ihr Leben als ihre Leistungen.

„Schon damals war man auf das Wesen der Ebelianer, auf ihre große Kirchlichkeit, auf die fast herrnhutische Einfachheit, mit welcher die Frommen sich kleiden, auf ihr festes Zusammenhalten, auf ihre Betstunden, auf ihre weitreichende Armenpflege aufmerksam geworden. Man nante sie Pietisten, man nante sie auch schon damals Mucker, und ich erinnere mich, daß es auffiel, wie unsere Schule mehr und mehr mit Lehrern besetzt wurde, welche Ebelianer waren, aber die Eltern kanten Ebels Wirksamkeit an der Schule als eine durchaus vortreffliche, und wir Alle konten keine bessern Lehrer und Lehrerinnen wünschen, als er und seine Anhänger uns waren. Wenn Ebel seine Augen zum Gebet erhob, sah er wirklich wie ein Apostel aus. Seine Stimme war ergreifend, sein Vortrag von großer Kraft. Man hatte immer den Glauben, daß er aus tiefstem Herzen spreche, und ich bin auch jezt noch überzeugt, daß dies sein Fall war.

„Mit dem Auswendiglernen von Geboten, Glaubenssätzen und Liedern hielt er es auch sehr vernünftig. Wir lernten die erstern nur, weil das notwendig war, aber die Erklärungen waren edel und förderlich, und von Gesängen lernten wir nichts, als die wirklich schönen: die Lieder von Gerhard, von Flemming, Luther und die ihnen ähnlichen, Lieder, an deren Versen ich noch oft eine Freude habe. Mit einem Worte: Ebels Wirksamkeit an der Schule war eine höchst liebevolle, höchst förderliche und ganz ungetrübte. Und dieses Zeugnis werden ohne alle Frage meine sämtlichen Mitschülerinnen nicht nur ihm, sondern allen seinen Anhängern, so viel ihrer unter uns thätig waren, ebenso dankbar geben, als ich."

Unter diesen Verhältnissen darf man sich nicht wundern, wenn Ebel seine Schülerinnen auch in die Kirchen zu ziehen wußte. Wir sehen die junge Jüdin mit einer christlichen Familie fort und fort Sontag und Festtag die Kirche besuchen. Der lebendige Vortrag der biblischen Geschichte haftet so tief in ihrem Gemüte, daß an den heiligen Festtagen Alles in ihr und vor ihr lebendig wird, und wenn am Weihnachtsabende in der Kirche das Hosianna erklingt, so wird ihr Herz aufs Tiefste davon ergriffen, während sie in der Passionszeit den Herrn auf jeder Stufe seines Leidens und Sterbens in Andacht begleitet, und den tiefsten Schmerz empfindet, wenn nun ihre christlichen Schulfreundinnen auch den Confirmanden-Unterricht besuchen und in der Nähe des Osterfestes eingesegnet werden, während sie selber zurückbleiben muß, weil sie nicht Christin war und nach den Bestimmungen ihres Vaters auch nicht Christin werden sollte.

Mit welcher Wehmut sieht man das Kind vor den Pforten der Kirche stehen bleiben mit der tiefen Sehnsucht im Herzen, hineingehen und mit der Gemeinde loben, beten und danken zu können, zumal wenn man sie später so traurig verlaufen und verlassen auf den öden pantheistischen und materialistischen Haiden ohne Licht und Leben trostlos und doch so dünkelhaft auf ihr jämmerliches Wissen umherirren sieht.

Die einzige, welche diesen Schmerz, vom Altare ausgeschlossen zu sein, versteht und mit ihr teilt, ist ihre Mutter. In dem Herzen dieser Frau lebt ein stiller Zug zum Evangelium, und sie hat es öfter ausgesprochen, wie sehr sie es bereue, daß sie aus Rücksicht auf ihre Familie nicht zum Christentume über-

getreten sei. „Tausendmal", so lesen wir, „habe ich sie es beklagen hören, daß sie keiner Kirche, keiner Religionsgemeinde recht angehöre, und daß wir, wie sie es nante, ohne rechte Religion aufwachsen sollten."

„Sontags oder an den andern christlichen Feiertagen, wenn die Familien mit ihren Kindern zur Kirche gingen, that es ihr wehe, daß ihr diese Erbauung fehle, und es ist mir zweifellos, daß es für unsere Mutter die größte Wolthat gewesen wäre, hätte der Vater sich in diesen Zeiten dazu entschlossen, zum Christentum überzutreten. Es wäre ihrem Gemüte in dem Anlehnen an eine positive Religion, in dem Aufschauen zu einer höheren Weltführung eine Stütze und ein Halt geboten worden."

Häufig drang diese Mutter in den Vater, wenigstens die Kinder taufen zu lassen. Sie hielt es ihm vor, daß sie so weder Christen noch Juden wären, und wie traurig es sei, haltungslos inmitten zwischen zwei Religionen zu stehen u. s. w.

„Indeß ihre Wünsche drangen in diesem Augenblicke noch für keinen von uns durch. Mein Vater hatte für sich nicht das leiseste Bedürfnis nach einer religiösen Erhebung oder nach einer kirchlichen Gemeinschaft." Er hielt sich an das, was er mit Augen sehen, mit Händen greifen und mit den Zähnen beißen konte. Nicht einmal ein Gespräch über diese Dinge wollte er dulden. Jeden Augenblick, welchen man den Spekulationen über das Jenseits zuwende, entziehe man dem Diesseits. „Ein Hab' Ich" sei aber tausendmal mehr wert, als „Zwei Hätt' Ich." Die Geschäfte, die er mit polnischen Juden machte, könten beeinträchtigt werden, wenn die Kinder oder gar die Alten Christen würden.

Und so sehen wir denn diesen mächtigen Zug zum Heilande, weil er ohne alle Pflege blieb, allmälig wieder erbleichen und schwinden. Noch lesen sie sich am Ostermorgen die Schlußscene des ersten Aktes vom Faust vor und ihr Herz erquickt sich an dem: „Christ ist erstanden", bis auch dieser Cultus aufhört und schließlich der Umgang mit andern Reform-Juden, welche freilich getauft sind, aber nichts Christliches an sich und in sich haben, und das Lesen der einschlagenden Bücher sie so völlig vom Evangelium abzieht, daß bald auch die lezte Spur verschwindet und endlich Alles in das Gegenteil umschlägt.

Denn als sie später dennoch getauft wurde, war dieses ein rein sündlicher Akt. Es hatte sich ein Candidat der Theologie in das Judenmädchen verliebt, und da der Vater die Sache merkte und zugleich, daß die Verwandten des Candidaten Anstoß an der Verlobung nehmen möchten, so „bot mein Vater, ich glaube auf Veranlassung der Mutter, es mir im Herbste plötzlich an, auch mich — wie früher die Brüder — zum Christentum übertreten zu lassen. Meine erste Empfindung galt bei dieser Nachricht aber nicht der Freude, ein früher so sehnlich erstrebtes Ziel erreichen zu können, sondern nur dem entfernten Geliebten. Ich erinnerte mich der Ansicht, welche mein Vater vor der Taufe der Brüder über den Religionswechsel der Frauen ausgesprochen hatte (daß sie nämlich warten müßten, ob sie etwa ein Jud oder ein Christ heiraten wollte. War es ein Christ, so konte j dann übergetreten werden), ich mußte danach diesen plötzliche Entschluß, mich Christin werden zu lassen, irgendwie auf de Geliebten Einwirkung zurückführen, und während ich meine Zu friedenheit mit der erlangten Bewilligung aussprach, dacht ich eigentlich an nichts weniger, als an irgend etwas Religiöses."

Der Consistorialrath Kähler ward eingeladen, sie für der Uebertritt vorzubereiten. Sie gibt diesem Manne das Lob, da er ein „ausgezeichnet aufgeklärter Mann" gewesen und so frei sinnig, als es einem protestantischen Geistlichen nur möglich sei Das mag denn nach ihren dermaligen Begriffen ein ziemliches Maß gewesen sein. Seine Aufklärung und Toleranz war s anerkant, daß selbst Juden seine Predigten sontäglich besuchte und sich zu seinen begeisterten Verehrern zählten, wie er denn auc mit mehreren jüdischen Familien Verkehr hatte. Von seinem Unterrichte sagt sie: „Es waren schöne, förderliche Stunden wennschon sie schließlich nicht dazu beigetragen haben, mich im Glauben an die Dogmen des Christentums zu befestigen" — das ist denn freilich ein sehr naives Bekentnis. Der eigentliche Zweck des Unterrichts war also ein vollständig verfehlter, und das ist um so auffallender, als sie bezeugt, daß der Consistorialrath durch seinen sonstigen geselligen Verkehr mit den Juden in einen sehr innigen Contakt mit dem jüdischen Geiste gekommen sei und dann hinzusezt: „Grade aber seine Kentnis des jüdischen Geistes gab ihm auch den Maßstab für dasjenige, was einem außerhalb des Christentums erzogenen Menschen von den Dogmen desselben zugänglich werden könte und was nicht."

Wenn wir es nicht schon wüßten, daß alle solche Reden und Bemerkungen nichts anderes sind und sein können, als alberne Faseleien ohne Sinn und Verstand, so muß sie es uns selber auf das Gründlichste bezeugen. Denn wenn wir nun fragen, was sind denn das für christliche Dogmen, welche ihr der Consistorialrath Kähler vermöge seiner aus dem fleißigen Umgange mit Juden erwachsenen Kentnis des jüdischen Geistes zugänglich machte, und inwiefern waren denn diese Stunden förderliche, so erhalten wir die allertrostloseste Antwort. Denn als der Consistorialrath sie nach etlichen Monaten für genugsam vorbereitet hielt, um die Taufe zu empfangen, forderte er sie auf, ein Glaubensbekentnis anzufertigen, zu dem sie sich dann in Gegenwart der Taufzeugen bekennen sollte. Sie fährt fort:

„Indeß kaum sezte ich mich nieder, dieses Glaubensbekentnis zu schreiben, als ich, im Nachdenken mit mir selbst, die unwiderstehliche Einsicht gewann, daß ich beinahe Nichts von alle dem glaubte, was das Wesen des kirchlichen Christentums ausmachte. Ich glaubte nicht an die göttliche Abstammung des Heilandes, ich glaubte nicht an den einigen Sohn unsern Herrn, der empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, und am dritten Tage wieder

auferstanden von den Todten, sitzend zur Rechten Gottes des allmächtigen Vaters, von dannen er auch wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten."

„Ich glaubte nicht an Unsterblichkeit, geschweige denn an die Auferstehung des Fleisches; ich glaubte weder an eine angeborne Sünde, für die ich, obschon ich sie schuldlos trug, zu büßen hätte, noch an die Möglichkeit von einer Sünde, die ich selbst und frei begangen hätte, erlöst werden zu können, durch den Tod des vor 1800 Jahren schuldlos gekreuzigten Ideals der Menschheit. Ich glaubte auch nicht an die befreiende Kraft des Abendmals; an Nichts glaubte ich eigentlich von alle dem, das ich bekennen sollte, und ich war darüber in Verzweiflung."

„Ich hatte mehrere Tage Zeit für die Ausarbeitung meines Glaubensbekentnisses erhalten, und jeder hinschwindende Tag steigerte meine Rathlosigkeit. Ich schreckte vor dem Gedanken zurück, feierlich eine Unwahrheit auszusprechen, und also bei der Taufe einen Meineid zu schwören. Ich schreckte fast ebenso vor dem Gedanken zurück, dem verehrten Lehrer zu sagen, wie weit ich die Freiheit der rationellen, menschlichen Deutung des Christentums ausgedehnt hatte, zu der er mir freilich in der Erklärung desselben ein gewisses Recht gegeben. Ich stellte es mir vor, welchen Eindruck es auf Leopold (dem verliebten Candidaten) machen würde, wenn er erführe — und er mußte das durch die Kählersche Familie notwendig erfahren — daß ich mich schließlich geweigert, zum Christentum überzutreten. Alles, was wir mit einander gesprochen, mußte ihm einfallen, Alles, was ich ihm oft gesagt, mußte ihm wie eine absichtliche Lüge erscheinen. Er, mein Lehrer, meine Eltern, sie mußten alle an mir irre werden — war ich es doch beinahe an mir selbst geworden."

„Wer aber in solchem Falle nicht an sich selbst verzweifeln will, der komt leicht dahin, an den andern zu zweifeln, und der Instinkt der Selbsterhaltung trieb mich auf diesen Weg. Ich fing an, mich zu fragen, ob mir mein Lehrer denn auch wirklich den innersten Kern seines Glaubens enthüllt habe? Ob es nicht die Geistlichen der christlichen Kirche ebenso mit den Dogmen und mit den Mysterien hielten, wie sie selbst es von den heidnischen Priestern erzählten, welche dem Laien das Symbol statt der Wahrheit gaben. Ich fragte mich, wie es möglich sei, daß ein Mann von so scharfem Geiste, wie Kähler oder Leopold, an die Mysterien des Christentums glauben könten, und weil mir dies für mich unmöglich fiel, sagte ich mir dreist, daß es auch ihnen unmöglich sein müsse. Und wenn sie sich mit einem schweigenden Wissen neben dem ausgesprochenen Bekentnis abfinden zu können glaubten, warum sollte ich nicht dasselbe thun dürfen, wenn ich mich in der gleichen Lage befand, wie sie? — Ich wiederhole es, weil ich auf dem Punkte stand, feierlich eine Unwahrheit auszusprechen, klagte ich die Männer, welche ich verehrte in meinem Herzen, gleichen Unrechts an!"

„In diesem Sinne mich beschwichtigend, ging ich daran, mein Glaubensbekentnis zu verfassen. Es war ein trauriges Muster von schwungvollem Jesuitismus. Ich vermied, so viel ich konte, jede positive Erklärung, und bei der Unklarheit, mit welcher junge Mädchen sich im Allgemeinen über abstrakte Gegenstände auszudrücken pflegen, hätte es in manchem andern Falle passiren können. Für mich aber, die schon damals eine Herschaft über ihre Gedanken und deren Ausdruck besaß, war es ein reines Produkt der Berechnung und als solches mir in spätern Jahren so unheimlich und wiederwärtig, daß ich es gelegentlich verbrante, um dieses Aktenstück gegen meine Wahrhaftigkeit nicht immer wieder zu Gesichte zu bekommen."

So ward denn die Taufe unter dieser innerlichen Lüge feierlich vollzogen, und während sich die Mutter freute, wieder eines ihrer Kinder dem Judentume entzogen zu haben, und alle die Anwesenden die Getaufte umarmten und beglückwünschten, gesteht sie selber, daß sie in diesem Augenblicke ihrem Vater (dem völlig verkommenen und entleerten Juden) näher trat, als je. Sie war sich bewußt, als eine vollendete Heuchlerin dazustehen. Schwerlich hat je Einer von der großen Zahl dieser Sippschaft der entleerten Juden, welche ganz wie sie mit innerlich völlig abgewandtem Sinn alljährlich zum Christentum übertreten, die Wahrheit so völlig unumwunden ausgesprochen, und das ist noch das Beste bei dem ganzen Vorgange. Im Uebrigen wurde das Geschäft vergeblich vollzogen. Der Candidat Leopold starb bald nachher, noch ehe die formelle Verlobung vollzogen war, und Niemand mochte die nun umsonst vollzogene Taufe mehr bedauern, als der alte Markus Lewald, welcher es ganz schamlos aussprach, daß ihm die Taufe seiner Kinder lediglich Sache der Spekulation war. Denn als er einige Zeit vor der eben beschriebenen Taufe in das Familienzimmer trat, kündigte er plötzlich und ganz unvorbereitet seiner Familie an, daß er beschlossen habe, zwei seiner Söhne, welche eben studirten oder zum Studium bestimt waren, taufen zu lassen. Der Eine wollte nicht gern, weil er ja dann von den andern Gliedern der Familie „geistig" geschieden sei, dem Andern war es „höchst gleichgültig, ob er getauft würde oder nicht." Da aber auch Fanny damals schon gern mitgetauft wäre, schlug ihr der Vater das rund ab. „Ich habe Alles überlegt und es bleibt dabei, wie ich gesagt habe." Auf weiteres Fragen erklärte er, daß die getauften Söhne werden könten, was sie wollten, sie treten als Gleichberechtigte in das Staatsleben ein, „und glauben thut ja doch innerlich jeder Mensch, was ihm gut dünkt. Die Taufe macht die Söhne frei. Aber Töchter werden durch die Taufe gebunden. Kömt nachher ein Jude und will sie heiraten, so geht das nicht, kömt aber ein Christ und will sie heiraten, so kann man immer noch thun, was man will." Als darum einige Monate später der Alte etwas von der Neigung des Candidaten witterte, ließ er auch Fanny sofort taufen — wie Schade, daß es nun doch vergeblich war. — — Darf es uns denn wundern,

wenn diese specifische Erscheinung unserer Zeit, das entleerte Judentum, das, selber aller Religion baar und ledig, mit den allerheiligsten Dingen seinen Schacher treibt, eine so überaus widerliche ist!

Hiervon liefern die nun noch folgenden vier Bände der Lebensgeschichte reichliche Proben. Wir sind nicht gewillt, sie noch im Detail zu verfolgen, in der Meinung, daß das Bisherige schon genügt, um uns ein hinlängliches Bild von diesem Geschlechte zu machen. Es tritt uns darin, neben der Herabwürdigung alles Hohen und Heiligen, so viel Eitelkeit, Selbstgefälligkeit und Selbstbespiegelung entgegen, daß wir doch die Leser nicht weiter damit behelligen dürfen. Ohne es zu wollen, weist sich die Verfasserin selbst ihren Platz an, wenn sie erzählt, daß sie in einem Badeorte eine Dame laut habe sagen hören: „den Mohren des Baron Koller und den großen Affen der Frau von Obst habe ich nun gesehen, nun muß ich noch die Lewald sehen." Sie berichtet sehr sorgfältig, daß sie gefallen habe, daß man verwundert über ihre Produktivität ausgerufen habe: „Ich weiß nicht, wo Du Alles herkriegst", daß man sie allgemein zu ihrem Vorteil verändert gefunden, daß sie den Männern etwas gegolten habe, fühlt sich mit andern Berliner Schriftstellern à la tête de la jeune phalangue, „wie Scribe sich glücklich ausdrückt", und als sie einst mit einer andern reichen, getauften Jüdin, einer nahen Verwandten, und zu deren Gesellschaft eine Badereise machte, in einem neuen eigends für diese Reise gebauten Wagen, mit der Kammerjungfer auf dem Bocke und Extrapostpferden davor, da that es ihr doch leid, daß sie den Glauben an die Unsterblichkeit verloren hatte. Denn es wäre ihr doch sehr angenehm gewesen, wenn sie hätte hoffen dürfen, daß ihre verstorbene Mutter vom Himmel herab sie so in der Kutsche mit der Kammerjungfer auf dem Bocke hätte dahin fehren sahen. O vanitas vanitatum!

Als die Gräfin Ida Hahn in ihrer früheren Periode ähnliche, wiewol immer noch viel inhaltreichere und wenigstens schönere Romane schrieb als Fanny, hat diese geglaubt, die Gräfin einmal nach Hause leuchten zu müssen. Sie kömt vorläufig auf dieses Buch, ihre Diogena, einmal zu sprechen, wird aber später, wenn erst die andern sechs Bände ihrer Lebensgeschichte erscheinen werden, noch ausführlicher darauf zurückkommen. Bei dieser Gelegenheit bemerkt sie in Beziehung auf die Gräfin Hahn: „Es ist Nichts dagegen zu sagen, wenn Jemand einen Handel mit Gift treibt, sofern er über seine Thür schreibt: Hier wird Gift verkauft. Wer aber vorgibt, Nahrungsmittel feil zu haben ꝛc." Daß sie selber aber über alle ihre Bücher vom ersten bis zum lezten mit besonders großen Buchstaben schreiben müßte: Hier wird Gift verkauft, fällt ihr im Entferntesten nicht ein. Es geht ihr damit grade so, als wenn sie die Gräfin Hahn darüber tadelt, daß sie so viel Fremdwörter gebraucht und dann in demselben Satze fortfährt: „eine Sünde, gegen welche man um so mehr einzuschreiten hatte, da es sehr verlockend war, sich durch den Gebrauch des Salon-Jargons die Allüren der Vornehmen anzueignen."

Als sie schon einige Bücher geschrieben hatte, fühlte sie sich selbständig und emancipirt genug, um auf eigene Hand nach Berlin überzusiedeln und die dortigen schönen Geister aufzusuchen, und niemals ist ihr woler, als wenn sie mit den andern Fröschen im Teiche sizt. „Wir saßen um den Theetisch: Theodor Mundt und Luise Mühlbach, der geistvolle und gelehrte Musiker Professor Marx mit seiner wunderschönen Frau: Therese Bacheracht, Theodor Mügge und ich, wir hatten Alle geschrieben, schrieben noch, Einer war lebensvoller als der Andere, wir Alle hatten unverkennbare Anlagen, fett zu werden ꝛc." Ob sie wirklich „fett" geworden ist, wüßten wir nicht zu sagen, vielleicht ist es blos Schwulst gewesen.

Vor Andern ihres Geschlechts bewundert sie die Männer der Hallischen Jahrbücher. „War es mir nicht vergönt, wie die Männer in meiner Nähe und wie die Mitarbeiter der Jahrbücher, im offenen und entscheidenden Kampfe mitzufechten, so wollte ich ihnen wenigstens unter der Schutzwehr der Dichtung die Kugeln zutragen." Mit andern Worten: Fühlte sie sich doch zu impotent, um selber mit aufzuklären, so fühlte sie sich doch fähig genug, um den gewonnenen Aufklärichт weiter zu karren. Und bei dieser Arbeit ist sie noch fortwährend beschäftigt, und wird, wie es scheint, so lange karren, als ihr Rad umgeht. Es sind aber lauter Kehrichthaufen, die sie zusammenbringt. Wenn die Gräfin Hahn, auf welche sie so selbstgefällig herabsieht, alle ihre früheren Romane selber desavouirt hat, so wünschen wir, daß auch Fanny Lewald zu dieser Erkentnis in Beziehung auf ihre eigenen Schreibereien kommen möge. Sie lange aber das nicht der Fall ist, bleibt es dabei, daß sie an ihre Schriftstellerbude das Wort schreiben muß: „Hier wird Gift im Detailhandel verkauft", und unser Zweck ist wesentlich der, diese Warnungstafel hier aufzuhängen, damit manche Vater und manche Mutter ihr Haus behüten lerne vor dieser Waschmaschine der Lewald'schen Romane mit ihren giftigen Stoffen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 14. October. № 82.

Ein Schreiben des Herrn Prof. D. Zumpt an den Herausgeber.

Sie wünschen von mir zweierlei, erstens Auskunft über die Ergebnisse, welche die neueste philologische Forschung über das Geburtsjahr Christi geliefert hat, zweitens ein Urteil von philologischem Standpunkte aus über die von D. F. Strauß in seinen lezten Schriften über denselben Gegenstand aufgestellten Ansichten.

Es handelt sich um die Erklärung von Evang. Luc. 2, 1: *Ἐγένετο δὲ ἐν ταῖς ἡμέραις ἐκείναις, ἐξῆλθε δόγμα παρὰ Καίσαρος Αὐγούστου, ἀπογράφεσθαι πᾶσαν τὴν οἰκουμένην· αὕτη ἡ ἀπογραφὴ πρώτη ἐγένετο ἡγεμονεύοντος τῆς Συρίας Κυρηνίου.* Ich unterscheide hierbei drei Fragen: 1. über das Geburtsjahr Christi, 2. über die Schätzung, 3. über die Statthalterschaft von Quirinius.

Von diesen drei Fragen hat nur die lezte in neuester Zeit eine philologische Untersuchung hervorgerufen und ein bestimtes, die Erzählung des Evangelisten bestätigendes Ergebnis geliefert. Früher fand man in dessen Berichte einen schwer zu lösenden Widerspruch mit Josephus, der in seinen Antiquitäten (Buch 17 a. E. und 18 a. A.) erzählt: Archelaus, der Sohn von Herodes dem Großen, sei im zehnten Jahre seiner Herschaft vom Kaiser Augustus abgesezt und Quirinius als Statthalter nach Syrien geschickt worden, um die Schätzung der von jezt an unmittelbaren Römischen Provinz vorzunehmen. Dies geschah im Jahre 6 nach Christus. Dies war die einzige Statthalterschaft, die einzige Schätzung von Quirinius, welche bekant war und sich aus der Profan-Geschichte nachweisen ließ. Indessen so weit, bis 6 n. Chr., konte man das Geburtsjahr Christi unmöglich hinausschieben: es mußte um neun, zehn Jahre vorher, vielleicht noch früher angesezt werden. Man suchte den Widerspruch zwischen Lucas und Josephus zu lösen entweder durch die Behauptung, die lezten Worte in Lucas' Bericht seien untergeschoben, oder durch Aenderung der Lesart, oder endlich durch Erklärung. Der bedeutendste Versuch, die Wahrhaftigkeit des Evangelisten und die Aechtheit seiner Worte zu verteidigen, wurde zulezt von Huschke (Breslau 1840) lebhaft empfohlen. Er übersezte: „Diese Schätzung geschah vor der Statthalterschaft von Quirinius in Syrien." Indessen dies war nicht nur in sprachlicher Hinsicht unzulässig, sondern gab auch einen gezwungenen und unpassenden Ausdruck. Unter diesen Umständen hatte eine besonnene Kritik zwar nicht das Recht, dem Evangelisten Irrtum oder Verwirrung vorzuwerfen: eine leidenschaftslose Betrachtung mußte sogar erkennen, daß Lucas von einer Reichsschätzung, Josephus von einer Schätzung Palästinas spricht, daß diese Verschiedenheit in den Verhältnissen des Reiches und Palästinas begründet ist, sowie in der Art und Weise der Schätzung sich ausspricht. Dadurch hätte man ungefähr auf das Richtige geleitet werden können. Indessen, so leicht dies nach Auffindung des Richtigen erscheint, so schwer ist es vorher: jedenfalls durfte man die Frage, wie Lucas' Bericht zu verstehen und mit dem der profanen Geschichte zu vereinen sei, als ungelöst ansehen.

Im Jahre 1854 gab ich in meinem Buche: Commentationum epigraphicarum ad antiquitates Romanas pertinentium volumen alterum eine Abhandlung heraus: De Syria Romanorum provincia ab Caesare Augusto ad T. Vespasianum, und in derselben p. 88 — 125 stellte ich eine Untersuchung über Quirinius an. Das Ergebnis derselben war, daß ich aus profanen Quellen nachwies, Quirinius sei nicht nur, wie Josephus berichtet, im Jahre 6 n. Chr. Statthalter in Syrien gewesen, sondern habe auch schon vorher eben dieselbe Provinz als kaiserlicher Statthalter verwaltet, etwa vom Ende des Jahres 4 bis 1 v. Chr., also in einer Zeit, in welche die älteste kirchliche Ueberlieferung das Geburtsjahr Christi sezt und die demselben jedenfalls sehr nahe liegt. Damit war eine vollständige Rechtfertigung und eine natürliche sprachgemäße Erklärung der Nachricht des Evangelisten gewonnen. Sie lautet: „Diese Schätzung war die erste unter der Statthalterschaft von Quirinius in Syrien." Zweimal war Quirinius Statthalter von Syrien, erstens vom Jahre 4 bis 1 v. Chr., zweitens vom Jahre 6 bis 11 n. Chr., zweimal hat er eine Schätzung vorgenommen, das erste Mal im Anschluß an die allgemeine Reichsschätzung, das zweite Mal nur von Palästina allein, um die früher königlichen Einkünfte zu ordnen und die Abgaben der fortan unmittelbaren Römischen Provinz festzusetzen.

Der Beweis für diese früher noch nicht bemerkte Thatsache ist etwas umständlich, aber vollkommen sicher. Ich entnahm ihn aus einer längst bekanten und benutzten, aber noch nicht richtig erklärten Stelle von Tacitus Ann. III, 48. Es wird dort zum Jahre 21 n. Chr., in welchem Quirinius starb, einiges beson-

ders Merkwürdige aus dem Leben desselben mitgeteilt; es heißt: „tüchtig im Kriege und durch eifrige Dienste erlangte er das Consulat unter Augustus, dann nach Eroberung der Burgen der Homonadenser in Cilicien die Ehrenzeichen eines Triumphes, und als Leiter dem C. Caesar, als derselbe Armenien zur Provinz hatte, beigegeben, hatte er auch dem Tiberius, der sich in Rhodus aufhielt, seine Ehrfurcht bezeugt" (impiger militiae et acribus ministeriis consulatum sub divo Augusto, mox expugnatis per Ciliciam Homonadensium castellis insignia triumphi adeptus datusque rector C. Caesari Armeniam obtinenti Tiberium quoque Rhodi agentem coluerat). Es wird hier also von Quirinius erwähnt, erstlich sein Consulat, das er im Jahre 12 v. Chr. bekleidete, dann aber der Feldzug, den C. Caesar, des Kaiser Augustus' Adoptivsohn, vom Jahre 1 v. Chr. bis 3 n. Chr. in Armenien machte und bei dem Quirinius als Leiter des Prinzen zugegen war. Zwischen diese beiden Thatsachen wird die Bezwingung der Homonadenser, welche Quirinius gelang, gestellt. Die Homonadenser waren, wie Tacitus selbst bemerkt und andere Geographen bestätigen, ein Bergvolk in Cilicien: Quirinius mußte also, als er dieselben besiegte, Statthalter in Cilicien sein. Indessen eine besondere Provinz Cilicien gab es damals nicht. Ich habe ausführlich und unzweifelhaft bewiesen, daß Cilicien vom Jahre 25 v. Chr. bis zur Zeit Vespasians mit Syrien zu einer Provinz verbunden war und ein und demselben Statthalter, wie Syrien, gehorchte. Folglich war Quirinius, als er die Homonadenser besiegte, Statthalter von Syrien. Diese Statthalterschaft kann wegen des Zusammenhanges der Stelle von Tacitus nicht die von Josephus erwähnte vom Jahre 6 n. Chr. sein, muß vielmehr zwischen 12 v. Chr., in welchem Jahre Quirinius Consul war, und 1 v. Chr., wo C. Caesar nach Armenien zog, fallen: sie muß, da wir bis gegen Ende von 4 v. Chr. andere Statthalter von Syrien kennen, von da ab bis zum Jahre 1 v. Chr. angesezt werden. Dieses Ergebnis ist als durchaus sicher anzusehen: es wird auch von den Philologen, selbst denen, welche nicht die übrigen Einzelheiten meiner Untersuchungen annehmen, als richtig anerkant, z. B. von Henzen in Orellis Inschriftensamlung III, 496, von Mommsen in dem jüngst erschienenen Buche: Res gestae divi Augusti, p. 121—124.

Die Lateinischen Inschriften gewähren nach meinen Untersuchungen keine, jedenfalls nur sehr zweifelhafte und geringe Auskunft über Quirinius' Statthalterschaft. Es gibt eine, zuerst 1719 bekant gemachte und neuerlichst in Orellis Samlung n. 623 aufgenommene Inschrift, in der eines Statthalters Quirinius und der von ihm veranstalteten Schätzung gedacht wird. Sie ist als unächt anerkant. Außerdem gibt es das Fragment einer Inschrift, zuerst 1765 bekant gemacht und bei den Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi schon vielfach benuzt. In ihm wird Jemand, der unter Kaiser Augustus zum zweiten Male Statthalter in Syrien war, erwähnt; aber wer es war, weiß man nicht. Denn der Name dessen, auf welchem sich das Fragment bezieht, fehlt leider. Aus Conjectur haben früher andere Gelehrte dies Fragment auf Quirinius bezogen: ich dagegen in meiner früher angeführten Abhandlung habe, ungeachtet ich zuerst die doppelte Statthalterschaft von Quirinius bewies und chronologisch feststellte, dennoch darin nicht ein Ehrendenkmal von Quirinius, sondern von einem andern Statthalter Syriens gefunden. Ich bin in meiner Ansicht, welche sich auf bestimte Verhältnisse der Römischen Provinzialverwaltung stüzt, auch durch den neuesten Widerspruch nicht wankend gemacht worden.*) Für Theologen empfiehlt es sich, von dem Inschriftenfragmente abzusehen. Es kann nie einen vollgültigen Beweis liefern und im besten Falle eine doppelte Statthalterschaft von Quirinius nur als möglich erscheinen lassen. Die Nachricht von Tacitus genügt, um die richtige Erklärung der Stelle des Evangelisten zu gewinnen und die doppelte Statthalterschaft von Quirinius nicht blos zu begründen, sondern auch chronologisch zu bestimmen.

Die Frage über das Geburtsjahr Christi ist, soviel mir bekant, in neuester Zeit von Altertumsforschern nicht behandelt worden. Sie bedarf indessen einer neuen Untersuchung. Scheinbar entsteht eine große Schwierigkeit, die nun gewonnene Thatsache, daß Quirinius vom Ende des Jahres 4 bis 1 v. Chr. zum ersten Male Statthalter von Syrien war, mit der Nachricht der Evangelien, daß Christus bei Lebzeiten des Königs Herodes geboren wurde, in Einklang zu bringen. Es würde mich zu weit führen, hier auf eine Lösung dieser Schwierigkeit einzugehen; aber sie läßt sich auf eine einfache und natürliche Weise, unter vollkommener Wahrung der evangelischen Erzählung, lösen.

Auch die dritte Frage über die Schätzung, welche Quirinius in seiner ersten Statthalterschaft vornahm, hat seit Huschke's 1840 erschienenen Untersuchungen von Altertumsforschern keine Behandlung erfahren.**) Nur Th. Mommsen in dem kürzlich erschienenen, oben angeführten Buche p. 124 erklärt, er wolle zwar, um nicht ein Buch zusammenzuschreiben, keine Untersuchung anstellen, aber doch kurz seine Meinung äußern. Er sagt, es *sei offenbar*, daß Lucas bei seiner Erwähnung der Schätzung den Bericht von Josephus über die von Quirinius in seiner zweiten Statthalterschaft vom Jahre 6 nach Chr. abgehaltene

*) Die Gründe, welche für die Beziehung der Inschrift auf Quirinius sprechen, sind nach dem Vorgange von Sanclemente, Nipperdey und Bergmann zulezt von Dr. H. Gerlach sehr sorgfältig ausgeführt worden in der Schrift: „Die Römischen Statthalter in Syrien und Judäa von 69 vor Christo bis 69 nach Christo", Berlin, Schlawitz, 1865. Anm. des Herausg.

**) Während ich dieses schreibe, komt mir die Schrift eines französischen Theologen zu: Le recensement de Quirinius en Judée par Henri Lutteroth, Paris 1865. Sie will vermittelst künstlicher Erklärung nachweisen, daß die von Quirinius im Jahre 6 n. Chr. gehaltene Schätzung von Lucas gemeint und damit doch kein Verstoß gegen die Chronologie oder die Angaben der profanen Schriftsteller gemacht sei: von Quirinius' doppelter Statthalterschaft weiß Hr. L. nichts. So sehr das Bemühen des Verfassers anzuerkennen ist, so sind doch seine Vorschläge verfehlt und entschieden zu verwerfen.

Schätzung vor Augen gehabt habe. Die Schätzung nenne Lucas fälschlich eine Reichsschätzung, während es eine Schätzung nur von Palästina gewesen sei, zur Zeit der ersten Statthalterschaft von Quirinius hätte Palästina von den Römern auf keine Weise geschäzt werden können: Lucas habe also Verwirrung angerichtet und Wahres mit Falschem gemischt.

Diese Aeußerung Mommsens, welche ohne jede Begründung nur als Behauptung hingestellt wird, hat keinen objectiven wissenschaftlichen Wert. Sie wird höchst verdächtig durch die Annahme einer Verbindung zwischen Lucas und Josephus, wie sie weder je nachgewiesen, noch nachzuweisen, noch wahrscheinlich ist. Die Meinung, Palästina hätte zur Zeit von Quirinius' erster Statthalterschaft von der Römischen Reichsschätzung nicht betroffen werden können, wird schwerlich erwiesen werden können; es läßt sich sogar kaum rechtfertigen, sie nach den von Huschke gefundenen Ergebnissen als Behauptung ohne jegliche weitere Begründung auszusprechen. Freilich bleibt auch hier eine erneute Untersuchung, zu welcher wir Daten genug übrig haben, wünschenswert. Von leichtfertigem Absprechen sollte schon der Umstand abschrecken, daß jezt, was früher Niemand ahnte, plötzlich durch richtige Benutzung einer längst bekanten Stelle von Tacitus die doppelte Statthalterschaft von Quirinius, durch welche Lucas' Erzählung eine überraschende Erklärung erhält, ans Licht getreten ist.

Wie vom philologischen Standpunkte aus die Ansichten von D. F. Strauß über Lucas' Erzählung zu beurteilen sind, dies läßt sich schwer sagen. Denn denselben Standpunkt, welchen Strauß in der Theologie einnimt, haben wir auch in der Philologie und Altertumskunde, und zwar in zahlreichen und zum Teil berühmten Vertretern. In seinem ersten Buche über das Leben Jesu (Tübingen 1838) S. 261 flgd. benuzt Strauß die Verhältnisse von Quirinius und die Schätzung ausführlich, um die Glaubwürdigkeit von Lucas und der Evangelien überhaupt zu verdächtigen. Denn er erkante die scheinbaren Schwierigkeiten und es genügte ihm mit Recht keine der bisherigen Erklärungen. Er handelte ohne Zweifel voreilig, daß er dasjenige, was nicht erwiesen war, auch für nicht erweisbar erachtete und an die Möglichkeit, daß Lucas' und Josephus' Berichte beide neben einander bestehen könten, nicht dachte. Aber er befand sich doch auf dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft. Auf diesem Standpunkte indessen, welchen er damals einnahm, bleibt er auch in seinem neuen Buche: das Leben Jesu für das Volk (Leipzig 1864) S. 336 flgd. Er weiß weder von der inzwischen entdeckten doppelten Statthalterschaft von Quirinius, noch von den Untersuchungen, welche über Augustus' Reichsschätzung angestellt worden sind. Mein Buch ist zwar nur für Fachgelehrte, nicht für das größere Publikum, geschrieben; dennoch war es vielfach protestantischen und katholischen Theologen innerhalb und außerhalb Deutschlands bekant geworden und von ihnen mit Anerkennung benuzt und excerpirt worden, hatte auch Einfluß auf gangbare philologische Schriften, z. B. die Ausgabe des Tacitus von Nipperdey ausgeübt. Insofern ist der Tadel der Ev. K. Z. 1865 S. 56, Strauß sei mit den Fortschritten der Wissenschaft nicht mitgegangen, sondern auf dem einmal früher eingenommenen Standpunkte stehen geblieben, begründet.

In seinem neuesten Buche: „die Halben und die Ganzen" (Berlin 1865) S. 70 spricht Strauß zur Verteidigung seiner Ansichten über Quirinius (nicht Quirinus, wie Strauß ihn beharrlich nent). Die Verteidigung beweist, daß er auch jezt die neueren Untersuchungen selbst äußerlich nicht kent. Denn sie geht nur auf die von uns oben erwähnte zweite Inschrift, nicht auf die Stelle von Tacitus ein, ist aber auch in der Beurteilung der Inschrift selbst unrichtig. Wenn jenes Inschriftenfragment, was ich, wie bemerkt, nicht glaube, auf Quirinius geht, so beweist es unwiderleglich dessen doppelte Statthalterschaft. Es würde dann von ihm heißen: legatus pro praetore divi Augusti iterum Syriam et Phoenicen obtinuit. Das von Strauß vorgeschlagene Auskunftsmittel, Quirinius sei zum zweiten Male nur kaiserlicher Legat gewesen, Syrien aber habe er nur ein Mal regiert, ist längst erfunden, längst widerlegt und bedarf jezt für diejenigen, welche die Verhältnisse der Römischen Provinzen kennen, keiner weiteren Ausführung. Wenn Strauß meint, das erste Mal habe Quirinius als kaiserlicher Legat Cilicien allein verwaltet, so ist das nach den Beweisen, welche ich in meiner Abhandlung gegeben habe, eine unmögliche Annahme. Strauß sagt ferner S. 77: wer den Eingang des 18. Buches der Antiquitäten von Josephus mit Aufmerksamkeit gelesen habe, könne nicht behaupten, daß der Geschichtsschreiber so, mit dieser Ausführlichkeit in den Personalien einen Mann einführen werde, der schon früher einmal auf demselben Schauplatz in Wirksamkeit gewesen war. Josephus sagt nämlich im Beginn des 18. Buches, von Quirinius' zweiter Statthalterschaft erzählend: „Quirinius komt nach Syrien, ein zum Senate gehöriger Mann, der sowol die übrigen Aemter durchgemacht und nach allen das Consulat bekleidet hatte, als auch an sonstigen Würden groß war." Das ist keine Ausführlichkeit in den Personalien. Strauß kent die nachlässige Ausdrucksweise von Josephus nicht, ja er bedenkt nicht die dem 18. Buche unmittelbar vorhergehenden Worte, d. h. die lezten des 17. Buches. Dort heißt es: „Als das Land des Archelaos zu Syrien geschlagen war, wird Quirinius vom Kaiser geschickt, ein Mann, der Consul gewesen war, um die Schätzung vorzunehmen." Wer so ungeschickt zwei Bücher verknüpft, konte auch, wenn er schon früher über Quirinius gesprochen hatte, dennoch bei dessen zweiten Statthalterschaft jene wenigen Worte über seine Person hinzufügen. Aber gesezt, Josephus' Ausdruck wäre sehr sorgfältig, gesezt auch, er gäbe wirklich ausführliche Personalien, so würde man daraus nicht mit Strauß schließen dürfen, Quirinius sei nicht schon vorher Statthalter in Syrien gewesen, sondern nur, seine frühere Statthalterschaft werde von Josephus nicht erwähnt. Dies wird sie in der That nicht. Indessen aus diesem Stillschweigen des Jüdischen Geschichtsschreibers über Quirinius' erste Statthalterschaft einen Grund gegen dieselbe herzunehmen, ist man nicht berechtigt. Denn es findet sich bei Josephus eine auffallende Lücke in der

Geschichtserzählung, von der ich in meiner Abhandlung p. 87 gesprochen habe. Er berichtet von Archelaus' Regierung und den wichtigen Ereignissen, welche in derselben vorfielen, überhaupt nichts, mithin wird von ihm auch die erste Statthalterschaft von Quirinius, welche im Anfange derselben stattfand, nicht erwähnt.

Berlin, den 18. August 1865.

Die heilige Taufe in ihrer pastoralen Bedeutung.

(Schluß.)

Als Getaufte stehen sie unter der treuen Obhut des ewigen Erzhirten; Er wird einst auch Rechenschaft fordern über diese Selen. Das muß uns zur größten Treue im Amte bewegen. Je größer uns die Gnade der h. Taufe erscheint, je höher wir den Preis anschlagen, um den die Selen der Getauften erworben sind, um so mehr gilt es in Treue und Sorgfalt ihrer wahrzunehmen, daß wir deren keinen verlieren, welche der Herr in der h. Taufe angenommen hat zu Seiner Gemeinde. Insbesondre muß diese schuldige Treue auch ausdauernd sein. Wir dürfen nie die Hoffnung aufgeben, daß die, welche einmal in der h. Taufe die Kräfte der zukünftigen Welt empfangen haben, endlich doch noch zu ihrem Herrn und Heiland sich wenden auch nach langen Irrwegen. Der Herr kann ja nicht ablassen, ihnen nachzugehen, weil sie Seine Schäflein sind und so sollen auch des Herrn Unterhirten nicht müde werden in der suchenden Liebe und in der treuen Fürbitte, damit ihres Herrn Eigentum nicht verderbe und verloren gehe. — So liegen die ernstesten Mahnungen für unser Amt in dem Gedanken an die reale Bedeutung der h. Taufe.

Weiter aber empfängt hierdurch auch unser ganzes pastorales Wirken seinen Charakter und seine Farbe.

Wir sind Pastoren, Hirten der Herde Jesu, — nicht Missionare. Wir haben es mit solchen Selen zu thun, die bereits des Herrn sind, nicht mit solchen, die dem Herrn noch fremd und ferne gegenüberstehen. Es leuchtet ein, welch einen tiefgreifenden Einfluß solche Erwägung auf unser amtliches Verhalten haben muß. Wir haben, und damit ist unsre Aufgabe am besten und richtigsten charakterisirt, wir haben das, was den uns vertrauten Selen in der h. Taufe geschenkt ist, in ihnen zum klaren Bewußtsein zu bringen und in ihrem Leben zu bewahren, zu stärken und zu entfalten. Als Mittel hierzu ist uns das Wort und Altarsacrament gegeben. So erhält jedes Stück unsres pastoralen Wirkens seine besondere Färbung, seinen eigentümlichen Charakter. Schon in der Verwaltung des heil. Tauf-Sacraments wird und muß sich das zeigen. Wie nahe liegt die Gefahr hierbei handwerksmäßig und mechanisch zu verfahren. Je lebendiger wir uns dessen bewußt sind, was uns in diesem Sacramente vertraut ist, desto mehr werden wir dies Werk mit ernster Bereitung und aufrichtigem Gebete und heiliger Würde vollziehen. Die gewisse Zuversicht, daß hierbei der dreieinige Gott durch unsre geringe Vermittlung mit dem Täufling handelt, erfüllt die Sele mit der rechten Weihe und weckt uns immer wieder auf, wenn wir zu mechanischem Ablesen und Abthun herabsinken wollen.

Auch die Predigt als eins der vornehmlichsten Stücke unseres Amtes, wird durch die rechte Würdigung der Taufe bestimt. Sie hat sich an Getaufte zu wenden, nicht an Heiden. Wenn wir in der Predigt die Berufung des Herrn an die Gemeinde ergehen lassen, sollen wir deß eingedenk sein, daß das Vermögen der Berufung zu folgen, den Selen durch die h. Taufe gegeben ist. Abweisung unsrer berufenden Predigt ist Widerstand gegen die bereits empfangene Gnade und Wirksamkeit des heil. Geistes. Wenn wir mit der Predigt der Gemeinde die Erleuchtung des Herrn bringen, die Sünde aufdecken und durch das Gesetz zur Buße mahnen und durchs Evangelium den Weg des Lebens lehren und zum Glauben locken, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Kraft, solcher Erleuchtung Folge zu geben den Christen in der h. Taufe gegeben ist und daß wir ohne diese Voraussetzung ganz anders predigen müßten. Wie dringend und ernstlich muß durch solche Erwägung unser Mahnen und Locken werden! Wie gewichtig wird unser Mahnen, wenn wir auf die in der h. Taufe empfangene Kraft und Gnade hinweisen können, wie lieblich und herzlich sollten wir die zum Herrn rufen und locken, die ja bereits Seine Freundlichkeit empfangen haben! Wie ernst muß unser Warnen klingen, daß die Getauften des Herrn sich doch ja nicht durch Verachtung und Verschleuderung des großen Gnadenschatzes, der ihnen bereits geschenkt ist, versündigen!

Wenn wir in der Predigt zur wahren Heiligung anleiten und ermahnen, so müssen wir anknüpfen an die Lebenskräfte, welche die Getauften durch die h. Taufe schon empfangen haben und wol bedenken, daß unsre Mahnung zur Heiligung ohne diese Voraussetzung ganz nichtig und vergeblich sein würde.

So erhält unser Predigen durch den Gedanken an die Taufe eine ganze andre Färbung, als wenn wir dieses Fundament all unseres pastoralen Wirkens unbeachtet lassen. Wir können voller, andringender, ernstlicher, schärfer und doch auch wieder liebreicher und milder predigen, wenn wir immer im Bewußtsein stehen, daß wir zu Getauften reden.

Auch die Verwaltung des Wortes in der Selsorge bekomt durch die rechte Würdigung der Taufe erst die rechte Fördung. Wenn wir die einzelnen Selen unterweisen, sei es an Tagen der Gesundheit oder der Krankheit, so dürfen wir nie vergessen, daß wir es mit Getauften zu thun haben. Das gibt unserm Trösten erst Halt und Grund und unserm Strafen Kraft und Salz. Grade im Sacramente der h. Taufe haben wir auch für unsre blöden Herzen einen sicheren Trost und Halt und eben fließt daraus die allerernsteste Verpflichtung, deren Vernachlä-

gung gerügt werden muß. Daß wir Kinder Gottes sind, zum neuen Leben durch des Herrn Erbarmen in der h. Taufe wiedergeboren, das ist einerseits ein unversiegbarer Quell seligen Trostes, wie andererseits dadurch erst unsere Sünde als Untreue und Ungehorsam, als Abfall und Vergessen der Gnade recht sündig erscheint.

Hiermit ist zugleich ausgesprochen, wie alle Kirchenzucht nur durch die richtige Würdigung der Taufe den rechten Charakter erhält. Ja es kann überhaupt von Zucht nur darum die Rede sein, weil wir durch die h. Taufe Kinder Gottes geworden und unter des h. Geistes Leitung und Führung gestellt sind.

So hat also auch die Uebung des Schlüsselamtes im engeren Sinne, als die Concentration der kirchlichen Zucht, die h. Taufe zur Voraussetzung. Eben so gründet sich auch die Beichte, als die kirchlich geordnete Uebung des Schlüsselamtes, auf dies Sacrament.

Auf den engen Zusammenhang des h. Altarsacramentes mit dem Taufsacramente darf nicht erst besonders hingewiesen werden. In den Vorbereitungspredigten auf das Abendmal darf dieser Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, damit er den Gemeinden immer lebendig gegenwärtig bleibe.

Auch die Stellung des Pastors zum Jugend-Unterricht in der Schule bekomt durch die Auffassung der h. Taufe ihre Färbung und wird nur dann eine richtige sein, wenn die volle reale Wirkung der Taufe erkant wird. Erhaltung und Wahrung, Stärkung und Entfaltung der in der Taufe geschenkten Gnadengüter muß hier immer das Ziel und Augenmerk sein. — Daß ferner der Confirmanden-Unterricht und die Confirmation nur im engsten Zusammenhang mit der h. Taufe richtig vollzogen werden können, versteht sich von selbst. Namentlich wird die Wertschätzung der Confirmation dadurch auf ihr richtiges und bescheidnes Maß zurückgeführt.

Zum Pastorenamte gehört auch die Fürbitte. Welche Antriebe und tiefsinnige Beweggründe zur rechten Treue in der Fürbitte in der richtigen Würdigung der Taufe liegen, und wie hierdurch unsre Fürbitte modificirt werden muß, das springt in die Augen.

Noch sei es uns vergönt, des reichen Trostes zu gedenken, der für den Pastor in der vollen Würdigung der Taufe liegt. — Wie trostvoll ist es zunächst schon, daß die ganze christliche Kirche trotz aller Zerklüftung und alles Widerstreites durch die eine Taufe noch ein festes, göttliches Einheitsband hat. Hier wenigstens tritt noch die eine heilige Kirche uns sichtbar entgegen. Die da Leid tragen über die Zersplitterung der einen heiligen Kirche wissen auch diesen Trost zu schätzen.

Auch bei dem großen Abfall unsrer Tage, bei dem wachsenden Unglauben gewährt es reichen Trost, dessen eingedenk zu bleiben, daß dennoch der h. Geist Sein geheimes Werk an mancher Sele hat durch die h. Taufe und in Folge derselben. Es ist ein göttlicher Keim in die Herzen gepflanzt; — wer weiß, ob nicht früher oder später in gar manchem Herzen dieser Keim doch noch zur Entfaltung komt und mit seiner Lebensmacht die Eisrinde des Unglaubens durchbricht. Wir sollen nur getrost arbeiten; die Liebe hoffet Alles. Auch wenn es uns dünkt, all' unsere Arbeit sei vergeblich und eitel, wirkt dennoch der Geist Gottes oft ganz im Verborgenen. — Auch daran müssen wir uns zum Troste erinnern, daß Gott die Treue hält trotz unsrer Untreue. Was Er uns in der h. Taufe geschenkt und verheißen hat, das gilt fort und fort. Der verlorne Sohn war immer noch seines Vaters Kind, auch in der Fremde. Die Möglichkeit der Umkehr ist eben durch die Gnadengüter der h. Taufe gegeben. Diesen Trost halten wir fest, ohne dadurch träge zu werden in der Arbeit; im Gegenteil thun wir das Unsre um so eifriger und treuer, damit die Möglichkeit zur Wirklichkeit werde. Wir müßten ganz verzweifeln und bei vielen Menschen alle Hoffnung schwinden lassen, wenn wir nicht festhalten dürften an der realen Macht der h. Taufe.

Wie alle Sectenbildung den Segen hat, daß wir dadurch auf einen Krankheitszustand der Kirche hingewiesen und zu desto kräftigerer Betonung der Wahrheit angetrieben werden, so ist es der Segen des Baptismus, daß die Kirche sich wieder mehr auf die große Gnade und reale Bedeutung der h. Taufe besonnen hat. Je mehr wir dies köstliche Gut der h. Taufe erkennen und dies gnadenreiche Sacrament als Fundament unseres persönlichen Christenlebens wie unseres ganzen pastoralen Wirkens ansehen, desto mehr wird auch die Gemeinde im Verständnis desselben gefördert und vor der Verführung des Baptismus bewahrt, desto gesunder und lebenskräftiger wird unser christliches und kirchliches Leben sich entfalten.

Nachrichten.

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Replik.

Die Herren Baron v. Maltzan und v. Oerzen haben sich gedrungen gefühlt, gegen einige meiner lezten Artikel berichtigend einzutreten, zum Teil auch dem im Lande gegen mich erregten Unwillen in der Ev. K. Z. Worte zu geben. Indem ich mich außer Stande fühle, bittre Invectiven, wie sie auch der Nord. Corresp. bringt, zu berücksichtigen, halte ich mich auch in Bezug auf die in d. Bl. abgedruckten Auslassungen der beiden Herren möglichst nur an das Thatsächliche.

Hr. v. Maltzan berichtigt, daß die Wohnungen in Dobbertin nicht 60,000 Thlr., sondern noch nicht 30,000 Thlr. gekostet haben. Mein Berichterstatter hatte die etwa veranschlagte Gesamtsumme auf die einzelnen Wohnungen geschlagen. Das scheint nun etwas Großes und allerdings bedaure ich das Misverständnis sehr. Allein, was ist hiermit im Grunde geändert von dem, was ich gesagt? Mit dieser beiläufigen Notiz steht und fällt unsre sonstige Aufstellung durchaus nicht. Denn abgesehen von dem unter allen Umständen beträchtlichen Aufwande von Wohnungen für einzelnstehende Klosterdamen, die nicht im Glanze der Welt, sondern in besonderer Einfachheit leben sollen (sie haben eine bestimmte Klosterordnung und tragen einen Orden pour la vertu!), bleibt der Satz stehen: Es wird im Widerspruch mit der Stiftung und der alten Klosterordnung nicht nur, sondern auch dem Uebergabereverse an die Stände sogar, nicht der geringste christliche oder kirchliche Zweck bei der Verwendung des Klosterguts verfolgt. Nicht zu einer „allgemeinen restitutio in integrum", aber wol zu einer solchen, daß die Klostergüter nicht ferner von den jezt im Besitz befindlichen adligen Familien blos zum Unterhalt ihrer Töchter (sogar kleinere Kinder bei ihren noch lebenden reichen Eltern bekommen schon Pension!) sondern meinethalben in zeitgemäßen Formen (und deren sind jezt so viele nahegelegt) — irgendwie zum Bau der Kirche mit verwandt werden, bekenne ich mich allerdings offen und freudig. Warum soll in unsrer luther. Kirche nicht geschehen, was in der uns in dieser Hinsicht tief beschämenden röm. Kirche fort und fort geschieht? So lange das nicht geschieht und so lange unsre noch jezt zu Recht bestehende Kirchen-Ordnung die Einziehung der kirchlichen Güter „eine nicht christliche und den geschriebenen Rechten nicht gemäße Beraubung der Kirche" nent, so lange wird unsre Ritterschaft (wie das Fürsten und Regierungen andrer Länder sich auch müssen stets vorhalten lassen!) der Kirche nicht verwehren können, das auch öffentlich auszusprechen. Die Verwunderung und Misbilligung darüber, daß es einmal geschieht, beweist, wie nötig es ist, dann und wann einmal wieder daran zu erinnern. Wie ganz anders würde aber Hr. v. Maltzan dastehen, wenn er sich durch unsre Bemerkungen angeregt, ja „amtlich verpflichtet" gefühlt hätte, nach der erwähnten Seite hin, bei seinen Mitnießern etwas in Vorschlag zu bringen, wofür ihm die Kirche vielleicht nach Jahrhunderten noch gedankt hätte!! Statt dessen wendet sich derselbe nach einer ganz entgegengesezten Seite und meint, ich „ahne wol nichts davon, daß die Rechte des Meckl. Adels an den Klöstern teils durch Verträge, teils durch richterliche Entscheidungen völlig geordnet seien." Die Verträge sind allbekant, mir selbst ihrem Wortlaute nach bekant, von richterlichen Entscheidungen weiß ich auch, aber allerdings nichts von endgültigen. Der Streit ist noch nie zum Austrag gebracht. Warum haben denn unsre Gerichte stets in Beziehung sonstiger Erbberechtigungen den Grund festgehalten, daß das Wort „Adel" in älteren Urkunden nur die allgemeine Bezeichnung von „Vasallen" sei, gleichviel ob adlige oder bürgerliche, ob eingeborne oder eingewanderte?! Uebrigens handelte es sich uns hierorts nicht um ein solches Recht, welches vor weltlichem Gerichte zu verfolgen Aussicht auf Erfolg hätte, sondern um das, was vor Gott Recht ist, was sich dem erwachten Gewissen der Ritterschaft aufdrängt und womit die Einzelnen vor Gott meinen bestehen zu können.

Daß in den nur leise berührten Erbpachtsverhältnissen „Wandel geschafft werde", habe ich nirgends gesagt, wäre nicht einmal ohne Weiteres zu wünschen — die meisten Pastoren sind mir schon viel zu gute und eifrige Landwirte! — nur das habe ich dabei gerügt, wie „unnobel" manche Erbpächter bei den Verpflichtungen sich stellen. Je weniger es thunlich ist, den Einzelnheiten darin nahe zu treten, desto notwendiger eine solche allgemeine öffentliche Rüge, die ihre beste Erledigung darin findet, wenn der Eine oder der Andere dadurch zur Abstellung dessen im Stillen veranlaßt wird, was vielleicht weniger in böser Absicht, als nach einem leidigen Geschäftszuschnitte — wenn ich mich so ausdrücken soll — geschieht. Die Klagen in diesem Punkte sind ja nicht neu. Wer aber auf den Christennamen Anspruch macht, darf nicht vergessen, was die heilige Schrift A. und N. T.'s über alle kirchlichen Abgaben sagt.

Hr. v. Maltzan führt weiter an, daß „so eben eins der Klöster mit bedeutenden Opfern eine ganz neue Pfarre gegründet hat." Es ist wol die Pfarre zu Hohen-Wangelin gemeint, welche durch die Bemühungen namentlich des verewigten Klosterhauptmanns v. Oerzen-Marin, des eifrigen Präses der Mariner Bibelgesellschaft, vom Kloster Malchow wieder aufgerichtet ist. Im J. 1723 (ich citire aus dem Gedächtnis, da ich meine Notizen augenblicklich nicht zur Hand habe) drang die herzogliche Regierung darauf, daß das Kloster endlich die Pfarre, welche lange Zeit von Kieth aus verwaltet war, restituire*), da der neue Pastor in Kieth sie nicht wieder mitübernehmen wollte. Man bewog aber nach längeren Verhandlungen den Pastor in dem freilich eben nicht „nahe gelegenen" Jabel, die Geschäfte einstweilen für ein Gewisses zu übernehmen und behielt die Pfarrländereien inne; die Regierung ließ das bis auf Weiteres geschehen. Daß nun endlich im J. 1864 die Pfarre wieder selbständig errichtet und zwar, wie man hört, mit Ueberwindung mancher Widerwärtigkeit von Interessirten, soll dankbar anerkant werden, und als Hr. v. Maltzan schrieb, hatten wir im Verlaufe der Artikel diese Anerkennung schon namentlich niedergeschrieben. Allein von allem Andern abgesehen, gehörte dies gar nicht an jene Stelle. Wenn ein Kloster qua Patron seine Kirchen erhält oder eine Pfarre wieder aufrichtet oder gar eine neue dotirt (wie das jezt im Werke sein soll), so ist das eine Sache für sich, selbst wenn dabei liberaler verfahren wird, als nach strictem Rechte der Patron verpflichtet ist, und Hr. v. Maltzan, wie ich ihn kenne, gehört zu den Männern, die in ihren amtlichen Beziehungen den kirchlichen Instituten lieber mehr als weniger zukommen lassen. In meinem ersten Artikel handelt es sich nicht um patronatliche Verpflichtungen, sondern nur um statutmäßige Verwendung des Klosterguts selbst als ursprüngliches Kirchengut zu kirchlichen und nicht zu ausschließlich weltlichen Zwecken und in persönlichem Interesse. Die ursprüngliche Idee der Klöster war ja doch nicht Selbstsucht, sondern Selbst- und Weltentsagung!

Ich übergehe die auch hier wiederkehrenden Insinuationen betreffs der „Treue, des Geschicks, des seelsorgerlich parochialen Einflusses ꝛc." der Geistlichen und erwähne nur, daß eine Mitschuld der Geistlichen

*) Es gibt nämlich im Lande eine Menge matres vagantes, die nach Einziehung des Pfarrgutes von einem benachbarten Pastor besorgt werden, oft sehr kümmerlich. Wenn unser Kirchenregiment freilich da auf Restituirung dringen wollte, so würden — wie einer der reichsten Herren in solchem Falle geäußert haben soll — dagegen „alle Segel aufgespant werden."

n dem Verfall des kirchlichen Lebens in früherer Zeit von mir am enigsten geläugnet, ja auch nur übersehen worden, wie frühere Artikel on mir beweisen, daß aber Hr. v. Maltzan eine solche doch gewiß icht mit mehr Rechte hervorheben kann, als Adam, wenn er sagt: das Weib, das du mir zugesellet hast, gab mir von dem Baum nd ich aß." Das war ja richtig, aber richtiger wäre Schweien gewesen, am richtigsten freilich Bekentnis der eignen Schuld!

Hrn. v. Oerzen's Bemerkungen eignen sich nicht zu einer — wie ie für diesen Raum geboten — kurzen und erklecklichen Entgegnung. leberdies ist eine Auseinandersetzung über die Unterscheidung von lusdrücken, wie „Teilnahme am Kirchenregiment", „ständische Zustimmung" ꝛc. für unsern Zweck irrelevant. „Beispiele", die Hr. v. Oerzen wünscht, wird er in den folgenden Artikeln gefunden haben. Er gibt überhaupt zu, daß im Grunde Alles, was ich geschrieben, „richtig" sei, nur sei es nicht so schlimm. Darüber dürfen wir aber nicht erst mit einander rechten. Vielleicht wird Hr. v. Oertzen auch sogar mit meinen politischen Ansichten nicht mehr so unzufrieden sein, wenn ich ihm versichere, daß ich nicht einmal ein besonderer Freund der Presbyterial- und Synodalverfassung meiner alten Heimat bin. Die Bemerkung, welche er eine „unwürdige" nent, bitte ich noch einmal nachzulesen, um zu finden, daß er dieselbe misverstanden hat.

So viel auf das Thatsächliche in den Gegenbemerkungen. Wozu ich mich hier aber vornehmlich noch verpflichtet fühle, ist die Beantwortung der Fragen, welche man hier im Lande besonders laut gegen mich aufgeworfen hat und die auch in den Entgegnungen schon stark durchklingen, nämlich: „warum und wozu das Alles?" Den verletzenden Insinuationen gegenüber, die mir so reichlich zu Teil geworden sind, muß und will ich darauf freimütig Antwort geben.

Zunächst werden die Leser der Ev. K. Z., in deren Programm sub III finden, daß sie „Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der christlichen Kirche des Inlandes sowol, wie des Auslandes u. s. w." bringen will. Das hat sie seit ihrem Bestehen und aus den verschiedenen Kirchen und Ländern mit Ernst, Fleiß und Freimute gethan, und zu welchem Nutz und Frommen und mit welchen Erfolgen wissen die langjährigen Leser derselben sehr wol. Daß dabei nicht lauter angenehme, sondern meist unangenehme Dinge zur Sprache gekommen sind nach den dermaligen kirchlichen Zuständen, haben sich müssen Fürsten und Regierungen und Kirchenregimente gefallen lassen, warum nicht auch die mecklenburgische Ritterschaft?*) Was sie dabei fordern kann, ist: Wahrheit und Liebe. Ob dieser Forderung nachgekommen oder nicht, steht aber nie zu einseitiger Beurteilung der Betroffenen. Andere urteilen anders. Abgesehen von dem Beifall mecklenburgischer Amtsbrüder gibt mir auf brieflichem Wege eben ein in weitesten christlichen Kreisen und auch in Mecklenburg bekanter „specieller Freund des sonst so lieben Hrn. v. Maltzan" seine volle Zustimmung zu erkennen, und ein in den Kämpfen des Reiches Gottes ergrauter Amtsbruder, auf dessen Stimme nicht 1000, sondern 100,000 im nördlichen und westlichen Deutschland hören, ermahnt mich, „fortzufahren im Zeugnisgeben", indem er u. A. schreibt: „damit wenn da komt, was kommen wird, ihr Pastoren dort sagen könt: Siehe, ich habe es euch gesagt!"

Die nächste Veranlassung nun zu diesen — allerdings vor Jahr und Tag schon geschriebenen und wegen verschiedener Umstände erst jezt gedruckten — Artikeln gaben dem Schreiber die bekanten Verhandlungen auf jenem Malchiner Landtage vor zwei Jahren, welche ihn das Verhältnis und Verhalten der Ritterschaft zur Kirche überhaupt näher ins Auge fassen ließen. Eine Korporation aber (die Landschaft sollte später berücksichtigt werden), welche über kirchliche Dinge in der Weise, wie geschehen, verhandelt und ohne Rüge in ihrer Mitte Aeußerungen zu Tage treten läßt, gegen welche z. B. Dr. Kliefoth und Superint. Polstorff in öffentlichen Blättern aufzutreten sich gezwungen sahen, hat nicht das Recht sich zu beklagen, wenn auch sie einer öffentlichen Beurteilung unterzogen wird.

Ferner. Seit Jahren ist eine Klage über die Sontagsentheiligung der abhängigen ländlichen Tagelöhner im Lande laut geworden, die einzelnen, ich darf wol sagen: die meisten Pastoren im Lande haben wiederholt in Predigten Zeugnis dagegen abgelegt, eine zahlreich besuchte Pastoralconferenz zu Güstrow faßt einstimmige Resolutionen über diesen Notstand in den ländlichen Gemeinden, die Mehrzahl der Pastoren, namentlich aus dem ritterschaftlichen Teile ihre Superintendenten meist an der Spitze, reicht eine Petition an den Großherzog ein — und dann fahren, wie geklagt wird, hochangesehene Gutsherren im Lande fort, selbst in diesem so günstigen Jahre fort, in offenbarem Widerspruche mit dem von ihnen selbst genehmigten Sontagsgesetze, zu dessen Wächtern sie sogar als Gutsobrigkeiten gesezt sind, Erntearbeiten am Sonntage auszuführen und ganze Ortschaften dadurch vom Kirchenbesuche abzuhalten! Und da verargt man es uns, wenn wir das in öffentlichen Blättern zur Sprache bringen und weist uns in die Schranken eines bisher meist fruchtlos gebliebenen Zeugnisses innerhalb der Gemeinde zurück?!

Auch in Preußen ist der „Sontag der Tagelöhner" und die Mitschuld der Gutsherren öffentlich besprochen. Statt einer „Abwehr" hat ein hochadliger Gutsbesitzer einen bezüglichen Artikel der Ev. K. Z. auf seine Kosten abdrucken und in Masse verbreiten lassen. In neuster Zeit ist der edle Graf Arnim-Blumberg wieder an der Spitze vieler gleichgestimter adliger und bürgerlicher Gutsbesitzer mit einer ernsten Ansprache an die Standesgenossen hervorgetreten.*) Wie — wenn Herr v. Maltzan mit einigen Gleichgesinten so für eine heilige und wichtige Sache eingetreten wäre? Ein solches Zeugnis aus der eignen

*) Ich lese eben die neueste Rundschau des ergrauten Führers der christlich-conservativen Partei in Preußen, des Herrn v. Gerlach, in welcher derselbe die einschneidendsten Wahrheiten, ja teilweise Vorwürfe gegen seine Standesgenossen, gegen die conservative Partei, gegen die Regierung und selbst das Ministerium ausspricht. Wenn Hr. v. Roon und Bismark — wie sie das bei ihren nicht hoch genug anzuschlagenden Verdiensten könten — dagegen sich verteidigen und dergleichen übel nehmen wollten? Sie wären eben die Männer nicht, die sie sind!

*) Wie ängstlich die conservativen Blätter hier zu Lande mit der Ritterschaft umgehen, davon gibt „das Mecklenburgische Volksblatt" ein auffallendes Beispiel. Es druckt die Ansprache des Grafen Arnim ab mit der Ueberschrift: „An alle große und kleine Bauern", und richtet noch ein Nachwort an die „Bauern in Mecklenburg", von denen fast gar keine Tagelöhner abhängig sind, während es mit keiner Sylbe die Ritterschaft und die Gutspächter nent, um die es sich grade hier in Mecklenburg viel mehr handelt, als irgendwo, wenn von Abhängigkeit der Tagelöhner die Rede ist. Und in jener Ansprache ist rein von nichts Anderem die Rede, als davon!!

Mitte hat einen unschätzbaren Wert und meines Erachtens wäre das zugleich die beste Verteidigung des Standes gewesen.

„Aber wie kann man so ausnahmslos einen ganzen Stand angreifen?“ Auch unter den Pharisäern waren etliche, die da glaubten und dennoch ruft der Herr ein siebenfaches Wehe über die Pharisäer und Schriftgelehrten, ohne auch nur eine Ausnahme anzudeuten. „Die Pharisäer waren geizig“ heißt es und sollte sich keine Ausnahme gefunden haben? Wenn nun in einem Stande die materiellen Interessen so sehr hervortreten, darf man darüber nichts sagen? Die gutsherlichen Tagelöhner werden zwar materiell ja im Ganzen gut verpflegt, aber wie Viele denken wol daran, daß diese „Leute“ nicht bloße Arbeitskräfte sind, sondern auch Selen haben, die zum Reiche Gottes berufen sind so gut wie alle Fürsten und Herren? Was geschieht denn nun für das geistliche Wol, für die geistige Ausbildung derselben, für den Bau des Reiches Gottes überhaupt? Unsere Regierung ringt förmlich mit den Ständen seit Jahren, daß die ritterschaftlichen Schulen notdürftig mit den Domanialschulen Schritt halten möchten. Mit wenigen Ausnahmen sind die ritterschaftlichen Schullehrer schlechter gestellt als die Tagelöhner, sie können gradezu nicht leben, wenn sie nicht ein einträgliches Handwerk daneben treiben. Ich nenne das „den materiellen Interessen leben“, wenn man kein weites Herz und offne Hand hat, sobald es sich um höhere Zwecke handelt. Zu einem mir persönlich bekanten Kaufmann in Elberfeld komt der Collectant eines Rettungshauses. „Sie sind heute der Siebente; doch setzen Sie sich.“ Er zeichnet noch fünf Thaler. Hier kommen das ganze Jahr nicht sieben solcher Collecten und was wird gegeben? Manche von uns eingesehene Listen waren bei den meisten reichen Herren vom Bedienten hineingetragen und mit einem Thaler Unterschrift wieder herausgeschickt. Und doch hat die Ritterschaft von oben her ein so edles Vorbild. S. K. H. der Großherzog pflegt solche christliche Collectanten in sein Kabinet rufen zu lassen und trotz seiner sonstigen Arbeitslast oft eingehend sich mit ihnen über die Anstaltszwecke ꝛc. zu unterhalten und neben seinen Geldbeitrag auf alle mögliche Weise Vorschub zu leisten, daß sie von Behörden keine Hinderung erfahren!

Solche Dinge können eben, sobald es einer allgemeinen Anregung und Rüge bedarf, „dem pastoralen Einfluß“ nicht überlassen bleiben und ist das auch nicht Jedermanns Sache. Es ist seit Luther so gewesen, daß Einzelne auch mit Wort und Schrift gegen verbreitetere Uebelstände Zeugnis abgelegt haben. Luther hat in Wittenberg, selbst in Hauspredigten, hundertmal die härtesten Vorwürfe gegen „die Junker und Bauern“ ausgesprochen. Will Hr. v. Maltzan sagen: „Lieber Luther, thu du doch nur treulich dein Amt an deiner Stadtgemeinde in Wittenberg und an deinen Studenten und kümmere dich nicht um die Junker auf dem Lande“? Dazu ist in unserer Zeit nun mal besonders die Presse eine Macht und darum für Manches der gewiesene Ort geworden. Oder sollen wir Christen den Demokraten da das Wort allein überlassen, gegen deren maßlose Angriffe (wie Hr. v. Oerzen bekent) man mit der Zeit abgestumpft wird? Sollen wir, da nun einmal die hiesigen Verhältnisse in den verschiedensten Blättern und Versamlungen (Wismar) besprochen werden, dieselben nicht auch in kirchlichen Blättern von einer andern Seite mit dem Lichte des göttlichen Wortes beleuchten und so zu einer gerechteren und weniger einseitigen Beurteilung beitragen?

Wer einen Blick hat über die geschichtliche Entwicklung der Weltreiche, wie des Gottesreiches, der kann erkennen, daß die alten Verhältnisse nicht haltbar sind, sondern sich einer neuen Gestaltung fügen müssen; es ist z. B. ein Anachronismus, wenn der Absolutismus der Fürsten in den einzelnen Staaten gebrochen wird, denselben in kleinen Kreisen festhalten oder zur Blüte bringen zu wollen, es ist ein Widerspruch, bei der in den untern Kreisen fortschreitenden Weltbildung und Förderung des materiellen Wolstandes keine freiere selbständigere Bewegung dulden zu wollen, wie wenn man den corpulent gewordenen Mann zwingen will, sich in denselben Rock zu zwängen, den er als magerer Mann getragen hat. Ist es nun nicht besser, maßvoll zu bessern und das Gute zu conserviren — wie unsre Regierung sich darum müht — als es darauf ankommen zu lassen, bis revolutionaire Erschütterungen, wie in andern Ländern, Alles zerbrechen und auch das Gute mitzerstören? Die Opfer, welche die Ritterschaft dabei etwa brächte, könten ein Samenkorn für spätere Ernte werden, was aber sich einer als Raub erst entreißen läßt, bringt ihm keine Frucht.

Noch eins. Seit in unserm Lande von den erweckten Geistlichen das Evangelium wieder ernstlicher gepredigt worden, hat man sein Auge richtig (Matth. 11, 5) vorzugsweise auf „die Armen“ (vulgo „das Volk“) gerichtet. Es ist bisher (auch trotz Bibelstunden und Missionsfeste u. dgl.) offengeständig nicht gelungen, das Volk, wie wol in andern Ländern, „in die Bewegung hineinzuziehen.“ Man hat deshalb vielfach die Schuld vorzugsweise in den Verhältnissen gesucht und nun die „Herren“ ins Auge gefaßt, um von anderer Seite her an das Herz des Volks zu kommen. Sollen wir nun mit dem Proph. Jeremias die Klage erheben: „Ich dachte aber: Wolan, der arme Hause ist unverständig, weiß nichts um des Herrn Weg und um ihres Gottes Recht. Ich will zu den Gewaltigen gehen und mit ihnen reden; dieselbigen werden um des Herrn Weg und ihres Gottes Recht wissen; aber dieselbigen allesamt hatten das Joch zerbrochen und die Seile zerrissen“? Wahrlich, alle treuen Diener der Kirche sehnen sich nach nichts mehr, als mit der Ritterschaft Hand in Hand zu gehen, um vor allen Dingen freilich das Reich Gottes gemeinsam zu bauen und dadurch auch den weltlichen Verhältnissen den rechten Bestand zu geben. Denn was es vor Allem gilt und worauf wir in unsern Artikeln hingezielt haben, ist: daß dem Evangelium in unserm Volke Raum geschafft und Bahn gemacht werde, und daß die Herren, denen Gott so viel Macht und Reichtum in die Hand gegeben, dies nicht selbstisch misbrauchen, sondern nach seinem Willen gebrauchen, dem armen Volke zu helfen, nicht blos materiell es gut zu stellen, sondern geistlich unter die Arme zu greifen, unsre Arbeit im Dienste am Wort zu fördern und nicht zu hindern, kurz: sich und den von ihnen Abhängigen zur Seligkeit zu helfen!

Norderney.

Es verdient bekant zu werden, daß der auf vielseitigen Wunsch von anwesenden Geistlichen angestellte Versuch, während der diesjährigen Badesaison in Norderney eine wöchentliche Bibelstunde einzurichten, durch die von dem dortigen Badecommissär in den Weg gelegten Schwierigkeiten durchkreuzt und darauf ein an Se. Majestät den König von Hannover in dieser Angelegenheit gerichtetes Immediatgesuch abschläglich beschieden worden ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. **Mittwoch den 18. October.** № 83.

Aus einem Vortrage des Präsidenten v. Gerlach auf der lezten Gnadauer Herbstconferenz.

Es waren „Laien-Bitten an die Geistlichen", welche Herr Präsident v. Gerlach uns vortrug. Als den bittenden Laien bezeichnete er sich selbst. Er wollte nicht kritisiren und bat, was er sagen würde, als hervorgegangen aus eignen praktischen Herzensbedürfnissen anzusehen, welche im Laufe seines langen Lebens mehr und mehr sich ihm aufgedrängt hätten. Er hob dann den Gegensatz hervor zwischen den mehr subjectivistischen Erweckungen und Verbrüderungen der Evangelischen unsres Vaterlandes vor dreißig bis vierzig Jahren und dem christlichen Leben der gegenwärtigen Zeit. „Der Weg des Heils für das Individuum" — so sprach er im Wesentlichen weiter — „Sündenerkentnis, Buße, Glauben, Friede von Gott, Wandel im Geist und in der Liebe, und innige Gebets- und Lebensgemeinschaft der erweckten und erneuerten Selen, — dies dürfte den Charakter der damaligen Gläubigen bezeichnen, das Christentum, welches sie in Schwachheit hatten, oder dem sie doch nachstrebten. Vorherschend lebendig waren unter ihnen die Traditionen des ächten Pietismus und der ehrwürdigen Brüdergemeinde. Nicht als ob sie kalt oder schroff gegen die Welt sich abgeschlossen hätten. Sie waren wol mehr liebend-aggressiv, mehr eroberungslustig, als die heutigen Christen sind. Sie empfanden den starken Trieb, jeden, mit dem sie in Berührung kamen, zu fragen: „Was dünket dich von Christo? Wes Sohn ist er?" Es wurden auch wirklich viele gesegnete Eroberungen gemacht. Von Herz zu Herz entzündeten sich die Kohlen. Aber die Flammen branten, auch wo sie hell auffschlugen, wesentlich nur in engverbrüderten einzelnen Kreisen, wenn auch diese Kreise an innere geistige Gemeinschaft unter einander glaubten und diese Gemeinschaft hoch hielten. Gottes Ehre und unser Heil — allerdings ist beides Eins. Aber der schwache Mensch trent eben was Eins ist, indem er nur die Eine Seite betont, die aus der Fülle der Einheit heraus ihn besonders anspricht. So einseitig betonte man damals das eigne und der Nächstverbrüderten Bekehrung und Heil vorzugsweise vor den objectiven Grundlagen des Reiches Gottes. Selbst die Taufe trat zurück im Bewußtsein der Gläubigen; — wußte man doch meist wenig davon, wie und unter welchen Umständen man getauft worden, und ob der Täufer gläubig oder ungläubig gewesen war. An die Stelle gewissermaßen der Taufe trat die erfahrene Erweckung des Einzelnen. Im heiligen Abendmal suchte und fand man Vergebung der eignen Sünde. Das objective Wort dagegen: „Solches thut zu meinem Gedächtnis!" und des Apostels Mahnung: „So oft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen bis daß er komt" — diese Hinweisungen auf alle Zeiten und auf die ganze Welt als Gebiet des Königreiches Christi wurden weniger beherzigt. Schon das Wort: „Gottesdienst" war Manchem nicht gemütlich. „Was können wir Ihm für Dienst leisten? Der Herr ist ja, wie Er selbst sagt, vielmehr gekommen, uns zu dienen, die wir ohne Ihn nichts haben." Gegen die Schönheit des Gottesdienstes, gegen Kirchengebäude, Kirchenmusik, Ritus, Liturgie, Kirchenverfassung, — noch mehr gegen den Staat, — verhielt man sich meist gleichgültig. Es erschien dies Alles als äußerlich und ungeistlich gegenüber den tiefinnerlichen Geheimnissen des Lebens im Glauben und in der Heiligung. Jezt steht, was ich als damals zurücktretend bezeichnet habe, im Vordergrunde unsres Bewußtseins: die erhabnen Objectivitäten unsrer schönen Gottesdienste, vor Allem der Sacramente, — die Kirche als das in das Haus Gottes versammelte Volk aus allen Zungen und allen Jahrhunderten, als der Eine Leib des Herrn, — und, aus der Zeit hineinragend in die Ewigkeit, das Königreich Christi — der sich selbst das Ende des Gesetzes nent, — thronend und regierend hoch über allen weltlichen Reichen, und in sich aufnehmend und verklärend, was nur irgend menschlich ist, Familie, Staat, Bildung, Kunst, Wissenschaft u. s. w. Als Glieder der Kirche, nicht blos privatim als Individuen, und gliedlich teilhaftig aller Gaben, welche jemals und irgendwo der Herr verliehen hat, in großartiger weltumfassender Katholicität, begehren wir unsres Glaubens gewiß zu werden und seine Früchte in ihrer Fülle zu genießen. Gnadau selbst hat in den vierzig oder mehr Jahren des Bestehens dieses unsres Vereins diese Wandelungen von der Kindheit zum Mannesalter durchgemacht; — wie verschieden ist unsre heutige Versamlung von jenen innig-heimlichen Anfängen! Der Mann kann — und soll oft — mit Wehmut und Reue auf seine Kindheit zurücksehen. „Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen." Aber der Mann soll und muß doch Mann sein und bleiben. — In diesen lezten Jahrzehenden ist noch ein Moment hinzugetreten zu der beschriebenen Wandelung; ich meine die Expansion unsres

äußern — politischen und socialen — Lebens durch die so sehr gemehrten Communicationsmittel — Eisenbahnen, Telegraphen — und durch unsre jetzigen Staatsformen mit ihrer freien Presse, ihrem Parteiwesen, ihrem Parlamentarismus und ihren Vereinen. Wenn alles dies auch zunächst äußerlich und weltlich, auch mannichfach befleckt ist von der Sünde der Zeit, so ist doch auch darin Gottes schaffende Weltregierung anbetend anzuerkennen, die von Ihm gewollte und gewirkte fortschreitende Entwickelung der Menschheit, die mitten unter den Sünden der Menschen, und durch diese Sünden, uns dem endlichen Ziele, dem Weltgerichte, entgegenführt. Die Herablassung Gottes — die recht eigentlich der Grundcharakter des Mittelpunkts des Christentums, der Menschwerdung des Sohnes, ist — begleitet strafend und liebend alle diese Wege und Irrwege der Menschen. Sie verhält sich niemals blos ignorirend oder abstoßend gegen neue Gestaltungen der Welt. So wie die Kirche uns begleitet durch alle Lebensstufen von der Wiege bis zum Grabe und für jede Stufe die rechte Nahrung hat, so weiß der heilige Geist seine Stimme und seine Gnadenwirkungen zu wandeln nach den Bedürfnissen der Zeiten. Anders hat er geredet und anders war das Reich Gottes gestaltet, als Abraham in der Hütte wohnte, anders als David und Salomo auf dem Throne saßen, anders in den Menschensohnestagen, anders in den apostolischen und altkatholischen Kirchen, anders nachdem Constantin vor dem Gekreuzigten niedergekniet war, anders als im Mittelalter die großen Päpste walteten, anders nachdem die Reformation eine neue Zeit für das gesamte Abendland, nicht blos für die Protestanten, herbeigeführt hatte. Und doch — mitten in allem diesen „Anders" Ein Glaube, Ein Geist und Ein Leib. — Mit jenen Wandelungen hat auch das Verhältnis der Geistlichen als solcher zu den Laien sich geändert in den Kreisen der Gläubigen. Vor dreißig bis vierzig Jahren herschte, im Einklange mit dem vorhin charakterisirten Subjectivismus, unter gläubigen Laien und Geistlichen die Tendenz vor, den Amtscharakter der Geistlichen eher zu verwischen, ihn lieber aufgehn zu lassen in allgemeine Brüderlichkeit, als ihn hervorzuheben oder geltend zu machen, was sogar leicht als ein Verstoß gegen christlichen guten Ton damals erschienen wäre. Jezt dagegen haben die Geistlichen mit Recht ein starkes, ein zunehmendes Amtsbewußtsein, und ihr Amt wird auch von gläubigen Laien gern nicht blos anerkant, sondern besonders accentuirt. Der gesamte geistliche Stand hat sich gehoben, wie vielleicht kein anderer Stand. Aber damit wird auch der Grundgedanke des bekanten Wortes: „noblesse oblige" auf die Geistlichen anwendbar. Und hieran schließe ich meine — nicht Kritiken — sondern Laien-Bitten an, — zunächst in Beziehung auf die Predigt, und fange an mit Laien-Bekentnissen, mit eignen Bekentnissen. Nicht blos die feindliche Welt, auch die im Allgemeinen gläubigen Laien halten die strafende Majestät des Wortes Gottes — des „zweischneidigen Schwertes" — sich gern ab vom Leibe. Uns sonnen in dem milden Lichte der Schönheiten des Christentums, — eine gemütliche Erregung alle Sontag-Vormittage und sonst von Zeit zu Zeit, — das mögen wir gern. Wie oft aber versinken wir dabei in schläfriges Gewohnheitswesen, in fleischliche Trägheit! Dagegen bitte ich im eignen und aller Laien Namen die Geistlichen als Prediger um Hilfe. Die Feierlichkeit und Förmlichkeit des Altardienstes, die sich stets gleichbleibende erhabene Objectivität der Liturgien ist mit reichem Segen zum großen Teil hergestellt und wird hoffentlich mehr und mehr hergestellt werden. Aber im Unterschiede von Altardienst und Liturgie, im Gegensatz dazu, sollte grade jezt die Predigt sich freier bewegen und allen obligaten Kothurn, alles eintönige und einschläfernde Wesen sorgfältig vermeiden. In reicher Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Form und des Inhalts redet unser herablassender Gott zu uns in Seinem Worte und in Seiner Kirche. Er weiß, daß wir Fleisch sind und immer neuer Aufweckungen bedürfen. Man sagt, im 16. und 17. Jahrhundert seien die Predigten auch das gewesen, was jezt die Zeitungen sind. Die Prediger sollten nicht dulden, daß Zeitungen, Vereins- und Tribünen-Reden anziehender und anregender sind, als die christliche Predigt. Der Herr selbst stellt den Kindern des Lichts die Kinder dieser Welt und den ungerechten Haushalter als Muster vor. Die christliche Predigt ist nicht zu vornehm, sich einzulassen in einen heiligen Wettkampf mit den Potenzen des Jahrhunderts; denn Potenzen sind diese Producte der Neuzeit. Mit Erfolg einzutreten in diesen Wettkampf, dazu sind nicht sowol besondere Talente nötig, als vielmehr herablassende Liebe zu den Zuhörern, Eingehn auf sie, namentlich liebendes Erforschen und Kennen ihrer Zustände, ihrer Bedürfnisse, ihrer Schwächen, ihrer Sünden. Vor einigen Jahren habe ich in der Liebfrauenkirche in Magdeburg einen Jesuiten mehrmals predigen hören. Er machte sichtlich einen sehr anregenden Eindruck auf Evangelische, auch auf solche, denen alles „Katholisiren" fremd war, — unter andern auch auf mich. Vergegenwärtigte ich mir nachher den dogmatischen und ethischen Inhalt seiner Predigten, so fand ich ihn keineswegs dem Inhalt so vieler evangelischer Predigten überlegen, die ich gehört hatte. Er blieb vielmehr hinter ihnen zurück an Reichtum gründlicher biblischer Gedanken. Aber das Anreden war seine Stärke, das Anreden im Gegensatz zu der bloßen Erlaubnis, einen Vortrag anzuhören. Jedem Worte merkte man an, wie dringend es ihm am Herzen lag, von jedem seiner Zuhörer verstanden zu werden und auf jeden Zuhörer bleibenden Eindruck zu machen. Meine Laien-Bitte ist, daß unsre Prediger unter ihren Zuhörern an die Viehmagd denken, an den Pferdeknecht, an den verkommnen Fabrikarbeiter — ob auch diese sich angeredet fühlen durch die Predigt, ob die Predigt, schon der Form nach, auch in ihr Verständnis, in ihr Herz dringen kann? Wird in diesem Sinne recht gepredigt, so komt auch der Gebildetste nicht zu kurz. Vielmehr hat er dreifachen Segen. „Den Armen wird das Evangelium gepredigt"; das ist der schönste Sieg der Predigt, der Sieg, den der Herr selbst als eins seiner erhabensten Wunder den Jüngern Johannis des Täufers anpreist. — Doch die Form allein thut es nicht. Im Namen der Laien bitte ich auch, daß in den Predigten von dem die Rede sei, was unsre von der

Welt und Zeit tausendfach in Anspruch genommenen und angefochtenen Herzen und Gemüter grade in dieser Zeit erfüllt. Wie geht der Herr ein auf Sadducäer und Pharisäer, und auf die fleischlichen Messiasgedanken seiner Jünger! Er verschmäht es nicht, an einen elenden Rangstreit über das Sitzen bei Tisch sein erhabenes Wort anzuknüpfen, welches das innerste Mysterium des Reiches Gottes uns aufschließt, die Selbsterniedrigung, die er selbst, als Gottes- und Menschensohn, in sich vollzogen und uns gelehrt hat. Ein wie großer Teil des Neuen Testaments besteht aus Gelegenheitsreden und Gelegenheitsschriften! Reich ist unsre Zeit an Gelegenheiten zum Predigen. Uhlich soll sich, wenn ihm die geringe Zahl der Glieder seiner Gemeinde vorgehalten wird, rühmen, daß vier Fünftel oder drei Viertel der Magdeburger mit ihm einverstanden seien. Es wird nicht viele Gläubige in Magdeburg geben, die schon einen vollständigen Sieg errungen haben über die atheistischen und pantheistischen Anfechtungen, welche jezt alle Luft erfüllen. Ich bedarf neuer Waffen und der Schärfung meiner alten Waffen gegen diese Verführung, und meine Laien-Bitte an die Geistlichen ist, daß sie mir solche Waffen, solche Schärfung gewähren durch ihre Predigt, damit ich gerüstet sei, wenn dumpfe Zweifel mich beschleichen: „es ist ja doch Alles Natur; wie es gestern war, so wird es morgen sein; die Welt ist doch wol ewig; sie war immer und wird immer sein; und das Ende aller Enden ist, daß dies Ungeheuer auch mich verschlingt." Mir, *als einem*, der von diesen tödtenden Irrtümern verfolgt ist, bitte ich in ausgesprochenem Gegensatze dazu die lebendig machende Predigt von der Allmacht und Liebe des Vaters, von der Menschwerdung des Sohnes und von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes zu bringen. — Und haben denn die armen Ungläubigen selbst nicht auch ihr Recht an den Prediger? „Nötige sie hereinzukommen!" sagt der suchende, herablassende Herr. Und wenn sie nun hereinkommen, so haben sie das Recht, daß mit ihnen als mit Gästen freundlich geredet werde, so daß sie es fassen können und ihnen Lust gemacht werde, wiederzukommen, ja ein Recht, daß in der Predigt *mehr* auf sie, als auf die Hausgenossen Rücksicht genommen werde, wie man es ja immer mit Gästen macht. Der verlorne Sohn *soll* bevorzugt werden *vor* seinem älteren Bruder. Dieser leidet darunter nicht, vielmehr wird ihm *dadurch* erst die Gnade Gottes in Christo in ihrer ganzen Tiefe und Höhe offenbar. — In Mageburg ist der Streit über rationalistische und christliche Gesangbücher an der Tagesordnung. Eine Fülle der aufweckendsten, eindringendsten christlichen Gedanken ist in dieser Frage eingeschlossen. Gemeinde-Kirchenräthe, Synodalverfassung, Ehescheidung und Civilehe, erneuerte Formen des Gottesdienstes — z. B. das gesegnete Niederknien, das bedeutsame Hinwenden zum Altar im Gebet — woran oft Anstoß genommen wird — alle diese Gegenstände erfüllen die Gedanken und Gespräche der Menschen. Sollen sie Belehrung darüber in den Zeitungen suchen, welche sie lesen, oder in freigemeindlichen Bildungsvereinen? Sie haben ein Recht darüber in der Kirche, von der Kanzel, belehrt zu werden, — eingehend, wiederholt, freundlich. Ein dann und wann Gegnern versezter Hieb thut es nicht; er erschreckt und erbittert nur. *Politik endlich soll nicht auf der Kanzel gemacht werden.* Ich hörte neulich, daß in einer Predigt der Dänenkrieg für einen gerechten Krieg mit Emphase erklärt wurde. Das sind Dinge, über welche der Geistliche mit Amtsautorität sich nicht aussprechen kann; der Laie ist darin ebenso competent, als er. Aber die Heiligkeit und allumfassende Majestät des göttlichen Gesetzes, gegenüber den lüderlichen Reden, die man jezt oft hören muß, als gelte in der Politik nur Macht und Interesse, nicht Recht aus Gott, als stünden Könige und Staatsmänner als solche nicht unter Gottes Gesetz — das sind legitime notwendige Predigtthema's in dieser unsrer Zeit. — Ich habe wol den Einwurf gehört, solche Thema's gehörten mehr in die Wochen- als in die Sontagspredigt. Wer alle die zur Wochenpredigt versammeln kann, die solcher Belehrung bedürfen, der erteile sie in der Woche. Wer aber nicht, der vergesse nicht, daß selbst der Esel aus dem Brunnen zu ziehen ist am Sontage, wieviel mehr getaufte Christen aus dem Abgrunde des Irrtums und der Sünde. Es kann aber auch über diese Thema's sehr sontäglich — im speciell-concretesten Sinne sontäglich — gepredigt werden. — Meine lezten Laien-Bitten beziehen sich auf die *Selsorge, Beichte* und *Kirchenzucht*, wovon viel die Rede ist seit dem Erwachen des geistlichen Amtsbewußtseins und des Kirchentums im Unterschiede von subjectivistischem Christentum. Aber ich höre dann fast ausschließlich von den Hindernissen reden, welche Unglaube und verstockter Weltsinn allen Versuchen entgegenstellen, mit dieser heilsamen und notwendigen Thätigkeit des geistlichen Amts durchzudringen, wie schwer man den Leuten beikomme, wie gleichgiltig oder trotzig sie seien u. s. w. Man geräth dann leicht bis an die Gränzen weltlicher Polizei, auch wol hinüber über diese Gränzen. Die Kirchenzucht wird dann zu einer mehr weltlichen Ehrenstrafe; man wünscht den Pfarrern das Citirrecht u. dergl. Dem gegenüber bitte ich die ehrwürdigen Herren, doch bei denen anzufangen, die nach Selsorge und Privatbeichte eine herzliche Sehnsucht haben, bei den Gläubigen, bei den gnadenhungrigen Herzen, — unter anderm auch so, daß die Geistlichen unter einander Selsorge und, jeder bei seinem Beichtvater, Privatbeichte üben. Wo der Herr selbst, „der in der Höhe und im Heiligtum wohnet, bei denen ist, die zerschlagenen Geistes sind, und ihren Geist und ihr Herz erquicket", da sind die rechten Erfahrungen für diese Functionen des geistlichen Amtes zu machen, und die rechte Weisheit und der rechte Mut zu lernen auch für den Umgang mit Ungläubigen und Verstockten. An Stoff kann es nie fehlen. Welt und Teufel ruhen nie und das einfachste Laienleben ist umgeben von mannigfachen Versuchungen. Das weiß und fühlt jeder gläubige Laie. In diesen Functionen tritt die erhabene Objectivität des Amtes erst recht hervor. Da kann mit Amtsautorität der einfache Pastor dem klugen und gelehrten Laien, der junge dem Greise gegenübertreten, zum unaussprechlichen Segen beider, wenn der kluge und gelehrte Greis sich demütigt vor dem Boten und Unterhirten des Herrn, und der einfache junge Pastor

anbetend staunt, welch' hohes Amt seinem schwachen Ich anvertraut ist. Kürzlich hat, wie mir mitgeteilt worden, ein sehr ernster und eifriger Pfarrer einen Laien, der ihm aus Bedürfnis seines Herzens beichten wollte, damit zurückgewiesen und nur zu einer brüderlichen Besprechung sich bereit erklärt. So wenig hat auf diesem Gebiete das Amtsbewußtsein sich noch hervorgearbeitet aus der subjectivistischen Tradition. Also, auch diese amtliche Leistung — in der Kraft des Einen Herrn, von dem alle Aemter sind — uns Laien nicht zu versagen, diese Bitte sei der Schluß meiner Laien-Bitten."

Salzburg und Mariaplein.

Seinen landschaftlichen Ruhm hat Salzburg wol nur von denen, die vom Flachlande herkommend Salzburg als Thor zum Oberlande wählen. Wer den umgekehrten Weg nimt, aus der Bergwelt der Ramsau, des Königsee's und des Watzmann in die Salzburger Ebene herabsteigt, sucht vergebens nach der vielgerühmten pitoresken Lage dieser einstigen Juvavia der Römer. Nur unbedeutend erhebt sich der Schloßberg aus der Ebene, und die rundgekuppten Berge südwärts der Stadt erscheinen dem an die gewaltigen Formen der bairischen Hochgebirge gewöhnten Auge ebenso unschön als winzig. Allerdings lassen die bekanten Aussichten vom Mönchsberge und dem Kapuzinerberge denjenigen, der Vogelperspective in malerisch gruppirte Häusermassen liebt, nicht unbefriedigt; wem aber das Häusergewirr und die Menge der Kirchen mit ihren Kuppeln und Thürmen mit gebauchten Spitzen in glänzendem Metall das Auge ermüdet, der wendet sich sehnsüchtig rückwärts zu den Hochbergmassen des malerischen Untersberges und des hohen Göll und weithin über die Ebene hinweg zu der steilen Wand des Tennengebirges, die Ahnung dahinter ruhender Herlichkeit erweckend den westlichen Horizont begränzt.

Die Landschaft Salzburgs stimt zur Bedeutung der Stadt. Sie ist Empore des römischen Katholicismus in der südlichsten Gränzmark Deutschlands. Der römische Katholicismus ist nicht wie die Berge Gottes mit ihren himmelanragenden Felshäuptern und ihren ahnungsreichen Schluchten. Seine Berge sind nur nachgemachte Calvarienhöhen, die Kuppen aus der weiten Ebene seiner bequemen Werkverdienstlichkeit, deren Zugang durch Stufen, die der Rosenkranzbeter heransteigt, erleichtert wird. Hier ist keine unersteigliche heilige Gerechtigkeit des lebendigen Gottes, zu der dennoch der Glaubensflügel den sündigen Menschen hinaufführt, keine Tiefe der Erfahrung, was die Sünde ist, die aber die Gnade Gottes in seinem Sohne ausgefüllt hat; hier ist eben alles Flachland mit geringen Erhöhungen, die gar leicht vermittels Maria und aller Heiligen erstiegen werden.

Man irrt, wenn man glaubt, es gäbe in der gegenwärtigen katholischen Kirche noch einen andern Katholicismus als den römischen. Evangelische Gemüter, die in ihrer Kirche schmerzlich den Mangel an altkirchlichem Bewußtsein wahrnehmen, und in diesem Schmerz in die früheren Jahrhunderte zurückfliehen, in denen Rom mit seinem gegenwärtigen Katholicismus noch die Elemente evangelischer Wahrheit, die durch die Reformation von ihm ausgeschieden sind, in sich barg, kommen leicht in die Gefahr, auch innerhalb der gegenwärtigen römischen Kirche noch die, wenn auch mit allerlei Irrtum verflochtene Gestalt der Kirche der ersten Jahrhunderte zu sehen. Nach unsrer Erfahrung hat aber der Irrglaube dergestalt den in den ökumenischen Bekentnissen ihr noch zu Grunde liegenden Glauben durchwachsen, daß wir überzeugt sind, nur mit der Zerschmetterung der gegenwärtigen römischen Kirche, nur mit der Vernichtung des Papsttums und der Consequenzen seiner von ihm aufrecht erhaltenen Lehren, Sitten und Gebräuche würde sich eine Scheidung der Wahrheit vom Irrtum und ein Auftauchen der ersteren aus der dunkeln, seit Jahrhunderten stagnirenden und immer mehr in Fäulnis übergegangenen Flut des lezteren verwirklichen. Wenn jene Elemente evangelischer Wahrheit im 12. und 13. Jahrhundert im Kirchenbau noch sichtbar waren, so findet man doch bei genauerer Betrachtung auch schon hier die Saat des Feindes auf dem Acker der Kirche. Die gekrönte Jungfrau mit dem Jesuskindlein thront z. B. in Augsburg über dem Portal des Doms, der in der Mitte des 11. Jahrhunderts eingeweiht wurde. Diese Saat ist nach der Reformation — es ist nicht zu läugnen, nicht ohne Einfluß des Jesuitismus — zur vollen Reife gekommen, und das bekante Dogma des gegenwärtigen Papstes über die unbefleckte Empfängnis der s. g. Himmelskönigin hat den gegenwärtigen Katholicismus dergestalt zum Marientum gemacht, daß man sich, wenn man auf die kirchliche Praxis sieht, vergeblich nach einer hervortretenden Anbetung des Sohnes Gottes umsieht —: Maria und wieder Maria lebt in der Phantasie des katholischen Volkes und an die Stelle des Vertrauens auf das Verdienst des Herrn ist der Glaube an ihre Fürbitte und die ihres Hofstaats, der heiligen Frauen und Männer getreten. Marien- und Bilderdienst ist die Summa des Cultus des römischen Katholicismus. Ob etliche Katholiken, die mehr mit der heiligen Schrift vertraut sind, als das katholische Volk, dem die Bibel ein völlig fremdes Buch ist, sich diesen Dienst idealisiren, und es sich so ermöglichen, innerhalb ihrer Kirche zu bleiben, verschlägt nichts zur Sache; die Masse des katholischen Volkes ist weder zu solcher Idealisirung — etwa in Maria das Bild der Kirche zu sehen — fähig noch willig; ihr ist und bleibt Maria die alleinige Gnadenspenderin und an bestimte Bilder von ihr bindet sie ihr Heil.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 21. October. № 84.

Salzburg und Mariaplein.

(Schluß.)

Es ist uns herzlich weh, das aussprechen zu müssen; wir gehören nicht zu denen, die nach Art gewisser s. g. Protestanten gegen den von diesem Standpunkte aus so genanten Aberglauben der katholischen Kirche zu Felde ziehen; wir bekennen mit der Christenheit aller Jahrhunderte unsern Glauben an Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, Licht vom Licht, wahrhaftigen Gott vom wahrhaftigen Gott, und danken Gott, daß trotz alles Irrtums derselbe Glaube, ob auch tief verhüllt unter Marien- und Bilderdienst, noch in den Grundvesten der römisch-katholischen Kirche sich findet. Darauf stützen wir die angedeutete Hoffnung jenes einstigen Auftauchens evangelischer Wahrheit in ihr aus der Flut des gegenwärtig sie umhüllenden Aberglaubens. Aber die Thatsachen nötigen uns zu solchem Ausspruch — wir wollen lieber sagen, zu einer solchen Klage, daß in ihr Sulamith von den Wächtern auf der Gasse also zerschlagen ist.

Freilich fehlt es nicht an Christusbildern innerhalb des Gebietes der römischen Kirche. Außer in den Kirchen findet man kaum eine Strecke von einer halben Stunde auf den Straßen des bairischen Hochlandes und des Salzkammergutes, in der man nicht auf ein Crucifix träfe, das dazu in krassester Naturwahrheit die Leiden des Erlösers abbildet. Aber meistenteils steht ein Bild der Maria unter dem Kreuz, wie es uns oft scheinen wollte, später als Malerei zu dem plastisch dargestellten Crucifix gefügt. Maria tritt in den verschiedensten Situationen dargestellt in den Kirchen und an den Wegen in den Vordergrund. In Berchtesgaden thront ein Marienbild ebenso kostbar als geschmacklos ausgeputzt auf dem Hochaltar der Kirche; außerdem in derselben Kirche, wenn wir nicht irren, noch auf drei Seitenaltären und als Gemälde findet sie sich noch in verschiedenen Darstellungen an den Wänden. In der Benediktinerkirche in Salzburg Maria und überall Maria, bald mit einem Reifrock, der nur zu sehr an ein bekantes Kleidungsstück unsrer vornehmen Damenwelt erinnert, mit einem aus Wachs geformten Jesuskind in blondem natürlichen Haar auf dem Schos, bald mit dem Schwert in der Brust oder mit allerlei Bildwerk aus edlen Metallen behängt. Ebenso ist's in dem Dom und den übrigen Kirchen in Salzburg — Maria und wieder Maria. An den Häusern des bairischen Hochlandes, in Reichenhall und Berchtesgaden, ebenso in Salzburg, sieht man nichts häufiger, als eine Abbildung der s. g. Krönung der Himmelskönigin. Gott Vater, ein Greis mit grauem Bart, zur Linken auf Wolken, Christus mit dem Kreuz im Arm zur Rechten, die Taube über Beiden und zwischen ihnen Maria in blauem Gewand von Engeln getragen, wie sie eben die vom Vater und dem Sohne gehaltene Krone erwartet. Von künstlerischem Wert ist kaum eins dieser Bilder. Meistenteils sind sie der Art, daß nur das Auge der dortigen Bewohner sie ansehen kann. Wahrhaft scheuslich sind die Effektstücke dieser Art an den Wegen. Man denke sich einen tonnenartigen Rock mit Blumen in japanesischem Geschmack bemalt; auf diesem fast ohne Vermittlung durch Taille einen Kopf mit ungeheuerer goldner Krone; auf dem Schoße ein winziges scelettartiges Kind, ebenfalls mit mächtiger Krone; die Hauptfigur umgeben von gelben flammenartigen Strahlen, und zu den Füßen der Maria ein wüthendes Flammenmeer, aus dem einige Gesichter mit verzerrten Zügen zur Jungfrau aufwärts blicken und Arme sich flehend erheben; das Ganze mit der Unterschrift: „Maria, heilige Muttergottes", oder: „Helferin in allen Nöten — bitte für uns!" — Und vor Bildern dieser Art knien die armen Leute, wie es scheint, in brünstiger Andacht! — In der Kirche zu Großgmein, einem östreichischen Dorfe am Fuße des Untersberges, sind einige wertvolle, gut restaurirte Bilder altdeutscher Schule, unter ihnen ein lebensgroßes des Herrn, das Ihn in eigentümlichster Weise in seiner leidenden Menschheit darstellt. Aber vor diesem Bilde haben wir Niemand knien sehn, wol aber vor den daneben aufgerichteten Altären mit den Muttergottesbildern. Wie so ganz und gar das katholische Volk dort im Oberlande alle Hilfe, die ihm in Tagen der Gefahr und Not widerfahren ist, der Maria zuschreibt, davon geben unzählige Tafeln und Schildereien in den Kirchen und an den Wegen Zeugnis. Maria in der bekanten Kleidung, und zwar ohne Kind, mit dem Scepter in der Hand, sizt in Strahlenwolken über der unten bildlich dargestellten Begebenheit; drunter als Unterschrift: „Maria hat geholfen." Wo bleibt bei dieser Selbständigkeit, die der „Himmelskönigin" eingeräumt wird, noch die Ehre des lebendigen Gottes? Und wie wird doch dieser Allgemeinheit des Mariencultus gegenüber der sonst so schöne Christengruß: „gelobt sei Jesus Christus" zu einem bloßen Wort der Lippe! Uebrigens ist dieser Gruß in diesen Gegenden seltner geworden; wir haben ihn

bei vielen Wanderungen durch die Berge des bairischen Hochlandes nur ein einziges Mal von einer alten Frau gehört.

Das non plus ultra im Mariencultus leistet die Kirche zu Mariaplein. Auf einer Hügelkette, etwa eine Stunde von Salzburg, ragt die Kirche mit ihrem Kloster weithin gesehn und weithin ausblickend ins Salzachthal, auf Salzburg und darüber hinaus auf die malerisch gruppirten Bergriesen des bairischen Hochlandes, den hohen Göll und den Untersberg. In der That eine der schönsten Sichten, die man sehen kann; ein Blick, der zum Lobe und zum Preise des Gottes auffordert, der die Berge gegründet und Himmel und Erde erschaffen hat. Um so widerlicher ist der Eindruck, wenn man, gelabt von der wunderbar herlichen Aussicht, an einem Crucifix mit den beiden Schächern vorüber, Gestalten, die mehr Entsetzen erregen, als erbaulich wirken, in die schon äußerlich höchst geschmacklose, an den bekanten Jesuitenstyl erinnernde Kirche tritt. Das Auge findet nirgends einen Ruhepunkt. Blau und Gold sind die Farben, die wie Gewitterwolken, durch die der Blitz zuckt, das Auge blenden. Die geringe Tiefe der Kirche macht den Eindruck noch beängstigender. Man fühlt sich erdrückt von der Last des blendenden Goldes, das hier von allen Seiten auf einen einstürmt, und man wird unwillkürlich an die Angst des Midas erinnert, als sich Alles, was er berührte, in Gold verwandelte. Es scheint diese Ueberladung an Goldschmuck aus neuerer Zeit herzurühren, wenigstens zeigte das sein frischer Glanz. Die katholische Kirche der Gegenwart liebt Gold ganz besonders zum Kirchenschmuck; die Altäre im renovirten Dom zu Augsburg z. B. starren von Gold. Ob diese Neigung zu vergolden mit dem Mangel des Glaubensgoldes zusammenhängt? — Die größte Goldpracht ist auf dem Hochaltar verschwendet. Und was umgibt diese Pracht von hundert blendenden Flammenstrahlen und vergoldeten oder in den grellsten Farben bemalten Heiligengestalten und Engelsbildern? Ein dunkelgefärbtes Bild wieder der Maria, das natürlich wunderthätig sein soll und darum mit vielen Edelsteinen eingefaßt ist. Wunderthätig? Allerdings scheint die enorme Pracht dieser Wallfahrtskirche auf ein Wunder besonderer Art schließen zu lassen. Und nun in dieser Kirche ein Stück s. g. Gottesdienst! Es war grade Sontag, der Vespergottesdienst oder vielmehr Mariendienst hatte begonnen. Von Lichterglanz umstrahlt in reichem Gewande stand der Priester umgeben von Dienern minoris ordinis am Altar; die Kirche war zum Erdrücktwerden voll; ein widerwärtiges unisono von der ganzen Menge auf einzelne auf den Knien vom Priester gesprochene Worte; das, was wir aus dem unisonen Rauschen der Stimmen heraus verstanden, war immer und immer wieder der Refrain: „Maria heilige Mutter Gottes bitt für uns, Maria du gebenedeite unter den Weibern bitt für uns!“ — Das ist römisch-katholischer Gottesdienst in Mariaplein, dem Wallfahrtsort, der in aller Not Hilfe bringt. — Allerdings Mariaplein hilft. Wir rathen all' den evangelischen Christen, die in ihrer Idealisirung der römischen Kirche und des römischen Cultus geneigt sind, die Gaben zu unterschätzen, die Gott der Herr durch die Reformation uns gegeben, eine Wallfahrt nach Mariaplein zu unternehmen. Haben sie noch nicht mit dem ersten und zweiten Gebot gebrochen: „du sollst nicht andere Götter haben“ und: „du sollst dir kein Bild noch Gleichnis machen, bete sie nicht an und diene ihnen nicht“ — oder sind sie noch genug aus der Wahrheit, vor dem Selbstbetrug jener Idealisirung einer solchen nackten Wirklichkeit gegenüber zurückzuschrecken: dann muß sie dieser „Tempel“ zu Mariaplein — Kirche können wir's nicht nennen — und der Anblick der Menge, die ihn füllt, und die ihre Hände zum Marienbilde erhebt, während ihre Lippe murmelt: „Maria bitt' für uns“, von der Krankheit des Katholisirens gründlich heilen und sie in der Trauer, daß Rom es verstanden hat, das arme Christenvolk dahin wieder zu führen, was St. Paulus mit den Worten straft: „und haben verwandelt die Herlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen“, mit Dank gegen den Herrn der Kirche erfüllen, der uns Sein heiliges Wort zurückgegeben und uns durch dasselbe von Allem erlöst hat, was nicht Gott und Gottesdienst ist. Oder wollen sie noch sagen, diese Anbetung eines Menschenkindes sei ja nicht Lehre der Kirche, sondern nur das Resultat des Misverstandes des misverstehenden Volkes? Schöner Misverstand, der von der Kirche gehegt und gepflegt wird, wie der Apfel im Auge. Wo ist denn ein Priester der katholischen Kirche der Gegenwart, der gegen diesen s. g. Misverstand öffentlich auftritt, man nenne ihn uns, und wir wollen sagen — wir haben uns geirrt, das Haupt der Kirche will es nicht also. Aber mit nichten; wehe dem Priester, der solchem Zeugnis, wenn auch der Geist der Wahrheit es ihm innerlich bezeugte, Worte verleihen wollte! — Wir können uns nicht mit Kirchengebäuden befreunden, deren Wände die Zeugen des Misverstandes des Bilderverbots sind; wir freuen uns, wenn sinniges Bildwerk aus der heiligen Geschichte oder der Geschichte der Kirche dem Auge zeigt, was Gottes Wort predigt. Wenn aber Gefahr vorhanden wäre, daß die Bilder dergestalt gemisbraucht würden, wie in der römischen Kirche geschieht — dann hinweg mit ihnen, wie einst mit dem ehernen Schlangenbild, als Israel anhub mit ihm Abgötterei zu treiben!

Wie die Kirchen, so der Cultus. Es war grade Rupertusfest in Salzburg. Der h. Rupertus ist der s. g. Schutzpatron der Stadt. Zur Feier dieses Festes hielt der Erzbischof selbst das Hochamt im Dom. Ein mächtiger Bau der Dom mit herlicher Kuppel, eine Nachahmung von St. Peter in Rom, aber überladen von Bilderwerk in Malerei und Stuck. Von der Decke der Seitenschiffe hängt eine solche Menge von Engelsbeinen und sonstigen Körperteilen herab, daß man, man verzeihe den Vergleich, — an ein anatomisches Museum erinnert wird. Seine bischöflichen Gnaden nahmen auf der sella curulis Platz. Priester der verschiedensten Grade und Anzüge umgaben Hochdieselben; an gallonirten Dienern fehlte es auch nicht. Unter dem Klange der herlichsten Vokalmusik, die aber viel mehr an eine Oper, als an einen Kirchengesang erinnerte, wurde der

Hochwürdigste in conspectu omnium ausgezogen, allerdings nicht bis zum äußersten, und wieder angekleidet. Das Purpurkäppel, das seinen Cardinalsrang anzeigen soll, wurde ihm zu verschiedenen Malen abgenommen, mit der Mitra vertauscht, wieder aufgesezt und dann wieder abgenommen. Während dieser Manipulation ward ihm ein kostbar gebundenes Buch vorgehalten. Ob der hochwürdigste Herr während dieses Aus- und Anziehens zum Lesen wol Zeit und Andacht hatte? Er that wenigstens so. Müde vom Anblick eines Schauspiels, dessen Sinn uns völlig unverständlich, warteten wir das Ende nicht ab. Ist das Gottesdienst? Wol ist die Formlosigkeit vom Uebel, die man leider nur zu oft bei den Ministranten des Cultus in evangelischen Kirchen findet; aber dieser Maßlosigkeit und pur äußerlichen Handtirungen gegenüber, die dazu Niemand versteht, der nicht auf das Genaueste mit ihrer symbolischen Bedeutung, die sie haben mögen, vertraut ist, ziehen wir doch die Einfachheit der Amtirung im evangelischen Cultus auch dann bedeutend vor, wenn sie an die eben gerügte Gränze streifen sollte. Lieber doch selbst unschöne Natürlichkeit, als jene, wir können's nicht anders nennen, widernatürliche Schauspielerei des fortwährenden Kniebeugens, Hin- und Herwanderns der Priester vor dem Altar, Küssens der Bücher, der Gewänder des fungirenden Priesters u. s. w. Ob denn das katholische Volk Etwas davon versteht; wir bezweifeln's; wenigstens zeigte das Umhergaffen der Menge, das Ab- und Zugehn der Einzelnen, daß von Andacht, die natürlich nur aus dem Verständnis der Cultusacte entstehen kann, nicht die Rede war.

Zur Predigt! — Die Kanzel im Dom bietet dem Redner — das sind die begabten katholischen Prediger viel mehr als Prediger — die freieste Bewegung. Sie ist breit, wie ein mäßiges Zimmer. Schon die äußere Erscheinung des Prädikanten war uns widerwärtig. Vielleicht brachte das Rupertusfest das so mit sich; der Anzug dieses Herrn, weiße Spitzen und Goldbrokat, auf den Schultern eine Art Spitzenkrause wie kleine Fittiche, erinnerte mehr an eine zum Balle gepuzte Dame, als an einen Prediger des Evangeliums. Von Evangelium war allerdings in der Predigt auch wenig genug die Rede. Die katholischen Predigten gleichen sich, abgesehen von der größeren oder geringeren Begabung des Redenden, meistenteils wie ein Ei dem andern. Das Evangelium des Sontags oder des Festes wird verlesen, dann aber geht die Rede, ohne sich auch nur im mindesten oft um das verlesene Wort Gottes zu kümmern, meistenteils ihren selbständigen Gang. So war's in Reichenhall, so hier, so haben wir's später auch in Augsburg gefunden. Der Inhalt solcher s. g. Predigten ist so ziemlich auch derselbe. Lob der katholischen Kirche, Ermahnung, dieser alleinigen Mutter treu zu bleiben, Hinweis auf das Vorbild der Heiligen und Anrufung der gebenedeiten Mutter Gottes. Aus diesen Elementen bestanden alle katholischen Predigten, die wir hier in Süddeutschland gehört. Auch keine Spur von Eingehen auf Gottes Wort, viel weniger von Auslegung desselben. Wie wäre das auch

möglich? Ist Gottes Wort wahr, dann ist der gegenwärtige Katholicismus nicht aus der Wahrheit. Kanzelgaben waren dem Manne nicht abzusprechen. Jedenfalls hatte am Rupertusfest die Domgeistlichkeit ihren besten Mann vorgeschoben. In einfacher Diktion mit sonorer Stimme redete er im Eingange von der Bedeutung des Festes, bezeugte, wie der h. Rupertus, gedrungen von der Liebe Christi, vom Rhein her vor mehr als tausend Jahren ins Salzachthal gezogen, die damals wilden Bewohner durch die Macht des Evangeliums gezähmt, das alte zerstörte Juvavia aus den Trümmern wieder aufgebaut, die Salzquellen entdeckt und so den Grund zum gegenwärtigen Salzburg gelegt, das fortan der Mittelpunkt für das Salz in diesen Gegenden geworden, mit dem der Herr befohlen habe, die Welt zu salzen, daß sie aus der Fäulnis gerettet werde und nicht wieder verfaule. So weit Alles gut — auch das Thema: folgt dem h. Rupertus in seinem Wandel nach. Nun aber trat der Mann hervor, deß Schatz jenseits der Berge ist. Rupertus ganze Kraft hat in seinem Zusammenhange mit Rom und seinem demütigen Gehorsam gegen den Papst, den von Christo eingesezten Statthalter, beruht —; ergo — wollt ihr ihm nachfolgen, so haltet fest an dem Papst — der ist ein verachtungswürdiger Mensch, der das nicht thut u. s. w. u. s. w. Zulezt kam dann noch die Aufforderung, sich der Fürbitte des h. Rupertus zu empfehlen und ein Gebet an ihn und die heilige Jungfrau.

Wann wird der Tag kommen, an dem sich der Herr dieses kranken Gliedes an seinem heiligen Leibe erbarmen wird? Zweihundert Millionen den Bildern dienend statt dem lebendigen Gott, auf ein armes Menschenkind vertrauend statt auf den Herrn, der gesagt hat: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden", unbekant mit dem Worte Gottes, darum ohne Prüfstein, ob's Blei oder Gold ist, was die Priesterschaft als Gold anpreist: — wahrlich Etwas, daß man mit dem Propheten klagen möchte: „ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volke!" Kann die Kirche der Reformation die Hand sein, die der ewige barmherzige Samariter zur Heilung wählt? Allerdings hat ihr der Herr die Salbe aus Gilead anvertraut, von der der Prophet spricht. Ihr Zeugnis von der alleinigen Rechtfertigung des Sünders vor Gott ist diese Salbe. Aber wenn auch diese Hand nicht selbst so vielfach durch Abfall beschmuzt und durch allerlei Spaltung und Uneinigkeit gelähmt wäre, was hilft die Salbe dem, der sich nicht krank fühlt? Die römische Kirche sagt: „ich bin reich und habe gar satt und darf nichts." Wie soll sie dazu kommen, den Rath ihres Herrn zu verstehen: „ich rathe dir, daß du Gold kaufest, das mit Feuer durchläutert ist, daß du reich werdest, und weiße Kleider, daß du dich anthust und nicht offenbar werde deine Schande, und salbest deine Augen mit Augensalbe, daß du sehen mögest." Das ist der verzweifelte Zustand dieser Kirche, daß sie ganz und gar blind ist

gegen den Zweck der Strafen und Züchtigungen, die der treue Herr in den lezten Decennien so reichlich hat über sie kommen lassen; daß sie, statt die Mahnung darin zu erkennen: „so sei nun fleißig und thue Buße", nichts anders in ihnen sieht, als die unverdienten Angriffe der gottlosen Mächte des Abgrundes, über die sie bald triumphiren wird ohne Buße!

Trostlose Aussicht, wenn — Er nicht im Regiment säße, der's zugesagt und wahrhaftig halten wird das Wort von der Einen Herde und dem Einen Hirten, von der heiligen Stadt, die die Herlichkeit Gottes hat, in die nicht mehr eingehen wird irgend ein Gemeines und das da Gräuel thut und Lüge, sondern die geschrieben sind in dem lebendigen Buche des Lammes. Erzürnen wir uns darum nicht weder über Salzburg, noch über Mariaplein, noch sonst einen Ort, an dem statt Gott dem Menschen gedient wird, sondern richten wieder auf die müden Knie und die lässigen Hände und hören nicht auf in der brünstigen Fürbitte, daß der Herr bald heilen wolle, was krank ist — hier oder dort — in der katholischen Kirche und in der Kirche von den Tagen der Reformation!

Die 11. Westfälische Provinzialsynode.

I.

Indem ich mich anschicke, der Ev. K.-Z. einen Bericht über die vom 9—26. Septbr. in Soest versammelt gewesene Provinzialsynode zu schreiben, fällt mir das Schicksal des Berichterstatters über die vorige Diät ein. Es wurde nämlich in der diesjährigen Versamlung sehr ernstlich der Bericht in der Ev. K.-Z. über die Versamlung von 1862 getadelt und gesagt, es seien in jenem Artikel gegen einen Teil der Synodalen heftige und unpassende Angriffe enthalten, es sei in jenem Artikel die Provinzialsynode als geteilt in eine gläubige Minorität und eine ungläubige Majorität hingestellt. Durch solche Darstellungen müßten die östlichen Provinzen einen üblen Eindruck von dem diesseitigen Synodalwesen erhalten. Es wurde hieran der Antrag geknüpft, es möchten solche Berichte nicht mehr geschrieben werden und falls es doch geschehe, möge dagegen von der Synode eingeschritten werden. Es trug wesentlich zur Beruhigung bei, daß ein Mitglied ermächtigt war, den Namen des damaligen Berichterstatters zu nennen. Wenn weiter gesagt wurde, es seien über die Minorität gehässige Artikel in andern Blättern erschienen und Niemand habe Schutz dagegen verlangt und heut zu Tage dürfe, wer eine öffentliche Person sei und sein wolle, nicht so empfindlich sein, es stehe auch jedem, der sich durch irgend einen Bericht gekränkt fühle, frei, eine Entgegnung in demselben Blatte zu veröffentlichen, es sei auch kaum anders möglich, als daß besonders in heutiger Zeit in einer Versamlung von 60 Mitgliedern eine Fraktionsbildung vor sich gehen werde, so ließen solche und andere Gründe einen Antrag auf ein Verbot aller und jeder Berichte nicht durchgehen; vielmehr ließ man es dabei bewenden, die Erwartung auszusprechen, keins der Mitglieder werde einen persönlich verletzenden Bericht veröffentlichen und wo es doch geschehe, werde das Moderamen eine Berichtigung eintreten lassen.

Ohne in eine Kritik des angegriffenen Artikels einzugehen, sei bemerkt, daß es eine sonderbare Erwartung ist, daß ein Bericht niemals verletzen soll, da doch das Verletzende für den Einen oder Andern auch in den berichteten Thatsachen liegen kann und nicht grade in der Feder des Berichterstatters zu liegen braucht. Wenn beispielsweise eine Verletzung der Synode darin gesehen wurde, daß der fragliche Artikel von zwei Parteien in der Synode sprach, so fragt es sich doch, ob anders als von Fraktionen und Parteien oder welchen Ausdruck man nun brauchen will, gesprochen werden kann, wenn factisch bei allen irgend principiellen Fragen sich so ungefähr dasselbe Stimmverhältnis herausstellt, wenn ferner z. B. in die erste wichtige Commission aus ganz Minden und Ravensberg nur ein geistliches und ein weltliches Mitglied gewählt waren. Doch nun diesen Gegenstand zu verlassen, soll dieser Vorfall auf den gegenwärtigen Berichterstatter den Einfluß üben, daß er sich um so mehr der aus höheren Ursachen geforderten Wahrhaftigkeit befleißigt. Vor allen Dingen soll man ja umgürtet sein mit Wahrheit.

In Bezug auf den allgemeinen Charakter der Synode in diesmaliger Diät teile ich die entgegengesezten Urteile zweier Freunde mit. Der eine meint, der Charakter der Synode sei in der That ein höchst erfreulicher gewesen; der andere sagt, zur Apostelzeit wär's auf der Synode wol anders gewesen als jezt. In beiden Aeußerungen ist Wahrheit; nach der ersteren sollen wir Gott, von dem alle gute Gabe komt, der es uns auch in mannigfacher Art an guten und vollkommenen Gaben auf der Synode dies Mal nicht fehlen lies, herzlich dankbar sein, nach der Aeußerung des Andern müssen freilich die Synodalen den 130. Psalm beten. Dazu gibt solch eine Synode in der That vielfachen Anlaß.

Sehen wir auf die Composition der Synode, so waren mit Einschluß des Herrn Generalsuperintendenten 23 Mitglieder da, die auch der vorigen Synode beigewohnt hatten; hingegen waren 38 neue Synodalen anwesend. Von den weltlichen Deputirten waren acht Kaufleute, zwei Bürgermeister, zwei Richter, ein Landmann, ein Schulze, fünf Privatleute. Mit Dank gegen Gott müssen wir auch an dieser Selle es aussprechen, daß durch den Herrn Generalsuperintendenten Dr. Wiesmann der Synode ein großer Segen geschenkt worden ist und hat dessen Wort und Einfluß manche Sache, die böse zu werden drohte, in die richtigen Bahnen eingelenkt. Zu unsere Zeiten sollte, wer in der Kirche bittet und nimt, grade die an der Spitze stehenden Knechte

Gottes nicht vergessen. Je kräftiger und schattenreicher ein Baum sein soll, um so mehr bedarf er fester Wurzeln. Sei auch an dieser Selle dem verehrten Herrn Generalsuperintendenten ein reiches Maß von Gnade und Frieden von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesu gewünscht.

Aus der am 9. Septbr. Vormittags 11 Uhr in der Petrikirche stattgefundenen Eröffnung der Synode durch den Präses Dr. Albert hebe ich als das Wichtigste hervor, daß der Präses es in seiner Ansprache betonte, die Lehre unsrer Kirche stehe fest und sei in den Bekentnisschriften fixirt und könne es in keiner Weise die Aufgabe der Synode sein, daran Etwas zu ändern. Verfassung und Selbständigkeit der Kirche wurden als für diese Synode besonders im Vordergrunde stehende Fragen bezeichnet. Dieselben Fragen sind, wie ziemlich bekant, in der vorigen Diät auch verhandelt. Der Generalsuperintendent stellte nach einem Rückblicke auf die siegreichen Fahnen unsrer Armee in dem nordischen Kriege der Synode die Aufgabe, ihr Zeugnis nicht zurückzuhalten in der neuerdings vielbesprochenen Schenkelschen Angelegenheit. Renan, der ebenso gottlose als erbärmliche Franzose, Strauß und vor Allem Schenkel in seinem Charakterbilde Jesu haben sich die traurige Aufgabe gestellt, Welt und Christentum zu versöhnen, indem sie die Person Christi ihrer Herlichkeit entkleiden. Wie tief Einer fallen kann! Der Mann, der gegen Dülon so laut zeugte, der sich auf dem Berliner Kirchentage mit großem Schwunge für die Augustana erklärte, ist nun in der Lage, daß die gläubige Geistlichkeit in Baden seine Entfernung aus dem Amte des Directors des Predigerseminars fordert, mit Recht fordert. Den von einer anderen Seite gekommenen Angriffen in der Schrift des Bischof Martin von Paderborn sei aus der Provinzialkirche gründlich und trefflich geantwortet und habe er, der Generalsuperintendent es weder für nötig noch für angemessen gehalten, den colossalen Entstellungen und Verdächtigungen in dem Buche des Bischofs entgegenzutreten. — Der auch auf der vorigen Synode anwesende Prof. Schlottmann als Deputirter der Bonner Universität sprach auch ein Wort der Begrüßung.

In dem Eröffnungsgottesdienste predigte der dazu erwählte Pastor Siebold aus Schildesche nach 2 Cor. 3, 4—12 über die Amtsfreudigkeit, welche Pastoren auch zu dieser Zeit noch haben können und sollen, worauf für die Synodalen die Feier der heil. Communion folgte.

Eben diese Abendmalsfeier ist es, welche seit Jahren die crux nicht blos einzelner Synodalen, sondern der ganzen Synode ist. Auch in diesem Jahre lag es, ehe die Verhandlung hierüber stattgehabt, wie Gewitterschwüle über der Synode. Noch schwieriger war die Sache dadurch geworden, daß der Präses am Schlusse der Eröffnungssitzung, die Mitteilung machte, es sollte denen, die es wünschten, statt der referirenden Spendeformel, die lutherische gewährt werden. Von dieser Licenz haben auch einige Brüder, vier wenn ich nicht irre, Gebrauch gemacht. In der vorigen Diät hat sich die erste Commission dahin ausgesprochen, daß sie die Forderung, es möge den lutherischen Gliedern der Synode das Sacrament mit einer confessionell lutherischen Formel dargereicht werden, als berechtigt anerkenne, ohne das damals ein bestimter Beschluß hierüber gefaßt worden ist. Am lezten Tage der diesjährigen Diät wurde von dem geistlichen Deputirten der Synode Tecklenburg ein Separatvotum angemeldet, das, wie verlautet, von Mehreren unterschrieben ist und die Zuläßigkeit der lutherischen Spendeformel bei dieser Synodalabendmalsfeier bestreitet. Unseres Erachtens kann daran kein Zweifel sein. Denn die lutherische Formel ist nach der Landesagende eben so gut als die referirende erlaubt und was deren Anwendung für solche, die es begehren, auch bei der fraglichen Abendmalsfeier betrifft, so wird man es nicht anders als billig finden können, wenn lutherische Christen, die nicht anders als unter ihrer confessionellen Formel das Sacrament genießen, keine Neigung haben, um einer einzigen Abendmalsfeier willen hiervon abzugehn. Es waren in diesem Jahre fünf der anwesenden Mitglieder, die sich der Sacramentsfeier enthielten. Von dreien, die erst am Montag Morgen erschienen, ist gewiß, daß sie auch nicht communicirt haben würden. Es war nun bei Vielen in der Synode, besonders auch bei dem Generalsuperintendenten der Wunsch vorhanden, so kurz als möglich über diese allerdings betrübte Frage hinwegzukommen, ja wo möglich mit Stillschweigen. Aber einerseits war man verstimt, daß auch trotz der Gewährung der lutherischen Spendeformel Einige sich vom Sacramente fern gehalten hatten; andrerseits lag ein Antrag der Synode Blotho vor, Provinzialsynode möge es aussprechen, daß die Bestimmung unserer Kirchenordnung in § 51: „die Synode feiert die Communion" keine obligatorische Verpflichtung für jeden Einzelnen zur Teilnahme am Sacrament einschließe. Bei der Verhandlung, die im Ganzen mit Ruhe und angemessenem Ernste vor sich ging und nur einmal seitens eines Gliedes der luth. Richtung eine entschiedene Verwahrung erforderte, als nämlich von der andern Seite mit großem Nachdruck behauptet wurde, die sich Fernhaltenden hätten die Gemeinschaft der Uebrigen unrein erachtet, trat der Generalsuperintendent mit folgendem Antrag hervor: „Provinzialsynode erkent in der gemeinsamen Communion bei Eröffnung ihrer Versamlung eine segensreiche kirchliche Ordnung. Sie bedauert es tief, wenn sich eins ihrer Mitglieder dem Segen dieser Gemeinschaft entzieht, sie geht aber in der Erwägung, daß § 51 der Kirchenordnung die einem jeden Christen in Betreff der Feier des heil. Abendmals zustehende Freiheit nicht beschränken will, über die Aeußerungen der Synode Blotho zur Tagesord-

nung über." Einen einschneidenden Antrag stellte der Prof. Schlottmann: „Die Synode befiehlt die Bedenken des schwachen Gewissens derer, die aus confessionellen Gründen sich der gemeinschaftlichen Feier des heil. Abendmals enthalten haben, auch diesmal duldend und fürbittend der gnädigen Leitung des Herrn; sie erklärt aber gegenüber den Aeußerungen der Synode Blotho, daß es sich in dem vorliegenden Falle nicht um eine gesetzliche Verpflichtung zur Teilnahme am heil. Abendmale bei der Eröffnung der Provinzialsynode handelt, sondern um die nicht rechtmäßige Sendung solcher Mitglieder auf die Provinzialsynode, welche ausgesprochener Maßen nur deshalb nicht an dem heil. Abendmale sich beteiligen, weil sie mit § 3*) der den Bekentnisstand der evangelischen Landeskirche in Rheinland und Westfalen bestimmenden Sätze in Widerspruch stehen." Zur Motivirung seines Antrages sagte der Generalsuperintendent, daß wie sehr die gemeinsame Abendmalsfeier zu wünschen sei, so könne weder der § 51 im Sinne einer obligatorischeu Verpflichtung verstanden werden, noch könne die Synode sich zu einem Censurgericht über die sich fernhaltenden Glieder und deren Gründe constituiren. In der Debatte hörte man sehr oft von den schwachen Brüdern und irrenden Gewissen reden. Mit Recht wurde von Seiten der lutherischen Glieder die Frage aufgeworfen, ob dieser Ausdruck berechtigt sei. Im Uebrigen wurden von beiden Seiten die in den früheren Diäten geltend gemachten Gründe wieder vorgebracht. Verletzung der brüderlichen Liebe, gegebenes Aergernis, Illegalität waren die Punkte, die man uns vorwarf. Von Seiten der Ravensberger — denn dies ist nun einmal der stehende Ausdruck geworden — wurde die evangelische Freiheit betont, die legale Sendung zur Synode beruhe allein auf der Wahl der Kreissynode und es sei unerhört, von dem Genusse eines bestimten Abendmales zur bestimten Zeit am bestimten Orte ein Recht abhängig machen zu wollen. Die im Verdacht eines kirchlichen Absolutismus stehenden Ravensberger waren nicht blos in diesem Falle, sondern noch öfter in der Lage, einer äußeren Gesetzlichkeit gegenüber für evangelische Freiheit einzutreten. Sehr treffend wies der Generalsuperintendent auf den Widerspruch hin, welcher sich in dem Schlottmann'schen Antrage findet: einerseits soll nach diesem Antrage die Angelegenheit der gnädigen Leitung des Herrn befohlen sein; aber sofort soll die Synode den Knoten zerhauen, indem sie den Machtspruch thut, diejenigen Mitglieder, welche an diesem Abendmal nicht Teil nehmen, haben keine rechtmäßige Sendung. Als der Schluß der Debatte angenommen war und also der Antrag des Generalsuperintendenten zuerst zur Abstimmung kam, wurde von einer Seite die Taktik angewandt, den

*) Dieser §. lautet: Unbeschadet dieses verschiedenen Bekentnisstandes pflegen sämtliche Gemeinen, als Glieder einer evangelischen Kirche, Gemeinschaft in Verkündigung des göttlichen Wortes und in der Feier der Sacramente und stehen mit gleicher Berechtigung in einem Kreis- und Synodal-Verbande und unter derselben höheren kirchlichen Verwaltung.

Antrag in drei Teile zu zerlegen und so zur Abstimmung zu bringen. Ich nenne dies Verfahren eine Taktik. Denn wozu über die Vordersätze abstimmen, da diese ja blos Prämissen sind und der Nerv des Antrages allein im dritten Gliede liegt. So wurden denn die beiden ersten Teile mit großer Majorität angenommen, wenn nicht einstimmig, der lezte Teil mit 32 Stimmen gegen 28. Mit dieser Annahme war also indirect der Antrag des Prof. Schlottmann verworfen, der nun auch nicht mehr zur Abstimmung kam. Es war die Synode wie von einem Alp befreit. Es ist doch merkwürdig, wie viel Druck und Not die Zusammenschmelzung der lutherischen und reformirten Kirche schon verursacht hat. Wie fein und lieblich könten dieselben als Brüder einträchtig bei einander wohnen, auch auf der Provinzialsynode, wenn man sie eben bei einander, aber nicht in einander wohnen lassen wollte. Nun aber geschiehts, daß wirklich Brüder gegen Brüder stimmen und wenn Gott nicht Gnade gibt, sich untereinander verbittern. Es ist sehr zu wünschen, daß man mit keinem menschlichen Mittel die in Beschluß 119 der 9. Diät ausgesprochene Hoffnung „daß **der Herr Selbst** durch seine Führung diese Angelegenheit zur Klärung und heilsamen Entwicklung bringen werde" umstoße, sondern den Herrn nun auch in dieser Sache walten lasse.

Von verschiedenen Kreis-Synoden sind Aeußerungen gemacht resp. Anträge über „das bischöfliche Wort" des Bischofs von Paderborn gestellt. Diejenige unsrer Synoden, welche am meisten mit Katholiken zu schaffen hat, die Synode Paderborn, berührt die Schrift des Bischofs ohne weitere Anträge zu stellen. Neu ist uns in den Paderborner Synodalprotocolle gewesen, daß römische Geistliche an evangelische Pastoren Zuschriften erlassen haben, in welchen diesen die Pflicht vorgehalten wird, „der Wahrheit ernstlich nachzuforschen und die Kirche Jesu Christi kennen zu lernen" und worin mit Citaten von Rousseau, Herder die Nichtigkeit der evangelischen Kirche erwiesen wird. Die Synode Bochum dagegen gibt es der Provinzialsynode anheim, ob sie nicht den Schutz der Gesetze gegen die Entstellung des Bischofs anrufen oder in einer an die Gemeinden zu erlassenden und dem Bischof mitzuteilenden Erklärung denselben mit allem Ernst zurechtweisen will. Einzelnen auf der Provinzialsynode lautwerdenden Stimmen, man möge den Schutz des Gesetzes gegen den Bischof in Anspruch nehmen, wurde mit Erfolg und mit Recht erwidert, daß man das Buch am besten todtschweige oder auf schriftstellerischem Wege demselben entgegen trete; jedenfalls verdiene das Buch nicht, daß unsere Kirchenbehörde oder die Provinzialsynode einen officiellen Schritt dagegen thue. Die erste Commission, welcher diese Angelegenheit überwiesen wurde, faßte folgende, von der Synode angenommene Resolution: „Provinzialsynode erklärt, daß die fragliche Schrift des Bischofs Martin, wie schon in der von dem Moderamen vor einiger Zeit ausgegangenen Entgegnung dargethan ist, viele Unwahrheiten und Gehässigkeiten enthält; sie beklagt die Verdrängung des confessionellen Friedens in der Provinz und obwol sie dafür hält

daß kein evangelischer Christ durch das bischöfliche Wort seinem Glauben entfremdet wird, hält sich Synode doch verpflichtet, diesen Beschluß zur Kentnis der Provinzialgemeinde zu bringen."

Nach der im Eingange dieses Berichtes erwähnten Verhandlung soll es nicht erlaubt sein, von Fractionen und Parteiungen im Schoße der Synode zu reden. Das tritt dem Berichterstatter immer wieder vor Augen, so oft er im Laufe dieses Berichtes mit der 1. Commission in Berührung komt. Die erste ist unter den 11 Commissionen die wichtigste — denn ihr Geschäftskreis betrifft die Kirchenlehre und Kirchenverfassung. Wie der Bericht darthun wird, standen sich in Betreff der Kirchenverfassung in der Synode zwei Ansichten diametral entgegen. Die eine Partei wollte mit allem Eifer eine Landessynode und die Selbständigkeit der Kirche, die nach ihrer Anschauung nur in der consequenten Durchführung der Synodalverfassung sich verwirklicht. Die andere Seite trat mit derselben Energie dagegen auf. Aber in der ersten Commission saß Keiner, der die leztere Ansicht entschieden vertreten hätte. Daher kam es, daß die Commission in der Lage war, in den betreffenden Angelegenheiten einstimmig gefaßte Anträge zu proponiren.

Von der Synode Bochum lag der Antrag vor: „Provinzialsynode wolle durch eine aus ihrer Mitte zu entsendende Deputation event. in Gemeinschaft mit der rheinischen Provinzialsynode ihre Anträge und Beschlüsse unmittelbar Sr. Majestät dem Könige vorlegen und Allerhöchst denselben eben so ehrfurchtsvoll als dringend bitten, der evangel. Kirche die ihr durch Artikel 15 zugesicherte und der kathol. Kirche bereits gewährte Selbständigkeit in gleichem Maße zu gewähren und, insofern dieser Durchführung für den ganzen Staat noch Bedenken entgegenständen, dieselbe wenigstens der Kirche der Provinz insoweit zu gewähren, daß rein staatlichen Behörden, also den königl. Regierungen jede Beaufsichtigung der kirchl. Angelegenheiten und namentlich die Verwaltung des kirchlichen Vermögens genommen und dieselbe ganz und ungeteilt den kirchl. Behörden übergeben würde." Diese Deputation soll gelegentlich der Anwesenheit Sr. Majestät am 18. Octbr. d. J. in Münster Allerhöchst demselben ihr Anliegen vortragen.

Die in diesem Bochumer Antrag gemeinten Beschlüsse sind folgende fünf, wie sie in der vorigen Diät gefaßt sind:

1. Se. Majestät möge der Kirche die ihr in § 15 der Verfassung zugesicherte Selbständigkeit geben und zur Gewinnung derselben in den östlichen Provinzen nach Einführung der Kreissynoden auch Provinzialsynoden ins Leben rufen und endlich eine Landessynode ins Werk setzen.

2. Consistorium soll der Prov.-Synode auf deren Wunsch über seine Verwaltung Auskunft erteilen und falls keine schweren Bedenken dagegen vorliegen, Einsicht in die Acten gestatten.

3. Consistorium möge bei schweren Disciplinaruntersuchungen gegen Geistliche zwei Mitglieder der Prov.-Synode hinzuziehen.

4. Bei eintretender Vacanz der Generalsuperintendentur oder einer Consistorialstelle hat Prov.-Synode das Recht einer Wunschäußerung betreffs der Wiederbesetzung.

5. Die externa der Kirche sollen den Regierungen abgenommen und dem Consistorium übertragen werden.

Bereits in dem Bescheide des Oberkirchenraths an die Rhein. Prov.-Synode vom 30. December 1864 und an die Westfälische vom 1. Juli 1865 sind die fünf vorgedachten, schon in der 9. und 10. Diät verhandelten Beschlüsse nicht bestätigt. Dieses Mal wurden die Verhandlungen mit einer beispiellosen Eile geführt, ja die Beschlüsse lagen nur nach ihrem allgemeinen Inhalt, nicht in fixirter Form dem Plenum vor. Die Minorität kam so gut wie gar nicht zu Worte. Bedenkt man, daß von 61 Synodalen 38 neue waren, so wirft das Alles ein eigentümliches Licht auf die eilige Behandlung und Beschlußfassung in dieser wichtigen Sache. Zu 1 erklärten sich auch zwei Mitglieder zu wenig orientirt, um in einer so wichtigen Sache abstimmen zu können und enthielten sich der Abstimmung.

Insofern hatten die Freunde obiger fünf Anträge ihre Forderungen bereits herabstimmen lassen, daß sie nicht mehr, wie es der Bochumer Antrag fordert, diese Wünsche Sr. Majestät dem Könige vortragen, sondern durch eine Deputation dem Hochw. Oberkirchenrath überreichen wollten.

Zu 1 wurde bemerkt, es habe überhaupt und besonders zu dieser Zeit seine große Gefahr, wie die Vorgänge in Hannover und Baden darthun, irgend wie einer Massenherschaft in der Kirche Vorschub zu leisten. Der Entgegnung, man müsse auch in diesen Dingen dem Herrn der Kirche glauben, daß Er mit dabei sei, wurde in großem Ernste geantwortet, es habe der Eine hierin diesen, der Andere jenen Glauben und Gottes Wort sage: Du sollst Gott Deinen Herrn nicht versuchen. Es habe auch mit diesem Antrage noch gar keine Eile. Der Antrag wurde mit 39 gegen 19 Stimmen angenommen. Zwei Mitglieder enthielten sich der Abstimmung.

Zu 2 wurde seitens der Ravensberger geantwortet, es sei diese Forderung nicht durch irgend einen Fall motivirt und schmecke sehr nach kirchl. Constitutionalismus.

Zu 4. Ein Mitglied that die den Antrag erschütternde Frage, ob es denn so leicht sei, eine geeignete Persönlichkeit für die Generalsuperintendentur vorzuschlagen, nun gar zwei oder drei?

Die Anträge 2—5 wurden alle angenommen, doch nur Nr. 5 die externa betreffend mit Einstimmigkeit. Mit 38 gegen 22 Stimmen wurde dann beschlossen, diese Anträge in einer Eingabe durch das Moderamen persönlich dem Oberkirchenrath einzureichen.

Die Wichtigkeit der Sache sowol, wie die Hast, mit welcher die Anträge gestellt wurden und zur Abstimmung kamen, veranlaßte die Minorität bei definitiver Formulirung der Anträge in der Schlußsitzung ihre abweichende Erklärung abzugeben. Diese

befindet sich im Protokoll und lautet: „Da in der betreffenden Sitzung die Verfassungsfrage für uns überraschend schnell zu Ende kam, so daß wir die Gründe unserer Abstimmung nicht hinreichend darthun konten, so bitten wir jezt um die Erlaubnis, unsere Stellung zu dem Inhalte der Petition kurz darzulegen.

Selbst wenn wir in Betreff der Zweckmäßigkeit der Landessynode übereinstimmten, würden wir von jedem dahingehenden Antrage an den Hochw. Oberkirchenrath schon um deßwillen glauben Abstand nehmen zu müssen, weil derselbe in der Verfügung an die Rhein. Prov.-Synode vm 30. Decbr. 1864 die Schwierigkeiten dargelegt hat, welche der zeitigen Ausführung des Antrages im Wege ständen. Wir würden es daher mit der Stellung unserer Oberkirchenbehörde nicht im Einklang finden können, dieselbe trotz dieser Erklärung von neuem mit demselben Antrage und noch dazu in so außergewöhnlicher Weise zu drängen, zumal weil wir eine Gefahr im Verzuge nicht zu sehen vermögen.

Wir müssen uns aber überhaupt gegen die Anschauung erklären, als werde die Landessynode ein für die Kirche heilsames Institut sein. Der per majora angenommene Antrag der Synode Bochum, die **einzige** unsres Wissens, welche einen solchen Antrag erneuert hat, geht von der doppelten Voraussetzung aus, daß die in §. 15 der Verfassung gewährleistete Selbständigkeit der Kirche 1, noch gar nicht bestehe 2, nur durch die Zugipflung des Synodalwesens zu einer Landessynode vollbracht werde. Dem gegenüber constatiren wir, daß die Kirche hinsichtlich der interna in ihrem formalen Rechte im Wesentlichen selbständig ist. Die göttlichen Fundamente der Kirche, lauteres Wort und Sacrament sind frei und stehen in der Ueberwachung ihrer Ausrichtung unter einer von den staatlichen Gewalten als solchen principiell unabhängigen Kirchenbehörde. Die Ordnungen der liturgischen Anbetung, so wie alle sonstigen Gebiete der innerkirchlichen Verwaltung erfreuen sich eines gleichen Rechtes; kurz wir befinden uns dem formalen Gesetze nach keineswegs in einem unfreien provisorischen, sondern in einem definitiven, ordnungsmäßigen Zustande eines völlig geordneten kirchlichen Organismus. Es komt daher allein darauf an, diese bestehende gesetzmäßige Unabhängigkeit gegen etwaige ungesetzliche Eingriffe irgend welcher außerkirchlichen Gewalt zu schützen und zu wahren.

Ebensowenig können wir der 2. Voraussetzung beistimmen, als könne, was der Kirche noch an Selbständigkeit fehlt, durch die Institution der Landessynode gewährt werden, in der wir vielmehr für die wahre Selbständigkeit der Kirche eine Gefahr sehen, die sie dem Untergange nahe bringen könte. Wir können uns der Befürchtung nicht entziehen, daß bei dem heutigen Streben nach Majoritäts- und Massenherschaft die Kirche nur zu bald unter die Gewalt der Majorität und Masse kommen würde, auch in ihren Heiligtümern, in den Fundamenten des Wortes und Sacramentes. In den Cautelen des Majoritätsbeschlusses können wir keinen Schutz dagegen erblicken, nachdem so viele Beispiele nicht allein auf politischen, sondern auch auf kirchlichen Gebieten, namentlich in Holland und in der Schweiz, gelehrt haben, daß keinerlei noch so sorgfältig verklausulirte Bedingungen von der einmal zur Geltung gelangten Majorität würden genehmigt werden. In der noch dazu meist aus theologischen Notabilitäten bestehenden Generalsynode von 1846, welche selbst das apostolische Glaubensbekentnis nicht unangetastet ließ, müssen wir ein Vorzeichen von dem sehen, was uns von einer wenigstens teilweise auf der Masse beruhenden Landessynode bevorstände, zumal uns ihr Bestand, soweit er auf den 6 Factoren der östlichen Provinzen beruht, ein unberechenbares X ist. Wir freuen uns und danken Gott, daß die ganze Synode weit entfernt ist, die Wege des Protestantentages gehen zu wollen; muß es nicht aber selbst bei einer anderen Stellung der Landessynode die ernstesten Bedenken erwecken, wenn eine Versamlung, wie der Protestantentag, alle seine Hoffnungen auf das Institut der Landessynode sezt? Wenn uns die Majorität auf den mächtigen Schutz des Herrn hinweist, so lehren uns doch solche Erfahrungen, daß wir auch das Wort des Herrn nicht außer Acht lassen sollen: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen.

Wir können überhaupt in dem Antrage nach seinem innerlichen Principe nur die Anbahnung der Herschaft des von Unten nach Oben in der Kirche erblicken, während wenn irgendwo in der Kirche das von Oben nach Unten gelten muß. Daher glauben wir, daß, soweit es der evangelischen Kirche z. B. in Bezug auf die externa noch an der nötigen Selbständigkeit fehlt, diesem Uebel dadurch am besten abgeholfen würde, daß die bestehenden kirchlichen Gewalten von allen außerkirchlichen Einflüssen auf gesetzmäßigem Wege losgelöst würden.

Was die übrigen Majoritätsbeschlüsse betrifft, mit Ausnahme des einzigen hinsichtlich der externa, so konten Mehrere von uns auch ihnen nicht beistimmen, weil sie fürchten mußten, daß darin der Anfang des Strebens liege, den Schwerpunkt der kirchlichen Verwaltung in die Synoden zu legen, wobei sie indessen sich gegen das mögliche Misverständnis verwahren, als ob sie der Majorität im entferntesten dergleichen Absichten unterlegten. Sie meinen nur, daß aus der Durchführung der beregten Anträge jene Gefahren erwachsen würden." Dies die Erklärung der Minorität.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 25. October. № 85.

Die Selsorge.

Zweiter Artikel.

I.

Je mehr die Selsorge von Vielen, wie von Eltern und Herschaften, die durch ihre Stellung dazu verpflichtet sind, vernachläßigt und versäumt wird, desto mehr wird sie vom Pastor gefordert. Er soll alle Schanden und Sünden in der Gemeinde verhüten, und man ist sehr geneigt, ihn der Nachläßigkeit und Trägheit zu beschuldigen, wenn er das Unmögliche nicht leisten kann. Während weder der Patron noch die Familienhäupter ihre christliche Schuldigkeit thun, und oft selbst kein sonderlich erbauliches Beispiel geben, soll der arme Pastor verantwortlich sein, wenn die Jugend Unfug treibt, wenn die Trunkenbolde sich nicht bekehren, wenn die Zänker den Frieden stören, wenn die Lügner und Betrüger ihre bösen Wege gehen und die Diebe ihr schändliches Gewerbe treiben. Die Selsorge des Pastors wird oft von Solchen gefordert, die dabei am wenigsten an die Sele des Sünders denken, sondern nur wollen den Schaden im Irdischen, den die Sünde nach sich zieht, abgewendet wissen. Ein junger Knecht hatte seinen Herrn bestohlen und wurde bestraft. Als er wieder entlassen war, suchte ich ihn auf, es gelang ihn zur gründlichen Erkentnis seiner Sünden zu bringen; er machte Ernst mit seiner Bekehrung. Als er aber dann bedenklich wurde, am Sontage eine vom Schlächter gekaufte Kuh nach der Stadt zu führen, zog er sich nicht allein den Zorn, sondern auch den Spott des Herrn zu, und wurde aus dem Dienst entlassen. Von dem Pastor aber wurde gesagt: „er habe dem jungen Menschen den Kopf verdrehet.“ Die jungen Mädchen werden den ärgsten Versuchungen ausgesezt und ihre Leichtfertigkeit und Ueppigkeit wird nicht gemisbilligt; wenn aber die Folgen ihres gottlosen Lebens offenbar werden, heißt es: der Pastor bekümmert sich um die jungen Leute nicht. Man muß sich daran gewöhnen, daß die weltlich oder irdisch gesinten Leute mit den Worten einen anderen Sinn verbinden, als sie gewöhnlich oder eigentlich haben. Wenn sie auch von Selsorge reden, so denken sie doch dabei besonders an ihren Götzen, d. h. an zeitlichen Gewinn oder Verlust. Die Sünde soll nur insoweit beschränkt werden, als sie zeitlichen Schaden herbeiführt. Um die Bekehrung des Herzens ist es ihnen nicht zu thun.

Wenn man bedenkt, daß in der Zeit, als die Nationalisten in den Pfarrhäusern in träger Ruhe wohnten, die Gemeinden fast ganz entwöhnt sind von ernstlicher Selsorge und Zucht, und daß das Geschlecht, das aus der Zeit herstamt, auch nicht einmal die notwendige Erkentnis im Confirmandenunterrichte und durch die Predigt erhalten hat, bei der die Selsorge anknüpfen kann, und wenn im Allgemeinen nur die Sünden als schädlich angesehen werden, die die irdischen Verhältnisse stören oder zeitliche Nachteile nach sich ziehen, so leuchtet ein, daß jezt große Schwirigkeiten zu überwinden sind, wenn der Pastor Selsorge üben will. Mancher junge Geistliche, der mit herzlich gutem Willen in das Amt kam, ist schon müde geworden. Ueber Selsorge auf Pastoralconferenzen schön zu reden, ist eben so schwer nicht, zumal wenn man einige Werke über praktische Theologie zur Hand hat, aber die That fehlt oft da am meisten, wo die Worte am schönsten lauten. Um eine tiefgehende Selsorge zu üben, gehört vor allen Dingen, daß der Pastor selbst seinen alten Menschen gründlich studirt hat und in den Heilswegen Gottes wirklich eigene Erfahrungen gemacht hat. Geistliche, die immerhin mögen eine orthodoxe Sprache führen, aber nur in doctrinärer Weise sich mit dem Kopf und der Zunge dem Evangelium zugewendet haben, mit dem Herzen aber noch in der Welt stehen, mögen wol zu ihrer eigenen Befriedigung gut geordnete Predigten halten, aber eigentliche Selsorge zu üben, sind sie nicht im Stande. — Der ganze Organismus der Kirche hat seine Lebenskraft nur allein in der Selsorge zu erweisen. Das Regiment der Kirche, das über Lehre und Wandel der Geistlichen zu wachen hat, kann seine Aufgabe nur lösen, wenn es in väterlicher Autorität und selsorgerischer Weise zu strafen und zu trösten versteht. Die Ehre und der Schmuck der Kirche ist die lautere reine Lehre und der gottselige Wandel der Knechte des Herrn, und das Regiment der Kirche ist dazu gesezt, daß es dahin sehe, daß den Gemeinden nicht menschliche Weisheit, sondern das Wort des Lebens gepredigt werde, und daß sie erbaut werden durch die gesunde Gottesfurcht der Pastoren. Dazu gehört aber, daß die kirchlichen Behörden selbst auf dem festen Grunde der Bekentnisse der Kirche stehen. Wenn die Erlasse der Consistorien sich nicht unterscheiden von den polizeilichen Verordnungen, und sich allein auf Paragraphen des Landrechts oder Cabinetsordren berufen, dann mag wol ein gewisses Maß der äußerlichen Ordnung aufrecht gehalten werden, aber das wahre

Leben wird nicht gefördert. Die Büreaukratie ist überall vom Uebel, aber im Regiment der Kirche hemmt und lähmt sie die Entwicklung und organisirt den Tod. Die kräftigen und lebendigen Naturen brechen durch und werden in die Opposition getrieben, in der sie leicht auf arge Abwege gerathen, und die geringeren Geister finden es bald bequemer, ganz in legaler Weise das Amt zu verwalten, und erfreuen sich der Zufriedenheit der Vorgesezten. Wenn ein Erlaß der kirchlichen Oberen in väterlicher Weise auf Grund der Bekentnisse und in Autorität des Wortes Gottes verfaßt ist, so wird er mit Freuden begrüßt und findet willige Herzen. Wenn man die alten Kirchenordnungen in ihrer gesalbten Sprache lieset, so kann man sich daran erbauen und fühlt sich angeweht von dem Geiste der Kirche. Es gibt alte Vokationen, die von wirklich frommen und gottseligen Patronen ausgestellt sind, die gar schön und erbaulich zu lesen sind. Die vornehmsten Arbeiten, die ein Geistlicher zu thun hat, entziehen sich dem Auge der Behörden und lassen sich weder befehlen, noch controlliren.

In dem Kirchenregimente haben die einflußreichste Stellung die Superintendenten; sie sollen recht eigentlich die Selsorger der Pastoren sein. Sie stehen ihnen so nahe, daß ein brüderliches Verhältnis wirklich vorhanden sein kann, und haben doch so viel Macht und Berechtigung, daß ihren Ermahnungen die Autorität und der Nachdruck nicht fehlen. Wenn der Superintendent die tieferen Aufgaben des geistlichen Amtes in lebendiger Weise erkant hat, so kann er viel Schaden und Aergernis abwenden. Es wird wol oft so geredet, als ob der Ephorus der Synode nur dazu da sei, die Befehle und Verordnungen, die von Oben kommen, weiter zu tragen und die Berichte, die von Unten kommen, zu begutachten und an die Behörden einzureichen, als ob die Verwaltung seines Amtes wesentlich nur in Actenschreiben, Listen- und Tabellen-Anfertigen bestehe. Die Superintendenten haben es aber selbst verschuldet, wenn ihr Amt in den Augen der Pastoren und Gemeinden so gering angesehen wird. Wo ein tüchtiger Mann an der Spitze des Kreises steht, der nicht blos schreibt, sondern mit den Lehrern und Pastoren im lebendigen Umgange verkehrt und auf reine Lehre und einen gottseligen Wandel hält, dem fehlt auch die Achtung und der Respekt nicht. Wenn ein Superintendent sein Amt recht verwaltet, so hat er einen großen Segen davon und seine mühevolle Arbeit wird ihm reichlich belohnt. Er hat Gelegenheit, die verschiedenen Gaben der Amtsbrüder kennen zu lernen, und indem er auf die Verirrungen und Vernachlässigungen aufmerksam machen muß, kann er sich nicht dem entziehen, sich selbst von dem h. Geiste strafen und ermahnen zu lassen. Der einzelne Pastor, der auf seinem einsamen Dorfe sizt, ist den großen Gefahren, die in der Isolirung liegen, ausgesezt. Der Superintendent dagegen behält einen freien Blick über größere Kreise, und sein doppeltes Amt, da er gewöhnlich an einer großen Gemeinde in einer Stadt steht, nimt seine Zeit und Kräfte so ganz in Anspruch, daß er geschützt ist gegen Versuchungen, die in der Unthätigkeit liegen, oder auf Dinge wie z. B. auf die Landwirtschaft verfällt, die leicht dahin führen, daß er das eigentliche Amt handwerksmäßig oder als eine Nebensache betreibt. Es liegt auch eine Macht darin, daß der Superintendent viele Superintendenten hat, die ihn beobachten und auf ihn sehen. Er soll den Pastoren ein Vorbild und ein Muster sein, und jedes Versehen oder jeder Misgriff, den er thut, wird nicht allein in seiner Gemeinde, sondern auch im ganzen Kreise bemerkt und besprochen. Der Pastor führt immer ein Leben, das dem öffentlichen Urteile unterworfen ist, der Superintendent aber ist in erhöhtem Grade dem öffentlichen Urteile hingegeben. Wenn es nun auch nicht die Aufgabe des Christen und des Geistlichen im Besonderen sein kann, nach dem Beifall der Menschen zu trachten, so ist es doch seine Pflicht, seinen Glauben mit einem gottseligen Wandel zu schmücken und sein Licht leuchten zu lassen vor den Leuten. Im Kampf mit der Trägheit und Schwachheit des Fleisches kann auch die Furcht vor dem gerechten Tadel der Menschen öfter die Versuchung überwinden helfen. Der Superintendent darf nicht vergessen, daß im Himmelreich der größte ist, der am meisten dient, darum liegt seine Macht nicht im Regieren, sondern im Helfen und Dienen, und darum ist es immer für den, der es verwaltet, ein reich gesegnetes Amt.

Die Kirchenvisitationen, die der Superintendent zu halten hat, können freilich nicht ohne die Revisionen von allerlei äußerlichen Dingen sein, die Gebäude, die Rechnungen, die Akten, die Kirchenbücher u. s. w. müssen Gegenstände der Verhandlungen sein, die Hauptsache aber ist doch immer der selsorgerische Verkehr zwischen dem Pastor und dem Superintendenten. Wie es aber oft geschieht, daß die Nebensachen die Hauptsache gänzlich verdrängen, so kann es auch hier leicht geschehen, daß der Superintendent gern zufrieden ist, wenn er im Gedränge der Zeit das Material zum officiellen Berichte gesammelt und die vorgeschriebenen Protokolle aufgenommen hat, und der Pastor ist glücklich, daß die mancherlei Schreibereien, Beantwortung der Visitationsfragen, Ausarbeitung und Abschrift der aufgegebenen Predigt u. s. w. endlich beseitigt sind, daß die unterbrochene Ruhe des Hauses wieder hergestellt ist und der Superintendent nichts gesehen und bemerkt hat, was zu ferneren Schreibereien Veranlassung gibt. Wenn es überhaupt wenige Pastoren gibt, die die nötige und unentbehrliche Weisheit und Demut besitzen, um wirkliche fruchtbringende Selsorge zu üben, so darf man nicht übersehen, daß ein visitirender Superintendent nicht immer grade der demütigste Mann ist, und daß es keine geringe Sache ist, daß ein Pastor sich selsorgerisch behandeln läßt. Aufmerksam machen auf die Unordnung und Unvollständigkeit der Akten, auf diese oder jene formellen Mängel in der gehörten Predigt, auf diese oder jene Klage, die in der Gemeinde laut geworden ist, näher eingehen, das geschieht wol, aber die eigentliche Selsorge, die dem visitirten Pastor und seinem Hause wirklich zu innerlichem Segen wird, daß er und die Seinen wieder erfüllt werden von der Verantwortlichkeit der Stellung der Gemeinde gegenüber, und daß die oft recht drückenden Sorgen, die in vielen Pfarrhäusern herschen, wieder in ihre Schranken verwiesen wer

den, daß der Pastor selbst die schwere Last seines Amtes fühlt, und seine Sele aufs Neue in die Geheimnisse der Gnade und Barmherzigkeit Gottes versenkt und mit neuer Liebe und Hingabe an den Herrn erfüllt werde, ist selten das Resultat der Visitation. Die Behörde, die die Superintendenten zu wählen und zu bestellen hat, trägt eine sehr schwere Verantwortlichkeit auf sich. Es soll ein Mann sein, der gute Gaben für die Predigt hat, der pünktlich in Besorgung der vielen äußerlichen Dinge ist, der von Herzen fromm ist und auch in dem Kreise in Achtung und Ansehen steht, und der auch in wissenschaftlicher Hinsicht mehr als gewöhnlich befähigt ist. Aber wo sind die Männer zu finden, die alle diese Eigenschaften in sich vereinigen? und es komt immer darauf an, welche von diesen Anforderungen als die erste und vornehmste angesehen wird. Es gibt Superintendenten, die wirklich in dem Kreise, in dem sie stehen, großen Segen stiften, die es verstehen, die jungen Geistlichen väterlich zu leiten und sie in der ersten Liebe vor Verirrungen zu bewahren, die es verstehen, die älteren Amtsbrüder zu trösten und gegen Ermüdung zu schützen, aber die Schreibereien und Listen und Tabellen, das Rechnen und Geldeinschicken ist ihnen so zuwider, daß sie säumig darin sind und den Behörden unbequem werden. Andere Superintendenten sind ganz correkte Leute, das Archiv ist in vorzüglicher Ordnung und im ganzen Jahre ist kein Excitatorium eingegangen, aber sie verstehen nur der Büreaukratie der Behörden, nicht aber der Oekonomie des Reiches Gottes zu dienen. Es gibt Superintendenten, die eine Befriedigung darin suchen, daß die Zahl der bearbeiteten und erledigten Nummern im Journale im Wachsen begriffen ist, und die besonders viel seufzen über die Arbeiten, die sie zu bewältigen haben, aber die eigentliche Bedeutung ihrer Stellung und die eigentliche Aufgabe ihres Amtes ist ganz aus ihrem Gesichtskreise verloren gegangen. Viele Pastoren gehen unter, weil sie zu wenig zu thun haben, und etliche Superintendenten schläfern ihr Gewissen ein, weil sie meinen, sie hätten zu viel zu thun, um das zu thun, was doch die Hauptsache des Amtes fordert. Als einmal ein tüchtiger Superintendent an rückständige Berichte erinnert wurde, antwortete er: ich bin täglich erst Pastor für die Gemeinde, und dann Pastor für die Synode, und dann erst Superintendent für die Regierung und das Consistorium.

Wenn der Superintendent in das Pfarrhaus des Amtsbruders komt, so soll er nicht mit leeren Händen kommen, sondern sie sich haben füllen lassen von dem, von dem alle guten und vollkommenen Gaben kommen. Wenn sich am Abend oder Morgen das Pfarrhaus versammelt, ist es gut, wenn er die Andacht hält und das Gesinde und die Kinder kräftig erinnert, daß sie im Pfarrhause wohnen, und wenn das Haus zur Ruhe oder an die Arbeit gegangen ist, sucht er Gelegenheit, mit dem Amtsbruder brüderlich in der Studirstube zu verkehren. Als einmal ein zum Stockbüreaukraten heruntergekommener Superintendent endlich sein Amt niederlegte und die Frage die Leute beschäftigte, wer sein Nachfolger sein werde, wurde ein Geistlicher genant, der in der ganzen Gegend als ein besonders thätiger

Selsorger bekant war; da sagte sein Patron: „der Mann ist wirklich zu schade zum Superintendenten", weil er meinte, daß der Superintendent nur äußerliche Dinge zu besorgen habe. Je nachdem die Aufsichtsbehörden sind, darnach fällt auch die Wahl der Superintendenten aus, und je nachdem die Verfügungen lauten, die von Oben kommen, danach lauten auch die Antworten, die von Unten kommen.

Nachrichten.

Bericht über die lutherische Pastoralconferenz zu Kamin,

den 6. und 7. September 1865.

Trotz der ungünstigen Ernte, die für Prediger und Lehrer auf dem Lande ein schweres Misgeschick ist, war die Teilnahme an der Kaminer Conferenz nicht geringer als sonst. Der Segen Gottes troff reichlich, so daß auch den zweiten Tag fast noch alle Teilnehmer (c. 100) da waren; die schönste Witterung begünstigte die Feier, und der Sonnenschein am Himmel spiegelte sich in den Herzen wieder. Schon am Vorabend bei der Begrüßung war die Kapelle reichlich gefüllt und erscholl viel fröhlicher Willkomm! Am 6ten begann die Beichte die Feier; arme Sünder kamen und wollten Gnade schöpfen. Man sang: Ich komm, o höchster Gott, zu dir, psalmodirte Ps. 130, darauf hielt Sup. Meinhold die Beichtrede über das: „Ihr seid das Salz der Erde", scharf gesalzen, erteilte und empfing die Absolution, und dankte mit den Worten des 103. Psalms. Unmittelbar daran schloß sich der Hauptgottesdienst. Die Gemeinde sang: Herr Jesu Christ, dich zu uns wend, und nach dem Eingangsspruch des Pastors „Ehre sei dem Vater ꝛc." Nach dem Sündenbekentnis sang der Dom-Chor: O wir armen Sünder u. s. w. in altkirchlicher klagender und ergreifender Melodie. Nach dem Gnadenspruch sang der Pastor lateinisch: Gloria in excelsis Deo, damit in dem hebräischen Hallelujah, griechischen Kyrie, lateinischen Gloria die Einheit der Kirche durch alle Zeiten zur Anschauung komme. Der Chor respondirte: Und Friede ꝛc. Wir loben dich ꝛc. (Mel. der Pomm. K. O., Harmonie v. Schenk). Dann sang die Gemeinde: Allein Gott in der Höh sei Ehr, V. 1; P. nach dem: „der Herr sei mit euch" die Collekte und Epistel; die Gem. respondirte: „Und mit deinem Geiste, Amen, Hallelujah". Dann das Evangel., Resp.: Ehre sei dir Herr. Danach sang die Gemeinde: Wir glauben all ꝛc., der Chor: Komm, heilger Geist, V. 1 (Mel. v. 1523), die Gem.: Dir, dir Jehova, V. 1—4. 7. Danach hielt P. Seliger aus Stresow, Syn. Bahn, die erste Katechismuspredigt dieses Jahres über: „Vater unser, der du bist im Himmel", eine Predigt, gleich schön an Gehalt, Form und Vortrag, die Herzen schmelzend und hinnehmend. Nun folgte nach dem Kirchengebet und V. U. das: Christe, du Lamm Gottes, die Präfation und das große festliche Heilig der Domkirche mit Posaunen; danach V. U., Einsetzungsworte gesungen, von der Gem. Amen und „Gelobt sei der da komt ꝛc." respondirt; darauf die Spendung mit den Worten: „Das ist der wahre Leib ꝛc." unter dem Gesang des „Schmücke dich, o liebe Sele" 1. 2. 7. 8. 9. Danach P.: Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich; G. Und seine Güte ꝛc.; P. Schluß-Collekte und Segen; G. Amen und Gott sei gelobet, V. 1. Man hatte ein Gefühl von dem: „Sie

werden trunken von den Gütern deines Hauses, du tränkest sie mit Wollust als mit einem Strom; denn bei dir ist die lebendige Quelle, und in deinem Lichte sehen wir das Licht", Ps. 36.

Nach einer halbstündigen Pause begann die Conferenz in der Kapelle nach Gesang und Gebet mit dem einleitenden Vortrag des Ordners, Sup. Meinhold, welcher hauptsächlich der Freude Ausdruck gab über das gute Zeugnis gegen Schenkels Irrlehren, welches z. B. fast die ganze Pommersche Geistlichkeit unter Vorgang ihrer geistlichen Konsistorialen abgelegt, und sodann der Spannung Ausdruck gab, mit der man erwarte, was die Kirchenbehörden in Preußen nun thun werden, nachdem Prof. Hanne in Greifswald dieselben Irrlehren als Schenkel öffentlich ausspricht (Nr. 30 der Protest. K. Z.), und mit einem Gebetswunsch für die Preußische Landeskirche und ihre Behörden schloß. Danach gab Sup. Schenk aus Gingst, der Herausgeber der Pommerschen Hand-Agende und des Musik-Anhanges zur luth. Gottesdienst-Ordnung, das erbetene Referat über lebendige Gestaltung der Liturgie innerhalb der Schranken der Agende von 1829. Das Referat wie die folgende Besprechung zeigten, daß die Liturgie von manchen Geistlichen gar zu geistlos gehandhabt wird und daß es lediglich Schuld derselben ist, wenn viele Gemeinden sie nicht lieben. Es wurde dringend ermahnt, die Agende von 1829, so wie die alte von 1568 (und die Schenk'sche) fleißig zu studiren und auszunutzen. Die Monatsschrift für die luth. Kirche wird das Referat ganz, so wie eine Reihe von einschlagenden Aufsätzen des S. Meinhold bringen. Danach gab der Archid. D. Wangemann einen höchst interessanten Bericht über seine im Interesse des luth. Gotteskastens zu den Böhmen, Mähren und Ungarn (Slowaken) unternommene Reise. Auch diesen Bericht wird in seinen Hauptzügen die Monatsschrift veröffentlichen. Den Schluß bildete ein eingehendes Referat des P. Busch zu Gülzow über das, was von Kirchenzucht heute räthlich und möglich sei. Leider blieb zur Besprechung und zur Mitteilung von gemachten Erfahrungen nicht Zeit übrig; Beides ist ausdrücklich für k. J. vorbehalten worden. Schluß mit Gesang und Gebet.

Um 4 Uhr fand gemeinsames Mittagessen statt, gewürzt durch eingelegte Gesänge aus des teuren Vater Volkening Missionsharfe. Um 6 Uhr hielt P. Quistorp-Ducherow eine Versamlung von Lehrern der Synode in Sachen des Pommerschen Lehrerbundes und Rector Kasten-Kamin eine Versamlung der Brüder vom Wingolf, die unter den Conferenz-Gästen waren. Um 8 Uhr war Abendgottesdienst im dichtgefüllten Dom. Gem.: Sieh hier bin ich, Ehrenkönig, V. 1—3; P.: Gebet, Chor psalmodirt Ps. 110; P.: biblische Lection aus Joh. 18 und 19; Chor nach Palestrina: Was habe ich dir gethan, mein Volk ꝛc.; G.: Ach bleib mit deiner Gnade. Dann hielt P. Witte aus Bandekow bei Plathe im Anschluß an 1 Joh. 3, 19—22 eine recht stille machende Predigt über das Stillewerden des Herzens. Dann sang die Gem.: Laß mich dein sein ꝛc., und nach Collekte und Segen des P. der Chor nach Grell: Lobe den Herrn meine Sele, Ps. 103, 1—5, und die Gem.: Lobe den Herren, was in mir ist, lobe den Namen ꝛc.

Am 7. September hielt der Ordner nach Gesang und Gebet einen kurzen biblischen Vortrag über 1 Tim. 3, 15 — 4, 2, die

Summa der christlichen Lehre und die Warnung vor Irrlehrern. Er teilte sodann aus Nr. 30 der Prot. K. Z. des Herrn Hanne sogenante „protestantische Thesen" mit. Man beschloß einstimmig, seinem Unwillen öffentlichen Ausdruck zu geben und jener Verläugnung gegenüber das Bekentnis des alten Glaubens zu wiederholen. Die Adresse ist in der Ev. K. Z. bereits abgedruckt. Es folgte nun eine Fortsetzung der Besprechung von Euen's Thesen über Amt und Regiment der Kirche. Dagegen, daß das Amt der Apostel, Bischöfe, Pastoren ꝛc. dasselbe und von Christo selbst gestiftet sei und kraft dieser Stiftung sich selbst fortpflanze (Ausnahmen zeigen eine Not der Kirche an), fand wenig Widerspruch statt. Da im Apostolat Amt des Wortes und Regiment zugleich gesezt sind, so ist möglich, jenes oder dieses als das Primäre zu betrachten, aus welchem das andere notwendig herauswächst. Die eine Anschauung ist die der Katholischen, die andere die der Protestanten. Beide Anschauungen suchten sich gegen einander zu setzen und zu halten. Eine Einigung wurde nicht erzielt, war auch nicht beabsichtigt, wol aber wuchs die gegenseitige Würdigung. — Nachdem dann der Vorsteher der Züllchower Anstalten, G. Jahn, über diese und über das Blatt: „der Züllchower Bote", seine Bitten und Klagen ausgesprochen, faßte schließlich der Vorsitzende die Eindrücke dieser Tage in kurzem Schlußwort zusammen, was man mit Gesang und Gebet besiegelte. Die Tisch-Collekte beider Tage wurde zwischen Gotteskasten und Züllchow geteilt. Nach Tisch fuhr der größte Teil der Gäste mit dem Dampfboot ins Meer. Abends 8 Uhr sammelte sich noch einmal Conferenz und Gemeinde im Dom zum Schluß-Gottesdienst. G.: Auf, hinauf zu deiner Freude, V. 1. 2. 5; P.: Gebet; Chor psalmodirte Ps. 126 (vierstimmig); P.: Lection Psalm 137; Chor: Wehklage des Propheten Jeremias (Nanini); G.: Jerusalem, du hochgebaute Stadt, V. 1. 4. 5. 7. 8. Darauf hielt P. Bindemann aus Tribsow bei Kamin eine kräftige, mitziehende Predigt über das: Wir haben hier keine bleibende Stadt, die zukünftige suchen wir. Danach sang die Gemeinde: Auf hinauf, das Droben suche ꝛc. P. sang Simeons Lobgesang und Aarons Segen. Darauf sang der Chor das schöne alte Lied der Böhmischen Brüder: Geht hin, die ihr gebenedeiet und in Christo auserwählet seid, geht hin mit Freuden in Frieden; Gott richt' all eure Tritt ꝛc. Die Gemeinde antwortete: Unsern Ausgang segne Gott u. s. w. Darauf verließen Einheimische und Gäste das schöne Gotteshaus, mit Knak singend: Laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn! Meine Sel' ist voll Verlangen, Ihn auf ewig zu umfangen und vor Seinem Thron zu stehn.

Noch ist nachzutragen, daß am Mittag des zweiten Tages von 12 — 1 Uhr eine Pause war in der Conferenz, während welcher Br. Wangemann mit seinem Domchor die Ohren und die Herzen der Conferenz- und vieler andern Gäste weidete mit altkirchlichen Klängen und Sängen. Man sang das: Stille Nacht, heilige Nacht (neu); Gelobt sei Gott im höchsten Thron (Vulpius 1609); O Kind, o wahrer Gottessohn (ein altes Pastorale); In dulci jubilo. Ferner die Passions-Melodien: O ihr Selen, nehmt zu Herzen (Nanini); Siehe wie der Gerechte muß sterben (Gallus 1550); O bone Jesu (Palestrina); Christus unser Heiland für uns geopfert (Böhm. Brüder); Adoramus von Perti; Ich weiß, daß mein Erlöser lebt (Joh. Mich. Bach); Psalm 19 und 70 (psalmodirt, vierstimmig); Sei Lob und Ehr (fünfstimmig von Eccard). Den Schluß machte Grell's schöner Satz: Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist ꝛc.

Es war den Teilnehmern der Conferenz, Gästen und Einheimischen, als wäre dieselbe noch nie so schön gewesen. Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen. Hallelujah.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 28. October. № 86.

Die Kirchthür.

„Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an" (Offenb. Joh. 3, 20). Es wird nicht leicht jemand aus diesem Worte des Herrn den Schluß ziehen, daß die Kirchthüren in Laodicea Tag und Nacht verschlossen gewesen seien. Auch würde die Archäologie gegen dergleichen exegetische Erhebungen Verwahrung einlegen. Aber das kann Niemandem verwehrt sein, im Verlaufe seiner Meditation über diese apokalyptische Perle von der großen Heerstraße der drängenden und treibenden Gottesgedanken für einen Augenblick abzubiegen und dem Kirchlein, das am Wege steht, einen kurzen Besuch abzustatten. Sein bescheidener Name prangt freilich in keinem exegetischen Reisecommentar. Aber das ist auch gar nicht nötig. Es gibt auch Veilchen außerhalb des Herbariums. Und die Kirchen sind ja nicht blos erbaut für kunstgierige Touristen. Darum nur getrost hinein!

Sonderbarer Schwärmer! Es ist nicht römischer, sondern lutherischer Boden, auf dem du stehst. Du wirst von Glück zu sagen haben, wenn du das ersehnte Ziel überhaupt erreichst. In jedem Falle wirst du dich gefaßt machen müssen auf ein Rennen mit Hindernissen, auf eine abkühlende Quarantaine. Siehst du die verwitterte Holzfläche und wie sie dich anstiert? Es ist eine Thür. Sie will sagen: Wozu wär ich denn da, wenn ich dir nicht den Weg versperren sollte! Kann man offenherziger sein bei aller Verschlossenheit? Es ist dir erlaubt, darüber nachzudenken. Zeit hast du. Und das ist die Hauptsache. Was du sonst noch haben mußt, das wird dir der Küster beim Abschied begreiflich machen.

Es ist doch seltsam. Ein Gotteshaus hinter Schloß und Riegel, damit ja Niemand in Versuchung komt, einzutreten. Als ob der Herr gesagt hätte: Nötige sie, draußen zu bleiben! Als ob es solcher Nötigung überhaupt noch bedürfte! Und wenn sie sich ja einmal aufthut, die schöne Pforte — wie lange denn? Unfreiwillige Haft droht dem Säumigen, der nicht alsbald wieder das Weite sucht. In der That, die Consequenz und Zähigkeit, mit welcher noch immer von unserer Kirche an dem Grundsatz der Verschlossenheit und der Leere festgehalten wird, kann kaum weiter getrieben werden. Unbegreiflich aber ist es, wie die Unsitte, dem Hause Gottes in der außergottesdienstlichen Zeit ein Schloß an den Mund zu legen, noch immer fortbesteht, trotz der überhand genommenen bessern Erkentnis. Wie stimmen doch die zugeschlossenen Kirchthüren beispielsweise zu der Ausrodungs- und Wegbereitungsarbeit der innern Mission? Was soll das heißen, den Leuten auf tausend Wegen wieder zur Kirche helfen wollen und sie doch sechs Tage in der Woche vor der verschlossenen Kirchthür vorübergehen lassen? Die Leute aus allen Höhlen und Herbergen zur Kirche reizen und ihnen doch nicht einmal die Möglichkeit gönnen, sich gelegentlich, wär's auch auf einem Arbeitswege, davon zu überzeugen, wie eigentlich eine Kirche von innen aussieht? Mit der einen Hand die Kirche aufschließen, mit der andern sie zuhalten? Denn wer's auf die Kirche, als den Leib des Herrn, abgesehen hat, der hat's doch damit selbstverständlich auch abgesehen auf die Kirche als sein Haus. Ich glaube an die Kirche und ich gehe in die Kirche, das steht doch nicht unverbunden neben einander. Wird das nun wol im Willen des Herrn liegen, sich ein steinern Haus bauen zu lassen, welches zehn Monate im Jahre verschlossen ist, während die Thore des neuen Jerusalems Tag und Nacht offen stehen? Ein Haus, in welchem auf sechs Tage Ebbe erst ein Tag Flut komt? Ein Haus, da außer den officiellen Empfangsstunden keine Sele Zutritt hat? Ein Haus endlich, dem es nur um periodische Fülle zu thun scheint, das sich für eine vereinzelte Armensünderfele und für eine zerlumpte Dämmerungsgestalt zu groß und vornehm dünkt? Das wird doch Niemand im Ernst behaupten wollen, und doch wecken und nähren unsere Gotteshäuser diesen Verdacht noch fort und fort.

Ihre Thürangeln rasten und rosten in den Armen der Gewohnheit. In den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts scheinen die Kirchengebäude noch vielfach offen gestanden zu haben. Die Sebalduskirche in Nürnberg ist bis 1603 unverschlossen gewesen (Tholuck, das kirchl. Leben d. 17. Jahrh. 1. Abth. S. 123). Es handelt sich also um eine zweihundertjährige Gewohnheit. Wie ist sie entstanden? Nun, das ist doch gewiß nicht die Absicht gewesen, den Leuten den handgreiflichen Beweis zu liefern, daß die Kirche nicht ist ein Wirtshaus, in dem man nach Belieben ein- und ausgeht, sondern daß sie vielmehr ist eine feste Burg, in der Niemand Einlaß findet, der nicht wenigstens die Legitimation eines Sontagschristen, etwa das Gesangbuch und den Sontagsrock, vorzeigen kann. Näher liegt vielmehr der Gedanke an Verunreinigung und Misbrauch der gottesdienstlichen Gebäude, welchem durch Verschließen derselben

vorgebeugt werden sollte, sowie an die Unbequemlichkeit der Ueberwachung derselben. Am nächsten der Wahrheit komt es aber wol, wenn man sagt: Unsere Kirche hat ihre Thüren in der außergottesdienstlichen Zeit zugeschlossen, weil sie keinen Nutzen davon einsehen konte, sie offen zu lassen. Die Voraussetzung war, daß die Kirche nur für casuelle kirchliche Acte und um der öffentlichen Erbauung willen da sei, oder in der praktischen Anschauung des Volkes, für den Geistlichen. Dem wird sie aufschlossen, immer seltner, hinter dem schließt sie sich, immer öfter mit der Zeit. „Wie Büreaux, sagt A. Reichensperger, die geschlossen werden, sobald der Dienst zu Ende und der Beamte nach Hause gegangen ist.“ Und das mochte zur Not noch hingehen in einer Zeit, wo tägliche liturgische Matutinen und Vespern, und selbst in kleinern Städten, wie Torgau, fünf Wochengottesdienste gehalten wurden (cf. Tholuck a. a. O.). Aber jezt? Das Leben und Treiben der Werkeltage, welches brandend an die Mauern der Kirche schlägt, kalt und zugeknöpft wird es von ihr angeschaut und ertragen. Mitten im kreisenden Strudel des Marktes und der Straße liegt das Gotteshaus eine verschlafene, träumende Steinmasse, verpallisadirt wie ein Pulvermagazin. Die Tummelplätze der Welt winken gastlich und einladend vom Morgen bis zum Abend, das Haus Gottes ist ein unwirtlicher Park, in dem sich das bestaubte Herz nur zu gewissen Stunden erholen darf. Die Thore des Unglaubens stehen Tag und Nacht offen, an der Kirchthür machen die Leute in der Regel erst am Sontagmorgen die Entdeckung: „Und sie bewegt sich doch!“ Ist's ein Wunder, daß der kirchliche Gottesdienst überhaupt in der Anschauung der Masse zu einem Sontagsinstitut herabgesunken ist? Die verschlossene Kirchthür hat dazu redlich mitgeholfen. Sie hat noch mehr geleistet.

Es wird vielleicht manchem kirchengeschichtlichen Ohr absurd klingen, verschlossene Kirchthüren und Winkel- und Conventikel-Christentum in einem Athem nennen zu hören. Es wäre auch in der That mehr als absurd, wollte man den Schlüssel für derartige Erscheinungen lediglich an den Kirchthüren suchen. Wo zugeschlossen wird, da kann ebenso gut ein- als ausgeschlossen werden. Es komt ganz auf den Standpunkt an. Aber so unbeteiligt, wie sie erscheinen könten, sind sie doch nicht bei dem separatistischen Handel, die stämmigen Kirchthüren, wie man schon daran erkent, daß sie sich selber häufig ihrer Abkunft schämen und ihre, wenn auch höchst kieferne, dabei aber doch ganz ehrenwerte Person in lächerlicher Eitelkeit von irgend einem Malerpinsel nobilitiren, d. h. überkleistern lassen. Was wir meinen ist dies. Das Gotteshaus ist ein Gemeinschaftshaus, das geistliche Centralhospital der Gemeinde. Jedes Haus in der Gemeinde hat einen, wenn auch noch so bescheidenen Baustein dazu geliefert. Es ist Gemeindebrunnen, Gemeindeherd, Gemeindeherberge, Gemeindebetkämmerlein, es ist das ideale Daheim der Gemeinde. Als wie um eine Sonne bewegt sich das Gemeindeleben planetartig um die Kirche her, von ihr angezogen, geregelt, durchleuchtet, erwärmt. Alle Wege in der Gemeinde münden in die Kirche. Was irgend in das Bereich kirchlicher und religiöser Interessen fällt, das drängt centripetalkräftig nach dem Gotteshause hin, in gutem und schlimmem Sinne. Die Gemeinde hat ein eminentes Interesse an ihrem Gotteshause. Und was von der Gesamtheit gilt, das gilt auch von dem Einzelnen. Nun trent sich ein nicht blasirter Mensch kaum von einer Mietswohnung, in die er sich eingelebt hat, ohne schon lange im Voraus mit einem gewissen Gefühl von Unruhe und Wehmut die liebgewordenen Räume zu durchwandeln, überlegend, ob denn durchaus geschieden sein müsse. Mit welch ungleich tiefern und stärkern Wurzeln hängt ein Christ an seinem Gotteshause. Ein dürrer, erstorbener Zweig freilich fällt schmerz- und kampflos vom Baume herab, ein grüner, lebendiger aber reißt sich blutend los, mit eignem Widerstreben. Sollten denn nun Taufstein, Altar, Beichtstuhl, Kanzel, Orgel, an denen Sontags vielleicht steht der Gräuel der Verwüstung, dadurch so gänzlich verdorben und vergiftet sein, daß Auge und Herz auch dann an ihnen sich ärgern müßten, wenn sie während der Woche einsam und schweigend trauern über ihren eignen Verfall? Ruht nicht noch immer auf ihnen Weihe und Segen aus der Väter Zeit! Predigen sie nicht von einem Sieg nach viel tieferem Unterliegen! Mahnen sie nicht: Wer glaubt, der fleucht nicht! Ist nicht auch ihr Sonnenuntergang eine Weissagung auf das anbrechende Morgenroth! Aber wer verhilft einer armen, an der eignen Kirche verzweifelnden Sele zu solcher Predigt! Büchsel (Erinnerungen, I. S. 160) empfiehlt sie dem Pastor. Der soll oft ganz allein in die leere Kirche gehen, Kanzel und Altar still betrachten, auch die Kronen an den Wänden reden lassen. Warum nur der Pastor? Warum nicht ebenso gut der geringste Tagelöhner? Die Kirchthür ist ihm verschlossen. Aber an ihr vorüber führt der Weg zu dem allezeit offenen Hinterstübchen des gleichgesinten Bruders. So wird Mancher, der sich um des Gewissens willen von dem Besuch des öffentlichen Gottesdienstes glaubt fern halten zu müssen, eine leichte Beute der Sectirer auch aus dem Grunde mit, weil ihm die Kirche nicht einmal gestattet, seine Privaterbauung in ihr zu suchen. Vielen endlich fällt selbst Sontags der Gang zur Kirche so erstaunlich schwer, weil sie während der sechs Wochentage weder selbst an die Möglichkeit eines solchen Ganges denken, noch auch durch das Beispiel anderer auf denselben hingewiesen werden. Der Mensch kann eben nur da heimisch werden, wo er täglich und stündlich ein- und auszugehen Gelegenheit hat.

Im engsten Zusammenhange mit der Kirche steht also die Privaterbauung, und somit das Gebet. Die Kirche ist wesentlich nicht eine, sondern die Stätte der Anbetung. „Mein Haus ist ein Bethaus.“ Sontags in der Kirche betet mancher, der außerdem vielleicht schwerlich die Hände faltet. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, was Luther in seiner Kirchenpostille schreibt: „Es darf Niemand sagen, daß das Gebet in der Kirch besser sei und eher erhört werde, als auf dem Felde oder an einem andern Orte. Wo Gottes Wort klingt, es sei im Wald oder Wasser oder wo es ist, da ist ein Bethel, daß man da sagen: Hier wohnet Gott.“ Wer wollte das nicht unterschreiben

Gleichwol, für den großen Haufen, und der ist sehr groß, hat es mit dem Gebet sein Bewenden in dem Hause Gottes. Denn da betet sich's leichter und besser, als sonstwo. „Es ist eine empirische Thatsache, daß wir an den Oertern leichter beten, die durch öfteres Beten eine objective Weihe erhalten haben. Der Grund ist leicht einzusehen. Unsere irdische Welt ist allem weltüberwindenden christlichen Thun so überaus feindlich, was auch ganz natürlich ist, denn Niemand läßt sich gern überwinden. Mit unserer geringen christlichen Lebenswärme stehen wir in ihr wie mitten in der Winterkälte. Wo daher christliche Bethätigungen bereits stattfanden, da befällt uns dasselbe behagliche Gefühl, wie wenn wir im Winter in eine gewärmte Stube hereinträten. Wir fühlen uns alsbald gestützt und getragen von der günstigeren Räumlichkeit und bewegen uns freier und leichter." (Culmann, Christl. Ethik, S. 171). Der absolut geweihte Ort aber und die absolut günstige Räumlichkeit ist und bleibt das Haus Gottes. Es liegt auf der Hand, welche tiefen Wunden nun dadurch dem Gebet geschlagen werden müssen, daß ihm diese Stätte außer der Zeit des öffentlichen Gottesdienstes beharrlich verschlossen bleibt. Man verweist die Leute mit dem Gebet in ihr Kämmerlein, auf Grund der Schrift. Ja, aber Tausende besitzen nicht einmal ein solches. Der Schmutz und Lärm einer elenden Spelunke ist ihr stilles Kämmerlein. Und wenn sie eins besäßen, ein stilles, bequemes, wol gar mit Teppichen und Polstern belegtes Kämmerlein — nun, Gott der Herr weiß, wie vieler Knie sich ihm beugen im Kämmerlein, wie vieler nicht. Wir aber wissen, es geht ein Mensch eher zehn Mal in die Kirche, ehe er die Thür seines Kämmerleins ein Mal hinter sich zuschließt, um zu beten zu seinem Vater im Verborgenen. Man weist die Leute hinaus in den Tempel der Natur. Das ist gar nicht einmal immer wolgethan, wegen des häßlichen Beigeschmacks. In dem Tempel ergehen sich ja all die schönen Selen, die einmal aus der Ferne haben läuten hören von einem Gott, der nicht wohnet in Tempeln von Menschenhänden gemacht, und von seiner Anbetung im Geist und in der Wahrheit, die Gebildeten unter den Verächtern der Kirche und den Anhängern einer wild wachsenden Religion. Der Landmann betrachtet die Natur mit andern Augen, als der verwaschene Städter. Seine Naturbetrachtungen sind in hohem Grade gesund und nüchtern. Eben darum dürfte er sich nur selten den Acker zur Gebetsstätte ausersehen. Dazu ist er ein Mann der Ordnung. Auf dem Acker wird gearbeitet, in der Kirche gebetet. Da, unter Dach und Fach, findet nun einmal unser Volk seinen Gott am leichtesten. Anstatt es darum mit seinem Gebet aus der Kirche auf den Feldrain und in den Wald zu verweisen, sollte man ihm lieber die Kirchthür wieder aufschließen. Es hat ja ohnehin Mühe genug gekostet, ehe der wilde Zweig in den guten Oelbaum ist eingepfropft worden. Für die halb oder ganz obdachlosen Massen der großen Städte endlich klingt es geradezu wie ein Hohn, das Gebet aus freier Hand auf Tritt und Schritt zu empfehlen. Eine wilde Jagd von Mensch und Vieh, Straßenschmutz und Schacherlärm, Bierkeller und Fabrikfäle — man braucht wahrhaftig kein Dienstmann zu sein, um zu begreifen, daß in solcher Atmosphäre jedes Gebet ersticken muß. Auf den Schlachtfeldern der Industrie ist weder Zeit noch Raum zum Gebet, zur Ruhe, zur Samlung. Die vornehmen Leute wissen das recht gut. Sie enteilen aufs Land. Den Armen hat man sogar den Frieden und das Asyl der Kirche verschlossen!

Eine gewichtige theologische Stimme bedeutet uns: „Die Gemeinden haben das Recht aufgegeben, zu jeder Zeit in die offne Kirche zu gehen." Das soll doch wol heißen: Sie haben's aufgegeben, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, darum hat man's ihnen genommen. Dem sei indeß wie ihm wolle, aufgegeben oder genommen, das Recht besteht noch heute fort so gut wie die Pflicht, es der Gemeinde ungeschmälert wieder zurückzugeben. In solchen Dingen gibt's keine Verjährung. Möglich nun, daß einem großen Teile der Gemeinde gar nichts an dieser Restituirung gelegen ist, daß sie dagegen remonstrirt — eine Minderheit von 7000 wird sich immer finden, die mit Freude und Dank die Wiederbelebung einer alten guten Sitte begrüßt. Von den Widerstrebenden gilt dann einmal: Beneficia obtruduntur. Möglich ferner, daß es selbst unter den Pastoren nicht an solchen fehlt, die der herkömlichen Praxis den Vorzug geben, weil sie von der neuen kein Heil erwarten können. Aber die würden im umgekehrten Falle ebenso handeln. Sie mögen bedenken, daß man doch nicht eigentlich und zunächst um des Pastors willen die Kirche besucht. Es läßt sich denken, daß es in einem Gotteshause auch einmal ohne Pastor recht erbaulich hergehen kann. Sie mögen bedenken darnach, daß man auch einmal eine Kirche besuchen kann außer der Zeit des geordneten Gottesdienstes, ohne der Kunstschwelgerei fröhnen zu wollen. Zu diesem Ende besuchen wir wol meist die Kirchen in katholischen Landen. Daraus folgt indeß nicht, daß wir's nun mit unsern eignen ebenso machen müßten. Sie mögen bedenken endlich, daß die Zeit der Ringmauern und der verschlossenen Thüren überhaupt vorbei ist auf allen Gebieten menschlichen Lebens, daß kein Gesetz mehr besteht, welches bei Strafe die Leute nötigt, hereinzukommen, daß ihre eigne Studirstube der Gemeinde Tag und Nacht offen steht und offen stehen muß. — In hellen Haufen freilich wird die Menge nicht alsobald einströmen, wenn die Schleusen geöffnet sind. Manche Kirche wird wochenlang außer Sontags von keinem menschlichen Fuße betreten werden. Die Kirchenlosen werden es möglich machen, in der Aufhebung die Errichtung einer Schranke zu verschreien. Auf die Begriffsverwirrung versteht sich ja unsere Zeit meisterhaft. Das ist nicht anders zu erwarten. Es genügt, daß die Kirchen überhaupt offen stehen, daß sie auch während der Wochentage jeden Vorübergehenden grüßen mit einem freundlichen Sontagsangesicht, daß sie einem Jeden die Möglichkeit bieten, jederzeit einzutreten. Mit der Zeit wird dann manchen die Lust anwandeln, dem alten Mütterchen oder dem durchreisenden Handwerksburschen den stillen Gang nachzuthun, wär's auch nur aus Neugierde, zu sehen, was die eigentlich im Hause Gottes schaffen. Aus neugierigen Zuschauern werden oft unverhoffte Teilnehmer. Eine Kohle ent-

zündet die andere. Das Gebet ist eine Macht, die jeden, der in ihr Bereich komt, unwillkürlich in die betende Bewegung hineinzieht. Wenn wir einen Menschen beten sehen, so ist's, als ob wir ihn essen sähen. Durch den fremden wird der eigne Appetit gereizt, unbewußt, wider Willen, zumal in der Gebetsluft des Gotteshauses, die auf geistlichem Gebiete wirkt, was die Seeluft auf leiblichem. Diese Erfahrung machen wir ja häufig in katholischen Kirchen. Die betritt mancher Lutheraner, um eine Eselin zu suchen, und siehe, er findet, wenn auch nicht gerade ein Königreich, doch aber, daß er trotz Winkelmesse und Weihrauch sich vortrefflich erbaut hat. In der Kirche kann eben einem Menschen alles Mögliche begegnen. Da verliert der gewiegteste Weltmensch oft am allerersten die sichere Haltung. Da legt der Mensch am leichtesten ab jene falsche Gebetsscham, die ebenso oft Ursache wie Folge der Gebetserstorbenheit ist. Man will ein Beter sein, aber es soll ja Niemand darum wissen. Das ist ein falscher Standpunkt. Denn es ist etwas anderes, mit dem Gebet die Oeffentlichkeit suchen, mit dem Gebet sie fliehen. Das rechte Gebet ist gleich fern von frecher, berechneter Schaustellung, wie von scheuer, vornehmer Prüderie. Es drängt sich ebenso wenig vor, wie es sich verkriecht, weil es sich wie das Athemholen ohne alle Absichtlichkeit vollzieht. Die Kirche nun bildet die rechte versöhnende Mitte zwischen der lichtscheuen Gebetsflucht und der pharisäischen Gebetssucht. Kein Mensch schämt und scheut sich in der Kirche zu beten vor andern; und kein Mensch kann in Versuchung kommen, mit seinem Gebet scheinen zu wollen vor den Leuten an einem Orte, wo alle gleich ihm beten. Das gilt von den öffentlichen Gottesdiensten, auch von den Hausandachten. Fänden sich nun in den geöffneten Kirchen auch in der außergottesdienstlichen Zeit stille Beter, so würde der Spott verstummen, der den Kirchenbesuch gelegentlich als Carrieremachen blasphemirt, und die Gebetsscham ein Correctiv finden. Wie jezt die Dinge liegen, ist das Licht des Gebetes gar zu sehr unter den Scheffel gestellt und wird darum, wenn es und wo es einmal aufleuchtet in der Finsternis der Welt, als ein unheimlich Irrlicht verläumdet und geflohen.

So werden die offnen Kirchthüren nach den verschiedensten Seiten hin der Gemeinde zum Segen gereichen. Es gilt, den Versuch zu wagen. Wie er zu bewerkstelligen sei bei dem kläglichen Mangel an niedern Kirchendienern in den großen städtischen Hauptkirchen, wie auf dem flachen Lande — darüber nachzudenken ist Sache der Kirchenbehörden und allenfalls der Pastoralconferenzen. — Misbrauch und möglicherweise auch Profanation wird nicht ausbleiben. Welche Sache und welcher Ort wäre auch davor sicher! Ein bekanter deutscher Kirchenhistoriker traf gegen Abend in der Domkirche zu Bologna nur zwei Personen: eine junge Frau, die auf den Stufen des Altars ihr Kind stillte, und näher dem Ausgange eine alte Frau, die spann und den Historiker nebenbei anbettelte. Er nent das „ganz natürliche und respectable Geschäfte, nur nicht ganz zur Kirche gehörig." Gewiß, aber es sind das eben lebende Bilder, dergleichen

in offnen Kirchen nicht ausbleiben können. Und, wenn man will kann man auch bei solcher Begegnung seine erbaulichen Gedanken haben. Die stillende Frau — ein Sinnbild der Kirche die unser aller Mutter ist. Das Schlimmste, wozu das Zwielicht der geöffneten Kirchen möglicherweise und gelegentlich benutzt werden könte, ist ganz anderer Art, aber gewiß immer nur selten und schlimmer in der Phantasie, als in der Wirklichkeit. Es gilt auch hier: „Der Misbrauch einer Sache hebt nicht auf den rechten Gebrauch."

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Am dritten und vierten October hielt unser Verein seine Herbstversamlung. Solche größere Pastoralconferenzen, wenn sie anders ihren Zweck erfüllen sollen, haben nicht blos die Bestimmung, mit den nächsten Fragen der Theologie und des kirchlichen Amtes sich zu beschäftigen; sondern wie das Himmelreich gleich ist dem Sauerteige, den ein Weib nahm, und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar durchsäuert ward, so sollen sie auch ihren Blicken die Welt nicht verschließen, und die mannigfaltigen Zeiterscheinungen darauf ansehen, wie weit sie von dem Worte Gottes berührt sind, und wie sie von diesem guten Sauerteige durchdrungen werden mögen. Diese Aufgabe hat unsere diesmalige Versamlung besonders ins Auge gefaßt. Nur eine pastorale Frage ist erörtert worden, und zwar von einem Laien. Es gelingt nicht alle Mal, die Tagesordnung der nächsten Conferenz vorher zu bestimmen, und so muß es denn der Hand des Herrn überlassen bleiben, was sie gibt, die es uns doch noch nie hat fehlen lassen. Und so hat sie uns denn dies Mal vorzugsweise auf die Grenzgebiete hingewiesen. Wir haben sociale Fragen erörtert, den Stand der Naturwissenschaften in Betracht gezogen, welche ein so mächtiger Factor der gegenwärtigen Zeit sind, und haben auch der Leztern Cultus angesehen und geprüft.

Sonst hatte der lutherische Verein seine Conferenzen in der Regel an dem Tage vor unserer Versamlung in Gnadau gehalten, und da seine Mitglieder zugleich die treusten Teilnehmer unsers Vereins sind, so war das uns besonders in so fern zu Gute gekommen, als gleich bei der Eröffnung unserer Verhandlungen eine ansehnliche Menge von Brüdern gegenwärtig war. Vielleicht ist es das Gefühl, daß die Bedürfnisse des Vereins ihre hinlängliche Befriedigung in diesen fanden, wie wir denn auch öfter dort proponirte Themata zu den unsrigen machten, was die lieben Brüder in der leztern Zeit öfter, wie auch dies Mal wieder, bewogen hat, ihre besonderen Versamlungen auszusetzen. Die Folge davon war, daß der Betsal der Brüdergemeinde, die uns wieder so freundlich aufgenommen und in öffentlichem Gebete unserer bereits Abends zuvor gedacht hatte, bei der Eröffnung der Conferenz noch nicht sehr gefüllt war, wie denn überhaupt die Herbstversamlungen in Ansehung des Besuchs gegen die Frühjahrsversamlungen zurückzustehen pflegen.

Der Vorsitzende, Sup. Westermeier, sprach nach gemeinschaftlichem Gesang und Gebet und Begrüßung der Brüder ein mahnendes Wort

über Joh. 6, 67—69. Er fand in der Situation des Textes unsere Zeit wieder. Wie dort den Leuten die Rede Christi eine harte gedünkt, so daß sie hinter sich gegangen, so beweisen unsere verlassenen Kirchen, die täglichen Erfahrungen bei unserer Seelsorge, wie unerträglich das Wort des Herrn dem jetzigen Geschlechte sei. Dies sei aber nicht zu verwundern, da die Gelehrten lange genug an der Unterwühlung dieses allein festen Grundes gearbeitet haben, obwol es ein Zeugnis für die unverwüstliche Kraft des göttlichen Wortes sei, daß ihr Unglaube sich doch nicht an die gänzliche Beseitigung desselben gewagt habe. Kant habe es wenigstens noch eine Allegorie, Jacobi das Symbol der religiösen Idee, Fries und de Wette ein ästhetisches Bild sein lassen, Hegel ein anderes, dieser das, jener das, nur nicht, was es wirklich ist, Gottes Wort, und traurig genug, die Geistlichen haben durch ihre lose Kunst sich so verblenden lassen, daß diese Diener des Worts selbst nicht mehr gewußt, wo es zu suchen sei. Die 1844 in Magdeburg versammelte Provinzialsynode habe einen ganzen Tag darüber debattirt, ob die Schrift Gottes Wort, oder ob Gottes Wort nur in der Schrift oder gar in der Vernunft zu finden sei, um die Formel für eine Classification der Mitglieder in A. B. C. zu ermitteln, und auf B. habe die ungeheure Majorität gestanden — also die Schrift nicht Gottes Wort, sondern nur Gottes Wort in der Schrift, wobei wie Schreiber dieses sich noch sehr wol erinnert, der selige Heubner bemerkte, Gottes Wort finde sich ja auch im Koran mitunter. Später habe man sich veranlaßt gefunden, hier in Gnadau die Frage ausführlich zu erörtern: Ob Schrift? Ob Geist? weil die ganze damalige Zeit mit Uhlich und Wislicenus gerufen: Geist! Geist, und nicht Schrift! Und was müsse sich heut zu Tage die liebe Schrift gefallen lassen von den Exegeten, welche dieselbe mit dem Zeitbewußtsein, sonderlich mit den Ergebnissen der hochgerühmten Naturwissenschaften in Uebereinstimmung bringen wollten, wobei die erstere freilich ganz ins Hintertreffen käme, und selbst gläubige Theologen könnten der Versuchung nicht widerstehen, die „harte Rede" durch sehr künstliche Deutungen zu mildern und abzuschwächen. Insbesondere aber sei jetzt die Frage: Wie dünket euch um Christo? wie damals, die brennende Frage der Zeit. Bei einer großen Mehrzahl sei zwar das Zeitbewußtsein bereits dahin gelangt, daß ein persönlicher Gott nicht zu denken sei, der erste Artikel also nichts mehr gelte. Der Rationalismus sei andererseits der Art in die tiefsten Schichten des Volks gedrungen, daß Renans Leben Jesu nicht allein in den Städten, sondern auch in den Dörfern mit Begierde verschlungen werde. Die gegenwärtige Zeit sei dem Cultus des Genius, von dem heute noch geredet werden solle, so ergeben, daß sie nicht mehr darüber hinaus komme und Christo die höchste Ehre zu erweisen meine, wenn sie ihn in der Reihe der Genien oben an stelle. Professor Hanne in Greifswald habe vor Kurzem die These gestellt: „Es kann und muß einen Menschen in der Menschheit geben, der die Veranlagung der Menschheit zur Sohnschaft bei Gott in vorbildlich vollendeter Weise auf Erden in sich verkörpert hat, der daher in vollkommenem Sinne heißt und ist, was alle Menschen für den Himmel werden sollen, Gottes wahrhaftiger Sohn," d. i. der höchste Genius der Menschheit, obwol der Sohn Gottes von sich selbst sagt: Niemand fähret gen Himmel, denn der vom Himmel hernieder gekommen ist, nämlich des Menschen Sohn, der im Himmel ist. Und wir wissen, wie die neuere Theologie sich, sogar auf Kirchentagen, abarbeitet, auf dieser Leiter von unten hinan zu klimmen, lediglich weil ihr das eine zu harte Rede dünkt: „Wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren." Auf einer kürzlich in Zürich gehaltenen Synode wurde erklärt: „Das Symbol ist ein Glaubensbekentnis, welches vom Zeitbewußtsein aufgegeben und für sehr viele aufrichtige (??) Christen ein Stein des Anstoßes ist, welches auch seine Verteidiger nicht ohne mannigfache Umdeutung festhalten können. Ist Jesus wahrer Mensch, so ist seine Anbetung entweder doketischer Irrtum oder Creaturenvergötterung. Im Privatgebete soll man ihn anrufen, aber eine gemeinsame öffentliche Anbetung ist unzulässig," was lebhaft erinnert an den Streit über die betende Bauernfamilie, welchen der weiland Pastor Sintenis in der Magdeburger Zeitung vor Jahren erhob. Und dieser allgemeine Abfall vom Glauben habe nun eine Fluth von Sünden nach sich gezogen. Unsere Zeit habe, wie Judas, Christum um die Silberlinge verkauft und neben dem frechsten revolutionären Hochmut habe der Mammonsdienst und die Fleischeslust eine so furchtbare Macht gewonnen, daß auch die Gläubigen davon überwältigt werden. Man sehe, daß solche, welche für Lichter der Kirche gehalten wurden, vor derselben plötzlich erbleichen, daß solche, die als Säulen derselben dastanden, einen tiefen Fall thun, zum schweren Aergernis der Christenheit. Und unter solchen Gefahren und Versuchungen mußte der Herr wol die Frage auch an uns richten: „Wollt ihr auch weggehen? Petrus habe aber auch für uns geantwortet: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens." Freilich habe der Herr gesagt: „der Geist ist's, der da lebendig macht und das Fleisch ist kein nütze." Doch gebe es keinen größern Märtyrer, als dies Wort. Sie haben es gepreßt und gemartert, bis auch kein Stück realen Fleisches und Leibes mehr an demselben geblieben, und dazu haben sie das andere Wort: „der Buchstabe tödtet und der Geist macht lebendig" auf dieselbe Marterbank gelegt, und nachdem sie durch das Messer der Kritik Beide erwürgt, rufen sie: „Ja, der Geist, der Geist ist's, der da lebendig macht," und ist doch nur der Herren eigener Geist, wenn nicht gar der Geist, der da heißt der Lügner und Mörder von Anfang. Hüten wir uns vor diesem Geiste! „Die Worte, die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben," spricht der Mund der Wahrheit. Die Worte welche Er geredet, und welche der h. Geist, wie er sie geredet, uns aufbewahrt und erhalten, so und nicht anders, das Wort, so dasteht in aller Schrift, von Gott eingegeben und nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, bestätigt überall durch des Herrn Wort: „denn es steht geschrieben," und besiegelt durch sein Blut, — — wohin sollen wir gehen? — da allein ist Geist und Leben, hier allein sind die Worte des ewigen Lebens. Und wenn wir in den geschriebenen Worten noch nicht überall den Geist erkennen, noch nicht überall das verheißene Leben gefunden hätten, so sollen wir uns nicht unterstehen, sie zu meistern oder daran zu deuteln, sondern daran glauben, ohne zu sehen, als den Fels der Wahrheit, und bitten und warten, bis der h. Geist, als der Geist der Wahrheit, in lebendiger Erfahrung sie als Lebens-

worte uns offenbare, wie viel Tausend demütigen und gläubigen Christen geschehen. Und dann werden wir auch mit Petro antworten können: Wir haben geglaubt und erkant, daß du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes. Sollten wir weggehen von dem? Wer unter uns erzitterte nicht bei dem Gedanken? Ach was sind wir ohne Jesu? Dürftig, jämmerlich und arm. Ach, was sind wir? Voller Elend. O Herr Jesu, Dich erbarm! Es werde ja wol Keiner unter uns sein, der nicht aus lebendiger Herzenserfahrung bekenne, daß Christus sei der Sohn des lebendigen Gottes, nicht von unten, sondern von oben, nicht ebionitisch noch socinianisch, nicht monophysitisch noch nestorianisch, sondern wie die Augustana, auf der wir stehen, ihn lehret, sammt dem Apostolicum, Nicaenum und Athanasianum. Aber wir wollen auch dabei bleiben, und wie wir die Ersten gewesen sind, welche gegen Schenkel protestirt haben, so wollen wir auch fort und fort keusch und rein unser Bekentnis halten gegen die lügenhaftigen Kräfte, welche in dieser lezten Zeit wirksam sind, auch zur Verführung der Auserwählten. Es sei aber kein blos orthodoxes Bekentnis, denn der Herr spreche zu denen, welche sich rühmten: Haben wir nicht in deinem Namen geweissagt, haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Ich habe euch noch nie erkant. Weichet von mir, ihr Uebelthäter! Petrus sage: Wir haben geglaubet und erkant ꝛc. das sei die rechte Ordnung. Erst von Herzen glauben. Und zu dem Ende rechtschaffene Buße thun, offne Augen für unsere Sünde haben, keiner, auch der kleinsten Sünde sich nicht verzeihen, weinen drüber, bis wir dahin kommen, einen der Bußpsalmen, wie den 38. oder den 51. in Wahrheit mitbeten zu können — ob es schon einer von uns kann? — Dann in der Sündennot zu Jesu laufen, von Ihm das Wort der Absolution hören, das Blut der Besprengung an seinem Herzen fühlen, und also los und ledig durch Ihn aller Sünde und so selig im Glauben, das ist die solide Grundlage der rechten Erkentnis, des rechten Bekentnisses Jesu. Und dadurch werden wir auch am sichersten bewahrt werden vor jedem Fall und Abfall. Von Arnold, dessen Leben wir in der Ev. K.-Z. eben gelesen haben, wird erzählt, er sei von Gießen wohin er als Professor berufen war, bei Nacht und Nebel geflohen, weil er gefühlt, daß die zarte Glut der Liebe Christi, die sein Herz erfüllte, durch die Last der äußerlichen zerstreuenden Geschäfte gedämpft werde; es kann sein, daß er in diesem Mittel sich vergriffen habe, aber soviel ist gewiß, die Glut der Liebe Christi muß in unserm Herzen brennen, und wenn sie erlischt, und ein fremdes Feuer anfängt darin aufzuglimmen, hoffärtiges Leben, oder Augenlust, oder Fleischeslust, und wir dämpfen es nicht gleich, so haben wir gar keine Bürgschaft mehr, daß nicht der Teufel einen Augenblick ersiehet, er macht eine Flamme daraus, die an der Hölle entzündet ist, und uns ganz und gar verbrennet und verderbet, und die schadenfrohe Welt ruft: Da! da! und die Gläubigen verhüllen ihr Angesicht und weinen, daß der Name des Herrn so gelästert werden muß. Darum der Welt rein ab und Christo an, so ist die Sache recht gethan. — Wie natürlich wurde diese Ansprache geschlossen mit den herzlichsten Ermahnungen zur Wachsamkeit, Gebet und redlichem Kampf, worauf alle sangen: Drum so laßt uns immerdar wachen, flehn und beten ꝛc.

Der einzige Gegenstand, welcher von lezten Versamlung für die heutige Besprechung bestimt war, war die Arbeiterfrage, welche zu einer so brennenden Frage der Zeit geworden ist, und zwar welche Stellung der Geistliche dazu zu nehmen habe. Es war Hoffnung,

daß C. R. Wöpke aus Minden oder C. R. Bieck in Erfurt den einleitenden Vortrag übernehmen würden, da aber Beide plötzlich unüberwindliche Hindernisse gefunden hatten, so hatte Prof. Cassel in Berlin die Güte gehabt, für sie einzutreten. Er sprach in der ihm eignen Fülle des Wissens und sprudelnden Beredsamkeit, und da wir keinen andern Anhalt für unser Referat haben, als unser mangelhaftes Gedächtnis und einige aufgelesene schriftliche Notizen, so kann dasselbe nur dürftig sein. Der ganze Vortrag Cassels hatte hauptsächlich nur den Zweck, im Allgemeinen nachzuweisen, daß im Christentum die einzig mögliche Lösung der Arbeiterfrage liege. Er sagte, diese Frage sei in unserer Zeit allein darum so schwirig geworden, weil man sie vom Christentum abgelöset habe. Er erinnert an Pascals Wort, der Mensch sei ein durch die Sünde entthronter König. Jezt wolle man ihn trotz der Sünde wieder auf den Thron setzen. Die Sünde bringe man ganz außer Rechnung, und wolle allein mit menschlichen Mitteln helfen, das sei der Charakter aller Vorschläge, welche man zur Lösung der Arbeiterfrage gemacht habe, einer immer abenteuerlicher als der andere. Einige haben den Grund der Arbeiternot in dem Uebermaß der Population gesucht, und wollten die Ehe beschränkt wissen, nötigen Falls durch Zwangsmaßregeln, als ob nicht grade dadurch das Uebel noch größer würde. Ein Anderer wollte auch durch Zwangsmaßregeln gegen den Luxus, welcher den Armen ihren Anteil an dem Gesamtvermögen verkümmere, helfen, obwol der Luxus auch wieder eine Quelle des Verdienstes für den Armen werden kann. Ein Katholik sah in dem Protestantismus den Grund der Arbeiternot, der habe die Industrieländer inne, und da sei diese Not am größten. Die meisten Vorschläge zur Abhilfe dieser Not seien communistischer Art, und der Communismus habe sich immer als unausführbar erwiesen, weil er das grade Gegenteil des christlichen Princips der wahren Liebe sei, welche allein die Frage zu lösen im Stande sei. Dann seien die Freunde der Gewerbe- und Handelsfreiheit gekommen. Sie haben gesagt, man habe es lange genug mit den Beschränkungen derselben versucht, es sei nun Zeit, die Probe einmal mit der unbeschränkten Freiheit zu machen. Darauf beruhe das System von Schulze-Delitzsch. Er suche scheinbar eine Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit; sie könne aber auf diese Weise nicht gelingen, weil der arme mittellose Arbeiter bei der unbeschränkten Gewerbe- und Handelsfreiheit doch am Ende nur in größere Abhängigkeit von dem bemittelten Reichen komme. Weshalb auch Lassalle seine oppositionellen politischen Tendenzen offen ausgesprochen habe; das Gesamtvermögen des Staats müsse für die Armen in Anspruch genommen werden. So werde die Politik der Heerd, auf dem das Feuer geschürt werde, durch welche die Arbeiterfrage zu einer so brennenden geworden sei. Deshalb seien auch schon manchem Nationalökonomen die Augen aufgegangen, daß wo anders her die Hilfe kommen müsse. Ref. schilderte nun auf eine ergreifende Weise, wie das Christentum schon immer die Arbeiterfrage auf eine Art gelöset habe, wie es kaum je wieder geschehen werde. Er beschrieb die Lage der Armen unter dem Druck der Sclaverei im römischen Reiche beim Eintritt des Christentums. Nicht auf das Entfernteste sei der Zustand unserer Armen dem jener zu vergleichen dem Uebermut der Reichen gegenüber, welche ihre Sclaven gebrauchten, um mit ihren Leibern die kostbaren Fische für ihre schwelgerischen Gastmale zu füttern. Allein das Christentum vermochte diesen Bann zu heben. Eine Frau in Gallien, Melanie, habe, nachdem sie Christin geworden 8000 Sclaven freigegeben und sie ausgestattet, eine andere

000. Und nachdem der lebendige Odem des Christentums die Herrn erfüllet, habe eine Gesetzgebung daraus hervorgehen können, welche as natürliche Recht des Armen geschützt, bis er dann, wie wir es im Mittelalter sehen, der vorzüglichste Gegenstand der allgemeinen Fürsorge eworden sei. Beiläufig bemerkte Ref. sehr wahr, es sei eine Schmach ir unsere Geschichtsschreibung, daß sie den Einfluß des Christentums uf die socialen Zustände nicht besser zu würdigen wisse. Nicht äußere Verhältnisse machen die Lösung der Arbeiterfrage im gegenwärtigen Augenblicke so schwirig; wäre es blos Geldnot, so könne man mit Geld helfen. Es seien innere Zustände, welche der Heilung bedürfen, daher müsse diese auch von innen heraus geschehen. Die Schäden seien nicht einfach politischer Art, der Sinn sei revolutionär gegen die ganze christliche Weltanschauung. Es sei nicht ein Mangel an Staatsverfassung, sondern Seelenverfassung. Es gebe nur Ein Buch, welches die wirkliche Lösung wie aller socialen Fragen, so auch dieser enthalte. Man müsse aufhören, die Bibel als ein bloßes Kirchenbuch anzusehen, es sei ein Lehrbuch für die Völker. In dem Dekalog, in dem ganzen Gesetz Mosis liegen die Principien für alle heilsamen socialen Gestaltungen, auch für eine solche, welche den Armen wahre Hilfe schaffte. Es predige den lebendigen Gott, der ein Gott der Armen und der Reichen sei, und der Allen solche Aufgaben stelle, daß Beide gleich befriedigt werden. Das N. T. predige den, der Alle versöhnt habe durch sein Blut, auf daß alle einander liebten, für einander arbeiteten, der Arme für die Reichen, der Reiche aber in seiner Weise auch für die Armen. Und geschähe das, so hätten wir die vollkommenste Lösung unserer Frage. Wenn nach der Tagesordnung eigentlich von der Stellung des Geistlichen zu der Arbeiterfrage geredet werden sollte, so wisse Ref. diesen nichts mehr zu empfehlen, als den lebendigen Gott nach der Schrift recht zu verkündigen. Und damit Arme und Reiche das allein wirksame Wort auch recht hören und genießen könten, müsse die Heiligung des Sabbaths wieder hergestellt und besonders in großen Städten für die Beschaffung der mangelnden Kirchen gesorgt werden; und in Bezug auf das Letztere gab Ref. noch interessante Notizen von dem Verhältnis der Einwohner, namentlich der Arbeiter zu den vorhandenen Kirchen und Geistlichen in großen Städten.

Es war gewis sehr dankenswert, daß Ref. mit solchem Nachdruck dargethan hatte, daß allein das Christentum den klaffenden Schaden heilen, und daß die Predigt des göttlichen Worts die Hauptsache thun müsse. Aber man fühlte doch das Bedürfnis einer noch speciellern Belehrung über die Heilmittel, wie sie namentlich der Geistliche anzuwenden habe. Die auf den Vortrag folgende Besprechung suchte diesem Bedürfnis zu genügen, wobei freilich nur einige wenige Punkte zur Sprache gebracht wurden. Vornämlich war es die Ehe, welche von mehreren Seiten als ein Hauptgegenstand der Fürsorge des Geistlichen bezeichnet wurde, weil die schlechten Ehen doch am Ende der Urquell aller, auch der jetzigen Not der Arbeiter seien. Von einer gewichtigen Seite her wurde den Geistlichen das Gewissen geschärft, daß sie bei der Trauung ihre Pflicht thun sollen, und es wurde gefragt, wie es mit den Trauungsweigerungen stehe. Da von einer andern Seite erklärt wurde, dieselben kämen selten oder gar nicht vor, so erhoben mehrere Brüder Protest, indem sie sagten, die Geschiedenen ließen sich entweder gerichtlich trauen, oder es wäre gelungen, durch wiederholte Vorstellungen bei der obersten Kirchenbehörde, welche leider zu leicht Dispensationen erteile, den Befehl zur Trauung Geschiedener

wieder rückgängig zu machen. Es wurde dabei allerdings zugegeben, daß ein großer Teil der Geistlichen noch ziemlich laxe Grundsätze in Bezug auf diesen wichtigen Punkt habe, und daß sie namentlich in den von der Behörde erforderten Berichten über die Bußfertigkeit der zu Trauenden selten den gehörigen seelsorgerlichen Ernst zeigten, und aufs neue wurde ausgesprochen, daß nicht allein die Pastoren, sondern auch die Superintendenten dieser Trauungsangelegenheit die gewissenhafteste Sorgfalt widmen sollten, wobei noch bemerkt wurde, daß die Erfahrung gelehrt habe, daß eine gewissenhafte Verweigerung der Trauung kein blos äußerliches, sondern ein tief innerliches Mittel zur Hebung und Heiligung der Ehen sei. Es sei weniger schlimm, daß die Leute sich gerichtlich trauen ließen, als daß die Ehen von Ehebrechern gesegnet würden. Dabei kam auch noch zur Sprache, daß viele Geistliche mit den Sühneversuchen es noch sehr leicht nehmen; es sei in der Regel nicht recht, wenn der Schein für das Gericht über den Ausfall der Sühne eher, als nach der gesetzlichen Frist von 4 Monaten ausgestellt werde und während dieser Zeit seien die Sühneversuche fleißig fortzusetzen. Auch darüber wurde geklagt, daß viele Geistliche die Trauung vollzögen, ohne daß die Brautleute sich zuvor persönlich ihnen gestellt haben, wodurch ja die nötige seelsorgerliche Einwirkung auf dieselben sehr verkümmert werde. Daß die gleiche Sorgfalt den Ehen der Reichen wie der Armen gewidmet werden müsse, wurde noch besonders hervorgehoben, da die schlechten Ehen der Männer des Kapitals von so überaus großem Einfluß seien. Wenn nun von einer Seite aber bemerkt wurde, es sei doch rathsam, daß auch der Gemeinde ein Einspruch gegen bedenkliche Ehen eingeräumt werde, weil diese das allergrößte Interesse an dem Bestande guter Ehen und Haushaltungen habe, so wurde dagegen erinnert, nicht allein, daß der Arme ein Recht zur Ehe habe, und daß dieselbe in sich selbst schon ein sittliches Element trage und den Arbeiterstand heilige, sondern auch, daß die Gemeinden den schrecklichsten Misbrauch mit der ihnen eingeräumten Befugnis treiben könten, ja daß die Erfahrung zeige, wie harte Erschwerungen der Ehe von den unheilvollsten Folgen begleitet gewesen seien. Ein Bruder lenkte die Aufmerksamkeit noch auf das Verhältnis der Geistlichen zu den Fabrikherrn und den Arbeitern. Er ermunterte, Zutrauen zu den ersteren zu haben, durch freundliche Worte werde man von ihnen nicht selten etwas Gutes für die armen Arbeiter erreichen, dagegen habe man auch für ihn gegen die Arbeiter einzutreten, wenn diese ihn durch Untreue verletzen. Dann aber verlangte dieser Bruder auch von den Geistlichen, daß sie mild seien gegen die armen Arbeiter, daß sie z. B. ihren Acker nicht an die Fabrikherrn verpachteten, sondern ihn auch jenen und zwar um einen billigen Preis abließen und ihnen auch einen kleinen Vorteil gönten. So wichtig an sich die bei dieser Besprechung berührten Sachen auch waren, so konte man sich nicht verhehlen, daß damit die eigentliche Aufgabe der Tagesordnung noch nicht gelöset war. Die Einwirkung des Geistlichen auf die Arbeiter bei der Schulaufsicht, in der speciellen Seelsorge, vornämlich auf allen Gebieten der innern Mission, in Bildung von verschiedenen Vereinen für Jünglinge, Krankenpflege, Genossenschaften war fast gar nicht berührt worden. Geistliche, welche an kleinen Landgemeinden arbeiten, werden freilich nicht viel mehr für die Arbeiter thun können, als daß sie ihr Amt an ihnen, wie es sich gebührt in aller Treue ausrichten und sie besonders auf dem Herzen tragen, auch pflegt hier die Not der Arbeiter nicht so groß zu sein

Schwirig wird die Frage erst für die Geistlichen, welche in großen Städten und ausgedehnten Fabrikorten zu wirken haben, wo doch noch etwas Besonderes für die Arbeiter geschehen muß, weil ihre äußere und sittliche Not besonders groß ist; es muß hier erörtert werden, was hat der Geistliche von diesen besonderen Maßregeln zu veranlassen und wie weit hat er sich bei der Durchführung auch rein socialer Einrichtungen zu beteiligen, die bei der jetzigen Sachlage keinen Falls entbehrt werden können. Hoffentlich komt eine spätere Conferenz einmal wieder auf diesen sehr wichtigen Gegenstand zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Schlesien.

Am 11. October wurde die erste Kreissynode in Schlesien und zwar in der Diöcese Parchwitz gehalten. Die Schwirigkeit des Kostenpunktes war durch freundliche Bewirtung sämtlicher Mitglieder der Synode Seitens des Sup. Matzke zu Wangten gehoben. Eine vom Ephorus über Joh. 15, 5 gehaltene Beichtrede, welche tief zu Herzen drang mit ihrem ernsten Gericht über Alles, was ohne den Herrn gethan wird, eröffnete den Gottesdienst in der freundlichen Kirche zu Wangten, welche durch ein Bild von Pfannenschmidt, der Auferstandene dem Thomas sich offenbarend, neuerdings geschmückt worden ist. Die Predigt entwickelte auf Grund von 1 Petr. 5, 1—4 die hohe Aufgabe, die rechte Führung und den köstlichen Lohn des Amtes. An der Feier des heil. Abendmales, welches streng lutherisch verwaltet wurde, beteiligten sich sämtliche 19 Geistliche und bis auf 2 auch die 18 Deputirten der Gemeinde-Kirchenräthe. Der ganze Gottesdienst war wol geeignet, die Synode den Ernst ihrer Aufgaben und den einzigen Weg zu gesegneter Wirksamkeit erkennen zu lehren.

Nach ihrer Eröffnung wurden von der Synode zunächst aus der Zahl der Patrone des Kirchenkreises Amtsrath v. Rother auf Rogau und Kammerherr v. Heinen auf Groß-Wandriß zu Ehrenmitgliedern erwählt, so daß nun die Synode aus 39 Mitgliedern besteht. In die vom Konsistorium vorgeschlagene, von der Synode angenommene Geschäftsordnung wurde die Notiz aufgenommen: Sämtliche Gemeinden des Kirchenkreises gehören dem lutherischen Bekentnis an.

Nachdem sich die Synode durch Wahl der Beisitzer konstituirt hatte, erstattete der Superintendent seinen Bericht, der durch einen Rückblick auf die Geschichte der Diöcese seit der Reformation, so wie durch die Darlegung des gegenwärtigen Zustandes einen tiefen Eindruck machte, so daß am Schluß der Wunsch laut wurde, es möchte dieser Bericht samt der Predigt für die Gemeinden gedruckt werden. Die Liberalität eines der Herren Kirchenpatrone übernahm die Kosten des Druckes. Die Einrichtung der Kreis-Synodalkasse machte keine Schwirigkeit; der vom Superintendenten vorgelegte Entwurf eines Etats wurde angenommen. In der Beantwortung der den Synoden gestellten Frage über Erhöhung der Wirksamkeit der Gemeinde-Kirchenräthe und die Art, wie die Kreissynode diese Aufgabe in Angriff zu nehmen habe, hatte der Referent besonders kirchliche Zucht und Armenpflege hervorgehoben, der Synode aber die Aufgabe erteilt, die ungesäumte Ausführung dieser beiden Maßnahmen den einzelnen Gemeinde-Kirchenräthen zu empfehlen und zu kontrolliren. In Betreff der Kirchenzucht erklärte die Synode die Ausübung derselben für notwendig und heilsam, die sorgfältige Pflege vorhandener Reste für Pflicht und die möglichste Gleichmäßigkeit in allen Parochien für sehr wünschenswert. Die kirchliche Armenpflege, welche bis jezt nur in 4 Parochien besteht, erklärte die Synode gleichfalls für ersprießlich, lehnte es aber ab, die ungesäumte Einführung in allen Parochien zur Pflicht zu machen.

So hat diese erste Kreissynode, Gott sei Dank, den Befürchtungen, mit denen viele treue Brüder in dieselbe eingetreten, keine Nahrung gegeben, die Hoffnungen Anderer nicht enttäuscht, und wer kann wissen, ob nicht in der Hand des allmächtigem Herrn diese Einrichtung Segen bringen wird? Wenn nur durch alle Berathungen und Beschlüsse immer hindurchklingt, was an diesen Tagen die Herzen erfüllte: Ohne mich könt Ihr Nichts thun!

Pommern.

Unter Redaktion des Pastors Biedebantt erscheint in Berlin ein christliches und patriotisches Wochenblatt: „Schutz und Trutz", welches ich den lieben Amtsbrüdern und Freunden der Ev. K. Z. gern empfehlen möchte, da es nach meiner Ansicht einem längst gefühlten Bedürfnisse entgegen komt, indem es den liberalen Blättern, mit welchen jezt Stadt und Land überflutet wird und welche Glauben und gute Sitte wegzuschwemmen drohen, nicht nur einen festen Damm entgegensetzen, sondern auch die Leser in kirchlicher und politischer Hinsicht orientiren und auf dem Einen Grunde, als welcher kein anderer gelegt werden kann, erbauen will. An der Spitze steht eine kurze politische Rundschau, welche vom conservativen Standpunkte aus die neuesten Zeitereignisse übersichtlich darlegt, dann folgt eine Betrachtung über ein Bibelwort, welche meist auch die Angriffe der Gegner ins Auge faßt und treffend und kurz widerlegt, endlich folgen Mitteilungen aus dem Reiche Gottes, Altes und Neues, aber anregend und erbaulich. Ref. hält das Blatt von seinem Entstehen an und hat es selber mit Interesse und zu seinem Segen gelesen und dann von den Gemeindegliedern, denen er es mitgeteilt hat, dasselbe gehört, und ist er überzeugt, daß es sehr geeignet ist für Lesezirkel und zur Verbreitung auch in Landgemeinden, in welche schon schlechte Zeitungen dringen, oder welche noch gar keine Zeitungen lesen, damit sie gegen die demokratischen Bestrebungen orientirt und gerüstet sind, und daß es manchem Leser, der schon von dem radikalen Strome, der auf religiösem Gebiete immer breiter wird und schon in die Landgemeinden dringt, ergriffen ist, zum Segen werden und ihn zur Besinnung bringen kann. Das Blatt kostet vierteljährlich nur 8 Sgr. und kann bei jeder Postanstalt bestellt werden. Pastor Biedebannt hat es bis jezt mit persönlichen Opfern gehalten. Wenn wir bedenken, was für Opfer die Liberalen für ihre verderbenbringenden Blätter bringen, so müßte es uns eine Ehrensache sein, dies conservative christliche Blatt, auch wenn wir persönliche Opfer bringen sollten, in Wirksamkeit zu erhalten.

Gollnow. Röber, Superintendent.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sei muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denyn eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Num deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 79. Don Pedro Calderon de la Barca 937
— 80. Fanny Lewald, oder das entleerte Judentum 945
Beilage. Don Pedro Calderon de la Barca (Schluß) 953
Die heilige Taufe in ihrer paſtoralen Bedeutung 958
— 81. Fanny Lewald, oder das entleerte Judentum (Schluß) 961
— 82. Ein Schreiben des Herrn Prof. D. Zumpt an den Herausgeber 969
Die heilige Taufe in ihrer paſtoralen Bedeutung (Schluß) 975
Beilage 977
Nachrichten. Aus und über Mecklenburg-Schwerin. Replik 978
Norderney 984
— 83. Aus einem Vortrage des Präſidenten v. Gerlach auf der Gnadauer Herbſtconferenz 985
Salzburg und Mariaplain 991
— 84. Salzburg und Mariaplain (Schluß) 993
Die 11. Weſtfäliſche Provinzialſynode I. 999
Beilage 1001
— 85. Die Selſorge. Zweiter Artikel I. 1009
Nachrichten. Bericht über die luth. Paſtoralconferenz zu Kamin, am 6. und 7. Sept.. 1014
— 86. Die Kirchthür 1017
Nachrichten. Verſamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachſen 1024
Beilage 1025
Schleſien 1031
Pommern 1032

Druck von Trowitzſch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 1. November. № 87.

Der Dom des heiligen Gral.

Ein Fingerzeig in die Blütezeit der gothischen Baukunst.

Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins zu Berlin den 20. März 1865 gehalten von G. Weber, Domhilfsprediger in Magdeburg.

Indem wir durch die heilige Fastenzeit feiernd hinaufziehen zur Feier der höchsten Geheimnisse des Gründonnerstags und Karfreitags, liegt es nahe, einer Sage zu gedenken, welche an Gründonnerstag und Karfreitag, an die Einsetzung des heiligen Abendmals und den Kreuzestod des Sohnes Gottes anknüpft, der Sage vom heiligen Gral, welche in verschiedener Gestaltung und Ausbildung eine so bedeutende Rolle in der Poesie des Mittelalters spielt und besonders in den Gedichten Parcival, Titurel, Lohengrin den Stoff bildet. Gral heißt Gefäß, der heilige Gral ist der Sage nach die Schale, deren sich der Herr bei der Einsetzung des heiligen Abendmals bediente, und in welcher Joseph von Arimathia am Karfreitag das Blut auffing, das von dem Lanzenstich des römischen Kriegers aus der Seitenwunde des Herrn floß. Wo kam diese Schale her? und was ist nachher aus ihr geworden? Die Sage antwortet: als Lucifer mit den übrigen Engeln, welche sich gegen Gott empört hatten, aus dem Himmel herabgestoßen wurde, entfiel ihm aus seiner Krone der schönste Edelstein und ward in der Luft schwebend von Engeln gehalten durch lange Zeiten; als aber die Zeit sich ihrer Erfüllung nahte, da der Sohn Gottes auf Erden erscheinen sollte, kam auch jener Edelstein auf die Erde, und es ward eine Schale daraus verfertigt, welche in den Besitz des Joseph von Arimathia gelangte. — Ein schöner Hinweis auf die große Barmherzigkeit des treuen Gottes, welcher noch ehe die Menschen gefallen, ja ehe sie geschaffen waren, an ihre Erlösung gedacht hat, — und es muß ein Stück von Satans verlorener Herlichkeit mit als Werkzeug dienen, sie aus Satans Knechtschaft zu erlösen. — Als Joseph von Arimathia gestorben, so berichtet der eine Zweig der Sage weiter, schien kein Mensch würdig zu sein, das kostbare Kleinod zu besitzen, in den Lüften schwebend wurde es wieder von Engeln gehalten. Endlich wird Titurel, der Sohn eines der ersten christlichen Könige von Frankreich, zum Hüter des Grals berufen; ein Engel führt ihn durch die Urfelsen der Pyrenäen nach Salvaterra in Spanien; da, wo die große Heerstraße durch das Thal von Ronceval aus Frankreich nach Galizien führt, dehnt sich ein großer Wald 60 Tagerasten weit, wild und dicht verwachsen, dahin führt ihn der Engel; tief und wunderbar klingt es durch den Wald in lieblichen Tönen, wie er sie nie gehört; da erhebt sich vor ihm mitten im Walde ein mächtiger Berg Monsalvaz (der wolbewahrte Berg oder der Berg des Heils), unzugänglich für Jeden, den nicht Engel führen. Auf dem Berge lagert ein großes Ingesinde in Gezelten, das ihm dienen soll. Den Gipfel des Berges, aus einem großen Onyx bestehend, umgibt er mit Mauern und Thürmen und bauet Paläste darauf. Mit ihm wohnen dort als Hüter des Grals die Templeisen, eine Schar von Rittern, welche unter ihm gegen die Heiden kämpfen müssen zur Ehre Gottes und zum Schutze des heiligen Grales. Aufnahme unter dieselben kann Niemand aus eigener Wahl und eigenem Verdienst oder durch eines Menschen Hilfe erlangen, sondern der Gral selbst erwählt sich die Seinen, so wie auch den König. Von Zeit zu Zeit wird eine Schrift an ihm sichtbar, womit er die zu Wählenden und seine sonstigen Aufträge anzeigt; ist sie gelesen, so verschwindet sie wieder. Mit wunderbarer Kraft ausgerüstet, spendet der Gral Leben und Gesundheit allen denen, die ihn gläubig anblicken, aber den Ungläubigen ist er gar nicht sichtbar; — der natürliche Mensch kann die Geheimnisse des Reiches Gottes nicht verstehen. — Alljährlich am Karfreitag bringt eine weiße Taube eine Hostie zu dem Gral, wodurch seine Kraft erneuert wird. — Nachdem Titurel in hartem Kampfe das Land weit umher von den Heiden gesäubert, denkt er daran, dem Gral einen Tempel zu erbauen, wie ihm befohlen; er läßt die obere Fläche des Onyxfelsen, die sich 100 Klafter breit und 1 Klafter hoch erhebt, von Gras und Kräutern reinigen und glatt schleifen, daß sie glänzt wie der Mond. Aber wie soll er dem Gral einen würdigen Tempel bauen, der schöner sei als alle Kirchen auf Erden! Tag und Nacht sinnt er betend darüber und auch im Schlaf komt ihm das Werk nicht aus dem Sinn. Da findet er eines Morgens von unsichtbarer Hand den vollständigen Grundriß auf dem Felsen aufgezeichnet, der die ganze Fläche bedeckt; nun geht er froh ans Werk, durch die Kraft des Grales wird alles Nötige herbeigeschafft, und nach 30 Jahren steht der Wunderbau fertig da.

Beschauen wir jezt, was der Dichter uns zeigt; zunächst das Aeußere. Ein mächtiger Kapellenkranz von 72 kleinen achteckig

vorspringenden Kapellen — Chöre nennt sie der Dichter — welcher sich zu einem vollständigen Kreise zusammenschließt, umgibt den in Form eines gleichseitigen (griechischen) Kreuzes von Westen nach Osten und von Norden nach Süden sich hoch über sie erhebenden Hauptbau des Domes; an ihren Außenwänden sind kunstreiche Bildwerke, welche die tapferen Kämpfe der Templeisen darstellen, an den Ecken Strebepfeiler, dazwischen Weinlaub und mancherlei Gezweig und wunderbare Thiere. Auf je 2 Kapellen steht ein Thurm mit 6 Stockwerken, jedes mit 3 Fenstern an jeder Seite; außen sichtbar winden sich Spindeltreppen hinauf; auf der Spitze jedes Thurmes leuchtet hell ein Rubin, auf ihm ein hohes lichtes Kreuz von Kristall — dem Teufel zur Abwehr, weil ihm da Schach und Matt gesagt ist mit allen seinen Listen — (wer denkt dabei nicht an die Perlenthore des himlischen Jerusalems, durch die nichts Unreines und Gemeines eingehen kann!) — auf dem Kreuz ein Adler von Gold mit ausgespannten Flügeln wie schwebend in der Luft, weil man das kristallene Kreuz, auf dem er steht, wegen seiner Weiße nicht sieht. Inmitten dieser 36 Thürme erhebt sich auf dem Kreuzdurchschnitt des Hauptbaues ein Thurm doppelt so hoch als sie, daran ist kunstreiche Arbeit der Goldschmiede und manches Tausend edler Steine sichtbar; auf der Spitze glänzt ein Karfunkel und leuchtet bei dunkler Nacht durch den tiefen Wald den Templeisen zur Heimkehr. Drei Thüren führen in den Dom, eine von der Südseite durch den Kreuzgang, welcher mit dem Refectorium, dem Dormitorium und den übrigen Ordensgebäuden an den Dom gränzt, eine gegenüber von der Nordseite und eine von der Westseite; an der Ostseite aber ist kein Portal, sondern ebenfalls eine achteckige Kapelle, aber doppelt so groß als die 72. Das Nord- und das Westportal ist besonders reich und schön; wie eine Laube wölbt sich der Bogen, der in 5 sich nach der Thür zu verjüngende Bogen geteilt ist. — Treten wir in das Innere, so umgibt uns ein Wald von ehernen Säulen; wohin sollen wir das Auge zuerst wenden, wo findet es einen Ruhepunkt? es folgt den schlanken Bogen, welche von den Säulen zu schwindelnder Höhe sich aufschwingend oben in reich verzierten Schlußsteinen zusammentreffen und ein prächtiges Gewölbe von himmelblauem Saphir umspannen; das ist mit hellen Karfunkeln wie mit Sternen übersäet, und die goldfarbene Sonne und der silberweiße Mond sind aus edlen Steinen dort gebildet, durch ein verborgenes Räderwerk bewegen sie sich Tag und Nacht, und goldene Cymbeln verkünden mit süßem Ton die 7 Gebetsstunden des Tages und mahnen den König und die Ritter alle Zeit, „nach Gottes Thron zu trachten und alle Dinge zu verschmähen, welche der Himmelskrone verlustig machen, der Krone, welche die Armen gleich den Königen erhebt." — Doch was ist das zu unsern Füßen? Fische und allerlei Meerwunder sind in den Fußboden gebildet, darüber eine Decke von Kristall, da scheints wie ein wogender See voll Leben und Bewegung. — An den Pfeilern und Säulen glänzt kostbares Bildwerk eingegraben, gemeißelt und gegossen: der Gekreuzigte und Unsre liebe Frau, und Engel so leicht dahinschwebend, als kämen sie in freudigem Fluge vom Himmel herniedergefahren. Ein wunderbarer Glanz strahlt von den Fenstern hernieder, sie sind nicht aus gemeinem Glase, sondern aus lichten Beryllen und Kristallen kunstvoll geschliffen, zierliche Bilder darin, aber nicht gemalt, sondern aus eingelegten Edelsteinen je nach Farbe und Gestalt zusammengesezt, durch welche farbig das Sonnenlicht in den Dom fällt — „das thut dem Auge wol." — Gehen wir durch die Nebenschiffe, welche das Hauptschiff von allen Seiten umgeben, zu den Kapellen; jede der 72 hat einen Altar nach Osten gerichtet, der ist von Saphir, welcher die edle Eigenschaft hat, „der Menschen Sünde zu tilgen aus dem Schuldbuch und ihnen zu Gott zu helfen durch das Wasser, das zu Berge kann fließen", d. h. durch die Thränen der Buße, die vom Herzen emporsteigen. Herlichen Schmuck tragen die Altäre, Reliquienschreine, Gemälde, Statuen, über jedem wölbt sich ein Baldachin, von ihm schwebt eine silberne Taube mit der Hostie herab, umhüllt ist er mit grünen Sammetvorhängen, welche während der Feier an Ringen zurückgeschoben werden. Ein goldenes Gitter mit 2 Thüren schließt die einzelnen Kapellen ab, darüber schwingen sich Bogen mit goldenen Bäumen, in denen Vögel friedlich beisammen sitzen; die Wände der Kapellen aber sind mit Rebengeflecht geziert, welches, obgleich von Golde, doch „zur Erquickung für das Auge" grün schimmert vom Widerschein der Smaragde in den Mauern; dazwischen herliche Blumen, hier große Rosen weiß und roth, dort weiße Lilien mit grünen Stengeln; wenn die Luft hindurchzieht, so klingt das Laub mit süßen Tönen aneinander, „wie wenn die goldenen Schellen von tausend aufsteigenden Falken erklingen"; über den Reben aber schweben Engel, als kämen sie aus dem Paradiese. — Der hohe Chor ist doppelt so groß und noch schöner als die 72, die Vögel auf dem Laubwerk sind so angebracht, daß aus Bälgen Wind hineingeleitet wird, dann klingts süß wie von einer Engelschar. — Viel andere Zierde wäre noch zu nennen, doch es genügt zu sagen, daß nicht eine Spanne breit im Dome ohne Zierrath ist, sondern Alles in gegossenen, gemeißelten, eingegrabenen und mit farbigen Edelsteinen eingelegten Bildern prangt. Das Herlichste aber haben wir noch zu sehen; da, wo das Kreuz des Hauptschiffes sich schneidet, also in der Mitte des ganzen Gebäudes unter dem großen Thurme, erhebt sich ein Prachtbau, ein kunstvolles Sacramentshäuschen, noch einmal die Gestalt des Domes im Kleinen darstellend, nur daß hier die Kapellchen keine Altäre haben, und daß statt der Thürme sich darüber 36 reiche Baldachine mit Heiligenbildern erheben; nur einen Altar hat dieser „kleine Dom"; auf 4 Pfeilern, welche die goldenen Bilder der heiligen Evangelisten tragen, ruht sein Gewölbe, das oben einen großen Smaragd als Schlußstein hat mit einem Lamm in Schmelzwerk eingefügt, das trägt die rothe Fahne des Kreuzes, welches uns das Heil erstritten und dem Teufel die Macht genommen hat. — Ringsum in den Kapellen hangen Ampeln mit Balsamöl von farbigem Kristal goldig und rosenfarbig glühend; im Hauptchor sind 6, davon 4

an goldenen Strängen von der Decke herabhangend, über ihnen schweben Engel, die sie zu halten scheinen. Außerdem brennen auf den Altären je 8 Kerzen, und an den Wänden hin halten Engel viele Kerzen und andere große Kronleuchter von Gold mit Kerzen. Die Kerzen brennen nur zum Gottesdienst, die Ampeln aber als „ewige Lampen" immerwährend. — Eine wunderbare Akustik ist in dem Dome, jeder Laut hallt von den Gewölben wieder gleich dem Wiederhall des Waldes, „der im Mai von der Vöglein Grüßen doppelt wiederhallt." Am Westende ist ein reiches Orgelwerk: ein großer goldner Baum mit Aesten und Zweigen und Laub voll der schönsten Singvögel, in die von Bälgen Wind geleitet wird, so daß ein jeder nach seiner Art singt, je nachdem der kundige Meister das Werk spielt. An den vier äußersten Enden stehen auf den Aesten vier Engel mit güldenem Horn und blasen, als wollten sie die Todten erwecken; in Erz gegossen aber ist nicht weit davon das jüngste Gericht, und „der Anblick der armen Sünder gibt die ernste Mahnung, daß auf die Freude Leid folgt, und daß Niemand in der Freude des Leides vergessen soll."

Das ist der Wunderbau des Gral-Domes, wie wir ihn im 3. Cap. des Gedichtes Titurel beschrieben finden, und es ist gewiß ganz angemessen, wenn der Dichter die Templeisen, als sie zum erstenmal ihn in seiner Vollendung sehen, ausrufen läßt: „Viellieber Gott, wenn du uns solche Ehre verliehen hast, was hast du denn im Himmel, das noch tausendmal mehr sein könte? Herr Gott, gib nicht zu, daß in Grüften dein reines Volk sich wieder versamle, so wie es einst in Grüften sich versammelt hat; man soll in lichter Weite den christlichen Glauben verkündigen."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Nachmittags hatten wir die große Freude, von dem Herrn Präsidenten v. Gerlach, diesem alten treuesten Freunde unseres Vereins, wieder ein Wort zu hören, wie wir so oft schon durch ein solches erquickt worden waren. Es war eine unverhoffte Freude, dies so lebendig anregende, weil aus dem tiefsten Herzensbedürfnis hervorgegangene Wort zu hören, weil dieser Vortrag uns zuvor gar nicht verheißen war. Es war eine Bußpredigt für uns Geistliche, die uns um so mehr beschämen mußte, als sie von der Demut eines so hochstehenden Laien uns gehalten wurde, und unsern tiefgefühlten Dank für dieselbe werden wir am besten dadurch bethätigen, daß wir sie wol beherzigen und die an uns gerichteten Bitten, so viel Gott Gnade gibt, erfüllen.

Den Lesern der Ev. K. Z. wird aus dem Berichte über unsere diesjährige Frühlingsversamlung noch der Vortrag erinnerlich sein, welchen Superint. Frantz über die Naturwissenschaften in ihrem Verhältnis zur Bibel hielt. Da derselbe eine Ansicht vertrat, welche von den gangbaren und auch von bewährten gläubigen Theologen gebilligten Anschauungsweisen sehr abweicht, so bemerkte der Herausgeber der Ev. K. Z. dabei, es sei nicht wolgethan, solche eigentümliche Ansichten auf Pastoralconferenzen zum Ausspruch kommen zu lassen, ohne zugleich auch die entgegengesetzten Meinungen in einem Correferat zu hören. In Anerkennung der Billigkeit dieser Forderung wurde Pastor Fürer in Gr.-Rodensleben bei Magdeburg, welcher damals hauptsächlich mit ebenbürtiger Sachkentnis seine Bedenken gegen die Richtigkeit der vorgetragenen Aufstellungen gegen das Copernikanische Weltsystem und seine Consequenzen äußerte, ersucht, diese auf heutiger Versamlung in einem eignen Vortrage auszusprechen. Es thut uns leid, daß wir unsern Lesern nur die Grundzüge dieses sehr umfassenden und interessanten Vortrages mitteilen können. Das Thema war: „Die Stellung des evangelischen Geistlichen zu den Naturwissenschaften." Ref. will in dem dreifachen Blick auf die Kirche, die Theologie und das Wort Gottes die Stellung des Geistlichen zu den Naturwissenschaften klar zu machen suchen. Die Kirche sei eine heilige Macht, und die bitterbösesten Feinde derselben müssen wenigstens zugestehen, daß sie eine Macht sei. Sie geben sich zwar den Anschein, als glauben sie es nicht, aber sie fühlen es doch. Sie sei eine weltumbildende, völkererzeugende Macht, aber neben dieser heiligen geistlichen Macht haben sich in der Geschichte andere geistige Mächte erhoben, unter denen vor Allem die Kunst und Wissenschaft zu nennen seien. Nachdem Ref. in treffenden Beispielen kurz ihren mächtigen Einfluß auf das Leben nachgewiesen und sehr launig den abnehmenden Einfluß der Philosophie in einem Landrath, der, von oben angeregt, die Beamten der Executive aussendet, um Subscriptionen auf Hegels Encyclopädie und Phänomenologie bei Kaufleuten und Specereihändlern zu sammeln, beschrieben hat, so stellt er ebenso lebendig dar, wie die Naturwissenschaften in ihr großes Erbe eingetreten seien, indem sie nicht allein das ganze Gebiet des socialen Lebens erobert und umgestaltet, sondern auch der Politik und Religion ihre Herschaft fühlbar gemacht haben. Sie ignoriren, sei ebenso thöricht, als sie verachten, weil sie in ihrem Hochmut sich aufblähen, denn das haben sie mit aller blos menschlichen Wissenschaft gemein, aber die Wissenschaft behalte auch hier ihren Wert, und der durch die fortschreitende Naturwissenschaft gemachten Entdeckungen und Erfindungen, als ebenso vieler Triumphe des menschlichen Geistes dürfen wir uns ebenso gewiß freuen, als der achte Psalm den Herrn preiset, daß er den Menschen so groß gemacht habe. Die Aufgabe der Kirche sei daher, die großen Errungenschaften der modernen Naturforschung in ihrem wahren Werte gerecht zu würdigen, aber auch ihre Stimme wie eine helle Posaune zu erheben, daß alle diese Triumphe des menschlichen Geistes nichtig und verloren seien ohne den Triumph des Gotteslammes und daß, wo diese Bestrebungen und Forschungen sich lösen von dem Grunde alles Heils, sie nie zur Ruhe und zur wahren Befriedigung der Selen führen, sondern zu einem Wahne der Selbstseligkeit, die zulezt in Unseligkeit und Verzweiflung endet. Wenn dieses das Zeugenamt der Kirche zu nennen sei, so habe sie auch ihr Hirtenamt an der Wissenschaft zu üben. Früher habe sie noch ein drittes Amt an dieser geübt, sie war die Säugamme der Wissenschaft. Aber im Laufe der Jahrhunderte sei die leztere groß, reich und selbständig geworden und habe sich von der Kirche nicht ohne der

lezteren Verschulden emancipirt. Das alte Verhältnis zurückführen zu wollen, heiße einen Krebsgang versuchen in der Geschichte. Luther singe von der Kirche: „Sie ist mir lieb, die werte Magd, und kann ihr nicht vergessen"; es schände die Kirche nicht, wenn sie als eine treue Magd des Herrn der Wissenschaft diene und selbst die Füße wasche, um sie vom Schmutz und Staube des Weltlebens zu reinigen und durch ihren unverdrossenen Dienst an den Selen der Menschen in Allen, groß und klein, gelehrt und ungelehrt, das Gefühl erwecke: „Sie ist mir lieb, die treue Magd, und kann ihr nicht vergessen." Ref. gibt nun einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Naturforschung, welcher, wie kurz er auch an sich sein mag, doch zu lang für einen Conferenzbericht für die Ev. K. Z. sein würde, wie schwer es uns auch ist, gerade diesen Teil des belehrenden Vortrags in seinem ganzen Umfange den Lesern vorzuenthalten. Ref. sagt, die Wurzeln der Naturwissenschaft reichen weit hinaus über die Gränzen unserer Geschichte, sie beginnen in der seligen Zeit des Paradieses. Gott der Herr habe allerlei Thiere und Vögel zu dem Menschen gebracht, damit er sie nennete, und der Mensch habe jeglichem Vieh und Vogel und Thier auf dem Felde seinen Namen gegeben. Die Augen dieses ersten Naturforschers seien die erleuchteten Augen eines Verstandes gewesen, der von keinem Irrtum getrübt wurde, und im täglichen Umgange mit dem Herrn sich stärkte und herrlich entfaltete. Aber die Sünde habe diese viel versprechende Entwicklung jählings durchbrochen. Seit dem Sündenfalle habe sich der weiten Natur ein Geist der Rebellion bemächtigt wider den ihr von Gott gesezten Herrn, als verdienten Lohn seiner eignen Empörung wider den allerhöchsten Gott. Wo dem Menschen erst williger Gehorsam gezollt war, da muß er ihn jezt mit Gewalt erzwingen, das Buch der Natur wird vor seinen Augen zugeschlagen und mit siebenfachem Siegel verschlossen. Nur die Verheißung ist geblieben: „Füllet die Erde und macht sie euch unterthan", darum nimt die Naturforschung ihren Gang weiter, aber ihr Gang ist ein langsamer, von großen Perioden des Stillstandes unterbrochen, reich an schmerzlichen Opfern und demütigenden Täuschungen. Aber das sei noch das Geringste, denn der Vater der Lüge, der Verführer der Menschen, habe ihnen ein Lieb von Freiheit und Gottgleichheit vorgesungen, was ihnen noch immer so süß klinge, und gerade das bedeutungsvolle Gebiet der Kunst und Wissenschaft werde ihm zur Handhabe, die Geister zu verwirren und zu knechten. Und habe er erst auf philosophischem Boden seine Geschosse gegen den Felsenwall der Kirche aufgepflanzt, so beginne er nun seine tückischen und mörderischen Operationen auf dem Felde der Naturwissenschaften. Nachdem Ref. so die Gefahren bezeichnet, welche der Naturforschung drohen, und die Hindernisse, welche sie zu überwinden hat, beschreibt er in ausdrucksvollen Zügen die Siege, welche sie kraft der göttlichen Verheißung in der Neuzeit davongetragen: wie die kühnen Forscher die wasserlosen Steppen Australiens durchziehen, das Innere Afrikas öffnen, die Polarmeere durchschiffen, die nie bestiegenen Gipfel der Berge erreichen, erstaunenswürdige Berechnungen über die Tiefen des Meeres, das Gewicht der Erde, die Entfernungen der Gestirne anstellen, ihre Grundstoffe bestimmen, die Urgeschichte der Erde aus ihren Trümmern erzählen, das Alles in den interessantesten Specialitäten

erläuternd, bis er nun zu seiner eigentlichen Aufgabe sich zurückwendet, und hier zum Schluß einige praktische Fingerzeige gibt, wie die Kirche ihr Hirtenamt an den Naturwissenschaften zu üben habe. Sie soll 1. ihre Diener ermahnen, mit aller Entschiedenheit das Eine, was not ist, zu predigen und die vorhandenen Schäden aufzudecken, doch so, daß sie mit Weisheit dabei verfahren und nicht z. B., was wahrhaft empörend wäre, alle Naturwissenschaft als eitel Teufelswerk, und die damit umgehen, als zur Verdammnis reif bezeichnen. 2. Sie soll dafür sorgen, daß bei dem Jugendunterricht an den Gelehrtenschulen zwar das Studium der Naturwissenschaft in keinerlei Weise verkümmert, dagegen aber auch ein gründlicher, geistvoller, Herz und Gemüt ansprechender Religionsunterricht erteilt werde. 3. Die Geistlichen sollen unbeschadet ihrer theologischen Studien sich bekant machen mit den vornehmsten Ergebnissen der Naturwissenschaften, damit sie die Hohlheit und Fäulnis der Pseudodoxie erkennen und aufdecken können. 4. Apologetische Vorträge, wie die von Luthardt, müssen eifrig fortgesezt werden zur Belehrung der Unwissenden, damit sie nicht durch die Einwirkung ungläubiger Lobredner der falschen Wissenschaft irre geführt werden. Indem Ref. dann zu dem andern Gesichtspunkt übergeht, unter welchem er die Stellung des Geistlichen zu den Naturwissenschaften betrachtet wissen will, der Theologie, so bemerkt er zunächst, daß kein principieller Gegensatz zwischen dem Beruf der Kirche und der Arbeit der Naturwissenschaft bestehe, indem Beide dem Reiche Gottes dienen können und sollen. Es sei jezt zwar ein Conflict Beider offenbar vorhanden, er beruhe aber auf einem Misbrauch, der mit der Wissenschaft getrieben werde. Es sei der Haß gegen Alles, was Gott und Gottesdienst heißt, die Feindschaft wider Christum, der bittere Groll vornämlich gegen den ethischen Charakter des Christentums, welcher die Geister der Verneinung treibe, auf naturwissenschaftlichem Gebiete Streitkräfte zu sammeln zum Umsturz der Kirche. Aber die Schuld könne auch auf der entgegengesezten Seite liegen. Das Wort Gottes sei und bleibe zwar die ewige Wahrheit, aber die Geschichte der Theologie beweise, wie sie diese Wahrheit oft beschränkt, einseitig und falsch aufgefaßt habe. Aber damit sie nichts verschulde bei dem vorhandenen Streite mit den Naturwissenschaften, fordert Ref. von ihr besonders Schärfe und Klarheit. Sie soll sich ihrer Aufgabe und Stellung immer bewußt bleiben, ihre Gränzen und ihr Eigentum ebenso entschieden verteidigen gegen fremde Einmischung, wie sie andererseits aber auch sich zu hüten habe, in fremde Händel sich zu mengen. Es sei ein himmelweiter Unterschied, wenn der moderne Unglaube in der Gestalt des Materialismus die Grundwahrheiten des Christentums angreife, das Dasein Gottes läugne, die Existenz der menschlichen Sele, ihren göttlichen Ursprung in Zweifel ziehe, das Sittengesetz in Frage stelle ꝛc. oder wenn es sich handle um Specialia der Astronomie, der Chemie, der Geologie. Dort müsse die Theologie sich mit aller Macht erheben gegen die Zerstörung der Fundamente des Glaubens, hier müsse sie sich bescheiden.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 4. November. № 88.

Die Selsorge.

Zweiter Artikel.

II.

Wie nun aber das Regiment der Kirche seine wahren und rechten Aufgaben nur auf dem Wege der Selsorge lösen kann, und wie jedes büreaukratische Regiment nur lähmend und hemmend wirken muß und die beste Verfassung zulezt zum organisirten Tode wird, so kann auch der Pastor die Lösung seiner Aufgaben nur allein auf dem Wege der Selsorge finden. Ein Pastor, der in legaler Weise sein Amt verwaltet, die Woche hindurch sich ungern durch Leichen und andere Amtshandlungen in seiner Wirtschaft oder in seinem Studium oder in der Behaglichkeit seines unthätigen Lebens stören läßt; der kein Herz hat für die Kranken und Elenden, für die Verirrten und Verlornen, sondern zufrieden ist, wenn sein Acker gute Ernten gibt und er seinen Neigungen nachgehen kann, kann zwar darum nicht vom Amte entfernt werden, sondern mag wol im Gegenteil Anerkennung finden wegen seiner Pünktlichkeit, womit er die Collektengelder einschickt, und die wenigen Schreibereien besorgt, aber für die Gemeinde ist es ein wahres Unglück, daß ihr ein solcher Pastor gegeben ist. Eine Frau Patronin sagte einmal von dem Ortsgeistlichen, er sei ein vortrefflicher Mann, wenn er nur nicht Pastor wäre; wäre er ein Steuerbeamter, so würde sie ihn ehren, als Pastor aber richte er so gut wie nichts aus.

Die selsorgerische Thätigkeit des Pastors hat ein zwiefaches Object, einmal die Gemeinde als ein Ganzes angesehen und sodann die Einzelnen in der Gemeinde, was gewöhnlich die specielle Selsorge genant wird. — Es soll hier zunächst von der Selsorge des Geistlichen die Rede sein, insofern sie sich auf die ganze Gemeinde bezieht. Selsorge und Pädagogik sind sehr nahe mit einander verwandt; der Pädagoge muß ein Ziel im Auge haben, zu dem er seinen Zögling heranbilden will, und so muß auch der Pastor das Bild einer Gemeinde in sich tragen, zu dem er die vorhandene Gemeinde umgestalten will. Nach der Apostelgeschichte Cap. 2, 42 muß aber von einer christlichen Gemeinde gefordert werden: 1. daß sie festhält an der reinen Lehre, 2. daß sie das Bewußtsein habe, daß sie nicht aus neben einander hergehenden Personen bestehe, sondern als Gemeinde ein Ganzes bilde, 3. daß sie durch die Sakramente eine Gemeinde Gottes sei, und endlich 4. daß das Gebet in den Häusern und Familien fleißig geübt wird. Wenn also von der selsorgerischen Thätigkeit des Geistlichen die Rede ist, insofern sie die ganze Gemeinde zum Gegenstande hat, so ist ihm hier das Ziel gesezt, nach dem er zu streben hat, und sind auch zugleich die Mittel angedeutet, durch die er es zu erreichen bestrebt sein soll.

Wenn Lucas von der ersten christlichen Gemeinde, die es auf Erden gab, sagt: sie blieben beständig in der Apostel Lehre, so reicht nach einer Geschichte von 1800 Jahren diese Bezeichnung der reinen Lehre nicht mehr aus, denn alle Sektirer und Irrlehrer behaupten, daß sie die Träger der Lehre der Apostel sind, und auch die Feinde der Gottheit des Herrn Jesu, die seine wahrhaftige Auferstehung von den Todten und seine Himmelfahrt läugnen, meinen, daß sie es sind, die erst in der heil. Schrift die geläuterte Wahrheit entdeckt hätten. Jede Kirche muß für sich in Anspruch nehmen, daß sie in ihren Bekentnissen vorzugsweise den Ausdruck der reinen Lehre habe. Für die einzelne Gemeinde kommt es daher darauf an, sie zu bewahren und zu erhalten in dem Bekentnisse der Kirche, der sie angehört, und sie diesem Bekentnisse gemäß zu behandeln. Jede Kirche gibt der zugehörigen Gemeinde einen bestimten Charakter und hat ihre eigentümlichen Cultusformen. So wie es dem Geistlichen nicht zusteht, willkürliche Aenderungen nach seinem subjectiven Ermessen in der Ordnung des Gottesdienstes und bei den einzelnen amtlichen Handlungen, als Trauungen, Begräbnissen u. s. w. vorzunehmen, so muß er sich vielmehr für verpflichtet halten, das Herkömliche zu erhalten und zu pflegen. Kirchliche Gemeinden empfinden jede auch gering scheinende Abweichung von den überlieferten Sitten und Gebräuchen sehr schwer und unkirchliche Gemeinden werden dadurch in ihrer Abwendung von der Kirche bestärkt, und wenn auch Einige damit zufrieden sind, daß diese oder jene Form, in der die Frömmigkeit der Väter ihren Ausdruck gefunden hat, fällt, so sind sie eben darum zufrieden, weil sie hoffen, daß damit nur der Anfang gemacht sei, um auch noch Anderes zu beseitigen. In den Landgemeinden der Mark findet sich noch die Sitte, daß bei dem Namen Jesu die Männer sich verneigen und die Frauen die Knie beugen. Ein junger Geistlicher, der aus der Stadt kam, wo diese Sitte längst abgekommen war, sprach im Confirmanden-

Unterrichte mit einer Art von Geringschätzung über diese Gewohnheit. Die Kinder aus unkirchlichen Familien erzählten es dann zu Hause, und ein Teil der Gemeinde verbeugte sich nicht mehr bei dem Namen des Herrn, die Andern behielten es bei, und diese geringfügige Sache hat dem jungen Pastor manche trübe Stunde gemacht, und ich habe später selber gesehen, daß er bei dem Vorlesen der Liturgie sich bei dem Namen des Herrn verneigte. Mein alter ehrwürdiger Küster, wenn er mit der Schule auf dem Wege nach dem Kirchhofe bei Leichenbestattungen sang, nahm auch bei Regen- und Schneewetter seinen Hut ab, so oft im Liede der Name Jesus vorkam, und hielt mit Ernst darauf, daß die Kinder es ihm nachthaten. Wenn nun in solchen äußerlichen Dingen der Geist der Kirche und des Bekenntnisses derselben seinen symbolischen Ausdruck findet, so komt es doch besonders darauf an, daß in der Verkündigung des Evangeliums das in der Gemeinde geltende Bekentnis seinen vollen und klaren Ausdruck finde. Der Pastor muß darin leben und sich von Herzen gern der Autorität der Kirche unterwerfen. Der Eklecticismus, der nach subjectivem Belieben in der Lehre und in der Darstellung der Lehre bald ändern, bald verbessern will, bringt in die Gemeinde Unruhe und Unsicherheit, und wird nicht die Grenze finden, wo das Bestehende notwendig conservirt werden muß. Wenn der Pastor von sich eine zu hohe Meinung hat und sich für einen Reformator hält, oder wenn er meint, dem Zeitgeiste Concessionen machen zu müssen, um die Unkirchlichen mit der Kirche auszusöhnen, so erweckt er bei den ernsten Gliedern der Gemeinde leicht Mistrauen und Unsicherheit und gewint die Andern nicht, denn die tiefer liegenden Gründe der Abneigung sind nicht in einzelnen Gebräuchen zu suchen, sondern vielmehr in der Lehre selbst. So sehr nahe sich nun auch die lutherische Kirche und die reformirte in der Heilslehre stehen, so daß man sagen kann, daß die Unterscheidungen beider Kirchen nicht die Fragen berühen, von denen der Selen Seligkeit abhängt, so haben doch diese geringen Unterschiede in der Lehre dem Cultus und dem gesamten religiösen Gemeindeleben einen ganz verschiedenen Charakter gegeben, und wenn auch die meisten Mitglieder der Gemeinde nicht im Stande sind, sich über die Differenzlehren Rechenschaft zu geben, so halten sie doch mit desto größerer Energie fest an den überlieferten Gebräuchen und Sitten der Väter. Diesen konservativen Sinn der Gemeinden hat die Union nicht genügend berücksichtigt und darum so viel Widerspruch hervorgerufen. Unbillig wäre es, von den Reformirten zu verlangen, sie sollten den lutherischen Schmuck der Altäre und die liturgischen Formen dieser Kirche annehmen, und ebenso wäre es unbillig, von den Lutherischen zu verlangen, sich die nackten und leeren Wände der reformirten Kirche mit der vernüchterten Form des Gottesdienstes gefallen zu lassen. Man darf nicht übersehen, daß die Formen in beiden Kirchen hervorgegangen sind aus einem verschiedenen Geiste, der Beide beseelt. So hat die Union, statt den Unterschied verschwinden zu machen, ihn wieder zum Bewußtsein gebracht. Der Geistliche, wenn er in der Gemeinde wirken will, muß eine klare Stellung zum Bekentnisse einnehmen, und das, was unbewußt in der Gemeinde lebt und den kirchlichen Organismus in derselben durchdringt, muß ihn leiten und bestimmen. Einige, die im Gegensatz gegen die Gemeinde und im falsch verstandenen Eifer für die Union den im Cultus ausgeprägten confessionellen Standpunkt derselben abschwächen oder gar verwischen wollten, haben den Widerspruch hervorgerufen und ihre Stellung untergraben. In der Theorie scheint es freilich so, als ob ein weniger positives Verhältnis zur Confession auf die praktische Amtsführung von keinem sonderlichen Einfluß sein könne, aber in der Wirklichkeit macht er sich überall geltend. Selbst die Predigt, wenn sie auch die eigentlichen Differenzpunkte ganz unberücksichtigt läßt, hat eine andere Färbung an sich, je nachdem der Geistliche nach der einen oder der anderen Seite sich hinneigt, und die Gemeinde fühlt es durch, wenn sie auch nicht im Stande ist, sich eine klare Rechenschaft davon zu geben. Die Erfahrung lehrt auch, daß entschieden confessionell gerichtete Pastoren bei den Gemeinden in der Mark, die mit sehr geringen Ausnahmen der lutherischen Kirche angehören, am leichtesten Eingang finden. Die Art von Union, die gern den confessionellen Unterschied verwischen will, erscheint in der Theorie sehr empfehlenswert, und wird gern gerühmt als ein Ausdruck christlicher Liebe, aber wer in der Gemeinde lebt und arbeitet, und sich nicht blos von der Studirstube aus eine Vorstellung von ihren Bedürfnissen macht, die oft wenig zutrifft, der wird sehr bald zu einer andern Auffassung der Verhältnisse gedrängt. Als im Jahre 1856 der hochselige König aus allen Provinzen kirchlich gerichtete Männer aus allen Ständen, Geistliche und Mitglieder der Behörden zusammenberief, um über verschiedene kirchliche Fragen zu berathen, machte sich auch hier dieser Unterschied geltend. Da erhob sich der greise Generalsuperint. Möller aus Magdeburg, den Niemand beschuldigen kann, daß er ein Gegner der Union sei, und legte ein Zeugnis ab, das um so mehr Wert hat, weil es aus dem Munde eines Mannes kam, der lange Jahre der Kirche mit großer Treue gedient hat und der damals schon sein nahes Ende erwartete. Er sagte: „Ich bitte den Herrn, daß er bei der Aussprache des Urteils mich recht scharf ansehe und in der Zucht halte! Es lautet so: unter den Geistlichen des lutherischen Bekentnisses habe ich nach den bisherigen Beobachtungen in Bezug auf Wissenschaft, Amtsgabe, Predigtmacht, Selsorge, Treue und uneigennützige, selbst furchtlose Hingebung an den Beruf ein entschiedenes Uebergewicht angetroffen."

Der Rationalismus hat darum so wenig Widerspruch bei den Gemeinden gefunden, weil er in äußerlichen Dingen keine Aenderungen vornahm, sondern, obgleich ein Dieb, doch im Gewande eines ehrlichen Mannes einherging; er schämte sich nicht, sich zur Heuchelei zu erniedrigen und sich selbst möglichst der kirchlichen Terminologie und Sprache anzubequemen. Die Union dagegen trat mit Ehrlichkeit und mit gutem Gewissen auf, sie wollte in keiner Weise dem Unglauben dienen, sondern vielmehr

durch die Agende die reine Lehre wieder den Gemeinden nahe bringen; als sie aber in ungeschickten und ungewachsenen Händen zur äußeren Gestaltung gebracht werden sollte, zum Gegensatz gegen lutherische und reformirte Kirche gebracht wurde, und sogar die Hilfe der Polizei und der Soldaten in trauriger Verkennung ihres Wesens für sich in Anspruch nahm, da wanderten die Leute lieber aus nach Amerika, als daß sie die Union und Agende annahmen. — Je mehr der Geistliche die reine Lehre, d. h. das Bekentnis, das in der Gemeinde das herkömliche ist, in der Predigt und im Cultus zur Geltung bringt, desto mehr hat er bei dem Widerspruch der Ungläubigen das Recht auf seiner Seite, und er wird getragen von dem vollen Vertrauen der lebendigen Glieder der Gemeinde.

Zur Pflege der reinen Lehre gehört auch die Sorge, daß die Gemeinde ein ordentliches Gesangbuch habe. Die modernisirten Gesangbücher sind unter Widerspruch der Gemeinden oft mit List und Gewalt eingeführt, und je weniger handgreiflich sie mit der reinen Lehre im Widerspruch stehen, desto schwerer sind sie zu beseitigen, aber beseitigt müssen sie werden, und wenn man auch nicht bei dem Eintritt ins Amt damit beginnen darf und kann, das Ziel muß fest im Auge behalten werden. Die Schwirigkeiten, die zu überwinden sind, liegen gewöhnlich darin, daß einige Vertreter des Unglaubens die Gelegenheit benutzen, ihre Feindschaft gegen die Person des Pastors oder gegen die Lehre der Kirche zum Ausdruck zu bringen, und sie finden um so leichter Eingang, weil die Einführung eines besseren Gesangbuches Geldopfer von der Gemeinde fordert. Am ehesten komt man zum Ziele, wenn man auf das alte, früher in der Gemeinde giltige Gesangbuch zurückgreift, gewöhnlich ist es noch in den benachbarten Gemeinden im Gebrauch und es finden sich auch in den Familien noch immer Exemplare, aus denen sie in der Jugend oder aus denen ihre Väter gesungen haben. Auffällig ist es, daß die neuen oder die veränderten Lieder in den Häusern weder gesungen noch gelesen werden, sondern bei den Hausandachten und am Krankenbette gebrauchen die Leute fast ausschließlich die älteren Bücher, weil in ihnen, wie sie sagen, der alte Trost noch zu finden.

Viel leichter, als ein schlechtes Gesangbuch sich beseitigen läßt, ist eine ganz oder halb rationalistische Postille, aus der der Küster vorzulesen hat, wenn der Pastor behindert ist, den Gottesdienst abzuhalten, zu entfernen. Es ist aber auffällig, daß mehrere gläubige Geistliche in der Hinsicht sich so gleichgiltig verhalten. Es befinden sich in den Kirchen hinter dem Altare oder auch in der Sakristei noch Predigtbücher, die durchaus nicht gebraucht werden sollten und die im Widerspruch stehen mit der gesunden Lehre. Wenn auch oft gesagt wird: „seitdem ich im Amte bin, werden die Postillen selten oder gar nicht gebraucht, weil ich immer selbst predige", so kann doch Niemand wissen, ob für den, der so spricht, nicht auch die Zeit komt, in der er sich muß vertreten lassen, und ist es denn nicht überhaupt Pflicht, auch für alle kommenden Zeiten die Gemeinde zu schützen gegen falsche Lehre?

Wie es des Geistlichen besondere Pflicht ist, sich der Schulen mit großer Treue anzunehmen, und sie recht oft und fleißig zu besuchen, so muß er hier vornehmlich darauf sehen, daß die Kinder nicht mit dem Gift falscher Lehre gespeiset werden. Es gibt Schulen, in denen die Kinder Morgen- und Abendgebete auswendig lernen müssen, die vielleicht einer sentimentalen und seufzenden nervenschwachen Kammerjungfer, zu deren Privatvergnügen auch religiöse Gefühle gehören, gefallen möchten, die sich aber gar seltsam ausnehmen, wenn sie von einem derben und gesunden Knaben ohne Schuhe und Jacke hergesagt werden. Es ist auch merkwürdig, wie manche Lehrer es verstehen, aus dem schlechten Gesangbuch gerade noch die allerschlechtesten Lieder zu ihren Gesangübungen auszusuchen! Es hört sich seltsam an, wenn eine Schule von Tagelöhner-Kindern unserm Herrgott den Dank vorsingt, daß er dem Menschen Vernunft gegeben hat, edle Genüsse der Freude sich zu bereiten und des Lebens Freuden mäßig zu genießen. Auch finden sich in den Schulen noch Kinderfreunde, die offenbar der Vergangenheit angehören, so wie der Katechismus von Dinter oder Parisius ꝛc. Der Lehrer sagt zwar zu seiner Entschuldigung: er gebrauche dergleichen Bücher zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung, aber aus der Schule müssen sie heraus.

Endlich noch muß auch die Familie und das Haus von ungesunden, schalen und glaubensarmen Gebetbüchern, so weit es möglich ist, befreit werden. In einer Dorfgemeinde fand ich fast in jeder Hütte und Familie Witschels Opfer. Der Vorgänger im Amte, ein sehr gutmütiger Rationalist, hatte nämlich den Kindern bei der Einsegnung kein besseres Geschenk zu machen gewußt, als Witschels Opfer. Wenn man sich nun eine märkische Tagelöhner-Familie denkt, die in dieser Weise über die Begriffe Gott, Tugend und Unsterblichkeit reflectirt, und in hochtrabenden Phrasen die abstrakten Eigenschaften Gottes bewundert, so muß man sich freuen, daß das Buch so fast gar nicht gebraucht im Koffer vergraben liegt. Ein Pferdeknecht zeigte es mir und wies mit großer Befriedigung auf das hin, was der Pastor hineingeschrieben hatte, nämlich: „Gott erhalte dich auf dem Wege der Tugend"! Die Veranlassung aber, die mich zu ihm führte, war sein sehr schlechtes Betragen gegen seinen alten lahmen Vater. In dem Schloß oder in dem Hause des fein gebildeten Amtmanns finden sich öfters die „Stunden der Andacht"; besonders elegant eingebunden stehen alle Bände wolgeordnet in einem zierlichen Schranke, aber noch nie habe ich die Damen des Hauses darin lesend angetroffen. Wenn man nun auch nicht im Stande ist, solche schädlichen Bücher zu beseitigen, so muß man doch alle Gelegenheiten benutzen, möglichst bessere Gebetbücher in die Familien zu bringen. Besonders geliebt werden in den Mark: das tägliche Gebetbuch von Starke, das Schatzkästlein von Bogatzky, die Hirtenstimme von Kleinert, auch der Himmelsweg von Werner oder die Wasser-

quelle von Tietze. Da, wo die „Stunden der Andacht" sich finden, suche man den Selenschatz von Scriver zu empfehlen und überhaupt die Sachen, die der evangelische Bücherverein herausgegeben hat.

Zur Pflege der reinen Lehre sind auch noch besonders zu zählen die öffentlichen Katechisationen mit der bereits confirmirten Jugend. An vielen Orten sind diese ganz außer Gebrauch gekommen, und es gehört Geschick und Weisheit dazu, sie wieder herzustellen, oder sie so einzurichten, daß sie nicht allein der Jugend lieb sind, sondern auch von den Alten gern besucht werden. Gute Katecheten sind seltener als gute Prediger. Je verkehrter und seltsamer aber die Vorstellungen sind, die in unsern Tagen die Leute in höheren und niederen Ständen sich vom Christentum machen, desto nötiger wird die öffentliche Katechisation, und ich kann aus Erfahrung bezeugen, daß oft mehr dadurch ausgerichtet wird, als durch die Predigt. Die Katechisation war zunächst besonders für solche bestimt, die noch nicht Christen waren und es erst werden wollten, und es gibt nicht Wenige in den Gemeinden, die gern sich möchten belehren lassen, und die gern diese oder jene Zweifel und Bedenken beseitigt sähen, wenn ihnen Gelegenheit gegeben würde, ohne auffällige Schritte deshalb zu thun. Unter denen, die äußerlich sehr gleichgiltig sich stellen, geht mancher Nicodemus einher, und mancher kann sich sogar feindlich zeigen und hat doch den Stachel im Herzen, der die Stunde herbeiführt, da aus dem Saulus ein Paulus wird. In der einen Gemeinde ist es mir gelungen, auch die Alten, selbst den Schulzen und die Gerichtsmänner zum Aussprechen zu bringen. Zuerst fing ich mit den eben eingesegneten Kindern die Katechisation an, und zwar mit ihnen allein in der Kirche; als sie ein wenig mehr Mut gefaßt hatten, kündigte ich von der Kanzel ab, daß am nächsten Sontage, unmittelbar nach der Predigt, eine Unterredung mit der erwachsenen Jugend über das vierte Gebot werde gehalten werden und die Eltern würden gebeten, dabei zugegen zu sein, und sie blieben Alle, etliche aus Neugierde, etliche aus Interesse an der Sache. Zu Anfang erzählte ich gern eine Geschichte aus dem Missionsgebiete oder aus der Kirchengeschichte, z. B. aus dem Leben Augustins oder Luthers, und Geschichten hören die Leute gern; daran knüpfte sich dann sehr einfach ein Gebet oder ein Spruch, und die Kinder, die durch die Geschichte angeregt waren, antworteten gern und willig. Man kann dabei auf- und niedergehen im Hauptgange der Kirche und so auch leicht die Alten mit hineinziehen.

Archäologische Brosamen.

3. Patronatherschaftliches.

Das Nachfolgende gehört eigentlich mehr in die Neologie, als in die Archäologie und ich will nur gestehen, ich habe die Gelegenheit bei den Haaren ergriffen, um einen Protest gegen die Ungebühr einzulegen, die mit Anbringung der Bilder, Wappen und Epitaphien der Kirchenpatrone in unserer Kirche hie und da getrieben worden ist. Auch ohne puritanische und nivellirende Grundsätze zu haben, kann man daran Anstoß nehmen. Ich will die membra praecipua gern in Würden und Ehren lassen; aber sie sollen nur auch dem Haupte nicht zu nahe treten. Sie mögen immerhin ihre Wappen an den Säulen und Schlußsteinen des Schiffes, in den Fenstern, in den Ecken eines gestifteten Bildes, ja selbst am Fuße eines Donativ-Kelches anbringen, wie das alles die Alten auch gethan haben. Aber das haben die Alten nie gethan, daß sie eine Altarwand ganz mit Familienwappen eingerahmt, oder das Wappen des Patrons über dem Symbole der heiligen Dreieinigkeit als Bekrönung der Altarwand angebracht hätten, wie ich dieses und ähnliches in evangelischen Kirchen aus den lezten Jahrhunderten habe sehen müssen. Um so etwas zu thun, hatten sie zu viel Devotion und zu viel Geschmack. Item, ich mag es wol leiden, ja es ist oft gar rührend anzusehen, wenn auf einem Bilde der Stifter mit seiner Familie unten zur Seite knieend dargestellt wird; das ist die rechte Position, welche einem armen Sünder an heiliger Stätte geziemt. Aber wenn die Chorwände einer Kirche mit lebensgroßen Familienbildern bedeckt sind, Herren und Damen in der geschmacklosen und frivolen Tracht aus dem Zeitalter Ludwig des XIV., als wenn sie eben zur Assemblée gehen wollten — da fühle ich bilderstürmerische Gelüste in mir sich regen. Eine Kirche ist doch noch etwas anderes als ein Ahnensaal, und wenn man denn die alten Herschaften durchaus mit in der Kirche haben will, so suche man wenigstens bescheidenere Plätze für sie auf, damit nicht was auf der einen Seite Pietät ist, auf der andern zur Impietät werde. Die alten Heiligen hat man mit Recht oder Unrecht in die „Götzenkammer" geworfen; was wollen wir aber antworten, wenn Einer von drüben käme, und uns fragte, ob diese galanten Herren und Damen die protestantischen Heiligen seien? — Endlich die Epitaphia. Die verwerfe ich nun gleich gar nicht und spreche nur den Wunsch aus, daß sie sich nur nicht zu breit machen, nicht so gar sehr in die Nähe des Altars drängen und nicht mit so fremdartigem Gebild herausstaffirt werden möchten, daß man sich statt in die Kirche ins Zeughaus oder sonst wohin versezt sieht. Doch hier breche ich ab und lasse statt meiner den ehrlichen Pastor von Lockwitz, Christian Gerber, reden, der in seiner Historie der Kirchen-Ceremonien in Sachsen v. J. 1732 S. 45 also schreibt:

„Hieher gehöret nach vieler Meinung auch dieses, daß man in manchen Kirchen, zumal in großen Städten, Spieße, Schwerter, Fahnen, Sporen u. dergl. kriegerische Waffen aufhänget. Ja, es werden große steinerne Epitaphia, an welchen Trommeln, grob Geschütz oder Stücke, Mörser, Lanzen, Spieße, in Summa, eine Artillerie präsentiret wird, in die Kirchen gesetzet, einem Menschen zu Ehren, von dem noch ungewis ist, ob seine Sele sich im Himmel oder in der Hölle befindet. Und ob man auch gleich das Beste von derselben hoffen will, so gehören doch solche Kriegs-Waffen und Mord-Instrumente nicht in die Gotteshäuser, welche Häuser des Friedens sein sollen. Man möchte auch billig fragen, was denn solche Epitaphia in einer Kirchen nützen sollen? Die Andacht können sie wol stören und verhindern, aber nicht befördern. Es gaffet mancher Mensch ein solch Bild und Zeughaus an, und hat seine Gedanken eine gute Zeit lang darauf, und vergisset darüber Singen und Beten. Wir halten der Heiden ihre abgöttische Bilder vor Greuel, und sprechen es denen Papisten nicht wol, daß sie so viel Altäre und Bilder der Heiligen in ihre Kirchen setzen: Man möchte wol fragen, ob denn die Epitaphia mit Kriegs-Instrumenten und so viele aufgehängte Kriegsfahnen, die oft die Kirche finster machen, erbaulicher seien, als das Bild eines Heiligen. Und wenn ein Heide in unsere Kirche käme und sähe solche Fahnen und Kriegs-Instrumenta an denen Epitaphiis, was würde er doch vor Gedanken von der Christlichen Religion haben? Würde er nicht meinen, die Christen verehrten in ihren Kirchen die alten heidnischen Helden, Achillem und Anchisen, den Hector und Herculem? Es wäre noch viel hiervon zu sagen, allein man kann die Wahrheit nicht leiden und vertragen. Es ist auch zu diesen Zeiten keine Besserung zu hoffen."

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Ref. bespricht hier die Geschichte Galilei's, als ein warnendes Exempel der Verirrungen der Theologie, und führt mit Darlegung anderer geschichtlicher Thatsachen weiter aus, wohin es führen würde, wenn die Theologen an Einzelkämpfen der Naturwissenschaft sich beteiligen wollten. Aber er fordert, daß sie in dem Kampfe wider die ungläubige Naturforschung, die wesentlich auf bodenloser Willkür ruht und den einfachsten Gesetzen des Denkens ins Angesicht schlägt, das Bündnis mit der wahren Wissenschaft nicht verschmähe, sei es Astronomie und Mechanik, sei es Chemie oder Geologie. Wo die Pseudowissenschaft sich in die heiligen Angelegenheiten des Glaubens störend einmenge, da sei es Sache der Theologie, die freche Schwätzerin gebührend abzufertigen. Dazu sei aber möglichst gründliche Forschung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften notwendig. Ref. weiset an einzelnen Beispielen sinnreich nach, wie die wahre Wissenschaft niemals zu Resultaten führe, welche den Grundwahrheiten des Glaubens zuwider seien, und fügt noch hinzu, wie die Theologie auch klarer und scharfer Begriffsbestimmungen sich zu befleißigen habe und zeigt das namentlich an dem Begriffe des Wunders, an welchem die neuere Naturwissenschaft so großen Anstoß nehme. Durch eine richtige Erklärung des Wunders müsse sie selbst zu dem Geständnis gebracht werden, daß sie von lauter Wundern Gottes umgeben sei. Zulezt komt Ref. noch auf das Wort Gottes. Er sagt darüber ein Weniges, bekent aber, daß bisher ihm in den Resultaten der modernen Naturforschung nichts aufgestoßen sei, was ihn genötigt habe, auch nur ein Jota an dem Buche der Bücher zu ändern oder als irrig zu bezweifeln. Freilich sei die Bibel kein Lehrbuch für Astronomie, Physik, Chemie und Geologie, aber daß etwas Falsches darin stehe, könne er nimmermehr zugeben. Die moderne Naturforschung habe zwar manche traditionelle Auffassung dieser und jener Schriftstelle erschüttert, er habe eine andere Auslegung versucht, aber bei dieser Arbeit sei ihm die Wahrheit der Schrift nur noch herlicher erschienen. Ref. berührt noch kurz besonders die biblische Erzählung von der Sündflut, welche noch große Schwirigkeiten darbiete und schließt seinen gehaltvollen anregenden Vortrag, da die Zeit zum Schluß drängt. — Es war eben zu beklagen, daß die Zeit eine weitere gemeinsame Besprechung des wichtigen Gegenstandes, der nun von zwei Seiten beleuchtet war, nicht zuließ. In den Zwiegesprächen trat vielfach die Ansicht hervor, daß der heutige Vortrag die Sache doch noch nicht zur Entscheidung gebracht habe, weil der Conflict, in welchen die Ergebnisse der Naturwissenschaften mit den Anschauungen der Schrift, wie sie namentlich in dem ersten Kapitel der Bibel uns vorliegen, stehen, nicht gelöst war.

Der Abend vereinigte uns alle zunächst mit der Brüdergemeinde zur gemeinschaftlichen Andacht, bei welcher Herr Pastor Germann in Wellen eine erbauliche Ansprache über Offenb. 2, 1—7 hielt. Nach diesem Gottesdienst und dem einfachen Abendessen kam es aber noch zu einer gemeinsamen Unterhaltung über Volksmissionsfeste, welche der Gründer derselben, Superint. Arndt in Wernigerode, hauptsächlich leitete. Was in einem frühern öffentlichen Vortrage über diesen Gegenstand bereits gesagt, wurde noch einmal berührt, um es in allgemeine Ausführung zu bringen. Es waren mehrere Brüder gegenwärtig, welche solche Volksfeste bereits gehalten haben; sie sind außer Elbenau in Wernigerode, Gernrode, auf dem Petersberge bei Halle, auf dem Felsenberge bei Wolmirstedt, in Tarthun bei Egeln mit großer Freude und allgemeiner Teilnahme gefeiert worden; man hat den Unterschied zwischen Kirchenfeier und Volksfest wol bewahrt, die Geistlichen sind nicht im Chorrock erschienen, Altäre hat man auch nicht gebauet, aber Posaunen und Fahnen hat man gehabt, die Reden sind mitunter noch zu lang gewesen, und nach Bruder Arndt's Meinung hat man noch nicht genug gesungen. Er erzählte von dem Feste

welches vor Kurzem in Wernigerode gefeiert worden sei, und von dem Eindruck, den eine reichere Ausstattung des Gesanges hier hervorgebracht und von dem auch anderweitige öffentliche Berichte schon Zeugnis gegeben haben. Und er legte ein Liederbuch vor, welches hauptsächlich diesem Feste seine Entstehung verdankt und in weiterer Ausbildung organisch geordnete Liedersamlungen enthält für die verschiedenen Bedürfnisse der Volksmissionsfeste. Das Charakteristische derselben ist die Verteilung des Gesanges unter verschiedene Chöre von Knaben und Mädchen, Jünglingen und Jungfrauen, Männern und Frauen und Gemeinde, der Wechsel von Choral und Volkslied, alles sehr sinnreich und lieblich geordnet. Es wurde auch gleich eine Gesangprobe unter uns gehalten, welche so sehr befriedigte, daß das Büchlein auf der Stelle eine Menge Abnehmer fand, auch verabredet wurde, daß die Lieder bei Zeiten eingeübt werden, und daß die verschiedenen Feste in nähere Verbindung unter einander treten sollten. So wird dieser Festsegen auch als ein Segen betrachtet werden müssen, den Gottes Gnade von unserm lieben Gnadau hat lassen ausgehen. Das schöne Liederbuch heißt der Missionsfest-Pilger. Geistliches Liederbuch insonderheit zum Gebrauch bei volkstümlichen Missionfesten. Zu haben in Wernigerode durch Superint. Arndt, in Magdeburg durch Domprediger Weber, Pr. 1 Gr. Im Buchhandel bei Angerstein in Wernig. kostet das Ex. $1\frac{1}{4}$ Gr.

Früh 7 Uhr des folgenden Morgens waren wir schon wieder brüderlich im Betsal versamelt, um dem Herrn zu danken für alles Gute, das wir von seiner milden Hand bereits empfangen und um noch einen Segen für diesen Tag zu erbitten. Der Vorsitzende suchte dann durch eine kurze Ansprache über die Losung des Tages 2 Mos. 20, 22. 23 die Herzen für das Werk des Tages zu bereiten, worauf, um spätere Verlegenheiten zu vermeiden, ein Versuch gemacht wurde, die Tagesordnung für die nächste Versamlung gleich festzustellen, was auch glücklich gelang. Dompred. Weber in Magdeburg wird über den Kirchenschmuck, Pastor Daneil über das Taufformular, Prof. Bäßler in Magdeburg über unsere Stellung zum Gustav-Adolfs-Verein Vortrag halten und um eine geordnete Besprechung über die gehaltenen Vorträge vorzubereiten, woran es bisher noch sehr oft gefehlt hat, wurde bestimt, daß die Vorträge dem Vorsitzenden zuvor eingereicht werden sollten, damit er nötigen Falls geeignete Correferenten ernenne.

Dann hielt Past. Schwarzkopff über einen Gegenstand, der schon mehrere Male auf die Tagesordnung gesezt war, ohne daß diese zur Ausführung kommen konte, einen Vortrag, über den Cultus des Genius. Es wurde nachher allgemein der Wunsch geäußert, daß dieser geistvolle Vortrag gedruckt werden möchte, von dem ein kurzer Auszug aber so wenig ein getreues Bild wieder geben kann, als dies bei dem vorhergehenden Vortrage der Fall sein konte. Nach einer anregenden Einleitung, welche die Wahl dieses Gegenstandes für eine Pastoralconferenz damit rechtfertigte, daß die Kirche keine wichtige Zeiterscheinung ignoriren dürfe, weil sie den Beruf habe, das ganze Leben mit ihren Heiligungskräften zu durchdringen, spricht Ref. zuerst über das Wesen des Genius und Ausgestaltung des ihm gewidmeten Cultus. Ursprünglich sei Name und Sache heidnisch. Jeder Mensch habe nach heidnischen Begriffen seinen Genius, wol zu unterscheiden von der anima. Dieser Genius sei die unmittelbare Triebkraft im Menschen, das eingeborne Gesetz seines Daseins. Der Genius jedes einzelnen Menschen habe im Grunde seinen besondern Cultustag gehabt, es war der Geburtstag des Menschen. So seien auch die Apotheosen der Kaiser in späterer Zeit zu verstehen: in ihnen erschienen gewissermaßen die Genien des ganzen Reichs. Dies auf die neuere Zeit anwendend, nent Ref. etliche Exemplare solcher Genien oder Genies: einen Buonoparte, welcher alle bisher giltigen Regeln der Kriegskunst durchbricht und den Gegnern den armen Trost hinterläßt, nach allen Regeln der Taktik geschlagen zu sein; einen Mozart, der in einem Alter von 7 Jahren Concerte gibt, wodurch ergraute Meister beschämt werden; einen Rafael, der im jugendlichen Alter schon Meister ist in allen Einzelheiten der Fresko- und Oelmalerei; einen Homer, der die Fülle des naiven Griechenlebens in frischen Bildern und Klängen, einen Dante, der die kirchliche und wissenschaftliche Weltanschauung des Mittelalters in vollendeten Versen einer neugeschaffenen Sprache, einen Shakespeare, der seinen hellen Zeit-, Welt- und Charakterspiegel aller Welt vor Augen stellt, einen Plato, Aristoteles, Schelling, Hegel, welche in den bisher unentdeckten Zusammenhang der Dinge oder der Begriffe bis zu einer Höhe der Abstraction, in eine Tiefe der Principien eindringen, wo die Farben erblassen — lauter Genies auf den verschiedenen Lebensgebieten! Das Gemeinsame in allen diesen Erscheinungen sei eine besonders potenzirte Naturkraft des Geistes, welche mit unwiderstehlicher Gewalt einem gewissen Ziele zutreibe, also wirklich eine energische Triebkraft, wie die alten Römer richtig ahnen. Das Genie sei etwas Gegebenes, was wol ausgebildet, aber nicht angebildet, nicht angelernt werde. Haydn brach bei seiner Composition: Es werde Licht! in Thränen aus: „Nein, das ist nicht von mir, das ist Dein Werk, mein Gott!" Das Genie werde wol bewundert, aber oft am wenigsten verstanden, und daher vom Neide verfolgt. Oberflächlicher Schimmer blende die Menge. Ein Ronge, Uhlich, Baurschmidt, Klassenkappelmann werden mit Ehren bekränzt, ein Harms komme in den Kladderadatsch, ein Stahl werde ein nichtswürdiger Judenchrist genant. Aber es gebe noch eine andere Strömung. Wirklich große Menschen werden auch anerkant. Friedrich der Große habe den alten Organisten Bach wie einen ebenbürtigen König empfangen. Am meisten werden große Menschen im Tode geehrt. Unsere Zeit errichte Denkmal auf Denkmal, als fürchte sie ihr schwaches Gedächtnis, sie habe eine Leidenschaft, zu feiern. Hier komme der Götzendienst im Cultus des Genius zu Tage. Die Büste Schiller's wurde im Handwerkerverein zu Hamburg förmlich und feierlich angeredet, als wäre er es selbst, wie ein anwesender Gott. Man finde noch jezt bei ehrlichen Handwerkern statt der Bibelsprüche Schillersprüche an der Wand für jeden Tag, und wie manche habe für die 3 Glaubensartikel die Schillerschen „3 Worte inhaltschwer" eingetauscht! Nachdem Ref. noch mehrere Proben von solchem Götzendienst gegeben, komt er zu dem Stärksten, was in der Art geleistet sein mag. Die geniale Bettina schreibt an Göthe: „Habe ich Andacht empfunden, so war es an Deiner Seite. Tempelduft, den Deine Lippen hauchen, Geist Gottes, den Deine Augen predigen, Deine Gewande, Dein Antlitz, Dein Geist, alles strömt Heiligung aus. O Du Deine Knie fest an meine Brust drückend, frag ich nicht erst, was das für eine Seligkeit sei, die den Frommen im Himmel bereitet ist. — — Ach, ich will den Götzendienst abschwören — von dir spreche ich nicht, denn welcher Prophet sagt, daß du kein Gott bist?" — Und bei der Nachricht von Göthes Tode ruft sie: „Aufgefahren gen Himmel! die Welt ist leer — Herr, der mich hört, dem ich vertraue, daß er mich hört, gib Antwort! Noch einmal kniee ich hier zu Deiner

Füßen, ich weiß, Deine Lippen träufeln Thau auf mich herab!" Noch macht Ref. darauf aufmerksam, wie in den gangbarsten Ausdrucksarten dieser Götzendienst sich abbilde, man sage: Garibaldi, Mazzini haben ihre Mission, es gebe pantheistische Laienbreviere, rationalistische Laienevangelien u. s. w. — Hierauf beschäftigt Ref. die Frage: Wie soll die Kirche ihrerseits sich gegen diesen Cultus der Neuzeit verhalten? Keinen Falls ihn ignoriren. Im Anfang glaubte mancher nicht, daß Renans Buch so rumoren werde. Es gebe ein hochmütiges Vornehmthun, das mit Einfalt prunke. Christliche Einfalt sei nicht Bequemlichkeit, Reaction, Wiederkäuen, sondern Festhalten des Mittelpunkts auf allen Punkten der Peripherie. Ohne Cultus sei kein Mensch. Wenn unsere Kirchen schlecht besucht werden, so liegt das an den Götzendiensten von Millionen getaufter Christen, bewußt oder unbewußt, im Kämmerlein bei der Lectüre antichristlicher Schriften, oder bei großen Versamlungen zu Ehren großer Namen und Thaten. Dieser Cultus sei eine Macht in der Zeit geworden. Sodann aber wol unterscheiden. Einer nur sei der Geber aller Gaben, und höher als diese, darum müsse der Wert der Gabe von dem der Person allerdings unterschieden, jedoch nicht ganz geschieden werden. Wir dürfen die Begeisterung eines Dichters nicht verwechseln mit der eines Sehers. Ein Victor Hugo werfe Ilias und Genesis, Hiob und Rabelais, Jesaias und Juvenal bunt durch einander. Aber der Herr sei es doch, der einen Luther aus der Bergmannshütte, wie David von den Hürden, und andere große Geister aus der Niedrigkeit auf einen hohen Platz berufen habe. Deshalb soll man auch nicht feindselig gegen das wirklich Große, Gute und Neue, was der allmächtige Gott unserer Zeit beschcert hat, auftreten. Oder stammen die neuen Gaben und Erfindungen und Entdeckungen dieser Zeit wirklich vom Teufel, wie etliche zu meinen scheinen? Sollen wir grollen, wenn der Menschengeist durch die Blitzpost eine Art Allgegenwart erhält, wenn die Sonne ihm Malerdienste leistet? Führt Feuerdampf nicht auch Missionare schneller zu den Heiden, Missionsfreunde zu ihren Festen, Pastoren zu ihren Conferenzen? Sollen wir uns nicht freuen, wenn der Mensch seine Herschaft über die Erde alle Tage erweitert bis zu den Polen, wenn der Magnete Lieben und Hassen geprüft, das feste Gesetz in der Flucht der Erscheinungen erkant, der Sprachen Ströme bis zu ihren Quellen, und die Geschichte der Erde bis in die graue Vorzeit verfolgt wird? Das Wort gelte: Alles ist euer. Wenn aber den Weltkindern über den Werken des Menschengeistes schwindlich werde, weil sie Geschöpf und Schöpfer verwechseln, so sollen wir ihnen zurechtzuhelfen suchen und ihnen das unverstandene Bedürfnis ihres Herzens klar machen. Der Cultus des Genius stehe doch höher, als der rohe Materialismus, weil Geist mehr sei als Geld und Geburt, die Person mehr als das Ding; es könne in ihm eine Waffe gegen Pantheismus und demokratische Gleichmacherei gefunden werden. Aber noch mehr. Diese schwärmerische Hingabe an einen Menschen bis zur Anbetung, welche auf die Dauer doch keine Befriedigung geben kann, könne grade recht empfänglich machen für die Anbetung des Gottmenschen, vor welchem sich beugen müssen aller Knie im Himmel und auf Erden, wobei freilich den Geniusverehrern zu sagen sei, daß, wenn ihr Cultus sie nicht zu Christo führe, aus demselben der feinste und gefährlichste Materialismus, die unerträglichste Selbstvergötterung, ja ein Teufelsdienst werden könne. Denn wenn auch in dem Genius die Intelligenz verehrt werde, so gehöre diese, ohne jeden sittlichen Wert, auch nur zur Materie, und der Repräsentant der höchsten Intelligenz dieser Art sei Lucifer, der gefallene Lichtengel. Das dummste Individium, wenn es nur Menschenkraft und Vernunft kenne, treibe bei seinem Geniecultus doch wieder die feinste Selbstvergötterung, indem es fühlt, daß es zulezt doch mit dem Begabtesten aus Einem Teig geknetet ist, und rühmt: wie wir es so weit gebracht, wie groß und herlich wir sind! Nun, wer Christum recht erkant habe als das himmlische Haupt vieler Glieder, wird niemals sich seiner Gaben überheben, weil sie von Ihm sind, wird eben so wenig aus demselben Grunde höher Begabte beneiden, um so weniger, weil nicht die Gabe, sondern der Glaube selig macht, wird sich willig unterordnen, ihre Gaben dankbar annehmen, aber er wird nicht vor ihnen kriechen, am wenigsten sie anbeten. Haben wir so die rechte Stellung zum Genius gefunden, so werden wir uns, wenn die Versuchung in allerlei Festen an uns herantritt, sehr zu hüten haben, mit den Ungläubigen an demselben Joche zu ziehen und unsere Angehörigen und Gemeinden treulich warnen, und schädliche Bücher oder Kunstwerke fern von ihnen zu halten suchen; wir werden uns auch zu hüten haben, durch Ueberschätzung der Intelligenz und Geringschätzung gewöhnlicher Begabung, durch Freude an interessanter aber frivoler Lectüre, an genialen aber leichtsinnigen Menschen unwillkürlich Cultus des Genius zu treiben, und besonders auf christlichem Gebiete jenes weltliche Treiben nachzuahmen, man denke nur daran, welch ein Götzendienst mit hervorragenden Missionaren, begabten Predigern in großen Städten getrieben werde. Ein bekanter Prediger mußte einmal so viel Weihrauch schlucken, daß er zulezt voll Zorn auf den Tisch schlug, daß die Teller klirrten, und seinen Bewunderern ins Gewissen donnerte. Allein Gott in der Höh sei Ehr! Er wolle unserer Zeit reichbegabte Geister und hohe Genien geben, aber uns vor Abgötterei bewahren! — Was in diesem Vortrage gesagt war, wurde durch das Zeugnis anderer Brüder noch bestätigt. Einer sagte, mit Gideon sollten wir die Götzenaltäre abbrechen, und aus ihren Trümmern dem Herrn einen Altar bauen. — Das sei die Aufgabe unserer Zeit. Der Cult des Genius sei schon alt. Er habe begonnen, als der Genius aus dem Cultus geschwunden sei, und nach der Eroberung von Constantinopel der Glaube vor dem Einzug des Humanismus floh. Die humanistischen Akademien Italiens waren die eigentliche Wiege des Cultus des Genius. Die Reformation erst habe diese Götter gestürzt, Luther habe das Gute, was der Humanismus gebracht, die Sprachen, zu würdigen gewußt, aber Christum auf den Thron gesezt. Ohne die Reformation würde eine sittliche Versumpfung, ein neues Heidentum eingetreten sein. Der Pietismus habe sich von dem Kampfe zurückgezogen, und unterdessen sei der Cultus des Genius wieder groß geworden. Er beherrsche die Kunst, die Wissenschaft, das ganze Leben. Hier müssen wir Missionsdienst treiben, und das Feld wieder erobern. Die Pastoren allein könten es nicht thun, aber sie sollen Kentnis nehmen von Allem, was auf den verschiedenen Gebieten des Lebens Christo die Ehre nehmen wolle und im Kampfe die vordersten Mithelfer sein. Die Revolution werde noch immer zu äußerlich gefaßt. Ihr Wesen sei die Feindschaft wider Christum. Napoleon dünkte sich das höchste Genie, einen Gott, und war die personificirte Revolution, der Cultus dieses Genius sei der vornehmste Hebel alles Umsturzes gewesen, und dieser Cultus daure noch fort. Er

habe eine tödtliche Wunde durch die Thaten Gottes in den Freiheitskriegen erhalten. Aber erst Friedrich Wilhelm IV. habe das rechte Schwert gefunden, ihn erfolgreich zu bekämpfen, indem er den Geist Christi, von dem er erfüllt war, die Macht seiner Regierung sein ließ, Männer des Glaubens zu Pflegern der Wissenschaft berufen, die christliche Kunst geehrt und die Kirche belebt habe. Sein Verdienst werde erst die Nachwelt zu würdigen wissen. Auf dieser Spur müssen wir nachgehen. Ein anderer Bruder bekante, daß er im Cultus des Genius groß gezogen sei. Auf der Universität sei er in Kreise geführt worden, welche von diesem gelebt, es habe von Geist, Witz und Humor gesprühet, er habe eine Weile seine Lust daran gehabt, aber Frieden habe er hier vergebens gesucht und erst in Christo durch die gütige Hand Gottes gefunden. Der griechische Cultus des Genius habe in Alexander gegipfelt, aber als er sich einen Gott gedünkt, sei er gestürzt worden. Im Mittelalter habe man die menschliche Natur Christi über der göttlichen vergessen, da sei die Reaction des Humanismus eingetreten, und gegen die Einseitigkeiten der Reformation sei der Rationalismus erwacht. Die Revolution habe seine Ohnmacht offenbart, jezt gelte es Christo dem Gottmenschen die Ehre zu geben, die Ihm allein gebührt. Wenn wir dem Genie überall die verdiente Anerkennung zollen sollen, so sollen wir voranstellen die Genien, welche von dem Geiste Christi berührt sind, einen Bach, Haendel, Dante, Calderon, Shakespeare; Göthe habe gesagt, der sei größer als er. Endlich bezeugte ein Bruder seine Freude darüber, daß gestern und heute der Wahrheit und Gerechtigkeit die Ehre gegeben, und der Kunst und Wissenschaft, als Kreaturen Gottes die Anerkennung nicht versagt worden sei, die sie verdienen. Das sei echt lutherisch. Auch das klassische Heidentum habe Gott gebraucht zum Dienst des Christentums. Auch seien in demselben Samenkörner genug des künftigen Heils zu finden; diese habe noch neulich die fleißige Hand des Gymnasiallehrers Schneider gesammelt und nach den fünf Hauptstücken des Katechismns geordnet. Gestern, sagte der Bruder, sei ihm das Herz aufgegangen bei der Schilderung der Herlichkeit des Schöpfers, welche die Naturwissenschaft immer reicher und tiefer enthülle. Es sei überaus wichtig, die Jugend zur Teilnehmerin aller dieser Schätze zu machen. In derselben rege sich zu wenig der Zug zum Idealen, und zu viel Lust zu sinnlichen Genüssen. Jener sei zu erwecken und zu nähren. In der Begeisterung für die klassische Literatur sei auch etwas Göttliches, was auf die rechte Bahn zu Christo hin geleitet werden müsse. Christlich gebildete Gymnasiallehrer seien das rechte Bedürfnis der Zeit, und wer zum Unterricht besonders in den höheren Klassen der Gymnasien berufen sei, lege sein Pfund vor allem hier an, er werde reichen Lohn empfangen.

Damit schloß denn diesmal unsere Versamlung, deren Bedeutung der lezte Redner so treffend gezeichnet hatte. Der Herr hatte uns einen weiten Raum gezeigt für unsere Arbeit, aber auch durch die erhebenden Zeugnisse zu derselben gestärkt, die wir gehört.

Mecklenburg-Schwerin.

Die Conferenz zu Wismar.

Das allgemeine Missionsfest und die sich daranschließende Pastoralconferenz, welche alle zwei Jahre abgehalten werden, wurden diesmal in Wismar am 19. und 20. Sept. gefeiert. Die Festpredigt, welche O.-C.-R. Dr. Kliefoth über Matth. 9, 35—38 hielt, faßte weniger die Mission unter den Heiden ins Auge, als vielmehr, wie es die Stellung des Predigers sehr natürlich nahelegte, die Mission, welche wir Pastoren in unserm eignen Lande haben, wo, wie im jüdischen Lande, auch so viele verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Offen und ernst wurde das Bekentnis von den tiefen Schäden unsers Volkslebens abgelegt und das Gewissen schärfend erging die Mahnung an uns, mit allem Fleiße auf dem großen Arbeitsfelde das Werk des Herrn zu treiben und zwar mit den allein wirksamen Mitteln, den Gnadenmitteln.

Nach dem Gottesdienste, bei welchem, wie in früheren Jahren, die liturgischen Stücke vom Großherzogl. Schloßchor in Schwerin ausgeführt wurden, begab sich die Versamlung, meist aus Geistlichen bestehend — vielleicht die Hälfte der Landesgeistlichkeit, Professoren der Theologie und Candidaten — nach dem Rathhaussaale, um dort zuerst ein Referat von P. Wilhelmi aus Ludwigslust über die Missionsarbeit der Leipziger Gesellschaft in Ostindien zu hören, worin der vorjährige Bericht des Dir. Hardeland wiedergegeben war. Dann ergriff Prof. Dr. Krabbe das Wort im Namen des Hauptvereins für innere Mission in Rostock, um über das Rettungshaus in Gehlsdorf zu berichten. Er hatte schmerzlich zu klagen, daß nach dem Abgange des früheren Leiters der Anstalt, des jetzigen Past. Walzberg zu Granzin, der vor zwei Jahren an die Candidaten des Landes erlassene Aufruf keinen Erfolg gehabt habe, und es ist in der That eine Schmach und ein trauriges Zeichen, daß sich unter ihnen nicht ein Einziger findet, der geeignet und geneigt wäre, eine solche Anstalt zu leiten und dem Herrn an den verkommenen Kinderseelen zu dienen, während in andern Landeskirchen sich immer mehr Candidaten finden, welche sich zu dem so viel entbehrungsvolleren Dienste unter den Heiden erbieten. Die Zahl unserer Candidaten ist allerdings nicht groß und das Ausland muß seit Jahren unsre Lücken füllen, die Pfarrhäuser, die natürlichen Seminarien für die künftigen Diener der Kirchen, stellen noch immer ein viel zu großes Contingent zu dem überfüllten Stande der Wirtschaftsinspectoren; allein daß auch unter den wenigen nicht stets einer ist, der auf einige Jahre unter solchen Kindern zu arbeiten den Beruf hat und fühlt, weist offenbar auf einen tieferen Schaden in diesem Kreise hin. Denn daß das Kirchenregiment einen Candidaten nicht dahin wie zu einer Rectorstelle abschickt, halten wir allerdings für sehr richtig; der Anstalt wäre damit wenigstens nicht gedient.

Am Schlusse seines Vortrags gedachte Dr. Krabbe noch dankbar des leider zu früh heimgegangenen Ministers v. Schröter, der seit 1843 ein eifriges Mitglied des Hauptvereins gewesen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 8. November. № 89.

Der Dom des heiligen Gral.

Ein Fingerzeig in die Blütezeit der gothischen Baukunst.

(Fortsetzung.)

Es ist diese Beschreibung darum von so großer Wichtigkeit, weil es die einzige namhafte Stelle über die Baukunst ist, welche man bis jezt in den deutschen Dichterwerken des Mittelalters gefunden hat. Denn mit der Baukunst haben wir es in der That hier zu thun; obgleich nämlich diese Schilderung ein Werk dichterischer Phantasie ist, so ist es doch keine Märchenwelt und mondbeglänzte Zaubernacht, kein willkürliches Phantasiegebilde, sondern der Dichter hat bei den einzelnen Zügen seiner Schilderung Vorhandenes im Auge gehabt, und wenn er auch weit über die Wirklichkeit hinausgegangen ist, was namentlich den reichen Schmuck betrifft, so doch nicht über die absolute Möglichkeit. Er ist sich dieser Gränzen wol bewußt — warum ließe er sonst 30 Jahre lang an dem Dome bauen, da doch durch die Wunderkraft des Grales er in einem Augenblicke emporsteigen könnte? warum erwähnt er ausdrücklich, daß die Künstler die edlen Steine sorglich zu Rathe hielten, da doch durch des Grales Kraft Alles in reichster Fülle herbeigeschafft wird? er hatte vor Augen, wie es in Wirklichkeit bei einem solchen Bau herging. Was er ohnedies gethan haben würde, sagt er selbst in der Folge, wenn er der heiligen Jungfrau zu Ehren einen Dom bauen wollte:

Ich wollt ir einen machen
vollen weit gen einer meile ꝛc.

eine ganze Meile groß sollte er werden, 500 Chöre haben u. s. w., und nun ergeht sich seine Phantasie allerdings ins Ungeheuerliche. — Was aber hat der Dichter bei seiner Beschreibung des Graldomes vor Augen gehabt? Görres sucht in seiner Vorrede zum Lohengrin (Mainz 1813) nachzuweisen, er habe nach der Sophienkirche in Constantinopel seinen Dom sich gedacht; offenbar hat ihn zu dieser Ansicht einerseits die große Pracht und andererseits die in Deutschland allerdings ungewöhnliche runde Grundform verleitet; die Sophienkirche ist nämlich als eine Kuppel auf einem Viereck erbaut, mit Säulen von schönem farbigen Marmor reich ausgestattet, die Wände und Gewölbe sind mit Mosaikbildern auf Goldgrund und anderem reichen Schmuck versehen, und der Fußboden mit farbigen Steinen prächtig ausgelegt. Allein die Aehnlichkeit in der Grundform ist nur scheinbar, denn die Sophienkirche ist nicht eine Rotunde, sondern eine Rotunde auf dem Viereck, der Graldom aber wird als im Ganzen rund (sinwel als ein rotunde) geschildert (nur daß die Kreislinie durch die regelmäßig einspringenden Seiten der Kapellen unterbrochen wird), was einen ganz anderen Grundriß ergibt. Betrachtet man aber den ganzen Aufbau und die einzelnen Bauformen genauer, so bleibt kaum eine Aehnlichkeit, vielmehr weisen uns diese auf einen ganz anderen Baustil hin, nämlich auf den sogenanten gothischen — wir acceptiren den ursprünglich zum Spott gegebenen Namen, wir haben uns seiner nicht zu schämen, er ist längst ein Ehrenname geworden — und zwar auf die Blütezeit desselben, und daher ist in der Ueberschrift der Graldom ein Fingerzeig in die Blütezeit der gothischen Baukunst genant. — Als Hauptzüge führen wir folgende an: die achteckig vorspringenden Kapellen, welche hier den ganzen Dom umgeben, finden sich an den gothischen Domen als Kapellenkranz um den hohen Chor (in Freiburg sind deren 13, in Cöln 7, in Magdeburg 5; häufiger noch findet man den Kapellenkranz an den französischen Kathedralen), in den Gewölben mit Reifen und Schlußsteinen erkennen wir leicht die spitzbogigen gothischen Gewölbe wieder mit ihren schönen eingekehlten Rippen, welche sich oben in reich verzierten Schlußsteinen vereinigen; bunte Fenster hatte die Sophienkirche gar nicht, und auch in dem dem gothischen vorangehenden romanischen Stile findet man sie nur spärlich; das ausgebildete natürliche Blattwerk, das Weinlaub inwendig an den Säulen und Wänden und auswendig an den Friesen ist auch ein Zeichen des gothischen Stiles, im romanischen hatte man phantastisches arabeskenartiges Blattwerk und Verzierungen; — ja der ganze Reichtum von Figuren und anderem Bildwerk, die luftig durchbrochenen Thürme mit den Spindeltreppen, die vielen Baldachine mit den Heiligenfiguren, der Lettner mit seinen schlanken Spindelsäulen, das tabernakelartige Gebäude in der Mitte, in welchem sich die Grundformen des Ganzen noch einmal wiederholen, und eine Menge von kleineren Einzelheiten, welche hier aufzuzählen die Zeit nicht gestattet, weisen sogar auf eine Zeit hin, wo der gothische Stil schon sehr ausgebildet war, auf das Ende des 13. Jahrhunderts. Dazu komt noch der Umstand, daß dies Kapitel, in welchem der Graldom beschrieben ist, wie ein Juwel aus dem sonst nicht sehr bedeutenden Gedichte „Titurel" hervorleuchtet und daß es als freie Phantasieschöpfung

die Kräfte des Dichters weit übersteigen würde. Wir müssen also annehmen, daß er die Herlichkeit des gothischen Stiles in einem oder einigen Exemplaren vor Augen gehabt hat; und da liegt es nahe, an den Chor des Cölner Domes zu denken, welcher 1248 angefangen und nach mancher Unterbrechung des Baues 1322 geweihet, schon vor dem Jahr 1300 in dem Reichtum seiner Strebebogen und Spitzsäulen und inwendig in der Herlichkeit seiner Gewölbe und Kapellen mit den schönen Gittern und allem reichen Schmuck prangte. Jedenfalls haben wir hier einen neuen Beweis für die außerordentliche Bewegung, welche dieser herliche Baustil in dem Gemüte des Volkes hervorgebracht hat, daß auch ein mittelmäßiger Dichter zu einer so schönen Schilderung fortgerissen werden konte. — Die Zweifel, welche man schon früher an der Abfassung des Titurel in seiner jetzigen Gestalt durch Wolfram von Eschenbach gehegt hatte, wurden durch eine architectonische Deduction von Sulpiz Boisserée, der so viele Verdienste um das wiedererweckte Verständnis der mittelalterlichen Baukunst hat, zur Evidenz erhoben, indem er nachwies, der Dichter müsse Werke aus der Blütezeit des gothischen Stiles vor Augen gehabt haben, welche es aber nicht vor dem lezten Teile des 13. Jahrhunderts gab; während Wolfram von Eschenbach, der 1207 am Sängerkriege auf der Wartburg teilnahm, höchstens bis etwa 1230 gelebt hat. — Dieser Deduction, welcher wir im Wesentlichen oben gefolgt sind, steht, beiläufig bemerkt, noch eine andere bestätigend zur Seite; es finden sich nämlich im Titurel eine Menge in Verse gebrachter Stellen aus päpstlichen Decretalen, welche erst in und nach der Mitte des 13. Jahrhunderts erlassen sind, und da nun doch nicht wol anzunehmen ist, daß die römische Curie aus dem Titurel geschöpft, so kann auch hiernach das Gedicht nicht vor der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, also nicht von Wolfram verfaßt sein; was auch noch durch den von Wolfram ganz verschiedenen dichterischen Wert und endlich durch aufgefundene Handschriften bestätigt ist, in denen sich der Dichter des Titurel Albrecht von Scharffenberg nent.

Indessen hat in der Beschreibung des Graldoms der gothische Stil besondere Modificationen erfahren; der den ganzen Dom kreisförmig umgebende Kapellenkranz komt sonst an gothischen Domen nicht vor, auch erwartet man statt des Hauptthurmes in der Mitte eine stattliche Thurmvorlage im Westen; allein dies dürfte in einer Beziehung zu den Kirchen der Tempelherren seinen Grund haben. Alles, was uns nämlich von den Gralrittern, den Templeisen, gesagt wird, erinnert uns, wie schon der Name, an den Ritterorden der Tempelherren, welcher 1118 zu Jerusalem gestiftet, die Aufgabe hatte, gegen die Heiden zu kämpfen zum Schutze der Pilger und besonders auch der heiligen Stadt. Es war ihm da zur Hut der Tempel übergeben, d. h. das Gebäude, welches in den Jahren 634—714 von den Kalifen als Moschée an der Stelle des früheren Salomonischen Tempels in Form einer Rotunde erbaut war; und daher nahmen die Templer bei allen ihren Kirchen und Kapellen, welche sie später im Abendlande erbauten, diesen zum Muster und gaben ihnen eine runde oder eine auf einem Kreise errichtete vieleckige Grundform. Unter den wenigen Templerkirchen, welche der Verfolgungswuth (1318) entgangen sind, ist die wolerhaltene in London und die kleine Matthiaskapelle in Kobern an der Mosel am bekantesten. Aus dieser Beziehung zu den Templerkirchen erklärt sich auch die auffallende Erscheinung, daß der sonst so reich ausgestattete Graldom nur 2 Glocken hat — man würde nach dem übrigen Zuschnitt in jedem der 37 Thürme eine Anzahl vermuten —; die Tempelherren standen nämlich unter der Regel der Cisterzienser, und diese durften nur wenige Glocken in ihren Kirchen haben, auch fehlt ihnen die westliche Thurmvorlage, sie haben ihren Thurm auf dem Kreuzdurchschnitt, wie an der wolerhaltenen Cisterzienserkirche in Schulpforta u. a. ersichtlich ist. — Uebrigens findet die Verbindung der Kreuzform mit der aus vorspringenden Polygonen gebildeten runden Grundfläche wenigstens ein Beispiel in der Liebfrauenkirche zu Trier, welche noch manche romanische Elemente enthaltend nach der Mitte des 13. Jahrhunderts vollendet ist.

Fassen wir demnach die historischen Beziehungen zu der Beschreibung des Graldoms in die kurzen Worte zusammen: sie weiset uns in die Blütezeit des gothischen Stiles mit denjenigen Modificationen, welche sich aus der Berücksichtigung der Tempelherrenkirchen ergeben, wobei nicht ausgeschlossen bleibt, vielmehr sicher anzunehmen ist, daß bei der Pracht des Materials manches, was aus jenen mit orientalischer Pracht ausgestatteten drei berühmten Kirchen, dem Marcusdom in Venedig, der Sophienkirche in Constantinopel und der Kirche des heiligen Grabes in Jerusalem als eine wunderbare Kunde ins Abendland gekommen war, mit eingewebt ist.

Die Betrachtung der Bauformen, wenn sie nur künstlerisches, historisches oder poetisches Interesse hätte, würde hier nicht an ihrem Orte sein, aber diese Formen bedeuten etwas, diese Steine und Metalle im Bau reden eine Sprache, sie geben Zeugnis von Gott und göttlichen Dingen, und was von der Schöpfung Gottes gilt:

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge,
Ist es dem Schauenden nur; —

das gilt auch von der kirchlichen Baukunst. Es werden Ihnen bei der Beschreibung des Graldoms die biblischen Beziehungen nicht entgangen sein, Sie werden bei der Pracht des Materials und bei der namentlichen Aufzählung der Edelsteine an die Beschreibung des himlischen Jerusalems gedacht haben, wie sie in der Offenbarung Johannis Cap. 21 enthalten ist, welche ja bei der Einweihung von Kirchen gelesen wurde; ebenso wird man durch die am Gral erscheinende Schrift an die Weisungen erinnert, welche Jehovah im A. B. durch Urim und Thummim an den Edelsteinen des hohenpriesterlichen Brustschildes gab. Besonders aber möchte ich auf den Zug in der Sage aufmerksam machen, daß Titurel nicht selbst einen würdigen Tempel entwerfen kann, sondern den Bauplan von himlischer

Hand auf dem Felsen aufgezeichnet findet, ganz wie dem Moses auf dem Berge Sinai in einem Gesicht das himlische Bild gezeigt wurde, nach welchem er genau die Stiftshütte bauete (2 Mos. 25, 40 vgl. Hebr. 8, 5). — Das ist bedeutsam, daß die Stiftshütte, der erste Tempel des wahrhaftigen Gottes, nicht von Menschen entworfen, sondern von Gott offenbart ist; so ruhet, wie alles Wissen und Reden von Gott, auch der Anfang der Kirchenbaukunst auf Offenbarung. Ist Gott selbst aber der Baumeister, so ist es ganz natürlich, daß, wie in allen seinen Werken Einheit ist, auch hier die ewigen Gedanken der Allmacht und Gnade, der Schöpfung und Erlösung zum Ausdruck gekommen sind.

Als dunkle Ahnung zieht sich dies schon durch die Bauten der Heiden, welche bei den Tempeln ihrer Götter an das große Weltenhaus dachten. So war der Thurm des Belus zu Babel, welcher nach Herodots Augenzeugnis eigentlich aus 7 Thürmen bestand, um die sich außen herum ein Weg wand bis zu dem siebenten, höchsten, der den Tempel des Gottes trug, — eine Darstellung der damals bekanten 7 Planeten und der Himmelssphären. Ekbatana, die Königsstadt der Meder, in der Mitte mit der Königsburg, umgeben mit 7 Mauerkreisen, welche die 7 Regenbogenfarben trugen, war, wie Creutzer schön ausführt, ein Bild der Sonnenburg, umschlossen von den 7 Farben des Himmels. In Aegypten sind die mächtigen Sphinxe, die bei Sonnenaufgang tönenden Memnonssäulen und die die Sonnenstrahlen darstellenden Obelisken nach bestimten geheiligten Zahlen aufgestellt, welche die 12 himlischen Zeichen, den Lauf des Mondes und der Planeten den Eingeweiheten verkündigen sollten. Die Griechen gaben den Tempeln des Olympischen Zeus zu Athen und Agrigent, der Juno auf Samos und zu Selimunt eine Länge von 354—367 Fuß, welche mehr oder minder der Zahl der Tage des Jahres entsprechen. Diese Gedanken an das Weltall, welche von den Heiden bei ihren Bauten geahnt, in der Stiftshütte und dem genau danach vergrößerten Salomonischen Tempel in den Grundzügen angegeben und von da in den christlichen Kirchenbau übergegangen sind, finden ihre edelste Ausbildung und ihren klarsten Ausdruck im gothischen Stil. Der gothische Stil ist mit nichten, wie jüngst Lübke behauptet, „der erste brillante französische Luxusartikel, mit welchem die Werkstätten von Paris das folgsame Abendland überschwemt haben, das monumentale Denkzeichen von der Alleinherschaft der französischen Mode in Europa." Noch seltsamer ist, was Victor Hugo in seinem Roman: Notre-Dame de Paris in jenem merkwürdigen Excurse über die Baukunst mit der Ueberschrift: der Buchstabe tödtet den Stein — in glänzendem Stile und in blendender Vermengung von wenig Wahrem und viel Falschem ausführt, im gothischen Stile sei die Opposition des zur Freiheit erwachten Volksgeistes gegen die finstere, mystische Priesterkunst des romanischen Stiles zum Ausdruck gekommen und habe eine Preßfreiheit in der Sprache des Steines geübt, welche die Kirche und ihre Gewalt vernichtete, bis dann die Erfindung der Buchdruckerkunst den Sieg vollendete. — Im Gegenteil wird es dem aufmerksamen Beobachter bald deutlich, daß die tiefen biblischen und kirchlichen Gedanken des Kirchenbaues gerade im gothischen Stile ihre schönste und vollendetste Form gefunden haben.

Zunächst ist es schon die organische Einheit aller einzelnen Teile, welche an die große Schöpfung Gottes erinnert; wie der Naturkundige in der kleinen Eichel und im Eichenblatt genau die Verhältnisse des mächtigen Eichbaumes wiedererkent, ja wie er im Grashalm eine Analogie zu den Verhältnissen, zu den Gesetzen des Lebens und Wachsens findet, welche durch die ganze Schöpfung hindurchgehen, — wie es hier gilt:

Jede sprossende Pflanze,
Die mit Düften sich füllt,
Trägt im Schoße das ganze
Weltengeheimnis verhüllt; —

so findet der Kundige an einem gothischen Bau in immer neuer Abwechselung und Mannigfaltigkeit die Wiederkehr einfacher Verhältnisse durch alle Teile des Gebäudes in den kleinen Stein- oder Metallverzierungen an den Monumenten, Baldachinen u. s. w. wie an den mächtigen Thürmen; wie denn auch im Graldom das Sacramentshäuschen noch einmal im Kleinen den ganzen Bau wiederholt. Die Grundzahl für alle Verhältnisse liegt im Chor; der Mageburger Dom hat 5 Kapellen um den Altar, zweimal 5 freistehende Pfeiler im Chor, das Langschiff hat 5 Quadrate in seiner Grundfläche, zweimal 5 Pfeiler, viermal 5 Fenster, sowie jedes der 2 Seitenschiffe zweimal 5 Fenster hat, und die Thürme haben 5 Stockwerke. (Wenn auch die Angaben bei dem Graldom in dieser Beziehung nicht sehr ausführlich sind, so tritt uns Einiges doch auch hier entgegen, die Zahl 4 herscht vor, es sind 72 [4 mal 18] kleine Kapellen, 36 [4 mal 9] Thürme ꝛc.). Friedrich von Schlegel nennt einmal die Baukunst eine gefrorne Musik; die Musik lasse ich gelten, denn Harmonie, die noch etwas ganz anderes ist, als die nüchterne gradlinige Symmetrie, klingt durch einen gothischen Bau, aber das Gefrorne ist mir doch zu kalt; man kann sich in einen Dom so hineinleben, daß das Verhältnis ein warmes, ja ein inniges wird, und wenn man einsam seine Hallen bei Tag oder bei Abend, im Sonnen- oder Mondschein durchschreitet, so ist es auch abgesehen von den heißen Bußthränen, welche in den Jahrhunderten auf diese Steine gefallen sind, abgesehen von den Gebeten, von welchen etwas an diesen Pfeilern und Altären haftet, als ob ein Hauch warmen Lebens durch den Bau zöge und aus den Steinen uns anwehte. Tritt uns nicht überall mannigfaltige Gestaltung, Bewegung, Leben in dem spröden Steine entgegen? welche leichten lebensvollen Gestalten sind gerade aus dem Stoffe gebildet, der durch seine Schwere und Massenhaftigkeit am meisten an die Erde gebunden scheint? Ich erinnere an Adam Krafts Sacramentshäuschen in der Lorenzkirche zu Nürnberg, welches leicht und schlank thurmartig 64 Fuß hoch emporschießt und gleich einer Pflanze beim Anstoßen an das Gewölbe sich spindelförmig zu einem Bischofsstabe umbiegt, so daß das Material, aus dem es gehauen, nicht mehr zu erkennen und daher lange Zeit für eine formbare Steinmasse gehalten wurde. — Welche großartige

Ueberwindung der Materie durch den Geist! und zwar dient hier die Materie dem heiligen Geiste. Jene Fülle von Fialen, Spitzen, Thürmchen, welche an einer Thurmfaçade durcheinander und übereinander sich hinaufranken, eine die andere überholend, jede, wenn sie nicht weiter kann, ihre Kreuzblume nach oben öffnend, endlich die äußerste Spitze des gewaltigen Thurmes den ganzen Gedanken der Kirche und aller der so verschiedenartigen Gestaltungen da unten zusammenfassend in die eine Kreuzblume, die dem Himmel zu sich öffnet — ist das nicht ein Bild der tausend und aber tausend Menschenherzen, welche trachtend nach dem, was droben ist, sich aufthun, ihr Gebet himmelan sendend als ein Opfer Gott zum süßen Geruch! Oder wie auf dem Thurme des Graldoms der goldene Adler mit geschwungenen Flügeln zugleich ein Bild des hohen tapferen Mutes und der von der Erde aufstrebenden Frömmigkeit der Templeisen ist. — Treten wir in das Innere, so bietet sich uns ein Bild der Schöpfung dar, oben das Himmelsgewölbe mit seinen Gestirnen, die sich sogar bewegen, aber wie in dem natürlichen Leben die Lichter des Himmels Zeiten, Zeichen, Tage und Jahre geben, so bezeichnen sie hier die Zeiten, in die sich das tägliche Gebetsleben ordnet. Die Säulen gleichen schlanken Baumstämmen, welche sich zu einem heiligen Haine erheben, reiches Blätterwerk aller Art sproßt aus den Säulenknäufen hervor, die Wände sind voll Rebenlaub und köstlicher Blumen, zwischen dem Laubwerk und auf den Gittern mancherlei Vögel, auf dem Fußboden sogar das Meer abgebildet mit seinem vielgestaltigen Leben, seinen Thieren groß und klein, zugleich ein Hinweis auf den Vergleich der Kirche mit einem Schiff, das als rettende Arche durch das Meer der Welt steuert. Oben aber in den Fenstern und an den Pfeilern die Bilder des Herrn und der Vollendeten, und herniederschwebend als Boten zwischen Himmel und Erde die Engel Gottes. Da ist überall reiches Leben, und wie in Gottes Schöpfung kein Ort ist, der nicht seinen Schmuck hätte in seiner Art, so ist auch hier kein Platz leer von Zierde. — Dies, was wir im Graldom in so vollendetem Maße haben, können wir aber im Wesentlichen in jeder gothischen Kirche wiederfinden; sie ist ein Lobgesang auf den lebendigen Gott voll Macht und Gnade, von dem es heißt: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güte! Was seine allmächtige Hand in dem großen Weltenhause geschaffen, womit sie Himmel und Erde geschmückt hat, das hat kunstreiche Menschenhand nachgebildet, damit wie mit einem Dankopfer sein Heiligtum geschmückt, wie die Sele, welche er erlöst und mit seinen Gaben geziert hat, im Gebet sich selbst als ein Dankopfer ihm darbringt; sie ist eine Uebersetzung in die Sprache der Steine von jenem Lobgesang, Psalm 148, Vers für Vers, ja fast Wort für Wort: „Lobet ihr Himmel den Herrn, lobet ihn in der Höhe. Lobet ihn alle seine Engel, lobet ihn alles sein Herr. Lobet ihn Sonne und Mond, lobet ihn alle leuchtenden Sterne (V. 1—3). Lobet den Herrn auf Erden, ihr Wallfische und alle Tiefen (V. 7); Berge und alle Hügel, fruchtbare Bäume und Cedern; Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel" (V. 9. 10) — und dann werden auch die Menschen durch dies Lob der Kreaturen zum Lobe aufgefordert: „Ihr Könige auf Erden und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden, Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen sollen loben den Namen des Herrn, denn sein Name allein ist hoch; sein Lob gehet, soweit Himmel und Erde ist. Und er erhöhet das Horn seines Volkes. Alle seine Heiligen sollen loben; die Kinder Israels, das Volk, das ihm dienet. Hallelujah!" (V. 11—14.) — Halten wir weitere Umschau in dem Gotteshause, so sehen wir im Einzelnen, wie hier alle Kreatur in den heiligen Dienst Gottes gestellt ist. Blicken wir den Altar mit dem hochwürdigsten Sacrament an, so sieht unser irdisches Auge, welches selbst dem Naturreiche angehört, die edelsten Erzeugnisse aus allen drei Reichen der Natur vor sich, das Wachs der Kerzen, das zarteste Erzeugnis des Thierreiches, das Gold und die edlen Steine des Kelches, die kostbarsten Erzeugnisse des Mineralreiches, das Brot und den Wein, das notwendigste und das geistigste Erzeugnis des Pflanzenreiches — im Dienste der höchsten Geheimnisse des Himmelreiches, in welches das Glaubensauge hineinschaut; ja der König des Himmelreiches, der einst in den Tagen seiner Niedrigkeit sich in die Knechtsgestalt der menschlichen Natur gekleidet, kleidet sich jezt sogar in die menschliche Speise, um des Menschen Leib und Sele zum ewigen Leben zu nähren. Damit ist ja jene Weissagung in die Sprache der Steine und des Metalles übersezt, daß alle Kreatur, welche jezt unter dem Dienste der Eitelkeit und der Sünde der Menschen seufzt und auf ihre Erlösung harret, einst frei werden soll von diesem schnöden Dienste und zur Freiheit der Kinder Gottes gelangen, deren Geschäft ist, Gott zu loben; von dem, was im A. B. der Prophet Sacharja weissagt, daß eine Zeit kommen soll, wo auch die Kessel und Becken und das Gezäume der Rosse die Inschrift tragen soll: „dem Herrn geheiligt." Diese Weissagungen von der künftigen Herlichkeit der Kreatur und noch besondere einzelne Stellen der heiligen Schrift hatte man im Sinne, wenn man aus allen drei Reichen der Natur gewisse Dinge als besonders heilig darstellte; so ist auf den Darstellungen der Weihnachtsgeschichte von den ältesten Zeiten an ein Ochs und ein Esel neben der Krippe des Christkindes nach Jes. 1, 3: „ein Ochs kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kennt es nicht und mein Volk vernimt es nicht"; so wird die Taube ausgezeichnet, die im A. B. als Friedensbote zu Noahs Arche zurückkehrt, in deren Gestalt im N. B. der heilige Geist erscheint; das Lamm mit der Fahne ein Bild des Lammes Gottes, welches, geopfert für die Sünde der Welt, nun verherlicht ist: „siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt"; ebenso der Pelikan, welcher der Sage nach mit seinem Herzblut seine Jungen von dem tödlichen Schlangenbisse heilt, und der Löwe, welcher den Löwen aus dem Stamme Juda bezeichnet; der Hirsch, der nach frischem Wasser schreit, ist ein Bild der nach dem Herrn verlangenden Sele, u. a. m. (Schluß f.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 11. November. № 90.

Die Seelsorge.

Zweiter Artikel.

III.

Das Zweite, das von der ersten Gemeinde gerühmt wird, ist: „sie blieben beständig in der Gemeinschaft." Wer in der reinen Lehre seine rechte Stellung zu dem Haupt der Gemeinde gefunden hat, der findet auch leicht die rechte Stellung zu seinem Nächsten. Alle Streitigkeiten um die Lehre haben auch sofort zu Spaltungen und Sectenbildung getrieben. Die Gemeinschaft wird nicht gestört durch Leiden und Verfolgungen, die über die Gemeinde kommen, sondern nur allein durch den Abfall vom Bekentnisse. Daher gingen zu allen Zeiten auch die Angriffe auf die Christen von Seiten der Juden und Heiden immer darauf hinaus, sie durch Qualen und Martern zur Verleugnung des Glaubens zu zwingen, und so die Gemeinschaft zu zerreißen. Das schönste Zeugnis, zu dem die Heiden gezwungen wurden, ist der Ausruf über die Christen unter den schwersten Peinigungen: „sehet wie sie sich lieb haben!" In einer Gemeinde, die lau und gleichgiltig zum Bekentnisse steht, lockert sich auch mehr und mehr das Band der innigen Gemeinschaft und die Liebe erkaltet. Die Lehrstreitigkeiten im 2. und 3. Jahrhunderte erreichten das, was die Verfolgungen nicht vermochten, sie zerrissen die Kirche des Herrn und trennten die Einen von den Andern, und bis auf den heutigen Tag sind alle Angriffe gegen die Kirche gerichtet auf die Lehre. Je lebendiger der Glaube ist, desto intensiver wird die Abweichung in der Lehre empfunden. Die Glaubenslehren der Kirche sind so durchaus praktischer Natur, daß jede Verschiedenheit sich sofort auch im Leben darstellt. Die Kirche kann wol tolerant sein gegen Gefallene und gegen Schwache, aber nie gegen falsche Lehre. Das Bekentnis ist das Heiligtum der Kirche und wer es antastet, stört sofort den Frieden. Wenn man die Theologen beschuldigt, daß sie gar zänkische Leute sind, so gereicht ihnen das eben nicht zur Schande, weil sie die Wächter der reinen Lehre sein sollen. Die Einigkeit in der Gemeinschaft ist eine notwendige Forderung, die an die Kirche gemacht werden muß. So verschieden auch die Reben gestaltet sein mögen, sie alle werden belebt durch den Saft aus demselben Weinstock. So verschieden auch die Glieder des Leibes sind, und so verschieden auch ihre Verrichtungen sind, sie alle werden regiert von dem Einen Haupte. So verschieden auch die Steine geformt sein mögen, sie alle sollen zusammengefügt werden zu Einem Tempel, in dem des Herrn Ehre wohnt.

Nur die Gemeinschaft, die auf ehrlicher Einigkeit im Bekentnisse ruht, ist eine feste und beständige. Es kann dabei nicht ankommen auf den formulirten Ausdruck des Bekentnisses, sondern vielmehr auf den lebendigen Geist, aus dem es geboren ist. Alle Versuche, die Verschiedenheit der Bekentnisse zu verwischen, haben nur kurze und vorübergehende Folgen gehabt, und haben schließlich nur immer wieder die ursprüngliche Differenz zum Bewußtsein gebracht. —

Die Gemeinschaft einer Gemeinde stellt sich zunächst darin dar, daß sie sich sontäglich um dasselbe Wort Gottes sammelt, und es ist des Pastors Aufgabe, alle Sontage das Band, das die Gemeinde verbindet, aufs Neue um sie zu legen. Er darf nicht übersehen, daß er nicht lauter einzelne, zufällig zusammengekommene Personen vor sich hat, sondern er hat ein Ganzes vor sich, nämlich die Gemeinde. Das Zeichen vom Verfall der Gemeinde ist die leere Kirche, aber die Wenigen, die noch kommen, repräsentiren die Gemeinde und sind als solche zu behandeln. In einer von der Kirche entwöhnten Gemeinde den Kirchenbesuch wieder herzustellen, ist eine schwer zu lösende Aufgabe, viele Pastoren verzweifeln daran und gewöhnen sich endlich, vor ziemlich leeren Bänken zu predigen. Vor allen Dingen muß man thun, was man vermag, um den Leuten das Kirchengehen wieder lieb und bequem zu machen. Der Pastor muß fleißig an der Predigt arbeiten und sich nach den Bedürfnissen und der Fassungskraft der Gemeinde richten, nicht langweilig und doctrinär sein, er muß nicht moralisiren und dogmatisiren, und nicht von Dingen reden, die außerhalb des Gedankenkreises der Leute liegen, sondern frisch und getrost die einfache Heilslehre treiben und die Leute nötigen, in der irdischen Pilgrimzeit die himlische Heimat nicht zu vergessen. Der Gottesdienst muß zur bestimten Stunde pünktlich anfangen. Es muß nicht die Empfindlichkeit über die, die nicht gekommen sind, laut werden. Die Kirche muß möglichst sauber und reinlich gehalten werden und der Weg nach der Kirche bequem und einladend sein. Man suche mit den verschiedenen Familien irgend ein Verhältnis anzuknüpfen, entweder durch die Schulkinder oder auf anderem sich natürlich und einfach darbietendem Wege; besonders benutze man jede Gelegenheit, sich den Leuten gefällig und teilnehmend zu erweisen. Man muß die Hinderniſſe, die sie zu überwinden haben, um die Kirche zu besuchen, nicht wegleugnen, auch nicht unter-

schätzen, sondern sie anerkennen, aber doch die Notwendigkeit, sie zu beseitigen, festhalten. Wo die Sontagsarbeit auf dem Felde oder im Hause zur allgemeinen Sitte geworden ist, komt es darauf an, zuerst Einzelne zu gewinnen, teils um bei Anderen das schlafende Gewissen aufzuwecken, teils um den Beweis zu führen, daß es doch möglich sei, den Feiertag zum Ruhetage zu machen. Die Polizei zur Hilfe zu rufen, dazu ist erst dann zu rathen, wenn die Gewohnheit und Sitte, den Feiertag zu heiligen, den Leuten als eine Pflicht zum Bewußtsein gekommen ist, und dann nur in ganz anstößigen eclatanten Fällen. Die Gesetze selbst sind teils so eingerichtet, den Uebertretern Entschuldigungsgründe zu geben, teils werden sie sehr oft von Solchen gehandhabt, die selbst ein Interesse dabei haben, sie so auszulegen, daß sie Niemand belästigen. Ich will gern zugeben, daß solche Fälle eintreten können, in denen man nicht anders kann, als bei der Obrigkeit klagbar zu werden, aber ich muß auch sagen, daß ich sehr wenig guten Erfolg davon gesehen, aber wol Aerger und Verdruß gehabt habe, besonders wenn der Inspektor oder Amtmann oder der Gutsherr selbst sich ein besonderes Vergnügen daraus macht, dem armen Pastor das Leben recht sauer zu machen. Im Ganzen muß man den armen Tagelöhner, der am Sontage seinen wenigen Acker bebaut und in seinem Hause die notwendige Arbeit besorgt, milder beurteilen, als den Gutsherrn, der unter allerlei Vorwand die Dienstleute zur Arbeit bestellen läßt. Wenn der Pastor am Sontag früh nach dem Filiale geht oder fährt und sehen muß, wie die ganze Schaar der Hütekinder, eins nach dem Andern, das Vieh des Brotherrn zur Weide treibt, und wie die Tagelöhner herausziehen, um die Kartoffeln zu behacken, so kann ihm wol der Mut entfallen, aber er muß sein Herz vor Bitterkeit bewahren.

Zur Pflege der Gemeinschaft gehört ferner, daß der Geistliche allen Fleiß anwende, die Gemeinde zu gewöhnen, daß einer dem Andern freundlich und höflich begegne, und daß Roheit und Ungeschliffenheit verabscheut werde. Zunächst muß er den Leuten selbst ein gutes Beispiel geben, nicht warten, daß man zuerst vor ihm den Hut abnehme oder ihm die Hand reiche, sondern nach des Apostels Ermahnung: „einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor“ handeln. Man darf nicht müde werden, immer wieder in der Schule die Kinder zum anständigen Betragen auf der Straße zu ermahnen und sie anzuhalten, besonders gegen ältere Personen sich in geziemender Weise zu benehmen; wenn gute Worte durchaus nicht helfen wollen, müssen Strafen eintreten. Man kann ja nicht machen, daß sich die Menschen zu Gott dem Herrn bekehren, aber daß sie sich anständig betragen, läßt sich doch wenigstens annähernd erreichen, man muß nur nicht verlangen, daß sie sich sollen gebehrden, wie die Leute, die es gern der vornehmen Welt wollen gleichthun. Es gibt eine einfache natürliche Höflichkeit, die ein jeder üben muß, der darauf Anspruch machen will, ein Christ zu sein. Es ist mir oft aufgefallen, daß die Dienstzeit im Militär einen besonders guten Einfluß auf das Betragen und Verhalten der jungen Leute ausübt, und ich habe mich überzeugt, daß durch richtige Behandlung

der Gemeinde und durch anhaltende Geduld sich auch in dieser Hinsicht M..nches erreichen läßt. Es ist mir nicht als etwas zu Geringes erschienen, hin und wieder von der Kanzel herab die Hausväter und Hausmütter dringend zu ermahnen, ihre Söhne und Töchter anzuhalten, Jedermann die Ehre zu erweisen, die ihm gebührt, und der Jugend auch in guten Sitten und Manieren ein gutes Beispiel zu geben. Der Unterschied zwischen Derbheit und Grobheit wird leicht erkant und durchgefühlt. Wenn sich ein ganz roher Mensch zum Evangelium wendet, so nimt er ganz von selber im äußeren Verhalten andere Formen an, aber auch bei denen, die nicht Ernst machen mit ihrer Bekehrung, muß das Bewußtsein, daß sie einer christlichen Gemeinde angehören, eine Nötigung werden, den alten Menschen zu überwachen. Die h. Apostel haben es nicht unterlassen, in ihren Briefen viel und oft die Gemeinden zur Ehrerbietung, zur Freundlichkeit, zur Demut und zur Bescheidenheit zu ermahnen. Wo die Gemeinden groß und zahlreich sind, kann man durch Jünglings- und Jungfrauen-Vereine leichter zum Ziele kommen. Solche, wenn auch immerhin äußerliche Dinge sind nicht gering zu achten, es liegt darin auch eine Zucht für das innere Leben, und selbst die mit der Roheit und Grobheit verbundenen Ausbrüche der Heftigkeit und des Zornes werden dadurch beschränkt und gemildert.

Je mehr man die Gemeinde als ein Ganzes behandelt, und die Zusammengehörigkeit der einzelnen Glieder immer wieder hervorhebt, desto leichter läßt sich auch die Armen- und Krankenpflege organisiren, nicht als eine Pflicht Einzelner, sondern der Gesamtheit. Die Bettelei von Kindern und Alten ist eine Schande für die Gemeinde. Der Pastor muß in der Gemeindeversammlung und auch in der Predigt mit Entschiedenheit verlangen, daß das geschehe, was die Ehre einer Gemeinde fordert, und soweit es seine Einkünfte erlauben, mit gutem Beispiele vorangehen, aber alles was er thut, muß er eben thun als Glied der Gemeinde und nicht allein die nötigen Opfer bringen. Es gibt freilich wenige Geistliche die reich sind, und auch wenige, die reichliche Einkünfte haben, aber die, die sich in solcher Lage befinden, daß sie Wolthätigkeit üben können, müssen dabei mit Weisheit verfahren, damit die Last denen nicht abgenommen werde, die sie eigentlich nach Gottes Ordnung tragen sollen. Jede Gemeinde muß, wenn sie anders auf diesen Namen Ansprüche machen will, eine Armen-Kasse haben, die von verständigen und umsichtigen Männern verwaltet wird, und der Pastor muß bei der Gesamtheit für die Armen bitten, und nicht müde werden immer wieder anzuklopfen. Die Gemeinde muß erkennen, daß es für sie eine Schande ist, wenn ihre Waisenkinder, ihre Krüppel und arbeitsunfähige Alten in den benachbarten Dörfern bettelnd umhergehen. Der Unglaube macht die Herzen kalt und gleichgiltig gegen fremde Leiden, er lebt in der Selbstsucht und spricht: „was geht mich der Andere an, wenn ich nur habe was ich bedarf,“ daher liegt auch im Unglauben die Auflösung aller Bande die die Gemeinde zusammenhalten. Der Pastor aber darf nicht von der Voraussetzung ausgehen, daß die Gemeinde aufgehört habe eine christliche zu sein, und muß sie so lange als eine solche ansehen und behan-

deln, bis sie immer mehr sich selbst in diese Vorstellung hineinlebt. Geben ist in der That seliger als nehmen und es kömt nur darauf an, die Leute wieder daran zu gewöhnen, und durch Geben in ihnen die Lust zum Geben und die Freude am Geben zu wecken. Zuerst muß man die natürlichen Verhältnisse berücksichtigen, die Eltern, die Verwandten, die Geschwister müssen sich gegenseitig der Ihrigen annehmen, und erst wenn diese nicht mit ihrer Hilfe die Not beseitigen können, ist die ganze Gemeinde in Anspruch zu nehmen. Bei Waisenkindern ist es meist auch wol gelungen, die Pathen heranzuziehen. Ein armes Dienstmädchen gab gerne einen Teil ihres geringen Lohnes her, strickte Strümpfe und nähete Hemden, auch die andern beiden Pathen wurden dadurch bewogen, hinzuzutreten, und hatten ihre Freude daran, daß das Kind ordentlich gekleidet einherging. Sie nanten das kleine Mädchen: „unser Kind." Nach alter christlicher Sitte war mit jedem öffentlichen Gottesdienste eine Sammlung für die Armen verbunden, und es komt nur darauf an, diese Sitte wieder herzustellen, und sie der Gemeinde lieb zu machen. Der Pastor ermahnet zum Opfer nicht für „die Armen" sondern für „unsere Armen" und zwei angesehene Wirthe stehen an der Thür und halten die Büchse. In außerordentlichen Fällen kann auch nach vorhergegangener Abkündigung von der Kanzel eine Hauskollecte gesammelt werden. Baares Geld den Armen zu geben ist nicht das Richtige, sondern es ist viel besser für sie das zu besorgen, was sie gebrauchen, als Schuhe, Kleider und das tägliche Brod, für arme Wittwen kann eben die Miethe bezahlt werden und für verlassene Waisen die Pension. Die Berechnung der Ausgaben und Einnahmen, so wie auch der Ankauf von Kleidungsstücken, muß der Pastor nicht übernehmen, sondern, wenn es ihm auch mehr Mühe macht, als wenn er es selber thut, den Männern überlassen, die in der Gemeinde einen guten Namen haben und im allgemeinen Vertrauen stehen. In ähnlicher Weise muß auch für die Kranken gesorgt werden. Das Interesse für dieselben wird besonders angeregt, wenn der Pastor sonntäglich, so oft es nötig ist, mit Nennung des Namens, eine Fürbitte für das Mitglied der Gemeinde, das mit Krankheit heimgesucht ist, hält, mit der Ermahnung: „lasset uns nicht lieben mit Worten, sondern mit der That." Es fehlt oft nur allein an der Anregung und Anleitung. Das Mitleiden mit den Kranken ist überall vorhanden, und die Hausfrauen kochen gerne eine Suppe, oder etwas guten Kaffee, tragen es selber hin, und besuchen die Kranken, wenn ihnen nur der Mut dazu gemacht wird. Die Frau Pastorin muß mit einem guten Beispiel vorangehen, aber nicht die Magd schicken, sondern selber hin gehen. Die Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben ist ja die Grundlehre der evangelischen Kirche, aber wenn die guten Werke auch nicht die Seligkeit verdienen, so sind sie doch notwendige und ganz unerläßliche Früchte des Glaubens. Der Glaube ohne die Werke ist kein Glaube. Der Geistliche muß nun wol die Verdienstlichkeit der guten Werke bestreiten, aber sie doch mit aller Entschiedenheit von allen fordern die überhaupt Ansprüche darauf machen, daß sie Christen sein wollen. „Machet euch Freunde mit dem

ungerechten Mammon damit sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten!" Nicht oft genug kann die Gemeinde erinnert werden an das Gericht, da der Herr fragen wird nach den Hungrigen, die wir gespeiset, nach den Durstigen, die wir getränket, nach den Nackten, die wir gekleidet, nach den Kranken, die wir besucht haben. Die Pflicht für arme Kranke zu sorgen, muß man nicht allein von den Gläubigen, sondern von Allen fordern. Es gibt auch gute Werke, die dem Glauben vorangehen und Vorboten von dem Frühlinge sind.

Am schwirigsten ist es die Gemeinde dahin zu bringen, daß sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Gemeinschaft auch dann nicht verliert, wenn Einzelne in Sünden und Schanden fallen. Die Selbstgerechten sind sehr geneigt sich mit Abscheu davon abzuwenden, und mit vornehmer Selbstüberhebung darüber zu richten. Die aber, deren Sünden noch nicht offenbar geworden sind, haben ihre Schadenfreude daran, und trösten sich gerne damit, daß es solche gibt, die sie noch für schlechter erklären können, als sie selber sind. Die sieben Sendschreiben in den ersten Capiteln der Offenbarung sind ein unwidersprechlicher Beweis, daß die Sünden die Einzelne thun, der ganzen Gemeinde zugerechnet werden. Wie es im bürgerlichen Leben Genossenschaften gibt, die solidarisch unter einander verpflichtet sind, so ist auch die Gemeinde des Herrn solidarisch verbindlich gemacht für den Wandel eines jeden Gliedes. Das Haupt der Gemeinde Jesus Christus unser Herr ist in die Welt gekommen nicht um die Sünder zu verachten und zu verstoßen, sondern um sie zu suchen und zu erwecken, und in einer christlichen Gemeinde muß sein Geist sich regen. Die Gemeinde besteht aus lauter armen Sündern, die von der Geduld und Gnade Gottes getragen werden. — Ein armes Mädchen ohne Vater und Mutter war durch schändliche List verführt, und wußte nicht wo sie bleiben sollte. Die Herschaft konte und wollte sie nicht im Hause dulden. Eine Wittwe, die in ihrer Jugend einst auch zum Falle gekommen war, nun aber gottselig lebte, ließ sich bewegen, das Mädchen bei sich aufzunehmen, und durch eindringliche Ermahnungen gelang es in der Gemeinde zu erst einige, und dann mehrere Frauen geneigt zu machen, die Wittwe so zu unterstützen, daß es ihr nicht schwer wurde, mit dem Mädchen ihr täglich Brod zu teilen. Als später eine Samlung in der ganzen Gemeinde nötig wurde, fiel sie reichlicher aus, als ich erwartet hatte. Das Mädchen selber aber blieb vor dem bitteren Gefühl der Verstoßung und des Verlassenseins bewahrt, und war willig sich strafen und sagen zu lassen.

Im Zusammenhang hiermit steht auch die Zusammenkunft der Jugend im Kruge zum Tanzen und Trinken. Es ist freilich sehr leicht bei der Polizei Anträge auf Beschränkung zu machen, aber der Pastor darf sich dabei nicht beruhigen, sondern muß den Schaden in anderer Weise abzuwenden suchen. Der einzige Weg der ihm übrig bleibt ist auch hier, die Angelegenheit durch die Gesamtheit der Gemeinde zu regeln. Bei einem wirklich regen Gemeindeleben sind Versamlungen der Hausväter und Hausmütter eine unerläßliche Notwendigkeit. Wenn am Sontage

vorher durch Abkündigung von der Kanzel dazu eingeladen wird, kann man darauf rechnen, daß die Meisten, und die überhaupt ein Interesse haben für die Angelegenheiten der Gemeinde, kommen werden. Wenn nun zuerst in eindringlicher Weise auf die Gefahren, denen die Jugend bei solchen Tanzlustbarkeiten ausgesezt ist, aufmerksam gemacht ist, und dann die Pflicht, die den Eltern und Brodherren nach christlicher Hausordnung obliegt, und die Verantwortlichkeit, die mit ihrer Stellung verbunden ist, ihnen ernstlich vorgehalten ist, muß man in Geduld und Ruhe die Entgegnungen anhören: „die Jugend muß ihre lustigen Tage haben; wir können die Kinder nicht zurückhalten; die jungen Knechte und Mägde gehorchen uns nicht, wenn wir es ihnen auch verbieten ꝛc." — und erwarten, daß doch hier und dort das Wort auf einen guten Boden gefallen ist, und mit der Zeit Früchte trägt. — Langsam wächst der Leib, langsam erstarkt der neue Mensch, langsam entwickelt sich auch die Gemeinde. Wie oft wird doch in der h. Schrift den Christen die Geduld empfohlen, und der Pastor muß besonders dringend darum bitten. Der Rationalismus — die Theologie des alten Menschen — hat überall die Isolirung der einzelnen Familien in der Gemeinde, und selbst in der Familie der einzelnen Glieder von einander bewirkt, wenn aber das Evangelium in der Gemeinde zum Leben komt, entzündet es die Liebe, die das Leiden und die Not, die Ehre und die Schande des Nächsten mit erlebt und mit empfindet. Der Corporationsgeist, den man jezt auf der Grundlage des gemeinsamen Genusses und Vorteils zu wecken sucht, ist nur allein durch den Glauben an Den, der sich selbst geopfert und dahin gegeben hat, hervorzurufen. So lange in den Gewerken und Zünften christliche Frömmigkeit lebte, wurde der Einzelne getragen und gehalten von der Zucht, die das Ganze über ihn ausübte. Jezt sucht man in allerlei Festen und Vergnügungen, Schützenfesten, Turnfesten, Bürgerfesten, den Geist der Gemeinsamkeit hervorzurufen und zu pflegen, und es ist offenbar, daß tief in der menschlichen Sele die Sehnsucht nach der Gemeinsamkeit liegt; wie aber das Gold und die Ehre und die Lust den Hunger nach Zufriedenheit nicht stillen können, so werden auch dergleichen Verbindungen und Vereinigungen immer dem Hause ähnlich sein, das auf dem Sande gebaut ist. Die Gemeinde des Herrn soll auf dem Felsen wohnen, der nicht wankt. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß, wenn sich eine Corporation auf christlicher Grundlage bildet, sofort die Feindschaft der Welt in Verdächtigungen und Verleumdungen allerlei Art sich erhebt, wie z. B. früher gegen die Conventikel, gegen die Missionsvereine und in der neuesten Zeit gegen die Brüder des Rauhen Hauses. Darin wird nichts anderes gesehen, als Pfaffentum oder Jesuitismus oder Heuchelei u. s. w., während die Führer der modernen Verbindungen nur mühsam die Ideen der Demokratie und der Revolution verdecken können durch einen erheuchelten Patriotismus für das deutsche Vaterland.

Endlich noch gehört zur Pflege der Gemeinschaft die Zucht. Es leuchtet ein, daß keine Verbindung der Menschen untereinander ohne das Vermögen, die fremdartigen oder gar feindseligen Elemente auszuscheiden, bestehen kann. Jede Ressource hat ihre Statuten, und wer sich dagegen opponirt, wird ausgewiesen. Die kirchliche Gemeinde allein soll ohne Zucht bestehen können, und es gibt fast kein Wort, das die Leute so zum Zorn reizt, als das Wort: „Kirchenzucht." Es sind aber nicht allein die Feinde der Kirche, sondern auch solche, die ihr sehr nahe stehen und sie lieben, und doch von der Zucht nichts wissen wollen, man muß daher die Untersuchung nicht scheuen, wodurch diese Abneigung begründet sei. Es gibt solche, die da sagen, die katholische Kirche kann ohne Kirchenzucht nicht bestehen, und da gehört sie hin, die evangelische Kirche dagegen bedarf des Zwanges und der äußerlichen Zuchtmittel nicht. Richtig ist es gewiß, daß es verkehrt sei, wenn man den Begriff der katholischen Kirche von der Kirchenzucht auf die evangelische Kirche übertragen will. In der katholischen Kirche wird die Zucht ausgeübt von der Priesterschaft, die losgelöst von der Gemeinde dasteht. In der evangelischen Kirche dagegen ist das geistliche Amt mit der Gemeinde auf das Engste verbunden, es wird von derselben gehalten und getragen, daher kann auch die Zucht nicht von dem Geistlichen allein ausgeübt werden, sondern von ihm in Gemeinschaft mit der Gemeinde. Ein Geistlicher, der im blinden Eifer oder in einer falschen Auffassung seines Amtes die Zucht ausüben will, wird leicht mehr schaden als nützen. Die Kirchenzucht will im Wesentlichen die Ehre der Gemeinde aufrecht erhalten und dieselbe gegen gewisse grobe Ausbrüche der Sünde und gegen Aergernisse schützen. Es muß also in der Gemeinde bereits ein Gefühl von dem vorhanden sein, was sich absolut gar nicht mit dem Wesen einer christlichen Gemeinde verträgt. Daher liegt auch das kräftigste Element der Zucht in dem Geiste, der die Gemeinde im Ganzen beseelt, und je mehr sich dieser Geist entwickelt und je kräftiger er auftritt, desto mehr wird er eine Zucht ausüben über die Gläubigen und Ungläubigen. Ein Geistlicher, der in einer erweckten Gemeinde steht, fühlt in seinem häuslichen und öffentlichen Leben die Wolthat der Zucht, die die Gemeinde an ihm übt und mit ihm alle lebendigen Glieder. Das Urteil über das, was einer christlichen Gemeinde geziemt, wirkt auch entschieden auf die Unkirchlichen. Die Frechheit und Schamlosigkeit nehmen nach und nach ab oder suchen für ihre Thaten die Verborgenheit, und sind genötigt, das Kleid der Heuchelei anzulegen. Wer als Pastor zu einer verwilderten und zuchtlosen Gemeinde berufen wird, wird nicht klug thun, wenn er sofort mit einzelnen Acten der Kirchenzucht beginnen wollte, und mancher wolgesinter junger Geistliche hat durch unweises Vorgehen seine Stellung gefährdet und die Gemeinde gegen sich aufgebracht. So lange wie der Pastor isolirt dasteht und die Meinung vorherscht, er übe Zucht in seinem Interesse oder um der Ehre seines Amtes willen, kann er nur auf dem Wege der speciellen Selsorge gegen die offenbar Lasterhaften vorgehen, muß aber zugleich sein ganzes Amt in allen seinen Functionen dazu verwenden, in der Gemeinde

das Bewußtsein zu wecken, daß sie ein Ganzes sei, damit das Verbrechen des Einzelnen ihr wirklich zum Aergernis werde, so daß die Kirchenzucht als eine Notwendigkeit erscheint, um der Gemeinde eine Satisfaction zu geben und ihre Ehre zu retten. Sie muß daher auch nicht so aufgefaßt und so gehandhabt werden, daß sie eine selbstgerechte Erhebung hervorruft, sondern eine Nötigung zur Buße für den Pastor und die ganze Gemeinde ist, denn ohne Verschuldung der Gesamtheit ist das Verbrechen des Einzelnen nicht. Auch darf man nicht übersehen, daß die Kirche nicht das Verbrechen strafen will, sondern daß sie nur Gleichgiltigkeit und die Billigung desselben will von sich fern halten. Sie will den Sünder zur Buße wecken, und hat für den Bußfertigen ein offenes Herz und komt ihm mit ihrem Troste und ihrer Hilfe bereitwillig entgegen. Es soll mit dieser Auffassung der Kirchenzucht keineswegs gesagt sein, daß der Pastor sich dabei auf die Majorität der Gemeinde stützen soll, aber er soll den besonnenen und verständigen Teil der Gemeinde, der wenigstens ein Gefühl von dem in sich trägt, was zu einer christlichen Gemeinde gehört, anhören. Durch Tactlosigkeit wird in der Welt viel verdorben, und ein Pastor muß einen feinen Tact haben, um zu wissen, wie er zum bessern Teil der Gemeinde steht und wie weit er davon getragen wird. Mit der Ausschließung vom Abendmal darf nie der Anfang gemacht werden, sondern es müssen zuvor alle Grade der Ermahnung unter vier Augen, unter Zuziehung der Aeltesten, und alle Mittel der Geduld erschöpft sein, bevor der Antrag auf Zurückweisung von den Sakramenten gestellt werden kann.

Die 11. Westfälische Provinzialsynode.

II.

Es ist unverkennbar, daß sich grade in Betreff der Verfassung, insbesondere der synodalischen Verfassung die Ansichten diametral entgegenstreben. Man vergleiche nur die Aeußerungen von zwei verschiedenen Kreissynodalprotokollen. In dem einen heißt es, hauptsächlich werde durch die consistorialen Ordnungen die Teilname der Gemeinden den Angelegenheiten der Kirche entfremdet, die vielen in der Kirche vorhandenen Kräfte würden nicht nutzbar gemacht, während durch presbyteriale Einrichtungen die Gemeinden, welche von den kirchlichen Thätigkeiten ausgeschlossen gewesen seien, für dieselben gewonnen und das Verständnis für die Bestrebungen der Kirche geweckt und das geschwundene Vertrauen für dieselben hergestellt werde und dürfe man sich in dieser Beziehung getrost auf die Erfahrungen unserer Provinz berufen. In einem anderen Protokolle wird die Gefahr hervorgehoben, daß durch die Wahlen unkirchliche und unchristliche Gemeindeglieder zu kirchlichen Aemtern kommen. Aus demselben Grunde ist von einer andern Seite ein Mittel vorgeschlagen, die Freiheit bei der Repräsentantenwahl durch Vorschläge des Presbyteriums zu beschränken. Für Verständige ist die Thatsache gewis, daß in dem Reiche Gottes das Heil nicht von rechts oder links, sondern allein von oben kommt und daß nie ein Lahmer dadurch gesund geworden, daß man ihm sauber polirte Krücken untergestellt hat; es thun's allenthalben die geist- und gotterfüllten Persönlichkeiten. Thatsachen reden und folgende vom Hochw. Consistorium zu Münster in der Prov.-Synode gemachte Vorlage wirft ein Licht auf die Landessynode und die synodale Verfassung. Die Consistorial-Vorlage — veranlaßt durch vorgekommene Fälle — beantragt nämlich, daß behufs Repräsentantenwahlen größere Gemeinden auf den Antrag des Presbyteriums und des Superintendenten sollen in einzelne Teile zerlegt werden dürfen.

Es ist nämlich vorgekommen, daß in Gemeinden, in welchen sich eine fluctuirende Bevölkerung befindet und die durch Arbeiter einen großen Zuwachs empfangen haben, die alten angesessenen Gemeindeglieder bei den Wahlen aus den kirchlichen Aemtern völlig herausgedrängt sind. Das ist ein Anzeichen, wie die Kirche durch das Wahlsystem terrorisirt werden kann. Bis jezt hat es die politische Demokratie nur ausnahmsweise beachtet, welch ein Gebiet der Agitation ihr in den kirchlichen Wahlen offen steht oder sie hat es nicht der Mühe wert gehalten, sich der Kirche zu bemächtigen. Aber was kann es für Folgen haben, wenn hier erst die Hebel angesezt werden. Uns sind städtische Gemeinden bekant, in welchen mit inquisitorischer Vorsicht Jeder nicht in die Repräsentation oder das Presbyterium gewählt wird, welcher nur das leiseste Zeichen gibt, daß er nicht Lust hat, so ganz den Leuten zur Zeit der Sündflut gleich zu sein. Wie wenig will, wo die Sache so liegt oder doch bei der Majorität der Repräsentanten so liegt, der Einwand besagen, es müsse und könne ja nach der Kirchenordnung die Qualification der Gewählten angefochten werden. Die erste Commission hatte die Vorlage des Consistoriums verworfen; bei der Verhandlung im Plenum aber, als einige Synodalen die Zweckmäßigkeit der Vorlage mit Beispielen illustrirten, fiel der Commissionsantrag und die Consistorialvorlage wurde genehmigt.

Die bereits in der Begrüßung des Generalsuperintendenten berührten widergöttlichen Bewegungen, die von Schenkel und seinen Genossen in die evangelische Kirche gebracht sind, bildeten den Gegenstand ernster und lebhafter Verhandlungen. Von einer Kreissynode lagen folgende Anträge vor:

1. Prov.-Synode wolle erklären, daß die obersten kirchlichen Behörden eine heilige Pflicht verletzen, wenn sie nicht auf das

Sorgfältigste darüber wachen, daß die akademischen Lehrstühle der Theologie nur mit Männern voll Glaubens und heiligen Geistes besezt werden.

2. Der Kirchentag verleugne seinen guten Namen und handle seinen Statuten zuwider, bringe statt Segen Verderben und Aergernis, wenn er fortfährt, für seine Verhandlungen Männer zu Referenten zu wählen, die mit den reformatorischen Bekentnissen im Widerspruch stehen und am Glauben Schiffbruch gelitten haben.

3. Prov.-Synode möge den Protestantentag und Protestantenverein für das, was er ist, nämlich für eine Ausgeburt des antichristischen Geistes erklären.

4. Möge Prov.-Synode ihre Stimme wegen des Badenschen Kirchenstreites erheben, den 119 Badenschen treuen Geistlichen ihre Teilnahme bezeugen, womit deren Antrag auf Entfernung Schenkels aus dem Amte eines Directors des Predigerseminars gutgeheißen ist.

5. Prov.-Synode wolle ihre Freude darüber aussprechen, daß der Minister der geistlichen Angelegenheiten in der 19. Sitzung der lezten Diät des Abgeordnetenhauses den freien Gemeinden nur Duldung, aber keine Förderung versprochen, und daß derselbe im Namen der Staatsregierung solch ein gutes Bekentnis abgelegt habe.

Diese Anträge gingen zur Vorberathung sämtlich an die erste Commission. Dieselbe billigte den 5. Antrag und wurde derselbe auch im Plenum angenommen. Dagegen proponirte die erste Commission in Betreff der Anträge 1—4 folgende Resolution:

> „Prov.-Synode möge erklären, daß diese Gegenstände nicht in ihrem Bereiche lägen, eine gründliche Erörterung erforderten und den Synodalen nicht hinreichend bekant seien. Um aber den Angriffen gegen die evangel. Kirche entgegenzutreten, möge Pr.-Synode ein Sendschreiben an die Gemeinden erlassen."

Dieses Sendschreiben war auch bereits von einem Mitgliede der ersten Commission, dem Prof. Schlottmann, in dem Auftrage der Commission verfaßt, ist aber durch den Verlauf der Verhandlungen und die schließliche Verwerfung des Commissionsantrages gar nicht zur Kentnis der Synode gekommen. Daß wir so sehr auf einen Beschluß der Synode in der Schenkel'schen Sache hielten, hat darin seinen Grund, daß Schenkel ausdrücklich Christlichkeit, ja die rechte Christlichkeit für sich und seine Lästerungen in Anspruch nimt. Von einigen Synodalen weiß ich, daß man auch aus dem Grunde auf einen deutlichen Ausspruch der Synode drang, weil der Generalsuperintendent in seiner Begrüßung das Schenkel'sche Buch so treffend charakterisirt hatte. Damit hielten Einige die Synode indirekt verpflichtet, sich zu dem Urteil ihres Oberhirten zu bekennen. Von den Freunden des Commissionsantrages wurden besonders drei Gründe vorgebracht: 1. die Prov.-Synode könne sich doch nicht mit allen möglichen Erscheinungen des Unglaubens einlassen, 2. die Synodalen seien im Ganzen in der Sache zu wenig orientirt, 3. es handle sich bei dem Buche Schenkels um das Erzeugnis eines Professors. Im Uebrigen versicherten die Freunde des Commissionsantrages, sie seien mit der Verwerfung und Verurteilung der Materie des Buches einverstanden. Auf die erste jener drei Einreden wurde mit Recht erwidert, das Schenkel'sche Buch sei nicht irgend ein beliebiges, Schenkel sei Fahnenträger des Unglaubens und zwar des Unglaubens, der den Namen des wahren Christentums beansprucht. Auf die zweite Einrede antwortete ein Ravensberger Bauer: Prov.-Synode dürfe und müsse ein Zeugnis abgeben, Schenkel leugne die Gottheit Jesu und der Apostel sage: ein jeglicher Geist, der nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleich gekommen, der ist nicht von Gott. Das stehe 1 Joh. 4.

Heißt das nicht mit zweierlei Gewicht wiegen, wenn in einer Versamlung, in welcher 38 neue Glieder sitzen, über die Verfassungsfrage so eilig abgestimt und über das Buch des Bischofs Martin so rüstig geurteilt; wenn dagegen in der Schenkel'schen Sache die Synode für unberechtigt erklärt wird? Noch dazu hatte bereits der Generalsup. viele Citate aus dem Buche mitgeteilt und in der Verhandlung selbst hatte ein Mitglied an Hauptpunkten der christlichen Lehre durch wörtliche Mitteilungen aus dem Schenkel'schen Buch die grundstürzenden Irrtümer dargelegt. Ad 3 wurde bemerkt, Schenkel richte sich ja besonders an die Gemeinden. Man habe bei Gelegenheit der Verfassungsfrage das Glück gelobt, das wir vor den östlichen Provinzen haben, daß unsere Provinzialgemeinde einen Mund in der Prov.-Synode habe. So möge man doch jezt diesen Mund aufthun.

Die Schenkelsche Sache trat so in den Vordergrund, daß von den Anträgen 1—3 wenig oder gar nicht die Rede war. Die Ravensberger oder soll ich in Angedenken dessen, daß kein Parteiname gelten soll, lieber sagen, die anfängliche Minorität hatte die Freude, daß erstens der Commissionsantrag verworfen wurde oder vielmehr daß der Referent dieser Commission nicht ferner auf Annahme des Antrages bestand und daß zweitens ein neuer Antrag angenommen wurde, bei welchem insofern allerdings ein Compromiß zwischen dem Antragsteller und dem Referenten der 1. Commission stattgefunden hat', daß statt „tiefste Entrüstung" gesagt wurde „ernstliche Misbilligung". Dieser Antrag zu den Anträgen 1—4 lautet:

„Indem Prov.-Synode ad 1 es als ein berechtigtes Verlangen ausspricht, daß die verschiedenen Fächer der theologischen Wissenschaft auf allen Universitäten gläubige und bekentnistreue Vertreter finden,

ad 2 und 3 sich nicht hinreichend informirt erklärt, um das verlangte Urteil abgeben zu können,

fühlt sie sich ad 4 gedrungen, ihre ernstliche Misbilligung über die von Dr. Schenkel in seinem Buche „Charakterbild Jesu" vorgetragenen Grundsätze und Lehren auszusprechen, um so mehr da der Verfasser ein Amt in der evangelischen Kirche bekleidet."

Dieser Antrag wurde mit großer Majorität angenommen. Nur sechs Stimmen waren dagegen. Obwol einige Mitglieder

dem Beschlusse der Synode viel bessere Hörner und Klauen gewünscht hätten, so ist doch auch dieser Ausspruch mit Dank gegen Gott hingenommen worden.

Durch einen Artikel der Ev. K.-Z. und durch einschlägige Erfahrungen veranlaßt, war von der Synode Herford an die Prov.-Synode ein Antrag gerichtet, betreffend das Verhältnis der landrechtlichen Eheverbote zu denjenigen in 3. Mos. 18. Der Antrag lautete: „Kreissynode empfiehlt diese Angelegenheit der Prov.-Synode zur Erwägung und Beschlußfassung unter Bezugnahme auf die Abhandlung über diesen Gegenstand, welche in der Ev. K.-Z. 1864 Aprilheft enthalten ist." Zur Begründung dieses Antrages auf der Prov.-Synode wurde gesagt, daß es billig und recht sei, das Ehegesetz eines christlichen Staates nach dem Worte Gottes zu ordnen resp. zu reformiren. An den gebrauchten Ausdruck: Gott sagt in seinem Worte 3. Mose 18 ꝛc. schloß sich eine lebhafte Debatte, indem dieser Ausdruck angegriffen und gesagt wurde, nicht das Wort Gottes, sondern das Mosaische Gesetz bestimme die fraglichen Eheverbote. Sollte diese Replik heißen, wie sie nachher dahin von demselben Mitgliede erklärt wurde, daß einzelne Gebote Gottes einen örtlichen, zeitlichen Charakter haben, so war sie überflüssig; denn das leugnet auch Niemand, der in ganzem Ernste die Schrift für Gottes Wort erkenet. Von vielen Synodalen wurde indessen der betreffende Ausspruch verstanden, es solle damit der Grundsatz aufgestellt sein: Gottes Wort in der Schrift, aber nicht: Die Schrift ist Gottes Wort und wurden in diesem Sinne von Mehreren Verwahrungen eingelegt. Die Sache selbst anlangend, so machte es sich die Synode wol zu leicht damit, indem sie erklärte, es handele sich um eine theologisch-juristische Frage, und damit zur Tagesordnung überging. Diese Angelegenheit ist doch ernst genug, da **Gott** z. B. die Heirat mit der Schwester des Vaters oder der Mutter verbietet, ein Fall, der nach dem Landrechte unverboten ist. Eine Synode, die mit Interesse den Bericht über die Blödsinnigen-Anstalt Hephata in Gladbach anhört, darf über die göttlichen Eheverbote nicht so gleichgiltig hinweggehen, da notorisch die Ursache der Blödsinnigkeit zum Teil in den Heiraten in der Verwandschaft zu suchen ist. Immerhin aber wird man den Worten eines Mitgliedes beistimmen können, es habe ihn gefreut, daß diese ernste Angelegenheit wenigstens zur Sprache gekommen sei.

Nicht ohne tieferes Interesse war die Verhandlung über die Einführung des reformirten Elberfeldes Gesangbuches in die Gemeinde Suderwyk an der holländischen Grenze. Dieses ist eine aus Reformirten gesammelte Gemeinde, die sich an die Prov.-Synode um Erlaubnis zur Einführung des erwähnten Gesangbuches gewandt hatte. Dieser Antrag hatte der 5. Commission für Katechismen und Gesangbücher vorgelegen, deren Referent ein reformirter Geistlicher war. Die Commission hatte beschlossen, das Buch ausnahmsweise der petitionirenden Gemeinde zu gestatten, obwol überhaupt die Einführung des fraglichen Buches nicht genehmigt werden könte. Das Buch ist nämlich ein exclusiv reformirtes, enthält unter Andern eine Versification sämtlicher 150 Psalmen und im Anhange reformirte Formulare für alle gottesdienstlichen Handlungen. Einige reformirte Synodalmitglieder sprachen in wolverstandenem Unionsinteresse sehr gegen das Buch, von andrer Seite wurde gesagt, die Synode habe bei dieser Sache nicht die Frage der Einführung ins Auge zu fassen, sondern nur, ob das Buch nach Inhalt und Form zu billigen sei und ob es nicht mit den drei Bekentnisparagraphen in Widerspruch stehe, was wir trotz des entschieden reformirten Charakters in Abrede stellten. Die Verhandlung schloß mit dem erfreulichen Resultate 1) daß das in Rheinland genehmigte Elberfelder Gesangbuch auch für die diesseitige Provinz angenommen wurde. 2) Daß die Einführung überhaupt eines genehmigten Gesangbuches in einer bestimten Gemeinde aus localen Gründen vom Consistorium untersagt werden könne. Dieser leztere Beschluß ist eine heilsame Gegenwirkung gegen die Gelüste gewisser Repräsentationen, die aus purem Widerspruchsgeiste oder aus unchristlichem Sinne nicht das „Christl. Gesangbuch für Minden-Ravensberg" eingeführt haben, sondern das Provinzialgesangbuch.

Interessant war auch die Verhandlung, welche der Paderborner Antrag über die Kirchennot in Berlin hervorrief. Von dieser und einigen anderen Synoden pflegten bis dahin die einschneidendsten Anträge und in Folge davon wichtige Debatten auszugehen. Das Vorrecht eines besonderen Klanges hat auf der Prov.-Synode die Blothoer Kreissynode. Was bei anderen Synoden gar nichts Auffallendes ist, daß sie einen Gustav-Adolfs-Verein haben, erregte bei einigen Mitgliedern ein nicht geringes Erstaunen, als sie die bestimte Versicherung hörten, daß auch in der Blothoer Synode solch ein Verein bestehe. Der erwähnte Paderborner Antrag lautet: „Prov.-Synode möge den Hochw. Oberkirchenrath bitten, die Not der evangel. Kirche in Berlin den Gemeinden ans Herz zu legen und zur Abhilfe aufzufordern." In der warmen Begründung dieses Antrages hieß es: die Kirchennot in Berlin sei viel größer, als die Not der Diaspora. Denn die Not sei so groß, daß die Kirchen nur circa 40,000 Personen Raum bieten und Berlin habe 600,000 Einwohner. Dem Einwurfe, die Kirchen von Stein thäten es doch nicht, war schon andererorts von dem Antragsteller entgegnet, daß das wirkliche Heilmittel freilich nach Joh. 7, 38 nur treue christliche Persönlichkeiten seien, welche allein die Predigt in Kirchen und Schulen bilden könne. Aber dies anerkant, so komme es auch darauf an, daß Berlin den Eindruck einer christlichen Stadt mache, in welcher man vor Palästen, Theatern, Museen, Kasernen, Hotels und Fabriken die Kirchen sähe.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Erklärung der Kieckower Conferenz gegen Prof. Hanne.

Die zu der hier heute stattfindenden Conferenz versammelten Brüder treten der in der Ev. K. Z. d. J. Nr. 78 abgedruckten Erklärung der lutherischen Pastoral-Conferenz zu Kamin gegen die vom Prof. Hanne publicirten Thesen von Herzen bei, und vereinigen sich mit ihr in dem Bekentnis:

Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlornen und verdamten Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen teuren Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß ich sein eigen sei, und in seinem Reiche unter ihm lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, gleichwie er ist auferstanden von den Todten, lebet und regieret in Ewigkeit. Das ist gewißlich wahr.

Kieckow, den 1. November 1865.

Splittgerber, Past. zu Warchow. Holtzheuer, Pred. in Neustettin. J. G. Görcke, Past. in Wusterwitz. Weltzer, Past. zu Coprieben. Wentz, Sup., Past. zu Wartenberg. Karow, Past. adj. zu Siedtnow. H. Flügge-Ramelow. v. Alten-Tietzow. Klamroth, Past. in Neustettin. Th. Klamroth, Prediger in Buchwald. Pompe, Past. zu Labes. Schmidt, Diakonus in Polzin. Kleedehn, Past. in Polzin. Meyer, Past. in Groß-Tychow. Tischer, Past. in Wusterbanth. Hanisch, Diakonus in Belgard. Boit, Cand. in Kieckow. Dieckmann, Pfr. in Gramenz. Dürr, Past. in Claushagen. Lehmann, Sup. in Neustettin.

Berichtigung.

In Nr. 68 u. f. der Ev. K.-Z. von diesem Jahre werden von „einer Stimme aus Pommern" meine in der „Protestantischen Kirchenzeitung" (Nr. 30 vom 29. Juli d. J.) veröffentlichten „protestantischen Thesen" besprochen und excerpirt. Ohne mich auf fernere Erörterungen einzulassen, wünsche ich nur die Aufnahme folgender Berichtigung, gemäß dem §. 7. des Gesetzes vom 30. Juni 1849.

Die in jenem Aufsatze als meine Aeußerungen in „—" angeführten Sätze sind größtenteils nicht so von mir geschrieben und veröffentlicht, wie in der Ev. K.-Z. angegeben wird. Ich schreibe (Seite 663 in der Prot. K.-Z.) in den Thesen: „In sehr verderblicher Weise macht sich die evangelische Kirche des Widerspruchs mit den heiligen Forderungen der Moral und des Rechts zugleich und eben damit einer schnöden Entwürdigung des Christentums selber schuldig, so oft sie sich beigehen läßt, im Namen der christlichen Religion **eine widerrechtliche**, durch Recht und Verfassung **untersagte** Anwendung der politischen Gewalt zu befürworten„ ꝛc. Statt dessen werden in dem Referat der Ev. K.-Z. weggelassen die Worte: „im Namen der christlichen Religion eine widerrechtliche" und der Satz in folgender Weise verdreht: „so oft sie sich beigehen läßt durch Recht und Verfassung **unterstützte** Anwendung der politischen Gewalt zu befürworten." — Ich schreibe ferner: „Es widerspricht dem Wesen der wahren Religion selber, sofern ꝛc. —, wenn irgend eine kirchliche Gemeinschaft oder deren Regiment unter irgend einem Vorwande und gegen irgend welche andere Religionsgesellschaften und deren Glauben ketzermacherisch, verdammungs- und verfolgungssüchtig auftritt." Statt dessen ist in der Ev. K.-Z. diese Periode um die erste Hälfte verkürzt und mit einer andern verbunden; darauf wird fortgefahren: „wenn irgend eine kirchliche Gemeinschaft oder deren Regiment unter irgend einem Vorwande und gegen irgend welche kirchliche Gemeinschaft ketzermacherisch u. s. w. — Weiter schreibe ich: „Daß einerseits der christliche Glaube selber, sofern er sich zur Glaubenslehre, sowie zum kirchlichen Bekentnis fortbestimt, sich in Einklang zu setzen und zu erhalten habe mit den sicher erkanten Grundwahrheiten der allgemeinen Bildung." In der Ev. K.-Z. heißt es: „Nach §. 3 soll der christliche Glaube, um sich zur Glaubenslehre und zum kirchlichen Bekentnis fortzubestimmen, 1) sich in Einklang setzen mit den anerkanten Grundwahrheiten ꝛc." — Ferner schreibe ich gleich im Folgenden „Grundvoraussetzungen"; statt dessen hat die Ev. K.-Z. „Grundsatzungen". Während ich im §. 1 der Thesen vom „Gemeindeprincip" spreche, wird im Referat „Gemeindebewußtsein" gedruckt. — Weiter wird in der Ev. K.-Z. mit meinen Thesen ganz nach Willkür verfahren. Prämissen von Schlüssen werden weggelassen, Sätze verstümmelt, Begründungen unterdrückt, aus mehreren Perioden Wortgefüge herausgerissen und dann aus denselben neue, von mir nicht geschriebene Perioden gebildet. So z. B. Seite 813 der Ev. K.-Z., und sonst sehr oft. Seite 824 wird geschrieben: Der rechtfertigende Glaube ist „nicht Vertrauen auf das Verdienst Christi, sofern darunter ein vergangenes Faktum zu verstehen ist, sondern Hingabe an den innern Christus, dessen Jeder unmittelbar in den Tiefen der eignen Persönlichkeit mächtig werden kann." In meinen Thesen (Protest. K.-Z. 667 und 668) ist dagegen folgendes zu lesen: „Der rechtfertigende Glaube ist, wie schon die Reformatoren erkanten, nicht „„Historienglaube"", also auch nicht Vertrauen auf das Verdienst Christi im historischen und dogmatischen Sinn, sofern darunter ein vergangenes von der Dogmatik der Kirche bald so, bald anders zurechtgelegtes Faktum zu verstehen ist. Die rechtfertigende Kraft des Glaubens liegt vielmehr in der vollständigen Hingabe des Herzens und Willens an das im innersten Ich sich bekundende reale, schöpferisch wirksame christliche Heilsprincip, d. h. an den innern Christus. Denn nachdem Gott, als ewiger Christus, seine gottmenschliche Versöhnungs- und Erlösungsthat in der Erscheinung des historischen Christus, besonders in dessen Liebestode und Auferstehung heilskräftig verkörpert und darauf im Bewußtsein und Gefühl der christlichen Gemeinde, als Geist eines neuen Menschheitslebens (heil. Geist), erschlossen hat: so kann jeder Christ, der sich vom äußeren Worte ergreifen und leiten läßt, des ewigen Christus auch unmittelbar in den Tiefen der eigenen Persönlichkeit mächtig werden und sich mit ihm im Geiste persönlich vereinen."

Das Referat der Ev. K. Z. über meine Thesen ist daher nichts weniger als der Wahrheit gemäß. Greifswald, den 2. Novbr. 1865.

Dr. Hanne.

In den Artikel gegen Dr. Hanne sind in Folge der undeutlichen Handschrift und während der Abwesenheit des Herausgebers einige Druckfehler eingedrungen. Namentlich ist statt untersagte gesetzt: unterstützte, was jeder gleich als Druckfehler erkennen wird und gewiß auch Dr. Hanne selbst als solchen erkant hat. Unterstützte ist ja völlig sinnlos. Hätte der Referent den übrigen Ausstellungen des Dr. Hanne vorbeugen wollen, so hätte er statt eines abkürzenden Auszuges einen vollständigen Abdruck der Thesen geben müssen. Auf die sehr ernste Sache selbst, die bis jezt nur noch in ihren ersten Anfängen ist, wird das Vorwort des nächsten Jahrganges eingehen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 15. November. № 91.

Paramentik in der evangelischen Kirche.

Vortrag vor Sächsischen Pfarrfrauen gehalten von P. Meurer in Callenberg bei Waldenburg.

Das Wort, welches ich vor vier Jahren über Altarschmuck zu Ihnen reden durfte, ist nicht spurlos verhallt, es ist zur That geworden, vielleicht anderwärts mehr als hier bei uns, aber auch hier, wie ja der heutige Anlaß davon Zeugnis gibt.*) Es handelt sich um die Wiedererweckung eines kirchlichen Kunstzweiges, der bis auf den Namen in Vergessenheit gerathen war, — die Paramentik. Ich weiß zwar, es werden die gelehrten Herren darauf als auf eine Spielerei lächelnd, wenn nicht ungehalten herabsehen, obwol man ihnen auch in dieser Sache mit einer ganzen Reihe von gelehrten Werken dienen könte, von des Durandus Rationale an bis herab zu Bock's liturgischen Gewändern des Mittelalters; aber weder die Kirche noch die Kunst braucht sich dieses kirchlichen Kunstzweiges zu schämen. Die Kirche nicht. Sie hat den Dienst der Frauen und die Arbeiten ihrer Hände nie verachtet. St. Lucas hat in der Apostelgeschichte der Tabea und ihren Liebeswerken ein Denkmal gesezt. Die Gewänder, welche sie fertigte, waren freilich schwerlich zum kirchlichen Dienst bestimt, sondern zur Uebung eines von den sieben Werken der Barmherzigkeit — „die Nackenden kleiden." Das ist ja gewiß auch das edelste Werk, welches die Nadel verrichten kann, Christi Glieder kleiden. Dem hat er selbst Verheißung gegeben. Vom Schmücken seines Hauses hat er nichts befohlen. Aber christliche Frauen haben immer verstanden, das Eine zu thun, ohne das Andere zu lassen. Wenn auch der Teppich mit der Geschichte vom verlorenen Sohn, den man in der Kirche der h. Elisabeth zu Marburg zeigt, nicht von ihr, der Krone deutscher Frauen, selbst gearbeitet ist, sondern erst dem 14. Jahrhundert angehört, und wenn auch der Sammetteppich mit reicher Goldstickerei, welcher die Kanzel der Andreaskirche zu Eisleben noch heute bedeckt, von der Sage mit Unrecht der Katharina Luther zugeschrieben wird; so ist es doch keine Frage, daß, wie anderwärts, so auch in Deutschland, und zwar nicht ausschließlich in Klöstern, die Hände der Frauen mit den andern Künstlern im Schmuck des Hauses des Herrn gewetteifert haben. Wie hätten auch christliche Frauen hinter den Frauen des A. T. zurückbleiben können! Im 2. Buch Mose, da, wo von dem Erbauer der Stiftshütte, dem Bezaleel, in Ausdrücken geredet wird, welche nach unseren Begriffen nur auf einen Propheten, nicht aber auf einen Handwerksmann passen, nämlich daß ihn Jehova erfüllt habe mit dem Geist Gottes, — eben in jenen Stellen wird erzählt: „Und welche verständige Weiber waren, die wirkten mit ihren Händen und brachten ihre Werke von gelber Seide, Scharlachen, rosinroth und weißer Seide" ꝛc. Das ist ein Wort, das sollen sich Frauen merken, denn da ist ihnen ein schönes Privilegium ausgestellt wider jeden sauersehenden Geist. In dem eben erst seiner Knechtschaft entronnenen Israel fand sich eine große Opferfreudigkeit zum Bau der Hütte des Bundes und es fehlte auch bereits nicht an kunstfertigen Händen, um diesen heiligen Bau zu schmücken. Und so sind überall, wo das religiöse Leben einen neuen Frühling feiert, auch in erster Reihe die Frauen geschäftig, in ihrer Weise und mit ihrer Hände Werk im eigentlichen Sinne des Worts dem Herrn zu dienen, und wenn der Herr sich diesen Dienst gefallen läßt, und die Frauen, welche für die Stiftshütte wirkten, darüber gelobt und, in unserer deutschen Bibel zum wenigsten, verständige Frauen genannt werden; so können sie sich darüber beruhigen, wenn jemand aus Uebergeistlichkeit auf ihre Arbeiten, als auf Tändeleien, unwürdig des Heiligtums, herabsieht, oder sich gar verleiten läßt, die an die Füße des Herrn gewendete Nardensalbe einen Unrath zu schelten.

Aber auch die Kunst braucht so wenig als die Kirche sich der weiblichen Handarbeiten zu schämen. In alter Zeit wenigstens war dies nicht der Fall. Da war es freilich überhaupt anders als in unserer Zeit der Selbstherlichkeit und des Virtuosentums, wo die Kunst von der alten Schlange sich hat einreden lassen, daß sie sich Selbstzweck sei, und wo nun jedes Künstlein etwas für sich selbst sein und leisten will. In der alten Zeit kannten die Künste nur den einen Wettstreit, mit vereinten Kräften das Haus des Herrn zu zieren, und sie schlossen sich alle dem großen Reigen an, welchen die Baukunst anführte. Unter ihnen fehlte denn auch die Nadelmalerei nicht, wie die höchste Stufe der Stickkunst ehrenvoll genant wurde. Ihre Aufgabe waren nicht blos die reichen Gewänder des Klerus, sondern auch die weißen Altartücher und die farbigen Altargewän-

*) Der erwähnte Vortrag ist im Jahrgang 1861 der Ev. K. Z. Nr. 62 ff. abgedruckt. Zu dem gegenwärtigen Vortrag gab die Veranlassung die Beschaffung der Paramente für die neue Kirche des abgebranten Gebirgs- und Grenzstädtchens Oberwiesenthal durch Sächsische Pfarrfrauen.

der, namentlich aber auch die zu mancherlei Gebrauch verwendeten Teppiche: denn diese wurden nicht blos auf den Fußboden gebreitet, sondern auch zur Verhängung von Thür- und Fensteröffnungen, zur Bedeckung des Sitzes oder Rückens der Chorstühle, als Zwischenwände und endlich zur Bekleidung von Wänden und Pfeilern verwendet. Die Zeichnungen zu so kunstreichen Stickereien, wie z. B. das im Sächsischen Altertumsmuseum befindliche sogenante Pirnaische Antipendium ist, wurden zwar wahrscheinlich von ausgezeichneten Malern entworfen, allein die Ausführung, insbesondere die Farbengebung, erforderte immer noch so viel Kunst, daß wir diese ebenso sehr als den darauf verwendeten riesigen Fleiß hoch zu preisen haben.

Mit dem Verfall der anderen kirchlichen Kunstzweige erfolgte auch der der kirchlichen Stickerei, und es trat eine lange Periode des Ungeschmacks und der Armseligkeit ein, in welcher sich, wie auf andern Gebieten, die Fabrikation der Herstellung der kirchlichen Gewänder bemächtigte. Aber die Frauen sollten, nachdem sie sich den ihnen insbesondere zugefallenen Anteil an dem Schmuck des Gotteshauses haben aus den Händen kommen lassen, sich allenthalben zusammenthun, ihr Privilegium aufs Neue geltend zu machen. Es ist dies zwar kein leichtes Stück Arbeit, da die alten Traditionen und Fertigkeiten ganz abhanden gekommen sind und die Kunst der Paramentenstickerei gleichsam neu entdeckt werden muß; allein man hat seit einigen Jahren einen rüstigen Anlauf genommen.

In der katholischen Kirche sind Paramentenvereine über ganz Deutschland verbreitet. Der jüngste ist Ende November v. J. in Frankfurt a. M. entstanden als Diöcesanverein für die Diöcese Limburg. Manche Vereine zählen Tausende von Mitgliedern, wie die von Wien und Pesth. Der Centralverein in Brüssel und der Pariser Verein arbeiten auch für die überseeischen Missionen. Von deutschen Frauen werden bereits wieder die prachtvollsten Arbeiten in der edlen Stickkunst geliefert.*) Am weitesten scheint es die Schwesternschaft vom armen Kinde Jesu in Aachen gebracht zu haben. Ich will jedoch hier nur ein Beispiel anführen, nicht als einen Beleg von großer Kunst seitens der Stickerinnen, sondern als einen Beleg dafür, wie vereinte Kräfte unter geschickter Leitung auch in der jezt gewöhnlichsten aller Stickarten ein großes Werk schaffen können. Wie früher die Damen der Stadt Köln für die Rückwände des Gestühls im Dom kostbare Teppiche gestickt haben, so ist vor'm Jahr ein ähnliches großartiges Werk für den Aachener Münster durch vereinte Arbeit zu Stande gekommen, ein Fußbodenteppich, 26 Fuß rhein. lang und 22 Fuß breit, der also eine Fläche von 572 Quadratfuß bedeckt. Er ist in Kastorwolle auf Stramin bunt gestickt, die Darstellung im Styl des 14. Jahrhunderts, dem der Chor des Münster angehört. In der Mitte ist das Paradies mit seinen 4 Strömen, umgeben von den 12 Sternbildern, und allegorischen Darstellungen der 4 Winde und 4 Elemente, in besondern Kreisabschnitten 4 Hauptstädte des christlichen Erdkreises: Bethlehem, Jerusalem, Rom und Aachen. Lehrreich ist die Ausführung. Der Teppich ist aus 56 Stücken von ungleicher Größe zusammengesezt. Diese Stücke Stramin wurden erst zusammengenäht, auf der Rückseite nummerirt und von dem Maler das herzustellende Bild so auf den Stramin gemalt, daß sämtliche Umrisse mit den Fäden und Maschen desselben genau übereinstimten und die Stickerinnen einen ganz sichern Anhalt hatten. Hierauf wurden die Teile auseinandergetrennt und mit der nach der Malerei ausgewählten Wolle den Stickerinnen ausgehändigt, nachdem noch zuvor der gleichmäßigen Arbeit wegen an jedem Stück von ein und derselben Hand ein Anfang gemacht worden war. Bei dieser Teilung der Arbeit ist es möglich geworden, das große Werk in weniger als drei Monaten zu vollenden. Außer den Aachener Frauen und Jungfrauen haben auch mehrere hohe Damen, unter ihnen die Königin von Preußen, einen Teil dieser Arbeit zu eigenhändiger Ausführung übernommen. Gewiß ein instructiver Vorgang.

Aber auch in unserer evangelischen Kirche hat man sich auf die Pflicht christlicher Frauen, für den Schmuck des Heiligtums zu sorgen, besonnen. Pfarrer Löhe in Baiern hat, wie auf andern Gebieten christlicher Liebesthätigkeit, so auch auf diesem das Verdienst, mit seinem Beispiel vorangegangen zu sein, soweit mir wenigstens bekant ist. Der Wirkungskreis der Diakonissen ist von ihm von Anfang her als ein zweiteiliger genommen worden, so daß er einerseits Dienst und Pflege der verschiedenen Arten von Notleidenden, andererseits aber Dienst und Pflege des Heiligtums, soweit es den Frauen zusteht, enthalten sollte, und so ist denn bereits beim Beginn der Diakonissenanstalt im J. 1854 die Paramentik ins Auge gefaßt und die Lehre vom Kirchenschmuck sogar unter die Lehrgegenstände des Hauses aufgenommen worden. Der im J. 1858 gemachte Versuch der Gründung eines Paramentenvereins führte dazu, eine eigene Paramentenklasse im Missionshause einzurichten, welche noch besteht, in welcher man nicht blos für die Kirchen arbeiten lernt, sondern auch wirklich arbeitet. Ist nun auch die Hilfe der Anstalt nach dieser Seite hin lange nicht so vielfach in Anspruch genommen worden, als zu wünschen gewesen wäre, so hat man doch seit dem J. 1858 eine große Anzahl der verschiedenartigsten kirchlichen Gewandstücke gearbeitet und, was noch wichtiger ist, Sinn und Geschick für diese Dinge geweckt. Das gute Beispiel ist nun auch nicht ohne Nachfolge geblieben. Ich habe bereits von verschiedenen Paramentenvereinen gehört, ohne jedoch Näheres darüber angeben zu können. Einen aber kenne ich und der ist so vortrefflich organisirt und entwickelt bereits eine so ausgebreitete Thätigkeit, daß er nicht lange wird in der Verborgenheit bleiben können, in der er sein Werk begonnen und bis jezt getrieben hat. Ich respectire diese Gesinnung des Vereins und seiner edlen Vorsteherin und nenne deshalb keinen Namen, sondern bemerke nur, daß er sein Arbeitsfeld in Norddeutschland hat und 24 Damen, zumeist aus alten adlichen Geschlechtern,

*) Mecheln und Würzburg. Skizzen und Bilder, entworfen auf den Katholiken-Versammlungen in Belgien und Deutschland von Andreas Niedermayer. Freiburg 1865.

als Mitglieder zählt, die aber, wol zu merken, sich nicht blos mit einem ansehnlichen Geldbeitrage abfinden, sondern neben demselben auch arbeiten, ja es wird Alles von den Mitgliedern gearbeitet, was sie überhaupt können. Um sich aber noch weiter auszubilden und die gemeinsame Arbeit zu pflegen, kommen alle, die es ermöglichen können, einmal im Jahre auf 14 Tage zusammen, wo sie dann unter Anleitung einer Kunststickerin ihre Studien machen und verwerten. Wollte ich Ihnen zusammenrechnen, was dieser Verein nur allein im lezten Jahre an verschiedenartigen kirchlichen Gewandstücken gearbeitet hat, Sie würden sich überzeugen, daß es sich bei ihm nicht blos um einen frommen Zeitvertreib, wie er in manchen Damenkreisen vorkomt, sondern um ernste christliche Arbeit handelt. Gottes Segen ruhe auf ihm!

Ich darf wol annehmen, daß es Manchen unter Ihnen erwünscht sein dürfte, in aller Kürze zu hören, was denn evangelische Frauen für ihre Kirchen arbeiten können und wie diese Arbeiten etwa gethan werden müssen. Der Kreis ist nicht so eng, die Sache aber auch nicht so schwirig, als Manche sich vorstellen. Man muß sich nur kleiner Anfänge nicht schämen.

In der katholischen Kirche ist den Stickerinnen ein weites Feld eröffnet durch die zahlreichen Gewandstücke für den höhern und niedern Klerus. Wir haben auf diese kostbaren Mitren, Kaseln, Pallien, Stolen u. s. w. Verzicht zu leisten, und ich denke, wir thun es alle mit Freuden, und schämen uns keinen Augenblick unserer schlichten, würdigen Amtstracht. In der Theorie läßt sich ja für die liturgischen Gewänder der katholischen Geistlichkeit Manches anführen, und sie haben ja ursprünglich eine schöne Bedeutung. Das Alles aber darf uns nicht bestechen, und die evangelische Einfalt wird sich mit Recht gegen eine Amtskleidung auflehnen, welche in Wirklichkeit gewöhnlich entweder in unziemlichen Prunk oder in widerwärtigen Lappenstaat ausartet. Von Processionsfahnen sehe ich ebenfalls ab, da bei unsern öffentlichen Aufzügen kirchliche Fahnen nicht aufzutreten pflegen. Ebenso lasse ich bei Seite liegen das große Gebiet der Teppichstickerei, nicht weil es uns fern liegt, sondern weil ich es lieber einmal ganz besonders behandeln möchte. Ich halte mich für diesmal an das Nächste und Wichtigste, an das, was Frauenhände zum Schmuck der Hauptstätten in unsern Gotteshäusern, des Altars, der Kanzel, des Taufsteins, thun können. Schon da gibt es alle Hände voll zu thun. Lassen Sie mich kürzlich aufzählen, um was es sich dabei handelt, über Schnitt, Stoff, Farbe einige wenige, über Verzierung derselben aber einige eingehendere Bemerkungen machen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dom des heiligen Gral.

Ein Fingerzeig in die Blütezeit der gothischen Baukunst.

(Schluß.)

Oft haben auch kirchliche Geräthe die Form von Thieren, so waren im Mainzer Dom zwei Kraniche von Silber in Lebensgröße, inwendig mit Kohlen und Weihrauch angefüllt, sie wurden an den Altar gestellt und ließen durch die Schnäbel Rauchwolken von köstlichem Geruch ausströmen: „ein Kranich und Schwalbe — heißt es Jerem. 8, 7 — merken ihre Zeit, wenn sie wiederkommen sollen u. s. w.“ Sogar die lebendige Thierwelt läßt man wol Gott dienen, in Spanien ist noch jezt in einigen Kirchen die Sitte, an gewissen Festtagen Singvögel in Käfigen neben den Altar zu setzen, damit auch sie in das Lob Gottes einstimmen, — Alles, was Odem hat, lobe den Herrn! — Ein ähnlicher Gedanke lag zum Grunde, wenn man aus dem Mineralreiche gewissen Edelsteinen eine Kraft beilegte, wie in der Beschreibung des Graldomes von dem Saphir der Altäre gesagt wird, er habe die edle Eigenschaft, der Menschen Sünde aus dem Schuldbuche zu tilgen und ihnen zu Gott zu helfen durch das Wasser, das zu Berge kann fließen, d. h. durch die Thränen der Buße. Wir übergehen, was von Albertus Magnus in seinem Werke: de lapidibus nominatis von 76 und was ein 1498 gedrucktes altdeutsches Gedicht: „von der edlen Tugend und Kraft, so in den Steinen sind,“ von 49 verschiedenen Arten von Edelsteinen an edlen Eigenschaften rühmt, es ist das in der That lange nicht Alles so sinnig, wie jenes Beispiel. Aus dem Pflanzenreiche nahm man besonders gern die Rose, Palme, Weinlaub aus nahe liegenden Gründen; doch sei auch eines Gebrauches erwähnt, den man namentlich an Klosterkirchen findet, daß die Pflanzen, welche in der Gegend vorzugsweise wachsen, in der Kirche abgebildet werden; so findet sich z. B. in der alten Cisterzienserkirche zu Schulpforta besonders der Kreuzdorn mit seinen zarten Blüten und das Buchenlaub als Schmuck der Kapitäle und Schlußsteine, woran der Knabenberg, an dessen Fuße sie liegt, so reich ist, und auch das Weinlaub, das zwar überall vorkomt, findet sich doch hier in ganz ungewöhnlicher Fülle und Pracht, wie das gegenüberliegende Saalufer ganz mit Weinbergen bedeckt ist. — Nur eins sei von dem Dienste der Naturreiche für das Reich Gottes noch erwähnt, das geistigste kreatürliche Erzeugnis, das Licht, wird aus allen drei Reichen gewonnen; zuerst diente das Oel aus dem Pflanzenreiche dazu, später das Wachs aus dem Thierreiche, und wenn man jezt auch das aus dem Mineralreiche gewonnene Gas in den Kirchen verwendet, so habe ich gar nichts dagegen, freue mich vielmehr über diesen neuen Fortschritt in der Ueberwindung der Kreatur, daß man aus der schmutzigen Kohle das edle prächtige Licht gewint, nur müßte freilich noch eine passende Form für den Gebrauch gefunden werden, denn die mitten aus den Steinpfeilern heraus-

kommenden gußeisernen Arme mit porzellanenen Wachskerzen können doch nur als ein sehr dürftiges Provisorium gelten. Es wäre in der That eine schöne Aufgabe für die Künstler und Geistlichen hier in Berlin, eine solche Form zu erfinden, es müßte dabei einmal die Bedeutung des Gotteshauses und des heiligen Dienstes, dann aber auch die zarte und geistige Natur des Gases berücksichtigt werden.

Mit jenem Gedanken der Darbringung der Kreatur als eines Opfers zum Dienste Gottes hängt auch die große Pracht des Materials zusammen, wie sie in der Beschreibung des Graldomes hervortritt; es ist auch diese so fabelhaft nicht, wie sie auf den ersten Blick uns erscheint, die wir in der allgemeinen Kirchennot so sehr darauf bedacht sein müssen, billige Kirchen zu bauen; ein Blick in das kirchliche Altertum und Mittelalter zeigt uns einen immensen Reichtum an Kirchenschmuck, der von den Gläubigen als Opfer dargebracht ist. Vor Allem werden die Schätze der Sophienkirche in Konstantinopel gerühmt, da waren Säulen von köstlichem Gestein, eine Menge goldener Gefäße, die 7 Sitze der Priester hinter dem Altar von vergoldetem Silber, 2 goldene Leuchter, jeder 111 Pfund schwer, von der Kanzeldecke hing ein Kreuz herab mit Perlen und Karfunkeln ausgelegt, 100 Pfund schwer. In ähnlicher Weise wird die Pracht des Markusdomes in Venedig gerühmt, doch nennen wir Näherliegendes; ich werde den Eindruck nicht vergessen, welchen die Pracht im Innern des Krakauer Domes auf mich gemacht; da ist das Grabmal des heiligen Stanislaus (ähnlich dem Nepomukgrabe in Prag), 35 Centner Silber enthaltend, da ist der kleine Altar von Gold mit getriebenen Figuren, welchen die Polenkönige zum Feldgottesdienst mit in den Krieg nahmen, das Crucifix mit dem großen silbernen Corpus, an dem der Schleier der heiligen Hedwig hängt, u. a. m. Ich erinnere an die berühmte Diamantenmonstranz mit 6666 Steinen in St. Loretto in Prag, für deren Wert man heutzutage eine ganze Superintendentur mit Kirchen versehen könte. Ich nenne Einfacheres, die Altarplatte auf dem Hochaltar im Magdeburger Dom, einem der einfachsten und größten, die es gibt, von seltenem Marmor, 14 Fuß lang, 6 Fuß breit und 1 Fuß dick, soll nach unserem Gelde 200,000 Thaler gekostet haben — man könte dafür 2 stattliche Kirchen nebst Pfarrhäusern hier in Berlin bauen — sie war die Gabe eines Mannes, des Erzbischofs Dietrich, der sie zur Einweihung des Domes 1363 schenkte. Und auf den kunstliebenden Kaiser Karl IV. machte die prächtige Schilderung des Graldomes einen solchen Eindruck, daß er ihn im Kleinen in der Burgkapelle zu Karlstein bei Prag nachahmte, welche zur Aufbewahrung der Reichskleinodien diente. Es war eben nichts zu kostbar, um als ein Opfer der Ehre Gottes zu dienen, sein Heiligtum zu schmücken, ja indem man das Kostbarste opfern wollte, kam es oft, daß heidnische Dinge in den Dienst Gottes gestellt wurden, und es ist Aehnliches geschehen, wie Alexander der Große that, der in das kostbare Schmuckkästchen des Königs Darius die Gedichte Homers legte, auf dem Einbande manches Evangelienbuches sind Edelsteine, welche einst in heidnischen Königskronen geprangt haben, ja es finden sich an heiligen Gefäßen kostbare Gemmen mit heidnischen Götterköpfen, welche als Beutestücke aus Italien mitgebracht wurden, wohin sie durch die Römer aus aller Welt Reichen zusammengetragen waren. Namentlich wurden Säulen von kostbarem Stein aus heidnischen Tempeln und Kaiserpalästen in Oberitalien, besonders in Ravenna, als Beutestücke über die Alpen geführt und in christlichen Kirchen verwendet, wie im Magdeburger Dome deren 10 sich finden. Schon Kaiser Justinian war bei dem Bau der Sophienkirche damit vorangegangen und hatte daselbst 8 Porphyrsäulen aus dem großen Sonnentempel des Kaisers Aurelian zu Baalbek, 8 grüne Marmorsäulen aus dem Dianentempel zu Ephesus, ferner Säulen aus dem Jupitertempel zu Cycicus, aus den Tempeln zu Alexandrien, Athen u. a. angebracht.

Die alten Zeiten der Opferfreudigkeit sind uns ein mahnendes Beispiel, Opfer zu bringen und schöne Opfer zu bringen, die Anfänge, die dazu in neuerer Zeit gemacht sind, sind erfreulich, die Anfänge mahnen zum Fortgange. Die Fastenzeit mahnt doppelt an das unermeßliche Opfer, das der Sohn Gottes für uns gebracht, und zugleich an das schöne Opfer, das jene Maria ihm brachte, die ihn salbte mit köstlicher Narde, daß das Haus voll ward vom Geruch der Salbe, ein Werk, welches der Herr — was er selten gethan — ausdrücklich ein gutes Werk nennt. Noch eindringlicher wird uns dies, wenn wir schließlich noch auf ein Geheimnis achten, welches in dem Bau jener Dome, auch des Graldomes liegt, das Geheimnis der Erlösung ist auch durch seine Gestalt dargestellt, seine Kreuzform ist ein Bild des gekreuzigten Christus; zugleich ist aber der ganze Bau ein Bild des geistlichen Leibes Christi, der Christenheit. Es sind da mächtige Pfeiler, schlanke Säulen — Apostel, Vorkämpfer in der Kirche aller Zeiten, große und kleine Steine, alle tragen sie und werden zugleich getragen, bis zu der kleinsten verborgensten Ecke, die von Wenigen gesehen, doch mit demselben Fleiße gearbeitet ist, wie die schönen stattlichen Portale und Säulen, — man denkt dabei wol an die stillen verborgenen Selen, von denen das Lied sagt: „wo er kann einige Fromme finden, läßt er sie seine Gnade sehn" — die Christus auch mit schönen Gaben geziert hat. — Erinnern wir uns noch einmal des oben Gesagten, daß ein Maß durch den ganzen Wunderbau hindurchgeht und sich in allen Teilen wiederfindet — so ist Christus der Grund- und Eckstein, das Maß für alle Glieder seines geistlichen Leibes; so weit sie sein Bild in sich tragen, sein Geist und Wort sie regiert, sind sie schön und brauchbar, bis sie endlich an Leib und Sele sein Bild hell und leuchtend an sich tragen im Reich der Herlichkeit.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 18. November. № 92.

Die Selsorge.

Zweiter Artikel.

IV.

Das Dritte, das von der ersten Gemeinde in Jerusalem gesagt wird, ist: „sie blieben beständig am Brotbrechen." — Die Gemeinschaft der Christen untereinander hat ihren vollkommensten Ausdruck und ihren Höhepunkt in dem Sakramente. St. Paulus sagt in 1 Cor. 10, 16. 17: „Der gesegnete Kelch, den wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? denn Ein Brot ist es, so sind wir Viele Ein Leib, dieweil wir Alle Eines Brotes teilhaftig sind." Nach alter kirchlicher Ordnung hängt es nicht von der Wahl des Einzelnen ab, an welchem Altare er communiciren will, sondern er ist gewiesen, in und mit der Gemeinde das Sakrament zu empfangen, zu der er gehört. Es ist schon dadurch angedeutet, daß im Abendmale das Band, das die ganze Gemeinde umschlingt, aufs Neue seine Geltung und Bedeutung haben soll. Wenn auch eine Kirche der andern in der Taufe und in der Predigt die Gemeinschaft gestattet, die Schranken zum Altar öffnet sie nur den eigenen Gliedern. Durch die Feier des h. Abendmals wird der Austritt und Eintritt von einer Kirche in die andere vollzogen. Die Gesamtheit derer, die an demselben Altare das Sakrament empfangen, bildet die Gemeinde. Der Grundgedanke im Abendmal ist aber der, daß Gott Frieden macht mit uns durch die Vergebung der Sünden, so wir unsere Sünden bereuen und im Glauben den Leib und das Blut des Herrn empfangen. Wer nun die Vergebung bei Gott sucht und darnach ernstlich verlangt, muß auch die Versöhnung mit seinem Nächsten herbeiführen. Es liegt also in dem Sakramente nicht blos die Erneuerung des Friedens mit Gott, sondern auch der Menschen untereinander. Wenn du zum Altar Gottes gehst und wirst eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder.

In der Beichte wird jedesmal ernstlich und nachdrücklich gewarnt, mit unversöhnlichem Herzen das h. Abendmal zu empfangen, und denen, die unversöhnlich bleiben, wird die Absolution versagt, und ihnen werden die Sünden behalten. So oft nun die Hausgenossen oder Familienglieder, Mann und Weib, Eltern und Kinder, auch Herschaften und Dienstboten, gemeinsam zum Sakramente kommen, wird immer wieder vereinigt was sich etwa getrennt hat, und die Gedanken der Geduld und Milde werden wieder in den Vordergrund gestellt. Gestörte Ehen und Familienverhältnisse kann es nur in den Häusern geben, in denen die Einwohner entweder gar nicht oder nur selten sich zur Feier des h. Abendmals vereinigen. Wie aber für das Haus das Sakrament seinen großen Segen bringt, so auch für die gesamte Gemeinde. Nachbarn, wie auch nähere und fernere Verwandte vergeben sich wieder, was Einer dem Andern Uebles gethan hat. Wo die Sitte nicht mehr es mit sich bringt, daß die Gemeinde während der Feier des Sakraments in der Kirche versammelt bleibt, und die, die nicht daran Teil nehmen, wenigstens dabei zugegen sind, ist sie möglichst wieder herzustellen. Es wird dadurch nicht allein das Bedürfnis geweckt, sondern auch die Gedanken der Versöhnlichkeit und des Friedens werden dem Herzen nahe gebracht. Durch den Rationalismus, der die Mysterien des Sakraments beseitigte und dasselbe zu einem bloßen Gedächtnismale des großen Tugendhelden und Weisen von Nazareth herabzog, ist in vielen Gemeinden die Zahl der Communikanten im Verhältnis zur Selenzahl überaus gering geworden und die Folge davon ist die Lösung der Gemeindeverhältnisse, und Bitterkeit, Zank und Streit, Entfremdung und Spaltungen allerlei Art können ungehinderten und ungestörten Besitz von den Gemütern der einzelnen Glieder nehmen. Es liegt in dem Wesen der Sünde, der alle Menschen unterworfen sind, daß Misverständnisse, Trennung, Zwiespalt, Zank und Streit unter ihnen sich erzeugen. Durch die Feier des h. Abendmals wird Jeder genötigt, die eigene Schuld zu erkennen, und je tiefer die Buße das Herz durchdringt, desto versöhnlicher wird es, und je größer das Verlangen nach der Gnade bei Gott ist, desto mehr wird der Mensch geneigt, seinem Nächsten das Unrecht zu vergeben, das er gethan hat. Wenn längere Zeit darüber hingeht, bevor man wieder zum Abendmal geht, sezt sich die Feindschaft immer fester im Herzen und steigert sich zur Unversöhnlichkeit und Bitterkeit.

Es ergibt sich daraus, daß der Geistliche bei der Pflege der Gemeinde im Ganzen besonders dahin streben muß, daß die Zahl der Communikanten wieder wachse. Wie aber soll er das erreichen? Das Sakrament des Altars sezt voraus den Glauben an die wahrhaftige Gottheit des Herrn und an das stellvertretende Leiden desselben, daß wir wirklich durch ihn haben die Vergebung unserer Sünden. Wo nun dieser Glaube fehlt, da

hat auch das Abendmal seine Kraft und Bedeutung gänzlich verloren. Es wird also darauf ankommen, zuerst in der Gemeinde wieder den rechten Grund durch die Predigt zu legen und dann einzuladen, den Segen zu empfangen. In dem Gleichnisse vom großen Abendmale wird dem Knechte ausdrücklich befohlen, die Gäste zu nötigen zu kommen. Es muß besonders in der Predigt oft und wiederholentlich hingewiesen werden auf den Segen, den die Feier des Sakraments dem Einzelnen und seinem Hause bringen kann, und auf den Schaden, den die Unterlassung nach sich ziehen muß. Fast in allen Gemeinden finden sich jezt leider Personen, die selten oder gar nicht zum Tische des Herrn kommen, Andere, die jährlich einmal etwa in der Passionszeit sich einfinden, und eine geringe Zahl, die fleißig dies Gnadenmittel empfängt. Die Ersten, die auch gewöhnlich schlechte Kirchengänger sind, können nur im Wege der speciellen Selsorge wieder gewonnen werden; die zweite Art, die zwar auch nicht aus regelmäßigen Kirchenbesuchern besteht, muß mit besonderer Vorsicht behandelt werden, indem man das lose Band, durch das sie noch mit der Kirche verbunden sind, zu stärken sucht. Die Gelegenheit dazu geben die Beichtreden, die gehalten werden in der Zeit, in der die größere Zahl der Communikanten sich einzufinden pflegt. Nach meiner Erfahrung hat die Regel, daß man zum Nachtmal nur gehen müsse, wenn man ein besonderes Verlangen darnach empfinde, viel dazu beigetragen, daß zuerst der ernste Gang von einer Zeit zur andern aufgeschoben wird und zulezt ganz unterbleibt. Es ist überhaupt eine gefährliche Sache, sein inneres Leben in seinem Gefühle allein zu suchen. Das Verlangen nach dem h. Abendmale kann doch eigentlich nur durch ein lebendiges Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit erweckt werden, soll das aber nicht den lebendigen Christen täglich und immer begleiten? Liegt darin nicht die treibende Kraft zu allen Uebungen in der Gottseligkeit, zum täglichen Wachen über sich selbst, zum fortgehenden und nie ruhenden Kampfe mit dem alten Menschen, zum täglichen Gebete um Erleuchtung und Kraft von Oben? Wo die Buße, die Erkentnis seiner Sünde und Ohnmacht aufhört, da hört auch das innere Leben überhaupt auf. So wie man sein Morgen- und Abendgebet regelmäßig hält, man mag dazu aufgelegt sein oder nicht, so muß auch die Abendmalsfeier ihre bestimte Ordnung und Zeit haben. Bei einer gründlichen und ernstlichen Vorbereitung wird sich das Verlangen sehr bald einstellen. Wer nach der Weisung des Apostels sich im Angesichte des heiligen und gerechten Gottes selbst prüfet, seine Unterlassungssünden gegen Gott und Menschen, und seine Begehungssünden wider das heilige Gesetz des Herrn vor seine Sele treten und in der Stille von dem Geiste der Wahrheit sich strafen läßt, der wird auch Verlangen haben, seine Sele zu speisen mit Vergebung der Sünden. Es soll damit nicht geleugnet werden, daß besondere Umstände und Verhältnisse eintreten können, die in erhöhetem Grade die Sehnsucht nach dem Sakramente hervorrufen. Nach alter Ordnung ging das Brautpaar nach der Verlobung und das junge Ehepaar gleich nach der Hochzeit zum Abendmal, um ihren Bund zu besiegeln. Die Wöchnerin mit ihrem Manne vor oder nach der Entbindung, und ebenso auch die, welche ein Glied ihrer Familie begraben haben, kommen, um sich zu neuen Pflichten dem Herrn zu heiligen. Im Confirmandenunterricht, in den öffentlichen Katechisationen und in den Bibelstunden muß man die Lehre vom h. Abendmale fleißig behandeln und auf den Segen hinweisen, der von demselben ausgeht.

Die 11. Westfälische Provinzialsynode.

(Schluß.)

Die Not Berlins, wurde gesagt, sei die Not aller Evangelischen in Preußen. Gott habe uns schon einmal 1848 durch Berlin gestraft und sehe man ruhig zu, so werde er es noch einmal thun. Berlin sei für das ganze Land wichtig, denn eine große Zahl der preußischen Unterthanen halte sich längere Zeit in Berlin auf, wo, um einen biblischen Ausdruck zu gebrauchen, Satan seinen Stuhl habe. Der Fürst dieser Welt habe leider den Fortschritt in seinen Dienst genommen und dieser Dienst gipfle in Berlin. Hierhin müsse die Kirche vor Allem ihre vollen Streitkräfte wenden. Man möge bedenken, wie eine große Zahl evangelischer Christen aus allen Ständen und allen Landesteilen gerade die Jahre in Berlin verlebten, welche für die Richtung der geistlichen Entwicklung entscheidend zu sein pflegen, und dann in alle Gemeinden des Landes die Saat hintragen, die sie in Berlin empfangen haben. Der von einer andern Seite gemachten Einwendung, von Berlin sei auch viel Segen über unser Land gekommen, hätte es kaum bedurft, da dies ja keineswegs in dem Antrage geleugnet wird, der nur die eine Seite, die Kirchennot, ins Auge faßt. Der Paderborner Antrag fand bei der Abstimmung eine große Majorität.

Blotho und Paderborn hatten sich durch eine andere Not zur Stellung eines Antrages an die Prov.-Synode bewogen gefunden. Es ist dies dies die geistliche Versorgung der Armee in Kriegszeiten. Der betreffende Antrag lautet:

„Prov.-Synode möge dahin wirken, daß die dermalige Reorganisation der Armee auch durch eine Vermehrung der selsorgerlichen Kräfte, namentlich für den Kriegsfall ihre Vervollständigung finde und zwar in Hinweisung auf die Wahrnehmung dieses in dem lezten Kriege so stark hervorgetretenen Mangels." Zu seiner Zeit hat man ja in öffentlichen Blättern mehrfach Klagen gelesen über die geringe geistliche Pflege der Evangelischen in der Preuß. Armee in Schleswig. Berichterstatter hat aus dem Munde von Offizieren und gemeinen Soldaten diese Klagen bestätigen gehört. Man mag, wie der Generalsuperint. hervorhob, immerhin mit Dank anerkennen, daß 22 Geistliche und Candidaten freiwillig in dem Schleswigschen Kriege zur Armee gegangen sind und dieselbe geistlich bedient haben, wie auch, daß denselben vom Staate oder von anderer Seite ihre Auslagen

zurückerstattet sind, man kann auch die Hoffnung teilen, daß bei einem neuen Kriege abermals Geistliche freiwillig den kämpfenden Soldaten das Wort Gottes bringen werden, so behält der Antrag immerhin sein Recht. Was die österreichische Regierung kann, daß sie jedem Regimente einen katholischen Geistlichen beigibt, sollte auch dem mächtigen Preuß. Staate nicht unmöglich sein. Und die Thatsache bleibt wol feststehen, daß vielen Soldaten besonders auch in Lazarethen in dem lezten Kriege Predigt und Sacrament sehr erwünscht gewesen wären, daß sie aber Mangel daran gelitten haben. Nach Zusammenfassung aller zur Sprache gebrachten Punkte vereinigte sich die Synode dahin, den von den freiwilligen Candidaten und Geistlichen gebrachten Dienst mit Dank anzuerkennen, und indem Synode dem Herrn Kriegsminister die Erwartung ausspricht, daß auch künftighin in ähnlichen Fällen sich Geistliche zu gleichem Dienste bereit finden werden, vertraut sie, daß das Bedürfnis nach mehr Geistlichen im Kriege befriedigt werde.

Die Soester Synode hat einen Punkt ins Auge gefaßt, der nicht so ganz nahe liegt, nämlich die Preuß. Gesandtschaftskapelle in Rom. Der Antrag lautete: „Hochw. Synode wolle Se. Majestät unterthänigst bitten, daß Allerhöchstderselbe dahin wirken möchte, daß die um die Preuß. Gesandtschaftskapelle sich scharende evangelische Gemeinde im Kirchenstaat nicht mehr als Privatgesellschaft, sondern als öffentlich erklärte Religionsgesellschaft anerkant werde." Unläugbar gab sich auch sonst, wo unser Verhältnis zur Römischen Kirche behandelt wurde, bei Einigen eine ziemliche Animosität kund. Andere haben freilich den Eindruck gehabt, daß in den Fragen, die Römische Kirche betreffend, mit großer Gleichmütigkeit verhandelt worden sei. Früher sei man viel bitterer gewesen. Möglich wäre ja immerhin, daß das Buch des Bischofs Martin eine gewisse Erregtheit gegen Rom hervorgerufen hätte. Obgleich von einer Seite die Unmöglichkeit hervorgehoben wurde, daß Rom in seinen Mauern die evangelische Kirche als zu Recht bestehend anerkennen werde, wie ja auch der dortige Gesandtschaftsprediger nicht als solcher auftritt, sondern nur als Glied der Preuß. Gesandtschaft, so faßte die Synode doch die Resolution, daß sie die Nichtanerkennung der Preuß. Gesandtschaftskapelle in Rom als eine Ungerechtigkeit empfinde, um so mehr, da die Römische Kirche in Preußen so große Freiheit genieße. Prov.-Synode spricht zu den hohen Behörden das Vertrauen aus, daß sie bei vorkommenden Fällen dieses Misverhältnis geltend machen werden. Obwol man gegen den Inhalt des Antrages und dieses Beschlusses nichts einwenden kann, so ist doch dem Berichterstatter ein ziemliches Erstaunen darüber gekommen, daß eine Synode in Westfalen diese Not unserer Kirche in Rom so scharf ins Auge gefaßt und davon Veranlassung genommen hat, den betreffenden Antrag zn stellen. Irre ich nicht, so ist es andern Synodalen ebenso ergangen.

Schon die 9. Prov.-Synode hatte einstimmig dem Kirchenregimente die Not unsers Volkes in Betreff der Eidesleistungen vorgetragen und gebeten, bei der Staatsregierung auf eine Revision der betreffenden Gesetzgebung hinzuwirken. Wie groß hier die Not ist, beweise unter vielen Fällen der von einem Synodalen mitgeteilte, daß an einem einzigen Morgen nach Ueberzeugung des betreffenden Richters 20 falsche Eide geschworen seien. Wie wünschenswert die Durchführung des von einer Kreissynode gemachten Vorschlages wäre, daß vor jeder Eidesleistung eine Verwarnung an die Schwörenden seitens eines Geistlichen gerichtet werde, so schwer durchführbar dürfte dieser Antrag sein, wie ein Jurist aus der Menge der zu schwörenden Eide darlegte. Eben dieses Mitglied hob auch die Zweckmäßigkeit hervor, daß bei Schwurgerichten durch einen Geistlichen an alle Zeugen eine Eidesvermahnung gerichtet werde. Dieses wird von der Synode anerkant und spricht dieselbe dem Oberkirchenrath das Vertrauen aus, daß derselbe die Wichtigkeit dieser Sache auch bei der etwa geschehenden Revision der Gesetzgebung nicht außer Acht lassen werde. Schon die 9. u. 10. Prov.-Synode hatte sich in eingehendster Weise mit der Eidesfrage beschäftigt, besonders veranlaßt durch das damalige Mitglied und den Referenten in dieser Sache Dr. Elvers.

Eine der eingehendsten Verhandlungen war diejenige über innere und äußere Mission, vielleicht auch die fruchtbarste unter allen. Dies war eine grüne Aue im Verhältnis zu der öden Haide der Verfassungsverhandlungen. Gewiß ist, daß der Bau von Holz, Heu und Stoppeln (1 Cor. 3, 12.) vielfach auch in der inneren Mission getrieben wird. Die Gefahr liegt z. B. nahe, daß man bei verwahrlosten Kindern oder bei Gefangenen schon zufrieden ist, wenn dieselben nur erst sich wieder ehrbar und rechtschaffen zeigen, was doch noch lange nicht das Reich Gottes in uns ist. Auch das ist wahr, daß die Werkthätigkeit der inneren Mission dem verborgenen Leben in Gott Eintracht thun kann, wie Martha, die vor Maria Geschäftige, diese angreift und von dem Herrn getadelt sehen möchte. Sinnig und innig wie Maria, und aus dem Schatz der Liebe gotteseifrig — das dürfte das rechte Vorbild der inneren Mission sein und besonders insofern Deutsche, dieses von Hause aus sinnige Volk, sich der inneren Mission befleißigen. Vor Allem ist das wahr, daß vor Leuten, welche Gottes Wahrheit gelten lassen, das allein als wirkliche Hilfe gelten kann, wenn Jesus der Sohn des lebendigen Gottes ein Menschenherz mit der Gnade und Wahrheit Gottes erneuert. Das muß und kann allein das rechte Ziel der christlichen inneren Mission sein, die sich bescheiden muß, dem Herrn ihre Kleider unterzubreiten und dessen Einzug zu befördern. Alle diese Einwände zugegeben, alle nötigen, um der Ehre und Wahrheit Gottes willen nötigen Bedingungen anerkant, so bleibt die Thatsache stehen: es muß Etwas geschehen; besonders in heutiger Zeit würde die Geschichte vom barmherzigen Samariter Jeden strafen, der den unter die Mörder Gefallenen liegen lassen will. Irgend ein Gebiet der inneren Mission wird sich jedem geöffneten Auge und warmen Herzen in der Nähe aufthun, ein Gebiet, wo der Treue im Kleinen, die Niemand sieht als nur Gott, die auch Niemand beschreibt und zum Vortrage bringt, aber die Engel im Himmel freuen sich darüber, ein weiter und

reicher Spielraum gelassen ist. Welch ein weichtschichtiges Feld, wenn man nur die lange Rubrik ansieht, nach welcher auf der Synode verhandelt wurde, nämlich Heiden-Mission, Juden-Mission, innere Mission und nun die vielen Zweige der lezteren: Diakonen-Anstalt zu Duisburg, Pastoral-Hilfsgesellschaft, die Blödsinnigen-Anstalt zu Gladbach, die in Aussicht genommene Anstalt für Epileptische, Rettungshäuser, Gefängniswesen, Jünglings-Vereine, Volksschriften, Gustav-Adolfs-Vereine. Berichterstatter beschränkt sich darauf, aus den Verhandlungen das Wichtigste mitzuteilen. Die Synode empfahl es als zweckmäßig, an allen Abendmalssontagen für die Heidenmission zu sammeln. Unseres Wissens hat dieser jezt schon mehr verbreitete Brauch seinen Ursprung in Hermansburg. Ebenso empfiehlt die Synode den Epiphaniassontag oder den folgenden Sontag als kirchlichen Missionstag zu feiern. Im Ganzen sei in Betreff der äußeren Mission einer Aeußerung des seligen Wallmann, in welchem eine gute, herzhafte pietistische Ader war, gedacht, daß die Heidenmission, in unsrer Kirche ein Kind des erwachten Lebens, oft dadurch ihre Wärme und Lebensfrische verloren habe, daß man sie in den Schoß der ganzen Gemeinde habe legen wollen. Einige Fromme, die der Herr Seine Liebe sehen läßt, um in dem Ausdruck Herrnschmidts zu reden, ziehen am besten und eigentlich den Missionswagen.

Eine Schrift: Hat die alte Kirche in Schlesien auch innere Mission getrieben und in welchem Umfange ist dieses geschehen? von einem schlesischen Pastor Bretschneider rief in der Commission und demnächst auch in dem Plenum den Wunsch hervor, es möchte eine ähnliche Schrift auch für Westfalen geschrieben werden. Die Pastoral-Hilfsgesellschaft hatte einen interessanten Bericht eingesandt, durch dessen Verlesung die segensreiche Thätigkeit derselben ans Licht tritt.

Die Blödsinnigen-Anstalt Hephata zu Gladbach wurde der Synode ans Herz gelegt durch den Inspector derselben Barthold. Diese Anstalt, unter besondrer Hilfe des Johanniterordens in der Rheinprovinz ins Leben gerufen, deren Gebäude allein 60,000 Thlr. gekostet haben, hat bereits 130 Kinder aufgenommen. Grundsatz ist, nur solche Kinder aufzunehmen, bei welchen die Aussicht auf Erfolg Statt hat. Mit dieser Anstalt hängt eine Aufgabe zusammen, für Epileptische ein Haus zu gründen. Es waltet die Absicht ob, in der Grafschaft Ravensberg diese Anstalt ins Leben zu rufen. Wie der Inspector von Hephata so waren auch aus der Diakonen-Anstalt zu Duisburg der Inspector Engelbert und von Kaiserswerth der Nachfolger und Schwiegersohn des sel. Fliedner erschienen, um auch diese Anstalten der Synode von Neuem zu empfehlen. Duisburg und Kaiserswerth verlangen besonders die nötigen zu Diakonen und Diakonissen tauglichen Personen. Beide Anstalten haben in dem lezten Kriege reichliche Dienste in offenem Felde und Lazarethen geleistet. Als Zeichen des Umfanges der Kaiserswerther Anstalt mögen folgende Zahlen gelten: auf 150 Arbeitsfelder sind Diakonissen abgegeben, 17,300 Kranke sind 1864 in 52 Krankenhäusern gepflegt, in Jerusalm allein in drei Jahren 760 Muhamedaner; im Ganzen zählt die Anstalt 1,600 Schwestern, in den lezten drei Jahren hat sie 183,000 Thlr. Einnahme gehabt und 188,000 Thlr. Ausgabe.

Das Gefängniswesen führte eine lange lehrreiche Verhandlung herbei, besonders die wichtige Frage der Fürsorge für die entlassenen Gefangenen. Es ist meist eine schwirige Aufgabe, denselben eine angemessene Arbeit zu verschaffen. Die Synode stellte eine Bitte an den Minister des Innern, daß da, wo von einzelnen Personen den Behörden Garantie geboten werde, die oft lästige polizeiliche Aufsicht über die Gefangenen entweder ganz wegfalle oder doch ermäßigt werde. Der Generalsup. sprach es als seinen besonderen Wunsch aus, es möchte irgendwo in der Provinz ein Asyl für entlassene Gefangene gegründet werden.

Die Jünglingsvereinssache mit Hinweis auf deren besondere Bedeutung in großen Städten, ebenso die Wichtigkeit der Volksschriften, besonders der Kalender, wurden von der Synode mit lebhaftem Interesse verhandelt.

Zum Schlusse der ganzen Verhandlung über die innere und äußere Mission, die in dieser Sitzung so eingehend gewesen ist, wie vorher noch nie, ergriff der Generalsup. das Wort und wies noch einmal darauf hin, daß es in unserer Zeit für die Kirche geboten sei, diese Liebesarbeit zu pflegen. Wie könne bei den tiefen klaffenden Wunden des Volkes daran noch ein Zweifel obwalten! Die Bedeutung der Sache müsse den Gemeinden immer näher treten und es sei besonders die Fürbitte im Kämmerlein, die auch hier nicht fehlen dürfe. Bei dieser Gelegenheit sprach der Generalsup. sich dahin aus, daß es so übel sei, daß unsere Gemeinden fast nur des Sontags sich in der Kirche versammeln. Es müsse dahin kommen, daß jeden Morgen eine kurze Morgenandacht in den Kirchen gehalten werde; fänden sich auch zuerst wenig Erwachsene dazu, so könne man ja mit der Schuljugend den Anfang machen.

Wir knüpfen an die innere Mission noch einige, hierher gehörende und auf der Synode zur Verhandlung gekommene Gegenstände an, zuerst:

Die Sontagsfrage. Diese Frage wird in ihrer außerordentlichen Wichtigkeit heutzutage wol zu wenig erkant. Es wäre wol der Mühe wert, wenn alle Christen im Lande sich vereinigten, um den Sabbat wieder zu gewinnen. Der hocherleuchtete Joh. Arndt sagt: „Den Sabbat oder Sontag hat Gott allein zu Seinem Dienst abgesondert, geheiligt und gesegnet. Wer nun diesen ganzen Tag nicht mit heiligen Werken und Uebungen zubringt, der thut wissentlich und vorsätzlich Sünde wider seines Gottes Gebot. Die Ursach so großer Blindheit und Gottlosigkeit bei den sog. Christen ist diese: daß unter etlichen tausend Geistlichen und Weltlichen, Gelehrten und Ungelehrten gar wenige ihre Sabbate halten. Was wäre damit schon für ein Gewinn erreicht, wenn dem Sabbat nur die äußere Ruhe und Stille

erst wiedergegeben wäre. Das wäre und ist freilich ja nur eine Aeußerlichkeit — aber das Himmelreich erfordert als eine zarte Pflanze Stille, um wachsen zu können, und eben die Sontagsstille ist die notwendige Bedingung, um die Predigt und Gottes Wort heilig halten und dasselbe gern hören und lernen zu können. Deshalb muß man sich wundern, daß nicht viele, ja alle Pastoralconferenzen sich aufmachen, um durch Zeugnis und Bitten bei Gott und bei Menschen den Sabbat zu retten. Das um so mehr, als ja unsere Zeit durch die Eisenbahnen und großen Etablissements den Sontag immer mehr verzehrt. Gegen das aus der Entheiligung des Sabbats entstehende Unheil dürfte das große von dem Brantwein herrührende Verderben kaum in Anschlag kommen. Mit Recht hob deshalb der Präses in seinem Berichte hervor, daß die Kirche ihrerseits bei der gegenwärtigen socialen Gährung im Arbeiterstande nicht lässig zusehen dürfe, sondern dahin trachten müsse, den Arbeitern einen freien Sontag zu schaffen. Von einer Kreissynode lag auch der Antrag vor, daß die Prov.-Synode die hohe Staatsregierung bitten möge, bei der jezt von ihr beabsichtigten Reform der Arbeiter-Gesetze dem Arbeiterstande vor Allem als das wichtigste in Gottes heiligen Willen begründete Recht, das Recht auf den arbeitsfreien Sonn- und Feiertag wiederzugeben. Wenn von einem Mitgliede über eine Eisenbahn-Direction gesagt wurde, daß dieselbe ihrem Personale einen Sontag um den andern frei gebe, wenn ferner bemerkt wurde, daß die großen Fabriken, mit Ausnahme der Glashütten, welche die Arbeiten nicht einstellen könten, den Sontag frei gäben, so läßt sich Vieles dagegen erinnern und wurde auch Widerspruch eingelegt. Denn einmal ist es eben nicht genug, einen Sontag um den andern Freiheit zur Sabbatsfeier zu haben, das dritte Gebot fordert kategorisch, den Feiertag zu heiligen. Sodann wurde aus einer andern märkischen Synode bemerkt, daß auf einer Kohlengrube ununterbrochen gearbeitet sei, in welchem besonderen Falle die Behörde Abhülfe geschaffen hat. Dem Berichterstatter ist von einem größeren Bahnhofe bekant, daß jeder Arbeiter, der wegen des dritten Gebotes am Sontage nicht arbeiten will, eben aus diesem Grunde entlassen wird. Und was die großen Etablissements angeht, Glashütten, Pudlingswerke ꝛc., die angeblich ihre Arbeit nicht einstellen können, woher haben diese die Macht, den Feiertag zu entheiligen? Sollte das eine so große Gefahr sein, wenn die reichen Besitzer einige tausend Thaler weniger verdienen? Schließlich — es bedarf dessen, daß die Kirche diese tiefen Wunden — o wie tief, man denke nur an die vielen, den Sontag entheiligenden Schützen-, Turner- ꝛc. Feste und sehe sich den Sontag einmal in der Nähe an in den besonders industriellen Gegenden auch unserer Provinz, die leeren Kirchen und die vollen Bahnhöfe und Wirtshäuser — lebhaft empfinde als einen Ader und Gelenke zertrennenden Schnitt. Die Synode genehmigte den obenerwähnten, von einer Kreissynode gestellten Antrag. Wir meinen, es ist dies ein geringer Anfang zu dem, was die Kirche fordern muß, der Staat geben kann, ja mit Freuden in seinem eigenen Interesse geben sollte. Denn sonst, wo der Sauerteig der göttlichen Wahrheit nicht mehr das Volk durchdringen kann, sind wir der Fäulnis nahe und keine Locomotiven und hohe Schornsteine und kein Fortschritt hinderts.

An die innere Mission ferner anschließend berichten wir die von einer Kreissynode gemachte Anforderung, dahin zu wirken, es möchte bei den Aushebungen zum Soldatenstande die nötige Rücksicht auf das Schamgefühl der jungen Leute nicht außer Acht gelassen werden. Aus dem Schoße der Synode wurde durch Thatsachen erwiesen, daß diese Forderung nicht ohne Veranlassung gestellt sei. Der Generalsup. übernahm es, mit dem Generalcommando in Münster hierüber zu verhandeln.

Eine lebhafte Verhandlung erregte der von zwei Synoden gestellte Antrag auf Beschränkung der Collecten, sowol der Kirchen- als Hauscollecten. Namentlich wurde die zweimalige Abhaltung der Collecte für dürftige Studirende in Bonn gerügt, sowie die Collecte für die alten Krieger, für welche der Staat hinlänglich sorge, als überflüssig bezeichnet. Bei Vielen sei eine Verstimmung über die ununterbrochenen Collecten. Es wurde andererseits mit Recht darauf hingewiesen, daß es sich hier ja um Freiwilligkeit handle, und die Commission für innere und äußere Mission hat den Antrag auf Collecten-Verminderung wenig geachtet, indem sie noch neue beantragt hat, die demnächst auch im Plenum bewilligt sind. Auf Vorschlag der Collecten-Commission soll die Invaliden-Collecte nicht mehr stattfinden. Der Einwurf eines Mitgliedes, ob man ein Recht habe, bei öffentlichem Gottesdienste für die Heidenmission zu collectiren, war unerwartet. Mit Schweigen über dieses Recht ließ es die Synode bei dem Rechten bleiben.

Die liturgische Commission kam erst am Schluß der Diät zum Vortrage. Laut Beschluß der Diät von 1862 sind liturgische, von der Commission bearbeitete Formulare gedruckt. Es sind dies Formulare zur Taufe, zur Bestätigung der Nottaufe, bei Danksagung der Wöchnerinnen, Confirmations- und Begräbnisformulare und endlich eine Auswahl von Perikopen für die im alten Kirchenjahre nicht enthaltenen Festtage. Auf der diesjährigen Synode wurden angenommen und sollen dem Oberkirchenrath zur Ergänzung der Landesagende übergeben resp. auf Antrag der Presbyterien gestattet werden: 1. das Taufformular der Lüneburger Agende von 1643 mit einigen Erweiterungen; 2. das Formular zur Bestätigung der Nottaufe aus Luthers Taufbüchlein; 3. das Formular bei Danksagung der Wöchnerinnen, Lüneburger Agende 1643; 4. zwei Confirma-

tionsformulare; 5. vollständige Begräbnisformulare mit Gebeten und Responsorien aus alten Agenden; 6. Zusammenstellung von Perikopen für die neueren Feste; 7. Formular zur Einführung der Presbyter; 8. Formulare zur Bekantmachung des Austritts aus der Landeskirche und aus der christlichen Kirche. Eine Anzahl anderer Formulare, worunter das Pfälzer Taufformular, wurden vorab den Kreissynoden zur Prüfung überwiesen. Im Allgemeinen muß lobend anerkant werden, daß in dieser Beziehung eine gewisse Gerechtigkeit und Duldsamkeit das Princip der Synode geworden ist.

Von Wichtigkeit ist auch ein von der Synode angenommenes Formular für die Proclamation gemischter Brautpaare, wo der evangelische Teil dem katholischen Geistlichen das Versprechen katholischer Kindererziehung gegeben hat. Nachdem das betreffende Paar zulezt von allen proclamirt ist, heißt es: „In Betreff des leztgenanten Brautpaares ist der Gemeinde anzuzeigen, daß sich der evangelische Bräutigam (Braut) hat verleiten lassen, dem katholischen Geistlichen das Versprechen katholischer Kindererziehung zu geben. Wir bitten Gott, daß er denselben (dieselbe) über diesen Irrtum erleuchte, uns aber in der Treue gegen die evangelische Kirche erhalte." Die beiden anwesenden Juristen erklärten, daß nach ihrem Urteile die Gerichte bei etwaiger Klage gegen den dieses Formular anwendenden Geistlichen nicht auf eine Injurie erkennen können.

In der Schlußsitzung wurde die Lehrernot mit Teilnahme berathen. Ueberhaupt kann der Prov.-Synode das Zeugnis gegeben werden, daß sie die Schule und das Lehreramt nicht als etwas Fremdes behandelt, sondern als etwas, das Bein von ihrem Bein ist, weshalb auch die von einer Seite beantragte besondere Vertretung der Schule auf der Synode aus dem Grunde abgelehnt wurde, weil eine Vertretung des Lehrerstandes in dieser Form nicht wol statthaft sei und der Sache nach die Schule von der Synode vertreten und gepflegt werde. Zudem sind die Lehrer wählbar für die Presbyterien und Synoden. Indem die Synode die gedrückte Lage vieler gering besoldeter Lehrer sehr beklagt, empfiehlt sie den Staats- und Communalbehörden dringend, diese Lage durch möglichst bald bewerkstelligte Erhöhung der Gehälter zu mildern. Sodann bittet Pr.-Synode den Herrn Minister der geistl. Angelegenheiten 1. die Zahl der Lehrstunden festzustellen, 2. Fürsorge zu treffen, daß jedem Lehrer das bei Uebernahme der Stelle verheißene Gehalt ungeschmälert erhalten bleibe, 3. das Gehalt der pensionirten Lehrer von dem Dritteil auf die Hälfte ihres Diensteinkommens zu erhöhen, und endlich 4. einen möglichst hohen Zuschuß für die nächste Zeit zu den Lehrerwitwenkassen zu gewähren, damit die so sehr geringe Witwenpension erhöht werden könne.

Eine liebliche Erquickung nach Ps. 23 und 84 boten nach den Arbeiten und Zerstreuungen des Tages die schönen Abendgottesdienste, welche wöchentlich zweimal in den herlichen Kirchen von Soest gehalten wurden. Dieselben erfreuten sich eines immer zahlreicheren Besuches. Vielfach wurde bedauert, daß am Sontage keine Abendgottesdienste stattfanden. Nur in einer unter der vielen Kirchen wird Sontagnachmittag Gottesdienst gehalten, aber in keiner des Abends. Mehrfach geht der Wunsch dahin, es möchte mit dem von dem Generalsup. ausgesprochenen Verlangen von der Prov.-Synode selbst der Anfang gemacht werden, daß nämlich jeden Morgen vor Beginn der Tagesarbeit in den Sitzungen ein kurzer Gottesdienst in der Kirche gehalten würde. Das machte gewiß die Synode noch mehr zur Synode.

Wir schließen den Bericht mit dem unbeweglichen göttlichen Dennoch in Ps. 46: dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind, und mit dem betenden Aufblick zu Gott um das Wol, das denen verheißen ist, welche die Kirche — die arme und doch reiche, die im Staube liegende und doch weit überwindende Kirche — lieben. Wünschet Jerusalem Glück! Es müsse wolgehen denen, die dich lieben. Ps. 122.

M. Sch.

Paramentik in der evangelischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Beachten Sie, was den Altar anlangt, zuerst wol den Unterschied zwischen den leinenen Altartüchern und den aus anderm Stoff gefertigten farbigen Altarkleidern: die ersteren sind ein notwendiges Stück, um den Altar als Abendmalstisch zu bezeichnen und zu bereiten, und es ist geradezu eine Unziemlichkeit, wo sie in einer Kirche ganz fehlen; die lezteren dagegen sind ein mehr zufälliger, aber passender und bei dem Wechsel der liturgischen Farben höchst sinnvoller Schmuck, der freilich bei einem an sich schon reich geschmückten Altar entbehrlich wird oder auf ein geringes Maß reducirt werden kann.

Zu den Altartüchern gehören außer der unmittelbar auf der Platte zum Schutze der feinern Ueberdecken aufliegenden Decke von ungebleichtem, stärkerem Leinen eine große, die ganze Altarplatte überdeckende und an drei Seiten noch einige Zoll überhängende von reinem, weißem, mittelfeinem Leinen. Diese bleibt am besten immer aufliegen, um den Altar als Abendmalstisch zu kennzeichnen; da sie sich aber, auch bei fleißiger Erneuerung, doch nicht so frisch erhält, wie dies die Würde der Sacramentsfeier verlangt, so wird bei dieser selbst ein zweites, ganz feines leinenes Tuch übergebreitet, welches nur so groß zu sein braucht, daß das heilige Geräth darauf hinlänglichen Raum hat. Man nennt dieses Leintuch in der kath. Kirche Corporale, was wir etwa mit Leibtuch übersetzen könten, indem man dabei an das leinene Tuch denkt, in welches der Leib des Herrn geschlagen wurde, und wir dürfen uns ja wol diesen Namen aneignen. Statt eines größern Tuches kann man auch auf der Brot- und auf der Kelchseite zwei kleinere Tücher, in der Größe von Servietten, wie sie sehr schön in Damast gewebt hier vorliegen, ausbreiten, und die Patene auf der einen, den Kelch auf

der andern Seite aufstellen. Zum Bedecken von Kelch und Patenen sind auch bei uns allenthalben kleine viereckige Deckel, Pallen genant, bräuchlich, die aber auch von Leinen sein sollten, um fleißig gewaschen werden zu können. Endlich gehört noch hierher das an manchen Orten gebäuchliche größere Tuch, mit welchem das Sacramentsgeräth vor dem Beginn der Feier verhüllt ist, das Vetum, wie man es nennt. Der Brauch ist gewiß nur angemessen zu nennen, doch ist er eben nicht ein allgemeiner, und es möchte auch bei großen Communionen in großen Gemeinden Schwirigkeit haben, das gesamte Geräth zu überdecken.

Das Altarkleid, welches man wol auch Antependium nennt, obwol dieses Wort eigentlich eine teils weitere, teils engere Bedeutung hat, richtet sich nach der Beschaffenheit des Altars. Ist dieser an sich ganz ungeschmückt, so gibt man ihm ein vollständiges Behänge bis zur Erde herab, glatt oder faltig. Ist er von gutem Material und schöner Arbeit, so läßt man das Behänge blos handbreit unter dem weißen Altartuch herabhängen, oder zwar länger, aber blos an den Seiten, oder man legt in der Mitte des Altars einen langen, aber schmalen Antependienstreifen auf, der auf der Platte über dem weißen Altartuche liegt und da als Unterlage für Bibel und Agende dient, während er nach vorn mit christlichen Emblemen oder Sprüchen geschmückt der Vorderseite eine nach den kirchlichen Zeiten wechselnde Zierde gewährt.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Mecklenburg-Schwerin.

Die Conferenz zu Wismar.

(Schluß.)

Eine lebhaftere Verhandlung rief der Vortrag des P. Kliefoth-Volkenshagen hervor „über Verbreitung guter Volksschriften und Bilder." Hat man das „Tractatenwesen", das ja nach seinem englischen Muster seine sehr schwachen Seiten haben mag, bisher hier großenteils mit sehr mistrauischen Augen angesehen, so erhoben sich doch viele Stimmen für das Bedürfnis einer ähnlichen Lectüre, einzelne rühmten auch die Erfolge, welche sie von den Anfängen einer Verbreitung solcher Schriften gesehen hatten, wenn auch alle nicht so glänzend wie in dem Städtchen Tessin, wo die Einrichtung einer christlichen Volksbibliothek eine dortige Leihbibliothek von Räuber- und Ritterromanen zum Bankerutt gebracht haben soll. Um eine gute Auswahl zu treffen, wurde ein Ausschuß ernant, welcher zugleich mit Vorschlägen über die Wahl und Anstellung eines Colporteurs vorgehen und so nach allen Seiten die für unsre Zeit so wichtige Sache fördern soll.

In Sachen des „Gotteskastens" kürzte P. Chrestin-Bützow seinen Bericht so weit ab, daß er nur auf die geistlichen Notstände in Nordamerika unter den ausgewanderten Deutschen hinwies, zu denen

ja Mecklenburg ein verhältnismäßig großes Contingent stellt und deren zum Teil sehr traurige kirchliche Lage durch Vorlesung eines Briefes von dort lebendig vor Augen geführt wurde. Dort ist wirklich die „Ernte sehr groß" und der Arbeiter sehr wenige!

Schließlich nahm O.-C.-R. Dr. Kliefoth noch Gelegenheit, ein Verständnis solcher liturgischen Gottesdienste zu geben, wie sie an beiden Tagen mit Hülfe des Schloßchors gehalten wurden. In lichtvollster Weise entwarf er ein Bild von der nach lutherisch-kirchlichen Grundsätzen richtigen Abfolge solcher Vespern und Metten. Die Ausführung derselben befriedigte indessen nach manchen gehörten Aeußerungen weniger, da bei den langen Psalmgesängen des Chores ohne hinreichende Mitthätigkeit der Gemeinde dieselben etwas Ermüdendes namentlich für nichtmusikalische Zuhörer hatten. So wünschenswert es ist, den meist so sehr vernachlässigten musikalischen Teil der Gottesdienste zu heben und dem „Schönen" der Gottesdienste gerecht zu werden, dürfen wir doch nicht vergessen, daß dafür erst die rechten Gemeinden geschaffen werden müssen und einstweilen die Erweckung durch die Predigt des Wortes die Hauptsache bleibt.

Am folgenden Tage begann um 9 Uhr die Pastoralconferenz, zu der nur den Geistlichen der Zutritt gestattet ist. Zum ersten Gegenstande der Besprechung hatte man Thesen über die kirchliche Selsorge von P. Flörcke gewählt. Wie vor zwei Jahren die Thesen desselben Thesenstellers „über Sontagsheiligung" so erschienen auch diese der Versamlung wieder so schwirig und misverständlich gefaßt, daß die Ermahnung des alten würdigen Zeugen Christi hier im Lande Pr. Salfeld als eines gesegneten praktischen Selsorgers wol dem Gefühle der ganzen Versamlung entsprach: sich einfältiger und allgemeinverständlicher auszudrücken. Uebrigens bot die längere Discussion des Belehrenden und Aufklärenden mancherlei, was dem Einzelnen gewiß zu fruchtbringender Anregung gedient hat.

Allgemeineren Beifalls und freudigerer Zustimmung erfreuten sich die allerdings auch durch ihre Einfachheit und Klarheit auszeichneten: Thesen über die Aufgabe der Predigt in der Gegenwart, insonderheit nach der apologetischen Seite hin von Präp. Scheven-Kloster Malchow.

1. Die Aufgabe der Predigt ist zu aller Zeit nur eine: durchs Evangelium Christum in die Herzen zu pflanzen, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung (1 Cor. 1, 30.)
2. Das natürliche Menschenherz ist zu aller Zeit ein fleischliches Herz, ebensosehr dem Evangelium zuwider, als des Evangeliums bedürftig.
3. In den verschiedenen Zeiten sind es verschiedene Grundschäden, in denen das ungöttliche Wesen sich ausprägt. Darum muß eine Zeit anders angefaßt werden als die andre, aber für alle Zeit gibt es nur ein Heil. Die Predigt soll wol nach der Zeit sich richten, aber nur damit sie die Zeit nach dem Evangelium richte.
4. Irdisch gesint sein (Phil. 3, 19) ist der Grundzug der Gegenwart. Die moderne Cultur geht mit religiöser Indifferenz, Glaubenslosigkeit und Zuchtlosigkeit Hand in Hand; sie hat Grund und Ziel ihrer Fragen und Bestrebungen nicht in Christo sondern außer Christo, in dem allein Heil ist. Der Culturfortschritt kann das geistliche Elend des natürlichen Menschen kaum verhüllen, keinenfalls heilen.

5. Die Predigt der Gegenwart soll nicht das Evangelium mit dem Culturleben vermitteln, sondern das Evangelium als den einen Sauerteig, der allein vor Fäulniß bewahrt, in dasselbe hineintragen, sie soll durch das Evangelium die Nichtigkeit des natürlichen Lebens und Strebens bloslegen und den Hunger nach dem Evangelium in den Herzen wecken, sie soll den Widerspruch der natürlichen Vernunft gegen das Evangelium entkräften, indem sie das Evangelium bekräftigt und als eine Kraft Gottes zum Seligwerden erweiset.
6. Eine speciell apologetische Tendenz hat die Predigt überall nicht zu verfolgen, auch nicht die Predigt der Gegenwart, sie soll mehr behaupten, als beweisen, sie soll zeugen und durch das Zeugnis überzeugen. Die Predigt erfüllt ihre Aufgabe, Christum in die Herzen zu pflanzen, indem sie aus der Fülle des Evangeliums heraus Christum vor die Augen malt. „Komm und siehe!" ist die rechte Apologie des Evangeliums, deren die Predigt bedarf.

In Vergleich zu der früheren Zeit ist das Evangelium in den letzten Decennien innerhalb der evangelischen Kirche von einer verhältnismäßig großen Anzahl von Predigern wieder schriftmäßig verkündigt. Wenn trotzdem die kirchlichen und sittlichen Zustände in den evangelischen Ländern zur Zeit noch mit geringen Ausnahmen eine wenig erfreuliche Besserung erfahren haben, so drängt sich die Frage auf: woher das? Man hat die Predigt darauf angesehen, namentlich nach der formellen Seite, nach der Seite der „Popularität", ob sie den Anforderungen der Zeit und dem Maaße der geistigen Bildung resp. geistlichen Verkommenheit des Volkes entspreche. So ist die Frage auch in d. Bl. besprochen. Auf einer Diöcesanconferenz in Güstrow bildete sie im vorigen Jahre den wichtigsten Gegenstand der Verhandlung und wurde von dem Ref. P. Schmalz namentlich mit Berücksichtigung der persönlichen Herzensstellung des Predigers gründlich und anfaßlich behandelt. In den obigen Thesen sollte die Wirkung der Predigt nach ihrer apologetischen Seite besprochen werden. Das sie eine solche haben dürfe, ja müsse, wurde von keiner Seite in völliger Uebereinstimmung mit den Thesen in Frage gestellt. Nur das wurde mit No. 6 bestritten, daß die Predigt eine apologetische Tendenz haben, daß die Vertheidigung der christlichen Wahrheiten und Heilsthatsachen ihren Leugnern gegenüber eine besondere Aufgabe der Predigt sein dürfe, obgleich sich einzelne Stimmen dafür erhoben, daß eine solche in der gegenwärtigen Zeit notwendig sei wegen der offenen Bestreitung und Leugnung aus der Mitte der Gemeinden heraus. Es wurde geltend gemacht, daß die rechte Ueberwindungskraft der Predigt immer in dem positiven Zeugnisse liege, daß nach göttlicher Ordnung und Verheißung das Zeugnis des gläubigen Predigers aus dem Worte Glauben erzeuge. Es wurden geschichtliche Nachweise gegeben, daß jedesmal wo die Apologetik nicht blos im Vorhofe, sondern auch im Allerheiligsten sich breit gemacht habe, die Kirche im Verfall gewesen sei. Die rechte Stelle für die Apologie ist nicht die Kanzel, sondern die Presse. Auf dieses Feld, das zu unsrer Zeit in hervorragender Weise ein geistiger Kampfplatz geworden ist, begab sich schon die älteste Kirche, um die Angriffe der heidnischen Philosophie auf die christliche Wahrheit zurückzuweisen.

Als dritten Gegenstand der Verhandlungen hatte das Directorium der Conferenz unter den eingegangenen Thesen die vom Sup. Polstorff-Güstrow ausgewählt über die Frage: „Wie hat der Pastor sich politischen Fragen gegenüber und zu denselben zu stellen? Im Verlaufe der Discussion wurden mit Rücksicht auf die am Schluß der Thesen ausgesprochene „Mahnung zur Vorsicht" aus den Erfahrungen der Jahre 48 und 49 Mitteilungen gemacht, wie einzelne Geistliche sich durch ihre damalige Beteiligung an constitutionellen Vereinen in einer bei der Ausrichtung ihres Amtes ihnen selbst fühlbar gewordenen Weise geschadet hätten. Das ist unleugbar und nicht blos hier, sondern auch in andern Ländern geschehen. Allein sie haben namentlich in Preußen auch die gegenteiligen Erfahrungen gemacht, wo die Pastoren sich freilich nicht auf „constitutionellen" sondern auf den entschieden christlichen Boden gestellt haben, nicht den „religionslosen" Staat anerkennen, sondern ihn bekämpfen. Wenn die Geistlichen wie z. Th. in Pommern, in Sachsen, im Ravensbergischen — wo Schreiber dieses Gelegenheit hatte, einer großen politischen Versamlung unter den Eichen eines westfälischen Bauerhofes beizuwohnen — diese Versamlungen leiten oder wenigstens mit Gesang und Gebet einleiten, ihren Ansprachen ein Wort Gottes zu Grunde legen, die speciell politischen Fragen den Laien überlassen, sich selbst von allen Persönlichkeiten fern halten, so wird ihre amtliche Stellung dadurch nicht gelockert sondern nur gefestigt. Streiten sie auch auf diesem Felde wirklich unter dem Panier des Kreuzes um die heiligsten Güter des Volkes, der Gemeinde, der Kirche, sind sie sich bewußt und bringen sie zum Bewußtsein, daß der Kampf auf dem politischen Gebiete im Grunde kein andrer ist als der auf dem kirchlichen, so wird die Feindschaft gegen sie in der Gemeinde vielleicht eine größere, aber keine andre als sonst von Seiten der Feinde des Evangeliums, dagegen wird ihr amtliches Ansehn als treuer und eifriger Streiter und Bekenner bei den übrigen Gemeindegliedern nur steigen. Dahin zielte auch wol der richtige Ausdruck P. Staak's-Mühleneixen „der Pastor soll nie den schwarzen Rock ausziehen, wenn er auch nicht immer den Chorrock anhat."

Hätten wir auch gewünscht, daß namentlich statt der letzteren mehr naheliegende practische Thesen wie von P. Bauer über „Meineidsverwarnungen" und die von P. Wilbrandt über die „Aufgabe der Pastoren gegenüber den kirchlichen Sitten und Unsitten" zur Besprechung gekommen wären, so boten doch die gepflogenen Verhandlungen des Lehrreichen und Anregenden so viel, daß die Teilnehmer davon gewiß nicht ohne Segen zu ihrem Amt und ihrer Arbeit zurückgekehrt sein werden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 22. November. № 93.

Die Geltung Christi in Schleiermachers Theologie.

I.

Wenn es als ein besonderes Verdienst Schleiermachers hervorgehoben wird, daß er, im Gegensatze zum Rationalismus, die Person Christi als des Erlösers in den Mittelpunkt der gesamten Theologie gestellt und alles christliche Denken und Leben auf sie bezogen habe, so ist es freilich seltsam genug, diesem Gedanken ein besonderes Verdienst zuzuschreiben, da er sich für jeden gläubigen Christen ganz von selbst versteht und allezeit verstanden hat; — und daß man die Betonung dieses Gedankens eine besondere Errungenschaft nennen konte, beweist eben nur, wie weit sich die Theologie des evangelischen Deutschlands eine Zeit lang von ihrer Wahrheit entfernt und ihrem Wesen entfremdet hatte; — aber es ist doch thatsächlich die Wärme, mit welcher Schleiermacher in einer geistig zerfahrenen Zeit auf diesen Mittelpunkt des christlichen Glaubens hingewiesen hat, für sehr Viele eine mächtige Anregung gewesen, dem in weiten Kreisen so verachteten Glauben ihr Auge und ihr Herz wieder zuzuwenden und in der Glaubenserkentnis weiterzuschreiten; und wenn nicht wenige von diesen Männern die Anregung des jugendlich suchenden Geistes mit wirklicher Begründung und Pflanzung verwechselten, und wenn sie, was sie durch eigne redliche Vertiefung in jenen Mittelpunkt und Grund des christlichen Heilslebens gefunden, in pietätsvoller Dankbarkeit auf jenen Geist, der sie wissenschaftlich zuerst anregte, als den Urheber übertragen und in Schleiermacher ohne weiteres eine „Säule des evangelischen Glaubens“ und einen Wiederhersteller einer gläubigen Theologie erblicken, so versagen wir der dieser Selbsttäuschung zugrundeliegenden dankbaren Gesinnung nicht unsere Achtung, werden uns aber dadurch nicht abhalten lassen, unbefangen die eigentliche Lage der Dinge zu prüfen und mit Abweisung aller umhüllenden Phrase der Wahrheit ruhig ins Angesicht zu schauen und sie einfach und ehrlich auszusprechen.

Die Erörterung der Frage, was Schleiermacher von Christo gedacht und gelehrt, ist eine in der Gegenwart von selbst sich aufdrängende, da einerseits die Kämpfe um die Lehre von der Person und dem Leben Christi die gegenwärtige theologische und nichttheologische Welt bewegen, und andererseits jezt endlich die bereits vor dreißig Jahren angekündigten, dann aber, augenscheinlich infolge des „Lebens Jesu“ von Strauß zurückgehaltenen Vorlesungen Schleiermachers über das „Leben Jesu“ erschienen sind.*) Wir wollen dieses mit gespannten Erwartungen aufgenommene Werk nicht für sich allein besprechen, da es eben nur im Zusammenhange mit der Gesamtauffassung Schleiermachers zu verstehen ist, und da grade über diese in weiten Kreisen noch weit auseinandergehende Ansichten, bestimt also auch noch viele und große Misverständnisse herschen.

Bekantlich gründet Schleiermacher seine Theologie weder auf die heilige Schrift, noch auf die speculirende Vernunft, sondern auf das unmittelbare fromme Gefühl, welches einen bestimten Inhalt hat. Dieser Inhalt ist dem Menschen nicht irgendwie durch sein eignes Zuthun gegeben; er findet es eben in sich vor; nur mit dem Bemerken, daß der christlich bestimte Inhalt des frommen Gefühls nicht schon in der unmittelbaren Natur des Menschen gegeben ist, sondern von Christo durch die Vermittelung der gläubigen Gemeinde herrührt; der in dieser Gemeinde lebende heilige Gemeingeist ist der Grund und der wirkende Factor, welcher dem einzelnen Menschen dieses fromme Gefühl gibt. Wer dieses christlich bestimte Gefühl nicht in sich hat, für den ist die ganze Glaubenslehre überhaupt nicht da, mit dem gibt es keine Verständigung. Die Glaubenslehre hat ihren Stoff also nicht erst irgendwie und irgendwo zu suchen, aus irgendwelchen Quellen, seien es auch die heiligen Schriften, zu erforschen, sondern den ihr von dem Bewußtsein der frommen Gemeinschaft unmittelbar gegebenen nur einfach auseinanderzulegen. Zu diesem Behuf muß sie vor Allem aus der Gesamtheit des möglichen dogmatischen Stoffes „alles Ketzerische ausscheiden und nur das Kirchliche zurückbehalten“ (Glaubensl. §. 21), was keine absonderlichen Schwirigkeiten macht, weil man es dabei nur mit längstüberwundenen Irrtümern zu thun hat, „denn neues Ketzerisches entsteht nicht mehr.“ Alle Sätze aber,

*) Herausgegeben von Rütenik, Berlin 1864. Das Werk ist allerdings in einer so jammervollen Weise herausgegeben, daß man den Bearbeiter in der That nicht begreift. Die gröbsten und handgreiflichsten Misverständnisse der Nachschreiber bis zum völligen Unsinn sind so zahlreich und die leichtfertige Behandlung der zerrissenen Darstellung so arg, daß die Lesung des Werkes, oft auf bloßes Rathen angewiesen, zu einer oft recht unerquicklichen Arbeit wird.

„welche auf einen Ort in einem Inbegriff evangelischer Lehre Anspruch machen, müssen sich bewähren teils durch Berufung auf evangelische Bekentnisschriften und in Ermangelung deren auf die neutestamentlichen Schriften, teils durch Darlegung ihrer Zusammengehörigkeit mit andern schon anerkanten Lehrsätzen" (§. 27). Wir wollen nicht fragen, ob es evangelisch ist, die heilige Schrift, so zu sagen, nur zum Notbehelf aufzuführen und hinter die Bekentnisschriften zu setzen, wollen nicht fragen, inwiefern bei Schleiermachers bekanter kritischen Auffassung der heil. Schrift derselben noch irgend eine beweisende Auctorität zukomt, und warum das Alte Testament ganz außer Betracht zu lassen sei, wollen nicht fragen, wie es mit den einander widersprechenden Bekentnissen der zwei reformatorischen Kirchen zu halten sei, da Schleiermacher bekantlich eine Dogmatik der Union geben will, — auch nicht fragen, ob bei solcher Berufung auf evangelische Bekentnisschriften, — wolzubeachten, nicht: „die ev. B.", — auch eine beliebige Auswahl und beliebige Fortlassung zulässig sei, — das aber ist doch unzweifelhaft, daß nicht das Gegenteil von dem, was in den beiderseitigen Bekentnisschriften und in der heil. Schrift gelehrt ist, aufgenommen werden kann, daß also auch als unantastbares Eigentum einer evangelischen Glaubenslehre gelten wird: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr u. s. w." Da in der gesamten christlichen Kirche, nicht blos in der evangelischen, Christus als der menschgewordene Gottessohn betrachtet wird, der vor seiner Menschwerdung beim Vater in Ewigkeit war, und von Gott zur Erlösung und Versöhnung der Welt in die Menschheit gesandt wurde, so müssen wir vor Allem fragen: was lehrt Schleiermacher von diesem Gott, von dem Christus ausging?

Ist es unzweifelhaft, daß Schleiermacher eine bedeutende Entwickelung nicht blos in seinem theologischen Denken, sondern auch in seinem Glauben durchgemacht hat, so ist es doch ebenso unzweifelhaft, daß er sich in seinen wesentlichen Grundgedanken bis zulezt treu geblieben ist; und seine „Reden über die Religion" sind zwar in den späteren Ausgaben vielfach vorsichtiger, unbestimter, zweideutiger, aber doch nicht umgewandelt; und da diese merkwürdige Schrift noch jezt von Vielen, selbst von Theologen, für eine glänzende Rechtfertigung der christlichen Religion gegen ihre ungläubigen Verächter gehalten wird, so werden diese am wenigsten etwas dagegen haben können, wenn wir auch diese Schrift mit in Betracht ziehen und wenigstens sie in Erinnerung behalten, wo Schleiermacher später einen etwas anders lautenden Ton anschlägt.

Die Religion ist nach den „Reden" die unmittelbare Wahrnehmung von dem allgemeinen Sein alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige; sie ist so ein Leben in der unendlichen Natur des Ganzen, im Einen und Allen, in Gott, und sieht Alles in Gott und Gott in Allem (S. 20, 2. Ausg.); sie ist das Gefühl von dem Universum. Einen andern Begriff von Gott, als daß er das Unendliche, das Eine und Ganze, das Universum als Einheit sei, im Unterschiede von dem Endlichen und Einzelnen, gibt Schleiermacher nicht. Es leuchtet wol ein, daß dies gar weit entfernt ist von dem christlichen Gedanken Gottes, daß ganz ebenso der radicale Pantheist sprechen kann, der das lebendige All als Gott und das Gottesbewußtsein des Menschen als die einzige Form des göttlichen Selbstbewußtseins betrachtet. Ueber den Sinn jener Erklärung können wir nicht im Unklaren bleiben, wenn wir bald darauf lesen, es werde die große Auferstehung gefeiert werden, „wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza", und: „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen, verstoßenen Spinoza! ihn durchdrang der hohe Weltgeist; das Unendliche war sein Anfang und Ende; das Universum seine einzige und ewige Liebe; in heiliger Unschuld und tiefer Demut spiegelte er sich in der ewigen Welt, und sah zu, wie auch er ihr liebenswürdigster Spiegel war; voller Religion war er und voll heiligen Geistes" (S. 68 f.). Nun, wir versagen dem jüdischen Philosophen als klarem Denker und redlichem, keine Winkelzüge machenden Manne unsere Achtung nicht, das aber wissen wir, daß er keinen andern Gott kannte als das Universum, kein anderes Selbstbewußtsein Gottes als das Bewußtsein des Menschen von Gott, daß er weder bei Gott noch bei dem Menschen eine Freiheit kannte, sondern nur unbedingte Notwendigkeit, daß er darum auch ausdrücklich alles Böse für bloßen Schein und für notwendig geordnet erklärte, und daher auch alle Zurechnung für das menschliche Thun abwies; und auch das scheint uns unzweifelhaft, daß der ehrliche Spinoza sich gar sehr gewundert haben würde, wenn man ihm gesagt hätte, daß seine Lehre im Grunde das reine und lautere Christentum sei, und daß man die christliche Religion gegen ihre Verächter am besten dadurch verteidige, daß man ihr den Pantheismus als ihr eigentliches Wesen unterschiebe. Bei Lichte betrachtet besteht die Verteidigung des Christentums gegen die Verächter desselben in den Reden Schleiermachers darin, daß diesen, den gottesleugnerischen Freigeistern, gesagt wird: Ihr haltet euch für Feinde des Christentums und wollt von dem christlichen Namen nichts wissen; aber seht euch nur die Sache recht genau an und macht nur recht Ernst mit eurer Vergötterung des Universums, so werdet ihr finden, daß ihr grade die rechten und wahren Christen seid, die andern aber, die noch an den persönlichen Gott glauben, der durch seinen Willen Himmel und Erde geschaffen, und an persönliche Unsterblichkeit glauben, werdet ihr als die geistesbeschränkten Verkehrer des Christentums erkennen.

Man kann nicht sagen, daß Schleiermacher in seinen Reden die rein pantheistische Weltanschauung Spinoza's abschwächt oder umhüllt, er spricht sie vielmehr nach allen ihren Folgerungen klar und bestimt aus und eignet sich dieselbe an, und — dies unterscheidet ihn von Spinoza — nennt diese Auffassung „Christentum". Die bestimte Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit

übergehen wir hier; hervorheben aber müssen wir, daß Schleiermacher ganz ebenso wie Spinoza alles scheinbar freie Thun als durch die absolute Notwendigkeit des Universums gesezt anerkennt. „Alles, was ist, ist für die Religion notwendig; und Alles, was sein kann, ist ihr ein wahres, unentbehrliches Bild des Unendlichen. ... Einem frommen Gemüte macht die Religion Alles heilig und wert, sogar die Unheiligkeit und Gemeinheit selbst, Alles was es faßt und nicht faßt, was in dem Systeme seiner eigenen Gedanken liegt und mit seiner eigentümlichen Handlungsweise übereinstimt oder nicht; sie ist die ursprüngliche und geschworene Feindin aller Pedanterie und aller Einseitigkeit" (S. 96). Was dem gewöhnlichen Menschen als Ausartung, als böse, als schuldvoll erscheint, das verschwindet für die höhere Betrachtung in der Harmonie des Ganzen; einzeln für sich darf nichts betrachtet und sittlich beurteilt werden. „Der Genius der Menschheit" bildet die einen zu dem erhabensten und treffendsten Abdruck des Schönsten und Göttlichsten, die andern zu grotesken Erzeugnissen der originellesten und flüchtigsten Laune eines Meisters; man darf nicht verachten, was die Hauptgruppen hebt und dem Ganzen Leben und Fülle gibt; die einzelnen himlischen Gestalten sollen dadurch verherlicht werden, daß tausend andere sich vor ihnen beugen. Die ewige Menschheit ist unermüdet geschäftig, sich selbst in dieser unendlichen Mannigfaltigkeit zu erschaffen, die bei weitem besser ist als die einförmige Wiederholung eines höchsten Ideals. Jedes Individuum ist seinem innern Wesen nach ein notwendiges Ergänzungsstück zur vollkommenen Anschauung der Menschheit; „der eine erscheint als der rohe und thierische Theil der Menschheit nur eben von den ersten unbeholfenen Regungen der Humanität bewegt, der andere als der reinste dephlegmirte Geist, der von allem niedrigen und unwürdigen getrennt nur mit leisem Fuß über der Erde schwebt. Ist es nicht genug, wenn es unter dieser unzähligen Menge doch immer einige gibt, die als ausgezeichnete und höhere Repräsentanten der Menschheit der eine den, der andere jenen von den melodischen Accorden anschlagen, die durch ihre innere Harmonie die ganze Sele in einem Tone entzücken und zufriedenstellen?" (S. 129 ff.)

Wundern sich die Verächter der Religion, daß deren Verteidiger noch gar nicht von den Hauptsachen der Religion, von Gott und der Unsterblichkeit geredet habe, so antwortet ihnen Schleiermacher, daß das, was man gewöhnlich Gott und Unsterblichkeit nenne, allerdings nicht Hauptsache der Religion sei, denn dazu gehöre nur, was Gefühl ist, jenes aber seien nur Begriffe. In jenem Gefühl vom Universum sei eben das unmittelbare und ursprüngliche Sein Gottes in uns, denn Gott ist die höchste Einheit, in welchem alles Einzelne verschwindet; und Gott kann gar nicht anders im Gefühl sein, als durch diese Erregungen des Universums; wer dies nicht gelten lassen will als ein Haben Gottes, der ist weiter nicht zu belehren (S. 166 f.). Der Begriff des persönlichen Gottes ist allerdings höher als der Begriff des Fetisches, höher aber wird Gott erfaßt, wenn er gedacht wird als das Universum, als Totalität, als Einheit in der Vielheit; wolle man „dieses verschmähen eines persönlichen Gottes" Spinozismus nennen, so sei dies gleichgiltig; auch bei dem Spinoziſten sei eine Gegenwart Gottes im Gefühl. Sich Gott als persönlich zu denken, hänge von der Phantasie ab, und die Religion hat mit dem persönlichen Gott ursprünglich nichts zu schaffen; dieser ist nur eine zufällige und unzureichende Art, sie auszusprechen; „das wahre Wesen der Religion aber ist vielmehr die Gottheit in der Welt, die Eins ist und Alles zugleich" (S. 171 ff.). — Auch von Offenbarung kann man bei solchem Gott reden; sie ist nämlich „jede ursprüngliche und neue Mitteilung des Universums an den Menschen" (158), — sogar, wenn man es geschickt macht, von Gnadenwirkung; sie ist nämlich „das Spiel zwischen dem Hineingehen der Welt [!] in den Menschen durch Anschauung und Gefühl und dem Eintreten des Menschen in die Welt durch Handeln und Bildung, beides in seiner Ursprünglichkeit und seinem göttlichen Charakter" (160). Wem dies nicht klar ist, dem können wir auch nicht helfen.

Die verschiedenen Religionen gehören natürlich alle mit in jene Harmonie des Universums; und wie in keinem einzelnen Teile eines harmonischen Ganzen alle Vollkommenheit desselben vereinigt ist, so ist auch keine der vielen Religionen die schlechthin vollkommene und ausschließlich wahre, sondern die wahre Religion ist nur in allen noch so verschiedenen Gestalten enthalten als ein ins Unendliche fortschreitendes Werk des Weltgeistes; und ebenso kann Niemand alle Religion vollkommen in sich selbst besitzen (287 ff.). Höher aber als alle übrigen positiven Religionen steht das Christentum. Das wahrhaft Göttliche bei dem „Stifter" derselben war „die herliche Klarheit, zu welcher die große Idee, welche darzustellen er gekommen war, sich in seiner Sele ausbildete, die Idee, daß alles Endliche höherer Vermittelung bedarf, um mit der Gottheit zusammenzuhängen, und daß für den von dem Endlichen und Besonderen ergriffenen Menschen, dem sich nur gar zu leicht das Göttliche selbst in dieser Form darstellt, nur Heil zu finden ist in der Erlösung" (351); was mit allen diesen volltönenden Worten eigentlich gemeint sei, bleibt verhüllt. Indem „die lebendige Anschauung des Universums" seine ganze Sele erfüllte und er sich der Einzigkeit seines Wissens um Gott und Seins in Gott bewußt war, wurde er der Vermittler eines gleichen Bewußtseins für Viele. „Aber nie hat er behauptet, das einzige Object der Anwendung seiner Idee, der einzige Mittler zu sein; sondern alle, die ihm anhingen und seine Kirche bildeten, sollten es mit ihm und durch ihn sein"; ja er duldete es, daß man seine Mittlerwürde dahingestellt sein ließ, wenn nur der Geist, das Princip, woraus sich seine Religion in ihm und andern entwickelte, nicht gelästert ward (353).

Aber das Christentum ist auch nur eine Form der Religion, und es hat auch seine Zeitschranke, und es hat demütig „diese Vergänglichkeit seines zeitlichen Daseins ausdrücklich an-

erkant; es wird eine Zeit kommen, spricht es, wo von keinem Mittler mehr die Rede sein wird" (358). Allerdings bedarf jeder Mensch, „wenige Auserwählte ausgenommen [!], eines Mittlers, eines Anführers, der seinen Sinn für Religion aus dem ersten Schlummer wecke und ihm eine erste Richtung gebe; aber dies soll nur ein vorübergehender Zustand sein; ... ihr [Verächter der Religion] habt Recht, die dürftigen Nachbeter zu verachten, die ihre Religion ganz von einem andern ableiten, oder an einer todten Schrift hängen, auf sie schwören und aus ihr beweisen" (161). Aber wann soll diese Zeit kommen, wo es der Vermittelung nicht mehr bedarf? Sollte wirklich eine Zeit kommen, wo die Menschheit gleichförmig und ruhig und ohne tiefe Kämpfe fortschritte? „Ich wollte es, und gern stände ich auf den Ruinen der Religion, die ich verehre" (359). Aber es ist zu fürchten, daß es nie dahin komme. Es wird also immer Christen geben, d. h. Menschen, welche noch eines Mittlers bedürfen; nur darf man nicht sagen, daß das Christentum dazu bestimt sei, „als die einzige Gestalt der Religion in der Menschheit herschend zu sein; es verschmäht diese beschränkende Alleinherschaft"; es will auch außer sich eine Mannigfaltigkeit schauen, und „sähe gern andere und jüngere Gestalten der Religion hervorgehen"; und Schleiermacher stellt es in Aussicht, daß recht bald eine solche neue Gestalt auftreten werde, und „eine ahnende Sele, auf den schaffenden Genius gerichtet, könte jezt schon den Punkt angeben, der künftigen Geschlechtern der Mittelpunkt werden muß für ihre Gemeinschaft mit der Gottheit"; „nur daß die Zeit der Zurückhaltung vorüber sei und der Scheu!" — Es scheint uns, als sei dies so offen gesprochen als nur möglich.

Nachrichten.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber.

Ueber die Kreis-Synode in * habe ich in diesem Jahre keinen Bericht für die Ev. K.-Z. aufgesezt. Es fehlte mir dazu die nötige Freudigkeit. Der Stoff, welchen die Verhandlungen darboten, war nicht der Art, daß er ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen dürfte. Der Ev. Ober-Kirchenrath hatte der Synode einen Gegenstand zur Berathung resp. Beschlußfassung diesmal nicht vorgelegt, so daß, da aus der Mitte der Synode keine Anträge gestellt waren, nur über die Eine vom K. Consistorio gestellte Proposition zu verhandeln war: wie die Hindernisse, welche einem geordneten und zureichenden Confirmanden-Unterrichte entgegenstehen, in genügenderer Weise, als dies bisher trotz der bestehenden Verordnungen möglich gewesen ist, zu überwinden seien. Es ist dies m. E. ein ebenso unerquickliches wie unfruchtbares Thema. Mag über einen Gegenstand dieser Art noch so viel berathen, beschlossen und verfügt werden, — wenn nicht der Pastor auch ohne dies Alles sich die Sache läßt angelegen sein, so bleibt dennoch Alles beim Alten. Wenn Sie mich aber fragen, warum diesmal Seitens der Synodal-Mitglieder keine Anträge gestellt worden sind, so erlaube ich mir zu erwiedern: es wäre dies nach allen Erfahrungen, die unsere Synode bisher gemacht hat, etwas ganz nutzloses und vergebliches gewesen. Sie werden sich aus meinen früheren Mitteilungen über die Synode erinnern, daß unter den vielen von ihr ausgegangenen und in der Form von Beschlüssen angenommenen Anträgen auch solche waren, welche einem Jeden, seine kirchliche Richtung möge sein, welche sie wolle, als ganz unbedenklich und unverfänglich erscheinen müssen. Auch hatte die Synode wenigstens bei denjenigen Beschlüssen, welche ein Gebiet der Kirche betreffen, auf welches das Kirchen-Reg. heut zu Tage am liebsten sein Augenmerk richtet, ich meine das Gebiet der Kirchenzucht, mit Zuversicht erwartet, daß sie die Genehmigung und Bestätigung der kirchlichen Behörde erlangen würden; aber auch sie sind teils ganz unberücksichtigt geblieben, teils als angeblich unausführbar zurückgewiesen worden. Denken Sie nur: von allen unseren, zum Teil gewiß sehr guten Beschlüssen ist auch nicht ein einziger zur Geltung und Ausführung gekommen. Wozu also noch Anträge stellen und Beschlüsse fassen, für welche alle Zeit und Mühe, die sie erfordern, eine verlorene ist! Das K. Consistorium hat — ich weiß nicht, ob freiwillig oder unfreiwillig — unseren Beschlüssen durchaus keine andere Behandlung zu Teil werden lassen als etwa die ist, welche die aus einer freien Pastoral-Conferenz hervorgegangenen und bei der Behörde angebrachten Anträge erfahren und zwar im ungünstigsten Falle erfahren. Im Princip ist der Synode ein Charakter von Selbständigkeit verliehen worden; aber in der Praxis trägt sie nach allen bisherigen Erfahrungen auch nicht Eine Spur davon an sich. Ja, sie ist dem übergeordneten Kirchen-Reg. gegenüber für neue Gestaltungen in der christlichen Gemeinde nicht mehr und nicht weniger ohnmächtig wie jede beliebige freie Pastoral-Conferenz. Unsre Synode ist noch jung, und sie ist mit jugendlich frischen Kräften und jugendlich freudigem Eifer an ihr Tagewerk gegangen; aber die fehlgeschlagenen Hoffnungen haben ihre Kräfte schon sehr gelähmt, ihren Eifer schon sehr abgekühlt. Das fühlen und erfahren mit mir alle an der Synode beteiligten Amtsbrüder. Nein, es ist von dieser Seite her nichts Gutes und Heilbringendes für die Kirche zu erwarten. Der Schwerpunkt der Kirche liegt, wie Sie sich einmal im Vorwort der Ev. K.-Z. geäußert haben, im Pfarramt, und Sie erlauben mir hinzuzufügen: das Heil der Kirche liegt in der Persönlichkeit der Pfarrer, die das Wort und Sakrament im biblisch und kirchlich gläubigen Sinn handhaben. Aber mit kirchlichen Verfassungs-Plänen und besonders mit der durch die kirchliche Gemeinde-Ordnung angebahnten Verfassung ist nichts gethan-

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 25. November. № 94.

Die Seelsorge.

Zweiter Artikel.

V.

Von der ersten christlichen Gemeinde heißt es endlich noch: „sie blieben beständig im Gebet.“ Wie der einzelne Mensch sein inneres Leben im Glauben daran am sichersten erkennen kann, wie er zum Gebete steht, so auch die Gemeinde im Ganzen. Wo kein Gebet ist, da ist auch kein Glaube lebendig und kräftig. In jeder Religion spricht sich das Verhältnis des Menschen zu Gott, seine Abhängigkeit von einer höheren Macht aus, daher findet man auch bei allen Heiden die Uebung des Gebets. Erst der Verfall der Religion und der Unglaube lassen das Gebet verstummen. Wenn es nun die Aufgabe des Geistlichen ist, in der Gemeinde den Glauben zu wecken, so muß er besonders dahin streben, daß in den Häusern und Familien der Geist des Gebets wohne.

Die Frage, ob das Gebet eine Pflicht oder ein Recht des Christen ist, kann verschieden beantwortet werden; für den es kein Recht ist, für den bleibt es eine Pflicht, und wer zuerst, wie z. B. in der Jugend, die Pflicht gehorsam und treulich erfüllt, wird auch bald erfahren, daß es das höchste und schönste Vorrecht ist, das uns verliehen ist, daß wir unsere Herzen dürfen ausschütten und erleichtern durch das Gebet. Wer in guten und glücklichen Tagen nicht vergißt zu danken und zu preisen, hat auch in der Trübsal, die nicht ausbleiben wird, einen Tröster und Helfer in der Not. Wer aber, wenn es ihm gut geht, seinen Gott vergißt, hat in trüben Tagen kein Vertrauen und keine rechte Zuversicht. — Ein Atheist kann nicht beten, wenn nämlich sein Unglaube bis in das Herz gedrungen ist, nach meiner Erfahrung aber sizt der Atheismus den Leuten viel mehr im Kopfe und im Munde, als im Herzen, und man muß es ihnen nicht glauben, wenn sie sagen, sie glaubten es sei kein Gott. Selbst die Teufel glauben, daß ein Gott sei, und ein Mensch müßte aufhören ein Mensch zu sein, wenn er sich losmachen könte von dem innerlichen Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht. Wenn der angebliche Atheist in solche Lagen komt, in denen er auf Erden keine Hilfe und keinen Trost finden kann, dann schreit sein Herz doch zu Gott. Als einmal der Herr Patron aus der Kirche kam und eben eine Fürbitte für seinen kranken Kutscher gehalten war, sprach ich die Hoffnung aus, daß der Herr das Gebet erhören werde; er sah mich verwundert an und fragte: „Glauben Sie das wirklich?“ Ich griff nach seiner Hand und sagte: „ja, das glaube ich.“ Er aber schüttelte den Kopf und erwiderte: „es gehört doch ein starker Hochmut dazu, zu glauben, daß Gott sollte das Gebet berücksichtigen, und sich um den einzelnen Menschen bekümmern.“ Ich antwortete: „wenn er das nicht kann und nicht thut, dann ist er eben nicht der lebendige Gott, sondern ein Götze, den sich die Menschen selbst ersinnen; sollte der nicht hören können, der das Ohr gemacht hat?“ Nachmittag kam der Arzt, und gab keine Hoffnung; der Patron sah mich bedeutungsvoll an. Als aber der Kutscher bald darauf eine Danksagung für seine Genesung in der Kirche halten ließ, erklärte der Herr: das sei zufällig. — Nicht lange darnach wurde die Frau Patronin entbunden, er machte mir Anzeige davon und schrieb hinzu: „meine Frau wünscht, daß am nächsten Sontage die übliche Danksagung gehalten werde.“ Er selber war dabei zugegen und bei dem Hinausgehen aus der Kirche dankte er in einer sehr verbindlichen und herzlichen Weise. Später nahm er seinen leidenden Bruder, den er sehr lieb hatte, bei sich auf, den ich oft besuchte und ihn für das Wort das Trostes zugänglich fand. Als die Schmerzen des Kranken aber sich so steigerten, daß er oft laut aufschrie, da kam der Patron und bestellte selbst eine Fürbitte in der Kirche. Ich habe es vermieden, mich mit dem Herrn in Disputationen einzulassen, weil ich besorgte, ihm dadurch die allmälige Umkehr zum Glauben zu erschweren, und habe mich überzeugt, daß ich nicht Unrecht daran gethan habe. Er besuchte die Kirche nach und nach regelmäßiger, stellte die Sontagsarbeiten ein und fing auch an, in seinem Hause mit den Seinen die h. Schrift zu lesen und dazu das Vaterunser zu beten. Als mir mein eigenes Kind gestorben war, kam er in teilnehmender Liebe zu mir und ich merkte es ihm bald an, daß er etwas auf dem Herzen habe, das er nicht gern sagen wollte; beim Abschiede aber sagte er etwa: „ich bedaure sehr, daß der liebe Gott ihr Gebet nicht erhört hat.“ Da bat ich ihn, noch ein wenig zu bleiben, und antwortete ihm: „Der Inhalt meiner Gebete geht immer dahin, daß des Herrn Wille geschehe, daß er mich vor Sünden bewahre und mich durch dies arme Leben zum seligen Ende bringe, und der Herr hat mein Gebet erhört: sein heiliger Wille ist geschehen, er hat mein liebes Kind zu sich genommen und hat mir ein williges Herz gegeben, daß ich mich demütigen kann unter seine gewaltige Hand, so daß ich nicht murre und verzage, sondern seinen Trost empfinde,

und ich hoffe auch, daß er mein leztes Gebet um ein seliges Ende in Gnaden ansehen wird." Er saß eine Weile schweigend neben mir, drückte mir dann schweigend die Hand und ging. Man muß nicht immer belehren und disputiren wollen, auch selbst dann nicht, wenn die Gelegenheit scheint günstig zu sein, man bewirkt oft das Gegenteil von dem, was man erreichen will, und hindert die stille und verborgene Arbeit des h. Geistes.

Doch nicht allein in den Schlössern der Patrone, sondern auch in den Hütten der Tagelöhner und in den Häusern der Bauern ist das Gebet verstumt. Die Ursachen, die bei Ungebildeten Herz und Mund verschlossen haben, sind hier freilich andere wie dort. Es gibt unter denen, die im Schweiß des Angesichts ihr Brot erwerben, nicht wenige, die wie die Lastthiere geworden sind, und in denen gar kein anderer Gedanke mehr Raum findet, als Arbeiten und des Leibes Bedürfnisse befriedigen. Die Gedanken, die dem Gebete zum Grunde liegen, sind ihnen so gänzlich fremd geworden, daß sie kein Ohr und kein Verständnis dafür haben, und wenn man vom Glauben oder von geistigen Dingen mit ihnen redet, ist es als ob man in einer fremden Sprache mit ihnen rede, die sie nicht verstehen. Selbst die erschütterndsten Ereignisse in dem Familienleben werden von ihnen nur von der Seite empfunden, insofern sie nachteiligen Einfluß auf ihre irdische Existenz ausüben. Eine eigentliche Feindschaft oder Opposition gegen die Kirche ist bei ihnen nicht zu finden, sondern sie sind gänzlich untergegangen in der Arbeit und Not des Lebens. Selbst die Apostel des Unglaubens können bei ihnen nur Eingang finden, wenn sie ihnen die Abschaffung der Accidenzien, die ihnen, so gering sie auch sind, sehr lästig sind, in Aussicht stellen. — Etwas anders ist die Stellung des märkischen Bauern zu der Kirche. Nach alter hergebrachter Sitte besucht er regelmäßig den Gottesdienst, aber dadurch glaubt er auch vollständig sich mit seinem Gott abgefunden zu haben. Als einmal die Frau eines wolhabenden Bauern sehr krank war und alle Hausmittel nicht halfen, redete ich ihm zu, nach der Stadt zum Arzt zu schicken, da antwortete er: „wenn sie leben soll, wird sie wol so gesund werden, und wenn sie sterben soll, stirbt sie doch." Ich erwiderte ihm: „als aber neulich Ihr Pferd krank war, schickten Sie doch zum Thierarzt." Nach einigem Besinnen sagte er: „das war auch ein Thier, meine Frau aber ist ein Mensch." Im Grunde liegt den Leuten der träge und faule Glaube an ein unwandelbares Geschick im Herzen, und daher glauben sie auch nicht an die Kraft des Gebetes und halten es für ganz überflüssig. Oefters hörte ich, daß einige Leute im Dorfe von den Andern mit einer Art von Entrüstung „gottlos" genant wurden, das waren solche, die sich betranken oder stahlen, oder in andern offenbaren Sünden lebten, oder das herkömliche Maß der Roheit überschritten. Als einmal die Gemeinde ziemlich zahlreich versammelt war, kündigte ich an, ich wolle ihnen sagen, wer gottlos sei und worin die Gottlosigkeit eigentlich bestehe, und suchte sie zu überzeugen, daß die Ausbrüche der Sünde eine Folge der Gottlosigkeit seien, daß aber jeder, der ohne Gebet und Gotteswort lebe, in der That innerlich los sei von Gott und darum gottlos sei. Der Küster erzählte mir, daß sein Nachbar und einige Andere angefangen hätten, das Tischgebet zu halten. — Am leichtesten ist es mir immer gelungen, die Leute von der Notwendigkeit und dem Segen des Gebetes zu überzeugen, wenn ich mit ihnen über ihr Familienleben und die Erziehung der Kinder sprach. Das Haus, in dem der Herr mit seinem Frieden und Segen wohnen soll, muß ein Bethaus sein. Eheleute, die nicht gewohnt sind, durch gemeinsames Gebet sich in der sanftmütigen Liebe und in der tragenden Geduld zu stärken, verfallen leicht in Gleichgiltigkeit gegeneinander, und aus vorübergehenden Unfreundlichkeiten entwickelt sich leicht die Härte und zulezt die Bitterkeit. Auch in der Erziehung der Kinder wird die natürliche Liebe gegen weichliche Nachgibigkeit und gegen Heftigkeit und Ungeduld allein durch das Gebet geschützt.

Nach alter kirchlicher Sitte werden die Ereignisse, die einzelne Familien betroffen haben, als Entbindungen, Verlobungen, Todesfälle, schwere Erkrankungen und Genesungen nicht allein am folgenden Sontage der Gemeinde mitgeteilt, sondern sie wird auch zur Fürbitte aufgefordert. Es liegt dieser Sitte ganz offenbar der Gedanke zum Grunde, daß die ganze Gemeinde das Leid und die Freude des Einzelnen mittragen und mitempfinden soll. Es bietet sich durch diese Gewohnheit eine sehr naheliegende Veranlassung dar, es den Leuten möglichst dringend an das Herz zu legen, nicht etwa blos in der Kirche die Fürbitte mit anzuhören, sondern sie auch in ihrem häuslichen Gebete fleißig zu üben. Wenn der Geistliche aber dergleichen Abkündigungen behandelt, als ob sie nur dazu dienten, daß die Gemeinde auch von der Kanzel herab höre, was ihr gewöhnlich schon im Laufe der Woche genugsam bekant geworden ist, und wenn nur des kirchlichen Anstands wegen ein Wunsch in einer phrasenhaften Formel hinzugefügt wird, die noch dazu oft ohne Würde und Anstand hergesagt wird, so dient das wirklich nicht zur Erbauung der Gemeinde und reizt nicht zur Fürbitte. Die Personen, die dergleichen Abkündigungen näher angehen, fühlen sich gehoben und geehrt, wenn der Pastor das, was ihre Sele bewegt, vor der Gemeinde in teilnehmender Weise ausspricht, ihre Gedanken dem Worte Gottes unterordnet und ihnen die rechte Richtung gibt. In größeren Gemeinden, wo diese Abdankungen sich häufen, ist die Aufgabe freilich eine nicht geringe, die Besorgnis aber, daß man der Gemeinde damit lästig werde, ist nur dann begründet, wenn man die Sache in mechanischer Weise abmacht. Ich möchte lieber dazu rathen, die Leute nicht mit zu langen Predigten zu belästigen und die Abdankungen in kirchlich würdiger Weise zu behandeln, damit die Gemeinde sich angeregt fühlt, das, was einzelne Glieder betroffen hat, auf betendem und teilnehmendem Herzen zu tragen. Vor allen Dingen ist es erforderlich, daß der Pastor selbst ein Gebetsleben führe und in seinem täglichen Gebete die ganze Gemeinde vor seine Sele treten lasse, und Gott den Herrn anrufe, daß er durch den h. Geist die Schwachen stärke und die Verirrten herumhole und die Gottlosen zur Bekehrung nötige. Je treuer und unermüdlicher der Pastor in diesem Gebete verharrt, desto mehr wird auch in

seinem Herzen die Liebe kräftig werden, die da bitten und ermahnen kann an Christi Statt. Die Predigt, die nicht durch den Geist der Fürbitte erwärmt ist, bleibt bei allen Gaben und rednerischem Schmuck ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Das allgemeine Kirchengebet ist in der Zeit des Unglaubens immer kürzer und dürftiger geworden und wird in seiner Bedeutung noch immer nicht hinreichend erkant. Die einzelne Gemeinde erscheint in demselben als ein Glied der ganzen Kirche, als ein Teil des ganzen Verbandes, und indem die ganze Gemeinde ihrer besonderen Angelegenheiten, ihrer Armen, Kranken, Abwesenden, ihrer Alten und ihrer Jugend in der Fürbitte gedenket, soll der Geist der Liebe und der Zusammengehörigkeit gepflegt werden. Es muß des Predigens weniger und des Gebets mehr werden.

Eine nicht geringe und schwirige Aufgabe ist dem Geistlichen in unsern Tagen durch die Pflege und Wiederherstellung der Hausandacht gestellt. Wenn auch in den einzelnen Familien Einzelne sich befinden, die in der Stille das Gebet üben, so sind doch die Häuser selten, in denen noch nach der Sitte der Väter die Hausandacht gehalten wird, wo die Familie als ein Ganzes vor Gott dem Herrn erscheint. Es mag immerhin zugegeben werden, daß das Tischgebet und die Hausandacht in vielen Familien zu einer leeren Form geworden war, und daß sie auch darum so leicht von dem Unglauben zerbrochen werden konte, aber es ist Unrecht, die Form deshalb, weil sie hier und dort keinen Inhalt mehr hatte, gering zu halten und zu verachten. Es kann doch leicht geschehen, daß der Geist, der die Form gebildet hat, hier und da wiederkehrt, und daß Einer oder der Andere seine Nähe spürt. Aus dem selsorgerischen Verkehr mit denen, die in Sünden oder in großer Not ihre Tage zubringen, habe ich oft Aeußerungen gehört, die von einer gewissen Sehnsucht nach der Zeit zeugten, in der sie noch in dieser Form lebten, und ganz besonders sind es die Kinder, die einen gesegneten Eindruck davon für das ganze Leben erhalten. Am leichtesten ist es mir gelungen, das Tischgebet in der Gemeinde wieder in Uebung zu bringen. Nach Verabredung mit dem Lehrer wurde in der Schule darauf gehalten, daß jedes Kind ordentlich fest ein Gebet lernte, um es vor und nach dem Essen zu beten. Durch die Kinder ließ es sich auch leicht ermitteln, in welchen Familien das Tischgebet nicht mehr in Gebrauch war, sie wurden freundlich und herzlich ermahnt, die Eltern um die Erlaubnis zu bitten, die kleinen schönen Gebete vor Tisch und nach dem Essen hersagen zu dürfen; wenn sich nun daran die nötige Ermahnung in der Predigt schloß, so ergab sich bald, daß mehrere Familien zu der alten Sitte zurückgekehrt waren. Die Kinder erzählten mit Freuden: „Nun wird auch bei uns gebetet." Der Sohn eines Trunkenbolds kam und sagte: ich darf es nicht thun, Vater hat es verboten, und als ich ihn nochmal gebeten habe, hat er mir eine Ohrfeige gegeben; der alte Küster tröstete den Jungen damit, daß Gott ihm die Ohrfeige segnen werde. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die ganz versunkenen Menschen es nicht vertragen können, daß in ihrer Nähe gebetet werde, es wird ihnen unheimlich zu Mute, sie suchen die in ihnen sich noch regende innere Macht der Taufgnade durch Spott oder durch Ausbrüche der Roheit zu übertäuben. Das Gebet, und also auch das Tischgebet, im Hause zu halten, ist freilich das Amt und die Pflicht des Hausvaters, wo sich aber das nicht erreichen läßt, muß man gern zufrieden sein, wenn das Kind beten darf. Man muß überhaupt lebendige Personen und die Verhältnisse, in denen sie sich befinden, nicht nach grauen abstrakten Principien construiren und behandeln wollen, und sich lieber am kleinen Anfange freuen, als darum mismütig werden, weil man nicht gleich zum eigentlichen Ziele gelangen kann.

Die Hausandacht am Morgen und Abend, oder doch zu einer bestimten Tageszeit einmal täglich, wieder in den Familien herzustellen, ist sehr schwierig, und ich weiß, daß auch solche Hausväter, die gern dazu bereit waren, es nicht haben erreichen können. Daß der Geistliche so im Allgemeinen für tägliche Hausandachten eifert und dazu ermahnt, führt nicht zum Ziele. Es gelingt nur, wenn man zuerst die Einzelnen, die schon einen Anfang im Wandel in der Heilsordnung gemacht haben, dazu geneigt zu machen sucht und mit ihnen in eingehender Weise die Sache durchspricht. Man muß sich hüten, unmögliche Dinge zu verlangen und die schon in der Familie selbst liegenden Schwirigkeiten zu vermehren. Der Anfang läßt sich leichter machen im Herbst und im Winter, als im Frühling und im Sommer, die länger werdenden Abende eignen sich dazu am Besten. Wenn in der Familie sich ein Glied befindet, das ein Lied anheben kann, so muß man sich damit begnügen, wenn etliche Verse gesungen werden und das Vaterunser gebetet wird. Geht das nicht, so habe ich dazu gerathen, daß Einer Luthers Abendgebet und ein Anderer das Vaterunser spricht. Am Sonnabend Abend wurden noch die Epistel und das Evangelium des folgenden Sontags verlesen, und am Sontag Nachmittag aus einer älteren Postille eine Predigt. Wo man es erreichen kann, ist es auch sehr erbaulich, wenn der Hausvater am Sontage die Kinder und die junge Magd und den jungen Knecht die fünf Hauptstücke aus Luthers kleinem Katechismus auffagen läßt. Man muß nicht überall auf einerlei Form dringen, sondern die Form wählen, wie es eben geht. Am schwersten ist und bleibt der Anfang. Es ist eine natürliche Befangenheit und Scham, die den Hausvater abhält, das erste laute Wort des Gebetes zu sprechen, wenn das aber erst überwunden ist, dann geht es leicht weiter. Einen Tagelöhner, der unter seinen zahlreichen Kindern eine Tochter hatte, die gut singen konte, besuchte ich einmal im Winter des Abends. Ich forderte das Kind auf, einen Vers aus dem Abendliebe: „Nun ruhen alle Wälder" anzuheben, bald sang Alles mit, was in der Stube war, ein Knabe sagte ein Abendgebet, das er in der Schule gelernt hatte, her, das gefiel dem Mann, und er hielt es von da ab jeden Abend in dieser Weise. Bei denen, die nach und nach mehr Zeit für die Hausandacht gewinnen, komt es darauf an, daß man gute Gebetbücher besorgt, wie z. B. das Gebetbuch von Starcke, oder das Schatzkästlein von v. Bogatzky oder Goßner, oder auch das Ge-

betbuch, das von dem evangelischen Bücherverein herausgegeben ist, u. dergl. Bei dem Anfange muß man sich zunächst an solche Familien wenden, die in der Gemeinde einen guten Ruf haben und auch in Achtung stehen, damit die Anderen nicht auf den Einfall kommen, daß es Heuchelei sei, und daß sich mit der christlichen Hausordnung ein gottloses Leben vereinigen lasse. Es ist mir oft sehr stark entgegengetreten, daß mit der Hausandacht auch ein anderer Geist in das Haus kam. Die Leute wurden freundlicher gegen einander, auch ordentlicher, gingen nicht mehr in den Krug, fluchten und tobten auch nicht mehr. Bei Traureden habe ich besonders nachdrücklich auf Einführung der Hausandacht gedrungen, und den Kindern armer Leute bei der Confirmation den Rath gegeben, sich nur in solche Häuser zu vermieten, in denen gesungen und gebetet wird, und nicht allein auf einen hohen Lohn zu sehen. Die Wiederherstellung einer christlichen Sitte ist eine langsame und mühselige Arbeit, die viel Geduld in Anspruch nimt. Wer darum, weil nicht sofort ein größerer Teil der Gemeinde sich dazu bringen läßt, seine Bemühungen aufgeben will, übersieht die wirklich doch vorhandenen Hindernisse und Schwirigkeiten. Der Teufel müßte auch nicht eben der Teufel sein, wenn er in den Häusern, in denen er sonst ganz ungehindert sein Wesen treiben konte, sich die Thür sollte verschließen lassen.

Viel Not hat mir die Frage gemacht, wie man die Gemeinde zum Lesen in der h. Schrift bringen soll? — Selbst in der Zeit, in der Gebet und Gottesfurcht mehr in den Häusern zu finden war als gegenwärtig, hat man nicht die Bibel als eigentliches Gebets- und Erbauungsbuch gebraucht, wie es jezt manche Pastoren verlangen, sondern gute Gebetbücher und schöne Postillen. Wer aber zum Bibellesen in der täglichen Hausandacht auffordern will, darf nicht so im Allgemeinen dazu von der Kanzel herab ermahnen, sondern es bedarf einer eingehenden Anweisung. Einige empfehlen, man solle die Bibel vom Anfange an, ein Capitel nach dem andern lesen, und auch dazu nötigen. Ich muß aber gestehen, daß ich bei der Hausandacht, die ich selber halte, zwar den Versuch gemacht, aber doch wieder davon Abstand genommen habe. Es gibt im A. T. mehrere Abschnitte, die sich wirklich wenig zum Vorlesen eignen, wegen vieler Namen und Zahlen, andere wegen des Inhalts, der Kinder und junge Leute nicht erbauet, sondern von ihnen leicht misverstanden wird. Ich glaube kaum, daß die, die dazu rathen, bei der Hausandacht in dieser Weise die h. Schrift zu gebrauchen, es selbst geübt und durchgeführt haben. Selbst die Propheten, wie z. B. der erste Teil des Jesaias, enthalten so viele Stellen, die ohne eingehende Erklärung nicht zu verstehen sind, und sehr leicht verleiten sie mehr zum Grübeln, als daß sie zur Erbauung dienen, oder, was noch übler ist, zum gedankenlosen Hören und Lesen. Andere geben den Rath, nach einem Bibellesezettel die täglichen Abschnitte auszuwählen, und ich gebe gern zu, daß dadurch die Bedenken gemildert, aber doch nicht ganz beseitigt werden. Für einen theologisch gebildeten

Hausvater, der sofort da, wo es nötig ist, eine Erläuterung kann hinzufügen, mag damit auszukommen sein, aber nicht für den Bauer und Tagelöhner. So wie wir die Früchte der Erde auch nicht so genießen, wie sie uns der liebe Gott gibt, sondern sie erst durch Menschen Hände bereiten lassen, so verhält es sich auch mit der köstlichsten Gabe Gottes, mit seinem heil. Worte. Darum ist auch befohlen, daß das Wort soll dem Volke gepredigt werden. Ich habe deshalb immer besonders das N. T. und auch wol die Psalmen mit Auswahl den Leuten zum häuslichen Gebrauche empfohlen. Eine gute biblische Geschichte, wie die von Zahn, habe ich in den Häusern zu verbreiten gesucht, und gefunden, daß die christlich angeregten und erweckten Personen sehr gern darin lasen, auch daraus den Kindern die schönen Geschichten erzählten. Die Hauptsache ist, daß man den Leuten die Einführung der häuslichen Uebung in der Gottseligkeit so leicht als möglich macht, sich bei seinen Rathschlägen nicht von immerhin schönen Theorien leiten läßt, sondern in praktischer Weise verfährt. Wer zu viel fordert erreicht zulezt, daß die Leute sagen, das kann wol der Pastor thun, aber wir nicht, und es geschieht schließlich nichts. Oft ist mir der Wunsch nahe getreten, ein in der Ausübung des Hausgottesdienstes erfahrener Geistlicher möchte die Abschnitte aus der Heiligen Schrift, die leicht verständlich und für Kinder und Ungebildete erbaulich sind, nach den Tagen des Jahres und nach dem Kirchenjahre geordnet, abdrucken lassen, so daß der Hausvater ohne Bibellesezettel für jeden Tag leicht zur Hand hätte, was er vorzulesen hat. Die Abschnitte dürfen nicht zu lang sein, aber auch nicht nur einzelne Sprüche, wie die Losung der Brüdergemeinde, darbieten. — Endlich ist es noch nötig, daß, wenn eine Familie im Herbst und Winter den Anfang gemacht und im Laufe des Sommers es wieder unterlassen hat, man sobald es die Zeit zuläßt darauf hält, daß sie wieder anfangen, und endlich dahin kommen, auch in den Tagen, in denen die Arbeit sich häuft, die kurze Zeit zum gemeinsamen Gebete zu finden.

Die Bibel- und Missionsstunden können wesentlich dazu dienen, den Geist des Gebets in der Gemeinde zu erwecken. Das Wort Gottes ist dem natürlichen Menschen ein Aergernis, er vernimt, versteht es nicht, nur wer mit betendem Herzen es hört, erfährt die Kraft desselben. Darum müssen die Bibelstunden mit einem längeren Gebet anfangen und schließen. Es ist hier auch mehr Raum und Zeit, die speciellen Verhältnisse und Bedürfnisse der Gemeinde im Gebete vor Gott dem Herrn laut werden zu lassen, als es am Sontage im allgemeinen Kirchengebete geschehen kann. Es dürfen die Kranken, sowie auch die in der Fremde, im Dienste, oder sonst abwesenden Kinder der Gemeinde nicht vergessen werden. Auch derer muß gedacht werden, die in Versuchungen stehen, daß sie bewahrt bleiben vor Sünden und Schanden. In herzlicher und dringender Weise muß der Herr angerufen werden, daß er Frieden gebe in den Häusern, die Eheleute mit dem Geiste der Geduld und Sanftmut erfülle, ihre

Arbeit segne und sie ihr Brod im häuslichen Frieden mit Danksagung genießen. Ebenso muß auch der Kinder gedacht werden, damit sie sich nicht versündigen durch Ungehorsam gegen die Eltern und durch Zank unter einander. Ich habe in den Bibelstunden das Schlußgebet immer mit der Gemeinde knieend gehalten, und sie pflegten auch nicht zu sagen: Wir gehen in die Bibelstunde, sondern in die Betstunde. Die Missionsstunden führen zwar die Gedanken weit über die Grenzen der Gemeinde hinaus, aber doch liegt in der Missionssache eine sehr nötigende Mahnung zur eigenen Bekehrung. Was sollte es helfen, daß die Heiden gerettet werden, wenn wir bei der Hilfe, die wir gewähren wollen, selbst verloren gehen. Es liegt sehr nahe, von der Not und dem Elende der Heiden den Uebergang zu finden zu den abtrünnigen Christen, und denen, die die Missionsstunden besuchen, die eigene Bekehrung und das Gebet für die Glieder der Gemeinde, die auf dem breiten Wege gehen, zur Pflicht zu machen. Die Geldsamlungen und die Ermahnungen, zu den Kollekten Beiträge zu geben, dürfen nicht so sehr in den Vordergrund treten. Das Geld findet sich ganz von selbst, wenn nur erst der Glaube da ist. Der Unglaube bringt der Eitelkeit, dem Dienst der Sünde ungeheure Opfer, und wo er seine armen Knechte mit den Ketten des Geizes belastet, da macht er sie bei allem Ueberflusse zu ganz armen Leuten, die kaum die Notdurft des eigenen Lebens befriedigen dürfen, und daher viel weniger für die Heiden etwas geben können. Auch hier gilt die Regel: Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, das Geld wird sich dann von selber finden. Die Hauptsache bleibt auch in den Missionsstunden und bei den Missionsfesten die Erweckung der eigenen Gemeinde zum lebendigen Glauben. Wenn die Heuchelei und die Klugheit der Kinder der Welt mit einem Schein des Rechten die Beiträge zu der Förderung der Mission unter den Heiden zurückweiset aus dem Grunde, weil die Armen und Elenden in der Heimat schon Ansprüche genug machten, so darf doch der Pastor sich nicht den Vorwurf machen lassen, daß er in seinem Eifer für die Mission die eigene Gemeinde versäume und vernachlässige. Das Reisen zu Festen und Conferenzen darf nur dann geschehen, wenn die Gemeinde selbst nicht darunter leidet, und wer auf diesem Gebiete will thätig sein, muß in seiner Gemeinde in der oft viel Zeit und Kraft in Anspruch nehmenden Selsorge besonders treu und fleißig sein.

Es gehört demnach zu der Selsorge, insofern sie sich auf die ganze Gemeinde bezieht: 1. die Sorge, daß die Gemeinde gespeiset werde in der Kirche, in der Schule und im Hause mit der lauteren Milch der reinen Lehre, 2. daß der Geist der Liebe und des Friedens die einzelnen Glieder mit einander verbinde und herzliche Teilnahme und gegenseitige Hilfe Einer dem Andern erweise, 3. daß das heilige Sakrament in seiner Herlichkeit und Kraft erkant und fleißig empfangen werde, und endlich 4. daß der Geist des Gebets und der Fürbitte die Verhältnisse durchdringe, damit der Glaube in der Liebe die Früchte des Geistes hervorbringe.

Wenn man sich das Bild einer christlichen Gemeinde, wie sie sein sollte, vor die Sele treten läßt, und damit den Zustand der Gemeinden vergleicht, wie sie durch die finstere Macht des Unglaubens geworden sind, so muß der Pastor und die Gemeinde sich zur gründlichen und ernstlichen Buße genötigt fühlen. Während die Leute schliefen, hat der Feind sein Unkraut reichlich ausgesäet, es ist nun aufgegangen und trägt seine Früchte. Viele Gemeinden sind nicht mehr ähnlich einem Garten Gottes, in dem der gute Hirte seine Herde pflegt, sondern einer Wüste, in der der Wolf die Schafe erhaschet und würget. Der irdische Sinn, der im Geiz und in der Habsucht, im Diebstahle und Betruge, in der Härte und in der Ungerechtigkeit sein Wesen treibt, hat die Liebe in dem Herzen ertödtet und die Selbstsucht regiert. Das weltliche Leben, das in der Vergnügungssucht, in der Ueppigkeit, in der Hoffart und in der Unkeuschheit sich geltend macht, hat die Zucht des Geistes und die Macht des Gewissens gebrochen. Die Leidenschaften und Begierden sind entfesselt und treten oft in großer Frechheit und nackter Schamlosigkeit auf. Das Unkraut des Unglaubens ist aufgegangen und hat den guten Samen erstickt. Mancher treue Geistliche predigt und arbeitet und betet, aber sieht wenig Früchte, die Gefahr des Ermüdens oder Verzagens bleibt nicht aus. Auch geht der lebendige Eifer, der die Gemeinde in möglichst kurzer Zeit umgestalten will, leicht in scharfe Gesetzespredigt und Erbitterung über. Einzelne fühlen sich verlezt oder beleidigt, ziehen sich ganz zurück, oder suchen Gelegenheit zu Klagen und Beschwerden bei den Behörden, und wenn sie auch mit ihrem Antrage auf Bestrafung oder Versetzung des Geistlichen nicht durchdringen, so erreichen sie es doch, daß sich eine Partei in der Gemeinde bildet, die sich seinem Einflusse ganz entzieht, die Kirche nicht besucht, und dem armen Pastor durch allerlei Gehässigkeiten das Leben sauer macht. Mit natürlicher Klugheit und Vorsicht ist wenig ausgerichtet, es hilft nur das Gebet um Weisheit und Geduld. Je mehr man die Gefahren kennen lernt, in denen die Einzelnen leben und zum Falle kommen, und je weniger man die Hindernisse übersieht und unterschätzt, die ihnen entgegenstehen, sich der Kirche und dem Worte Gottes zuzuwenden, desto mehr Mitleiden und Sanftmut entwickelt sich in dem Herzen des Pastors. Das Mittel daher, um in der Selsorge für die ganze Gemeinde nicht zur Ungeduld oder Verzagtheit verleitet zu werden, liegt in der

treuen und fleißigen Ausübung der speciellen Selsorge, die dem Einzelnen nachgeht und ihn zu gewinnen sucht.

Paramentik in der evangelischen Kirche.

(Schluß.)

Aehnlich verhält es sich mit Kanzel und Taufstein. Sie können, wenn sie schön gearbeitet sind, und letzterer einen Deckel hat, jede Bekleidung entbehren. Bei einer steinernen Kanzel würde man aber schon aus Rücksicht auf den Prediger Brüstung und Pult mit Stoff zu bedecken haben, was man auch sonst wol gern thut, wie denn auch der Taufstein, der keinen Deckel hat, einer Ueberdeckung bedarf, die am einfachsten aus einem viereckigen Tuch besteht. Bei den Misgestalten mancher Kanzeln und Taufsteine ist es wol zu rechtfertigen, wenn man beide ganz umhüllt, obwol mir die Entfaltung einer solchen Masse von Gewandung nicht gerade gefallen will.

Was den zu verwendenden Stoff anlangt, so gilt als Hauptregel, daß er, er sei übrigens so einfach als er wolle, durchaus solid sei. Unechte und unhaltbare Stoffe sind der Kirche unwürdig und sind obendrein viel theurer, denn sie verschießen und vermorschen bald, man sieht seine Schande daran und muß sich zu neuen Anschaffungen entschließen. Es hält übrigens nicht immer leicht den rechten Stoff ausfindig zu machen und es ist nicht rathsam zu schnell zuzugreifen. Es gilt dies namentlich von guten Seidenstoffen, nach denen man selbst in großen Städten oft vergeblich fragen kann. Eine geachtete Crefelder Firma, Casaretto, liefert die ausgezeichnesten Seidenstoffe für kirchliche Gewänder, und ich habe mir erlaubt, Ihnen eine Probe zur Ansicht vorzulegen.

Nicht gleichgiltig ist auch die Farbe der Kirchengewänder, und es ist nicht dem Zufall oder dem Geschmacke eines Stifters zu überlassen, in welche Farben man die kirchlichen Stätten kleidet. Es ist bei uns noch ein Rest von der alten Sitte geblieben, die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres durch verschiedene Farben der Kirchengewänder zu bezeichnen, und es bedarf nur eine Berufung auf eine andere kirchliche Sitte, um derselben sofort die Anerkennung eines Jeden zu sichern, der überhaupt für gute Ordnung und bedeutsame Sitte einen Sinn hat. Wir haben für die verschiedenen Kirchenzeiten nicht blos eigene Collecten, Perikopen, Lieder, sondern auch eigene Melodien, und mit dem Klange einer Festmelodie zieht auch alsbald die Feststimmung in unsere Herzen ein. Was aber die Melodie für das Ohr, ist die Farbe für das Auge und wie der erste Ton der Orgel, so muß sofort der erste Blick auf Kanzel oder Altar uns sagen, in welcher Zeit wir mit der Gemeinde leben. Fünf Farben hat im Laufe der Zeit die kirchliche Sitte als rituale oder liturgische Farben festgestellt, und wenn wir in der evangelischen Kirche auch nicht unverbrüchliche Vorschriften für derartige Dinge haben, auch nicht beantragen wollen, so sind doch diese Farben symbolisch und ästhetisch so trefflich und sinnvoll gewählt, daß wir wol thun werden, uns so genau als es eben gehn will, an dieses Herkommen anzuschließen, wie es eben teilweise auch noch bei uns geschieht. Lassen Sie uns dieselben überblicken. Weiß, die ungeteilte Farbe, die Farbe des Lichtes selbst, und wie Luther sagt, der Engel und aller Heiligen Farbe, können wir in unserer evangelischen Kirche nur den Festen des Schönsten unter allen Menschenkindern, den Christfesten zuweisen, also Weihnachten, Epiphanias, Mariä Verkündigung, Ostern, Himmelfahrt. Roth, die prachtvollste Farbe, die Farbe des Feuers eignet sich vor allem für das Fest, da der Herr die Seinen mit dem heiligen Geist und mit Feuer getauft hat, wie aber für dies höchste Kirchenfest, so für die eigentlichen Kirchenfeste überhaupt, das Reformationsfest und das Kirchweihfest, als Ausflüsse des Pfingstfestes. Grün, die Farbe, welche das Auge am besten in großen Massen ertragen kann, weil es die am weitesten auf der Erde verbreitete Farbe, die Alltagsfarbe der Welt ist, ist die Farbe für die festlose Zeit des Kirchenjahres, die Epiphanias- und die Trinitatiszeit. Violett, (nicht blau), eine Farbe, die unwillkürlich feierlich stimt, eignet sich darum trefflich für die Rüstzeiten der Kirche, Advent und Passionszeit, wenn man nicht, wie bei uns wol überall üblich, für diese schon die eigentliche Trauerfarbe, Schwarz, die Negation aller Farbe, nimt, welche im andern Falle für die tiefsten Trauerzeiten der Kirche, für die Karwoche und die Bußtage reservirt bleiben würde. Diese vollständige Ausstattung wird sich aber nur selten durchführen lassen und wir werden wol alle zufrieden sein, wenn unsere kirchlichen Stätten ein rothes Fest- ein grünes Alltags- und ein schwarzes Trauer- oder Bußkleid haben.

Ich komme nun noch zu einem Punkte, der für uns heute gerade der Hauptpunkt ist. — Die Verzierung der kirchlichen Gewänder, und zwar nicht blos durch Tressen und Fransen, sondern durch bedeutsamen und kunstreichen Schmuck. Wenn man die kirchlichen Stätten nicht anders zu schmücken weiß, als durch prächtigen Stoff mit reichen goldnen Borden und Fransen, so ist das nur eine Armseligkeit in andrer Art. Da ist freilich kein Raum für kunstreiche und geschmackvolle Nadelarbeit der Frauen. Dergleichen kann der Schneider machen. In der Kirche soll aber kein leerer Prunk sein. Je reicher der Stoff, desto sinnvoller sei auch die Verzierung. Kahle kirchliche Gewänder sind so wenig schön, wie kahle Wände. In der Kirche muß alles reden und zeugen, und zwar Alles von Einem. In zweierlei Weise kann dies geschehen: durch Wort und Bild. Des göttlichen Wortes leibhaftige Wohnstätte soll die Kirche sein, und so ist auch das göttliche Wort sein schönster Schmuck in jeder Art, auch an Wand und Gewand. Das ist auch die Sprache, die unmittelbar zum Herzen redet, und jeder verstehen kann und die Gemeinden haben eine Freude daran. Es kann auch ein sonst wolbekantes Wort

an rechter Stelle angebracht, ganz neue Beziehungen erhalten, eine ganz neue Sprache reden. Und was steht uns da für ein großer Schatz zur Auswahl zu Gebote! Aber neben dem hellen klaren Wort hat auch das Bild sein Recht, wie das Gleichnis neben dem Lehrspruch. Hat unser Herr die Geheimnisse des Himmelsreichs in Bilder und Gleichnisse eingekleidet, warum sollten wir solche Gleichnisse nicht auch auf die Wände malen, an die kirchlichen Gewänder sticken dürfen? Das Bild und Symbol wirkt manchmal in besonderer Kraft, wo das Ohr für das Wort taub bleibt. Jenes Hinduweib verlangte von unseren Missionaren die Wegnahme des ihrem Hause gegenüber aufgerichteten Kreuzes, weil ihr dies keine Ruhe lasse.

Indem ich hier ausschließlich von Bild und Symbol rede, will ich das reine Ornament nicht verachtet haben. Schöne Formen und Farben haben, abgesehen von aller Bedeutung, an sich schon ihr Recht im Hause des Herrn. Die Alten nahmen sich da große Freiheit: sie öffneten die Pforten der Kirche auch der unvernünftigen Creatur und der Reichtum der Pflanzen- und Thierformen spiegelt sich in den kirchlichen Ornamenten wieder. Wenn man sich also nicht höher versteigen kann, nun so begnüge man sich, die kirchlichen Gewänder mit einer stylisirten Blattkante zu schmücken. Schöner, weil anregender, ist freilich ein bedeutungsvolles Bild für den Beschauer, aber auch schon für die Stickerin. Es gibt ihren Gedanken eine bestimmtere Richtung, sie kann mit der Sele und der Nadel zugleich arbeiten.

Auch für das sinnvolle und deutsame Bild quillt eine reiche Quelle in der heiligen Schrift. Die Alten haben trefflich verstanden, daraus zu schöpfen, aber sie haben sie noch nicht ausgeschöpft. Eine zweifache ist diese Bildersprache: die Bilder sind entweder unmittelbar der Schrift entlehnt und nur etwa weiter ausgeführt — denken Sie nur an die Taube als Sinnbild des h. Geistes, oder die Taube mit dem Oelblatt, das Lamm mit der Siegesfahne, die Evangelistenzeichen, die am Kreuz erhöhte Schlange, den Weinstock, die Lilie, die Palme, den dürstenden Hirsch, den sich erneuernden Adler u. s. w. — oder man hat den biblischen Gedanken in anderweit entlehnte Bilder gekleidet. Da hat man denn die ganze Thier- und Pflanzenwelt eingeführt und selbst die Thiersage ist nicht ungenützt geblieben. Man hat mitunter allerdings des Guten zu viel gethan, ist ins Spielende und Mysteriöse gerathen, aber es sind auch wunderschöne, tiefe Gedanken dabei. Sie kennen ja wol Alle den aus seiner Asche neu erstehenden Phönix, welchen man der heidnischen Sage entlehnte und auf den Auferstandenen und die Auferstehung deutete, oder den Pelikan, der seine von der Schlange gebissenen Jungen mit dem Blute aus seiner aufgerissenen Brust heilt, ein Bild der Liebe, durch deren Wunden wir sind heil worden. Lassen Sie mich noch zwei andere Bilder, vielleicht weniger bekante, vorführen: der Granatapfel, der in seiner einen purpurnen Hülle eine große Fülle von Samenkernen birgt, der heidnischen Welt schlechtweg ein Bild der Fruchtbarkeit, er ist in der christlichen Bildersprache das Bild der Kirche selbst, in welcher der heilige Geist nach König Roberts Pfingstlied „die Völker der ganzen Welt versammelt in Einigkeit des Glaubens." So hat man die Sage, welche sich in dem Heldengedicht Titurel findet, daß die Jungen des Löwen todt zur Welt kommen und erst Leben erhalten, indem der alte Löwe sie anbrüllt, gedeutet auf den Löwen aus Juda's Stamm, dessen Stimme uns, die wir von Natur todt sind, zum Leben erweckt. — Gewiß diese aus dem christlichen Altertum auf uns gekommene Bildersprache zu studiren dürfte für christliche Frauen lohnender sein, als die aus den türkischen Harems gekommene Blumensprache oder die heidnische Mythologie, welche man in unseren Pensionaten treibt.

Aber Sie erschrecken vielleicht und sagen: „Soll denn das Alles auf die kirchlichen Gewänder gestickt werden?" Natürlich nicht Alles und nicht so, wie Sie vielleicht denken. Darum ein Wort noch über die Zeichnung. Es ist nämlich wol zu beachten, daß alle diese der Thier- oder Pflanzenwelt entlehnten sinnbildlichen Ornamente eben nur als Ornamente zu behandeln sind, von einer getreuen Wiedergabe der Natur daher nicht die Rede sein kann und darf. Die naturalistische Behandlung des Ornaments in der Gegenwart ist ein Verfall der Kunst, ein Beweis des herrschenden Ungeschmacks des Publikums und der Gedankenarmut der Zeichner. Es genügt bei dem Ornament vollständig, wenn die Conturen der Bilder und die Hauptlinien gezogen sind, eine plastische Darstellung ist hier gar nicht am Platze. Ebenso genügt es, wenn der aus der Natur entlehnte Gegenstand nur so weit angedeutet ist, daß man ihn nicht verkennen kann; im Uebrigen hat er sich nun in den gegebenen Raum und in den gesamten Charakter des Ornaments einzufügen und die Phantasie des Zeichners hat hier den weitesten Spielraum. Man nennt dies im Gegensatz der naturalistischen die stilistische Behandlung. Die Sache wird auf diese Weise einerseits viel einfacher und leichter, namentlich auch für die Stickerin, andererseits freilich unendlich schwieriger, wenigstens für den Zeichner, denn Copiren ist keine Kunst, aber um das Natürliche in die Kunstsphäre zu übertragen, ihm einen idealen Ausdruck zu verleihen, ist tieferes Verständnis und reiche Phantasie erforderlich. Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß in dieser Hinsicht die für die Ober-Wiesenthaler Paramente zu entwerfenden Zeichnungen in den besten Händen sind. Ein bis jezt ganz verborgenes Talent wird dabei Gelegenheit finden, seine seltene Begabung für stilvolles Ornament zu entfalten und zugleich seinem herzlichen Triebe, der Kirche mit dieser Gabe zu dienen, zu genügen. Um den Stickerinnen keine zu schwirigen Aufgaben zu stellen, muß zwar alles so einfach wie möglich gehalten sein, aber eben in solchen einfachen Zeichnungen zeigt sich die größte Kunst. *)

*) Die Entwürfe, beziehentlich die vollständigen Zeichnungen und angefangenen Stickereien wurden der Versamlung zum Schlusse vor-

Es wäre nun blos noch übrig, über die Technik ein Wort zu sagen. Aber auf diesem Gebiete werden Sie mich und zwar mit Recht nicht als Sachverständigen respectiren. Ich will mich daher an der Grenze halten und möchte nur dem Einwande begegnen, welchen vielleicht schon die Eine oder die Andere in Ihrer Mitte im Stillen erhoben hat: „Wir sind keine Kunststickerinnen, wie sollen wir alle diese Dinge ausführen?“ Davon ist aber auch nicht die Rede. Lassen wir die höheren Aufgaben der Stickkunst, die auf den Namen von Nadelmalerei Anspruch erheben können, ganz bei Seite liegen, so bleibt noch immer genug übrig, woran Sie sich mit Erfolg versuchen können. Wo sonst Lust dafür vorhanden ist, läßt sich auch bei geringer Kunstfertigkeit und ebenfalls mit geringem Aufwande recht schöner Kirchenschmuck herstellen. Es würde zu dem Ende vielleicht weniger zu lernen, als zu verlernen sein, denn für die Kirche will allerdings anders gearbeitet sein, als für den Salon. Auch lassen gerade die am meisten verbreiteten Arten der weiblichen Arbeiten die wenigste Verwendung zu. Canevasstickerei eignet sich nur für Teppiche oder Kniekissen, Häkelarbeit zu gar nichts, Sie müßten denn etwa zum Besatz von Altartüchern aus feinem Zwirn Spitzen häkeln wollen. — Die hier ausliegende katholische Zeitschrift „Kirchenschmuck“ läßt sich bei Besprechung der Muster, die sie gibt, auch vielfach auf das Technische ein und Sie sehen hier auch eine kleine Auswahl von Stickereiproben, welche neben dem allereinfachsten, was es nur geben kann, auch einige schwirigere Stickarten veranschaulichen.

Und nun zum Schluß. Es kann durchaus nicht meine Absicht sein, einer bedenklichen und in unseren Tagen ohnehin weitverbreiteten Vielgeschäftigkeit das Wort zu reden und zu verlangen, daß sich Jemand den Pflichten seines Hauses, den Werken der Barmherzigkeit entziehen solle, um Kirchenschmuck zu arbeiten. Darüber habe ich mich bereits im Eingange deutlich erklärt. Was ich wünsche ist das: ich möchte dem anerkanten Thätigkeitstriebe deutscher Frauen und ihrer unschuldigen Freude an den von der eigenen Hand geschaffenen kleinen Kunstwerken ein würdigeres Ziel stecken. Ich wünschte, daß nur der zehnte Teil von Zeit und Geld, welche auf oft ebenso geschmacklose als nutzlose Arbeiten vergeudet wird, auf Herstellung würdigen Kirchenschmucks verwendet werden möge. Ich weiß, daß damit unseren Kirchen in kurzer Frist geholfen wäre. Und das Hauswesen, meine ich, würde auch nicht zu Grunde gehen, wenn auch wirklich eine Feuerzange oder ein Kühleimer ohne Stickerei bleiben sollte. Auf die Hände derer wollen wir Verzicht leisten, deren Fuß das Haus Gottes nicht betritt: sie mögen dazu verurteilt bleiben, Bedürfnisse zu erfinden, um sie befriedigen zu können, mit ihren Handarbeiten oder mit ihrer Kleidung der Tagesmode zu huldigen und als gehorsame Dienerinnen des Bazars jeden Einfall desselben alsbald in Vollzug zu setzen. Christlichen Frauen dagegen, Pfarrfrauen zumal, denen zwar sonst in ihrem Hause am wolsten, im Hause Gottes aber doch noch woler zu Mute ist, öffnet sich für ihre Thätigkeit und Geschicklichkeit in der Kirchenstickerei ein schöneres, weiteres, würdigeres Gebiet für einsame und gemeinsame Arbeit. Möge der gegenwärtige Anlaß Vielen den Mut machen, dieses Gebiet zu betreten. Und der Wahrspruch, den sich mehrere Paramentenvereine erwählt haben, sei dabei auch der Ihre:

Alles zur größeren Ehre Gottes.

---

gelegt und erläutert. Eine genauere Beschreibung derselben wird im „Christlichen Kunstblatt“ gegeben. Den im Text erwähnten Zeichner wollen wir aber doch mit Namen nennen. Es ist Herr Eugen Martin Beck in Hernhut. Er wird nach Befinden gern seine Zeichnungen verleihen oder selbst auf den Stoff zeichnen oder auch die Ausführung der Stickerei besorgen.

Nachrichten.

Aus dem Großherzogtum Hessen.

Das Jahr 1865, das seinem Ende naht, war für unser Land in kirchlicher Beziehung ein segensreiches. Nicht als ob man von Oben irgend etwas Besonderes zur Besserung und Klärung unserer kirchlichen Zustände gethan hätte; das zu erwarten haben wir keine Ursache gehabt. Desto frischer und kräftiger entwickelt sich das kirchliche Bewußtsein und Leben unter der Geistlichkeit des Landes. Gerade durch den Druck und die mancherlei Hemnisse, die wir zu erfahren haben, gewint unser kirchliches Leben eine besondere Energie. Betrübend aber ist es, daß das berufene Regiment die kirchliche Bewegung nicht führt und weislich leitet, sondern mit sichtbarem Widerstreben sich treiben und vorwärtsschieben und ziehen läßt.

1. Zunächst war es hoch erfreulich, daß zu Anfang des Jahres auch von einer namhaften Anzahl hessischer Pfarrer ein kurzer und kräftiger Protest gegen Schenkel erhoben worden ist. Leider haben unsere Superintendenten eine dringende Veranlassung versäumt, uns hierin mit einem guten Beispiele voranzugehen. Die drei Superintendenten unseres Landes, welche etwa den Generalsuperintendenten in Preußen zu vergleichen sind, pflegen nämlich alle Jahre unter dem 1. Januar eine Art Hirtenbrief an die Geistlichen ihrer Sprengel zu erlassen. Hier wäre eine treffliche Veranlassung, ja eine gewisse Nötigung zu einem kräftigen Zeugnis gewesen. Der Hirtenbrief nimt auch einen kleinen Ansatz dazu, macht aber nachher eine höchst eigentümliche Schwenkung. Er begint mit den Worten: „So oft wir am Anfang eines neuen Jahres mit unserm amtsbrüderlichen Gruße vor Euch traten, gaben uns die Erfahrungen des verflossenen Jahres Veranlassung, bald dies, bald jenes an Euer Herz zu legen.“ Dann wird hervorgehoben, wie es in unserer Zeit besonders Pflicht der Geistlichen sei, den Glauben fester zu gründen in unserm Volke.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 29. November. № 95.

Die Geltung Christi in Schleiermachers Theologie.

II.

Wir gehen zu Schleiermachers Glaubenslehre. Man würde sich sehr irren, wenn man den Grundgedanken derselben, das „schlechthinige Abhängigkeitsgefühl", für einen besonders christlich-frommen halten wollte. Derselbe ist vielmehr auf rein Spinozistischem Boden erwachsen und ist der christlichen Anschauung durchaus fremd. Der Christ weiß, daß er wol in voller sittlich-religiöser Abhängigkeit von Gott sein soll, daß er diese Abhängigkeit aber in jeder Sünde durchbricht. „Schlechthinige" Abhängigkeit, die eben kein Widerstreben irgend einer Art zuläßt, ist nur im Gebiete der absoluten Notwendigkeit, wo alle persönliche Freiheit ausgeschlossen ist. Spinoza erklärte folgerichtig alles Sein, also auch den Menschen, für schlechthin abhängig vom Universum oder von Gott; er leugnete aber auch alle Freiheit, alle Sünde, alle Schuld. — Von dem „schlechthinigen Abhängigkeitsgefühl" ausgehend sucht nun Schleiermacher weiter nach dem Grunde oder Gegenstande desselben, nach Gott. Was ist nun dieser Gott? Da müssen wir uns vor Allem hüten, aus den uns sonst geläufigen Gedanken etwas in das von Schleiermacher Gesagte einzutragen; wir haben dazu kein Recht.

Unter den verschiedenen Gestaltungen der Frömmigkeit, sagt Schleiermacher, nehmen diejenigen die höchste Stufe ein, „in welchen alle frommen Gemütszustände die Abhängigkeit alles Endlichen von einem Höchsten und Unendlichen aussprechen, d. i. die monotheistischen" (§. 8). Es leuchtet wol ein, daß mit diesem Zahlbegriff der Begriff des Monotheismus durchaus nicht bestimt ist; auch der dem Monotheismus schnurstracks entgegenstehende Pantheismus Spinoza's hat nur ein Höchstes und Unendliches, nämlich das Universum. Das Wesen des Monotheismus liegt in der Anerkennung Gottes als des unendlichen persönlichen Geistes; die Einheit versteht sich dann von selbst. Ueber den Gedanken des persönlichen, d. h. selbstbewußten und freien Geistes, geht Schleiermacher aber hier mit völligem Schweigen hinweg. In einem Zusatz weist Schleiermacher eine Erörterung über den Pantheismus, als gar nicht zur Sache gehörig, ab, bemerkt aber doch dabei, daß auch mit dem Pantheismus das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl, also die Frömmigkeit, sich sehr wol vertrage, und daß sich solche fromme Zustände von den frommen Erregungen manches Monotheisten schwer unterscheiden lassen. Man beachte die vorsichtige, aber offenbar ganz ungehörige Hinzufügung des „manches". Späterhin aber (§. 32, 2) komt Schleiermacher doch wieder auf den Gegenstand zurück; wenn man nämlich nur die Abhängigkeit des endlichen Einzelnen von der Gesamtheit alles Endlichen im Auge habe, also nicht Gott, sondern die Welt, so sei dies eine unfromme Erklärung. Das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl beziehe sich vielmehr auf Gott als die absolute, ungeteilte Einheit. — Aber auch diese Erklärung weicht der uns interessirenden Frage nur vorsichtig aus; denn wenn Gott im Unterschiede von der Gesamtheit des Endlichen nichts ist als die absolute, ungeteilte Einheit, so sind wir damit auch nicht um einen Zoll aus Spinoza's Pantheismus hinaus. Denn die Summe alles Endlichen ist auch für diesen nicht Gott, sondern dieser ist die absolute, ungeteilte Einheit, die sich nur in die Fülle des Endlichen auseinanderlegt. Auch in seinen ganz unzweideutig pantheistisch gehaltenen philosophischen Schriften unterscheidet Schleiermacher die allem Endlichen zugrundeliegende absolute Einheit von dieser Summe des Endlichen. Es ist jedenfalls beachtenswert, wie vorsichtig Schleiermacher in der Glaubenslehre mit der Besprechung des Pantheismus verfährt, und wie er grade hierbei die Hinweisung auf den persönlichen Gott schlechterdings vermeidet; über die „ungeteilte Einheit" komt er da durchaus nicht hinaus.

Vielleicht erfahren wir mehr bei der Erörterung der göttlichen Eigenschaften und des göttlichen Thun. Bevor nun irgend etwas anderes über das Wesen und die Eigenschaften Gottes gesagt worden ist, als daß er eben Einheit ist, begint Schleiermacher sofort mit der Schöpfung (§. 36). Der Gedanke der Schöpfung ist nichts anderes als der, „daß die Gesamtheit des endlichen Seins nur in der Abhängigkeit von dem Unendlichen besteht." Von einem Anfange des Endlichen dürfe man übrigens hierbei nicht reden, denn von einem solchen haben wir kein „Selbstbewußtsein" [!], und der Gedanke der Schöpfung geht gänzlich in der von der Erhaltung, von dem Fortbestehen des Seins auf (§. 37 f.). Nun das stimt ganz vortrefflich zu Spinoza, der gegen dieses Lehrstück des „christlichen Glaubens" nach Schleiermachers Deutung nicht das mindeste einzuwenden hätte. In Beziehung auf die göttliche Weltregierung ist die gewöhnliche [d. h. die biblische] Lehre ein wenig zu ändern, nämlich dahin, „daß Erregungen des Selbstbewußtseins, welche Lebenshemmungen ausdrücken, vollkommen ebenso in die schlecht-

hinige Abhängigkeit von Gott zu stellen sind, wie diejenigen, welche eine Lebensförderung ausdrücken", nämlich alle Uebel, worunter notwendig auch das Böse mitzurechnen ist, — nicht etwa, wird ausdrücklich bemerkt, im Sinne einer göttlichen Zulassung oder einer göttlichen Bestrafung für etwas von Gott nicht gewolltes Böse, sondern im Sinne der unbedingten göttlichen Ursächlichkeit. Auch dies ist in vollem Einklang mit Spinoza's absolutem Determinismus; und wir erinnern noch daran, daß Schleiermacher in seinen philosophischen Schriften das Böse überhaupt für bloßen Schein erklärt; die Wissenschaft aber habe die Aufgabe, diesen Schein als solchen bloszulegen (s. Syst. d. Sittenl. S. 56).

Noch aber wissen wir immer nicht, was denn diese „göttliche Ursächlichkeit" sei, obwol wir bereits von Schöpfung und Weltregierung, von Engeln und vom Teufel sehr viel gelesen haben. Wir hoffen Aufschluß bei der nun erst folgenden Lehre von den göttlichen Eigenschaften. Da werden wir sofort am Eingange mit der Weisung abgewiesen: „Alle Eigenschaften, welche wir Gott beilegen, sollen nicht etwas besonderes in Gott bezeichnen, sondern nur etwas besonderes in der Art, das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl auf ihn zu beziehen" (§. 50); mit andern Worten: die Gedanken der göttlichen Eigenschaften haben gar keine objective Bedeutung, sondern nur subjective; wir finden uns so oder so bestimt, und da pflegen wir zwar in unwissenschaftlicher Befangenheit in Gott eine dem entsprechende Eigenschaft vorauszusetzen, aber dazu haben wir gar kein Recht; wie diese göttliche Ursächlichkeit sei, von der wir uns bestimt fühlen, darüber können wir gar nichts aussagen. Die Vorstellungen von göttlichen Eigenschaften sind auch gar nicht „von dem dogmatischen Interesse ausgegangen", sondern „von der religiösen Dichtung." Von mehreren göttlichen Eigenschaften könne schon darum nicht die Rede sein, weil Gott dadurch in das Gebiet des Gegensatzes gestellt werde. „Es bleibt also jedem freigestellt, unbeschadet seiner Zustimmung zur christlichen Glaubenslehre, sich jeder Form der Speculation anzuschließen, welche nur einen Gegenstand zuläßt, auf welchen sich das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl beziehen kann." Uns scheinen diese Erklärungen grade deutlich genug, um zu wissen, wie wir mit Schleiermachers Gottesbegriff dransind.

Es interessirt uns aber doch noch, weiter nachzusehen, was nun Schleiermacher mit den im Princip geleugneten göttlichen Eigenschaften anfängt. Insofern die göttliche Ursächlichkeit der Gesamtheit der natürlichen, endlichen Ursächlichkeiten dem Umfange nach gleichgesezt wird [!], ist sie die göttliche Allmacht. In der religiösen Dichtung, welche Gott vermenschlicht, hat sich zu dem Begriffe der Allmacht der der Allwissenheit gesellt. Damit lasse sich aber wissenschaftlich nicht viel anfangen; es soll damit nur bezeichnet werden, daß die göttliche Ursächlichkeit nicht eine todte Kraft, sondern „schlechthinige Lebendigkeit" sei (§. 51, vgl. §. 55, wo Schleiermacher in seltsamen Windungen und Zweideutigkeiten diese Auffassung noch weiter entwickelt). Die göttliche Heiligkeit ist „diejenige göttliche Ursächlichkeit, kraft deren in jedem menschlichen Gesamtleben mit dem Zustande der Erlösungsbedürftigkeit zugleich das Gewissen gesezt ist" (§. 83), — also auch hier ist wieder nur ein subjectiver Zustand des Menschen das Wirkliche, während über eine innere Wesenheit Gottes selbst nichts verlautet.

Nach allem diesen kann es für keinen Unbefangenen auch nur im mindesten zweifelhaft sein, daß Schleiermacher auch in seiner Glaubenslehre die in seinen „Reden" ausgesprochene pantheistische Auffassung festhält, daß er keinen persönlichen, selbstbewußten Gott anerkent, sondern nur die allem Einzelnen zugrundeliegende unpersönliche Einheit, daß er den schneidendsten Gegensatz zum christlichen Bewußtsein unter mehr oder weniger christlich lautenden Formen als „evangelisches" Glaubensbewußtsein dargestellt hat.

Wir können uns nun schon einigermaßen von selbst vorstellen, wie er von der Person und dem Werke des Erlösers denkt. Für den Christus der heiligen Schrift fehlen hier auf Seiten Gottes wie auf Seiten des Menschen alle Voraussetzungen. Das Wort des Erlösers: „Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater", hat in diesem Gedankenkreise keinen Sinn, selbst wenn man es in die Sprache der neuen Wissenschaft übersetzen wollte: „Ich bin von der ungeteilten Einheit, der göttlichen Ursächlichkeit, ausgegangen u. s. w." Der hohe Gedanke der barmherzigen Liebe Gottes wird hier höchstens zur Phrase, und Schleiermacher meidet auch wolweislich diesen Ausdruck so sehr als möglich, denn „Gott Barmherzigkeit zuzuschreiben eignet sich mehr für das homiletische und dichterische Sprachgebiet als für das dogmatische" (§. 85), d. h. davon kann man allenfalls zu den Leuten aus dem Volk reden, die es eben nicht besser verstehen, nicht aber zu den Eingeweihten. Der Zweck eines Erlösers ist in dieser Weltanschauung auch ein ganz anderer als in der christlichen Kirche angenommen wird; denn die Sünde ist, wie alles, was wirklich ist, notwendig und „von Gott geordnet", ist schlechthin „auf die göttliche Ursächlichkeit" zu beziehen; und da die von eben dieser Ursächlichkeit geordnete Erlösung „als der mit der Sünde verbundene Vorteil erscheint, dem gegenüber von einem Schaden derselben nicht die Rede sein kann", so kann das fromme Bewußtsein an jener „Unvermeidlichkeit" und göttlichen Anordnung der Sünde nicht Anstoß nehmen, zumal ja „die nur allmälige und vollkommene Entwickelung der Kraft des Gottesbewußtseins", — worin eben der nötigende Grund der Sünde liegt, — „zu den Bedingungen der Existenzstufe gehört, auf welcher das menschliche Geschlecht steht" (§. 81). Die Erlösung kann also, dies müssen wir von vornherein schließen, in nichts anderem bestehen, als in einer Erhöhung der Kraft unseres Gottesbewußtseins oder schlechthinigen Abhängigkeitsgefühls; und der Erlöser bedurfte, um diesen Zweck zu erfüllen, eben nur ein besonders reines und hohes Gottesbewußtsein, welches er lehrend mitteilte, und welches nun in der von ihm gestifteten frommen Gemeinschaft als Gemeingeist, als „hei-

liger Geist" fortlebte. Damit haben wir, bis auf einen Punkt, Schleiermachers Christologie gezeichnet.

Dieser eine Punkt, der nach allem Vorangegangenen uns jedenfalls überraschen muß, ist die von Schleiermacher eifrig behauptete Sündlosigkeit Jesu, welche als die notwendige Kehrseite des ungetrübten Gottesbewußtseins, der einzige Unterschied Jesu von den übrigen Menschen ist, denen er sonst in allen Dingen vollkommen gleich ist. Diese unsündliche Vollkommenheit des Erlösers kann nicht aus der h. Schrift bewiesen werden, teils „wegen der Vieldeutigkeit der meisten Ausdrücke", teils weil dadurch doch nur erwiesen würde, daß die ersten Christen es geglaubt haben; — sie erweist sich vielmehr ganz einfach wieder aus unserm Selbstbewußtsein. Wir sind uns nämlich bewußt, daß alle Annäherung an den Zustand der Seligkeit begründet ist in einem neuen, von Christo begründeten Gesamtleben, in welchem die Erlösung bewirkt wird, „vermöge der Mitteilung seiner unsündlichen Vollkommenheit"; das ist also eine innerliche Erfahrung, die keines andern Beweises bedarf (§. 88). Diese Mitteilung geht etwa nicht unmittelbar von Christo aus, sondern von dem in der frommen Gemeinschaft von ihm angeregten Geiste.

Sehen wir ab von der völligen Nichtigkeit dieses Beweises, der doch höchstens dann eine überzeugende Kraft hätte, wenn die von Christo gestiftete Gemeinde in allen ihren Gliedern wirklich heilig und sündlos wäre, so können wir doch nicht umhin, die ganze Behauptung einer solchen unsündlichen Vollkommenheit des Erlösers überraschend zu finden. Denn einerseits kann uns nicht entgangen sein, daß von Sünde im eigentlichen, im biblischen Sinne bei Schleiermacher überhaupt nicht die Rede sein kann, denn was Gott geordnet hat, das ist notwendig gut, folglich hat auch die einem Menschen ausschließlich zugeschriebene Sündlosigkeit keinen rechten Sinn. Man könte sagen, Christus habe ein höheres Gottesbewußtsein gehabt, als andere Menschen, sei vollkommener als sie gewesen, aber ihm dasjenige völlig abzusprechen, was nach Schleiermacher zur natürlichen Entwickelung jedes Menschen gehört, dazu fehlt aller und jeder Grund. Andererseits gehört das, was Schleiermacher Sünde nennt, nämlich das anfängliche Uebergewicht des Fleisches, der Sinnlichkeit, über den Geist, also das anfängliche Gehemtsein des Gottesbewußtseins, so unabweislich zu der natürlichen Entwickelung des Menschen, daß gar nicht abzusehen ist, wie dieser reine Mensch Jesus, — von dessen übernatürlichem Ursprunge und Wesen Schleiermacher ja schlechterdings nichts wissen will, — von dieser natürlich notwendigen Entwickelung aus der Sünde zum vollkommenen Gottesbewußtsein ausgenommen sein könne. Schleiermacher ist sonst, wo es sich um die Annahme einer übermenschlichen Natur und Kraft in Christo handelt, sofort mit dem Vorwurf, daß dies doketische Irrlehre sei, bei der Hand; wir müssen mit größerem Recht von seinem Standpunkte aus erklären: ein Mensch, der nicht durch dieses anfängliche Uebergewicht des Fleisches über den Geist, also, nach Schleiermacher, durch die der menschlichen Entwickelung notwendige Sünde hindurchgeht, wäre gar kein wirklicher Mensch mehr, der gehöre in den Doketismus. Wir gestehen, auch gar nicht einsehen zu können, was Schleiermacher zu diesem Zugeständnis an das allgemeine christliche Bewußtsein bewogen hat, und warum er nicht auch die Sündlosigkeit Jesu in das Gebiet der „homiletischen und dichterischen" Redeweisen verwiesen hat, da ja doch auch ein durch die allgemein menschliche Unvollkommenheit hindurchgegangener „zweiter Adam" zu einem vollkommen reinen Gottesbewußtsein gelangen und dieses der von ihm gestifteten Gemeinde mitteilen konte; wie ja auch Schleiermacher in seinen „Reden" auch noch andere Mittler zuläßt und in Aussicht stellt. Freilich wenn wir, vielleicht etwas zudringlich, weiter fragen, worin denn eigentlich dieses reine Gottesbewußtsein Jesu bestanden habe, und wir nach Schleiermacher doch wol keine andere Antwort geben können als die, daß Gott das unteilbare Eine sei, von dem wir uns schlechthin abhängig fühlen, daß aber seine Allwissenheit, seine Liebe und Barmherzigkeit u. dgl. nur zu den „homiletischen" Redeweisen gehören, so möchten wir ein Bild von dem „Erlöser" erhalten, was wol nicht blos uns recht seltsam vorkommen dürfte.

In Anschmiegung an die christliche Lehre, daß Christus Gottes eingeborner Sohn sei, redet Schleiermacher nun auch von einem „Sein Gottes" in Jesu; das hat manchem die Augen geblendet, und noch gar mancher „Vermittelungstheologe" der Neuzeit glaubt den Standpunkt des Glaubens einzunehmen, wenn er recht viel von einem solchen Sein Gottes in Christo redet. Nun, es ist doch wol unzweifelhaft, daß nicht blos auf christlichem, sondern auch auf pantheistischem Standpunkte ein Sein Gottes in allem Endlichen, in jeder Pflanze, in jedem Menschen, also auch in Christo sich ganz von selbst versteht, ebenso, daß man bei den höheren Geschöpfen und bei den höheren Entwickelungsstufen derselben auch von einem höheren Grade eines Seins Gottes in ihnen reden kann, daß also mit einem „Sein Gottes in Christo", auch mit einem höheren Grade eines solchen, noch gar kein wesentlicher Unterschied Christi von andern Menschen ausgesagt ist, sondern nur ein relativer, daß man also ganz ebenso von einem Sein Gottes in Socrates, in Plato u. s. w. reden kann, wie ja Schleiermacher in den Reden nach der vorhin angeführten Stelle von einem ganz besonders hohen Grade eines Seins Gottes in Spinoza sprach. Die „Einzigkeit" des Erlösers wird also durch eine solche Weise noch in keinerlei Weise bekundet. Worin besteht denn nun nach Schleiermacher jenes „Sein Gottes" in Christo? In nichts anderem, als in der „stetigen Kräftigkeit seines Gottesbewußtseins" (§. 94). Also auch hier ist wiederum nur von einer rein subjectiven Beschaffenheit eines menschlichen Subjects die Rede; ob diesem Gottesbewußtsein eine mit geistigem Bewußtsein wirkende göttliche Wirklichkeit entspricht, bleibt vollständig im Dunkeln, ja wir müssen dies nach dem Früheren enschieden verneinen. Wir müssen es vielmehr als eigentliche, obgleich in künstlichen Redewendungen verhüllte, Ansicht Schleiermachers, auch in seiner christlichen Glaubenslehre, erklären, daß Gott gar kein anderes Selbstbewußtsein habe, als in diesem Bewußtsein Jesu von Gott. Wer diese unsere Auffassung für irrig hält, von dem erwarten wir einen Gegen-

beweis, nur, bitten wir uns aus, nicht aus den Predigten, denn daß Schleiermacher von „homiletischer" Herablassung zu der Vorstellungsweise der Gemeinde einen reichen und sehr geschickten Gebrauch machte, ist Jedermann sattsam bekant. — Da nun das Gottesbewußtsein nicht blos in Christo, sondern in allen frommen Menschen ist, so, sollte man meinen, müßte Schleiermacher ganz ebenso von einem Sein Gottes in allen diesen sprechen. Aber er weist dies wenigstens für die Nichtchristen ab, weil bei diesen das Gottesbewußtsein nicht blos im Polytheismus, sondern auch im jüdischen [d. h. biblischen] Monotheismus in einer teils gröberen, teils feineren „Versinnlichung" befangen, also nicht rein war. Für die Christen steht es freilich anders; durch Christus ist vielmehr „das [bisher sinnlich betrübte] menschliche Gottesbewußtsein ein Sein Gottes in der menschlichen Natur geworden" (§. 94, 2). Eine irgenwie übernatürliche Erzeugung Christi, ein Kommen eines schon vorher, schon von Ewigkeit bei dem Vater existirenden Gottessohnes in die Welt, weist Schleiermacher natürlich sehr bestimt ab; das ist ein in dieser Weltanschauung ganz unmöglicher Gedanke; nur Jesu Gottesbewußtsein ist die Offenbarung der innerlich waltenden Gottesmacht. Das kann augenscheinlich ganz ebenso Spinoza sagen, wie es andererseits Schleiermacher von Spinoza's Philosophie auszusagen kein Bedenken tragen würde, und es im Grunde auch sagt.

Wenn nun das Sein Gottes in Christo sich von dem Sein Gottes in den frommen Christen nur darin unterscheidet, daß Christus der Anfänger und insofern Vermittler des reinen Gottesbewußtseins war, — wobei wir freilich eigentlich hinzufügen müssen, daß dasselbe in der christlichen Gemeinde bis Spinoza gänzlich misverstanden wurde, — so liegt doch die Frage nahe, ob nicht „auch eine Hoffnung sich entwickeln muß, das Menschengeschlecht werde noch einmal, wenn auch nur in seinen Edelsten und Trefflichsten, über Christum hinausgehen und ihn hinter sich lassen?" Schleiermacher lehnt dies einfach mit der Antwort ab, daß diese Auffassung „die Grenze des christlichen Glaubens" sei, welcher eben für die reine Auffassung des Urbildlichen keinen andern Weg kennt, als das sich immer mehr vervollkomnende Verständnis Christi (§. 93, 2). Nun, es wird wol jeder Unbefangene zugeben, daß diese Widerlegung jener „Hoffnung" eine ungemein wolfeile ist. Schleiermacher liebt es, bei fast allen brennenden Fragen, wo die einfachste Folgerung aus seinen Sätzen etwas unzweifelhaft Widerchristliches ergibt, sich hinter den schirmenden Vorwand zurückzuziehen, das schreite über die Grenzen des christlichen Glaubens. Könten wir auch die Ueberzeugung gewinnen, daß Schleiermacher sonst die Grenzen des christlichen Glaubens mit sorgfältiger Scheu innegehalten hätte, so würden wir doch viel natürlicher schließen: wenn sich aus aufgestellten Behauptungen Folgerungen ergeben, welche über die Grenzen des christlichen Glaubens hinausführen, so können jene Behauptungen selbst nicht christlich sein. Wenn nun in neuerer Zeit Dav. Strauß und Andere, von Schleiermachers Grundgedanken ausgehend, die ängstlich aufgestellte Grenzsperre nicht respectirten, sondern ruhig die Grenze überschritten, so möchten wir wissen, mit welchem wissenschaftlichen Rechte Schleiermacher oder seine Anhänger ihnen dies wehren könten.

Nachrichten.

Aus dem Großherzogtum Hessen.

(Schluß.)

„Ihr sollt zeugen von mir", dies Wort des Herrn rufen die Superintendenten ihren Geistlichen besonders zu. Statt aber nun selbst mit einem kräftigen Zeugnis und Bekentnis hervorzutreten fährt der Hirtenbrief also fort: „Zwar, es gibt auch ein Eifern mit Unverstand. — Man hat sich hier und da so weit verirrt, daß man den Streit um den Glauben, wie er gegenwärtig auf dem Büchermarkt entbrant ist, selbst mit Nennung von Namen auf die Kanzel gebracht hat. Man wird hier und da nicht müde, gegen den Unglauben der Zeit zu poltern" u. s. f. Es mag „hier und da" wirklich in falschem Eifer geredet werden, — wer unsre Zustände kent, weiß aber, daß diese Gefahr nicht sehr groß ist, daß es aber nicht nur „hier und da" sondern an sehr vielen Orten an dem lebendigen Zeugnis für Christum und Seine ewige Gottheit gänzlich fehlt. In dem Hirtenbriefe solch Zeugnis abzulegen, einfach und kräftig, das wäre eine That gewesen für unsre Zeit und weit notwendiger als gegen die Polterer — zu poltern. Die Polterer, — das sagt Ref. den Lesern im Vertrauen, — sind nämlich bei uns die argen Lutheraner, doch würde es denen, die uns so beschuldigen, schwer werden, ihre Behauptung zu beweisen. Die Superintendenten haben also nicht für gut angesehen, gegen Schenkel öffentlich Zeugnis abzulegen; die Lutheraner aber haben's gethan, und der Herr wird dies Zeugnis und Bekentnis nicht ungesegnet lassen.

2. Ein weiteres hocherfreuliches Ereignis für unsre Kirche ist die Berufung des Professors von Zezschwitz nach Gießen. Die theol. Facultät in Gießen hat seit vielen Jahren den Ruhm, sich von jeder Befleckung mit der Orthodoxie frei gehalten zu haben. Erst durch die vor einigen Jahren erfolgte Habilitirung des nunmehrigen außerordentlichen Professors Zöckler als Privatdocent in Gießen, hat der höchst traurige Zustand der Facultät sich etwas gebessert, wenigstens konten die jungen Theologen von da an doch von einem Lehrstuhle herab die unverfälschte Lehre der Kirche hören. Zöckler hat seither im Segen gewirkt und unsre Kirche verdankt diesem aus ihrer eignen Mitte hervorgegangenen Lehrer der Theologie sehr viel. Möchte nur unsre Staatsregierung den tüchtigen Mann durch definitive Anstellung der Hochschule erhalten! — Schon lange machte der traurige Zustand der theol. Facultät in Gießen den kirchlich Gesinten große Bedenken. Mehrfach hatten dieselben um Berufung bekentnistreuer Professoren dringend gebeten, aber vergeblich. Da eröffnete sich im vergangenen Winter eine trostvolle Aussicht auf Abhilfe des tief empfundenen Schadens. Prof. von Zezschwitz, der sich längere Zeit in dem benachbarten Frankfurt aufhielt und auch in Darmstadt durch einige apologetische Vorträge höchst anregend wirkte, zeigte sich geneigt, sich in Gießen als Docent niederzulassen. Schon ehe er in Leipzig seine Docentenlaufbahn begann, waren Versuche

gemacht worden, ihn für Gießen zu gewinnen. Es muß als eine wunderbare Fügung Gottes angesehen werden, daß nach Verlauf einer Reihe von Jahren der alte Plan ganz ungesucht und von andern Händen wieder aufgenommen wurde. Ihn auszuführen machte nicht geringe Schwirigkeiten. Insbesondere soll die theol. Facultät sich sehr entschieden gegen Zezschwitz erklärt haben. Wenn dies wahr ist, wie wir nicht bezweifeln können, so hat die Facultät sich selbst gerichtet. Da sie durchaus keine persönlichen oder wissenschaftlichen Gründe gegen die Niederlassung des Prof. von Zezschwitz vorbringen konte, so muß der Grund ihres Widerstandes lediglich in der ihr misliebigen Richtung des Docenten gesucht werden. Die Toleranz des Rationalismus hat sich hierbei wieder einmal deutlich gezeigt und was die Herren unter academischer Lehrfreiheit verstehen, ist unzweifelhaft klar geworden. Trotz aller Machinationen, und selbst mit anonymen Briefen haben es die Feinde des Prof. von Z. versucht, war die Staatsregierung so hochherzig und erleuchtet, daß sie die Habilitirung des neuen Docenten gestattete und ihm sogar den Titel eines außerordentlichen Professors verlieh. Wie die Facultät diese Niederlassung eines luth. Docenten aufgenommen hat, charakterisirt eine Anekdote, die man sich bei uns erzählt. Einer der Professoren wurde von einem Herrn gefragt: „Aber, Herr Professor, wie kommen Sie nur an den Zezschwitz?“ — „Ja,“ erwiederte der Angeredete, „sagen Sie lieber, wie komt der Zezschwitz an uns.“ — Der neue Docent begann unter ungewöhnlicher Teilnahme seine Vorlesungen. In herzlicher Freundschaft und Einmütigkeit wirkt er mit dem etwas jüngeren Zöckler; beide ergänzen sich vortrefflich und Einer hebt des Andern Kraft und Wirken. Wir haben viel Ursache dem Herrn zu danken, daß er uns so wunderbar geholfen. Besonders erquicklich und segensreich ist es, daß „unsere“ beiden Professoren sich an den Pfarrconferenzen und Missionsfesten freudig und fleißig beteiligen. Diese herzliche Verbindung der gelehrten mit der practischen Theologie kann beiden Teilen nur förderlich und segensreich sein. Wir versprechen uns hiervon insbesondere auch eine tiefere Anregung unsrer Geistlichkeit zu fortgesetztem ernstem Studium. — Vor wenig Wochen mußten wir die ernste Besorgnis hegen, daß unsere Freude nur eine kurze sein würde. Die theol. Facultät in Dorpat richtete an Prof v. Zezschwitz die Anfrage, ob er geneigt sei, unter den bekanten vorteilhaften Bedingungen jener Hochschule eine vacante Professur zu übernehmen. Dies veranlaßte nicht geringe Bewegung in unserem Lande. Man that alle möglichen Schritte, um Z. zu halten, der auch selbst gerne willens war, jenen Ruf abzulehnen, wofern unsere Staatsregierung nur etwas für ihn thun wollte. Auch die Schüler des neuen Docenten wandten sich mit der Bitte an die Staatsregierung, daß man ihnen ihren geliebten Lehrer lassen möge. Nur im Vorbeigehen sei erwähnt, daß von Seiten einiger Studenten eine Gegen-Demonstration versucht und eine Adresse gegen den Eintritt des Prof. von Zezschwitz in die Facultät unterzeichnet worden ist. Die jungen Herrn sollen für die „freie Forschung“ Gefahr befürchtet haben, wol mehr noch für ihr Examen. Nach längerem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung hat die Angelegenheit endlich einen erwünschten Ausgang genommen. Z. hat sich für Gießen erklärt und da auch nach dieser Erklärung der academische Senat in Dorpat dem Vernehmen nach dem Vorschlage der theol. Facultät seine Zustimmung mit geringer Majorität versagt hat, so bleibt die edle Kraft unserer Hochschule und Kirche vor der Hand erhalten. Wir sind unserer Regierung zu höchstem Dank verpflichtet, daß sie von Zezschwitz zum ordentlichen Professor honorarius mit einem freilich sehr kleinen Gehalte ernant hat, ohne auf den ungerechtfertigten Widerspruch einer wesentlich rationalistischen Facultät zu achten. Wenn die Stimme der Facultät entscheidend wäre, wie von manchen Seiten behauptet wird, so wären wir dazu verurteilt fort und fort die alte Gießener Theologie zu behalten und eine Aenderung wäre geradezu unmöglich. Das Ringen um diesen Docenten und damit um die rechte Lehre war gewis in vielfacher Beziehung ein segensreiches und muß namentlich für unsere jungen Theologen heilsam sein. So haben wir denn zwei treue und begabte Docenten, beide freilich noch nicht als Glieder der Facultät, aber ihr Wirken wird darum nicht weniger gesegnet sein. Da auch das Auftreten des an Knobels Stelle berufenen alttestamentlichen Exegeten, des Prof. Dillmann, einen wolthuenden Eindruck gemacht hat und nach seiner Antrittsrede zu urteilen, sein Standpunkt ein wenigstens teilweise positiver ist, so haben wir alle Ursache auf den Zustand unserer Hochschule mit Hoffnung hinzuschauen. Leider steht es mit unsern Gymnasien aber noch sehr schlecht und wiederholte Klagen einzelner Professoren über die höchst mangelhafte Vorbildung der jungen Studenten haben bis jezt noch keine Erhörung gefunden. Abgesehen von allen andern Schäden stehen unsere Gymnasien im Vergleiche mit den preußischen, sächsischen und kurhessischen viel zu tief und entlassen ihre Zöglinge viel zu früh und in Folge dessen zu wenig gereift, — ein Schaden, der nie wieder gut zu machen ist, und der sich in dem geistigen Leben unserer Beamten vielfach nur zu deutlich offenbart. —

3. Auch im vergangenen Jahre hat das kirchliche Leben unseres Landes in den wol organisirten Conferenzen Ausdruck und Nahrung gefunden. Insbesondere sind es neben den seit Jahren wesentlich unter Vilmars Leitung bestehenden vereinigten Conferenzen hessen-darmstädtischer und kurhessischer Pastoren: die nur von Geistlichen besuchten hessen-darmstädtischen Pastoral-Conferenzen zu Reichelsheim für die Provinz Starkenburg und zu Ulrichstein für die Provinz Oberhessen, welche als die Mittelpunkte des kirchlichen Lebens betrachtet werden können. An der in der Woche nach Pfingsten abgehaltenen Conferenz zu Reichelsheim beteiligten sich unsere beiden Professoren Zöckler und von Zezschwitz. Der erstere hielt einen wissenschaftlichen Vortrag über „die modernen christologischen Theorien und ihre Unvereinbarkeit mit der Schrift und Kirchenlehre.“ Der leztere erquickte die Conferenzgenossen durch eine ernste Ansprache in dem Conferenz-Gottesdienste. Außerdem wurde ein Vortrag des Pf. Schlosser „über die Früchte unserer pastoralen Wirksamkeit, die Haupthindernisse derselben und deren Beseitigung“ Veranlassung zu einer lebhaften und anregenden Discussion.

Bei der am 25. und 26. Juli gehaltenen Conferenz zu Ulrich-

stein sprach Prof. Zöckler in längerem Vortrage „über die wichtigsten Ergebnisse der neueren Naturforschung nach ihrem Verhältnis zu Lehre und Leben der Kirche." — Außerdem wurden bei dieser Conferenz Thesen über das Amt der Schlüssel zu Ende berathen und insbesondere über die rechte Uebung der Beichte verhandelt. Weiter wurde noch mancherlei die Thätigkeit der Conferenzglieder für äußere und innere Mission Betreffendes, gesprochen. Diese Conferenz bildet nämlich einen festeren und wol organisirten Verband zugleich für practische Thätigkeit auf dem Missionsgebiete.

4. Wenn die Conferenzen zunächst nur den Pastoren zur Sammlung und Anregung dienen, so erfüllen einen ähnlichen Zweck auch für die Angeregten in den Gemeinden die Missionsfeste und die Jahresfeste unserer Anstalten für Zwecke der innern Mission. Neben vielen kleineren Bezirksmissionsfesten feiern die Glieder der Ulrichsteiner Conferenz alle Jahre ein größeres Missionsfest. So geschah es auch in diesem Jahre und zwar in Laubach. Wir hatten die Freude und den Segen als Festprediger den mehrfach genanten Prof. von Zezschwitz, den Missionsdirektor Hardeland von Leipzig und den Pastor Findeisen von Paris zu hören. Auch die Jahresfeste unserer Blinden-Anstalt zu Friedberg, der Rettungshäuser zu Arnsburg und des Diaconissenhauses Elisabethenstift in Darmstadt wirken anregend und bauend. Alle diese Anstalten sind lebendige Zeugnisse der Gnade Gottes, denn sie bestehen alle, nebst einem dritten Rettungshaus in der unirten Provinz Rheinhessen, lediglich durch freiwillige Gaben, was doppelt bewundernswert ist, wenn man bedenkt, wie jung das kirchliche Leben bei uns noch ist. Ganz besonders erfreulich ist das Gedeihen des eben erwähnten Diaconissenhauses Elisabethenstift; dasselbe steht unter der Leitung einer trefflichen, in Bethanien zu Berlin gebildeten Oberin. Die treue Pflege der Diaconissen wird mehr und mehr gesucht und gewürdigt.

5. Eine vielbesprochene und geschmähte Eigentümlichkeit unseres kirchlichen Lebens ist das rege Interesse welches eine Anzahl von Patronen an kirchlichen Dingen nimt. Ein nicht unbeträchtlicher Teil unseres Landes besteht aus mediatisirten Fürstentümern und Grafschaften. In Folge dessen haben wir eine ganze Reihe von Standesherrn. Mehrere dieser erlauchten Herrn sind lutherisch, und ihre Patronatspfarrereien sind dergleichen Confession. In treuer Ausübung ihrer heiligen Pflicht berufen die hervorragendsten dieser Herren bekentnistreue Pfarrer. Wegen dieser ihrer treuen Pflichterfüllung werden die Herren von liberaler und democratischer Seite nicht wenig angefeindet und die verleumderische Presse nuzt diesen Umstand nach Kräften aus. Wir können nur wünschen, daß die Herren unbeirrt durch solches Lärmen und Schreien thun, was sie zu thun schuldig sind und daß bei allen Berufungen auch von Seiten der Kirchenbehörde mit gleicher Treue das confessionelle Recht bewahrt werden möchte. — Auch zur Unterhaltung der oben genanten Anstalten, insbesondere des Diaconissenhauses, helfen die Patrone unseres Landes treulich, wie wir auch ihrer Bemühung wesentlich die Möglichkeit der Berufung des Prof. von Zezschwitz zu verdanken haben. Solche Treue im Dienste der Kirche und damit im Dienste unseres ganzen Volkes wird freilich wenig erkant und noch weniger durch gebührenden Dank geehrt. Aber Anerkennung von den Menschen suchen die nicht, die dem Herrn dienen, und bei ihm wird solch Dienen wol unvergessen sein. — Eine wahrhaft lächerliche und boshafte, mit Bewußtsein verbreitete Verläumdung ist es, wenn gesagt wird, die Herren suchten hierbei ihren persönlichen Vorteil. Es leuchtet jedem ehrlichen und verständigen Menschen ein, daß die Treue gegen die lutherische Kirche wol Schmach und Spott, Uebelwollen von Oben und Haß von Unten einträgt, nimmer aber eine Gunst oder einen Vorteil. Wollten die Herren Gunst und Vorteil erwerben, so müßten sie ganz andere Wege einschlagen. Auch die Verdächtigungen der auf Patronatspfarreien präsentirten Pfarrer, die bei uns an der Tagesordnung sind, geben nur Zeugnis von der niedrigen Gesinnung ihrer Urheber. Es weiß bei uns Jedermann, daß ein Pfarrer durch ausgesprochene luth. Gesinnung sich den Zugang zu allen einflußreichen Stellungen verschließt, und daß man durch Betonung der Confession Lob und Begünstigung nicht ernten kann. Die Ehre müssen auch die Feinde den luth. Geistlichen lassen, daß sie ihre kirchliche Ueberzeugung ohne Menschenfurcht und ohne Haschen nach Menschengunst allezeit aussprechen und für das klare Recht ihrer Kirche mit maßvoller Entschiedenheit eintreten.

6. Noch bleibt uns übrig, unser Ceterum censeo anzufügen, ohne welches wir einmal über unsere kirchlichen Zustände nicht berichten können. Vor Allem thut uns Not: genügende Vertretung der luth. Kirche im Kirchenregiment. Es ist in der That ein nahe zu unerträglicher Misstand, daß in dem Kirchenregiment einer Landeskirche, welche etwa zwei Drittteile Lutheraner neben einem Drittteil Reformirter und Unirter in sich schließt, auch nicht ein einziger Mann sizt, der als Vertreter der lutherischen Kirche gelten könte. Wir nehmen keinen Anstand, dies immer wieder als ein großes Unrecht zu bezeichnen. Es verstößt diese völlige Nichtachtung der ursprünglich herschenden luth. Kirche gegen göttliches und menschliches Recht. Wir können und werden nicht ruhen noch rasten, bis wir hierin Abhilfe erlangt haben und beanspruchen es als einen Act der Gerechtigkeit selbst von Seiten der unirten Consistorialräthe, daß sie auf Ergänzung des Kirchenregiments durch wahrhaft dem luth. Bekentnisse ergebene Mitglieder antragen. Wir kennen die Stimmung des Landes sehr genau und wissen, daß das Kirchenregiment von keiner Seite sich eines großen Vertrauens zu erfreuen hat. Das kann auch kaum anders sein. Es ist aber geradezu unmöglich, dreien Confessionen gerecht zu werden, am allerwenigsten können das Leute, welche der Union zugethan sind, denn die Union, wie sie sich bei uns geltend macht, ist Aggression gegen die Confession, ist Absorbirung derselben. Auch Leute die persönlich gerecht und billig denken, haben erfahrungsgemäß gar kein Verständnis für das confessionelle Leben und schneiden ihm in bester Absicht und mit aller Liebenswürdigkeit die Lebenswurzeln ab. Als Zeugnisse für diese Behauptung führen wir nur an das in bester Absicht eingeführte zweideutige Ordinations-Formular, gegen das wir hiermit erneuten Protest erheben, die Ausschließung aller Lutheraner von einflußreichen Stellungen, — die Besetzung luth. Pfarr- und Schulstellen mit unirten Pfarrern und Lehrern, die Unterweisung der Lehrer im Schullehrer-Seminare nach dem abgeschafften badischen Katechismus. — Hiermit berühren wir schließlich noch einen sehr wunden Fleck unseres kirchlichen Lebens. Im Jahre 1860, in einer Zeit wo man in sehr erfreulicher Weise einen Anfang dazu machte, der luth. Kirche gerecht zu werden, gab unser Kirchenregiment eine sehr unzweideutige Verordnung heraus über den Gebrauch des luth. Katechismus. Es heißt darin wörtlich: „Seine K. Hoheit der Großherzog haben anzuordnen sich bewogen gefunden, daß in Zukunft der in der hessischen Kirchen-Agende von 1726 enthaltne luth. Katechismus nebst Fragestücken mit einem dem luth. Bekentnisse entsprechenden Spruch-

buche für den Religionsunterricht in den sämtlichen luth. Gemeinden **allein, also mit Ausschluß des gleichzeitigen Gebrauchs des alten badischen** Katechismus gebraucht werde." Klarer und richtiger kann man sich nicht ausdrücken. Die Verordnung ist vortrefflich und höchst dankenswert. Aber, sollte man es für möglich halten, trotz dieser ganz bestimten Verfügung wird bis auf den heutigen Tag in einer ganzen Reihe von luth. Gemeinden noch immer der alte badische Katechismus gebraucht, ja aus einem Städtlein wird berichtet, daß ein rationalistischer Pfarrer im Begriff stehe, den seit Jahren rechtlich eingeführten luth. Katechismus wieder abzuschaffen, und den verbotenen alten badischen Katechismus wieder einzuführen; — ja noch mehr: im Schullehrer-Seminare gebraucht man noch den alten badischen Katechismus, so daß es vorkomt, daß junge Lehrer nach dem luth. Katechismus unterrichten sollen, ohne mit demselben genügend bekant zu sein. Es ist bei uns eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß Diener der luth. Kirche in rechtlich luth. Gemeinden ganz offen für die Union werben und arbeiten und, was das Betrübendste ist, solches Thun findet Niemand ordnungs- und pflichtwidrig. Der Unsegen der künstlichen Unionsmacherei ist doch wahrlich deutlich genug ans Licht getreten, und man sollte meinen, die schmerzlichen Erfahrungen andrer Landeskirchen müßten von solchem Treiben abschrecken. — Solche Dinge sind in der That kaum zu begreifen. Sie beweisen aber aufs Klarste, daß eine unirte Behörde die Rechte der luth. Kirche nicht wahren kann. Das Unmögliche sollte man von Niemand verlangen. Abhilfe wäre aber so leicht. Man dürfte nur, wie wir schon im vorigen Berichte aus Hessen es andeuteten, zwei der Residenzstadt durch die Eisenbahn näher wohnende luth. Pastoren in die Behörde berufen, so hätte man ohne Geldaufwand die nötigen Kräfte und es wäre die Möglichkeit gegeben, auch der luth. Kirche, die jezt ecclesia pressa ist, gerecht zu werden. Geeignete Männer würde man ohne Schwirigkeit finden. Es komt in der That lediglich darauf an, daß man Gerechtigkeit und Billigkeit üben will; aber freilich haben wir kaum Hoffnung, das von der Union zu erwarten. Die Strömung unseres Kirchenregiments geht nach der Union hin, aber die confessionelle Gegenströmung ist doch zu sehr erstarkt, als daß sie leicht überwunden werden könte. In dem dadurch entstehenden Kampfe wird viel edle Zeit und Kraft vergeudet, auch wol im Eifer manche Sünde begangen; wie viel besser wäre es doch, auch hier das suum cuique zu beachten! Wie könten wir im Frieden bauen und mit einander wetteifern in Werken der heiligen Liebe, wenn man einer jeden Kirche das Ihre geben und zugestehen wollte! Wir sehnen uns nach Frieden — und müssen überall die Friedensstörer heißen. Wir möchten in der Stille bauen und müssen fort und fort uns wehren, nicht gegen die Feinde des Herrn allein, nein, was viel schmerzlicher ist, gegen das eigene Regiment. Wir möchten unsere kirchlichen Regierer mit herzlicher treuer Fürbitte tragen und stützen in dieser argen Zeit, und der Herr weiß, wie die Gebete der Seinen sich oft wenden müssen! — Die werten Leser mögen es versuchen das Schwere, das Gefährliche und Schmerzliche dieser Lage nachzuempfinden und sie werden es dem Referenten verzeihen, daß er weitläufiger geworden ist in seinem Klagen, als er wollte. — Es sei genug. Der Herr aber helfe uns und Seiner ganzen Kirche! Der Herr Zebaot ist mit uns, der Gott Israels ist unser Schutz.

Eine Stimme aus der Prignitz über das Allgemeine Kirchengebet.

Welcher Leser der Ev. K. Z. hätte nicht mit großem Interesse die in Nr. 69 und 70 des vorigen Jahres mitgeteilte Abhandlung über das Allgemeine Kirchengebet begrüßt?

Ich habe aus alter herkömmlicher Pietät, welche den Diener der Kirche eben nur einen gehorsamen Diener sein läßt, der nicht rüttelt noch mäkelt noch ändert an dem, was ihm seine Kirche in agendarischer und anderer Beziehung vorgeschrieben hat, an Stelle des vorgeschriebenen Allgemeinen Kirchengebetes nie ein anderes zu setzen gewagt; ausgenommen an den hohen Festtagen, um der Feier des zu preisenden Gegenstandes den rechten Ausdruck zu geben, und Danksagung, Gebet und Fürbitte in einer der Bedeutung des Tages entsprechenden Weise vor den Thron des Allerheiligsten Gottes zu bringen. Und ich glaube mich nicht zu täuschen, es sei eine größere Andacht und Teilnahme unter den Zuhörern da, als bei einem schon oft gehörten Gebete, welches nichts auf das Fest Bezügliches enthält.

Wieviel mehr wird ein Gebet ansprechen, welches Alles in sich schließt, was eine christliche Gemeinde auf dem Herzen haben kann und haben muß, welches das Eine, was der Kirche, dem Staate, dem Vaterlande, der Gemeinde, der Familie, der Schule, den Alten und Jungen, den Gesunden und Kranken, den Lebenden und Sterbenden, Witwen und Waisen u. s. f. notthut, war und klar, bestimt und verständlich, kurz und lebendig bezeichnet!

Es ist aber die Frage an mich herangetreten: „Ist uns Geistlichen, die wir Diener des Wortes, Diener der evangelischen Kirche sind, die Freiheit gestattet, so wie wir mit den vorgeschriebenen Perikopen und freien Texten wechseln dürfen, an die Stelle des vorgeschriebenen Allgemeinen Kirchengebetes einmal ein anderes, demselben entsprechendes, eigenes Kirchengebet zu setzen, wenn es eben nur alle die einzelnen Bedürfnisse einer Christengemeinde betreffenden Momente in ansprechender erbaulicher Weise enthält?"

Das Beispiel des jene Kritik übenden Bruders, der sontäglich sein eigenes Kirchengebet laut der in seiner Kritik angedeuteten Winke, Abweichungen und Aenderungen u. s. w. vorträgt, scheint die Frage zu bejahen. Und derselbe meint, doch auch ein gehorsamer Diener der Kirche zu sein.

Und ich bin in vielen Kirchen Berlins gewesen, unh habe ganz andere Allgemeine Kirchengebete, sei es auf den Kanzeln, oder an den Altären, vernommen, als die Agende uns vorschreibt. Da dies an der Quelle und vor den Augen und Ohren der höchsten geistlichen Behörde ungehindert geschieht, darf es auch wol geschehen. Sollte aber diese Freiheit nur den Berliner Geistlichen und nicht auch den andern in der Provinz gestattet sein? G.

Geistliche Lieder im neunzehnten Jahrhundert, herausgegeben von L. K. O. Kraus. Darmstadt, Will.

Es sind in neuerer Zeit vorzügliche Samlungen unserer alten Kirchenlieder entstanden. Man ist zurückgegangen zu dem lauteren Born der Wahrheit auch in Lied und Gesang. Leider freilich sind

diese alten Kirchenlieder noch nicht in allgemeinen Besitz gelangt: widerstrebend verhält sich die Mehrzahl der Kirchenregierungen, so wie unkirchliche, dem Glauben der Väter entfremdete Gemeinden. In der Stille, soweit wir die alten Kernlieder verwerten können, thun wir's; ist's im öffentlichen Cultus uns verwehrt, so doch nicht in der ecclesiola und in der Familie. Wir sollen senfkornartig eben auch hierin wieder das Wachstum in Christo und Seiner Kirche erleben und müssen uns bescheiden, wie weit wir's bringen im Kleinen.

Ist nun das Kirchenlied in seiner Unmittelbarkeit und heiligen Einfalt allerdings der Ausdruck des Kirchen-Ganzen, des Volksherzens in Christo, muß man es deshalb vorzugsweise pflegen, in die Herzen der Jugend vornehmlich legen, als Samenkorn künftiger Lebensentfaltung: so ist doch unbestreitbar und erfahrungsmäßig, daß auch das mehr subjective Lied, das geistliche Volkslied wie das geistliche Lied, die „freieren Spiele heiliger Lyrik" die Herzen sehr zu bewegen vermögen, dienlich und förderlich sind, insbesondere Selen aus den gebildeten Ständen, die zwar angefaßt sind, den ganzen vollen alten Ton der Kirchenlieder aber noch nicht fassen, einzuführen, fortzuführen — von der persönlichen zur kirchlichen Frömmigkeit, vom Kämmerlein in die Kirchenhallen. Ref. muß es aus seinem eigenen Leben bezeugen, daß in seiner Erweckungszeit ihm die alten Kirchenlieder zu stark waren, zu starr fast, daß er ihre Tiefe nicht ergründete, ihre Einfalt ihm zu hoch war, so wie er sich an der allerdings oft harten Form derselben stieß.

Wir können noch täglich in unseren pastoralen Beziehungen wahrnehmen, wie Lieder aus der pietistischen und herrnhutischen Schule angeregte oder erweckte Selen oft mehr anziehen, zeitweise mehr befriedigen, als das Kirchenlied, zu dem sie erst nach und nach fortzuschreiten pflegen. Auf den schlichten Bauer, älteren Schlages, der einfältiger, concreter, unmittelbarer denkt und fühlt, macht freilich, soweit wenigstens unsere Erfahrung reicht, das alte Kirchenlied von von vornherein den meisten Eindruck. Doch haben wir's in Kirche und Amt mit gar vielen Menschenkindern sonst noch zu thun, zumeist von der Einfalt abgekommenen, der Naturwahrheit entrückten, verständig gerichteten. Dazu komt die subjectivistische Richtung der Zeit auf allen Gebieten, der Mangel an kirchlicher Erziehung und Bildung von Kindheit auf, so daß das Verständnis rein kirchlicher Lieder gar Vielen vorerst verschlossen ist, wenn auch das Herz zur Frage: „was soll ich thun, daß ich selig werde?" aufgethan worden.

Es sind drum „geistliche Lieder", außer der in ihnen selbst liegenden Bedeutung und Schönheit, aus kirchlich-pädagogischen Gründen ja nicht gering zu achten. Die neuere Lyrik bietet uns viel Liebliches, zuweilen Vorzügliches und — Formvollendetes. Die Form aber ist oft von so hohem Einfluß, vornehmlich auf junge Selen, Jünglinge und Jungfrauen, welche an Form-Eleganz von weltlicher Lyrik her hängen, durch Härten der Form, Schwerfälligkeit im Reim oder Bild sich abgestoßen fühlen, abgehalten, zum köstlichen Kern derselben hindurchzudringen.

Geistliche Lieder haben nun freilich nicht die Bedeutung des Kirchenliedes, erheben hierauf keinen Anspruch, sind zu allgemeinem Eigentum nicht berufen, strömen nicht in sachlicher Fülle und Einfalt das Kirchenleben in die Herzen, sind keine kirchliche Volkslyrik: indeß drücken sie Stellung und Stimmung des Subjects in dieser Zeit zu Kirche und Welt in oft unnachahmlicher Wahrheit aus, sind sehr geeignet, Selen zu ziehen; kommen vielfach auch dem Kirchenlied nahe in Gedanken und Ton.

Eine reichhaltige Samlung geistlicher Lieder hat uns neuerdings Kraus in der oben näher bezeichneten geboten, wie uns eine Blumenlese gleicher Art nicht bekant ist. Die schönsten duftigsten Blüten des Jahrhunderts hat Kraus zu einem Kranze gewunden, dem ewigen Gottessohn zu Lob und Preis, zur Erquickung der Selen in Ihm — eine liebliche, anziehende, lehrende Gabe für Jugend und Familie.

Es singen diese geistlichen Lieder den suchenden, ringenden, im gefundenen Heiland seligen Glauben, bilden in ihrer Art eine Geschichte der Kirche ab, der aus den Zeiten der Aufklärung und des öden Rationalismus zur Gnadensonne Jesu emporgedrungenen Selen. Der Herausgeber vereinigt gründliche Kentnis der Literatur und gebildeten Geschmack mit lebendigem Glauben. Die geistlichen Sänger und Sängerinnen des Jahrhunderts werden uns in ihren besten Erzeugnissen vorgeführt: Albertini, Arndt, Bähr, Barth, Barthel, Bentz, Brentano, Dieffenbach, Döring, Dreger, Droste-Hülshoff, Engstfeld, Eyth, Feldhoff, Fouqué, Franz, Garve, Gebauer, Gerock, Giesebrecht, Grote, Hagenbach, Harms, Hensel (Luise und Wilhelmine), Herwig, Heußer-Schweizer, Hey, Hopfensack, Jahn, Knak, Knopp, Köhler, Köthe, Krummacher, Lange, Meinhold, Meyer, Möller, Möwes, Moraht, Nicolai, Oser, Plönnies, Pröls, Preiswerk, Puchta, Fürstin Reuß, Sachse, Schenkendorf, Schlatter-Bernat, Schmidt, Schulze, Schwarzkopff, Seidel, Spitta, Stier, Strauß, Sturm, die Verborgene, Walter, Zeller. — Eingeleitet sind die einzelnen Dichter und Dichterinnen durch schön geschriebene, maßvoll gehaltene Lebensabrisse. Daran schließen sich treffende kritische Urteile in bündiger Klarheit an. Ein Inhaltsverzeichnis nach dem Kirchenjahr und kirchlichen Leben geordnet, weiter ein alfabetisches Register bilden den Schluß des reichen fleißigen Werkes.

Wir möchten schließlich das Buch, dem der Verleger eine dem Inhalt würdige geschmackvolle Ausstattung gegeben, für die bevorstehende Weihnachtszeit noch besonders empfehlen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sei muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 87. Der Dom des heiligen Gral 1033
Nachrichten. Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Fortsetzung). 1037
— 88. Die Selsorge. Zweiter Artikel II. 1041
Archäologische Brosamen 1048
Beilage 1049
Nachrichten. Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Schluß) . 1049
Mecklenburg-Schwerin 1056
— 89. Der Dom des heiligen Gral. (Fortsetzung) 1057
— 90. Die Selsorge. Zweiter Artikel III. 1065
Beilage 1073
Die 11. Westfälische Provinzialsynode II. 1073
Nachrichten. Erklärung der Kieckower Conferenz gegen Prof. Hanne 1079
Berichtigung 1079
— 91. Paramentik in der evangelischen Kirche 1081
Der Dom des heiligen Gral. (Schluß) 1086
— 92. Die Selsorge. Zweiter Artikel IV. 1089
Die 11. westfälische Provinzialsynode. (Schluß) 1092
Beilage 1097
Paramentik in der evangelischen Kirche. (Fortsetzung) 1100
Nachrichten. Mecklenburg-Schwerin. (Schluß) 1101
— 93. Die Geltung Christi in Schleiermachers Theologie I. 1105
Nachrichten. Aus einem Schreiben an den Herausgeber 1111
— 94. Die Selsorge. Zweiter Artikel V. 1113
Beilage 1121
Paramentik in der evangelischen Kirche. (Schluß) 1123
Nachrichten. Aus dem Großherzogtum Hessen 1128
— 95. Die Geltung Christi in Schleiermachers Theologie II. 1129
Nachrichten. Aus dem Großherzogtum Hessen. (Schluß) 1136
Beilage 1137
Eine Stimme aus der Prignitz über das Allgemeine Kirchengebet 1142
Geistliche Lieder im neunzehnten Jahrhundert herausgegeben von Kraus 1142

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 2. December. № 96.

Erlebnisse in einem Tagelöhnerfilial.

Nicht ohne Bangen wanderte ich vor einer Reihe von Jahren am Erntedankfeste zum ersten Male nach meinem kleinen Tagelöhnerfilial, denn mein bisheriger Confessionarius, der entfernt mit dem Gutsherrn in demselben verwandt war, hatte erst wenige Tage zuvor beim Abschied mir gesagt: „nun wirst Du merken, welcher Unterschied zwischen einer reinen Bauerngemeinde und einem Tagelöhnerdorfe ist, und auch dem Gutsherrn gegenüber wirst Du keinen leichten Stand haben." Auch die Unterhaltung mit dem sehr zuverlässigen Küster, der mich begleitete, war nicht geeignet, meine Sorge zu mindern. Ich hörte von ihm, daß der Gutsherr zwar ein gutmütiger Mann sei, daß er aber äußerst selten die Kirche besuche, und daß Sontagsarbeiten bei ihm nichts Ungewöhnliches wären. Von den Leuten wußte er mir nur zu sagen, daß sie ebenfalls gutmütig, aber sehr beschränkt seien, was ich freilich schon nach einem oberflächlichen Anblick ihrer Kinder vermutet hatte, die in der Schule überall die untersten Plätze einnahmen. Selbst die kleine Kirche am Ende des Dorfs gab mir einen Stich in das Herz, als ich sie zum ersten Mal sah, denn sie glich durchaus einer Scheune.

Wie ich aber durch die Dorfstraße nach dem Gutshause ging, ward mir doch etwas woler ums Herz. Hier und da stand schon Jemand sontäglich angezogen am Fenster, und ich durfte nun doch bei meiner ersten Predigt wenigstens auf Kirchenbesuch rechnen. Ich hatte mir vorgenommen, dem Gutsherrn, den ich noch nicht kante, da er bei meiner Gastpredigt in der Mutterkirche nicht erschienen war, recht freundlich entgegenzutreten. Ich suchte ihn auf, ehe der Gottesdienst begann, entschuldigte es mit meinen ihm schon bekanten häuslichen Verhältnissen, daß ich nicht früher hätte zu ihm kommen können, sprach dann aber unumwunden meinen Wunsch ihm aus, mit ihm beständig in gutem Einvernehmen zu bleiben. Das schien den alten Militär etwas zu frappiren, doch erklärte er freundlich, wie das auch sein Wunsch sei; übrigens habe er sich mit meinen Herren Amtsvorgängern sehr gut gestanden, und möchte es also dabei bleiben.

Nach einem kurzen Zwiegespräch, in welchem ich ihn noch ausdrücklich um sein Wolwollen bat, verabschiedete ich mich und der Gottesdienst begann. Die ganze Patronatsfamilie war anwesend. Aus der Gemeinde, die nur etwa 75 Selen umfaßte, waren ungefähr 40 Personen, Kinder eingeschlossen, erschienen, so daß ich sehr zufrieden sein konte. Aber weit mehr erquickte mich die Aufmerksamkeit einzelner Leute und ich blickte mehrmals in Augen hinein, die augenscheinlich ein tieferes Verlangen aussprachen. In den Wochen darauf besuchte ich die Gutsherschaft und die Tagelöhner. Mein Gespräch ging darauf aus, mich erst etwas zu orientiren, so ging es also nicht über die Alltäglichkeiten, Wirtschafts- und Familienverhältnisse hinaus. Nur in einigen Häusern, wo ich kränkliche Personen traf, konte ich einige Worte des Trostes aus Gottes Wort sagen. Eins hatte ich aber trotzdem herausgefühlt: daß die Gutsherschaft auf Zucht und Ordnung hielt, und daß ich daher auch nicht in einer einzigen Familie auf offenbare Opposition stoßen würde.

Ohne besondere Ereignisse ging der Winter vorüber. Ich predigte nur etwa alle vierzehn Tage in dem Filial. Der Kirchenbesuch blieb befriedigend, denn es waren jedesmal über 20 Personen anwesend. Auch über den Gutsherrn konte ich nicht klagen. Hatte er an einem Sontag, wo ich predigte, den Gottesdienst versäumt, so durfte ich das nächste Mal bestimt auf seine Gegenwart rechnen. Auch sonst fand ich überall ein freundliches Entgegenkommen.

Dies ermutigte mich, so daß ich einzelne Neuerungen wagte. Vor Allem mußte es mit der Liturgie anders werden. Diese war bisher von dem Pfarrer in der bekanten Weise ohne irgend welche Unterbrechung vorgelesen worden. Ich besprach die Sache mit dem Küster und kündigte dann nach einer Predigt ab, daß vom nächsten Gottesdienst ab Responsorien in der Liturgie eintreten sollten und zwar das: „Christe, du Lamm Gottes" nach dem Sündenbekentnis, „Allein Gott in der Höh sei Ehr" nach dem Gloria, das Hallelujah nach der Epistel und das Amen an den betreffenden Stellen. Um ganz sicher zu gehen, ließ ich die betreffenden Nummern an die Tafel schreiben. Mir war dennoch ganz bange, wie die Sache ablaufen würde, habe mich aber nachher gründlich meines Zweifels geschämt, denn die kleine Gemeinde sang diese Responsorien sofort so ohne allen Anstoß, als wenn sie seit Alters daran gewöhnt gewesen wäre. Es ist so bis heute geblieben, und ich habe die Freude gehabt, daß ein lieber Amtsbruder es mit ebenso gutem Erfolge nachgemacht hat.

Dann trat mir die Frage nahe, was noch zur Hebung des Kirchen- und Abendmalsbesuchs geschehen könte. Lezteres wurde nur zweimal im Jahre, am Karfreitag und im Herbst, gefeiert, und in den lezten Jahren hatten es nur 45 Personen empfangen; die gutsherschaftliche Familie war seit zwei Jahren nicht

zum Tische des Herrn gegangen. Sofort am Neujahrstage, dann aber noch ein paar Mal bei passenden Gelegenheiten bat ich so herzlich, als mir es der Herr gab, noch öfter in das Haus des Herrn, noch öfter zu seinem Male zu kommen. Seit jener Zeit bis auf diesen Tag sind von den etwa 75 Einwohnern, incl. Kindern, durchschnittlich etwa 34 Personen zur Kirche gekommen, nur sehr selten unter 30, und der Abendmalsbesuch stieg von 45 Personen in diesem Jahre auf 70 Communikanten, darunter die ganze gutsherschaftliche Familie. Ein drittes Abendmal einzurichten gelang mir jedoch nicht. Es meldete sich Niemand dazu.

Die Trauerzeit des kirchlichen Lebens in Tagelöhnerdörfern, die Heuernte kam. Ich hatte in jener Zeit in der nahen Stadt häufig zu vicariren und daher nur alle drei Wochen, wie es vor meinem Anzug Sitte gewesen, im Filial gepredigt. Da sollte ich auch meinem Confessionarius das h. Abendmal reichen und so kam es, daß ich nach dem Filial die Nachricht sandte, ich würde schon am nächsten Sontag wieder Gottesdienst halten, da ich über acht Tage verhindert sei. Am Abend schickte mir der Gutsherr den Förster mit dem mündlichen Ersuchen, ich möchte nächsten Sontag nicht predigen, da die Leute sämtlich mit dem Heu zu thun hätten und also nur ein paar Zuhörer da sein würden; es mache auch nichts aus, wenn einmal die Kirche ausfiele, da sie ja sonst so regelmäßig gehalten würde. So war also der gefürchtete Conflikt da. Es galt einen schnellen Entschluß. Sollte ich nachgeben, wie es ein anderer Geistlicher bei ähnlichem Anlaß, wie in hiesiger Gegend wol bekant war, gethan hatte? Sollte ich persönlich zum Gutsherrn gehen und dann, wie ich voraussehen mußte, es auf einen Bruch ankommen lassen? Beides war mir unmöglich. Nach stillem Gebet, um auch die eigne innere Aufregung zu sänftigen, schrieb ich dem Gutsherrn, daß es mir aus inneren Gründen unmöglich sei, den angekündigten Gottesdienst auszusetzen, daß ich predigen würde, wenn auch nur drei Leute zugegen wären, da wir Pfarrer ja auch einmal mit weniger Besuch vorlieb nehmen müßten, und er also freundlichst die nötige Bekantmachung erlassen möchte. Als ich am Sontag nach dem Filial kam, sah der Förster mit seiner Frau freilich etwas verlegen aus, aber die Kirche war wie gewöhnlich besucht, auch die Patronatsfamilie mit Ausnahme des Gutsherrn war zugegen, und nachher hörte ich, daß die Heuarbeit für diesen Sontag abbestellt worden sei. Ich habe es vermieden, nachher mit dem Gutsherrn über diese Sache zu sprechen. Nachdem ich ein paar Mal, freilich in langen Zwischenräumen, bei ihm gewesen war, als wenn nichts vorgefallen wäre, ist es mir so vorgekommen, als ob er noch freundlicher und gefälliger gegen mich wäre wie früher. Aber einen ähnlichen Antrag, wie den bewußten, habe ich nicht wieder zu hören bekommen. Erst am siebzehnten Sontag nach Trinitatis, da es sich in ganz unbefangener Weise machte, handelte ein besonderer Teil meiner Predigt von der Notwendigkeit einer strengen Sontagsfeier, ebenso ein längerer Abschnitt am Erntedankfesttage, und dann bald darauf an einem anderen Sontage. Der Gutsherr war in allen diesen Predigten zugegen gewesen. Er schwieg. Ich auch. Ich hatte nicht den Mut, persönlich loszugehen. Ist's dennoch immer besser im Filial geworden, so tritt es ja desto klarer hervor, daß nur des Herrn unergründliche Barmherzigkeit Alles besser gemacht hat.

Während der Kartoffelerntezeit jenes Jahres haben die Tagelöhner erst nach beendigtem Gottesdienst auf dem Felde zu arbeiten angefangen; ebenso haben sie am vierten Advent, an welchem Tage seit unvordenklichen Zeiten freilich kein Gottesdienst gewesen ist, ihre Schweine geschlachtet. Ich habe hierüber kein Gerede gemacht, sondern einem lieben gläubigen Bauern meiner Muttergemeinde, der mir's erzählte, geantwortet: „Reden und Predigen hilft dagegen nicht, so lange die Gutsherschaft es leidet, und so lange die Leute es nicht besser verstehen. Eine Sontagsfeier, wie wir sie wünschen, läßt sich nicht befehlen. Wir wollen beten, daß die Leute sich bekehren. Dann erst wirds anders." Seit jener Zeit erbetete ich es mir, daß es mir doch in jeder Predigt gegeben werden möchte, den Leuten die Gnade in Christo recht anzupreisen, und daß ich sie recht anfassen könte, damit sie sich zum Herrn wendeten.

Im folgenden Jahre gelang es mir doch, am Sontag Septuagesimae noch ein Abendmal einzurichten, das von 23 Personen gefeiert ward. Am Karfreitag erschien die gutsherliche Familie ebenfalls wieder, wie seitdem, Gott sei Dank! an jedem Karfreitag. Die Zahl der Communikanten stieg auf 82 Personen. Fast alle Tagelöhner waren zweimal zum Sakrament gekommen. Es ist so mit kleinen Schwankungen — 84, 82, 81 u. s. w. Communikanten bei einer Gesamtselenzahl von 78 Einwohnern — geblieben, ebenso mit dem durchschnittlichen Kirchenbesuch von 34—35 Personen.

Daß ein guter Geist im Filial herschte, erkante ich besonders an den dortigen Confirmanden. Sie sind ja jedenfalls die schwächsten unter den eingesegneten Kindern gewesen, aber unbedingt auch die willigsten und gehorsamsten. Nur ein offenbarer Taugenichts ist darunter. Es ist mir noch jezt ein rührender Anblick, wenn diese eingesegneten Tagelöhnerkinder beim Eintritt in die Kirche mit einem gewissen zutraulichen Blick mich grüßen. Sie haben mir, ich darfs bezeugen, bei weitem nicht so viel Kummer bereitet, wie die Confirmirten der mater.

Auch in einigen anderen Dingen war ein Fortschritt zum Besseren zu erkennen. Außer dem Förster und dem Schäfer wohnen neun Tagelöhnerfamilien im Dorfe. Alle Jahre sind hier acht bis zehn Kaiserswerther Kalender abgesezt worden, so daß derselbe fast in jede Familie gekommen ist. Und wenn ich an einem Sontag eine Collecte irgendwie etwas dringlicher empfohlen hatte — und noch jezt empfehle —, dann hat noch jedes Mal ein Glied jeder Familie, wenn es irgendwie ging, ihren Dreier in das Becken gelegt. Es mag doch das auch ein Zeichen sein, daß der Herr hier sein Werk an den Herzen hat.

Als ich einige Jahre hier im Amte gewesen, mußte ich eine benachbarte Parochie ganz mitverwalten und in einer anderen ab und zu eine Vacanzpredigt halten. Ich gestehe ganz offen, daß mein Filial dabei sehr zu kurz kam und daß ich nach einiger

Zeit von einzelnen Leuten darin leise Vorwürfe bekam. Ich gestand meine Schuld ein, wies aber auf die obwaltenden Umstände hin — und da fiel mir plötzlich ein: du kanst ja auch im Filial Bibelstunden halten, wenn auch der Abendweg von einer guten halben Stunde im Winter nicht allzu angenehm ist. Die Leute waren sofort dazu willig, an einem Wochenabend zur Bibelstunde in die Försterwohnung zu kommen. Aber bei dem Gutsherrn kam ich damit nicht gut an. Er meinte, es würden keine Leute dazu erscheinen, auch würden diese in ihren Abendbeschäftigungen gehindert u. s. w. Ich ließ mich auf keine lange Disputation ein, sondern erklärte: ich würde einen Versuch machen. Und noch heute denke ich mit Freuden an jene stillen Abende, wie die ganze Stube gedrängt voll war und auch je zuweilen Jemand von dem Hofe mit zugegen war, und wir mit einander sangen und uns aus Gottes Wort erbauten und beteten. In der Fastenzeit darauf kündigte ich Wochenpassionspredigten ab. Das war nun gar etwas Unerhörtes. Und doch geschah es. In der ersten Predigt war freilich nur der Förster und der Schäfer, aber außerdem über zwanzig Frauen und Mädchen.

So hatte ich denn mit Gottes Hilfe zunächst das Eine erreicht, und eigentlich ohne alles Zuthun von meiner Seite, daß von nun an all und jede Gegenrede gegen dergleichen kirchliche Einrichtungen unterblieb; man sah ein, daß eine solche doch nicht half.

Erwähnen will ich nur, daß unser Ephorus auf meine Bitte bei Gelegenheit einer Kirchenvisitation grade die Sontagsheiligung zum Gegenstand seiner Ansprache wählte, und daß ich ebenfalls an passender Stelle öfters wieder an dieselbe erinnerte.

Nun schien mir die Zeit gekommen und meine Amtspflicht es zu erfordern, daß ich mit einzelnen Tagelöhnern gradezu über ihre Sontagsarbeiten sprach. Sie zuckten die Achseln und verlangten ausdrücklich, daß ich das thun sollte, wovor ich mich fürchtete, ich solle mit dem Gutsherrn darüber sprechen! Dieser könne Alles leicht ändern. Ihnen wäre es auch lieber, wenn sie Sontags nicht Frohndienste zu leisten hätten. Wol oder übel, so sauer mir's ward, ich mußte mit dem Gutsherrn reden. Und da merkte ich wieder, wie der Herr mir vorgearbeitet hatte, und wie ich eigentlich ganz unnützer Weise mich gefürchtet. Der liebe alte Herr sah es als ganz selbstverständlich an, daß ich, „da ich einmal solche Ansichten hätte", auch mit ihm offen darüber spräche. Er erklärte nur, daß eine Aenderung nicht möglich sei. Er wäre für seine Person gar nicht gegen den Vorschlag, den Leuten in der Woche freie Zeit zu lassen, um ihre Kartoffelfelder u. s. w. zu bearbeiten. Nur könne man es ihm nicht verargen, daß er für den halben Tag, der freigelassen werden müßte, keinen Tagelohn zahlen wolle — und die Tagelöhner wollten andererseits den Tagelohn nicht fahren lassen, sondern für sechs volle Tage bezahlt werden. Aus dieser Schwirigkeit käme er nicht heraus. —

Ich weiß wol, daß gegen solche Aeußerungen mancherlei sich einwenden läßt, habe auch etwas entgegnet; aber innerlich war ich fertig. Ich fühlte, daß hier mit Rede und Gegenrede gar nichts gewirkt werde, so lange nicht das in Christo liebende Herz bei allen Beteiligten mitspräche, und habe also alles Disputiren darüber unterlassen. Nur darauf drang ich strenger als je, daß die Confirmanden regelmäßig zur Kirche kamen; sonst aber blieb ich bei der alten Predigt: „wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf!" Selbst als an einem Neujahrstage ein Schafzüchter kam und der Schäfer wie manche Hofleute fast den ganzen Tag deshalb in größter Unruhe zubrachten, ließ ich mich nicht irre machen, obwol ich nicht übel Lust hatte, dem Gutsherrn auf frischer That Vorwürfe zu machen. Ich hielt daran fest, daß es meine Aufgabe hier zunächst sei, meine alte heftige Natur zu überwinden und dem Herrn es zu überlassen, was Er thun wolle. Furcht vor einer Scene hat außerdem gewiß mitgesprochen und allerlei Menschenfurcht. Am meisten that mir der Schäfer leid, dessen Geburtstag es überdies war, und der, seit einiger Zeit erweckt, wirklich Anstoß an der Sontagsentheiligung nahm. Sein Gesicht mag an dem Tage dem Gutsherrn eine absonderliche Predigt gehalten haben. Wenn ich aber auch die Sache für jezt mit Stillschweigen überging, war ich doch entschlossen, sie bei Gelegenheit zu erwähnen. Aber wie ging's? Nach einigen Wochen erfuhr ich schon aus dritter Hand, wie unangenehm es dem Gutsherrn gewesen, daß jener Mann sich grade zum Neujahrstage habe anmelden lassen, wie der Besuch nicht ohne große Verluste hätte rückgängig gemacht werden können und ähnliche Aeußerungen mehr. Da dachte ich bei mir selbst, daß diese Reden, deren objectiven Wert ich dahingestellt sein ließ, doch das Eine wenigstens bezeugten, daß der Gutsherr innerlich über diese Sache unruhig geworden sei, und nun wagte ich es nicht mehr, ihn darüber anzureden. Ob ich Unrecht daran gethan, wage ich nicht zu entscheiden. Der Schafzüchter ist aber nie wieder am Sontag auf dem Gute gewesen.

Sehr wichtig ist mir ein Ereignis gewesen, das damals im Filial vorfiel. Ein Mädchen, das in einer Brüdergemeinde manche Anregung bekommen, dann aber in Berlin sich aufgehalten, war zu ihren Eltern zurückgekehrt, die im Filial wohnten. Hier lernte ich sie kennen. Nach einiger Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß sie in Berlin gefallen sei. Mich durchfuhr ein namenloser Schreck, da sie ohne Zweifel angefaßt gewesen war. Ich übergehe die Gespräche mit den Eltern, will nur andeuten, wie das unglückliche Mädchen wochenlang die Kirche floh, sich jedem selsorgerlichen Einflusse mit Gewalt entzog, bis endlich sie ihre Schuld eingestand. Nach einiger Zeit sollte das heilige Abendmal gefeiert werden. Auch die Gefallene, obgleich sie noch nicht geboren hatte, wollte daran Teil nehmen. Da ich dies erst kurz vor dem Gottesdienste erfahren, konte ich nur ein kurzes Zwiegespräch mit ihr halten, doch entnahm ich aus demselben zur Genüge, daß sie mit tiefem Selenschmerz komme. Es war die erste Gefallene, mit der ich im Filial zu thun hatte, und ich mußte ihr daher ausdrücklich sagen, daß nach der in unserer Gemeinde herschenden kirchlichen Ordnung

sie nicht mit den Jungfrauen zum Altar treten dürfe, sondern die lezte Stelle nach den Frauen einnehmen müsse. Der Herr weiß es, wie schwer es mir geworden, dies Wort kirchlicher Ordnung auszusprechen, Er weiß es, wie mir zu Mute war, als das Mädchen furchtbar darüber zusammenschrak. Tief erschüttert ging ich zur Kirche, indem ich voraussezte, die Arme würde nun fortbleiben. Aber sie kam. Ich hielt die Beichtrede, betete das Sündenbekentnis, fragte nach dem ernsten, mir immer so schweren Ja. Dann sagte ich: falls wer in der Kirche wäre, der nun in ganz besonderer Weise die Absolution unter Handauflegung im Namen des Herrn empfangen wolle, der möge vor den Altar treten. Es war dies hier nie geschehen.*) Aber kaum hatte ich das Wort ausgesprochen, so warf jenes Mädchen auch schon ihren Mantel neben sich, so lag sie schon auf ihren Knien vor dem Altar und rief mit herzzerreißender Stimme: „Ja, ich!" Da fragte ich sie, während ich freilich kaum sprechen konte: Thut Dir Deine Sünde leid, mit der Du gegen Deinen Herrn und gegen Deine Eltern gesündigt? — wenigstens so ähnlich, ich weiß die Worte nicht mehr. Sie antwortete laut in Thränen: „Ja!", empfing die Absolution und dann erteilte ich diese der ganzen Gemeinde. Aber ein Beben war dabei durch die ganze Gemeinde gegangen und ein Weinen, das ich nie vergessen werde — es hatte eine Ahnung eines höheren geistlichen Lebens dabei manche Sele berührt, die bis dahin kalt gewesen, — und ich bin wenigstens der Ueberzeugung, daß an jenem Tage eine andere, in der Gemeinde sehr einflußreiche Person tiefer erweckt ist, die seitdem trotz ihrer sehr versuchlichen Stellung jeden Gottesdienst ohne Ausnahme besucht hat und für diese Gemeinde grade durch ihr Vorbild nun ein großer Segen geworden ist. Eine andere Nachwirkung trat später hervor. Als ein armes Tagelöhnermädchen ein uneheliches Kind geboren hatte, übte der in der Gemeinde wirkende Geist nun doch schon so großen Einfluß, daß diese Person sich nicht, wie es in der mater leider der Fall ist, des heil. Abendmals ganz enthalten konte. Ohne daß ich ein Wort deshalb zu sprechen brauchte, erschien die Gefallene als lezte beim Sakrament, aber der Eindruck, den sie machte und den unwillkürlich auch das Verhalten der Gemeinde dabei ausübte, war so gewaltig, daß der Küster für einen Augenblick im Gesange stockte und nur die Stimme des Geistlichen, der das Sakrament austeilte, gehört wurde.

Wie eindrücklich dieser Akt der Kirchenzucht geworden, durfte ich später auch an einem andern Erlebnis erfahren. Als ein Mädchen aus dem Filial zum Aufgebot sich meldete und ich die bekante Frage an sie richtete, ob sie auch noch als Jungfrau

*) In der mater ist diese Form der Absolution ohne alle Schwirigkeit eingeführt worden und wird sie von Allen ohne Ausnahme benuzt.

aufgeboten werden dürfe, sprang sie mit heißen Thränen auf, und während sie meine Hand mit ihren beiden Händen fest umfaßt hielt, rief sie: „ja, ja, ich bin ja immer in Ihrer Kirche gewesen!" ein Zusatz, der nur zu deutlich auf jene erschütternden Vorkomnisse hinwies.

Auch auf dem Gute waren diese Ereignisse nicht spurlos vorübergegangen. Der Gutsherr sprach seit jener Zeit mehrmals mit mir über die Zuchtlosigkeit, die unter dem Gesinde herrsche, und wie es leider grade auf Gütern so schwer halte, der so leicht sich einnistenden Unkeuschheit der Dienstboten entgegenzuarbeiten. Mit solchem Fortschritt im geistlichen Urteil war ich natürlich sehr zufrieden, überließ es aber getrost dem Herrn, Sein Werk in der Gemeinde weiter zu führen.

Da kam noch einmal eine Zeit, wo es schien, als sollte Alles umgerissen werden, was mit Mühe erreicht war, und wieder sollte die leidige Sontagsfrage den Anlaß dazu geben. Jeder Amtsbruder gedenkt wol noch des Regenjahrs, das nicht gar lange hinter uns liegt. Wol in Folge des eifrigen Auftretens des Herrn Landraths von Kröcher waren auch in unserer Gegend die gesetzlichen Vorschriften wegen Sontagsentheiligung von Neuem eingeschärft worden. Ach, wie mancher Amtsbruder hat damals nicht darüber geseufzt, daß, wenn nur die nötige Anzeige bei dem Herrn Landrath gemacht war, am Sontag ungehindert auf dem Felde gearbeitet werden konte. Der Bürgermeister einer kleinen Stadt ließ ja damals gradezu durch den Ausrufer öffentlich bekant machen, daß für den nächsten Sontag die Feldarbeit gestattet sei! Wie wurde mir zu Mut, als ich in der Sontagsfrühe den Gutsherrn des Filials in einer Familienangelegenheit desselben aufsuchte, als auch er mir anzeigte, daß er dem Landrath die betreffende Anzeige gemacht habe und also Korn einfahren lassen werde. Ich gestehe, daß mich der Schmerz übermannte und ich in sehr erregter Weise ihm nicht blos die Uebertretung des göttlichen Gebots, sondern auch das böse Beispiel vorhielt, daß er damit den ohnehin schon über die Maßen widersetzlichen Bauern meiner Muttergemeinde gäbe. Er entgegnete mir, daß ich in dieser Beziehung zu streng urteile, daß er doch unmöglich das Brotkorn umkommen lassen könne, daß die Ritterschaft des Kreises schon übereingekommen sei, um Aufhebung dieser durchaus nicht zu rechtfertigenden Sontagsgesetze zu bitten u. dgl. m. Ich ließ mich aber nicht weiter auf Auseinandersetzungen ein, sondern eilte in das Gotteshaus, das übrigens selbst an diesem Tage noch ziemlich gut besucht war.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 6. December. № 97.

Der Cultus des Genius und die Kirche.

Vortrag, gehalten auf der diesjährigen Pastoralconferenz zu Gnadau.

Der Cultus des Genius ist das Thema, das uns beschäftigen soll. Gehört das nach Gnadau? Es hat schon hier angeklopft und ist nicht eingelassen. Es scheint aber zudringlicher Art, denn es ist wiedergekommen.

„Also wieder nichts Pastorales, nichts Theologisches, nichts Praktisches? Naturwissenschaft, Manchem gar nicht zugänglich — Arbeiterfrage, so schwirig und so wenig spruchreif — und dann gar das vornehm und hochtrabend klingende Thema vom Cultus des Genius!"

Antwort: Bisher hat Gnadau gegen das, was die Zeit bewegt, nicht die Augen zugedrückt. Wer das thut, darf sich nicht wundern, wenn über ihn zur Tagesordnung gegangen wird. Im Gegenteil, es komt darauf an, recht scharf zuzuschauen — natürlich — nur unter der rechten Beleuchtung! Heißt uns nicht unser Herr die Zeichen der Zeit beachten? Die Geister — also doch auch die Genien zu prüfen? Das ist ächt pastoral, ächt theologisch, ächt praktisch. Die vom heiligen Geist emancipirte Wissenschaft sinkt trotz alles Rühmens „vom Geist" immer mehr ins Fleisch, sie sucht die Unsterblichkeit — im Dünger — der Humanismus ist Pavianismus geworden. Wo sollen die geistigen Interessen ihr Asyl und Verständnis finden, als da, von wo sie ausgegangen?

Die Kirche Christi hat heidnische Cultur und heidnische Barbarei überwunden, sie oder keine Macht der Welt wird auch fertig werden mit der hereinbrechenden Culturbarbarei, sie allein hat das rechte Auge für die Natur, das Werk ihres Königs und Meisters, die rechte Verjüngungsquelle für alternde Völker und Staaten, für die alternde Gesellschaft. Sie erzieht die Schwachen, sie pflegt die Blödsinnigen und Geistesarmen, sie bändigt den Starken und Wilden, sie hat Raum auch für den Genius — sie gibt Ehre dem Ehre gebührt, aber ganz oben über alle Ehrenpforten schreibt sie: Allein Gott in der Höh sei Ehr!

Fassen wir unter Gottes gnädigem Beistand zwei Punkte ins Auge:

1. Wesen des Genius und Ausgestaltung des ihm geweihten Cultus.
2. Das rechte Verhalten der Kirche gegen diese Erscheinung.

I.

Wesen des Genius und Ausgestaltung des ihm geweihten Cultus.

Cultus des Genius ist eine Phrase, von Tausenden nachgesprochen, die nichts Klares dabei denken! Ursprünglich ist Name und Sache — heidnisch, römisch, ernsthaft-realistisch gemeint.

Die alte römische religio kent eine Geisterwelt im Hintergrunde der erscheinenden Dinge. Diese gelten für um so herlicher, je reiner sie jene ihnen zu Grunde liegenden Typen ausdrücken. Danach hat nun auch jeder Mensch seinen Genius, wol zu unterscheiden von der bloßen anima. Dieser Genius ist die unmittelbare Triebkraft im Menschen, das eingeborne Gesetz seines Daseins. Jupiter selbst ist im Grunde nichts als ein Genius, der Genius des Himmels, der reine Aether, die reine Substanz.

So sind auch die Apotheosen der Kaiser aus der späteren Zeit zu verstehen. In ihnen erschienen gewissermaßen die Genien des ganzen Reichs. Aber lange vor ihnen wurden schon die Genien einzelner Menschen verehrt, wenn auch nur in einzelnen Kreisen, ja der Genius jedes einzelnen Menschen hatte im Grunde seinen besondern Cultustag, das war der Geburtstag des Menschen (vergl. Leo Universalgeschichte Band I).

Wenn nun aber unsre Zeit von Genien oder Genies spricht, was ist damit gemeint?

Betrachten wir einige Exemplare.

Ein Bonaparte wirft alle bis dahin giltigen Regeln der Kriegskunst über den Haufen — aber er erringt Sieg auf Sieg und läßt den Gegnern nur den armen Trost, „nach allen Regeln der Taktik" geschlagen zu sein. Das ist ein militärischer Genius.

„So wars immer mein Freund und so wirds bleiben, die Ohnmacht hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg!"

Ein Mozart gibt im Alter von 7 Jahren Concerte, wodurch ergraute Meister beschämt werden. Er schafft niegehörte Melodien, wodurch die verschiedensten Arten von Menschen bewegt, entzückt oder erschüttert werden. Ein musikalischer Genius!

Ein Rafaël ist im jugendlichen Alter Meister in allen Einzelheiten der Fresko- und Oelmalerei, in Farbengebung, Composition, Perspektive — ein Malergenie!

Ein Homer stellt die Fülle des naiven Griechenlebens in frischen Bildern und herzansprechenden Klängen, ein Dante die

kirchliche und wissenschaftliche Weltanschauung des Mittelalters in vollendeten Versen einer neugeschaffenen Sprache, ein Shakespeare seinen hellen Zeit-, Welt- und Charakterspiegel allen Zeiten vor Augen — — das sind Dichtergenien.

Das Auge eines Plato, Aristoteles, Schelling, Hegel dringt in den bisher unentdeckten Zusammenhang der Dinge oder der Begriffe, bis zu einer Höhe der Abstraktion, in eine Tiefe der Principien, wo die Farben erblassen — es sind philosophische Genies.

Ein Newton nötigt den Lichtstrahl die reichen Farben seines Innern vor uns zu entfalten; er entdeckt die Harmonie der Sphären und liest die Notenschrift des gestirnten Himmels, wie ein Musikmeister seine Partitur! Ein mathematisches, ein naturwissenschaftliches Genie.

Wir könten noch von vielen Genies sprechen, auch von religiösen — aber es sei genug,

Wir fragen: Was ist das gemeinsame in all diesen verschiedenen Erscheinungen?

Nichts anders, als eine besonders potenzirte Naturkraft des Geistes, welche mit unwiderstehlicher Gewalt, wie der Instinkt die Vögel, einem gewissen Ziele zutreibt — also wirklich eine energische Triebkraft, wie die alten Römer richtig ahnten.

Das Genie ist etwas gegebenes, was wol ausgebildet, aber nicht angebildet, nicht angelernt, nicht erworben wird. Lessings Paradoxon: „Das Genie ist der Fleiß" ist schief. Es gibt einen genialen Fleiß. Ohne den komt nichts Großes zu Stande. Ohne den verlumpen die Genies. Aber das Genie ist sich bewußt, sein Bestes nicht gemacht, kaum gewollt, fast gemußt, oft blitzartig empfangen zu haben.

Haydn brach bei seiner Composition: „Es werde Licht" in Thränen aus: „Nein, das ist nicht von mir, das ist dein Werk, mein Gott!"

Daß nun also hervorragende Individuen Aufmerksamkeit, Teilnahme, Bewunderung, Neid wecken, liegt in der Natur der Sache.

Nur wird oft das Bedeutendste und Tiefste am Wenigsten verstanden. Oberflächlicher Schimmer blendet, Bauern, Kinder und Chinesen lieben dickaufgetragene grelle Farben. Für die breiten Bettelsuppen findet sich ein groß Publikum. Ein Columbus wird verhöhnt und statt mit goldenen, mit eisernen Ketten belegt, der von ihm entdeckte Weltteil aber nach einem Andern genant. Ein Dante muß der Verbannung bittres Brot essen, bis an sein Ende fremde Treppen steigen; ein Eugen Sue läßt auf Gold und Silber sich seine Briefe präsentiren und mästet sich wie die Krebse vom Leichnam der Gesellschaft. Einen Bauerschmidt empfangen Deputationen, weißgekleidete Mädchen mit Blumensträußen, Sängerchöre. Ein Uhlich schwelgt in der Erinnerung an den Tag, wo der breite Weg seinetwegen mit Publikum und wehenden Taschentüchern erfüllt war, Harms komt in den Kladderadatsch — Stahl wird in einer Schillerschrift ein nichtswürdiger Judenchrist genant.

Aber nicht ungerecht! Es gibt noch eine andre Strömung. Wirklich große Menschen werden anerkant — oft wenigstens von ihres Gleichen, besonders wenn die Leistungen auf anderem Gebiete liegen.

Friedrich der Große empfängt den alten Organisten Bach wie einen ebenbürtigen König. Napoleon sagt nicht nur zu Göthe: „Vous êtes un homme" sondern verheißt einem Talma Unsterblichkeit, wie sich selbst. Nicht blos Carl der Große zog die bedeutendsten Männer seines Reiches an seinen Hof — auch Friedrich Wilhelm IV. wußte die Talente ausfindig zu machen — und ein Luther eroberte sich die Freunde und Gehülfen seines Werkes im heißen Kampf!

Am liebsten ehrt man freilich — große Todte und baut der Propheten Gräber. Die Welt scheint alt zu werden und braucht daher Denkzettel für ihr schwaches Gedächtnis. Wie man sonst die Namen schlimmer Verbrecher an den Pranger schlug, so schreibt man jezt große Namen an Straßenecken und auf Wirthshausschilder, auf Lokomotiven und Dampfschiffe, auf Taschentücher, Pfeifenköpfe und Tassen, zuweilen auch — wenigstens in Gedanken — an den Sternenhimmel. Dies Geschlecht hat eine Leidenschaft zu feiern — in der doppelten Bedeutung des Wortes! Die alte gottesdienstliche Feier ist abgethan — die neue Weltreligion ist angebrochen — ihr Symbol ist der Dampf! Für Herwegh ist der Dampf der Lokomotiven und Dampfschiffe — Opferdampf! Der feinste und vornehmste Cultus aber ist der Cultus des Genius. Von dieser fast die ganze Christenheit bedeckenden Sündflut nur einige Tropfen!

Bei einem Schillerfeste in einem Handwerkerverein wurde die Büste Schillers förmlich und feierlich angeredet, wie ein gegenwärtiger Gott oder ein wunderthätiges Heiligenbild!

Mit Federn, Degen, Dintefässern, Facsimile's und Autographen wird in der protestantischen Welt eine Art Reliquiencultus getrieben.

Eine katholische Eminenz, Cardinal Wiseman, sagt unter Anderm über Shakespeare:

„Das bloße Autograph seines Namens ist jezt mehr wert, als alle Summen, die er ausgegeben haben mag. Eine Zeile seiner Hand würden seine Bewunderer nicht für alles Geld hingeben, welches er gezählt oder empfangen." ....

So reservirt man Göthische Rübenbestellbriefe wie Heiligtümer.

Es war — nach dem Geständnisse eines Schillerliteraten — eine herkulische Arbeit, die Schillerliteratur zur Zeit der Schillerfeier nur durchzumustern. Wie viel Papierfabriken werden da nötig gewesen sein für alles Gereimte — und Ungereimte — und wie viel Heidelberger Fässer erst bei der Feier selbst! Mit Schillervereinen und Schillerlotterien hinkt und stinkt es zwar etwas — aber man findet noch jezt bei ehrlichen Handwerkern statt der Bibelsprüche — Schillersprüche an der Wand für jeden Tag! Gutzkow berichtet jubelnd die Klage eines romantischen Orthodoxen: „Ach, dieses Volk ist nicht mehr bibelfest, es ist schillerfest!"

Wie mancher hat wirklich für die 3 Glaubensartikel die Schiller'schen 3 Worte „inhaltsschwer" eingetauscht!

In wie vielen Trauerannoncen spukt noch heutiges Tages neben dem unerbittlichen Schicksal ... „der schwarze Fürst der Schatten." Ich habe einen Grabstein gesehen, auf dem stand:

Hier ruht die Asche des Königlichen Grenzjägers X.
Kurz ist der Schmerz — und ewig ist die Freude!

Auf einem andern:

Ach, des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war —

und dann Fortsetzung eigner Fabrik:

Rastlos für die Ihren sorgen
War stets nur ihr größtes Glück.
Was noch bis zum lezten Morgen
Ihr erheiterte den Blick.

Und wie schwören die Leute, welche den Christen Buchstäbelei vorwerfen unbesehens in verba magistri! Ein Ausspruch von Schiller, Göthe, Humbold gilt ihnen unbesehens für ein Orakel oder Evangelium, darunter sie ihre Vernunft gefangen nehmen!

Neuerlich ist ein Roman erschienen: Eine egyptische Königstochter. Der Verfasser hat sich mit Keilschrift beschäftigt. Er widmet das Buch Herrn Richard Lepsius und schreibt diesem:

Sie haben mir in liebenswürdigster Weise gestattet, an die Spitze meiner Arbeit Ihren weltberühmten Namen zu setzen. Mir ist, als wenn ich in diesem Zeichen siegen müßte!

Aber was ist das Alles gegen den Göthecultus des bekanten „alten Kindes"? Er ist von christlicher Seite vor geraumer Zeit ausführlich beleuchtet. Aber es thut doch vielleicht gut, Einiges davon aufzufrischen. Die geniale Bettina schreibt:

„Habe ich je Andacht empfunden, so war es an Deiner Seite, Tempelduft, den Deine Lippen hauchen, Geist Gottes, den Deine Augen predigen, Dein Gewande, Dein Geist, Dein Antlitz, Alles strömt Heiligung aus! O Du! Deine Knie fest an meine Brust drückend frag' ich nicht mehr, was das für eine Seligkeit sei, die den Frommen im Himmel bereitet ist!"

Und weiter: „Ach, ich will den Götzendienst abschwören! von Dir spreche ich nicht, denn welcher Prophet sagt, daß Du kein Gott bist?"

Und bei der Nachricht von Göthe's Tode:

„Aufgefahren gen Himmel — die Welt ist leer — Herr, der mich hört, dem ich vertraue, daß er mich hört" (hier ist nicht Christus, sondern Göthe gemeint), „gib Antwort. Noch einmal knie ich hier zu Deinen Füßen — ich weiß, Deine Lippen träufeln Thau auf mich herab." —

Dergleichen ließe sich noch viel anführen, es sei genug. Achten wir aber darauf, wie der blasphemische Zeitgeist Eskamotage treibt bei seinem Cultus.

Herwegh singt:

Usnau — hier modert unser Heiland
Für's deutsche Volk an's Kreuz geschlagen.

(Er meint Ulrich von Hutten — und geht dann ins Muhamedanische über:)

„Ein deutsches Mekka wär dies Eiland,
Hätt' ihn kein deutsches Weib getragen!"

Es gibt pantheistische Laienbreviere — rationalistische Laienevangelien — Garibaldi, Mazzini, Orsini u. s. w. haben ihre Mission. Nicht blos das alte, auch das neue Testament wird als mythologischer Hintergrund von ganz ungläubigen Poeten benuzt, zur Verwendung für poetische Zwecke geplündert. In die goldenen Tempelgefäße des Heiligtums gießen die Belsazars unserer Tage den berauschenden Wein ihrer Lästerung. Wie man aber profane oder antichristische Größen mit dem Purpur des ewigen Königs schmückt, so stellt man umgekehrt die Heiligen Gottes in das Pantheon profaner Helden. Wenn nicht Tiberius, so hat doch Alexander Severus das Bild Christi unter seine Hausgötter gesezt! Als den ewigen Sohn des lebendigen Gottes, der beim Vater war vor Grundlegung der Welt, mag man Christum nicht anbeten, man degradirt ihn zum religiösen Genie, meinetwegen zum Genius der Menschheit — — dann kann man ihn anbeten im Cultus des Genius. Da ist er — nach Renan — keineswegs frei von Sünde, nicht einmal von grober Leidenschaftlichkeit, von grobem Wundertrug — aber er hat doch eine „Begabung von unermeßlicher Dimension". Was schadet da Lügen und Trügen?

Der Zweck heiligt das Mittel. Es geschieht ja in majorem gloriam — nicht dei — aber der Wahrheit und des Fortschritts. Heiligenscheine haben ja die andern Genies auch nicht. Einige pikante Anekdoten aus der chronique scandaleuse — wenn auch ganz unerweislich nach Delius — machen den großen Shakespeare viel mundrechter und genießbarer. Wer bei einem Göthe oder Napoleon noch mit den ordinairen zehn Geboten kommen wollte! Das Genie ist nicht nur von pedantischen Kunstgesetzen, sondern auch vom Sittengesetz emancipirt, ja im Grunde genügt oft schon als Legitimation der Genialität — die Emancipation des Fleisches, theoretisch oder praktisch! Wer hierüber genauere Details wünscht, der lese z. B. Johann Peter Lange in seinen vermischten Schriften. Aber die sich selbst vergötternde, bis zum Zerspringen sich aufblasende Kraft — ohne Liebe — den genialen Egoismus hat kaum Jemand gewaltiger dargestellt als Friedrich Hebbel in seinem Holofernes, der sich bis zu dem Wahnsinn versteigt:

„Oft komt mir's vor, als hätt' ich einmal zu mir selbst gesagt: Nun will ich leben" — der in seiner eignen Mutter nur den Spiegel seiner Ohnmacht sieht — oder ein Gespenst, das ihm Alter und Tod vorgaukelt — — und nichts lächerlicher findet, als die Beherschung der Kraft zu irgend einem höheren Zweck.

Wir aber wenden uns ab von diesem Cultus des Genius, worin so viel Grauenhaftes und Lächerliches sich mischt, zu der sehr ernsthaften Frage:

II.

Wie soll die Kirche ihrerseits sich dagegen verhalten?

1. Vor allen Dingen darf man nicht ignoriren. Ein trefflicher Feldherr, der sich um Stellung, Zahl, Bewaffnung, Terrain der feindlichen Truppen gar nicht kümmert! Ein herrlicher Arzt, der sich scheut — oder es für überflüssig hält, an das Krankenlager zu treten! Soll die Kirche sich um die geistige Cholera nicht bekümmern — wenn ein Louis Napoleon in eigner Person ins Hospital geht? Sind die Waffen unserer Ritterschaft nicht mächtig vor Gott, zu verstören die Befestigungen, alle Höhe, die sich erhebet wider das Erkentnis Gottes?

Als hier vor zwei Jahren das Renan'sche Buch erörtert wurde, meinte vielleicht dieser oder jener: Warum nicht ein praktischeres Thema? Es hat sich gezeigt, wie das Buch als Gift mitten in unsere Gemeinden eingedrungen ist. Köchin und Hausknecht lesen zuweilen heimlich in der billigen Uebersetzung. War's nicht praktisch, sich darauf zu rüsten, auf Gegengift zu sinnen?

Freilich, es ist nicht jeder zu Allem berufen — darum soll eben Einer dem Andern Handreichung thun und von Andern sich thun lassen. Es gibt aber auch ein geistliches Vornehmthun, das mit Einfalt prunkt — und doch ist christliche Einfalt keineswegs gleichbedeutend mit Beschränktheit, Bequemlichkeit, Routine, Wiederkäuen einiger Stichwörter; sie ist das Festhalten des Mittelpunktes auf allen Punkten der Peripherie.

Ohne Cultus — wenn auch in der verzerrtesten Form — ist im Grunde kein Mensch, das Genie so wenig als der Blödsinnige. Ein Wallenstein treibt Astrologie, ein Napoleon Tagewählerei, wie der Südseeinsulaner seinen Etudienst und der Hottentott den Cultus des „wandelnden Blattes".

(Schluß folgt.)

Erlebnisse in einem Tagelöhnerfilial.

(Schluß.)

Ich habe an diesem Sontag, wie an den folgenden die geschehene Sontagsentheiligung nicht erwähnt, desto dringender aber gebeten, dem Herrn das ganze Herz zu schenken. Der Gutsherr war, als ich ihn nach einiger Zeit besuchte, etwas leidend. Ich sprach ihm darüber meine Teilnahme aus, habe auch mehrfach, wo allerlei Leiden seines Hauses Anlaß dazu boten, es an geistlichem Zuspruch nicht fehlen lassen, worüber hier nicht weiter die Rede zu sein braucht, aber jenen Sontagmorgen haben wir Beide nicht wieder berührt. Aber — und das muß ich mit freudigem Danke gegen den Herrn bekennen, der die Herzen lenkt wie Wasserbäche — seit jener Zeit hat der Gutsherr auch nicht ein einziges Mal wieder am Sontag etwas für sich auf dem Felde thun lassen, ja er hat, wie mir heimlich mitgeteilt ist, es ein paar Mal einigen Tagelöhnern abgeschlagen, als diese die gutsherlichen Pferde und Wagen für sich benutzen wollten, und die besseren Gutseinwohner freuten sich darüber nicht wenig. Als dann etliche Tagelöhner, denen das Getreide ausgegangen war, wieder wie früher am Sontag ihren Roggen ausdreschen wollten, ward die Erlaubnis dazu freilich noch gegeben, aber die Arbeit geschah in der Nacht von 2—6 Uhr früh, so daß die Tenne schon stundenlang wieder geschlossen war, als der Gottesdienst begann. So war denn durch Gottes Gnade auch jene böse Erntezeit ohne Schaden abgegangen. Es ist nun freilich noch lange nicht Alles so, wie es wol sein sollte, das sehe ich wol ein, aber der Herr, der das gute Werk angefangen, wird's auch vollführen, des getröste ich mich. Zum Schlusse nur noch ein paar kleine Notizen. Im Laufe des lezten Jahres ist es nun doch dahin gekommen, daß jezt viermal im Jahre das heil. Abendmal gefeiert werden wird die Leute selbst haben mich darum gebeten. *) Dann will ich nur erwähnen, daß der Gutsherr, von dem ich berichtet, jezt nicht mehr Gutsherr ist. Aber noch sizt er Sontags auf seinem alten Platz, nur daß man es jezt noch öfter als früher bemerkt, daß irgend ein Wort Gottes ihm recht sehr nahe geht. Möge der Herr sein Werk an diesem Tagelöhnerfilial auch unter der neuen Herschaft vollenden. Mit der Herrschaft des alten Herrn scheint mir aber ein so wichtiges Stück der Geschichte dieses Tagelöhnerdorfs abgeschlossen, daß ich nun Muth bekam, etwas über dasselbe zu veröffentlichen, den lieben Amtsbrüdern zum Troste, die auch in Tagelöhnerdörfern zu wirken haben, denn das Eine bezeugen, wie ich hoffe, die hier gegebenen Mitteilungen, daß der Herr auch in einer armen Tagelöhnergemeinde wirken kann über Bitten und Verstehen.

---

*) Fünfundsiebzig Personen haben bis jezt communirt, etwa 10—15 wollen noch am Todtenfeste zum Tische des Herrn treten. An den 21 Gottesdienstagen von Neujahr bis zum 18ten Sontag nach Trinitatis habe ich 742 Zuhörer gezählt, durchschnittlich also 35 Personen bei 78 Einwohnern.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 9. December. № 98.

Die Geltung Christi in Schleiermachers Theologie.

III.

Ohne auf die leicht von selbst sich ergebende weitere Darstellung von Christi Person und Werk in der Glaubenslehre noch genauer einzugehen, schreiten wir zu der Betrachtung seines „Lebens Jesu", wobei sich uns natürlich sofort die Frage aufdrängt, worin sich nach dem Vorangegangenen dasselbe noch von Strauß „Leben Jesu" unterscheiden könte. Wir finden nun allerdings bei Schleiermacher eine größere Ehrfurcht vor der Person und dem sittlichen Charakter Christi als bei Strauß, der eben mit allem christlichen Glauben gebrochen hat, finden das Bemühen, bei aller zersetzenden Kritik doch immer etwas aufzufinden, wol auch zu erfinden, was auf ein christliches Gemüt einen erbauenden, wolthuenden Eindruck machen kann, — dafür aber macht auf einen schlicht und ehrlich denkenden Geist die in den seltsamsten und advokatenmäßig berechneten Windungen sich bewegende, oft überaus sophistische Beweisführung seiner oft ganz willkürlichen Behauptungen einen recht trüben Eindruck. Bei seiner in der verneinenden Kritik äußerst weitgehenden Stellung zur heiligen Schrift hat er sich für eine christliche Auffassung des Lebens Jesu allen Boden unter den Füßen hinweggezogen, und was er nun in religiösem Interesse noch Christo zuschreibt, das ruht so sehr auf unbegründeten Voraussetzungen, auf blos subjectiver Meinung, daß dies wenigstens wissenschaftlich ohne allen Wert ist; und wir müssen es ganz gerechtfertigt finden, wenn die weiter „Fortgeschrittenen" ihm den Vorwurf dogmatischer Befangenheit machen; nur liegen dieser Befangenheit nicht kirchliche, sondern rein Schleiermachersche Dogmen zu Grunde. Auch hier betont Schleiermacher, — und dies ist es allein, was ihn von David Strauß unterscheidet, — die „specifische oder eigentümliche Dignität Christi", seine Verschiedenheit von allen andern Menschen, und diese ist gar nichts anderes, als seine Unsündlichkeit; wir vermissen aber jede wirkliche Begründung dieser Behauptung und können auch keine Möglichkeit sehen, wie Schleiermacher auf seinem Standpunkt sie irgendwie genügend begründen könte. „Ich setze den Glauben an Christus voraus", nämlich an Christus als den wirklichen urbildlichen Erlöser, sagt Schleiermacher einfach (S. 9); gut, aber doch wol den Glauben, wie ihn die gesamte christliche Kirche von Anfang an festgehalten hat, den Glauben an den wahrhaft menschgewordenen Gottessohn, der vor der Welt schon bei dem Vater war? Mit nichten, würde Schleiermacher antworten, diesen Glauben verwerfe ich als Doketismus; ich meine vielmehr den Glauben, wie ich ihn in meiner Glaubenslehre dargestellt habe, den Glauben an den blos urbildlichen Menschen, der sich von allen andern Menschen eben nur durch sein reineres Gottesbewußtsein und seine Unsündlichkeit unterscheidet. Heißt das unbefangen Geschichte schreiben? Schleiermacher hat sich seinen Christus von vornherein a priori construirt, und zwar als ein subjectives Gedankengebilde; dieses selbstgemachte Bild hält er nun als den entscheidenden Maßstab an die evangelischen Berichte; Alles, was darin mit jenem Bilde nicht übereinstimt, das wird entweder in einer oft unverantwortlichen Weise verdreht, oder noch lieber und öfter als unwahrer Bericht herausgeworfen. Die drei ersten Evangelien werden, dadurch wird die Sache noch leichter, als späte, entstellte und ganz unzuverlässige Berichte beiseitegestellt und nur das Evang. Johannis als apostolische Schrift betrachtet, obwol es unzweifelhaft ist, daß, wenn man dasselbe kritische Verfahren, wodurch die drei ersten Evangelien mundtodt gemacht werden, auch auf das vierte anwendet, jedenfalls auch dieses über Bord geworfen werden müßte. Das Evang. Johannis enthält freilich auch einige, und zwar grade recht stark gezeichnete, also sehr unbequeme Wunder; mit diesen wird aber Schleiermacher leicht fertig. Das Wunder auf der Hochzeit zu Kana berührt man nur leise (S. 221), über die Heilung des Blindgebornen geht man mit völligem Stillschweigen hinweg, bei dem Speisungswunder, welches in keiner Beziehung denkbar, auch in keiner Weise anschaulich zu machen sei, ist ein Fall, „wo man zu einer Hypothese berechtigt ist, um das zur Anschauung fehlende irgendwie zu ergänzen" (S. 229 f.), d. h. nach dem ganzen Zusammenhange, um den ganzen Vorgang natürlich zu erklären, denn Christus selber betrachte ihn gar nicht als Wunder, da er ja sagt: „ihr suchet mich nicht darum, daß ihr Zeichen gesehen habt, sondern daß ihr von dem Brot gegessen habt und seid satt geworden." Worin diese Ergänzungshypothese bestehen soll, ist hier nicht gesagt; vielleicht hat sie der Herausgeber fortgelassen. In einer uns vorliegenden sorgfältigen Nachschrift von Schleiermachers Vorlesungen über das Evang. Johannis aus dem Jahre 1821 erklärt er den Vorgang so, daß unter dem Volke sehr viele waren, die sich Vorrath mitgebracht hatten, und nun dem Beispiele Jesu folgten und ihn verteilten; also genau so, wie der berüchtigte Heidelberger Paulus.

Mit der Auferweckung des Lazarus hat man sich noch weniger Sorge zu machen, denn „daß Lazarus schon in Verwesung begriffen gewesen, kann auf vorgefaßter Meinung beruhen"; überdies kann man diese That gar nicht als ein von Christo verrichtetes Wunder betrachten, weil Christus selbst dieselbe nicht sich zuschreibt (233).

Nachdem wir uns so die unbequeme Bürde der evangelischen Berichte nach Möglichkeit erleichtert haben, wird uns der bedenkliche Punkt der Aussagen Jesu über seine göttliche Würde bei dem einzig authentischen Evangelium nicht mehr viel Sorge machen; da hat die Glaubenslehre schon vorgearbeitet; wir haben nun freie Hand, das Leben Jesu, befreit von allem „Doketischen", als rein menschliches darzustellen. Wenn nun Schleiermacher als die Aufgabe einer Lebensbeschreibung hinstellt, die betreffende Person in ihrer ganzen Lebensentwickelung so darzustellen, daß man daraus genau berechnen könne, wie diese Person in jedem angenommenen Falle unter ganz andern Verhältnissen würde gehandelt haben (S. 1 ff.), so ist das freilich etwas viel verlangt, besonders in Beziehung auf den, der selbst von sich sagt: „Niemand erkennet den Sohn, denn nur der Vater" (Matth. 11, 27), indeß könte man immerhin ein solches Ziel, wenn auch als sehr fernliegendes, im Auge behalten; nur versteht es sich von selbst, daß man diese Lebensentwickelung wirklich geschichtlich, d. h. aus den Urkunden, erforscht und darlegt. Thatsächlich aber kehrt Schleiermacher die Sache gradezu um. Erst construirt er sich seinen Christus ganz dogmatisch, und fragt nun, wie dieser Christus in bestimten Fällen müßte gehandelt haben; und wenn nun da die evangelischen Urkunden, was oft genug geschieht, etwas ganz anderes berichten, nun, so ist einfach die Sache nicht wahr, ist ein Misverständnis, eine sagenhafte oder übertriebene Erzählung u. dgl., denn Christus kann so nicht gehandelt oder gesprochen haben. Hierin unterscheidet sich Schleiermacher durchaus gar nicht von der willkürlichsten rationalistischen Auffassung; eine wirklich geschichtliche Darstellung können wir da nicht erwarten. Müssen wir den radicalen Gegnern der Kirche darin vollkommen beistimmen, daß Schleiermacher bei der Voraussetzung, daß Jesus bloßer Mensch gewesen, gar kein Recht hatte, ihm sündlose Urbildlichkeit zuzuschreiben, so müssen wir unsererseits hinzufügen, daß es ebenso unbegründet ist, wenn Schleiermacher alles, was Jesus that und redete, nur unter dem Gesichtspunkt der sittlichen Urbildlichkeit erfaßte. So, wie Christus in jedem einzelnen Falle handelte, dürften wir keineswegs handeln, weil wir eben als bloße Menschen keinen Erlösungsberuf haben. Fassen wir Christum als bloßen Menschen, so würde uns Vieles in seinem Thun unverständlich, ja anstößig sein; wir könten den Schein einer Selbstüberhebung, eines herausfordernden Verhaltens gar nicht entfernen; selbst das Verhalten Jesu zu seiner Mutter können wir nur verstehen, wenn er eben noch etwas Höheres als ein menschlicher Sohn ist.

Schleiermacher rechnet Christus zu den „Menschen, deren Entwickelung über ihr Volk und ihre Zeit hinausgeht, und deren Entwickelungsstufen hernach ins Gesamtleben übergehen" (S. 11), also, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, zu den Genies, findet es aber für notwendig, daß solch ein Mensch, „der in der einen Beziehung dominirt, in einer andern unter der Potenz des Gesamtlebens" steht; dies gilt auch von Christo, nämlich — insofern er sich ja der Sprache, der Ausdrucksweise, der Vorstellungen seines Volkes bedienen mußte und in seiner Kindheit von diesen Einwirkungen abhängig war; diese Bemerkung dürfte wol Manchem etwas sonderbar vorkommen. Bald darauf gibt Schleiermacher eine höchst merkwürdige Erklärung, über die wir ja nicht leicht hinweggleiten dürfen. Der christliche Glaube, sagt er, wie er in der christlichen Kirche wesentlich geltend geworden, macht einen Unterschied zwischen Christus und allen andern Menschen (S. 24). Dabei ist vor Allem die doketische Ansicht abzuweisen, daß Christus „Gott und Mensch in einer Person gewesen"; denn Unbeschränktes und Beschränktes in einer Einheit des Lebens, in einer fortlaufenden zeitlichen Erscheinung zusammen, ist ein Widerspruch; doketisch aber ist diese [kirchliche] Ansicht, weil die Menschheit Jesu dabei verkürzt wird (S. 31). Nach der andern Seite ist auch die Ansicht der heutigen Neologen [d. h. der Rationalisten] abzuweisen, welche den Unterschied zwischen Christo und allen andern Menschen aufheben wollen und behaupten, es gebe keine besondere Offenbarung und keine Wunder. Nun erzählen doch ganz unleugbar die biblischen Schriftsteller, bestimt auch die ersten, die apostolischen Augenzeugen, von Thaten Christi, die sie mit Ueberzeugung als Wunder betrachten. Wären diese Thaten nun „auf eine im allergewöhnlichsten Sinne des Worts natürliche Weise" zugegangen, so wären die Apostel Leute von sehr beschränktem Urteil gewesen. Hat nun Christus gewußt, daß ihre Ansicht ein Irrtum war, und daß doch der Glaube an ihn sich auf diese Auffassung der Thatsachen mitgründete, so hätte er sich offenbar einer pia fraus, eines Betruges, schuldig gemacht; könte man dies allenfalls auch einigermaßen entschuldigen, so würden wir „doch sehr bedenklich sein müssen dagegen, ihn irgendwie als einen Gegenstand der Verehrung gelten zu lassen", und „der christliche Glaube als solcher könte bei dieser Vorstellung von Christo nicht bestehen" (S. 25 ff.). „Die neoterische Ansicht, welche das Wunderbare als eine bloße Täuschung erklärt, erleichtert allerdings eine Darstellung des Lebens Christi, weil er dadurch ganz auf dieselbige Linie tritt, wie alle gewöhnlichen Menschen", aber sie hebt eben deswegen auch einen eigentlichen Glauben an ihn ganz auf, und muß, wenn sie consequent sein will, „allerdings die Forderung aufstellen, das Wahre und Göttliche des Christentums von der Person des Stifters zu trennen"; „das ist aber unnatürlich" (S. 30). Wir nehmen diese Erklärungen mit voller Beistimmung hin, aber wir würden uns sehr täuschen, wenn wir hierin eine wirkliche Anerkennung der übernatürlichen und übermenschlichen Macht und Bedeutung suchen wollten; Schleiermacher versteht es anders. „Wenn wir auf der einen Seite zugeben, es könne eine solche Ansicht der Sache aufgestellt werden, daß sowol die höhere Dignität Christi, als auch die einzelnen unter den Charakter des Wunders fallenden Aeußerungen derselben erscheinen

können als der Natur gemäß, aber nicht der gewöhnlichen alltäglichen Natur, sondern in dem Sinne, daß diese ganze Erscheinung im Ganzen und Einzelnen in den allgemeinen Zusammenhang der Dinge auf dieselbige Weise verwebt sei, wie alles [!]: wenn wir diese Möglichkeit zugeben müssen, so können wir auf der andern Seite die strenge Grenze ziehen, daß, wenn Jemand behauptet, es sei in dem eignen Bewußtsein Christi eine Täuschung gewesen in Beziehung auf seinen höheren Beruf und sein eigentümliches Verhältnis zu Gott, und diejenigen Handlungen, die als Wunder im Leben Christi erzählt werden, seien entweder zufällige Ereignisse, wovon die Ursache ganz außerhalb seines Willens gelegen hätte, oder es seien Kunststücke, die er absichtlich zur Täuschung verrichtet habe vermöge der Anwendung von ihm bekanten Kräften, so sind das die Punkte, welche man nicht zugeben kann, ohne daß Christus aufhören muß, ein Gegenstand der Verehrung zu sein, denn diese verträgt sich mit keiner Art von Täuschung" (S. 31). Sehen wir davon ab, daß auch hier wie sonst fast immer an den entscheidenden Punkten als Beweisgrund ein rein dogmatischer, bei Schleiermachers Stellung zur heil. Schrift jedenfalls unbeweisbarer und willkürlich angenommener Satz, — daß Christus Gegenstand der Verehrung sein müsse, — hingestellt ist, so ergibt sich Folgendes: 1. die Apostel haben wirklich mit Ueberzeugung Wunder, d. h. übernatürliche Thaten Jesu berichtet; — 2. Christus kann sie nicht absichtlich im Irrtum gelassen haben, muß also auch von dem Wundercharakter seiner Thaten überzeugt gewesen sein; 3. nichtsdestoweniger können diese Thaten „in den allgemeinen Zusammenhang der Dinge auf dieselbige Weise verwebt sein, wie alles andere", d. h. eben nicht übernatürliche, — (den Unterschied dieser „Verwebung" von der „gewöhnlichen, alltäglichen Natur" können wir wenigstens nicht finden) —; 4. dennoch lagen diese Thatsachen nicht ganz außerhalb des Willens Christi, (aber doch größtenteils); — 5. wenn also Christus dieselben etwa ganz seinem Willen zuschrieb, also als reine Wunder faßte, so war dies zwar einigermaßen eine Selbsttäuschung, aber dies beeinträchtigt nicht unsere Verehrung Christi, sobald wir nur nicht annehmen, daß er sich über seinen Beruf und sein Verhältnis zu Gott getäuscht hat. Durch eine solche, den Grad der Beteiligung seines Willens an dem Wunder betreffende kleine Selbsttäuschung kommen wir am besten um die Schwirigkeit herum, daß Christus seine Jünger in ihrem Wunderglauben belassen hat. Eine Selbsttäuschung in andern, nicht unmittelbar zu seinem Heilsberuf gehörigen Dingen, z. B. über die Bewegung der Erde oder der Sonne, findet Schleiermacher auch sonst bei Christo ganz unverfänglich (S. 118. 141). Was ist dies nun aber für eine Beteiligung seines Willens an jenen Thatsachen, die doch jedenfalls in den natürlichen Zusammenhang der Dinge verwebt waren? Schleiermacher läßt dies etwas im Unklaren; wir müssen daher genauer darauf eingehen. Die an Christo geschehenen Wunder läßt Schleiermacher von vornherein fallen; das sind entweder bloße Sagen, wie die Kindheitsgeschichte Jesu, oder sind ganz natürlich zugegangen, wie die Auferstehung. Einigermaßen gelten lassen kann man nur die von Christo vollbrachten Wunder, denn diese gehörten zu seiner „eigentümlichen Dignität." Da müssen wir nun vor Allem festhalten, daß nach unserer jetzigen Naturerkentnis die Schranken der natürlichen Kräfte überaus schwer festzustellen sind, weshalb wir in sehr vielen wunderbar erscheinenden Fällen eine natürliche Kraftwirkung nicht ablehnen können (S. 28. 217), — ferner, „daß alle Handlungen Christi immer zugleich als rein menschlich aufgefaßt werden müssen, weil wir sie sonst gar nicht auffassen könten" (S. 216. 245). Sollten also im Leben Jesu schwer erklärliche Wunderthatsachen vorkommen, so dürfen wir noch nicht abschließen, denn als einzig wünschenswerter Ausgang der Untersuchung kann jedenfalls nur dies gelten, daß „uns die Aufgabe ganz wegfiele, in dem Leben Christi wunderthätige Wirkungen anzunehmen, welche über das Gebiet des menschlichen Lebens und Daseins hinausgehen, wenn wir also alle jene Erzählungen von wunderthätigen Wirkungen Christi anknüpfen könten, wie auf der einen Seite an seine specifische Dignität, so auf der andern Seite an die allgemeinen Gesetze der menschlichen Kraft auf der Erde, d. h. also, daß wir Wirkungen auf die äußere Natur nicht fänden, welche ganz und gar außerhalb der von uns anzuschauenden Grenzen der menschlichen Kraft liegen, wie der Geist sie doch nur ausüben kann mittelst der Organisation" (S. 239). Also natürlich, d. h. entsprechend der rein menschlichen Kraft Christi, müssen die Wunder geschehen sein, aber nicht zufällig, sondern mit einer Willensbeteiligung Jesu. Aber dieses geistige Agens, der Wille, war doch nicht ohne ein physisches, wodurch er auf anderen Organismus wirkte; dies die Willenswirkung vermittelnde physische Agens war z. B. das ausgesprochene Wort, die Miene u. dgl. Solche Wirkungen finden sich ähnlich vielfach vor; „die Naturwissenschaft ist voll von analogen Beispielen plötzlicher Wirkungen auf den menschlichen Organismus von der Gegenwart eines andern, aber eines solchen, der eine gewisse Herschaft über die Menschen ausübt, ein geistiges und physisches Uebergewicht, sie ist voll von solchen auf bestimte Naturgesetze noch nicht gegründeten Wirkungen"; bei Christo ist dies eben nur wegen seiner einzigen Dignität in viel höherem Maße anzunehmen (S. 217 ff.). Schleiermacher denkt offenbar, — wie er dies auch sonst bekundet, — teils an rein psychologische, teils an magnetische Einwirkungen (vgl. 225 ff.). Wir haben bei solchen Wunderthatsachen also entweder, wo es angeht, solche doch immer rein menschliche Kräfte anzunehmen, oder wo dies, wie bei der Speisungsgeschichte, nicht angeht, da „entsteht die Aufgabe, sich vorzustellen, was geschehen sein müsse, damit sie nicht wunderbar gewesen" (S. 223). Mit der „gewöhnlichen" natürlichen Erklärungsmethode soll dies Verfahren nichts zu thun haben, indem wir alle „begreiflichen" Wunder nur aus Christi eigentümlicher [menschlicher] Beschaffenheit begreifen. Ob dieser Unterschied ein irgend nennenswerter sei, darüber wollen wir nicht streiten, so viel aber wissen wir, daß eben Alles „rein menschlich" zugegangen ist. Da wir nun auch nach Schleiermachers Ansicht annehmen müssen, daß Christus selbst

es nicht so ansah, weil er sonst seine Jünger aus ihrem Irrtum hätte reißen müssen, so scheint es doch nicht ganz so, als ob dieser Unterschied zwischen der Ansicht Christi und der, die wir haben sollen, mit der „Verehrung" Christi sich gut vertrage. Indeß sehen wir uns die Sache noch etwas näher an.

Kommen in den evangelischen Berichten Thaten Christi vor, für die wir keine Analogien in unserem Leben finden, wie wenn Christus in der Ferne heilt, so können wir dieselben nicht als wirkliche Momente im Leben Christi begreifen, sie bleiben uns unverständlich; so ist das Wunder zu Kana, nach den Vorlesungen über das Ev. Johannis, ein „unauflösliches Räthsel". Als wirkliche Momente im Leben Christi können wir nur diejenigen Wunder begreifen, „welche ihrer Tendenz nach menschenfreundlich sind, Errettungen aus einem Zustande der Not, und welche ganz und gar innerhalb des menschlichen Lebens liegen, d. h. ganz und gar als Wirkung des Menschen auf den Menschen angesehen werden können" (S. 219). Für die Vorhersagungswunder haben wir auch Analogien, „denn wir kennen für das Ahnungsvermögen keine Grenzen" (224); natürlich kann dies aber nur ein Vorherwissen von solchen Erfolgen sein, „welche in Verbindung mit der allgemein menschlichen Anschauung und den allgemeinen Gesetzen der Natur möglich sind" (240), d. h. nicht von wirklichen Wundern, wie es etwa das Speisungswunder wäre. Mit den Erhörungswundern, wie etwa die Auferweckung des Lazarus, können wir es uns noch leichter machen, denn wir brauchen uns gar nicht mit ihnen zu befassen, da sie nicht von Christo gewirkt waren (224). Dies ist freilich am bequemsten, aber wissen möchten wir denn doch, ob es wirkliche Wunder waren oder eben natürliche Ereignisse; und da sie doch jedenfalls wesentliche Bestandteile des Lebens Jesu waren, so müssen wir es doch in der That höchst naiv finden, wenn Schleiermacher diese Thatsachen ganz beiseite werfen will. Eine unmittelbare Wirkung des Willens Christi auf die Natur, wie bei der Bedräuung des Sturmes, ist nach Schleiermacher ganz ohne Analogie, also schlechthin unbegreiflich; und da wir ein Unbegreifliches doch nicht annehmen können, so müssen wir zu Hypothesen und „Hilfslinien" unsere Zuflucht nehmen, um das zur Herstellung einer menschlichen Analogie noch Fehlende zu ergänzen (230). Bei der Speisungsgeschichte bestand diese Hilfslinie, wie wir gesehen, in dem von der Menge mitgebrachten Proviant; bei dem Seesturm liegt diese Hilfslinie noch näher; Christus nennt die ihn weckenden Jünger Kleingläubige; wäre nun wirkliche Gefahr gewesen, so hätten die Jünger in ihrem Hilferuf grade Glauben bewiesen; Christus tadelt sie also darum, weil sie ihn geweckt haben, während doch augenscheinlich keine absonderliche Gefahr war, Sturm und Meer sich vielmehr, wie Christus wetterkundig voraussah, bald von selbst legen mußten. Sollte Jemand meinen, daß eine so unglaubliche Abgeschmacktheit dem geistreichen Schleiermacher nicht zuzutrauen sei, den müssen wir auf S. 234 und 242 verweisen, wo er es gedruckt lesen kann. Eine „natürliche" Wundererklärung soll dies aber durchaus nicht sein. Das „zwecklose" Wandeln Christi auf dem Meere braucht uns nicht Kummer zu machen, weil es „bei nächtlicher Weile und bei einem unsicheren Wahrnehmungszustande geschah" (S. 235), die Jünger sich also mehr einbilden konten, als wir zu verantworten haben. Der Fischzug Petri bietet auch keine Schwirigkeit, sobald wir nur „die Möglichkeit des menschlichen Wissens Christi um das Dasein der Fische an jener Stelle" annehmen (235). Hätte Schleiermacher in unseren Tagen geschrieben, so würde er vermutlich mit großer Genugthuung auf den Quellenfinder Abbé Richard hingewiesen haben.

Nun aber die Todtenerweckungen! Nach wirklich erfolgtem Tode kann natürlich weder von einer psychischen, noch von einer physischen Einwirkung auf den Todten die Rede sein; da wäre eine Erweckung ein offenbares Wunder, und solches muß, wie sich von selbst versteht, von vornherein abgelehnt werden. Bei der Tochter des Jairus sagt nun Christus ja selber, sie sei nicht gestorben, sondern sie schlafe; wer also behauptete daß sie wirklich todt gewesen sei, der vergriffe sich an Christi eigener Erklärung; und das Mädchen hört ja auf Christi Wort, sie muß also ja noch Bewußtsein und Gehör gehabt haben; „es komt da die Erfahrung zu statten, daß Scheintodte, wenn sie zum Leben zurückkommen, sagen, daß ihnen das Gehör nicht vergangen sei bei dem Erloschensein aller andern Lebenszeichen" (233). — „Daß sich hier Schleiermacher in der Schriftauslegung oder vielmehr Schriftverdrehung auf demselben Boden mit dem plattesten Rationalismus betreten läßt, und der natürlichen Wundererklärung zulieb einen christlichen Fundamental-Sprachgebrauch gradezu ignorirt", — das sagen nicht wir, das muß sich Schleiermacher von David Strauß sagen lassen.*) Wir werden es dabei freilich für einen ungemein glücklichen Zufall halten müssen, daß Christi ausdrückliche Erklärung bei der Todesnachricht: „fürchte dich nicht, glaube nur, so wird sie gerettet" (Luc. 8, 50; Marc. 5, 36), und seine spätere vor dem Eintritt in das Sterbezimmer: „das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft" (Matth. 9, 24; Marc. 5, 39), wobei die Juden ihn verlachten, also ihrer Sache wol sicher waren, — nicht übel zu Schanden wurde; vielleicht dient aber dabei die Hilfslinie eines magnetischen Hellsehens oder heimlicher Kunde. Wenn Christus bald nachher selbst den Täufer sagen läßt: „Todte stehen auf" (Matth. 11, 5; Luc. 7, 22), was sich, wenn nicht auf viele andere Todtenerweckungen, doch augenscheinlich auch auf die eben erwähnte bezieht, so wird man, um Christi Wahrhaftigkeit — oder sein verständiges Urteil — zu retten, wieder zu einer kritischen Hilfslinie greifen und den Bericht als ein „Misverständnis" erklären müssen (vgl. S. 238). Die Erweckung des Jünglings zu Nain wird ganz ebenso als Erweckung aus einem Scheintode erklärt (233); der Scheintod scheint damals ungemein häufig gewesen zu sein; und Jesus hatte das seltene Glück, bei seinen

*) Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte, 1865, S. 111; vgl. dessen Leben Jesu für d. deutsche Volk, S. 482.

voraus sicher angekündigten Erweckungen grade immer auf Scheintodte zu stoßen. Wundern müssen wir uns nur, daß Jesus, der große Menschenfreund, kein Wort der warnenden Rüge gegen die Juden sagt, welche so sorglos und unbefangen die Scheintodten ins Grab schleppten und einem schrecklichen Tode preisgaben; das würde der Urbildlichkeit und Unsündlichkeit Jesu wol besser geziemt haben, als nach solcher ganz natürlich zugehenden Erweckung es ruhig mit anzuhören, wie das Volk rief: „Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden und Gott hat sein Volk heimgesucht." Seine Jünger hat Jesus nun doch offenbar in dem ihm jedenfalls nicht verborgenen Irrtum gelassen, als habe er wirklich Todte erweckt, und mit unserer „Verehrung" eines solchen urbildlichen Menschen dürfte es sonach doch einige Bedenken haben. Wie Schleiermacher mit der Auferweckung des Lazarus fertig wird, haben wir schon gesehen. So viel also ist sicher, daß kein einziges von Christo verrichtetes Wunder mehr als ein bloßer Schein eines solchen, in Wahrheit vielmehr eine ganz natürliche Wirkung ist. Wo die biblische Erzählung dies nicht zuläßt, da müssen „Hilfslinien" gezogen werden, und wo auch dies nichts hilft und alle Stränge reißen, wie bei der Verfluchung des Feigenbaums, da kann die Rathlosigkeit des Geschichtsschreibers „nur aufgelöst werden durch eine Hypothese über die Beschaffenheit der Erzählung" (235), d. h. natürlich durch Annahme mythischer Elemente, denn alle „solche Wunder, die über das Gebiet des menschlichen Seins in ihren Wirkungen hinausgehen, stören die Einheit des menschlichen Handelns Christi", gehören auch nicht zu seiner specifischen Dignität, weil diese sich nur auf das menschliche Leben bezieht, und haben also für den Glauben keinen Wert. Wenn man also „eine Auskunft über die Genesis dieser Erzählungen fände, so daß das Wunderbare verschwände, so wäre das keine Störung des Glaubens, sondern ein Gewinn für die rein menschliche Auffassung Christi" (236). Strauß und Renan haben sonach jedenfalls Anspruch auf Schleiermachers volle Anerkennung, denn sie haben diese Aufgabe einfach gelöst.

Viel leichter wird diese Aufgabe bei den an Christo geschehenen Wundern, weil da das wirkende Subject derselben im dunklen Hintergrund bleibt. Was bei der Taufe Jesu sich ereignete, bezog sich nur auf Johannes, und dieses Ereignis, welches der Täufer auf eine ihm gegebene Verheißung bezog, enthielt gar nichts Wunderbares, war eine ganz natürlich zugehende atmosphärische Begebenheit, „eine Lichterscheinung aus einer Spalte der Wolke" (152. 236). Die Verklärung Jesu auf dem Berge ist ohne Zweck, ohne Zeugen, also ohne Gewähr; die Jünger waren ja in einem Zustande der Schlaftrunkenheit, womit alle Sicherheit der Berichterstattung wegfällt (237). Die Finsternis bei Christi Tode war eine natürliche Erscheinung der Atmosphäre, das Zerreißen des Tempelvorhangs und das Hervorgehen einiger Gestorbenen ist einfach unwahr und aus „rhetorischer oder hymnischer Production" entstanden (448 ff.). Nun aber der Gipfelpunkt aller Erlösungswunder, die Auferstehung Christi.

Zunächst erklärt Schleiermacher, es sei etwas ganz Gleichgiltiges, ob man behaupte, Christus sei wirklich gestorben oder nicht; sicher sei aber, daß es gar kein Mittel gibt, das eine oder das andere zu behaupten. Denn das einzig sichere Kennzeichen des Todes sei die Verwesung, diese sei ja aber bei Christo nicht eingetreten, wie in Beziehung auf Ps. 16 ausdrücklich behauptet werde. Selbst wenn man, was freilich abzuweisen ist, dem Tode Christi eine sühnende Bedeutung beilegt, „so kann es für die göttliche Gerechtigkeit kein Unterschied sein, ob der Tod Christi ein wirklicher war oder ein todesähnlicher Zustand, sobald er nur den Act des Sterbens vollzogen hatte in seiner geistigen Bedeutung" (S. 442 f.) Da bei Christus die Verwesung noch nicht eingetreten war, so „kann die Action des Lebens nicht vollständig Null geworden sein." In Beziehung auf die Frage also, ob hier wirklicher Tod, also bei der Wiedererweckung ein Wunder geschehen sei, können wir uns „in eine völlige Gleichgiltigkeit stellen", ohne ein besonderes Interesse nach der einen oder der anderen Seite zu haben. Dagegen haben wir allerdings ein hohes Interesse, uns die Stetigkeit des Bildes Christi nicht trüben zu lassen; das geschähe aber, wenn wir annehmen, daß Christus wegen leiblicher Schwäche früher als gewöhnlich gestorben sei. Auch das Seelenleiden kann seine körperliche Kraft nicht geschwächt haben; der Tröstungsengel bei Lucas ist als späterer Zusatz zu betrachten; und die Unterstützung beim Tragen des Kreuzes geschah nicht wegen Christi Schwäche, sondern — honoris causa, weil Jesus kein gemeiner Verbrecher war! Christi durchaus normale Lebenskraft also weist darauf hin, daß in so kurzer Zeit noch kein wirklicher Tod erfolgt war. Auch der Lanzenstich brauchte nicht tödtlich zu sein; er bekundete eben nur amtlich, daß Christus für todt zu erklären sei. Jene „Gleichgiltigkeit" Schleiermachers gegen die Frage nach dem wirklichen Tode Jesu will nicht etwa besagen, daß ihre Beantwortung für Schleiermacher zweifelhaft wäre; nur an sich ist sie gleichgiltig; in Beziehung auf die folgende Auferstehung ist sie nicht gleichgiltig; diese ist nämlich nur begreiflich, wenn Christus eben nicht wirklich gestorben ist. Nachdem Schleiermacher, ganz in der Weise von D. Strauß, in den evangelischen Berichten über die Auferstehung eine Menge unlösbarer Widersprüche gefunden, bei denen man die „Synoptiker" fallen lassen muß, welche die ihnen zukommenden Bruchstücke der Geschichte auf eignen Kopf hin „ergänzten" (465), wird auch die Erzählung des Johannes so bearbeitet, daß alles recht wol begreiflich wird. Die Engel am Grabe waren keine Engel, sondern Menschen, denn Lucas nennt

sie ja ausdrücklich Männer! — vielleicht waren es Beauftragte des Josef von Arimathia (S. 469 ff.). Strauß bemerkt hierzu: „daß dies wieder ein Stück schlechtester rationalistischer Exegese ist, bedarf heutzutage nur deswegen noch einigen Nachweises, weil es Schleiermacher ist, der sich derselben schuldig gemacht hat", und weist sehr richtig darauf hin, daß dies nach den evangelischen Berichten ganz unmöglich sei, da diese Männer nicht im Grabe waren, als Petrus und Johannes hineingingen (Joh. 20, 4 ff.), während gleich darauf Maria, die draußen stand, die Engel im Grabe sah (V. 11 ff.); da bleibt, sagt Schleiermacher, „etwas Unerklärliches übrig", und Strauß bemerkt dazu: „etwas Unerklärliches bleibt allerdings, nämlich wie einem Manne von Geist und Geschmack eine solche Auslegung möglich war."

Der Vorgang der Auferstehung ist nun nach Schleiermacher so zu denken: Josef von Arimathia hat Christus erst interimistisch in das Grab gelegt, konte aber das Uebrige nicht eher thun, als bis der Sabbat vorüber war. Am Morgen nach dem Sabbat kommen nun die von Josef beauftragten Personen, wälzen den Stein ab und gehen in das Grab. Maria fand bald nachher das Grab leer. Jesus war wirklich aus dem Grabe entfernt und erschien nachher lebendig. Dies kann nicht Selbsttäuschung der Jünger gewesen sein, sondern ist Thatsache. Von dem Vorgange der Auferstehung selbst fehlen uns zwar alle Nachrichten; aber der Umstand, daß schon vor der Ankunft der Maria und der Jünger Jemand ins Grab gegangen war, gibt eine Spur, „wie dieses Factum erklärt werden kann" (S. 471). Schleiermacher gibt nun mit seiner gewöhnlichen Vorsicht die Erklärung nicht selbst, sondern läßt sie den Zuhörer sich machen. Da ist nun das, was er meint, keinen Augenblick zweifelhaft. Nämlich: jene zwei Männer, die ins Grab gingen, haben entweder den noch scheintodten Jesus herausgetragen, worauf er wieder zu sich selbst kam, oder sie haben im Grabe selbst mit Erfolg Wiederbelebungsversuche gemacht. Nun, diese rationalistische Scheintodshypothese ist nicht blos von christlich-gläubigen Theologen, sondern auch von David Strauß in seinem Leben Jesu schon längst so sehr in ihrer ganzen Hohlheit und Unmöglichkeit dargethan, daß jezt auch nicht leicht einer von den Gegnern alles Wunders darauf zurückkomt und wir uns der Widerlegung dieses Schwindels wol überheben dürfen. Aber eine Frage ist grade auf Schleiermachers Standpunkt ganz unabweisbar: wie ist es denkbar, daß unter solchen Umständen der wahrheitsliebende Jesus alle seine Jünger, auch den Johannes, in dem Wahne ließ, er sei wirklich aus dem Tode auferstanden, daß er ihnen hierin nicht reinen Wein einschenkte? Schleiermachers Antwort ist höchst merkwürdig. „Wir sehen an den Jüngern selbst eine löbliche Scheu, Christum mit neugierigen Fragen zu belästigen" (471), d. h. ihn „nach dem eigentlichen Zusammenhange der Sache zu fragen; hätten sie das gethan, so ist nicht abzusehen, warum ihnen Christus nicht gesagt haben sollte, auf welche Weise er aus dem Grabe gekommen, [nämlich durch sorgfältige Beihilfe der Diener Josefs]; haben sie ihn aber nicht gefragt, so hatte er auch kein Interesse, es ihnen zu erzählen. Aber diese Scheu, ihn zu fragen über etwas, was nicht wesentlich in Beziehung auf den Glauben steht, finden wir auch schon während seines [früheren] Lebens" (496). Diese Antwort streift denn doch in der That an das Unglaubliche. Zunächst muß sich Schleiermacher von Strauß sagen lassen: „wir meinen, hätte Jesus den Jüngern von Anfang an nur gesagt, um was sie ihn fragten, so würden sie wenig Kluges von ihm gelernt haben." Dann fragen wir: steht für die Jünger, denen die Auferstehung der lebendige Grund und Mittelpunkt ihres gesamten Glaubens wurde, also daß sie mit Paulus sagen konten: „ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel", — steht für diese die Frage darnach, ob Christus zufällig von einem Scheintode erwacht sei oder durch Gottes Macht aus dem wirklichen Tode auferweckt sei, in keiner wesentlichen Beziehung zum Glauben? Wir müssen ferner fragen: wenn Christus, wie es doch offenkundig ist, den Glauben der Jünger, er sei wirklich aus dem Tode auferstanden, vor sich sah, und doch kein „Interesse" hatte, ihnen die Wahrheit zu sagen, sie vielmehr absichtlich in einem Wahne ließ, der sie notwendig dazu führen mußte, in ihm etwas Höheres zu erblicken, als den reinen Menschen, — was sollen wir von einem solchen Christus sittlich urteilen? Bei jedem anderen Menschen nennt man dies einen schweren Betrug. — Nein, wahrlich nein, der Christus Schleiermachers ist kein unsündlicher, urbildlicher Mensch, er ist schlechterdings ungeeignet, Gegenstand unserer Verehrung zu sein; — von einem solchen Menschen müßten wir mit sittlicher Entrüstung uns abwenden. In seiner rationalistischen Feindschaft gegen alles Uebernatürliche in Christo tastet Schleiermacher den sittlichen Charakter des Erlösers an; und es ist uns auch zweifellos, daß jede Auffassung von Christo als einem bloßen Menschen mit Notwendigkeit dahin führt, ihn zulezt auch seiner sittlichen Hoheit zu entkleiden und in die Reihe der Sünder herabzusetzen. Was einem in allen Advokatenkünsten und aller Sophistik woterfahrnen und geschickten Schleiermacher nicht gelungen ist, ein rein menschliches Bild Christi ohne sittliche Flecken zu geben, das wird seinen schwächeren Nachahmern noch weniger gelingen. Wer Christum seiner **göttlichen** Würde entkleidet, der raubt ihm auch seine menschliche, denn er macht ihn in seinen Worten wie in seinen Thaten zum Lügner.

Es versteht sich nun von selbst, daß Christi so bestimte und wiederholte Weissagungen von seiner Auferstehung nicht wahr sein können; sie haben sich erst nach der Thatsache gebildet (478); ebenso versteht es sich, daß die Erscheinungen des Auferstandenen alle ganz natürlich waren; was von Wunderhaftem dabei berichtet wird, ist Misverständnis oder ist Sage, ist auf die erhizte Phantasie der Jünger zu schieben (476), so daß es da „solche Farbentöne in den Erzählungen gibt, welche auf Momente in dem Auferstehungsleben Christi verweisen, die nicht wirkliche Lebensmomente sind" (496), d. h. daß die Jünger

fortan in einer Art Traumwelt lebten und nicht recht wußten, was um sie herum vorging. Man kann ihnen dies freilich nicht übelnehmen, wenn ihr Herr und Meister kein „Interesse" hatte, sie aus ihrem Wahnrausche zu reißen, sondern sich daran, wie es scheint, ergözte. Komt Jesus bei verschlossenen Thüren zu den Jüngern, so heißt dies, daß allerdings die Hausthür verschlossen war; „aber da wird auch Jemand gewesen sein, der die Bestimmung hatte, zu öffnen"; das Zimmer selbst aber war vermutlich nicht verschlossen (474); der Vorgang war also ungemein einfach. Wo Christus, der doch nur ziemlich selten zu den Jüngern kam, sich sonst aufgehalten, wissen wir nicht; und daß wir keine Nachrichten darüber haben, liegt in der Scheu der Jünger, ihn zu fragen; und „daß Christus nun nicht beständig bei seinen Jüngern war, hat seinen Grund darin, daß er nicht mit andern in Verwickelung kommen wollte [!], sondern er wollte nur für sie dasein" (473. 498), — und darum kam er nur selten! — Anfangs scheint der Auferstandene einen baldigen Tod erwartet zu haben, später aber wurde er seines Fortlebens sicherer; ja er wurde jezt so vorsichtig, daß er um der drohenden Gefahren willen aus Jerusalem nach Galiläa und aus Galiläa wieder nach Jerusalem ging (498 f.), wenn nicht, was wahrscheinlicher, die Ahnung von seinem bevorstehenden Tode ihn nach Jerusalem zurückführte.

Wie endete Christus sein durch den Scheintod unterbrochenes, nachher weitergeführtes irdisches Leben? Daß die biblisch bekundete Himmelfahrt einer rein menschlichen Entwickelung nicht angemessen ist, also abgewiesen werden müsse, das steht für Schleiermacher fest. Die geistige Erhöhung Christi, — was diese bedeute, erfahren wir nicht, — steht mit der Art und Weise, „wie sein menschlicher Leib sein Ende gefunden", in gar keinem Zusammenhang. Da der „wiederbelebte" Leib ganz derselbe ist, der ins Grab gelegt wurde, so war er eben ein „sterblicher", „weil er sonst nicht derselbe wäre" (500), mit andern Worten, Christus ist nach einiger Zeit wirklich gestorben, und da gab es freilich keine Wiederbelebung mehr. Von diesem Tode erzählt uns aber die h. Schrift nichts; Christus verschwindet eben aus dem Kreise der Seinen. Die Erzählung von der sogenanten Himmelfahrt ist wol nur aus einer „Vision", d. h. einer träumerischen Einbildung entstanden (504). Jedenfalls müsse man ablehnen, „daß Christus mit Wissen seiner Jünger wieder gestorben sei" (508); das natürliche Ende Jesu ist von Niemand gesehen und berichtet worden; aber allerdings ist es wahrscheinlich, daß Christus in einem lezten Zusammensein mit seinen Jüngern von ihnen Abschied genommen habe, und dies hat vor Pfingsten stattgefunden. So verschwindet Christus zwar nicht, wie der biblische Bericht sagt, in einer Wolke, wol aber in einem Nebeldunste von künstlich aufgewehten Hypothesen; und das Endergebnis von allen diesem ist, nach der Glaubenslehre (§. 99): „Die Thatsachen der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi, sowie die Vorhersagung seiner Wiederkunft zum Gericht können nicht als eigentliche Bestandteile der Lehre von seiner Person aufgestellt werden." Sind nun da freilich die Apostel etwas anderer Ansicht, so muß man dies ihrer Beschränktheit zugutehalten; wir wissen dies jezt besser. Der Gedanke der Wiederkunft Christi zum Gericht ist nur „eine zufällige Form für die Befriedigung des Verlangens, mit Christo vereint zu sein."

Nachrichten.

Briefe über die kirchliche Lage in Italien.

Nach dem Englischen.

I.

Florenz, October 1865.

Die Frage nach der kirchlichen Lage Italiens ist mit beinah unüberwindlichen Schwirigkeiten verknüpft, so daß man nur mit dem größten Mistrauen derselben näher treten kann. Nirgends ist man so sehr der Gefahr sich selbst zu täuschen oder, wenn auch unabsichtlich, von Andern getäuscht zu werden unterworfen; über Nichts ist es schwiriger zuverlässige Nachrichten zu erhalten. Leichtfertige Behauptungen, und die entsezlichsten Beschuldigungen begegnen Einem massenhaft, sowol in der Presse, als auch im gewöhnlichen Leben. Bücher werden darüber geschrieben, die einen weiten Leserkreis finden und sogenannte „verbürgte" Erzählungen derselben Art bieten sich dem flüchtigen Beobachter in Menge dar. Aber Religion und religiöse Gefühle sind viel zu zarte Dinge, als daß man sie etwa wie Politik oder Diplomatie behandeln könnte. Man behält zulezt fast Nichts übrig als allgemeine Eindrücke, entsprungen aus eigenen Beobachtungen, Mitteilungen und Ereignissen, die viel zu zahlreich und mannigfach geartet sind, als daß man sie im Gedächtnis festhalten, geschweige denn wiedererzählen könnte. Die Schlüsse, die man daraus zieht, sind zwar bisweilen für den Beobachter selbst befriedigend und tragen ein gewisses Gepräge subjectiver Zuversicht und Ueberzeugung, reichen jedoch selten hin, sowohl Andere zu überzeugen, als auch die schweren Bedenken, welche sich dagegen erheben lassen, zurückzuweisen.

Unter solchen Beschränkungen wäre ich geneigt, die ganze Frage nach der Lage der kirchlichen Dinge in Italien, von drei Seiten her zu beleuchten: erstlich, wird die kirchliche Reformation, Wiedergeburt oder Erleuchtung, oder wie man diese Bewegung sonst nennen will, in Italien sich von oben nach unten hin verbreiten, d. h. von den höheren Ständen, von der geringen Anzahl gebildeter Laien, die das Land bis jezt besizt und von der sogenanten liberalen Partei des Clerns aus? — in welchem Falle sich dann ohne Zweifel eine dem Anglikanismus ähnliche Kirchenform bilden würde. Oder, zweitens, wird der Geist der Neuerung sich von unten her erheben und die Kirche dann demokratisiren, im Zusammenhang mit den Einflüssen der modernen Gesellschaft, wenigstens auf dem Continent? — in welchem Falle man dann sicherlich presbyterialen Formen in der einen oder andern Weise vor den hierarchischen den Vorzug geben würde. Oder, endlich, werden reactionäre Einflüsse die Oberhand behalten, um die gegenwärtigen Combinationen, entweder aufzulösen, oder von einer lebenskräftigen Entwickelung abzuschneiden und die kirchlichen und politischen Erwartungen in gleicher Weise zu täuschen? Dies scheinen Betrachtungen, die sich in Italien von selbst aufdrängen.

Hat man aber auch die Frage in dieser Weise gestellt, so sieht sich der Beobachter nach wie vor in derselben Verlegenheit, so gering an Zahl und so unzuverlässig sind die Thatsachen, auf die er sich stützen kann, so wenig ist bis jezt geschehen, um die Frage zum Abschluß zu bringen. Italien hat eben noch nicht gezeigt, was für ein Geist in ihm wohnt, bis jezt hat man sich dort überhaupt kaum mit dem Namen Reformation, jedenfalls nicht ernstlich bekant gemacht. Was die Massen anbetrifft, so kann man leicht sehen, daß die Dinge noch ebenso stehen wie früher, womöglich noch schlimmer. Was wir mit Recht als Aberglauben bezeichnen, wuchert schlimmer und spreizt sich vor dem Auge der Oeffentlichkeit kecker denn je. Hierüber kann kein Misverständnis obwalten, man braucht sich nur in seiner nächsten Umgebung umzuschauen, um sich von dieser Thatsache zu überzeugen. Alle anderen Altäre sind verlassen, außer dem einen Lieblings-Altar, und das credo des Volkes wenn man die kirchliche Praxis ins Auge faßt, ließe sich recht gut auf einen einzigen Glaubensartikel reduziren. Selbst an Sontagen kann man sich davon überzeugen, daß die Messe nicht mehr in der Weise wie früher besucht, sondern wie eine Art von altfränkischer Rarität angesehen wird und dem Dienste einer neueren und anziehenderen Gottheit weichen muß. In der Kathedrale von Florenz findet die Messe jezt oft am Hoch-Altar nur in Gegenwart von etlichen Fremden und Neugierigen statt. Die amtirenden Priester selbst scheinen sich der Ueberzeugung nicht mehr zu verschließen, daß sie bei solchen Gelegenheiten ihre Zuhörerschaft eingebüßt haben, und die Sache zu behandeln als etwas längst veraltetes. Mit einer wahren Rapidität wird das Hochamt abgethan. Die große Schaar der dabei Fungirenden springt und hüpft hin und her, so schnell wie ein Corps de Ballet. Ist die Vorstellung zu Ende so verschwindet die Prozession in der Sacristei mit einer Eile, wie sie bei römisch-katholischen Ceremonien fast unerhört ist. Man hat den Eindruck, daß diese erhabenste gottesdienstliche Feier am Sontag in der öffentlichen Achtung gesunken ist, daß die fungirenden Priester dies wissen und das vorgeschriebene Ritual soweit es irgend angeht, ebenfalls wie ein Ding behandeln, das sich selbst überlebt hat. Unterdessen jedoch, an demselben Tage und zur selben Stunde, strahlt die Kapelle der heil. Jungfrau, die ihren Platz unmittelbar hinter dem verlassenen Hochaltare hat, in einem Meer von Lichtern und Andächtige aus allen Ständen und Geschlechtern, obgleich hauptsächlich Frauen, drängen sich hinein; und stellt man sich eine Weile an die marmornen Schranken, die den Hochaltar umgeben, so wird man bemerken, daß der ganze Strom der Menge, die elegant gekleidete Dame ebenso wie die niedrigste contadina und die wenigen Männer, die sich in der Kirche blicken lassen, alle ohne Ausnahme an dem Hauptgottesdienst, der eben gefeiert wird, vorüber gehen um sich zu der mehr populären Versamlung an der anderen Seite zu begeben. Thatsachen wie diese, so wie tausend andere ähnliche Bekundungen von der Richtung, die das kirchliche Gefühl genommen hat, bieten sich täglich dem Auge dar, und sind eben so unläugbar, wie die sich daraus ergebenden Folgerungen.

Was man von der Verdorbenheit des Priesterstandes und vor Allem von den Gelderpressungen, deren derselbe sich schuldig macht, hört, ist von der Art, daß nur die genauesten Nachforschungen zur Wiedererzählung solcher Geschichten berechtigen würden. Aber sowohl die Quelle, als auch die Farbe solcher Berichte genügt, um sich davon zu überzeugen, daß Vieles von dem Erzählten auf Wahrheit beruht.

Daß die ganze Masse des italienischen Clerus, wie mir selbst ein Geistlicher zugab, aufgezogen wird in systematischer Opposition und Feindseligkeit gegen die bestehende Ordnung der Dinge, gegen die Regierung, und gegen den Willen der Nation, ist etwas, das Niemand unter ihnen für ein Verbrechen oder auch nur für einen Fehler halten würde. Daß dies eben von der ganzen Menge gilt, mit Ausnahme einer sehr geringen Minorität glaube ich zuversichtlich, trotz der 9000 Unterschriften unter Passaglia's Adresse, die doch nur eine zweifelhafte Authenticität und jedenfalls nur ein geringes Gewicht beanspruchen können. Es scheint kaum glaublich, daß ein so zahlreicher Verein, wäre er wirklich vorhanden und von Aufrichtigkeit und Ernst beseelt, so völlig ohne Wirkung auf Kirche und Nation geblieben sein sollte, wie es doch augenscheinlich der Fall ist. Passaglia selbst, wie mir von glaubwürdiger Seite versichert wird, erfreut sich keineswegs einer hohen Achtung bei verständigen Leuten im Lande. Man hält ihn für einen Pedanten, wenngleich für einen gelehrten, und zählt ihn unter die Theologen von der scholastischen Richtung, meint aber, daß er völlig außer Stande sei, wenn er auch wolle, was indeß auch noch fraglich ist, die Rolle eines Anführers bei einer reformatorischen Bewegung in der Kirche zu übernehmen. Das Dunkel und die Vergessenheit, der er für seine Person verfallen ist, und das völlige Scheindasein, das seine Anhänger als Körperschaft haben, müssen die obigen Bemerkungen rechtfertigen.

Vieles von dem, was man über die Unsittlichkeit des römischen Clerus in Italien hört, ist von der Art, daß es sich hier nicht wiedergeben läßt. Die beständigen Erpressungen von Geldsummen, die dem Orden zufließen, oder auf das Messelesen verwendet werden, scheinen allerdings auf wohlverbürgten Nachrichten zu beruhen; sie sollen die Ursache fortgesetzter Feindseligkeit zwischen den überlebenden Familiengliedern und den Beichtvätern Verstorbener sein. Die Versuchung in Gestalt von Messen ist eine sehr gefährliche, denn der Vorteil ist ein unmittelbarer und directer. Der Priester, der sonst vielleicht keine andere Beschäftigung oder Hilfsquelle hat, geht zu der Kirche, in der die Messe durch seine eigenen Bemühungen gestiftet ist, vollzieht den Ritus, begibt sich in die Sacristei, wo darüber ein förmliches Journal geführt wird, trägt darin ein: „eine Messe so und so viel", streicht sein Geld ein und hat wieder für einen Tag etwas zu leben. Sehr wenige italienische Priester oder Mönche, fürchte ich, sind stark genug, um solchen Versuchungen zu widerstehen.

Große Klagen werden geführt über Erpressungen bei Einziehung der Stolgebühren, besonders bei Gelegenheit von Begräbnissen. Ohne Zweifel läßt sich auf diese Anklage antworten wie ich es selbst that, daß es hierfür ein für allemal festgesetzte Preise gibt. Aber abgesehen von dem Argwohn und der Unwissenheit der niedrigen Klassen, so scheint doch beinahe in jedem Falle ein Weniges übrig zu bleiben, das einem persönlichen Arrangement unterworfen ist. Ein starker Fall wurde mir und zwar von katholischer Seite berichtet, von einem armen Manne, dem all sein Geld abgenommen worden war, um einem Familienglied ein Begräbnis zu Teil werden zu lassen, wie er es wünschte. Ein anderer Todesfall ereignete sich in derselben Familie; dieselbe Anforderung wurde gestelt, aber man erhielt zur Antwort, es sei unmöglich: „nun so verkaufen sie doch Ihre Möbel", sagte der Priester. Ich gebe diese Geschichte wieder, wie sie mir erzählt wurde, von Jemand an dessen Wahrheitsliebe ich nicht zweifeln kann.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 13. December. № 99.

Der Cultus des Genius und die Kirche.

(Schluß.)

Auch die Millionen, die sich von der Kirche entfremdet haben, sie haben ihre Art von Religion und ihre Feier! Und unter den Tausenden, die mit Extrazügen Sontags an läutenden Kirchen vorüberbrausen, ist eine Zahl, die im Bodekessel und auf der Roßtrappe nicht blos dem Bauch dienen will. Manche treiben Naturgottesdienst nach Art der heidnischen Vorfahren und werden auf hohen Bergen, unter den grünen Bäumen von einer Art Andacht ergriffen, die durch weltliche Prophetie, durch Aussprüche der Genies ihnen gewürzt und gesteigert wird. Mancher geht wirklich ins Schauspiel und Concert, ins Museum oder ins Oratorium — um sich da zu erbauen im Cultus des Genius. Die Littfaß'schen Säulen in Berlin zeigen für Sontagabende freilich Bälle an, oft an dreißig verschiedenen Orten, aber immer gehen künstlerische Genüsse, Concerte, deklamatorische Unterhaltungen, theatralische Vorstellungen voran. Und mancher treibt den Cultus des Genius auch im Kämmerlein, wenigstens durch Lesen von Witzblättern, Zeitungen, Romanen — er beugt sich vor dem, was ihm groß und ideal erscheint. Und diese Tausende oder Millionen sind verirrte Schafe von der Herde Christi — darf die Kirche dagegen die Augen zudrücken? Sie muß aber

2. auch recht unterscheiden. Unterscheiden — weil eben die Welt vermischt und zusammenrührt — unterscheiden — nicht scheiden.

Wir kennen nur einen Geber, den Vater der Lichter — auch der sogenanten lumina mundi. Er ist höher als alle seine Creaturen, höher als alle ihre Gaben. Aber alle guten Gaben kommen von ihm, die Gaben eines Bileam, Judas, Thubalkain, Lucian, Heine, Voltaire so gut wie die eines David, Salomo, Johannes, Paulus, Augustin, Bonaventura, Dante, Luther. Und im Grunde müssen alle Bileams segnen, auch wo sie fluchen wollen, und, während sie sich die Hölle verdienen, wider Willen das Reich Gottes bauen helfen, als

„ein Teil von jener Kraft,
die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

Freilich dürfen wir die Begeisterung eines Gottesmannes nicht verwechseln mit der Begeisterung eines Dichters oder eines Hellsehers.

Unsere Leierkasten spielen jezt vor den Häusern Choräle und Walzer in einem Athem. Victor Hugo läßt seine Helden beten und fluchen in einem Athem. So wirft er in einer neueren Schrift über Shakespeare Ilias und Genesis, Aeschylus, Hiob, Rabelais, Jesaias, Juvenal, Johannes, Voltaire, Luther u. s. w. wie in einem Veitstanze der Phantasie bunt durcheinander und läßt zum Schluß die Wolke seines Genies aufsteigen in der Morgenröthe: Jesus Christus!! Wir müssen unterscheiden — aber wir dürfen nicht völlig scheiden. Woher käme irgend eine Gabe, als vom Schöpfer aller Gaben? Oder wollen wir Manichäer werden?

Derselbe, welcher dem Bergmannssohne Luther nach des Römlings Ausdruck die „tiefen Augen und unglaublichen Speculationen" gegeben hat, er hat auch den Schäferknaben Giotto hinter seiner Herde, die Ackerknechte Mintrop und Achtermann hinter dem Pfluge, den Schneidersohn Schadow hinter der Hölle seines Vaters hervorgeholt, um große Künstler aus ihnen zu machen. Und die natürliche Begeisterung für eine große Idee, welche in einem Columbus mit der für das Reich Gottes sich wol vertrug, sie ist wenigstens ein köstliches Sinnbild für den Glauben. Gilt nicht für jeden Gläubigen und seine „neue Welt", was Schiller dem Columbus zuruft?

Steure, muthiger Segler, es mag der Witz dich verhöhnen
Und der Schiffer am Steuer senken die lässige Hand!
Immer, immer nach West, dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch sicher und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer,
Wär sie noch nicht, sie stieg itzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der eine verspricht, leistet der andre gewiß! —

Nur, daß vom heiligen Geist tausendmal mehr gilt, was vom Genius gesagt ist!

Also 3. nicht feindselig, nicht verächtlich, nicht gleichgiltig gegen das wirklich Große, Gute, Neue, gegen das wirklich Geniale, was der allmächtige Gott allen Zeiten, was er auch unserer Zeit besonders beschert hat.

Durch den Sohn komt man zum Vater — auch wir, denen der zweite Glaubensartikel mit Recht vor Allem teuer ist, haben noch Vieles aus dem ersten zu lernen und zu heben.

Und soll es etwa fromm sein, sich um Gottes Werk in seiner Schöpfung nicht kümmern? Kein Ohr haben, wenn die

Himmel die Ehre Gottes erzählen und die Veste seiner Hände Werk verkündet? Oder soll es erlaubt sein, Steine, Pflanzen, Metalle, Thiere, Sterne zu bewundern, aber nicht die Fülle der göttlichen Schöpferkraft in einem vorzugsweise begabten Menschen? Oder fällt zwar ohne Gottes Willen kein Sperling vom Dache und kein Haar von unserm Haupte, bewegen sich die Sterne in den Bahnen und der Stellung, die er ihnen anweiset, aber in der Reihenfolge hoher Begabung herscht Laune und Zufall? Oder kann man wol etwas ahnen von dem wunderbaren Plane, den Gott der Herr in Sendung weltgeschichtlich wichtiger Menschen bisher verfolgt hat, aber die neuen Gaben, Erfindungen und Entdeckungen, die unserer Zeit eigentümlich sind, — stammen sie einfach und direkt vom Teufel? Macht der Herr nicht seine Engel zu Winden, seine Diener zu Feuerflammen? Soll ihn nicht loben — auch Feuer und Dampf? Sollen wir nur grollen — oder seufzen, wenn der Menschengeist auf der Erde eine Art Allgegenwart erhält durch die Blitzpost? wenn die Sonne Malerdienste leist? Hat nur Wind und Wasser das Privilegium, um die Enden der Erde zu verbinden? Führt Feuer und Dampf nicht auch Missionare schneller zu den Heiden, Missionsfreunde zu ihren Festen, Pastoren zu ihren Conferenzen? Oder ist die Großindustrie an sich verwerflicher, als das kleine Handwerk? Können nicht Fabriken — wenn darin nur der rechte Geist herscht, kleine Organisationen werden, die ganz ähnlich, wie straffer Militair- oder Seedienst, an Ordnung, Zucht und Gesetz gewöhnen, den Eigenwillen brechen und dadurch für die wahre evangelische Freiheit erziehen? Sollten wir uns nicht freuen, wenn auf eiserne Heloten, auf eiserne Bären — es gibt deren von 1500 Centnern — ein Teil der Menschenarbeit gewälzt wird und nun der ärmste nicht mehr blos Maschine ist, sondern das Ebenbild Gottes in ihm geehrt und gebildet werden kann?

Sollen wir uns nicht freuen, wenn man anfängt, kunstvolle Brunnen zu graben, um mitten in der Wüste Oasen zu schaffen und zu verschlossenen Völkergeheimnissen den Weg zu bahnen? Wenn man in das Herz von Afrika dringt? von der Erde Beschlag nimt bis zu den Polen? wenn man die verschiedenen Sprachenströme bis zu ihren Quellen verfolgt oder die graue Vergangenheit gleich verschütteten Städten ausgräbt und ans Licht stellt? wenn jener kleine Basaltstein von Rosette, den französischer Ehrgeiz aus Egypten brachte, ein Schlüssel zu den egyptischen Denkmälern geworden, welche Mosis Bücher wunderbar beleuchten und bestätigen — wenn Menschenkunst die Zonen und Climata der Erde in ihren Gewächsen auf einem kleinen Raume sammelt — wenn . . . . . Aber genug — wir brauchen vor keiner neuen Entdeckung, keiner neuen Bewältigung der Natur durch den Geist, keinem neuen Blick in das Geheimnis ihrer Werkstatt zurückzubeben — — — — — oder drohend, angstvoll lichtscheu uns abzuwenden! haben wir doch das Privilegium: Alles ist euer! Müssen doch alle Reiche der Welt unsres Gottes und seines Gesalbten werden! Glücklicherweise haben noch dazu die wahrhaft großen Entdecker gewöhnlich ein kindliches, gottesfürchtiges Herz! Nur die Kärrner, welche den Schutt fahren, wenn die Könige Paläste bauen, betragen sich oft roh.

In Acht nehmen sollen wir uns bei jedem Urteil über jeden Menschen, die Liebe freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit, sie sucht an der Sonne nicht vorzugsweise die Flecken und fährt nicht kleinmeisterisch oder ketzerrichterlich bei eigentümlich begabten Menschen zu. Vor allen Dingen nicht mit doppeltem Maße messen — bei Gläubigen bemänteln und entschuldigen, was bei sogenanten Weltkindern triumphirend aufgedeckt wird. Es ist Zeit, daß das Gericht anfange am Hause Gottes. Offenbare Impietät und Respektlosigkeit auch in weltlichen Dingen ausgezeichneten Menschen gegenüber, ist ebenso widerlich, als verhimmelnde Verehrung! Jener Handlungsreisende, von dem Göthe erzählt, daß er an einer Wirthshaustafel habe zeigen wollen, daß er hier ebensoviel gälte, als Göthe, ist auch in Christenaugen ebenso lächerlich, als verächtlich. Wahrhaft erquickend dagegen wirkt die herzliche Kindlichkeit eines Felix Mendelssohn gegenüber dem berühmten Alten von Weimar, wie er auf die Bitten Göthe's, ihm etwas vorzuspielen mit einem trocknen: „sehr gern" antwortete und dabei in seiner Sele denkt: „wird mir eine unvergeßliche Ehre sein!"

Die feine und noble Art, wie die Ev. K. Z. mit einem Fritz Reuter, trotz seiner kirchlichen Antipathien, umgegangen ist, kann wol als Muster aufgestellt werden!

Und hätten wir wirklich einen gefallnen Erzengel vor uns, sollten wir nicht von dem Verhalten Michaels dem Satan gegenüber lernen können? Ziemt uns da nicht viel eher herzliche Wehmut und Trauer über den Verlust, den Gottes Reich erleidet, als kalter Hohn oder eine in christlichen Ernst sich kleidende achselzuckende Schadenfreude, wie sie etwa ein Bettler empfindet, wenn ein reicher Mann mit einem Pferde stürzt? — Wenn wir aber auch bei solchen Größen, die nicht dem Reiche Gottes unmittelbar dienen, niemals vergessen dürfen: gebt Ehre jedermann — Ehre dem Ehre gebührt — wie viel ehrfurchtsvoller und dankbarer sollen wir zu den erwählten Rüstzeugen Gottes, zu den Säulen der Kirche, zu unsern Vätern in Christo aufschauen, wie viel mehr uns hüten vor der Hamssünde, vor der Naseweisheit jener unreifen Frömmigkeit, die kaum aus dem Ei gekrochen, über verdiente Männer keck abzusprechen, dieselben selbstgefällig zu rubriziren oder über sie den Stab zu brechen sich erlaubt!

4. Aber wir sind Liebe, Barmherzigkeit und Geduld auch denen schuldig, denen über den Werken des Menschengeistes drohend und schwindlig geworden ist, welche den Cultus des Genius treiben, weil sie Gaben und Geber, Geschöpf und Schöpfer verwechseln. Wir sollen wenigstens versuchen, ihnen zurecht zu helfen, das unverstandene Bedürfnis ihres Herzens ihnen klar zu machen. Ist nicht dem gott- und geistleugenden Materialismus gegenüber noch ein edler und idealer Zug in dem Cultus des Genius? Liegt nicht — wenn auch alle Gaben nur Gnadengaben sind und keiner dieselben für einen Raub halten darf,

doch etwas wahres darin, wenn man den Geist höher stellt, als Körperkraft und Schönheit, als Geld und Geburt?

Im Cultus des Genius wird unwillkürlich anerkant, daß die Person höher steht, als das Ding. Hier wird der Nachdruck gelegt auf die Individualität, auf das Selbst, auf die Persönlichkeit, welche der Pantheismus bei Menschen, Gott und Teufel als eine zu beseitigende Schranke ansieht. Hier wird die Lüge von der Egalité, und ihr Kind, die Majoritäten-Herschaft tödtlich getroffen, denn hier zeigt sich ein angeborner, durch keine Verfassung und kein Gesetz zu beseitigender Unterschied unter den Menschen.

Noch mehr!

Im Cultus des Genius findet sich eine schwärmerische, leidenschaftliche Hingabe eines Menschen an einen Menschen bis zur Anbetung — ähnlich der leidenschaftlichen geschlechtlichen Liebe.

Kein Genius ist aber im Stande, seinem Verehrer auf die Dauer zu gewähren, was er sucht. Man wird dabei recht an das Göthe'sche — und noch mehr an das Gerok'sche Gedicht erinnert: „Sind das die Knaben alle?" Dem Brautstand und den Flitterwochen folgt oft sehr bald eine entsetzliche Ernüchterung. Und doch — in der bräutlichen Liebe liegt ein heiliger Typus. Wir behaupten: auch in dem sehnsüchtigen Zuge nach Anbetung eines Menschen, der beim Heroencultus anhebt, durch den Heiligen- und Mariendienst des Mittelalters sich fortsezt und in unsrer Zeit sich als Cultus des Genius gestaltet! Wir rufen: Suchet, was ihr suchet — aber es ist nicht, wo ihr es suchet. Hier ist ein Zerrbild, eine Prophezeiung der tiefen Wahrheit, daß zwar nicht aus der Menschheit heraus, wol aber in die Menschheit hinein ein Individuum geboren werden sollte, dem wahrhaftig Anbetung gebührt, nicht von einem Menschen, sondern von dem ganzen menschlichen Geschlechte, ja vor dem sich beugen müssen aller Knie im Himmel, auf Erden und unter der Erde!

Führt freilich der Cultus des Genius nicht zu Christo, dem Gottmenschen, so wird aus demselben notwendig der allerfeinste und darum gefährlichste Materialismus, die unerträglichste Selbstvergötterung, ja recht eigentlich ein Teufelsdienst.

Wird hier zulezt nicht wieder die bloße Materie, wenn auch die geistige und als Intelligenz oder Willenskraft vergöttert, ohne Rücksicht auf ihre Anwendung, auf ihren sittlichen Wert? Wer ist der Repräsentant hoher Intelligenz und Kraft ohne Liebe, als Lucifer der gefallne Lichtengel?

Fragt man aber, wie komt es, daß zuweilen ganz bornirte Individuen so viel Staat machen mit Menschenvernunft und Kraft? Nun, sie wissen recht gut, daß sie mit den begabtesten doch aus einem Teig geknetet sind — darum rühmen sie, wie der trockne Schleicher Wagner: „wie **wir** es so herlich weit gebracht" — gleich jenem Zettelträger, der da verkündet: „Wir geben heute Faust!" Der Cultus des Genius ist hier die feinste Selbstvergötterung des dümmsten Tölpels.

Und wie gräulich gestaltet sich dieselbe bei wirklich hochbegabten Menschen oft? Ein Alexander wollte im Wahnsinn zulezt recht eigentlich angebetet werden! Es ist sprichwörtlich, daß manche Genies „die Laune zu ihrer Maitresse, die Eitelkeit zu ihrem Schoskind" haben! Der unglückliche Heine, der sich in seinem Dünkel über Gott und Menschen hinwegsezte konte es nicht ertragen, wenn im elendesten Winkelblatt über ihn nicht günstig genug geurteilt wurde. Der Despot wird immer wieder zum Sclaven seiner Sclaven; für den, welcher nichts Höheres kennt, als den Menschengeist, wird die sogenante „öffentliche Meinung" — zum jüngsten Gericht.

Nur wer Christum erkant hat als das himlische Haupt an dem Leibe mit vielen Gliedern und den heiligen Geist als Verleiher aller Gaben nach dem Ermessen seiner ewigen Weisheit, wird sich niemals seiner Gaben überheben können, weil sie ja nicht sein eigen sind, weil das Haupt hoch über allen steht, weil viel verlangt wird, wo viel gegeben ist; — er wird aber auch die hohen Gaben Anderer nimmer beneiden, weil sie ja dem ganzen Leibe und auch ihm zugute kommen, weil die höchste Gabe, die Seligkeit, nicht von dem Maße der Gaben abhängig ist, weil die Treue, der Charakter vor Gott höher steht, als der Genius, weil mit hohen Gaben, mit der Entzückung in den dritten Himmel auch hohe Leiden, ja oft Faustschläge des Satans verbunden zu sein pflegen. So wird er willig unter Höherbegabte sich unterordnen und ihre Gaben dankbar annehmen, aber er wird nicht vor ihnen kriechen, sie nicht anbeten, sondern unter Umständen kraft göttlicher Vollmacht seines Gewissens ihnen entgegentreten, wo sie ihre Gaben sich selbst und andern zum Schaden misbrauchen. Er wird aber auch lernen, das Reich des Geistes als ein Spiegelbild für das Reich der Gnade verwerten. Wenn Schiller den Genius mit dem Himmel vergleichend singt:

Klar ist der Himmel und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim! —

gilt dies nicht auch vom Himmel der heiligen Schrift?

Und wenn der Künstler erfährt, wie das Beste in ihm nicht sein Werk und Wille, sondern eine unverdiente, unberechenbare Gabe ist, hat er nicht — haben wir nicht daran eine Analogie für die unverdiente Gnade Gottes, für das unberechenbare Wehen, das geheimnisvolle Wirken des heiligen Geistes zu unserer Seligkeit?

5. Haben wir aber so unsere rechte Stellung zum Genius gefunden, so werden wir, wenn die Versuchung in allerlei Festen an uns herantritt, uns sehr hüten, mit der trunkenen Welt an demselben Joche zu ziehen, wir werden zu rechter Zeit unsere Hausgenossen, unsere Gemeinden treulich warnen, vor allen Dingen aber wirklich schädliche Bücher, Bilder, Kunstwerke, Genüsse ihnen fern halten, dafür aber reine und erlaubte Geistesfreuden auch durch Darbieten guter Bücher und Kunstwerke — wenn dieselben auch nicht unmittelbar erbaulich sind, zu bereiten eifrig bemüht sein. Das Anlegen von Volksbibliotheken, das Leiten von Lesevereinen kann unter Umständen eines christlichen Seelsorgers heilige Pflicht werden.

Wir werden uns ferner hüten, durch Ueberschätzung der

Intelligenz und Geringschätzung gewöhnlicher Begabung, durch Kitzel an interessanter, aber frivoler Lektüre, an genialen, aber leichtsinnigen Menschen unwillkürlich Cultus des Genius zu treiben. Wir sollen ja Auge und Hand ausreißen und wegwerfen, wenn sie uns ärgern — wie sollten wir einen Genuß reserviren wollen, der uns oder andern zum Verderben werden könte!

Endlich werden wir uns besonders hüten, auf christlichem Gebiete jenes weltliche Treiben gradezu nachzuahmen. Man denke nur an die Bewunderung solcher Missionare, die auch von der Welt nicht parceque, sondern quoique — anerkant werden, wie z. B. Gützlaff, Livingstone, man denke an den Götzendienst, der oft mit begabten Predigern besonders in großen Städten getrieben wird! Ein solcher mußte einmal — wie erzählt wird — nach einem Missionsfest beim gemeinsamen Mal so viel Weihrauch schlucken, daß ihm ganz übel und weh wurde. Da schlug er auf den Tisch, daß die Teller klirrten, und donnerte seinen Bewunderern ernstlich ins Gewissen. Als der alte Goßner zuerst nach Berlin kam und von vielen Seiten befetet wurde, soll er eines Abends aufgesprungen sein: „Ja, hier ist nun das große Thier!“ in seiner derben Weise anspielend auf die Neugier, die nach berühmten Männern oder nach einziehenden hohen Personen ebenso läuft, wie in kleinen Städten nach Kameelen und Affen! Paulus aber und Barnabas, als man sie für Jupiter und Merkur hielt und ihnen göttliche Ehre erweisen wollte, zerrissen ihre Kleider, sprangen unter das Volk und schrien: Ihr Männer, was macht ihr? Wir sind auch sterbliche Menschen gleichwie ihr und predigen euch das Evangelium, daß ihr euch bekehrt von diesem falschen zu dem lebendigen Gott, der gemacht hat Himmel, Erde, Meer und alles, was darin ist! — Eine herliche Arznei wider den Cultus des Genius! Und die Steinwürfe fehlten auch nicht!

Wolle Gott der Herr auch unsrer Zeit und unsrer Kirche, wenn es ihm gefällt und uns notthut, reichbegabte Geister und hohe Genien erwecken, oder etliche Starke, die noch wider ihn sind, sich zur Beute machen — aber ihren und aller Wahlspruch bleiben lassen:

Gießt Gott viel Gaben in dich ein,
So gieß sie wieder in die Quelle,
So bleiben Herz und Gaben rein
Und du im Nichts — an deiner Stelle!

Allein Gott in der Höh sei Ehr. Amen.

Nachrichten.

Briefe über die kirchliche Lage in Italien.

(Fortsetzung.)

Ich füge ein paar Worte hinzu über die Art und Weise, wie die Begräbnisse hier zu Lande von der römischen Kirche gefeiert werden. Die Praxis hierin ist der Art, daß man mit Befriedigung an die wolgeregelte Ordnung zurückdenkt, mit welcher dergleichen Dinge von den bürgerlichen Behörden in Frankreich geleitet werden, wobei dem Clerus allein die religiösen Functionen zufallen. Bald nach meiner Ankunft in Florenz wohnte ich dem Leichenbegängnis einer römisch-katholischen Freundin bei. Die Ceremonie sollte unmittelbar nach Eintritt der Dunkelheit beginnen und ich begab mich zur festgesezten Zeit nach dem Trauerhause. Ich fand dort nur einen oder zwei der nächsten Verwandten der Verstorbenen, aber sonst Niemand von den Freunden und Bekanten der Familie; mir und einem englischen Landsmann, den ich dort noch traf, wurde fast so zu Muthe, als ob wir in unserer wolgemeinten Aufmerksamkeit uns etwas überflüssig machten. Der weitere Verlauf der Ceremonie sodann erklärte und entschuldigte jedoch den spärlichen Besuch. Man gab uns brennende Lichter von ungeheurer Länge in die Hand und mit ungefähr einem Dutzend ebenso ausgerüsteter Personen, stiegen wir die lange steinerne Treppe des Palazzo in dem wir uns befanden, herab. Dann folgte der Leichnam nur auf einem großen weißen Tuche liegend, so daß ihn Jedermann sehen konte, mit Haube und sandalenartigen Schuhen in der gewöhnlichen Kleidung, die die verstorbene Dame getragen hatte. Der Anblick war unschön, da dieses aber die Gewohnheit des Landes einmal so mit sich zu bringen scheint, so läßt sich nichts dagegen sagen. Nachdem der Leichnam auf die Bahre gelegt, hüllte man ihn in eine große schwarze Decke, die Thorflügel öffneten sich und wir betraten, die Lichter in der Hand, die Straße. Niemals fürchte ich, werde ich die ekelhaften Eindrücke jenes Augenblicks so wie auf dem Gange nach der benachbarten Kirche vergessen. Augenblicklich waren wir von einem Pöbelhaufen der niedrigsten Sorte umgeben, der schlechterdings nicht zurückzuhalten war und unter dem sich besonders eine ganze Armee von Gassenjungen mit großen Bogen Papier in der Hand durch Frechheit und Beweglichkeit auszeichneten. Die Absicht dieser kleinen Kobolde war, sich neben einem der Lichtträger einen Platz zu verschaffen, um das heruntertropfende Wachs aufzufangen und es dann wieder an „die Kirche“ zu verkaufen. Da ihre Zahl viel größer als die der Lichtträger war, so gab es regelmäßig Balgereien um den Vortritt und zwar ohne Rücksicht auf das unglückselige Ziel des Streites, dessen Schicklichkeits- und Anstandsgefühl durch den Scandal arg verlezt werden mußte, während seine Kleider gewöhnlich mit dem Wachs, der Ursache des Streites, befleckt wurden. Der grinsende Haufen neben uns schien diese scandalöse Scene für einen Hauptspaß bei dem Leichenbegängnis zu halten und dennoch versuchte keiner von unseren geistlichen Begleitern, der Sache ein Ende zu machen. Sie schienen es als etwas ganz natürliches anzusehen, hielten es vielmehr für einen lobenswerten Eifer, um für die Kirche Wachs zu sparen. Anfangs war man geneigt, diese Quälgeister durch Schläge zu verjagen. Aus Klugheit und Schicklichkeitsgefühl entschloß man sich jedoch allmälig, einem unter der Schar den Zutritt zu gestatten, nur um die Andern los zu werden. Aber die Gier und die Grimassen des Begünstigten genügten dann wieder, um allen Ernst zu verscheuchen: wenn er sich beeiferte, so viel, als er nur kriegen konte, zusammen zu klauben, einem grade ins Gesicht sah, um zu prüfen, wie weit er wol gehen dürfte, wenn er an das Licht stieß, damit das Wachs besser tropfte und wenn er dann einem Kameraden eine triumphirende Grimasse schnitt über den erlangten Vorteil.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 16. December. № 100.

Die Geltung Christi in Schleiermachers Theologie.

IV.

Wiederkunft Christi, Vereinigung mit ihm! Lebt denn aber Christus nach seiner Himmelfahrt (d. h. nach seinem wirklichen Tode) persönlich fort? Diese Frage wird manchem Leser seltsam erscheinen; sie ist's aber bei Schleiermacher gar nicht, und will ganz ernstlich ins Auge gefaßt werden. Wir müssen da zuerst fragen: wie steht es denn mit dem menschlichen Fortleben nach dem Tode bei Schleiermacher? Dies ist eine der nebelhaftesten Partien in seiner Glaubenslehre, wo er seinen ganzen reichen Vorrath von zweifelhaften Wendungen und Formen aufwendet. Daß Schleiermacher früher wenigstens als ächter Jünger Spinoza's eine persönliche Fortdauer geleugnet habe, ist aus seinen „Reden", wie aus seinen neuerdings veröffentlichten Briefen unzweifelhaft; wir werden hier also besonders behutsam sein müssen. Bei der Lehre von der „Erwählung" (Glaubensl. §. 118) läßt er die „in der christlichen Lehre überall herschende Voraussetzung einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode" noch ganz zweifelhaft. Erst bei der Betrachtung der Vollendung der Kirche komt er auf diese Lehre zu sprechen (§. 158). Der Gedanke der persönlichen Unsterblichkeit hängt mit keinem einzigen wesentlichen Glaubenssatze zusammen; „nur ein einziger, auch nicht unmittelbarer Glaubenssatz, der von der Himmelfahrt Christi, weiset auf denselben hin." Was diese Himmelfahrt zu bedeuten habe, haben wir gesehen; und da sie ausdrücklich nicht als eigentlicher Bestandteil der Lehre von Christi Person aufgestellt werden kann (§. 99), so können wir schließen, was es mit dem Gedanken der Unsterblichkeit auf sich habe, der in diesem zweifelhaften Glaubenssatze seinen einzigen Anknüpfungspunkt hat. Schleiermacher erklärt ausdrücklich, daß der gesamte Glaube an den Erlöser und „aus demselben die Mitteilung der Seligkeit Christi in jedem, auch dem lezten Augenblicke des Lebens" vorhanden sein und sich entwickeln könne auch ohne den Gedanken der Unsterblichkeit. Dieser Gedanke, fährt Schleiermacher fort, läßt sich weder philosophisch beweisen, noch hänge er mit dem Gottesbewußtsein zusammen; es gibt eine durchaus fromme, die volle Herschaft des Gottesbewußtseins und die reinste Sittlichkeit mit sich vereinigende Entsagung auf die Fortdauer der Persönlichkeit; und Schleiermacher schildert dies so, daß man ganz deutlich seine entschiedene Neigung nach dieser Seite hin herausfühlt. Nur das „läßt sich behaupten, daß der Glaube an die Fortdauer der Persönlichkeit mit unserm Glauben an den Erlöser zusammenhängt"; denn dieser schreibt sich selbst eine solche zu, und es muß also gleiches auch von uns gelten. Da seien nun aber Einwendungen möglich; die wichtigste wäre die, daß man Christi Aussagen nur bildlich und uneigentlich verstehen könte; dagegen wäre nun zu sagen, „daß eine gänzliche Umgestaltung des Christentums daraus hervorgehen müßte, wenn eine solche Auslegungsweise jemals sollte in der Kirche geltend werden." Das ist nun freilich wahr; aber, müssen wir fragen, soll dies die ganze Widerlegung sein? Uns scheint allerdings auch dann eine gänzliche Umgestaltung des Christentums daraus hervorgehen zu müssen, wenn Gott als unpersönliches Sein und Christus als bloßer, reiner Mensch erfaßt werden soll; und Schleiermacher trägt doch gar kein Bedenken, so zu lehren. Da nun Schleiermacher eine Beurteilung jener „abweichenden Erklärung" der Reden Christi als nicht hierher gehörig abweist, so sieht es doch ganz so aus, als ob Schleiermacher nur nicht den Mut hätte, es auf solche Umgestaltung des Christentums durch ausdrückliche Leugnung der Unsterblichkeit ankommen zu lassen. — Was hat es nun aber mit diesem ihm wie es scheint, sehr schwer werdenden Zugeständnis an die „in der Kirche herschende Voraussetzung einer persönlichen Fortdauer" eigentlich auf sich? Da wird alles Folgende in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt; wir dürfen „durchaus keinen Anspruch darauf machen", daß es uns gelinge, über den Zustand der Persönlichkeit nach dem Tode „eine anschauliche Vorstellung" zu bilden; und jedenfalls „dürfen wir uns nicht darauf einrichten, unsere Zweckbegriffe irgend durch Vergegenwärtigung der künftigen Lebensform bestimmen zu wollen", d. h. wir müssen für unser religiös-sittliches Leben diesen Gedanken ganz beiseite lassen (§. 158, 3); daher kann überhaupt der ganzen Lehre von den lezten Dingen „nicht der gleiche Wert wie den bisher behandelten Lehren beigelegt werden" (§. 159). Von einer solchen Fortdauer lasse sich in keiner Weise etwas Bestimtes denken; und es bleibe nichts übrig, als die herkömliche kirchliche Vorstellungsweise „als Versuche eines nicht hinreichend unterstützten Ahnungsvermögens mit den Gründen dafür und", — was jedenfalls viel eifriger geschieht, — „den Bedenklichkeiten dagegen aufzuführen". — Uns interessirt natürlich vor Allem die doch jedenfalls nicht in das Gebiet sinnlicher Phantasie gehörige Frage

nach der Fortdauer des persönlichen Selbstbewußtseins. Da hören wir nun, daß „von einer Unsterblichkeit der Sele gar nicht die Rede sein kann ohne leibliches Leben; wie also die Wirksamkeit des Geistes als bestimte Sele im Tode aufhört zugleich mit dem leiblichen Leben: so kann sie auch nur wiederbeginnen mit dem leiblichen Leben", nämlich in der Auferstehung des Leibes. Da stehen wir nun aber nach Schleiermacher vor einem eigentümlichen Dilemma. Zu der „jüdischen" Vorstellung von der Auferstehung gehört nämlich „eine solche Selbigkeit des Lebens, daß das Leben nach der Auferstehung und das vor dem Tode eine und dieselbe Persönlichkeit constituiren (Luc. 20, 28 ff)". Nun ist diese Stetigkeit des Bewußtseins, also auch die Erinnerung, an das Leibliche gebunden; unter vollkommen anderen leiblichen Verhältnissen könte also eine solche einigende Erinnerung nicht dasein; ganz anders aber soll ja der zukünftige Leib sein, nämlich unsterblich und geschlechtslos; dadurch „leidet offenbar die Selbigkeit der Sele und die Stetigkeit des Bewußtseins", da ist also ein unlösbarer Widerspruch (§. 161, 1). Uns scheint dieser Widerspruch nur künstlich gemacht; aus Schleiermachers Voraussetzung, daß die Wirksamkeit der bestimten Sele mit dem Tode aufhört, folgt ganz einfach, daß es bei einem etwaigen Widerbeginn eines leiblichen Lebens mit jener „Selbigkeit" der Sele eben nichts ist, und wir jene „jüdische" Vorstellung von der bleibenden Persönlichkeit eben fallen lassen müssen. Als Endergebnis aber finden wir: „daß die verschiedenen Vorstellungen von der Anknüpfung des künftigen Lebens an das gegenwärtige zu keiner vollständigen Bestimtheit erhoben werden können. Als wesentlicher Gehalt dieses Lehrstücks aber bleibt nur übrig, einmal, daß eine Himmelfahrt des auferstandenen Erlösers nur möglich ist, sofern auch allen menschlichen Einzelwesen eine an den gegenwärtigen Zustand anknüpfende Erneuerung organischen Lebens bevorsteht"; demnächst aber, daß die Entwickelung des künftigen Zustandes einerseits durch die göttliche Kraft Christi bedingt ist, andererseits zugleich ein in der allgemeinen Weltordnung beruhendes kosmisches Ereignis (§. 161, 3). — Nun, es wird wol Niemandem die höchst eigentümliche Wendung der Sache entgangen sein. Zuerst hieß es: wenn Christus von sich selbst ein persönliches Fortleben nach der Himmelfahrt aussagt, so leben auch wir fort; jezt aber heißt es: wenn und sofern wir fortleben, ist auch Christi Himmelfahrt, d. h. sein persönliches Fortleben, möglich. Der Kunstgriff ist geschickt, aber uns kann er nicht täuschen. Beides, unser und Christi Fortleben bleibt vollständig zweifelhaft. Hinter obigen schwankenden Redeweisen über die Auferstehung des Leibes aber scheint uns als eigentliche Meinung Schleiermachers dies verborgen zu sein: die allgemeine Substanz, welche in den einzelnen Selen als bewußter Geist auftritt, bildet nach dem Tode des Leibes oder später wieder neue beseelte organische Leiblichkeiten, die aber nicht die „Selbigkeit" der Persönlichkeit mit den früheren Gestalten darstellen.

Aber vielleicht irren wir uns; nun, in Beziehung auf das Fortleben Christi hat Schleiermacher ja viel Gelegenheit, uns eines Besseren zu belehren; denn der christliche Glaube redet ja von einer regierenden Thätigkeit des zur Rechten Gottes erhobenen Menschensohnes, von einer Gemeinschaft des persönlichen, lebenden Erlösers mit den Seinen; bei der Sendung des heil. Geistes, bei der Lehre von den Gnadenwirkungen, vom heiligen Abendmal, vom Weltgericht, — da ist überall von dem lebendigen, persönlichen Christus die Rede. Was lehrt uns also Schleiermacher darüber? — Er redet, das zeigt sich sofort, sehr viel von Christi Herschaft in seinem Reiche, von unserer Lebensgemeinschaft mit ihm, von der Mitteilung seiner Seligkeit an uns u. dgl. Das klingt recht gut; aber man wird es uns nicht verargen, wenn wir, nach dem Vorangegangenen, ein wenig vorsichtig sind.

Durch Christus ist ein höheres und reineres Gottesbewußtsein in der Menschheit angeregt worden, welches nun in dem Gemeingeist der christlichen Gemeinde fortlebt; dieser auf dem Glauben der einzelnen Christen ruhende und eine fortwirkende Macht darstellende Gesamtgeist oder Gemeingeist, entsprechend dem bürgerlichen Gemeingeist in einem Staate, ist von der h. Schrift heiliger Geist genant, der also durchaus nicht etwa eine von dem menschlichen frommen und gläubigen Geiste verschiedene, ewig in Gott seiende und von Gott oder Christo gesandte übermenschliche Wirklichkeit ist, sondern nur ein von Christi Lehre und Beispiel angeregtes, aber rein menschliches Gesamtbewußtsein der Gemeinde, welches nur insofern Geist Christi genant werden kann, als es von Christo seinen Ursprung nimt (§. 100, 3. §. 121 ff.); und nur, insofern Christus diesen frommen Gemeingeist angeregt hat, kann man sagen, daß Christus auf uns wirkt und mit uns in Lebensgemeinschaft tritt; eine unmittelbar persönliche Einwirkung Christi als einer himlischen Person auf uns anzunehmen ist eine „magische" Auffassung, und „diejenigen, welche eine unmittelbare persönliche Einwirkung ebenfalls annehmen, aber sie durch das Wort und die Gemeinschaft vermitteln", sind nur etwas weniger magisch (§. 100, 3). Besteht das königliche Amt Christi darin, „daß Alles, was die Gemeinschaft der Gläubigen zu ihrem Wolsein erfordere, immerwährend von ihm ausgeht" (§. 105), so ist dies nicht von einer gegenwärtigen persönlichen Thätigkeit Christi zu verstehen, sondern nur von dem von ihm angeregten Gemeingeiste und den „von ihm selbst herrührenden Ordnungen", von der „Wirksamkeit des in der Kirche beständig giltigen, von Christo gegebenen Gebotes", von den „der Kirche eingepflanzten Kräften der Erlösung"; und Christi Herschaft ist „zu vergleichen mit jeder andern rein geistigen Macht", sie ist nämlich nichts anderes als die „rein geistige Herschaft des Gottesbewußtseins" (§. 105, 1—3); und die Lebensgemeinschaft mit ihm ist eben die Aufnahme seines in der Kirche waltenden Gemeingeistes (§. 124), dessen Geschäft es ist, uns „Christum in Erinnerung zu bringen und zu verklären" (§. 124, 2). Das Leben Christi in uns „ist nichts anderes als Wirksamkeit für das Reich Gottes kraft des christlichen Gemeingeistes"; an Christum

glauben und Christum in sich lebend haben ist einerlei (§. 124, 2), d. h. das lezte besagt nichts anderes und nicht mehr als das erste; Christi „persönliche Einwirkungen haben aufgehört", und das Göttliche in ihm ist „in keinem Einzelnen mehr persönlich wirksam", sondern erweist sich nur „in der Gemeinschaft der Gläubigen als deren Gemeingeist wirksam" (ebend.); die einzelnen Heilswirkungen gehen „nicht mehr unmittelbar von Christo aus" (§. 116, 3); vielmehr muß man die christliche Gesamtheit als das eigentliche thätige Subject dieser Wirkungen betrachten, denn sie ist ja doch eigentlich „nur eine Erweiterung dieser einen Persönlichkeit" Christi (§. 122, 2. 3); so daß „die Gemeinschaft der Gläubigen unter einander und die eines jeden mit Christo nur eins und dasselbige ist" (§. 163, 1), d. h. die leztere kann nur im Sinne der ersteren verstanden werden. Die göttlichen Gnadenwirkungen sind die „von dem Einfluß des christlichen Gesamtlebens ausgehenden Erregungen" (§. 108, 2). Wir werden uns sonach wol nicht irren, wenn wir als Schleiermachers Ansicht dies annehmen, daß Christus überhaupt nur in dem christlichen Gemeingeist fortlebt. Schleiermacher verwahrt sich dabei sehr oft und recht geflissentlich gegen den Vorwurf, sein Gedanke von der Lebensgemeinschaft mit Christo sei mystisch; wir gestehen, darin auch nicht eine Spur von Mystik zu finden; das ist alles so verständlich und flach und rationalistisch als möglich. — Wenn Christus zu dem Schächer am Kreuze sagt: „heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein", so will er damit nur die in der Bitte des Schächers liegende Vorstellung von einer Wiederkunft Christi abweisen; und das „im Paradiese sein" ist nur die Vorstellung des Schächers, nicht Christi, der hier ja nicht Zeit hatte, diese falsche Vorstellung zu berichtigen; Christus will sagen: heute, und nicht erst später, will ich Dein gedenken (Leben Jesu, 452). Man muß dies lesen, um es für möglich zu halten. — Auch bei den übrigen Lehrsätzen, bei denen nach der apostolischen Lehre von dem fortlebenden und wirkenden Christus die Rede sein müßte, finden wir nichts davon. Bei der Gebetserhörung (Chr. Gl. §. 147) ist von Christo als das Gebet hörend oder anhörend nicht die Rede. Das heil. Abendmal dient zwar „allen Gläubigen zur Befestigung in der Gemeinschaft mit Christo" (§. 141), aber nur, insofern es den Einzelnen mit der gläubigen Gemeinschaft und deren Gemeingeist zusammenschließt. Die Wiederkunft Christi zum Gericht scheint allerdings eine Vorstellung der Jünger gewesen zu sein (§. 160, 1); dies war aber ein Misverständnis der Worte Jesu, der sie „nur an seine geistige Gegenwart" verweist, d. h. natürlich an den von ihm ausgehenden Gemeingeist; der Sinn dieser Vorstellung, die man „wegen ihrer fast allgemeinen Verbreitung in der Christenheit" nicht ganz beiseite lassen kann (§. 162, 3) ist nichts anderes als die einstige „Scheidung der Guten und Bösen" in der Vollendung der Kirche. Das Gericht Christi ist nur „der natürliche Erfolg seiner Sendung" (Leben Jesu, 355); und jedenfalls gehört das Weltgericht „nicht mehr zu seinem Berufe, über welchen er also sich auch keine bestimte Ueberzeugung zu machen hatte" (ebend. 357). — Nach allem diesen ist die Sachlage nicht zweifelhaft; wenn D. Strauß am Ende seiner Glaubenslehre (S. 736) sagt: „Der müßte ein ungelehriger Schüler der Schleiermacherschen Glaubenslehre gewesen sein, der von ihr nicht gelernt hätte, sich mit dem Fortwirken Christi als Geistes in seiner Gemeinde zu begnügen, ja der die Fortdauer eines von seinen geschichtlichen Bedingungen gelösten, schlechthin entwurzelten Individuums auch nur denkbar fände", so müssen wir darin Schleiermachers Meinung durchaus richtig bezeichnet finden.

Wir wissen jezt, was Christus in Schleiermachers System bedeutet, und wie es mit dem „Sein Gottes in Christo steht". Es wird jezt kein besonderes Interesse mehr haben, die von selbst sich verstehende Bestreitung eines Seins des Gottessohnes bei dem Vater vor seiner Menschwerdung, der übernatürlichen Erzeugung Christi und seiner Kindheitsgeschichte und des Standes der Erniedrigung noch näher ins Auge zu fassen; es ist eben das gewöhnliche rationalistische Verfahren; von einer Menschwerdung im biblischen Sinne kann hier natürlich nicht die Rede sein. Die Behandlung der biblischen Nachrichten hierbei ist so bodenlos willkürlich, daß selbst Strauß dieselbe herb zu rügen sich veranlaßt findet. Nur einige wenige Punkte aus dem „Leben Jesu" wollen wir noch hervorheben.

Christi Bewußtsein entwickelte sich, weil er ohne Sünde war, auch ohne Irrtum in allen zu seinem Berufe gehörigen Dingen; in andern, nicht zu seinem Berufe gehörigen Gebieten, z. B. der Naturkentnis, teilte er die Ansichten seiner Zeit, sonst wäre ja die wahre Menschheit Christi wieder doketisch aufgehoben (S. 114 ff. 141). — Wie kam Christus dazu, die Messianischen Weissagungen auf sich zu beziehen? Nicht durch eine besondere Offenbarung, sondern ganz allmälich entwickelt sich in ihm kraft seines reineren Gottesbewußtseins der Gedanke, daß der geistige Sinn jener Weißagungen, die Wiederherstellung der Herlichkeit des Volkes Gottes, um durch dieselbe die Gotteserkentnis unter alle Menschen zu verbreiten, in ihm und durch ihn sich verwirkliche (S. 138 ff). Auch die Berufswirksamkeit Christi entfaltete sich ganz allmälich, und begann nicht erst mit seiner Taufe. Die Versuchungsgeschichte gibt Schleiermacher ganz preis; sie ist wahrscheinlich aus einer misverstandenen Parabel entstanden; wie sie gelautet haben mag, erfahren wir nicht; in der Beurteilung der biblischen Erzählung geht Schleiermachers rationalistische Weise bis ins abgeschmackte; die Aufforderung z. B., die Steine in Brot zu verwandeln, sei keine Versuchung, da dies vielmehr eine Pflicht der Selbsterhaltung war (S. 150 ff.). — Bei der Betrachtung der Lehrthätigkeit Christi machen die Erklärungen Christi über sein Verhältnis zu Gott einige Schwierigkeit; indeß wird man damit bei einiger Geschicklichkeit wol fertig; man braucht nämlich an die Stelle von Gott nur einfach das Gottesbewußtsein zu setzen, da macht sich die Sache ganz leicht. Wenn Christus sagt: „der Sohn kann nichts aus sich selber thun, als was er siehet den Vater thun u. s. w." (Joh. 5, 19), so heißt dies, sein Gottesbewußtsein sei stetig, und außer demselben betrachtet sei er nichts. Christi Wort, daß Nie-

mand den Vater gesehen als er selbst (Joh. 6, 26) und daß er bei Gott sei u. dgl., bedeutet nichts als die Stetigkeit seines Gottesbewußtseins; redet Christus von einer Herlichkeit, die er bei Gott hatte vor der Grundlegung der Welt, so ist dies ja nicht etwa im eigentlichen Sinne und von einer Erinnerung zu verstehen, denn das wäre gar kein menschliches Leben mehr, das wäre Doketismus, sondern es heißt nur: Christus hatte das Bewußtsein von seiner Bestimmung, die Menschen zu beseligen, und darauf hatte, ebenso wie auf die Sünde, schon die Grundlegung der Welt eine Beziehung (S. 281 ff.). Daß Christus „vom Himmel" gekommen sein soll, bedeute nur, daß er das Selbstbewußtsein hatte, sein Beruf sei ein göttlicher; und was dies besagen will, wissen wir schon. Sagt Christus, er sei eins mit dem Vater, so bedeutet dies, „daß er ganz vom Gottesbewußtsein bestimt wurde." „Sohn Gottes" steht nur im Gegensatze zu Mose als bloßem „Knecht" Gottes. Wollte man Christo aber ein Bewußtsein eines vormenschlichen Seins als Erinnerung zuschreiben, und ihm außer der Menschheit auch noch die „Gottheit" zuschreiben, so würde alle „menschliche" Behandlung des Gegenstandes zerstört und Christus „ein ganz gespenstisches Wesen", und von einer Erklärung Christi oder des heiligen Geistes hierüber findet sich „keine Spur" (S. 287 ff.). Daß Schleiermachers Deutungskünste mit den ganz unzweideutigen Erklärungen der heil. Schrift hierüber leicht fertig werden können, versteht sich von selbst; indeß findet es Schleiermacher für geeigneter, es mit jener nachdrücklichen Krafterklärung für abgemacht zu halten und es auf Beleuchtung der betreffenden Aussprüche Christi und der Apostel nicht erst ankommen zu lassen; das weiß ja Jedermann, daß dieselben gegenüber den Aussagen des „frommen Selbstbewußtseins" nichts zu bedeuten haben. Wenn Dav. Strauß die Schleiermachersche Deutung einer hierhergehörigen Stelle eine „gradezu schwindelhafte Exegese" nennt, so ist dies weniger höflich als wahr.

Daß Christus nach Schleiermacher polemisch gegen die wesentlichsten Ideen des A. T. auftreten müsse, kann uns nach Schleiermachers Geringachtung dieses lezteren nicht wundern; nur einen grellen Punkt wollen wir hervorheben. Ein durch die ganze alttestamentliche Religion hindurchziehender Hauptgedanke ist der „der Nemesis, daß die Befolgung des göttlichen Willens belohnt wird und der Ungehorsam gegen denselben bestraft, nämlich belohnt durch das irdische Wolergehen und bestraft durch das irdische Uebelergehen." Christus hebt diesen Gedanken vollständig auf, indem er sagt, „daß die von Gott gesezten Naturgesetze, nach welchen alle Ereignisse sich entwickeln und welche auf das Wolergehen des Menschen den constantesten Einfluß haben, unabhängig wären von der moralischen Schätzung Gottes: „„Er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten u. s. w.""; so löst Christus diese Ordnung oder diese scheinbare Unordnung des Wol- oder Uebelergehens des Menschen gänzlich von dem göttlichen Wolgefallen, denn die Ordnung Gottes in der Natur in Bezug auf die Menschen stellt er als völlig unabhängig von demselben dar" (S. 300). Wäre dies richtig, so würden wir keinen Anstand nehmen, zu behaupten, daß dann der alttestamentliche Gedanke von Gott und seiner heiligen Weltregierung höher wäre als dieser christliche, der einen völligen Dualismus zwischen der Natur und der sittlichen Welt darstellt. Nun beachte man den einfachen Zusammenhang jener Worte des Herrn: „Liebet eure Feinde u. s. w., ... auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel", denn, — so soll die Begründung dieses Gebots nach Schleiermacher zu fassen sein, — die Naturgesetze sind unabhängig von der sittlichen Ordnung der Dinge. Sollte man es wol für glaublich halten, daß solche Auslegung geübt werden kann? Grade die heilige Liebe des langmütig die Sünder tragenden Gottes wird hier zum Vorbilde menschlicher Langmut hingestellt; eine von der sittlichen Ordnung unabhängige Naturordnung ist dem Herrn hier auch nicht entfernt in den Sinn gekommen; und wenn Christus an dieser Stelle das christliche Verhalten zu den Feinden von dem alttestamentlichen unterscheidet, so stellt er doch nicht im mindesten den christlichen Gedanken der göttlichen Langmut „polemisch" dem alttestamentlichen Gottesbewußtsein gegenüber; denn auch im A. T. ist Gott „barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue" (2 Mos. 34, 6) und „ist allen gütig und erbarmt sich aller seiner Werke" (Ps. 145, 8. 9) und „hat keinen Gefallen an dem Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wege und lebe" (Jes. 33, 11); und ist denn jenes Wort Christi wesentlich verschieden von dem Gnadenworte Jehovahs nach der Sündflut: „So lange die Erde stehet soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht"? — oder soll es etwa alttestamentliche Auffassung sein, daß die Sonne nur den Gerechten scheine, und nur ihnen die Wolken regnen?

Die Lehre Christi vom Teufel macht einige Ungelegenheit. Da nun einmal schlechterdings kein Teufel existiren kann, wie Schleiermacher in seiner Dogmatik handgreiflich bewiesen hat, so kann natürlich Christus nicht das Dasein von bösen Engeln geglaubt und auch nicht wirklich gelehrt haben. Nun spricht aber Christus so oft und so bestimt davon, auch bei Johannes; — das hat er also nur so gesagt, um nicht unnütz Anstoß zu erregen, um sich deutlich zu machen, aus Accomodation, ohne eigne Ueberzeugung davon zu haben; gegen jenen, freilich sehr verkehrten, dualistischen Wahn zu protestiren, hatte Christus keine Verpflichtung (S. 326). Es wird wol nicht jeder ein solches Verfahren mit lauterer Wahrhaftigkeit zu reimen im Stande sein. — Von seinem Tode lehrt Christus nicht, daß er eine sühnende Bedeutung habe; wenn er sagt: „des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Lösung (λυτρον) für Viele" (Matth. 20, 28), so heißt dies nur: „mein ganzes Leben geht auf in Dienstleistung, und es geht so weit, daß mein Leben draufgeht" (S. 346); die Vergebung der Sünden hängt mit Christi Tode

gar nicht zusammen. — Seine Jünger hat sich Christus nicht ausdrücklich gewählt, sondern sie schlossen sich allmälich und mehr zufällig an ihn an; die Wahl des Ischariot wäre sonst ganz unerklärlich (S. 365 ff.). — Die hergebrachte Meinung, daß Christus seinen Tod als ausdrücklichen Zweck ansah und auf denselben also auch irgendwie ausging, ist als Doketismus zu verwerfen (S. 387); Christus wäre wol auch zulezt noch gern den Nachstellungen ausgewichen, aber er konte von Jerusalem nicht wieder fort, weil ihm auch in Galiläa Nachstellungen drohten (406. 410); er konte eben nicht mehr entfliehen (414 f. 417); da dachte Christus sogar einen Augenblick an gewaltsamen Widerstand, denn er sprach davon, daß Schwerter gekauft werden sollten (Luc. 22, 35), für den Fall nämlich, daß die Hohenpriester auf „nicht officielle Weise" zu Werke gegangen wären (417. 422). — Der Verrath des Judas wird sehr mild beurteilt, fast entschuldigt, da er „eigentlich nichts anderes that, als einem Beschluß des Synedriums Folge zu leisten" (416); es war also reiner Unterthanengehorsam. — Christus hatte zwar in seinen lezten Tagen ein gewisses Vorgefühl seines nahen Todes (405); aber von einem wirklichen Vorherwissen desselben, welches über ein auf Betrachtung der Sachlage ruhendes rein menschliches Urteil hinausginge, kann schlechterdings nicht die Rede sein, denn das wäre Doketismus, und „es wäre dadurch die Wahrheit seines menschlichen Daseins viel mehr aufgehoben, als durch alle einzelnen Wunder"; er wäre gar kein wirklicher Mensch mehr gewesen (S. 439). — Ob Christus das heilige Abendmal, — welches in der Kirche ganz willkürlich mit der Taufe zusammengestellt wird als „homogene Handlungen", als Sacramente, — als bleibende Kultushandlung eingesezt habe oder nur für die Apostel als Erinnerungsfeier an den persönlichen Umgang mit ihm, muß ganz unentschieden bleiben (S. 419; vgl. Glaubensl. §. 139, 3). Was das Abendmal nach Christi Absicht zu bedeuten habe, braucht nicht auseinandergesezt zu werden, „weil es zu tief in das Exegetische hineinführen würde"; — ein gewiß sehr eigentümlicher Grund. — Das Gebet Jesu in Gethsemane behagt dem Verf. nicht, darum ist es als irrige Nachricht abzuweisen (421 ff. 445); dasselbe gilt von Christi Ausruf am Kreuz: „mein Gott, warum hast du mich verlassen", denn Schleiermacher „kann damit nicht fertig werden" (451).

Wir schließen unseren Bericht, und haben nur noch Weniges hinzuzufügen. Es ist hergebracht, in Schleiermacher einen Ueberwinder des Rationalismus, einen Begründer eines tieferen Glaubens zu erblicken. Wer sein „Leben Jesu" unbefangen gelesen, der wird vermutlich etwas verwundert fragen, wie jene Meinung überhaupt möglich sei; ists doch oft genug, als ob man Strauß oder Renan läse. Wie verhält sich also Schleiermachers Auffassung zu der rationalistischen und zu der radicalen der neuesten Zeit? Mit der ersteren stimt Schleiermacher darin überein, daß er Christum als bloßen, reinen Menschen erfaßt, sein Wirken als rein menschlich und mit Abweisung alles wirklichen Wunders, daß er Christum in einen ziemlich feindseligen Gegensatz zum A. T. sezt, daß er mit Abweisung aller sühnenden Bedeutung des Leidens und Sterbens Christi seine Wirksamkeit auf Lehre und sittliches Vorbild beschränkt, und daß er nach Christi Tode nur eine Fortwirkung der Lehre Christi und des von ihm angeregten Gemeingeistes, nicht eine persönliche Beziehung des verklärten Erlösers zu den Seinen annimt. Auch die rein subjective Grundlage des Glaubens und die Behandlung der biblischen Schriften als rein menschlicher Werke teilt Schleiermacher mit dem Rationalismus. Seine kritischen Ansichten der biblischen Schriften sind ebenso zerstörend wie die des lezteren, und fallen in allem Wesentlichen mit diesen zusammen; seine Auslegungen aber lassen an Willkür und sophistischer Verdrehung des einfachsten Wortsinnes oft selbst die des Heidelberger Paulus noch hinter sich und streifen in ihrer Mishandlung der biblischen Gedanken oft ins Unglaubliche. — Der Unterschied des Schleiermacherschen Christusbildes von dem rationalistischen ist mehr ein ästhetischer als ein theologischer. Während der Rationalismus in Christo nur den frommen, verständigen und aufgeklärten Lehrer sieht, welcher die Menschen nach wolüberlegtem Plan über die allgemeinen Wahrheiten der Religion und der Sittlichkeit belehrt und ihnen das reine Vorbild der Tugend gibt, ist Christus bei Schleiermacher mehr die geniale Persönlichkeit, welche unmittelbar aus sich heraus, gewissermaßen absichtslos, künstlerisch wirkt, sein eignes, sündenreines Wesen offenbart und dadurch auch das Gottesbewußtsein und das sittliche Streben in andern Menschen weckt; dort ist Christus mehr ein abstractes Ideal, Vertreter allgemeiner Gedanken, hier ist er mehr persönliches Ideal, in seiner Person die menschliche Vollkommenheit thatsächlich darstellend. Dieser Unterschied ist aber augenscheinlich kein wesentlicher in Beziehung auf die religiöse Geltung Christi. Construirt sich Schleiermacher seinen Christus grade ebenso a priori und subjectivistisch, wie der Rationalismus, und legt darnach die biblischen Berichte aus, so ist der Unterschied nur der, daß Schleiermacher nicht die natürliche, allgemeine Menschenvernunft zugrundelegt, sondern das von dem Glaubensbewußtsein der Kirche angeregte fromme Gefühl, dem dann in Wirklichkeit freilich etwas ganz Anderes untergeschoben wird, als in jenem enthalten ist. Auf Grund dieses unmittelbaren frommen Selbstbewußtseins verfährt Schleiermacher dann ganz frei, d. h. völlig willkürlich. Soll Christus, so heißt es, Gegenstand des Glaubens sein, so muß er so oder so gewesen sein, folglich war er so; was zu der willkürlich angenommenen Voraussetzung nicht paßt, das kann nicht

so gewesen sein; Redeweisen, wie: „ich kann nicht glauben, daß", oder: „das ist meiner Ueberzeugung nach so gewesen oder nicht so gewesen", werden oft genug an die Stelle von Beweisen gesezt. Die oft gradezu krampfhaften Windungen, mit denen sich Schleiermacher um seine eignen rationalistischen Voraussetzungen herumwindet, um doch einen Christus des Glaubens zu behalten, sind höchst seltsamer Art. — Schleiermacher unterscheidet sich aber ferner sehr wesentlich dadurch vom Rationalismus, daß er die von diesem unbedingt festgehaltene Persönlichkeit Gottes und persönliche Unsterblichkeit vollständig in Zweifel läßt und es unternimt, die unverträglichsten Gegensätze, Spinozistischen Pantheismus und Christentum miteinander chemisch zu vermischen. Reicht Schleiermacher in seiner pantheistischen Grundlage dem irreligiösen Radicalismus der neuesten Zeit die Hand, ist er ganz unleugbar der bedeutsame Vorläufer von Strauß und Renan, so unterscheidet er sich von diesen nur darin, daß er vor der Person Christi sittliche Ehrfurcht hat, daß er solche Ehrfurcht aber nur auf die ganz willkürliche, von ihm gar nicht zu begründende Voraussetzung der Unsündlichkeit Jesu gründet. Lassen wir diese Annahme, zu welcher Schleiermacher gar kein wissenschaftliches Recht hat, weil er die Auctorität der heiligen Schrift nicht anerkent, fallen, so stehen wir vollständig bei der jedenfalls ehrlicheren und folgerichtigeren Auffassung von Dav. Strauß.

Schleiermacher entzieht Christo seine göttliche Würde, macht sein menschliches Leben zu einem Zerrbilde, und sein sittliches zu einem unlauteren; denn nimmer wüßten wir seine als „Accomodation" erklärten Aussagen mit lauterer Wahrhaftigkeit zu reimen. Die Gesamtdarstellung der Person und Wirksamkeit Christi ist bei Schleiermacher eine durch und durch unwahre, dem Geiste des Evangeliums völlig entfremdete; eine dem apostolischen Bewußtsein gänzlich fremde, auf Spinoza's widerchristlichem Pantheismus erwachsene Auffassung wird durch berechnete Künstelei, durch eine unerhört gewaltsame Deutung in die biblischen Berichte hineingetragen; und man kann sich oft des Eindrucks gar nicht erwehren, als ob Schleiermacher selbst gar nicht an die Richtigkeit seiner Auslegungen glaube, sondern nur in schlau gewandter Advokatenmanier die Sache so darstelle, daß wenigstens der Schein einer biblischen Begründung entsteht. Gradezu als lügenhaft aber ist das Verfahren zu rügen, daß Schleiermacher in seiner Dogmatik den einzelnen Paragraphen seiner Glaubenslehre die betreffenden Aussagen unserer Bekentnisschriften voranstellt, als ob die folgenden Erörterungen denselben Gedanken enthielten, während sie in Wahrheit meist einen völlig anderen, ja entgegengesezten Sinn enthalten, und viel wahrheitsgemäßer wäre es oft gewesen, Sätze aus Spinoza voranzustellen. Es ist ein tiefgreifender Schaden unserer deutschen Theologie, daß sich so viele, die ihrer religiösen Gesinnung nach auf dem Boden des evangelischen Glaubens stehen, von dieser unlauteren Behandlung der heiligen Dinge haben fangen und berücken lassen; und die unbefangene Folgezeit wird es als eine schwer begreifliche und höchst eigentümliche Erscheinung betrachten, daß ein so großartiger theologischer Schwindel, wie er in der Geschichte der Theologie wol nicht seinesgleichen hat, ganze Geschlechter hat täuschen und blenden können. Noch lastet das Ansehen Schleiermachers als eines Wiedererweckers wahrer evangelischer Theologie niederdrückend auf unserer nach Auctoritäten hungernden Zeit, und ein fast blinder Auctoritätsglaube hat das Anathem bereit für jeden, der vor dieser „Größe" sich nicht beugt. Wir kennen im Bereiche der evangelischen Kirche keine anderen Größen, als die, welche selbst sich beugen vor der Wahrheit des Evangeliums; wer diese Wahrheit meistern will, der ist klein vor den Augen des, der sich selbst erniedriget hat, um uns zur Wahrheit zu führen. Es thut wahrlich not, daß unsere Theologie sich besinne, und vor Allem den schlichten Sinn für das einfache Wort des Evangeliums sich nicht umstricken und blenden lasse durch unredliche Künste und theologische Spiegelfechtereien. Wer die Wahrheit nicht mag, wie sie Christus und die Apostel bekundet, der lasse ganz von ihr ab, und täusche nicht sich selbst und Andere durch fingerfertige Unterschiebung fremder Gebilde unter das göttliche Wort, und lade dem Herrn zu dem Kreuze, das er nach Golgatha trug, nicht noch das Kreuz des pantheistischen Unglaubens auf. Mischlingsrassen und Zwitter sind nicht blos auf dem Gebiete der thierischen Natur, und „verwechselte" Kinder nicht blos auf dem Gebiete des Volksaberglaubens unfähig, ihr Geschlecht zu erhalten; ein gleicher Fluch liegt auch auf ähnlichen Gebilden im Gebiete der christlichen Erkentnis. Ehrlichkeit ist immerhin eine nicht zu verachtende Eigenschaft eines evangelischen Theologen; wo sie fehlt, da können dialektische Gedankenspiele wol blenden, vielleicht berauschen, aber keine Frucht schaffen.

Nachrichten.

Briefe über die kirchliche Lage in Italien.

(Schluß.)

Wenn man denkt, daß vor mir noch ein sehr reizbarer Landsmann ging, der sich diese Zudringlichkeiten nicht gefallen lassen wollte und weil er fließend italienisch sprach, fortwährend mit gedämpfter Stimme Verwünschungen vor sich her murmelte, so kann man sich ungefähr vorstellen, wie weit es möglich war, den angemessenen Ernst in Gefühl und Ausdruck zu bewahren. Als wir endlich in der Kirche anlangten, wurde es womöglich noch schlimmer. Der Pöbel war immer zahlreicher geworden. Polizei oder Kirchendiener waren nicht zu sehen. Die Priester und ihre Gehülfen sahen aus wie Leute aus der niedrigsten Klasse, als ob sie ausdrücklich nur für nächtliche Functionen angestellt wären. Ihr Aeußeres war sehr schmutzig und die mechanische Art, wie sie die Formulare herplapperten, so geschwind als irgend möglich, ohne Rücksicht auf die ekelhafte und schmutzige Scene, die für sie nichts außerordentliches zu

bieten schien, gewährte einen überaus traurigen Anblick. Nur eins schien ihnen am Herzen zu liegen, nämlich möglichst viel Wachs zu sparen. Ich bemerkte, daß in dem Augenblick, als wir die Kirche mit unseren Fackeln betraten, die zahllosen Lichter auf dem Altar verlöschten. Am Ende des Gottesdienstes wurden die Lichter in unserer Hand sorgfältig ausgemacht und wir ließen die Knaben sich weiter um den Wachs streiten. Die ganze Sache war ekelhaft und empörend und vereinigte zugleich Peinliches und Lächerliches in sich in einem seltenen Maße. Was die Gefühle eines mit dem Verstorbenen eng Verbundenen dabei sein mußten, wage ich nicht näher anzugeben. Nicht um Alles in der Welt möchte Jemand seine eignen Verwandten einer solchen Behandlung ausgesezt sehen oder auf solche Weise ihnen das lezte Lebewol sagen. Und das, dachte ich bei mir, als ich mich auf dem Rückweg durch den Haufen Gesindel vor der Kirche drängte — und das nent man ein christliches Begräbnis in einem christlichen Lande! Ich habe beschrieben einfach was ich gesehen, nur die Eindrücke auf mein eigenes Gefühl geschildert.]

II.

Florenz, October 1865.

Wenn ich in meinem lezten Briefe andeutete, wie gering, allem Anschein nach, bis jezt die Aussichten auf eine reformatorische Bewegung in der Kirche Italiens sind und wie es beinahe unmöglich ist, aus dem bisher geschehenen auf die Resultate zu schließen, so lag es mir fern, behaupten zu wollen, daß alle Versuche nach dieser Richtung hin, die man in den lezten Jahren gemacht, umsonst gewesen seien. Freilich was die höheren Stände und den Klerus betrifft, so muß ich bekennen, daß ich bisher vergeblich nach irgend welchen Zeugnissen, die ein Lebenszeichen nach der einen oder anderen Seite abgäben, oder nach Beweisen für neue gewonnene Erkentnisse gesucht habe. In den höheren Gesellschaftsklassen ist die Religion, im geistlichen Sinne, weder ein Gegenstand der Discussion, noch des Interesses; und wenn sie überhaupt noch erwähnt wird, so geschieht es nur wegen ihres Verhältnisses zu den politischen Aussichten und besonders zu der römischen Frage. Ein italienischer Edelmann von hervorragender Stellung und von großer Einfachheit und religiöser Aufrichtigkeit des Karakters versicherte mir, als eine statistische Thatsache, daß er außer sich keinen einzigen Mann seines Standes in Florenz kenne, der sich in thätiger und offenkundiger Weise mit religiösen Dingen befasse. Tradition und Familienverbindungen machen, daß sie sich zur römischen Kirchengemeinschaft halten, aber das ist auch Anfang und Ende ihres Glaubens. Sie folgen den Gebräuchen der Kirche mit einem gewissen anständigen Indifferentismus, halten aber ein thätiges sich-Befassen mit religiösen Dingen nicht für ihre Sache. Vor Allem aber haben sie in socialer Beziehung die feste Ueberzeugung, daß in irgend einer Weise vom Glauben der Vorfahren abweichen, so viel heißen würde, als seinen Stand einbüßen, des Adels verlustig gehen; daß die Ketzerei ein gemeines und ordinäres Ding ist und daß jede Neigung zum „Protestantismus", wie sie dieses Wort verstehen, sie sofort mit den vulgären Haufen in Berührung bringen würde. Außer dieser, glaube ich, kent man sonst keine weitere günstige Stimmung gegen Rom. Bevor man nicht etwas anderes an die Stelle des ererbten Glaubens gesezt hat, das von jener bedenklichen Färbung frei ist, werden die höheren Stände in Italien fortfahren an der Tradition zu halten und es ist wenig Aussicht auf eine von oben kommende Reformation. Bis jezt ist es mir noch nicht gelungen, Symptome eines neuen Geistes unter ihnen zu entdecken. Oeffentliche Meinungsäußerungen oder Streitschriften über diesen Gegenstand sind nicht von ihnen ausgegangen, oder Vereine zu diesem Zweck gebildet worden; ja diese Fragen werden nicht nur nicht studirt, sondern auch nicht einmal besprochen oder aufgeworfen in der so genanten guten Gesellschaft. Gleichgiltigkeit und ein gewohnheitsmäßiges sich-Halten am Hergebrachten ist die Regel. Auch ist zu erwägen, daß obige Anschauung sich nur auf den sittlich höher stehenden Teil der höheren Gesellschaftsklassen Italiens bezieht und hauptsächlich die Gesinnungen der gereifteren Glieder derselben schildert. Blicken wir auf das heranwachsende Geschlecht, so erfahren wir, daß es sich bei ihm nicht mehr um Gleichgiltigkeit, der hergebrachte Formen als Mantel dienen, handelt, sondern um einfachen, absoluten Zweifel und Unglauben. Der Mantel wird kaum noch darüber geworfen. Denn stehen Ketzerei und Protestantismus in dem Geruch der Ordinärheit, so ist dies bei Freigeisterei und Philosophie (wie zu Leo X. Zeiten) nicht der Fall; leztere werden vielmehr von Jung-Italien für unzertrennlich von Einheit, Freiheit, Constitution, Rom und Venedig und all den anderen patriotischen Lebensfragen des Tages gehalten. Das sind traurige Aussichten, wenn meine Nachrichten, wie ich hoffen möchte, nicht übertrieben sind.

Ist aber die reformatorische Bewegung von oben her unbedeutend oder fast unbemerkbar, so kann dasselbe nicht von den unteren Volksschichten gesagt werden; dort unter der Masse ist ein Geist lebendig, dessen Wirksamkeit deutlich gespürt und erkannt werden kann. Sobald wir auf diesen Punkt unserer Untersuchung kommen, fühlen wir Boden unter den Füßen und die ganze herkömmliche Maschinerie solcher Manifestationen bietet sich unsern Blicken dar. Da gibt es Schulen zum Unterricht für Kinder, Kapellen um darin Erwachsenen zu predigen, zahllose Streitschriften über die betreffenden Fragen, Depots und Läden, wo sie unter dem Kostenpreise verkauft werden, Verteilung von Bibeln in Masse, Zeichnung von Beiträgen, Vereine — mit einem Worte Propaganda in allem Feuer der Wirklichkeit. Ich bin dieser Bewegung, oft mit Mühe und Anstrengung, seitdem ich die Grenze überschritten gefolgt und nicht ohne Kummer muß ich gestehen, daß mir kaum ein anderer Versuch zur Evangelisirung Italiens begegnet ist. Die Bücher, Broschüren, Veröffentlichungen, Verhandlungen und Maßregeln der verschiedenen, mit dieser religiösen Bewegung von unten her verbundenen Körperschaften begegnen einem sehr häufig; sie sind aber auch die einzigen Bekundungen dieser Art, so viel ich mich erinnere, die zur Kentnis eines Reisenden gelangen und zu weiteren Nachforschungen einladen. Vielleicht sind noch andere Einwirkungen wirksam, aber sie müssen sehr unfaßbarer Art, äußerst schwirig festzuhalten und zu würdigen sein und sie finden sich wahrscheinlich nur in der Mitte persönlichen Verkehrs und Vertrauens; wenigstens sind die seltenen Beispiele der Art, die ich unter dem aufgeklärten Clerus fand, von solcher Art und Natur. Sonst scheint es kaum ein anderes Verfahren zu geben, außer dem, was wir jezt im Begriff sind zu betrachten. Da ich mich in Florenz länger als irgend wo anders aufgehalten, so habe ich hier mehr davon gesehen, und habe einen deutlichen Eindruck von der Ausdehnung und dem Ernste dieser Bewegung obwol ich weit entfernt bin von sanguinischen Hoffnungen über den Erfolg und daraus etwa entspringende gute Resultate. Die Basis der Bewegung ist eine Doppelte, teils liegt sie im Inlande, teils im Auslande. Das heimatliche Element leitet sich natürlich hauptsächlich von den Waldensern

her, die jezt emancipirt sind und Freiheit haben, das Land mit der Bibel in der Hand als italienische Bürger zu durchziehen. Dies haben sie denn auch nicht ermangelt zu thun und zwar mit einem Eifer und einer Stätigkeit, die sie bereits den Gefahren provinzieler Eifersucht ausgesezt hat, die in der italienischen Brust so tief gewurzelt ist. Die Waldenser, sagte ein angesehener italienischer Protestant hiesiger Stadt zu mir, wollen uns durchaus ein Christentum und eine Kirche nach ihrem eigenen Modell aufdrängen, so daß wir da nur ein Joch mit dem andern vertauschen würden, während wir doch entschlossen sind uns frei zu machen. Dieselbe Anklage erhob dann der Redner gegen die Presbyterianer, Wesleyaner, Independenten und alle die andern Gemeinschaften, die das fremde Element in dieser Bewegung bilden. Statt uns nur zu helfen und zu unterstützen, sagt man, möchten sie uns grade zu dem machen, was sie sind. Die einzige Ausnahme machte man mit den Anglikanern. Diese, hieß es, geben uns ihren Rath und bisweilen auch ihr Geld, ohne uns zu Proselyten zu machen, oder uns ihre Vorschriften aufzudrängen; aber sie sind die einzigen Freunde, die so liberal gegen uns handeln. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß der Begriff den jene Leute von religiöser Freiheit haben, ein sehr weit gehender ist; unter dem Vorgeben, dieser Versuche zur Beschränkung müde zu sein, weisen sie jede Art von kirchliche Organisation, vorgeschriebener Formulare oder Lehren von sich. Sie haben keine Priesterschaft, obgleich sie behaupten der Bibel und nur der Bibel zu folgen. Sie haben selbst etwas gegen den Gebrauch des Vaterunser und zwar, wie sie sagen, weil es kein christliches Gebet sei. Aber als ob dies noch nicht genug wäre, höre ich aus privater Quelle, daß ihre eigentliche Abneigung, die Gebetsworte, die der Herr uns gelehrt, in den Mund zu nehmen, auf der Bitte beruht: Vergib uns unsere Schulden. Ein wahrer Christ, sagen sie, kann nicht sündigen; wenn er auch seinem Fleische nach Unrecht thut! und doch zählen diese Leute Männer in ihrer Mitte deren Frömmigkeit nicht bezweifelt und deren Begabung in andrer Hinsicht weit höher steht, als man nach diesen religiösen Extravaganzen erwarten sollte. Sie kommen hier in Florenz nicht weit von meiner Wohnung in beträchtlicher Anzahl zum Gebet zusammen; zwei oder drei unter ihnen sind Männer von Rang und Stellung; rührend ist es, diese neben ihren ärmsten Landsleuten knieen zu sehen, wie sie Ergüssen lauschen, deren einziger Vorzug nur zu oft in ihrer offenbaren und unleugbaren Aufrichtigkeit besteht.

Die Hauptquelle des Widerstands gegen den Romanismus bilden die Waldenser, ferner die Hilfeleistungen auswärtiger Protestanten und endlich vor Allem die Bemühungen eines Mannes, der, wenn auch nicht ihr officielles Haupt, doch jedenfalls ihr geistlicher Führer ist, De Sanctis. Dieser äußerst merkwürdige Mann, scheint mir in seiner Sphäre eine größere Wirksamkeit zu entfalten, als Passaglia, und der lebendige Repräsentant religiöser Reform in Italien zu sein, in der einzigen Gestalt, in der dieselbe bis jezt aufgetreten ist. Er steht an der Spitze einer theologischen Schule, die einige zwanzig junger Leute zu Mitgliedern zählt, und die er nicht verfehlen wird, mit einem Teil seines eigenen unbezwinglichen Feuers und Eifers zu erfüllen. Er wohnt mit ihnen in einem großen Gebäude, das man noch mit dem Namen eines Palazzo beehrt, einst Eigentum des Erzbischofs von Florenz und mit fremdem, natürlich hauptsächlich englischem Gelde zur Begründung dieses Seminars gekauft. In einer weiten und geräumigen dazu gehörigen Kapelle predigt De Sanctis jeden Sontag vor einer Zuhörerschaft, die weit zahlreicher ist, als ich in Toscana erwartete und weit aufmerksamer und andächtiger, als ähnliche Versamlungen, wie ich sie in Turin, Mailand, oder anders wo gesehen habe. Allerdings war auch der Prediger ein Mann anderer Art, ausgerüstet mit einer seltenen Fähigkeit, die Sympathien einer Versamlung anzuregen und zu fesseln, die wie die angeredete fast ausschließlich den niederen Ständen angehörte. Und doch ist De Sanctis nichts weniger als eine imponirende Persönlichkeit, oder dem Bilde entsprechend, das wir uns von einem Lehrer der Theologie machen. Er trägt keinen Talar, noch sonst ein kirchliches Gewand, geht vielmehr gekleidet wie ein Laie mit buntem Halstuch, heruntergeklapptem Kragen und einer Tuchnadel; und wenn er durch eine Seitenthür in die Kirche tritt, so legt er seinen braunen Strohhut nebst Spazierstock auf den Communionstisch vor der Kanzel, bevor er dieselbe besteigt. Er scheint in diesen Dingen so weit zu gehen, als irgend möglich. Seine Rede war aber besser als sein Auftreten und seine Macht über die Zuhörer entschieden eine sehr große. Seine Schriften sind sehr zahlreich und weit verbreitet. Man trifft sie überall; und obgleich weniger umfangreich, muß ihre Wirkung doch unendlich viel größer sein, als die der dickleibigen Productionen Passaglia's die Niemand zu lesen scheint, außer denen, die es nicht nötig haben. Italien ist müde und gleichgiltig gegen eine rein scholastische Theologie und muß von einer Trompete mit ganz anderm Klang erweckt werden, wenn es überhaupt erweckt werden soll. Einige der Schriften De Sanctis's sind ungeheuer populär und verbreitet. Soeben ist die 16te Ausgabe von La Confessione erschienen. Das Ritratto di Maria oder Bild der heiligen Jungfrau, entworfen nach den Evanglien, verspricht ungeheuer populär zu werden. Il Purgatorio ist in 2ter Auflage erschienen; La Messa und Il Papa sind als populäre Streitschriften beliebt. Am weitesten aber verbreitet ist sein Kalender, betitelt: L'Amico di Casa, der fast allgemein im Volke, bei Katholiken und Protestanten gebraucht wird, troz des Widerspruchs der Priester. Ohne Zweifel werden diese Schriften jezt, da sie nicht mehr durch Gewalt unterdrückt werden können, auf die Bevolkerung einen bedeutenden Eindruck machen. Die Bewegung, wie sie sich jezt zeigt, entspringt sichtlich von unten. Man versichert mir aus guter Quelle, daß De Sanctis nachdem er aus Rom entflohen war und in Malta glaube ich, eine Zuflucht gefunden hatte, ein Bistum angeboten wurde, wenn er zum Gehorsam zurückkehrte.

Die Schriften der apostolischen Väter, das ist der Apostel Schüler, zur Erbauung der Gemeinde aus dem Griechischen verdeutscht durch Herm. Scholz, Oberlehrer zu Gütersloh. Gütersloh, Bertelsmann, 1865.

Wir können diese eine allgemeinere Verbreitung wol verdienende Schrift nicht besser charakterisiren, als mit den Worten des Herausgebers selbst, die wir einem Briefe entnehmen:

„Meines Wissens existirt noch keine Uebersetzung, welche die wichtigen Entdeckungen der lezten zehn Jahre auf diesem Gebiete hätte verwerten können. Sollte es aber auch der Fall sein, so würde doch meine Arbeit sich davon specifisch unterscheiden. Mein Gedanke ist gewesen, diese Schriften der christlichen Urzeit dem christlichen Volke wieder nahe zu bringen und als eine Art Erbauungsbuch darzubieten. das neben der heil. Schrift N. T.'s in ähnlicher Art gelesen werden könte, wie die alttestamentlichen Apokryphen neben der heil. Schrift A. T.'s. Zu diesem Zwecke habe ich allen Fleiß und Mühe angewandt, diese Schriften genau in der Sprache wiederzugeben, wie es D. Luther gethan haben würde, wenn er sie hätte übersetzen wollen und können, d. h. ich habe die betreffenden griechischen Wörter und Redensarten, so weit es irgend möglich war, genau mit denselben deutschen Ausdrücken wiedergegeben, die Luther in seiner Bibel angewandt hat. Und darein setze ich das Specifische, was ich für meine Arbeit in Anspruch nehmen möchte."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 20. December. № 101.

Kirche, Kirchenregiment und Kirchenordnungen.

Luthers Lehre von der kirchlichen Gewalt, historisch dargestellt von Dr. W. A. Dieckhoff, ord. Prof. d. Theol. zu Rostock. Berlin, G. Schlawitz, 1865.

Zu keiner Zeit ist so viel und so lebhaft über Kirchenverfassung und Kirchenregiment gestritten worden, wie in der Gegenwart.

Man kann sagen, daß sich die Verfassung zur Kirche verhält wie Form, Kleid, Schale, Leib. Daraus erhellt, daß sie freilich nicht die Hauptsache ist, aber doch wichtig genug. Man mag auch hier das Goethe'sche: „Natur kennt weder Kern noch Schale, sie ist Alles mit einem Male" anwenden. So wenig man Wein ohne Gefäß haben kann, so wenig läßt sich die Kirche ohne Verfassung denken.

Die Augsburgische Confession hat völlig Recht, wenn sie im 7. Artikel zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche nur fordert, daß da „einträchtiglich, nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Worte gemäß gereicht werden." Darin liegt, daß die Kirche nicht überall dieselbe Verfassung zu haben braucht; aber es ist damit keineswegs gesagt, daß die Verfassung überhaupt unbedeutend oder gleichgiltig wäre und die Kirche im Notfall auch wol ohne alle Verfassung bestehen könte. Die römische und die reformirte Kirche stehen sich überall als Extreme entgegen, auch in der Gestaltung der Kirchenverfassung; aber die Extreme berühren sich in einem wichtigen Punkte. Sowol die römische wie die reformirte Kirche hält ihre besondere Verfassungsbildung für notwendig und in dieser Form von Gott gegeben, die römische ihre im Papst gipfelnde, die reformirte ihre presbyteriale Verfassung. Anders die lutherische Kirche. Zwar haben selbst die Reformatoren der lutherischen Kirche sogar das Papsttum nicht in jeder Gestalt unbedingt verworfen, und unter Umständen mag diese Kirche sich auch synodale und presbyteriale Elemente wol gefallen lassen; aber dabei spricht unsre Kirche wie diesen beiden so auch allen anderen Verfassungsgestaltungen in ihrer Besonderheit das göttliche Recht entschieden ab. Und doch verfällt sie weder in verflüchtigenden Spiritualismus, noch in zerbröckelnden Independentismus; auch sie erkent allgemeine göttliche Weisungen in Betreff der Verfassung an und hat auch ihrerseits für die Ausgestaltung derselben von jeher ihren besonderen, in ihrem eigentümlichen Wesen gegründeten Typus geltend gemacht.

Der Streit über Verfassung und Regiment der Kirche geht einesteils von dem großen Haufen der sogenanten Liberalen aus, die es darauf abgesehen haben, die Fundamente der Kirche des Staats zu unterwühlen und umzustürzen, um dann auf den Trümmern derselben ihr neues Reich der Selbstherlichkeit und Selbstseligkeit aufzubauen. Da agitiren, schreiben und schreien sie wie und wo sie können für Presbyterial- und Synodalverfassung, verstehen aber darunter nur ihr sogenantes Gemeindeprincip, nach welchem die Kopfzahl aller, die zu einem gewissen Alter gelangt sind, mögen sie zu Schrift und Bekentnis stehen wie sie wollen, über alle kirchliche Fragen entscheidet, auch darüber, so oft es nötig scheint und beliebt, was als Glaube und Christentum gelten soll. So kann man es in Baden und Rheinbaiern vor Augen sehen; auch in Hannover hat der Liberalismus alle Anstrengungen gemacht, die gleichen Ziele zu erreichen, wenn es auch Gottlob noch nicht völlig gelungen ist. — Eine evangelische Kirchenzeitung würde etwas sehr Ueberflüssiges thun, wenn sie sich Widerlegung solcher Behauptungen, wie sie von der Umsturzpartei aufgestellt werden, einlassen wollte. Sie wird es nur für ihre Aufgabe halten können, alle, welche noch Ohren haben, um zu hören, vor jenen Irrgeistern zu warnen und zulezt die kirchenzerstörenden Werke derselben für die Kirchengeschichte einzutragen.

Andernteils aber wird der Streit über Kirchenverfassung und Regiment auch von solchen geführt, welche beiderseits auf dem Grunde der Schrift und der lutherischen Bekentnisse stehen wollen. Zuerst neuerdings wurde der Kampf entzündet durch das bekante Buch des seligen Höfling: Grundzüge evangelisch-lutherischer Kirchenverfassung; Erlangen bei Th. Bläsing, 3. Aufl. 1853. In dieser Schrift stellt Höfling von der Kirche einen eigentümlichen Begriff auf und behauptet dann, daß nicht einmal das Predigt- oder Gnadenmittelamt, sofern dasselbe mehr ist als die — nach Höfling — der ganzen Gemeinde befohlene Thätigkeit, zu predigen und die Sakramente zu verwalten, also nicht die Einrichtung, nach welcher bestimte Personen aus der Gemeinde zur Verwaltung der Gnadenmittel ausgesondert und bestellt werden müssen, viel weniger das auf ganz anderem Grunde ruhende, mit jenem gar nicht notwendig zusammenhängende Amt des Kirchenregiments unmittelbar von Gott sei. Zuerst wurde der Streit geführt über die göttliche Stiftung des Predigtamtes

und da möchte als gewonnenes Resultat dieses angenommen werden dürfen: Bei weitem die Mehrzahl lutherischer Theologen lehrt jezt im Gegensatz zu Höfling die ganz offenbar auch im 5. Artikel der Augsburgischen Confession behauptete unmittelbar göttliche Stiftung des Predigtamts, d. h. nicht nur der Thätigkeit des Predigens und Sakramentsverwaltens, sondern auch der Vollziehung dieser Thätigkeit durch besondere, mit derselben zu betrauende Amtspersonen. So selbst von Scheurl (zur Lehre vom Kirchenregiment, Erlangen, Bläsing, 1862 — S. 22) und Harnack (die Kirche, ihr Amt, ihr Regiment ꝛc., Nürnberg, Sebaldsche Buchhandlung, 1862 — §. 69 ff.). Nur Harleß scheint noch mehr oder weniger an der Höflingischen Theorie vom geistlichen Amte festzuhalten, wenigstens will er (vergl. „Etliche Gewissensfragen hinsichtlich der Lehre von Kirche, Kirchenamt und Kirchenregiment", Stuttg., Liesching, 1862 — S. 29) von einem Befehl des Herrn, „daß Einzelne zum Sonderberuf des Dienstes am Worte bestellt werden", nichts wissen, dagegen ist unter den separirten Lutheranern auch die ganze Diedrichsche Partei damit einverstanden, daß das Predigtamt göttlichen Rechts und göttlicher Stiftung ist.

Um so größer aber ist der Zwiespalt in den Fragen über Kirchenverfassung und Kirchenregiment, der sich später erhoben hat. Namentlich wird dieser Streit bekantlich unter den separirten Lutheranern in Preußen mit großer Heftigkeit geführt, so daß es wegen dieser Differenz auch schon zu zahlreichen Secessionen von der Kirchengemeinschaft, deren oberste Behörde das Oberkirchencollegium in Breslau bildet, gekommen ist. Aber auch schon weit über die Grenzen dieser kleinen Kirche ist die Bewegung hinausgegangen.

Noch immer kann sich Schreiber dieser Zeilen nicht von der Ansicht losmachen, daß diejenigen, welche in diesem Streite sich oft mit so großer Heftigkeit, ja Feindschaft gegenüberstehen, trotz der vielfachen Verständigungsversuche sich doch immer noch nicht recht verstanden haben. Wenn Diedrich und Lohmann mit denen, welche zu ihnen stehen, nur recht fassen möchten, was die Breslauer eigentlich wollen, sollte es auch unterweilen weniger klar und selbst misverständlich ausgedrückt sein: ich glaube, sie würden sich zufrieden geben, könten es wenigstens. Jedenfalls würden sie keinen Grund mehr finden, sich zu trennen, wie sie ja auch von Jenen wegen ihrer besonderen Lehre, wenn sie auch nicht geteilt und gebilligt wurde, doch niemals ausgeschlossen sind. Es gibt ja auch wirklich Punkte in der christlichen Lehrbildung, für welche, wiewol Schrift und Bekentnis die entscheidenden Principien enthalten, und jeder Teil in Betreff derselben wol für sich seiner Sache gewiß werden kann, doch noch keine Entscheidung grade für diese besondere Frage erfolgt ist, so daß dann die sich gegenüberstehenden Auffassungen so lange gemeinsam in der Durcharbeitung zu völliger Klarheit und Gewißheit geduldig sich anstrengen müssen, bis dieses Ziel wird erreicht sein.

Die zur Zeit noch vorhandene Differenz, bei welcher die Diedrichsche Partei die gegenüberstehende Auffassung fort und fort als grundstürzende Irrlehre glaubt bezeichnen zu müssen, ist besonders in drei Fragen hervorgetreten, um welche sich jezt meistens die Auslassungen auf beiden Seiten zu gruppiren pflegen. Es wird nämlich gestritten: 1. um den Begriff der Kirche, 2. das Recht des Kirchenregiments und 3. die Bedeutung der Kirchenordnungen.

Es sei uns gestattet, mit ein paar Worten hier vorab anzudeuten, wie nach unserem Dafürhalten dieser Streit sich lösen würde. Es ist unsere Ueberzeugung, daß es sich im Grunde nur um die Fortsetzung des Kampfes gegen die Höflingische Lehre, die ein einheitliches Ganze ist, handelt, und daß alle diejenigen, welche die Höflingische Lehre vom Predigtamte aufgegeben haben, früher oder später auch von der Höflingischen Lehre vom Kirchenregiment, die mit jener organisch und unzertrennlich zusammenhängt, werden zurücktreten müssen.

Von den Gegnern — um denn zuerst auf den Begriff der Kirche zu kommen — wird überall die unsichtbare Kirche urgirt und als das Erstere in den Vordergrund gestellt. So hält es z. B. auch Harleß, wenn er (a. a. O. S. 28) „die Existenz einer gläubigen Gemeinde die Vorbedingung für das, was im kirchlichen Sinne Amt heißt", nennt, obwol er erst auf der vorigen Seite „die Alternative, ob aus dem Amt und seiner Betätigung die gläubige Gemeinde, oder aus der Gemeinde Gläubiger und ihrer Betätigung das Amt hervorgehe" so ausgedrückt, als eine falsche bezeichnet hat. Ganz anders Melanchthon, der in seinem berühmten dogmatischen Werke den Locis nach der lezten Recension derselben, den Artikel von der Kirche so anhebt: „So oft wir an die Kirche denken, mögen wir die Gemeinschaft der Berufenen vor Augen haben, welches ist die sichtbare Kirche." Wenn danach gefragt würde, wer selig wird, wer zu den Kindern des Lichts gehört, so ist ja selbstverständlich auf die sogenannte unsichtbare Kirche und die Gläubigen, welche dieselbe bilden, hinzuweisen. Aber wenn es sich darum handelt, welches diejenigen Subjecte sind, die kirchliche und kirchenregimentliche Thätigkeit üben, Wort und Sakrament handhaben, in Angelegenheiten der einzelnen Gemeinde oder größerer kirchlicher Kreise ihre Stimme abgeben sollen u. dgl., so ist mit Melanchthon durchaus auf die Gemeinschaft der Berufenen zurückzugehen. Dabei ist auf das entschiedenste abzuweisen, daß je eine Zeit oder auch nur ein Zeitmoment gewesen ist, wo es nur eine unsichtbare, noch keine sichtbare Kirche gegeben hätte, und daß nur die erste Werk und Stiftung des Herrn, die zweite dagegen allein der Menschen wäre. So wird auch den Ungläubigen nicht jede Zugehörigkeit zu der einen vom Herrn gestifteten Kirche, welche Sein Leib ist, und damit also zum Leibe des Herrn selbst abzusprechen sein. Sie gehören dem Leibe des Herrn nicht an als lebendige Glieder, auch gewiß nicht als solche Glieder, die, wenn sie in diesem Zustande verharren, selig werden. Das, wenn es nur festgehalten wird, reicht völlig hin, um den Vorwurf des Katholisirens zurückzuweisen. Ja, wir behaupten sogar, daß die todten Glieder an Jesu Leibe, wenn sie sich nicht aufwecken lassen, doppelte Streiche leiden werden. Aber damit sind sie doch noch nicht den Heiden gleich gesezt. Der Herr erkennt ein besondres Verhältnis an,

in dem er zu ihnen steht, wie der verlorene Sohn doch auch noch ein Sohn blieb. Sie können, wenn sie nur wollen, jeden Augenblick wieder durch ihn zum geistlichen Leben erweckt werden, wenigstens so lange über sie noch nicht das Gericht der völligen Verstockung, von dem Mt. 12, 31, Hebr. 6, 6 redet, herein gebrochen ist. Wir würden gern, da wir nicht um Worte streiten, auch des Ausdrucks „todte Glieder", auf die Ungläubigen angewandt, uns enthalten, wiewol ihn die Apologie VII, 6 gut heißt und § 12 sogar sagt, daß „die Bösen und Heuchler mit der rechten Kirchen [die ist doch aber der Leib Christi nach Eph. 1, 23] Gesellschaft haben in äußerlichen Zeichen, im Namen und Aemtern;" — wenn nur das, worauf es uns allein ankommt, festgehalten würde, daß auch die sichtbare Kirche eine Stiftung Gottes ist, in welcher alle Verheißungen und Gaben des Herrn zwar um der Gläubigen willen vorhanden sind, aber zur Zeit von dem ganzen Haufen derer, die sich äußerlich zum Herrn halten und nicht excommunicirt sind, auf giltige Weise gehandhabt werden.

In Betreff des Kirchenregiments wird zuerst gefragt, ob es mit dem Amte am Wort zusammenhängt, oder ein völlig von demselben gesonderter Dienst ist. Antwort: die Aemter sind zu unterscheiden, aber nicht zu scheiden. Es wird mit dem Worte regiert, und durchs Regieren wird das Wort geltend gemacht. Unläugbar waren beide Aemter in den Aposteln vereinigt, aber auch nachher wird es nie vorgekommen sein, daß das geistliche Amt nicht auch wenigstens seinen besondern Anteil am Regiment gehabt hätte. Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß nicht auch die Gemeinden beim Regieren ihre Stimme geben und irgendwie beteiligt sein sollten, oder daß es dieselben Personen sein müßten, welche das Predigtamt und welche das Regieramt führen. — Weiter wird gefragt, ob das Regieramt auch wie das Amt am Wort göttlichen Rechtes ist. Anfänglich schien es, als ob Diedrich und die Seinen nur das göttliche Recht des sogenannten höheren oder des über weitere kirchliche Kreise sich ausdehnenden Kirchenregiments, nicht aber das göttliche Recht des Kirchenregiments über einzelne Gemeinden läugneten. Aber jetzt wird von dieser Seite ganz deutlich gegen das letzte eben so entschieden protestirt, wie gegen das erste. Es muß hier durchaus unterschieden werden, was freilich noch immer häufig unterlassen wird, zwischen Kirchenregiment an sich, und besonderen Gestaltungen des Kirchenregiments. Keiner besonderen Gestalt des Kirchenregiments, wie uns solche Formen desselben auch die Gegenwart in sehr bunter Mannichfaltigkeit zeigt, ist in dieser ihrer Besonderheit göttliches Recht zuzusprechen. Auch nicht das bischöfliche Kirchenregiment macht davon eine Ausnahme, wiewol Haupt in dem Werke „der Episkopat der deutschen Reformation", im Widerspruch gegen den Tractat von der Gewalt und Oberkeit des Papstes § 63, dies zu beweisen sucht. Eben so wenig das Kirchenregiment der Landesfürsten, für das Mejer in seinem neuesten kirchenrechtlichen Werke „Grundlagen des lutherischen Kirchenregiments" göttliches Recht scheint erstreiten zu wollen. Wol aber ist das Kirchenregiment an ihm selber, das Bestehen eines Kirchenregiments überhaupt, durchaus göttlichen Rechtes. Zwar einen Spruch, in dem Christus oder seine Apostel wörtlich sagten: Es soll immer in der Einzelgemeinde und über weitere Gemeindekreise ein Regiment bestehen, kann ich nicht anführen. Aber wo hat der Herr auf solche Weise das Predigtamt eingesetzt, oder die Kindertaufe, oder die Monogamie? Doch schreibt man allen diesen Instituten unbedenklich göttliches Recht zu, weil in Betreff derselben der Wille Gottes nicht zweifelhaft sein kann. Dasselbe gilt auch vom Kirchenregiment. Lehrt denn der Herr nicht auch durch Thaten? Er hat seine Kirche nicht in die Welt treten lassen, ohne sie unter ein Kirchenregiment, nämlich das der Apostel, zu stellen; die Apostel haben überall Kirchenregiment geordnet, für die Einzelgemeinden in der Person der Bischöfe oder Aeltesten, für größere kirchliche Kreise in der Person ihrer Gehilfen, wie Timotheus und Titus. Das hat die Kirche immer so verstanden, daß es zu allen Zeiten eben so gehalten werden müßte nach dem Willen des Herrn. Und jetzt sollten wir sagen: Man kann doch nicht wissen, ob der Herr auch für alle Zeit es so hat haben wollen, wie er es anfänglich selbst gemacht hat und durch seine Apostel hat machen lassen? Aber es kommt ja dazu daß die Kirche gar nicht ohne Regiment sein kann. Dann würde ich mit demselben Rechte auch noch fragen müssen, da man bisher immer auf den Beinen gegangen ist, ob das Gehen auf den Beinen allein nicht doch vielleicht eine menschliche Erfindung sei, und Gott eigentlich Hände und Füße zusammen zu diesem Dienst bestimmt habe. Ich denke, solche Frage würde nicht von sonderlichem Verstande zeugen. So wäre denn das unser Resultat: Wie auf politischem Gebiete alle Obrigkeit von Gott ist und doch keine in dieser ihrer besondern Gestalt unmittelbar von Gott, so ist auch auf kirchlichem Gebiet alles Regiment, welches nicht den unwandelbaren Principien seines Wortes unläugbar widerspricht, von Gott und göttlichen Rechts, aber jede besondre Gestaltung und Art desselben als solche in ihrem geschichtlichen Gewordensein ist menschlich und nur menschlichen Rechts.

Und endlich die Kirchenordnungen? Nun, ist das Kirchenregiment an sich göttlich, so wird dasselbe auch von den Kirchenordnungen gelten, denn das Kirchenregiment ist ja wesentlich dazu vorhanden, um diese Ordnungen aufzurichten und aufrecht zu erhalten. Daß die Ordnungen des Kirchenregiments den Geboten Gottes nicht gleichgestellt werden dürfen, versteht sich ganz von selbst, aber eben so sehr versteht es sich, da ihnen doch Gottes Wort zum Grunde liegt, da sie Anwendung und Ausführung dessen sein wollen, was in Gottes Wort gegeben ist, daß ihnen Gehorsam gebührt, und daß nicht jeder nach eigner Willkür bestimmen kann, wann er sie ohne Sünde und der Andren Aergernis übertreten mag (vgl. Augsb. Conf. Art. 28 §. 55. 56.) So fassen die Sache auch die in der lutherischen Kirche wirklich geltenden Kirchenordnungen, z. B. die namentlich von Bugenhagen verfaßte plattdeutsche Braunschweigische von 1543, welche auch „die andre Ordnung, durch die Propheten, Apostel, Bischöfe oder Pfarrherren" ebenfalls bezeichnet als „auch von Gott, aber nicht ohne Mittel", der ersten Ordnung, die unmittelbar von Gott ist, zu Gute, damit dieselbe erhalten werde.

So scheinen uns denn die Sachen klar genug zu liegen. Aber wir wissen recht gut, daß wir nicht allgemeine Zustimmung finden werden. Die entgegenstehenden Parteien berufen sich namentlich auch auf Luther. Gewiß wird jeder diesem unserm rechten protestantischen Kirchenvater Bedeutung auch bei der Entscheidung der Fragen, die uns jetzt beschäftigen, zugestehen. Nur daß wir freilich Luthers Aeußerungen in seinen verschiedenen Entwickelungsperioden wol zu unterscheiden haben und überall seine Privatäußerungen auch bei dem tiefsten Respect vor ihm doch nicht gleichstellen dürfen weder der Schrift noch dem kirchlichen Bekenntnis.

Es ist daher ein sehr verdienstliches Werk, daß Hr. Dr. Dieckhoff in Rostock eine Darstellung der Lehre Luthers von der kirchlichen Gewalt in dem Werke, auf welches wir eigentlich mit diesen Zeilen aufmerksam machen wollten, unternommen hat. Wir müssen freilich dafür halten, daß es dem Herrn Doctor noch nicht gelungen ist, durchaus präcis und vollkommen richtig die Lehre Luthers über diesen Gegenstand wiederzugeben, und daß er namentlich zu leicht bereit gewesen ist, Fehler und Irrtümer bei Luther anzunehmen. Aber das schließt nicht aus, daß er doch einen wesentlichen Beitrag zur Darstellung der Lehre Luthers über diesen Gegenstand geliefert und die Grundgedanken desselben richtig getroffen hat.

Herr Dr. Dieckhoff beginnt damit, den Stand der Lehre von der Kirchengewalt, wie er sich vor Luther in der römischen Kirche fand und besonders von Gabriel Biel und Gerson vertreten wird, zu referiren. Da ist die Summe der ganzen Auffassung, daß die Kirchengewalt ausschließlich dem Klerus zuerkant und das angeblich durch die Ordination mitgeteilte Vermögen, die priesterlichen Thätigkeiten zu verrichten, namentlich die Sakramente zu vollziehen, noch von der Berechtigung jenes Vermögen in einem bestimten kirchlichen Kreise Gebrauch zu machen, unterschieden, mit derselben aber unter dem allgemeinen Begriff der Kirchengewalt zusammengefaßt wurde.

Darauf läßt Dieckhoff die Darstellung der Lehre Luthers selbst folgen. Sehr wichtig ist die Bemerkung, daß bei der ganzen Reformation Luthers es nur darauf ankam, das Wort Gal. 1, 8: „So jemand euch Evangelium predigt anders, denn das ihr empfangen habt, der sei verflucht", wieder zur Geltung zu bringen (S. 36); daß nicht „das abstracte Recht der subjectiven Ueberzeugung als solche, sondern das Recht des Wortes Gottes, das keine unbekante Größe ist", sollte aufgerichtet werden (S. 149). Es wird dann gezeigt, wie sich durch diesen allerwesentlichsten Grundsatz nothwendig auch die Lehre von der Kirchengewalt bedeutend modificiren mußte. Es mußte nämlich nun hinfallen, daß vorher die Kirchengewalt allein dem Klerus eignen und er allein sollte im Stande sein, die priesterlichen Verrichtungen auszuführen; sonst hätte es im Fall der Untreue des Klerus für die Kirche kein Mittel gegeben, zu dem Gal. 1, 8 ihn verbürgten Recht auf lautere Predigt des Evangelii zu gelangen.

Nun wird weiter ausgeführt, wie sich die Kirchengewalt im Einzelnen nach der Lehre Luthers gestaltet. Da komt heraus, daß jene Auffassung des Kirchenbegriffs, des Kirchenregiments und der Kirchenordnungen, welche wir oben zu rechtfertigen suchten, im Wesentlichen sich auch bei Luther selbst schon findet. Nur unterscheidet Dr. Dieckhoff verschiedene Perioden der Lehrentwickelung bei Luther, die erste bis zum Jahre 1520, die folgende bis 1523, und die lezte nach 1523. Während der beiden ersten Perioden meint er die Lehre Luthers noch verschiedener, nicht unbedeutender Irrtümer und Mängel zeihen zu müssen, welche nach 1523 mehr oder weniger sollen abgethan sein. — Gewiß ist hier richtig, daß namentlich in der Lehre von der Kirche, Kirchengewalt und Kirchenregiment sich ein wesentlicher Fortschritt bei Luther spüren läßt; aber das Verhältnis des späteren Standpunktes zu dem frühern ist nicht das der reinen Wahrheit zum ausgestoßenen Irrtum, sondern das der größeren zur geringeren Entwickelung, der allseitigeren zur mehr einseitigen Auffassung. Dabei ist auch wol zu bemerken, daß Luthers Schriften eigentlich sämtlich Gegenschriften sind. Er sezt sich nicht hin, aus theoretisch-wissenschaftlichem Bedürfnis eine Lehre vollständig zu entwickeln, sondern so wie ihn das practische Bedürfnis treibt, entfaltet er jederzeit gerade die Seiten der Wahrheit, auf die es jezt eben besonders ankomt, die grade verkant oder angefochten werden. Da ist es denn unsre Aufgabe, die verschiedenen Seiten zur Einheit zusammenzufassen, wobei sich in der Regel zeigen wird, daß was sich auf den ersten Blick zu widersprechen scheint, doch wol mit einander besteht, sich nur ergänzt und voraussezt. In Betracht der Lehre von der Kirchengewalt würde ich ferner nicht mit Herrn Dr. Dieckhoff 3, sondern nur 2 Perioden unterscheiden. Allerdings ist bei Luther mit dem Jahre 1520 die Lossagung vom Pabsttum vollendet. Aber das ist hier nicht von so großer Bedeutung. Viel entscheidender wirkten die Erfahrungen während der wiedertäuferischen Bewegungen und des Bauernkrieges. Wenn man Erklärungen Luthers über Kirche, Kirchengewalt und Kirchenamt liest, wird man gleich wissen können, ob sie vor oder hinter diese Epoche zu legen sind. Vorher lauten die Aeußerungen, um es kurz zu bezeichnen, mehr spiritualisch, nachher mehr realistisch. Aber Beides widerspricht sich doch nicht; Luther hat später das Frühere nicht widerrufen, und er hatte es auch nicht nötig.

Das werden wir noch deutlicher sehen, wenn wir uns Luthers Lehre von der Kirchengewalt etwas mehr im Einzelnen von Dieckhoff vorführen lassen. Wir wollen aber was Dieckhoff von der Lehre Luthers über die kirchliche Gewalt mitteilt wieder unter die 3 Rubriken fassen: Begriff der Kirche, Kirchenregiment und Kirchenordnungen. Wir werden dabei immer sogleich anmerken, wenn wir etwa irgendwo mit der Auffassung des Hrn. Dr. nicht völlig übereinstimmen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 23. December. № 102.

Kirchliche Skizzen aus Südfrankreich.

I. Ein Blick in die reformirte Kirche.

Am 8. und 9. November fand zu Toulouse die zweite Versammlung der Conférence évangélique nationale du Midi statt, von deren Gründung zu Alais im October 1864 eine Pariser Correspondenz der Ev. K.-Z. im Januarheft d. J. kurz gesprochen hatte. Die nicht zu große Entfernung des Versammlungsortes machte mir die lebhaft ersehnte Theilnahme möglich, und ich hoffe, es wird für die Leser der Ev. K.-Z. nicht ohne Interesse sein, wenn ich ihnen im Folgenden einige Mittheilungen über diese Conferenz gebe, die zugleich einen Blick in die Kämpfe der reformirten Kirche Frankreichs gewähren.

Zum Verständnis der Bedeutung dieser Conferenz und ihrer Stellung innerhalb der französischen Kirche sei mir ein kurzer Rückblick auf die Geschichte ihrer Entstehung gestattet. Gegenüber den negativen Tendenzen, welche auch hier — und hier offener als sonst irgendwo — innerhalb der Kirche an dem Ruin derselben arbeiten, hatte die Pariser Pastoralconferenz im Frühjahr 1864 ein von Guizot verfaßtes Bekentnis zu den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens angenommen. (Sein Wortlaut ist in Nr. 8 d. J. mitgeteilt worden). Die sogenante liberale Partei unterlag bei der Abstimmung mit 23 gegen 141 Stimmen. Bald kamen Zustimmungserklärungen zu diesem Bekentnis, zunächst allerdings meist von den Kirchen des Nordens. „Von so schwerem Schlage getroffen — sagt die Espérance in ihrem Rückblick auf das Jahr 1864 — ging der Radicalismus wie gewöhnlich seine Wunden im Süden heilen. Euch der Norden, uns der Süden! sagte man mit triumphirender Miene, wir appelliren von Paris an Nîmes. In der That scheint Nîmes seit einiger Zeit es zu seiner Aufgabe gemacht zu haben und für seine Ehre zu halten, gerade das Gegenteil von dem zu thun, was Paris thut. Paris schickt einen Pastor fort, Nîmes ruft ihn; Paris verschließt einem andern Pastor die Kanzel, Nîmes öffnet sie ihm; Paris will die Synoden jezt, Nîmes wird sie später wollen . . . Aber Nîmes ist nicht der Süden, davon hat man sich durch die schönen Sitzungen der Conferenz von Alais überzeugen können." In Nîmes nämlich fanden die Liberalen die Gegenpartei eben so stark wie sich selbst und griffen deshalb zu der nichts weniger als liberalen Maßregel, die anwesenden Laienältesten von der Abstimmung auszuschließen, um ein ihnen ungünstiges Resultat derselben zu verhindern. „Man stellte sich zwischen die Urne der Abstimmung und die Laien und sagte: Ihr kommt hier nicht vorbei, hier sind wir die Herren." Die Laien verließen darauf die Conferenz, die gläubigen Pastoren folgten ihnen. Nach ihrem Weggange nahmen die Uebrigen eine im Voraus fertig gehaltene Adresse an, die nach dem Ausdruck der Espérance die Todtenacte der alten liberalen Partei ist. Bei notdürftiger Wahrung des äußern Scheins werden in diesem Manifest die Principien der evangelischen Kirche mit Füßen getreten. — Um einen öffentlichen Skandal zu vermeiden, hatten die gläubigen Pastoren die Conferenz von Nîmes verlassen, aber sie waren nicht gesonnen, den Gegnern das Feld zu überlassen. Mitte October versammelten sich gegen 170 gläubige Pastoren und Laien, mit ihnen, einen einzigen ausgenommen, alle Professoren der protestantisch-theologischen Facultät zu Montauban in Alais (in demselben Departement gelegen wie Nîmes), um ihren Beitritt zu dem Bekentnis der Pariser Conferenz zu erklären. Zugleich wurde die Gründung einer andern Conferenz neben der zu Nîmes beschlossen, die bisher die einzige des Südens gewesen war. „Fortan — so schließt der erwähnte Artikel, dem ein Teil dieser Notizen entnommen ist — fortan ist die Fiction von einem orthodoxen Norden und einem liberalen Süden nur noch ein lächerliches Geschwätz. Die Gründung der evangelischen Conferenzen des Südens ist ein bedeutendes und erfreuliches kirchliches Ereignis. Es ist besser für den Frieden und die Wahrheit, daß zwei Conferenzen bestehen. Man wird sich mit den Seinen zu belehren und zu erbauen suchen. Die Herzen werden weniger erbittert und die Gemeinden weniger geärgert werden."

Die Conferenz zu Alais hatte die Absicht, auch ihrerseits eine Ansprache an die einzelnen Kirchen zu richten, und eine Commission mit Ausarbeitung derselben beauftragt. Die Redaction hatte aber vor dem Schluß der Sitzungen nicht mehr beendet werden können; doch hatte die Conferenz die ihr vorgelegten Grundzüge derselben bereits gebilligt. Sie erschien nun zu Anfang dieses Jahres unter dem bescheidenen Titel eines Berichts über die in Alais gefaßten Beschlüsse, von Professor de Félice, dem Vorsitzenden jener Commission, verfaßt und bestimmt, den Gemeinden die Gründung dieser zweiten Conferenz im Süden zu erklären und die gefaßten Beschlüsse zu erläutern, welche die Basis des Reglements der neuen Conferenz bilden. Art. 2 desselben bezeichnet als ihren Zweck, für die Aufrechterhaltung der christ-

lichen Wahrheit und für die Entwicklung des religiösen Lebens im Schoos der Kirche zu arbeiten. Nach Art. 3, welcher die Bekentnisgrundlage enthält, ist die Conferenz „auf die doppelte Basis des Glaubens und der Organisation der reformirten Kirche gegründet. Demgemäß verkündet sie mit dieser Kirche den Glauben an die übernatürliche Offenbarung Gottes, die in den inspirirten Büchern des Alten und Neuen Testamentes enthalten, im apostolischen Glaubensbekentnis zusammengefaßt ist und ihren höchsten Gegenstand und Ausdruck hat in der Person unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, wahrer Gott und wahrer Mensch. — Sie behauptet für die Constituirung einer Kirche die Notwendigkeit gemeinsamen und bestimmten Glaubens und das Recht und die Pflicht der Laien, an Allem, was die Interessen der Kirche berührt, Teil zu nehmen." Um diese Grundlagen der Conferenz unversehrt zu erhalten, trifft Art. 16 die vorsorgliche Bestimmung, daß das vorliegende Reglement nur auf einen 1 Jahr zuvor gemachten und durch drei Viertel der anwesenden Mitglieder unterstützten Vorschlag abgeändert werden kann; und dieser Vorschlag ist dann auch in den Einladungsbriefen zur nächsten Conferenz, als auf der Tagesordnung stehend, zu erwähnen. —

Ich kam Tags zuvor zeitig genug nach Toulouse, um noch der öffentlichen feierlichen Sitzung beizuwohnen, mit welcher die dortige société des livres réligieux unter Vorsitz ihres um viele christliche Liebeswerke hochverdienten Präsidenten, des Banquiers Fr. Courtois, ihr Jahresfest im protestantischen Tempel (so werden nämlich hier die kirchlichen Gebäude genannt) beging. Ihr Zweck ist dem des christlichen Vereins für das nördliche Deutschland in Eisleben ähnlich. Neben Originalschriften veröffentlicht sie auch Uebersetzungen entsprechender englischer und deutscher Bücher, wie sie denn z. B. neuerdings die von Jahn verfaßte Lebensbeschreibung der seligen Großherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin herausgegeben hat. Die nicht nur aus Frankreich, sondern auch aus England und Amerika, jüngst auch aus Rußland ihr reichlich zufließenden Mittel haben ihrem in entschieden evangelischem Geiste betriebenen Werke eine weite, segensreiche Ausdehnung gegeben. Zur Feier dieses Jahresfestes predigte am Abend P. Bersier von der freien Kirche*) aus Paris. Sein Text waren die Worte des Herrn vor Pilatus (Joh. 18, 36): Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Es war eine in jeder Hinsicht vorzügliche Predigt, entschieden die beste und schönste, die ich während meines nunmehr 13 monatlichen Aufenthaltes in Frankreich gehört habe, eine Predigt voll Kraft und Leben, vom frischen Hauch jugendlicher Begeisterung durchweht und vom Feuer der ersten Liebe durchdrungen. Je unumwundener ich aber dieser Predigt meinen Beifall, ja meine Bewunderung zolle, um so mehr darf ich mir wol auch eine kritische Bemerkung erlauben. Sie besteht in der Frage: Was haben in einer Predigt von der königlichen Würde unsers Herrn und von seinem Reiche die Namen Buddha, Confucius, Muhamed auf der einen und Newton und Keppler auf der andern Seite zu thun? Ich kann es nicht anders als eine Unart französischer Prediger nennen, wenn sie in ihren Predigten so häufig diese und ähnliche Namen vorbringen, die doch der Mehrzahl ihrer Zuhörer nichts als leerer Schall sind. Denn die Durchschnittsbildung der mittleren Stände des Volkes ist eine ziemlich geringe. Als bloßer rhetorischer Schmuck ist es doch nicht weniger verwerflich. Auch die Predigt des folgenden Abends brachte einige Namen der indischen Götterlehre, den Llama von Tibet, sowie Plato, Socrates, Baco, Pascal, Leibnitz auf die Kanzel. Doch dies nur nebenher als eine dem deutschen Theologen ganz unwillkürlich sich aufdrängende Bemerkung.

Da die Conferenzen am folgenden Tage erst Mittags begannen, hatte ich Zeit, mich etwas genauer in der Stadt umzusehen. Sie ist reich an kirchenhistorischen Erinnerungen: Das Languedoc, dessen Hauptstadt Toulouse ist, war von Alters her ein Land religiöser Bewegungen und Conflicte. Toulouse war ein Hauptheerd der Bewegung der Katharer. Schon im Jahre 1020 wurden hier die ersten Ketzer lebendig verbrannt und damit die lange Reihe der Autodafé's eröffnet, welche den Eifer der orthodoxen Stadt während des ganzen Mittelalters bezeichnet haben. Aber die Katharer nahmen so überhand, daß sie es hier wagen konnten, 1167 ein allgemeines Concil auszuschreiben und unter großer Betheiligung abzuhalten. Hier wirkte unter ihnen der heil. Bernhard von Clairvaux mit der Macht seiner Liebe, hier wüthete aber auch gegen sie der nach dem nahen Alby genannte zwanzigjährige Krieg mit der Grausamkeit des Fanatismus (1209—29). Nicht weniger als 5 Belagerungen hatte die Stadt während dieser Zeit auszuhalten. — Toulouse ist die Wiege des Dominikanerordens, dessen Stifter mit dem Bischof Diego von Azego hierhergekommen war, sich der Bekehrung der Ketzer zu widmen; Toulouse ist aber auch die Geburtsstätte der Inquisition, deren Andenken unauslöschlich mit dem Namen der Dominikaner verbunden ist. Schon das Concil von Toulouse hatte 1229 strenge Beschlüsse gefaßt, um auch nach Beendigung des Krieges die Ausrottung der Ketzerei zu verfolgen. Unter seinen Verhütungsmaßregeln gegen ein neues Ueberhandnehmen derselben steht diejenige oben an, wonach allen Laien der Besitz der Bibel verboten wurde, wonach ferner das weibliche Geschlecht vom zwölften, das männliche vom vierzehnten Lebensjahre an alle zwei Jahre Kirchentreue und Ketzerverfolgung geloben mußte. Da aber die Bischöfe nicht eifrig genug in Ausführung dieser Verordnungen waren, errichtete Gregor IX. 1232 zu Toulouse das erste Inquisitionstribunal, und die Kapelle, in deren Corridor man heute noch die kleine Celle des wilden Dominicus Guzman zeigt, wurde die erste „Inquisitionskapelle", welchen Namen sie bis auf diesen Tag führt. Der benachbarte Platz du Salin war der Schauplatz der Autodafé's, für welche die Dominikaner als domini canes, wie sie sich selbst gern nanten, die Ketzer aufspürten und herbeitrieben. Die Reformation, im Anfang der Dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts durch den Franziskanermönch Marcii in Toulouse verkündet und bald zahlreiche Anhänger

*) Die von der mit dem Staat verbundenen „Nationalkirche" separirte Kirchengemeinschaft.

gewinnend, lieferte ihnen neue Opfer. Marcii starb den Märtyrertod auf dem Kapitolsplatz zu Toulouse, bald nach ihm (1538) der Großinquisitor dieser Stadt, der Calvinist geworden war und für seinen Glauben standhaft in den Tod ging. Aber schon 1561 genügte ein sehr geräumiger Tempel nicht mehr den Bedürfnissen der neuen Gemeinde. Ein Jahr darauf fielen in viertägigem Straßengemetzel 4000 Reformirte (heute beträgt ihre Gesamtzahl nur noch 1500) der Wuth ihrer Gegner zum Opfer: ein Säcularjubiläum wurde bestimt die Kunde dieser Großthat auf die spätesten Geschlechter fortzupflanzen. Die Nachwehen der Pariser Bartholomäusnacht forderten 300 neue Opfer, die von den Studenten der Toulouser Universität in den Gefängnissen hingeschlachtet wurden. Die lezte Ketzerverbrennung fand 1617 Statt und das Inquisitionstribunal wurde 1707 aufgehoben: aber welchen Fanatismus es geweckt und hinterlassen hatte, zeigte noch 1762 der an dem greisen Protestanten Jean Calas begangene Justizmord, dessen Prozeß durch Voltaires Bemühungen um die Revision desselben und um Rehabilitation der Familie des Hingerichteten weithin bekant wurde. Weniger bekant ist es vielleicht, daß während der Revolutionszeit 53 Mitglieder des Toulouser Parlaments, welches Calas zum Tode durch das Rad verurteilt hatte, das Schaffot besteigen mußten — zur Sühne für den Tod des Unschuldigen! Es ist ein vor andern blutgetränkter Boden, auf dem man dort wandelt. — Ich trat in die Kirche St. Sernin (St. Saturnin), so genannt nach dem Märtyrer Saturninus, der im dritten Jahrhundert hier das Evangelium verkündete. Mit den Füßen an einen wilden Stier gebunden, wurde er durch die Straßen der heidnischen Tolosa geschleift, bis er seine Seele aushauchte — das Erstlingsopfer des Christentums in dieser mörderischen Stadt. Diese Kirche ist die schönste von Toulouse, ein großartiges Gebäude in romanischem Stil mit vier Seitenschiffen und einem Querschiff. Mehr noch als die Kathedrale St. Etienne ist diese Kirche der Mittelpunct des katholischen Cultus der Stadt. Denn sie birgt in ihren Krypten unzählige Reliquien von Aposteln, Bekennern und Kirchenlehrern (unter letzteren auch das Haupt des Doctor angelicus Thomas Aquinas). Ueber dem Eingang zu den Krypten ist zu lesen: Custodit Dominus ossa sanctorum suorum. Wie viel Betrug mögen diese schönen Worte decken! An dem einen Seitenfenster steht das prahlerische Wort: Non est in toto sanctior orbe locus; an dem andern: Hic sunt vigiles, qui custodiunt civitatem. Wem fällt dabei nicht das Psalmwort ein: Wo der Herr nicht die Stadt behütet, wachet der Wächter umsonst! Arme Stadt! Wie schmerzlich hat sie in all den schrecklichen Kämpfen die Ohnmacht dieser Wächter erfahren müssen! — Der katholische Klerus hat sich auch nicht gescheut, selbst in dem Heiligtum ein Denkmal seines Hasses gegen die Reformation anzubringen. An dem Gestühl im Chor findet sich ein geschniztes Bildnis, das ein Schwein auf einer Kanzel sitzend darstellt; darunter steht: Calvin el porc P t (prêchant)! — Beim Hinausgehen aus der Kirche zog in der Vorhalle inmitten der officiellen Ankündigungen über die Gottesdienste der Woche und Aehnliches ein buntes Placat meine Aufmerksamkeit auf sich, auf dem in großen Buchstaben zu lesen war: Le Protestantisme confondu! Ich verspürte weiter keine Lust, mir das Buch zu kaufen, das diesen siegverkündenden Titel trug, da ich ähnliche Phantasieproducte kenne; aber es war mir doch interessant, die officielle Ankündigung des römischen Klerus von Toulouse, daß der Protestantismus zum Schweigen gebracht sei, kennen gelernt zu haben, ehe ich mich nun zu den Conferenzen begab, auf denen derselbe Protestantismus ein gar vernehmliches Zeugnis von seinem kräftigen Leben abzulegen im Begriff stand.

In Ermangelung eines andern entsprechend großen und passenden Raumes fanden auch diese Versammlungen im protestantischen Tempel statt. Mit der den Reformirten eigenen, uns oft genug anstößigen Formlosigkeit war die schwarz behangene table de communion zum Tisch des Präsidenten eingerichtet: Tintenfaß, Federn, Papier, Glocke lag oder stand auf derselben. Kleinere Tische zu beiden Seiten waren für die Secretäre bestimt. Leztere sind auf 4 Jahre gewählt, waren also noch von Alais her in Function. Präsident (ein Pastor) und Vicepräsident (ein Laie) werden jedesmal für die Dauer der bezüglichen Versamlungen erwählt. Die Aufzeichnung der Namen der stimberechtigten Mitglieder (Professoren, Pastoren, Aelteste der reformirten Kirche), welche zu wählen haben, sowie die Wahl selbst, welche durch Zettelabstimmung erfolgte, nahmen leider sehr viel Zeit in Anspruch. Mit großer Majorität wurde der verdiente Pastor E. Frossard aus Bagnères de Bigorre zum Präsidenten gewählt. Die Zahl der stimberechtigten Mitglieder betrug 90 (53 Pastoren, 37 Laien), die Gesamtzahl der Anwesenden gegen 180 Personen. Da Toulouse von den hauptsächlichsten protestantischen Departements (Südosten) entfernter liegt, war die Versamlung nicht so zahlreich, wie das Jahr zuvor in Alais. Unter den nicht stimberechtigten Teilnehmern waren die Mitglieder des Diaconats, Studenten der Theologie, Abgesandte andrer Conferenzen und Gesellschaften und Angehörige fremder Kirchen mit berathender Stimme, soweit sie den Principien der Conferenz zustimten, die Uebrigen als bloße Zuhörer mit specieller Erlaubnis des Bureaus. Nachdem alle diese Angelegenheiten beendet waren, wurde die eigentliche Sitzung mit Vorlesung eines Bibelabschnitts und Gebet eröffnet. Es folgte zunächst die Verlesung des Protokolls von Alais mit den wichtigen Verhandlungen über den grundlegenden Artikel 3 des Reglements, darauf Mitteilungen mannigfacher Art von einzelnen Mitgliedern. Die Frage eines Laienmitgliedes über die Schlußworte des Art. 3: „wahrer Gott und wahrer Mensch", die er nicht recht zu verstehen erklärte, wurde durch die Bemerkung beseitigt, daß eine Erörterung über Puncte des Reglements jezt nicht zulässig sei, daß er sich darüber privatim Aufklärung erbitten könne. Anträge und Vorschläge wurden an den Schluß verwiesen. Nun endlich kam der Vortrag des Professor Bois aus Montauban über das Wunder in seinen Beziehungen zu dem religiösen Leben. Der geistvolle Vortrag, in welchem namentlich der von dem Wunderglauben als der notwendigen Grundlage für das Gebet handelnde Teil

von einschlagender Wirkung war, wurde durch häufige Beifallsbezeugungen unterbrochen, die am Schluß kaum ein Ende fanden. Beifallsbezeugungen in der Kirche — und welcher Art! Man begnügte sich nicht mit Beifallsrufen, man klatschte in die Häade, man arbeitete, wie es in den Hörsälen der französischen Universität abweichend von unsern Gebräuchen für Beifallsbezeugungen Sitte ist, nicht minder geräuschvoll mit den Füßen! Ich gestehe, das störte mir den Eindruck der trefflichen Rede und die Freude an der Einmütigkeit der Versamlung nicht wenig, und es war mir ein neuer Beweis, daß solche Versamlungen besser nicht in der Kirche gehalten werden. Ich sprach nachher mit mehreren Mitgliedern der Conferenz darüber, denen ich meine Verwunderung nicht verhehlte, indem ich mich erkundigte, ob das immer so gehalten würde. Sie waren auch vollkommen meiner Ansicht, obgleich sie erklärten, hingerissen von dem mächtigen Eindruck des Vortrags, selbst an diesen Beifallsbezeugungen Teil genommen zu haben, die vielleicht von den anwesenden Studenten ausgegangen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Kirche, Kirchenregiment und Kirchenordnungen.

(Schluß.)

1. Ueber die Kirche lehrt Luther nach Dr. Dieckhoff in voller Uebereinstimmung mit Art. 7 der Augsburgischen Confession schon in seinen ersten und noch in seinen lezten Schriften, daß die eigentliche Kirche sei die Gemeinschaft der Heiligen. Aber er lehrt dabei, daß diese eigentliche Kirche nur in der sichtbaren Kirche ist, von derselben nicht losgerissen werden darf, durch dieselbe handelt, jedoch so, daß das Recht nur durch Gottes Wort bestimt wird. Herr Dr. Dieckhoff sagt vollkommen richtig (S. 163), daß jene Lehre, nach welcher die unsichtbare Kirche allein von dem Herrn geschaffen sein und dann ihrerseits das Amt und die sichtbare Kirche hervorgebracht haben soll, Luther nicht für sich hat. Aber er meint, daß diese Lehre doch aus Luthers früherer Theorie folgen würde. Das müssen wir bestreiten. Schon in der Schrift aus der 1. von Dr. Dieckhoff gesezten Periode „Vom Pabsttum zu Rom", 1520, unterscheidet Luther die beiden Kirchen, die sichtbare und unsichtbare, als innerliche und äußerliche, die aber so eng zusammengehören, wie Leib und Seele. Wenn er dann sagt, die Schrift rede nur von der Kirche im ersten Sinn, so kann er nur meinen, sie führe nur darauf, die erste als die eigentliche Kirche, die allein wirklich Kirche im vollen Sinne heißen dürfe, zu fassen. So sagt auch Dieckhoff selbst (S. 71), Luther lehre nur, von der zweiten, äußeren Kirche, wo sie allein ist [allein soll sie aber auch nirgends sein] stehe nicht ein Buchstabe in der Schrift. — Auch dem kann ich nicht beistimmen, daß Luthers Unterscheidung zwischen den zwei Kirchen nicht völlig der späteren zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche entspreche. Sie entspricht wenigstens der Unterscheidung der Apologie im Artikel von der Kirche vollkommen. Ich will nicht sagen, daß diese Entwickelung schon dogmatisch vollendet wäre; aber die, welche die sichtbare Kirche nur menschlichen Rechts wollen sein lassen, werden dieselbe doch nicht für sich anführen können. Und wenn sich Luther so bestimt dagegen erklärt, daß man Christus auch das Haupt der Gottlosen nenne (vgl. vom Pabsttum zu Rom Erl. A. Teil 27 S. 108), so wird er nur leugnen wollen, daß die Bösen lebendige Glieder des Herrenleibes sind, aber nicht, daß sie schon durch die Taufe zu ihm in ganz besondrem und nie völlig aufhörendem Verhältnisse stehen (vgl. besonders Gr. Kat. §. 52 ff. §. 59). Danach ist zu sagen: Sie haben aus der Taufe noch das Gold, den Schatz; aber freilich nüzt es ihnen nichts ohne Glaube.

2. Auch über Kirchengewalt und Kirchenregiment führt Luther nach Dr. Dieckhoff im Wesentlichen dieselbe Lehre, für welche wir eben uns erklärt haben. Hier galt es für den Reformator, zunächst der falschen Lehre zu begegnen, nach welcher die Kirchengewalt und das Priestertum allein dem Klerus zustehen sollte. Das thut er mit seiner Lehre von dem „gleichen Priestertum" aller Christen.

Dieselbe schließt in sich, daß nicht die Ordination zum Priester macht, sondern daß alle Christen schon aus der Taufe Priester sind und als solche befähigt, sämtliche priesterliche Werke, z. B. Predigen, Sakramentsverwaltung, Absolution, welche dem Geistlichen freilich von Amtswegen zukommen, auch ihrerseits zu verrichten. Indeß um der Ordnung willen sollen nicht alle Christen diese Werke thun, sondern Gott selbst hat eben dazu das Amt eingesezt, um das, wozu an sich alle befähigt sind, im gewöhnlichen Verlauf für sie auszurichten. — Diese Sätze sollen nun, wie Dieckhoff einmal über das andere wiederholt, viel Irriges enthalten; sie sollen consequent durchgeführt zur Höflingischen Lehre vom geistlichen Amte führen (S. 98). Besonders darin soll das Verkehrte liegen, daß zwischen dem Rechte des Haufens und des Amtes nicht unterschieden werde (S. 57), daß der Haufe ohne das Amt handle, daß das Amt seine Thätigkeiten nur durch Uebertragung des Haufens empfange. Ich kann jedoch nur zugestehen, daß Luther in seiner ersten Periode viel stärker das geistliche Priestertum, als das Predigtamt betont. Das war aber auch ganz natürlich, da es damals vor Allem galt, der falschen römischen Lehre von dem ausschließlichen Priestertum des Klerus zu begegnen. Später, als er mit der argen Entstellung der Lehre vom geistlichen Priestertum, wie sie namentlich bei den Wiedertäufern zu Tage kam, zu thun hatte, mußte das Hauptgewicht auf das von Gott gestiftete geistliche Amt gelegt werden. Luthers Lehre selbst wurde dabei immer klarer, bestimter, allseitiger; aber auch anfänglich war sie doch von eigentlichem Irrtum frei. Dieckhoff selbst gibt auch zu, daß sogar in der spätesten

Zeit Luthers sich noch die früheren Sätze vom geistlichen Priestertum wiederfinden. Es wird also wol anzunehmen sein, daß es nicht bloße Inconsequenz war, wenn er so nachdrücklich (vgl. z. B. die Schrift „daß eine Versammlung Macht hat" ꝛc. E. A. 22, S. 146) auf der göttlichen Stiftung des Predigtamtes besteht. Es ist ihm daher auch voller Ernst, daß der Haufe nie ohne das geistliche Amt sein darf, und er kennt keine Zeit, wo dieses Amt nicht gewesen wäre. Er erklärt ausdrücklich, allein den Fall der äußersten Not ausgenommen, daß überall da, wo Christen sind, der Haufe nicht ohne das geistliche Amt handeln soll (s. bei Dieckhoff S. 89). Die Art, wie Luther ableitet daß das, wozu alle befähigt sind, doch in der Regel nur die Träger des geistlichen Amts thun sollen, mag mangelhaft sein. Dagegen aber, daß die Inhaber des geistlichen Amtes Namens des Haufens, d. i. der Kirche, die wesentlich ein Organismus ist, thätig sind, und nicht nur für sie, sondern auch statt ihrer handeln, kann an und für sich nichts mit Grund eingewandt werden. Alles, auch das Hüten und Regieren geschieht ja im Namen der ganzen Kirche, wie das Auge ebenfalls für den ganzen Leib und statt seiner sieht, das Ohr hört (vgl. die vortreffliche Stelle aus Luthers Schrift von der Winkelmesse ꝛc., 1533, bei Dieckhoff S. 169).

Das von dem Herrn gestiftete Amt — so gibt Dr. Dieckhoff nun weiter Luthers Lehre von dem Kirchenregiment wieder — ist aber nicht bloß Predigt-, sondern auch Regieramt, nur so, daß beides, Predigen und Regieren, doch zusammen Ein Amt, das Hirtenamt bilden (S. 73 ff. 118.) Dasselbe kann aber seine Verrichtungen unter verschiedene Personen teilen, wo dann die Regierungsthätigkeit, auch gesondert vom geistlichen Amte, ebenfalls göttliches Recht für sich in Anspruch zu nehmen hat (S. 117 vgl. 178). Auch als geistliche Obrigkeit mag die Kirchenregierung bezeichnet werden, nur ist sie als dienende Obrigkeit von der herschenden bürgerlichen wol zu unterscheiden (S. 44. 45.) Auch gegen das höhere Kirchenregiment kirchlicher Oberen über eine Vielheit von Kirchengemeinden hat Luther nichts einzuwenden, nur daß ihm solche höhere kirchliche Oberen nicht aus göttlichem Rechte, sondern auf Grund der kirchlichen Ordnung bestehen (S. 112 ff. 175. 176.) — Mit allen diesen Sätzen wären wir völlig einverstanden, wenn nur zuletzt gesagt wäre, daß Luther allen besonderen Gestaltungen des höheren Kirchenregiments als solchen, also z. B. auch dem Bischofsamt, das göttliche Recht abspricht. Aber da die Meinung zu sein scheint, daß Luther auch dem höheren Kirchenregiment an sich ein göttliches Recht nicht zugestehe, so daß also der Zusammenschluß größerer kirchlicher Kreise unter demselben Regiment nicht als Gottes deutlich zu erkennen gegebener Wille dürfte angesehen werden: so müssen wir dem widersprechen. Man vergleiche z. B. nur die von Dieckhoff selbst (S. 86) angeführte Stelle aus Luthers Schrift „Daß eine christliche Versammlung" ꝛc. — so wird man gewiß das hier erwähnte dem Timotheus und Titus befohlene Regieramt über größere Gemeindekreise als eine Stiftung anerkannt finden, welche nach Gottes Willen für alle folgende Zeiten der Kirche vorbildlich sein sollte. Damit aber ist schon dem höheren Kirchenregimente selbst göttliches Recht zuerkannt.

Endlich kommt hier noch in Betracht, welchen Anteil an der Kirchengewalt nach Luthers Lehre der bürgerlichen Obrigkeit zusteht. Es ist Dr. Dieckhoff nicht möglich gewesen, die verschiedenen Erklärungen Luthers über diesen Gegenstand zu einer klaren Gesamtanschauung zu verbinden (S. 124). Es gelingt ihm nicht, den scheinbaren Widerspruch der beiden Gesichtspunkte, daß einmal das geistliche und weltliche Regiment streng soll geschieden werden, und daß dann der Obrigkeit doch auch eine Einwirkung auf die geistlichen Dinge zukommen soll, auf befriedigende Weise zu lösen. Das liegt, wie uns bedünken will, nur daran, daß nicht gehörig unterschieden wird zwischen dem, was der Obrigkeit zugestanden wird für die Zeit der Not, und was ihr zu aller Zeit soll eingeräumt sein. Mit der ersten Frage beschäftigt sich die Schrift Luthers „An den christlichen Adel" (1520), mit der zweiten die „Von weltlicher Obrigkeit" (1523). Wo die Not so groß ist, wie vor der Reformation durch die Uebergriffe des Pabsttums, da soll jeder Christ zugreifen, Hilfe zu schaffen, namentlich aber die Obrigkeit als vornehmliches Glied der Christenheit. Was eigentlich der geistliche Stand hätte thun sollen, mußte da nach der Vorrede der Schrift „an den christlichen Adel" der Laienstand, namentlich die Obrigkeit thun. Für die Zeiten des gesunden kirchlichen Verlaufs aber gilt, daß die Obrigkeit thue, was später unter dem Wächteramt auch über die erste Tafel des Gesetzes zusammengefaßt zu werden pflegt. Wenn sie im ersten Falle nicht herrschen darf, da sie in die Stelle der geistlichen Gewalt, die „toll" geworden ist, eintritt, (vgl. Dieckhoff S. 129), so hat sie aber im zweiten nicht anders zu handeln wie auch sonst überall in ihrem obrigkeitlichen Berufe, also auch zwangsweise. In diesem letzten Falle darf sie sich freilich nicht beigehen lassen, den Glauben durch Zwangsbefehle hervorbringen zu wollen; aber doch wird sie gegen böswilligen Unglauben einschreiten können namentlich wenn derselbe auch zum Verbrechen der Lästerung wird. Es ist zuzugeben, daß Luthers Urteile über die Grenze, wo das Einschreiten der Obrigkeit als Wächterin der ersten Tafel gegen kirchliche Sünden anzufangen hat, zu den verschiedenen Zeiten etwas verschieden lauten, aber die Grundsätze selbst bleiben sich immer gleich (vgl. Dieckhoff S. 183 ff.) — Zu dem ersten Falle, wo die Not die Obrigkeit berechtigt über das, was das Wächteramt beider Tafeln in sich schließt, hinauszugehen, ist auch die Uebernahme des Kirchenregiments selbst und die Ausübung wirklich kirchenregimentlicher Acte von Seiten der Landesfürsten zu ziehen, z. B. die von Luther gut geheißene Bestellung der Visitatoren (Vorrede zum „Unterricht der Visitatoren", Erl. A. 23, S. 6) und die Wahl des Bischofs von Naumburg („Exempel,

einen recht christlichen Bischof zu weihen", E. A. 26, S. 103. 104) durch den Kurfürsten zu Sachsen.

3. Um zulezt auch noch auf Luthers Lehre über Kirchenordnungen mit einem Worte einzugehen, so weist Dr. Dieckhoff hier nach, daß die Träger der Kirchengewalt nach Luther dieselben machen dürfen, nur nicht mit unbeschränkter Gewalt ihres Amtes, sondern nur unter Zustimmung der Gemeinde, die aber auch stillschweigend kann gegeben werden (S. 176—78). Die Christen sind gehalten, sich solchen Ordnungen folgsam zu zeigen; auch hier gilt das Wort: Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen (S. 179). „Der Anteil der Gläubigen an der kirchlichen Gewalt ist nach dem Zusammenhange der Lehre Luthers nicht als ein Mitregierungsrecht der Gemeinde zu fassen; die Gläubigen mit dem Recht, das sie an der Ausübung der kirchlichen Gewalt haben, stehen unter dem von Gott eingesezten Amte, welches ein Amt des Lehrens und des Regierens ist" (S. 174. 175.)

So hat also die Lehre von Kirche, Kirchenregiment und Kirchenordnungen, die wir oben zu entwickeln versuchten, wirklich auch Luther für sich. Dazu, dies klar zu machen, hat auch Herr Dr. Dieckhoff durch seine jüngste Schrift, mit der wir uns beschäftigt haben, wesentlich beigetragen. Dafür sind wir ihm aufrichtig dankbar, auch wenn wir einzelne Punkte gefunden haben, wo wir nicht ganz zustimmen konten. Auch da ist uns die Ausführung anregend gewesen.

Nachrichten.

Mecklenburg-Schwerin.

Das nachfolgende Rescript Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg wird alle Christenherzen mit Freude erfüllen. Die Verhandlung darüber auf dem Landtage hat erst eben stattgefunden, der Einsender des Actenstückes will die Güte haben seiner Zeit darüber zu berichten.

Allerhöchstes Rescript an die Großherzoglichen Landtags-Commissarien, betr. Aenderung der Gesetzgebung wegen der Sontagsheiligung.

Fr. Fr. ꝛc. Eine große Anzahl von Geistlichen aus allen Teilen Unseres Landes hat im März d. J. eine Vorstellung und Bitte wegen des Sontagsgesetzes vom 8. Aug. 1855 an Uns gerichtet.

Der wesentliche Inhalt dieses Vortrages hebt hervor, daß das kirchliche Leben in Unserem Lande vielfach abgenommen habe und daß, wenn diese Erscheinung auch nicht blos aus äußerlichen Gründen abzuleiten sei, dieselbe doch in manchen Lebensverhältnissen eine höchst nachteilige Förderung finde. Zu solchen ungünstigen Verhältnissen gehöre insbesondere die Stellung derjenigen ländlichen Tagelöhner, welche hinsichtlich ihrer Arbeit nicht frei, sondern an den Dienst ihrer Herren so gebunden wären, daß ihre Arbeit an den Wochentagen den lezteren gehöre und ihnen, so weit nicht von einzelnen Herren anderweitig gesorgt werde, in der Regel für ihre eigenen wirtschaftlichen Arbeiten in Feld und Garten nur der Sontag übrig bleibe. Dieser schon an sich beklagenswerte Zustand werde durch den § 2 Nr. 8 Abs. 2 der VO. vom 8. Aug. 1855 und den dazu in Nr. 2 der VO. vom 18. Aug. 1856 gemachten Zusaz landesgesezlich gestüzt und geschüzt. Diese Verordnungen ständen im Widerspruche mit dem Worte Gottes und der Lehre der Kirche und es sei doppelt hart, wenn jene Tagelöhner durch ihre bezeichnete Lage und die Einwirkung dieser Gesetze nicht allein genötigt und veranlaßt würden, gegen das Gebot Gottes und die Lehre der Kirche zu handeln, sondern denselben auch jegliche Sontagsruhe entzogen werde. Die thatsächliche Folge dieser Zustände sei, daß diese Tagelöhner sich von der Sontagsheiligung dispensirt erachteten, den Sontag als ihren freien Arbeitstag betrachteten und gebrauchten und sich von der Teilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste immer mehr entfremdeten. Dadurch werde der Nerv ihres ganzen religiösen und sittlichen Lebens gelockert und zerstört und werde damit folgeweise in dieser Classe der Bevölkerung geistige Stumpfheit, sittliche Rohheit und Verwilderung, Zuchtlosigkeit in den Familien befördert, was besonders für die Zukunft von den bedenklichsten Folgen sein müsse. Zur Abhilfe dieses Notstandes sei die Wiederaufhebung der bezeichneten gesezlichen Vorschriften unerläßlich, welche daher von den Bittstellern beantragt worden ist.

Wir haben diesen Gegenstand in allseitige Erwägung gezogen und eröffnen euch wegen desselben das Nachstehende.

Die hierbei in Betracht kommenden Bestimmungen der bestehenden Landesgesetze sind:

1) Der § 2 Nr. 8 Abs. 2 der VO. vom 8. Aug. 1855, betr. die Heiligung der Sonn- und Festtage: „Nur den Tagelöhnern, Einliegern und kleinen Handwerkern mag es nachgesehen werden, wenn sie und ihre Hausgenossen und Angehörigen ihre eigenen landwirtschaftlichen Arbeiten, die sie an Werktagen nicht zu der entsprechenden Zeit zu beschaffen vermögen, an den Nachmittagen der gewöhnlichen Sontage, eine Stunde nach gänzlich beendigtem öffentlichen Gottesdienste ohne Geräusch verrichten."

2) Nr. 2 der VO. vom 18. Aug. 1856, wegen Aenderung einiger Bestimmungen der vorgedachten VO. vom 8. Aug. 1855: „Zu § 2 Nr. 8 Abs. 2 derselben VO. soll es den dort erwähnten Tagelöhnern, Einliegern und kleinen Handwerkern gleichermaßen erlaubt sein, die Gartenarbeiten in ihren Gärten, wenn die lezteren auch nicht zu ihren Hausgärten gehören, an den Vormittagen der gewöhnlichen Sontage bis eine Stunde vor dem Anfange des öffentlichen Vormittagsgottesdienstes zu verrichten."

3) Die Bestimmung der VO. vom 6. Febr. 1858, zu dem § 2 Nr. 8 Abs. 2 der VO. vom 8. Aug. 1855: „daß es fortan dritten Personen gestattet sein soll, den Tagelöhnern, Einliegern und kleinen Handwerkern bei dem Einbringen ihrer geerndteten Früchte, nach Maßgabe des § 2 Nr. 8 Abs. 2 der gedachten VO., mit ihrer Anspannung behilflich zu sein."

Daß die vorstehenden Bestimmungen vielen Bedenken unterliegen, hat von Anfang an nicht verkant werden können. Dieselben dienen sämtlich dazu, die für alle übrigen Bewohner des Landes vorgeschriebene, dem Worte Gottes entsprechende Heiligung der Sontage für die bezeichneten Classen der Landesangehörigen und deren betreffende Verhältnisse außer Wirksamkeit zu setzen und gewisse Handlungen, welche bei allen anderen Personen strafbare Zuwiderhandlungen sein würden, hinsichtlich jener befreiten Classen für straflos zu erklären. Dieselben leiden daher an einer allgemeinen Folgewidrigkeit, die an sich um so weniger zu rechtfertigen ist, als die Heiligung der Sontage ein religiöses Gebot für alle Christen bildet, von welchem unmöglich ganze Classen vor dem bürgerlichen Gesetze entfreiet sein können.

Diese Entfreiung hat schon den allgemeinen Nachteil, daß sie

bürgerlich zu einer Abweichung von einem allgemeinen göttlichen Gebote ermächtigt, und dadurch die Achtung vor diesem Gebote und der Heiligung der Sonn- und Festtage überhaupt abschwächt, nicht allein bei den Entfreieten, sondern auch bei den Nichtentfreieten, die ein solches Beispiel vor Augen haben. Sie ist daher ganz dazu geeignet, Beide zu anderweitigen Nichtachtungen des Gebotes zu verleiten, mithin das Gebot überhaupt moralisch und thatsächlich abzuschwächen. Aber auch innerhalb ihres Gebietes dient diese Entfreiung dazu, eine große Classe von Personen der Heiligung der Sonn- und Festtage zu entziehen und dieselben dadurch der lezteren zu entfremden. Die Bestimmung unter Nr. 3 oben hat zugleich eine nicht unerhebliche Zahl an sich nicht entfreiter Personen, die Besitzer der Anspannungen und der zu deren Bedienung bestimten Leute, in den Kreis dieser Abziehung und Entfremdung von der Heiligung der Sonn- und Festtage hineingezogen.

Eine nähere Betrachtung der betreffenden Einzelheiten ergibt aber auch, wie störend dieselben in die ganze Sontagsheiligung eingreifen und dadurch zugleich von der Teilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste abhalten und entfremden. Wenn es den betreffenden Personen gestattet ist, die Sontag-Vormittage bis zu einer Stunde vor dem Anfange des öffentlichen Vormittags-Gottesdienstes zu der Gartenarbeit in ihren Gärten, wenn dieselben auch nicht zu ihren Hausgärten gehören, zu verwenden, Nr. 2 oben, demnächst aber an dem Sontag-Nachmittage, eine Stunde nach gänzlich beendigtem öffentlichen Gottesdienste ihre landwirtschaftlichen Arbeiten zu verrichten, Nr. 1 und 3 oben, so heißt dieses so viel, daß ihnen der ganze Sontag zu ihren bezeichneten Arbeiten freigegeben ist, mit alleiniger Ausnahme der Zeit des öffentlichen Gottesdienstes und der einen Stunde vor dem Anfange und nach der Beendigung des öffentlichen Gottesdienstes und der etwaigen Zwischenzeit zwischen dem Vor- und dem Nachmittags-Gottesdienste, wo der leztere stattfindet, was auf dem Lande nur selten der Fall ist. Jene Stunde vor und nach dem öffentlichen Gottesdienste ist zu der leiblichen Vorbereitung zu dem öffentlichen Gottesdienste, beziehungsweise zu der wiederbeginnenden Arbeit, zu dem Hingange zu der von dem Wohnorte entfernten Kirche und zu der Rückkehr von derselben bestimt. Es liegt jedoch nahe, daß die meisten Menschen, welche bereits an den Sontag-Vormittagen bis eine Stunde vor dem Anfange des öffentlichen Gottesdienstes gearbeitet haben und nach gänzlich beendigtem öffentlichen Gottesdienste wieder arbeiten müssen, in der Regel wenig geneigt sein werden, in der Zwischenzeit den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, insbesondere einen mehr oder weniger langen Weg zu der vom Wohnorte entfernten Kirche hin und her zu Fuße zurückzulegen. Vielmehr werden sie es vorziehen, in jener Zwischenzeit einmal auszuruhen, wenn sie nicht, wie es meistens der Fall sein wird, einfach fortarbeiten, oder jene Zwischenzeit zu ihren häuslichen Arbeiten verwenden. Auf diese Weise ist bei diesen Leuten der Sontag in seiner wahren Bestimmung in der Regel ganz verloren. Sie haben denselben, wie die Geistlichen mit Recht sagen, als den für sie zu ihren eigenen Arbeiten bestimten Arbeistag zu betrachten. Ein wirklicher Sontag existirt für sie nicht mehr und ihre Teilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste hört an den gewöhnlichen Sontagen in der Regel ganz auf. Als natürliche Folge dieser Auffassung hat sich auch in den Städten bereits der folgenreiche Misbrauch ausgebildet, der hier ebenfalls vom Standpunkte der Gesetzgebung wird ins Auge gefaßt werden müssen, daß nämlich regelmäßig am Sontagmorgen die Tagelöhner ihre kleinen ländlichen

Producte, insbesondere ihr Lohnkorn zur Stadt und auf den Markt bringen, wo zahlreiche Käufer sich einfinden, um die Gelegenheit zum wolfeilen Einkauf zu benutzen. Abgesehen davon, daß eine directe Hinderung solcher Sontagsmärkte den städtischen Polizeibehörden kaum gelingen kann, wenn ihnen kein ausdrückliches Verbot zur Seite steht, so ist diese Verwendung des Sontags für die geringe ländliche Bevölkerung um so verderblicher, als das gelöste Geld in der Regel zu einem auf den Handel folgenden überreichlichen Genusse des Brantweins führt.

Ein solcher Zustand muß nach und nach eine tiefe demoralisirende Einwirkung üben. Die leztere wird auch nicht wesentlich dadurch gemindert, daß sich das Bedürfnis der sontäglichen Garten- und Feldarbeit auf diejenigen Zeiten des Jahres beschränkt, in welchen jene Arbeiten zu verrichten sind. Da diese Zeiten fast zwei Dritteile des Jahres umfassen, so wird die Entheiligung der Sontage, an welche sich jene Menschen so lange gewöhnt haben, in der übrigen Zeit des Jahres nicht leicht wieder abgelegt, am wenigsten in der ungünstigen Jahreszeit, wenn die Kirche nicht am Wohnorte ist.

Die sämtlichen vorstehenden Bedenken haben den gedachten Bestimmungen von Anfang an entgegengestanden. Dieselben haben jedoch demnächst nicht allein alle im Voraus befürchteten schädlichen Früchte getragen, sondern auch noch weitere verderbliche Wirkungen gehabt.

Die betreffenden Personen haben seitdem den Sontag mehr oder weniger ganz als ihren Arbeitstag betrachtet und behandelt, nicht allein für die an demselben gesezlich gestatteten, sondern auch für alle anderen Arbeiten, in und außerhalb der gesezlich erlaubten Tageszeiten. Auf diese Weise ist der ganze Sontag im weitesten Umfange profanirt worden und keine Ueberwachung der Behörden hat die unübersehbare Zahl der daraus hervorgegangenen Zuwiderhandlungen zu verhindern, geschweige denn zu ahnden vermocht.

Dazu hat es vielfach an der nachhaltigen Bereitwilligkeit der Ortsobrigkeiten gefehlt, aus eigenem Antriebe gegen die Zuwiderhandelnden einzuschreiten. Nicht selten haben selbst die Träger der Ortsobrigkeit oder deren Vertreter, die Pächter und Wirtschafter auf den Höfen, die Hand zu den Zuwiderhandlungen geboten, indem sie den Gutsangehörigen unbefugte Arbeiten am Sontage gestatteten, ihnen die Anspannung dazu hergaben, wie zu der Anfuhr von Holz und Torf, oder zu den nur am Sontag-Nachmittage nach gänzlich beendigtem Gottesdienste gestatteten Arbeiten schon am Sontag-Vormittage.

Durch dieses Alles hat der Besuch der Kirche von Seiten der arbeitenden Classen, vorzüglich auf dem Lande an vielen Orten, so sehr abgenommen, daß dieser Mangel die Gegenwart und Zukunft dieses Teils der Bevölkerung mit großen Gefahren bedroht. Diese Ursache einer weit verbreiteten, immer tiefer eindringenden Entsittlichung wird unmöglich länger fortbestehen dürfen. Es kommen hierbei eben so sehr die Pflichten für die zeitliche und ewige Wolfahrt dieses Teils Unserer Unterthanen in Betracht, als die Gefahren, welche deren Entfremdung von dem Worte Gottes und den Gnadenmitteln der Kirche früher oder später in Aussicht stellt.

Die Nachteile, welche die bestehenden Verordnungen wie sie jezt zur Anwendung kommen zur Folge gehabt haben, reichen jedoch über das unmittelbare Gebiet derselben weit hinaus. Das dadurch für jenen Teil der Bevölkerung gegebene Beispiel hat vielfach auch auf Andere eingewirkt und sie zu Ueberschreitungen des Sontagsgesetzes veranlaßt. Braucht der Sontag von dem einen Teile der Bevölkerung nicht geheiligt zu

werden, so sind auch die anderen, jenem Teile näher stehenden Classen der Bevölkerung stets geneigt, dieselbe Freiheit auch sich anzueignen.

Fragt man aber nach dem eigentlichen Grunde jener Bestimmungen, so liegt derselbe nicht darin, daß die Heiligung der Sontage sich zu jener arbeitenden Classe in einem anderen Verhältnisse befände, wie zu der ganzen übrigen Bevölkerung, daß das dritte Gebot für sie weniger gegeben und weniger Bedürfnis wäre, als für die übrige Bevölkerung. Von dem Allen kann nicht die Rede sein. Vielmehr ist die Sontagsheiligung gerade für den Teil der Bevölkerung, welcher an allen Wochentagen zu schwerer körperlicher Arbeit berufen ist, ein um so dringenderes Bedürfnis, nicht allein in ihrer geistigen, sondern auch in ihrer materiellen Beziehung als Ruhe von der Arbeit. Ist es bei diesem Teile der Bevölkerung dahin gekommen, daß es für ihn keine Sontagsheiligung und keine Sontagsruhe mehr gibt, sondern nur noch Sontagsarbeit wie Werktagsarbeit, so ist seine immer mehr zunehmende Entsittlichung und Abstumpfung gegen die höheren Aufgaben des zeitlichen Daseins unvermeidlich.

Der Grund jener Bestimmungen liegt auf einem ganz anderen, in der unter Nr. 1 oben erwähnten Bestimmung selbst angedeuteten Gebiete. Er besteht darin, daß es nach den bestehenden Verhältnissen dem größten Teile der betreffenden Volksclassen in den Wochentagen nicht möglich ist, sich ihren eigenen Arbeiten zu unterziehen, weil er an den Wochentagen verbunden ist, für Andere zu arbeiten, während die Beschaffung ihrer eigenen Arbeiten für ihre Existenz eine eben so dringende Notwendigkeit ist, wie die Beschaffung ihrer Wochenarbeit für Andere. Weil jene Leute, um existiren zu können, am Sontage arbeiten müssen, weil diese Sontagsarbeit für sie eine Sache der Not ist, aus diesem Grunde hat die Gesezgebung ihnen dieselbe nachgesehen und sie bei ihnen, wie in andern Fällen eines unabweisbaren Bedürfnisses, für straflos erklärt.

Der bezeichnete Notstand trifft jedoch eigentlich nur die Tagelöhner und diesen gleichstehenden Leute auf den Höfen, welche zu dauernder Arbeit für den Hof verbunden sind, im Ritterschaftlichen, Klösterlichen, Städtischen, wie im Domanium. Die Hoftagelöhner u. s. w., beziehungsweise auch ihre Ehefrauen, müssen an den Wochentagen unausgesezt für den Hof arbeiten, ihnen ist jede freiwillige Abweichung von dieser Verbindlichkeit entzogen, und da sie in den Wochentagen nicht für sich arbeiten können und dürfen, so müssen sie ihre eigenen Arbeiten an den Sontagen verrichten.

Anders verhält es sich mit den Tagelöhnern und anderen kleinen Leuten in den Domanial-Dörfern, in den Städten und Flecken. Mögen diese auch zum Teil ebenfalls ihrer Existenz wegen genötigt sein, an allen Wochentagen für Andere zu arbeiten, so besteht doch bei ihnen keine solche rechtliche Verbindlichkeit hiezu. Sie befinden sich daher in der rechtlichen Möglichkeit, sich von solcher Wochenarbeit für Andere in so weit frei zu machen, als ihre eigenen Arbeiten dies erfordern. Um so mehr ist das Leztere der Fall bei ihren Ehefrauen, für welche kein rechtlicher Zwang, für Andere zu arbeiten, besteht und die auch tatsächlich eine größere Freiheit für ihre eigenen Arbeiten genießen.

Die Gesetzgebung hat daher bei den in Frage stehenden Bestimmungen hauptsächlich die Hoftagelöhner u. s. w. im Auge gehabt. Die übrigen in dem § 2 Nr. 8 Abs. 2 der VO. vom 8. Aug. 1855, Nr. 1 oben, bezeichneten Personen sind nur deshalb mit aufgenommen worden, weil sich dieselben in ihren sonstigen Lebensverhältnissen, namentlich in ihrer äußerlichen Bedürftigkeit, mit jenen in verwandter Lage befinden und es nicht angemessen erschien, ihnen zu versagen, was den Hoftagelöhnern u. s. w. nachgegeben werden mußte. Die Entfreiung dieser Personen ist daher, weil sich dieselben in der bezeichneten freieren Lage befinden, noch weniger gerechtfertigt als die der betreffenden Leute auf den Höfen.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich zur Genüge, wie dringend das Bedürfnis ist, die oben unter Nr. 1, 2, 3 erwähnten Bestimmungen wieder aufzuheben und dadurch auch für die betreffenden Personen die Sontagsheiligung wieder herzustellen und ihnen die Möglichkeit einer lebendigeren Teilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste und den Gnadenmitteln der Kirche zurückzugeben.

Bei den sämtlichen übrigen gedachten Personen außer den Hoftagelöhnern und den diesen gleichstehenden Leuten auf den Höfen wird dies aus dem bereits angedeuteten Grunde um so weniger Bedenken haben, als vor der VO. vom 8. Aug. 1855 solche Befreiungen für sie nicht bestanden haben. Den Hoftagelöhnern und den denselben gleichstehenden Leuten auf den Höfen werden dagegen die unter Nr. 1, 2, 3 oben erwähnten Befreiungen billigerweise nur dann wieder entzogen werden können, wenn sie in eine Lage versezt werden, welche ihnen gestattet, die Sontagsarbeit für ihre eigenen landwirtschaftlichen und diesen gleichstehenden Bedürfnisse fortan ohne notwendige materielle Einbuße entbehren zu können. Die bloße Wiederaufhebung jener Befreiungen für sie, ohne eine solche Ausgleichung, würde dieselben in einen völlig unhaltbaren Zustand versetzen, welchem sie unmöglich überlassen bleiben können.

Nach diesem Sachverhalte befinden Wir Uns zu der im Eingange erwähnten Vorstellung und Bitte der Geistlichen in der Stellung, daß Wir dieselbe im Wesentlichen für begründet und es für Unsere landesherliche Pflicht erachten, den Hoftagelöhnern die Möglichkeit der Sontagsentheiligung und der Sontagsruhe zurückzugeben. Wir beabsichtigen daher die Wiederaufhebung der oben unter Nr. 1, 2, 3 erwähnten Entfreiungen von der Sontagsheiligung, neben gleichzeitiger gesezlicher Herstellung einer Abhilfe, durch welche die Erledigung der bezeichneten Sontagsarbeiten der Hoftagelöhner und der diesen gleichstehenden Personen auf den Höfen auf geeignete Weise in die Wochentage verlegt wird.

Auf die Frage indessen, welches Mittel das geeignetste zu der bezeichneten Abhilfe sein würde, von Unserer Seite näher einzugehen, halten Wir zur Zeit nicht für angemessen. Da sich in dieser Beziehung verschiedene Möglichkeiten darbieten, so wollen Wir es zunächst Unseren getreuen Ständen überlassen, dieselben selbst in Erwägung zu ziehen und Uns mit ihren Vorschlägen wegen derselben entgegen zu kommen.

Wir fordern euch daher auf, diese Vorlage auf dem diesjährigen Landtage zu der Kentnis Unserer getreuen Stände zu bringen und dieselben zu veranlassen, sich sowol über die von Uns beabsichtigte Aufhebung der mehrgedachten gesezlichen Bestimmungen zu erklären, als mit ihren Vorschlägen zu der Herstellung eines Surrogates für die bisherige Sontagsarbeit der Hoftagelöhner und der diesen gleichstehenden Personen auf den Höfen hervorzugehen.

Gegeben durch Unser Staatsministerium. Schwerin, 6. Nov. 1865.

Friedrich Franz. v. Oertzen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Mittwoch den 27. December. № 103.

Kirchliche Skizzen aus Südfrankreich.

I. Ein Blick in die reformirte Kirche.

(Fortsetzung.)

Es ist ein lebhaftes, bewegliches Volk, diese Südfranzosen; das erklärt wol Manches, aber nur Alles hübsch an seinen Ort! Das mochte wol auch das Gefühl des Geistlichen sein, der, nachdem die Beifallsbezeugungen verhallt waren, vorschlug als Antwort auf den gehörten Vortrag und als Zeugnis der Zustimmung „Ein feste Burg ist unser Gott" zu singen. Die Uebersetzung unsers Lutherliedes (sie beginnt ganz wörtlich: C'est un rempart que notre Dieu) steht zwar weit hinter der Kraft des Originals zurück, die Melodie aber ist unverändert geblieben, und der Gesang war kräftig und schön. Dadurch wurde denn auch bald in mir jener störende Eindruck verwischt. Wegen der vorgerückten Zeit wurde die Discussion auf den folgenden Tag vertagt und die Sitzung mit Gebet geschlossen. — Die Mitglieder der Consistorien blieben noch zu einer vertraulichen Besprechung über die an Stelle des in den Ruhestand getretenen Professors der Kirchengeschichte zu Montauban vorzuschlagende Persönlichkeit. Denn das Ministerium holt über die Besetzung der Lehrstühle die Gutachten der kirchlichen Vertreter ein, und es pflegt bei den bezüglichen Verhandlungen nicht ohne Kampf abzugehen. — Am Abend fand wiederum, ebenso auch (um das hier gleich vorauszunehmen) am folgenden Abend, Gottesdienst Statt. P. Grandpierre aus Paris predigte über den prophetischen und didactischen Zweck des Wortes des Herrn im Gleichnis vom Abendmal: Es ist noch Raum da (Luc. 14, 22), Tags darauf P. H. Monod aus Marseille (Bruder von Ad. Monod) über die Heiligung im Anschluß an Phil. 3, 12—14: Nicht daß ich's schon ergriffen hätte. Der rechten Würdigung dieser Predigten that aber — und wie ich mich mehrfach überzeugt habe, nicht nur bei mir — die zu nahe liegende Vergleichung mit der am ersten Abend gehörten manchen Abbruch. An allen drei Abenden war übrigens die Kirche gedrängt voll*).

Der zweite Tag war bei weitem der wichtigere, da Vortrag und Verhandlungen eine schon lange brennende Frage betrafen. Nach der Eröffnung der Sitzung folgten zuerst wieder einige Mitteilungen, unter denen die des Vorsitzenden über das Evangelisationswerk in Spanien und zunächst in Madrid, wo seit einigen Wochen ein französischer Geistlicher thätig ist, die bemerkenswerteste war. Professor Sardinous, der auf dem Gebiet der deutschen theologischen Literatur in hohem Grade heimisch ist, empfahl der Aufmerksamkeit der Versamlung die kleine Broschüre Tischendorfs über die Entstehung der Evangelien (populäre Bearbeitung), die mit des Verfassers Genehmigung von ihm übersezt und von der Gesellschaft für religiöse Bücher in Toulouse veröffentlicht werden wird. — Als nun darauf die Discussion über das Thema des gestrigen Vortrags eröffnet wurde, meldeten sich wol verschiedene Stimmen zum Wort, aber keine einzige zur Entgegnung, sondern nur um dem Verfasser zu danken und um die Conferenz zu bitten, den Druck des Vortrags bei der Toulouser Gesellschaft zu befürworten. Einer der anwesenden Secretäre derselben stellte die Erfüllung dieses Wunsches in Aussicht. Diese Einstimmigkeit der Versamlung ist um so bezeichnender für die Richtung der neu gegründeten Conferenz, als die im Sommer auch wieder stattgehabte Conferenz von Nîmes dasselbe Thema behandelt hatte und dabei das Wunder mehrfach nicht nur als gleichgiltig für den Glauben, sondern sogar als möglicherweise schädlich bezeichnet worden war. Damit ist denn eine französische kirchliche Versamlung auf dem Standpunct angekommen, von dem aus Rousseau (lettres écrites de la montagne 3) sagte: Streicht das Wunder aus dem Evangelium, und die ganze Erde wird zu Jesu Füßen liegen! Jenes Zusammentreffen in dem Gegenstand der Verhandlungen war übrigens nur zufällig, da Thema und Referent immer ein Jahr zuvor gewählt werden, also schon in Alais bestimt worden waren. — Den Hauptgegenstand der Tagesordnung bildete der Vortrag des P. Castel aus Toulouse über die Bedingungen der Ordination und den gleichzeitig vorgelegten Entwurf eines Ordinationsformulars, welcher gedruckt unter die Mitglieder verteilt wurde. Zum näheren Verständnis ist es notwendig, einen Blick auf die Art und Weise der Ordi-

*) Es liegt durchaus nicht in meiner Absicht überall zu kritisiren und ich möchte selbst diesen Schein meiden; drum sei das Folgende in eine Anmerkung verwiesen. Aber ich kann nicht umhin, die Unschicklichkeit rügend zu erwähnen, daß man auch für die Gottesdienste alle Bureauutensilien auf dem Communiontisch hatte stehen und liegen lassen, ja daß man nicht einmal für nötig befunden hatte, die auf demselben und rings auf dem Boden umher gestreuten Stimmzettel aufzulesen und zu entfernen.

nation in der reformirten Kirche Frankreichs und einen Rückblick auf frühere Verhandlungen zu thun. Die reformirte Kirche Frankreichs ordinirt ihre Candidaten nicht erst nach erhaltener Vocation, sondern sie ordinirt zum Predigtamt überhaupt. Die Ordination (consécration) des Candidaten ist „die Anerkennung der Gaben, welche er für die Predigt des Evangeliums und für die Seelsorge erhalten hat, durch die Kirche d. i. durch die Versamlung der Gläubigen“ (Frossard, manuel des chrétiens protestants, Paris 1861 S. 107) der Ordinirte erhält den Titel eines ministre du saint Evangile. Erforderlich ist der Besiz des Diploms eines bachelier en théologie (Baccalaureus) und eines certificat d'aptitude einer competenten theologischen Facultät (Montauban, Straßburg). Unter Vorlegung dieser Zeugnisse wendet sich der Candidat an den vorsitzenden Pastor eines Consistoriums mit dem Gesuch um Ordination. „Da aber jene Urkunden vielmehr Universitäts- als kirchliche Zeugnisse sind, so nehmen die Pastoren (es müssen nämlich mindestens 6 Pastoren als Assistenten bei der Ordination zugegen sein) noch gewöhnlich eine gewissenhafte und gründliche Prüfung der moralischen und religiösen Bürgschaften vor, welche den Eifer und die Rechtgläubigkeit des Candidaten bezeugen. Man begreift, daß hier jeder mehr oder weniger Aufmerksamkeit und Strenge zeigt, nach dem Maß seiner Gewissenhaftigkeit und seiner eigenen innersten Ueberzeugungen“ (Fr.). Ist diese Prüfung zur Zufriedenheit beendet, so wird die Ordination in einem besonders dazu angesezten Gottesdienst vollzogen. Nach dem Schluß der Ansprache des ordinirenden Pastors steigt der Candidat, von den beiden ältesten Geistlichen begleitet und von den übrigen gefolgt, die Stufen einer Estrade neben dem Predigtstuhl hinauf: dort kniet er nieder und leistet — die rechte Hand auf die offene Bibel gelegt — den Ordinationseid. Danach empfängt er die Auflegung der Hände. — Es liegt auf der Hand, daß jener Eid bei dem Mangel einer bestimten allgemein giltigen Fassung auch „nach dem Maß der eigenen innersten Ueberzeugungen“ der consecrirenden Pastoren ein sehr verschiedener sein wird. So sucht sich denn der Candidat den Pastor, bei dem er Uebereinstimmung mit seinen Ansichten voraussezt, und die etwa an einer Stelle verweigerte Ordination ist ohne Schwirigkeit an einer andern Stelle zu erlangen. Die Consistorien stehen einander gleich; über ihnen gibt es keine Behörde, die solchem Aergernis wehren könnte. Ist es nicht möglich, in der Nähe die zur Assistenz erforderliche Anzahl gleichgesinter Pastoren zu finden, so entstehen unter ihnen bei der Prüfung des von dem Candidaten abgelegten Glaubensbekentnisses oft die allerärgsten Streitigkeiten, und oft genug ist die schließliche Fassung des dem Eid zu Grunde liegenden Glaubensbekentnisses eines gläubigen Candidaten und die Fassung des Eides selbst die Frucht eines beklagenswerten Compromisses. So wurde bei den an den Conferenzvortrag sich anschließenden Verhandlungen erwähnt, daß in einem kürzlich vorgekommenen Falle rationalistische Geistliche am Abend vor der Ordination mit dem Candidaten bis 2 Uhr Nachts auf das Heftigste disputirten, und ihre leider notwendige Assistenz für die auf den folgenden Tag schon öffentlich angezeigte Ordination nur unter der Bedingung zu erlangen war, daß in dem Eid des Ordinanden zu den Worten: „ich verspreche“, der Zusatz gemacht wurde: „ich verspreche heute.“ Wobei der Gedanke zu Grunde lag, Ordinandus werde nicht immer auf dem beschränkten Standpunct des „heute“ stehen bleiben!! — Es liegen vor mir mehrere Berichte über Ordinationen aus den Jahren 1864 und 1865, wie sie in der Espérance veröffentlicht worden sind. Danach haben z. B. die Pastoren den Candidaten consecrirt „nach einer besonderen Unterhaltung, in welcher er sie über seinen Glauben und seine kirchlichen Ansichten völlig erbaut hatte.“ Und weiterhin bei der Beschreibung der Feierlichkeit selbst heißt es: „der Candidat stieg die Stufen des Predigtstuhls hinauf, um in einigen gut empfundenen Worten auszudrücken, was er hoffte und wollte.“ Nun gibt ja allerdings die Mitteilung dieser Ordination in der Espérance die Gewähr für die Vollziehung derselben in kirchlichem Sinn und damit die Deutung der unterstrichenen Worte; aber dieselben legen auch die ganze Gefahr dieser dem subjectiven Gutdünken überlassenen Seite der Ordination klar. Ganz ebenso wird auch der radicalste Pastor von seinem Candidaten sagen können; wenn dieser ihn nicht völlig erbaute und wenn er nicht in seinem Glaubensbekentnisse den gut empfundenen Ausdruck seines Wollens und Hoffens sähe, nur eben in seinem Sinn, würde er ihn ja nicht ordiniren. Aber oft war auch auf kirchlicher Seite die Fassung der bezüglichen Glaubensbekentnisse und Eidesformeln mangelhaft und gab zu mancherlei Bedenken Anlaß. Ließ sich nun freilich zunächst nichts gegen die antikirchlichen Ordinationen thun, so konte man doch hoffen, manchen bisherigen Uebelständen durch ein Formular zu steuern, welches eine bestimte Fassung der eidlichen Verpflichtung des Ordinanden darbot und damit namentlich die Möglichkeit der erwähnten Compromisse beseitigte. Das war der Zweck des Formulars von Montauban, das (von den Professoren de Félice und Ad. Monod verfaßt) 1839 den Consistorialkirchen zur Benutzung anheimgegeben wurde und, wie die Berichte über stattgehabte Ordinationen zeigen, oft benuzt wird. (Das war wenigstens der nächste practische Zweck; welches seine Bedeutung in der Reihe andrer Thatsachen und Bestrebungen ist, wird sich noch an einer andern Stelle zeigen). Es war mit Berücksichtigung mancher damaligen Angriffe gegen diese und jene Lehre aufgestellt worden, und dieser temporäre Character mußte es auf die Dauer beim Wechseln oder bei der Zunahme der Angriffspuncte unzulänglich machen. Davon hatte man oft genug Gelegenheit sich zu überzeugen. Deshalb wurde nun der Conferenz von Toulouse ein neuer Entwurf vorgelegt, der das Formular von Montauban in mehreren Puncten ergänzen sollte. Ich teile ihn hier mit, indem ich die neuen Zusätze unterstreiche und die etwa früher bestandene Fassung in Klammern beifüge. Der ordinirende Pastor spricht nach der bezüglichen Ordinationsrede:

„Also, mein theurer Bruder, der Sie den geweihten Namen

eines Dieners des Evangeliums begehren*), versprechen Sie in Gegenwart Gottes und auf die vor Ihnen offen liegenden heiligen Schriften, das Wort Gottes rein und treu zu predigen, so wie es in den göttlich eingegebenen (heiligen) Büchern des A. und N. Testamentes enthalten ist, ohne etwas dazu zu thun oder davon zu thun, wie es die Bibel selber befiehlt?

Antw. Ja, ich verspreche es.

Versprechen Sie in Folge dieser Verpflichtung,

zu lehren, daß Gott durch seinen allmächtigen Willen Himmel und Erde geschaffen hat, daß wir in ihm Leben, Bewegung und Dasein haben, und daß er durch seine väterliche Vorsehung die Welt regiert, über welcher er lebt und unumschränkt herscht;

zu lehren, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf, daß aber durch den Ungehorsam Adams (durch einen einzigen Menschen) die Sünde in die Welt gekommen ist und durch die Sünde der Tod; daß Alle gesündigt haben und der Verdammnis unterworfen sind und daß Niemand durch des Gesetzes Werke vor Gott gerechtfertigt wird;

zu lehren, daß Gott also die Welt geliebt hat, daß er seinen eingeboren Sohn Jesum Christum gab und daß Jesus Christus unser Herr und unser Gott ist, Mensch in Allem, doch ohne Sünde, Gott über Alles, hochgelobet in Ewigkeit;

zu lehren, daß Jesus Christus um unsrer Sünden willen gestorben und um unsrer Gerechtigkeit willen auferwecket worden ist, daß wir in ihm haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden, und daß wir aus Gnaden selig werden durch den Glauben an ihn;

zu lehren, daß Niemand in das Reich Gottes kommen (sehen) kann, es sei denn, daß er von Neuem geboren ist durch die Taufe der Wiedergeburt und Erneuerung des heiliges Geistes, welchen Gott reichlich über uns ausgießt durch Jesum Christum, unsern Heiland;

zu lehren, daß der Glaube ohne Werke todt ist und daß wir die Gerechtigkeit, Liebe und Heiligung suchen müssen, ohne welche (ohne die Heiligung) Niemand den Herrn schauen wird;

alle Anstrengungen zu machen, um die Kirche des Herrn zu erbauen und die Seelen zu ihm zu ziehen, indem Sie züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt und sich befleißigen, die Pflichten Ihres heiligen Berufs zu erfüllen;

den Vorschriften der Disciplin Folge zu leisten und die Liturgie und die kirchlichen Principien der reformirten Kirche aufrecht zu erhalten;

endlich die Bekentnisse, welche Ihnen in der Beichte gemacht werden, ausgenommen die, welche Verbrechen des Hochverrats betreffen, geheim zu halten?

Auf jede dieser Fragen antwortet der Candidat:

Ja, ich verspreche es."

Endlich die Consecrationsformel selbst lautet nach dem Formular von Montauban: „In Folge dieser Verpflichtungen, gemäß dem Gebrauch der alten apostolischen Kirche, kraft des Amtes, das wir als Diener Jesu Christi führen, bevollmächtigen wir Sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, das Wort Gottes zu predigen, die gemäß dem Gesetz eingegangenen Ehen zu segnen, die Sacramente zu verwalten überall wohin der Herr Sie rufen wird, und übertragen Ihnen das evangelische Amt durch Auflegung der Hände."

Eine aufmerksame Betrachtung wird zeigen, daß abgesehen von geringeren Aenderungen die hauptsächlichsten Zusätze des neuen Entwurfs gegen den Pantheismus (Alinea 1 der speciellen Verpflichtung), auf die christologischen Sätze (Al. 3), auf ausdrückliche Bezeugung der Auferstehung des Herrn (Al. 4) und auf die kirchliche Lehre und Verfassung (Al. 8) gerichtet sind. Es scheint, daß zur Zeit der Abfassung des Formulars von Montauban hinsichtlich der ersten Puncte die Gründe noch nicht so dringend waren, gegen die Negation sich durch die bezügliche Position zu verwahren; drum wurde z. B. in dem jetzigen Al. 4 nur der Versöhnungstod des Herrn bezeugt, die Auferstehung aber, welche als Siegel des Erlösungswerkes von demselben gar nicht zu trennen ist, nicht noch ausdrücklich hervorgehoben. Vielleicht waren die Vorgänge auf der Pariser Frühjahrsconferenz nicht ohne Einfluß auf die Bezeugung gerade dieser Heilsthatsache geblieben. Denn dort hatte sich das fast Unglaubliche zugetragen, daß 55 Teilnehmer, darunter weitaus die Mehrzahl Pastoren, gegenüber dem Votum, es sei keine christliche Kirche möglich ohne den bestimten Glauben an die Auferstehung des Herrn, eine Erklärung abgaben, die ungefähr darauf hinausläuft: Einige von uns glauben nicht an die Auferstehung Jesu Christi, und diejenigen unter uns, welche sie annehmen, betrachten sie als eine Thatsache von secundärer Wichtigkeit. Bei diesen Verhandlungen hatte einer der Unterzeichner die — Unbefangenheit, zu erklären, er habe am Osterfest einen guten Teil seiner Predigt dazu angewendet, seinen Zuhörern zu beweisen, daß die Auferstehung nicht nötig gewesen wäre. Er habe ihnen dieselbe zwar als Thatsache hingestellt, aber sich auch beeilt hinzuzufügen, sie brauchten das nicht zu glauben, man könne auch vollkommen ein Christ sein ohne den Glauben an Christi Auferstehung!

Die an den Vortrag sich anschließende Discussion war eine ziemlich lebhafte. Die großen Misstände des gegenwärtigen Zustandes bestritt Niemand: sie wurden durch manches betrübende Beispiel noch mehr ins Licht gestellt. Aber es schien manchem zu widerstreben, überhaupt ein bindendes Formular oder wenigstens ein noch engere Schranken ziehendes als das von Montauban anzunehmen, sei es, um die „evangelische Freiheit" nicht zu beeinträchtigen, sei es daß man das Formular von Montauban

*) Die etwas längere Einleitung des Formulars von Montauban lautet: „Gemäß der Disciplin unserer reformirten Kirchen, nach welcher der Candidat des heiligen Predigtamts von der Reinheit seines Glaubens Zeugnis ablegen soll, bevor er die Auflegung der Hände empfängt, lade ich Sie ein, auf folgende Fragen zu antworten: Versprechen Sie u. s. w."

trotz der nachgewiesenen Mängel für genügend hielt. Man meinte auch, das von der Facultät ausgestellte certificat d'aptitude au saint ministère, das allerdings den Candidaten für „würdig" zur Ordination erklärt, sei doch Bürgschaft genug, um darauf hin die Ordination vorzunehmen. Dem aber wurde entgegengehalten, daß dies Zeugnis nur die wissenschaftliche Befähigung des Candidaten betreffe und daß die Facultät keine kirchliche Behörde sei; und Prof. de Félice erklärte als Dekan im Namen der Facultät von Montauban, daß diese in Folge vielseitiger Erörterungen zu dem Resultat gekommen, sie sei weder berechtigt noch im Stande, ein Zeugnis über die Würdigkeit zur Ordination zu geben, und werde für die Zukunft ein solches nicht mehr ausstellen. Diese Erklärung wurde von der Mehrzahl mit sichtlicher Befriedigung entgegengenommen. Es wurde aber weiter auf das Entschiedenste hervorgehoben, es sei eine „Schwachheit", kein Formular haben zu wollen, und ein Formular das einzige Mittel den ärgerlichen Compromissen vor der Ordination ein Ende zu machen. Bei den andern kirchlichen Acten (Taufe, Trauung) werde auch eine Verpflichtung gefordert und begnüge man sich nicht mit einer bloßen Erklärung: so möge man auch bei der Ordination sich nicht mit einer Erklärung des Candidaten begnügen, sondern eine bestimte Verpflichtung fordern. Dahin schien sich denn auch, nach dem immer stärker werdenden Beifall für die betreffenden Redner zu schließen, allmälig die Ansicht der Mehrzahl zu neigen, und als bei der Abstimmung zuerst die Frage gestellt wurde: Hält die Conferenz ein Formular für nötig? erfolgte ihre Bejahung mit allen gegen eine Stimme, die Nein! stimte, und 2 oder 3, die sich der Abstimmung enthielten. Bei der weiteren Verhandlung über den vorgelegten Entwurf wurde der Antrag des Prof. de Félice angenommen, wegen der weitreichenden Bedeutung, die bei solchem Document auch die Fassung im Einzelnen habe, denselben einer Commission zur Prüfung, erforderlichen Falls zur Modificirung durch Zusatz oder Weglassung oder andre Fassung zu übergeben. Diese Commission solle dann auf der nächsten Conferenz (die nach späterer Bestimmung 1866 in Valence, Dep. Drôme, stattfinden wird) Bericht erstatten, den etwa abgeänderten Entwurf aber vorher veröffentlichen, damit jeder Einzelne vor der Entscheidung noch hinlänglich Zeit zur Prüfung habe. Der Verfasser des Entwurfs, der diesen Antrag sofort unterstüzt hatte, erklärte übrigens, es habe gar nicht in seiner Absicht gelegen, daß die Conferenz seinen Entwurf sofort ohne Weiteres annehmen solle. Nachträglich hat das Bureau der Conferenz, dem die Wahl der Commission überlassen war, beschlossen, neben dem Berichterstatter P. Castel die der Conferenz als Mitglieder angehörigen (4) Professoren von Montauban um Uebernahme dieser Arbeit zu bitten. Dadurch hofft man zugleich derselben größere Autorität und somit später leichteren Eingang bei den Gemeinden zu verschaffen, als wenn sie von einer nur aus Pastoren zusammengesezten Commission ausginge.

Aber, wird mancher Leser denken, wozu alle diese Mühe, um Formulare zu finden, wozu alle diese Verhandlungen über seine Fassung, man hat doch ein kirchliches Glaubensbekentnis, die Confessio gallicana, warum verpflichtet man nicht auf dieses? Die Stimmen, welche dafür sprechen, sind in Frankreich, wenn überhaupt noch welche vorhanden sind, für jezt verstummt. Die Gründe gegen dieselbe sind je nach dem kirchlichen Standpunkt verschieden. Daß die „liberale" Partei solche Verpflichtung, wie überhaupt alle kirchliche Verpflichtung weit von sich weist, bedarf weiter keiner Darlegung. Aber auch auf der anderen Seite scheut man Alles, was nur entfernt „die Freiheit der Prüfung unter der höchsten Autorität der Schrift" zu beschränken scheinen könte. Das trat ja auch, wie erwähnt, anfänglich in der Toulouser Conferenz hervor. So sehr man sich freut, eine entschiedene profession de foi zu hören oder an einer solchen Teil zu nehmen, eben so sehr fürchtet man den Zwang einer bindenden confession. Man liebt es deshalb auch, die von Conferenzen aufgestellten Glaubenkentnisse nur als déclaration de principes zu bezeichnen, als profession accidentelle, welche „nur die Antwort auf gewisse Thatsachen enthalten" oder „den Protestantismus durch einige characteristische Erklärungen von dem, was nach unserer Meinung weder protestantisch noch christlich ist, unterscheiden" soll. Andere bestreiten, wenn sie auch den Nutzen einer formellen Verpflichtung nicht verkennen, wenigstens die Berechtigung zur Verpflichtung auf die Confessio von La Rochelle. Ein Document, welches der Ausdruck des kirchlichen Bewußtseins vor 300 Jahren war, kann nicht die Kirche unsers Jahrhunderts binden, das ist eine häufig gehörte Rede. Den Bedenken dieser Seite entsprechend, ist z. B. auch der in Toulouse vorgelegte Entwurf des Ordinationsformulars so weit möglich aus Bibelstellen zusammengesezt, die der Verfasser überall hat daneben drucken lassen. Wenn man aber auf dieser Seite weiter sagt: „Wir denken, daß unsere Liturgien (deren Aufrechthaltung die Consistorien überwachen sollen), so unvollständig sie auch sind und obgleich sie mehrmals in ärgerlicher Weise corrigirt worden sind, ein Minimum von Glaubenssätzen darbieten, das wir in diesen Tagen vollkommener Unordnung gegen die unbegrenzte Willkür der Lehre anrufen können" — so ist das doch nur Selbsttäuschung. Die Gegner bestreiten eben der Liturgie jede normative Bedeutung für die Lehre und behandeln sie als reine Formel. Davon ein schlagendes Beispiel. Ein Geistlicher, der bei einer Versammlung die allgemeine menschliche Sündhaftigkeit heftig bestritt, wurde darauf hingewiesen, daß er ja doch jeden Sontag in dem Sündenbekentnis der Liturgie bekenne: nous sommes de pauvres pécheurs etc. Und was antwortete er? „Das ist eben solche Formel, als wenn ich am Schluß eines Briefes sage: Ihr ergebenster Diener, und denke doch gar nicht daran, es zu sein."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1865. Sonnabend den 30. December. № 104.

Der Pastor im Verhältnisse zu der Zunahme der Meineide.

Die von allen Seiten her und besonders von den hier am besten unterrichteten Gerichten erhobene Klage, daß die Meineide in erschreckender Weise zunehmen, sollte sie uns nicht das Herz durchschneiden und mit Rücksicht darauf, daß wir selbst an dem betrübten Zustand unserer Gemeinden und speciell auch an den in ihnen zunehmenden Meineiden nicht ohne Schuld sind, unsere Hand gegen die Brust führen, unter welcher das uns anklagende Gewissen die bange Frage uns vorlegt: Würde nicht so manche große Uebelthat nicht geschehen sein, wenn ich mit größerer Treue und Wachsamkeit dem einzelnen Sünder nachgegangen wäre?

Solche vom heiligen Geist gewirkte, an die eigene Mitschuld erinnernde Selbstanklage muß notwendig die Frage erzeugen, welche Mittel und Wege einzuschlagen sind, dem einreißenden Verderben, in welcher Gestalt es sich auch zeigen möge, wirksam entgegenzutreten. Wo es an dieser Selbstanklage fehlt und die Frage nach den einzuschlagenden Mitteln und Wegen nicht aus dieser das Selsorgerherz ergreifenden Anklage, sondern nur aus kalter Ueberlegung hervorgeht, da kann es wol geschehen, daß die rechten Mittel und Wege erkant werden, aber es fehlt der Trieb und die Kraft, sie recht zu brauchen, und ob wir sie auch brauchten, so geschieht es doch ohne den Segen, an welchem alles gelegen ist, und sie bleiben ohne Erfolg.

Die eigene Buße also ist die erste That, die wir der Zunahme der Meineide entgegen zu setzen haben. Erst unter der Voraussetzung und auf der Grundlage dieser Buße dürfen wir nach einem weiteren Thun in dieser Angelegenheit fragen.

Wie es sich nun bei einem im Zunehmen begriffenen Uebel, wenn demselben gewehrt werden soll, zunächst um die Ursachen dieser Zunahme handelt, so auch in dem vorliegenden Falle. Wir fragen deshalb zunächst: worin haben die zunehmenden Meineide ihren Grund? Man pflegt vor allem den Gerichten die Schuld beizulegen und gegen diese die Anklage zu erheben, daß sie bei Abnahme der Eide zu äußerlich formell, zu mechanisch und leichtfertig zu Werke gehen, daß sie den Eid nur als eine äußere Form der Aussage ansehen, die für den Fall, daß diese Aussage eine falsche ist, zu einer gesezlichen Strafe berechtigt, ohne von dem Bewußtsein des Eides als einer gottesdienstlichen Handlung und von der im Wesen des Eides begründeten Furchtbarkeit des Meineides innerlich durchdrungen zu sein. — Diese Anklage hat leider nur zu viel für sich. Wer jemals in einem Gerichtslokal bei Eidesabnahmen zugegen gewesen ist, wird in diese Anklage einstimmen müssen. Ich selbst bin mehr als einmal Zeuge davon gewesen, wie der Richter mitten unter dem lauten Geschwirr und Gewirr der Verhandlungen, die mit den verschiedensten Parteien aufgenommen wurden, Einen nach dem Andern schwören ließ. Es ist dies eine Weise, die ganz dazu angethan ist, bei dem Schwörenden das Bewußtsein von der Allgegenwart des heiligen Gottes zu unterdrücken, oder gar nicht aufkommen zu lassen, in jedem Fall aber abzuschwächen. Es würde ja dem Schwörenden die Heiligkeit des Eides viel tiefer und eindringlicher zum Bewußtsein kommen, wenn der Act der Eidesabnahme in einer ihm entsprechenden feierlicheren Form vollzogen würde, wenn wenigstens nur dies Eine geschähe, daß Alle im Local Anwesenden zu dem Acte der Eidesabnahme feierlich und ehrerbietig sich zu erheben veranlaßt würden, um in lautloser Stille und in betender Stimmung (gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen) ihre Teilnahme an dem bezüglichen Act zu bekunden, oder wenn, was noch besser wäre, der Richter mit dem Schwörenden sich an einen Ort begäbe, wo sie beide mit den etwa erforderlichen Zeugen ganz allein sind und wo ihr Herz und Gemüt in dem Maße, wie sie durch nichts Aeußerliches zerstreut werden, hingelenkt wird auf den unsichtbar Anwesenden, zu dem der Eid geschworen wird.

Man gibt unserer Justiz ferner schuld, daß sie bei Handhabung des Eides den Eid je länger je mehr der ihm gebührenden Seltenheit beraubt hat, indem sie nicht blos in wichtigen und folgenschweren, sondern auch in den kleinlichsten und unerheblichsten Dingen, bei welchen es sich oft nur um etliche Groschen handelt, den Eid fordert. Und es ist ja richtig: je kleinlicher der Gegenstand ist, um den es sich bei einer Eidesleistung handelt, desto näher liegt für den Schwörenden der versuchliche Gedanke, daß nach dem Maß des unbedeutenden Gegenstandes der falsche Schwur etwas Unbedeutendes sei, und ebenso richtig ist es, daß, da in jeder Untersuchungssache der Zeugeneid geleistet werden muß, und mithin jeder in den Fall kommen kann, oftmals den Eid zu leisten, das Schwören schließlich zu einer Gewohnheitssache wird, worüber gleichfalls das Gefühl und Bewußtsein von der Heiligkeit dieser Handlung sich mehr und mehr verliert. Je mehr diese Anklagen als begründet von uns anerkant werden müssen, desto näher liegt die Frage, ob wir Diener am Wort

nicht Beruf und Pflicht haben zur Beseitigung dieser in unserm Gerichtswesen begründeten Uebelstände etwas zu unternehmen. Das nächste wäre wol, daß wir von Amtswegen entweder auf directem Wege oder durch Vermittelung der kirchlichen Behörden bei dem Justiz-Ministerium petitionirten, den Gerichten auf's Neue die ihnen durch das Gesez gebotene Pflicht einzuschärfen, die Eide in feierlicher Form und namentlich in einem dazu besonders eingerichteten Locale vorzunehmen. Doch möchte ich nicht für eine solche Petition stimmen; einmal ist es doch sehr fraglich, ob ihr Folge gegeben werden würde, und geschähe dies auch, die Wirkung würde, so weit das Sprüchwort Wahrheit hat: „Juristen, schlechte Christen," doch nur eine sehr vorübergehende sein; die Eidesabnahme würde nach nicht langer Zeit doch wieder in der sehr bequemen rein formellen und mechanischen Weise abgemacht werden. Der christliche Geist selbst müßte die Gerichte durchdringen wenn hier eine durchgreifende und bleibende Reform bewirkt werden sollte. Dieser Geist aber läßt sich durch Verfügungen nicht einflößen. Um so mehr aber sollte es jeder Pastor sich angelegen sein lassen, im persönlichen Verkehr mit den einzelnen Gerichtsherrn auf dieselben einzuwirken und sie auf die betreffenden Uebelstände aufmerksam zu machen. Ein gutes Wort wird auch hier eine gute Statt finden, und es wird dies um so mehr der Fall sein, je mehr wir uns ohne Verleugnung unseres christlichen und kirchlichen Standpunktes in möglichst freundschaftliche Beziehungen zu den einzelnen Personen unseres Kreis-Gerichts setzen.

Wenn wir aber auch von einer solchen Petition Abstand nehmen, so dürfte es um so mehr an der Zeit sein, an die Justizbehörden oder unmittelbar an die Kreis-Gerichte selbst die Forderung zu stellen, daß alle diejenigen bestehenden Bestimmungen, wonach uns Geistlichen von Amtswegen ein directer Einfluß auf diejenigen, die einen Eid zu schwören haben, nicht blos verstattet, sondern geboten wird, in gewissenhafte Anwendung gebracht werden. In der Gerichtsordnung T. 10. §. 369 und in der Criminalordnung §. 339 heißt es: „Die Geistlichen sind schuldig, die ihnen in Civil- und Criminal-Sachen von Gerichtswegen aufgetragene Admonition bei Eidesleistungen mit gewissenhafter Treue und Umsicht zu verrichten." In Schmelings evgl. Pfarramts-Agende p. 63 u. 64 wird hierüber gesagt: „Für diesen Fall hat der Geistliche in dem Maße, als ihm dazu Gelegenheit gegeben wird, sich schon vorher von dem betreffenden Fall und von der Beziehung, worin zu diesem der Schwörende steht, Kentnis zu verschaffen und lezteren zum Gegenstand seiner selsorgerlichen Bemühungen zu machen, und ohne durch kränkende Vorausseţungen zurückzustoßen, nach dem Maße des befundenen Bedürfnisses dessen Begriffe zu berichtigen, sein Gewissen zu schärfen, den Sophismen der Lüge den Zugang zu versperren, vielleicht auch ungegründete Gewissensscrupel zu beseitigen, die Freudigkeit des Zeugnisses für die wol bewußte Wahrheit zu stärken, auf alle Weise den Ernst der Handlung, die Heiligkeit der Pflicht, die Bedeutung für das ewige Leben nicht blos dem Verstande einleuchtend, sondern auch dem Herzen eindringlich zu machen, und indem er meidet, was seinem geistlichen Berufe fremd ist, wo es die Sache erheischt, oder ein entgegenkommendes Vertrauen dazu auffordert, sich auch der Pflicht des treuen und sorgsamen Gewissenraths nicht zu entziehen, um durch dies Alles dem Acte der Eidesleistung selbst durch seine Gegenwart, seine Belehrung und Ermahnung den Character einer höheren religiösen Weihe zu geben, und auf das Gemüt des Schwörenden einen Eindruck zu machen, wodurch er von absichtlicher oder unbedachter Verletzung der Wahrhaftigkeit abgehalten wird." Aber wie kann der Geistliche dieser ihm obliegenden Verpflichtung nachkommen, wenn ihm seitens des Gerichts keine Gelegenheit dazu geboten wird? An mich ist wenigstens während meiner 17jährigen Amtswirksamkeit auch noch nicht Ein Mal eine solche Aufforderung ergangen, ein Beweis, wie Not es thut, daß an die Gerichte aufs Neue die Forderung gestellt wird, bei Abnahme von Eidesleistungen, namentlich in denjenigen Fällen, wo dem Richter selbst die Wahrhaftigkeit des zu leistenden Eides als problematisch erscheint, sich des Geistlichen zu bedienen, oder demselben vorher wenigstens eine Anzeige über den vorliegenden Fall zu machen und ihm anheim zu geben, durch persönliche selsorgerliche Rücksprache auf die betreffende Person einzuwirken. Jedenfalls sollte ein Richter in den Fällen, wo er überzeugt ist, daß ein Meineid geschworen wird, den Eid nicht eher abnehmen dürfen, als bis ein Attest des Geistlichen über die stattgefundene Verwarnung vor dem Meineide beigebracht ist.

Die tiefsten Ursachen für die Zunahme der Meineide liegen jedoch nicht in dem Verhalten und Verfahren der Gerichte, sondern im Volke selbst. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Zunahme der Meineide nur eine einzelne Erscheinung des allgemein zunehmenden Verderbens ist, daß darum auch den Meineiden nur in dem Maße gesteuert werden kann, wie dem Gesamtverderben Einhalt gethan wird. Unser Volk leidet an einer epidemischen, schrecklich grassirenden Krankheit, die da heißt: Gottlosigkeit, die ihre Wurzel hat in der Gesezlosigkeit. Das ganze Volk bietet dar den Anblick eines an Gesezlosigkeit erkrankten Leibes, an welchem die specielle Sünde des Meineides nur ein Symptom unter vielen andern ist. Dieses einzelne Symptom kann und wird nur schwinden, wenn der Gesamt-Organismus aus dem Grunde geheilt und zur Genesung geführt wird. Wie die Krankheit, die Gottlosigkeit, auf dem Grunde der Gesezlosigkeit beruht, so beruht die Heilung in der wiederkehrenden Gottesfurcht auf dem Grunde des Gesetzes, wesentlich der heiligen zehn Gebote. Durch das Gesez komt Erkentnis der Sünde, und aus dieser die Furcht Gottes, die Furcht und heilige Scheu wissentlich und mutwillig zu sündigen wider den starken und eifrigen Gott, der gedroht hat zu strafen alle, die seine Gebote übertreten. Wenn in den lezten 50 Jahren auf allen Kanzeln, wo die gläubige Predigt erschollen ist, nicht in so überwiegender Weise nur die evangelische Substanz des göttlichen Wortes zur Geltung gekommen wäre, sondern auch dem Gesez das ihm im Worte Gottes zugewiesene Recht verschafft worden wäre, wenn ferner auf allen denjenigen Kanzeln, wo fast nur die gesezliche Predigt vernommen wird, das

Gesez nicht in der unevangelischen Absicht, die Leute dadurch zu bessern, sondern zu dem evangelischen Zweck, sie zur Erkentnis der Sünde zu bringen, gepredigt worden wäre, wahrlich es würde der Krebsschaden der mangelnden Gottesfurcht nicht so tief und so weit um sich gefressen haben. Jezt gilt es Versäumtes nachzuholen und dem Zeitgeist gegenüber mit aller Kraft und Energie die Gebote Gottes den Seelen einzuschärfen, auf daß die Sünde wieder als Sünde, nemlich als eine verdammende Schuld erkant und gefühlt und dem Wahn, als ob auch für mutwillige Sünden das Blut Christi um Barmherzigkeit schreie, ebenso wie dem Unglauben, als ob auf mutwillige Uebertretungen kein göttliches Strafgericht warte, entgegengetreten werde. Da aber das Sündige der Sünde nur an einzelnen bestimten Sünden und Uebertretungen der göttlichen Gebote anschaulich gemacht und zum Bewußtsein gebracht werden kann, so ist es nötig, daß wir den Leuten nicht bloß die im Schwange gehenden Sünden und Vergehungen im Lichte des göttlichen Wortes als Werke der Finsternis vor die Augen malen, sondern es ihnen auch auf den Kopf zu sagen, daß, die solches thun, ganz gewis der Verdammnis anheimfallen. Thun wir dies? Thun wir es nicht bloß in Betreff des Ehebruchs, des Diebstahls, des Betruges, des Saufens, des Fluchens und Lügens? Thun wir es auch in Betreff der Sünde, die schrecklicher ist als diese alle — des Meineides? Wir hören und wissen von der zunehmenden Zahl der jährlich vorkommenden Meineide, und doch berühren wir diesen Punct in unsern Predigten kaum hin und wieder einmal und nur leise und andeutungsweise.

Ein Ministerial-Rescript vom 7. April 1796 und eine Kabinets-Ordre vom 12. März desselben Jahres geben den Geistlichen auf, ihre jedesmaligen Katechumenen vorzüglich in der wichtigen Lehre vom Eide zu unterrichten, sowie auch jährlich einmal (23. Sontag p. trin.) über den Eid und dessen Wichtigkeit zu predigen. Diese Verordnung ist damals, wo der Eid noch allgemeiner heilig gehalten wurde, für nötig erachtet worden, und jezt, wo man über die zunehmenden Meineide klagt, ist sie, was wenigstens die Predigt betrifft, allgemein außer Gebrauch gekommen!

Das Königl. Consistorium der Provinz Brandenburg hat gethan, was alle Consistorien zu thun verpflichtet wären, und durch Verfügung vom 9. April 1847 verordnet, daß dieser Gegenstand beim Unterrichte der Katechumenen und von Zeit zu Zeit (wir fragen hier, warum nicht in jedem Jahr an einem bestimten Sontage?) auf der Kanzel nach seiner ganzen Bedeutung und seinem Zusammenhang mit allen Seiten christlicher Frömmigkeit geflissentlich zur Sprache zu bringen ist.

Wenn es nun auch in unserer Provinz an einer solchen ausdrücklichen Verordnung aus neuerer Zeit fehlt, so bleibt es den einzelnen Geistlichen jedenfalls unbenommen, die alte Sitte in Betreff der jährlich an einem bestimten Sontage wiederkehrenden Eidespredigt wieder aufzunehmen. Einer solchen Predigt würden namentlich folgende dem Worte Gottes entnommene Stücke zu Grunde liegen müssen: a) Wesen des Eides. b) Zweck des Eides. c) Mahnung zum wahrhaftigen Eide. d) Bedingung gottgefälliger Eidesleistung. e) Lohn und Segen der Wahrhaftigkeit. f) Strafe und Fluch des Meineides. Von ganz besonderer Wichtigkeit aber ist es, daß wir unsern jedesmaligen Confirmanden bei Behandlung des 2. Gebotes eine möglichst gründliche und eindringliche Belehrung über den Eid erteilen. Ich selbst beobachte dabei folgende Praxis. Nachdem ich den Kindern das Wesen und die Bedeutung des Eides, sowie dessen Zulässigkeit und Notwendigkeit, darnach die schreckliche Sünde des Meineides in ihren Folgen für Zeit und Ewigkeit auseinandergesezt, auch einige dahin einschlagende und erschütternde Geschichten erzählt habe, sage ich zu den Kindern: „steht jezt alle auf!“ — sie erheben sich und ich fahre fort: „liebe Kinder, ihr steht hier vor Gott, zu dem ich jezt für euch alle, und jeden einzelnen ein heißes Gebet thun will, daß Er euch alle und jeden einzelnen aus Gnaden behüte, daß keins, keins von euch jemals in die schwere Missethat gerathe, einen Meineid zu schwören.“ Hierauf thue ich das Gebet mit bewegtem Herzen und auch den Kindern pflegen dabei die Augen überzugehen. Wenn ich das „Amen“ gesprochen habe, fordere ich die Kinder auf, zum Zeichen, daß das Gebet erhört werden solle, das „Amen“ mit lauter Stimme zu wiederholen. Die Kinder sprechen mit schluchzender Stimme „Amen“. Dann beschließe ich diese Handlung mit der Mahnung und Bitte: „O Kinder, gedenket an dieses Amen, wenn in eurem spätern Leben jemals die Versuchung zum Meineide an euch herantreten sollte.“ Es ist mir, Gott sei Dank, bis jezt kein Fall bekant, wo auf Jemandem aus der Zahl der von mir Confirmirten der Verdacht des Meineids ruhte. —

Ebenso werden wir wolthun, wenn wir die Lehrer unserer Parochie fleißig daran erinnern, über diesen Gegenstand zum öfteren recht herzlich und eindringlich zu den Schulkindern zu reden. Die Kinder sind grade für diese, das practische Leben so nahe berührende Lehre sehr empfänglich und wenn ihnen dabei noch einige darauf bezügliche Geschichten erzählt werden, so kann man versichert sein, daß sie im Hause der Eltern als gesegnete Zeugen wider den Meineid auftreten und sich an ihnen das Wort erfüllt: „aus dem Munde der Kinder hast du dir eine Macht zugerichtet.“ Vor allem aber soll uns daran liegen, aus unsern Gemeindegliedern solche gewissenhafte und wahrheitsliebende Christen zu machen, daß ein einfaches „ja“ oder „nein“ von ihnen mehr gilt, als zehn Schwüre. In dem Maße, wie dies aller Orten gelingt, wird es geschehen, daß der Gebrauch des Eides mehr und mehr beschränkt wird, daß dem Eide seine Seltenheit, sein heiliger Ernst, seine Majestät wiedergegeben wird und daß der Schwur, abgesehen von seiner heilsamen Wirkung auf die irdischen Zustände nur noch zur Verherrlichung Gottes dasteht, als das erhabenste Bekentnis von der Allmacht und Allgegenwart, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes.

U. B.

Kirchliche Skizzen aus Südfrankreich.

I. Ein Blick in die reformirte Kirche.

(Schluß.)

Deshalb halten in der That auch Viele die Verpflichtung auf das Symbol der Kirche für notwendig, aber sie ist nicht ohne Weiteres möglich. Hier und da hat man wol gar bezweifelt, ob die Confessio gallicana noch zu Recht bestehe. Nämlich das organische Gesetz über die protestantischen Culte vom 18. Germinal X (8. April 1802) bestimt in Art. 4, daß keine Lehr- oder dogmatische Entscheidung, kein Formular unter dem Titel einer Confession oder irgend einem andern Titel veröffentlicht oder Gegenstand des Unterrichts werden kann, bevor die Regierung die Veröffentlichung der Bekantmachung genehmigt habe. Nun ist Streit darüber, ob sich dieser Artikel auf alte oder neue Confessionen bezieht, ob also die alte Confessio gallicana damit beibehalten worden, oder ob es der Genehmigung der Regierung bedarf, sie in Kraft zu setzen. Diesen Streit und den daraus genommenen Einwand gegen die Möglichkeit der Verpflichtung auf das Symbol kann ich aber nicht für ernsthaft halten (zudem, veröffentlicht ist diese Confessio in der lezten Zeit öfter), denn die Entscheidung wäre doch leicht durch eine Anfrage bei dem Minister zu erhalten und damit, wenn dieselbe für die Rechtsbeständigkeit des Symbols ausfällt, aller Zweifel beseitigt. Andern Falls würde es sich darum handeln, diese Genehmigung zu erlangen. Aber hier liegt auch gar nicht die Hauptschwirigkeit. Es sind innere Bedenken, welche von der Verpflichtung auf das Symbol abrathen, und das ist entschieden der Schwerpunkt der ganzen Frage. Von Punkten geringerer Bedeutung abgesehen, knüpft sich das Hauptbedenken an den Art. XII von der Prädestination. Derselbe lautet nämlich: „Wir glauben, daß Gott aus dieser allgemeinen Verderbnis und Verdamnis, worin alle Menschen gesunken sind (Art. XI), diejenigen erlöst, welche er in seinem ewigen und unwandelbaren Ratschluß einzig durch seine Güte und Erbarmen, ohne Rücksicht auf ihre Werke in unserm Herrn Jesu Christo erwählt hat, indem er die Andern in derselben Verderbnis und Verdamnis läßt, um an ihnen seine Gerechtigkeit zu zeigen, wie er in den ersten den Reichtum seiner Barmherzigkeit leuchten läßt. Denn die Einen sind nicht besser als die Andern bis dahin, daß sie Gott nach seinem unwandelbaren Ratschluß scheidet, welchen er in Jesu Christo vor Erschaffung der Welt festgesezt hat, und es würde auch Niemand aus eigener Kraft zu solchem Gut kommen, weil wir von Natur nicht eine gute Regung, noch Neigung, noch Gedanken haben können bis dahin, daß Gott uns zuvor gekommen und uns dazu fertig gemacht hat." Diesen Artikel kann man nicht mehr annehmen,*) und wer wird damit mehr übereinstimmen, als wir deutschen luthreischen Theologen! „Calvin — so sagte Prof. de Félice in seinen trefflichen zu Alais gehaltenen Reden über die Rechte und Pflichten der Laien bei der gegenwärtigen Lage der reformirten Kirche Frankreichs — Calvin hat zu streng logisch in seinem Lehrsystem sein wollen und diese Strenge hat ihn einige der Milderungen und Gegengewichte übersehen lassen, welche die ganze und volle Wahrheit der Offenbarung ausdrücken." Unter diesen Umständen können denn nun auch die principiellen Anhänger der Verpflichtung auf ein kirchliches Symbol nicht die ungeänderte Confession der Ordinationsverpflichtung zu Grunde legen. Und doch ist in solcher Verpflichtung die einzige Schranke gegen das fernere Eindringen so extremer negativer Geister, wie die Kirche sie jezt in ihrem Schoße birgt. Schon Stapfer (gest. 1840 zu Paris) hatte in den zwanziger Jahren die Frage von dieser Verpflichtung der Geistlichen als die für das Schicksal der Kirche in Frankreich wahrscheinlich entscheidende erkannt und dieselbe deshalb dringend empfohlen, nötigenfalls nach Abänderung einiger Artikel. Ich hebe aus seiner Darlegung einige Sätze heraus, die in treffender Weise manchen der früher erwähnten Bedenken begegnen. Er sagt von den für die Freiheit der Forschung besorgten Gemüthern (Archives du christianisme VII. p. 433 ff.): „Indem sie den Zweck der Glaubensbekentnisse verkennen, verwechseln sie die souveräne Autorität unserer heiligen Schriften über die Dogmen mit dem blos disciplinaren Nutzen der Symbole. Zwischen der Bibel als alleiniger Quelle der Glaubens- und Lebensregeln und der Bibel als Basis des öffentlichen Unterrichts ist offenbar ein großer Unterschied.... Abschaffung der Formulare statt Verbesserung hemmt den Fortschritt, zersplittert die Kraft und lähmt die Thätigkeit durch Mangel an gleichförmiger Richtung..... Ein Glaubensbekentnis ist für die Lehrer der Kirche, die es angenommen hat, nicht eine Glaubensregel, sondern ein Eintrachtsmittel durch das Versprechen, die Fundamentalartikel desselben nicht mehr in Frage zu stellen..... Die symbolischen Bücher sind keine Glaubensregeln, keine unfehlbaren Concilien, keine Päpste, sondern Symbole, woran sich die Glieder einer Gemeinde erkennen, und Schranken gegen veränderliche, von der Tagesphilosophie erzeugte Meinungen." Aber der nach der andern Seite gerichtete Einfluß Vincent's auf die Kirche blieb bis zu seinem Tode (1837) der entscheidende. Doch mehrten sich die Anzeichen, daß man anfing sich ernstlicher mit dieser Frage zu beschäftigen, vor allen Dingen das wenig gekante Glaubensbekentnis zu studiren und die Kentnis desselben zu verbreiten. Schon 1829 erschien eine Ausgabe desselben mit „allge-

*) Der Gegensatz gegen das Dogma von der absoluten Prädestination ist übrigens in der französisch-reformirten Kirche schon alt. Die Decrete der Dortrechter Synode nahm sie nicht an, und einige Decennien bevor die Weiterentwickelung der reformirten Kirche durch Aufhebung des Edictes von Nantes so grausam unterbrochen wurde, waren einige Proff. der Theologie zu Saumur mit milderen Lehrformen hervorgetreten. Der Lehrsatz Amiraults von dem Universalismus hypotheticus wurde auch von den Synoden zu Alençon 1637 und zu Charenton 1644 für zulässig erklärt und von David Blondel, Jean Daillé (Dalläus) und J. Claude verteidigt.

meinen Betrachtungen über die Natur, den rechtmäßigen Gebrauch und die Notwendigkeit von Glaubensbekentnissen von Cellerier (Vater) und Gaussen, und eine historische Notiz über dasjenige der reformirten Kirche Frankreichs von H. L. (Heinr. Lutteroth)." Der billige Preis dieser Ausgabe (4 Sgr., ohne Noten 2 Sgr.), sowie der Umstand, daß man sie in größerer Menge verschenkte, zeigen schon, daß es auf möglichste Verbreitung derselben unter den Gemeinen abgesehen war. So weit meine Quellen reichen, faßten 1830 auch zwei Consistorien, die von Bolbec und Caen, den Beschluß, die Verpflichtung auf das Symbol wieder einzuführen und in Zukunft keinen Pfarrer zu erwählen, ehe er nicht das Glaubensbekentnis mit der Kirchendisciplin unterzeichnet habe. Doch sind in Bolbec neuerdings wenigstens die Ordinationen nach dem Formular von Montauban vollzogen worden. Dieses war nämlich inzwischen von Seiten derer, welche principiell eine formelle Verpflichtung des Geistlichen forderten, die unmodificirte Confessio gallicana derselben aber nicht zu Grunde legen wollten, aufgestellt worden, um eine Einigung der Gleichgesinnten in der Form der Verpflichtung herbeizuführen. Denn natürlich eine officielle Bedeutung hatte es nicht und seine Benutzung konte Niemanden vorgeschrieben werden. Es war ein Notbehelf und hatte, wie schon gezeigt, alle Mängel eines solchen. Hatten doch Geistliche, welche auf dies Formular verpflichtet waren, sich an der berüchtigten Pariser Erklärung über die Auferstehung beteiligen können, ohne mit seinem Wortlaut in Widerspruch zu gerathen! Aber auch das Formular von Toulouse könte nur als Notbehelf dienen. Nach einigen Jahren würde vielleicht die Lage der Kirche neue Aenderungen fordern. Anders denn als augenblickliche Notbehelfe und provisorischen Ersatz für ein kirchliches Symbol kann ich auch die mannigfachen Glaubensbekentnisse nicht betrachten, welche Vereine und Conferenzen zu ihrer Grundlage gemacht oder die einzelnen Consistorien als Ausdruck ihrer kirchlichen Ueberzeugung aufgestellt haben. So schön es ist, wenn z. B. das Cosinstorium von Marseille bei Gelegenheit der Säcularfeier der Reformation in Frankreich (1859) sich in einem officiellen Document zu den Wahrheiten des Christentums bekent, so kann doch auch hier, ebenso wie bei der Ordinationsverpflichtung die Mannigfaltigkeit verschiedener Glaubensbekentnisse, die dabei mit unterlaufenden Ungenauigkeiten und Unklarheiten der Fassung u. s. w. dem Ganzen nicht förderlich sein. Die Mängel und Lücken derselben bieten auch den Gegnern mannigfache Angriffspunkte; und ohne im Mindesten die Bedeutung des kräftigen Zeugnisses in der Pariser Erklärung von 1864 abschwächen zu wollen, kann man doch bei unbefangener Betrachtung nicht verkennen, wie viel beachtenswerte Wahrheit in den Worten des jüngeren Coquerel liegt, der bei der erneuten Discussion über dies Document im vergangenen Frühjahr dasselbe „als ein zu zerissenes Zelt, um als Obdach zu dienen" bezeichnete. Nur ist freilich der Schutz eines solchen immer noch weit besser, als ohne jegliches Obdach dem Unwetter preisgegeben zu sein. Es ist aber richtig, diese Erklärung kann nur ein Provisorium sein. Das fühlen die Gegner durch und sie erkennen in diesen Erklärungen die sich anbahnende Rückkehr zu formulirten Glaubensbekentnissen. „Man hat uns gesagt — erklärte Coquerel (Vater) bei der eben erwähnten Discussion — man hat uns gesagt, es handle sich hier um eine einfache Erklärung von Principien, nicht um ein Glaubensbekentnis. Mag sein; aber sie arten bald in wirkliche Bekentnisse aus, und die Nüance, welche sie scheidet, verwischt sich bald." Man kann auch nicht bei solchen gelegentlichen Erklärungen stehen bleiben und man kann sich nicht damit begnügen, sie blos aufzustellen, ohne ihnen praktische Folgen zu geben. Die Entwickelung der Dinge drängt entschieden immer mehr dahin, nach festeren Grundlagen zu streben. Auf den privaten und gelegentlichen Erklärungen einer mehr oder minder großen Anzahl gläubiger Individuen baut sich die zerrüttete Kirche nicht wieder auf. Nur ein allgemein giltiges Glaubensbekentnis kann die erforderliche Grundlage abgeben. Das lehrt ein Blick in die Vorgänge innerhalb der französischen Kirche klar erkennen, und manchem unserer heimischen Theologen wünschte ich etwas nähere Kentnis derselben; ich glaube, einer oder der andere würde sich doch noch etwas besinnen, ehe er in seinem Eifer gegen die Verbindlichkeit kirchlicher Symbole fortfährt. — Die kirchliche Strömung scheint auch in entschiedenem Wachsen begriffen: ein bemerkenswertes Zeichen ist die im vorlezten Absaz des mitgeteilten Ordinationsformulars ausgesprochene Verpflichtung, die Disciplin, Liturgie und kirchlichen Principien der reformirten Kirche aufrecht zu erhalten. (Das Formular von Montauban erwähnte die Disciplin nur in der Einleitung.) Namentlich die Disciplin aber läßt sich von einer bestimten dogmatischen Basis nicht trennen. Ein solches Zeichen ist ferner die 1859 erfolgte Aufforderung, bei dem Reformationsjubiläum die Confession von La Rochelle auf den Kanzeln zu verlesen. Ein solches Zeichen ist auch die im vorigen Jahre von der Toulouser Gesellschaft für religiöse Bücher veröffentlichte neue Ausgabe dieser Confession nebst der kirchlichen Disciplin. Indem die Gesellschaft „diese kostbaren Monumente der Vergangenheit" den Gemeinden darbietet, spricht sie die Ueberzeugung aus, daß die reformirte Kirche Frankreichs „in dem Wege gehen muß, der ihr von unsern Vätern eröffnet worden." Aber auch von ihrer Seite wurde bei dem neulichen Jahresfeste gelegentlich der Uebersicht der Veröffentlichungen des lezten Jahres erklärt, Niemand werde behaupten, daß jenes Bekentnis noch eine volle Autorität bis in die einzelnen Details haben könne. Die Beziehung dieser Worte ist aus dem früher Gesagten klar: es wird also, bevor man den lezten Schritt zur Verpflichtung auf das Symbol der Kirche thun kann, jedenfalls einer Aenderung desselben bedürfen. Wer aber ist zu dieser Aenderung berechtigt? Der einzelne Pastor, die einzelne Kirche, das einzelne Consistorium nicht, das ist selbstverständlich und zudem im lezten Artikel der

noch heute geltenden discipline ecclésiastique des églises réformées de France ausdrücklich untersagt. Das kann nur eine Nationalsynode, und schon die Synode von Tonneins (1614) hat den dabei einzuhaltenden Weg vorgeschrieben.

Nur eine Nationalsynode! Und die hat die reformirte Kirche Frankreichs nicht mehr: sie hat sie nicht und alle ihre Anstrengungen, sie zu erhalten, sind bis jezt vergeblich gewesen. Nach der alten durch die mehrfach erwähnte Disciplin festgesezten Verfassung bestand über den mehrere Parochien umfassenden colloques (den heutigen Consistorien) und den aus Abgesandten der Kirchen einer Provinz bestehenden Provinzialsynoden eine Nationalsynode als höchste Autorität. Die erste fand 1559 zu Paris statt, wo auch die Grundzüge jener Disciplin festgestellt wurden, die lezte (nach Aymon) 1660: denn was seitdem, namentlich im südlichen Frankreich bis 1770 diesen Namen führte, stimt nur in der Form mit den ehemaligen Synoden überein. Diese Verfassung wurde durch das organische Gesez vom 18. Germinal X (8 April 1802), welches die seit Aufhebung des Edicts von Nantes vor dem Gesez nicht mehr bestehenden und später nur als „vorgeblich reformirte Kirche" geduldete Kirche anerkante und reorganisirte, in mannigfacher Weise modificirt. Tit. II §. 15 verheißt zwar (les églises réf. auront) Synoden, aber diese gleichen etwa nur den früheren Provinzialsynoden. Zudem bedürfen alle ihre Beschlüsse nicht minder als ihre Zusammenberufung der staatlichen Genehmigung. Die Nationalsynode wird gar nicht erwähnt. Es scheint, daß schon damals der Regierung in dieser Beziehung sowie darüber, daß die organischen Artikel einseitig vom Staate ausgegangen seien und daß die Kirche sich nicht selbst habe constituiren dürfen, Vorstellungen gemacht worden sind, die aber keine Beachtung fanden. Während der Restauration wurde kaum im Vorbeigehen von der Organisation der Kirche und den Synoden gesprochen, weil von den Bourbonen doch nichts zu erreichen war. Erst nach der Julirevolution versuchte man wieder eine Reform der organischen Artikel und die Zusammenberufung der Synoden zu erlangen. Die Verhandlungen wurden bald sehr lebhaft und es tauchten allerlei Entwürfe von Conferenzen oder von Einzelnen verfaßt auf, in denen aber der Nationalsynode je nach der Parteistellung eine verschiedene Gewalt beigelegt wurde, dort eine alle kirchlichen Angelegenheiten betreffende, hier nur eine disciplinare mit Ausschluß aller doctrinellen Entscheidung. Da glaubte endlich die Regierung auch etwas thun zu müssen; aber der ministerielle Entwurf einer königlichen Ordonnanz, welche mit Uebergehung der Synodalfrage nur die kirchliche Verwaltung regeln sollte, wurde bald wieder bei Seite gelegt, als er bei einer privatim berufenen Commission protestantischer Deputirter und Pastoren sowie beim Staatsrath (bei beiden natürlich aus sehr verschiedenen Gründen) auf heftigen Widerspruch stieß und bei seinem weiteren Bekanntwerden energische Proteste von vielen Consistorien hervorrief. Nach wie vor wurden nun kirchliche Verwaltungsmaßregeln durch ministerielle Circulare bestimt, während die Reformirten ihr Recht auf die Synoden in Broschüren, Journalen und auf den Pastoralconferenzen zu verteidigen und ihre Zusammenberufung zu fordern

fortfuhren. Die Lezteren waren auf Vincent's Rath seit 1833 (die erste fand im April jenes Jahres zu Paris statt) an mehreren Orten gegründet worden, um, so lange die Bestimmungen des organischen Gesetzes unausgeführt blieben, wenigstens die Hilfsmittel zu benutzen, welche das gemeine Recht gestattete, die Isolirung der einzelnen Kirchen etwas zu vermindern. Dies scheint die Lage der Dinge bis 1848 geblieben zu sein. Nach der Revolution dieses Jahres fand ein reformirtes Concil zu Paris statt, welches über eine neue Organisation der Kirche berieth. Als man aber, um bei den obwaltenden dogmatischen Differenzen doch die Verfassungseinheit aufrecht zu erhalten, dabei von Dogma und Symbol ganz abzusehen beschloß, legten Fr. Monod und Graf Gasparin dagegen Protest ein und constituirten auf einem neuen Concil zu Paris 1849 eine „Union evangelisch gesinter Gemeinden" (sie zählt jezt 33 Pastoren) mit zweijährig wiederkehrenden Synoden. Leztere blieben auch unangefochten, als ein Decret vom 26. März 1852 die „Reorganisation der protestantischen Culte" regelte. Für die reformirte Kirche wird darin ein Centralrath zu Paris eingesezt, dessen Mitglieder das erste Mal Seitens der Regierung ernant wurden, der die Kirchen sowol bei dieser als bei dem Staatsoberhaupte vertreten soll. „Er ist berufen, sich mit den Fragen von allgemeinem Interesse zu beschäftigen, mit denen er von der Verwaltung oder von den Kirchen beauftragt wird, und namentlich bei der Ausführung der durch das gegenwärtige Decret vorgeschriebenen Maßregeln mitzuwirken." Seine Bedeutung erscheint übrigens um so geringer, je weniger die Kirche selbst bei seiner Einsetzung beteiligt gewesen ist: Die Consistorien correspondiren direct mit dem Minister. Die Synoden werden in dem Decret mit keinem Worte erwähnt; da aber im Uebrigen die Artikel des organischen Gesetzes, soweit sie dem neuen Decret nicht zuwiderlaufen, bestätigt worden, so steht die dort gegebene Verheißung von Synoden noch in Kraft. Die Agitation sie zu erhalten ist auf der kirchlichen Seite sehr lebhaft. Ihre baldige Zusammenberufung und die Vollendung des Verfassungsgebäudes durch eine Generalsynode ist eine gebieterische Notwendigkeit im Interesse selbst nur äußerlicher Ordnung. Die Zahl der gleich berechtigt neben einander stehenden Consistorien, welche die höchsten Behörden der ihnen untergebenen Kirchen sind, beträgt 105. Und die Folgen der Gleichberechtigung so vieler Behörden, die keine höhere einheitliche Autorität über sich haben, sind der Art, daß die Aeußerung, die ein Laienmitglied der Toulouser Conferenz mir gegenüber that: „die reformirte Kirche Frankreichs ist die Anarchie in Permanenz!" nicht übertrieben ist. Auch officielle Schriftstücke sprechen von der „Anarchie, die uns verschlingt, die uns in den Abgrund stürzt." Einige Proben sind ja auch namentlich in dem über die Ordination Gesagten zu Tage gekommen. Hier liegt die größte Gefahr für den Bestand der Kirche in den heftigen Kämpfen der Gegenwart, die ihrerseits die Anarchie fortwährend steigern. „Wenn das äußere Gebäude den Anschein hat noch aufrecht zu stehen — sagt Prf. de Félice in den schon erwähnten Reden über die Rechte und Pflichten der Laien — so ist es nur eine officielle, künstliche und gebrechliche

Decoration. Beim ersten Sturmeswehen wird es zerbrechen." So scharf stehen die Gegensätze einander gegenüber, daß man offen sagt, wenn die reformirte Kirche nicht durch Gesez und Budget an den Staat gebunden wäre, würde sie schon in zwei Kirchen geteilt sein, die historische reformirte Kirche Frankreichs und die „Kirche der Zukunft." Das Nahen dieser wird von ihren Aposteln schon von den Kanzeln herab verkündet und viel Verwirrung dadurch in die Gemeinden gebracht.*) „Man kann nicht müde werden — sagt die Espérance — es immer wieder zu sagen, es auf allen Dächern zu schreien: die Synoden sind eine Lebensfrage für unsere Kirchen, die Bedingung ihrer friedlichen, regelmäßigen normalen Entwicklung; um diesen Preis ist für sie die christliche Freiheit und die christliche Ordnung, und nur so werden unsere Kirchen eine Kirche — unsere Kirche sein." Vor Kurzem ist ein neuer Versuch durch mehr als 60 Consistorien bei der Regierung gemacht worden. Man sieht, daß auch hier die Consistorien bei weitem nicht einig sind. Dennoch ist eine an den Senat gerichtete Petition von diesem „in Betracht gezogen" und dem Cultusminister überwiesen worden. Seitdem hat noch nichts weiter davon verlautet. Die Conferenz von Alais hat ihrem Büreau inzwischen das Mandat gegeben, weitere Schritte zu thun und selbst eine Audienz bei dem Kaiser nachzusuchen und ihn um die Ausführung des Gesetzes zu bitten. Der Conferenz von Paris lag in diesem Frühjahre ein Antrag vor, dies Mandat auch ihrerseits zu bestätigen. Aus dem Bericht über die Verhandlungen kann ich aber nicht sehen, ob bei den anderweitig erregten Debatten dieser Antrag noch zur Besprechung gelangt ist. Die Toulouser Conferenz bestätigt die Fortdauer jenes Mandats.

Fragt man nach den Gründen der Regierung, die Ausführung des Gesetzes zu verweigern, so liegen dieselben wol weniger in der Besorgnis vor den auf den Synoden zu erwartenden lebhaften Kämpfen, als in der Absicht einen Schritt zu vermeiden, der das Verlangen des katholischen Clerus nach Herstellung auch ihrer früheren Provinzialversamlungen sicher nach sich ziehen würde. Welche Verlegenheiten der Regierung aber auf diesem Gebiete entstehen könten, läßt sich im Voraus ahnen.

*) Manchmal jedoch fehlt es diesen Herolden der Zukunftskirche auch nicht an einer kleinen Abkühlung, wenn sie sehen müssen, wie wenig Verständnis sie bei den Gemeinden finden. Einer ihrer am weitesten fortgeschrittenen Anhänger im Süden predigte auf einer Rundreise im Anfang dieses Jahres über dies sein Lieblingsthema vor einer fremden Gemeinde. Mit donnernder Stimme sprach er ungefähr also: die Kirche der Zukunft wird die Freiheit bringen, die uns jezt noch fehlt. Da erst wird man frei athmen können. Eure kleine Kirche ist mir zu eng. Luft, Luft! ich ersticke! — Auf selbige Worte erhob sich flugs die sancta simplicitas in Gestalt des Küsters und — öffnete zwei Fensterflügel des kleinen Gebäudes in dem Glauben, der Herr Pastor werde unwol. — Eine sehr ärgerliche Scene aber ereignete sich einmal, als vorigen Sommer derselbe Herr wegen einer ähnlichen Predigt in einem Seebade nach dem Schluß des Gottesdienstes in der Kirche selbst von einem Zuhörer öffentlich zur Rede gestellt wurde.

Daß in dieser Richtung die Gründe der bisherigen Weigerung zu suchen sind, scheint auch aus dem Umstande hervorzugehen, daß die Abhaltung der Synoden der erwähnten „Union der evangelischen Kirchen" nie auf Hindernisse gestoßen ist. Sie sind nicht anerkante Kirchen und stehen deshalb unter dem Ministerium des Innern. Seit 1862 müssen sie die früher nicht erforderlich gewesene Genehmigung der Regierung für ihre Synodalversamlung einholen, und da traf es sich seltsamer Weise, daß das erste Mal die staatliche Genehmigung von dem Cultus-Minister Rouland gegeben wurde, der damals interimistisch auch das Portefeuille des Innern hatte, also von demselben, der in seinem eigentlichen Ressort die wiederholten Gesuche der Nationalkirche um ihre Synoden abgeschlagen hatte.

Eine endliche Entscheidung der Synodalfrage wird ja nicht mehr lange ausbleiben können. Fällt sie verneinend aus, so ist nicht abzusehen, wie der Anarchie in der Kirche gesteuert werden kann. Wie weit es gelingen wird, durch Anwendung noch kräftigerer Palliativmittel auf dem Wege privater Vereinbarung in Conferenzen wenigstens einigen, wenn auch immer sehr unvollständigen Schutz zu schaffen, kann ich nicht hinlänglich beurteilen. Wird diesen Schutz aber im Fall einer günstigen Entscheidung die Nationalsynode gewähren? Die kirchlich Gesinten hoffen es. Sie sind, wie der Bericht von Alais sagt, überzeugt, daß dieselbe ihrer großen Majorität nach, wenn nicht ganz, aus den bedeutendsten Vertretern der Orthodoxie und der altliberalen Partei zusammengesezt sein und dahin gelangen werde, die gute Ordnung wieder herzustellen und dem Ungestüm der extremen Neuerer, welche schon ihre eigenen Freunde beunruhigen und erschrecken, einen Zügel anzulegen. Sie glauben dabei auf die Mehrzahl der Laien vertrauen zu können, und wol mit Recht; denn nur deshalb scheint die liberale Partei der Einberufung der Synode entgegen zu sein. Die Laienmitglieder auf die Entscheidung vorzubereiten, ihnen den gegenwärtigen Kampf in seiner wahren Bedeutung zu zeigen und ihnen ihre Pflichten an's Herz zu legen, ist der Zweck der mehrfach erwähnten Reden des Prf. Félice über die Rechte und Pflichten der Laien bei der gegenwärtigen Lage der Kirche. Welchen Beifall sie gefunden haben, zeige der Umstand, daß der ersten Mitte November 1864 erschienenen Ausgabe derselben noch vor Schluß des Jahres eine zweite folgte.

„Welches auch — so schließt der Bericht der Conferenz von Alais, und damit als mit dem Ausdruck fröhlicher in Gott gewisser Siegeshoffnung will ich auch den meinigen schließen — welches auch unsere Befürchtungen und Sorgen in der Gegenwart sein mögen, wir haben volles Vertrauen in die Zukunft indem wir uns auf den Segen Gottes, auf die Verheißung Christi, auf die Erfahrungen unserer Väter und auf die Treue unserer Brüder in der Erfüllung ihrer Pflichten stützen. Gott ist nicht in der Welt ins Mittel getreten, um sich dann fern zu halten, und hat die frohe Botschaft von dem Heil durch seinen Sohn nicht verkündigen lassen, um sie den Schwankungen der eitlen Gedanken des Menschen zu überlassen. Was seine Liebe

vollbracht hat, wird seine Liebe aufrecht halten: seine Gaben sind unwiderruflich. Christus hat versprochen bei den Seinen zu sein bis an der Welt Ende und er bleibt dem treu, was er versprochen hat. Wenn er seine Jünger bisweilen heftigen Stürmen aussezt, bald steht er auf und gebeut, und die erregten Wellen legen sich auf sein Wort. Hüten wir uns nur, daß er nicht zu uns sage, wie zu einem seiner Jünger: O du Kleingläubiger, warum zweifeltest du? Die Vergangenheit unserer Kirche bürgt uns für ihre Zukunft. Sie ist unter den Schlägen der äußeren Feinde nicht erlegen, sie wird auch nicht unter den Angriffen der innern Widersacher erliegen. — Jeder muß sich heute mehr denn je befleißigen, seine Pflicht zu thun. Wenn Gott für uns handelt, so ist das nicht ein Grund weniger, es ist ein Grund mehr mit ihm an's Werk zu gehen. Mögen die, welche glauben, mit lauter Stimme ihre Ueberzeugungen bekennen! Mögen die, welche mit Frömmigkeit genügende Einsichten über die bestrittenen Punkte vereinen, es sich angelegen sein lassen, ihre Freunde, ihre Nachbarn, die Glieder ihrer Gemeinde aufzuklären! Bilden wir eine heilige Phalanx, immer beseelt von Gefühlen der Liebe für die, welche irren, aber auch entschieden, das Wort der heiligen Schrift, die wesentlichen Lehren unserer Kirche, die Ueberlieferungen und Gesetze der französischen Reformation mit unerschütterlicher Festigkeit zu verteidigen. Unsere Väter haben — ihr wißt, um den Preis welcher Anstrengungen und welcher Opfer — das ihnen anvertraute Gut des Evangeliums und der Kirche bewahrt. Seien wir treu wie sie: wir werden bessere Tage sehen und dies heilige Vermächtnis auf unsere Kinder bringen." Das walte Gott!

Nachrichten.

Aus Schlesien.

Berichtigung und Förderung.

Mein heutiges Wort schließt sich an die Nachricht aus Schlesien mit der Ueberschrift: „Gebet Gott was Gottes ist" an (cf. Beil. Nr. 38 der Ev. K.-Z. a. c.) —

Zunächst die Berichtigung. Nicht erst „der vorige König", gottseligen Andenkens, hat den, bald nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich d. Gr. errichteten neuen Gotteshäusern, welche allerdings zuerst nur „Bethäuser" genant wurden, „den Namen der Kirchen bewilligt", sie empfingen ihn mit den Parochialrechten schon 1750, und nur usuell wurden sie forthin, wie es sogar heut noch geschieht, Bethäuser oder Bethauskirchen genant. Daß sie „fast sämtlich" jedes äußeren Schmuckes entbehren und „elende Gotteshäuser" seien, dürfte zu viel gesagt sein; auch sind nicht erst seit den hundertjährigen Jubiläen von 1741 ab „Anläufe zur würdigen Ausschmückung genommen" worden. Es ist wahr, es gibt noch sogenante Bethauskirchen, welche den „elendesten" Gebäuden ihrer Orte zugezählt werden müssen; allein auch nicht wenige, welche von Anfang an würdig, ja schön, wenn auch mit mehr oder weniger Verläugnung des kirchlichen Styls, aufgeführt, oder doch lange vor den Jubelfesten in würdige Formen gebracht wurden, auch Thürme und Glocken zum Teil schöne und große empfingen, so daß gar manche Bethauskirche die und jene alte Stadt- oder Landkirche aus der vorreformatorischen Zeit bei weitem an Schönheit und Würde übertrifft, und sich gar wol mit den neuerdings mit mehr Sinn und Geschmack und Würde aufgeführten Kirchen messen kann.

Und nun die Förderung, nämlich des in Nr. 38 Gesagten. Sie liegt zuvörderst in der Zustimmung. Von ganzem Herzen wird dem Wunsche daß die Sakristeien überall würdig ausgestattet, gut gehalten und ihrer Bestimmung, „Bet- Buß- und Tröst-Kammern" zu sein, gemäß eingerichtet sein möchten, und daß den Kirchhöfen eine „geordnete Pflege" überall zugewendet werden möchte, beigepflichtet. Doch damit nicht genug; es sei mit der allerentschiedensten Entschiedenheit darauf hingewiesen, daß es eine große Impietät einschließt, wenn die Kirch- oder Friedhöfe oder Gottesäcker überall, zu Stadt und zu Land, außerhalb der Orte gelegt werden sollen. Die sanitätspolizeilichen Rücksichten dürfen hier nicht allein maßgebend sein, und schon wiederholt haben wir, selbst von Aerzten, die Bemerkung gehört, daß jenen Rücksichten auch ohne Verlegung der Gottesäcker von den Kirchen noch zu entsprechen sei. Wäre das nicht, so dürfte ja nirgend mehr — und doch ist es, Gott sei Dank! noch in unzähligen Dörfern der Fall — der Kirchhof eben der Kirchhof, mit andern Worten der Gottesacker an der Kirche oder um dieselbe her sein. Abgesehen davon, daß die in der Nähe der Kirche befindlichen Gräber thatsächliche Predigten für die Kirchgänger sind und als solche oft mehr erschüttern oder trösten, und auf den Himmel weisen, als es der beredteste Knecht Gottes vermag, — würdige resp. schöne, gepflegte und auch nur einigermaßen anständige Gottesäcker wird und kann es auf dem Lande nur in der Nähe der Kirchen oder um dieselben her geben. Selbst in den Städten macht das oft riesenhafte Wachsen derselben die Entfernung der Friedhöfe aus der Nähe der Wohnungen der Lebendigen geradezu zu Schanden, da auch cassirte noch lange Zeit nichts Anderes, als eben Friedhöfe mitten unter den Häusermassen sind. — Schließlich erklären wir die Verfügung der Liegnitzer Regierung, welche die Inschriften der Grabdenkmäler bei einer Strafe von 10 Thalern der Prüfung durch die Pfarrer unterwirft, nicht nur für „dankenswert" und die Vereinigung der Synode Baruth, eine Samlung christlicher Inschriften zu veranstalten, nicht nur für „anerkennungswert", sondern wir sprechen auch die zuversichtliche Erwartung aus, daß die andern Regierungen der einen nachfolgen, und daß alle Kreissynoden jene Samlung sowol dankbar annehmen, als auch pflichtschuldigst benutzen, teilweise fortbilden werden. Und endlich: unter Synode verstehen wir nun nicht mehr blos die Geistlichkeit, sondern sie voran und inmitten der Auswahl aus den andern Gliedern der Kirchgemeinden, also die Gemeinden in lebendiger Gliederung.

R. A.

Erklärung gegen Dr. Hanne.

Die unterzeichnete Synode Ueckermünde hat sich auf ihrem heutigen Convent zu nachstehender Erklärung vereinigt: Wir sehen in den protestantischen Thesen, welche der Professor und Pastor Dr. Hanne zu Greifswald in No. 30 der Protestantischen Kirchenzeitung d. J. veröffentlicht hat, grundstürzende Irrlehren, ein Attentat auf das Bekentnis, auf welches unser Herr und Erlöser seine Gemeinde gegründet hat. Wir vermögen es nicht einzusehen, wie ein Pastor einer evangelischen Gemeinde ein solches Auftreten mit seinem Ordinations-Gelübde vereinigen kann, und beklagen es tief, daß die auf der Universität unserer Provinz Theologie studirende Jugend von einem Manne zum Dienste der Kirche vorbereitet wird, der die von der gesamten Christenheit bekanten Glaubens-Artikel verwirft.

Ueckermünde, 5. December 1865.

Richter—Ueckermünde. Purgold—Ziegenort. Plato—Neuwarp. Kopp—Altwarp. Lattéle-Hintze—Eggesin. Clasen—Falkenwalde. Kandeler—Ueckermünde. F. Richter—Ahlbeck. F. Wegener—Luckow. Wegener—Jasenitz.

Der vorstehenden Erklärung treten die heute versammelten unterzeichneten Aeltesten und Ehren-Aeltesten der Kreis-Synode Ueckermünde bei.

Ueckermünde, 6. December 1865.

v. Bülow-Rieth. Wegeli. C. Schröder. Budig. Bartelt. Hohensang. Fetting. Otto. Schwell. Audouard.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Seite
145
53
59

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109907391